Enc. 40 l/1

<36607801760016

<36607801760016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexikon.

Achte Originalauflage.

Erster Band.

A bis Bl.

Inc. 40 l/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Allgemeine deutsche
Real-Encyklopädie
für
die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexikon.)

In zwölf Bänden.

Erster Band.
A bis Bl.

Achte Originalauflage.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

10

BIBLIOTH
REGIA
MONACENS

A.

A bezeichnet in der Musik die sechste diatonische Klangstufe der ersten oder tiefsten, a der zweiten, ā der dritten, ā̄ der vierten Octave der von c an gerechneten Tonleiter. Nach Art der Bezeichnung nennt man sie auch die große, kleine, ein-, zweigestrichene Octave u. s. w. A-dur ist in der neuern Musik die Tonart, in welcher a zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Sie hat einen weichen, unschuldigen Charakter. A-moll ist die erste der weichen Tonarten. (S. Ton.)

Aachen, Hauptort des Bezirks gleiches Namens in der preuß. Provinz Niederrhein mit etwa 37,000 Einw., zwischen dem Rhein und der Maas in einem Thale, von sanften Hügeln umgeben. Sie war schon zu Cäsar's Zeiten bekannt; die spätern Römer nannten sie Aquisgranum. Hier soll Karl der Große geboren sein, hier starb er 814. Er wie mehre seiner Nachfolger begabten A. mit ausgezeichneten Freiheiten. Der Bürger A.'s war im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdiensten, Gefängniß und allen Abgaben. A. war freie Reichsstadt des westfälischen Kreises, und aachner Luft machte einen Jeden, selbst den Reichsgeächteten, frei. Nachdem die Franzosen 1794 die Stadt besetzt hatten, wurde sie durch den Frieden zu Luneville 1801 mit Frankreich vereinigt und war der Hauptort des Departements der Roer. Dem franz. Namen Aix hat man, um sie von gleichnamigen Orten zu unterscheiden, la Chapelle hinzugesetzt. Seit 1815 gehört die Stadt zum preuß. Staate. Der Münster in A., seiner Form nach rund, getragen von acht Pfeilern, in deren Bogen 32 Säulen mit korinthischen Knäufen emporstreben, ward durch Karl den Gr. 796—804 erbaut. Die Säulen schafften die Franzosen 1794 nach Paris, und nicht alle wurden 1815 zurückgegeben. Auch die Wölfin und der Kieferzapfen auf einem Gesimse der sogenannten Wolfsthüre wurden nach Paris geführt und nehmen erst seit 1815 ihre alte Stelle ein. Der hohe Chor ist 1353 in edlem und kühnem Styl erbaut. In demselben erhebt sich Karl's Grabmal mit der Aufschrift: Carolo Magno. Darüber schwebt an einer Kette die kolossale Krone, welche Friedrich I. schenkte; sie dient zugleich als Leuchter für 48 Kerzen. Hier steht auf fünf Marmorstücken der weißmarmorne, später mit Goldplatten belegte Stuhl, auf welchem mehre von den bis 1558 hier gekrönten 55 Kaisern saßen. Hier finden sich die während des Mittelalters hochberühmten und in den neuesten Zeiten noch viel besuchten Reliquien; hier waren auch die Reichskleinodien, die seit 1795 in Wien, jetzt in der kaiserl. Schatzkammer, aufbewahrt werden. (Vergl. Nolten's „Archäologische Beschreibung der Münster- oder Krönungskirche zu A.", Aachen 1818.) An der Stelle des ehemaligen römischen Castells errichteten die fränkischen Könige eine Pfalz, die 882 von den Normannen zerstört, um 933 von Otto III. wiederhergestellt und im 14. Jahrh. in ein Rathhaus verwandelt wurde. Der Thurm stammt noch aus der Römer Zeit; ausgezeichnet ist der Krönungssaal mit vielen Bildnissen; in den hohen gewölbten Sälen finden sich köstliche Überbleibsel altdeutscher Kunst, auch Napoleon's und seiner ersten Gemahlin Brustbild, gemalt von David. Sehenswürdig ist die herrliche Kreuzabnahme von Rubens in der Franziskanerkirche, sowie die Bettendorf'sche Gemäldesammlung. Die Einwohner sind größtentheils Katholiken; sie treiben bürgerliche Nahrung oder leben

vom Handel, von den Fabriken und die sogenannten Kappes- oder Kohlbauern vom Feld- und Gartenbau. (Vgl. Meyer's „Aachen und s. Umgebungen", Aachen 1818, und Quix' „Aachen und s. Umgebungen", Frankf. a. M. 1818.) In A. entspringen sechs warme und eine kalte mineralische Quelle. Die vorzüglichste ist die Kaisersquelle, deren eingeschlossener Dunst den sogenannten Bandschwefel absetzt. Der Trinkbrunnen wird, so lange Curgäste da sind, von 6—9 Uhr gepumpt; doch trinkt man jetzt meistens das Wasser des Kaisersbrunnens. Bei der Kaisersquelle ist das Kaisersbad. Außer diesem sind bei den obern Quellen: das neue Bad, das Bad zur Königin von Ungarn oder das kleine Bad, das Quirinusbad; bei den untern: das Herrenbad, das Rosenbad, das Armen- oder Komphausbad. In diesen Bädern finden die Fremden bequeme Wohnungen. Die Gemächer sind trefflich, mit 4—5 Fuß tiefen Bädern, ganz massiv, nach altrömischer Art, meistens mit Betten und Kaminen. Auf dem Driesch ist ein eisenhaltiger Sauerbrunnen, der, wegen Ähnlichkeit mit dem Pouchonwasser in Spaa, der Spaabrunnen genannt wird. — In der Nähe liegt der Flecken Burtscheid, der ebenfalls warme Quellen hat. Die obern Quellen kommen im Orte selbst hervor, die untern im Thale unter freiem Himmel. Das Wasser ist zum Waschen und Färben der Tuche brauchbar. Die obern Quellen enthalten kein hepatisches Gas und setzen keinen Schwefel ab; hierdurch unterscheiden sie sich von den untern und denen zu Aachen. Die in der Gegend befindlichen Steinkohlenlager und Schwefelkiese sind wahrscheinlich der Grund dieser warmen Quellen. (Vgl. Kortum's „Abh. über die Mineralquellen in Aachen und Burtscheid", Hanau 1818, und Schreiber's „Gesch. und Beschreib. von Aachen mit Burtscheid und Spaa", Heidelb. 1824, 12.)

Aachener Congreß im J. 1818, s. Congresse und Quadrupel-Allianz.

Aachener Friedensschlüsse. Der erste vom 2. Mai 1668 endigte den Devolutionskrieg, den Ludwig XIV. 1667 mit Spanien führte, weil er nach dem Tode Philipp IV., seines Schwiegervaters, im Namen seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia, auf das unter Privatpersonen in Brabant und Namur geltende jus devolutionis sich berufend, einen großen Theil der spanischen Niederlande in Anspruch nahm. Frankreich erhielt zu Folge dieses Friedens mit voller Souverainetät einen Theil des ehemaligen burgund. Kreises, die spanisch-niederländ. festen Plätze Lille, Charleroi, Binch, Douai, Tournai, Oudenarde und noch sechs andere, nebst ihrem Zubehör. (Vgl. Schöll's „Hist. des traités de paix", I, 331 fg. — Der zweite aachener Friede vom 18. Oct. 1748 endigte den östr. Erbfolgekrieg (s. Östreich), der zwischen Ludwig XV. von Frankreich auf der einen, und der Kaiserin Maria Theresia auf der andern, dann zwischen Spanien auf der einen, und Großbritannien, Maria Theresia und Karl Emanuel, König von Sardinien, auf der andern Seite, entstanden war, und an welchem die Vereinigten Niederlande als Bundesgenossen Großbritanniens und Östreichs, Modena und Genua als Bundesgenossen Spaniens Theil genommen hatten. Maria Theresia trat an Philipp, Infanten von Spanien, Parma, Piacenza und Guastalla ab. So entstand die vierte souveraine Linie des Hauses Bourbon in Parma, welche aber, da Parma, Piacenza und Guastalla die Erzherzogin Maria Louise, Gemahlin des Kaisers Napoleon, auf Lebenszeit zur Beherrscherin erhielt, mit dem Herzogthum Lucca entschädigt ward und die Regierung daselbst 1818 antrat, nachdem ihr der Rückfall von Parma nach dem Tode der Erzherzogin zugesichert worden war. Übrigens ward durch diesen Frieden der Besitzstand vor dem Kriege hergestellt, die pragmatische Sanction, die Erbfolge des Hauses Hanover in Großbritannien anerkannt, und dem Könige von Preußen Schlesien mit Glatz garantirt. Ein russ. Hülfsheer unter dem Fürsten Repnin, im Solde der Seemächte, das im Frühjahr 1748 dem Rheine sich nä-

herte, beschleunigte den Abschluß des Friedens. Die Bevollmächtigten Frankreichs, Großbritanniens und der Generalstaaten unterzeichneten am 30. Apr. 1748 die Präliminarien, die, in vier Ausfertigungen den übrigen kriegführenden Mächten vorgelegt, nach und nach von ihnen unterzeichnet wurden, obschon Karl von Stuart, der älteste Sohn des Prätendenten, gegen die Ausschließung seines Vaters Jakob III. vom brit. Throne protestirte. Jene drei Mächte unterzeichneten auch zuerst den Definitivfrieden am 18. Oct., worauf Spanien, Genua und Modena am 20., Östreich am 23. Dasselbe thaten. (Vgl. Schöll, II, 411 fg.)

Äakus, ein Sohn Jupiters und der Nymphe Ägina. Er erhielt die Herrschaft über die nach seiner Mutter benannte Insel, und ward um seiner Gerechtigkeit willen ein Liebling der Götter. Auf seine Bitten bevölkerte der Vater die durch Pest entvölkerte Insel neu mit Menschen, die darum, weil sie aus Ameisen entstanden waren, Myrmidonen hießen, und befreite ganz Griechenland von großer Dürre und Hungersnoth. Mit seiner Gemahlin Endeïs zeugte Ä. den Peleus und den Telamon. Wegen seiner Gerechtigkeitsliebe wurde ihm und dem Minos und Rhadamanthos das Richteramt über die Todten zugetheilt; insbesondere lag ihm die Vollziehung der Belohnungen und Strafen ob. Er wird abgebildet auf einem Richterstuhle sitzend, mit Krone und Scepter geschmückt; als besonderes Kennzeichen führt er den ihm von Pluto anvertrauten Schlüssel zur Unterwelt.

Aargau, vormals ein Theil der Cantone Bern und Zürich, gegenwärtig ein Canton der Schweiz. Eidgenossenschaft, eines der fruchtbarsten und durch seine freisinnige Regierung einflußreichsten Flachländer der Schweiz, vom Jura durchzogen, blühend durch Rheinschifffahrt. Unfern der Heilquelle Schinznach erheben sich die Ruinen der Habsburg, und ihnen gegenüber die von Bruneck (Geßler's Stammsitz). Über die Trümmer der alten Römerstadt Vindonissa (jetzt ein Fischerdorf) bei Königsfelden, wo 1308 Kaiser Albrecht I. erschlagen ward, führt der Weg nach Baden. (Vgl. „Umriß der Landesbeschreibung des eidgenössischen Freistaats A.", Aarau 1817.)

Aasgeier, ägyptischer oder heiliger Geier, ein von den alten Ägyptern heilig gehaltener, und auf ihren Denkmälern häufig abgebildeter, noch jetzt von den Muselmännern wegen seines Nutzens streng geschonter Vogel. Er lebt in den südlichen Ländern der alten Welt, besonders häufig in Ägypten, hauptsächlich von Aas. An Größe übertrifft er den Raben. In großen Zügen folgen die Aasgeier den Karavanen und kommen in die Städte, wie Kairo, wo kein Aas vergraben wird.

Abälardus (Peter), ursprünglich Abeillard, scholastischer Philosoph und Theolog, war 1079 unweit Nantes in dem Flecken Palais, der seinem Vater Berenger gehörte, geboren. Angeborene Neigung für die Wissenschaften veranlaßte ihn, seinen Brüdern das Recht der Erstgeburt zu überlassen. Ganz vorzüglich beschäftigte er sich mit scholastischer Dialektik. Um Wilhelm von Champeaux zu hören, ging er aus Bretagne nach Paris; doch bald zog er sich durch seinen Scharfsinn, der seinen Meister in Verlegenheit brachte, dessen Haß zu. Er floh nach Melun, von da nach Corbeil; überall ward er bewundert, aber auch verfolgt. Um seine Gesundheit herzustellen, ging er in die Heimat; neu gestärkt kehrte er nach Paris zurück, versöhnte sich mit seinen Feinden und bildete die ausgezeichnetsten Männer, unter ihnen den nachmaligen Papst Cölestin II., Petrus Lombardus, Berenger, seinen nachherigen Apologeten, und Arnold von Brescia. Um diese Zeit lebte zu Paris Heloise, die Nichte Fulberts, Kanonikus in Paris, damals 17 Jahre alt, ausgezeichnet an Schönheit, Geist und Kenntnissen. A., obgleich schon 38 Jahre alt, entbrannte für sie von so heftiger Liebe, daß er darüber Alles vergaß. Heloise war für seine Neigung nicht weniger empfänglich. Durch

Fulbert's Habsucht ward A. Lehrer und Hausgenosse Heloisens, und beide Liebende genossen ihr Glück, bis A.'s feurige Lieder auch Fulbert's Ohr erreichten. Er trennte die Liebenden, jedoch zu spät; Heloise war schwanger. A. entführte sie nach Bretagne, wo sie einen Sohn gebar, vermählte sich heimlich mit ihr, wozu Fulbert seine Einwilligung gab; allein bald kehrte Heloise in das Haus ihres Oheims zurück, und misverstandenes Zartgefühl veranlaßte sie, die Ehe zu leugnen. Dies entrüstete Fulbert; um seinen Mishandlungen die Geliebte zu entziehen, entführte sie A. in ein Kloster; darüber von Neuem entrüstet, ließ Fulbert an A. eine grausame Verstümmelung vollziehen. Tief gebeugt durch die an ihm verübte Schandthat, trat A. als Mönch in die Abtei St.-Denis und bewog seine Geliebte, zu Argenteuil den Schleier zu nehmen. Neue Verfolgungen zogen ihm die Vorlesungen zu, die er nach einiger Zeit begann. Auf der Kirchenversammlung zu Soissons 1122 wurden seine Ansichten über die Dreieinigkeit für ketzerisch erklärt. Er verließ St.-Denis, erbaute unweit Nogent an der Seine eine Kapelle, Paraklet genannt, die er, nach seiner Ernennung zum Abt von St.-Gildas de Ruys, Heloisen und ihren Religiosen zur Wohnung überließ. Traurig war sein Aufenthalt zu St.-Gildas; ein steter Kampf mit seiner Liebe und mit dem Hasse der Mönche, die es endlich so weit brachten, daß A.'s Lehre 1140 vom Papste verdammt, und ihm Einkerkerung zuerkannt wurde. Doch Peter der Ehrwürdige, Abt zu Clugny, söhnte ihn aus mit seinen Feinden; als Muster klösterlicher Zucht starb er 1142 in der Abtei St.-Marcel unweit Chalons an der Saone. Heloise, die ihn 20 Jahre überlebte, erbat sich den Leichnam und ließ ihn zu Paraklet begraben, um einst an seiner Seite zu ruhen. Beider Asche wurde 1808 in das Museum der franz. Denkmäler nach Paris gebracht, 1817 zu Monamy in einer besondern Kapelle und 1828 in einem eigens erbauten Grabmale auf dem Kirchhofe des Pater Lachaise in Paris beigesetzt. — Im Streite mit dem heil. Bernhard sprach sich A.'s Lehre als vollständiger Rationalismus aus, und man kann ihn und den frühern Erigena (s. d.) als die ältesten offenen Vertreter dieses Systems ansehen. A. stellte nämlich das Princip auf: Nichts sei zu glauben, als was man begriffen habe, während die herrschende Kirche annahm, daß man glauben müsse, um zu begreifen; Bernhard aber das Begreifen vom Gebiete der Religion gänzlich entfernt wissen wollte. Um das Verdienst A.'s zu würdigen, muß man ihn nicht nach seinen Schriften beurtheilen, sondern erwägen, welchen Einfluß er durch mündliche Dialektik auf seine Zeit übte. Wie seine Lehre, so gab auch sein Charakter manchen Anstoß. Übrigens ist A., unstreitig der ausgezeichnetste Philosoph des 12. Jahrh., bei der Nachwelt mehr durch sein Liebesverhältniß bekannt und in den Helden eines Romans verwandelt worden. Seine lat. Schriften und Briefe hat Franz Amboise gesammelt, und Duchesne (Paris 1616, 4.) herausgegeben. Vgl. Berington's „History of Abelard and Heloise" (Lond. 1787, 4.; deutsch von Sam. Hahnemann, Leipz. 1789) und Feßler's „Abälard und Heloise" (2 Bde., Berlin 1806).

Abati (Niccolo), auch dell' Abbate, geb. zu Modena 1509 oder 1512, Sohn eines geschickten Bildhauers, einer der gewandtesten Frescomaler und zugleich ein glücklicher Nachahmer Rafael's und Correggio's, weshalb ihm Agost. Carracci in einem Sonette die Verdienste der größten Meister vereinigt zuschrieb. Eine Geburt Christi und eine musikalische Conversation, die er in Bologna malte, bewogen Primaticcio, ihn 1552 mit sich nach Frankreich zu nehmen, wo er im Palaste zu Fontainebleau viele, jetzt großentheils zerstörte, Frescogemälde ausführte. Er starb zu Paris 1571. Weder seine Söhne noch Enkel erreichten ihn in der Malerei.

Abbas, ein Verwandter Mohammed's und eifriger Beförderer seiner Lehre, der 652 starb. Von ihm stammen die Abbassiden, welche von 749—1258 als Khalifen (s. d.) herrschten.

Abbé nannten sich in Frankreich vor der Revolution alle Die, welche dem geistlichen Stande sich gewidmet oder doch ihre Studien auf einer theologischen Lehranstalt gemacht hatten, in der Hoffnung, daß der König sie zum Abbé commandataire ernennen werde. Eine runde Haarlocke, ein kurzes schwarzes oder violettes Kleid machte den Abbé. Ihrer waren so viele, daß sie eine eigne Classe der Gesellschaft bildeten und auf den Charakter derselben einen großen Einfluß hatten. Man sah sie überall, bei Hofe, in den Gerichten, im Schauspiel und in den Kaffeehäusern. Fast in jeder Familie war ein Abbé als Hausfreund und Gewissensrath. — **Abbé commandataire** hieß in Frankreich der vom Könige bestimmte weltliche Abteivorsteher. Er bekam ein Drittheil der Klostereinkünfte, hatte aber weiter keine Rechte über dasselbe; die Verwaltungsgeschäfte besorgte ein Prieur claustral. Eigentlich sollte ein jeder Abt binnen Jahresfrist die Priesterweihe empfangen, der Papst jedoch dispensirte, und der Abbé verzehrte deshalb sein oft sehr bedeutendes Einkommen, wo er Lust hatte. Solcher Abtsstellen hatte der König 225 zu vergeben, denn nur die regulirten Klöster (115) und die sogenannten Chefs d'ordre hatten das Recht, ihren Abt zu wählen. Die geringern, die Abbayes des savans, dienten als Pensionen für Gelehrte, die reichern zur Ausstattung für die jüngern Söhne des Adels.

Abbilden heißt in der bildenden Kunst, Gegenstände nach ihren in die Sinne fallenden Beschaffenheiten der Form, der Farbe und des Ausdrucks in einem Bilde nachahmen. Eine solche Nachahmung hat zunächst die Ähnlichkeit zum Zwecke, die man wegen des Interesse am Gegenstande oder aus Trieb zur bildenden Thätigkeit hervorzubringen bestrebt ist. Diese äußere Ähnlichkeit zu bewirken, kann auch einem bloß mechanischen Talente gelingen; daher eine bloße Abbildung noch kein Werk der schönen Kunst genannt werden darf. Um aber mit Ähnlichkeit zugleich ein geistreiches und durch sich selbst gefallendes Werk zu verbinden, dazu bedarf es schon einer geistreichen, schöpferischen Auffassung und eigenthümlichen Behandlung durch die gewählten Kunstmittel. (S. **Portrait**.) Da nun aber alle bildende Kunst gewisse Formen der Natur zu Vorbildern hat, weshalb man hauptsächlich die Malerei und Bildnerei fälschlich Künste der Nachahmung genannt hat, so kann man das Abbilden gegebener Gegenstände überhaupt als Vorübung jedes bildenden Künstlers ansehen. (S. **Bildende Künste**.)

Abbot (Charles), s. **Colchester**.

Abbreviatoren, Geheimschreiber der päpstlichen Kanzlei, welche die Concepte zu den päpstlichen Breven oder andern Sendschreiben entwerfen und eintragen, sie nach geschehener Reinschrift mit dem Originale vergleichen und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria ausfertigen, wo das Datum dazu gesetzt wird. Es sind deren jetzt 72, die 12 ersten haben den Rang und die Kleidung der Prälaten, 22 sind niedere Geistliche, die übrigen Laien. Das Amt eines Abbreviators vom ersten Range wurde im vorigen Jahrhundert noch mit 2000 Scudi bezahlt.

Abbreviaturen, Abkürzungen, bei den Römern notae. Um beim Schreiben Zeit und Raum zu gewinnen oder damit das Geschriebene nicht von Jedermann gelesen werden könne, erfand man Schriftabkürzungen und andere besondere Zeichen. Schon bei den Römern unterschied man dreierlei Arten: Abkürzung ganzer Wörter und Sylben (siglae); Vertauschung der Buchstaben bei der Geheimschrift; und willkürlich erfundene Zeichen, wie wir sie noch jetzt, namentlich in der Mathematik, anwenden. Die siglae waren wieder dreifacher Art, je nachdem man Sylben, Wörter oder Sätze abkürzte. Die letztgenannten Abkürzungsweisen nannte man auch notae Tironianae, nach Tullius Tiro, dem Freigelassenen des Cicero. Indessen ist weder er noch Ennius, der 1100 solcher Zeichen erfunden haben soll, der erste Erfinder derselben. Sie wurden immer häufiger, und L. Annaeus Seneca konnte ihrer schon 5000 sammeln. Wie die Römer, so haben

auch andere Völker mehr oder minder allgemein angenommene Abkürzungen, die in vielen Werken erklärt sind, in Rücksicht aber auf die frühesten Zeiten manche Vieldeutigkeit zulassen.

Abbt (Thomas), ein philosophischer Schriftsteller, geb. am 25. Nov. 1738 zu Ulm, entwickelte früh seine vortrefflichen Anlagen und seinen Geschmack für die Wissenschaften. Er bezog 1756 die Universität Halle, wo er sich auf Philosophie und Mathematik legte, der Theologie entsagend, der er sich anfänglich gewidmet hatte, und wurde 1760 als außerordentlicher Professor der Philosophie auf die Universität nach Frankfurt a. d. O. berufen. Hier schrieb er mitten im Getümmel des Kriegs seine Abhandlung „Vom Tode fürs Vaterland". Das Jahr darauf, nachdem er einen Ruf als Professor der Mathematik nach Rinteln angenommen hatte, verlebte er sechs Monate in Berlin, wo er thätiger Theilnehmer an den „Literaturbriefen" wurde. Das öde Rinteln machte ihn dem akademischen Leben abgeneigt, und er fing an die Rechte zu studiren, um einst ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Nach der Rückkehr von seiner Reise durch das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil Frankreichs 1763, begründete er seinen Ruhm besonders durch das Werk „Vom Verdienste", das sich durch feine Bemerkungen und treffliche praktische Philosophie auszeichnet. Dieser Schrift verdankte A. 1765 den Posten eines Hof-, Regierungs- und Consistorialraths zu Bückeburg bei dem regierenden Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der ihm mit besonderer Freundschaft zugethan war. Er genoß dieser Auszeichnung nur kurze Zeit, und starb schon am 3. Nov. 1766. Der würdige Fürst ließ seinen Freund in der eignen Kapelle prachtvoll beerdigen und verfaßte selbst die Inschrift seines Grabes. — A.'s Ausdruck ist anmuthig und kraftvoll, ohne jedoch immer von Zwang und Dunkelheit frei zu sein. Seine Schriften sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist. Kräftig hat er zur bessern Gestaltung der deutschen Literatur mitgewirkt, und würde gewiß einer unserer vorzüglichsten Schriftsteller geworden sein, wenn er das reifere männliche Alter erreicht hätte. Aber auch so verdient er zu Denen gerechnet zu werden, die in Lessing's Zeitalter zu der bessern Gestaltung der deutschen Literatur kräftig mitgewirkt haben. Seine vermischten Werke wurden nach seinem Tode von Nicolai herausgegeben (6 Bde., Berlin 1768—81, 2. Aufl. 1790).

Abdēra, eine Stadt auf der thrazischen Küste, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Sie rühmte sich, das Vaterland des Demokrit, Hekatäos, Protagoras u. A. zu sein; indeß galt sie doch im Alterthume für den Sitz der Albernheit und Abgeschmacktheit, wie solches Wieland in seinen „Abderiten" sehr ergötzlich ausgeführt hat.

Abdication, freiwillige Abdankung, Niederlegung einer Würde, vornehmlich der Regierung. Berühmte Beispiele sind die Entsagungen des Kaisers Diocletian und Maximian 305, des Kaisers Karl V. 1556, der Königin Christine von Schweden 1654, in Spanien Königs Philipp V. 1724 und Karl IV. 1808, in Savoyen und Sardinien Amadeus I. 1440, Victor Amadeus II. 1730 und Victor Emanuel 1821, des Königs Ludwig von Holland 1810 zu Gunsten seines Sohnes, des Kaisers Napoleon 1814 und 1815, und im Jahre 1830 des Dei von Algier, des Kaisers von Brasilien Pedro I., Karl X. von Frankreich zugleich mit der Entsagung des Herzogs von Angoulème als Dauphin auf die Thronfolge. Zwar waren mehre Abdankungen in den neuesten Zeiten nicht freiwillig; aber sie werden als rechtsgültig betrachtet, sobald der Nachfolger völkerrechtlich anerkannt ist. Nur wenige sind ihrem Entschlusse treu geblieben, wie Diocletian und Karl V. Das Recht eines Fürsten, die Regierung niederzulegen, kann nicht bestritten werden; allein die Entsagung kann nur sein persönliches Herrschaftsrecht betreffen, nicht aber seinem Stamme Etwas vergeben, und noch weniger dem Staate eine andere Verfassung oder einen andern Herrscherstamm aufdringen. Karl IV. von Spanien Abdankung konnte also nur zu Gunsten des verfassungs-

mäßigen Thronerben geschehen, nicht aber einem fremden Herrscher die Befugniß geben, einen neuen Regentenstamm einzusetzen. Dem abtretenden Regenten werden zwar zuweilen äußere Ehrenrechte, Majestätstitel u. dgl. vorbehalten, aber Regentenrechte kann er nicht mehr ausüben. Wenn Der, zu dessen Gunsten abdicirt wurde, stirbt oder die Abdication nicht annimmt, so tritt das Recht des Abdicirenden wieder in Kraft. So ergriff Philipp V. von Spanien die Regierung wieder, als sein Sohn Ludwig ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung starb.

Abdruck, der künstliche, ist das mittels der Kraft des Druckes auf eine Form durch diese selbst bewirkte Wiedergeben Dessen, was sie darstellt. Diese Abdrücke können von doppelter Art sein: 1) auf ebener Fläche, wie dies bei der Buchdrucker-, Holzschneidekunst, bei den Kupferstichen, Steindrucken u. s. w. der Fall ist, und 2) im Relief, entweder erhaben oder vertieft, und zwar nicht allein von den ursprünglichen Formen, sondern auch von den bereits genommenen Abdrücken derselben. Die Güte der Abdrücke hängt von der sorgfältigen und geschickten Behandlung und von der größern oder geringern Abnutzung der Form ab. Münzen und geschnittene Steine haben einen historischen und artistischen Werth, und es ist gar nicht gleichgültig, wie sie vervielfältigt werden. Die Nachahmung in Kupferstich kann nicht genügen, weil dadurch der größte Theil des Kunstgenusses verloren geht. Man macht daher Abdrücke, wo die ganze Form der Gemme oder Münze sichtbar wird, und bedient sich dazu des feinen Siegellacks, des Schwefels, Wachses und Glases. Eine trefflich geeignete Masse erfand **Lippert** (s. d.); das Geheimniß der Zusammensetzung ging aber mit seinem Tode verloren. Abdrücke in glasartigen Materien nennt man **Pasten** (s. d. und **Abguß**).

Abel (Jakob Friedrich von), wurde am 9. Mai 1751 zu Vaihingen an der Enz geboren, und hier, wo sein Vater damals Oberamtmann war, erhielt er in der Ortsschule auch seinen ersten Unterricht. Seit 1764 im Seminar zu Denkendorf, seit 1766 in dem zu Maulbronn und seit 1768 in dem theologischen zu Tübingen in die höhern Studien eingeweiht, ward er als Jüngling von 21 Jahren vom Herzog Karl von Würtemberg zum Professor an der neu errichteten Karlsakademie ernannt und nach drei Jahren mit derselben nach Stuttgart versetzt, wo er seit 1786 zugleich Prorector war. Im J. 1790 erhielt er die Professur der praktischen Philosophie zu Tübingen und ward bald darauf Rector des dortigen Contuberniums und 1792 zugleich Pädagogarch der lateinischen Schule ob der Staige. Hier wirkte er treulich, bis er 1811 zur Würde eines Prälaten, Generalsuperintendenten von Öhringen und Vorsteher des Seminars zu Schönthal erhoben wurde. Seit 1819 war er Mitglied der zweiten Kammer der Ständeversammlung, und 1823 ward ihm das Generalat Reutlingen mit dem persönlichen Wohnsitze in Stuttgart übertragen. Er starb am 7. Jul. 1829 zu Schorndorf im Kreise der Seinigen; der liebevollste Vater für seine Familie, der treueste und freundlichste Lehrer seiner zahlreichen Schüler, ein echter Patriot. Mit edler Freimüthigkeit, selbst auf die Gefahr der Miskennung, sprach er sich bei jeder Gelegenheit mündlich und schriftlich aus. Alle diese Eigenschaften, gepaart mit Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, waren eine Frucht seines echt religiösen Sinnes.

Abel (Karl Friedrich), geb. um 1725 zu Köthen, erhielt auf der leipziger Thomasschule unter Seb. Bach seine vorzüglichste Bildung und glänzte seit 1748 in der berühmten dresdener Hofkapelle, die unter Hasse blühte, als einer der größten Virtuosen auf der damals allgemein beliebten Gamba. Mit Hasse zerfallen, unternahm er 1758 eine Kunstreise durch einen Theil Deutschlands, die ihm auch als Instrumentalcomponisten Ruf erwarb. Er gewann 1759 in London hohe Gönner und wurde bald in der neu errichteten Capelle der Königin angestellt, wo sein geschmackvoller Vortrag höchst erfreulich auf den dortigen Kunstgeschmack wirkte. Auch Paris, wo er sich während des Sommers oft aufhielt, erstaunte über seine Kunst, wie über sein Vermögen im Genuß des rothen Weines. Seit

1760—84 sind von ihm 27 Werke gedruckt worden, die in Symphonien, Ouverturen u. s. w. bestehen. Sanfter Gesang und geregelte, kräftige Harmonie zeichnen die meisten aus. Deutschland hörte und pries ihn noch in seinem Alter, als er sich 1782 dahin begab, um Vaterland und Bruder noch einmal zu sehen. Er starb zu London am 22. Jan. 1787. Nach seinem Tode brachte die rauschendere Zeit die sanft tönende, lange unentbehrliche und hochgeliebte Gamba ganz in Vergessenheit. — Sein Bruder, **Leopold August**, geb. 1720, zeichnete sich als Violinvirtuos, Orchesterdirector und Miniaturmaler aus.

Abeliten, Abelianer, Abelonier, eine von Augustin erwähnte christliche Sekte in Nordafrika zu Ende des 4. Jahrh. Sie entlehnten ihren Namen von Abel, dem Sohne Adam's, der unverehelicht starb, und enthielten sich, um die Erbsünde nicht fortzupflanzen, der Ehe. Sie waren ein Zweig jener altgnostischen Sekten und gehörten gleich den Kainiten, Sethiten u. A. zu den Enthaltsamen (Enkratiten), die sich im Orient aus dem 2. Jahrh. fortwährend erhielten.

Abend (Westen), die Himmelsgegend, in welcher die Gestirne untergehen, auch die Zeit des Sonnenunterganges. Die bildende Kunst stellt den Abend bald unter dem Bilde der Diana dar, wie sie zur Jagd fährt, weil der Abend für den Jäger am günstigsten ist, bald als geflügelten Genius mit zur Erde gesenkter Fackel und einem Sterne über dem Haupte. — **Abendstern**, s. **Hesperus**.

Abendmahl (Eucharistie, sacra coena, communio), die nach der Überzeugung aller kirchlichen Parteien, nur die Quäker ausgenommen, höchste und geistig wirksamste Feier der christlichen Kirche. Obschon eine Feier der Freude und der Liebe, nahmen an ihr die dogmatischen und kirchlichen Parteiungen der spätern Zeiten Veranlassung zu vielfachen Streitigkeiten. Die erste Begehung des Abendmahls wird von den drei ersten Evangelisten berichtet, von Johannes wahrscheinlich nach 13, 30 vorausgesetzt; endlich von Paulus, 1 Kor. 10, 16. 17; 11, 23—32, so behandelt, daß bei ihm das Abendmahl schon als ein bestehender Gebrauch erscheint. Sie knüpfte sich ganz an das jüdische Passahmahl an, und dieser Zusammenhang ist höchst wichtig für die Deutung der Feier und zur Rechtfertigung der herrschenden Meinung, nach welcher jene Worte Jesu nicht für eine zufällige Rede, sondern für bedeutsam und für Worte einer neuen Stiftung an der Stelle der jüdischen Feier gehalten werden. Denn wie im Judenthume das Nachmahl der eigentlichen Passahmahlzeit, des Lammes, unter symbolischen Reden, Hindeutungen auf die mosaische Bundesstiftung und auf Noth und Rettung in den alten Zeiten, genossen wurde; so beging es Christus auch mit symbolischen Sprüchen, aber hindeutend auf die neuere Bundesstiftung durch seinen Opfertod und auf Rettung und Heil in dieser. Es war unmöglich, daß Die, mit welchen Christus jenes Mahl hielt, seine Rede misverstanden. Es kommt wenig darauf an, ob man im Worte „ist" das „bedeutet" finde, oder in den Worten „Leib" und „Blut" eine bildliche Redeweise annehme; denn in der Sprache, deren Christus sich bediente, war die Rede weit einfacher als wir sie lesen, und des streitigsten Wortes „ist" bediente er sich ohne Zweifel gar nicht. Der klare Sinn seiner Rede war: dieses, was er sage, nämlich sein Leib und Blut, solle *ihnen* das Dargebotene sein, dessen müßten sie immer gedenken. Wie nun schon der Sinn dieser Reden ganz von dem der jüdischen Feier entfernte, so trennte auch schon die erste Kirche das ganze christliche Abendmahl vom Passah. An jede gemeinsame Mahlzeit, welche die Gemeinden hielten (s. **Liebesmahl**), schlossen sich jene symbolischen Darbietungen und Reden an. Die Feier des Abendmahls gewann an Bedeutsamkeit, seitdem unter den Gemeinden das kirchliche Leben sich zu bilden begann, und gemeinsame Erbauung sie an bestimmten Tagen versammelte. Aber grade in dieser Selbständigkeit des Abendmahlsritus durch Trennung von der Passahfeier lag ein Grund, daß man ihm einen andern als den ursprünglichen Sinn und Zweck unterlegte. Hierzu kam, daß man seit dem Ende des 2. Jahrh.

die christlichen Gebräuche als Mysterien im alten Sinne betrachtete, nämlich als Anstalten tiefern Sinnes und für eine unmittelbare Vereinigung mit der Gottheit, welche darum auch in einer heiligen Ferne von dem Volke gehalten werden müßten. Immer fester ward in der Kirche die Meinung, daß das Abendmahl in dem Sinn und der Absicht einer übernatürlichen Theilnahme an Christus gestiftet sei und gefeiert werde. Endlos war seit Ende des 2. Jahrh. die Art der Auffassung des so gedeuteten Gebrauchs. Es wurde gestritten, was und wie man genieße, und in welchem Verhältnisse das himmlische Gut zu den irdischen Stoffen stehe, welche dargeboten würden. Doch fremd sind vor dem 9. Jahrh. in der Kirche die Meinungen, daß das Abendmahl bloße Erinnerungs- oder Auffoderungszeichen für den Menschen darbiete, und dann, daß die Wirklichkeit der sinnlichen Gegenstände des Brotes und Weines vor dem Genusse schon aufhörte, und nur ein täuschender Schein von ihnen zurückbliebe. Sie hielt an den allgemeinen Formeln fest, welche bei der Einsetzung gegeben worden waren, und denen zu Folge die irdische Speise im Abendmahl schlechthin Leib und Blut Christi genannt wurde; sie gebrauchte selbst durchaus eine uneigentliche Sprache vom Abendmahl und sah es als ein Symbol für die freie Deutung eines Jeden oder auch als ein Mysterium an, welches man nur in seiner göttlich gegebenen Form aufzunehmen und zu gebrauchen hätte. Ebenso uneigentlich und symbolisch wurden auch die sinnlichen Gegenstände im Abendmahl und die ganze Vereinigung zu seiner Feier mit dem Namen eines Opfers belegt. Mochte auch das Darbringen der Speisen zum gemeinsamen Mahle den ersten Anlaß zu dieser Benennung gegeben haben, so dachte man doch beim Gebrauche dieses Wortes immer an etwas Höheres. Und wenn es selbst geschichtlich nachzuweisen ist, daß man eigentlich nur das Gedächtniß der durch Jesum selbst geschehenen großen Aufopferung feiern wollte, so ist es doch ebenso gewiß, daß man dieser Opferfeier einen großen Erfolg beilegte und sie, verbunden mit der Erwähnung im Gebete, zum Heil Abwesender, ja selbst Abgeschiedener beging. Schon im 4. Jahrh. nannte die lateinische Kirche das Abendmahl eine Opferfeier, Missa (s. Messe), ohne jedoch, wie es später gewöhnlich wurde, diese und das Abendmahl (Eucharistie) zu unterscheiden. Die Liturgien der beiden Kirchen befestigten die uralten Formeln im Abendmahl, und wenngleich mit diesen Liturgien die alte Mysterienform und -Ansicht völlig untergegangen war, so erhielt sich doch die vorige Unbestimmtheit der Meinung. Aber im 9. Jahrh. fing man an auf die bestimmtere Auffassung des Abendmahls und seiner Einsetzungsformel zu denken. Paschasius Radbertus nahm die Einsetzungsworte im buchstäblichen Sinne und lehrte, daß sich Brot und Wein wirklich verwandelten, und zwar in Leib und Blut Christi, wie es irdisch geboren worden sei, gelebt und gelitten habe. Seine Meinung ward von den vornehmsten Theologen der Zeit, vornehmlich von Joh. Erigena (s. d.), bestritten. Beim Paschasius Radbertus hing Meinung und Eifer mit übergläubigen Vorstellungen von dem jungfräulichen Stande der Mutter Jesu zusammen. Wie schwankend jedenfalls die kirchliche Meinung vom Abendmahl damals noch gewesen sei, geht aus der Geschichte Berengar's von Tours (s. d.) zu Ende des 11. Jahrh. hervor. Erst in diesen letzten Streitigkeiten leuchtete der Kirche die Nothwendigkeit ein, durch entschiedenes Halten am Worte der Einsetzung die unendlich verschiedenen Deutungen der Scholastik abzuhalten. Man nannte bald nach dieser Zeit, öffentlich zuerst im vierten Concilium im Lateran, 1215, jene Wandlung die Transsubstantiation (Veränderung des Wesens, während die Form, die Accidentien, blieben), und die Scholastiker beeiferten sich, den Begriff festzustellen und das Dogma mit dem gesammten kirchlichen System und den übrigen traditionellen Begriffen und Formeln zu vereinigen. Man darf nicht annehmen, daß die vom 13. Jahrh. an bis in die Zeit der Reformation von der Kirche sich trennenden Parteien grade das Dogma vom Abendmahl angegriffen hätten. Es waren immer mehr die Entstellungen und Misbräuche, welche man in der Feier des Abend-

mahls wahrzunehmen meinte, gegen welche sich die Akatholiker richteten, und selbst Wiklef und seine Partei sprachen sich, was das Dogmatische anlangt, unbestimmt, aber doch mehr im Sinne der herrschenden Kirchenlehre aus. Auch im Ursprunge der Reformation war es vorzugsweise die Messe und die Kelchentziehung, nicht die Transsubstantiation, welche den Widerspruch der sich trennenden Parteien erfuhr. Nur Zwingli und die Entschiedenern unter den Lutherischen, vor Allen Karlstadt, griffen es tiefer an, indem sie wohl einsahen, daß in dem Dogma die Principien und die Gründe für jene bestrittenen Gebräuche lägen. Nun bildete Luther, abgeneigt der katholischen Lehre aber auch feind den Deutungen, welche im Abendmahle gar keine objective Theilnahme an himmlischen Gegenständen und Gaben annahmen, und die man Sacramentarier oder Sacramentschwärmer nannte, seine Lehre aus. Ihr stellte sich, außer dieser sacramentarischen, die Lehre von Calvin entgegen, welche seit 1549 die anerkannte der sogenannten reformirten Partei wurde, an der Stelle der des Zwingli. Auch die römische Kirche setzte im tridenter Concilium ihre alte Lehre bestimmt und fest aus einander und bestätigte alle Consequenzen derselben in Lehre und Brauch. Die griechisch-morgenländische Kirche endlich hat allen diesen Abendmahlslehren widersprochen, obschon sie sich seit dem 15. Jahrh. das neugebildete Wort Transsubstantiation gefallen läßt. Seitdem also gibt es eine ausgesprochene Verschiedenheit der Abendmahlslehren. Wie aber die Streitigkeit im Zeitalter der Reformation mit Deutungen der Einsetzungsworte begonnen hatte, so ging die Untersuchung über das Abendmahl fortwährend, besonders im 18. Jahrh., gewöhnlich wieder von dieser Deutung aus. Die Unbefangenern unter den Lutheranern, Melanchthon an der Spitze, neigten sich vom Anfang an der Ansicht Calvins, als der klarern und mildern, zu. (S. Kryptocalvinismus.) Dies geschah auch späterhin in der Zeit freierer Erörterung. Die wissenschaftlichen und kirchlichen Verhandlungen über die Union der protestantischen Kirchen haben es dargelegt, daß Lutheraner und Reformirte in diesem Artikel blos in Formeln sich scheiden, die man in der ersten Zeit der Verhandlungen streng festhalten zu müssen sich verpflichtet meinte. Übrigens ist die kirchliche Sprache fast in allen diesen verschiedenen Lehren dieselbe geblieben, wenn sich auch die Wortbedeutung zum Theil veränderte. Das Äußerliche der Feier, sofern es nicht bei der Einsetzung selbst bestimmt ist, galt von jeher unter den Protestanten als frei; die römische Kirche richtet sich hierbei nach kirchlicher Bestimmung und Tradition; nur die griechische (s. Azymiten) faßt diesen Gegenstand wichtiger auf und hält auch die Form des Abendmahls für eine göttliche, unveränderliche Stiftung.

Ohne auf das Einzelne, auf Formelwesen und die Streitigkeiten näher einzugehen, stellen wir hier nur noch die gangbaren Lehren vom Abendmahl neben einander. Nach der Meinung Derer, welche das beim Abendmahl Dargebotene als Erinnerungszeichen aufnehmen, ist der Sinn der Abendmahlsfeier entweder, bei Brot und Wein des Leibes und Blutes Christi zu gedenken; dies war die Ansicht Schwenkfeld's, der Socinianer und vieler Anderer, oder Brot und Wein als Zeichen des Leibes und Blutes Christi zu empfangen, wie Zwingli lehrte. Andere betrachten das beim Abendmahl Dargebotene als Symbol oder Mittel einer wirklichen Theilnahme am Leib und Blute Christi, ohne die Art der Gegenwart zu bestimmen; so die lutherische Kirche. Nach der andern Auffassung wird eine Verwandlung im Abendmahl angenommen, und zwar eine äußerliche, wie in der römischen, oder eine innerliche, wie in der griechischen Kirche, oder eine Verbindung des Himmlischen und Irdischen in der Abendmahlsfeier, aber nur für Zeit und Act der Feier. Der letztern Meinung war Calvin; nach ihm hat nur der Glaube, und also nur Der, welcher würdig empfängt, Theil am himmlischen Leibe. Dieser himmlische Leib wurde aber als die göttliche Kraft, der Geist Christi, oder auch, nach einer andern Deutung, als der Segen seines Todes aufgefaßt.

Manche neuere Abendmahlslehren, auch die von F. W. Lindner („Die Lehre vom Abendmahl", Leipz. 1831), wenngleich sie sich als völlig neu eingeführt hat, fallen nur mit der des Calvin zusammen. In allen Zeiten ist die Geschichte dieser Lehre voll von Beispielen verunglückter Anwendung von Philosophemen und philosophischen Formeln auf das kirchliche Dogma. In der Unzahl von Schriften über den ursprünglichen Sinn des Abendmahls bemerken wir für das Archäologische: Ruperti, „Des h. Abendmahls ursprüngliche, bedeutsame und würdige Feier" (Hamm 1821); für Textauslegung: Schulz, „Die christl. Lehre vom h. Abendmahl" (2. Ausg., Lpz. 1831) und Sengler's Würdigung dieser Schrift (Mainz 1830).

Abendmahlsgerichte, s. Ordalien.

Abendpunkt, der Durchschnittspunkt des Äquators und Horizonts an der Abendseite des Himmels. An den beiden Tagen der Nachtgleichen geht die Sonne im Abendpunkt unter.

Abendröthe. Wie am Morgen vor Sonnenaufgang im Osten, so zeigt sich des Abends nach dem Untergange derselben am westlichen Himmel eine herrliche Röthe, jene nennt man Morgen-, diese Abendröthe. Sie entsteht durch die Brechung der Sonnenstrahlen an Wolken und Dünsten, indem in dem großen Luftraume, den die Strahlen der Sonne zu durchlaufen haben, zuerst die blauen, dann die gelben und zuletzt die rothen verloren gehen; wenigstens hat man diese Hypothese geltend zu machen gesucht. Eine glänzende Abendröthe betrachtet man meistens nicht ohne Grund als ein Anzeichen eines zu hoffenden heitern Tages, da sie eine vom Horizonte entfernte Wolkenmasse anzudeuten scheint.

Abensberg, Landgericht und Stadt im Regenkreise des Königreichs Baiern, an der Abens, hat 1100 Einw. Sie ist der Geburtsort des bair. Geschichtschreibers Johann Thurmaier, der sich nach seiner Vaterstadt **Aventinus** (s. d.) nannte. Hier schlug am 20. Apr. 1809 Napoleon ein östr. Heer unter dem Erzherzog Ludwig und dem General Hiller (s. **Eckmühl**), die sich mit einem Verluste von 12 Kanonen und 13,000 Gefangenen nach Landshut zurückzogen. Diese Schlacht wurde durch ihre Folgen, die Einnahme von Landshut am 21., die Schlacht bei Eckmühl am 22. und die Einnahme von Regensburg am 23. Apr. wichtig. Zwischen A. und Regensburg hat der Prachtbau des Wallhalla, eines Ehrentempels, den König Ludwig Deutschlands großen Männern errichtet, begonnen. Schon werden die Büsten der Auserwählten, von Hermann dem Cherusker an bis auf Göthe herab, gearbeitet.

Abenteuerlich nannte man bald das unnatürlich oder ungereimt Große (Eberhard), bald das falsche Wunderbare, dem es selbst an poetischer Wahrscheinlichkeit fehlt (Sulzer), bald das seltsam Thörichte, bald das Kühne voll unerwarteter Auftritte, bald das auf Gerathewohl Unternommene. Fragen wir, wie sich der Begriff des Abenteuerlichen gebildet habe, so werden wir auf die alten Ritterbücher hingeführt, in denen Wort und Sache zuerst vorkommt. In diesen sehen wir jenen kriegerischen Muth, welcher nach Kampf wie nach Vergnügen dürstet, und welchem das Recht des Schwertes das erste Recht der Natur ist. Glut in Liebe und Haß, Stolz auf Kraft, Drang nach Thaten bezeichnen stets ein Volk in der Jugend seines Nationallebens. Thaten, aus einem noch wenig ausgebildeten Heldengeiste hervorgegangen, und abwechselnd Erstaunen, Bewundern, Schrecken, Grausen, stets aber das Gefühl von Kraft erregend, sind es, die uns als Aben- oder Ebenteuer (franz. aventure, ital. aventura, vom lat. eventura oder adventura) hier begegnen. Nach der zwiefachen Gattung solcher Erzählungen müssen wir auch ein zwiefaches Abenteuerliches unterscheiden: wahre Begebenheiten, fantastisch ausgeschmückt, und fabelhafte Dichtungen voll ungeheurer Begebenheiten, die oft selbst das Gebiet des Möglichen übersteigen. Diese Übertreibungen gingen bald in die romantischen Erzählungen wahrer Begebenheiten

über, und es waren gewöhnlich in den Ritterbüchern nur Abenteuer von übertriebener Größe zu suchen. Aber bald auch hier sich beengt fühlend, verloren sich die Dichter dieser Art in die Welt des Wunderbaren. Eine Eigenthümlichkeit der Ritterzeit war die Galanterie (s. d.), und diese brachte, verbunden mit dem Fehdegeiste, besonders zur Zeit der irrenden Ritter, auffallende Erscheinungen hervor. Pflicht foderte zum Schutze des weiblichen Geschlechts auf, und Liebe war der Preis der Tapferkeit. Liebesabenteuer kann man daher mit Recht die Thaten nennen, auf welche der Ritter für die Dame seiner Gedanken auszieht, und seinem schwärmerischen Heldenmuthe, der Alles zu wagen bereit ist, kann es an sonderbaren Ereignissen, seltsamen Verwicklungen, kühnen Wagstücken nicht fehlen. Hierdurch erscheint das Abenteuerliche in neuer Gestalt als glücksritterliches Wagen, besonders in Beziehung auf Liebe. So ließe sich aus den Ritterbüchern ein vielfaches Abenteuerliches ableiten, das wir, um es auf ein Einziges zurückzuführen, als das seltsam Übertriebene erklären würden. Wir finden darin folgende Momente: 1) Schwärmerei für Heroismus, der sich aus Lust und Thatendrang in Gefahr stürzt und dem Zufalle huldigt; 2) überspannte Größe, die das Unmögliche möglich machen will; daher 3) Mangel an Überlegung und mithin Unangemessenheit der Mittel zum Zwecke; 4) verwegenes Streben nach Größe ohne zureichende Kraft, und mithin völlige Ungewißheit über den Erfolg. All dies aber läuft hinaus auf ein Überschreiten der Grenzen der Natur, Abweichen von den Gesetzen der Wahrheit, Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, und muß also in den Kreis des Ungereimten fallen. Soll sich das Abenteuerliche zum Stoff der schönen Künste, namentlich der Poesie, eignen, so muß es frei und mit Bewußtsein als abenteuerlich behandelt werden, wie von Cervantes, Ariosto, Wieland geschehen ist. Alsdann erweckt es in uns das angenehme Gefühl des Komischen oder jenes eigne Vergnügen, welches das Romantische gewährt. Fehlerhaft aber ist das Abenteuerliche, wenn es an sich als groß und erhaben gelten soll, sei es im Stoff, in der Zusammenstellung, oder im Ausdruck.

Aberdeen (George Gordon, Graf), stammt aus einem alten schott. Geschlechte, das in einem seiner Zweige zur herzogl. Würde gelangte. Nach der Vollendung seiner Studien trat er eine Reise durch Europa an und hielt sich lange in Griechenland und im Archipelagus auf. Im J. 1804 stiftete er in London einen Verein, der sich Athenian society nannte und Niemand als Mitglied aufnahm, der nicht Athen gesehen hatte. Als engl. Botschafter unterzeichnete er am 3. Oct. 1813 zu Teplitz den in Wien zwischen England und Östreich abgeschlossenen Bundesvertrag. Auch leitete er 1813 die Allianz des Königs Murat von Neapel mit Östreich ein, bemühte sich aber 1815 vergebens, diese beiden Höfe auszusöhnen. Seit 1814 zur Pairswürde erhoben sitzt A. im Oberhause als einer der 16 schottischen Pairs. Nach Goderich's Abgange 1828 trat er in Wellington's Ministerium anfangs als Kanzler des Herzogthums Lancaster, dann als Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Nach Wellington war A. die Hauptfeder in der Staatsmaschine; als Freund Metternich's handelte er ganz in Übereinstimmung mit Östreichs politischem Systeme. Bei der portug. Sache sagte ihm 1829 Lord Holland: „Erlauben mir der edle Graf, ihm zu sagen, daß noch Niemand, der vor ihm so hohen Posten einnahm, es gewagt hat, auf die öffentliche Meinung Europas mit solcher Verachtung hinzublicken." Diese Meinung erklärte sich auch im Unterhause so nachdrücklich, daß Wellington die Mehrheit der Stimmen verlor und nebst seinen Collegen am 16. Nov. 1830 resignirte.

Aberglaube ist, der Abstammung nach, jeder falsche Glaube; denn das Wort scheint aus Glaube und dem altdeutschen After, welches so viel als falsch bedeutet, zusammengesetzt zu sein. Der Name entspricht genau dem römischen superstitio, und beide der Deisidämonie der Griechen. Es drücken alle diese Worte eine gewisse Schwäche und Befangenheit in Beziehung auf die göttlichen

Dinge aus. Demnach gehören Irrthümer, Fehlschlüsse, Thorheiten auf dem sinnlichen Lebensgebiete niemals dem Aberglauben an. Nicht einmal die eigentlich religiösen Verirrungen sind Aberglaube, da dieser darin besteht, daß das Denk- und Erkenntnißvermögen durch ein unklares und unentwickeltes religiöses Gefühl gehemmt oder verschroben wird. Abergläubige Meinungen sind also vornehmlich solche, welche Das aus göttlichen oder geistigen Einflüssen erklären, was auf naturgemäße Weise erklärt werden muß (Hexerei, Schutzkraft der Amulete, Heilkraft geweihter Wasser und priesterlicher Segenssprüche, Kometen als Unglücksboten u. s. w.). Mit Recht hat man daher gesagt, das Wesen des Aberglaubens bestehe in einer falschen Anwendung des Causalitätsgesetzes. Die Verwandtschaft zwischen Aberglauben und Unglauben legt ein Zeugniß theils dafür ab, wie unabweislich das religiöse Gefühl im Gemüthe des Menschen liege, theils dafür, daß, wo die religiöse Anlage unentwickelt ist, es auch mit Sinn und Verstand nicht besser stehe. Der Aberglaube wirkt in Rücksicht auf das bürgerliche Leben noch viel verderblicher als der Unglaube; über die Pflicht, ihm entgegen zu arbeiten, ist daher kein Zweifel, wie sehr es auch im Interesse einer engherzigen Politik sein mag, das Volk im Dunkeln zu erhalten. Aber es ist hierbei die größte Vorsicht nothwendig, um, da der Aberglaube meistens mit dem wahren Glauben zusammenhängt, nicht bei der Ausrottung jenes diesen zugleich zu untergraben.

Aberli (Joh. Ludw.), ein durch seine Schweizeransichten berühmter Zeichner, geb. 1723 zu Winterthur. A. malte anfangs Bildnisse und erhielt den ersten guten Unterricht zu Bern durch Joh. Grimm. Allein bald gewann die Neigung für Landschaftmalerei die Oberhand. Er ging 1759 mit seinem Schüler Zingg nach Paris, und kehrte geschätzt und bewundert nach Bern zurück, wo er 1786 starb. Seine colorirten Zeichnungen haben eine Menge Nachahmer gefunden; dennoch hat ihn, Rietter und Biedermann etwa ausgenommen, von welchen der Erstere bis 1777 sein Gehülfe blieb, Keiner erreicht, noch weniger übertroffen. Vgl. A.'s Lebensbeschreibung Rietter's im „Helvet. Journal für Literatur und Kunst" (Zürich 1806).

Aberwitz bedeutet, je nachdem man es von Afterwitz, Überwitz oder Ohnewitz ableitet, entweder ein falsches, oder übertriebenes, oder durchaus mangelhaftes Wissen. Die Hauptbedeutung ist aus allen dreien zusammengesetzt: ein falsches, aber eingebildet höheres Wissen, bei Mangel an Beurtheilungskraft. Nimmt man Witz im gewöhnlichen Sinne, so bedeutet Aberwitz jene zum Unwitz, ja zum Unsinn übertriebene Abart desselben. In diesen Fehler verfallen vorzüglich Dichter und Schriftsteller, die, um witzig zu scheinen, dem Auffallenden nachjagen. Sie machen Zusammenstellungen, die ein gesunder Verstand nicht belachenswerth, sondern verwerflich erachtet. Dasselbe ist auch beim Wahnwitz der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß dieser von eingebildeter Ähnlichkeit verglichener Gegenstände verführt wird, während jener auf eine ungereimte Weise Ähnlichkeiten mit Bewußtsein macht, daß also dort das Falsche in der irrigen Vorstellung von dem Gegenstande, hier in dem Witze selbst liegt. Der Aberwitz als Seelenkrankheit betrachtet entsteht aus unwillkürlicher Überspannung des Verstandes und ist mit Stolz auf ein tieferes Wissen verbunden, das der Kranke als Geheimniß verwahrt, z. B. Ergründung der Quadratur des Cirkels.

Abgaben. Was eine Abgabe ist, weiß Jedermann aus der Erfahrung, indem der Scharfsinn der Staatsgeldkünstler (Financiers, Plusmacher) vom Anbeginn der Staaten keinen Stand und keinen Gegenstand durchschlüpfen ließ, ohne einen Beitrag davon zu den Bedürfnissen des Staats und seines Oberhaupts zu erheben. In dem mehr technischen Sinne bilden die Abgaben den Theil des Staatseinkommens, welcher von den Unterthanen aus ihrem Vermögen und Einkommen zu den Bedürfnissen des Staats gezahlt wird, sei es nun in Naturalien oder in Geld, indem die beiden andern Hauptquellen des öffentlichen Einkommens

in den Staatsgütern (s. Domainen) und in den Regalien (s. d.) liegen. Doch sind sie nicht immer genau abgegrenzt, indem z. B. das Zollregal und die Consumtionszölle genau in einander fließen. Das Geschichtliche des Abgabenwesens ist ein außerordentlich reichhaltiger Stoff, und schon in den vorchristlichen Staaten trifft man sehr künstliche und verwickelte Abgabensysteme. Auch sind schon in den frühesten Zeiten wahre Abgaben (Auflagen, Steuern) eingeführt gewesen, und merkwürdig genug war das Streben nach bürgerlicher Freiheit, welches die Republiken der alten Welt durchdrang, dem Eindringen in das Hauswesen des Bürgers nicht entgegen. Von Ägypten lernten die griech. Republiken das System einer scharfen Controle des Privatvermögens, was nachher auch nach Rom überging, sodaß jeder Bürger den Censoren seine Haushaltungsbücher (rationes domesticae) vorlegen und den ganzen Stand seines Vermögens und Einkommens immer bestimmt und genau angeben mußte, und die Bücher sogar als Beweismittel bei Criminalanklagen gegen ihn gebraucht werden konnten. Über das Abgabenwesen bei den Athenern vgl. Böckh „Die Staatshaushaltung der Athener" (2 Bde., Berl. 1817). Über die röm. Steuerverfassung haben in neuerer Zeit Bosse „Grundzüge des Finanzwesens im römischen Staate" (2 Bde., Braunschw. 1804) und Hegewisch „Histor. Versuch über die röm. Finanzen" (Altona 1804) Untersuchungen angestellt. Das Steuerwesen des Mittelalters beleuchtet trefflich K. H. Lang's „Histor. Entwickelung der deutschen Steuerverfassungen seit den Karolingern bis auf unsere Zeiten" (Berl. 1798). Man hört oft die Meinung aussprechen, daß in den frühern Zeiten die Abgaben viel geringer gewesen seien als jetzt, aber im Allgemeinen ist das nicht richtig. Der Druck, der auf den Völkern lastete, war unter den römischen Imperatoren zuletzt sowol im westl. als östl. Reiche sehr groß, und auch in den neuen germanischen Staaten waren zwar die Freien in der Regel von eigentlichen Abgaben frei, dagegen aber kostbaren Kriegs- und Hofdiensten unterworfen, und das Volk erlag unter Steuern, Gebühren und Frohnen. Die Lehnleute waren ihrem Lehnherrn zu mancherlei Abgaben verbunden, und besonders in außerordentlichen Fällen zu einer Beisteuer verpflichtet, vornehmlich wenn er aus der Gefangenschaft zu lösen war, wenn Söhne wehrhaft gemacht und Töchter ausgestattet werden sollten. Nicht blos das gesammte Reich hatte ein allgemeines Abgabensystem, sondern auch jeder untergeordnete Theil, die Herzogthümer, Grafschaften und Herrschaften, die Bisthümer und Abteien, die Städte und Landgemeinden hatten ihr eignes, in welchem sich das allgemeine mit den mannichfaltigsten Formen und Verschiedenheiten wiederholte. Überall blickt aber das System hindurch, daß die ordentlichen Kosten der Verwaltung theils aus den dazu vorhandenen Gütern, den Domainen, mit Einschluß der grundherrlichen Gefälle, theils aus den Regalien, wozu auch die Gebühren für Handlungen der Oberherrlichkeit, als Gerichtssporteln, Wegegelder, Geleite und die Entschädigung für Naturallieferungen, z. B. für die Beköstigung des Gefolges, Jägeratzung, Herbsthafer u. dgl., gehörten, bestritten werden müßten, und außerordentliche Abgaben oder Steuern zu allgemeinen Landesanstalten nicht einseitig, ohne Zustimmung der Vasallen und Unterthanen, erhoben werden durften. Die hier nur im Allgemeinen erwähnten Gefälle aus Regalien waren häufig so lästig, daß man sie auf feste jährliche Summen zurückzuführen oder abzulösen suchte, was vorzüglich die Städte, bei steigendem bürgerlichen Wohlstande, zu erreichen suchten, und was sehr oft in der Form geschah, daß die Ämter des Schultheißen (Vogts), die Gerichte u. s. w. von der Stadt gekauft wurden, wobei die Ernennung des Beamten nicht selten dem Landesherrn verblieb. Die Verwandlung der unständigen Gefälle in eine fixe Rente wurde in einigen Ländern Firma genannt. Was nun Deutschland besonders betrifft, so hat die Ausbildung der Landesherrlichkeit unter so verschiedenen Umständen und Verhältnissen das System der öffentlichen Abgaben zu einem sehr verwickelten gemacht. Die Landesherren

waren an und für sich dem Kaiser zwar keine Abgaben schuldig, aber zu dem Kriegsdienste, zum Erscheinen am Hofe und bei Reichstagen verbunden. Ihre Unterthanen mußten ihnen in den Reichskriegen folgen, und ihre Lehnleute sie an den Hof auf Erfodern begleiten. Außerdem mußten die Vasallen und Ministerialen selbst auf den Landtagen erscheinen, das Gericht besetzen und dem Herrn persönlich in seinen Kriegen dienen. Hiervon verwandelte sich Vieles aus Naturaldiensten in Geldabgaben, indem man lieber Söldner warb, als sich auf das etwas unsichere und schwerfällige Aufgebot der Vasallen verließ, und die Gerichte mit besoldeten Rechtsverständigen besetzte. Es entstand ein doppeltes Steuersystem, der Reichssteuern und der Landessteuern. Zu dem ersten wurden sowol die Fürsten als ihre Unterthanen zugezogen, indem die ersten dem Kaiser verwilligten Reichssteuern, der gemeine Pfennig (1431 zu dem Hussitenkriege), eine Classensteuer war, welche durch das gesammte Reich nach Classen und Vermögen erhoben werden sollte. Der höchste Satz war 200 Guld., welche ein Kurfürst oder reicher Fürst zahlen sollte; ein anderer („schlechter") Fürst sollte 100 Gld., ein Graf 10 Gld., ein Jude 1 Gld., ein Pfarrer ½ Gld., jede Feuerstätte in einer Stadt ¼ Gld., auf dem Lande ⅛ Gld. geben. Dies ist später dahin geändert worden, daß die Reichssteuern (im Frieden blos zu der Unterhaltung des Reichskammergerichts, im Kriege aber die sogenannten Römermonate) auf die Länder vertheilt wurden (nach den sogenannten Matrikeln), und es der Landesobrigkeit überlassen blieb, die Beiträge ihrer Unterthanen dazu zu erheben. Dieser Zweig der Landesbedürfnisse ist daher nie allein von den Fürsten aus ihren Domainen und Regalien (welche zusammen die fürstlichen Kammereinkünfte ausmachten) bestritten worden, sondern es wurde für eine gemeine Schuldigkeit des Landes gehalten, sowol Reichssteuern zu entrichten, zu welchen jedoch der Landesherr von seinen Domainen auch beitragen mußte, als auch die Kosten anderer Schuldigkeiten gegen Kaiser und Reich, der Unterhaltung des Reichscontingents und der Reichsfestungen, der Beschickung der Reichstage und anderer für das Land nothwendiger Gesandtschaften aufzubringen. Um diese Anlagen zu erheben, brauchte die Regierung auch die Zustimmung der Landstände nicht, wie in dem Reichsschlusse von 1671 anerkannt wurde, wohl aber, wenn er für die Landesverwaltung oder für sich selbst außerordentliche Beihülfen verlangte. Denn auch in dieser Hinsicht ist es gar nicht allgemein richtig, was oft gesagt wird, daß die Landesherren alle Landesbedürfnisse oder Alles, was der Staatszweck nöthig machte, aus ihren Kammermitteln (Domainen und Regalien) hätten bestreiten müssen, und die Unterthanen erst dann angefangen hätten, Steuern zu geben, als das Kammergut unzureichend geworden oder durch Verschwendung erschöpft und verschleudert gewesen sei. Der Landesherr hatte nur die Kosten seiner Regierung und seiner Haus- und Hofhaltung zu tragen, zu allen andern gemeinnützlichen Anstalten, Landesvertheidigung, öffentliche Sicherheit, Straßen und Brücken, mußten die Unterthanen schon sehr früh dienen und zahlen. Beden, Schoß, Zeise, Umgeld u. s. w. werden schon zu einer Zeit erwähnt, wo jene Ursache noch nicht eingetreten war. Nur ihre Diener, ihre Gehülfen und Stellvertreter bei den Regierungsgeschäften mußten allerdings die Landesherren aus den ihnen einmal angewiesenen Einkünften unterhalten, und später kam es freilich sehr häufig dahin, daß die Kammergüter durch unmäßigen Aufwand verkauft und verpfändet waren, und die Landesherren sich neue Steuern verwilligen ließen, wobei denn wieder allerlei Bedingungen gemacht wurden. Eine davon war die Steuerfreiheit (s. d.) der Rittergüter und andere Exemtionen, welche sich die Landstände bei den Verwilligungen verschafften, indem sie nur Abgaben von ihren Hintersassen bewilligten. Eine andere war die eigne Verwaltung der neuerdings zu besondern Zwecken (z. B. Tilgung der Schulden) und auf gewisse Zeiten verwilligten Auflagen unter Aufsicht eigner von den Ständen gewählter Beamten und Vorsteher, und von dieser Seite hat das Steuerwesen zu allmäliger Ausbildung der

landständischen Einrichtungen nicht wenig beigetragen. Es sind aber nach und nach fast alle deutsche Landesherren in die Nothwendigkeit versetzt worden, mit ihren Ständen allerlei Vergleiche und Verträge einzugehen, welche durch die in die neuen Verfassungsurkunden aufgenommenen Bestimmungen vielfache Abänderungen und einen großen Zuwachs erhalten haben.

Ehedem nahm man, wo etwas zu finden war, ohne sich viel um die Wirkung zu bekümmern, welche das Nehmen auf den Mechanismus des bürgerlichen Verkehrs haben würde, oder viel darnach zu fragen, ob dabei einige Gleichheit in den bürgerlichen Lasten beobachtet werde. Diese Gleichheit hielt man nicht einmal für etwas Wünschenswerthes; die arbeitende Classe des Volkes war ja ausschließend dazu bestimmt, die Lasten zu tragen, und man hatte nur im Auge, daß eine Abgabe recht viel einbringe, ohne gradezu die Quelle zu erschöpfen. Das Auflehnen der Bauern in Frankreich im 15. Jahrh., in Deutschland um 1525, half nichts; Beschwerden, die zum Theil gerecht waren, wurden mit fanatischer Barbarei geltend gemacht, und mit ebenso großer Barbarei unterdrückt, sodaß die Bauern noch manche Rechte, welche sie vorher gehabt hatten, verloren. Besonders ist jene Periode für das Eigenthum der Bauern an ihren Gütern sehr unglücklich gewesen, und die sächs. Constitutionen des Kurfürsten August von 1572 haben das große Verdienst, dieses Eigenthum in vielen Gegenden beschützt und gerettet zu haben. Später wurden die unermeßlichen Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges, welche in allen Kreisen Deutschlands eine Menge Dörfer bis auf die letzte Spur vertilgten, eine Veranlassung, die Aufmerksamkeit der Regierungen auf eine Regulirung des Steuerwesens zu lenken, und vornehmlich der Grundsteuer, welche in ihrer Anlage eigentlich eine Vermögenssteuer war, wie die Landtaxe in England, eine verbesserte und sichere Grundlage zu geben. Es wurden Revisionen veranstaltet, die Größe der Grundstücke genauer ausgemittelt, ihre Ertragsfähigkeit genauer unterschieden, und danach die Steuer bestimmt. In der Folge aber brauchte man die Grundsteuer nur zu oft als Normalmaßstab für außerordentliche Steuern, wozu sie theils an sich, theils wegen der vielen Befreiungen nicht geeignet war, und gab dadurch eben diesen Steuerfreiheiten eine Ausdehnung, an welche man bei ihrer Entstehung nicht gedacht hatte. Größer als in Deutschland war die Last der öffentlichen Abgaben in Frankreich durch die Kriege und die Verschwendung Ludwig's XIV. geworden, und dort wurde also auch das Nachdenken zuerst darauf hingeführt, ein Abgabensystem ausfindig zu machen, welches die Staatskassen füllen könne, ohne das Volk gänzlich zu Grunde zu richten. Das einfachste und am nächsten liegende war eine Aufhebung oder doch Beschränkung der bisherigen Befreiungen, und darauf ging hauptsächlich der Plan des Marschalls Vauban, welcher einen allgemeinen Zehnten von allem Einkommen vorschlug. Es waren nicht theoretische Speculationen, welche den großen Festungsbaumeister darauf hinführten, sondern die große Noth des Volkes, die er auf allen Punkten des Landes gesehen hatte. Von gleichen Wahrnehmungen und Zwecken ging unter Ludwig XV. Quesnay der vertraute Arzt der Pompadour, aus, als er alle Abgaben in eine einzige von den Erzeugnissen des Bodens verwandeln wollte, theils um dadurch alle Classen der Bürger steuerpflichtig zu machen, theils aber auch um in das Abgabensystem und die Verwaltung eine sehr nothwendige Einfachheit zu bringen, die Schranken des Verkehrs zwischen den verschiedenen Provinzen aufzuheben, und dem Scandal der Finanzpachter ein Ende zu machen. Von da aus verbreiteten sich die Untersuchungen über die Natur des bürgerlichen Verkehrs, des Geldumlaufs und der öffentlichen Abgaben weiter, ohne bis jetzt geschlossen zu sein, oder nur einen Standpunkt wahrer Wissenschaftlichkeit erreicht zu haben. Erst dann wird sich die Verworrenheit mancher Begriffe lösen, wenn man von einem höhern Grundsatze ausgeht, und den Wohlstand eines Volkes, welcher in seinen wichtigsten Grundlagen moralischer Natur ist, nicht mehr

blos nach materiellen Gütern messen will. Dann wird auch Manches verschwinden, womit man sich jetzt vergebens abmüht: das Gespenst des reinen Einkommens, welches sich überall zeigt, und nirgend ergriffen werden kann, das Streben nach einer absoluten formalen Gleichheit der Besteuerung und der unselige Krieg zwischen Landeigenthum und Gewerbe, zwischen Armuth und Reichthum, zwischen Besitz und Bedarf.

Zu den Begriffen, womit man sich lange getragen hat, ohne sie vollständig klar zu machen, gehört die herkömmliche Eintheilung der Steuern in directe und indirecte, eine davon hergenommene Bezeichnung, daß man manche Abgaben unmittelbar von den Besteuerten, manche aber nur mittelbar, d. h. entweder von andern Personen, z. B. dem Kaufmanne, welcher die Abgabe dann auf den Preis der Waare schlägt, oder von Handlungen erhebt, welche an und für sich kein Einkommen geben, sondern mit demselben nur in einer nähern oder entferntern Verbindung stehen, so vornehmlich vom Verbrauch. Diese Bezeichnung ist freilich buchstäblich genommen unrichtig, weil alle Abgaben, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, nicht blos den Besteuerten treffen, sondern bei den unendlichen Verkettungen des bürgerlichen Verkehrs sich immer wieder auf andere verbreiten. Der Ausdruck „indirecte Abgabe" wird auch nicht dadurch gerechtfertigt, daß man mit einer solchen Abgabe Denjenigen treffe, welcher sein reines Einkommen nicht getreu angegeben habe, denn mit derselben belastet man auch Den, welcher gar kein reines Einkommen besitzt, und die Ungleichheit wird also nur noch vermehrt. Die Unterscheidung hat jedoch insofern logische Realität, als der eine Zweig der Abgaben unmittelbar von den Personen und dem Besitzthum der Bürger erhoben wird (wie Kopfsteuern, Grundsteuern), so daß vom Staate bestimmt wird, wie viel sie zahlen sollen, und die Regierung dies einfodert, ein anderer Zweig aber auf gewisse Handlungen gelegt ist, vornämlich des Gebrauchens und des Verzehrens gewisser Dinge und des Benutzens der Staatsanstalten, welche Handlungen theils an sich, theils in Ansehung der Zeit und der Quantität von dem Willen der Steuerpflichtigen abhängig sind. Die wichtigste Verschiedenheit zwischen diesen beiden Abgabengattungen liegt in der Form und den Kosten ihrer Erhebung, und besonders in Ansehung der Form ist dabei noch diejenige ausgezeichnet, welche gar nicht als Abgabe erscheint, sondern als bloße Monopole auf Rechnung der Regierung, es mögen diese nun von der Regierung auch selbst verwaltet (durch Regie), oder durch Verpachtung, oder durch die Ertheilung einzelner Concessionen benutzt werden. Diese Art der Abgaben (Tabacks- und Salz-Monopol, Postregal, Staatslotterien u. s. w.) hat wol am meisten zu dem Namen der indirecten beigetragen, sodaß also vornehmlich die Form der Erhebung den Unterschied begründete. Für die Regierung liegt der Vorzug der indirecten Steuern grade in der Form der Erhebung, indem bei derselben die Abgabe immer baar eingeht, keine Reste anschwellen, keine Auspfändungen nothwendig werden, und das Elend, die Verzweiflung, das moralische Verderben des Volkes nicht nur weniger sichtbar hervortritt, sondern sogar zu einer reichlichern Einnahme des Staats (im Zahlenlotto und in der Auflage auf geistige Getränke) führen kann. Die größern Erhebungskosten der indirecten Abgaben verstecken sich im Besoldungsetat und geben dem Minister die Macht, eine Menge von Leuten anzustellen, deren Amt gar keine Vorbereitung kostet. Die unglücklichen Wirkungen, welche manche Arten dieser Abgaben für das geistige Wohl des Volkes haben, mag der Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts wieder gut machen, oder die Justiz mit ihren Schrecken zu verhindern suchen. Dagegen ist ein anderer gerühmter Nutzen der indirecten Steuern, daß nämlich dadurch auch Diejenigen beigezogen werden, welche keine directen Steuern entrichten, mehr scheinbar als wirklich; denn erstens fällt dieser Nutzen hinweg, wenn das System der directen Abgaben verbessert wird,

und zweitens müssen auch die direct Besteuerten jene Abgaben mittragen, und die Ungleichheit bleibt nach wie vor. Nur wenn man nicht die Kraft besitzt, ungerechte Befreiungen aufzuheben, muß man freilich die Last einer neuen Steuer gleichmäßiger zu vertheilen bemüht sein. Da aber die indirecten Steuern sehr häufig die ersten Lebensbedürfnisse treffen, und also wieder die Steuerfreien in geringerm Maße dazu beitragen, so wird auch dieser Vortheil wieder geschmälert.

Einen zweiten Eintheilungsgrund für die Abgaben gibt die Verschiedenheit der Gegenstände, auf welche dieselbe gelegt werden, an die Hand, wobei zugleich Dasjenige, was der Staat dafür gewährt, gewissermaßen der specielle Rechtsgrund für die Besteuerung, in Betracht kommt. Denn es scheint, daß der Staat von Demjenigen, was er nicht gibt oder sichert, auch keine Abgabe nehmen könne, sodaß er z. B. von Allem, was blos geistiger Beschaffenheit ist, nichts fodern darf, und in der Regel auch wirklich nicht fodert. Diese Gegenstände sind nun, ohne hier weiter auf den Unterschied der directen und indirecten Steuern einzugehen: 1) Die Personen, der Schutz persönlicher Freiheit und die Benutzung der Staatsanstalten für Erziehung, Kirche, Armenversorgung und vieles Andere, was dem ärmern Theile des Volkes fast mehr als dem vermögenden zu Gute kommt. Daß er dafür etwas gebe, liegt in der Natur der Verhältnisse, und es ist nur das rechte Maß zu beobachten. Das Kopfgeld, welches so viele Staaten selbst unter diesem Namen erhoben haben, wird zwar oft als ein Beweis roher Einrichtungen angesehen, aber dieser Vorwurf trifft doch nur die Form der Erhebung; die Sache haben wir in den Ländern, welche sich der höchsten Civilisation rühmen. Denn wenn die Consumtion der ersten Lebensbedürfnisse, wenn Salz, Brot, Fleisch Bier mit Abgaben belegt sind, von welchen jedes Kind schon einen gewissen Antheil verzehrt, so ist das in der Wirkung einer Kopfsteuer völlig gleich, und nur darin noch drückender, daß hier mit dem Verzehren des Kindes schon die Besteuerung anfängt, während das Kopfgeld doch in der Regel nur von Solchen erhoben wird, welche schon eines Erwerbs fähig sind. 2) Das Grundeigenthum. Die Belegung des Grundeigenthums mit eigentlichen Staatsabgaben, sodaß jedes Grundstück nach Verhältniß seiner Ertragsfähigkeit und Größe eine gewisse Abgabe (einfache Steuer, Steuersimplum) erlegen muß, ist nicht sehr alt, indem die ältern mannichfaltigen Abgaben mehr die Natur beständiger Renten hatten, welche ohne genaues geometrisches Verhältniß auf die Güter gelegt waren. Unsere neuern Grundsteuern waren in sehr vielen deutschen Ländern in der ersten, in die Mitte des 16. Jahrh. fallenden Anlage mehr eine Vermögenssteuer, aus welcher nur nach und nach, bei den später vorgenommenen Revisionen, die übrigen Vermögensstücke weggeblieben sind. Nachher ist öfters die Grundsteuer zur Basis und Hauptsache des ganzen Abgabesystems gemacht worden; sie war ein Maßstab, nach welchem man die steigenden Staatsbedürfnisse umlegte, und auch die außerordentlichen Lasten, Kriegskosten und feindliche Contributionen wurden nach demselben aufgebracht, dadurch aber nicht selten die Grundsätze der Gerechtigkeit verletzt. Bei der Frage über Aufhebung oder Aufrechthaltung der Abgabebefreiungen muß diese Unterscheidung stets wohl ins Auge gefaßt werden. 3) Dagegen ist das Bemühen, einen reinen Ertrag auszufinden, welcher übrigbleiben soll, wenn alle Grundrente, Capitalrente und Arbeit bestritten ist, ziemlich vergebens gewesen. Wenn Alles, was der kleine Landwirth an seinem Grundstücke thun und davon zahlen muß, zu Geld angeschlagen wird, so verschwindet aller Ertrag, weil man die kleinen zufälliger Nebengewinne gar nicht berechnen kann. (S. Grundeigenthum und Grundsteuer.) 4) Bewegliches Vermögen, fruchtbringendes und unfruchtbares, zinsbar ausgeliehene Capitalien sind eigentlich dem Staate gegenüber kein Vermögen, sondern ein Privatverhältniß, welches dem Gesammtvermögen aller Staatsangehörigen nur dann zugerechnet werden kann, wenn die Schuldner Ausländer sind. Versteuert bei Berechnung der Abgaben der Steuerpflichtige den vollen

Werth seines Besitzes und Gewerbes, ohne Das, was er schuldig ist, abzurechnen, und soll nun auch der Gläubiger seine außenstehenden Capitalien versteuern, so nimmt der Staat von einem Gegenstande doppelte Steuer. Auch das unfruchtbare Eigenthum ist nicht unbedingt von der Besteuerung ausgenommen; alsdann nähert sich aber die Abgabe der indirecten, indem sie anzusehen ist, als für die Erlaubniß gegeben, gewisse Gegenstände zu haben, wie verarbeitetes Silber, Wagen und Pferde zum Vergnügen oder Prunk, Hunde, Nachtigallen u. s. w. 5) Gewerbe. Die Gewerbsteuer ist sehr alt, als Ausfluß des Regals, indem sie für die Erlaubniß, das Gewerbe zu treiben, ohne Rücksicht auf den Ertrag desselben im Einzelnen, oder für die Erlaubniß, Flüsse und Ufer zu benutzen, genommen wird. Auch hat es schon in frühen Zeiten nicht an Versuchen gefehlt, einen bestimmten Theil des Ertrags als Einkommensteuer davon zu nehmen. Eine Form der Erhebung ist die Patentsteuer, welche in Rücksicht auf die Einträglichkeit des Gewerbes im Durchschnitt und nach den localen Verhältnissen, der Größe des Orts und dgl. die jährliche Abgabe bestimmt. Auch bei der Gewerbsteuer ist eine vollständige Gleichheit der Belastung nicht möglich, weil sie nur nach Dem berechnet werden kann, was Einige, oder was die Meisten gewinnen können, nicht aber nach dem wirklichen Gewinn eines jeden Einzelnen. 6) Das gesammte Einkommen eines Jeden, welches mit einer allgemeinen Vermögenssteuer zwar Vieles gemein hat, aber doch nicht völlig Eins ist. Denn nicht alles Einkommen ist wirkliches substantielles Vermögen, und es gibt Vermögen ohne Einkommen, wie das nicht auf Zinsen ausgeliehene baare Geld. Bei der Einkommensteuer macht die Beschaffenheit des Einkommens, ob es aus bleibendem Vermögen oder aus persönlicher Arbeit gezogen wird, keinen nothwendigen und wesentlichen Unterschied, obgleich die persönlichen Kräfte und Geschicklichkeiten, womit das Einkommen gewonnen wird, nur als eine Leibrente betrachtet werden kann, wohin auch die Besoldungen gehören. Von der Vermögenssteuer müssen schon dem Begriffe derselben zu Folge die Passivschulden abgerechnet werden, nicht aber von der Einkommensteuer. Die deutschen Reichsstädte haben ihre Bürger gewöhnlich nach ihrem Vermögen besteuert; in einigen hatte sich die alte Sitte erhalten, welche Macchiavelli so sehr rühmt, daß die Bürger ihre Beiträge in verschlossene Kisten legen, ohne daß Jemand erfährt, was sie gegeben haben. So sehr die Einkommen- und Vermögenssteuer der Gerechtigkeit zu entsprechen scheint, so groß ist das gegen sie herrschende Vorurtheil — der Reichen. 7) Der Verbrauch gewisser Dinge, oder wenn man ganz genau sprechen will, der Erwerb solcher Gegenstände, welche zum Verbrauch bestimmt sind. So mannichfaltig diese Gegenstände sind, von deren Verbrauch die Abgabe genommen wird, so verschieden sind auch die Formen ihrer Erhebung und die Namen, als Accise, Ziese, Licent, Octroi, Umgeld, Blasenzins, Mahlsteuer, Fleischpfennig, Aufschlag u. s. w. Die gewöhnlichsten Formen sind: a) Erhebung in den einzelnen Fällen der Production und des Erwerbes, oder bei der Handlung, wodurch der wirkliche Verbrauch seinen Anfang nimmt; beim Keltern des Weins, dem Brauen, Schlachten, Mahlen des Getreides; b) Erhebung bei dem Einbringen in das Land, den Bezirk oder Ort; Grenz- und Binnenzölle, städtische Accise; c) Erhebung bei dem Verkauf; d) Monopol der Regierung in eigner Regie oder Verpachtung, wobei noch die Annäherung zur directen Steuer stattfinden kann, daß ein nothwendiger Kauf vorgeschrieben, wie bei dem Salze gewöhnlich ist. 8) Der Verkehr der Bürger durch Briefe, mittels eines Briefporto, welches die Auslagen der Post übersteigt; ferner Wegegelder, Wasserzölle, Geleite und ähnliche Abgaben, sofern sie ebenfalls nicht bloßer Ersatz für die gemachten Anlagen sind, und was die gerichtlichen Verhandlungen betrifft, Sporteln und Stempelpapier. Hierher gehört auch das französische Enregistrement, die Nothwendigkeit, alle Urkunden über Rechtsverhältnisse

aller Art gegen sehr hohe Gebühren in öffentliche Register eintragen zu lassen. 9) Gewisse Erwerbungen, vornämlich die Erbschaften, welche nicht von den Ältern auf die Kinder und Enkel fallen, sondern an Seitenverwandte und Fremde kommen, Collateralgeld.

Praktische Wichtigkeit hat noch die Eintheilung in ordentliche und außerordentliche Abgaben, weil jene so eingerichtet sein müssen, daß die Nation sie von den Früchten ihrer Arbeit entrichten kann, ohne an Mitteln des Erwerbs und dem Vermögen, welches dazu erfoderlich ist, ärmer zu werden. Dies umfaßt etwas mehr als der reine Ertrag, indem es nicht blos auf die Kosten geht, welche auf die Hervorbringung verwendet werden müssen, sondern auch auf die geistigen und moralischen Güter des Volkes. Außerordentliche Abgaben hingegen können, wenn ihre Nothwendigkeit einmal vorhanden ist, der Natur der Sache nach in eine solche Grenze nicht eingeschlossen werden, sondern sie treffen das substantielle Vermögen der Nation. Bei ihnen kann eine Befreiung nie gerecht sein, weil hier keiner der Gründe, durch welche sie sonst gerechtfertigt werden kann, anwendbar ist. Die außerordentlichen Abgaben werden von den Regierungen oft durch Staatsanleihen umgangen, welche nichts Anderes sind als Vertheilung derselben auf eine Reihe künftiger Jahre und Anticipationen der regelmäßigen Abgaben oder einer Erhöhung derselben. Die materielle Belastung, welche durch dieselben auf die Nachkommen gelegt wird, ist schon ein großes Übel, allein noch weit schädlicher sind die moralischen Folgen einer übermäßigen Verschuldung des Staats, Steigerung der Ungleichheit der Glücksgüter, verderblicher Einfluß des Geldreichthums und moralisches Verderben der Armen, endlich Neigung der letztern zu gewaltsamer Veränderung. (S. Staatsschulden.)

Abgabenfreiheit. Die Befreiung von der Entrichtung gewisser Abgaben findet in mancherlei Beziehungen statt, und beruht daher auf sehr verschiedenen, haltbaren und unhaltbaren Gründen, welche sich auch im Laufe der Zeiten vielfältig so verändert haben, daß theils die Befreiung eine ganz andere geworden ist, als sie in ihrem Ursprunge war, theils auch die Gründe derselben ganz oder zum Theil hinweggefallen sind. Das Bestreben, sich von Leistungen und Beiträgen für das Gemeinwesen loszumachen und die Vortheile ohne die Lasten zu genießen, ist eine alte Untugend der Menschen, deren Ausübung freilich den Reichern und Mächtigern besser gelang als den Ärmern, weil sie mehr Mittel zu Erreichung ihres Zweckes besaßen. Die Abgabenfreiheit war aber auch nicht selten eine nothwendige Folge gewisser Verhältnisse, indem die Abgabe selbst nur aus Gründen entsprang, welche nicht für alle Einwohner eines Orts von Gültigkeit waren. Eine Abgabe oder Leistung gewisser Dienste für den Schutz, oder zu Handhabung der Gerichtsbarkeit konnte natürlich von Dem nicht gefodert werden, welcher nicht im Schutz begriffen oder der Jurisdiction nicht unterworfen war. Eine Abgabe, welche Surrogat des Kriegsdienstes in eigner Person war, konnte Den nicht treffen, welcher selbst in den Krieg zog. Auf diese Art sind viele alte Freiheiten entstanden, und die staatsrechtliche Frage bei ihnen ist daher nur, inwiefern sie bei veränderten Umständen noch beibehalten werden müssen. Dies kann offenbar nur so lange geschehen, als der Grund der Abgabenfreiheit wirklich noch fortdauert, sowol überhaupt, als in Hinsicht auf die Erhebungsweise und Ausdehnung einer bestimmten Abgabe. Denn wer z. B. von der alten ordentlichen Grundsteuer aus einer gültigen Ursache befreit war, kann diese Freiheit nicht auch dann in Anspruch nehmen, wenn andere Bedürfnisse des Staats nach dem Fuße der Grundsteuer umgelegt werden. Wer von Kriegssteuern frei war, weil er selbst auszog, muß sich ihnen unterwerfen, sobald jene Dienste von ihm nicht mehr geleistet werden können, indessen ist es auch eine falsche Vorstellung, daß die Rittergüter ihre Steuerfreiheit wegen der davon zu leistenden Kriegsdienste erlangt hätten. Das Rechtliche bei diesen Verhältnissen muß immer von den Sätzen ausgehen: 1) daß Niemand im Staate, aus was un-

mer für einem Grunde, seiner Verbindlichkeit, zu den Zwecken des Staats soviel als ein Anderer und nach dem Verhältnisse seines Vermögens beizutragen, frei werden kann. Auch Verträge mit der Regierung, Gesetze und das älteste Herkommen sind nicht im Stande eine solche Befreiung rechtlich zu begründen. 2) Die Regierung des Staats hat die Befugniß, ihr Abgabesystem nach ihrem besten Wissen zu ordnen, und sie kann hierin durch kein entgegenstehendes Recht eines Standes oder einer Classe von Gütern gehindert werden. Im constitutionnellen Staate, wo Regierung und Gesetzgebung getrennt sind, müssen aber die Abgaben im Wege der Gesetzgebung regulirt werden. 3) Die Zurückführung Derer, welche sich bisher der allgemeinen Pflicht Abgaben zu entrichten entzogen haben, zu ihrer Schuldigkeit ist kein Entziehen eines Rechts, wofür an sich Entschädigung gegeben werden müßte, sondern ein Aufheben eines Unrechts, und eine Entschädigungsfoderung würde nur insofern gemacht werden können, als die Steuerfreiheit auf einem Kauf oder einer Ablösung beruht. Von der Richtigkeit dieses Satzes läßt sich der einfache Beweis führen, daß Niemand das Recht des Staats bestreiten wird, allen Classen von Personen und Gütern dieselbe Abgabenfreiheit zu ertheilen und sodann die Staatsbedürfnisse auf einem ganz andern Wege zu erheben, z. B. einer allgemeinen Einkommensteuer oder Verbrauchssteuer, bei welcher von einer Befreiung gar nicht die Rede wäre. Indessen lassen eben diese Sätze wohl zu, daß bei den Abgaben gewisse Befreiungen oder Erleichterungen gestattet werden, ohne die Gerechtigkeit zu verletzen, und man muß daher folgende Begriffe und Fälle von einander unterscheiden: 1) Persönliche gänzliche Entbindung von allen Beiträgen zu den Staatsbedürfnissen, sodaß der Befreite auch von seinem sonst steuerbaren Vermögen, und von Verbrauchssteuern und indirecten Abgaben, Zöllen, Stempel u. s. w. frei ist. Einem Unterthanen kann diese volle Freiheit nicht zukommen, und selbst wenn sie als Belohnung für große Verdienste vorgeschlagen würde, wäre es wenigstens ein sehr unzweckmäßiges Mittel, welches wegen des möglichen Misbrauchs nur in den seltensten Fällen gebraucht werden könnte. Auch würde die Regierung berechtigt sein, eine solche Nationalbelohnung wenigstens in etwas Anderes zu verwandeln. Dagegen ist a) dem Souverain, und wol auch der regierenden Familie eine solche persönliche völlige Abgabenfreiheit zugeschrieben worden. Nothwendig ist sie nicht, indem es sich mit der Würde des Staatsoberhaupts ganz wohl verträgt, daß er von gewissen Besitzungen die gewöhnlichen Steuern entrichtet, daß er Consumtionssteuern und dgl. bezahlt. Bei andern Mitgliedern der regierenden Familie ist noch weniger Grund zu Ausnahmen vorhanden. b) Die Staatskasse, der Fiscus. Hier ist freilich Bezahler und Empfänger ein Subject und es kann sonderbar erscheinen, wenn die Staatskasse sich selbst Abgaben entrichten soll. Jedoch kann es zu Erleichterung der Aufsicht nothwendig sein, daß auch der Fiscus gewisse Abgaben entrichtet, die ihm dann freilich wieder selbst zufließen. c) Denen, die, obwol im Lande sich aufhaltend, doch nicht einmal vorübergehend als Unterthanen betrachtet werden, fremden Souverains und anerkannten Gesandten, hat man auch ehedem eine völlige Abgabenfreiheit bewilligt, nicht blos von allen directen persönlichen Abgaben (nur nicht von Grundstücken, welche sie im Lande besitzen) eingeräumt, sondern auch von Zöllen und andern indirecten Steuern. Da aber mit dieser Zollfreiheit zuweilen großer Misbrauch getrieben worden ist, so hat man sie in einigen Staaten beschränkt, auf gewisse Summen gesetzt, oder dem Gesandten, indem er die Abgaben entrichten mußte, eine gewisse Summe vergütet. Die den fremden Souverains zugestandene Abgabenfreiheit wurde auch auf Waaren ausgedehnt, welche persönlich für die auswärtigen Fürsten bestimmt sind, und die man daher als Fürstengut frei passiren ließ. 2) Persönliche Befreiung von gewissen bestimmten Abgaben hat zuweilen einen sehr guten Grund. Wenn man den Beamten des Staats diese Freiheit bei ihrer Besoldung in Anrechnung bringt, wie Befreiung von Tranksteuer, und andern auf Lebensbedürfnisse gelegten Abgaben, so verliert einerseits die Staats-

kasse dabei durchaus nichts, und auf der andern wird dadurch der große Vortheil gewonnen, die Lage der Staatsbeamten, nämlich des Einen, welcher eine große Familie zu ernähren hat, und des Andern, welcher allein oder doch kinderlos lebt, einander gleicher zu stellen. Doch ist dabei auch zu bedenken, daß der Staatsbeamte nicht so gestellt werde, daß er an bürgerlichen Lasten und Sorgen gar keinen Antheil mehr nimmt und dem Volke fremd, ja feindlich gesinnt wird. Ferner läßt sich eine Freiheit von Abgaben, die einen einzelnen ganz bestimmten Zweck haben, bei Denen rechtfertigen, welchen dieser Zweck entschieden fremd ist. Wenn man in Irland den katholischen Landmann zwingt, dem protestantischen Pfarrer Zehnten zu geben, die protestantische leer stehende Kirche zu unterhalten, die kirchlichen Handlungen dem protestantischen Geistlichen zu bezahlen, so wird er dies für eine große Ungerechtigkeit halten. 3) Noch mehr läßt sich eine Befreiung von gewissen Realabgaben als rechtmäßig denken, zumal wenn man erwägt, daß diese, wenn sie eine Reihe von Jahren unverändert geblieben sind, sich der Natur einer bleibenden Rente nähern, welche der Käufer bei Berechnung des Kaufs abzieht und also gar nicht bezahlt. Solche stehend gewordene Grundsteuern hat daher der Staat wol zuweilen ablösen lassen, und es versteht sich, daß alsdann das Grundstück von dieser Steuer frei bleiben muß. Die Operation hat aber immer große Bedenklichkeiten gegen sich. Durch Verträge unter Privatpersonen, indem z. B. Jemand ein Grundstück steuerfrei verkauft und die Steuern auf einem andern behält, oder der Käufer gegen Entschädigung die Abtragung der Steuern für ein anderes Grundstück des Verkäufers übernimmt, läßt sich eine solche Freiheit nicht begründen. Der Staat ist nicht an diese Verträge gebunden und darf sie nicht gestatten, weil er dadurch bald eine Classe wohlhabender Besitzer bekäme, welche Abgaben zu entrichten nicht schuldig wären, neben einer andern Classe schwerbelasteter und armer, welche die Abgaben zu entrichten nicht im Stande sein würden. Auch von rechtmäßigen Steuerfreiheiten gilt das Obengesagte, sodaß Niemand ein Recht haben kann, sie unverändert beizubehalten, sondern nur nach den Umständen einen Anspruch auf Entschädigung. Ueber die Steuerfreiheit der Rittergüter und das Geschichtliche s. Steuerfreiheit und Grundsteuer.

Abgar mit dem Beinamen Uchomo, der Schwarze, Beherrscher des osrhoenischen Reichs zu Edessa in Mesopotamien, war ein Zeitgenosse des Augustus und Tiberius. Seit dem 3. Jahrh. trägt sich die Sage mit einem Briefwechsel zwischen ihm und Christus, der aber ebenso gewiß untergeschoben als bedeutungslos ist.

Abgott, Abgötterei. Am meisten wird das Wort Abgott im uneigentlichen Sinne gebraucht von Dingen, die der Mensch als sein höchstes Gut achtet; in diesem Sinne sagt man von einem Geizigen: das Geld ist sein Abgott, oder von einem Verliebten: er betet seine Geliebte an, macht sie zum Abgott. Es verrückt demnach diese Art der Abgötterei das sittliche Lebensziel des Menschen, indem ein sinnlicher Gegenstand ihn dermaßen beschäftigt, daß er an seine höhere Bestimmung gar nicht zu denken vermag. Als religiöse Denkart aber und Lebensweise betrachtet, ist Abgötterei die Verehrung eines Wesens, das nicht Gott ist und fällt mit Idolatrie (s. d.) und Polytheismus (s. d.) zusammen. Zu schwach an Vernunft, um das höchste Wesen als etwas Übersinnliches zu denken, schafft sich der Mensch von Gott ein sinnliches Bild und erweist nun diesem die nach seiner Ansicht dem höchsten Wesen gebührende Ehre. Diese Wahrnehmung können wir bei allen auf einer noch niedern Stufe der geistigen Ausbildung stehenden Völkern machen. Ein solcher Abgott war das goldene Kalb der Israeliten in der Wüste, der Apis bei den Ägyptern, sowie in erzkatholischen Ländern die Monstranz, welche der gemeine Haufe den Herrgott nennt.

Abguß ist die Nachformung von Werken bildender Kunst, durch Aufgießung einer weichen nachher sich verhärtenden Materie. Man überzieht, um ein

vollkommen rundes Bild abzuformen, das Original mit Gyps oder Thon, bei halbrunden Bildern auch mit Wachs, Schwefel, Glas oder Metall, und nimmt die Masse, wenn sie erhärtet ist, mit Sorgfalt ab. Dies gibt die Form, welche, was im Original vertieft ist, erhaben, und was dort erhaben ist, vertieft enthält. Wird in diese Form wieder eine weiche Masse gegossen, so erhält man durch Abformen ein das Original treu darstellendes Abbild, welches eigentlich Abguß genannt wird. Ganze Körper können natürlich nicht auf einmal, sondern nur stückweise abgeformt werden. Dadurch entstehen aber auf den abgeformten Kunstwerken sogenannte Nähte, welche verschnitten und polirt werden, wodurch zuweilen ein zarter Übergang verloren geht. Deshalb zieht man die Abgüsse mit Nähten vor. Obschon kein Abguß das Original völlig erreicht, so gibt es doch Abgüsse, die den Originalen in dem, was den Künstler und Kunstfreund zu ihnen führt, sehr nahe kommen. Am berühmtesten sind die Mengs'schen Gypsabgüsse. (S. Dresden.) Zur Zeit, als in Paris die Kunstwerke aufgehäuft waren, konnte man dort sehr billig sorgfältige Abgüsse von allen Antiken erhalten. Abgüsse aus bloßer Töpfererde werden ungleich und verschwinden aus ihren Verhältnissen. Sie verkürzen sich um mehr als den sechsten Theil, sodaß jugendliche Statuen oder Büsten sich mehr der Kindheit nähern.

Abhärtung, physische, wird bewirkt durch Stärkung des innern Lebens und dessen Einwirkung auf ungünstige Einflüsse. Zur Ertragung von Ungemach bereitet vor: einfache, doch kräftige Kost, Mäßigkeit in allen Genüssen, Aufenthalt in freier, reiner Luft und starke Bewegung. Die Kälte stärkt und die Wärme schwächt in der Regel; aber beide schwächen, wenn sie in zu hohem Grade stattfinden. Man verbanne Alles, was blos die Sinne schmeichelt; suche vor Allem die innere Heiterkeit des Geistes zu erhalten und dessen höhere Richtung zu bewahren. Doch darf man nie, wie die Spartaner, in den zarten Organismus des Körpers eingreifen; denn unser Zeitalter hat höhere und liberalere Staatszwecke als jene Zeiten, und selbst ein in der Jugend schwacher Körper kann mit der Zeit stark werden. Unser Zeitalter vermißte lange die physische Erziehung, die in England erst wieder auflebte, anfangs jedoch übertrieben wurde. Im kindlichen Alter muß Abhärtung nur mit großer Vorsicht unternommen werden und darf nur darin bestehen, daß man das Verzärteln vermeidet, in ihren höhern Graden kann sie erst nach völliger Ausbildung des organischen Körpers stattfinden; daher ist das jetzt in Kriegen so allgemein gewordene Bivouakiren für die Gesundheit vieler jungen Leute in jedem Klima zerstörend und vermehrt gar sehr das Siechthum in den Hospitälern; denn Ausdünstung in der Nacht ist jedem Körper unentbehrlich, und weniger als täglich 3—4 Stunden Schlaf kann kein Körper lange ertragen, auch darf über zwei Nächte die Hautausscheidung im Schlafe nicht ausgesetzt werden. Bei den Sinnesorganen kann nur von Gewöhnung der unangenehmen Eindrücke die Rede sein, die aber nie in Abstumpfung übergehen soll.

Abildgaard (Nicolai Abr.), dän. Historienmaler, geb. zu Kopenhagen 1744, gest. das. 4. Jun. 1809 als Director und Professor der Kunstakademie, ohne Zweifel einer der genialsten Maler Dänemarks, dessen geistreiche Compositionen tiefes Studium der Alten, Reichthum der Ideen und besondere Stärke in der Darstellung verrathen. Ein fünfjähriger Aufenthalt in Italien vollendete seine künstlerische Bildung; seine Arbeiten verloren aber nie das Originelle, welches sein selbständiger Geist seinen Gemälden stets einhauchte. In den Schöpfungen seiner fruchtbaren Phantasie sprach sich oft eine düstere, wiewol immer große und feierliche Natur aus; in seinen zahlreichen historischen Gemälden herrschte aber ein heiterer erhabener Styl, und nicht leicht findet man bei neuern Malern, besonders im Nackten, ein schöneres Colorit. Von der bedeutenden Zahl seiner großen historischen Gemälde im Residenzschlosse Christiansburg wurden beim Brande 1794 nur wenige gerettet, doch sind von ihm in und außer Kopen-

hagen noch eine große Zahl zum Theil größerer Bilder vorhanden. Seine Witwe blieb im Besitz einer Sammlung trefflicher Bilder. Der verwundete Philoktet ist ebenso kraftvoll, als Cupido, ein anderes Gemälde, das nach Spanien verkauft wurde, zart und schön; beide sind in der Ausführung meisterhaft. Noch sind vorhanden: ein Sokrates, Jupiter das Schicksal der Menschen erwägend, Culmin's Geist, sich der Mutter zeigend (nach Ossian) u. a. Die letzte Arbeit, welche er vollendete, waren vier große Gemälde, Scenen aus des Terenz Lustspielen. Obschon er seinen Schülern einzuschärfen pflegte, daß für den Künstler die Theorie nichts, die Natur und Übung aber Alles mache, so kannte er doch nicht weniger gründlich sowol die Theorie als die Geschichte der Kunst, und war weit entfernt, den Werth einer freien Geistesbildung zu verkennen, welche er selbst in hohem Grade besaß. Solches bezeugt auch seine Bibliothek, welche die königl. Kunstakademie angekauft hat. Unter seinen Schülern, Malern und Bildhauern, steht Thorwaldsen oben an. Schriftstellerische Verdienste erwarb sich A. durch kleine Aufsätze, die theils schiefe Urtheile in Kunstsachen berichtigten, theils ältere Kunstarbeiten erklärten. Die in Fernow's „Leben des Künstlers A. J. Carstens" (Lpz. 1806) enthaltenen Verunglimpfungen A.'s wurden völlig widerlegt vom Prof. Baden. Vergl. „Kopenhagner gelehrte Nachrichten", 1809, S. 309.

Ab intestato erben, s. Erbfolge.

Abiponer, ein Kriegerstamm der Indianer zwischen 28 und 30° S. B., am Ufer des Plata, von etwa 5000 Köpfen, die von Jagd und Fischfang sich nähren. Lange Lanzen und Pfeile mit eisernen Spitzen sind ihre Waffen. Sie führen häufig mit den Spaniern Krieg. Die Männer sind hoher Statur, gute Schwimmer und lieben die Figurenzeichnung auf ihrer Haut. Ihr Anführer im Kriege ist auch Richter im Frieden, doch hier ist sein Ansehen nicht bedeutend, denn versuchte er nur irgend eine der Menge nicht zusagende Neuerung, so würde er sehr bald über Niemand mehr zu gebieten haben. Während der Regenmonate zieht der ganze Stamm entweder nach den Inseln des Platastroms oder baut sich Hütten in den Baumgipfeln.

Abirrung des Lichtes. Da die Erde sich fortwährend und zwar sehr schnell von W. gen O. um die Sonne bewegt, und mit ihr die Fernröhre, welche wir zur nähern Betrachtung der Gestirne anwenden, so erblicken wir auch die Sonne und alle Gestirne, wenn wir den Fernröhren die Richtung des von den Sternen kommenden Lichtes geben, nie dort, wo sie in der That sich finden, sondern immer etwas nach der Seite hingerückt, wohin wir uns selbst mit der Erde bewegen. Um daher einen Stern genau an seiner Stelle zu sehen, muß dem Fernrohre eine gegen den Strahl des Sternes etwas geneigte Richtung gegeben werden. Diese scheinbare Verrückung der Gestirne von ihrem Orte nennt der Astronom **Aberration**. Da die Erde ihren Lauf um die Sonne in einem Jahre vollendet, so wird auch die Aberration eine Periode von einem Jahre haben. In der That hat man bemerkt, daß jeder Stern durch dieselbe im Allgemeinen jährlich eine kleine Ellipse beschreibt. Sie ist auch der herrlichste Beweis für die Bewegung der Erde um die Sonne und zugleich eine Bestätigung der wichtigen Entdeckungen des dän. Astronomen Römer (gest. 1710) über die Geschwindigkeit des Lichtes. Der Entdecker der Aberration war 1727 **Bradley** (s. d.). Die Theorie derselben gab am besten Bessel und Tittel, und **von Zach** (s. d.) lieferte sehr gute Tabellen.

Ablaß (Indulgenz). An die Bußbestimmungen der alten Kirche (s. **Buße**) war man nie so streng gebunden, daß die Kirchenvorsteher aus Rücksichten oder wenn sie glaubten, den Zweck auf eine leichtere Art erreichen zu können, nicht auch in einem besondern Falle etwas davon nachgelassen hätten Aber es geschah dies immer blos in einzelnen Fällen und nachdem man die genauesten Erkundigungen

über Den sich verschafft hat, der eines solches Nach- oder Ablasses theilhaftig werden sollte, und nie ward die ganze Kirchenbuße, sondern nur ein Theil derselben nachgelassen. In den meisten Fällen war es nicht Erlaß, sondern nur Vertauschung der Büßungen. Das Concilium zu Nicäa 325 fodert bei einem Bußnachlaß die Überzeugung wirklicher Besserung. Auf andere Weise aber konnte man seit dem 11. Jahrh. Ablaß erlangen. Das Concilium von Clermont (1095—96) bestimmte, daß Jedem, der aus Andacht, nicht aus Ruhm oder Geldgier, zur Befreiung der Kirche des Herrn nach Jerusalem reise, diese Reise statt der schuldigen Buße angerechnet werden solle. Später dehnte man dies auch auf Die aus, welche auf ihre Kosten einen Kämpfer hinsandten. Man ging allmälig weiter; man gab auch schon für Solche gänzlichen oder theilweisen (vollkommenen oder unvollkommenen) Ablaß, welche ein Almosen zu Ausrichtung eines guten Werkes, z. B. zur Herstellung einer Kirche u. s. w., gaben, oder sonst ein frommes Werk verrichteten, wozu man seit 1300 den Besuch einer besondern Kirche rechnete. (S. Jubeljahr.) Die öffentliche Kirchenbuße fiel dadurch gänzlich. Es schlichen sich immer mehr bedeutende Misbräuche ein, und der Greuel war groß. Unter dem Vorwande des Almosens zu guten Werken ward der Ablaß zu einer indirecten Besteuerung der Christenheit. Man schlug ihn selbst auf mehren deutschen Reichstagen vor, z. B. 1466 zu Nürnberg, um Geld zum Türkenkriege aufzubringen. In der Regel theilten der Papst, die Bischöfe und weltlichen Regenten; aber zuweilen griffen die Letztern auch von selbst zu, wie 1500, wo das Reichsregiment das für den Papst beim Jubiläum eingesammelte Geld wegnahm und dem päpstlichen Legaten zu seinem Unterhalte nur ein Drittel zukommen ließ. Unter solchen Umständen, wo das Heilige zu schnödem Gewinne gemisbraucht wurde, mußten nothwendig verkehrte Begriffe über den Ablaß und dessen Kraft unter dem Volke entstehen, wozu auch die Ablaßprediger nach besten Kräften beitrugen. (S. Tezel.) Der von Leo X. ausgeschriebene Ablaß war die erste Veranlassung zur Reformation gewesen, und fortwährend wurde während der deutschen Reformation über die Misbräuche des Ablasses die bitterste Klage geführt. Es war daher die Aufgabe der zu Trient versammelten Kirchenväter, diese Misbräuche öffentlich zu misbilligen, damit nicht als Dogma der Kirche erscheine, was nur durch Einzelne eingerissen war. Das Concilium foderte zuvörderst in der sess. 24, cap. 8, de reformatione, die Herstellung der öffentlichen Buße für öffentliche Sünden mit folgenden Worten: „Der Apostel (Paulus an den Timoth.) verordnet, daß man Jeden, der öffentlich gesündigt hat, öffentlich mit Verweisen belege. Wenn also von Jemand ein Verbrechen im Angesichte Vieler begangen ist, von dem nicht zu zweifeln, daß dadurch Andern ein böses Beispiel gegeben worden, so soll Diesem eine seinem Vergehen angemessene öffentliche Buße aufgelegt werden, damit er Diejenigen, welche er durch sein böses Beispiel zu böser Gesittung aufgefodert hat, durch das Zeugniß seiner Besserung auf den rechten Weg zurückrufe. Der Bischof kann aber diese öffentliche Buße in eine geheime verwandeln, wenn er dies zweckmäßiger findet." Über den Ablaß selbst erließ das Concilium in seiner letzten Sitzung den Beschluß: „Da die Macht, Ablässe zu ertheilen, der Kirche von Christus verliehen ist, und sie diese ihr göttlich ertheilte Gewalt schon zu den ältesten Zeiten ausgeübt hat, so lehrt und verordnet die heilige Synode, daß der dem christlichen Volke sehr heilsame und durch das Ansehen heiliger Concilien bestätigte Gebrauch der Ablässe in der Kirche beizubehalten sei, und belegt Solche mit dem anathema, welche sie entweder für unnütz erklären, oder, daß selbe zu ertheilen in der Kirche die Gewalt sei, bestreiten. Sie will jedoch, daß in Ertheilung der Ablässe, nach der alten und in der Kirche bewährten Gewohnheit, Ziel und Maß gehalten werde, damit die kirchliche Disciplin durch zu große Leichtfertigkeit nicht entkräftet werde. Da die Kirche aber will, daß die hier eingeschlichenen Misbräuche, durch deren Gelegenheit dieser erhabene Name der Ablässe von den Irrlehrern beschimpft wird, abgestellt und ver-

bessert werden, so verordnet sie durch gegenwärtiges Decret allgemein, daß alle die schändlichen, hier vorkommenden Geldgewinnste, aus denen beim christlichen Volke die mehrsten Ursachen der Misbräuche entstanden sind, gänzlich aufgehoben werden. Da aber die übrigen Misbräuche, welche aus Aberglauben, Unwissenheit, Unehrerbietigkeit, oder wo sonst immer her entstanden sind, wegen der verschiedenartigen Verderbnisse der Orte und Provinzen, wobei sie vorkommen, nicht füglich speciell hier verboten werden können, befiehlt die Synode allen Bischöfen, daß sie, ein jeder, dergleichen Misbräuche ihrer Kirche fleißig sammeln und in der ersten Provinzialsynode vorbringen, damit sie auch durch der andern Bischöfe Urtheil für Misbräuche anerkannt, sofort dem obersten Bischofe zu Rom vorgetragen werden, nach dessen Ansehen und Weisheit, was der allgemeinen Kirche angemessen ist, bestimmt werden soll, sodaß das Amt der heiligen Ablässe fromm, heilig und unverdorben für alle Gläubige verwaltet werde." — Ein großer Theil der katholischen Kirche legt aber Dem, was von dem Concilium nur disciplinarisch aufgestellt worden ist, keine bindende Kraft bei. In keinem Falle ist die Lehre vom Ablaß als ein Dogma der katholischen Kirche, sondern blos der Hoftheologie anzusehen. Begründet ward dieses Dogma zuerst von den Scholastikern Alexander von Hales und Thomas von Aquino durch die Lehre von überfließenden Verdiensten und vom Schatze guter Werke, den die Kirche besitze, welche später durch Papst Clemens VI. 1342 bestätigt wurde. Man nahm nämlich an, daß Christus mehr gelitten als zur Erlösung nöthig gewesen sei, daß Maria und alle Heiligen mehr Gutes als von ihnen verlangt werde auf Erden gestiftet hätten. Das, was Jene zu viel gethan, gehe der Kirche zu Gute, und diese könne nun nach Umständen denen aushelfen, die, anstatt Tugend zu üben, Sünden begangen hätten, wodurch der Schuldbeladene ein Gerechter und von den künftigen Strafen befreit werde. Soll der Ablaß in der Kirche bestehen, so kann dies nur in der ältesten Art und Form geschehen, sodaß er Milderung oder Erlaß der kirchlichen Bußen ist. In jeder andern Bedeutung, welche ihm spätere Jahrhunderte gaben, ist er, wie auch in der deutsch-katholischen Kirche schon längst geschah, durchaus zu verwerfen.

Ablauf, in der Baukunst, besonders bei den Säulenordnungen, das Glied der Säule, welches in Form eines einwärts gekehrten Viertelkreisbogens ein vorspringendes oberes Glied mit dem darunter befindlichen kleinern verbindet, also gleichsam den Übergang von dem geringern zum größern Umfange der Säule bildet. Der Anlauf verbindet dagegen ein vorspringendes unteres Glied mit dem darüber befindlichen kleinern, und bildet so einen Übergang vom größern zum geringern Umfange der Säule. — **Ablaufen** sagt man von neugebauten Schiffen, die man vom Stapel läßt, indem auf beiden Seiten bei dem Kiel oder untersten großen Balken des Schiffs, zwei starke runde Hölzer, die man durch Seife schlüpfrig macht, gelegt werden, die hinten höher als vorn, folglich nach der Wasserseite niedriger liegen. Im Wasser liegt eine Rinne, worein der Kiel paßt. Beim Ablassen des Schiffs vom Stapel schlägt man die Stützen weg, windet es bei den Hintersteeven in die Höhe dadurch kommt es in Schuß, gleitet über das Holz und läuft ins Wasser.

Ablösung der Belastungen des Grundeigenthums. Das Grundeigenthum hat sich in den neuern Staaten bekanntlich auf eine so vielfache Weise getheilt und gespalten, daß daraus eine Menge von Realrechten und Reallasten entstanden sind, welche der höhern Benutzung des Bodens und der moralischen Erhebung des Bauernstandes entgegenstehen. Man hat dies lange anerkannt; schon gegen die Mitte des vorigen Jahrh. haben sich Stimmen für die Abschaffung der Zehnten, der Huth- und Weidegerechtigkeiten erhoben. Ein zahlreicher Stand freier kleiner Landeigenthümer macht die Staaten stark; die großen Grundbesitzer vertheidigen das Land nicht. Joseph II. war es, der zuerst die Frohnen und die den Ackerbau bedrückenden Lasten theils beschränkte, in-

dem er ihr Maximum auf $17\frac{1}{2}$ Procent vom rohen Ertrage festsetzte, theils die Verwandlung in eine Geldrente gesetzlich machte. Allein erst durch die franz. Revolution kam die Sache mehr in Bewegung. In den Beschwerden und Bitten, welche die Amtsversammlungen bei der Wahl der Reichsstände 1788 verfassungsgemäß aufstellten, wird sehr häufig eine Minderung der auf den Bauergütern haftenden Reallasten verlangt. In der berühmten Sitzung vom 4. Aug. 1789 brachten Adel und Geistlichkeit selbst die drückendsten grundherrlichen Rechte dem Wohle des Ganzen zum Opfer. Einiges wurde ohne Entschädigung aufgehoben, Anderes nur für ablöslich erklärt. Der Regierung des Königs hätte es obgelegen, durch umfassende und durchgreifende Gesetze für die Ausführung zu sorgen. Aber sie versäumte es in ihrer unklugen Widersetzlichkeit gegen die Reformen der Reichsstände; und so wurde die günstige Gelegenheit, Friede und Eintracht in der Nation zu stiften, vorüber gelassen. Durch die Emigration und die Assignaten wurde die Aufhebung aller Grundherrlichkeit (Gesetz v. 17. Jul. 1793) vorbereitet. Wohin sich die franz. Herrschaft verbreitete, wurde auch die Aufhebung der Leibeigenschaft mit den daraus entspringenden Abgaben ohne Entschädigung und die Ablöslichkeit der übrigen Reallasten gesetzlich angeordnet. Dies geschah durch ein Decret Napoleon's vom 4. Nov. 1808 im Fürstenthum Fulda, im Königreich Westfalen durch das Gesetz vom 23. Jan. u. 17. Aug. 1808, im Großherzogthum Berg (Decret vom 13. Sept. 1811) und in allen mit Frankreich vereinigten Provinzen. Mit der Befreiung von der franz. Herrschaft trat zwar darin eine Reaction ein; vorzüglich in Hanover ging man durch die Verordnungen vom 13. Aug. 1814 und 25. Aug. 1815 in Wiederherstellung der alten Verhältnisse sehr weit. Aber die Sache war doch zu dringend geworden, als daß das einmal begonnene Werk wieder hätte gehemmt werden können. Denn so oft auch die Betheiligten das Streben nach einer größern Vertheilung und Befreiung des Grundeigenthums für eine Ausgeburt bloßer Neuerungssucht und revolutionnairer Absichten ausgegeben haben, so leicht ist es für jeden Unbefangenen, sich davon zu überzeugen, daß die übrigen Neuerungen im Staatsleben, das Streben der Regierungen nach einem nationalen Vertheidigungssysteme und die Anfoderungen, welche der Staat an seine Bürger machen muß, sich mit den auf dem eigentlichen Ackerbau liegenden Reallasten und der dadurch begründeten Abhängigkeit des Bauernstandes schlechterdings nicht vereinbaren lassen. Daher hat auch Hanover wieder einlenken müssen; schon 1822 war den Ständen eine völlig ausgearbeitete Ablösungsordnung vorgelegt, und die jetzt im Werden begriffene neue Constitution des Königreichs wird auch hierin die Bedürfnisse der Zeit nicht unbefriedigt lassen. Allen andern deutschen Ländern ist Preußen seit 1808 mit gesetzgebenden Reformen vorangegangen, welche nicht blos die Ablösung aller Reallasten und Einschränkungen des Grundeigenthums, sondern auch eine größere Vertheilung des Bodens unter kleine Landwirthe mit völligen Eigenthumsrechten zum Zweck haben. Die Grundherren sind verbindlich gemacht worden, sich mit ihren Hintersassen auseinanderzusetzen und für eine Entschädigung theils an Grund und Boden, theils in Geld ihnen ein völlig freies Eigenthum einzuräumen. Wo die Bauern ihre Güter mit Erbrecht besaßen, hatten sie ein Drittheil ihres Landes, wo sie es aber ohne Erbrecht inne hatten, die Hälfte abzugeben. Das Hauptgesetz darüber ist das Edict vom 14. Sept. 1811 nebst der Declaration vom 29. Mai 1816 und den Verordnungen vom 9. Mai 1818 und 9. Jun. 1819. Die Ablösungsordnung über die Abschätzung der Dienste, Natural- und Geldleistungen und ihre Verwandlung in eine fixe Rente ist vom 21. Jun. 1821. Einzelne Verordnungen über die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse sind am 8. Apr. 1825 für das Großherzogthum Posen und am 21. Apr. 1825 für die Gebietstheile des ehemaligen Königreichs Westfalen, Großherzogthums Berg und des franz. Kaiserreichs erlassen worden In andern deutschen Ländern ist die

Ablösbarkeit schon in den Verfassungsurkunden grundgesetzlich ausgesprochen worden; so in Baiern (Verf.-Urk. v. 1818, Tit. V, §. 6 und 7), Würtemberg (Verf.-Urk. v. 1819, §. 25), Hessen-Darmstadt (A. 25, 26), Kurhessen (Verf. v. 1831, A. 33, 34). Bei den frühern Gesetzen ist man davon ausgegangen, daß der bisher zu Diensten und Abgaben Verpflichtete allein die Ablösungssumme zu entrichten habe; hingegen in Baden, wo bei dem Landtage von 1831 der Antrag auf Abschaffung der Zehnten, Frohnen u. s. w. zu lebhaften Discussionen führte, wurde nicht allein der Betrag der Ablösungssummen sehr herabgesetzt, sondern auch der Antrag gemacht, die Hälfte dieser Summen auf die Staatskassen zu übernehmen. Durch drei Gesetze vom 28. Dec. 1831 ist die Aufhebung der Neubruchzehnten, des Blutzehnten und der Herrenfrohnen verordnet. Bei dieser Gelegenheit wurde von einigen Rechtsgelehrten (Birnbaum „Die rechtliche Natur der Zehnten", Bonn 1831, und Zachariä „Die Aufhebung, Ablösung und Umwandlung der Zehnten", Heidelb. 1831) das Recht des Staats bestritten, überhaupt in diese vermeintlichen Privatrechte durch Gesetze einzugreifen, und das fürstl. Haus Löwenstein-Wertheim legte gegen diese Acte der Gesetzgebung eine Protestation ein. Indessen wird es, abgesehen von andern Gründen von der historischen Entstehung dieser Lasten, wol keine große Schwierigkeit haben, sowol aus allgemeinen Grundsätzen über den Zweck und die Rechte des Staats, als auch aus der bisherigen Geschichte der Staaten zu beweisen, daß die gesetzgebende Gewalt des Staats sich auch über diese Verhältnisse erstrecken muß, und dieser Umfang derselben bisher immer anerkannt worden ist. So gut wie die Abtretung des Eigenthums gegen Entschädigung zu andern speciellern Zwecken des Staats gefodert werden kann, ebenso gut kann solche auch zum allgemeinen Wohle gesetzlich verordnet werden. (Vgl. Zachariä, „Der Kampf des Grundeigenth. mit der Grundherrlichkeit", Heidelb. 1832.)

Abnorm (ab norma), von der Regel, nämlich der Natur, abweichend, unregelmäßig, daher auch, doch nur in organischer Hinsicht, so viel als krankhaft, z. B. abnormer Zustand, krankhafter Zustand. — **Abnormitäten** an Naturgegenständen sind regelwidrige Erscheinungen, z. B. Ballen statt regelmäßiger Füße, sechs statt fünf Finger, gefüllte Blüthen, wie bei den Rosen u. s. w.

Åbo (spr. Obo), finnisch Turku, am bottnischen und finnischen Meerbusen mit 14,000 Einw., ehe Schweden Finnland an Rußland abtrat, Hauptstadt dieses Landes. Sie war früher eines protestantischen Bischofs und ist seit 1817 Sitz eines Erzbischofs; auch ist hier der Justizhof für Südfinnland und ebenfalls seit 1817 eine Wechsel-, Depositions- und Leihbank. Der Hafen, den die Mündung des Aurajocki bildet, macht sie zu einer bedeutenden Handelsstadt; hier ist die Hauptausfuhr aus Finnland nach Schweden und dem Mittelmeere. Auf den dortigen Werften baut man viele Schiffe. Die Universität, welche durch die Königin Christine von Schweden 1640 aus dem von Gustav Adolf 1628 errichteten Gymnasium begründet und von Kaiser Alexander reicher ausgestattet ward, wurde nach dem Brande 1827, wobei die herrliche Bibliothek von 40,000 Bänden nebst der neuangekauften des in Leipzig verstorbenen Prof. Haubold ein Raub der Flammen wurde, nach **Helsingfors** verlegt.

Der Friede zu **Åbo** am 17. Aug. 1743 zwischen Schweden und Rußland endigte den auf Frankreichs Betrieb, um Rußland von der Theilnahme am östr. Erbfolgekriege abzuhalten, zwischen Rußland und Schweden am 4. Aug. 1741 ausgebrochenen Krieg, in welchem die Russen, nach Lacy's Siege bei Wilmanstrand, durch die Fehler der schwed. Generale Löwenhaupt und Buddenbrog am 3. Sept. 1741 ganz Finnland eroberten. Beide Generale wurden deshalb enthauptet, die Actenstücke ihrer Verurtheilung aber damals versiegelt und erst 1829 vom Adelstande eröffnet. Die Kaiserin Elisabeth versprach jedoch einen großen Theil ihrer Eroberungen zurückzugeben, wenn Schweden statt des Kronprinzen von Dänemark den Prinzen Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp, Bi-

schof von Lübeck, zum schwed. Thronfolger erwählte. Dies geschah am 4. Jul. 1743. So kam 1751 das Haus Holstein-Gottorp auf den schwedischen Thron, den es nach Gustav IV. Adolf Abdankung (1809) und mit dem Tode Karl XIII. (1818) verlor. Nach jener Wahl ward der Schlußfriede zu Åbo unterzeichnet, in welchem Schweden an Rußland die finnische Provinz Kymenegård mit den Städten und Festungen Friedrichshamm und Wilmanstrand, sowie Stadt und Festung Nyslott abtrat. Hierauf schlossen Schweden und Rußland zu Petersburg am 25. Jun. 1745 ein Bündniß, und der Kymenefluß blieb zwischen beiden Staaten die Grenze, bis im Frieden zu Friedrichshamm am 17. Sept. 1809 Rußland ganz Finnland erhielt.

Abolition, eine Begnadigung, wodurch Jemand ohne alle Untersuchung von einer verwirkten Strafe befreit, oder ein eingeleitetes Criminalverfahren vor Ausmittelung der Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten aufgehoben wird Dieses Recht des Regenten ist in mehren Staaten verfassungsmäßig beschränkt, vorzüglich bei Anklagen der Landstände gegen Staatsdiener, z. B. Würtemb. Verf.-Urk. von 1819, §. 205. In Baiern ist Abolition nach angefangener Untersuchung in allen Fällen verfassungswidrig (Verf.-Urk. von 1818, Tit. 8, §. 4).

Aborigines werden bei den lat. Geschichtschreibern die ältesten Einwohner eines Landes genannt, die sich bei der Ausbreitung des menschlichen Geschlechts zuerst darin niedergelassen haben, und über deren Ursprung (origo) und Herkunft sich nichts Bestimmtes sagen läßt. Die Griechen nannten sie Autochthonen. Bei den röm. Geschichtschreibern wird der Urstamm der spätern Lateiner so genannt, der vor der Ankunft der Trojaner in der Gegend des heutigen Roms wohnte. Er war wahrscheinlich aus Griechenland eingewandert und verband sich dort später mit den Pelasgern, unter denen er sich verlor.

Abplattung der Erde. Unmittelbare Messungen der Gestalt und Größe der Erde oder sogenannte Meridian-Vermessungen haben gezeigt, daß die Erde keine vollkommene Kugel, sondern an ihren beiden Polen eingedrückt oder **abgeplattet** sei. Diese Abplattung der Erde an ihren Polen ist eine Folge der Rotation der anfangs weichen Erde um ihre Axe; durch die aus dieser Rotation entstehende **Schwungkraft** (s. d.) wurden die Elemente der Erde desto mehr von ihrer Axe entfernt, je näher sie dem Äquator lagen. Über die wahre Größe der Abplattung sind noch Zweifel, die ihren Grund hauptsächlich in der Unregelmäßigkeit der Erdoberfläche haben. Die neuesten Pendelbeobachtungen haben diese Abplattung $= 1/_{282}$ angegeben, die höhere Mechanik aber berechnet sie $= 1/_{231}$. Der Grund dieser von der obigen abweichenden Berechnung liegt in der falschen Voraussetzung, daß die Masse der Erde durchaus von gleicher Dichte sei. Ohne Zweifel hat man anzunehmen, daß die Dichte der Erde gegen ihren Mittelpunkt wachse. Unter der Voraussetzung aber einer nicht homogenen und überdies noch zum größten Theil mit Wasser bedeckten Erdmasse ist die theoretische Bestimmung der Gestalt der Erde sehr schwierig. Vergl. Laplace, „Expos. du système du monde" (5. Aufl., Par. 1824, 4.) und Dessen „Traité de mécan. céleste" (Par. 1799 —1805, 4.).

Abprotzen, s. **Kanone**.

Abracadabra, ein magisches Wort, mit welchem man ehedem das Fieber, besonders das viertägige Wechselfieber und den Hemitritäus, ein gemeiniglich tödtliches Fieber, vertreiben zu können glaubte. Jetzt wird dieses Wort meistentheils nur im Scherz gebraucht und ist, wie Hokuspokus, eine nichtssagende Zauberformel. Um die vermeinten Wirkungen hervorzubringen, muß das Wort im Dreieck geschrieben werden, nämlich:

A B R A C A D A B R A   A b r a c a d a b r a
B R A C A D A B R   A b r a c a d a b r
R A C A D A B   oder also: A b r a c a d a b
A C A D A   A b r a c a d a
C A D   A b r a c a d
A   A b r a c a
A b r a c
A b r a
A b r
A b
A

Wenn das Dreieck auf diese Weise bedeckt wird, so kommt immer das Wort Abracadabra heraus, mag man nun, von A anfangend und mit dem letzten Buchstaben der ersten Zeile schließend, bei dem Lesen in eine Zeile überspringen, in welche man will. Griechische Amulete, mit *ABPACAΔABPA* beschrieben, lassen es nicht zweifelhaft, daß dieses Wort eigentlich Abrasadabra gesprochen werden müsse, ungeachtet auch die Juden dafür Abracalan sagen. Gebildet vom heiligen Namen Abrasax oder Abra, bedeutet es wahrscheinlich göttlicher Ausspruch. (S. Abraxassteine.) Übrigens schrieb der Aberglaube das Wort in vorerwähnter Gestalt auf ein viereckiges Stückchen Papier, brach die Schrift nach Innen zusammen, durchnähte es über das Kreuz mit weißem Zwirn, befestigte an diesem Briefchen ein dünnes leinenes Band so, daß man vermittels desselben das magische Ding um den Hals hängen konnte dergestalt, daß es bis in die Herzgrube reichte, trug es neun Tage am Halse und ging dann stillschweigend früh Morgens vor Sonnenaufgang an ein Wasser, welches nach Morgen floß, nahm das Zauberbriefchen vom Halse ab und warf es rücklings, ohne es jedoch aufmachen und lesen zu dürfen, ins Wasser.

Abraham, der Stammvater der Juden und ihr berühmtester Patriarch. An ihn knüpfen sich die Geschichte des israelitischen Volks, die demselben von Gott gemachten Verheißungen und die zu seinen Gunsten gewirkten Wunder. Geb. zu Ur in Chaldäa, ungefähr 2000 v. Chr., stammte er von Sem, Noah's ältestem Sohne. Er verlebte seine ersten Jahre in dem Hause seines Vaters Thera, wo er vor der Abgötterei bewahrt blieb. Gehorsam der Stimme Gottes, welche ihm befahl, sich in dem Lande Kanaan niederzulassen, ging er dahin mit seinem Weibe und seinem Neffen, und ließ sich nieder zu Haran in Mesopotamien. In der Folge führte er ein unstätes Leben, theils um sich dem Willen Gottes zu fügen, theils um bequeme Weideplätze für seine zahlreichen Heerden zu finden. Er besuchte Sichem, Bethel und das Land Gerra, von wo er nach Bethel zurückkehrte. Häufige Streitigkeiten zwischen seinen und Loth's Knechten führten endlich zwischen Beiden eine Trennung herbei. A. blieb zu Mambreh, Loth aber ließ sich zu Gomorra nieder. Als er später erfuhr, daß arabische Anführer Gomorra überfallen und Loth mit seiner Familie und Habe weggeführt hatten, verfolgte sie A. mit seinen Knechten und befreite seinen Neffen mit Allem, was ihm angehörte. A.'s spätere Lebensgeschichte ist aus der Bibel bekannt. Nach seines Weibes Sara Tode heirathete er Cethura und starb 175 J. alt. Von A. leiteten die Juden nicht nur ihren Ursprung, sondern auch Sprache und Literatur ab. Ganz anders als der Apostel Paulus, der in Abraham einen der ersten Bekenner eines reinen und einfachen Gottesglaubens darstellte, und als Philo von Alexandria, der Abraham als Sinnbild der reinsten Philosophie auffaßte, stellte ihn die spätere Philosophie der Juden, die Kabbala, dar. In dem Buche „Jezira" (Geheimniß der Weltschöpfung, deutsch übers. von J. F. Meyer; Frankf. a. M. 1829, 4.), im Anfange des 2. Jahrh. aus der uralten Tradition zusammengestellt, glaubte man Lehre und Darstellung A.'s selbst zu besitzen. Im ganzen Orient heißt er der Freund

Gottes. Ihn nennt der Araber seinen Stammvater; von ihm spricht der Koran, und einige mohammedanische Schriftsteller behaupten sogar, daß A. nach Mekka gereist sei und den Tempel daselbst, die Kaaba, gebaut habe. Die Juden haben stets sein Grab und sein Andenken geehrt; aber ihre Rabbinen haben in seiner Geschichte die Wahrheit mit der Lüge vermischt.

Abraham a Sancta Clara heißt mit seinem Klosternamen der vielgenannte Kanzelredner **Ulrich Megerle**, geb. 4. Jun. 1642 zu Krähenheimstätten unweit Möskirch in Schwaben. Nachdem er 1660 in den Augustinerorden getreten war studirte er zu Wien im Kloster seines Ordens, kam dann als Prediger nach Kloster Taxa in Oberbaiern, wurde 1669 als kaiserl. Hofprediger nach Wien berufen, 1689 Provinzial seines Ordens und starb zu Wien am 1. Dec. 1709 im 67. Jahre. Stets arm und heiter, besuchte er, wie es sein Beruf mit sich brachte, bei der Pest 1679 die Kranken ohne alle Furcht. Er war von der Natur zu einem Volksredner berufen, und seine barocke Außenseite barg einen tüchtigen Verstand, tiefe Menschenkunde und große Wahrheitsliebe. Weit entfernt von allem Mysticismus und der Spitzfindigkeit der Kanzelredner seiner Zeit, rügte er freimüthig jedes Gebrechen; allein um Eindruck zu machen, verschmähte er kein Mittel, deshalb sind seine Predigten voll der seltsamsten Einfälle und beißend witzig. Dies verschaffte ihm zahlreiche Zuhörer, und seine Vorträge blieben nicht ohne Wirkung. Schon die Titel seiner Schriften charakterisiren den darin herrschenden Ton: „Gack Gack d. i. Wollfarth Maria Stern in Taxa" (Münch. 1687); „Huy und Pfuy der Welt" (Wien 1680); „Östreichisches Deo Gratias" (Wien 1681). Das letzte in der Reihe seiner echten Werke (denn viele Schriften sind ihm untergeschoben worden), dessen Druck er auf dem Sterbebette vorbereitete: „Wohl angefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seel sich mit einem geistlichen Gesegn-Gott erquicken kann", erschien Würzb. 1710, 4. Mehre seiner Schriften sind neuerdings herausgegeben und mit Beifall aufgenommen worden. Vgl. „Abrah. a. S. Cl. große Todtenbrüderschaft" (Münch. 1829).

Abrahamiten oder böhmische Deisten wurde eine Anzahl unwissender Landleute aus der Herrschaft Pardubitz in Böhmen, die, dem Toleranzedict Joseph II. vertrauend, 1782 aus ihrer Dunkelheit hervortraten und sich zu dem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beschneidung gehabt habe, von den kaiserl. Untersuchungsbeamten genannt. Sie leiteten sich von den Hussiten ab und nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott und dem Vater Unser nichts aus der Bibel an. Weil sie weder den Juden noch einer der anerkannten christlichen Confessionen angehören wollten, wurde ihr Gesuch um Religionsfreiheit abgewiesen. Der Kaiser Joseph ließ diese sonst unbescholtenen Leute, da sie allen Bekehrungsversuchen widerstanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben und durch militairische Gewalt ganz vereinzelt nach verschiedenen Grenzorten Ungarns, Siebenbürgens und Slawoniens bringen, wo die Männer unter die Grenzbataillons gesteckt und zum Theil im Bannat nebst ihren Weibern zum katholischen Glauben gebracht wurden. Mehre sind auf ihren Deismus gestorben. Vgl. „Geschichte der böhmischen Deisten" (Lpz. 1785) u. Dohm's „Denkwürdigkeiten", Bd. 2.

Abramson (Abrahamson), geb. zu Potsdam 1754, seit 1792 preuß Medailleur und Stempelschneider, gest. als preuß. Münzmeister am 23. Jul. 1811, hat durch die Ausführung seiner Medaillen den einfachen und reinen Geschmack in der Stempelschneidekunst, namentlich in Berlin, vorzüglich befördert und das Vollkommenere vorbereitet. Schon sein Vater, der preuß. Medailleur **Jakob A.** (von jüdischen Ältern geb. zu Strelitz 1722 und gest. zu Berlin am 17. Jun. 1780), hatte ihn im Technischen gut unterwiesen; auf einer Kunstreise von 1788—92 aber bildete A. seinen Geschmack so aus, daß er bei eigner Erfindungskraft nicht mehr wie früher nach Aufgaben von Gelehrten arbeitete. Er ward

daher zum außerordentlichen Mitglied der preuß. Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften ernannt, und auch mehre ausländische Akademien nahmen ihn als Mitglied auf. Ein Verzeichniß der von ihm auf Zeitereignisse und merkwürdige Personen geprägten Medaillen, unter welchen ihm eine Folge von Denkmünzen auf berühmte Gelehrte den meisten Ruhm erworben hat, steht in Meusel's „Deutschem Künstler-Lexikon".

Abrantes (Herzog von), s. **Junot**.

Abraxassteine oder **Abraxasgemmen** ist der Name einer Art geschnittener Steine aller Art und Form, auf welchen sich neben abenteuerlichen Bildern, meist Zusammensetzungen aus menschlichem Rumpf und Armen, Hahnenkopf und Schlangenleib, oder auch andern Symbolen von vieldeutigem Sinne, das Wort Abraxas oder Abrasax in griechischer Sprache findet. Doch werden auch Steine von einem nur verwandten Charakter und ohne jenes Wort so genannt. Diese Steine sind in den europäischen Sammlungen in großer Menge vorhanden, angeblich aus Syrien, Ägypten und Spanien. Bellermann's „Abhandlungen über die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde" (3 Stücke, Berl. 1817—19) sind durch Matter's „Histoire critique du gnosticisme" (Par. 1828, 3. Th. oder Kupferheft) vervollständigt worden. Man hat es indessen wol zu genau mit diesen Gemmen genommen. Gewiß ist es, daß die gnostische Sekte der Basilidianer den Namen Abraxas zuerst und allein gebraucht habe, und es bezeichnet wahrscheinlich dieses Wort nach der Zahlbedeutung der griechischen Buchstaben 365, sodaß man weder die altpersische noch die ägyptische Sprache dabei zu Hülfe zu nehmen braucht, wie man oft gethan hat. Vgl. Neander's „Entwickelung der gnostischen Systeme", S. 76 fg. Aber nicht der höchste Gott sondern die Gesammtheit der Weltgeister führte diesen Namen bei den Basilidianern. Endlich ging die Lehre und Sitte dieser Partei durch die Priscillianisten nach Spanien über, von wo aus man viele solche Steine erhalten hat. Aber die gnostischen Symbole wurden späterhin von allen magischen und alchymistischen Sekten und Tendenzen angenommen, und so sind auch ohne Zweifel diese Steine zum allergrößten Theile (diejenigen ausgenommen, welche geradezu betrügerische Erfindungen gewesen sein mögen) in den Zeiten des Mittelalters vornehmlich als Talismane gefertigt worden. Schon die bunte, wunderliche Zusammensetzung ihrer Bilder kann als Beweis gelten, wenn man behauptet, daß die Urheber von vielen unter ihnen selbst nichts Bestimmtes dabei gedacht, vielmehr nur aus bekannten Symbolen aller Art, oder auch aus eigner Phantasie Bilder und Aufschrift auf ihnen zusammengesetzt haben. Auf ähnliche Weise hat auch Kopp in der „Palaeographia crit." (Manh. 1829, 3. Th.) über solche Gemmen geurtheilt.

Abruzzen, der nördl. Theil des Königreichs Neapel, welcher im N. und W. an den Kirchenstaat, östl. an das adriatische Meer, südl. an Apulien und Terra di Lavoro grenzt, 628,600 Einw. auf 236 □M. hat und in Abruzzo ulteriore I und II, den nordwestlichen, und Abruzzo citeriore, den südöstl. Theil, zerfällt. Der Apennin durchzieht mit seinem höchsten Kamme (dem Gran Sasso) dieses Bergland und erschwert besonders in dem Ulteriore die Verbindung im Innern nicht minder, als die in den Abruzzen entspringenden Flüsse, welche meist in senkrechter Richtung dem adriatischen Meere zuströmen und den Charakter von Waldbächen haben. Das Klima der A. ist rauh, Schnee bedeckt die Gipfel der Berge vom Oct. bis Apr., dichte Wälder krönen die Höhen, nur die Thäler sind fruchtbar. Mandel-, Nuß- und andere Obstbäume gedeihen überall, Ölbäume in den tiefern Gegenden. Die schönsten Viehheerden weiden auf den Höhen und in den Thälern. Die bedeutendsten Städte sind die Festungen Aquila und Pescara, dann Chieti (das alte Teate) und Sulmona. Die größte Wichtigkeit der A. besteht in ihrer militairischen Lage. Als ein strategisches Bollwerk 15 geographische Meilen weit in den Kirchenstaat vorspringend, werden sie besonders dadurch bedeutend, daß in ihnen nur eine

jedoch für eine Armee äußerst beschwerliche Heerstraße in das Königreich, und gar keine ähnliche über das Gebirge vom Ufer des mittelländischen Meeres nach dem des adriatischen führt. Das Königreich Neapel kann daher, gut vertheidigt, nur auf zwei Straßen, nämlich auf der, die längs des mittelländischen Meeres und der pontinischen Sümpfe von Rom über Terracina und Capua nach Neapel, oder auf der, die längs des adriatischen Meeres von Ancona über Atri, Pescara u. s. w ins Innere führt, ernstlich angegriffen werden. Der Besitz der A. ist daher zum Angriff Neapels unumgänglich nothwendig; ihn zu erzwingen ebenso schwierig, als zu behaupten, da die dichten Wälder mit tiefen Schluchten sich trefflich zu einem Kriege nach Art der Guerillas oder der Tiroler im Rücken des Feindes eignen. Allein das Volk ist ohne Muth und Kraft; versunken in feige Erschlaffung, flieht es schon bei dem Gedanken an ein Gefecht und ist unfähig zu jeglicher männlichen That. In den Gebirgen aber wohnen nicht mehr die Samniten, Marsen und Sabiner, die selbst den Römern furchtbar waren, sondern Banditen, welche die Grenzen Neapels und des Kirchenstaats unsicher machen. Im Besitze von Eigenthum treibt dieses Volk neben dem Ackerbau Räuberei; von Reiz und Bedürfniß nach Mord und Plünderung angefeuert, rottet es sich zusammen und greift mit gewaffneter Hand nicht nur Reisende, sondern auch die Häuser und das Flachland an. Dadurch ist es erklärlich, daß die A. weder die Deutschen noch die Franzosen oder Spanier hinderten, in Neapel einzudringen. Nur ein Mal 1798 erhoben sich die Bewohner der A. gegen die siegreich vorrückenden Franzosen; sie tödteten damals den General Hilarion-Point, nahmen den General Rusca gefangen und schadeten den Eroberern, besonders der Colonne des Generals Duhesme, bedeutend. Da indessen das neapol. Heer schon im Kirchenstaate geschlagen war, und, wo sich nur die Franzosen zeigten, auf das feigste benahm, so halfen diese augenblicklichen Aufwallungen des Muths nur wenig, und spätere kleine Aufstände, wie 1806, trugen den Charakter gemeiner Räuberstreiche. Als 1815 Murat gegen Östreich zog und nach der Schlacht von Tolentino einen Volkskrieg zu erregen gedachte, mislang nicht nur dies, sondern feig zerstreuten sich selbst die aus den A. gebürtigen Soldaten, als sie beim Rückzuge ihrer Heimat sich nahten, und Östreichs schnelles Vorrücken bewirkte bald die gänzliche Auflösung der neapol. Armee. Die revolutionnaire Partei zu Neapel 1821 hoffte, daß die A. die größten Vortheile beim Vertheidigungskriege darbieten würden, und die Venditas der Carbonari, die Volksversammlungen, ja selbst die franz. Deputirtenkammer hallten von dem Lobe des dortigen vortheilhaften Terrains und des Geistes, der die Einwohner als würdige Nachkommen ihrer tapfern Vorfahren beseele, wieder. Der Erfolg aber täuschte die Erwartung gänzlich. (S. Neapel und Sicilien.)

Absalon (oder Axel), Bischof von Roeskilde seit 1158 und Erzbischof von Lund (1178), Eroberer der Insel Rügen und Bekehrer derselben zum Christenthum (1168), gleich ausgezeichnet als Held, Staatsmann und Bischof, einer der größten Männer im Mittelalter Skandinaviens, war geb. 1128 auf einem Hofe unweit Soroe. Er studirte zu Paris. Körperkraft, Waffenkunst, Kenntnisse, Beredtsamkeit, Thätigkeit, Muth und Charakterstärke erhoben ihn, der des Königs Waldemar I. treuester Freund und Begleiter war, zu hohen Ämtern. A. vollendete 1161 den Bau des Cistercienserklosters zu Soroe, stattete es mit seinem Vermögen aus und führte daselbst das Studium der Geschichte ein. Durch Erbauung des Axelhuus legte er den Grund zu Kopenhagen. Er starb zu Lund 1201 und wurde in der Kirche zu Soroe begraben. Dieses Grab wurde 1827 untersucht und es werden die darin vorgefundenen Sachen jetzt in der Kirche aufbewahrt. Vgl. Estrup's „Leben A.'s", aus dem Dän. mit Anhängen von Mohnike, in Illgen's „Zeitschrift für historische Theologie", Bd. 1, St. 1 (Leipzig 1832).

Abschatz (Hans Aßmann, Freiherr von), einer der achtbarsten Dich-

ter des 17. Jahrh., geboren 1646 zu Würbitz in Schlesien. Zu Liegnitz und Strasburg für die Wissenschaft und das Staatsleben gebildet, kehrte er nach dreijährigen Reisen im Auslande in das Vaterland zurück, dem er, nach des letzten Piasten, Herzogs Georg Wilhelm von Brieg und Liegnitz, Tode 1675, als Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz, als Abgeordneter bei den Fürstentagen zu Breslau und als schles. Gesandter am kaiserl. Hofe zu Wien die wichtigsten Dienste leistete. Später zog er sich auf seine Güter zurück und starb den 22. Apr. 1699. Das Verdammungsurtheil, das man über die Lohenstein'sche Schule aussprach, traf auch ihn, und höchstens ward seiner, als des Übersetzers des „Pastor fido" von Guarini gedacht. Allerdings sind seine Gedichte von Überladung und pomphaftem Schwulste nicht frei; viele derselben aber zeichnen sich durch Innigkeit des Gefühls oder durch männliche Kraft und hausväterlichen deutschen Ernst aus. Sein Andenken hat zuerst wieder W. Müller in der „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.", 6. Bdch. (Leipzig 1824) würdig erneuert.

Abschied, 1) Entlassung aus einem Amte oder Dienste (s. Amt); 2) die Urkunde, womit irgend eine berathende Versammlung am Ende ihrer Arbeiten wieder entlassen wird (recessus), daher Reichs-, Landtags-, Kreisabschiede u. s. f. Darin werden alle Beschlüsse der Versammlung oder die Beschlüsse des Oberherrn auf die gethanen Vorschläge und Bitten zusammengestellt und, zumal wo er Gesetze enthält, öffentlich bekannt gemacht. Die ältesten Reichsabschiede sind verloren gegangen; was davon übrig ist und die spätern seit Maximilian I. sind nur in Privatsammlungen gedruckt worden, worunter die neueste und beste von Senkenberg und Ölenschlager (4 Bde., Frankf. a. M. 1747, Fol.). Seit 1663, da der Reichstag beständig versammelt blieb, bis 1806 konnte ein eigentlicher Reichsabschied nicht mehr gemacht werden; die Reichsstände, besonders die Kurfürsten, baten zwar 1742 und 1745 um einen Interimsabschied, allein vergebens.

Abschnitt in einem Festungswerke dient bei der Erstürmung desselben zum Rückzuge der Besatzung und zum Festhalten des innern Raumes, daher er gewöhnlich aus einer Brustwehr und palisadirten Graben besteht. In den Bollwerken hat der Abschnitt gewöhnlich die Form eines Zangenwerkes oder zweier halben Bollwerke, durch eine Courtine verbunden und von einem Schulterpunkt zum andern gehend oder die Kehle verschließend. Sie werden entweder gleich anfangs permanent erbaut oder erst während der Belagerung aufgeführt; wird aber der Belagerer durch sie nicht gezwungen, Geschütz gegen sie zu stellen, so ist Zeit und Arbeit verloren. Das Ravelin bedarf anstatt des Abschnitts ein massives, bombenfestes Gebäude. Auch hat man, und mehrentheils mit gutem Erfolge, durch Abschnitte die Straßen einer belagerten Stadt vertheidigt, wie Saragossa, Dresden und in der neuesten Zeit Paris und Brüssel. (S. **Barrikade**.) — **Abschnitt** in der Geometrie der Theil der Fläche, der durch eine gerade Linie, die zwei Punkte des Umfanges der Fläche berührt, getrennt wird. So bildet jede Sehne eines Cirkels einen Abschnitt.

Absicht. Sowol in der physischen als in der moralischen Welt hat jede Wirkung ihre Ursache, nur geschieht dort mechanisch und bewußtlos, was hier mit freier, selbstbewußter Thätigkeit geschieht. Der Mensch aber allein hat eine Absicht und kann nach vorgestellten Zwecken handeln. Wer, im eigentlichen Sinne des Worts, handelt, will, daß durch seine Handlung etwas bewirkt werde, und dieses Etwas ist der Zweck der Handlung; der freiwillige Bestimmungsgrund aber, dieses Etwas wirklich zu machen, ist die Absicht. Da der wirkliche Erfolg nicht immer dem vorgestellten entspricht, so unterscheidet man das absichtliche und unabsichtliche Handeln. Um also eine Absicht zu haben, muß man sich seines Zweckes bewußt sein. Absicht weist auf ein vernünftiges Wesen hin, welches Mittel und Zweck vergleichen kann. In der schönen Kunst wird das Wahrnehmen der Absicht als feh-

lerhaft verworfen, denn es mangelt in diesem Falle die Fülle, welche das Kunstwerk der Natur ähnlich macht.

Absolut, ein Wort aus der philosophischen Kunstsprache, von Aristoteles und den Neuplatonikern herabgekommen. Von jenem in der logischen Bedeutung genommen, in welcher es dem Relativen entgegensteht, bedeutet es das an sich, außer seinem Verhältnisse und seinen Beziehungen Betrachtete. Der Werth einer Sache ist ein absoluter, welchen sie ohne Beziehung auf eine andere, mithin durch sich selbst hat. Die Platoniker nahmen das Wort in der metaphysischen Bedeutung, in welcher unter dem Absoluten das höchste Princip der Dinge verstanden wird. Was aber als das Eine, ewige, unbeschränkte, schlechthin vollkommene, alles Leben und Werden begründende Sein anzusehen sei, darüber wurden namentlich von Kant, Fichte, Schelling und Hegel verschiedene Ansichten aufgestellt. (S. Princip.)

Absolution (Freisprechung), war in der alten christlichen Kirche ein richterlicher Act, durch den die Bischöfe mit Anrufung Gottes und unter Handauflegung dem Büßenden Erlaß der Kirchenstrafe und Wiederaufnahme in den Schoos der Gemeinde öffentlich ankündigten. Der Name kam erst späterhin aus dem Bilde, von der Gewalt zu lösen, auf, und die Absolution wurde, seitdem es ein Sacrament der Buße (s. d.) gab, ein allgemeiner Gebrauch und nebst der Beichte dem Abendmahl beigegeben. Die Form der Absolution war sowol im Alterthum als später bald anwünschend, bald mittheilend, wenngleich die alte Kirche immer anerkannte, daß die wirkliche Sündenvergebung nur Gottes Sache sei. — Absolution, in Civilsachen, Freisprechung von den anhängig gemachten Ansprüchen des Klägers; in Criminalsachen, von der erhobenen Anklage oder Untersuchung. Sie ist entweder vollständig, wenn der Angeklagte im Mangel des Verdachts, oder wenn die angezeigte Thatsache nicht für strafbar gehalten, von aller Schuld und Strafe freigesprochen wird, wo dann, obschon auch darüber die Ansichten verschieden sind, keine Erneuerung der Untersuchung stattfinden kann; oder blos vorläufig (Freisprechung von der Instanz), wenn in Ermangelung mehrern Verdachts weder die Schuld noch die Unschuld klar ausgemittelt ist. Im letztern Falle kann die Untersuchung, wenn sich später neue Beweise finden, wieder fortgesetzt werden. Die engl. und franz. Criminalverfassung kennt keine solche blos vorläufige Freisprechung; das Urtheil muß Schuldig oder Nichtschuldig lauten, und das Letztere befreit für immer von der Anschuldigung. In Schottland wird zwar in der Form Nichtschuldig und Nichtüberführt (not proved) unterschieden; aber das Letztere hat die nämliche Wirkung wie das Erstere.

Absolutismus, die Behauptung unbedingter Prädestination (s. d.). — In der politischen Bedeutung nennt man Absolutismus die Unbeschränktheit der Herrschergewalt, die Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in einer Person, im Gegensatz der durch staatsgrundgesetzliche Einrichtungen gebundenen Obergewalt. Während der absolute Herrscher Alles vermag, selbst Das, was weder ihm noch dem Volke ersprießlich ist, besitzt der constitutionnelle zwar die vollziehende Gewalt allein, kann aber die gesetzgebende nur durch Mitwirkung der vom Volke gewählten Vertreter ausüben. Absolute Gewalt, hat man mit Recht gesagt, ist für die Fürsten gefährlich, für das Volk herabwürdigend. — Absolutisten nennt man, nach dem in Spanien den Gegnern der Liberalen gegebenen Spottnamen, überhaupt die Verfechter der unbeschränkten Fürstengewalt.

Absorbentia, Heilmittel, welche die Säure im Magen sättigen oder wenigstens abstumpfen, z. B. Magnesia, Natrum, Krebssteine u. s. w.

Abspannung, das Nachlassen der Kräfte, welches bei übrigens bestehender Gesundheit zuweilen auf einige Zeit eintritt, ist entweder in dem Leben selbst gegründet oder durch besondere Anstrengung herbeigeführt. Das Leben be-

darf eines in sich zurückkehrenden Umlaufs, der am Tage stärker und in der Nacht schwächer, im Frühling mehr nach Außen, im Winter im Innern bemerkbar ist. Nach einem Zeitraum kräftigern Wirkens ermattet das Leben, um dann verjüngt sich wieder höher zu heben. In der Abspannungsfrist ist die Thätigkeit geringer, man arbeitet langsamer, mühevoller, schlechter als sonst und fühlt sich ermattet Selbst die Freude ist dann minder lebhaft, die Gemüthsbewegung ist selbstsüchtiger, reizbarer, leicht ungerecht, selbst hart gegen Andere; die Absonderungen vermindern sich, die Verdauung ist träger, die Haut- und Lungenausdünstung geringer und letztere bisweilen übelriechend, die Haut ist rauh, trocken, das Auge matter, das Haar starrer, die Nägel haben weniger Glanz. Aber diese Abspannung ist der Weg zu höherer Thätigkeit des Lebens; während der Krise wird der Schlaf erquickender, die Ausleerung reichlicher, die Ausdünstung vermehrt sich, der Harn ist gesättigter. Dieser Umlauf findet von Zeit zu Zeit im Menschen statt und muß Keinen erschrecken. Je ruhiger man die Krise abwartet, desto schneller hört die Abspannung auf. Man beschäftige sich in dieser Periode mit leichterer Arbeit, wenn man kann, und wähle während der Dauer, wenn man dies vermag, leicht verdauliche Kost. Verschieden ist von dieser natürlichen Abspannung diejenige, welche Folge einer übertriebenen Anstrengung ist, solche mag nun geistiger oder körperlicher Art gewesen sein. Hier bedarf die Natur mehr Hülfe als bei der periodischen. Man lasse dann die erschöpften Kräfte feiern und übe mehr die entgegengesetzten. Auf zu starkes Nachdenken folge daher mechanische Anstrengung. Erschöpfte sich der Geist, so ist das deutliche Bewußtsein dessen, was wir gewirkt haben, oder wohin wir vergebens strebten, schon ein Stärkungsmittel. Die körperlichen Hülfsmittel erfodern große Vorsicht.

Abstammung des Menschengeschlechts. Über die Frage, ob das gesammte Menschengeschlecht von einem einzigen Paare abstamme, wie in der mosaischen Schöpfungsgeschichte erzählt wird, oder ob man ebenso viele Stammpaare annehmen müsse, als sich uns Hauptgattungen darbieten, ist vielfach gestritten worden. Daß der Neger und der Weiße, der Tatar und der Samojede sämmtlich zu einem und demselben Geschlechte gehören, ist dadurch unleugbar bewiesen, daß sie bei der Vermischung eine der weitern Zeugung fähige Nachkommenschaft hervorbringen, da wir außerdem in der ganzen Natur wahrnehmen, daß ein aus der Vermischung von zwei verschiedenen Thiergeschlechtern entsprungenes Geschöpf unfähig ist sich weiter fortzupflanzen, wie das Maulthier u. s. w. Aber nicht ebenso leicht ist die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dargethan, daß der weiße Europäer und der schwarze Afrikaner, die an Farbe, Bildung und Körperbau so wesentlich verschieden sind, von gemeinschaftlichen Ältern abstammen. Unter Diejenigen, welche das ganze Menschengeschlecht von Einem Stammpaare ableiten, gehört vorzüglich Buffon. Wie Pflanzen und Thiere, behauptet er, unter verschiedenen Himmelsstrichen ausarten und ihre ursprünglichen Eigenschaften mehr oder weniger verändern, so auch der Mensch; und alle Unterschiede der Farbe, des Haars, des Körperbaues sind die Wirkung des verschiedenen Klimas auf der Erde. Kant, der in der Hauptsache gleicher Meinung ist, leitet die Unterschiede der Menschenstämme von gewissen vorgebildeten (präfigurirten) Keimen und Anlagen zu einer besondern Leibesbeschaffenheit ab, welche die Natur in den für alle Himmelsgegenden bestimmten Menschen gelegt habe, um gelegentlich entwickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen, und dieser ihm im Fortgange der Zeugungen gleichsam angeboren scheine. Luft, Sonne, Wasser u. s. w. bringen nur insofern gewisse Veränderungen des Körpers hervor, als sie Anlaß geben, daß sich gewisse Keime entwickeln; die Gegenwart dieser Keime aber sei nothwendig, da die genannten äußern Ursachen selbst keine zeugende Kraft haben. Allerdings hat diese Hypothese viel für sich und gefällt noch mehr als Blumenbach's Lehre vom Bildungstriebe; doch läßt sich auch folgender Zweifel dagegen erheben. Entweder hat die Natur die vorgebildeten Keime

in das ganze Geschlecht gelegt, und sie warten nur auf ihre Entwickelungsursachen, oder nur in diese oder jene Nation, je nachdem sie für dies oder jenes Klima bestimmt war. Ist das Letztere, so haben wir ebenso viele ursprünglich verschiedene Stämme als Klimate; ist das Erstere, wie kommt es, daß sich jene Keime unter einerlei Einfluß äußerlich entwickelnder Ursachen bei Menschen, die lange unter diesem Einfluß gelebt haben, doch nicht entwickeln? Der Weiße bleibt in Afrika weiß und der Neger in Europa schwarz, und jeder zeugt, wenn er sich in seiner Gattung fortpflanzt, ihm gleiche Kinder. Man müßte daher annehmen, daß die vorhandenen Keime erst in einer langen Folge von Abstammungen allmälig entwickelt würden. Die Meinung Derer also, welche die Menschen von Einem Paare ableiten, geht dahin, daß äußere Ursachen die vorhandenen Veränderungen bewirken, wir mögen gewisse Keime dazu annehmen oder nicht. Sie unterstützen dieselbe noch durch die Verwandtschaft der Sprachen. Als Hauptgegner dieser Behauptung ist Home anzusehen. Ihm sind die Unterschiede der Farbe, der Haare, der Größe, Gesichtsbildung, Sprache, nicht Wirkungen des Klimas, sondern Beweise, daß es verschiedene Gattungen oder Arten von Menschen gibt, und daß sich diese auch von Natur für verschiedene Gegenden schicken, welche ihnen ursprünglich angewiesen wurden. Zunächst führt er Thatsachen gegen Buffon's Farbensystem an. Die Amerikaner sind ohne Ausnahme von Kupferfarbe, so verschieden auch das Klima dieses großen Erdtheils ist. Die Bewohner Niederäthiopiens, ungeachtet sie die Sonne im Scheitelpunkte haben, sind von gelber Farbe, dagegen leben in dem gemäßigten Monomotapa Schwarze. Völker, in fremde Himmelsstriche verpflanzt, behalten ihre ursprüngliche Farbe; kein Beispiel ist vom Gegentheil vorhanden. Vier völlige Geschlechtsfolgen von Negern blieben in Pennsylvanien schwarz, und eine seit Jahrhunderten in Cochin lebende Judencolonie hat die europäische Farbe behalten. Denjenigen, die Alles der Sonne zuschreiben, bleibt darzuthun übrig, wie die Farbe, die sie den Ältern eindrückt, sich auch den neugeborenen, ja ungeborenen Kindern mittheilt, welche die Sonne noch nicht gesehen haben. Neuerdings hat besonders Rudolphi die Abstammung von Einem Paare, wie uns dünkt mit vollem Rechte, geleugnet, denn es darf diese Frage nicht vom philosophisch-theologischen Standpunkte allein, sondern vorzugsweise vom physiologischen aus betrachtet werden. — In der Theologie kam auch die Frage vor, ob das in der Bibel erwähnte Menschenpaar das erste gewesen sei? (S. Präadamiten.)

Abstand. In der Sternkunde ist der Abstand vom Mittage ein Bogen des Gleichers (Äquators) von dem Mittagskreise bis zu dem Punkte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Gleicher schneidet; der Abstand der Nachtgleiche vom Mittage ist die Anzahl von Graden oder von Stunden, welche der Frühlingspunkt von dem Augenblicke des wahren Mittags an noch zu durchlaufen hat, ehe er in den Mittagskreis kommt, d. h. 360° weniger der jedesmaligen geraden Aufsteigung der Sonne; der Abstand vom Scheitel, der Bogen eines Scheitelkreises vom Scheitelpunkt an gerechnet, bis zu einem beliebigen Punkte, z. B. einem Sterne. — In der Geometrie ist Abstand eines Punktes von einer graden Linie oder von einer Ebene die senkrechte Linie, welche von diesem Punkte auf die Linie oder Ebene gezogen ist.

Absteigende Linie (Descendenten), eine fortgehende Reihe von Personen von Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel u. s. w.; in umgekehrter Folge nennt man sie aufsteigende Linie (Ascendenten).

Abstract, Abstraction. Unser Erkenntniß beginnt mit den unbestimmten Gesammteindrücken einzelner Dinge. Um etwas bestimmt zu denken, fodert die Natur unserer geistigen Thätigkeit abzusehen von andern Dingen. Jede Vorstellung kann daher als ein durch Abstraction zu Stande gekommenes Erzeugniß des Geistes betrachtet werden. Aber noch mehr tritt das Verfahren der Abstraction da hervor, wo wir von dem in der Erfahrung gegebenen Besondern das Allgemeine abson=

dern. Hier redet man im engern Sinne von abstrahirten Begriffen. Aber das Abstrahiren ist willkürlich und führt deshalb allein nicht zum wahren Erkenntniß der Dinge und ein wahrer Begriff ist daher keine bloße Abstraction. So lange wir uns der Verbindung bewußt bleiben, in welcher das abgesonderte Allgemeine mit dem Besondern, von welchem wir es abgesondert haben, steht, so lange ist unser Denken noch lebendig und wahr, und unsere Begriffe sind nicht bloße abstracte, sondern Begriffe im wahren Sinne. Fortgesetztes Abstrahiren führt zur inhaltsleeren Allgemeinheit, einseitiges Festhalten des Abgesonderten zur Unwahrheit und das Betrachten des Allgemeinen ohne Verbindung mit dem Besondern erzeugt eine leblose Ansicht der Dinge, die man tadelnd abstract nennt, denn der lebendige Begriff hält in dem Allgemeinen das Besondere, was in ihm enthalten ist, fest. Im letztern Sinne ist jeder wahre Begriff auch concret. Davon verschieden aber ist der Ausdruck, einen Begriff in concreto denken, denn dies heißt, Das, was der Gattungsbegriff aussagt, in einem besondern Falle oder nur im Beispiele vorstellen, dagegen ihn in abstracto denken, heißt das Allgemeine für sich vorstellen.

Abstufung, überhaupt Beobachtung der Stufen, dann in den schönen Künsten, der naturgemäße Fortgang vom Höhern zum Tiefern, und umgekehrt; denn nichts geschieht in der Natur durch einen Sprung. In der Malerei ist Abstufung der Farben, Schatten und Lichter das Mittel, um auf der Fläche die Erhabenheit oder Vertiefung der Massen auszudrücken, die Entfernungen zu bezeichnen, die Ebenen anzugeben und die umgebende Luft anzudeuten. In der Poesie spricht man von einer Abstufung der Gefühle, Leidenschaften und Charaktere. In Beziehung auf die beiden Erstern soll damit ein nach den Gesetzen der geistigen Menschennatur richtig beobachtetes Steigen und Fallen derselben bezeichnet werden; unter Abstufung der Charaktere aber versteht man theils jene naturgemäße Mischung der Charakterelemente, welche das Zusammenhangslose und Grelle hinwegnimmt, theils die Mittelstraße zwischen der Einförmigkeit und dem schneidenden Gegensatze der geschilderten Charaktere; denn jenes ist ermüdend, dies aber unnatürlich.

Absurd (von ab und surdus), eigentlich Das, was von einem Tauben kommt. Da der Taube, weil er die Rede Anderer, was immer trüglich bleibt, nur aus der Bewegung der Lippen errathen muß, sehr leicht in Gefahr kommt etwas zu sagen, das gar nicht zur Sache paßt, so nennt man das Ungereimte und Lächerliche absurd oder eine Absurdität. In der Philosophie aber heißt nur Das absurd, was einen Widerspruch in sich selbst enthält (s. Paradox), und in der Mathematik, was einer anerkannten Wahrheit zuwiderläuft. — Ad absurdum führen heißt eigentlich eine Wahrheit dadurch beweisen, daß man das Entgegengesetzte in seiner Ungereimtheit darstellt; im gewöhnlichen Leben aber überhaupt, lächerlich machen. Schon Euklides bediente sich dieser Beweisführung.

Abt hieß anfangs jeder alte Mönch, seit dem 5. Jahrh. aber nur der Vorsteher eines Klosters, der über die Beobachtung der Ordensregel wachte, die Klostergüter verwaltete und dem die Mönche unbedingten Gehorsam (Obedienz) zu leisten hatten. Schon seit dem 6. Jahrh. gehörten die Äbte zum geistlichen Stande, seit der zweiten Kirchenversammlung zu Nicäa 787 waren sie zur Ertheilung der kleinern Weihen an ihre Mönche berechtigt, doch im Wesentlichen der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesanbischöfe noch bis in das 11. Jahrh. überall unterworfen und von einander unabhängig. Mit den Reichthümern der Klöster wuchs das Ansehen der Äbte; mehre erhielten bischöfliche Titel und Rechte, alle, als Prälaten der Kirche, den Rang gleich nach den Bischöfen und das Stimmrecht auf Kirchenversammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte suchten die Äbtissinnen zu behaupten. Häufig kamen im 9. Jahrh. durch die Könige namentlich für Kriegsdienste Abteien in Laienhände. So hatten bis in das 10. Jahrh. eine Menge der ansehnlichsten Klöster auf dem Gebiet der römischen Kirche Laienäbte oder Abtgrafen (Abbates milites, Abba-comites), die alle Einkünfte dieser Pfründen an sich rissen. In sol-

chen weltlichen Herren anheim gefallenen Klöstern mußte die geistliche Aufsicht durch besondere regulirte Unteräbte, Dekane oder Prioren geführt werden. Den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses wurden Abteien als Tafelgüter geschenkt, die reichsten behielten sich die Könige selbst vor, so war Hugo Capet Abt von St.-Denis bei Paris; bisweilen fielen Nonnenklöster auch Männern zu, und Mönchsklöster vornehmen Frauen. Sie hießen Commendaturäbte, weil die Form der Schenkung eine Empfehlung der Klöster unter ihren Schutz war. Dem Eifer, der im Anfange des 10. Jahrh. die Reform des Klosterlebens betrieb, gelang allmälig die Abstellung solcher Schenkungen an Laien, und man sah nun seltener kriegerische Äbte, die in Person die Heeresfolge leisteten, obwol die unter königl. Patronat stehenden Klöster noch lange gehalten blieben, ihre Vasallenpflicht im Kriege durch Beiträge an Geld und Leuten abzutragen. Dagegen führten die Obern der Feldgeistlichkeit in den Lägern den Titel Feldäbte, wie denn überhaupt der Abtsname im Mittelalter häufig nicht nur zur Bezeichnung gewisser Aemter des nicht regulirten Clerus und obrigkeitlicher Würden, sondern auch für die Vorsteher religiöser und lustiger Brüderschaften (z. B. Abbas cornardorum, fatuorum, Narrenabt, in England abbot of missale) gebraucht wurde. In Folge der von Clugny ausgegangenen Reform entstanden neue Klöster ohne Äbte, denen der Abt dieses Stammklosters der verbesserten Benedictiner nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates vorsetzte, die von ihm abhängig blieben. Von andern Orden außer den Benedictinern nennen nur die grauen Mönche von Valombrosa, die Cistercienser, Bernhardiner, Feuillans, Trappisten, Grandmontaner, Prämonstratenser und einige Congregationen der regulirten Chorherren die Vorsteher ihrer Klöster Äbte; bei den übrigen Orden sind die Titel Majores, Ministri, Prioren oder Rectoren für die Obern üblich. Äbtissinnen haben, außer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, auch die Nonnen von Fontevraud und die weltlichen Chorfrauen. Diese sind stets unter der Gerichtsbarkeit ihrer Diöcesanbischöfe geblieben, dagegen die Äbte der befreiten oder unmittelbaren Klöster keinen andern Herrn als den Papst anerkennen. Die infulirten Äbte genießen das im Mittelalter häufig durch päpstliche Legaten an Benedictineräbte verliehene Recht, sich bischöflicher Titel und Insignien zu bedienen. (S. Inful.) Die bischöfliche Gewalt mit eignen Diöcesen hatten aber nur wenige derselben, z. B. die Äbte zu Fulda und Korvey in Deutschland, zu Montecassino bei Neapel, zu Catanea und Montereal in Sicilien, in Frankreich keiner. Vor der Periode der Secularisation gab es in Deutschland und in der Schweiz gefürstete Äbte, z. B. zu Fulda, Kempten, St.-Emmeran in Regensburg, Einsiedeln, St.-Gallen u. s. w., gefürstete Äbtissinnen zu Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünster zu Regensburg, von welchen die deutschen 1803 mit den übrigen geistlichen Landen und Besitzungen das Loos der Secularisation theilten. Die Wahl der Äbte steht in der Regel den Capiteln ihrer Klöster zu, bei den unmittelbaren folgt darauf die päpstliche, bei den mittelbaren die bischöfliche Bestätigung; doch wurden von Alters her viele Abteien in Italien vom Papst und in Frankreich vom Könige vermöge des Concordats von 1516 vergeben. Weltgeistliche, die dergleichen Pfründen genießen, ohne die Ordensregeln zu beobachten, heißen Secularäbte, dagegen ihre Vicarien in den Klöstern selbst, wie alle Äbte, die selbst aus dem Mönchsstande sind, Reguläräbte. Oft wählten jüngere Söhne vornehmer Familien den weltgeistlichen Stand, um durch königliche Gunst Secularäbte zu werden und, bei einer durch keine Mönchsregel gebundenen Lebensart, doch die Einkünfte einer Abtei zu genießen. Weil man in Frankreich auch solche Beanwartschaftete Abbés nannte, wurde daraus ein Titel für junge amtlose Weltgeistliche überhaupt. (S. Abbé.) Seit der Revolution, welche die Abteien in Nationalgüter verwandelte und jenen Beanwartschafteten den Gegenstand ihrer Bewerbungen nahm, haben sich die Abbés in Frankreich seltener gemacht. Zahlreich sind sie aber noch in Italien, wo man jeden jungen Gelehrten, der nur die Ton-

sur, wenn auch sonst noch keine Weihen hat, Abbate nennt. In der Reformation wurden zwar die meisten Klöster zu den fürstlichen Domainen gezogen; aber doch einige in Hanover, Braunschweig, Würtemberg als Schulen und Seminarien oder Versorgungsanstalten für unverheirathete Frauen erhalten, deren Vorsteher und Vorsteherinnen den Namen Äbte und Äbtissinnen behielten und die landständischen Rechte der Klöster fortführten. — Die Vorsteher der Klöster in der griech. Kirche hießen Hegumeni, Mandriten, und die Generaläbte Archimandriten.

Abtakeln, s. Takel.

Abukir (franz. Bequière), das alte Kanopus, gegenwärtig ein unbedeutendes Dorf an der ägypt. Küste, 4 St. östlich von Alexandrien, mit einem festen Schlosse an der Westseite des geräumigen, durch eine Landspitze und mehre kleine Inseln gedeckten Meerbusens. Dieser Ort ist in der neuern Geschichte durch die Seeschlacht berühmt geworden, in welcher der engl. Admiral Nelson vom 1.—3. Aug. 1798 die franz. Flotte vernichtete. Es war am 19. Mai 1798, als letztere aus dem Hafen zu Toulon auslief, um eine Armee unter dem Befehle des Generals Bonaparte nach Ägypten zu führen. Sobald der vor Cadiz kreuzende engl. Admiral St.-Vincent Nachricht davon erhalten hatte, schickte er den Contreadmiral Nelson mit 14 Linienschiffen nach dem mittelländ. Meere ab mit dem Befehl, die feindliche Flotte aufzusuchen und anzugreifen. Kaum hatte Nelson am 1. Aug. die feindlichen Schiffe auf der Rhede von Abukir erblickt, so gab er das Zeichen zur Schlacht, und kaum hatten die franz. Capitains, die auf dem Admiralschiffe versammelt waren, sich auf ihre Posten begeben können, als schon die ersten engl. Schiffe den Angriff begannen. Wiewol sich die franz. Flotte, in eine krumme Linie gestellt, so nahe als möglich an eine kleine Insel anschloß, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörsern gedeckt war, ließ dennoch Nelson plötzlich, mit einer unerhörten Verwegenheit, die Hälfte seiner Flotte zwischen der Insel und der franz. Schlachtlinie durchbrechen und an der Landseite, im Rücken derselben, hinuntersegeln, während die andere Hälfte sich auf ihre Fronte zog und einen Pistolenschuß weit davon vor Anker legte, sodaß die franz. Schiffe sowol von beiden Bords als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb 7 Uhr, mit Sonnenuntergang, begann die Schlacht. Nach einer Stunde waren fünf franz. Schiffe entmastet und genommen. Der franz. Admiral Brueys ward durch eine Kanonenkugel getödtet, sein Schiff l'Orient setzte das Feuer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich vom Brand ergriffen ward. Um 10 Uhr flog das prächtige Gebäude von 120 Kanonen in die Luft. Von 1000 Menschen konnten kaum 60—70 gerettet werden. Dem tödtlich verwundeten Capitain Casabianca folgte sein zwölfjähriger Sohn freiwillig in den Tod. Darauf setzten die übrigen Schiffe das Feuern bis zum Morgen fort, der die völlige Niederlage der franz. Flotte entschied. Nur zwei Linienschiffe und zwei Fregatten entkamen nach Malta und Corfu; neun Linienschiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, ein anderes nebst einer Fregatte von den Franzosen selbst verbrannt und eine Fregatte in den Grund gebohrt worden. So ward zum zweiten Mal Frankreichs Seemacht im mittelländ. Meere vernichtet; die brit. Flaggen wehten von Gibraltar bis Alexandrien, und Bonaparte's Verbindung mit Frankreich war abgeschnitten.

Abulfeda (Ismail), ein als Schriftsteller berühmter moslemischer Fürst, aus dem kurdischen Geschlechte der Ejjubiden entsprossen, dem auch der große Saladin angehörte. Er ward geb. zu Damask im Jahr der Hedschra 672 (Chr. 1273) und zeichnete sich schon als Jüngling durch Tapferkeit in mehren Feldzügen gegen die Kreuzfahrer aus. Seine Abstammung gab ihm Erbansprüche an das Fürstenthum Hamat in Syrien, welches unter der Oberhoheit des ägypt. Sultans El mâlek ennâßer stand. Nach mancherlei Hindernissen empfing er 1310 vom Sultan das Fürstenthum Hamat und behielt es bis an seinen Tod. Er blieb fortwährend ein treuer Gehülfe des Sultans, besuchte diesen oft in Ägypten, erweiterte

seine Kenntnisse durch Reisen und starb 1331. Er war ein großer Freund der Wissenschaften und hat mehre wichtige Werke in arab. Sprache hinterlassen. Darunter sind zuvörderst zu bemerken seine Annalen, betitelt: „Abriß der Geschichte des Menschengeschlechts". Sie reichen von der ältesten Zeit bis zu den Tagen des Verfassers. Den ersten Abschnitt, welcher die fabelhaften und sagenhaften Nachrichten enthält, hat H. L. Fleischer in Dresden herausgegeben: „Historia anteislamica" (Lpz. 1831). Den Abschnitt über die Geschichte Mohammed's lieferte Gagnier: „De vita et rebus gestis Muhammedis" (Oxford 1723). Den letzten und größten Abschnitt über die moslemischen Dynastieen bearbeitete Reiske: „Annales Moslemici, arab. et lat." (Kopenhagen 1789—94, 5 Bde.). A. hat diese Darstellung freilich größtentheils nur aus frühern arabischen Geschichtschreibern excerpirt; allein sein Werk, da es in einer verhältnißmäßig spätern Zeit verfaßt ward, liefert über diesen Gegenstand eine so weitreichende Übersicht, wie man sie nicht häufig findet. Der Styl A.'s ist ganz einfach und ungeschmückt. Ferner ist bekannt eine Geographie A.'s unter dem Titel: „Tafeln der Länder", von welcher mehre Stücke arab. und lat. herausgegeben wurden, z. B. „Tabula Syriae" von Köhler (Lpz. 1766); „Descriptio Aegypti" von Michaelis (Gött. 1776); „Arabiae descriptio" von Rommel (Gött. 1802—4). Eine neue Ausgabe der Geographie veranstaltete Jouy zu Paris 1830. Außerdem hat A. über Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Logik und Medicin geschrieben.

Abulgasi, s. **Dschingis-Khan**.

Abwechselung ist ein mächtiger Hebel im Leben der Menschen. Unsere Kraft erhält dadurch eine vielseitige Wirksamkeit und Beziehung auf äußere Gegenstände. Zu viel Einförmigkeit in der Übung der Thätigkeit des Geistes und des Körpers erschlafft beide. Abwechselung bewahrt den Verstand und die Einbildungskraft vor Erschöpfung und Einseitigkeit; wechselnde Genüsse sind Reizmittel zur höchsten Thätigkeit des Körpers und möglichst langer Lebensdauer. Genuß und Entbehrung sind demnach die beiden Bedürfnisse jedes Menschen. Die Abwechselung muß jedoch immer dem höhern Berufe des Menschen untergeordnet bleiben. Streitet der Wechsel gegen seine höhere Bestimmung, so wirkt er schwächend und raubt dem Menschen das geistige Bewußtsein, mit seiner edelsten Natur stets in Übereinstimmung zu handeln; er steigert dann nur auf eine kurze Zeit seinen Lebensgenuß. Fortwährende Abwechselung im Nachdenken schwächt Aufmerksamkeit und Urtheilskraft. Wer sich bei der Arbeit, bei der Erholung und beim Genusse an gar keine Regel bindet, wird leicht schwächlich und launenhaft. Der Mensch muß daher, so weit es möglich ist, sich eine Lebensordnung vorschreiben und ohne besondere Veranlassung kein Geschäft muthwillig unterbrechen. Die Regel schließt nicht die Anmuth, und das geregelte Leben nicht Mannichfaltigkeit aus. Bei geregelter Lebensweise finden seltener Erkrankungen statt, und im Falle ihres Eintretens sind sie weniger gefährlich und deshalb leichter zu beseitigen.

Abweichung, 1) eines Gestirns: der zwischen dem Gestirn und dem Äquator enthaltene Bogen des Meridians, welcher letztere hier Abweichungskreis heißt (s. **Aufsteigung**); 2) wegen der verschiedenen Brechbarkeit der Lichtstrahlen (s. **Licht**); 3) der **Magnetnadel** (s. d.).

Abwesend ist nicht blos der körperlich Entfernte, sondern auch der zu handeln Unfähige (Gefangene, Geisteskranke); in einigen Beziehungen selbst Der, welcher sich nicht in demselben Obergerichtsbezirke befindet. Dem Abwesenden kommen schon die römischen Gesetze zu Hülfe; sie gestatten ihm gegen Nachtheile, welche ihn betroffen haben (besonders gegen versäumte Fristen), die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (restitutio in integrum). Wer sich aus eignem Willen und aus einem unrühmlichen Grunde entfernt, hat auf diese Begünstigung der Gesetze gar keinen Anspruch; Derjenige aber, welcher vom Staate wegen unerlaubter Handlungen zur Abwesenheit genöthigt ist, wie bei der Landesverweisung, nur

dann, wenn seine Entfernung ihn an der Bestellung eines Bevollmächtigten hinderte. Neuere Gesetze haben hierüber manche andere Bestimmung. — Verschollen nennt man den Abwesenden, von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod man keine Nachricht hat. Ihm wird vom Gerichte ein Verwalter des Vermögens bestellt und er kann nur dann für todt erklärt werden, wenn er, wie man es im Königreich Sachsen hält, entweder seit 20 Jahren durchaus kein Zeichen seines Lebens gegeben hat, oder wenn er, was nach deutschem Rechte (zu Folge der biblischen Stelle: „Unser Leben währt siebzig Jahr") gleichfalls in Sachsen angenommen ist, während seiner Abwesenheit das siebzigste Lebensjahr zurückgelegt und ein Jahr nach geschehener öffentlicher Auffoderung sich nicht gemeldet hat. Kehrt aber ein solcher für todt Erklärter später noch zurück, so haben ihm seine Erben nur Das wiederzugeben, was noch vorhanden ist. In neuern Gesetzbüchern sind sowol über den Zeitraum als über andere hier einschlagende Verhältnisse nähere Bestimmungen enthalten. Vgl. „Preuß. Landr.", Th. II, Tit. 18, §. 821 fg.; „Östr. Gesetzb.", A. 277.

Abydos, eine von den Türken zerstörte, feste Stadt in Kleinasien, mit einem Hafen, am engsten Theile des Hellespontus, Sestus gegenüber. In der Nähe baute Xerxes seine Brücke. Hier sammelte Alexander der Große sein Heer, um Persien anzugreifen. Von hier schwamm Leander zur Hero hinüber. Jetzt sieht man von ihr nur noch wenige Spuren. — Die berühmte Colonie der Milesier, Abydos in Ägypten, nahe am Delta, westlich vom Nil, auf dem Handelswege nach Lybien, ist seit Strabo's Zeit verfallen, noch durch ausgedehnte Ruinen merkwürdig. Hier stand eine Burg des Memnon und ein Tempel des Osiris. Das „Denkmal von Abydos" entdeckte 1818 unter den Ruinen W. J. Bankes; Wilkinson und Caillaud haben es abgezeichnet. Es ist ein Stammbaum oder vielmehr eine Reihe Einfassungen von Namen ägypt. Könige.

Abyssinien, s. Habesch.

Abzehrung, s. Atrophie.

Abzugsgeld, auch Abfahrtsgeld, Nachsteuer (gabella emigrationis), eine von den ältesten Zeiten her aus dem Gemeindeverbande stammende Abgabe, welche auswandernde Mitglieder zu entrichten hatten. Ursprünglich auf kleinere Bezirke, vornehmlich die Städte beschränkt, dehnte es sich mit der Zeit auch auf die Länder aus und wurde ein Recht der Landesherrlichkeit. Hiermit hängt zusammen der Abschoß (census hereditarius), eine Abgabe, welche vom Erbe im fremden Lande gezahlt werden muß. Durch Retorsion der Länder gegen einander wurden Abzugsgeld und Abschoß in Deutschland fast allgemein; in Frankreich vertrat dessen Stelle das noch härtere droit d'aubaine (s. Aubaine); in England hat man es nie gekannt. Einzelne Länder und Städte haben diese drückende Abgabe, welche in den meisten Orten zehn vom Hundert betrug, schon früh gegen einander aufgehoben, und Braunschweig machte schon 1737 den Antrag auf allgemeine Aufhebung, welcher aber darum keinen vollständigen Erfolg haben konnte, weil das Recht, Abzugsgeld zu erheben, sich häufig in den Händen der Stadtgemeinden und Gerichtsherrschaften befand. Auch der edle Großherzog Karl Friedrich von Baden bemühte sich sehr für die vertragsmäßige Abschaffung. Endlich ward in dem 18. Art. der deutschen Bundesacte eine allgemeine Aufhebung zwischen den Bundesstaaten festgesetzt, und nachdem man auch die Berechtigungen der Gemeinden und Gutsherrschaften dieser Bestimmung unterworfen hatte, durch das Bundesgesetz vom 23. Jun. 1817 eine allgemeine Freizügigkeit zwischen den deutschen Staaten beschlossen. Als Anfangszeit dieser Nachsteuerfreiheit wurde der 1. Jul. 1817 bestimmt. Preußen erstreckte den Beschluß der Bundesversammlung, in der Verordnung vom 11. Mai 1819, auch auf seine nicht zum Bunde gehörenden Länder. Unter dieser Aufhebung des Abzugsgeldes sind aber nicht begriffen solche Abgaben, welche von Erbschaften ohne Rücksicht auf die Ausführung des Vermögens ins Ausland erhoben werden, als Collateralsteuern und Stempelgebühren, ebenso we-

nig die Zölle, wol aber Abzüge zu Tilgung der Gemeindeschulden. Gegen fremde Länder besteht die Abzugsberechtigung noch wie zuvor, insofern nicht besondere Verträge vorliegen. So haben in neuern Zeiten Rußland und Polen mit vielen Staaten Verträge über Aufhebung des Abschoßrechtes geschlossen.

Acapulco, der beste mexic. Hafen am Australmeere. Hafen und Rhede sind tief und gewähren einen sichern Ankerplatz vor Stürmen. Schwer beladene Schiffe können dicht an den Granitfelsen vor Anker liegen. In der Einfahrt des Hafens liegt die Insel Roqueta oder Griso. Die Stadt selbst, vertheidigt durch das hochgelegene Fort Diego, mit etwa 4000 Einw. hat eine höchst ungesunde Lage; die Cholera ist hier heimisch und ergreift am meisten die Fremden. Die gewöhnliche Hitze ist am Tage 86—90° Fahrenh., in der Nacht bis 3 Uhr Morgens 78°, und bis zum Aufgang der Sonne 64—62°. Um der Stadt etwas Kühlung zu verschaffen, ließ die span. Regierung von Osten her durch die Felsen einen hohen Weg sprengen, aber sie verabsäumte, was noch nöthiger war, den Morast im Osten der Stadt, sehr geeignet zu Zuckerpflanzungen, trocken zu legen und zu bedeichen. Bis zur höchsten Dürre ist hier ein stehendes Sumpfgewässer, das jährlich verschwindet und durch zurückgebliebene faulende Thierkörper die Luft verpestet. Unbedeutend ist der Handel mit der Nordwestküste Amerikas, den die Natur sonst so sehr begünstigt. Durch Naturhindernisse ist wegen der oft unerwartet lange dauernden Windstille unter der Linie die Fahrt von Callao nach Acapulco schwieriger und währt oft länger als von Callao nach Cadiz. Hier dürfte die Schiffahrt mit Dampfböten unermeßliche Vortheile darbieten. Die Ausfuhr aus A. besteht in Silber, Indigo, Cochenille, Tuch und etwas Pelzwerk; die Einfuhr aber bringt dahin Alles, was Asien an Kostbarkeiten besitzt.

Acceleration, in der Mechanik so viel als Vermehrung der Geschwindigkeit. Ein fallender Körper fällt immer schneller, je länger er fällt, also ist seine Bewegung accelerirt oder beschleunigt. Man sieht dabei die Kraft der Erde, mit welcher sie den fallenden Körper anzieht, als eine constante aber fortwährend in jedem Augenblicke auf den Körper einwirkende Kraft an. **Accelerirende Kraft** nennt man die momentane aber fortgesetzte Wirkung eines Körpers auf einen andern, welche in dem letztern eine Bewegung hervorbringt. Auf diese Weise wirkt die Erde auf den fallenden Stein, die Sonne auf die Erde u. s. w. Die Ursache und Art dieser Bewegung ist uns unbekannt und wird es bleiben. **Acceleration des Mondes.** Nach den Beobachtungen wird die Umlaufszeit des Mondes um die Erde immer kürzer oder die Geschwindigkeit desselben immer größer. Diese Erscheinung konnte man sich lange nicht erklären. Endlich fand man die Ursache dieses Phänomens in der Abnahme der Excentricität der Erdbahn, welche seit ungefähr 12000 v. Chr. abnimmt. Seit dieser Zeit rückt der Mond der Erde immer näher, und dieses wird bis zum J. 26000 n. Chr. dauern, wo die Excentricität der Erde wieder zunehmen wird.

Accent ist die dem Ausdrucke des geistigen Lebens entsprechende Auszeichnung der Töne und Sprachlaute durch ihre verschiedene Höhe, Länge, Stärke und Aussprache. Musik und Sprache, welche dieser Auszeichnung fähig sind, gingen von der Empfindung aus, und wiewol sie sich nachher trennten, und die Musik Sprache für das Herz blieb, die eigentliche Sprache aber Sprache für den Geist wurde, so gab darum letztere es nicht auf, auch zu dem Herzen zu reden, und gewisse, theils innere, theils äußere Eigenschaften blieben der Musik und Sprache gemeinschaftlich. Beide sind geschickt Empfindungen auszudrücken und nehmen dabei die bald schnelle, bald langsame Bewegung an, welche wir an diesen wahrnehmen. Dadurch werden sie einem Zeitmaß unterworfen, und wir unterscheiden an den Tönen, um sie gleichmäßig in das Zeitmaß zu fügen, Längen und Kürzen. Um nun eine Empfindung ganz bestimmt und deutlich auszudrücken, ist ein Organismus der Töne erfoderlich, welcher dadurch hervorgebracht wird, daß in der nach

den Zeitverhältnissen abgemessenen und nach einem Grundton gestimmten Reihe von Tönen auch eine solche Verbindung und Zusammensetzung sich finde, welche die Empfindung in ihren verschiedenen Beziehungen und Abstufungen darstellt, Haupt- und Nebensachen richtig unterscheidet, das Minderwichtige dem Wichtigen unterordnet und das Bedeutende stets gehörig heraushebt. Dadurch wird eine Folge von Tönen zum musikalischen Satze, der einen bestimmten Sinn in sich schließt, und um diesen auszudrücken, auf die Wichtigkeit und Bedeutung einzelner Töne in ihrem Zusammenhange besondere Rücksicht nimmt. Die Auszeichnung der Töne aber nach dem Grad ihrer Wichtigkeit ist es, was man Accent, Betonung im weitesten Sinne nennt. Der Musikaccent bedient sich der Verstärkung und einiger Verlängerung und findet statt sowol bei Tönen, die auf den sogenannten guten Takt fallen, als auch bei solchen, welche wegen ihrer Bedeutung in der Melodie der Auszeichnung bedürfen, ohne sich an einen bestimmten Takttheil zu binden. Die Auszeichnung beim Sprachaccent geschieht durch stärkere Aussprache oder längeres Verweilen oder durch Beides, bald durch Erhöhung oder Vertiefung der Stimme, bald durch weniger offene Aussprache der Vocale einer Sylbe. Man unterscheidet den geschärften oder steigenden Accent (acutus), den schweren oder sinkenden (gravis) und den gedehnten (circumflexus). Der gedehnte Accent trifft einen an und für sich schon langen Ton der Sylbe; der schwere zeigt eigentlich nur Mangel an Betonung an; und so bleibt als Auszeichnung im Ton nur der geschärfte übrig, indem er auch einem gedehnten Tone Auszeichnung geben oder nehmen kann. Daher belegt man ihn vorzugsweise mit dem Namen Accent. Die Ursachen aber, einen Sprechlaut durch den Accent auszuzeichnen und länger bei ihm zu verweilen, als seine bestimmte Zeitdauer zu fodern berechtigt ist, sind entweder mechanische, oder rhythmische, oder bezeichnende. Dem gemäß unterscheidet man den grammatischen, rhythmischen und oratorischen Accent. Die bei jedem obwaltenden Gesetze sind kürzlich folgende: Den grammatischen oder Sylbenaccent bekommt eine Sylbe oder ein Ton von natürlicher Länge. Zwei Ursachen aber sind es, welche eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen auszeichnen können: ihre mechanische Bildung und ihre Bedeutung. In „prächtig" muß die Stimme aus mechanischen Ursachen auf der ersten Sylbe länger verweilen als auf der zweiten, und mithin wird jene Sylbe mehr hervorgehoben. In Wörtern mit Vor- oder Nach-, Ableitungs- oder Beugungssylben fällt in unserer Sprache der Hauptton allemal auf die Stammsylbe; es entscheidet mithin nicht das Maß (Quantität), sondern die Bedeutung der Sylbe. Der rhythmische Accent, den der Sprachaccent mit dem der Musik theilt, hebt ein Hauptmoment der Bewegungsreihe, welche die Sylben bilden, hervor. Der oratorische oder Redeaccent soll dem Vortrag seine Bestimmtheit, Klarheit und innere Bedeutsamkeit geben; er hebt daher in der Rede das für das Verständniß oder für das bezeichnete Gefühl bedeutendste Wort und in dem Worte selbst die bedeutendste Sylbe heraus. Ohne sich in der Sprache an die Quantität des Worts zu binden, verweilt er mit Nachdruck bei dem Bedeutenden, und eilt, um diesen Nachdruck desto mehr zu verstärken, an dem, wenn auch sonst Bedeutenden, doch gerade in diesem Falle Unbedeutenden, schnell vorüber. Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Wort- und der Redeaccent zusammenfallen oder getrennt werden könne. Fragt man nun, ob der Redeaccent den Wortaccent gar aufhebe; ob nicht durch ihn die Quantität, Sylbenzeit und Zeitmessung verloren gehe; und ob eben darum nicht der Wohllaut unter dem Redeaccent leide: so kommen bei Beantwortung dieser Fragen, in welcher das Geheimniß der Prosodie überhaupt und der Unterschied zwischen der unsern und der Prosodie der Alten insbesondere liegt, folgende Punkte in Betracht: 1) Wenn der Accent mit einer aus mechanischen Ursachen langen Sylbe zusammentrifft, so hebt er diese Sylbe noch und gibt ihr zu ihrer Dehnung auch Höhe. 2) Der Accent macht eine unveränderliche lange Sylbe nicht zur kurzen, raubt ihr aber, wenn sie unmittelbar auf die Accentsylbe folgt,

etwas von der Länge. Die Quantität kann daher, wenn sie nicht mit dem Accent zusammenfällt, durch diesen etwas verdunkelt werden. 3) Der Accent, wenn er schon eine unveränderliche Länge nicht zur Kürze machen kann, macht doch verhältnißmäßige Kürzen und Längen. 4) Auf unveränderliche Kürzen kann der Accent nie fallen. (S. Prosodie.)

Accept, s. Wechsel und Wechselrecht.

Accessit, der zweite Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Arbeit erhält, die nach der, welche den Sieg davongetragen hat, für die beste erklärt wird.

Accidens bezeichnet eine zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft einer Person oder Sache. **Accidentell**, zufällig, im Gegensatze des Essentiellen, Wesentlichen. Daher auch **Accidenzien**, Nebeneinkünfte, im Gegensatz der fixen Besoldung, bei den Geistlichen besonders die Gebühren für Taufen, Copulationen, Leichenbestattungen u. s. w. Diese Art von Einkünften findet sich schon in den frühesten Zeiten des Christenthums. Die ersten Lehrer und Vorsteher der christlichen Gemeinden lebten von den freiwilligen Gaben derselben und waren in das Verzeichniß der Armen eingetragen. Es zeigte sich aber die Freigebigkeit der Gemeindeglieder nicht nur in den für die Annahme der Geschenke bestimmten Zeiten, sondern auch bei besondern Veranlassungen, z. B. Taufen, Einsegnungen u. s. w.; und diese hier gelegentlich gegebenen Geschenke verwandelten sich in der Folge in die sogenannten Accidenzien oder Stolgebühren (iura stolae). Zunächst waren diese Geschenke zu nichts Anderem bestimmt, als zur Vertheilung unter die Armen; aber seit Konstantin des Großen Zeiten fing man an, sie als ein besonderes Opfer anzusehen, das Gott dem Herrn gebracht werde und deshalb ausschließend dem Unterhalte der Priester gewidmet werden müsse. Nun überließ man auch die Gaben bald nicht mehr dem guten Willen, sondern fing an, für geistliche Handlungen gewisse Taxen vorzuschreiben. Am spätesten unter allen Accidenzien ist das Beichtgeld aufgekommen, und es war dasselbe seiner ersten Anlage nach nichts Anderes, als eine Bestechung des Geistlichen zur Abwendung oder Milderung der verschuldeten Kirchenbuße. Späterhin galt es als Erkenntlichkeit für die Bemühung des Geistlichen. Was die Gewohnheit eingeführt hatte, wurde durch Concilienbeschlüsse und obrigkeitliche Befehle erst erlaubt, dann bestätigt und endlich gar befohlen. Zur Zeit der Reformation war aber das ganze Accidenzienwesen so tief in die Kirchenordnung eingegangen und der schlechten Besoldung der Geistlichen wegen so unumgänglich nothwendig geworden, daß es Niemandem in den Sinn kommen konnte, eine Veränderung vorzunehmen. In neuern Zeiten hat man sich oft und stark gegen die Beibehaltung der Accidenzien ausgesprochen. Es ist aber unbillig und hart den Predigern zuzumuthen, ohne Entschädigung darauf zu verzichten, um so mehr, da sehr viele geistliche Stellen erst durch das Hinzukommen der Accidentialeinkünfte so viel abwerfen, daß die Inhaber derselben davon, bisweilen dürftig und elend genug, leben können. — Dann wird **Accidens** bei den Philosophen der **Substanz** (s. d.) entgegengesetzt und bezeichnet die Art und Weise des Seins der Substanz, die Eigenschaft des Wesens, Bestimmungen, die nicht zum Wesen eines Dinges gehören. Es versteht sich von selbst, daß diese Entgegensetzung auf Abstraction beruhe, denn in der Wirklichkeit läßt sich keine Substanz von einer gewissen Art und Weise ihres Seins abgesondert wahrnehmen.

Accise (Ziese, Zeiße, Excise), eine sehr alte und in ihrer Entstehung örtliche Abgabe, von gewissen in der Stadt verkauften Gegenständen, nach dem Verhältniß des Preises. In dieser Art kommt sie in den deutschen und franz. Städten schon im 12. Jahrh. vor und war vermuthlich schon damals etwas Altes; die Gegenstände aber, von welchen sie genommen wurde, waren sehr verschieden; bald nur einige, bald Alles, was von Fremden eingebracht und in der Stadt verkauft wurde. Als die Landesherren häufigere Steuerbewilligungen verlangten, wurde ihnen nicht selten von den Städten die Einnahme der Accise überlassen, die

früher meist in die Gemeindekasse geflossen war; allein hier und da sind dergleichen Abgaben auch zum Vortheil der Städte selbst beibehalten worden. Der bessern Ordnung wegen erhob man die Accise bei dem Einbringen an den Thoren. Später wurde sie auch auf das Land ausgedehnt (Landaccise) und dadurch zu einer allgemeinen Verbrauchssteuer (Generalconsumtionsaccise), die aber mit einer Menge anderer Abgaben, Zöllen, Impost, Tranksteuer concurrirte, und nach Provinzen und Orten verschieden war. Als ziemlich allgemein zutreffende Perioden ihres Fortschreitens kann man annehmen, daß sie im 15. Jahrh. in die Hände der Landesherren kam (in Sachsen 1440, in Brandenburg 1467), im 17. Jahrh., gegen Ende des dreißigjährigen Kriegs, auf das Land ausgedehnt (Sachsen 1640, Brandenburg 1641) und dann immer weiter ausgebildet wurde durch Kurfürst Friedrich Wilhelm 1684 und König Friedrich II. 1787, in Sachsen 1707, 1822 und 1824. In Frankreich hatte jede Provinz ihr eignes Abgabesystem, daher auch ihre eignen Grenzzölle, und die Menge dieser Binnenzölle war kein geringes Hinderniß des bürgerlichen Verkehrs. In der Revolution wurden sie abgeschafft, auch durch das Gesetz vom 19. Febr. 1791 die Localabgaben aufgehoben. Da aber hierdurch die städtischen Verwaltungen in die größte Verlegenheit versetzt wurden, so wurden sie schon unter der Directorialverfassung 1798 wiederhergestellt. Nirgends ist die Accise zu einer solchen Wichtigkeit erhoben worden, als in Großbritannien, wo sie den beträchtlichsten Theil der Staatseinnahmen ausmacht. Die Tendenz der neuesten Zeit ist Freiheit des Verkehrs im Innern, Verwandlung der innern Accise in directe Abgaben (Classensteuer) und der Verbrauchssteuer von fremden Producten in einen Grenzzoll: ein System, dessen vertragsmäßige Ausdehnung über alle oder doch wenigstens einen großen Theil der deutschen Staaten jetzt bekanntlich sehr in Anregung ist. (S. Zollvereine.)

Accommodation, Anbequemung, ein Gegenstand, welchen sich die Theologie besonders angeeignet hat. Der Ausdruck wurde seit dem Mittelalter häufig in der Beziehung und Bedeutung gebraucht, daß die Schriftsteller des N. T. viele Stellen des alten außer dem Sinne der Originale nur für ihre Absicht und ihre Gegenstände angewendet hätten. Die Streitigkeiten über die Sache der Accommodation wurden seit Semler und seit dem Einflusse der Kant'schen Philosophie wieder aufgenommen. Man behauptete nämlich, daß Christus und die Apostel sich in ihrer Lehre vornehmlich den herrschenden jüdischen Meinungen und Formen anbequemt hätten, sodaß die Theologie und der gesunde Sinn theils das Wesentliche ihrer Unterweisung aus den zeitlichen Formen herausfinden, theils jene Unterweisung im Sinne Christi vollenden müßte. So hing die Lehre von der Accommodation mit der von der Perfectibilität des schriftmäßigen Christenthums zusammen. Es ist von Protestanten und Katholiken dargethan worden, daß die Lehre von der Accommodation auch in Beziehung auf Jesum und die Apostel, wie auf das eigne Leben, von Alters her in der Kirche ausgesprochen worden sei. Aber man hat dabei Vieles nicht genau geschieden und aufgefaßt. In der That übertrieben es Viele in der ältesten Kirche mit dieser Anbequemung, weil sie sich die pythagoreisch-platonischen Meinungen von der Nothwendigkeit des Esoterischen, und die platonisch-stoischen von der Statthaftigkeit von Täuschung und Lüge für edle Zwecke, angewöhnt hatten. Dieses war vornehmlich bei den Alexandrinern der Fall. Diejenigen aber, welche es damals und späterhin verständiger meinten, indem sie von Accommodation sprachen, dachten dabei an keine absolute Anbequemung, nach welcher die Lehre dann völlig unbestimmt und gehaltlos bleiben müßte, sondern sie nahmen im Geiste der Kirche das Princip der Vervollkommnung oder auch diese Vervollkommnung selbst an. Aber grade dadurch erhielt die Accommodationslehre einen bedenklichen Charakter, daß man durch sie das ganze Urchristenthum zweifelhaft und leer zu denken und seine Vollendung lediglich durch die fortgeschrittene Vernunft zu erwarten schien. Unpassend dagegen war der Vorwurf, welchen zuerst Augusti-

nus in einem Streite mit Hieronymus über die Accommodation der heil. Schriftsteller jener Hypothese machte, daß sie die Unwahrhaftigkeit in Sinn und Leben Jesu *einführte* und sie zu heiligen schiene; denn die Accommodation liegt nicht auf dem Gebiete der Moral, sondern auf dem der Pädagogik und Didaktik.

Accompagnement, s. **Begleitung**.

Accord (vom Ital. accordare, und dieses vom Lat. chorda, die Saite). Am meisten kommt dieser Ausdruck in der Musik vor und bezeichnet da eine in den natürlichen Tonverhältnissen gegründete Verbindung gleichzeitig erklingender Töne (Zusammenklang). Auf diesen Zusammenklängen beruht unsere Harmonie, ja, jeder eigentliche Accord ist schon eine Harmonie, daher z. B. der Ausdruck Dominantenharmonie. Durch Verbindung von Tönen in Accordenfolgen (Reihen von Accorden) entspringt die Harmonie im eigentlichen Sinne. In Hinsicht auf das Zusammenklingen aber verhalten sich die Töne verschieden. Einige nämlich geben durch unmittelbares Zusammenklingen dem Ohre das Gefühl der Befriedigung; sie sind selbständige Wohlklänge und werden insofern **consonirende Accorde** oder **Consonanzen** genannt. Nimmt man hier nun einen Ton als zum Grunde liegenden (Grundton) an, so müssen die andern mit ihm und unter einander angenehm zusammenstimmen, um die Consonanz zu bilden. Der Begriff des Accords spricht nichts über die Zahl der zusammenklingenden Töne aus. Die einfachste und unvollkommenste Consonanz kann daher eine Verbindung von zwei Tönen sein (Zweiklang), und wird durch das Intervall der Terz mit dem Grundton gebildet. Nach Beschaffenheit der Terz kann der Zweiklang groß oder klein sein. Der vollere consonirende Accord, der aber fälschlich der consonirende Grundaccord, richtiger der Hauptaccord genannt wird, ist der harmonische Dreiklang, der durch Hinzufügung einer neuen Terz zum Zweiklang entsteht, welche die reine Quinte vom Grundton bildet, die auch Dominante heißt, während die Terz zum Mittelton (Mediante) wird. Er heißt der tonische Dreiklang von dem Grundtone, der Tonika genannt wird. Nach Beschaffenheit der ersten Terz oder des Mitteltons, ist auch der Dreiklang groß (oder hart; Dur, z. B. c, e, g), oder klein (weich; Moll, z. B. c, es, g). Von dem kleinen oder weichen Dreiklange unterscheidet man noch den verminderten, richtiger den kleinen, der durch zwei übereinanderstehende kleine Terzen, mithin durch Grundton, kleine Terz und kleine Quinte gebildet wird (z. B. c, es, ges) und auch als Theil eines Vierklanges angesehen werden kann. Sonst nahm man noch einen übermäßigen, aus zwei großen Terzen gebildeten, an. Durch Umsetzung der diese Dreiklänge bildenden Töne in eine höhere oder niedere Octave (Veränderung der Lage oder Verlegung der Intervalle) entstehen alle übrige consonirende Accorde. Man pflegt aber die Bezeichnung der Accorde durch Berechnung der Intervallen hinaufwärts zu bestimmen. So entsteht also: 1) Der Sextaccord, bei welchem der Grundton eine Octave höher gelegt wird, sodaß die Terz der Baßton, die Quinte zur Terz und der erhöhte Grundton zur Sexte wird, die den Accord nach oben schließt, z. B. e, g, c; bezeichnet durch 6. 2) Der Quartsextaccord, wo der Grundton und die Terz beide in eine höhere Octave gelegt werden, sodaß nun die Quinte Baßton, der ursprüngliche Grundton zur Quarte und die erhöhte Terz zur Sexte wird. Daher der Name, nach den charakteristischen Intervallen, sowie die Bezeichnung durch: $\frac{6}{4}$. — Die **dissonirenden Accorde** sehen wir zuerst entstehen, wenn wir dem Dreiklang noch eine Terz, die folglich sich als Septime zum Grundton verhält, hinzusetzen, wodurch ein Vierklang entsteht. Die Septime ist das dissonirende Intervall und muß aufgelöst werden, um das Ohr zu befriedigen. Der Septimenaccord besteht folglich aus Grundton, Terz, Quinte und Septime und ist viertönig (vierstimmig). Der erste und gewöhnlichste Septimenaccord nun wird aus dem **harten** Dreiklang mit kleiner Septime gebildet, z. B. c, e, g, b. Er wird Hauptseptimenaccord genannt, auch der wesentliche

Septimenaccord und schlechthin durch 7 bezeichnet. Er hat auf der Dominante derjenigen Tonart seinen Sitz, in welche er aufgelöst wird; denn die kleine Septime löst sich abwärts, während die mit ihr dissonirende große Terz sich hebt, z. B. ; deshalb kann er auch Dominantseptimenaccord heißen. Verändern wir die Lage der Intervalle dieses Accords auf ähnliche Weise wie bei den Dreiklängen, so entsteht: 1) der Quintsextaccord, bezeichnet $\frac{6}{5}$, bestehend aus der kleinen Terz, kleinen Quinte und großen Sexte, nämlich ; 2) der Terzquartaccord ($\frac{4}{3}$), in welchem die Septime und der Grundton des Hauptseptimenaccords zur Terz und Quart geworden ist, ; 3) durch weitere Versetzung entsteht der Secundenaccord, in welchem die Septime nebst dem Grundton das Intervall einer Secunde bildet, z. B. . Die übrigen Septimenaccorde, welche Gottfried Weber, im Gegensatze des Hauptseptimenaccords, Nebenseptimenharmonien nennt, sind: der Septimenaccord, der aus dem weichen Dreiklang mit kleiner Septime besteht, ; ferner der aus dem verminderten, eigentlich kleinen Dreiklang mit kleiner Septime bestehende Septimenaccord ; endlich der Septimenaccord mit hartem Dreiklang und großer Septime, . Auch durch Versetzung dieser Nebenseptimenharmonien entspringen Quintsexten-, Terzquarten- und Secundenaccorde.

Es gibt nach dieser Übersicht neun Grundaccorde, nämlich zwei Zweiklänge, drei Dreiklänge und vier Septimenaccorde (der Hauptseptimenaccord und die Nebenseptimenharmonien). Auf sie läßt sich auch die verwickeltste Harmonie zurückführen. Es gibt nun zwar noch einen Fünfklang, eine Verbindung verschiedener gleichzeitiger Töne, die durch Aufsetzung einer neuen (großen oder kleinen) Terz auf den Septimenaccord, welche folglich vom Grundtone die None ausmacht, entsteht und der Nonenaccord genannt wird. Läßt man aber wegen des widrigen Zusammenstoßens der Secunden den Grundton, wie wenigstens in der engen Harmonie geschieht, weg, und verwechselt die Töne auf obige Weise, so entstehen eigenthümliche Modificationen des Vierklangs, z. B. der enharmonische Vierklang c, es, ges, a; cis, e, g, b. Die Accorde können nun in den verschiedensten Gestalten, z. B. im unmittelbaren Zusammenschlag, oder gebrochen, sodaß die zusammengehörenden Töne nach einander gehört werden, vorkommen; ferner können die Intervalle in dem Kreise einer Octave, oder in verschiedenen und entfernten Octaven erscheinen; dieses begründet den Unterschied der engen und weiten oder zerstreuten Harmonie (engere oder zerstreute Lage der Accorde) Weiter richtet sich die Anwendung der die Accorde ausmachenden Intervalle nach dem verschiedenartigen Satze, indem man nämlich zwei-, drei-, vier-, fünfstimmig u. s. w. schreibt. In den erstern Fällen kommen am häufigsten Auslassungen von Intervallen, in den letztern Verdoppelungen derselben vor. Eins der ersten Systeme der Accorde hat Rameau aufgestellt (von d'Alembert, nachher in Marpurg's System, dem sich das Vogler'sche annähert, und von Türk erläutert); ein anderes Tartini, welches man auch in Rousseau's „Dictionnaire" dargestellt findet. Das eine ent-

wickelt die Accorde aus Grundtönen (des Basses), das andere aus der Melodie (den obern Tönen). Ein anderes, sehr einfaches, ist das Accordsystem Kirnberger's in der „Kunst des reinen Satzes", welchem sich Gottfried Weber in seiner „Theorie der Tonsetzkunst" am meisten anschließt. — Von der Musik wird der Ausdruck **Accord** auch auf die Farbenverhältnisse übergetragen, sowie man auch im Deutschen von einer Zusammenstimmung der Farben redet; entgegengesetzt dem Grellen, Harten und dem schreienden Contrast der Farben, welcher durch Mittelfarben vermieden wird.

Accord, s. **Vergleich** und **Falliment**.

Accouchement und **Accoucheur**, s. **Geburtshülfe**.

Accreditiren, Jemand bei einem Andern als bevollmächtigt beglaubigen und die Gewährleistung seiner Handlungen in dem Umfange seiner Vollmachten übernehmen. So wird ein Gesandter, ein Agent eines Staates accreditirt; der Kaufmann accreditirt einen Commissionnair und muß sodann für die von demselben übernommenen Geschäfte haften; der Bankier einen Reisenden, gewöhnlich auf bestimmte Summen, damit derselbe überall das benöthigte Geld erheben kann.

Accusationsproceß, die Art des Strafverfahrens, bei welcher der Richter nur auf Anträge eines besonders angestellten Anklägers, sei dies der Beschädigte oder ein Staatsanwalt, zu handeln hat und besonders die Beweise der Schuld nicht von Amtswegen aufsucht. (S. **Anklage** und **Criminalproceß**.) Ihm steht der **Inquisitionsproceß** (s. d.) entgegen.

Acerbi (Giuseppe), geb. zu Castel-Gofredo im Gebiete von Mantua, verlebte einen Theil seiner Jugend in Mantua. Im J. 1798 verließ er sein Vaterland und begleitete Belloti aus Brescia nach Deutschland; dann trieb ihn die Lust, ein Land kennen zu lernen, das ein Gegensatz des gepriesenen Italiens wäre, nach Dänemark und Schweden, ja bis Finnland (1799). In Torneå traf er mit dem Obersten Skiöldebrand, einem geschickten Landschaftsmaler, zusammen, und verabredete mit ihm die Weiterreise bis zum unwirthlichen Nordcap. Er war der erste Italiener, der bis dorthin vordrang. Darauf ging er nach England, wo er seine Reisen geistreich beschrieb (2 Bde., Lond. 1802, 4.). Unter seinen Augen wurden sie zu Paris von Petit Radel übersetzt und von ihm hier und da berichtigt (3 Bde., Paris 1804). Seit 1818 gab A. in Mailand die „Biblioteca italiana" heraus, welche durch geistvolle Kritiken unverkennbar größere Regsamkeit unter den Schriftstellern in Italien hervorgebracht hat. Sehr lebhaft wurden darin die Ansprüche der unthätigen, grau gewordenen Crusca und das angemaßte Vorrecht der florent. Mundart bestritten. Von A. sind die mehren Jahrgängen vorgesetzten geistreichen Übersichten der neuesten ital. Literatur. Zum östr. Generalconsul in Aegypten 1826 ernannt, übergab A. die „Bibl. italiana" an Gironi, Bibliothekar der Brera, den Astronomen Carlini und Fumagalli. Doch ist er ihr nicht fremd geworden, sondern hat durch Mittheilungen über Ägypten, sowie durch werthvolle Geschenke an die wissenschaftlichen Sammlungen zu Wien, Pavia, Mailand bewiesen, wie sehr er das Gemeinnützige fürs Vaterland noch immer im Auge habe.

Achäer, eigentlich die Bewohner der Landschaft **Achaia** im Peloponnes; allein sehr häufig, besonders bei Homer, wird dieser Name allen Griechen beigelegt. Achäus, ein Sohn des Xuthus und der Krëusa, ging mit einer Anzahl Leute nach Thessalien, wurde aber bald wieder verdrängt und nach dem Peloponnes zurückzugehen genöthigt, worauf er sich in Lacedämon und Argos niederließ, deren Einwohner nun Achäer genannt wurden. Bei der Belagerung Trojas waren die Achäer unter den belagernden griech. Völkerschaften die zahlreichsten und vornehmsten. Nach Eroberung dieser Stadt begaben sie sich, von den Doriern vertrieben, nach der Nordküste des Peloponnes, nannten nun dieses Land Achaia und errichteten eine Republik die besonders nachher durch den **achäischen Bund** unter der Leitung

des Aratus, des Philopömen u. A. berühmt wurde, welchen zuerst Sicyon mit einigen Städten zu Behauptung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit schloß, dem aber nachher alle übrige Städte Achaias, auch Athen, Megara u. a. (nur Sparta nicht) beitraten. Die Staaten dieses Bundes wurden nach Korinths Zerstörung 146 v. Chr. eine röm. Provinz unter dem Namen Achaia, jetzt Livadien (s. d.). (S. Griechenland.) Vgl. Helwing's „Gesch. des ach. Bundes" (Lemgo 1829).

Achat, s. Quarz.

Achelous, jetzt Aspropotamos, der Grenzfluß zwischen Ätolien und Akarnanien, entspringt auf dem Pindus, strömt durch die Ursitze der Hellenen um Dodona und fällt in das ionische Meer, da wo man den korinthischen Meerbusen zu rechnen anfing. Die Ufer dieses Flusses sind die einzige Gegend von Griechenland und Europa, die einst Löwen zur Wohnung diente. Den Flußgott Achelous nennt Hesiodus einen Sohn des Oceanus und der Thetis; Andere anders. Er kämpfte mit Herkules um die Dejanira (s. d.), verwandelte sich, als dieser ihn zu Boden geworfen, in eine fürchterliche Schlange, dann in einen Stier, und flüchtete, nachdem er ein Horn verloren, beschämt in die Wellen seines Flusses. Aus dem abgebrochenen Horne, erzählt man, machten die Nymphen das Horn des Überflusses. Er war, nach der Mythe bei Apollodor, Vater der Sirenen.

Achenwall (Gottfr.), geb. zu Elbing in Preußen 20. Oct. 1719, der Begründer einer neuen Wissenschaft, der Statistik, studirte in Jena, Halle und Leipzig. Zu Marburg, wo er sich 1746 niederließ, las er zuerst Statistik (s. d.), von der er sich jedoch erst damals einen bestimmten Begriff zu bilden anfing, und 1748 begab er sich nach Göttingen, wo er nach einigen Jahren Professor ward und als solcher am 1. Mai 1772 daselbst starb. Er hatte die Schweiz, Frankreich, Holland und England durchreist. Von seinen Werken über die Geschichte der europäischen Staaten, Natur- und Staatsrecht, Staatswirthschaft u. s. w. haben die meisten mehre mit großem Fleiße verbesserte Auflagen erlebt. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er die Statistik zuerst in eine bestimmte und feste Form brachte und aus einem lichtvollen Gesichtspunkte betrachtete. Sein vornehmster Schüler und zugleich Nachfolger im Amte war Schlözer. Zur Gattin hatte er seit 1752 Sophia Eleonora, geb. Walther, eine sehr gelehrte Frau, deren Gedichte 1750 ohne ihr Vorwissen im Druck erschienen und ihre Aufnahme in die deutschen Gesellschaften zu Jena, Helmstädt und Göttingen veranlaßten. Vielen Antheil hatte sie auch an den „Meisterstücken moral. Abhandlungen engl. und deutscher Sittenlehrer" (5 Thle., Gött. 1751).

Acheron, ein mehren Flüssen der alten Welt zukommender Name, der jedoch stets mit gewissen Natureigenthümlichkeiten in Verbindung gewesen sein mag. Mehre Flüsse dieses Namens hatten wenigstens schwarzes bitteres Wasser, welches wol die Meinung veranlassen konnte, es komme unmittelbar aus dem gefürchteten Reiche des Hades. Vom thesprotischen A. entlehnte, nach Pausanias, Homer den Namen für seinen Strom der Unterwelt, und spätere Dichter umgaben nun den A. mit allerlei Grausen. Ihn glaubt man im heutigen Veliki in der Provinz Janina wiederzuerkennen. Auch Ägypten hatte solche zur Unterwelt führende Flüsse. Bekanntschaft mit ägypt. Todtengebräuchen mag bei den Griechen den Mythus vom Charon, der auf seinem Nachen die Seelen der Verstorbenen über den Styx und A. brachte, weitere Ausbildung verschafft haben. — Acherusien, Seen, die mit der Unterwelt in Verbindung gedacht wurden, werden bei den Alten mehre erwähnt.

Achilles, Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in Thessalien, und der Thetis, einer Tochter des Nereus, Enkel des Äakus. Seine Mutter tauchte ihn in das Wasser des Styx, wodurch sein ganzer Körper bis auf die Ferse, an welcher sie ihn gehalten hatte, unverwundbar ward. Man hatte ihm gewahrsagt, daß er zwar vor Troja sich unsterblichen Ruhm erwerben, aber auch seinen Tod da-

selbst finden werde. Um ihn dem Kriege gegen Troja zu entziehen, brachte Thetis den neunjährigen Knaben in Mädchenkleidern und unter dem Namen Pyrrha an den Hof des Königs von Skyros, Lykomedes, wo er mit dessen Töchtern erzogen wurde. Der Wahrsager Kalchas aber verkündigte den Griechen, daß ohne den A. Troja nicht erobert werden könne. Sehr bald hatte Ulysses den Aufenthaltsort des ruhmbegierigen Jünglings erkundet und ihn vermocht, mit den übrigen Fürsten Troja zu bekriegen. Phönix und Chiron waren seine Lehrer gewesen. Dieser hatte ihn in der Heilkunde, in der Musik und im Reiten unterrichtet; jener folgte ihm vor Troja, um ihn zu einem trefflichen Redner und tapfern Krieger zu bilden. A. erscheint in der Ilias, deren Hauptheld er ist, nicht nur als der Tapferste, sondern auch als der Schönste und Gewandteste der Griechen. Er führte 50 Schiffe der Myrmidonen, Achäer und Hellenen nach Troja und zerstörte 12 Städte mit der Flotte und 11 zu Lande. Here und Pallas Athene schützten ihn. Entzweit mit Agamemnon, den sämmtliche Fürsten zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, entzog er sich dem Kampf und ließ es geschehen, daß Hektor an der Spitze der Trojaner die griech. Scharen mordete. Unversöhnlich zürnte er dem Könige wegen der Briseïs (Tochter des Brises und Gemahlin des Königs Mynes von Lyrnessus), welche er durch das Loos als Beute erhalten hatte und die vom König ihm wieder genommen ward, da dieser die Chryseïs (Tochter des Chryses, eines Priesters des Apollo), dem Vater hatte zurückgeben müssen, um die Verheerungen der von Apollo deshalb über die Griechen gesandten Pest abzuwenden. Nicht die Bedrängniß der Griechen, nicht Agamemnon's Anerbietungen beugten des Äakiden Zorn; doch erlaubte er seinem Freunde Patroklus, in seiner eignen Rüstung und mit seinen Kriegern in die Schlacht zu gehen. Patroklus fiel durch Hektor's Arm; jetzt, den Tod des Freundes zu rächen, zog A. wieder in den Kampf. Thetis selbst brachte ihm neue köstliche Waffen, welche Vulcan ihm bereitet hatte, und unter welchen der Schild besonders kunstreich war. Er versöhnte sich mit Agamemnon und eilte, von Athene mit Nektar und Ambrosia gestärkt, in das Treffen. Die Trojaner fliehen und stürzen sich zum Theil in den Fluß Xanthus, wohin A. sie verfolgt. Die Leichname hemmen die Wellen des Flußgottes, welcher endlich Stillstand gebietet. Da Jener aber nicht gehorcht, erhebt er brüllend seine Fluten und stürzt sich auf A. Von Poseidon und Athene angefeuert, stellt sich der Fliehende dem Xanthus entgegen; dieser aber ruft den Simoïs mit seinen Gewässern zu Hülfe. Da sendet Here den Vulcan und den Hauch des Zephyrus und Notus, welche den Flußgott in seine Ufer zurückdrängen. A. aber verfolgt die Trojaner nach der Stadt und hätte diese jetzt erobert, wäre er nicht von Apollo verhindert worden. Hektor allein stand noch vor dem skäischen Thore, floh drei Mal, von A. verfolgt, um die Stadt und bot sich endlich dem Kampfe dar. Er fällt; A. schleift den Leichnam des Helden um die Stadt und liefert ihn endlich dem bittenden Priamus gegen ein Lösegeld aus. Hiermit schließt die Erzählung Homer's. A.'s fernere Geschichte wird also erzählt. Von Liebe zu Polyxena, des Priamus Tochter, entbrannt, erbat und erhielt er dieselbe zur Gattin; er versprach dagegen Troja zu vertheidigen. Als er sich aber in den Tempel Apollo's begeben hatte, um dort seine Verbindung zu feiern, erlegte ihn Paris, der ihn mit einem Pfeil in der Ferse verwundete. Nach Andern war es Apollo, der ihn tödtete oder doch den Pfeil des Paris lenkte. Um seinen Leichnam entstand ein blutiger Kampf. — Berühmt ist in der Dialektik der Schluß des Eleaten Zeno (nach Andern des Parmenides), womit dieser die Gültigkeit des Begriffs der Bewegung bestritt. Er behauptete nämlich, daß der langsamste Körper, z. B. die Schildkröte, von dem geschwindesten, z. B. dem Achilles, nie würde eingeholt werden, wenn jener diesem auch nur um ein Weniges voraus wäre, weil dieser immer erst dahin kommen müsse, wo jener schon gewesen wäre.

Achilles Tatius, ein griech. erotischer Schriftsteller (Romandichter) im Anfange des 4., nach Andern des 5. Jahrh. n. Chr. Er war aus Alexandria gebürtig, und soll nach einer unsichern Angabe im spätern Alter zu dem Christenthum übergegangen und Bischof geworden sein. Eine Schrift über die Sphäre scheint einem frühern Verf. dieses Namens anzugehören. Seinen Namen in der Literatur verdankt er einem Roman in acht Büchern: „Geschichte der Leukippe und des Klitophon", dem besten griech. nach dem des Heliodoros. Er ist reich an Schilderungen der Natur, künstlerischer Gegenstände, und der Aeußerungen der Empfindung und der Leidenschaft, aber mangelhaft in der Anlage, Anordnung und Entwickelung der Geschichte. Der Styl ist der eines Rhetor, mit Wortspielen, Gegensätzen und gesuchten Ausschmückungen überhäuft. In Hinsicht der sittlichen Reinheit steht er weit unter Heliodoros, dessen Nachahmer er sonst ist. Die besten Ausgaben lieferten Salmasius (Leyd. 1640, 12.) und Fr. Jacobs (Lpz. 1821). Die beste deutsche Uebersetzung ist von Ast und Güldenapfel (Lpz. 1802).

Achmet III., türk. Kaiser und Sohn Mohammed VI., regierte von 1703—30. Bei ihm suchte Karl XII. nach der Schlacht bei Pultawa Schutz, fand ihn und wußte A. mit dem Zar Peter I. in Krieg zu verwickeln, der für diesen ohne die Klugheit seiner damaligen Geliebten und nachherigen Gemahlin, Katharina, einen sehr unglücklichen Ausgang genommen haben würde. (S. Peter I.) A. war es auch, der 1727 die erste Druckerei in Konstantinopel anlegte. Gegen das Ende seiner Regierung empörten sich die Janitscharen gegen ihn, und er wanderte in dasselbe Gefängniß, in welchem er seinen Nachfolger Mahmud I. seither gefangen gehalten hatte. A. starb 1736.

Achromatisch (farblos) werden die Fernröhre genannt, durch welche man die Gegenstände vollkommen und deutlich erblickt, die demnach so gebaut sind, daß durch keine falsche Farbe oder farbige Ränder, welche der weißfarbig scheinende Lichtstrahl, der aus mehren buntfarbigen Lichtstrahlen von verschiedener Brechbarkeit zusammengesetzt ist, auf dem Glase des gewöhnlichen Fernrohrs erzeugt, der zu betrachtende Gegenstand entstellt werde. Woran Newton und Euler verzweifelten, das gelang 1758 dem Engländer J. Dolland (s. d.) dadurch, daß er die Gläser aus Flint- und Crown-Glase zusammensetzte. Sein Sohn, Peter, dann Ramsden, Fraunhofer und G. von Reichenbach gaben diesen Instrumenten die größte Vollkommenheit.

Achse heißt im Allgemeinen die grade Linie, welche durch den Mittelpunkt eines runden Körpers oder Cylinders geht, insbesondere aber versteht man darunter alle diejenigen graden Linien, um welche andere wirkliche Körper einen Kreis beschreiben, ohne daß jene ihre Lage ändern. Hier ist nur von den Achsen eines Wagens die Rede. Man hat in neuerer Zeit solche ganz von Eisen, und bei leichtern Fuhrwerken sogar die Achsschenkel beweglich gemacht. Sie erleichtern, da sie wegen der Dünne weniger Reibung geben, das Fahren, und sind für lange Zeit dauerhaft, doch sind sie etwas schwer. Für ihre Zweckmäßigkeit bei schweren Fahrzeugen, wie auch bei Geschütz und Munitionswagen, ist man einverstanden, da die für schwere Wagen erfoderlichen hölzernen nicht viel leichter sind als die eisernen. Deshalb sind sie auch in mehren Staaten bei der Artillerie eingeführt. Um das Springen, namentlich in der Kälte, nicht befürchten zu dürfen, bedient man sich damascirter eiserner Achsen. Die Achsen mit beweglichen Schenkeln, eine englische Erfindung, zeichnen sich dadurch aus, daß die Schenkel ganz von der Mittelachse getrennt sind. Durch die Enden der letztern gehen eiserne Bolzen, an denen die Schenkel befestigt sind, und um die sie sich in horizontaler Bewegung drehen. Natürlich erleichtert dies das Lenken und erspart das aus andern Rücksichten verwerfliche Unterkriechen.

Acht (bannum, ban, outlawry, utlagaria), die Erklärung der Gerichte gegen ungehorsam ausbleibende Parteien, wodurch sie des Schutzes der Gesetze

für verlustig erklärt werden. In ältern Zeiten wurde dieses Mittel auch wegen blos bürgerlicher Rechtssachen gebraucht (bannum contumaciae) und ist noch jetzt in England üblich, insoweit es durch besondere Gesetze eingeführt ist; denn die Anwendung der Acht in bloßen bürgerlichen Rechtssachen kam erst nach der normännischen Eroberung in Gebrauch. Auch in Deutschland ist zwar die Acht als blos bürgerliches Zwangsmittel längst außer Übung gekommen, besonders nachdem die Gründung des Reichskammergerichts den Anfang zu einer allgemeinen Reform der Gerichtsverfassung gemacht hatte. Es blieb daher nur das Achtsverfahren gegen flüchtige und abwesende Verbrecher übrig, und auch dies in gewöhnlichen Straffällen nur ausnahmsweise in einigen deutschen Ländern, und in der Reichsacht gegen Vergehen an Kaiser und Reich, vornehmlich durch Landfriedensbruch oder Auflehnung gegen den Kaiser. Den Anfang des Achtsprocesses machte eine öffentliche, gewöhnlich dreimalige, Vorladung des Angeklagten, sich zur Verantwortung zu stellen, bei Strafe, für geständig und überführt geachtet zu werden. Blieb derselbe aus, so wurde die erste einfache Acht (irrig Unteracht) gegen ihn erkannt, deren Folge schon war, daß er für einen präsumtiven Verbrecher gehalten wurde, im Bezirk des erkennenden Gerichts kein Recht ausüben konnte und keinen Schutz hatte, auch im Betretungsfalle sogleich verhaftet werden mußte und zur Tortur gebracht werden konnte. Binnen Jahr und Tag mußte er seine Straflosigkeit ausführen und sich aus der Acht ziehen; nach Ablauf dieser Frist wurde auf neuen Antrag des Anklägers die zweite strenge oder vollständige Acht, Aberacht (bannum reiteratum, re-bannum, auch Oberacht genannt), gegen ihn ausgesprochen, welche in gänzlicher Schutz- und Rechtlosigkeit bestand, bürgerlichen Tod, Eröffnung der Lehen, Auflösung der Ehe und Vogelfreiheit nach sich zog. „Wir theilen", heißt es in einer alten Formel, „deine Wirthin zu einer wissenhaften Witwen und deine Kinder zu ehehaftigen Waisen; deine Lehen dem Herrn, von dem sie zu Lehn rühren, dein Erb und Eigen deinen Kindern; deinen Leib und dein Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften. Wir erlauben dich männiglichen auf allen Straßen, und wo ein jeglicher Mann Fried und Geleit hat, sollst du keines haben, und wir weisen dich in die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels." Ähnliche Formeln wurden noch 1706 gegen die Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern und seinen Bruder Joseph Clemens von Köln ausgesprochen. Wer einem Geächteten (Ächter) Aufenthalt und Schutz gab, fiel selbst in die Acht, wie dies dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen 1566 geschah, weil er sich des geächteten Wilhelms von Grumbach annahm. Die Reichsacht (bannum imperii) war nur dadurch ausgezeichnet, daß sich ihre Folgen über das ganze Reich erstreckten, und daß sie häufig mächtige Fürsten und Große des Reichs traf, wie 976 den Herzog Heinrich von Baiern, 1180 den Herzog Heinrich den Löwen von Sachsen und Baiern, 1208 den Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, 1547 den Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, 1619 den Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz mit ihren Bundesgenossen, 1706 die erwähnten Kurfürsten von Baiern und Köln, den Herzog von Mantua, und noch 1758 wurde eine Achtserklärung gegen den König Friedrich II. von Preußen als Kurfürst von Brandenburg eingeleitet, aber durch die evangelischen Reichsstände abgewendet. Schon der ältesten Verfassung war es gemäß, daß solche Achtserklärungen nicht vom Kaiser allein, sondern von einem Gerichte aus Standesgenossen des Angeklagten ausgesprochen werden konnten, und Karl V. mußte 1519 in seiner Wahlcapitulation (Art. 22) versprechen, keine Achtserklärung ohne ordentlichen Proceß und Zustimmung der Reichsstände vorzunehmen. Er selbst ließ aber den Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, den Landgraf Philipp von Hessen u. A. einseitig und ohne gesetzliche Form ächten, wie es auch vom Kaiser Ferdinand II. 1619 gegen den Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, den Markgraf Johann Georg von Brandenburg, den Fürst Christian von Anhalt u. A. geschah. Daher wurde im westfäl. Frieden (Osnabr. Fr.,

Art. 8) und nachher in den Wahlcapitulationen seit 1711 (Art. 20) das Verfahren bei Achtserklärungen genauer geordnet, und bestimmt, daß sie nur auf dem Reichstage erkannt werden könnten.

Acker nennt man 1) diejenigen zur Erzeugung von Producten für das Bedürfniß der Menschen und Thiere bestimmten Strecken Landes, die zu diesem Behuf von Zeit zu Zeit, oft alljährlich, regelmäßig beackert und neu bestellt werden müssen; 2) ein Flächenmaß, das eigentlich die Fläche, welche ein Pflug in einem ganzen oder halben Tage umackern kann, andeuten soll, aber durch Gesetze und Herkommen auf sehr verschiedene Weise bestimmt worden ist. So hält z. B. im Königreiche Sachsen der Acker 300 □R. zu 15 Fuß 2 Zoll dresd. Maß = 52,272 par. □Fuß; im Großherzogthum Sachsen-Weimar dagegen 140 □R. zu 16 Fuß weim. Maß = 26,971 par. □Fuß. In den andern deutschen Staaten berechnet man die Landflächen nach Tonnen, Scheffeln, Morgen, Jucharten u. s. w.

Ackerbau (richtiger als Feldbau, Landbau, Feldwirthschaft) ist derjenige Theil der Landwirthschaft, welcher sich mit dem Anbau der verschiedenen landwirthschaftlichen Gewächse befaßt. Ein zweckmäßiger Betrieb desselben sucht durch mancherlei künstliche Mittel den Acker in einen Zustand zu versetzen, in welchem er nicht nur die größtmögliche Menge von landwirthschaftlichen Pflanzen, sondern diese auch in der besten Art hervorbringen kann. So einfach auch der Ackerbau dem Unkundigen scheinen mag, so ist doch zu seinem wissenschaftlichen Betriebe die Bekanntschaft mit Natur- und vielen andern Wissenschaften nöthig. Die Zusammenstellung der Lehrsätze oder Regeln für das zweckmäßigste Verfahren bei dem Ackerbau nennt man **Ackerbauwissenschaft**, und diese in ihrer Anwendung **Ackerbaukunst**. Der Ackerbau ist für alle cultivirten Staaten der hauptsächlichste Quell ihrer Subsistenz. In Anerkenntniß dieses zollte auch das Alterthum den Begründern und Förderern des Ackerbaus göttliche Verehrung, so die Ägypter dem Osiris, die Griechen der Ceres, die Römer dem Saturnus, und hielt den Stand der Ackerbauenden in hohen Ehren. In China genießt dieser Stand seit undenklichen Zeiten bis auf den heutigen Tag die ehrenvollste Auszeichnung. In Europa aber ist er nach langen Jahren der Geringschätzung erst in den neuern und neuesten Zeiten wieder nach seiner ganzen Wichtigkeit erkannt worden, und deshalb der Betrieb des Ackerbaus noch fern von dem Ziele möglicher Vollkommenheit, dem jedoch im Allgemeinen mit großem Eifer nachgestrebt wird. — Der Ackerbau beginnt mit dem Urbarmachen, welches entweder durch Wegräumen der Bäume, Sträucher und anderer Pflanzen, oder durch Wegschaffen, Sprengen und Versenken der großen Steine, oder durch Entwässern oder Trockenlegen tiefliegender nasser Stellen bewirkt wird. Doch nicht überall finden sich diese Hindernisse, und so ist es auch möglich, neue Äcker durch bloßes Aufbrechen mit Ackerwerkzeugen herzustellen. Da selten ein neuer Acker eben genug liegt, um ihn gehörig bearbeiten zu können, so müssen die schroffen Anhöhen abgestoßen und die Vertiefungen ausgefüllt werden, was man Einebnen nennt. Ein auf diese Weise hergestellter Acker heißt Neubruch. Auf dem Neubruch aber muß, ehe er bepflanzt werden kann, durch wiederholtes Anwenden des Pfluges und anderer Ackerwerkzeuge eine gleich tiefe und wohl gemengte Erdschicht erzeugt werden, welche Ackerkrume genannt wird, und die noch rohe Erde (das Erdreich, welches verdeckt gelegen hat) durch sorgfältiges Aufrühren und Durcharbeiten mit der Luft in Berührung gebracht und fruchtbar gemacht werden. Weil das Anlegen neuer Äcker sehr umständlich ist und oft mehr Kosten als der Ankauf schon urbaren Landes verursacht, so hat der Landwirth zuvor wohl zu überlegen, ob ihm solches Vortheil bringen werde. Es werden daher gewöhnlich auch nur da Äcker urbar gemacht, wo diese überhaupt in einem hohen Preise stehen, oder der Nutzen augenfällig ist. Ein urbar gemachter Acker bedarf nun, nach Maßgabe der darauf zu erzielenden Pflanzen und in Betracht der vorliegenden Verhältnisse, bei jeder neuen Pflanzung oder Saat neue Bestellung. Sie besteht sowol in

der mechanischen Bearbeitung des Ackers (mechanischen Agricultur), als in der Erhaltung seiner nöthigen Fruchtbarkeit (chemischen Agricultur). Zu jener rechnet man nicht nur die bloße Bodenbearbeitung, welche im Pflügen, Wenden, Behacken und Reinigen, Gäten des Bodens vom Unkraut besteht, sondern auch die verschiedenen Saat- und Erntegeschäfte. Dazu gehört, daß man nur solche Pflanzen anbaut, die des Ackers Kraft weniger erschöpfen, dann, daß man ihm solche Stoffe zuführt, die ihn wieder mit so viel fruchtbaren Theilen bereichern, als ihm die erzielten Pflanzen zu ihrer Nahrung entzogen haben. Diese Stoffe sind die verschiedenen Düngemittel, die man sich nur durch manche kostbare Veranstaltung, wie Futtergewinn, die darauf begründete Viehhaltung, Düngerfuhren, Pferchen, Compostbereitung, Anwendung von Mergel, Kalk, Gyps und Schlamm anschaffen kann. Da die Ernten von der Triebkraft des Ackers abhängen, so ist es von großer Wichtigkeit, diese nicht nur zu erhalten, sondern auch wo möglich zu erhöhen. Von nicht geringem Einfluß ist hierbei die Reihenfolge (Umlauf, Turnus, Rotation), in welcher die verschiedenen landwirthschaftlichen Gewächse nach einander angebaut werden. Durch dieselbe werden die verschiedenen Ackerbausysteme begründet. Die wichtigsten davon sind: 1) das Dreifelderwirthschaftssystem (s. d.). Es hat einen dreijährigen Umlauf: a) Brache, b) Wintergetreide, c) Sommergetreide; daher Brach-, Winter- und Sommerfelder. Da hierbei der Acker jedes dritte Jahr keine Getreideernte gibt, so baut man, wo der Triftzwang dieser Verbesserung nicht entgegensteht, im Brachjahre die sogenannten Brachfrüchte; die gewöhnlichsten sind: Kartoffeln, Kohl- und Rübenarten, Klee, Taback, Flachs, Hanf, Raps, Rübsen, Erbsen, Wicken, Linsen, Buchweizen, Spergel. Da diese Gewächse in einem Sommer, gleichsam als eingeschoben, erzielt werden, so heißen sie auch Besömmerungsfrüchte; ihr Anbau das Besömmern oder die Sömmerung. Diese Verbesserung des Dreifeldersystems ist jetzt, verbunden mit Stallfütterung des Rindviehs, in Deutschland ziemlich ausgebreitet. Wird die Brache, wie anfangs, nicht zum Anbau von Früchten benutzt, so nennt man dies die Dreifelderwirthschaft mit reiner (d. i. nicht besamter), im andern Falle aber mit besömmerter Brache. 2) Das Fruchtwechselwirthschaftssystem hat einen längern Umlauf von mindestens vier Jahren, und das Eigne, daß es in der Regel nicht zwei Halmfrüchte unmittelbar hinter einander anbaut, sondern jedes Mal eine Brachfruchtart dazwischen einschiebt, etwa in folgender Ordnung: Raps, Wintergetreide, Kartoffeln, Gerste, Klee, Wintergetreide, Erbsen, Hafer, Weideklee u. s. w. Dieses vorzüglich in England ausgebildete Wirthschaftssystem, um dessen Ausbreitung und Vervollkommnung sich Thaer (s. d.) große Verdienste erworben, läßt sich ebenso gut mit dem Weidegang wie mit der Stallfütterung des Viehs verbinden, verstattet eine Menge jedem gegebenen Verhältniß anzupassende Abänderungen, befördert den Anbau der Fabrik- und Handelspflanzen, beschäftigt viele Menschen und begünstigt die Viehzucht. Es findet wegen dieser Vorzüge immer mehr Beifall, und würde schon viel öfter an die Stelle der Dreifelderwirthschaft getreten sein, wenn es nicht ein völlig freies, mit keiner Servitut belastetes Grundeigenthum voraussetzte. 3) Die Koppel- oder Schlagwirthschaft. Man glaubt, daß dieses System in den ältesten Zeiten in Deutschland allgemein gewesen sei, und schließt solches vornehmlich aus folgenden Worten des Tacitus: „Man wechselt jährlich die Felder, und der Acker ist überflüssig vorhanden." War dieses aber auch der Fall, so hat man damals gewiß nicht so systematisch als jetzt die Äcker abwechselnd zum Getreide- und Grasbau benutzt, weil Landes genug vorhanden war. Im nördl. Deutschland, namentlich in Holstein, hat sich dieses System dauernd erhalten und nach den wechselnden Zeitverhältnissen ausgebildet. Der Landdrost von der Lühe führte es in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. auf seinen Gütern in Mecklenburg ein, und fand anfänglich zwar heftigen Widerstand, nachher aber so allgemeine Nach-

ahmung, daß es gegenwärtig, wiewol mit manchen Abänderungen, in ganz Mecklenburg eingeführt ist. Es paßt nur in Ländern, wo die Bevölkerung gering, der Grundbesitz aber groß ist, und besteht darin, daß man das Land in eine gewisse Zahl (6—14) Koppeln oder Schläge, d. i. gleich große Felder abtheilt, und jeden solchen Theil 2—6 Jahre hintereinander zum Graswuchs (Dreisch, Dresch) besonders zur Sommerweide für das Vieh, unaufgebrochen liegen läßt, dann aufbricht und entweder ebenso viel, oder auch mehre Jahre hinter einander bearbeitet und vornehmlich zu Halmfruchtbau benutzt. Die holsteiner Wirthschaft unterscheidet sich von der mecklenburgischen darin, daß jene mehr auf Viehzucht, besonders Rindviehzucht berechnet ist, weshalb die Schläge mit lebendigen Hecken, den sogenannten Knicken, verkoppelt sind (daher Koppelwirthschaft), diese aber mehr auf Kornbau gerichtet ist, und weil man die Schläge offen läßt, Schlagwirthschaft genannt wird. Zum Betrieb des Ackerbaus sind nicht nur Zugvieh, sondern noch mancherlei andere Werkzeuge und Maschinen, Ackergeräthe nöthig. Unter ihnen behauptet der Pflug den ersten Rang, der in seiner Wirkung höher steht als jede andere Maschine auf der Welt. Er ist mannichfaltig abgeändert, bis jetzt aber noch nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden. Außer ihm verdienen noch vorzüglich der Haken, die Egge, die Walze, die vielscharigen Schnitt- und Schaufelpflüge (Exstirpatoren und Scarrificatoren, oder Grubber und Schröpfer) und die verschiedenen Behackwerkzeuge, Pferdehacken u. s. w. vorzügliche Beachtung. Über die Verhältnisse und Literatur des Ackerbaus s. Landwirthschaft.

Ackergesetze, s. Agrarische Gesetze.

Ackermann (Konr. Ernst), ein Schauspieler, den die Deutschen als den Schöpfer ihrer Schaubühne ansehen können, wurde zu Anfange des 18. Jahrh. geboren. Sein Talent verschaffte ihm großen Reichthum, den er anwendete, die Bühne zu vervollkommnen und Schauspieler zu bilden. Er übernahm 1767 die Leitung des Theaters in Hamburg, das in der Geschichte der dramatischen Kunst in Deutschland Epoche machte, und dem Lessing seine ganze Sorgfalt widmete. A. spielte besonders komische Rollen meisterhaft. Er starb in Hamburg 1771. In Moskau heirathete er 1749 Sophie Charlotte, geb. Biereichel, Witwe des Organisten Schröder zu Berlin und Mutter des berühmten Schröder (s. d.). Diese ausgezeichnete Schauspielerin war geb. zu Berlin 1714 und trat zuerst 1740 als Schauspielerin bei der Schönmann'schen Bühne in Lüneburg auf. Sie wurde bald die Zierde dieser Gesellschaft und fand besonders in Hamburg einen glänzenden Schauplatz für ihr Talent. Mit seltenem Geiste und großer Feinheit wußte sie alle ihre Rollen zu behandeln. Ein in Hamburg 1742 errichtetes eignes Theater gab sie schon im nächsten Jahre wieder auf. Nach vielen Irrfahrten kehrte sie 1764 mit A. wieder nach Hamburg zurück, übernahm 1767 die Direction des Theaters und starb am 14. Oct. 1792. In den letzten zwanzig Jahren ihres Lebens betrat sie nur selten die Bühne, bildete aber junge Schauspielerinnen.

Ackermann (Rud.), geb. 20. Apr. 1764 zu Stollberg im sächs. Erzgebirge, wo sein Vater Sattler war, erhielt seinen Unterricht in der lat. Schule der Vaterstadt, erlernte das Gewerbe des Vaters und ging als Gesell auf die Wanderung. Er arbeitete einige Zeit in den Werkstätten geschickter Kutschenfabrikanten zu Paris, dann zu Brüssel, wo er Gelegenheit fand, seine Kenntnisse und seinen Geschmack für Verschönerungen, besonders in Beziehung auf Alles, was zum Wagenluxus gehört, immer mehr auszubilden. Auch übte er sich im Zeichnen und Coloriren von Mustertafeln im Fache der Kutschenfabrikation und anderer Modeartikel. Endlich ging er nach London, wo er sich anfänglich ärmlich behelfen mußte. Seine Bekanntschaft mit einem Deutschen, der mit gutem Erfolg ein Modejournal herausgab, brachte A. auf den Gedanken, Ähnliches zu versuchen, und er gab Hefte von Musterblättern zu Kutschen heraus, die er selbst erfand, zeichnete und colorirte. Sie erregten durch Neuheit und Eleganz der Formen bald allgemeine

Aufmerksamkeit. Dies legte den Grund zu einem Kunsthandel, der sich bald so sehr erweiterte, daß A. unter der Benennung Repository of arts ein bedeutendes Kunstmagazin begründen konnte. Zu Anfang dieses Jahrh. war A. einer der Ersten, welchen es gelang, wollene und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier wasserdicht zu machen, was eine Zeitlang einen bedeutenden Handelsartikel ausmachte. Sein Hauptgeschäft blieb aber stets der Handel mit Kupferwerken aller Art, mit Mustern für Verzierungskünste, Prachtgeräthe, Stickereien u. s. w., mit Handzeichnungen und Bedürfnissen für Maler und Zeichner. Bericht von Allem, was neu ist, erstattete seit 1814 A.'s elegantes Modejournal: „Repository of arts, literature, fashions". Zu gleicher Zeit unternahm A. eine Reihe topographischer Werke mit aller Pracht brit. Aquatintablätter, ausgezeichnet durch Genauigkeit in der Zeichnung und Sauberkeit in der Ausführung. Den Anfang machte „Microcosm of London", in 3 Bdn. 4., mit 104 colorirten Aquatintablättern, das Innere der öffentlichen londoner Gebäude und Versammlungssäle darstellend. Dann folgten die äußere und innere Ansicht der Westminsterabtei, der Universitätsgebäude zu Oxford und Cambridge, und der Schulen zu Eton, Windsor und Charterhouse. Die ganze Sammlung besteht aus 9 Bdn. In s. „Religious emblems" (2. Aufl. 1810) und in Sommerville's „Hobinol field sports" haben die Holzschnittkünstler gezeigt, was England in diesem Kunstzweige zu leisten vermag. Er gab das „Common prayerbook" mit schönen Bildern, von Thurston und Burney gezeichnet und von Scott gestochen, heraus. Durch ausgewanderte Spanier, besonders durch Blanco White, ließ er lehrreiche engl. Werke in das Spanische übersetzen, und sendete sie nach Amerika, wo sein ältester Sohn in Mexico eine Buch- und Kunsthandlung angelegt hat. Er war der Erste, der in England ein Taschenbuch nach dem Vorbilde der deutschen, das „Forget me not", herausgab, das großen Beifall fand und zahlreiche Nachahmungen veranlaßte. Auch war es A., der zuerst die Gasbeleuchtung in seinem Repository einführte und in Verbindung mit Accum eifrigst bemüht war, diese Art der Beleuchtung in und außer London zu verbreiten. Er blieb fortwährend ein unermüdeter Wohlthäter seiner unbemittelten Verwandten in Sachsen und zeigte sich als Mitglied des 1813 gebildeten Vereins zur Unterstützung der durch den Krieg Verunglückten in Deutschland, insbesondere auch gegen sein Vaterland, als einen der thätigsten Menschenfreunde. Er wurde bei der Vertheilung der vom Parlamente verwilligten 100,000 Pf. zur Unterstützung der Kriegsbeschädigten vorzüglich gebraucht und unterzog sich beinahe zwei Jahre hindurch den mühsamsten Arbeiten in Führung des Briefwechsels, Ausmittelung des dringenden Bedürfnisses und Vertheilung der Gelder. Der König von Sachsen verlieh ihm das Ritterkreuz des sächs. Verdienstordens und beschenkte ihn mit prächtigen zu diesem Zwecke in der meißner Porzellanmanufactur gemalten Vasen. A. machte 1818 eine Reise aufs feste Land, theils um mit einem Wagenbauer in München wegen des von ihm genommenen Patents für die moveable axle trees, wodurch alles Umwerfen der Kutschen verhindert wird, sich in Verbindung zu setzen, theils um seine Kenntniß im Bezug auf Lithographie zu vervollkommnen.

Acosta (Gabr.), portug. Edelmann, aus einem vormals jüdischen Geschlechte, wurde 1647 zu Porto geboren. Indem er sich forschend und unruhig, wie er war, immer tiefer in Zweifel an der Göttlichkeit des Christenthums verstrickte, floh er aus seinem Vaterlande und trat zu Amsterdam zum Judenthum über. Er nahm hier den Namen **Uriel** an. Doch fühlte er sich gar bald auch in dieser Religion und Gemeinde unbefriedigt. Nachdem er gegen die mosaischen Schriften und die Unsterblichkeit der Seele geschrieben hatte, gerieth er mit den Rabbinern in Streitigkeiten, und als er zur Vertheidigung seiner Meinungen das „Examen de tradiçoens Phariseas conferidas con à ley escripta" 1624 herausgab, klagten ihn die Juden bei der christlichen Obrigkeit des Atheismus an. Hierdurch wurde er

zum Rücktritte zur Synagoge bestimmt; aber die Schmach der Züchtigung, welche er dort erdulden mußte, damit der Bann gelöst würde, und seine innere Zerrüttung brachten ihn dahin, sich 1647 mit einem Pistolenschusse das Leben zu nehmen.

Acre (St.-Jean d'Acre von den Franzosen genannt), das alte Akko, im Mittelalter Ptolemais, Stadt mit Hafen an der Küste Syriens, am Fuße des Karmel, hat gegen 10—15,000 Einw.; der Hafen ist versandet, dessenungeachtet aber noch immer einer der besten an dieser Küste. Durch die Genueser 1004 erobert, fiel A. 1187 in die Hände des Sultan Saladin, ward ihm 1188 wieder entrissen, blieb bis 1291 der vorzüglichste Landungsplatz der Kreuzfahrer, Sitz eines Bischofs und des Johanniterordens. Hierauf fiel es in die Hände der Ägypter und 1517 in die der Türken. Unter dem grausamen Djezzar Pascha hielt es 1799, mit Hülfe der Engländer unter Sidney Smith 61 Tage lang die Belagerung der Franzosen aus. (S. Ägypten, Landung der Franzosen.) Am 27. Mai 1832 ward es durch Ibrahim Pascha, Sohn des Vicekönigs von Ägypten, mit Sturm genommen, Abdullah Pascha, der es sechs Monate vertheidigt hatte, nach Ägypten geführt und dort mit großer Milde behandelt.

Act ist im Schauspiele derjenige Hauptabschnitt, mit welchem die Handlung des Stücks entweder für den Zuschauer einen Stillstand macht oder ganz zu Ende geht. Insofern auf der neuern Bühne der Anfang des Acts durch das Aufziehen des Vorhangs bezeichnet wird, nennt man ihn auch Aufzug. Die Benennung Handlung oder gar Abtheilung ist weniger zweckmäßig; denn ein gutes Drama hat nur Eine Handlung, und ein Ding in Einer Abtheilung ist ein Widerspruch. Sofern jede Handlung von selbst in drei Abschnitte — Beginn, Fortgang und Schluß — zerfällt, würde sich daraus für das Drama die Eintheilung in drei Acte als die natürlichste ergeben; da jedoch bei umfangreichern Handlungen diese Zahl nicht ausreicht, so ist für solche die Sonderung in fünf Hauptabschnitte die gewöhnlichere. Wiewol jeder Act einen Kreis wesentlich in die Handlung eingreifender Momente umfaßt und mit dem Schlusse desselben ein Ruhepunkt in dem Gange der Begebenheiten eintritt, so ist derselbe doch immer als nothwendiger Theil eines organischen Ganzen zu behandeln. In fünfactigen Stücken enthält der erste Act gewöhnlich die Expositionsscenen, während die drei folgenden die Handlung bis zur Katastrophe führen. Die Eintheilung in zwei und vier Acte wird von den Meisten verworfen. Durch einen Stillstand entsteht Das, was man nicht ganz zweckmäßig Zwischenact (s. d.) nennt. — **Act** nennt man auch das zum Nachzeichnen aufgestellte Modell und die nach demselben verfertigte Zeichnung, die in den Kunstakademien als Studium des Nackten benutzt wird.

Act, Acte, Acten. 1) In der franz. Rechtswissenschaft heißt Acte eine Urkunde, Bescheinigung, Schrift irgend einer Art, daher donner acte, eine Urkunde über etwas Geschehenes ausstellen. In diesem Sinne hat auch der letzte oder Hauptbeschluß des wiener Congresses vom 8. Jun. 1815 die Benennung Congreßacte erhalten und heißt jetzt deutsche Bundesacte. Man unterscheidet dort: a) Privaturkunden (actes sous seing privé), welche die Anerkennung der Parteien bedürfen, um eine rechtliche Wirkung (Beweis und Vollstreckung) hervorzubringen; b) öffentlich beglaubigte Urkunden (actes authentiques), welche auch ohne Anerkennung beweisend sind, bis sie für unecht oder verfälscht erklärt werden, und c) vollstreckbare Urkunden (actes exécutoires), welche, so lange nicht der Beweis ihrer Unechtheit unternommen wird (inscription à faux), ohne Anerkennung und Proceß durch Execution vollstreckt werden und ein Pfandrecht auf die Güter des Schuldners wirken. Dahin gehören besonders die Notariatsinstrumente (actes notariés) und alle ausgefertigte Erkenntnisse franz. Gerichte. Ausländische Urkunden und Erkenntnisse haben blos Beweiskraft, nicht Vollstreckbarkeit. 2. In England heißt Act eine Handlung, Beschluß. Daher Parlamentsact, ein vom Parlament gefaßter und vom Könige genehmigter Schluß, ein Statut (S.

Großbritannien.) Die Beschlüsse des Parlaments werden nach beendigter Sitzung desselben, deren regelmäßig eine im Jahre mit Unterbrechungen (Prorogationen) gehalten wird, in eine Urkunde zusammengefaßt, welche das Statut ist, wovon die einzelnen Schlüsse die besondern Capitel ausmachen. Angeführt werden sie daher nach dem Regierungsjahr des Königs und dem Capitel; z. B. die Habeas-Corpus-Acte ist das 2. Cap. des Statuts vom J. 1680, dem 31. Regierungsjahre Karl II., und wird bezeichnet 31. Ch. II. c. 2. Bei dieser Zählung der Regierungsjahre wird das Jahr der Thronbesteigung für voll gerechnet. — 3. Acten nennt man in Deutschland die gesammelten Schriften und Urkunden irgend einer Verhandlung, einer geführten Verwaltung, insbesondere eines Rechtshandels. Sie bezeichnen sich nach der Behörde, bei welcher sie niedergeschrieben und gesammelt worden sind, z. B. Geheime Cabinets-, Ministerial-, Gerichtsacten u. s. w. Man legt die zu einer Sache gehörigen Schreiben unter einem Umschlag (Tectur) zusammen und bezeichnet die einzelnen Stücke mit Zahlen in einem Vierecke (quadrangulus), nach welchen sie angeführt werden (fasc. I, 61), aber weit zweckmäßiger ist es, sie genau chronologisch zusammenzuheften und die Blätter mit Zahlen zu bezeichnen. Die Aufschrift der Acten, welche die Behörde, vor welcher sie geführt sind, den Gegenstand und die Zeit angeben soll, ist das rubrum, weil es früher mit rothen Buchstaben gemalt wurde, der Inhalt das nigrum der Acten. Öffentliche Acten haben volle Beweiskraft, vorzüglich die gerichtlichen, wenn sie in gehöriger Form geführt sind, wozu die Gegenwart der erfoderlichen Beamten, das Vorlesen und in einigen Ländern, z. B. Preußen, auch die Unterzeichnung der handelnden Parteien gehört. Privat- oder Manualacten sind die, welche von Sachwaltern oder Privatpersonen zu ihrer Notiz gesammelt werden. Zu getreuer Führung der Acten sind eigne Beamten bestellt. (S. Actuarius.)

Acta Eruditorum, die erste in Deutschland erschienene gelehrte Zeitschrift und lange Zeit hindurch eine der gelesensten und am weitesten verbreiteten. Zunächst das Beispiel des „Journal des savans" und des „Giornale de' letterati", zugleich aber die damals sich hebende Thätigkeit des deutschen Buchhandels, veranlaßten den leipziger Professor Otto Mencke 1680 zur Begründung dieses kritischen Instituts. Nachdem er durch eine Reise nach Holland und England die nothwendigen Verbindungen eingeleitet hatte, begann er in Gesellschaft der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten 1682 die Herausgabe des Journals, welches mit jedem Jahre sich einen größern Kreis von Lesern zu verschaffen wußte. Zu den Mitarbeitern gehörten Carpzov, Leibnitz, Thomasius, H. v. Bünau u. A. m. Der Zweck desselben beschränkte sich auf treue und vollständige Relationen, und es blieb dieser Tendenz auch dann noch treu, als durch die in Holland erscheinenden franz. Journale größere Lebendigkeit und Selbständigkeit in die öffentlichen literarischen Verhandlungen gekommen war. Zum Theil in dieser zu geringen Beachtung der Foderungen der Zeit, dann in den Unruhen des siebenjährigen Kriegs, am meisten aber in der sorglosen Redaction des Professors Bel seit 1754 lag der Grund, daß das Journal immer mehr an innerm Gehalt und äußerer Verbreitung verlor. Der Jahrgang 1776, mit welchem es schloß, wurde erst 1782 ausgegeben. Mit allen Supplementen und Registerbänden bildet es eine Reihe von 117 Bänden in 4.

Acta Sanctorum ist nicht nur die Benennung für die Sammlungen älterer Nachrichten über die Märtyrer und Heiligen der griech. und latein. Kirche, sondern auch der Titel eines alle jene Nachrichten umfassenden Werks, welches auf Veranstaltung des Jesuitenordens von Bolland 1643 begonnen, und nach dessen Tode von andern Mitgliedern dieses Ordens — von dem Begründer gewöhnlich Bollandisten (s. d.) genannt — bis 1794 fortgesetzt, obwol bis jetzt noch nicht beendigt wurde (Antwerpen, Brüssel und Tongerloo, 1643—1794, 53 Foliobände, welche bis 15. Oct. gehen). Bereits im 2. und 3. Jahrh. finden sich Spuren von Aufzeichnung einzelner Nachrichten über Personen, welche sich

durch einen heiligen Lebenswandel oder durch Beständigkeit bei den Christenverfolgungen ausgezeichnet hatten; ausführlichere Biographien begannen mit dem 4. Jahrh. und mehrten sich bis zu Ende des Mittelalters in unübersehbarer Anzahl. Seit ungefähr dem 6. Jahrh. fing man an, aus diesen einzelnen Lebensbeschreibungen allgemeinere auf Erbauung berechnete Werke zusammenzusetzen, und die erste kritische Sammlung von Originallegenden lieferte 1474 Boninus Mombritius. Über alle diese und andre Sammlungen ragt aber die erwähnte antwerpener durch ihre Vollständigkeit, Treue und Unparteilichkeit, sowie durch die gesunde Kritik und treffliche Erläuterungen hervor, welche sie auf immer zu einer köstlichen Schatzkammer für die Geschichte machen wird. Die neuere Zeit hat diese ganz im Geiste und Bedürfnisse des Mittelalters begründete Gattung der Geschichtschreibung nicht richtig aufgefaßt und bald die Form, bald den Gehalt jener meist von Zeitgenossen aufgesetzten Nachrichten zu streng beurtheilt. Geht man aber mit Unbefangenheit an das Studium jener Denkmale der Vorzeit, bringt man tiefere Kenntniß der Ansichten, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche jener Zeit mit, wendet man eine auf dieser Kenntniß begründete vorsichtige und behutsame Kritik an, weiß man endlich das weniger Wesentliche in jenen Biographien von dem Wesentlichern geschickt zu sondern, so wird man in diesen Nachrichten einen herrlichen Schatz zur Specialgeschichte des Mittelalters finden, welcher, obschon mit Vorsicht, desto sicherer zu brauchen ist, je weniger die Verfasser Das, was temporelle oder individuelle Ansicht und Meinung war, künstlich einzuweben verstanden

Actenversendung. Schon früher suchten die Richter in den neuern german. Staaten in schwierigen Fällen Belehrung bei andern erfahrenern und größern Gerichten (Oberhöfen), und es bildeten sich zu solchen Belehrungen in ansehnlichern Städten die Schöppenstühle und nach Stiftung der Universitäten die Juristenfacultäten. Der Doctoreid verpflichtet zu gewissenhaftem Rathertheilen (respondere de jure). Das Einholen des Raths auswärtiger Rechtsgelehrten ward immer gewöhnlicher, als der bürgerliche Verkehr lebendiger und verwickelter wurde, das röm. Recht an Ansehen gewann, und die Misbräuche in den Gerichten, die Unwissenheit und Übereilung der rechtsunkundigen Richter fühlbarer wurden. Die Gräuel der Criminalrechtspflege Deutschlands im 15. und 16. Jahrh. suchte man dadurch zu mildern, daß den Stadträthen, Amtleuten u. s. w. in der Criminalgerichtsordnung von 1532 (der sogenannten Carolina) verboten wurde, Folter und Strafen zu vollstrecken, wenn sie nicht durch rechtliches Erkenntniß eines rechtsgelehrten Collegiums dazu ermächtigt wären. Um dieselbe Zeit wurde auch in Civilsachen die Actenversendung häufiger, indem sie in den Fällen reichsgesetzlich wurde, in welchen der Weg an die höchsten Reichsgerichte nicht eröffnet war, und doch auch im Lande selbst kein gehörig besetztes Gericht der dritten Instanz aufgestellt werden konnte. Hier wurde die Actenversendung mit Kraft der Revision als Surrogat eingeführt. Da in kleinen Staaten alle Interessen sich allzunahe berühren, so suchte man in der Actenversendung an ausländische unbefangene Collegien ein Mittel gegen die Parteilichkeit der Landesgerichte, welches diesen selbst oft sehr willkommen war. Diese Einrichtung ist für die Rechtsverfassung Deutschlands von außerordentlicher Wichtigkeit gewesen und hat viel genutzt, aber auch manchen Schaden gebracht. Es war in den Entscheidungen der Spruchcollegien keine Einheit, und konnte nicht sein, da jedes nur seinen Überzeugungen folgen mußte, und die angenommenen Grundsätze für Andere keine Verbindlichkeit hatten. Daher konnte keine feste Praxis zur organischen Fortbildung der Rechtsverfassung aufgestellt werden. Den Richtern war die Versendung der Acten oft nur ein Mittel der Bequemlichkeit, und da man keinem Spruchcollegium ein größeres Ansehen als andern beilegen konnte, demzufolge aber die Fortsetzung der Rechtsmittel so lange gestatten mußte, bis drei gleichlautende Erkenntnisse gleichsam ein Gottesurtheil der Rechtswissenschaft bildeten, so wurden hierdurch die Processe unendlich verzögert, und zu-

weilen wol dreißig und mehr Erkenntnisse eingeholt, ohne daß drei vollkommen gleichförmige zum Vorschein kamen. Auch wurde dabei der eigenthümliche Geist der Landesgesetzgebung oft sehr vernachlässigt. Dies bewog die Regierungen vieler deutschen Länder, die Actenversendung auch bei den untern und mittlern Gerichten ganz zu untersagen (wie in Östreich, Preußen, nunmehr auch in Baiern, Würtemberg u. a.), wie sie denn in den obersten Gerichten des Reichs und der größern Staaten schon früher nicht stattgefunden hatte. Vielleicht hätten die Vortheile, welche die Actenversendung gewährte, und wovon, außer der größern Unbefangenheit der Richtersprüche, vielleicht der wichtigste darin bestand, die Verbindung zwischen Theorie und Praxis zu unterhalten, mehr eine Beschränkung als die gänzliche Aufhebung angerathen. Neuerdings hat man dagegen die Lehrer der Rechtswissenschaft, wie mehre ausgezeichnete Beispiele beweisen, wieder neben ihrem Lehramte als Mitglieder der höhern Gerichte zu benutzen gesucht.

Actie (action), ein Theil eines zusammengelegten Capitals oder Gesellschaftsvermögens, welche zu einem verhältnißmäßigen Antheil an den Vortheilen (sollten diese auch nicht in Geld bestehen) und dem baaren Gewinn (Dividende) besteht. Diese Theile werden in der Regel auf gleiche Summen gestellt; die Einlage in die Gesellschaftskasse kann nicht zurückgefodert werden, dagegen kann jeder Theilhaber in der Regel seine Antheile an Andere verkaufen, und nach dem Gewinn oder Verlust der Gesellschaft, oder der Meinung darüber, steigt oder fällt der Preis der Antheile. So stiegen die Actien der holländ. ostind. Gesellschaft (gestiftet 1602) 1720 auf beinahe 1900 Proc., d. h. die ursprüngliche Actie von 3000 Gld. wurde zu 56,000 Gld. verkauft. Jene Zeit (1716—20) war überhaupt eine Periode, wo man von dem Handel nach Amerika und Asien sich unermeßlichen Gewinn versprach, und ein Durst nach schnell zu erwerbenden Reichthümern die Gemüther der Menschen in allgemeinen Taumel versetzt hatte. So in England die Südseecompagnie, in Frankreich die Unternehmungen des Schottländers Law (s. d.). Nicht immer wird der Betrag der Actie baar eingelegt, sondern der Actionnair verpflichtet sich nur, diesen Betrag auf Verlangen einzuzahlen, und so ist zuweilen ein blos scheinbarer Fond von Millionen zusammen, während das wahre Capital noch sehr klein ist. Man hat auch Actien ohne Antheil am Gewinn und Verlust, die nur gewisse Zinsen tragen (actions rentières und interessées), und die Neigung zum Glücksspiel noch durch manche andere Künsteleien zu reizen und zu nähren gesucht. — **Actien** werden auch die Empfangsscheine oder Urkunden genannt, durch welche dem, der zu einer Actienunternehmung ein Capital ausgezahlt hat, solches bekräftigt wird und wodurch ihm die davon zu hoffenden Zinsen zugesichert werden.

Action, Thätigkeit (dem Leiden entgegengesetzt), bezeichnet die kunstgemäße Darstellung des Innern in der Bewegung des lebendigen Menschenkörpers. Sonach könnte sie in der Beredtsamkeit, in der Pantomime und in der Schauspielkunst vorkommen. Aber in der neuern Zeit hat man den Ausdruck Action besonders und fast ausschließend in den beiden letztern Künsten gebraucht. Man versteht nämlich darunter mit Recht die Darstellung des Innern in der Haltung und Bewegung des Körpers, sofern dadurch der Darstellende eine fremde Person darstellt; denn in diesem Falle muß die ganze körperliche Erscheinung in das Gebiet der Kunst erhoben werden, da hingegen der rednerische Ausdruck mehr subjectiv ist und als sichtbarer Ausdruck sich mehr auf die Veränderungen des Gesichts und Bewegungen der Hände einschränkt. Man spricht daher jetzt gewöhnlich nur von theatralischer, nicht von rednerischer Action. Zu jenen gehört also die pantomimische Action und die schauspielerische im engern Sinne. Beider Unterschied hängt davon ab, daß bei der letztern sich die sichtbare Darstellung mit der hörbaren (Declamation oder Gesang) verbindet, und man kann daher wieder die Action im recitirten Schauspiel (s. **Schauspielkunst**) von der Action des Opernsängers unterscheiden, deren Eigenthümlichkeit durch die Natur der Musik bestimmt ist. Bei der pantomimi-

schen Darstellung drängt sich Alles auf den sichtbaren Ausdruck zusammen. (S. Pantomime.) Die Action umfaßt 1) das Tragen, die Haltung und Stellung des Körpers überhaupt, insofern dadurch gewisse geistige Eigenschaften und Zustände (des Denkens, Fühlens und Wollens) einer Person zu bezeichnen sind, Gebärdung im weitern Sinne. Hierzu gehört auch die Attitude (s. d.). 2) Bewegungen der Körpertheile, also des Kopfes, der Arme und der Füße, und 3) insbesondere Bewegung der ausdrucksvollsten Glieder dieser Körpertheile. Letztere sind nach dem Grade dieser Ausdrucksfähigkeit: a) Augen und Gesichtsmuskeln, daher Augensprache und Mienenspiel; b) Hände und Finger, daher Gesticulation im engern Sinne, deren auch der Redner bedarf. Der Fußbewegung gibt die Tanzkunst besondere Ausbildung und Bedeutung. (S. auch Mimik.)

Actium (jetzt Azio oder Capo di Figolo), ein Vorgebirge an der Westküste Griechenlands, im alten Epirus, die nördlichste Spitze von Akarnanien (im heutigen Albanien), am Eingang des ambracischen Meerbusens, ist wegen der am 2. Sept. 31 v. Chr. gelieferten Seeschlacht berühmt, wo Octavianus Augustus, um die röm. Alleinherrschaft zu erringen, gegen Antonius kämpfte. Beider Heere hatten sich an den entgegengesetzten Ufern des Meerbusens gelagert. Octavian hatte 80,000 M. zu Fuß, 12,000 Reiter und 260 Kriegsschiffe; Antonius 100,000 Fußsoldaten, 12,000 Reiter und 220 Schiffe. Groß und schön geschmückt waren des Antonius Schiffe; kleiner, aber deshalb gewandter die des Octavian. Antonius hatte seine Schiffe mit Feuertöpfen und Katapulten zum Werfen versehen; die Krieger auf Octavian's Schiffen hatten Haken, um die feindlichen an sich zu ziehen und zu stürmen. Den Antonius verstärkte mit 60 Schiffen Kleopatra. Auf ihren Antrieb entschloß er sich gegen den Rath seiner erfahrensten Feldherren zur Seeschlacht. Kaum hatte die Schlacht begonnen und die Mitte der Flotte des Antonius einen geringen Nachtheil erfahren, da ergriff Kleopatra, welche als Zuschauerin zugegen war, mit ihren Schiffen die Flucht; unbesonnen folgte Antonius mit einem andern Theile der Schiffe, und bald hatte Octavian, trotz der tapfern Gegenwehr, über die verlassene Flotte den vollständigsten Sieg erfochten. Des Antonius Flotte vereinigte sich mit der seinigen und nach sieben Tagen erfolgte ein Gleiches von Seiten der Landmacht. Der feige Antonius floh mit seiner Geliebten nach Ägypten und stürzte sich dort in sein eignes Schwert. Zum Gedächtniß seines Sieges und aus Dank gegen die Götter ließ Octavian den Tempel des Apollo zu Actium erweitern, die eroberten Siegeszeichen aufhängen und alle fünf Jahre das Andenken dieser Schlacht durch Spiele feiern. Auch baute er Actium gegenüber, wo sein Heer gelagert hatte und wo jetzt Prevesa liegt, die prächtige Stadt Nikopolis.

Activ und passiv bezeichnet thätig und leidend, d. h. eine Wirksamkeit äußernd oder die Äußerung fremder Wirksamkeit empfangend. Unter den endlichen Dingen gibt es keine reine Activität noch Passivität; denn wo Thätigkeit ist, da ist auch zugleich Leiden, das Thun (Action) des Einen erweckt die Gegenwirkung (Reaction) des Andern. — In der Sprachlehre wird das Zeitwort nach diesen beiden Begriffen betrachtet, indem es entweder die Thätigkeit eines Subjects und die Wirkung desselben auf einen äußern Gegenstand (actives, transitives Zeitwort), oder das Erleiden einer außer ihm liegenden Thätigkeit, das Verhältniß bezeichnet, in welchem das Subject unter dem Einflusse eines außer ihm liegenden, sei es Person oder Sache, steht (passives Zeitwort). Von dem Activum ist wieder unterschieden das Intransitivum, Neutrum, welches eine Thätigkeit oder einen Zustand bezeichnet, der in dem Subjecte bleibt, ohne auf ein anderes einzuwirken. Die Sprachen der Alten haben für beide Verhältnisse besondere Formen, da die neuern sich zu den genannten Bezeichnungen der Hülfswörter „haben" und „sein" bedienen. Die griech. Sprache hat eine besondere Form auch für das dritte Verhältniß, in welchem das Subject die Handlung auf sich selbst richtet, und also mit, durch und gegen sich selbst thätig ist (Medium).

Activhandel wird dem **Passivhandel** entgegengesetzt. Die meisten Schriftsteller verbinden in der Erklärung dieses Worts zwei Begriffe, welche nicht immer mit einander verbunden sind; nämlich daß eine Nation ihre Waaren der andern selbst zuführe und die Waaren derselben von ihr hole; und dann daß sie durch diesen Handel in der Bilanz gewinne. Büsch („Kleine Schriften über die Handlung") schränkt den Begriff, ohne auf den Gewinn und Verlust Rücksicht zu nehmen, auf den ersten Punkt ein und nennt Activhandel den Handel eines Volks, den es durch sich selbst betreibt, indem es bei den Fremden als Käufer und Verkäufer erscheint; Passivhandel hingegen ist ihm derjenige, da ein Volk den fremden Käufer und Verkäufer bei sich erwartet. Er schreibt es der erwähnten Vermengung der Begriffe zu, daß die Vorschläge Derer, welche die Handlung aus einer fehlerhaften Theorie verbessern wollen, fast alle darauf hinausgehen, den Passivhandel eines Landes in einen Activhandel zu verwandeln, und zeigt, daß jener in manchen Fällen viel sicherer und einträglicher als dieser sei. So gewinnt Rußland, welches fast nur Passivhandel treibt, bedeutend, da es im Besitze vieler andern Völkern unentbehrlicher Producte ist. — **Activfoderung** ist, was man zu fodern hat, im Gegensatze der **Passivschuld**, welche ein Anderer von uns zu fodern hat; daher **Activ-** und **Passivstand**.

Acton (Joseph), neapol. Premierminister, geb. 1737 in Besançon, der Sohn eines dort angesiedelten irländ. Arztes, diente nach vollendeten Studien in der franz. Marine, trat aber bald in toscan. Dienste, und zeichnete sich bei der span. Expedition gegen die Barbaresken aus. Dies führte ihn zur neapol. Marine und an den Hof, wo er sich die Gunst der Königin Karoline zu erwerben verstand. Er wurde Marine-, dann auch Kriegsminister, bekam zugleich die Direction der Finanzen und ward endlich zum Premierminister ernannt. Auf diesem Posten verband er sich mit dem engl. Gesandten Hamilton, und Beide gewannen auf die Schicksale Neapels einen Einfluß, den man keineswegs segensreich nennen kann. So wurde A. ein neues Beispiel, wie gefährlich es für Monarchen ist, Günstlingen die Regierung in ihrem Namen ohne Controle anzuvertrauen. Während der Anwesenheit Nelson's präsidirte er die berüchtigte Junta, welche, um ihren Haß gegen abweichende politische Meinungen zu befriedigen, mit noch nie gesehener Grausamkeit in allen Ständen Schlachtopfer zu finden wußte. Sein zur Leidenschaft gesteigerter Haß gegen Frankreich verleitete ihn während der Dauer der ital. Kriege zu den ausschweifendsten Maßregeln, die am Ende stets nachtheilig für die königl. Familie zurückwirkten und die franz. Partei, aus der sich späterhin die der Carbonari bildete, verstärkten. Nach Mack's verunglücktem Unternehmen gegen die Franzosen 1798, dem A. an der Seite des Königs beiwohnte, wurde er von der Leitung der neapol. Angelegenheiten entfernt. Verachtet von allen Parteien starb er 1808. — Sein Bruder, **Jean**, geb. zu Besançon 1736, den der König nach seiner Rückkehr zum Gouverneur von Gaeta ernannte, starb in Neapel 12. Jan. 1830.

Actor, überhaupt der Kläger, aber in bestimmterm Sinne mehrer deutscher Rechtsverfassungen Derjenige, der als Sachwalter für eine Person (ein Individuum oder eine Corporation) auftritt, welche nicht im eignen Namen, sondern nur unter Mitwirkung von Vormündern oder durch Beamte handeln kann, wie bei Minderjährigen, Gemüthskranken, Frauen, in den deutschen Staaten, wo noch die Geschlechtsvormundschaft gilt, Gemeinden, Stiftungen und öffentlichen Behörden, welche nicht einen beständigen Anwalt für ihre gerichtlichen Angelegenheiten bestellt haben. — **Actorium**, die Vollmacht eines solchen Actors.

Actuarius (franz. greffier, engl. clerk), ein Beamter, welcher für richtige Niederschreibung einer Verhandlung, für Aufbewahrung derselben (der Protokolle und Registraturen) und richtige Anordnung der Acten verantwortlich ist. Der Actuarius, welcher bei einigen Behörden Secretair, bei andern Protonotar, Stadtschreiber, Gerichtsschreiber, Registrator heißt, hat daher eine selbständige Verant-

wortlichkeit in diesen Punkten, und kann durch Befehle des Beamten weder genöthigt werden, gegen seine Pflicht zu handeln (untreue Niederschreibungen oder Beglaubigungen vorzunehmen), noch kann ihn ein solcher Befehl, wenn er gehorcht hat, gegen eigne Verantwortung und Strafe decken. Selbst da, wo, wie in Preußen, die Protokolle dem Actuar laut in die Feder dictirt werden, hat derselbe die Pflicht, den Richter, wenn er von der Wahrheit abwiche, zu erinnern, und darf sich zu einer Verfälschung nicht brauchen lassen. Zu einem jeden gehörig besetzten Gericht gehört der Actuarius wesentlich, und in einigen Ländern (z. B. im Königreich Sachsen) müssen wenigstens in Criminalsachen die Actuarien als Notarien angestellt und vereidet sein. Der Actuar darf mit dem Beamten, weil er dessen Handlungen beurkunden soll, nicht in einem solchen Verwandtschaftsverhältnisse stehen, daß er von ihm abhängig ist und nicht gültig für ihn zeugen kann. Selbst bei den Patrimonialgerichten sollten immer besondere Actuarien angestellt sein, wiewol einige Gesetzgebungen den Patrimonialgerichten gestatten, daß der Richter zugleich als Actuar vereidet ist und handelt. Dann müssen, wenigstens in Criminalsachen, der Regel nach Schöppen zugezogen werden. Der Actuar soll eigentlich die Niederschreibungen sogleich bei der Verhandlung vornehmen, dabei bemerken, welche Gerichtspersonen oder andere Beamte zugegen waren, das Niedergeschriebene sogleich den Parteien vorlesen (indem es sonst der Regel nach keine Beweiskraft hat) und selbst unterzeichnen. Das einmal Niedergeschriebene darf er nicht mehr eigenmächtig abändern, sondern die Abänderungen müssen als eignes Protokoll behandelt, daher auch kurze Randbemerkungen von den Parteien genehmigt werden. In Preußen ist die Unterzeichnung von Seiten der Parteien gesetzlich vorgeschrieben, und wenn sie sich dessen weigern, soll ein Zeuge herbeigerufen, und der Grund ihrer Weigerung erforscht werden. Bei größern Behörden sind die Geschäfte der Actuarien oft getheilt, eigne Archivare, Registratoren u. s. w. angestellt; gewöhnlich hat aber der Actuar außer seinem Hauptgeschäft noch manche andere, das Entwerfen der Concepte, die Sorge für die Reinschrift (mundum), für die Behändigung derselben an die Parteien durch die Boten u. dgl. zu besorgen, und ist zugleich sehr oft Stellvertreter des Richters, wenn dieser abwesend oder verhindert ist.

Acupunctur (von acus, Nadel, und punctura, Stich), ein Heilverfahren, bei welchem man durch Einstechen metallener Nadeln in weiche Theile des Körpers lähmungsartige, krampfhafte, rheumatische Krankheiten und namentlich mehre Augenübel zu heilen versucht. Die Operation ist, gut ausgeführt, nicht schmerzhaft, von keiner Blutung und Geschwulst begleitet, und in der Hand des rationellen Arztes von großer, zum Theil überraschender Wirksamkeit. Etwas scheint auch auf das Metall anzukommen, aus welchem die Nadel besteht; man wählt stählerne, silberne und goldene. Man schreibt die Erfindung der Acupunctur den Chinesen und Japanesen zu; in Europa wurde sie zuerst durch Engelbert Kämpfer und Wilh. ten Rhyne im 17. Jahrh. bekannt, aber gänzlich wieder vergessen, bis in neuerer Zeit einige franz. Aerzte die Operation wieder versuchten, anpriesen, und dabei Nachahmer und Nachbeter fanden. Jetzt ist man zu einer gemäßigtern und richtigern Wirkung des Mittels zurückgekehrt. Vgl. Churchill, „On acupuncture" (deutsch mit Anmerk. von Friedreich, Bamb. 1824); Cloquet, „Traité de l'acupuncture" (Paris 1826); Woost, „De acupunctura" (Lpz. 1828, 4.).

Acutus, s. Accent.

Adagio (langsam): 1) von den Hauptgraden der musikalischen Bewegungen der zweite (s. Tempo); 2) die Benennung ganzer musikalischer Sätze oder Stücke, die in diesem Grade der Bewegung, und zwar mit rührendem und gefühlvollem Ausdrucke, der dieser Bewegung eigen ist, vorgetragen werden.

Adalbert (Adelbert, auch Aldebert), ein Gallier, der um 744 in den Maingegenden das Christenthum lehrte. Er war der Erste, der sich der Einführung röm. Kirchensatzungen und Gebräuche in Deutschland widersetzte. Er

suchte die Verehrung der Heiligen und Reliquien und die röm. Beichtpraxis als unnütz darzustellen und wurde deshalb von Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, beim Bischof zu Rom als Ketzer angeklagt, auf den Synoden zu Soissons 744 und Rom 745 als solcher verdammt und im Kloster zu Fulda gefangen gehalten. Endlich entkommen, soll er am Ufer der Fulda von Hirten erschlagen worden sein. Seine Anhänger, die ihn gleich einem Apostel achteten und seinen Haaren und Nägeln die tiefste Verehrung widmeten, nannten sich Aldebertiner.

Adalbert, der Heilige von Prag, Apostel der Preußen, der Sohn eines vornehmen Böhmen und 973—982 am Dom zu Magdeburg klösterlich gebildet, wurde schon 983 Bischof von Prag, konnte aber den neubekehrten Böhmen ihre alten heidnischen Sitten nicht abgewöhnen und die röm. Kirchensatzungen durch seine mönchische Strenge nicht angenehm machen. Über die Fruchtlosigkeit seines frommen Eifers entrüstet, verließ er 988 seinen Sprengel und lebte in den Klöstern zu Montecassino und Rom, bis die Böhmen ihn 993 zurückriefen. Aber schon nach zwei Jahren trieb der Ärger über ihre heidnische Wildheit ihn wieder fort. Er ging in sein Kloster nach Rom, von da im Gefolge des Kaisers Otto III. nach Deutschland, auf welcher Reise er den nachmaligen König von Ungarn, Stephan den Heiligen, zu Gran taufte, und, nach einem Besuch der Klöster in Tours und Fleury, nach Gnesen zu dem Herzog Boleslaus von Polen, wo er den Entschluß faßte, die heidnischen Preußen zu bekehren. Er begann sein Taufgeschäft in Danzig, kam dann nach Preußen, wurde aber bei dem zweiten Versuche, das Christenthum zu predigen, in der Gegend, wo jetzt Fischhausen liegt, am 23. Apr. 997 von einem Waidelotten (preuß. Götzenpriester) ermordet. Sein Leichnam, um so viel Gold, als er schwer war, von Boleslaus erkauft, durch Wunder berühmt, selbst von Otto III. in Gnesen besucht, und 1038 von dem Herzog Brzetislav von Böhmen entführt, richtete mehr aus, als dem Heiligen selbst gelungen war. Unter der Bedingung, diese wunderthätigen Gebeine in ihrer Mitte zu haben, unterwarfen sich die Böhmen willig den Satzungen der christlichen Lehre, die sie von ihm selbst nicht hatten annehmen wollen.

Adalbert, Erzbischof von Bremen und Hamburg, der Sohn eines sächs. Pfalzgrafen, erhielt 1043 die erzbischöfliche Würde vom Kaiser Heinrich III. Als Verwandter und Freund desselben begleitete er ihn nach Rom und wäre 1046 beinahe selbst Papst geworden. Papst Leo IX., für den er 1049 auf der Synode zu Mainz gesprochen, machte ihn 1050 zu seinem Legaten im Norden. Sein Sprengel erstreckte sich über Dänemark, Norwegen und Schweden, aber vergebens strebte er nach der Würde eines Patriarchen oder Papstes über den Norden; nur den Glanz seiner beiden Kathedralen wußte er, zum Theil durch unrechtmäßige Erwerbungen, zu erhöhen. Während der Minderjährigkeit Heinrich IV. riß er in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Hanno von Köln die Vormundschaft und Reichsverwaltung an sich, gewann vor diesem Nebenbuhler durch Nachsicht gegen die Leidenschaften des jungen Königs den Vorzug, und bemächtigte sich, nachdem er denselben 1065 wehrhaft gemacht, der unumschränkten Regierung im Namen Heinrich's, dessen Verwilderung und Übermuth eine Frucht der von A. erlittenen Behandlung und der Grundsätze des Erzbischofs war. A.'s Stolz und willkürliche Regierungsverwaltung bewog die deutschen Fürsten, ihn 1066 gewaltsam von Heinrich zu entfernen; doch nach kurzem Kampf mit den sächs. Großen, die nun sein Gebiet verwüsteten, stand er 1069 schon wieder im vollen Besitze der vorigen Macht an Heinrich's Seite, und den Fortgang seiner ehrgeizigen Entwürfe unterbrach nur sein Tod am 17. März 1072 zu Goslar. Bei fürstlichen Eigenschaften und unbezweifelter Überlegenheit des Geistes und der Charakterkraft über seine Zeitgenossen fehlte ihm nur weise Mäßigung und Edelmuth, um den Namen des Großen zu verdienen, den blinde Bewunderung ihm beigelegt hat. Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten

befleckten das Andenken seiner Verwaltung Deutschlands und verschuldeten das Unglück und die Verwirrung, worein das Reich unter Heinrich IV. gerieth.

Adam, d. h. der Mensch, und **Eva**, d. h. die Mutter der Lebendigen, werden als das erste Menschenpaar auf Erden erwähnt. Dies, sowie die übrigen Nachrichten über sie bei Moses in der Schöpfungsgeschichte dürfen wir als allgemein bekannt voraussetzen. A. starb in einem Alter von 930 Jahren, von denen er 130 im Paradiese verlebt hatte. Zu Folge der falsch verstandenen Stelle Josua 14, 15. in der lat. Uebersetzung (Vulgata) nahmen nach des Hieronymus Vorgange sehr Viele an, daß A. zu Hebron begraben sei; nach einer christlichen Sage aber ruht er auf dem Berge zu Golgatha. — Vieles von der Schöpfungsgeschichte im A. T. findet man mit mehr oder weniger Veränderungen in den Sagen fast aller alten Völker, sodaß sie bei allen eine gemeinschaftliche Quelle gehabt zu haben scheint. Nach den Sagen des Orients im Talmud schuf Gott den A. aus dem gesammten Staube der ganzen Erde, als Mannweib mit doppeltem Antlitze, von gigantischer Größe. Sein Haupt reichte bis zum Himmel, der Glanz seines Angesichts übertraf die Sonne. Ihn fürchteten selbst die Engel des Himmels und alle Geschöpfe eilten ihn anzubeten. Da ließ der Herr, zum Beweise seiner Macht für die Engel, auf A. einen Schlaf fallen und nahm von allen seinen Gliedern etwas hinweg und befahl beim Erwachen dem A. die abgenommenen Theile auf dem Erdboden zu zerstreuen, damit die ganze Erde von seinem Samen bewohnt werde. A. verlor dadurch seine Größe, allein seine Vollkommenheit blieb, und Gott schuf dem A. ein Weib, die Lilith; doch sie entfloh durch die Luft, und der Herr schuf ihm aus seiner Rippe die Eva. Im schönsten Schmucke führte Gott sie dem A. zu, und Engel stiegen vom Himmel herab, spielten auf himmlischen Instrumenten, und Sonne, Mond und alle Sterne tanzten den Reihen. Und Gott selbst segnete das Paar und gab ihnen ein Mahl auf einem Tische von Edelgestein, wobei Engel die köstlichsten Speisen bereiteten. Die Herrlichkeit A.'s reizte zum Neid, und dem Seraph Sammael gelang die Verführung. Das glückliche Paar ward aus dem Paradiese in den Ort der Finsterniß verstoßen und wanderte nach und nach durch die Erden bis zur siebenten, Tebhel, die wir jetzt bewohnen. Nach dem Koran bereitete Gott den Körper seines Statthalters auf Erden aus trockenem Thon, den Geist aus reinem Feuer. Nach den pers. Sagenschreibern schuf Gott den ersten Menschen aus einem Teige der sieben Erdschichten und begabte den Körper mit wundervollen Vollkommenheiten. Alle Engel bewiesen dem neuen Geschöpfe ihre Ehrfurcht, nur Eblis nicht, der deshalb aus dem Paradiese verstoßen und dieses dem A. gegeben ward. Hier ward Eva geschaffen. Aus Rache verführte Eblis die Menschen, und sie wurden auf die Erde herabgestürzt. Des reuigen A. erbarmte sich Gott und ließ ihn in einem Gezelte am Orte des Tempels zu Mekka durch den Erzengel Gabriel die göttlichen Gebote lehren, die A. treu befolgte, worauf er auf dem Gebirge Arafat nach 200 Jahren die Gattin wiederfand. Er starb und wurde auf dem Berge Aburais bei Mekka, nach Andern von Noah in die Arche genommen und erst von Melchisedek da, wo nachher Jerusalem stand, begraben. Vgl. Eichhorn's „Urgeschichte" von Gabler (2 Thle., Altdorf 1792), und in Bezug auf die spätern Sagen der Juden und Mohammedaner Eisenmenger's „Neuentdecktes Judenthum", Th. 1, S. 364 u. 827 fg., u. Th. 2, S. 417 fg.

Adam von Bremen, Domherr und Schulrector in Bremen, vom Erzbischof Adalbert 1067 dazu ernannt. Seine Vaterstadt soll Meißen sein, und sein Todesjahr fällt nach 1076. Als Theilnehmer an den Bekehrungsanstalten für die skandinavischen und wendischen Völker, deren Mittelpunkt damals Bremen war, besuchte A. mehre Länder des nördl. Europas und beschrieb die christliche Kirchen- und Religionsgeschichte des Nordens von 788—1072, nach Urkunden, Missionsberichten und Erzählungen der Landesbewohner. Schätzbar sind seine Mittheilungen über Dänemark, Schweden und Rußland; auch für die

Geschichte des Erzbisthums Bremen und des Erzbischofs Adalbert hat sein Buch Werth. Der Pergamentcodex seiner „Historia ecclesiastica" wurde von Bartholin in dem Kloster Soroe entdeckt und von Vellejus (Kopenh. 1579, 4.) zuerst zum Druck befördert. Die erste Uebersetzung mit Anmerkungen gab Carsten Misegaes (Bremen 1825) heraus. Eine durch die Lesarten des noch unbenutzten wiener Codex bereicherte Ausgabe wird von der frankf. Gesellschaft für alte deutsche Geschichtskunde erwartet.

Adamberger (Maria Anna), geb. Jaquet, eine der vorzüglichsten deutschen Schauspielerinnen, geb. 1752 in Wien. Als Tochter des Hofschauspielers Jaquet betrat sie schon im Kindesalter mit ihrer Schwester Katharina, welche ein früher Tod den schönsten Hoffnungen entriß, die Bühne. Nach einigen Versuchen im tragischen Fache widmete sie sich dem Naiven und spielte die Rollen dieses Faches mit einer bewundernswürdigen Natur, Mannichfaltigkeit und Vollendung. Sie hatte nie aus Büchern studirt, aber ihr glücklicher Genius ließ sie die Natur mit einem sichern Gefühl beobachten. Seit 1781 war sie mit dem Hofsänger Adamberger vermählt. Im Febr. 1804 betrat sie zum letzten Mal die Bühne und starb noch in selbigem Jahre, nachdem sie fast ein halbes Jahrhundert durch hohe Kunstleistungen entzückt hatte. — Ihre gleich talentvolle Tochter, **Antonie**, war die Braut Th. Körner's, und ihr sang der unvergeßliche Sänger manches liebliche Lied. 1817 verließ sie die Bühne, auf der sie schon Liebe und Bewunderung sich erworben hatte, und verehlichte sich.

Adamianer oder **Adamiten** war der Spottname einer christlichen Sekte des 2. Jahrh., die gleich den Abeliten zu den Enthaltsamen gehörte. Ihr Stifter soll Prodikus, ein Schüler des Karpokrates, gewesen sein. Durch Enthaltsamkeit glaubten sie den Stand der Unschuld wiederherzustellen, wie er vor Adam's Fall gewesen war. Männer und Frauen fanden sich in den Versammlungen unbekleidet ein. Wer in der Beherrschung der natürlichen Triebe nicht bestand, wurde, wie Adam aus dem Paradiese, aus ihrer Gemeinschaft verstoßen. — **Adamianer** nannte sich auch jene schwärmerische Sekte, deren Stifter am Ende des 13. Jahrh. der Franzose Picard ward, weshalb sie auch sehr oft **Picarden** hießen. Die meisten Anhänger, namentlich auch unter den Frauen, fand seine freche Lehre von Verwerfung des Abendmahls und gänzlicher Gemeinschaft der Weiber in Böhmen, wo sie den Hauptsammelplatz auf einer Insel des Flusses Lusinitz hatten. Dort überfiel sie 1421 Ziska, denn von den Hussiten waren sie wegen des Verwerfens der Transsubstantiationslehre nicht minder gehaßt, als von den Katholiken. Ziska ließ Tausende verbrennen, ohne sie auszurotten. Später nannte man manchmal auch die Reste der Taboriten spottweise Picarden. — **Adamiten** oder **Nacktläufer** hießen auch die Anhänger der beiden Wiedertäufer, Schneider und Schuster zu Amsterdam im 16. Jahrh., welche gleich Adam unbekleidet zu gehen versuchten.

Adams (John), s. **Pitcairninseln**.

Adams (John), Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas und einer der ersten Staatsmänner seines Vaterlandes, aus einer angesehenen ehemaligen Puritanerfamilie, die 1630 aus England floh und zu den ersten Ansiedlern in Massachusettsbai gehörte, wurde dort zu Braintree am 19. Oct. 1735 geboren. Vor der Revolution, die sein Vaterland in die Reihe unabhängiger Staaten erhob, zeichnete er sich als Rechtsgelehrter aus. Seine Heimat Massachusetts hatte seit langer Zeit mit der englischen Regierung über wichtige Gegenstände in Streit gelegen, und um so leichter mußte sich hier, besonders in der Hauptstadt Boston, eine kräftige Opposition bilden. A., der das Bedürfniß seines Vaterlandes erkannte, war eifrig bedacht, die Volksrechte zu vertheidigen und in dem Volke den Freiheitsinn zu beleben. Schon 1765 schrieb er in der bostoner Zeitung einen

Versuch über das kanonische Recht und das Feudalrecht, der 1768 in London wieder abgedruckt und 1783 mit A.'s Namen in Philadelphia herausgegeben ward. Es schien A.'s Hauptzweck zu sein, die fast abergläubige Verehrung seiner Landsleute für des Mutterlandes Staatseinrichtungen zu schwächen, indem er ihnen die abstoßenden Grundsätze der alten, in England noch gültigen Rechte darlegte. Diese Schrift war vortrefflich darauf berechnet, das Volk zu dem Entschlusse aufzurufen, jeder Verletzung seiner Rechte Widerstand zu leisten. Hatte er selber beigetragen, das Volk in eine Aufregung zu bringen, die ihm gefährlich schien, so ergriff er gern eine Gelegenheit, ihr entgegen zu wirken, und als 1770 ein Volkshaufen in Boston eine Abtheilung der Besatzung angriff, die aus Nothwehr feuerte und mehre ihrer Gegner tödtete, vertheidigte er den Offizier und die Soldaten so gründlich vor dem Gerichte, daß die Gerechtigkeit, trotz der Volkserbitterung, siegte, und die Freisprechung erfolgte. A. wurde 1774 von Massachusetts für die Versammlung gewählt, die in demselben Jahr in Philadelphia ihre Sitzungen eröffnete, um über die gemeinsamen Angelegenheiten der Colonien zu berathen. Er sah zu jener Zeit, wo der Gedanke der Trennung vom Mutterlande der Volksmasse noch fremd war, daß der Bruch erfolgen mußte. „Ich weiß," sprach er bei der Warnung eines besorgten Freundes, „daß England entschlossen ist, sein System zu behaupten, und eben dieser Entschluß bestimmt den meinigen. Der Würfel liegt. Sinken oder schwimmen, leben oder untergehen mit meinem Vaterlande, ist mein unerschütterlicher Entschluß." Er nahm an den Berathungen der Versammlung den thätigsten Antheil, und als er im folgenden Jahre, wo der Krieg bereits begonnen hatte, wieder im Congreß erschien, war er es, der Washington's Wahl zum Oberbefehlshaber gegen allen Widerspruch durch seine kräftige Entschiedenheit beförderte. Es gelang ihm, dem Gedanken einer Trennung vom Mutterlande immer mehr Eingang zu verschaffen, und er machte im Mai 1776 den Antrag, eine Regierungsform einzuführen, die nach der Meinung der Volksvertreter das Glück und die Sicherheit Amerikas am besten fördern könnte. Nach schwerem Kampfe siegte er, und so wurde Lee's Antrag auf die Unabhängigkeitserklärung angebahnt, dessen Annahme am 4. Jul. 1776, ein Silberblick im Leben der civilisirten Welt, die Geburtsstunde der Freiheit Amerikas war, das — ein Wort von Byron anzuwenden — nicht sich allein frei machte. A. und Jefferson waren von den übrigen Mitgliedern des ernannten Ausschusses gewählt worden, die Unabhängigkeitserklärung zu entwerfen, und A. wußte durch seine siegende Beredtsamkeit an jenem Tage die Gegner zum Schweigen zu bringen. Er wurde 1777 nach Frankreich gesendet, wo bei seiner Ankunft das Bündniß durch Franklin bereits abgeschlossen war. Nach seiner Rückkehr in das Vaterland ward er vom Staate Massachusetts zum Mitgliede des Ausschusses erwählt, der das neue Grundgesetz entwerfen mußte, das größtentheils sein Werk war. Bald nachher ward er vom Congreß wieder nach Europa gesendet, um Friedensunterhandlungen mit Großbritannien anzuknüpfen, und kam 1780 in Paris an, wo aber die Eifersucht des franz. Cabinets ihm viele Schwierigkeiten in den Weg legte. In demselben Jahre ging er als Gesandter nach Holland, und wußte sowol durch geschickte Unterhandlungen als durch geistreiche Aufsätze, welche die Ansichten des Publicums über Amerika berichtigten, die Regierung und die öffentliche Meinung für sein wiedergeborenes Vaterland zu gewinnen. Er blieb in Holland bis 1782, wo er nach Paris zurückkehrte, um in Verbindung mit Franklin, Jay, Jefferson und Laurens den Frieden mit England abzuschließen. Als der erste Gesandte des neuen Staats kam er 1785 nach London. Georg III., der wußte, daß A. über die Ränke des franz. Cabinets unwillig war, sagte ihm bei der feierlichen Einführung, er freue sich, einen Gesandten zu empfangen, der kein Vorurtheil für Frankreich, den natürlichen Feind seiner Krone, habe. „Ich habe nur für mein Vaterland ein Vorurtheil", erwiderte A. In London gab er eine Schutzschrift für Amerika („Defence of the constitution and government of the

United States.", 3 Bde., 1787) heraus. Als er 1787 nach Amerika zurückgekehrt war, beförderte er mit Washington, Franklin, Madison und andern Anhängern der föderalistischen Partei die Veränderungen der Verfassung, welche das Ansehen des Congresses, den einzelnen Staaten der Union gegenüber, befestigten. Er wurde nach der Einführung des neuen Staatsgrundgesetzes zum Vicepräsidenten erwählt, und als Washington sich 1797 zurückzog, ward A. Präsident. Hatte er sich schon früher unter der demokratischen Partei Feinde gemacht, so ward er durch die Maßregeln, die er zur Erhaltung der Nationalwürde gegen Frankreichs beleidigende Anmaßungen ergriff, noch unbeliebter zu einer Zeit, wo die franz. Republik so viele Bewunderer unter den Amerikanern hatte. Er war, während er an der Spitze der Verwaltung stand, der Schöpfer der amerikanischen Seemacht, da man früher kaum ein amerik. Kriegsschiff auf dem Ocean sah. Als 1801 die Zeit seiner Amtsdauer verflossen war, siegte Jefferson bei der Wahl durch die Entscheidung einer Stimme. A. hatte keiner der beiden großen Parteien gefallen; seine Maßregeln hatten die Demokraten zu kräftig, die Föderalisten zu schwach gefunden. Er zog sich auf sein Landgut Quincy zurück, wo er sich eifrig mit dem Ackerbau beschäftigte. Seitdem erhielt er wahre ehrenvolle Beweise des Vertrauens seiner Landsleute, die ihn bei verschiedenen Gelegenheiten zur Theilnahme an öffentlichen Verhandlungen beriefen. Schon 85 Jahre alt, arbeitete er 1820 als Mitglied des Ausschusses, der zur Durchsicht der Verfassung des Staats Massachusetts erwählt wurde. Am 4. Jul. 1826, dem funfzigsten Jahresfeste des Tages, wo er im Saale des Congresses ausgerufen hatte: Es lebe die Unabhängigkeit! erweckte ihn in Neuyork das feierliche Glockengeläute und der Donner des Geschützes, und als sein Diener ihn fragte, ob er wisse, was für ein Tag sei, gab er zur Antwort: „O ja, es ist der herrliche vierte Julius. Gott segne ihn! Gott segne euch Alle!" Ehe der Abend kam, kurz vor seinem Tode, sprach er noch einmal: „Es ist ein großer herrlicher Tag — Jefferson überlebt ihn." Aber Jefferson hatte auch nicht den Abend dieses Tages gesehen.

Adams (John Quincy), ältester Sohn des Vorigen, war 1801 und 1802 bevollmächtigter Minister der Vereinigten Staaten zu Berlin. Während dieser Zeit bereiste er ganz Schlesien und theilte seinem Bruder in Philadelphia die Beschreibung des Landes in Briefen mit. Dieser machte sie im „Portfolio", einer in Philadelphia erscheinenden Zeitschrift, nach und nach bekannt. Sie erregten gleiche Theilnahme durch die Belehrung über ein daselbst beinahe völlig unbekanntes Land, sowie durch den Geist für Ordnung und Friede, welchen sie athmeten. Vorzüglich betrafen sie das Manufacturwesen Schlesiens, weil hieraus seinem Vaterlande mancher Vortheil erwachsen konnte; auch enthielten sie eine Beschreibung der Fortschritte des Erziehungswesens seit Errichtung der Bildungsseminarien durch Friedrich den Großen. Sämmtliche Briefe erschienen 1804 in einem Bande, mit einer Karte, da der Verf. Geographie, Topographie und Geschichte von Schlesien nach deutschen Schriftstellern behandelt und diese oft berichtigt (deutsch von Friese, 1805). Nachdem Jefferson Präsident der Vereinigten Staaten geworden war, rief er A. von Berlin zurück. Die Föderalistenpartei, der er zugethan war, verschaffte ihm eine Lehrstelle am Harvard-Collegium zu Cambridge in der Provinz Massachusetts, wo er über Gerichts- und Volksberedtsamkeit Vorlesungen hielt und ein geschätztes Werk über Redekunst und Declamation herausgab; später gelangte er als Abgeordneter dieser Provinz in den Senat. Hier verließ A. die Partei, welcher er sein Glück verdankte, und trat auf die Seite der demokratischen. Der Präsident sandte ihn als Minister nach Rußland, und 1814 unterhandelte A. in Gent den Frieden mit England. Im März 1815 ward er bevollmächtigter Minister am engl. Hofe, und von 1817—25 unter Monroe's Präsidentschaft Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten und des Innern. Im Febr. 1825 trat er als Präsident an die Spitze der Verwaltung, nach dem Ab-

lauf seiner vierjährigen Amtszeit aber fand sein Nebenbuhler Jackson, besonders in den südl. Staaten, einen so mächtigen Anhang, daß A. weichen mußte. Über seine wichtigsten Regierungshandlungen s. Vereinigte Staaten.

Adams (Sam.), geb. 27. Sept. 1722 zu Boston, vertheidigte schon auf der Harvard-Universität 1743 zur Erlangung einer akademischen Würde den Satz: „Es ist erlaubt, der höchsten Gewalt Widerstand zu leisten, wenn der Staat nicht anders gerettet werden kann", der das Thema seines ganzen politischen Lebens war. Zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung der Provinz Massachusetts erwählt, wurde er bald zum Secretair derselben ernannt, und war seit 1766 bis zu Ende des Revolutionskrieges einer der eifrigsten Verfechter der Volkssache, der sich lebhaft den Bedrückungen widersetzte, die von dem Mutterlande ausgingen. Er gab zuerst die Idee an, Volksgesellschaften zu errichten, die mit einander correspondirten und ihren Vereinigungspunkt in Boston hatten. Diese Einrichtung war ein mächtiger Hebel der Revolution. A. konnte den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Mutterlande und den Colonien nicht erwarten und wollte schon Unabhängigkeit, als die wärmsten Parteigänger nur Abstellung der Beschwerden beabsichtigten. Der Aushebung und Errichtung regulairer Truppen widersprach er und verlangte, daß nach dem Beispiele der Römer jeder Amerikaner Soldat sein solle. Washington liebte er nicht; denn sein hitziger und unruhiger Kopf war zu verschieden von der Klugheit und ruhigen Besonnenheit dieses Feldherrn. Er stimmte selbst zu dem Plane, ihm 1778 den Oberbefehl der Truppen zu nehmen und Gates zu übergeben. Er war arm, und sein kümmerliches Äußere schien mit der Kühnheit des Geistes im Widerspruch. A. wurde 1794 Gouverneur von Massachusetts und trat 1797 aus dem öffentlichen Leben zurück. Er starb am 2. Oct. 1803 zu Boston, arm wie er gelebt hatte, und man nannte ihn den amerik. Cato.

Adamsapfel oder **Paradiesapfel**, eine Art Pomeranzen mit narbiger Schale, nur etwas größer und dunkler als die gewöhnlichen Pomeranzen. Nach der Meinung der Juden ist dies die nämliche Frucht, welche Adam im Paradiese nebst Eva gekostet hatte, deshalb bedienen sie sich derselben zur Ausschmückung der Laubhütten, und es werden zumal die fleckenlosen und von mittler Größe oftmals zu sehr hohen Preisen verkauft. — Auch nennt man so den ersten Knorpel in der Luftröhre an der Kehle, der besonders bei Männern sehr hervortritt.

Adams Peak oder **Adamsberg**, von den Bewohnern Ham-al-el, wie Einige berichten, oder wahrscheinlicher Hemaleh, d. i. Wohnung des Schnees, genannt, ist der höchste Berg auf der Insel Ceylon. Seine Höhe beträgt 6680 Fuß und er ist bei heiterm Himmel auf 30 Stunden sichtbar. Der Weg bis zum höchsten Gipfel beträgt acht engl. Meilen und ist an manchen Stellen sehr steil. Geologisch hat ihn noch Niemand untersucht. Oben auf der Fläche zeigt man in einem flachen Steine den Abdruck eines kolossalen Fußes, den Buddha (s. d.), der Stifter der Lehre der Singalesen, zurückgelassen haben soll, als er in den Himmel stieg. Die Mohammedaner nennen statt Buddha Adam, und daher hat der Berg seinen Namen. Der Abdruck des Fußes hat rings umher eine kupferne Einfassung, die mit vier Reihen angeblicher Edelsteine besetzt ist. Ehrwürdig alte Bäume, besonders Rhododendron, umgeben den heiligen Platz. Buddha's Anhänger erklettern ihn mittels eiserner Ketten, die in den Felsen befestigt sind. Hier werden die Bande der Liebe bekräftigt, Freundschaften geknüpft und Feinde versöhnt durch den Segen des Priesters.

Adanson (Michel), geb. zu Aix 7. Apr. 1727, entsagte dem geistlichen Stande, für den er bestimmt war, um sich aus allen Kräften dem Studium der Naturgeschichte zu widmen. Vorzüglich war es das Linné'sche System, welches ihn zur Nacheiferung anreizte. Kaum 21 Jahre alt, ging er 1748 an den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungesundheit dieser Gegend noch lange die Na-

turforscher abhalten würde, sie zu untersuchen. Er sammelte daselbst mit dem glühendsten Eifer unermeßliche Schätze in allen Naturreichen. Da er bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilungsmethoden fühlte, bemühte er sich, sie durch eine allumfassende zu ersetzen. Außerdem fertigte er von den Ländern, die er durchwanderte, genaue Karten, und sammelte Wörterbücher von den Sprachen der verschiedenen Völkerschaften, mit denen er in Berührung kam. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte kehrte er mit den kostbarsten Sammlungen in sein Vaterland zurück und legte der franz.-ostind. Compagnie schon 1753 den Plan vor, auf der Küste Afrikas eine Ansiedelung anzulegen, in welcher alle Colonialerzeugnisse angebaut werden sollten, ohne Negersklaven zur Arbeit zu gebrauchen. Der Vorschlag blieb unbeachtet; als aber 1760 die Engländer die Niederlassung am Senegal besetzten, suchten sie ihn durch glänzende Anerbietungen zur Mittheilung seines Plans zu bewegen, die er patriotisch ausschlug. Die erste Frucht seiner naturhistorischen Forschungen war die „Histoire naturelle du Sénégal" (Par. 1757, 4.). Durch das Werk: „Familles des plantes" (2 Bde., Par. 1763) wollte er der Botanik eine neue Gestalt geben; allein gegen Linné konnte er seinen Zweck nicht erreichen. Er hatte zahlreiche Veränderungen und Zusätze zu einer neuen Ausgabe gemacht, als er den Plan zu einer vollständigen Encyklopädie faßte. In der Hoffnung, daß Ludwig XV. dieses Unternehmen unterstützen werde, sammelte er die Materialien und legte 1775 der Akademie einen Plan vor, der durch seinen Umfang allgemeines Staunen erregte. Man unterwarf ihn einer nähern Prüfung, deren Ergebniß jedoch des Verfassers Erwartungen nicht entsprach. A.'s Plan war allerdings trefflich; aber er hatte Unrecht, ihn nicht theilweise, sondern auf einmal ausführen zu wollen, und dieser Eigensinn war Ursache, daß derselbe unausgeführt blieb. Er fuhr indeß mit ungeschwächtem Eifer fort, seine Materialien zu vermehren. Außer einigen schätzbaren Memoiren, die er der Akademie vorlegte, gab er nichts mehr heraus; die Idee, seinen großen Plan auszuführen, beschäftigte ihn allein; alle seine Mittel wendete er auf, um die Ausführung zu beschleunigen. Aber der Ausbruch der Revolution versetzte ihn in die traurigste Lage; als das Nationalinstitut bei seiner Gründung ihn einlud, einen Platz unter seinen Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe, worauf ihm eine Pension bewilligt ward. Bis an seinen Tod, am 3. Aug. 1806, war er unablässig für die Ausführung jenes großen Entwurfs beschäftigt und hinterließ ungeheuere handschriftliche Sammlungen. Nach ihm ward eine Pflanzengattung Adansonia benannt; zu ihr gehört der stärkste Baum in der Welt, der Boabab oder Affenbrotbaum, der am Senegal wächst.

Adäquat (vollkommen angemessen) heißt eine Vorstellung in Beziehung auf ihren Gegenstand, wenn seine wesentlichen Merkmale in ihr zusammengefaßt sind. Dies gilt sowol von der individuellen Vorstellung als von dem Begriffe. Der Begriff ist insbesondere adäquat, wenn er das Wesentliche der Dinge, auf welche er sich bezieht, umfaßt. Eine Definition oder Erklärung eines Gattungsbegriffs ist adäquat, wenn sie diesen Begriff nach seinen wesentlichen Merkmalen und damit auch seine wesentlichen Grenzen ausspricht (s. Definition), und folglich weder zu weit ist (zu viel Gegenstände umfaßt), oder zu eng (auf weniger Gegenstände paßt, als unter den Begriff gehören).

Adcitation, die Vorladung eines Dritten zu einer bisher unter zwei Andern geführten gerichtlichen Streitsache, um entweder als mitstreitender Theil darin aufzutreten oder Aufklärung darin zu ertheilen. Bald verfügt solche der Richter selbst, was er nach preuß. Proceß und einiger anderer Staaten Gesetz stets, aber nicht nach gemeinem deutschen Proceß thun darf, bald eine oder die andere Partei; bald wird der Adcitat als Streitgenosse, bald zur Vertheidigung seines selbständigen Rechts vorgeladen.

Addington (Henry), s. Sidmouth.

Addison (Jos.), geb. 1. Mai 1672 zu Milston in Wiltshire, wo sein Vater, Lancelot A., Pfarrer war, bis er später Dechant in Lichfield wurde. Schon in der Erziehungsanstalt, wo er zur Universität vorbereitet wurde, stiftete er eine vertraute Freundschaft mit Steele (s. d.), und erst 15 Jahre alt, ging er nach Oxford, wo seine lat. Gedichte die Bewunderung seiner Lehrer erregten. Sie erschienen in einer Sammlung: „Musarum angl. analecta". Er hatte sich dem geistlichen Stande bestimmt; aber Lord Somers und Montague, damaliger Kanzler der Schatzkammer, wurden seine Gönner, und dieser Umstand entwickelte vielleicht in ihm die Keime des Ehrgeizes, der ihn zu Ehrenstellen führen sollte, für die er nicht geboren schien. Er schrieb 1695 ein Lobgedicht auf den König Wilhelm und erhielt zu einer Reise jährlich 300 Pf. St. A. besuchte Frankreich, und ging darauf nach Italien. Hier schrieb er seine poetische Epistel an Lord Halifax, die seinen literarischen Ruf gründete. Nach des Königs Tode verlor er den Gehalt, den er als vertrauter Geschäftsführer im Hauptquartier des Prinzen Eugen von Savoyen, des kais. Oberbefehlshabers in Italien, genoß, und seine Pension. Von Allem entblößt kam er in London an; doch bald verbesserte sich seine Lage. Die Schlacht von Hochstädt 1704 verbreitete durch ganz England die lauteste Freude, und Lord Godolphin, der dieses Nationalereigniß von einem Dichter gefeiert wünschte, beauftragte auf Lord Halifax's Empfehlung A. damit. Noch ehe das Gedicht „Der Feldzug" vollendet war, erhielt er ein Amt, das vor ihm Locke bekleidet hatte. Bald nachher begleitete er Lord Halifax nach Hanover, wurde 1706 Unterstaatssecretair und folgte später als Secretair dem zum Statthalter ernannten Marquis von Wherton nach Irland. Damals entwarf Steele den Plan zu einer Zeitschrift: „The tatler". A. nahm an dieser Unternehmung Theil, an deren Stelle nach einigen Monaten der „Spectator" trat, bei dem ein höherer und umfassenderer Gesichtspunkt genommen worden war. Diese Schrift, die erste in ihrer Art, machte den Verfasser allgemein berühmt. A. stellte darin ein Gemälde von den Sitten seiner Zeit auf, indem er Charaktere schilderte, Laster züchtigte, die herrschenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte, und dabei abwechselnd den Ernst des Verstandes und den Ton des Spottes und der Ironie anwandte. In diesen verschiedenen Gattungen der Gegenstände und der Behandlung zeigte er ein ausgezeichnetes Talent, einen geläuterten Geschmack und einen gesunden, wiewol nicht tiefen Blick. A. brachte 1713 sein Trauerspiel „Cato" auf die Bühne, das 35 Mal nach einander aufgeführt wurde. Doch nicht der Werth dieses an sich schwachen und frostigen Stücks, in welchem A. recht deutlich darthat, daß er zwar ein schöner Geist, aber kein Dichter sei, sondern das politische Interesse, das man demselben unterlegte, bewirkte diesen günstigen Erfolg. Nach dem Tode der Königin Anna ging A. als Secretair des Vicekönigs, Grafen von Sunderland, zum zweiten Male nach Irland. Nach seiner Rückkehr ward er im Handelsministerium angestellt, und 1715 bei dem Ausbruche des Aufstandes in Schottland schrieb er seine bedeutendste politische Zeitschrift: „The freeholder". A. wurde 1717 zum Staatssecretair erhoben; man bemerkte aber bald seine Unfähigkeit. Er war nicht im Stande, öffentlich zu reden und die Maßregeln der Regierung zu vertheidigen. Die mancherlei Kränkungen, die er darüber erfahren mußte, bewogen ihn daher bald, die Stelle niederzulegen. A. hatte sich 1716 mit der Gräfin von Warwick vermählt, deren Eifersucht und Eigensinn ihm die letzten Jahre seines Lebens verbitterte. Er starb 1719 zu Hollandhouse bei Kensington und ward in der Westminsterabtei beigesetzt. — In England galt A. lange für einen geistreichen Dichter, und die Meisten setzten ihn Pope und Dryden an die Seite. Als tragischer Dichter nimmt er eine sehr niedrige Stelle ein. Von seinen prosaischen Werken ist nächst seinen Aufsätzen im „Tatler" und „Spectator" seine Vertheidigung der christlichen Religion („Evidences of the christian religion"), die erst nach seinem Tode erschien, das wichtigste.

Seine Prosa ist in jeder Hinsicht musterhaft. Als Mensch war A. von den untadelhaftesten Sitten, ein aufrichtiger Anhänger der Religion, ernst und zurückhaltend in seinem Betragen; in der Gesellschaft furchtsam und verlegen, sprach er wenig vor Personen, die er nicht genau kannte. „Ich habe nie", sagte Lord Chesterfield, „einen bescheidenern und linkischern Menschen gesehen." Im Freundeskreise war seine Rede fließend und anmuthig.

Adel. Die Geschichte und der politische Werth eines erblichen Adels, d. h. eines Standes, welcher vorzügliche bürgerliche Ehre und mehr oder weniger Vorrechte vor den übrigen Angehörigen des Staats blos durch die Geburt, nicht durch eigne Verdienste erlangt, ist theils einer der wichtigsten und bestrittensten Punkte in den Betrachtungen über die bürgerliche Gesellschaft, theils auch, ungeachtet einer zahllosen Menge von Schriften, noch nicht einmal historisch hinreichend aufgeklärt. Der Adel erscheint dabei mit einer solchen Mannichfaltigkeit seiner Formen und Verhältnisse zu andern Classen der Gesellschaft, und selbst die Grundlagen seines Daseins sind von so großer Verschiedenheit, daß ein allgemeines Urtheil darüber nicht möglich ist, und man nur die beiden äußersten Sätze, nämlich auf der einen Seite, daß ein solcher erblicher Standesunterschied jedem Volke oder doch der Monarchie stets unentbehrlich sei, auf der andern, daß er nie nützlich oder stets verwerflich sei, als gleich unrichtig zurückweisen muß. In der bisherigen Geschichte der Völker ist fast bei allen eine Periode bemerklich, in welcher die einzigen wahren Güter der Menschheit, echte Aufklärung, Gerechtigkeit und Sittenreinheit, Begeisterung für das Schöne und Gute, nur durch eine auserwählte Classe gepflegt und erhalten wurden; aber auch eine andere, in welcher eben diese Güter, ohne welche der Staat gar keinen Werth und vernünftigen Zweck hat, von derselben Classe mit Füßen getreten worden sind. Namentlich die Geschichte der Monarchie, von den ältesten Zeiten bis auf die neuesten, zeigt klar, daß die größten Hindernisse, welche die Staatsregierung zu überwinden hat, wenn sie Friede, Ordnung und Gerechtigkeit im Lande stiften will, von dem Adel herkommen, welcher sich nur sehr schwer zum bürgerlichen Gehorsam gewöhnt, so leicht er auch der Macht zu schmeicheln lernt, wenn er selbst seinen Theil an derselben hat. Die meisten Staatsrevolutionen sind durch die Unzufriedenheit der Großen angestiftet worden, und während einem Fürsten Krone und Leben durch Empörungen des Volkes entrissen wurden, haben Hunderte Beides durch Meutereien und Factionen der Vornehmen verloren. Großer Landbesitz, mit welchem eine Herrschaft über Viele verbunden ist, oder eine zahlreiche Clientel, welche auch auf andern Gründen beruhen kann, setzt der Monarchie, wenn sie sich nicht mit leerem Glanz und willkürlicher, ja despotischer Gewalt im Einzelnen begnügen, sondern auch die Geringen gegen Unrecht beschützen und das Gefühl menschlicher Würde in ihnen erhalten will, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, an welchen die edelsten Monarchen, die größten Minister schon oft ihre Kräfte vergebens versucht haben. Es kommt in einem solchen Kampfe gar leicht dahin, daß die Monarchie sich der That nach zu einer Magnatenrepublik auflöst, und von dieser ist der Schritt zu einer solchen auch dem Namen nach, d. i. zur Einführung eines herrschenden Senats der bevorrechteten Geschlechter, nicht sehr groß. Was den Patriziern in Rom und in Venedig gelang, war auch in Polen und Schweden in neuerer Zeit dem Ziele sehr nahe, und ist selbst in England, insoweit es die Beherrschung Irlands betrifft, sehr weit gediehen. Montesquieu's berühmtes Wort: „Point de monarque, point de noblesse: point de noblesse, point de monarque", ist einer der größten Irrthümer jenes großen Staatsmannes. Kant bezeichnete den Erbadel als einen Rang, der vor dem Verdienste vorhergeht und dieses auch nicht zur nothwendigen, auch nicht einmal zur gewöhnlichen, Folge hat. Die Vernunft gebietet keinen höhern, ja keinen andern Werth im Menschen anzuerkennen als den moralischen reiner Menschlichkeit, Tugend und sittlicher Schönheit; die Gerechtigkeit verlangt, daß der Staat seine Wohlthaten allen

Bürgern ohne Unterschied zukommen lasse, daß er allen rechtliche Sicherheit mit gleichem Erfolg gewähre, und daß er nicht einem kleinen Theile gestatte, sich die übrigen dienstbar zu machen. Allein aus diesen Allen folgt nicht, daß der Erbadel schlechterdings mit der Bestimmung der Staaten unverträglich sei. Wo er einmal historisch begründet ist, kann zwar der gesetzgebenden Macht nicht verwehrt werden ihn aufzuheben, und sie begeht, wenn sie es thut, keinen Eingriff in erworbene Rechte, denn sie nimmt ja dadurch nichts, sondern sie gibt Allen das Recht, das bisher nur Wenige hatten; allein es ist doch keine unbedingte Nothwendigkeit zu dieser Aufhebung vorhanden, wenn nur die Ansprüche und Vorrechte des Adels so weit beschränkt werden, als die Gerechtigkeit gegen die Andern es verlangt.

Von der historischen Seite betrachtet, findet man allerdings Erbadel fast überall in der Kindheit der Völker, bei den alten wie bei den neuern Völkern, und sein Ursprung, welcher sehr verschiedene Ursachen gehabt zu haben scheint, bald die Unterwerfung durch Waffengewalt, bald die Anerkennung einer höhern Cultur oder die Bewahrung religiöser Geheimnisse, verliert sich in das Dunkel der vorhistorischen Zeit. Der Priesteradel der Urwelt hat aber überall dem Kriegeradel weichen müssen; die Kaste der Braminen in Indien hat die Gewalt an die Kaste der Ketri (Krieger) verloren, obgleich die Häuptlinge auf den Inseln des indischen Meeres noch jetzt den Abkömmlingen des ältern Adels, über welche sie unbeschränkte Gewalt üben, die größte Ehrerbietung beweisen müssen. (Vgl. Crawfurd's „History of the Indian Archipelago", Lond. 1820, III, 33.) In den germanischen Stämmen, welche dem neuern Europa seine jetzige Gestalt gaben, finden sich in den ältern Zeiten nur schwache Spuren des Erbadels, welcher sich später als allgemeines europäisches Institut ausgebildet hat. Zwar scheinen viele von ihnen ein regierendes Geschlecht anerkannt zu haben, wie die Sachsen, Dänen und Normannen das Geschlecht Odin's, die Westgothen ihre Balthen, die Ostgothen ihre Amalen, die Baiern ihre Agilolfinger: Geschlechter, welche zu ihren Völkern in demselben Verhältnisse gestanden zu haben scheinen, als die Inkas bei den Peruanern, indem ihre Stifter (die Asen) mit so überlegener Bildung unter das Volk traten und ihm so große Wohlthaten mitbrachten, daß man ihnen göttliche Abkunft zuschrieb, und diese noch lange Zeit hindurch in ihren Nachkommen ehrte. Aber sonst haben Franken, Sachsen, Dänen, Normannen, Schweden und die meisten andern Völker keinen Erbadel gehabt; die Ätheling der Sachsen sind ausschließlich Mitglieder des herrschenden Geschlechts, und häufig werden nur die Thronfolger mit diesem Namen bezeichnet. Die Antrustionen und Leude (liti, leudes) der Franken, die Degene (thaini, thani, thegnas u. s. w.) der Sachsen, die Hirdmänner und Dingmannen der Dänen und Normannen sind keine Edelleute im modernen Verstande, sondern eine Fortsetzung des alten Gefolges, wie solches schon Tacitus beschreibt, und welches sich durch den später hinzugekommenen lehnbaren Landbesitz allerdings allmälig zum Erbadel umbildete. Die Grafen der Franken, die Aldermänner und größern Thane der Engländer, sowie die Jarls (in England Earls) der Dänen sind Ämter, zu welchen Jeder gelangen konnte, den Verdienst und Glück emporhoben. Der eigentliche Erbadel entstand erst in Frankreich und Deutschland mit dem Fall der karolingischen Dynastie, in England mit der normännischen Eroberung im 10. und 11. Jahrh., d. h. mit der Erblichkeit der Lehen, und dieses Institut verbreitete sich nachher durch das ganze Europa. Denn von jener Zeit an befestigte sich die Erblichkeit theils der Würden, theils des Landbesitzes. So ist in England das Grafenamt niemals allgemein erblich geworden, wol aber die Würde des Earls, welcher Name bald den allgemeinern auch Stadt- und Gemeindevorstehern zukommenden der Aldermänner verdrängte; der Grafentitel hingegen (gerefa d. i. judex, s. exactor fiscalis, Gräve) ist dort den untern Beamten als shire gerefa (sheriff), port gerefa ausschließlich geblieben. Unter mannichfaltigen Formen und Combinationen schied sich der Stand der Vornehmen (der Fürsten, Grafen und Herren), oder der hohe Adel, und der Stand

der Kriegsmannschaft oder der zu Kriegs- und Hofdiensten verpflichteten Ritterschaft, welcher nicht immer für vollkommen frei angesehen wurde, sondern die Ministerialen (s. Lehnswesen) in seinen Reihen zählte, von dem Stande der zu gemeinen Diensten verbundenen oder doch gewöhnten Bauern und Städtebewohner, indem umgekehrt diese Letztern nicht durchgängig für gänzlich frei angesehen werden können. Die weitere Ausbildung dieser Standesunterschiede nahm nun in den verschiedenen Ländern Europas einen sehr abweichenden Gang. In England, Schottland, Spanien, auch zum Theil in Italien, wurde der höhere Adel, der Stand der Herren oder Barone, nur Majoratsadel, d. h. die Titel desselben erben nur auf den ältesten Sohn fort, die jüngern Söhne treten, wenn sie auch im gemeinen Leben einige Auszeichnung genießen (ihr Rang in England ist gesetzlich), doch dem Wesentlichen nach in die Masse des Volks zurück. Sie ergreifen alle andere Arten von Geschäften, sie widmen sich nicht blos der Kirche und dem Kriegsdienste, sondern werden Advocaten, Richter, Kaufleute, Fabrikherren. In England ist die Vererbung des hohen Adels mehr persönlich geblieben; es gibt zwar titulirte Lehen, auf denen auch gewisse Ehrendienste und Gerechtigkeiten haften, und die Ausübung derselben steht jedem Besitzer zu; allein zum dortigen hohen Adel (Nobility) darf sich der Besitzer nicht rechnen, wenn er nicht besonders dazu erhoben worden ist. In Spanien und Italien hingegen geschieht die Vererbung des höhern Adels (der titulados, Fürsten, Herzoge, Marquis, Grafen) auf eine mehr dingliche Weise, indem diese Titel, abgerechnet, daß sie auch vom Monarchen creirt werden, an Gütern und zum Theil an sehr kleinen Lehnschaften haften. Daher diese Menge Grafen im obern Italien, die ehemaligen Conti di terra ferma von Venedig. Die großen span. Familien bringen auf diese Weise eine sehr große Menge solcher Titel (Hüte genannt), zuweilen 4—500, zusammen und setzen ihren Stolz in diese Zahlen. In Frankreich ist der Adel an sich ein gemeinschaftliches Recht der ganzen Familie, auch der jüngern Söhne; nur die Pairie und die Lehngüter wurden auch vor der Revolution nur nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt, allein die jüngern Söhne mußten ihr Glück in der Armee und in der Kirche suchen; jedes bürgerliche Gewerbe, selbst die Kaufmannschaft, zog den Verlust des Adels nach sich. In England brachte es auch der hohe Adel nie zur Landesherrlichkeit; nur einige Provinzen, welche früher Apanagen kön. Prinzen waren (Lancaster, Cornwallis), einige Bisthümer (Durham, Chester, die sogenannte Insel Ely und vorzüglich die dem Herzoge von Athol gehörige Insel Man) hatten als Pfalzgrafschaften (counties palatine) untergeordnete Regierungsrechte. In Frankreich bildete sich die Landeshoheit der alten großen (fürstlichen) Lehen, der Herzogthümer Normandie, Bretagne, Guienne, Burgund, der Grafschaften Toulouse, Champagne, Flandern, und der zum Königreich Niederburgund oder Arelat gehörigen Länder Dauphiné, Provence, Franche-Comté, Venaissin u. s. w. sehr früh aus und wurde durch die Thronbesteigung Hugo Capet's vollendet. Aber die Krone Frankreich hatte das Glück, alle diese großen Lehen nach und nach mit den Königslanden zu vereinigen, sodaß nur wenige kleine Souverainetäten, z. B. die Fürstenthümer Bouillon, Dombes, Orange, Avignon und Venaissin u. a., sich bis in die neuere Zeit erhielten. Dabei wurden von Ludwig IX. an die Appellationen von den Baroniegerichten an die kön. Oberämter und Parlamenter und in Folge davon nach und nach die Ausübung aller Souverainetätsrechte in Gang gebracht, endlich aber die Magnatenaristokratie unter Ludwig XIII. von Richelieu gänzlich unterdrückt.

Anders war, was den hohen Adel betrifft, der Gang der Dinge in Deutschland. Hier erlangten die alten großen Herzoge von Sachsen, Baiern, Franken, Schwaben, Lothringen, und nach ihnen die Markgrafen im Osten und Norden des Reichs um dieselbe Zeit, wie in Frankreich, dieselben landesherrlichen Rechte, und das Grafenamt wurde theils erblich, theils ein Zubehör der geistlichen Stifter. Den Kaisern gelang es zwar, diese alten Fürstenthümer aufzulösen, sie

selbst aber gewannen wenig dabei, denn an die Stelle der alten Herzogthümer traten neue Souverainetäten, kleiner zwar dem Umfange und der Macht nach, aber mit gleichen Rechten der Landesherrlichkeit und Hoheit als die vorigen. Selbst die meisten Grafschaften erlangten die Souverainetätsrechte, und so bildete sich in Deutschland ein hoher Adel in engerm Sinne, ein wirklich regierender Fürsten- und Grafenstand aus, welcher nicht nur, was die Vererbung des persönlichen Standes betrifft, sondern vom 12. und 13. Jahrh. an auch in Beziehung auf den Länderbesitz ein gemeinschaftliches Recht der Familie wurde. Zugleich aber kam in Deutschland ein Grundsatz auf, welcher in keinem andern europäischen Lande geltend wurde, daß, um den Kindern den vollen Stand des Vaters zu verschaffen, auch die Mutter von gleichem Stande sein müsse. (Das Kind folgt der ärgern Hand.) Viele, auch fürstliche Familien, z. B. Baden, Anhalt u. a., haben dies nicht beobachtet, aber andere dagegen desto strenger nur den aus standesmäßiger Ehe geborenen Kindern die Successionsfähigkeit zugestanden. (S. Misheirath und Morganatische Ehe.) Man hat dies zwar nicht in Ansehung des adeligen Standes an sich, auch nicht in Beziehung auf Lehns- und Erbfähigkeit, wol aber in Hinsicht auf gewisse gemeinschaftliche Rechte des Adels, Stiftsfähigkeit, Turnier- und Hoffähigkeit, selbst auf den niedern Adel ausgedehnt, wodurch sich hier der niedere Adel mehr als in andern Ländern von dem Stande der gemeinen Freien zu scheiden gesucht hat. Von jenem Grundsatze: das Kind folgt der ärgern Hand, weiß man im übrigen Europa nicht einmal bei dem hohen Adel etwas; in Frankreich ist nur in der kön. Familie kein Beispiel einer Ehe mit Personen aus einem geringern Stande vorgekommen; das Gesetz wäre nicht dagegen gewesen. Die sogenannten legitimirten Zweige der kön. Familie, sogar neben der bestehenden gesetzlichen Ehe mit Maitressen erzeugt, die Prinzen von Vendôme, Verneuil, Vermandois, Maine, Toulouse, Penthièvre u. A., sind ausgestorben; es war aber trotz ihrer Abstammung, nicht einmal aus ungleicher Ehe, sondern sogar aus einer gesetzwidrigen Verbindung, doch nach dem Testamente Ludwig XIV. sehr die Rede davon, sie als successionsfähig auf dem franz. Throne anzuerkennen, und Kindern aus einer gesetzmäßigen, wenn auch nicht standesmäßigen Ehe hätte gewiß diese Fähigkeit nicht bestritten werden können. Auch bei den adeligen Familien Frankreichs wurde auf den Stand der Mutter gesetzlich nicht gesehen; die Ahnenprobe ward nur auf die väterliche Linie gerichtet. Dasselbe gilt in England, wo auch die Sitte nicht dagegen ist, und man angesehene Bürgerfamilien, Kaufleute, Bankier, Advocaten u. dgl., mit den vornehmsten adeligen verschwägert findet. Die Gattin des berühmten Parlamentsredners Whitbread, Brauers zu London, war eine Schwester des Grafen Grey. Jakob II. erste Gemahlin war die Tochter des Kanzlers Hyde, nachherigen Grafen von Clarendon, und ihre Töchter, Marie und Anna, saßen nach einander auf dem Throne von England, ihre Großmutter war die Tochter eines Kanzleiraths, nach Andern ein bloßes Landmädchen. So ist es auch in andern Ländern gegangen, nur in Deutschland hat das Interesse der fürstlichen Agnaten, sowie das ausschließende Recht des Adels auf die Stifter und die Präbenden der geistlichen Ritterorden, jene strengen Grundsätze erzeugt. Auch nur in Deutschland konnte es, wie erwähnt, einen hohen Adel in jenem engern Sinne geben, in welchem nur regierende Familien und Herren dazu gerechnet wurden, und zwar nur diejenigen, welche außer dem Besitz landesherrlicher Rechte (wenn auch nur Gesammtbesitz der Familie), auch noch Antheil an der Reichsregierung durch Sitz und Stimme auf dem Reichstage oder doch einen Antheil an einer gemeinschaftlichen (Curiat-) Stimme der Prälaten und vier Grafen-Curien hatten. Denn landesherrliche Rechte hatte auch die Reichsritterschaft, ohne doch zum hohen Adel gerechnet zu werden. Die Grenzen dieses hohen Adels waren außerordentlich schwankend und streitig, und doch ihre Bestimmung sehr wichtig, weil davon der Begriff notorischer Misheirathen abhing. Der hohe Adel war theils ein

blos persönlicher, theils ein erblicher. Jenen hatten die geistlichen Fürsten, Bischöfe und Äbte, wovon viele zugleich regierende Herren eines Reichslandes waren, viele aber auch nur die Würde der Reichsfürsten ohne Souverainetätsrechte hatten, wie die Erzbischöfe von Prag, Ollmütz, Gnesen, die Bischöfe von Chiemsee, Gurk, Lavant, Lausanne, die Äbte von Einsiedeln, Mury, Pfäfers u. s. w. In den meisten dieser Stifter hatte der deutsche Erbadel nach und nach den gelehrten Stand verdrängt, obgleich der Papst immer dagegen eiferte, und noch im westfäl. Frieden verordnet wurde (Art. V, §. 17), daß die Gelehrten nicht aus den Stiftern ausgeschlossen würden. Der erbliche hohe Adel kam den reichsständischen fürstlichen und gräflichen Familien, und zwar jedem Mitgliede derselben, zu. Dergleichen gab es außer Deutschland nicht. Zwar führten viele franz., ital., span. und engl. Familien den Titel der Fürsten, Herzoge und Marquis, auch die engl. Herzoge und Marquis bekommen in amtlichen Urkunden den Titel Fürst, aber der deutsche Fürstenstand achtete nur wenige von ihnen ebenbürtig. Dahin gehörten in Frankreich diejenigen sechs Familien, welchen man, ihrer Landsässigkeit ungeachtet, wegen ihrer Verwandtschaft mit souverainen Familien oder ihrer Abstammung von ehemaligen bretannischen und aquitanischen Herrschern am franz. Hofe die Rechte der Princes étrangers beigelegt hatte, nämlich die Familien Lothringen, Savoyen, Grimaldi (Fürsten von Monaco), Rohan, Latour-d'Auvergne (Herzoge und Fürsten von Bouillon). Auch einige poln. Familien wie Radzivill und Czartoryski gehörten hierher. In Schweden und Dänemark gab es gar keinen hohen Adel dieser Art. Obgleich sehr viele deutsche ehemals reichsständische Familien ihre Souverainetät verloren haben, so hat doch die deutsche Bundesacte ihnen den hohen Adelstand, die Ebenbürtigkeit mit den souverainen Häusern vorbehalten. In Deutschland war noch ein strenger Unterschied zwischen den alten Fürsten, welche vor 1580 diese Würde erlangt hatten, und den neuen, später dazu gelangten. — Der engl. reichsständische (hohe) Adel, das Haus der Lords, hat fünf Classen: Herzoge, Marquis, Grafen (Earls), Viscounts und Barons (s. England), der franz. reichsständische Adel führt als solcher blos den Titel Pairs de France, denn die alten und neuen Adelstitel: Prince, Duc, Marquis, Comte, Vicomte, Baron, kommen auch ohne die Pairschaft vor. Neuerdings ist aber die Pairschaft eine blos lebenslängliche Würde geworden. Der niedere Adel oder die Ritterschaft (in England die Gentry) hat sich erst spät als eigner Stand ausgebildet. In England gehört Jeder dazu, welcher nicht von gemeiner Handarbeit lebt und daher ein Wappen und den Titel Esquire (armiger) anzunehmen berechtigt ist. In Spanien kann sich auch Jeder für einen Hidalgo erklären, dessen Ältern ohne ein gemeines Gewerbe gelebt haben, und in Frankreich war der Adel mit einer so großen Zahl selbst unbedeutender Stellen verknüpft, daß er auch sehr leicht zu erwerben war. Dort hielt man aber desto strenger auf alten Adel, d. h. auf einen solchen, dessen Anfang gar nicht nachgewiesen werden konnte. Zur Präsentation bei Hofe foderte man vierhundertjährigen Adel.

Der Briefadel ist so alt als der Erbadel überhaupt, denn sowie dieser sich staatsrechtlich als festes Institut ausgebildet hatte, machten auch die Monarchen von dem nothwendigen Rechte Gebrauch, Standeserhöhungen zu ertheilen, und hielten den sehr richtigen Grundsatz fest, daß in der Monarchie kein Vorrecht älter sein oder einen andern Ursprung haben könne als das monarchische Recht selbst. In Frankreich fing daher Philipp III. 1270 an Adelsbriefe zu ertheilen, und in Deutschland folgte man bald nach. Die Stufen des niedern Adels in Deutschland waren: 1) einfacher Adel mit dem Prädicat: „von"; 2) Edler von; 3) Ritter; 4) Bannerherr; 5) Freiherr; und 6) Graf. Die Rechte desselben waren im Allgemeinen nicht sehr bedeutend, aber in einzelnen Ländern hatte derselbe theils durch wirkliche Gesetze, theils durch Sitte und Gewohnheit sehr beträchtliche Vorrechte, wie Steuerfreiheit und ausschließende Rechte zu höhern Staatsämtern, besonders den

Offiziersstellen erhalten, wovon man die meisten und wichtigsten in der neuern Zeit, weil sie sowol der Gerechtigkeit zuwider, als der kräftigen und gesunden Entwickelung des Staats hinderlich sind, wieder beschränkt oder ganz aufgehoben hat. In der franz. Revolution wurden zuerst durch die berühmten Decrete vom 4. Aug. 1789 die drückenden Vorrechte des Adels und die meisten gutsherrlichen Rechte (Gerichtsbarkeit u. s. w.) aufgehoben, und nachdem das Lehnwesen durch eine Reihe von Gesetzen vernichtet worden war, wurde durch ein Gesetz vom 19. Jun. 1790 der Erbadel gänzlich abgeschafft. Napoleon stiftete durch den Senatsschluß vom 14. Aug. 1806 und das Decret vom 1. März 1808 einen neuen Erbadel, mit den Titeln Fürsten, Herzoge, Grafen, Barone und Ritter, der aber nur Majoratsadel war und nur nach Stiftung eines Majorats mit diesem auf die ältesten Söhne nach dem Rechte der Erstgeburt forterbte. Nach der Restauration aber trat auch der ältere Adel wieder in seine persönlichen Rechte ein. So ist der Adel in Europa wieder zum allgemeinen europ. Institut geworden; nur in Norwegen, wo er ohnehin fast eingegangen war, ist er durch drei Mal nach einander, 1815, 1818 und 1821, wiederholte Beschlüsse des Storthings aufgehoben worden. Der König konnte zwar seine Einwilligung nicht mehr versagen, allein er schlug, weil sich Norwegen in harmonischer Übereinstimmung mit der gesellschaftlichen Organisation der Nachbarstaaten erhalten müsse, die Errichtung eines neuen Erbadels vor, welcher zur Belohnung großer Verdienste um das Vaterland vom Könige vergeben werden und nach dem Rechte der Erstgeburt forterben sollte. In der Verfassungsurkunde von 1814, Art. 25, ist aber verordnet, daß keinem Norweger erbliche persönliche Vorrechte ertheilt werden könnten, und so lehnte das Storthing den kön. Antrag ab.

Adelskette nannte sich die Verbindung, welche zur Zeit des wiener Congresses, bei welchem sich eine große Anzahl Individuen aus der Classe des höhern Adels und der sogenannten Mediatisirten zur Wahrnehmung ihrer Ansprüche oder Rechte eingefunden hatte, geschlossen wurde. Klüber theilt in den „Acten des wiener Congresses", Th. VI, S. 452 fg., den darüber bekannt gemachten Plan mit. Diesem, vom 10. Jan. 1815 datirten, jedoch mit keinen Unterschriften versehenen Plane gemäß, sollte diese Kette — wie sich der Verein sinnbildlich nannte, weil er wie die Ringe einer Kette zusammenhalten sollte — blos für eine allgemeine deutsche sittliche und wissenschaftliche Bildungsanstalt gelten, ausschließend für den Adel, dessen Bestimmung sei, der erste und gebildetste Stand in Deutschland zu sein; in ihm sollte der alterthümliche ritterliche Sinn erweckt und erhalten werden, damit jede geistige und körperliche Bildung bei dem Adel immer mehr fortschreite; es sollte durch die Kette auf die Erziehung des jungen Adels eingewirkt werden; in Hinsicht auf Zweck und Mittel waren Grade für Wirken und Handeln vorgeschlagen; eine örtliche Eintheilung der Mitglieder in Kreise und Gauen, jedoch nicht nach der jetzigen politischen Geographie, lag im Entwurf; deutsch-adelige Festtage durch ganz Deutschland, sowie öftere Versammlungen, worin Protokolle geführt und diese an die Kreisvorsteher gesandt werden sollten, waren vorgeschrieben. Alles dies aber sollte nur für einen kleinen Anfang gelten! „Aber man hoffe," heißt es bei Klüber, „ein fröhliches Gedeihen und kräftiges Wachsthum. Aus diesem würden sich manche liebliche Blüten und Früchte entwickeln, die für jetzt noch nicht zu ahnen seien. Zur Zeit ihrer Reife würden fernere Einwirkung und Bestimmungen erfoderlich sein, welche dann die Kette zu berathen und festzusetzen mit Freuden beflissen sein werde. Es war vorauszusehen", fügt Klüber hinzu, „daß diese wiener Congreßfrucht, welche vier Jahrhunderte zu spät kam, zur Reife nicht gedeihen werde." Wie lange und mit welchem Erfolge dieser Verein gewirkt habe oder ob er noch thätig sei, ist zur Zeit unbekannt.

Adelung (Joh. Christoph), dieser um die vaterländische Literatur und Sprache hochverdiente Gelehrte wurde am 8. Aug. 1732 zu Spantekow in Pommern geboren, wo sein Vater Prediger war. Er genoß den ersten Unterricht theils

zu Anklam, theils zu Klosterbergen bei Magdeburg, vollendete seine Studien zu Halle, wurde 1759 zum Professor an dem evangelischen Gymnasium zu Erfurt ernannt, ging aber zwei Jahre darauf, durch kirchliche Streitigkeiten veranlaßt, nach Leipzig, wo er sich mit unermüdlicher Thätigkeit den weitläufigen Arbeiten widmete, wodurch er der deutschen Sprache und Literatur so nützlich geworden ist. Sein „Grammatisch-krit. Wörterbuch der hochdeutschen Mundart" (Lpz. 1774—86, Th. 1—5, Abth. 1) veranlaßte den Ruf als Oberbibliothekar an die kurf. öffentliche Bibliothek in Dresden mit dem Charakter eines Hofraths. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode am 10. Sept. 1806. A. hat für die deutsche Sprache allein geleistet, was für andere Sprachen nur ganze Akademien leisteten. Sein Wörterbuch übertrifft das engl. von Johnson in Allem, was Begriffsbestimmung, Abstammung, Anordnung der Bedeutungen und hauptsächlich Wortforschung betrifft; aber es steht ihm nach in der Wahl der classischen Schriftsteller, welche für die Bedeutungen angeführt werden, weil A.'s Vorliebe für die obersächs. und meißnischen Schriftsteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, diejenigen zu vernachlässigen, deren Vaterland oder Styl ihm kein Vertrauen einflößte, und sein Geschmack sich in enge Grenzen eingezäunt hatte, um das Classische anders als nach stylistischen Normen zu würdigen. A.'s methodischer Geist erschrak über die Gesetzlosigkeit und über die Flut neuer Wörter, womit er die deutsche Sprache bis ins Unbegrenzte bedroht sah, und darüber verkannte er ihre bewundernswürdige Beugsamkeit und Bildsamkeit, die sie allein mit der griechischen gemein hat. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, aber vielleicht mit zu wenig Schonung, diese Mängel gerügt. Die 2. Aufl. des Adelung'schen Wörterbuchs (1793—1801) liefert eine Menge von Zusätzen, die an sich schätzbar sind, aber mit den inzwischen erfolgten Fortschritten der Sprache in keinem Verhältniß stehen und nur zu deutlich beweisen, daß auch ein unermüdlicher Fleiß die schon in den ursprünglichen Plan eines Werks verwebten Fehler hinwegzuschaffen nicht vermag. (S. Deutsche Sprache.) Von A.'s übrigen Werken nennen wir seine deutschen Sprachlehren, das „Magazin für die deutsche Sprache", das Werk „Über den deutschen Styl", das „Krit. Verzeichniß der Landkarten der sächs. Lande" (Meiß. 1796), das für die Quellenkunde der südsächs. Geschichte wichtige „Directorium" (Meiß. 1802, 4.), die „Älteste Geschichte der Deutschen." (Lpz. 1806), und den „Mithridates", in welchem er die Ausbeute seiner gesammten Sprachforschungen niederzulegen gedachte. Er selbst vollendete nur den 1. Band (Berl. 1806); die drei folgenden verdanken wir dem Sprachforscher Vater in Halle, der dazu theils des Verstorbenen Papiere, theils von A. und W. v. Humboldt gelieferte Materialien, theils die Ergebnisse eigner Untersuchungen verarbeitete. A.'s Landkartensammlung und seine zahlreichen handschriftlichen Sammlungen für die sächs. Geschichte wurden 1829 für die kön. öffentliche Bibliothek zu Dresden erworben. Als Mensch war A. von den unbescholtensten Sitten und sehr liebenswürdigen Eigenschaften. Verheirathet war er nie. Täglich widmete er 14 Stunden der Arbeit, von welcher er sich im Kreise seiner Freunde erholte.

Adelung (Friedr. v.), russ. wirklicher Staatsrath, Ritter, Mitglied mehrer Akademien, seit 1825 Vorsteher der asiat. Akademie zu Petersburg, ein Neffe des Sprachforschers, geb. zu Stettin 1768, hat sich als Linguist und Geschichtsforscher ausgezeichnet. Nachdem er früher in Rom mit den Schätzen der vaticanischen Bibliothek sich vertraut gemacht und interessante Untersuchungen über die daselbst befindlichen altdeutschen Gedichte mitgetheilt hatte („Nachr. von altdeutschen Gedichten, welche aus der heidelb. Bibl. in die vaticanische gekommen sind", Königsb. 1796 u. 1799), kam er nach Petersburg, wo er an der Direction des deutschen Theaters Theil nahm. A. wurde 1803 zum Lehrer der Großfürsten Nikolaus und Michael ernannt, und als Collegienassessor des Standesadels theilhaftig. Bei seinen Forschungen über die Sprachenkunde waren ihm die Sammlungen des Bibliothekars Backmeister sehr nützlich. Er schrieb über die „Rapports entre la langue

sanscrite et la langue russe", und stellte Katharina's Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde (Petersb. 1815) dar. In seiner zum Theil aus Quellen bearbeiteten Biographie des Freih. Siegmund v. Heberstein, den Schlözer mit Recht den zweiten Entdecker Rußlands nannte, hat er (Petersb. 1817, m. Kpfn.) diesem verdienstvollen östr. Diplomatiker ein würdiges historisches Denkmal errichtet. Auf Veranlassung seines Gönners, des verdienten Reichskanzlers Grafen Rumjanzow (s. d.), lieferte er eine Beschreibung der merkwürdigen korßunschen (chersonschen) metallenen Thüren an der Sophienkirche in Nowgorod, die im 11. Jahrh. in Magdeburg gegossen worden sein sollen, von denen der Graf die genauesten Zeichnungen verfertigen ließ. Diese Schrift, welche mit Kupfern und Steindrucktafeln 1823 zu Berlin erschienen ist, enthält interessante Beiträge zu der Kunstgeschichte Rußlands und einen Aufsatz über die ebenfalls in Nowgorod befindliche sogenannte schwed. oder silberne Thüre, welche aus Sigtuna, dem alten schwed. Königssitze, als Siegesbeute nach Rußland entführt worden ist. Auf des Grafen Rumjanzow und, nach dessen Tode, auf dessen Bruders Kosten gab A. zu Petersburg 1827 des „Freiherrn v. Meyerberg Reise (1661 fg.) nach Rußland" heraus, nebst einem Atlas in Fol. Die von Storno gefertigten Originalzeichnungen finden sich auf der Bibliothek zu Dresden. Eine Frucht seiner tiefen sprachlichen und literarischen Forschungen war der „Versuch einer Literatur der Sanskritsprache" (Petersb. 1830). A. verlor seinen talentvollen, zum Orientalisten gebildeten Sohn, Karl, 25 J. alt, der als Gesandtschaftssecretair mit Gribojedow nach Persien gegangen war, in Teheran am 12. Febr. 1829.

Adept, s. Alchemie.

Aderlaß, das Weglassen einer Quantität Bluts mittels Öffnung einer Ader, gewöhnlich einer Blutader (Vene). Von den Alten wurde sorgfältig darauf geachtet, wo die Öffnung geschähe. Jetzt läßt man gewöhnlich zur Ader: 1) am Arm, aus der äußern oder innern Hauptvene oder aus der Mittelblutader (Medianvene); 2) an der Hand, aus der äußern Hauptvene des Daumens oder kleinen Fingers; 3) am Fuß, aus jeder hinlänglich starken Blutader, gewöhnlich aus der innern Vene des Fußrückens; 4) am Halse, aus dem hintern Aste der Jugularvene; 5) an der Zunge, aus der Froschblutader. In Deutschland gebraucht man dazu gewöhnlich den Schnepper, in Frankreich, England ꝛc. die Lanzette, mit der die Verletzung einer Arterie oder eines Nerven sicherer zu vermeiden ist. Unter den Pulsadern ist die Schläfarterie die einzige, welche bei manchen örtlichen Fehlern des Kopfes geöffnet wird. Von diesem allgemeinen Aderlaß unterscheidet man den örtlichen, der durch Schröpfköpfe oder Blutegel geschieht, um bei Entzündungen das Blut, ohne Schwächung des Systems, aus der leidenden Stelle zu ziehen. Der Aderlaß gehört zu den wirksamsten Mitteln in der Heilkunst, aber über seine Anwendbarkeit haben die vorzüglichsten Ärzte sehr verschieden gedacht. Hippokrates wandte ihn sparsam an, denn mit Recht betrachtete er die Heilung der Fieber und Entzündungen als ein Werk der Natur, den Aderlaß aber als ein die Wirksamkeit derselben störendes Schwächungsmittel. Häufiger und endlich bis zum Misbrauch verordneten ihn seine Schüler. Die Schulen der Empiriker (250 v. Chr.) betraten den richtigen Weg, indem sie der Beobachtung der Natur auf Hippokratische Weise nachstrebten und die Fälle für die Anwendung des Aderlasses zu bestimmen suchten. Aber mit den Wissenschaften verfiel auch die Heilkunst in Griechenland. Zwar erhoben sich griech. Ärzte unter den Römern, aber die empirische Schule war ausgeartet. Der Misbrauch mit dem Aderlaß ward wieder allgemein, bis Asklepiades aus Bithynien, Cicero's Arzt und Freund, der Lehre vom Blutlassen eine neue Gestalt gab. Er vertheidigte den Aderlaß, da ihm die Vollblütigkeit Ursache der meisten Krankheiten war, aber er gebrauchte ihn vorzüglich nur da, wo Schmerz vorhanden war, und hielt schon viel auf örtliche Blutentziehungen. Nach ihm bestimmte Celsus bündig die Fälle des Aderlasses (15 n. Chr.). Aretäus, der

Stifter einer neuen Schule (70 n. Chr.), ließ mehr in hitzigen als in langwierigen Krankheiten zur Ader, in dringenden Fällen aber bis zur Ohnmacht. Galenus (160), der eine Hauptclasse der Krankheiten von Vollblütigkeit ableitete, verordnete reichliche Aderlässe, und durch das Ansehen seiner Lehre, die mehre Jahrhunderte lang die herrschende war, wurde der Gebrauch derselben sehr verbreitet. Nach dem Umsturze des röm. Reichs waren die Ärzte in Europa so selten, daß Karl der Große an einer Lungenentzündung ohne Aderlaß und überhaupt ohne ärztliche Hülfe starb. Die arab. Ärzte folgten dem Galen, verbreiteten seine Lehren in Spanien, Italien und Frankreich, und wenn schon durch sie die Anwendung des Aderlasses vervielfältigt ward, so geschah dies noch mehr durch die Mönche, die im alleinigen Besitz der Heilkunde wie überhaupt aller damaligen Wissenschaften waren. Späterhin verflocht man die Astrologie in die Lehren der Medicin und bestimmte den Aderlaß nach gewissen Tagen. Die Päpste hatten zwar sehr oft den Mönchen die Ausübung der Heilkunst untersagt; allein theils achteten diese nicht darauf, theils erklärten sie das Verbot nur von chirurgischen Operationen. So trennte sich damals die Chirurgie von der innern Medicin; das Baderhandwerk entstand und eignete sich das Aderlassen, Schröpfen und Bartscheren zu. Jetzt nahm der Misbrauch des Aderlassens immer mehr überhand. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunst die Schriften der griech. Ärzte, vornehmlich des Hippokrates, verbreitet wurden und ihre Lehre wieder auflebte, wurde, wenigstens unter den Ärzten, der Aderlaß wieder auf bestimmte Fälle beschränkt. In Deutschland verdrängte Paracelsus (1525) das System des Galenus und mit ihm den Aderlaß, der blos in den Händen der Bader blieb. In Frankreich und Italien u. a. wurde noch theils das Hippokratische, theils das verunstaltete System des Galenus von den Ärzten angenommen, und daher der Aderlaß nicht nur herrschend, sondern aufs Höchste gemisbraucht. Helmont (1600), der Stifter einer ganz verschiedenen Lehre, eiferte gegen die Blutentziehung; er glaubte, daß der Lebensgeist, den er Archäus nannte, zu sehr dadurch geschwächt werde. Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs (1619) hatte insofern Einfluß auf den Aderlaß, als sie zu Versuchen veranlaßte, die Heilmittel in die Adern selbst einzuspritzen (1642), oder einen Theil des kranken Bluts abzulassen und durch Blut von gesunden Menschen oder Thieren zu ersetzen (1656). In England glaubte Sydenham (1673) durch starke Aderlässe die Natur zur Unterdrückung der Krankheit zwingen zu können. Fast in allen Krankheiten ließ er Blut weg, nie unter 8, ja in Entzündungsfällen bis auf 40 Unzen. Stahl (1707) suchte die Lehre des Hippokrates mit Helmont's Theorie zu vereinigen und stellte über den Aderlaß richtige und gemäßigte Grundsätze auf; aber seine Lehre pflanzte sich misverstanden und entstellt fort. Allenthalben hielt man Präservationsaderlässe für nöthig. Bordeu (gest. 1776) arbeitete dem Unwesen in Frankreich entgegen. In England blieb man noch immer sehr freigebig damit. Cullen (1777), der alle Krankheiten als widernatürliche Zustände des Nervensystems, alle Abnormitäten der Säfte als Folge der Schwäche und des Krampfs ansah, hielt den Aderlaß für ein vorzügliches Mittel, die Thätigkeit des ganzen Körpers und besonders des Systems der Blutgefäße zu vermindern, empfahl jedoch Berücksichtigung aller Umstände und folgte in der Lehre von der Vollblütigkeit meistens der Lehre Stahl's. Stoll in Wien (1780) fand, als ein Verehrer Sydenham's, häufige Veranlassung zu Aderlässen. Mehre neue Ärzte hingegen suchten ihre zu häufige Anwendung einzuschränken; dahin gehören Frank, Richter, Selle, Vogel, Reil, Hildebrandt u. A. Wollstein (1791) wollte nur in wenigen Fällen eine so bedeutende Schwächung zugeben. Auch Gall suchte die Lehre vom Aderlaß zu berichtigen. Brown verstattete den Aderlaß bei sthenischen Krankheiten, deren Zahl er aber sehr gering angab, und die Ausbreitung seiner Lehre (s. Erregungstheorie) beschränkte den Gebrauch dieses Mittels zu sehr. Nur unter den echten

Heilkünstlern erhielt sich die richtigere Anwendung desselben. In der neuern Zeit hat der Misbrauch des Aderlasses wieder sehr zugenommen, weil die antiphlogistische Heilmethode die herrschende wurde. Der Aderlaß gehört zu den kräftigsten, aber auch zu den gefährlichsten Heilmitteln, die wir besitzen, und kann daher nur in seltenen Fällen Anwendung finden. Vgl. Mezler's „Vers. einer Gesch. des Aderlasses" (Ulm 1793) und Vieusseux „Üb. künstl. Blutausleerungen" (deutsch v. Klose, Bresl. 1819).

Adern, in der anatomischen Kunstsprache Gefäße, sind die häutigen Kanäle, welche eine Flüssigkeit im thierischen und menschlichen Körper enthalten und fortleiten. Dazu gehören die Lymphgefäße, welche lymphatische (wässerige) Flüssigkeit; Milchgefäße, welche den Milchsaft aus den Därmen aufnehmen und in das Blut überführen; Blutgefäße, welche das Blut enthalten. Diese letztern werden gewöhnlich auch vorzugsweise unter der Benennung der Adern verstanden, und wir führen sie hier in diesem Sinne fort. Das ganze Adersystem im thierischen Körper besteht aus zwei Classen: den **Puls-** oder Schlagadern, **Arterien**, und den Blutadern oder **Venen**. Beide haben ihren Vereinigungspunkt im Herzen. Die Pulsadern gehen von dem Herzen aus und führen das Blut dem ganzen Körper zu; die Blutadern sammeln aus demselben das Blut wieder auf und führen es zu dem Herzen zurück. Die Pulsadern haben ihren Ursprung in der linken Abtheilung des Herzens. Die linke Herzkammer setzt sich nämlich fort in die große Pulsader, Aorta, welche sich sogleich, wie sie vom Herzen abgeht, in einem Bogen herunterwärts begibt, durch eine Öffnung des Zwerchfells in den Unterleib eintritt und an der vordern Seite der Lendenwirbelbeine bis zum vierten derselben herabsteigt, wo sie sich in die beiden Hüft- oder Darmbeinarterien spaltet. Diese gehen abwärts bis an den Rand des Beckens; jede theilt sich wieder in zwei große Äste: in die Schenkelarterie, welche nach dem Schenkel geht, und in die Beckenarterie, welche in die hier befindlichen Theile sich verbreitet. Aus dem absteigenden Theile der Aorta, sobald sie durch das Zwerchfell in den Unterleib gekommen ist, gehen mehre, zum Theil sehr beträchtliche Zweige ab, die untern Zwercharterien, welche das Zwerchfell selbst und benachbarte Theile mit Zweigen versorgen, die Baucharterie, welche ihre Zweige an den Magen, die Leber, das Duodenum, die Milz u. s. w. verbreitet. Ebendaselbst gehen die obere Gekrösarterie und weiter unten die untere Gekrösarterie aus der Aorta ab, und versorgen die Gedärme mit Zweigen. Aus dem aufsteigenden Theile der Aorta kommen die Arterien, welche das Herz selbst mit Zweigen versehen, aus dem Bogen aber die, welche sich zu dem vordern Theile der Brust, zu allen Theilen des Kopfs, des Halses und zu den obern Gliedmaßen verbreiten. Die Arterien vertheilen sich in immer kleinere Äste und Zweige, bis sie zuletzt haarähnliche Gefäßchen werden, die kaum dem Auge noch deutlich erkennbar sind. (S. **Haargefäße**.) Die Pulsadern, Arterien, sind fester und stärker in ihren Häuten als die Venen. Sie haben vier Lagen von Häuten, von denen die äußere zellig und locker, die folgende eigentliche Arterienhaut stark, fest und elastisch ist, die dritte aus zarten ringförmigen Muskelfasern besteht, die innerste sehr zart und dünn, an ihrer innern Fläche sehr glatt ist. Die Pulsadern haben ihre eigenthümliche Bewegung, wie das Herz; von der andringenden Blutwelle geschwellt, dehnen sie sich aus und ziehen sich wieder zusammen, um das aufgenommene Blut weiter zu treiben. Diese Verrichtung zeigt sich in der beständigen schlagenden Bewegung äußerlich, wenn eine solche Ader bloßgelegt wird, oder wenn man sie mit dem aufgelegten Finger befühlen kann. (S. **Puls**.) Eine verletzte oder durchgeschnittene Pulsader fällt nicht zusammen, heilt auch wegen der beständigen Bewegung schwerer, ihre Mündung bleibt offen und rund. Dies macht die Verletzung jeder Arterie gefährlich und einer innern tödlich. Die **Venen** entspringen in dem ganzen Körper mit den feinsten Verästelungen und ziehen das umgewandelte Blut an sich. Die kleinern Zweige gehen, immer wieder sich vereinigend, in größere über, und diese vereinigen sich endlich aus dem ganzen Körper in zwei große Canäle, die obere und un-

tere Hohlvene, welche zusammenstoßen und in den Venensack (Vorhof) der rechten Herzkammer sich öffnen. Alles Blut aus dem Kopfe, dem Halse und den obern Gliedmaßen wird auf jeder Seite durch die Drosselader (vena jugularis) herabgeführt, welche beide auf der rechten Seite sich vereinen und an der Stelle, wo sie hinter dem Knorpel der ersten Rippe der rechten Seite heruntersteigen, in die obere Hohlvene übergehen. Alle Venen der untern Gliedmaßen, des Unterleibes und der Eingeweide in demselben vereinigen sich endlich in der untern Hohlvene, welche an der vordern Fläche des fünften Lendenwirbelbeins aus den beiden Hüftvenen sich bildet, an der vordern Fläche der Lendenwirbelbeine an der rechten Seite der Aorta hinter dem Bauchfell in die Höhe steigt, und durch den hintern Theil der Leber zum Zwerchfell, welches zu ihrem Durchgang eine vierseitige Öffnung in seinem flechsigen Theile hat, gelangt, durch dasselbe in die Brusthöhle steigt, in den Herzbeutel eingeht und zugleich mit der obern Hohlvene in dem Vorhof der rechten Herzkammer sich endigt. Das Blut, welches von allen Gedärmen durch die Gekrösvenen, von dem Magen durch die Kranzvene des Magens, von der Milz durch die Milzvene zurückgeführt wird, geht einen besondern Umweg. Diese Blutadern vereinen sich nämlich in einen Stamm zusammen, die Pfortader (vena portarum), welche in die Leber eingeht und sich daselbst wieder in Äste und Zweige bis in die feinsten Haargefäße zertheilt, welche die die Galle absondernden Organe bilden. In der Leber entsteht dann wieder ein neues Venensystem, welches in immer größere Adern und zuletzt in einen Stamm, die Lebervene, sich vereint und das Blut aus der Leber wieder aufnimmt und in die Hohlvene überführt. Der Bau der Venen weicht von dem der Pulsadern wesentlich ab. Sie bestehen nur aus doppelten Häuten, einer äußern zelligen und einer innern. Diese faltet sich an mehren Stellen und bildet dadurch sackförmige Klappen, welche dem Blute zwar vorwärts, aber nicht rückwärts, einen Durchgang gestatten. Doch fehlen diese Klappen in den Venen der großen Eingeweide des Unterleibes, der Lungen und des Gehirns. Die Venen der untern Gliedmaßen sind stärker als die anderer Theile des Körpers. In Rücksicht ihrer größern Zweige sind die Venen zahlreicher als die Arterien; meistens ist, besonders an den Gliedmaßen, jede Arterie von zwei Venen begleitet. Außerdem laufen noch ganz oberflächlich unter der Haut große Venen, welche durch ihre bläulich durchschimmernde Farbe sichtbar werden. Von diesen sind noch einige deshalb merkwürdig, weil sie gewöhnlich zum Blutlassen gewählt werden. In der hohlen Hand und auf dem Rücken der Hand liegt gleich unter der Haut ein Netz von vielen mit einander in Verbindung stehenden Blutadern. Aus dem Venengeflechte des Handrückens entspringt die äußere Hautvene des Arms (vena cephalica), deren Anfang zwischen dem Mittelhandknochen des Daumens und des Zeigefingers liegt, und die äußere Hautvene des Daumens (vena cephalica pollicis) genannt wird. Jene geht an der Vorderseite des Unterarms nach dem Oberarm herauf. Die innere Hautvene des Arms (vena basilica) entspringt gleichfalls aus dem Venengeflechte des Handrückens zwischen dem Mittelhandknochen des kleinen und des vierten Fingers, wo sie noch Hautvene des kleinen Fingers (vena salvatella) heißt, geht an der hintern Fläche der Ellbogenröhre in die Höhe, wendet sich aufsteigend an die vordere Fläche des Unterarms und geht am Oberarm herauf. Die mittlere Hautvene des Arms (vena mediana) entspringt meistens von der cephalica und zieht an der Beugeseite des Vorderarms schief gegen die basilica, in welcher sie sich ungefähr in der Mitte des Oberarms endigt. Am Ellbogengelenke liegt sie auf der flechsigen Binde der Muskeln des Vorderarms, wo sich diese mit der Sehne des zweibauchigen Armmuskels verbindet und die Armarterie und den Mediannerven bedeckt. An dieser Stelle wird die Medianvene gewöhnlich bei dem Aderlassen am Arme geöffnet, und es ist daher große Vorsicht nöthig, damit nicht die Vene durchschlagen und die darunter liegende Armpulsader oder der benannte Nerv verletzt werde So liegt auch auf dem Fußrücken ein

starkes Venengeflecht unter der Haut ausgebreitet, von dessen größern Zweigen gewöhnlich einer bei dem Aderlasse am Fuße geöffnet wird. Noch ist außer dem Adersystem der Aorta und der Hohlvene ein anderes in dem Menschen zu bemerken, nämlich das Lungenadersystem, durch welches der sogenannte kleine Kreislauf des Bluts bewirkt wird. Aus der rechten Herzabtheilung geht ein Schlagaderstamm, die Lungenarterie, ab, die sich sogleich in zwei Äste theilt, davon jeder sich in eine Lunge begibt, sich in derselben in immer kleinere Äste trennt und endlich in die kleinsten Zweigelchen und haarähnlichen Gefäßchen vertheilt. Dann bildet sich rückwärts ein Venensystem, in welchem Haargefäße der Lungenarterie sich wahrscheinlich umbiegen, zur Vene werden, die nun sich immer zu größern Zweigen und Ästen vereinigen und endlich in jeder Lunge zwei große Venenstämme bilden, welche sich in die linke Vorkammer des Herzens einmünden. Die Lungenarterien führen das schwarzrothe Venenblut aus der rechten Herzkammer in die Lungen, wo es durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft in hellrothes Blut verwandelt wird, welches die Lungenvenen nach der linken Herzkammer zurückführen. Hieraus erhellt, daß ein doppelter Blutumlauf im Körper stattfinde, der große Kreislauf, aus der linken Herzkammer durch das Arteriensystem in den ganzen Körper zum Behuf der Ernährung und der verschiedenen Absonderungen, und durch das Venensystem nach der rechten Herzkammer zurück; der kleine Kreislauf, aus der rechten Herzkammer durch die Lungenarterie nach den Lungen und aus diesen durch die Lungenvenen nach der linken Herzkammer zurück. Die Lungenvenen, die linke Herzkammer und deren Pulsadersystem führen das hellrothe Blut; das Venensystem der Hohladern, die rechte Herzkammer und die Lungenarterien das schwarzrothe Blut. — **Adern** heißen beim Bergbau die schmalen Erzgänge.

Adersbacher Gebirge, ein merkwürdiges Quadersandsteingebilde, das sich mit einigen Unterbrechungen von dem böhm. Dorfe Adersbach bis nach der Heuscheuer in der Grafschaft Glatz erstreckt. Kleinere oder größere Klüfte trennen die einzelnen Felsen, die bis 100 Fuß und darüber hoch sind und aus einem eisenschüssigen oder mit Eisenkalk gemischten Sandstein bestehen. Indem Regen und Schnee sich in den Vertiefungen der Oberfläche sammelte, sprengte die Feuchtigkeit die Felsen im Winter und suchte sich Auswege, die endlich Klüfte wurden. Dieser Sandstein verwittert sich immer mehr, und seine Oberfläche ist sehr zerreiblich.

Adhäsion, s. **Anziehung**.

Adhäsion, der Beitritt einer Partei zu einem von einer andern eingeschlagenen Wege; im Civilproceß zu einem von dem Gegner eingewandten Rechtsmittel (Läuterung, Appellation), wobei aber der Regel nach, wenn sie andere als die vom Gegner schon angefochtenen Punkte betrifft, die nämlichen Förmlichkeiten wie bei einem selbständigen Rechtsmittel zu beobachten sind. In Criminalsachen nennt man das Verfahren den Adhäsionsproceß, wenn der durch ein Verbrechen Beschädigte seine Entschädigungsansprüche zugleich im Criminalprocesse mit verfolgt.

Adiaphora (an sich gleichgültige Dinge) hat man in alter und neuer Zeit in sehr verschiedener Bedeutung genommen und besprochen. In den alten philosophischen Schulen bedeutete Adiaphoron gleichgültig zur Glückseligkeit. und es war streitig, ob man das Äußere des Lebens als Adiaphoron zu nehmen habe, wie die Stoiker behaupteten. In den neuern Zeiten wurde die Frage über Adiaphora in dreifacher, nämlich religiöser, moralischer und kirchlicher Beziehung behandelt. In der ersten Beziehung sie zu betrachten, gab der Indifferentismus Veranlassung, dem der ganze Umfang des religiösen Denkens und Meinens gleichgültig erscheint neben dem sittlichen Interesse, welches diese Denkart ausschließlich als das Menschliche anerkennt. In moralischer Beziehung ist die Frage über die Adiaphora schwierig. Es fragt sich, ob Alles im Leben durch das Sittengesetz bestimmt und geordnet;

Alles also, was der Mensch thun könne, entweder geboten oder verboten, gut oder böse sei, ob nicht auch Einiges weder recht noch unrecht und folglich erlaubt nach beiden Seiten sei. Diese Frage beschäftigte schon die scholastische Moral vielfach. Der Pietismus faßte die Adiaphora eigentlich auf, indem er sie vorzugsweise auf Kleinigkeiten, kleine Handlungen und Freuden des Lebens und auf deren Vereinbarkeit mit der Moral des Evangeliums richtete. Von diesen handelt das reichhaltige Werk von Schmid: „Adiaphora, wissenschaftlich und historisch untersucht" (Lpz. 1809). In kirchlicher Beziehung endlich wurde die Sache der Adiaphora im Jahrhunderte der Reformation streitig. Durch die Vereinigungsversuche, welche unter den Protestanten und Katholiken von Zeit zu Zeit hervortraten, kam es zur Sprache: Inwieweit sich die protestantische Partei die Äußerlichkeiten der röm. Kirche und ihres Cultus gefallen lassen dürfe; sodaß sie dergleichen als Adiaphora achtete, wenn nur die Differenz in Dogma und Verfassung festgehalten würde. Die Interimsformeln, besonders die von Augsburg und Leipzig (s. Interim), regten die Fragen zwar am meisten auf, allein sie blieben natürlicherweise stehen, auch nachdem die Streitigkeit über das Interim durch den Religionsfrieden beseitigt worden war. Darum sprach sich noch die Concordienformel (Art. 11) darüber und nicht im Sinne der Adiaphoristen aus. An allen diesen verschiedenen Seiten der Frage über die Adiaphora leuchtet es ein, wie leicht sich ein gesunder Sinn und gebildetes Gefühl auch über solche Gegenstände und Fragen unterrichte, welche die Schule für unauflöslich gehalten hat. Denn oft finden wir über alles Das, was hier erwähnt worden ist, unter den Meinungen und Sprüchen des Volks die bestimmtesten und sichersten Aussprüche, während die Schule an Worten und Formeln festhielt und sich in Schwierigkeiten verstrickte, welche keineswegs in der Sache selbst lagen.

Ädilen, bei den Römern obrigkeitliche Personen, denen die öffentlichen Schauspiele, Gebäude, das Urtheil über die Baustreitigkeiten und die Marktpolicei, sowie die Aufsicht in Ansehung der verbotenen Bücher, der Lustdirnen und Wirthshäuser anvertraut waren. Anfangs wurden zwei aus dem gemeinen Volke gewählt (Aediles plebis); zu Ende des 4. Jahrh. nach Erbauung Roms kamen noch zwei aus den Patriziern hinzu, welchen der elfenbeinerne Magistratsstuhl (sella curulis) vergönnt war, und die Aediles curules genannt wurden. Julius Cäsar setzte eine dritte Gattung hinzu (Aediles cereales), denen die öffentlichen Magazine anvertraut waren. Vgl. Schubert, „De Romanorum aedilibus" (Königsb. 1828).

Adjectiv, Beschreibungswort oder Beiwort (s. Redetheile), wird dem Substantiv beigesetzt, um den Begriff, welchen das Substantiv im Allgemeinen darstellt, durch Angabe einer zufälligen Beschaffenheit oder eines dem genannten Gegenstande eignen Merkmals (Eigenschaft) genauer zu beschreiben. Es wird entweder mit dem Hauptwort unmittelbar verbunden, z. B. guter Mensch, der gute Mensch; oder es steht als Prädicat in dem ausgesprochenen Urtheil: der Mensch ist gut; oder zwei Adjective in zwei mit einander verbundenen Sätzen bilden ein neues Urtheil: der gute Mensch ist frei. Zu genauer Unterscheidung wird das Adjectiv durch Substantive umschrieben, z. B. der Teller von Silber, von Zinn u. s. w. Die Beugung der Adjective in den ältern Mundarten der deutschen Sprache war mannichfaltiger als in der neuern Schriftsprache. Wenn das Adjectiv dem Substantiv vorgesetzt wird, so kommt die Casusbezeichnung nur dem Artikel, oder bei mehren Adjectiven nur dem ersten zu, z. B. dem guten Menschen, meinem guten Freunde. Wird das Adjectiv als Prädicat nachgesetzt, so steht es ohne Beugung wie ein Adverbium, z. B. der Mann ist gut. Dies geschieht auch, wenn von zwei vorgesetzten Adjectiven eins das andere näher bestimmt, z. B. ein sittlich guter Mensch. Das Adjectiv wird auch als Substantiv gebraucht, z. B. der Gute, der Weise, das Gute, Treffliches, Wahres. Die Adjective der deutschen Sprache sind entweder Stammwörter, oder abgeleitet, oder zusammengesetzt. Die Vergleichungsgrade werden ent-

weder durch Verlängerung der Wortform, mit oder ohne Umlaut, oder durch Umschreibung ausgedrückt.

Adjudication, die gerichtliche Zuschlagung einer an die Meistbietenden verkauften Sache, eines Lieferungscontracts u. dgl. In der Regel wird erst durch die erfolgte Adjudication der Contract vollständig, und bis dahin hat, wenn nicht Landesgesetze oder besondere Verabredungen ein Anderes festsetzen, der Meistbietende kein unbedingtes Recht, den Zuschlag zu verlangen. Der Eigenthümer z. B., welchem eine Sache Schulden halber verkauft werden soll, kann noch durch Bezahlung sich dieselbe erhalten. Durch die Adjudication nach gehöriger Subhastation werden alle frühern, auf der verkauften Sache haftende Hypotheken getilgt.

Adjunctus, der Gehülfe eines Beamten, im sächs. Kirchenwesen besonders die Gehülfen und Mitcommissarien der Superintendenten, die einen Theil der Ephoralgeschäfte zu verwalten haben, auch wol mit besondern Aufträgen von den Consistorien versehen sind. Sie kommen zuerst in der Kirchenordnung des Kurfürsten August 1580 vor. An vielen Orten ist Adjunctus auch nur ein bloßer Titel und das ganze Geschäft derselben erstreckt sich auf die Einsammlung und Einsendung der Witwensteuern.

Adjustiren heißt im Handel und Wandel Etwas in völlige Richtigkeit setzen, abmachen. Ferner wird es vom Abzug messingener und eiserner Gewichte gebraucht, wenn sie völlig dem einmal eingeführten Land- oder Stadtgewichte gleichen; und endlich heißt Adjustiren oder Justiren im Münzwesen die Bereitung und Beschneidung derjenigen Metallstücke, die zur Ausprägung der Münzen bestimmt sind. Man hat dazu in neuern Zeiten eine besondere Vorrichtung, die Justirmaschine, erfunden. — **Adjustirwage**, beim Münzwesen eine kleine Wage, worauf alle auszuprägende Münzen vorher gewogen werden, um daraus abnehmen zu können, ob sie zu schwer oder zu leicht sind.

Adjutant, ein dem Chef zugetheilter Hülfsoffizier und dessen steter Begleiter im Dienste, der in seinem Geiste und Sinne dessen Befehle an die Behörden zu vertheilen und darauf zu sehen hat, daß sie gehörig befolgt werden. Der Geschäftskreis des Adjutanten ist nicht selten von bedeutendem Einfluß, erfodert also einen Mann von vielumfassendem Geist, tüchtiger Kenntniß seines Fachs, unermüdlicher Thätigkeit, gewandtem Benehmen und einer Rechtlichkeit, die durch keinerlei Rücksichten erschüttert werden kann. Da bei weniger selbständigen Chefs dieser Einfluß oft weiter sich erstreckt, als für das Ganze ersprießlich ist, so hat man in einigen Diensten Maßregeln getroffen, das vertraute Verhältniß zwischen dem Chef und Adjutanten nicht überhand nehmen zu lassen, und eine besondere Adjutantur gebildet. Die Mitglieder derselben werden dann den Chefs zugetheilt und wechseln auch von Zeit zu Zeit ihre Plätze. Indessen ist es oft ebenso nachtheilig für den Dienst, wenn der Chef und sein Adjutant in strenger Entfremdung bleiben. Gewöhnlich unterscheidet man Generaladjutanten beim Monarchen und Feldherrn; Divisions- und Brigadeadjutanten bei den diese Abtheilungen befehligenden Generalen. Ihr Wirkungskreis verschmilzt häufig mit dem der Generalstabsoffiziere. Man hat ferner Regiments- und Bataillonsadjutanten, Platzadjutanten u. s. w. Alle besorgen zugleich auch den militairischen Briefwechsel, führen die Journale, die Commandirregister, die Ausgabe der täglichen Befehle, leiten die taktischen Bewegungen und müssen in beständiger Übersicht aller Angelegenheiten ihrer Truppen bleiben.

Adler. Es ist der größte und stärkste Raubvogel, von Linné u. A. zu den **Falken** (s. d.) gerechnet, hat einen langen, starken, nur an der Spitze gekrümmten Schnabel und keinen Seitenzahn, kräftige Füße mit sehr gekrümmten Krallen und oft bis auf die Zehen gefiedert, auf dem Kopfe und am Halse spitzige Federn und lange Flügel. Er fliegt schneller, kühner und majestätischer als alle übrigen Raubvögel und bekämpft muthig ihm an Kraft überlegene Thiere. Nur bei der äußersten Noth zehrt er Aas. Er lebt in der alten und neuen Welt. Der ausgezeich-

netste dieser Gattung ist der Gold- oder Kaiseradler in den hohen Waldgebirgen des südl. Europas und des nördl. Afrikas. Ihm zunächst steht der Stein- oder Königsadler. — In den bildenden Künsten hat man den Adler vielfach allegorisch benutzt. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeus, Überbringer des Blitzes, und drückt darum auch die Ober- oder Alleinherrschaft aus. In diesem Sinne finden wir ihn als Sinnbild und Symbol der Völker, Fürsten und Heere. Er war das hieroglyphische Zeichen der Städte Heliopolis, Emesus, Antiochien und Tyrus. Unter den Attributen des Königthums, welche die Hetrurier den Römern einst zum Zeichen der Freundschaft schickten, war auch ein Scepter mit einem Adler von Elfenbein, und von dieser Zeit an blieb der Adler eins der ersten Attribute der Republik, welches später auch die Kaiser beibehielten. Als Heereszeichen kommt der Adler zuerst bei den Persern vor. Ein goldener Adler mit ausgebreiteten Flügeln, das Symbol der persischen Könige, wurde dem Heere vorgetragen. Bei den Römern waren sie anfangs von Holz, dann von Silber mit goldenem Blitzstrahl, unter Cäsar und seinen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzstrahl. Sie wurden als Legionszeichen auf einer langen Lanze getragen und als eigenthümliche Gottheit der Legion verehrt. Auch Napoleon gab seit 1804 seinen Heeren vergoldete Adler mit hebenden Flügeln als Feldzeichen. Der doppelköpfige Adler war zuerst bei den Kaisern des Orients üblich, die damit ihren Anspruch auf das morgen- und abendl. Reich bezeichneten. Vom Orient kam er nachher auf die occidentalischen Kaiser. Der deutsche Kaiser Otto IV. hatte ihn zuerst auf Siegeln; König Philipp brachte ihn dann auf den Schildern der Münzen an. Östreich behielt dieses Sinnbild aus der Erbschaft des Orients bei. Außerdem ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Sicilien, Spanien, Sardinien, vom russ. Kaiser, und von vielen Fürsten, Grafen und Baronen des deutschen Reichs ins Wappen gezogen. Auch ist der Adler das Zeichen mehrer Ritterorden. (S. Orden.)

Adlersparre (Georg), geb. 1760 in der Provinz Jemtland in Schweden, studirte zu Upsala, trat aber schon 1775, und zwar als Corporal ins Heer. Nach dem Feldzuge gegen Rußland ward er 1790 Ritter des Schwertordens und soll vom Könige Gustav III. den geheimen Auftrag erhalten haben, die Norweger gegen ihre Regierung zu erheben. Der König aber starb; A. nahm seine Entlassung, widmete sich den Wissenschaften und gab 1797—1800 eine Zeitschrift: „Läsning i blandade Ämnen", heraus, worin Gedichte und Aufsätze über Staatswissenschaften und andere Zweige der Literatur aufgenommen werden. A. lebte in tiefer Zurückgezogenheit, da erhielt er 1808 auf Empfehlung des Herzogs von Södermanland den Befehl über eine Abtheilung der sogenannten Westarmee, und stieg sehr bald zum Oberstlieutenant. Mit Glück führte er sein Heer; unterdeß ward mehren Großen die Überzeugung, daß das Vaterland nur durch den Sturz des Königs gerettet werden könne, auch A. ward in die Anschläge eingeweiht, doch er gab nur unter den ihn hochehrenden Bedingungen seine Beistimmung: „daß kein Blut vergossen, kein Volksaufstand erregt werde, und daß das Heer nichts als die Berufung des Reichstags verlange". A. näherte sich mit der Armee der Hauptstadt; ohne Mitwirken des Heeres ward der König verhaftet und am 13. März 1809 der Herzog von Södermanland als König ausgerufen, worauf am 22. A. in die Hauptstadt im Triumphe einrückte und im Staatsrath einen Platz einnahm. Von nun an geschah nichts ohne A.'s Zustimmung, er ward Oberst, Generaladjutant, Comthur des Schwertordens und endlich in den Freiherrnstand erhoben, wie es in dem Adelsbriefe hieß, „wegen seines durch thätige Redlichkeit und patriotische Tugend ausgezeichneten Benehmens bei der Regierungsveränderung". Von Neuem erhielt er den Auftrag, die Norweger in Aufstand zu bringen; allein das Unternehmen mislang. Nach der Staatsumwandelung herrschte in Schweden große Einigkeit, nur A. war verstimmt, und Einige wollten den Grund davon darin finden, daß nicht ihm der erste Platz zu Theil geworden sei. Sobald der Reichstag geschlossen

war, trat er aus dem Staatsrathe und zog sich als Landeshauptmann des Skaraborg-Läns in eine entfernte Provinz zurück, doch fortwährend überhäufte ihn der König mit Gunstbezeigungen; A. erhielt 1811 das große Kreuz des Schwertordens, ward in den Grafenstand erhoben, erhielt 1817 den Titel Einer der Herrn des Reichs (En af Rikets Herrar) und bald darauf den Excellenztitel und den Seraphinenorden. Bei der Verwaltung seiner Provinz erwarb er sich großes Verdienst; doch er gab auch diese Stelle auf und zog sich auf ein entferntes Landgut zurück. Hier beschäftigt er sich gegenwärtig mit der Ausarbeitung der „Actenstücke zur ältern, neuern und neuesten Geschichte Schwedens". Sie verwickelten ihn 1831 in eine Untersuchung wegen Preßvergehen; er ward zu einer Geldstrafe verurtheilt, bezahlte sie und ließ, nachdem er öffentlich den richterlichen Spruch für moralisch ungerecht erklärt hatte, 1832 das 6. und 7. Heft erscheinen.

Adlerzange, eine statt der gewöhnlichen Kneiper mit zwei spitzigen Haken versehene Zange, um damit Gegenstände in der Tiefe zu fassen und mittels geeigneter Vorrichtungen herauszuheben.

Ad libitum (ital. a piacere), nach Belieben, wird in musikalischen Werken 1) über Stellen einer Solopartie geschrieben, welche einen freien Vortrag erfodern oder gestatten. Dies bezieht sich sowol auf das Zeitmaß, sodaß der Vortragende den Takt weniger streng als sonst zu nehmen hat, als auf die Ausmalung des Vortrags und die eigne Wahl passender Verzierungen. Letzteres findet besonders bei Cadenzen (s. d.) statt. Der Tonsetzer überläßt es in diesem Fall dem Gefühle und Geschmacke des Musikers oder Sängers, in gewissen Momenten höherer Begeisterung sich frei auszudrücken. Es leuchtet aber von selbst ein, daß in beiden Fällen man nicht jedes Gesetzes entbunden sei. Das Belieben findet seine Schranken im Charakter des Tonstücks. Auch muß hierbei ein Einverständniß mit den übrigen Sängern oder Instrumentalisten noch möglich und durch Verabredung bestimmt sein, und es kann sich das ad libitum in Hinsicht des ersten Falls nicht über ein ganzes Tonstück verbreiten, weil dies in einem mehrstimmigen Stücke nicht blos die größte Verwirrung unter den Zusammenwirkenden erzeugen würde, sondern weil der freiere, ungebundenere Vortrag, der durch jenes ad libitum bezeichnet wird, überhaupt auch nur von Bedeutung und Wirkung sein kann, wo er als Ausnahme in einzelnen Stellen den strengern Vortrag unterbricht. 2) Wird in den Partituren und auf den Titeln der Musikalien auch sehr oft das Wort ad libitum gebraucht, um zu bezeichnen, daß eine Partie zu dem Ganzen nicht wesentlich nothwendig ist und allenfalls weggelassen werden kann. Es versteht sich, daß dieses nur von Stimmen gelten kann, welche zur Ausfüllung dienen, z. B. Corno ad libitum, Violoncello ad libitum.

Admet, s. Alceste.

Administration, Verwaltung. Eine als Vormund, als Vorsteher einer Handlung, als Beamter u. s. w. geführte Administration begründet die Gerichtsbarkeit des Richters, unter welchem die Verwaltung geführt wurde, auch gegen Solche, die sonst nicht dem Gerichtszwange desselben unterworfen sind. Im öffentlichen Recht setzt man die Administration der Rechtspflege entgegen. Jene umfaßt Alles, wobei die Thätigkeit der Regierung nicht zunächst auf Realisirung der Idee der Gerechtigkeit, sondern auf den zweckmäßigen Gebrauch, die Vermehrung und Erhaltung der Staatskräfte gerichtet ist. Zum Administrativen gehört daher, außer den rein kirchlichen Angelegenheiten, Alles, was nicht die bürgerliche und criminelle Justiz angeht. Man setzt daher die Administrations- und die Gerichtsbeamten einander entgegen, und es liegen in ihrer Stellung sehr wesentliche und wichtige Verschiedenheiten. Der Letztere bedarf einer ganz andern Art von Unabhängigkeit von den obersten Regierungsbeamten als der Erstere; daher die Unabsetzbarkeit (Inamovibilität) der Richter auch von einer unbedingtern Nothwendigkeit ist. Bei dem Verwaltungsbeamten kommt es auf Zweckmäßigkeit, also auf Eigenschaften an,

welche sich nicht so bestimmt äußerlich beurtheilen lassen, als die historische Kenntniß der Rechte und die Legalität des Richters. Daher muß auch die Regierung bei der Entlassung der Verwaltungsbeamten freiere Hand haben. Da bei rechtlicher Beurtheilung administrativer Gegenstände oft specielle technische Kenntnisse nöthig sein können, so hat man häufig eigne Gerichte für dergleichen Sachen bestellt (Berg-, Salinen-, Fabriken-, Handelsgerichte u. s. w.), oder auch den Verwaltungsbehörden (der Policei, den Zollämtern, der Salz- und Tabacksregie, der Post u. s. w.) richterliche Gewalt übertragen. Da aber dabei das Recht gar leicht dem speciellen Zwecke des Verwaltungszweigs untergeordnet wird, so ist wenigstens stets zu wünschen, daß der Recurs an eigentliche Justizstellen in der höhern Instanz stets offenstehen, und überhaupt diese administrative Justiz nicht zu weit ausgedehnt werde. In Frankreich ist die Justizadministration von der übrigen Gerichtsorganisation ganz getrennt; für jene ist der Staatsrath die oberste Instanz, man fühlt aber auch dort die großen Nachtheile dieser Einrichtung gar sehr.

Admiral. Dieses Wort ist arab. Ursprungs und wird gewöhnlich von Amir oder Emir, d. i. Herr oder Befehlshaber, abgeleitet. Im 12. Jahrh. gaben zuerst die Sicilianer und Genueser den Befehlshabern zur See diesen Titel, und ihnen sind später alle Nationen Europas hierin gefolgt, mit Ausnahme der Türken, welche den obersten Anführer einer Flotte Kapudan-Pascha nennen. Über dem Admiral steht im Range nur der Großadmiral, in England auch der Admiral von der rothen Flagge genannt, unter ihm stehen der Vice- und Contreadmiral, welcher letztere bei den Holländern Schout by Nacht (der bei Nacht die Aufsicht oder das Commando führt), bei den Engländern Rear-admiral genannt wird, weil er ordentlicherweise die Nachhut (rear) befehligt. Jeder Admiral, der von 20, und jeder Vice- und Contreadmiral, der von 12 Schiffen begleitet wird, kann die **Admiralsflagge** führen. Das Schiff, auf welchem sie weht, heißt dann ein **Admiralschiff.** Wenn zwei Kriegsschiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zusammenkommen, so hat das zuerst eingelaufene die Vorzüge und Würde eines Admiralschiffs; das andere, und wenn es auch größer und stärker sein sollte, hat nur den nächsten Rang. — **Admiralität** oder **Admiralitätscollegium** heißt die gewöhnlich aus einem Admiral, verschiedenen Vice- und Contreadmiralen, Schiffscapitains, Räthen und Beisitzern bestehende Behörde, welche die Aufsicht über die Seeangelegenheiten hat. Sämmtliche Kriegs- und Handelsschiffe, sowie das ganze dabei angestellte Personal, stehen unter ihrer Aufsicht und Gerichtsbarkeit, und sie entscheidet über den Schleichhandel zur See, über die Gültigkeit der gemachten Prisen u. s. w. In England werden diese Angelegenheiten, seit die Würde des Großadmirals nicht besetzt ist, von Commissarien, den Lords der Admiralität, verwaltet. — **Admiralschaft** heißt der Bund, den eine Anzahl Kauffahrteischiffe zum Widerstand gegen einen zu fürchtenden Feind schließt. Sie müssen sich dabei mit bestimmten Vertheidigungsmitteln versehen. Der Gewinn und Verlust wird verhältnißmäßig vertheilt.

Adolf von Nassau, erwählt zum deutschen Kaiser am 10. Mai 1292 und gekrönt zu Aachen am 24. Jun., war ein bloßer Dynast, zwar aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, aber ohne ein anderes Erbtheil als sein Schwert, und ohne jene großen Eigenschaften, die seinen Vorgänger, Rudolf von Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. A. verdankte seine Wahl theils dem anmaßenden Betragen **Albrechts von Östreich** (s. d.), theils den eigennützigen Absichten der Kurfürsten von Köln und Mainz, die durch ihn sich Städte und Ländergebiete versprechen ließen, die ihm gar nicht gehörten. Da er aber als Kaiser nicht erfüllen wollte, was er als Graf versprochen hatte, sah er sich bald von seinen Freunden gehaßt und verlassen. Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100,000 Pf. St. und versprach dafür, ihm gegen Philipp den Schönen beizustehen, sah es aber nicht ungern, als ihm der Papst die

Theilnahme an dem Kriege untersagte. Machte er sich schon dadurch in den Augen der deutschen Fürsten verächtlich, so wurde er es noch mehr, als er 1293, des Landgrafen Albrechts des Unartigen Haß gegen seine Söhne benutzend, von diesem Thüringen kaufte und mit bewaffneter Hand sich in den Besitz des erkauften Landes zu setzen versuchte, was ihm jedoch nie ganz gelang. Empört durch seine Unwürdigkeit und aufgereizt von Albrecht von Östreich, lud ihn das Kurfürstencollegium (jedoch ohne Trier, Köln und Pfalz) vor sich. Da er nicht erschien, ward am 23. Jun. 1298 seine Absetzung ausgesprochen, und Albrecht von Östreich gewählt. Unterdessen war es zum Kriege zwischen Beiden gekommen, und A. schien das Übergewicht zu gewinnen; jedoch überlistet von seinem Gegner, fand er sich bei Gellheim, in der Nähe von Worms, umstrickt und fiel nach einer heldenmüthigen Gegenwehr am 2. Jul. 1298, man sagt, durch Albrechts eigne Hand. Sein Feind, der Erzbischof Gerhard von Mainz, rief: „Heut' ist der tapferste deutsche Mann gefallen!" Seine Leiche ward von Heinrich VII. in der kais. Gruft zu Speier, zugleich mit Albrechts Leichnam, beigesetzt. A.'s Fehler entsprangen größtentheils aus dem Misverhältniß seiner Mittel zu seiner Lage. Ein Fehlgriff veranlaßte den andern, und als er in den letzten Augenblicken seiner Regierung einen bessern Weg verfolgen wollte, war es zu spät.

Adonāi, welches der Herr bedeutet, ist die hebr. Pluralform, wodurch die Bedeutung verstärkt wird, und man gebraucht sie ausschließend von Gott. Um den Namen Gottes nicht auszusprechen, lesen die Juden in allen den Stellen, wo der Name desselben vorkommt, Adonai.

Adōnis, eins der vieldeutigsten Wesen der alten Mythenwelt, da seine Verehrung bei Ägyptern, Phöniziern, auf Cyprus wie in Athen immer anders modificirt vorkommt. Im Phönizischen bedeutet Adon überhaupt der Herr. Sein Mythus wird sehr verschieden erzählt. Nach Hesiod ist er ein Sohn des Phönix und der Alphesiböa, einer Tochter des Kadmos, nach Ovid der Myrrha und ihres Vaters Kinyras. Von seiner Geburt an erst ein Gegenstand des Neides der Aphrodite, dann ihrer Liebe und um deswillen dem Ares zuwider. Durch einen Eber, den Ares sendet, fällt Adonis, der leidenschaftliche Jäger, auf dem Waldgebirge. Vergebens eilt Aphrodite den Liebling zu retten, nicht schonend der zarten Füße, deren Blut die weißen Rosen damals roth färbte. Durch ihre Klagen und Bitten erlangt sie es jedoch, daß er, in eine Anemone verwandelt, abwechselnd zwischen Olymp und Hades ihr und der Proserpina angehören soll. Tieferer Sinn liegt andern Erzählungen zu Grunde. Freuden- und Trauerfeste waren bei seinem Cultus vereinigt. Die mannichfaltigen Beziehungen des Adonis-Cultus hat Creuzer in der „Symbolik" trefflich beleuchtet. Von einem durch die Idylle Theokrit's uns etwas genauer bekannten Feste stammte der Gebrauch, Weizen, Fenchel und Lattich oder Kresse in irdenen Gefäßen oder silbernen Körbchen zu ziehen. Dies nannte man Adonisgärten in Bezug auf das schnelle Keimen und ebenso schnelle Verwelken.

Adōnisch nennt man eine Versart, welche aus einem Daktylus und einem Spondeus oder Trochäus besteht (- ᴗ ᴗ - - z. B. liebliche Rose). Sie eignet sich wegen ihres lebhaften Ganges zu muntern und scherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch eine zu große Einförmigkeit durch so kurze, ohne alle Abwechselung wiederkehrende Verse erhalten, deshalb verbindet man sie gewöhnlich mit andern Versarten; dies thaten auch die Alten, wie wir bei den sapphischen Strophen sehen, wo die letzte adonisch ist.

Adoptianer, Name einer ketzerischen Partei der alten Kirche, in deren Beurtheilung sich ganz besonders viele Misverständnisse dargelegt haben. Die eigentliche Streitigkeit über Adoptianismus wurde unter Karl dem Großen in Spanien und in der fränk. Kirche geführt. Dort wurde ums J. 785 die Frage durch Elipandus, Erzbischof von Toledo, und Felix, Bischof von Urgel, angeregt. In den Werken Alcuin's, des eifrigsten Bestreiters dieser Lehre, sind die Hauptschriften jener Parteien

zu finden. Viele Concilien, besonders aber das von Frankfurt 794, und zu Aachen 799, sprechen gegen den Adoptianismus. Felix aber hing an ihm, wiederholten Widerrufs ungeachtet, bis an das Ende seines Lebens 818. Diese Spanier meinten, Christus als Mensch sei nicht eigentlicher Gottessohn, sondern nur durch Adoption mittels der Taufe. Dieses Wort war in der alten Kirche unbedenklich so gebraucht worden; es konnte ja nur bedeuten sollen, daß der Mensch Jesus zur Theilnahme am Göttlichen erhoben worden sei; und dieses war auch das kirchliche Dogma. Aber mit Unrecht beriefen sich die Adoptianer auf altliturgische Formeln (homo adoptivus) in der span. Kirche; denn diese hatten den, von der göttlichen Natur angenommenen, mit ihr verbundenen, Menschen bedeutet. Es war dem Adoptianismus des 8. Jahrh., welcher, im allerschlimmsten Sinne gedeutet, nur Nestorianismus (s. d.) war, in der kirchlichen Meinung sehr nachtheilig, daß schon die Arianer den Ausdruck von der Adoption Christi gebraucht hatten. Freilich aber war dies in ganz anderer Bedeutung geschehen, nämlich in Beziehung auf das Subject in der Person Christi, welcher der Arianismus eine Gottheit nur im uneigentlichen Verstande beilegen mochte. Merkwürdig ist die politische Bedeutung, welche dieser Streit durch das Verhältniß des Elipandus zu den Sarazenen erhielt.

Adoption, Annahme an Kindesstatt, ist durch das röm. Recht zu uns gekommen. Sie war ein Mittel, die väterliche Gewalt zu erwerben, entweder indem der leibliche Vater solche dem Adoptivvater abtrat (Adoption in engerm Sinne), oder indem ein Mensch, welcher nicht mehr in väterlicher Gewalt war, seine Zustimmung selbst oder durch seine Vormünder dazu ertheilte (Arrogation). Nach älterm röm. Rechte ging das Adoptivkind ganz aus seiner bisherigen Familie in die Familie des Adoptivvaters über. Justinian hat dies bei der eigentlichen Adoption aufgehoben. Die Adoption soll Nachahmung der Natur sein; sie ist also der Regel nach nur Denen gestattet, welche keine ehelichen Nachkommen haben, aber sie hätten haben können (Castraten sollen nicht adoptiren) und wenigstens 18 Jahre älter sind als die zu Adoptirenden. Vormünder dürfen nicht ihre Mündel, auch ein Armer kein reiches Kind adoptiren. Frauen können nicht eigentlich adoptiren, wol aber mit Erlaubniß des Regenten einem Wahlkinde Rechte auf Alimente und Erbrechte geben. In Deutschland ist die Adoption im Ganzen nach röm. Rechte aufgenommen, fodert aber gemeiniglich landesherrliche oder doch gerichtliche Bestätigung. Das Wahlkind erhält den Namen der Wahlältern, den adeligen Stand derselben aber nur durch landesherrliche besondere Ertheilung. Das neuere franz. Recht (Code civil, a. 343) hat auch die Adoption beibehalten, doch beschränkt. Die zu Adoptirenden müssen entweder von den Wahlältern schon als Kinder sechs Jahre verpflegt worden sein oder sie aus Lebensgefahr gerettet haben. Die Adoption kann nicht vor erlangter Großjährigkeit des zu Adoptirenden geschehen und muß sowol vom Kreisgerichte als vom Appellationsgerichte bestätigt werden. In England ist die Annahme an Kindesstatt unbekannt.

Adrastēa (die Unentfliehbare), ein Beiname der Nemesis (s. d.), welchen sie von dem Tempel, den ihr zu Ehren der König Adrastos, wie Strabo erzählt, in dem Gebiete Adrastea an den Ufern des Äsopus aufrichtete, erhalten haben mag. Mehre haben sie als Dienerin der ewigen Gerechtigkeit und Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgeht, zu einer besondern Göttin erhoben; allein alle diese Eigenschaften kommen auch der Nemesis zu. Herder wählte den Namen Adrastea für eine Zeitschrift, in der man auch, sowie in seinen „Zerstreuten Blättern" (II, 221), geistvolle Erörterungen über sie findet.

Adrastos, König von Argos, ein Sohn des Talaus und, nach Apollodor, der Lysimache. Um dem Orakel zu gehorchen, das ihm seine zwei Töchter einem Löwen und einem Eber zu geben befahl, gab er die Argia dem Polynikes, der sich mit einer Löwenhaut bekleidet hatte, und die Deiphyle dem Tydeus, der einen Eber im Schilde führte. Durch ihn ward der Krieg der Sieben gegen Theben veranlaßt und er war

der einzige der Feldherren, welcher sein Leben rettete. Zehn Jahre später zog er mit den hinterlassenen Söhnen seiner unglücklichen früher Verbündeten nochmals gegen Theben und eroberte es, verlor aber dabei seinen noch einzigen Sohn und starb vor Gram. Sein Andenken wurde an mehren Orten feierlich begangen.

Adresse, eine Anrede oder Zuschrift, Erlaß. Erst in den neuern Zeiten hat man angefangen, auf den Ausdruck der öffentlichen Meinung, welcher in dieser Form gegeben wird, einen Werth zu legen, sowie auf der andern Seite die Regierungen sich in schwierigen Lagen in ähnlicher Form an das Volk gewendet haben. Der Erlaß oder Zuruf der Staatsbehörden an Untergebene heißt Proclamation, und nur zu den Zeiten der misverstandenen Volkssouverainetät in Frankreich erließen die obersten Autoritäten Adressen an das Volk. Die Adresse unterscheidet sich wesentlich von der Petition, indem sie blos Gesinnungen des Dankes und der Zufriedenheit ausspricht, Aufklärungen mittheilt, Maßregeln rechtfertigt und dgl., ohne eine Anordnung, gesetzliche Vorschrift oder irgend ein Handeln in Antrag zu bringen. Die Sache ist von England gekommen, wo das Parlament gewohnt ist, die Eröffnungsreden des Königs mit einer Dankadresse zu beantworten und große Verdienste mit einer öffentlichen Danksagung zu belohnen. Der nordamerik. Congreß hat diesen Gebrauch angenommen. In Frankreich steht das Recht der Adresse nach echt constitutionneller Weise einer jeden Corporation zu. Die alte deutsche Reichsverfassung gewährte den Unterthanen dasselbe unter gewissen Bedingungen. In den deutschen Verfassungen gestattet man es gegenwärtig den Landständen nur in sehr eingeschränkter Art. In Würtemberg wurde es für verfassungswidrig erklärt, als die Ständeversammlung der Armee ihren Dank bezeigen wollte. In Baiern haben die Stände nur das Recht der Petition an den König (Verf.-Urk. von 1818, Tit. VII, §. 19—21) und der Anklage gegen die Minister (Tit. X, §. 5, 6). Ebenso in Baden (Verf.-Urk. v. 1818, §. 67), in Sachsen (Verf.-Urk. v. 1831, §. 109). In diese Form kann jedoch Alles gebracht werden. Das Recht der Unterthanen, in Gemeinden oder in Volksversammlungen gemeinschaftlich Adressen zu beschließen, hängt mit dem Rechte der Beschwerde und seiner Vorbedingung, der Befugniß, sich zu versammeln oder gemeinschaftlich zu unterschreiben, zusammen, was durch den Bundestagsbeschluß vom 5. Jul. 1832 für unerlaubt und strafbar erklärt wird. (S. Politische Vereine und Petition.)

Adrianōpel (türk. Edreneh), die zweite Hauptst. des osman. Reichs, im alten Thrazien, jetzt Rumelien, 48 Stunden von Konstantinopel. Sie ward vom Kaiser Hadrian am rechten Ufer des schiffbaren Hebrus (jetzt Maritza) in der Gegend, wo früher Uskadamah lag, angelegt, nach ihm benannt und zur Hauptstadt der hämimontanischen Provinz erhoben. Um ihr den Schein altgriech. Ursprungs zu geben, nennen sie die byzant. Schriftsteller Orestea oder Orestias. Wie Rom, auf sieben sanften Hügeln erbaut, hat sie einen nicht viel geringern Umfang, als Konstantinopel. Unter ihren 100,000 Einw. zählt man 30,000 Griechen mit einem Erzbischof. Sie enthält zwei Serais (Paläste), 40 Moscheen, unter denen die Selims II. und Murads II. die prächtigsten sind, 24 Medresses (hohe Schulen), eine Wasserleitung und 22 Bäder. An der Maritza liegen 450 schöne Gärten. Das Dorf Hisekel ist ein wahrer Rosengarten. A. hat bedeutende Webereien, Seiden- und andere Fabriken und treibt vorzüglich Handel mit Rosenöl, das in der Nähe am besten verfertigt wird, und mit Opium. Im 4. Jahrh. widerstand A., künstlich befestigt, dem Anstürmen der siegreichen, aber des regelmäßigen Belagerns unkundigen Gothen. Nach ihrer Eroberung durch den Sultan Murad I. 1360 war sie bis zur Eroberung Konstantinopels 1453 Residenz der türk. Herrscher. Im russ.-türk. Kriege ward A., obschon gut befestigt und stark besetzt, am 20. Aug. 1829 vom General Diebitsch ohne allen Widerstand eingenommen.

Adrianopel, Friede zu, am 14. Sept. 1829 geschlossen zwischen Rußland und der Pforte, im Hauptquartier des Feldmarschalls Graf Diebitsch-

Sabalkanski und unterzeichnet von den russ. Bevollmächtigten, dem Geh. Rath Graf Friedr. v. Pahlen und dem Gen.-Adj. Graf v. Orlow, und den türk. Bevollmächtigten aus Konstantinopel, dem Defterdar Mehmed Zadik Effendi und dem Oberrichter Abul Kadir Bei, nebst vier andern Abgeordneten des Großwessirs. Die Conferenzen, bei welchen der Baron Brunow das Protokoll führte, nahmen am 1. Sept. ihren Anfang. Die Sendung des preuß. Gen.-Lieut. Baron v. Müffling, welcher im Auftrag des Königs von Preußen dem Großherrn die Versicherung von den friedlichen Gesinnungen des Kaisers Nikolaus überbrachte, beförderte den Gang der Unterhandlung. Auch die Botschafter von Östreich, Frankreich und England riethen dem Sultan, dessen Stolz durch den Fall von A. gebeugt war, zum Nachgeben. Eine Vermittelung fand aber nicht statt. Die Präliminarien wurden am 4. Sept. unterzeichnet. Als über die Entschädigungssumme, welche Rußland verlangte, eine Zögerung entstand und Diebitsch vorzurücken drohte, beschleunigte, auf des Großherrn ausdrückliches Verlangen, der preuß. Gesandte v. Royer, welcher am 11. im Hauptquartier eintraf, den Abschluß des Friedens welcher vom Sultan am 26. Sept. ratificirt wurde, worauf die Auswechselung der Ratificationen am 28. Oct. zu A. erfolgte. Durch den Frieden zu A. erhielten der bukarester Tractat von 1812 und die akjermaner Convention (s. d.) von 1826 eine definitive Bestimmung und Vollziehung. Die 16 Friedensartikel stipulirten im Wesentlichen Folgendes: Rußland gab an die Pforte zurück: die Fürstenthümer Moldau und Walachei nebst allen Plätzen und Districten, welche in Bulgarien und Rumelien von den Russen erobert worden waren; der Pruth sollte fortan bis zu seinem Ausflusse in die Donau, und dieser Strom bis an die St.-Georgsmündung die Grenze beider Reiche bilden, sodaß alle von den Armen dieses Flusses gebildeten Inseln im Besitze Rußlands verbleiben. Das rechte Donauufer blieb im Besitze der Pforte, jedoch sollten sowol russ. als türk. Handelsfahrzeuge die ganze Donau frei beschiffen; auch sollte das rechte Ufer zwei Stunden weit vom Flusse entfernt unbewohnt bleiben. In Asien ward zwischen den russ. und türk. Provinzen eine genau bezeichnete Grenzlinie gezogen, auf deren Südseite Alles der Pforte, auf deren Nord-, Ost- und Westseite aber Alles Rußland verblieb. In Folge dessen erhielt die Pforte einen Theil des Paschaliks Akhalzik, nebst den ganzen Paschaliks von Kars, Bajazet und Erzerum zurück. Rußland behielt die Festungen Anapa, Poti, Akhalzik, Azchour und Akhalkalaki. Ferner sollte der Tractat von Akjerman rücksichtlich der sechs von Serbien abgerissenen, diesem Lande zurückzugebenden Districte genau von der Pforte und sofort erfüllt werden. Die Handelsfreiheit der Russen insbesondere ward durch den 7. Art. im ganzen Umfange des türk. Reichs, wie auch die freie Schiffahrt vom mittell. ins schwarze, und vom schwarzen ins mittell. Meer für russ. Handelsfahrzeuge festgestellt, und zugleich der freie Schiffahrtszug durch die Dardanellen für alle mit der Pforte befreundete Mächte ausdrücklich bedungen. Nach dem 8. Art. sollte die Pforte dem russ. Handelsstande für seine seit 1806 durch die Maßregeln der Pforte erlittenen Verluste binnen 18 Monaten als Entschädigung 1,500,000 holl. Dukaten und überdies eine noch zu bestimmende Geldentschädigung für die von Rußland aufgewendeten Kriegskosten zahlen. Das politische Dasein Griechenlands (s. d.), von Rußland gemeinschaftlich mit den alliirten Mächten England und Frankreich bestimmt, ward im 10. Art. unbedingt von der Pforte anerkannt, indem sie dem Pacificationsvertrage vom 6. Jul. 1827 und der Acte vom 22. März 1829 beitrat. Rußland versprach in Folge der Erfüllung der genannten Bedingungen die besetzt gehaltenen türk. Provinzen zu räumen; doch sollten die von Seiten Rußlands getroffenen Verwaltungsmaßregeln ohne irgend eine türk. Einmischung bis zur Räumung in Kraft bleiben. Endlich wurde eine Amnestie für Alle, welche sich für die eine oder die andere der kriegführenden Mächte erklärt hatten, bekannt gemacht, und den gegenseitigen Unterthanen eine Frist von 18 Monaten gesetzt, binnen welcher sie mit ihrer

Habe frei auswandern könnten. Sämmtliche Kriegsgefangene wurden gleich nach der Ratification ohne Auslösung freigegeben. — Die an demselben 14. Sept. unterzeichneten Separatartikel betrafen die Befestigung einer dauerhaftern Grundlage der Verwaltung der Moldau und Walachei, als der Tractat von Akjerman gewährt hatte. Nach denselben sollten nun die Hospodare beider Fürstenthümer nicht mehr auf sieben Jahre, sondern auf Lebenszeit eingesetzt, in der innern Verwaltung der genannten Fürstenthümer sollte nur ihr Divan zu Rathe gezogen werden, kein benachbarter türk. Befehlshaber aber sich fortan mehr einmischen. Der Thalweg der Donau sollte beide Fürstenthümer von dem türk. Gebiete scheiden, die Pforte aber jeden befestigten Punkt auf dem linken Donauufer aufgeben und allen muselmänn. Unterthanen verbieten, sich auf jenem Ufer niederzulassen. Den schon auf jenem Ufer wohnhaften Türken wurde daher befohlen, binnen 18 Monaten ihr Grundeigenthum an Eingeborene zu verkaufen. Für die auf den Donauinseln und sonstwo anzulegenden Quarantaineanstalten sollten besondere Wächter angestellt werden; auch mußte die Pforte dem Rechte entsagen, ihre Donaufestungen und die Hauptstadt aus den Fürstenthümern verproviantiren zu lassen, und Frohndienste zu Festungsarbeiten zu requiriren. Dagegen sollen die Fürstenthümer außer dem jährlichen Tribute (Kharadsch und Idlye und Rekiabye in Gemäßheit des Hattischeriffs von 1802) der Pforte eine noch zu bestimmende Geldentschädigung zahlen, auch eine dem jährlichen Tribute gleiche Summe beim Tode, der Entsagung oder Absetzung der Hospodare entrichten. Den Bewohnern der Moldau und Walachei wurde eine vollkommene Handelsfreiheit für alle Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Gewerbfleißes zugestanden, und die Pforte mußte auf den zu zahlenden Tribut volle zwei Jahre nach Abzug der russ. Truppen aus jenen Gegenden verzichten. Die Pforte erlangte, indem sie Halil Pascha als außerordentlichen Botschafter nach Petersburg sandte, durch die Convention zu Petersburg vom 5. Mai 1830 an der Kriegskosten-Entschädigungssumme von 10 Mill. Dukaten einen Erlaß von 3 Mill. und eine Verlängerung der Zahlungsfristen. Unterdessen hatten die Russen Adrianopel am 20. Nov. 1829 und bald darauf das rechte Donauufer verlassen. Warna wurde im Jul. 1830 geschleift, worauf das russ. Heer in der Moldau und Walachei bis zur vollständigen Zahlung aller Summen stehen blieb. Seit dem Frieden von Adrianopel hat Rußland seinen Einfluß auf den Divan in Konstantinopel hergestellt, sein Übergewicht im Osten von Europa und in Mittelasien befestigt, das Schicksal der Moldau und Walachei, sowie die Lage der Serbier verbessert, und allen Nationen die freie Schiffahrt zwischen dem Bosporus und den Dardanellen eröffnet.

Adriatisches Meer, ein Busen des Mittelmeers, den die Küsten von Italien, Illyrien, Dalmatien und Albanien (Epirus) einschließen. Sein Spiegel faßt 3950 □M.; der Po und die Etsch sind die bedeutendsten Flüsse, welche er aufnimmt. Er hat an den östr. Küsten viele kleine Inseln und macht mehre Busen, worunter die von Triest und Cattaro die berühmtesten sind. Seine Böschung heißt auch der Golf von Venedig, welche Stadt einst die Herrschaft über das ganze Meer, dessen Eingang noch jetzt die Insel Korfu bewacht, behauptete. (S. Venedig.)

Adule, wahrscheinlich das heutige Arkiko, die Residenz des Naib von Massuah, im Hintergrunde einer ansehnlichen Bai, an deren Eingange die Insel gleichen Namens liegt, sonst der bedeutendste Handelsort der Troglodyten und Äthiopier, später der Seehafen und das Emporium von Axum (s. d.), der Hauptstadt Äthiopiens. A. verdankt die häufige Erwähnung einer Inschrift, die zuerst in der „Topographia christiana", einem theologisch-geographischen Werke des Kosmas Indikopleustes im 6. Jahrh., angeführt ist und Adulitanischer Marmor heißt. Die Inschrift, in Basanit eingegraben, stand zum Theil auf einem Throne, zum Theil auf einem davon getrennten Steine, und noch bemerkt man in ihren Überresten große Abweichungen dieser Theile, die Grund wurden, sie für falsch zu erklären. Sie enthält außer dem Geschlechtsregister des Ptolemäus Evergetes in einem zwei-

ten Theile, den Salt (in „Travels of Lord Valentia“) für axumitisch, d. h. für abyssinisch-äthiopisch hält, das Verzeichniß von Völkernamen, über die ein König sich der Eroberung rühmt. Die Schwierigkeiten gegen die Echtheit, namentlich aus dem Datum, dem 27. Jahre der Regierung (wol nicht des Ptolemäus Evergetes), hat Buttmann im „Mus. der Alterthumskunde“, B. 2, S. 105 fg., scharfsinnig widerlegt und beseitigt; doch bleibt noch viel Seltsames und Unbekanntes an dieser Inschrift zu enträthseln. Vgl. Ukert's „Geogr. der Griech. u. Röm.“ (B. 1, S. 129).

Advent, Adventszeit, die Vorbereitungszeit auf das Fest der Geburt Jesu, welche in der gesammten Kirche besteht. In der griech. ist sie von längerer Dauer als in der lat. Kirche. Adventus hieß die Geburt Jesu selbst; dominicae adventus wurde also die Zeit genannt, in welcher jene Geburt besonders bedacht werden sollte. Die Zeit der Einrichtung einer bestimmten kirchlichen Feier dieser Art läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Kein Datum dafür gibt es, daß aus dem 5. Jahrh. von Maximus von Turin (Taurinensis) Homilien auf den Advent vorhanden sind; denn diese bezogen sich auf den Gegenstand, nicht auf die Feier, und dergleichen Reden gibt es viele aus jener und aus früherer Zeit. Die erste Erwähnung einer solchen Feier finden wir 524, wo die span. Synode zu Lerida von der Adventszeit bis zum Feste der Erscheinung Christi die Hochzeiten verbot. Die vier Sonntage des Advents, welche der lat. Kirche eigen sind, hat wahrscheinlich Gregor der Große eingeführt. Es liegt dieser Einrichtung eine alte Lehrform, und dieser wieder ein biblischer Sprachgebrauch zum Grunde. Man sprach nämlich von einer vierfachen Ankunft Christi: in das Fleisch, zum Tode (der Seinen nämlich, sie zu sich nehmend: wie im Evangelium Johannis vom Wiederkommen Jesu gesprochen worden war), zur Zerstörung Jerusalems und zum Weltgericht. Und demgemäß wurden denn auch die Evangelienabschnitte der vier Sonntage bestimmt, was durch das Homiliarium Karl des Großen für die abendl. Kirche befestigt worden ist. Es war ganz dem Gegenstande dieser Feier angemessen, daß man mit ihr das Kirchenjahr, d. i. den Cyklus der kirchlichen Festtage und der an ihnen zu behandelnden Bibelstellen begann.

Adverbium, **Bestimmungswort** (Umstands-, auch Beschaffenheitswort), ist derjenige Redetheil, welcher den Zweck hat, das Prädicat eines Satzes genauer zu bestimmen. Den Namen hat es davon, daß es das Verbum (Zeitwort), durch welches das Prädicat ausgesprochen wird, näher bestimmt, sei es durch Beschaffenheit, durch Raum oder durch Zeit; z. B. der Mensch lebt gut, lebt hier, lebt lange. Auch kann das Adverbium wieder durch ein anderes ihm beigefügtes Adverbium näher bestimmt werden; z. B. der Mensch lebt sehr lange. Die Adverbien, welche eine Beschaffenheit anzeigen, haben mit dem Adjectiv denselben Stamm, in der deutschen Sprache auch dieselbe Form, die ausgenommen, welche die Modalität durch Hinzufügung der Sylbe „lich“ bezeichnen, z. B. gewißlich, sicherlich. Eigne Wörter sind die Adverbien, welche Verneinung oder Bejahung, Grade der Größe, Bestimmungen des Orts und der Zeit aussprechen. Die Vergleichungsgrade werden durch Verlängerung der Form oder durch Zusetzung eines verstärkenden oder vermindernden Worts ausgedrückt.

Advocat, Anwalt, Sachwalter, Rechtsbeistand, Fürsprecher, Gerichtsredner, Consulent, in Preußen Justizcommissarius; ein Mann, welcher den Beruf erwählt hat, Andern in Wahrnehmung ihrer Rechte beizustehen und insbesondere sie vor Gericht zu vertheidigen. Denkt man sich diesen Beruf in seiner idealen Bestimmung, so gehört er zu den würdevollsten der bürgerlichen Gesellschaft; es ist ein erhabenes Geschäft, Unrecht abzuwehren, von welcher Seite es auch komme, der Herrschsucht, der Rache, dem Eigennutz der Mächtigen, aber auch den Vorurtheilen, den Leidenschaften der Menge furchtlos die Stirn zu bieten und das Schild der Gerechtigkeit entgegen zu halten. Aber ebenso dunkel ist die Schattenseite dieses Standes, wenn er dahin gebracht ist, um elenden Gewinnes willen auch das offenbarste Unrecht zu vertheidigen, Lügen und Ränke nicht zu scheuen,

und mit seichtem Geschwätze die Bogen zu füllen und die Gerichtssäle zu betäuben. Die sichersten Mittel zu dieser Entwürdigung eines Standes, welchen im alten Griechenland und Rom die größten Staatsmänner und die höchsten Beamten sich zur Ehre rechneten, sind diejenigen, die man in manchen Staaten der neuesten Zeit allein anzuwenden scheint, nämlich: strenge Unterordnung unter die Gerichtshöfe, neben welchen sie stehen sollen; Unterdrückung ihrer Achtung bei dem Volke und bei sich selbst durch geringschätzige Behandlung, häufige Verweise und Strafen; Beschränkung der furchtlosen Rechtsvertheidigung; Schmälerung des nothwendigen, selbst reichlichen Erwerbes, wodurch der Advocat genöthigt wird, seinen Stand, sobald er sich darin einigermaßen ausgezeichnet hat, zu verlassen und in ruhigere, besser besoldete Staatsämter überzugehen, wodurch aber auch der letzte Rest der unentbehrlichen Unabhängigkeit ihres Berufs vernichtet wird. In England und Frankreich hingegen hat man schon oft berühmte Advocaten aus diesem Stande unmittelbar in die ersten Ämter und Würden des Staats übergehen sehen. In dem Berufe des Advocaten in der weitesten Bedeutung liegen aber mehre, in verschiedenen Ländern streng gesonderte Geschäfte: 1) Die Procuratur, die Besorgung der rechtlichen Geschäfte außerhalb des Gerichts (Agenten, Geschäftsführer, Sachwalter, in England Attorney), und die formale Vertretung der Parteien vor Gericht, der Betrieb des Proceßganges durch Einreichung der Schriften, Empfang der Schriften der Gegner und der gerichtlichen Decrete und Urtheile (Procurator, s. d., in Frankreich Avoué). 2) Die Advocatur in dem eigentlichen Sinne besteht in der Ausarbeitung der Rechtsausführungen, welche der Procurator nur einreicht, im Erscheinen mit der Partei vor Gericht, Wahrnehmung ihrer Gerechtsame und, wo es die Verfassung mit sich bringt, mündliche Auseinandersetzung derselben (Plädiren). Der Advocat in bürgerlichen Sachen (Anwalt, Fürsprecher, Avocat, in England Counsel) nimmt in Streitsachen den Namen des Vertheidigers (Defensors) an. (S. Vertheidigung.) In den meisten deutschen Staaten ist die Procuratur mit der Advocatur verbunden, doch auch in einigen (Hanover, Mecklenburg) getrennt. Beide, sowol die Procuratoren als die Advocaten, werden vom Staate angestellt, nachdem sie gewisse gesetzliche Prüfungen und Übungsjahre bestanden haben; in Preußen z. B. steht hierin der Advocat mit dem Gerichtsrathe auf derselben Stufe. 3) Die Consulentenschaft. Es finden sich wol Rechtsgelehrte, welche durch irgend einen Umstand vom Auftreten vor Gericht abgehalten werden, aber vom Zimmer aus Rath in Rechtssachen ertheilen, wichtigere Deductionen und Gutachten ausarbeiten (Avocat consultant). Dies ist kein öffentliches Amt und es ist keine Erlaubniß des Staats dazu erfoderlich, daher es auch eigentlich nicht verwehrt werden kann. Der Procurator muß sich bei dem Gericht als Bevollmächtigter legitimiren, d. h. in einer bestimmten Form nachweisen, daß er für eine Partei und wie weit er zu handeln beauftragt ist; der bloße Anwalt hat eine Vollmacht nicht nöthig. Der Sachwalter ist zu treuer und sorgfältiger Führung der Geschäfte verpflichtet, und haftet seinem Machtgeber (Clienten) für jedes Versehen. Da aber der Bürger an die öffentlich angestellten Sachwalter gebunden ist, so ist es billig und in den meisten Ländern gewöhnlich, ihm gegen die Fehler derselben durch die Restitution zu Hülfe zu kommen. Die Disciplin halten in Frankreich die Advocaten unter sich selbst aufrecht durch einen Ausschuß (Conseil de discipline), an dessen Spitze ein von dem Ausschusse selbst immer auf ein Jahr gewählter Präsident (Bâtonnier, Stabhalter) steht. Die Vereine der Advocaten in Gießen und Darmstadt, welche auf eine ähnliche Organisation des Advocatenstandes abzweckten, sind von der Regierung nicht genehmigt worden. — Advocati ecclesiarum, Schirmvögte. Die Kirchen, Klöster, Stifter und Bisthümer bedurften zu manchen Angelegenheiten weltlicher Beamten, vorzüglich als sie Güter mit Verpflichtung zum Kriegsdienst an sich gebracht hatten. Zu Leistung derselben, zu Anführung ihrer eignen Dienstmannschaft, zu Verwaltung der Rechtspflege und

dann auch zum Schutz gegen mächtige und habsüchtige Nachbarn nahmen sie weltliche Herren an, denen sie mancherlei Vortheile, Einkünfte und Lehngüter dafür überließen. Die Familien, welche ein Kloster stifteten, behielten sich die Schirmherrlichkeit (Advocatie) über dasselbe, nebst den damit verbundenen Vortheilen vor, wozu auch gehörte, daß das Kloster sie nebst ihrem Gefolge bewirthen mußte, wenn sie dahin kamen. Man suchte dies auf feste Regeln zu bringen, wie oft im Jahre der Schirmvogt Gerichts- und Landtage halten, wie lange er bleiben dürfe, und man suchte endlich auch die ganze Advocatie wieder einzulösen, wozu sich bei dem häufigen Geldmangel der Großen, und nachdem vom Kaiser Friedrich II. an in Deutschland überhaupt die Länder käuflich geworden waren, häufige Gelegenheit darbot. Durch die Säcularisationen der neuern Zeit hat die ganze Schirmherrlichkeit in diesem Sinne aufgehört und ist in der Pflicht und dem Rechte des Staats, die Kirche im Allgemeinen zu beschützen, untergegangen. Zu den Vorzügen der ehemaligen deutschen Kaiserkrone gehörte auch die Schutz- und Schirmherrlichkeit der röm. Kirche. — **Advocatus Diaboli** heißt bei dem Untersuchungsprocesse über den Lebenslauf eines zur Canonisation vorgeschlagenen Heiligen der zur Bestreitung der Canonisationswürdigkeit aufgestellte Ankläger; der Gegner aber desselben, der den zu Canonisirenden zu vertheidigen hat, heißt Advocatus Dei.

Aërianer, die Anhänger des Aërius, Presbyters zu Sebaste in Armenien, der um 340 zu den Arianern überging und als Schismatiker galt, weil er den Unterschied der Amtsgewalt der Bischöfe und Presbyter leugnete, Fürbitten und Opfer für Verstorbene für unwirksam und schädlich, die Vorschrift zu fasten für unzulässig und die Passahfeier für einen jüd. Gebrauch erklärte. Obschon im Ganzen nur Gegner der Misbräuche geistlicher Herrschsucht und des Aberglaubens, wurden die Aërianer doch als Ketzer verurtheilt und verloren sich bald. Weil die Protestanten ähnliche Behauptungen aufbrachten, wurden sie von den Katholiken des Aërianismus beschuldigt.

Aërodynāmik, der Theil der höhern Mechanik, welcher von den Kräften und der Bewegung flüssiger elastischer Materien handelt. Oft wird die Aërodynamik bei der Hydrodynamik abgehandelt.

Aërolīthen, s. **Meteorsteine**.

Aëromantie, die vorgebliche Kunst, aus den Lufterscheinungen zukünftige Dinge zu prophezeihen. — **Aërometrie**, die mathematische Lehre von den Eigenschaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit u. s. w.; überhaupt die Wissenschaft von der Bestimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. — **Aëronautik**, die Kunst, in der Luft zu schiffen.

Aërostat, Luftballon, eine Maschine, bestimmt, sich in der Luft zu erheben, besteht im Wesentlichen aus einer leichten, dünnen, luftdichten Hülle, welche ein Gas einschließt, das leichter ist als atmosphärische Luft. Wie ein Körper im Wasser nur dann schwimmt, wenn er an Gewicht leichter ist als die Wassermasse, welche mit ihm gleichen Raum einnimmt, so muß auch das Gesammtgewicht des Luftballs und alles Dessen, was er mit sich führen soll, weniger betragen als das Gewicht der Luftmasse, die er nebst seinem Zubehör aus der Stelle treibt. Ist dies der Fall, so erhebt er sich bis zu der Luftschicht, welche durch ihre Dünne in Hinsicht der Raumgröße und des Gewichts ihm gleichkommt. Als Datum für die Berechnung kann man hierbei zu Grunde legen, daß ein par. Kubikfuß trockene atmosphärische Luft (bei dem mittlern Barometerstande von 28 par. Zoll Quecksilberhöhe und 0° R.) von der Erdoberfläche $3\frac{1}{20}$ preuß. Loth wiegt. Zum Füllen des Balls ist am geeignetsten das sogenannte Wasserstoffgas, die leichteste Luftart, die man kennt. Sie ist im reinen Zustande $14\frac{1}{2}$ Mal so leicht, und in dem unreinen Zustande, wenn sie durch das Übergießen von Eisen oder Zink mit verdünnter Schwefel- oder Salzsäure gewon-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nen wird, sieben bis zehn Mal so leicht als die atmosphärische Luft. Man kann auch den Ball dadurch zum Steigen bringen, daß die in ihm enthaltene gewöhnliche Luft durch Erwärmung verdünnt wird. Zu diesem Behufe macht man unter der Öffnung des Balls leichtes Feuer. Bei einer Erhitzung von 0° bis 80° R. dehnt sich die Luft um $\frac{375}{1000}$ des Raums, den sie bis 0° R. einnahm, aus und nimmt mit gleichmäßiger Dichtigkeit ab, sodaß sich eine Dichtigkeitsverminderung derselben um ein Drittel erlangen läßt. Auf die letztere Art versuchten es zuerst die Brüder Montgolfier, und nach ihnen nennt man diese Art Ballons Montgolfièren, während man die mit Wasserstoffgas gefüllten zuweilen nach ihrem Erfinder Charles Charlièren nennt. Um an einem einfachen Beispiele zu zeigen, wie viel ein mit Wasserstoffgas gefüllter Ballon mit sich emporzuheben vermag, nehme man einen kugelförmigen Ball an von 20 par. Fuß Durchmesser (es gibt aber noch viel größere), dessen Kubikinhalt 4190 Kubikfuß beträgt. Die darin enthaltene atmosphärische Luft wiegt ungefähr 400 Pf., eine an Umfang gleiche Masse unreines Wasserstoffgas, seine Dichtigkeit zu $\frac{1}{10}$ angenommen, nur 40 Pf., mithin wird die Hülle nebst Zubehör des Balls noch 360 Pf. betragen können, ehe sein Gewicht dem einer gleichen Masse atmosphärischer Luft gleichkommt. Schon bei etwas geringerm Gewichte steigt der Ball. Das Steigen desselben aber erfolgt mit um so größerer Kraft und Schnelligkeit, je mehr das Gesammtgewicht des Balls hinter dem Gewicht einer ihm gleichen Luftmasse zurücksteht. Daher sieht man auch die Differenz des Gewichtes als Maß der Steigkraft des Balls an, und sagt, ein Ballon gehe mit 10 oder 20 Pf. Steigkraft in die Höhe, wenn sein Gesammtgewicht um 10 oder 20 Pf. geringer ist als das der Luftmasse, welche er aus der Stelle drückt. Als Hülle zum Luftball gebraucht man Goldschlägerhäutchen, Wachstaffet, Taffet mit aufgelöstem elastischen Gummi überzogen, und überhaupt Stoffe, welche die Bedingungen großer Leichtigkeit, Festigkeit und Luftdichtheit in größter Vollkommenheit vereinigen; doch hat man bis jetzt noch keinen Stoff ausfindig gemacht, der bei hinlänglicher Leichtigkeit das Gas auf die Dauer zurückzuhalten vermöchte. In neuerer Zeit blies man auch Flaschen von Gummi elasticum auf und gebrauchte sie als kleine Luftballons. An größern Ballons kann eine Gondel befestigt werden, um Menschen und Thiere mit in die Höhe zu führen. Um theils die Schnelligkeit des Aufsteigens zu mindern, theils die Höhe, zu der der Ballon sich erheben will, in der Gewalt zu haben, befinden sich in der Gondel als Ballast einige Säcke voll Sand. Will der Luftschiffer höher steigen, so erleichtert er den Ballon durch Auswerfen eines Theils dieses Sandes; will er sich senken, so läßt er mittels einer Klappe, die er durch ein Seil regiert, einen kleinen Theil des im Ballon enthaltenen Gases heraus. Es ist nutzlos, ja gefährlich, den Ballon so weit anzufüllen, daß er in dem Augenblicke, wo man sich erhebt, ganz angeschwollen ist; denn je nachdem sich in der Atmosphäre der Druck der verdünnten Luft auf den Ball mindert, dehnt sich das darin enthaltene Gas aus, sodaß die Hülle leicht platzen kann, wenn sie vom Anfang ganz gefüllt ist. — Die erste Ahnung der Luftschiffahrt hatte Black in Edinburg, indem er die Vermuthung aussprach, daß leichte Hüllen mit Wasserstoffgas gefüllt, dessen Leichtigkeit 1766 Cavendish entdeckt hatte, von selbst in die Luft steigen müßten. Den ersten Versuch machte 1782 Cavallo, indem er kleine Aërostaten von Papier und Schweinsblase steigen zu lassen versuchte; allein vergebens, weil die erstere Substanz zu porös, letztere zu schwer war. Nur Seifenblasen vermochte er mittels Wasserstoffgases zum Aufsteigen zu bringen. Da gelang es noch im Monat Nov. desselben Jahres dem Stephan Montgolfier in Avignon, einen Ballon von Taffet, 40 Kubikfuß haltend, durch Erhitzung der darin befindlichen Luft bis zum Aufsteigen an die Decke des Zimmers zu bringen. Er wiederholte diesen Versuch später in Verbindung mit seinem Bruder Joseph in größerm Maßstabe in freier Atmosphäre, und es gelang. Die erste Charlière von 12 Fuß Durchmesser ließ der Professor der Phy-

fik zu Paris, Charles, 1783 auf dem Marsfelde steigen. Selbst in einer Montgolfière in die Luft zu steigen, wagte zuerst Pilatre de Rozier am 15. Oct. 1783. Bei dem ersten Versuche wurde der Ballon noch an Stricken gehalten; bei spätern ließ man ihn sich frei bewegen. Die sanguinischen Hoffnungen, die man anfangs auf die Erfindung der Luftballons gründete, haben sich bis jetzt nicht verwirklicht, weil die Füllung zu kostbar und umständlich, die Gefahr bei Anwendung zu Luftfahrten noch nicht genug beseitigt ist und willkürliche Lenkung nicht möglich scheint. Zur Erforschung mehrer physikalischen Verhältnisse der obern Luftregionen sind sie von großem Nutzen gewesen. Während der franz. Revolution wurde zu Meudon, unweit Paris, ein aërostatisches Institut zur Bildung eines Aëronautencorps angelegt, welche von Montgolfièren aus den Feind beobachten sollten. Doch die Sache gerieth sehr bald ins Stocken. Die meisten Luftreisen haben unter den Franzosen Blanchard und Dem. Garnerin unternommen. Blanchard erwarb sich überdies ein wesentliches Verdienst um die Aëronautik durch die Erfindung des Fallschirms, dessen sich der Luftschiffer bedient, um im Nothfall ohne Gefahr sich aus der Luft herabzulassen. Unter den Deutschen versuchte sich als Luftschiffer zuerst 1805 und 1806 der Professor Jungius in Berlin. Seitdem haben sich Professor Reichard und seine Frau durch Luftschiffahrten bekannt gemacht. Die berühmtesten Luftfahrten sind: die glückliche Überfahrt Blanchard's mit Jefferies aus Amerika von England über den Canal von Dover nach Calais am 7. Jan. 1785 in einer Charlière, wofür der Luftreisende vom Könige von Frankreich 12,000 Fr. und eine jährliche Pension von 1200 Fr. erhielt; dann ein verunglückter Versuch derselben Überfahrt von Pilatre der Rozier mit Romeni am 14. Jun. 1785 mittels Verbindung einer Charlière mit einer Montgolfière, wobei die Maschine Feuer fing und beide Luftschiffer herabstürzten und ihr Leben einbüßten; ferner zwei Fahrten des Grafen Zambeccari 1803 und 1804 in Bologna, bei welcher letztern er durch den Fall des Balls sein Leben im adriat. Meere endigte; endlich die Luftfahrt von Biot und Arago in einer Charlière am 24. Aug. 1804 und die gleich darauf von Gay-Lussac allein unternommene am 16. Sept. desselben Jahres, wobei er bis zu einer Höhe von etwa 22,000, also über 2000 par. Fuß höher als die Spitze des Chimborasso, aufstieg. Beide wurden mit großer Sicherheit und ohne irgend einen Unfall ausgeführt und haben über manche physikalisch wichtige Gegenstände Aufklärung gegeben. Vgl. Kramp's „Geschichte der Aërostatik" (2 Bde., Strasb. 1784) und Zachariä's „Elemente der Luftschwimmkunst" (Wittenb. 1807).

Aërostātik, eigentlich die Lehre vom Gleichgewichte der Luft sowol für sich als mit andern Körpern; seit der Erfindung der Luftbälle haben Einige in einem eingeschränkten Sinne blos die Lehre von den Aërostaten so genannt, welche passender Aëronautik heißt.

Affe, ein Thiergeschlecht von 62 Abarten, abgetheilt a) in schwanzlose, vier Species; b) mit kurzen Schwänzen, 16 Species; und c) mit langen Schwänzen, 42 Species. Kein anderes Thier hat so viele äußere Ähnlichkeit mit dem Menschen, besonders im Bau der Glieder, vermöge dessen die Affen auf den Hinterbeinen aufrecht zu gehen vermögen, doch hat nie ein Affe eine Wade. Nur einige Gattungen schließen sich gern dem Menschen an. Alle Affen sind wollüstig, boshaft, diebisch und unreinlich. In der Zähmung mildert man wol diese Eigenthümlichkeiten, hebt solche aber niemals ganz. Einige Species haben Beutel, in welchen sie Nahrungsmittel zum künftigen Gebrauch mit sich führen. Sie leben gern in Gesellschaft, jedoch ohne Vermischung der einzelnen Species unter einander, in Wäldern und hauptsächlich von Nahrung aus dem Pflanzenreiche. Weil sie vierarmig sind, so vermögen sie mit Leichtigkeit Bäume zu erklettern und sich von einem Stamm und dessen Zweigen auf den andern zu schwingen. Aus dem Thierreiche genießen sie nur im Nothfall. Die großen Schlangen der Tropenländer sind

ihre Hauptfeinde, verfolgen sie bis auf die Bäume und verschlingen sie dort; doch vertilgen auch manche der vierfüßigen Raubthiere die Affen. Ihr Hauptvaterland ist das Innere von Afrika, wo sich das Affengeschlecht am vollkommensten ausbildet. Alle heiße Gegenden haben wilde Affen. In Europa hausen sie nur allein noch auf den unerklimmbaren Felsen und Absenkungen von Gibraltar. Mit den Mauren scheinen sie nach Spanien übergewandert zu sein. In einigen Theilen Ostindiens verehrt man die Affen göttlich und erbaut ihnen Tempel. Nach Europa kommt besonders der gemeine Affe mit behaarten Fingern und der Orang=Utang, der einen rothbraunen Pelz und bläuliches Gesicht hat, im Gesicht, an den Händen und Ohren haarlos, in Borneo heimisch und wegen seiner Langmuth und seines Ernstes abrichtungsfähig ist. Seltener trifft man in Europa den afrik. Affen (simius troglodytes), der fast so groß als ein Mensch ist. Übrigens sind im Knochengebäude, und in der Anatomie überhaupt, der Mensch auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung und der vollkommenste Affe durchaus in keiner Annäherung zu einander; was die innere Structur und den Verstand anlangt, kann Umgang und Bildung aus dem rohen Wilden einen gebildeten Menschen, aus dem gelehrigsten Affen aber immer nur ein etwas klügeres Thier bilden. Selbst das Schreiten auf zwei Beinen ist beim Affen immer etwas Unnatürliches, und nur sehr langsam vermag er, in Folge der Muskelbildung seiner Hinterarme, vor= oder rückwärts zu schreiten.

Affect, jedes lebhaftere und schnell aufwallende Gefühl, welches die Besonnenheit momentan unterdrückt oder eine durch lebhafte Empfindung (Affection) verursachte Gemüthsbewegung. Die Affecte unterscheiden sich von den Leidenschaften im eigentlichen Sinne, mit denen sie im gemeinen Sprachgebrauche oft verwechselt werden, die aber im Begehren ihren Grund haben und anhaltende, herrschende Begierden sind. Doch geben die Leidenschaften oft Veranlassung zu den Affecten, und gewisse Leidenschaften sind auch in ihren Äußerungen mit Affecten verbunden. Auch können sie, wenn ihnen nicht entgegengewirkt wird, herrschend werden. Die Ruhe des Gemüths wird allemal durch die Affecte gestört und diese Gemüthsbewegung wirkt unwillkürlich auf den Körper fort. Vorzüglich scheinen die Affecte auf die Nervengeflechte zu wirken, wie sich aus dem Gefühl von Erleichterung in der Brust bei angenehmen, und von Beklemmung bei unangenehmen Affecten schließen läßt. Die Affecte haben verschiedene Grade. Im höchsten Grade können sie, sowol die angenehmen als die unangenehmen, betäubend, sogar tödtend wirken. In Hinsicht auf ihre Natur sind sie angenehm oder unangenehm, z. B. Vergnügen oder Schmerz, oder gemischt, z. B. Überraschung. Ihrer Lebhaftigkeit wegen sind sie stets mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Misvergnügen verbunden. In Hinsicht ihrer Wirkungsart sind sie thätige, aufregende, wie Zorn, Rache, Freude; oder leidende, niederschlagende, wie Gram, Betrübniß, Schaam u. s. w. Die höhern Grade der Affecte würden zu nachtheilig für das Leben und die Gesundheit des Menschen wirken, wenn die Natur nicht für eine Ableitung ihrer erschütternden Wirkung gesorgt hätte, wohin z. B. die Thränen gehören und das Lachen. Nur der Mensch ist wahrer Affecte fähig; aber er muß dahin streben, Herr seiner Affecte zu werden. (S. Gemüthsbewegungen.)

Affectation, Ziererei im Betragen, ist entgegengesetzt dem Natürlichen und der edeln Einfalt der Sitten. Jede Sache hat ihre eigenthümliche Anlage und Natur, und was mit derselben übereinstimmt, heißt natürlich. Die Affectation will etwas nicht Vorhandenes ersetzen und die Meinung erregen, daß es vorhanden und eigenthümlich sei. Das Mittel, wodurch sie dies gewöhnlich zu bewerkstelligen sucht, ist Nachahmung eines ihr fremdartigen Musters. Aber diese Nachahmung verräth etwas Gezwungenes und Unübereinstimmendes, insofern Derjenige, der etwas affectirt, die entgegengesetzte Natur und Beschaffenheit von jener, die er affectirt, besitzt. Seiner Natur gemäß sollte er ein ganz anderes Betragen zeigen. Da nun edle Einfalt in den Sitten und in dem Betragen eines Menschen herrscht, wenn derselbe

in allen Umständen, nach einem wahren und richtigen Gefühle, ohne Umschweife auf dem gradesten Wege so handelt, wie sowol seine Natur als die Natur der Sache es mit sich bringt, so wird Affectation und affectirtes Wesen, als das Gegentheil, dasjenige Betragen eines Menschen sein, vermöge dessen er aus einem unwahren und unrichtigen Gefühle durch eine unnatürliche, künstlich erzwungene Nachahmung den Mangel gewisser Eigenschaften ersetzen will oder den Schein annimmt, sie zu besitzen. Daher ist in demselben keine Übereinstimmung, kein Zusammenhang, vielmehr ein innerer Widerspruch, und die Wirkung davon entweder Spott und Geringschätzung oder gar Verachtung, wenn das Edle nur erheuchelt wird.

Affiliation nannte man in der katholischen Kirche die Aufnahme eines Laien in den Orden; solche Affiliirte nahmen Theil an den Werken der Ordensgeistlichkeit, in der Meinung, sich das Ordensverdienst durch gute Werke zu erwerben. Bei den Freimaurern heißt eine Loge affiliirt, wenn sie sich an eine große Loge anschließt, und ein einzelner Maurer wird affiliirt, wenn er in einer andern Loge aufgenommen wird. Mehr im uneigentlichen Sinne heißt affiliiren auch an Kindesstatt annehmen.

Affinität, Verschwägerung, s. Schwägerschaft; in der Logik eine äußere Ähnlichkeit der Begriffe durch zufällige Bestimmungen; in der Chemie s. Verwandtschaft, chemische.

Affirmativ, s. Positiv.

Afghanistan oder Kabulistan, ein mächtiger Staat Asiens von 16,000 □M., umfaßt den nordöstl. Theil Irans oder des pers. Hochlandes, die Gegenden am Hindukusch und Himmallahgebirge und einen Theil Indiens. Nach allen Seiten ist das Land von hohen Gebirgsketten durchzogen, deren höchster Gipfel das Salomogebirge heißt. Der bedeutendste Strom ist der Indus; andere große Gewässer der Kabul, Amu und Hilmond. Das Klima ist auf den Gebirgen rauh, in den Thälern mild; im Allgemeinen gesund. Der unangebaute Boden dient zur Weide, in den Thälern sind reiche Fluren und üppige Gärten; hier gedeihen noch indische Pflanzen. Wichtig ist die Vieh-, namentlich Pferdezucht; auch fehlt es nicht an reißenden Thieren, wie Löwen, Panther u. s. w. Sehr bedeutend ist der Handel mit Pferden, Pelzen, Shawls, Taback, asa foetida, baumwollenen Zeuchen und Früchten. Von den 14,000,000 Einw. sind $4\frac{1}{2}$ Mill. Afghanen und $5\frac{1}{2}$ Hindus, die übrigen gebildete und gewerbfleißige Tadschiks (Nachkommen der alten Perser), Tataren und Beludschen. Die Afghanen sind gegenwärtig der herrschende Stamm. Sie wohnten ursprünglich in den Gebirgen zwischen Persien, Hindostan und Baktrien und waren ein Zweig der Meder. Dort heißen sie Patanen; sie selbst nennen sich Puschtaneh und sind Halbnomaden. Sie theilen sich in zahlreiche Stämme und Äste, obwol sie durch Sprache, Verfassung, Sitten und Gewohnheiten nur eine Genossenschaft „Puschtunwulle" ausmachen und sich sämmtlich zum sunnitischen Islam bekennen. Foster und William Jones haben es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß die Afghanen von einem israel. Stamme entsprossen sind, und obgleich Elphinstone diese Meinung bestritten hat, so haben dagegen die gelehrten engl. Missionare in Serampore gefunden, daß keine morgenl. Sprache so viele hebr. Wurzeln enthält als das Puschtuh oder die afghanische Sprache. Bis 1749 gehörten die Afghanen zum pers. Reiche; bei den Unruhen aber, welche nach Schah Nadir's Tode 1747 in Persien entstanden, machte sich 1749 Ahmed Abdalli, der Anführer der Afghanen im pers. Heere, zum unabhängigen Regenten derselben und nannte sein Reich Afghanistan. Nach ihm wird es auch zuweilen das Reich der Abdallen genannt. Der Thron ist erblich; die Macht des Khan (Schah oder Padischah) theils durch die Häuptlinge der einzelnen Stämme, theils durch die nicht zu zügelnde Freiheitsliebe dieses Nomadenvolks äußerst beschränkt. Durch verschiedene Siege vergrößerte sich Afghanistan bis zu seinem jetzigen Umfange. Das ganze Land der Afghanen nebst den ehemaligen

pers., tatar. und hindustan. Gebieten ist in 22 Provinzen getheilt. Außer der Haupt- und Residenzstadt Kabul mit 80,000 Einw. sind die bedeutendsten Städte: Pischaur mit 100,000 Einw. und Kandahar, welches bis 1773 Residenz war, mit nicht weniger Einw. Gasni, einst 977—1184 die glänzende Hauptstadt des Reichs der Gasvaniden, ist jetzt fast zu einem Dorfe herabgesunken. Brit. Couriere und Reisende, die über Bagdad gehen, nehmen gewöhnlich ihren Weg über Kabul. Der wachsende Einfluß des engl.-oriental. Reichs auf die Völker am Nieder-Indus (Seicks) wendet auch dort im Interesse des Handels und eines gemeinschaftlichen Bollwerks gegen Rußlands Eroberungen jenseit des Kaukasus in Armenien und am kaspischen Meere Alles an, daß diese mächtigen Völker sich nicht einander durch Kriege schwächen, und stets eine große Scheidewand zwischen dem brit.-oriental. Reiche und dem russ. bleiben. Indeß hat sich 1823 der Rajah von Lahore, Rungeet Singh, des afghan. Königreichs Kabul bemächtigt und, um den Briten zu trotzen, viele Russen in seine Dienste genommen. Auch treiben die Russen durch die Bucharei Handel mit den A. Vgl. Mountstuart Elphinstone, „An account of the kingdom of Cauboul" (Lond. 1815, 4.; deutsch von Rühs, 2 Bde., Weim. 1817).

Afrancesados, s. **Josefinos**.

Afranius (Lucius), ein röm. Komödiendichter, blühte in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. Er ist der eigentliche Schöpfer des röm. Nationallustspiels oder der Fabula togata, und seine Schilderung des Lebens und der Sitten seines Volkes ließ sich selbst bis auf die niedrigsten Classen herab, wodurch die Fabula taberniaria (das Kneipenlustspiel) entstand. Von den Griechen entlehnte er nur den äußern Bau, um ihn dem römischen Volksleben anzupassen. Seine Derbheit und Ausgelassenheit wurden von einigen ältern Kunstrichtern getadelt; aber anerkannt sind sein reicher Witz und seine beredte Lebendigkeit. Er war ein sehr fruchtbarer Dichter, aber von seinen vielen Stücken haben sich nur wenige Fragmente erhalten, die in Bothe's „Poet. scen. lat." (Halberst. 1823, Bd. V, Th. 2) stehen.

Afrika, einer der fünf Erdtheile, wie vor Jahrtausenden, so noch jetzt das Reich des Wunderbaren! Nur eine Spanne Meer scheidet A. von Europa, seine nördl. Küsten liegen im Angesicht der gebildetsten Völker, und doch kennen wir kaum seine äußern Umrisse, in das weite Binnenland sind erst seit einem Jahrzehend europ. Forscher eingedrungen! Ob bei dem Entstehen der Erde ein schwarzer Adam in Afrika Stammvater der Schwarzen geworden, oder ob ein Noachide von Asien aus ihm sein erstes Stammvolk zugeführt, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne seine schwarze Tinte empfangen habe, wird wol nie entschieden werden. Das Nilthal war unter eben dem Namen, den es noch führt, in den frühesten Zeiten der Geschichte die Wiege des Handels, der Künste und Wissenschaften. Aber selbst in den Jahrhunderten, da Ägypten am höchsten blühte, scheint tiefe Nacht seine Umgebungen bedeckt zu haben, und Alles, was nicht ihm angehörte, unter dem Namen Negerland begriffen gewesen zu sein. Späterhin lernten Griechen und Römer die Küsten am mittell. Meere näher kennen und drangen im Binnenlande vielleicht bis zum Flusse Djoliba vor, doch hat sich ihre Kunde kaum über die Grenzen Numidiens hinaus erstreckt, die südl. Theile A.'s kannten sie gar nicht. Wie unvollkommen war die Vorstellung, die selbst Ptolemäus sich von diesem Welttheile machte! Erst dem 15. Jahrh. war es vorbehalten, uns seine Umrisse auszuzeichnen; **Heinrich der Seefahrer** (s. d.) umsegelte das gefürchtete Cap Non (non plus ultra), Diaz und Vasco da Gama fanden das Vorgebirge der guten Hoffnung, und sowol die westl. als die östl. Küsten wurden von europ. Seefahrern untersucht. — **Afrika** ist eine ungeheure Halbinsel, die der Isthmus von Suez mit dem Festlande von Asien verbindet, es bildet ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von beinahe 600,000 □M. zwischen 1—69° L. und 34° S.—37° 30′ N. B. Die größte Ausdehnung

von W. nach O., vom Cap Negro bis Cap Guardafui, beträgt 69°, mithin unter dem Äquator 1020 geogr. Meilen. A.'s innere Bildung hat manche Eigenheiten. Zwar besitzt es große aneinander hängende Kettengebirge, wie den Atlas (11,000 F. hoch), das Mondgebirge, den Kong, Lupata, die 5000 Fuß hohen Schneegebirge des Caplandes; doch ist es im Ganzen ebener als einer der übrigen Erdtheile; in keinem andern findet man so ungeheure Sandwüsten, und die Kobi in Hochasien hält mit der Sahara keinen Vergleich aus. Diese Wüste erscheint als ein Sandmeer, dem es an fruchtbaren Inseln keineswegs fehlt. Dies sind die Afrika eignen Oasen (s. d.). Unter A.'s mächtigen Strömen ist der ägyptische Nil uns jetzt durch die Bemühungen eines Bruce, Salt u. A. bis zu seiner Quelle bekannt. Ganz erforscht sind der Lauf des Senegal, dessen Hauptquelle Mollien bei dem Dorfe Sumbalako in der Nähe von Tambou im Reiche Foutah-Djallen auffand, und des Gambia. Gefunden hat man endlich den Jahrtausende in ein räthselhaftes Dunkel gehüllten Lauf des Djoliba (bei Herodot Niger), und durch Mungo Park u. A., besonders die Brüder Richard und John Lander, ward die Mündung desselben in der Bucht von Biafra entdeckt. Der Strom, von den Einwohnern Quorra genannt, welcher auf den Gebirgen von Loma entspringt, nimmt seine Richtung nach O., windet sich bei Kakunda nach SW. und mündet sich in den Meerbusen von Benin. Vgl. R. und J. Lander's „Journal of an expedition to explore the course and termination of the Niger" (3 Bde., Lond. 1832). Der Lauf anderer großer Ströme ist noch nicht ganz erforscht; wir wissen zwar, wo der Kongo (Zaire), Koanza und Kuama (Zambese) endigen, nicht aber, wo sie anfangen. Bedeutende Flüsse sind außerdem noch der Rio Grande und Orange, der selbst in seinem Innern große Landseen, wie den Dembea, Wangara, Tsad Marawi und Aquilunda, einschließt. Das Klima ist verschieden: innerhalb der Wendekreise das ruhige Tropenklima mit zwei Jahreszeiten, der nassen und trockenen, dort ist die Glut der Sonne so furchtbar, daß man im Sande Guineas Eier siedet; an den Küsten mäßigen See- und Bergluft sowie die unaufhörlichen Regengüsse die Hitze, aber die Luft ist nicht so gesund und rein als im Binnenlande, welches zum Theil höher liegt, doch ist jeder Theil Afrikas im Vergleich mit Europa ein heißes Land. Unter den Winden sind die Tornados und der Harmattan A. eigen; mit Asien hat es den Samum, mit Europa den Sirocco gemein. Dem Naturforscher erscheint dieses Wunderland, was den Reichthum in der organischen Welt und die Menge der riesenmäßigen Formen unter den Thieren und Pflanzen betrifft, als der erste Liebling der Natur. Es ernährt fünfmal so viel Arten von vierfüßigen Thieren als Asien und dreimal so viel als ganz Amerika. Es hat das kolossale Flußpferd (hippopotamus), die riesengroße Giraffe, die größten Antilopen und Affen vor Asien voraus. Ganz eigenthümlich sind ihm, außer der Giraffe, das Zebra, Quappa, Gnu und der Riese unter den Vögeln, der Strauß. Das wohlthätigste Geschenk aber, das die Natur dem Afrikaner gab, ist das Kameel. Sein Bau ist durchaus dem Lande und dem Klima angemessen. Neben dem Elefanten, dem Rhinoceros, findet man Löwen, Panther, Leoparden, Unzen, Schakals, Hyänen, Wölfe, Füchse, Kaninchen, Jerboas, Stachelschweine, Zibethkatzen, Ichneumons, Großohren, Bären, Rattels, Esel, Gemsen, Gazellen in unendlichen Spielarten, Springböcke, Büffel, Damhirsche, in Guinea Rehe und sehr viele andere vierfüßige Thiere, deren Naturgeschichte noch bei weitem nicht hinlänglich erforscht ist; selbst das räthselhafte Einhorn soll sich noch in den Binnenländern finden. Esel, Rind, Schafe und Ziegen sind auch dort Hausthiere, das Schwein aber durchgehends verachtet. Ebenso reich ist die Classe der Vögel, darunter mit dem prächtigsten Gefieder, der Kronvogel, Flamingo, Whidah, Thourako, Eisvogel, Pelikan und viele Papageiarten; die Classe der Amphibien hat das Krokodil und die boa constrictor mit vielen andern, theils unschädlichen, theils äußerst giftigen Schlangen; die anstoßenden Meere und die

Ströme haben einen Überfluß an Fischen, doch ist die Mannichfaltigkeit der Geschlechter nicht so groß als in den nördlichen Meeren, und viele der nutzbarsten fehlen ganz. Das Gebüsch und die Erde wimmeln von Termiten, Ameisen, Skolopender, Spinnen, Klopaden und Raupen, während die vorüberziehenden Heere von Heuschrecken oft Wolken gleich die Sonne verdunkeln; überall sieht man die schönsten Käfer und Schmetterlinge. Noch außerordentlicher ist die Kraft der Vegetation. Der Boden gibt dem Neger was er pflanzt mehr als hundertfältig zurück; er erzeugt jene ungeheuern Holzmassen, unter welchen der Baobab oder der Affenbrotbaum, dessen Krone bis 130 Fuß im Durchmesser hat, die oberste Stelle einnimmt; der prächtige weiße Stamm des Ceyba steigt von der Wurzel bis zu den Zweigen fast lothrecht auf 60 F. in die Höhe, und wächst mit seiner trefflich gerundeten Krone bis zu 120 F. Übrigens erzeugt die heiße Zone in A., wie in Amerika, zugleich die nahrhaftesten und die erfrischendsten, der Fäulniß am mächtigsten widerstehenden Pflanzen und Früchte. Eine Art Butter (zugleich ein treffliches Heilmittel) liefert in Überfluß der Shih oder Butterbaum; und die unterirdischen Erbsen von Whidah reifen binnen sechs Wochen nach der Saat. Zu den vegetabilischen Nahrungsmitteln gehören vorzüglich Weizen, Gerste, Moorhirse (holcus sorghum), Teff (poa abyssinica), Reis, Bataten, Yams, Lotusbeeren, Senegalgummi, Datteln, Feigen und besonders Zuckerrohr; als Getränke dienen der Kaffee, der Wein aus der weiblichen Weinpalme, die Kokosmilch, der Wein am Cap; zur Kleidung Baumwolle, Hanf und selbst Flachs; hier gedeihen Granaten, Pfeffer, der trefflichste Indigo, das Drachenblut, der Talgbaum, viele Arten der besten Farben- und Tischlerhölzer, der Ningi und unzählige andere Gewürzpflanzen. Gold hat A. mehr als einer der übrigen Erdtheile, und Eisen ist ziemlich überall verbreitet; dagegen fehlt es an den übrigen Metallen, und von den Mineralien hat es blos Salpeter, Salmiak, Ambra, einige Walkererden, Smirgel im Überflusse, Salz aber nur in einigen Gegenden zur Nothdurft. Nicht minder wichtig ist für den Beobachter der afrik. Menschenstamm. Der größte Theil der Afrikaner ist nicht nur durch die schwarze Hautfarbe und das krause Haar, sondern auch durch die Eigenthümlichkeiten des Knochenbaues am Kopfe und selbst des Nervenbaues von den übrigen Erdbewohnern sehr unterschieden. Dies setzt ein Isolirtsein ihres Urstamms voraus, wodurch die physische Beschaffenheit der eigentlichen Neger (s. d.) so von Grund aus anders werden konnte. Noch glaubt man Reste jenes Urstammes hier und dort zu erkennen, wie die der Urägypter in den Kopten, und die der Guanchen (der Ureinwohner der Canarien) in den Berbern. Die Zahl der Einw. mag zwischen 100—110 Millionen schweben; viel bevölkerter als die Küstenländer ist das Innere von Afrika, obschon Marokko, nach Jackson, gegen 17 Mill. und die Berberei mit Ägypten über 20 Mill. Bewohner zählt. Sie gehören sämmtlich zwei Stämmen des Menschengeschlechtes an, dem äthiopischen oder Negerstamme, der vom Djoliba abwärts sich bis zur Südspitze erstreckt, und zu dem auch die Hottentotten gehören, und dem kaukasischen Stamme, dem die Berbern, Kopten, sowie die Mauren, die Agazionen oder Habescher und die Völker Nubiens beizuzählen sind. Die Araber kann man zwar nur als Ankömmlinge betrachten, doch sind sie jetzt über den größten Theil des Nordens und über den Osten verbreitet und ganz einheimisch geworden. Auf den Inseln und an den Küsten findet man Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer und Briten, selbst Juden, doch scheinen die Falaschas in Tigre, obgleich sie dem Mosaismus huldigen, nicht hebr. Abstammung zu sein. Als Hauptsprachen gelten die arab. im ganzen Norden und bis zum Djoliba herunter, wo wenigstens die Völker, die den Koran verehren, etwas davon verstehen; von ihr unterscheiden sich die Berber- und die Shelluhsprachen mit ihren Dialekten in der Berberei und am Atlas. Der Sprache nach unterscheiden sich die Bewohner von Nordafrika als Berbern und Guanchen, welche letztere hauptsächlich die Inseln bevölkert haben. Die Mandingosprache ist vom Senegal bis zum

Djoliba die gewöhnliche; an der Westküste spricht man zum Theil ein verdorbenes Portugiesisch, in den habeschinischen Ländern die Tigre- und Amharasprache. Vor allen den 150 Sprachen der afrik. Völker, welche Seetzen annimmt, von denen wir bis jetzt siebzig und einige kennen, zeichnet sich die Fulahsprache, die im Suladialekte auf der Sierra Leone gesprochen wird, durch ihre Lieblichkeit aus, weshalb sie Winterbottom mit dem Italienischen vergleicht. Wie die Sprachen, so verschieden ist auch die Art der Gottesverehrung. Im ganzen Norden und bis tief in das Innere ist der Islam verbreitet; zu der Christusreligion bekennen sich die Einwohner von Tigre und Amhara, die Kopten, die Nubier und die europ. Fremdlinge, doch nach sehr verschiedenem Ritus, und bei den meisten Negervölkern herrscht der abenteuerlichste Fetischismus, der bei manchen dieser Völker sogar Menschenopfer fodert. Wissenschaftliche Bildung darf man in A. nicht suchen; was die Pharaonen, die Ptolemäer geschaffen hatten, ging im Mittelalter völlig unter. Schulen unterhalten die Mohammedaner in den Städten der Berberei, die Marabuten und hier und da auch die Kopten und Monophysiten in Tigre und Amhara. Kunstfleiß trifft man in Afrika blos auf der nördlichen Küste unter den Mauren, die auch mit den seefahrenden Nationen Europas einen lebhaften Handel mit Landesproducten und bedeutenden Karavanenhandel mit dem Innern von Afrika, dem sie ihre und der Europäer Producte zuführen, unterhalten. Die Neger stehen sämmtlich auf der untersten Stufe der Bildung, selbst da, wo sie in Staaten vereinigt sind; ihre Bedürfnisse sind äußerst gering, und Alles, was sie gebrauchen, verfertigen sie selbst; doch sind durch den Umgang mit den Europäern Schießgewehr, Pulver, Branntwein, Taback und Schmucksachen ihnen Bedürfniß geworden, die sie gegen Sklaven, Elfenbein, Gold und Gummi einzutauschen pflegen. — Der Sklavenhandel (s. d.) ist noch immer so bedeutend, daß man, obgleich die meisten Nationen Europas ihm durch Tractaten entsagt haben, doch gegen 50,000 Neger rechnen kann, die Osmanen, Portugiesen, Franzosen, Nordamerikaner und selbst brit. Schleichhändler jährlich dem Innern A.'s entreißen. Vormals wurden allein über 100,000 Sklaven jährlich Westindien zugeführt, und man kann annehmen, daß binnen drittehalb Jahrh. über 40 Mill. als Sklaven verkauft worden sind. Dieser Handel ist für die einheimischen Kaufleute, die ihn treiben, so einträglich, daß in ihrer Eifersucht eine Hauptursache der Schwierigkeiten und Gefahren zu suchen ist, welche europ. Reisende bei der Erforschung des Innern gefunden haben, seit die, besonders von England ausgegangenen Maßregeln gegen den Sklavenhandel bekannt geworden sind. Bedeutend ist auch die Ausfuhr von Elfenbein, Goldstaub und Gummi. Münzen hat A. blos in der Berberei; in den übrigen Ländern, die nicht von Europäern besetzt sind, dient Geld höchst selten als Tauschmittel, in einigen Ländern der Westküste gelten die Kauris, in andern Salztafeln als Münze. — Der Wendekreis des Krebses und der Äquator theilen A. in drei Haupttheile: 1) Nordafrika, wozu Ägypten, die Staaten Tripolis mit der Küste Barka, Tunis und Algier, der Staat Marokko, Fezzan und der obere Theil von Sudan oder die Sahara mit den Azoren, Canarias und Madeira gehören; 2) Mittelafrika, welches die Ostküstenländer Nubien, Tigre, Amhara, Efat, Adel, Ajan, den untern Theil von Sudan mit Darfur und den Ländern der Gallas, sowie die Westküstenländer, Benin, Owhere, Senegambien und Guinea nebst den Inseln Capo Verde, denen bei Guinea, den 16 Bissaoinseln, Socotora u. a. umfaßt, und 3) Südafrika mit der ganzen südlichen West- und Ostküste, den südlichen Binnenländern, dem Caplande, der Insel Madagaskar, den Komorren, Mascarenhas, Amiranten, Tristan d'Acunha, St.-Helena und Ascension.

Auch in historischer Hinsicht ist A. der vielseitigsten Erforschung werth. In geheimnißvollen Gräbern bewahrt es zahllose Urkunden der Culturgeschichte von den frühesten Zeiten an bis zu dem Untergange der oström. Herrschaft. Reizt dies

an sich schon den wissenschaftlichen Forschungsgeist des Europäers, so findet er zugleich in der Erreichung politischer Zwecke dort neue Quellen für Industrie und Handel. Bereits hat in dieser Hinsicht das Küstenland von Afrika unter brit. Leitung begonnen, ein neues Colonialsystem für Europa zu begründen, sowie es vor 400 J., unter portug. Verwaltung, in dem europäischen Colonialwesen überhaupt den ersten Anfang machte. Dies Alles erklärt, warum A. in unsern Tagen ebenso sehr die Aufmerksamkeit der Geographen beschäftigt wie in dem Zeitalter Herodot's und vor etwa 400 J. zur Zeit der portug. Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer. Zuerst hat die franz. Expedition nach Ägypten (s. d.) dieses geheimnißvolle Land den neuern Forschungen wieder eröffnet und dort selbst das türk. Phlegma aus seiner trägen Ruhe geweckt. Dann hat brit. Beharrlichkeit für die Völker am Cap neue Quellen des Wohlstandes aufgethan und daselbst eine Colonie für den Überfluß der brit. Volksmenge gegründet, während die schon früher (1793) angelegte Colonie Sierra Leone (s. d.) die Civilisation der Neger nicht erfolglos vorbereitete. Gleichzeitig drangen kühne Reisende, Briten, Deutsche, Franzosen, Italiener, von allen Seiten her in das Innere von A. vor. Daß aber in dem höchsten Alterthume schon jüdische und tyrische Kauffahrer, welche, wie die hebr. Nachrichten lauten, nach Tharsis und Ophir segelten und von da große Reichthümer den Königen David und Salomo zurückbrachten, die Ostküste von A., an welcher jene Städte gelegen haben sollen, erforscht hätten, gehört in das Gebiet der Sage. Über die Geschichte der Entdeckungsreisen in A., seit die Phönizier unter Nechos, König von Ägypten, aus dem rothen Meere, um A. herum und durch die Säulen des Hercules zurücksegelten (600 J. v. Chr.) bis auf die Unternehmungen in der neuesten Zeit, sehe man das von Murray erweiterte und fortgesetzte Werk von Leyden: „Historical account of discoveries and travels in Africa" (2 Bde., Edinb. 1817). — Zu den wichtigsten Reisen in unserer Zeit, durch welche die Hülle, die über dem Wunderlande A. noch immer ausgebreitet lag, von zwei Seiten her aufgehoben ward, gehört die Sendung des Engländers Bowdich nach Ashantee (s. d.) 1818, durch welche wir eine mächtige Kriegernation von Negern im Osten kennen gelernt, und die von Burckhardt (s. d.) nach Nubien unternommenen Reisen, welche uns den regen Verkehr nubischer Handelsvölker im Osten gezeigt haben. Früher als Beide waren der kühne Mungo Park, Hornemann (s. d.) und Röntgen (aus Neuwied, ermordet auf dem Wege nach Timbuktu, unweit Mogador 1811) schon in das Innere eingedrungen. Außer den Genannten verdienen noch angeführt zu werden: Leod's „Voyage to Africa" (Lond. 1821), weil sie uns das bisher nur oberflächlich gekannte Volk von Dahome (s. d.), das den fruchtbarsten Theil von Guinea bewohnt, genauer beschreibt, und des Capit. Lyon „Narrative of travels (1818—20) in northern Africa" (Lond. 1821), der mit seinem Freunde Ritchie, welcher den 20. Nov. 1819 in Murzuk starb, in Begleitung des franz. Naturforschers Dupont und des Briten Belford von Tripolis aus die Troglodytenhöhlen der Gharianstämme besuchte, und über Murzuk bis Tegarry (24° 4′ N. B.), der südlichsten Stadt des Königreichs Fezzan, an der Grenze der Wüste Bilma, vordrang. Im Sept. 1821 gingen drei Briten, Oudney, Clapperton und Denham, vom damaligen Colonieminister Lord Bathurst unterstützt, nach Tripolis, um von hier über Murzuk nach Bornu zu reisen und den Lauf des Nigers zu erforschen. Oudney starb zu Murmur den 12. Jan. 1824 an den Folgen der Erkältung, als auf einer Ebene zwischen Sandhügeln ein solcher Frost eintrat, daß das Wasser in den Schläuchen gefror. Sein Gefährte Clapperton setzte die Reise nach Kano, der jetzigen Hauptstadt von Haussa fort, und erreichte Sakkatuh, die Residenz des Beherrschers von Sudan. Sie entdeckten den Süßwassersee Tsad, in den sich zwei große Flüsse, der Shary von S. und der Yaou von W. her, ausmünden. Vgl. „Narrative of travels and discoveries in northern and central

Africa, by Maj. Denham, Capt. Clapperton, and the late D. Oudney, in the years 1822—24" (Lond. 1826, 4., mit Kupf.). — Im J. 1824 unternahm der brit. Major Gordon Laing von Tripolis aus die Reise nach Timbuktu (s. d.). Clapperton trat 1825 eine neue Reise ins Innere an von Benin aus über Sakkatuh nach dem Tsad, um über Timbuktu, von wo Laing nach Benin reisen sollte, bis Abyssinien vorzudringen. Ihn begleiteten der Naturforscher D. Dickson, Cap. Robert Pearce und D. Morrison. Laing erreichte zwar den Zielpunkt seines Strebens im Aug. 1826, mußte aber, nachdem er sich mehre Monate daselbst aufgehalten hatte, fliehen und ward ermordet. Clapperton starb am 13. Apr. 1827 an der Ruhr zu Sakkatuh, in den Armen seines treuen Lander. Auch Denham, der dem durch seine Entdeckungsreise an der Ostküste von A. und treffliche hydrographische Arbeiten bekannten Capit. Owen als Statthalter der Colonie Fernando Po gefolgt war, wurde im Jun. 1828 auf Sierra Leone plötzlich dahingerafft. Gleiches Schicksal theilten die übrigen Gefährten. Nur einem Franzosen, Douville, ist es geglückt, der mörderischen Guineasonne Widerstand zu leisten. Er drang 1828—30 auf eigne Kosten mit einem Gefolge von 300, oft 500 Menschen durch die Reiche Angola und Benguela weiter als je ein Europäer vor ihm ins Innere von A. vor, und hat in seiner „Voyage au Congo et dans l'intérieur de l'Afrique équinoxiale etc." (Par. 1832), wofür ihm auch die geographische Gesellschaft den Preis zuerkannte, die Kunde dieses Erdtheils um ein Bedeutendes gefördert, wenn nicht der ganze Reisebericht, wie es mehre engl. und deutsche Gelehrte den Franzosen zum Trotz zu glauben geneigt sind, ein schön erfundener Roman irgend eines betriebsamen Sklavenhändlers ist, der die zerstreuten Erzählungen seiner Neger geschickt in ein Ganzes zu verweben gewußt hat. Seit Timbuktus Bekanntwerdung und der Entdeckung der Nigerquellen hat der brit. Handelsgeist einen neuen Wirkungskreis gefunden. Gegenwärtig schifft das Brüderpaar R. und J. Lander, von einigen Kaufleuten in Liverpool mit drei Dampfböten ausgerüstet, den Quorra aufwärts, um mit den am Strom liegenden Negerstämmen Handelsverbindungen anzuknüpfen, und den Umsatz der engl. Manufacturen bis Timbuktu zu befördern. Deutsche und Franzosen machten von Ägypten aus Entdeckungsreisen ins innere Afrika, und A. Minutoli (s. d.) und Cailliaud, Ed. Rüppell aus Frankf. a. M. untersuchten 1822—26 Ägypten, Äthiopien, die große Oase im westl. Nubien, das unbekannte Land Kordofan und die Küste des rothen Meeres. Der Franzose Mollien (vgl. dessen „Voyage dans l'intérieur de l'Afrique aux sources du Sénégal et de la Gambia", Par. 1820, 2 Bde.) erreichte 1818 die nicht weit von einander entfernten Quellen des Senegal, der Gambia und des Rio Grande, in der Nähe von Timbo. Allein er konnte nicht bis zu den Quellen des Niger vordringen; auch fehlte es ihm an Instrumenten, um seine Beobachtungen mit Genauigkeit anzustellen. Doch hat er, in der Verbindung jener beiden Ströme durch den Neriko, den Stromweg gezeigt, auf welchem einst die Handelskaravanen aus dem Innern, aus den Königreichen Oubi und Foutadjallon, längs dem Senegal, bis nach Fort St.-Louis gelangen können. Was aber seit Jahrhunderten der Neugierde, der Politik und dem wissenschaftlichen Streben Europas nicht geglückt war, ein Unternehmen, das zugleich die Aussicht auf weitere Forschung in dem bis jetzt gänzlich verschlossenen Binnenlande A.'s eröffnet, ist durch einen einzelnen kühnen Mann ausgeführt. René Caillié zog 1824—28 durch das Innere von A. und fand die vermeinte Wunderstadt Timbuktu. Vgl. Caillié's „Journal d'un voyage à Tombouctou et à Jenné etc." (3 Bde., Paris 1830). Die Briten Paddin und Campbell, deren Forschungsreise sich ein Sachse, Adolf Kummer, angeschlossen hatte, nahmen ihren Weg über Rio Nunez, um nach dem Binnenlande vorzudringen; doch alle Drei mehrten die Anzahl der Märtyrer für die Wissenschaft und sanken als Opfer des Klimas. — Über das südl. Afrika, welches (1797) Barrow und John Campbell bis Lattakuh (dieser bis 900

engl. Meilen nördl. vom Cap) bereist hatten, hat des Engländers Burchell fünfjährige Reise vom Cap aus in das Innere viel Licht verbreitet. Die neuesten Aufschlüsse über das Kaffernland gab Cowper's „Four years in southern Africa" (Lond. 1829). Campbell kam auf seiner Reise vom Cap aus 1819 in Lattakuh an und erreichte im April 1820 Oldlattakuh, das 8000 Einw. enthält. Hierauf fand er in nördl. Richtung volkreiche Städte in fruchtbaren und angebauten Gegenden, wo er den Stamm der rothen Kaffern kennen lernte, und erreichte Kurrechene (fast 24° S. B.), eine Stadt des Marotver-Stammes, nahe an der Ostküste, die 16,000 Einw. haben soll. Pacho und Beechey erforschten Cyrene (s. d.). So dringt der Muth europäischer Entdecker von vier Seiten her, vom Cap, vom Senegal, von Tripolis und aus Ägypten, in das verschlossene Binnenland vor. Nordafrika wird jetzt durch sechs große Entdeckungsstraßen durchschnitten und wissenschaftlich erforscht. Allein noch fehlt der Zusammenhang zwischen den 20—25 Hauptlinien, welche den Weg der Reisenden bezeichnen. Man schätzt den von ihnen bereits erforschten Raum in Afrika auf 10,600 □M. Wir haben daher erst über den funfzigsten Theil dieses ungeheuern Festlandes mehr oder minder authentische Nachrichten. Vgl. Jomard, „Sur les découvertes dans l'intérieur de l'Afrique", und Larénaudière's „Essai sur les progrès de la géogr. de l'intér. de l'Afrique" (Par. 1826). Ritter im 1. Theil der „Vergleichenden Erdkunde" (2. Aufl., Berl. 1822) und Falkenstein's „Gesch. der wichtigsten Entdeckungsreisen" (5 Bdch., Dresd. 1828 fg.) und die Karten von A., von Berghaus, gest. von Brose (Stuttg. 1824), von Ritter und Brué.

Afrikanische Gesellschaft (African association), ein Verein von 95 Briten, der den 9. Jun. 1788 in London seine erste Versammlung hielt. Der Zweck ist auf die Erforschung des Innern von Afrika, auf die Civilisation der Neger und auf die Beförderung des brit. Handelsinteresse in A. gerichtet. Die Seele dieses Vereins war der berühmte Banks (s. d.). Ledyard und Lucas waren die ersten Briten, welche auf Kosten dieser Gesellschaft in das Innere von Afrika eindrangen; hierauf sandte sie zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen dahin ab: den Major Houghton, Mungo Park, und die beiden Deutschen Hornemann und Burckhardt (s. d.). Die Resultate ihrer Unternehmungen, worüber die „Proceedings of the associations for promoting the discovery of Africa" (1790 fg.) Bericht geben, haben zur Zeit noch wenig den Erwartungen entsprochen. Außer einigen gelegentlichen Entdeckungen ist nur der östl. Lauf des Niger, wie ihn schon Herodot angegeben hatte, bestimmt, und die Gegend bis Darfur erforscht. Tuckey's Entdeckungsfahrt auf dem Zaire 1816 verunglückte. — Einen ähnlichen Zweck hat das **Afrikanische Institut** (African institution), welches am 14. Apr. 1807 seine erste Versammlung hielt. Um den Negersklavenhandel zu vernichten und die Civilisation der afrik. Völker zu befördern, sammelt die Gesellschaft Nachrichten über den Ackerbau und die Handelsverhältnisse des Landes, über den physischen, geistigen und politischen Zustand der Bewohner desselben, sucht Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, europ. Sämereien zu verbreiten, Schulen anzulegen u. s. w. Das Institut steht unter einem Präsidenten, Vicepräsidenten und 36 Directoren, es hat einen Cassirer u. s. w. Doch war die Einnahme dieses Vereins (bis 1815 nur 9850 Pf. St.) zu gering, um etwas Bedeutendes auszuführen. Sie hat jedoch Lehrer in Sierra Leone besoldet und vorzüglich zur Abschaffung des Sklavenhandels mitgewirkt, wie man aus ihren sachreichen Berichten sieht, die jährlich im Druck (der funfzehnte im J. 1821) erscheinen. — Minder wohlthätig ist die **Afrikanische Handelsgesellschaft** (African company), welche 1750 durch eine Parlamentsacte errichtet wurde. Sie sorgt vorzüglich für die Unterhaltung und Verpflegung der Forts und Besatzungen auf der Westküste von A., zu welchem Zwecke ihr das Parlament einen jährlichen Beitrag von 13,000 Pf. St. bewilligt hat. Indeß gibt man den Directoren Schuld, daß sie

ihre Obliegenheiten vernachlässigen. Die Handelsunternehmungen selbst beruhen auf besondern Privatvereinen, die nach jeder Unternehmung gewöhnlich sich auflösen. Für diese ist hauptsächlich der auf Waarenumtausch berechnete Landhandel im Innern von Afrika ein Gegenstand der Speculation. Daher wollen wir hier nur noch die wichtigsten afrik. Karavanenstraßen bemerken: 1) Von Murzuk, der Hauptstadt in Fezzan, nach Kairo, 30 Tagereisen, über die Markt- und Lagerplätze Siwah, Augila und Temissa. 2) Von Murzuk nach Bornu, 50 Tagereisen, durch die Wüsten von Bilma und Tibesti. Markt- und Lagerplätze sind Temissa, Dombu und Kanem. 3) Von Murzuk nach Kashna, 60 Tage über Hiatts, Ganatt und Agades. 4) Von Fez nach Timbuktu, 54 Tage; doch dauert der Aufenthalt unterwegs auf den Lagerplätzen, z. B. Akka oder Tatta, dem allgemeinen Sammelplatze, zu Tegazza und Aroan, 65 Tage; folglich braucht diese Karavane zusammen 129 Tage. 5) Eine andere Straße längs der Seeküste führt eben dahin über Wedinun, Cap Bojador und Gualata. 6) und 7) Die Karavanenzüge von Sennaar und Darfur nach Ägypten finden nicht regelmäßig, wie jene, alljährlich statt, sondern nur alle zwei oder drei Jahre. Eine solche Karavane zählt 500—2000 Kameele. Sie macht in einer Stunde 3 engl. Meilen und legt auf einer Tagereise selten mehr als 7—8 Stunden Wegs zurück.

After kommt, außer der eigentlichen Bedeutung, besonders auch in Zusammensetzungen vor und bedeutet theils Das, was nach Zeit, Ort oder Ordnung nachfolgt, z. B. in den Urkunden Aftersabbath und Aftersonntag statt Sonntag und Montag, Aftermiethe u. s. w., theils im uneigentlichen Sinne Dasjenige, was in Werth, Gehalt und Form schlechter ist als das Vorhergehende, z. B. Afterbier, so viel wie Nachbier, Covent; Afterkorn, die kleinen unreifen Getreidekörner; Aftermehl, welches nach Beutelung des feinern übrig bleibt; Afterschlag, das Holz, welches vom guten abgeht (Abraum), oder das durch Sturmwind oder häufigen Schnee gefällt wird (Wind- und Schneebruch); Afterglaube oder Aberglaube und sehr viele andere Zusammensetzungen, vorzüglich beim Bergwesen, wo Alles **After** heißt, was von gepochten und gewaschenen Erzen übrig bleibt und wenig Metall mehr hält. In der Mennigbrennerei bezeichnet man damit die im Mennige befindlichen Bleikörner.

Afterlehen (subfeudum, arrière-fief), ein Lehen, wo der Lehnsherr die Lehnsherrlichkeit wiederum von einem Andern zu Lehn hat, oder wo der Inhaber (Vasall) sein Nutzungsrecht am Lehen wiederum einem Andern (einem Aftervasallen) zu Lehen gereicht hat. In England ist der König allgemeiner oberster Lehnsherr (Lord Paramount) alles Grundeigenthums; in andern Ländern aber konnte die oberste Lehnsherrlichkeit (suzeraineté) auch allodial sein, und war daher sowol von der Landeshoheit überhaupt (souveraineté) getrennt, als auch von ihr, sowie von der obersten Staatsgewalt in Lehnssachen, d. i. von der Lehnshoheit (gesetzgebende, richterliche und regierende Gewalt in Beziehung auf Lehnssachen) sehr zu unterscheiden. Zu einer Zeit, da man die Lehnsverhältnisse auf Alles anwandte, wurde auch sowol die Lehnsherrlichkeit häufig lehnbar gemacht, als auch das Nutzungsrecht in Lehn gegeben. In Deutschland waren selbst Reichslande vielfältig böhmische, mainzische, sächsische u. a. Afterlehen.

Aga, Herr, bei den Türken Titel der Befehlshaber und obersten Hofbeamten. Janitscharen Aga, der oberste Befehlshaber der Janitscharen; Topdschilar Aga und Silihdar Aga, Generalissimus der Artillerie und der Berittenen; Kißlar Aga, Herr der Mädchen, Aufseher des Harems.

Agamemnon, König von Mykene und Argos, nach Homer der Sohn, nach Apollodor der Enkel des Atreus von seinem Sohne Plisthenes und der Aërope oder, nach Andern, der Eriphyle, Bruder des Menelaus. Beide Brüder nennt Homer stets die Atriden. Von Tantalus, dem ersten Ahnherrn, bis auf A. und dessen Kinder herab verfolgte ein feindliches Schicksal die Sprößlinge dieses Heldengeschlechts und stürzte sie ins Verderben. (S. **Tantalus**, **Pelops**,

Atreus und Thyestes.) Die Zahl der Kinder des A. mit der Klytämnestra wird von den Alten verschieden angegeben. Homer kennt nur drei, die tragischen Dichter aber erwähnen vier: die Iphigenia, Elektra, Chrysothemis und den Orest. Als der trojan. Krieg ausbrach, übertrugen die verbündeten Griechen dem A., der allein 100 Schiffe bemannt hatte, den Oberbefehl. Das Heer sammelte sich in der Bucht Aulis in Böotien. Nachdem Diana lange die Abfahrt der Flotte durch eine Windstille gehindert hatte (s. Iphigenia), kamen endlich die Griechen vor Troja an. Während der langwierigen Belagerung der Stadt, sowie in den mit abwechselndem Glück geführten Gefechten und in der Rathsversammlung erscheint A. stets seines Ranges über die andern Fürsten würdig. Er kämpft mit den Tapfersten und gibt sich jeder Gefahr preis; bei den Berathungen spricht er mit Einsicht und Würde und behauptet unter allen Umständen sein königliches Ansehen. Edel war sein Benehmen im Streite mit Achilles (s. d.). Glücklich war A. nach Trojas Einnahme in seine Heimat zurückgekehrt, da brachte ihm Verrath den Tod. Ägisth, des Thyestes Sohn, dem er bei seiner Abreise die Ermordung des Atreus verziehen und Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, überfiel ihn gemeinschaftlich mit Klytämnestra bei der Mahlzeit und erschlug sowol ihn als die ihm zu Theil gewordene Tochter des Priamus, Kassandra, nebst ihren Kindern. So erzählt Homer; nach Andern ermordete ihn Klytämnestra im Bade. Als Ursache des Mordes wird von Einigen ihr unerlaubtes Einverständniß mit Ägisthus, von Andern ihre durch die Kassandra gereizte Eifersucht angegeben.

Aganippe, eine Quelle, welche nach der Erzählung der griechischen Dichter, sowie Hippokrene, auf dem Gipfel des Helikon durch das Stampfen des Pegasus entsprungen war. Ihr Wasser hatte die Eigenschaft, daß es Den zum Dichter begeisterte, der es trank. (S. Helikon.)

Agapen, s. Liebesmahle. — Auf die bedeutsame Erwähnung der Agapen in der frühesten Zeit der christlichen Kirche, zugleich auch auf das Hervortreten der Agape als christlicher Grundeigenschaft (der christlichen Liebe), suchte A. Kestner in dem Buche: „Die Agape oder der geheime Weltbund der Christen" (Jena 1819), die alte, schon im 2. Jahrh. den Christen entgegengestellte Meinung wieder aufzustellen und zu begründen: daß das Christenthum durch einen im Verborgenen thätigen Bund (Agape genannt) vornehmlich unter Domitian's Herrschaft wirksam gewesen sei. Die Symbole, das Thun und Wirken dieses Bundes wurden ganz Demjenigen entsprechend dargestellt, welches man in der Gesellschaft der Maurer anzunehmen gewohnt ist. Von den frühern Meinungen und Darstellungen dieser Art unterschied sich diese nur darin, daß sie die Person und den Plan von Christus entweder von jenen Umtrieben ausnahm, oder es nicht bestimmen mochte, in welchem Verhältnisse sie dazu gestanden hätten. Auch ohne die vielfachen, obgleich nicht in besondern Schriften erfolgten Widerlegungen jener Hypothese, würde dieselbe frühzeitig vergessen worden sein, da sie vollkommen unhistorisch ist.

Agathias, s. Anthologie.

Agathodämon, s. Dämon.

Agathokles, einer der kühnsten Abenteurer des Alterthums, dessen Geschichte vorzüglich Diodor von Sicilien und Justin erzählen, die aber, weil sie verschiedene Quellen benutzten, namentlich was die Jugendgeschichte anbelangt, sehr von einander abweichen. A. war der Sohn des Karkinos, der, aus Rhegium vertrieben, sich zu Thermä in Sicilien aufhielt. Wegen eines bedenklichen Orakelspruchs gleich nach der Geburt ausgesetzt, wurde das Kind von der Mutter heimlich erzogen und im siebenten Jahre vom Vater wieder angenommen, worauf er zu Syrakus, wo sein Vater durch Timoleon Bürger geworden war, als Töpfer lernte. Durch einen vornehmen Syrakusaner, Damas, den ihm seine Schönheit geneigt machte, aus der Dunkelheit hervorgezogen, ward er bald an die Spitze eines Heers gegen Agrigent gestellt. A. heirathete des Damas Witwe und wurde einer der reichsten Män-

ner in Syrakus. Zwar mußte er unter der Herrschaft des Sosistratus nach Tarent fliehen, kehrte aber nach dessen Tode zurück, bemächtigte sich der Oberherrschaft, befestigte seinen Thron durch die Ermordung mehrer tausend vornehmer Bürger, und eroberte den größten Theil Siciliens (317 v. Chr.). Um seine Macht im Vaterlande zu befestigen und das Volk zu beschäftigen, verfolgte er den Plan der Dionyse, die Karthager aus Sicilien zu vertreiben. Als er von ihnen geschlagen, in Syrakus belagert wurde, faßte er den kühnen Entschluß, mit einem Theil des Heers nach Afrika überzugehen. Hier schlug er sich vier Jahre (bis 307), größtentheils mit Glück. Unruhen in Sicilien nöthigten ihn, zweimal das Heer zu verlassen; bei seiner zweiten Ankunft in Afrika fand er das Heer in Aufstand gegen seinen Sohn Archagathus. Er beruhigte es durch die verheißene Beute des Siegs. Aber geschlagen, bedachte er sich nicht, die eignen Söhne der Rache der erbitterten Krieger und diese ohne Führer den Feinden preiszugeben. Die Söhne wurden getödtet, das Heer ergab sich an die Karthager. Er selbst beruhigte Sicilien und schloß 306 einen Frieden, der den vorigen Besitzstand wiederherstellte. Jetzt verwendete er seine Kräfte zu feindlichen Einfällen in Italien, wo er die Bruttier besiegte und Croton plünderte. Seine letzten Tage wurden durch häusliche Zwietracht getrübt. Er hatte die Absicht, den Thron auf seinen letzten Sohn Agathokles zu vererben, da empörte sich sein Enkel Archagathus, tödtete den Erben der Krone und vermochte den Mänon, einen Liebling des greisen Tyrannen, diesen mit Gift wegzuräumen. Dies geschah durch einen Zahnstocher (289 v. Chr.), nachdem er 28 Jahre den Thron behauptet hatte; das Gift ergriff zuerst den Mund und nach und nach andere Theile des Körpers und halb lebend legte man ihn auf den Scheiterhaufen. Noch vor seinem Ende rettete sich seine Gemahlin Texene mit ihren beiden Söhnen nach Ägypten; der Erbe seines Einflusses auf die Angelegenheiten Siciliens und Unteritaliens ward sein Eidam Pyrrhus, König von Epirus. A. besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn und Fürsten; allein Grausamkeit, Wollust und Ehrgeiz wurden die Werkzeuge der Nemesis, um ihn zum Beispiel des schmählichen Falls der Tyrannen zu machen.

Agathon, ein Athener, Zeitgenosse des Plato, ausgezeichnet durch Schönheit, Reichthum, Feinheit der Sitten und Dichtertalent. Er schrieb Tragödien und Komödien, die aber untergegangen sind. Als tragischer Dichter wurde er einst bei den olympischen Spielen gekrönt. Das Fest, das er bei dieser Gelegenheit feierte, gab Plato die äußere Einkleidung seines Dialogs „Symposion“ (das Gastmahl). Wieland hat den A. zu dem ersten Helden eines philosophischen Romans gemacht, und in der Einleitung über das Historische in demselben die nöthigen Nachweisungen gegeben.

Agave, eine Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen. Die merkwürdigste Art ist A. americana mit dornigen Blättern, im mittlern Amerika, die gegenwärtig auch im südl. Europa gedeiht und von den Europäern Aloë genannt wird. In ihrer Heimat vertritt sie die Stelle des nordischen Flachses und Hanfs. Man zieht die feinern Fäden aus den Blättern, schüttet darüber den Schaum von ungekochtem gesalzenem Fleische, reinigt die Fäden und weicht sie dann in Wasser oder in Oel, um sie geschmeidiger zu machen, wie dies die Feinspinner im Norden mit dem Flachse zu thun pflegen. Auf den Inseln des Mittelmeers fertigt man daraus Strümpfe, Handschuhe und Hemden. Als die Spanier Mexico eroberten, bereitete man dort aus den Fäden dieser Pflanze auch Papier. Noch jetzt benutzt man dort den scharfen Saft der Pflanze vor ihrer Blüte zur Reinigung der Wunden, und den gegohrenen Saft als magenstärkendes Getränk, das aber einen fauligen Geruch hat. Um ihn aber zum Gähren zu bringen, schneidet man das Herz aus, worauf einer solchen Pflanze in zwei bis drei Monaten 2—3000 Kubikzoll Saft (pulgue) entströmen. Dadurch stirbt die Pflanze ab; die Wurzeln aber liefern neue Schößlinge.

Agende, s. Kirchenagende.

Agent, s. Gesandte, Factor.

Agesilaus, ein spartanischer König 399 — 360 v. Chr., der durch Lysander zum Thron erhoben, als er von diesem gestürzt werden sollte, den Plan entdeckte und vereitelte. Von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, eröffnete er nach Lysander's Tode seine ruhmvolle Laufbahn in Asien, schlug die Perser, mußte sich aber von da gegen Theben, Korinth rc., die gegen Sparta selbst sich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherren der damaligen Zeit, kämpfen, rettete jedoch durch kluge Maßregeln, ohne sich in eine Schlacht einzulassen, sowol dies Mal als auch nach mehren Jahren, als achtzigjähriger Greis, die Stadt, welche schon in den Händen des Epaminondas war. Seinen letzten Feldzug unternahm er nach Ägypten. Als Sieger starb er auf der Rückkehr an der afrik. Küste, vom Sturme verschlagen, im 84. Jahre. Obgleich von Körper klein und unansehnlich, sprach sich in seinem ganzen Wesen Erhabenheit aus. Von seinen Kriegern ward er fast angebetet; in seinen Sitten war er tadellos; im Allgemeinen gerecht, insoweit sich diese Tugend mit dem Bestreben, dem Staate und seinen Freunden nützlich zu sein, vereinigen ließ.

Ägeus, König von Athen und Vater des **Theseus** (s. d.), welchen er mit der Äthra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugte. Heimlich ließ er den Sohn in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach seinem Throne strebten, mit der Hoffnung zu täuschen, daß sie ihn einst beerben würden. Die Ermordung des Androgeos, eines Sohnes Minos II., Königs von Kreta, verwickelte ihn in einen Krieg, in Folge dessen Athen jährlich sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen für den Minotaurus versprechen mußte, Ägeus aber durch die Pallantiden verdrängt wurde. Doch kaum erfuhr sein Sohn Theseus seine Geburt, so eilte er nach Athen, machte der Herrschaft der Pallantiden ein Ende und befreite Athen vom jährlichen Tribute an Kreta, indem er den Minotaurus tödtete. Im Wahne, daß Theseus gegen den Minotaurus umgekommen sei, stürzte sich Ägeus ins Meer, weshalb der Archipel zwischen Griechenland und Asien bis an den Hellespont den Namen des **ägeischen Meeres** erhielt.

Aggregat (Anhäufung) bezeichnet jedes Ganze, welches durch eine zufällige Verbindung der einzelnen Theile, die man deshalb auch Aggregattheile nennt, entsteht. Alles menschliche Erkenntniß ist anfangs ein Aggregat und man kann es einem Haufen Baumaterialien vergleichen, die erst verarbeitet werden sollen. Die Verarbeitung dieses Aggregats menschlichen Erkenntnisses geschieht nach und nach durch methodische Sichtung, wo dann das Wissen nicht mehr zufällig und planlos sich aneinander reiht, sondern absichtlich gesucht wird. Auf gleiche Weise nennt man in der Naturwissenschaft Aggregat ein durch Ansetzung von Außen entstandenes Ganze.

Aggteleker Höhle (ungarisch Baradlo, d. h. dampfender Ort), eine der größten und merkwürdigsten Tropfsteinhöhlen der Erde. Sie liegt nahe beim Dorf Aggtelek, einem Grenzorte des gömörer Comitats unweit der von Ofen nach Kaschau führenden Straße und geht am Fuße eines Berges mit einer kaum 3½ Fuß hohen und 5 Fuß breiten Öffnung zu Tage. Sie besteht aus vielen labyrinthisch ineinander laufenden Höhlen und Klüften, von welchen viele mühselig und gefährlich, ja bei hohem Stande der darin vorkommenden fließenden Gewässer gar nicht zu besuchen sind. In jeder Höhlung finden sich oben, unten und an den Seiten mannichfache Tropfsteingebilde, welche durch ihre seltsamen Gestalten den Anlaß zu verschiedenen Benennungen, als große Kirche, mosaischer Altar, Muttergottesbild u. dgl. gegeben haben. Die größte und imposanteste, etwa 200 Schritte vom Eingang entfernte Höhle ist der Blumengarten, daher so genannt, weil der Fußboden zum größten Theil mit zarten säulenförmigen, künstlichen Gartenzierathen ähnelnden Tropfsteinen gerändert ist. Sie ist 16 Klaftern hoch, 15 Klaftern breit und läuft beinahe 150 Klaftern (900 Fuß) gerade fort. Die Wölbung dieser groß-

artigen Halle ist ganz von Tropfstein, und der beinahe wagerechte Boden, durch welchen sich ein Bach schlängelt, von angeschwemmtem weichen Thon überdeckt. In der heißen Jahreszeit wird sie oft von ganzen Gesellschaften junger Leute aus der Nachbarschaft besucht, welche in der kühlen Temperatur unter Beleuchtung von Holzfackeln sich mit Musik und Tanz belustigen. Der Widerhall in den großen Seitenhöhlen ist so stark, daß der Ton einer einzigen Violine der Musik eines ganzen Chors in der Ferne gleicht, und der Knall einer Pistole einem Donnerschlage nahe kommt. Die an mehren Orten haufenweise zu findenden Menschenknochen scheinen anzudeuten, daß früher in diesen Höhlungen Räuber gehaust haben, oder Flüchtlinge verunglückt seien. Auf Veranlassung der londoner Akademie der Wissenschaften ward diese Höhle ums J. 1785 von einigen Naturforschern zuerst genau untersucht. Eine Beschreibung steht in Bredetzkys „Beiträgen zur Topographie von Ungarn", 1807, S. 249 fg.

Agincourt (Jean Baptiste Louis Georges Seroux d'), geb. 5. Apr. 1730 zu Beauvais, sollte nach dem Beispiel seiner Vorfahren im Heere Dienste nehmen. Als aber sein Onkel in der Schlacht bei Dettingen geblieben war, übertrug ihm Ludwig XV., der ihm wohlwollte, die Sorge für die Angelegenheiten der durch diesen Verlust verwaisten sieben Kinder. So wurde A. gleichsam das Haupt der Familie, und dadurch einer Muße zugeführt, die anfangs seiner Neigung entgegen war. Er übernahm einen Staatspacht. Seine Kunstliebe brachte ihn mit den geistreichsten Männern Frankreichs und des Auslandes in Berührung und ging bald in Kunststudium über. Als der Tod Ludwig XV. ihn von so manchen Verhältnissen frei machte, die ihn in Frankreich festgehalten hatten, dachte er darauf, durch Reisen seine Ansichten zu berichtigen und zu erweitern. Er reiste 1777 nach England, und kehrte über Belgien, Holland und einen Theil Deutschlands nach Paris zurück, das er 1778 für immer mit Italien vertauschte. In Modena schloß er mit Tiraboschi Bekanntschaft und ließ schon damals Denkmäler der Kunstperiode zeichnen, die später der Gegenstand der Forschungen seines Lebens wurden. Im J. 1779 beschloß er den Faden der Kunstgeschichte da aufzunehmen, wo Winckelmann ihn hatte fallen lassen, und die Schicksale der Kunst nach beglaubigten Denkmälern vom 4. bis zum Anfange des 16. Jahrh. darzulegen. Nach unendlichen Studien schon dem Ziele nahe, brachte ihn die franz. Revolution um die Mittel, das Werk in der vorgesetzten Weise zu vollenden. A., der in Rom bisher im Umgange des Card. Bernis und des Ritters Azara in der angenehmsten Geselligkeit gelebt hatte, der mit seinem großen Vermögen Talente unterstützte und Verdienste ehrte, trug auch diesen Wechsel mit jenem heitern Gleichmuth, der ihm die Herzen gewann und ihn während des Wechsels der Parteien, die Rom nach und nach theilten, fortwährend schützte. Man ehrte sein Alter und seinen ruhigen Fleiß. Kaum war sein „Recueil de fragmens de sculpture antique en terre cuite" (Paris 1814) und die ersten Hefte von der „Histoire des arts par les monumens" ausgegeben, als der ehrwürdige Greis am 24. Sept. 1814 starb. Von letzterm Werke sind nach seinem Tode (Strasb. 1819—20) 6 Bde. in 24 Lief. (Fol.) mit 325 Kpfrn. erschienen.

Ägide, ursprünglich das Ziegenfell, dessen sich Zeus als Schild bediente, daher er auch bei Homer Ägiochos (Ägidenhalter) heißt. Auch die kriegerische Pallas schützt, nach lybischer Frauensitte, den Körper und vorzüglich die Brust mit einer Ägide, welche durch das Gorgonenbild furchtbar wird. Die älteste Form der Ägide der Pallas zeigt die Statue der kämpfenden Pallas zu Portici und der Sturz der dresdener. Vgl. Hirt's „Arch. Bilderbuch", Heft 1, S. 49. — Im bildlichen Sinne heißt Ägide so viel als Schutz.

Ägina, jetzt Engina, eine griech. Insel (2 □M.) im saronischen Meerbusen, mit der Hauptstadt gleiches Namens, bildete einen eignen Staat und war durch Handel und Kunst reich und blühend. Der Sage zu Folge erhielt sie den Namen

von Ägina, des Asopus Tochter, welche hier dem Zeus den Äakus gebar, und ihre ersten Bewohner waren die Myrmidonen. Auf ihr soll in Griechenland das erste Geld geprägt worden sein. — Der Äginate Smilis, ein Zeitgenosse des Dädalus, ward nach Pausanias der Vater und Stifter äginetischer Kunst, deren eigenthümlichen Charakter man in dem ganz getreuen Nachbilden der Natur erkennt. Wie Sprache und Sitte, so ist auch die Bildhauerkunst der Ägineten dorisch. Sie bildet das Mittelglied zwischen dem alten strengen und dem schönen Styl. Jede Spur der äginetischen Kunst aber verschwindet seit des Phidias Schöpfungen und man nannte später in Griechenland jedes alterthümliche Bildwerk ohne allen Unterschied äginetisch. Nächst Smilis ist Kallon, der 540 — 500 v. Chr. lebte, der älteste äginetische Künstler. Zur Zeit des Phidias werden erwähnt: Anaxagoras, von dessen Hand der Jupiter war, der auf gemeinschaftliche Kosten aller Griechen, die bei Platää (479 v. Chr.) siegreich gestritten hatten, in Olympia aufgestellt wurde; Simon, Verfertiger der Weihgeschenke eines gewissen Phormis zu Olympia, der unter Gelon und Hieron in Syrakus glückliche Thaten vollbrachte; Glaucias und Onatas, die in der 78. Olympiade im vollsten Ruhme blühten. Um den Tempel des Jupiter auf Ägina, welcher zu den schönsten Ruinen gehört, architektonisch aufzunehmen und andere alterthümliche Forschungen anzustellen, vereinigte sich 1811 eine Gesellschaft von engl. und deutschen Künstlern und Kunstfreunden. Die Ausgrabungen belohnten sich durch einen herrlichen Fund unschätzbarer Bildwerke, welche einst den östl. und westl. Giebel jenes Tempels geziert hatten. Auf Anrathen des Architekten Haller von Hallerstein (gest. 1817.) kaufte sie 1812 der jetzige König von Baiern und ließ durch Thorwaldsen das Nöthige restauriren. Jetzt sind sie im Ägenetensaale der Glypthothek zu München aufgestellt. Jedes Mitglied der Reisegesellschaft aber erhielt einen Gypsabguß sämmtlicher Figuren. Die größte unter den 17 äginetischen Figuren, deren ursprünglich gewiß 30 waren, ist die Minerva; sie ist ein wenig über Lebensgröße; die übrigen sind alle unter diesem Maß. Wenn man den Styl dieser Kunstwerke betrachtet, so herrscht in allen Theilen der Körper, die Köpfe ausgenommen, jene schon erwähnte treue Nachahmung der Natur bis auf alle Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringste Spur vom Idealen; doch ist die Nachahmung nicht mager oder unwissenschaftlich, sondern es ist wohlverstandene Nachbildung schöner Natur mit vollkommenster Kenntniß der Knochen und Muskeln. In Hinsicht auf das Verhältniß sind diese Figuren schlank, etwas schmal von Hüften, und die Beine auffallend lang. Es herrscht viel Leben in den Bewegungen, obschon sie nicht frei von einer gewissen Steifheit sind, wie man dies auch in den Malereien von Giotto, Masaccio, Perugino findet. Die Köpfe scheinen auf eine frühere Kunstepoche zu deuten; die Augen sind sehr hervorliegend, ein wenig auf chinesische Art in die Länge gezogen. Der Mund hat stark hervorspringende Lippen, mit scharfen Rändern; die Mundwinkel sind an einigen etwas in die Höhe gezogen. Die Nasen sind kleinlich, die Ohren mit dem höchsten Fleiß ausgeführt. Das Kinn ist stark und voll und meist etwas zu groß. Sie sehen sich alle ähnlich, ohne den geringsten Ausdruck von Leidenschaft zu haben; zwischen Siegern und Besiegten, Göttern und Menschen ist nicht der mindeste Unterschied. Die Haare sind ganz conventionell und zierlich steif. Die Arme sind etwas kurz, die Hände täuschend wahr, kein Ansatz der Nägel, keine Runzel der Haut ist vergessen. Die Beine sind wohlgestaltet, die Kniee meisterhaft, die Füße zierlich, die etwas langen Zehen laufen ganz parallel. Die Gewänder sind ebenso conventionell wie die Haare, sehr eng anliegend, mit künstlich gepreßten Falten. So steif sie in ihrer Anlage sind, so geschmackvoll sind sie behandelt und mit unglaublichem Fleiß ausgeführt. Sämmtliche Figuren scheinen zu Einer Zeit, wahrscheinlich im Zeitraume der 60.—80. Olympiade, aber nicht von Einer Hand gefertigt. Der Marmor, aus welchem sie gebildet sind, ist der von Paros, den man Grechetto nennt. Man findet bei keiner irgend eine Stütze, und sie sind von allen Seiten gleich aus-

gearbeitet. Die an den Figuren noch hier und da bemerkbaren Farben sind Zinnoberroth und Himmelblau. Auch am Tempel waren alle Verzierungen und Laubwerke, die man sonst auszuhauen pflegt, gemalt. Da Äakus den Tempel, in dessen Giebeln die Figuren symmetrisch aufgestellt waren, dem Jupiter aller Griechen erbaute, so ist es wahrscheinlich, daß die Gebilde Gefechte der Äaciden unter Minerva's Schutz darstellten; und im Bezug auf diese Bilder nennt wahrscheinlich auch Pindar Ägina die „wohlbefestigte Stadt der Äaciden"; denn keiner von des Äakus Söhnen blieb im Lande. Vgl. Wagner's „Bericht über die äginetischen Bildwerke, herausg. und mit kunstgeschichtl. Anmerkungen begleitet von Schelling" (Tübing. 1817); Otfr. Müller's „Aegineticorum liber" (Berl. 1820); Thiersch, der die mythologische Bedeutung zu entwickeln suchte; und Meyer in Göthe's „Kunst und Alterthum", Bd. 3, Heft 1.

Agio, 1) das Aufgeld auf eine Münze gegen eine andere, theils wegen ihres größern innern Gehaltes, theils wegen ihres leichtern Transports (des Goldes), theils wegen ihrer zufälligen größern Beliebtheit an einem Orte; 2) das Aufgeld, welches bald die Münze gegen Wechsel über diese Münze auf einem fremden Handelsplatze, oder umgekehrt der Wechsel gegen die Münze hat; 3) das Aufgeld des Bankgeldes gegen das umlaufende gemünzte Geld, und umgekehrt; und 4) Vorschußzins auf den franz. Handelsplätzen, der nach dem Überfluß oder Mangel der Münze auf einem Platze sich modificirt. — Agiotage, das Benutzen der Differenzen im Geld- und Papiercurs zu einem Gewinn, welcher das natürliche Verhältniß übersteigt, und die Anwendung künstlicher, d. h. unredlicher Mittel, z. B. scheinbaren Mangels oder Überflusses, das Verbreiten falscher Nachrichten, um das Aufgeld über oder unter seine natürliche Höhe zu steigern oder herabzudrücken. Auch in einem etwas andern Sinne das Fortschaffen der bessern Münzsorten und das Überschwemmen eines Landes mit geringern. Gesetze gegen die Agiotage sind oft versucht worden, z. B. durch einen gesetzlich bestimmten Curs des Geldes; aber sie sind fast immer ohne Erfolg gewesen. Selbst der Name und der damit verbundene Tadel der Agiotage ist in dem unschuldigern des Geldhandels, des Verkehrs mit Staatspapieren und wenn es hoch kommt des Börsenspiels untergegangen. — Agiotirer erklärt sich aus dem Vorigen: ein Mann, welcher nicht solide Handelsgeschäfte, sondern das Aufwechseln um übertriebenen Gewinn zu seinem Erwerb macht. Verlust im Agiotiren ist keine Entschuldigung bei dem Bankrott.

Ägisthus, s. Agamemnon.

Aglaia, nach Hesiod eine von den drei Grazien (s. d.), des Zeus und der Eurynome Tochter, nach Andern aber der Grazien oder Charitinnen Mutter und Vulkan's Vermählte.

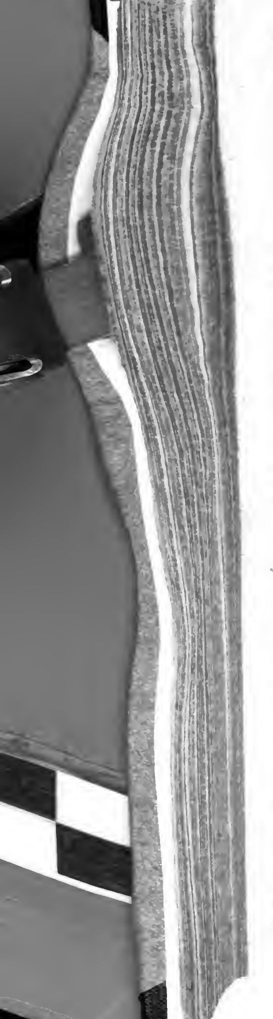
Aglar, s. Aquileja.

Agnano, ein See, westl. von Neapel, drei Meilen im Umfange, auf vulkanischem Boden. In der Nähe sind die 1198 erloschenen Vulkane, die bekannte Hundsgrotte, aus deren warmem Boden erstickende Schwefeldämpfe aufsteigen, und die Schwitzbäder von S.-Germano, heilsam gegen Syphilis, Gicht, Podagra u. s. w., besonders merkwürdig. Den alten Ruf dieser Bäder suchte neuerdings Gimbernat theils durch neue Einrichtungen, theils durch die Entdeckung zu erneuern, daß der Gebrauch derselben die geschwächte Elektricität der Kranken wiederherstelle.

Agnaten, Verwandte durch Abstammung in der männlichen Linie von einem gemeinschaftlichen Stammvater (Schwertmagen), im Gegensatz der Cognaten (s. d.) (Spillmagen). In vielen Fällen bedürfen Verfügungen über Familiengüter des Consenses der Agnaten.

Agnes, eine Heilige, von besonderer Schönheit, die während der Christenverfolgung unter dem Kaiser Diocletian als Märtyr starb. Domenichino hat ihr

8*



idealisches Bild im Augenblicke ihrer Hinrichtung dargestellt und Tintoretto faßte in einem Gemälde den Moment trefflich auf, wo sie dem Symphronius, der um ihretwillen des Gesichts beraubt worden war, dasselbe wiederherstellt. Ihr Sinnbild ist ein Lamm.

Agnesen=Rollen. Als auf dem ital. Theater zu Paris zuerst naive, dabei aber weltunerfahrene, wo nicht gar von Natur etwas vernachlässigte Mädchencharaktere dargestellt wurden, bezeichnete man die Gattung solcher Rollen mit diesem Namen, wodurch Agnus (Lamm oder Schaf) angespielt wurde. Auf ähnliche Weise spricht man im Deutschen von Gänschenrollen.

Agnesi (Maria Gaëtana), eine seltene Zierde ihres Geschlechts, geboren zu Mailand am 16. Mai 1718. Ihr Vater war Don Pedro di Agnesi, Lehnsvasall zu Monteveglia. Schon im neunten Jahre ihres Alters sprach sie fertig lateinisch und hielt eine Rede in dieser Sprache (gedr. Mail. 1727), worin sie zu beweisen suchte, daß das Studium der alten Sprachen den Frauen nicht fremd sein dürfe. In ihrem elften Jahre soll sie griechisch wie ihre Muttersprache geredet haben. Mit gleicher Liebe betrieb sie die morgenl. Sprachen, Geometrie und speculative Philosophie. Scherzweise ward sie die wandelnde Polyglotte genannt. Der Vater begünstigte den Trieb der Tochter zur Gelehrsamkeit noch dadurch, daß er in seinem Hause gelehrte Gesellschaften versammelte, bei denen Maria, in Hinsicht des Körpers durch Schönheit nicht minder reich, als durch Talente von der Natur ausgestattet, die Unterhaltung leitete, indem sie philosophische Sätze vortrug und vertheidigte, die ihr Vater später in einem Quartbande im Druck erscheinen ließ. Seit ihrem 20. Jahre widmete sie sich eifrig der Mathematik, schrieb eine ausgezeichnete Abhandlung über die Kegelabschnitte, die aber nicht im Druck erschienen ist, und gab 1748 „Anfangsgründe der Analysis" (ins Engl. übers. von Colson, 1801) heraus, die man als die beste Einleitung zu Euler's Werken betrachtet. Dieses Werk vermehrte ihren Ruf so sehr, daß sie in ihrem 32. Jahre zum ordentlichen Professor der Mathematik an der Universität zu Bologna ernannt wurde. Ihre heitere Lebensansicht ging aber in dem tiefern Studium der Mathematik unter. Sie entsagte allem Umgange, trat in den strengen Orden der blauen Nonnen und starb in hohem Alter 1799. Ihr „Elogio" vom Pater Frisi (Mail. 1799) hat Boulard ins Französische übers. — Ihre Schwester, **Maria Theresia**, setzte mehre Cantaten und die drei Opern „Sofonisbe", „Ciro in Armenia" und „Nitocri" mit Beifall in Musik.

Agnition, 1) in Rechtsangelegenheiten Anerkennung eines Verhältnisses, einer Schuld u. s. w.; für die Anerkennung einer Schrift, Sache, Person als Individuum, braucht man das Wort **Recognition** (s. d.); 2) im Schauspiele Erkennungs= oder Entdeckungsscene, Auftritt, in welchem die handelnden Personen von den ihnen bis dahin verborgenen Umständen, welche ihr Glück oder Unglück bestimmen, Kenntniß erlangen. Die Agnition ist nach Aristoteles in der Tragödie ein so wichtiger Theil, daß die Poetik desselben ein eignes Capitel (XVI. nach Hermann's Abtheilung) enthält, welches von den verschiedenen Mitteln handelt, sie herbeizuführen. Sie ist jedoch nicht unbedingt nothwendig. Aristoteles nennt die Fabel einer Tragödie einfach, wenn die Veränderung des Glückszustandes ohne unerwarteten Zufall und ohne Agnition erfolgt; verwebt aber, wenn sie durch Eins von Beiden oder durch Beides zugleich bewirkt wird. Die Wirkung dieses tragischen Hebels beruht auf der Überraschung, doch nicht sowol auf einer Überraschung des Zuschauers als vielmehr auf dem Antheil, welchen er vermöge des Mitgefühls an dem Zustande der überraschten Personen des Stücks nimmt. Dieser Antheil mindert sich oder verschwindet, wenn er selbst in den Zustand eines ganz unvorbereitet Überraschten versetzt wird; und eine solche Behandlung der Agnition macht sie daher in den meisten Fällen zum falschen Theatercoup.

Agnoëten, s. **Monophysiten.**

Agnus Dei (Lamm Gottes), 1) ein Gebet der röm. Liturgie, das mit den Worten Agnus Dei anfängt, gemeiniglich vor der Communion gesungen wird und nach des Papstes Sergius I. Verordnung 688 den Beschluß der Messe machte; 2) ein rundes, einer Medaille ähnliches Stück Wachs, welches von den geweihten Osterkerzen übrig geblieben und worauf die Figur des h. Lammes mit der Siegesfahne oder auch St.-Johannes mit der Jahrzahl und dem Namen des Papstes gedruckt ist. Der Papst weiht und verschenkt deren eine große Menge. Ursprünglich vertheilte man in den Kirchen Roms den Rest der Osterkerzen in kleinen Stücken unter das Volk, welches dieselben zu Hause als ein Mittel wider alle Arten von Unglück anzündete. Da jedoch die Zahl der Bewerber zu groß ward, um sie alle befriedigen zu können, so verfiel man auf das obige Auskunftsmittel. — **Agnus Dei** heißt auch dasjenige Stück einer musikalischen Messe, welches in röm.-katholischen Kirchen bei der Administrirung der Hostie aufgeführt wird.

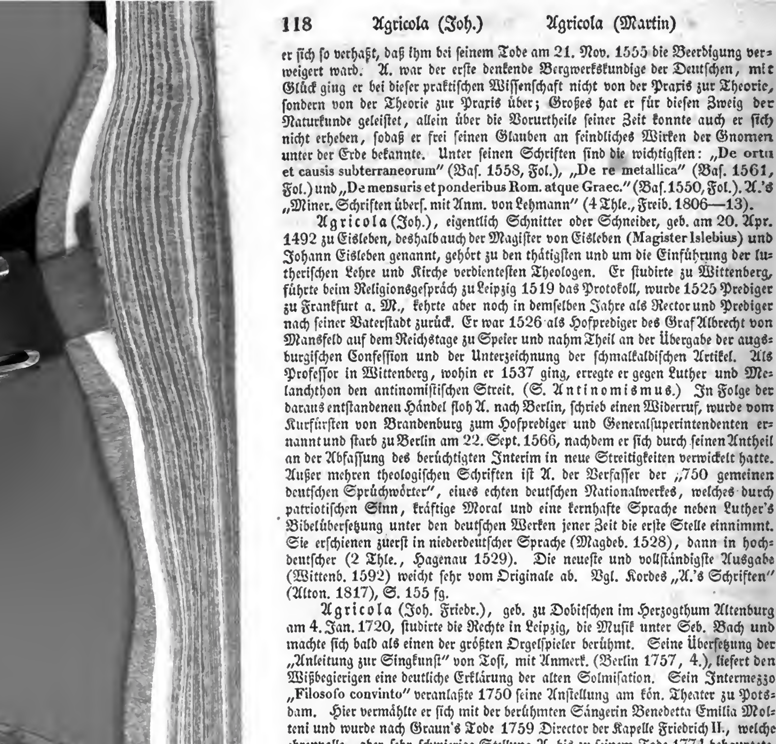
Agon, jeder Kampf, worin Einer dem Andern es zuvor zu thun sucht; daher **Agonie**, der **Todeskampf** (s. d.), oder auch Zustand gelähmter Thätigkeit. Besonders wurden **Agones** die Kampfspiele der Griechen genannt, welche man bei gewissen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen, in der Musik, in der Dicht-, Tanzkunst u. s. w. veranstaltete, und wobei Kampfrichter, **Agonarchen** genannt, auf Gesetze und Herkommen halten, vorfallende Zwistigkeiten schlichten und den Preis zuerkennen mußten. Die berühmtesten dieser Kampfspiele waren die olympischen, pythischen, nemäischen und isthmischen. — **Agonistiker** wurden in der afrik. Kirche zu der Zeit des Augustinus Schwärmerhaufen genannt, welche sich in fortwährenden Kämpfen mit Geistern abquälten.

Agrarische Gesetze, Ackergesetze. Die röm. Republik besaß durch ihre Eroberungen von ihren Nachbarn große Staatsländereien, welche unter die Bürger zur Benutzung ausgetheilt werden sollten, aber fast nur in die Hände der Vornehmen und Reichen kamen, und ein Mittel mehr wurden, ihre Herrschaft zu behaupten. Alle Staatsreformen waren daher nothwendig mit Vorschlägen verbunden, eine gleichere und gesetzmäßigere Vertheilung der Staatsländereien zu veranstalten, was aber allemal den heftigsten Widerstand der herrschenden Aristokratie erregte und z. B. beiden **Gracchen** (s. d.) das Leben kostete. Auch die neuere Zeit fodert ihre agrarischen Gesetze. Die Erklärung der Kirchengüter für Nationalgüter und der Verkauf derselben in kleinen Theilen, die Aufhebung aller Beschränkungen und Belastungen des Grundeigenthums, der Untheilbarkeit der Lehengüter, der Fideicommisse und Majorate, die Ablösung der Zehnten sind agrarische Gesetze, welche im Fortschreiten der Civilisation überall nothwendig werden. Am consequentesten und zweckmäßigsten verfährt hierin seit 1808 die preuß. Regierung. (S. **Ablösung der Grundeigenthumsbelastungen.**)

Agraviados, s. **Spanien.**

Agricola (Cnej. Jul.), geb. 37 n. Chr., röm. Consul unter dem Kaiser Vespasian und Statthalter in Britannien, das er um 70 n. Chr. ganz unter röm. Herrschaft brachte, ausgezeichnet als Staatsmann und Feldherr. Er drang in den höchsten Theil Caledoniens vor und starb 94 n. Chr. A.'s Leben von Tacitus, seinem Eidam, das Muster einer Biographie, hat Walch mit Übers., Anm. und Abhandl. über die Kunstform der alten Biographie herausgeg. (Berl. 1828).

Agricola (Georg), eigentlich Bauer, geb. zu Glauchau 24. März 1490, studirte, nachdem er schon 1518—22 Rector zu Zwickau gewesen, zu Leipzig und in Italien die Medicin, widmete sich aber seit 1531 im sächs. Erzgebirge mit besonderer Vorliebe der Bergbaukunde. Vergebens suchte er die sächs. Fürsten zu überzeugen, daß Sachsen in seinem Innern viel größere Schätze berge als man nur ahnen könne. Man glaubte ihm nicht; für seine Bemühungen erhielt er vom Kurfürst Moritz eine Pension und freie Wohnung in Chemnitz, wo er später Stadtphysikus und Bürgermeister ward. Durch seine Rückkehr zur katholischen Kirche machte



er sich so verhaßt, daß ihm bei seinem Tode am 21. Nov. 1555 die Beerdigung verweigert ward. A. war der erste denkende Bergwerkskundige der Deutschen, mit Glück ging er bei dieser praktischen Wissenschaft nicht von der Praxis zur Theorie, sondern von der Theorie zur Praxis über; Großes hat er für diesen Zweig der Naturkunde geleistet, allein über die Vorurtheile seiner Zeit konnte auch er sich nicht erheben, sodaß er frei seinen Glauben an feindliches Wirken der Gnomen unter der Erde bekannte. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten: „De ortu et causis subterraneorum" (Bas. 1558, Fol.), „De re metallica" (Bas. 1561, Fol.) und „De mensuris et ponderibus Rom. atque Graec." (Bas. 1550, Fol.). A.'s „Miner. Schriften übers. mit Anm. von Lehmann" (4 Thle., Freib. 1806—13).

Agricola (Joh.), eigentlich Schnitter oder Schneider, geb. am 20. Apr. 1492 zu Eisleben, deshalb auch der Magister von Eisleben (Magister Islebius) und Johann Eisleben genannt, gehört zu den thätigsten und um die Einführung der lutherischen Lehre und Kirche verdientesten Theologen. Er studirte zu Wittenberg, führte beim Religionsgespräch zu Leipzig 1519 das Protokoll, wurde 1525 Prediger zu Frankfurt a. M., kehrte aber noch in demselben Jahre als Rector und Prediger nach seiner Vaterstadt zurück. Er war 1526 als Hofprediger des Graf Albrecht von Mansfeld auf dem Reichstage zu Speier und nahm Theil an der Übergabe der augsburgischen Confession und der Unterzeichnung der schmalkaldischen Artikel. Als Professor in Wittenberg, wohin er 1537 ging, erregte er gegen Luther und Melanchthon den antinomistischen Streit. (S. Antinomismus.) In Folge der daraus entstandenen Händel floh A. nach Berlin, schrieb einen Widerruf, wurde vom Kurfürsten von Brandenburg zum Hofprediger und Generalsuperintendenten ernannt und starb zu Berlin am 22. Sept. 1566, nachdem er sich durch seinen Antheil an der Abfassung des berüchtigten Interim in neue Streitigkeiten verwickelt hatte. Außer mehren theologischen Schriften ist A. der Verfasser der „750 gemeinen deutschen Sprüchwörter", eines echten deutschen Nationalwerkes, welches durch patriotischen Sinn, kräftige Moral und eine kernhafte Sprache neben Luther's Bibelübersetzung unter den deutschen Werken jener Zeit die erste Stelle einnimmt. Sie erschienen zuerst in niederdeutscher Sprache (Magdeb. 1528), dann in hochdeutscher (2 Thle., Hagenau 1529). Die neueste und vollständigste Ausgabe (Wittenb. 1592) weicht sehr vom Originale ab. Vgl. Kordes „A.'s Schriften" (Alton. 1817), S. 155 fg.

Agricola (Joh. Friedr.), geb. zu Dobitschen im Herzogthum Altenburg am 4. Jan. 1720, studirte die Rechte in Leipzig, die Musik unter Seb. Bach und machte sich bald als einen der größten Orgelspieler berühmt. Seine Übersetzung der „Anleitung zur Singkunst" von Tosi, mit Anmerk. (Berlin 1757, 4.), liefert den Wißbegierigen eine deutliche Erklärung der alten Solmisation. Sein Intermezzo „Filosofo convinto" veranlaßte 1750 seine Anstellung am kön. Theater zu Potsdam. Hier vermählte er sich mit der berühmten Sängerin Benedetta Emilia Molteni und wurde nach Graun's Tode 1759 Director der Kapelle Friedrich II., welche ehrenvolle, aber sehr schwierige Stellung A. bis zu seinem Tode 1774 behauptete. Er hat mehre Opern geschrieben; gedruckt in Partitur ist A.'s 21. Psalm. Zu Adlung's „Musica mechanica" lieferte er gute Zusätze und gehörte überhaupt zu den gewandten musikalischen Schriftstellern seiner Zeit.

Agricola (Martin), geb. zu Sorau um 1486, war nach der Reformation der erste Cantor und Musikdirector in Magdeburg und einer der Ersten, welche in Deutschland die übliche Tabulatur mit unsern Noten vertauschten. A. hatte sich nicht nur in der Musik, sondern auch in den alten Sprachen treffliche Kenntnisse. Wie überhaupt seine Schriften zur Kenntniß der damaligen Musik sehr schätzbar sind, so ist es vorzüglich für die Geschichte der Instrumente A.'s „Musica instrumentalis" (deutsch 2. Aufl., Wittenb. 1545), da die Zeichnungen viel besser sind als im Werke des Prätorius. A. starb am 10. Jun. 1556.

Agricola (Rud.), eigentlich Rolef **Huysmann**, gewöhnlich nach ſeinem Vaterlande Friſius, auch Rudolf a Groningen genannt, geb. um 1442 zu Baflon bei Gröningen. Zuerſt Zögling des Thomas von Kempten, ging er dann nach Löwen, hierauf nach Paris und von da nach Italien, wo er 1476 und 1477, zu Ferrara und Pavia, Zuhörer der berühmteſten Gelehrten war. Hier ſchloß er den engen Freundſchaftsbund mit Dalberg, dem nachherigen Biſchofe von Worms. A. war der erſte Deutſche, der in Italien in öffentlichen Reden und Vorleſungen ſich nicht allein durch Gelehrſamkeit, ſondern auch durch Schönheit des Ausdrucks und Feinheit der Ausſprache auszeichnete und allgemeine Bewunderung erregte. Er galt zugleich für einen gründlichen Kenner der Muſik, und man ſang in Italien ſeine Lieder. Nach Deutſchland zurückgekehrt, ſuchte er beſonders durch ſeine ehemaligen Mitſchüler dahin zu wirken, daß Deutſchland in Beredtſamkeit und Gelehrſamkeit nicht hinter Italien zurückbliebe. Die Stadt Gröningen ſendete ihn in ihren Geſchäften an den Hof des Kaiſers Maximilian I., wo man ihm mehre glänzende Anträge machte, ohne ihn beſtimmen zu können, ſeiner Unabhängigkeit zu entſagen. Endlich folgte er 1483 der Einladung Dalberg's, der jetzt Kanzler des Kurfürſten von der Pfalz und Biſchof von Worms war, und ging nach der Pfalz, wo er abwechſelnd in Heidelberg und Worms theils ſeinen Studien lebte, theils öffentliche Vorleſungen hielt. A. zeichnete ſich auch als Maler und Muſiker aus, und um Theologie zu ſtudiren, erlernte er noch 1484 mit großem Eifer die hebr. Sprache. Noch einmal ging er 1484 mit Dalberg nach Italien und ſtarb 1485 kurz nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland. Seine Schriften, in lat. Sprache, beſonders von Erasmus hoch bewundert, wurden erſt 1539 durch Alardus (2 Bde., Köln, 4.) vollſtändig herausgegeben. — Mit dieſem R. A. iſt nicht der jüngere zu verwechſeln, der von Saxe („Onomast.", Thl. III, zu dem J. 1512) Rhaetus, poeta laureatus genannt wird.

Agriculturchemie, der Inbegriff aller der Lehren und Erfahrungen der Chemie, aus welchen wir die beim Ackerbau vorkommenden Gegenſtände, namentlich die Erzeugniſſe des Ackerbaues und die verſchiedenen Arten des Bodens nach ihren Beſtandtheilen, ihrer Miſchung und den Veränderungen ihrer Materie kennen lernen. Die Elemente dieſer für den Landwirth unentbehrlichen Wiſſenſchaft haben zuerſt Einhof, Hermbſtädt und der Engländer Davy zuſammengeſtellt, ohne ihnen jedoch eine ſyſtematiſche Form zu geben. Sie handelt: 1) von den allgemeinen Kräften der Materie, welche auf die Vegetation Einfluß haben, von der Schwere, der Cohäſion, der chemiſchen Verwandtſchaft, der Wärme, dem Licht, der Elektricität, den wägbaren Subſtanzen, den Elementen der Materie, vornehmlich denen, die in den Vegetabilien angetroffen werden, und den Geſetzen ihrer Verbindung und Anordnung; 2) von der Organiſation der Pflanzen, ihrem Bau, der chemiſchen Zuſammenſetzung der Pflanzenorgane und den Subſtanzen, die in ſelbigen angetroffen werden u. ſ. w.; 3) vom Boden; 4) von der Natur, von den Düngerarten u. ſ. w. In neuern Zeiten haben ſich beſonders Schübler, Zierl und Sprengel um die Agriculturchemie verdient gemacht. Vgl. Zierl's „Propädeutik der Agriculturchemie" (Münch. 1830). (Vgl. **Chemie**.)

Agriculturſyſtem, ſ. **Phyſiokratiſches Syſtem**.

Agrionia, ein griech. Feſt, das zu Ehren des Bacchus von den Frauen bei Nacht gefeiert wurde. Man nahm an, Bacchus ſei entflohen; lange ſuchte man ihn; doch ermüdet gab man endlich, indem angenommen wurde, er habe ſich bei den Muſen verſteckt, das Suchen auf, verſammelte ſich zu einem fröhlichen Mahle, und gab ſich am Schluſſe gewöhnlich Räthſel auf; daher **Agrionien** eine Sammlung von Räthſeln, Charaden, Logogryphen u. ſ. w.

Agrippa (Marc. Vipſanius), geb. 64 und geſt. 13 v. Chr., bekleidete zweimal mit Octavian das Conſulat. Obgleich nicht von vornehmer Geburt, ſchwang er ſich dennoch durch Talente ſchnell empor, heirathete zuerſt Marcella,

die Nichte, dann Julia, die Tochter des Octavian. Als Feldherr begründete er die Alleinherrschaft Octavian's und befehligte die Flotte des Augustus in der Schlacht bei Actium (31 v. Chr.). Ausgezeichnet im Kriege, machte er sich nicht weniger als Minister und Freund des Imperators um diesen und um den röm. Staat verdient. Er war ein uneigennütziger, rechtschaffener Mann und Freund der Künste, dem Rom, außer andern Verschönerungen, drei vorzügliche Wasserleitungen und das Pantheon verdankte. (S. Augustus.)

Agrippa (Heinr. Cornel.) von Nettesheim, geb. zu Köln am Rhein 1486, ein als Schriftsteller, Arzt und Philosoph merkwürdiger Gelehrter, der große Talente und ausgezeichnete Kenntnisse mit Großsprecherei, Ruhmsucht und Geheimnißkrämerei vereinigte. Ganz im Geiste seiner Zeit führte er ein abenteuerliches und unstetes Leben. Der Ketzerei beschuldigt, floh er nach Italien, nahm dort unter Maximilian I. Kriegsdienste und wurde als Hauptmann zum Ritter geschlagen. A. ward hierauf Doctor der Rechte und der Medicin, hielt zu Pavia Vorträge, studirte Magie, trat in geheime Verbindungen, nahm die Stelle als Syndicus zu Metz an, sehr bald aber verfolgt wegen Bestreitung des Herenglaubens, den er auch in dem Buche „De occulta philosophia" (Köln 1533) angreift, prakticirte er als Arzt und folgte später dem Rufe als Leibarzt der Mutter Franz I., da er aber den Ausgang des Feldzugs, welchen Franz nach Italien unternahm, nicht prophezeien wollte, wanderte er, seiner Stelle entlassen, nach den Niederlanden. Hier schrieb er sein berühmtes Buch „De vanitate scientiarum" (Köln 1527), eine beißende Satire auf den damaligen Zustand der Wissenschaften, mußte deshalb fliehen und nahm nun Luther's Partei gegen die Mönche in Schutz. Um ihren Verfolgungen zu entgehen, wurde er flüchtig, in Köln verhaftet, von seinen Freunden befreit und starb 1535 zu Grenoble. Seine Schriften erschienen in 2 Bdn. zu Lyon 1550.

Agrippina. 1) Des Kaisers Tiberius Gemahlin, von der er sich, um des Augustus Tochter, Julia, nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Agrippa, zu heirathen, trennen mußte. Doch er liebte sie zuerst und wollte auch nach der Trennung sie nicht in dem Besitze eines Andern wissen, weshalb er den Asinius Gallus, mit dem sie sich vermählt, zu ewigem Gefängniß verdammte. 2) Die Tochter des M. Vipsanius Agrippa und der Julia, Gemahlin des Cäsar Germanicus, eine kühne und mit hohen Tugenden geschmückte Frau. Auf allen Feldzügen begleitete sie ihren Gemahl und verklagte öffentlich vor Gericht den vom Tiberius gedungenen Mörder desselben. Doch der Tyrann, der sie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges unter dem Volke haßte, verwies sie auf die Insel Pandataria, wo sie 33 n. Chr. eines freiwilligen Hungertodes starb. Von ihr finden sich im dresdener Antikencabinete vier treffliche Portraitstatuen. 3) Der Vorigen Tochter, eine der greuelhaftesten Frauen, deren die Weltgeschichte gedenkt. Schon zum zweiten Male Witwe, drang sie sich dem Kaiser Claudius zur Gemahlin auf und gab dessen schon mit einem Andern verlobte Tochter ihrem Sohne, Nero, zur Ehe. Um denselben auf den Thron zu bringen, stürzte sie viele vornehme und reiche Römer, verdrängte ihren Sohn Britannicus und vergiftete ihren Gemahl. Ihre fortwährende Anmaßung aber brachte Nero dahin, daß er sie 59 n. Chr. von seinen Kriegsknechten erschlagen ließ. Ihre Geburtsstadt Köln ward durch sie erweitert und erhielt den Namen Colonia Agrippina.

Ägypten, bei den Hebräern Mizraim, von den Kopten Khemi, von den Arabern Mesr und von den Türken Kibt genannt, d. i. Koptenland (vielleicht eine Abkürzung von Aegyptus), ehemals ein großes Reich, jetzt eine türk. Provinz in Nordafrika, grenzt gegen N. an das mittell. Meer, gegen O. an Arabien, mit dem es durch die Landenge von Suez zusammenhängt, und an den arab. Meerbusen, gegen S. an Nubien, gegen W. an Barka und die große Wüste. Der Flächeninhalt läßt sich gar nicht bestimmen, des Anbaus fä=

big sind etwa 750 □Meil. in dem 125 Meil. langen und 4—9 Stunden breiten Nilthale. Es zählt über 3 Mill. Einw., ohne die in den benachbarten Wüsten gelagerten und dem Pascha oder Vicekönig von Ägypten unterworfenen Beduinen. Man unterscheidet Ober-, Mittel- und Niederägypten (Said, Wostani und Bahri) mit dem Delta. Das Ganze ist in 16 Provinzen getheilt mit etwa 2500 Städten und Dörfern. Drei Gebirgsketten laufen durch das Land; der Nil (s. d.) (der blaue Strom) durchströmt es von S. nach N. und bildet durch zwei Arme, wovon der eine grade aus nordwärts bei Damiette sich ins Meer ergießt, der andere gegen NW. bei Raschid (Rosette) mündet, das fruchtbare Delta. Außer dem im Alterthume berühmten See Möris, jetzt Birket el Karun (Charons-See), der aber fast ganz ausgetrocknet ist, sind die Natronseen merkwürdig, auf deren Boden eine sehr dicke Rinde von Natron bei Verdunsten des Wassers zurückbleibt. Das Klima ist sehr warm, doch wehen sehr kühlende Winde; Erdbeben und Hagel kennt man hier nicht; aber Pest und andere, namentlich Augenkrankheiten, Heuschrecken und Mäuse sind die immer wiederkehrenden Plagen der Bewohner. Der größte Theil des Landes ist dürr, mit brennendem Sande bedeckt; nur da, wo des Nils Fluten, die in vielen Canälen, außerhalb der natürlichen Grenzen der Überschwemmung, weiter geleitet werden, den Boden für den Samen empfänglich machen, herrscht üppiges Wachsthum und wuchernde Fruchtbarkeit. Getreide und Hülsenfrüchte, Melonen, Zuckerrohr, Kalmus, die eigenthümliche Papierstaude und Lotusblume, Flachs und Hanf, Sennesblätter, Indigo, Coloquinten, Cardamomen, Baumwolle, Obst und Südfrüchte, Palmenwälder, Sykomoren, Tamarinden, Cassien, Akazien u. s. w. schmücken das Land. An Brennholz fehlt es; die Gartenblumen sind nicht mannichfaltig, doch werden Rosen, besonders in dem marschigen Fajum, in großer Menge gezogen, und Rosenwasser bildet einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Der Boden besteht aus Kalk mit zahllosen Muscheln und Versteinerungen; Metalle mangeln ganz; außer Marmor, Granit, Natron, Salpeter, Salmiak und Thon gibt es wenige nutzbare Mineralien. Außer den Hausthieren finden sich Löwen, Tiger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchse, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis (der die Schlangen im Nilschlamme verzehrt), Krokodile, Flußpferde, Ichneumons, viele Schlangen und Eidechsen. Die Bewohner Ä.'s sind Kopten (s. d.), höchstens 30,000 Familien; Araber, die am zahlreichsten sind und sich in Fellahs oder Ackerbauer, und Beduinen (Bedewi), Nomaden in den Wüsten, theilen; und Barabras, mit den Berbern verwandt. Die Osmanen sind die Gebieter, welche alle Zweige der öffentlichen Gewalt leiten; die Fellahs (Unterthanen) sind nicht viel besser als Sklaven. Auch haben sich Juden, Griechen, Armenier und Franzosen angesiedelt. Der Ägypter ist von starkem, gewandtem Körper, braungelber Farbe, heiterm Sinne, gutem Herzen, mäßig, abergläubig, und besitzt Fähigkeiten; allein Trägheit und weibische Lebensweise macht ihn unfähig zu geistiger Anstrengung. Die Landessprache ist die arab., die herrschende Religion der Islam. Zu Kairo ist der Sitz eines Patriarchen der morgenl. Christen. Ackerbau, Bienen- und Hühnerzucht, Bereitung des Rosenwassers und Salmiaks, Verarbeitung des Leders, Flachses, Hanfes, der Seide und Baumwolle, Verfertigung von Tapeten, Glas, Töpferwaaren, und ein wichtiger Handel beschäftigen die Einwohner. Der Pascha ist der erste Kaufmann des Landes, dessen Erzeugnisse er als Monopol benutzt. Konstantinopel wird von dort aus mit seinem Bedarf an Getreide versehen, sowie vormals Ä., als es eine röm. Provinz war, Roms Kornkammer hieß. Ein ansehnlicher Zwischenhandel wird mit vielen kostbaren Producten getrieben. Alexandrien, Damiette und Suez sind die vorzüglichsten Häfen; den Landhandel unterstützen die Karavanen, besonders nach Syrien, Arabien und Westafrika.

Einst war Ä. der Schauplatz rastloser Thätigkeit, hoher Bildung und Wissenschaft. Dies bezeugen Gräber, Steine und Urkunden. Man kann ägypt.

Handschriften nachweisen, die jetzt beinahe 3300 Jahre alt sind. Die Inschriften an den Felsenwänden zwischen Philä und Elephantine, die in den Grotten am libyschen Gebirge, ziehen sich in einer Strecke von mehren Stunden oft in siebenfachen Reihen an einander an den mehre hundert Fuß hohen Felswänden hin. Auch durch eine alte astronomische Beobachtung beurkundet sich die Sage, daß um 3362 v. Chr. Hermes Trismegistes aus Babylon nach Äthiopien kam, sowie in der Folge Cekrops aus Sais am Nil nach Attika, und diesem Staate, nach dem Muster desjenigen, dem er angehörte, Bildung gab. Äthiopier und Babylonier scheinen demnach die frühesten durch indische Bildung ausgezeichneten Völker zu sein. Wahrscheinlich erfolgte bald nach der Organisation Äthiopiens durch Hermes die erste Einwanderung einer äthiop. Colonie in Oberägypten, das damals von nomadischen Hirtenvölkern bewohnt war, und seitdem wurden die Ägypter die dritte unter den Nationen des Alterthums, welche allen übrigen in einer höhern Ausbildung vorangingen. Die Ähnlichkeit des Menschenstammes und der Sprache erhöht die Wahrscheinlichkeit, daß von Äthiopien aus Ä. die ersten gesitteten Bewohner erhielt, fast zur Gewißheit. Obgleich nun Ä. an Babylon und Äthiopien große Vorbilder hatte, so schritt anfangs die Ausbildung doch nur langsam vor. Die zunftmäßige Einrichtung, die Eintheilung des Volks in erbliche Kasten (s. d.), und die Priesterschaft, der geringe Verkehr mit andern Völkern durch Handel und Schiffahrt hinderte das schnellere Fortschreiten der Cultur, bis sie von fremden Völkern unterjocht wurden. In der Geschichte der wissenschaftlichen Cultur Ä.'s verdient die Astronomie eine vorzügliche Erwähnung; allein nicht eines einzigen ägypt. Astronomen Andenken ist mit nähern Bezeichnungen seiner Arbeiten auf uns gekommen; daß sich aber die Ägypter sehr frühe mit dieser Wissenschaft beschäftigt haben, bestätigen die Zeugnisse der Griechen und Römer. Das regelmäßige Austreten des Nils, die Bemerkung, daß der Sirius bei dem Austreten desselben stets mit der Sonne zugleich aufging, drang ihnen die ersten astronomischen Kenntnisse gleichsam als Bedürfniß auf. Durch die Wahrnehmung, daß der Sirius nach 100 Jahren um 25 Tage später aufging als die Sonne, wurden sie belehrt, daß ihr zu 365 Tagen angenommenes Jahr etwas zu kurz sei, und sie bestimmten es zu 365¼ Tag, was wir, unbedeutend verbessert, noch jetzt als richtig erkennen. Doch behielten sie fortwährend das bürgerliche Jahr zu 365 Tagen in ihren Rechnungen bei, wodurch eine Verschiedenheit der bürgerlichen und priesterlichen Zeitrechnung entstand. Nach Laplace ums J. 2783, nach Andern 2500 v. Chr. sollen sie den Sternbildern die Namen gegeben haben, die sie entweder nach ihrem Aufgange mit der Sonne, oder nach ihrem achronischen Aufgange benannten. Nach Macrobius, Martianus Capella u. A. sollen sie Mercur und Venus um die Sonne und diese um die Erde gehend angenommen haben. Man nennt diese Anordnung der Planeten noch jetzt das ägypt. System. Allein die Astronomie kam in Ä. wieder in solchen Verfall, daß schon Thales sie lehren mußte, die Höhe der Pyramiden aus ihren Schatten zu berechnen. Die Nilüberschwemmungen machten ihnen auch die Geometrie nothwendig. Die Nilmesser, die Wasserschrauben, die Schleusenwerke des Sees Möris zeugen für ihre Fortschritte in der Mechanik. — Auf die ägypt. Tonkunst ist die hebr., griech. und röm. gegründet. Hermes erfand das erste musikalische Instrument, die dreisaitige Lyra (s. d.); doch die Harmonie der Töne wurde bald unter die Geheimnisse der Priester gezogen und nur von ihnen ausgebildet. Hierin und in dem düstern Nationalcharakter liegt es, daß man blos bei Leichenbegängnissen und beim Gottesdienste Gebrauch von der Musik machte. Außer der Lyra hatten sie noch ein Dichord, zweierlei Flöten, das Sistrum, die Pauke und Trommel, die Trompete und die dreieckige Lyra. Notenschrift scheint ihnen unbekannt gewesen zu sein. Ihre naturhistorischen Kenntnisse schränkten sich auf die Heimat und deren Erzeugnisse ein. Weiter vorgerückt waren sie in der Chemie und Metallurgie; ihre metallische

Enkaustik, ihre künstlichen Smaragde, das Einlegen des Silbers mit blauer Farbe beweisen Wissenschaft und Geschicklichkeit. Sehr gering war ihre Kenntniß der Heilkunde; jede Krankheit ward von eignen Ärzten behandelt; Osiris, Isis und Hermes waren die Götter der Gesundheit; die Pastophoren (eine Priesterclasse) waren die Ärzte; der von ihnen vorgeschriebenen täglichen Diät war der König wie der Geringste unterworfen; von hier ging auch die Diätetik aus in andere Länder; Sorge für die Haut, Reinlichkeit, daher Bäder und Beschneidung, waren die hauptsächlichsten medicinischen Vorschriften. Von der Naturlehre hatten sie sehr schwache Begriffe, Alles ward für unmittelbare Einwirkung der Götter erklärt. Ihre Bildhauerwerke waren steif und einförmig. Der gestirnte Himmel an der Decke im Grabmale des Osymandyas und die sogenannten Bilder in den uralten Gräbern der Könige von Theben bezeichnen den höchsten Grad der ägypt. Malerkunst. Höher standen sie in Hinsicht der Baukunst, doch der Hauptcharakter ihrer Labyrinthe, Pyramiden, Obelisken, Tempel, Mausoleen u. s. w. ist nicht Formenschönheit, sondern Festigkeit. (S. Baukunst, Geschichte derselben.) Schon unter Sesostris sollen die Ägypter die Landkarten gekannt haben. Vor Sesostris wagten sie kaum auf Flößen die ausgetretenen Gewässer des Nils zu befahren. Die erste Küstenschiffahrt scheint durch den Schleichhandel der Phönizier und durch des Inachus Führung einer ägypt. Colonie nach Griechenland auf phöniz. Schiffen (1836 v. Chr.) veranlaßt worden zu sein. Doch beschränkte sie sich blos auf die Bewohner der Nordküste Ä.'s, während die im Innern des Landes aus Aberglauben vom Meere getrennt blieben. Allein Sesostris der Große zerbrach den Damm des religiösen Wahns, dem Osiris ward ein prächtiges Schiff geweiht, dadurch die Priesterschaft gewonnen, und sehr bald ward der Seehandel der Ägypter bedeutend; am blühendsten war die Schiffahrt unter den Ptolemäern. Alexandrien ward zum ersten Stapelplatz, der berühmte Pharus wurde errichtet, und der 30 deutsche Meilen lange Canal gegraben, der das rothe Meer mit dem mittell. verband. Erst als nach dem Tode der Kleopatra Ä. eine röm. Provinz wurde, ging auch dieser Ruhm verloren. Im Ackerbau besaßen die Ägypter einen Wunderfleiß, ihre Anstalten dafür waren kühn gedacht und ausgeführt. Nach welchen Grundsätzen sie den Bergbau betrieben, ersieht man aus den ungeheuern Unternehmungen, bergmännisch ganze Berge einzustürzen und durch hingeleitete Flüsse das Erz zu Tage zu fördern. Der ägypt. Handel im Allgemeinen war sehr lange nur passiv, erst seit Psammetich ward er activ. Der Karavanenhandel blieb stets die wichtigste Art des Landhandels. Die Ägypter kannten Münzen, Maß und Gewichte, und eine gute Policei wachte über Rechtlichkeit. Ihre Webereien und Färbereien lieferten Handelserzeugnisse, deren technische Vorzüge die Erreichung höherer Vollkommenheit zu versprechen schienen; allein sie blieben auf einer und derselben Stufe stehen.

Betrachten wir den alten Ägypter im Privatleben und im Staate nach seinen Sitten, Gebräuchen, Gesetzen, so löst sich manches Räthsel über dieses sonderbare Volk. Der Hauptcharakter des ägypt. Volks und seiner Werke waren Ernst und Strenge. Gleichwol dürfen wir die Ägypter nicht für lichtscheu und melancholisch halten. Viele ihrer Werke zeigen uns, daß sie sich auch auf die Lebenslust verstanden. Heitere Volksfeste wurden unter ihnen gefeiert, an welchen oft mehr als eine Million Menschen jedes Standes und Alters in ausgelassener Fröhlichkeit bei einander waren. Trefflich vergleicht Schlegel das Leben der Ägypter mit einem bunten Blumenteppich auf dunklem Hintergrunde. Sie waren in hohem Grade fleißig, gutmüthig, höflich und für Alles, was von ihnen herrührte, eingenommen. Wie späterhin Griechen und Römer, so nannten auch sie alle Völker, die nicht ihre Sprache redeten, Barbaren. Im Staate herrschten die Weiber. Der Mann besorgte die Hauswirthschaft, die Frau den Kauf und Verkauf und alle Verrichtungen außer dem Hause. In der Zahl der Weiber waren die Laien gar nicht beschränkt, der Priester aber durfte nur eine Frau haben. Genügsamkeit war Nationaltugend; der Ägypter

aß Brot aus Spelt gebacken und trank nie Wein, sondern Bier oder sogenannten Gerstenwein. Für die Küche zog er Gemüse aller Art, und beförderte die Federviehzucht durch künstliches Ausbrüten der Eier; Bohnen und Schweinefleisch untersagte ihm seine Religion als verunreinigend, andere Thiere wagte er als geheiligte nicht zu verletzen. Die Kleidung war sehr einfach; die ehrbare Frau unterschied sich von den Mädchen und Lustdirnen durch einen Schleier, welcher diesen untersagt war. Kinder wurden erst spät bekleidet; blos Leichenbegängnisse und die Trauerzeit gaben zu äußerlicher Pracht Anlaß. Doch der Beherrscher und seine nächsten Umgebungen schimmerten stets in morgenl. Pracht. Die Gewalt der ägypt. Könige war durch die Landesgesetze und durch den Einfluß der Priester und des Kriegerstandes vielfach beschränkt. Die allgemeine Benennung der alten Könige Ägyptens war Pharao oder eigentlich Pouro, d. h. König. Die Macht der Priester war so groß, daß sie selbst für das Privatleben der Fürsten Gesetze entworfen hatten, und diese zu Gunsten der Kirche lüfteten oder enger schnürten. Als Leibärzte besorgten die Priester sogar den Küchenzettel des Herrschers, und selbst die Verborgenheit des Schlafgemachs gehörte in den Wirkungskreis derselben. Die Arbeitsamkeit, welche dem Ägypter angeboren war, erhielt die öffentlichen Tugenden, und von Seiten der Policei sorgte man auch für die ununterbrochene Beschäftigung der Verbrecher; schon unter Joseph gab es ein Arbeitshaus für eingekerkerte Sklaven. Die Ungeselligkeit der Ägypter und ihre Furcht, durch Umgang mit Fremden den Göttern zu misfallen, standen zwar ihrer höhern Fortbildung entgegen; allein ihre Selbständigkeit, ihr wahrer Charakter und ihre Nationaltugenden wurden ihnen dadurch bewahrt. Erst dann, als sie mit den Griechen in nähere Berührung gekommen waren, verlor sich ihre Thätigkeit etwas, sodaß Amasis durch ein Policeigesetz jeden Ägypter verpflichten mußte, jährlich seinen Namen, sein Gewerbe und seine wirklichen oder künftigen Unterhaltsmittel bei der Obrigkeit anzuzeigen; die Unterlassung dieser Pflicht wurde mit dem Tode bestraft. Streng und rasch wurde Rechtspflege geübt; von Menes, Tnephaktus, Bocchoris und Amasis waren geschriebene Gesetze vorhanden; vor einem höchsten Reichsgerichte wurden alle Rechtssachen entschieden, welche die Parteien selbst, ohne Sachwalter, aber schriftlich, gegen einander führen mußten. Auf Meineid und Mord, selbst eines Sklaven, stand unerlaßlich der Tod; Verleumder und falsche Ankläger erhielten die Strafe des angeschuldigten Vergehens; Verrath ward durch Verlust der Zunge, Verfälschung durch Verlust der Hände, Entweichung vom Heere und Auswanderung durch Ehrlosigkeit, Ehebruch durch Stockschläge bestraft; der König konnte diese Strafen mildern. Die Erziehung war ganz in den Händen der Priester; streng wurden die Kinder zum Gewerbe des Vaters angehalten; lesen lernten Wenige, und schreiben, doch in sehr beschränktem Maße, nur die Kaufleute, obschon die Ägypter das dritte Volk waren, welches die Schreibkunst kannte und frühe schon aus der Papyrusstaude Papier bereitete, welches über 2000 Jahre, selbst nach Erfindung des Pergaments, als Schreibmaterial gebraucht wurde. — Die Absonderung des Volks in sieben Kasten: Priester, Soldaten, Rinderhirten, Sauhirten, Gewerbetreibende, Dolmetscher und Fischer, entsprang theils aus Örtlichkeit, da manche Landschaften nur eine bestimmte Lebensart gestatteten, theils war sie Ergebniß der Priesterpolitik, da es zur Einrichtung der Staatsmaschine nothwendig war, daß scharfe Grenzen zwischen den verschiedenartigen ursprünglichen Bestandtheilen der Nation gezogen wurden. Diese Kasten bezeichneten verschiedene Völkerstämme, nicht etwa Zünfte; deshalb waren sie auch erblich. An der Spitze aller stand die Kaste der Priester. Sie behaupteten diesen Rang als Lehrer des Volks und als Bewahrer der Wissenschaften. Aus ihnen wurden alle Staatsämter besetzt; sie waren die Ärzte, Richter, Baumeister, Astronomen, Astrologen u. s. w. Aber sie hielten ihre Kenntnisse, die ihnen politische Wichtigkeit und großen Einfluß verschafften, sehr geheim. Sie sollen sogar neben dem allgemeinen

Thier- und Bilderdienste der Nation helle Begriffe von dem eigentlichen Wesen der Gottheit gehabt, sie aber absichtlich unter Bildern versteckt gehalten haben, die nur den Eingeweihten in den berühmten Mysterien enthüllt wurden. Übrigens veränderten sich Religion, Mythologie und Philosophie der Ägypter mit den verschiedenen Zeiträumen ihrer politischen Geschichte, und wichen immer mehr von ihrem alten Gepräge ab, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer. Die gesammte Religion und Mythologie war auf Astronomie gegründet; denn es war natürlich, daß die wirksamen Einflüsse der Himmelskörper die Verehrung derselben zur Folge hatten. Osiris und Isis (Sonne und Mond) waren die Hauptgottheiten, und der Nil ward mit diesen in einem sehr nahen Verhältnisse gedacht. Oft findet man den Osiris und den Nil als Ein himmlisches Wesen behandelt. Das Religionsjahr nahm man fortwährend zu 360 Tagen an, nach den regelmäßigen Überschwemmungen des Nils abgemessen. Die Planeten wurden nebst den Zeichen des Thierkreises als Gottheiten und Regenten der Wochentage und Tagesstunden, nach ihrer Rangordnung am Himmel, verehrt. Der Regent der ersten Tagesstunden war der Schutzgott des ganzen Tages und gab demselben seinen Namen; die physikalischen Eigenschaften und die verschiedenen ökonomischen Beziehungen auf jeden Monat wurden ebenfalls als Gottheiten unter den zwölf Zeichen des Thierkreises verehrt. Die spätere Entdeckung, daß zu einem Sonnenjahre noch fünf Tage sechs Stunden gehörten, gab noch sieben Göttern als Sinnbildern dieser astronomischen Zeitrechnung das Dasein, und das Sonnenjahr begann. Diese sinnbildlichen Wesen dachte man sich als wirklich vorhanden, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Osiris und die Isis als lebende, willkürlich handelnde Wesen von unmittelbarem Einflusse auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war eine besondere Priesterschaft gewidmet, an der nie Weiber Theil nehmen durften. Wallfahrten und Opfer waren herkömmlich, die letztern benutzte man zu Tilgung begangener Sünden; der Opfernde legte seine Hand auf des Opferthiers Kopf, überhäufte es mit Verwünschungen, und mit dem letzten Athemzuge desselben hielt er sich für entsündigt. Bis Amasis gab es sogar Menschenopfer. Der neben dem Sterndienste bestehende Thierdienst, der gewisse Thiere nicht nur als Symbole betrachtete, sondern auch als wirkliche Götter verehrte, wie Apis und Mnevis, ist zum Theil aus den Hieroglyphen (s. d.) der Ägypter zu erklären, die überhaupt, wenn sich der Schlüssel dazu entdecken ließe, die wichtigsten Aufschlüsse über ihre Religion und Philosophie geben würden. Die merkwürdigste Erscheinung in der Philosophie der Ägypter ist die Lehre von der Seelenwanderung (s. d.), welche unmittelbares Erzeugniß des Sterndienstes war. Die Unsterblichkeitsidee war den Ägyptern nicht unbekannt. Über dem Leichname des Entschlafenen sprachen sie das Gebet: „O herrschende Sonne und ihr Götter alle, die ihr das Leben den Menschen gebt! Nehmet mich auf und führet mich zu den ewigen Göttern als Heimatsgenossen!“

In die Sagenzeit gehören die Pharaonen Menes (2000 v. Chr.), Osymandyas, Möris, Sesostris, Rhampsinit u. s. w., und die Erbauung von Theben und Memphis (s. d.). An die äußerste historische Grenze setzt man den Pharao des Joseph, sodann die in Revolutionsstürmen geschehene Auswanderung des Cekrops, Moses und Danaus. Zu chronologischen Bestimmungen dienen besonders die jetzt entzifferten Namenringe (Cartouches) der Pharaonen. Auch sind die Katakomben (s. d.) von Theben, die Grabstätten der Könige und die Wandgemälde im Innern der Tempel eine wichtige Quelle für die Chronologie Ä.'s. In der Geschichte auswärtiger Staaten wird 878 v. Chr. Sisak, Pharao von Ägypten, als Verbündeter Jerobeam's genannt; bei Diodor wird Tnephaktus und Bocchiris, bei Herodot Asychis als Gesetzgeber gerühmt. Die 40jährige Unterjochung Ägyptens durch die Äthiopier, die innere 33jährige Anarchie, die Dodekarchie (das Zwölfherrenreich), welche 15 Jahre

dauerte, gingen der Monarchie voran, die Psammetich, der letzte der Dodekarchen, stiftete; sie dauerte von 636—525 v. Chr. und zählt, außer Psammetich, die berühmten Namen Necho, Psammis, Apries oder Hophra, Amasis und Psammenit. Dieser Zeitraum war ein heller Punkt in der Bildungsgeschichte Ägyptens. Durch Kambyses kam das Reich unter die Herrschaft der Perser, bis nach Eroberung Ä.'s durch Alexander, 332 v. Chr., und nach der Theilung des macedon. Reichs die glänzende Zeit der Ptolemäer (s. Ptolemäer und Alexandrinisches Zeitalter) eintrat. Ptolemäus Lagi oder Soter, Ptolemäus Philadelphus (unter welchem der Grund zu der nachmaligen Herrschaft der Römer gelegt wurde), Ptolemäus Evergetes I., Ptolemäus Philopator, Ptolemäus Epiphanes, Ptolemäus Philometor, Evergetes II., Kleopatra Minor (mit Ptolemäus Soter oder Lathyrus und Ptolemäus Alexander I.), Ptolemäus Alexander II., Berenice, Ptolemäus Alexander III., Ptolemäus Auletes, Kleopatra Tryphana und Berenice, und Kleopatra mit Ptolemäus Puer unter des Cäsar und Antonius Schutzherrschaft sind die Regentennamen aus jenem Zeitraum, von denen mehre in der Geschichte der Wissenschaften und Künste mit Ruhm genannt werden. Nach Octavian's Sieg bei Actium ward Ä. 30 v. Chr. eine röm. Provinz. Während der Herrschaft der Römer kam die christliche Religion auf den Boden Ä.'s, aus dem, wie früher Mysterien, jetzt Schwärmerei, Sektirerei und Geistesverfinsterung emporkeimte. Es ward das Vaterland der Anachoreten und Mönche. Als nach der Theilung des Reichs durch Theodosius Ä. eine Provinz des oriental. Kaiserthums geworden war, versank es immer tiefer in Barbarei und Schwäche, bis es 640, nachdem Amru, der Feldherr des Khalifen Omar, die Hauptstadt Alexandrien mit Sturm genommen hatte, unter die Herrschaft der Araber kam. Als Provinz des Khalifats blühte es unter der Regierung der gefeierten Abbasiden Harun al Raschid und Al Mamun; später unter dem berühmten Sultan Saladin (s. d.). Doch des Letztern Dynastie ward von den Mamluken verdrängt (1250), und unter diesen furchtbaren Despoten verschwand der letzte Schatten ehemaliger Größe und Bildung. Endlich besiegte 1517 Sultan Selim I. den letzten mamlukischen Sultan Tuman-Bei, und Ä. ward als türk. Provinz durch einen Pascha regiert. Seitdem war es der Schauplatz beständiger innerer Kriege der Mamluken-Beis gegen die türk. Herrschaft, welche mehrmals, besonders 1766 unter Ali-Bei, ihrem Ende nahe war. Von 1798—1801 war Ä. von den Franzosen besetzt und zog mehr als je die Aufmerksamkeit der Staatsmänner wie der Gelehrten auf sich. Europa sieht mit Verwunderung einen Fürsten dort regieren, der von den Vorurtheilen seiner Nation sich zu befreien wußte und europ. Einrichtungen zum Muster nahm, um das alte Reich der Ptolemäer in jeder Hinsicht neu zu erschaffen. Dieser Fürst, Mohammed Ali Pascha (s. d.), ist zwar nur Vicekönig; allein er verwaltete die Provinz mit voller Souverainetät, bis er 1831 von der Pforte, weil diese die Absicht zeigte, Besatzungen in Alexandria, Damiette und Rosette zu legen, förmlich abfiel und im Nov. 1831 eine Flotte nach Jaffa schickte, worauf er im Jun. 1832 noch Syrien eroberte. Er und sein Sohn Ibrahim wurden zwar vom Sultan geächtet; allein der Sieg im Aug. 1832 schien sehr günstig für des Vicekönigs Plan, in Syrien, Ägypten, Kandia, das er im Oct. 1830, und Cypern, welches er im Jul. 1832 mit Truppen besetzte, ein eignes Reich zu gründen. Sein Verwaltungssystem im Innern schreitet fort, allein Despotismus und Monopolismus sind die Träger desselben. Mit dem klugen Tyrannen und seinem kriegerischen Sohne steht und fällt sein Werk. Vor Allem sorgt Mohammed für die öffentliche Sicherheit; er nimmt alle Franken in seinen besondern Schutz und gestattet keine Mishandlung der Griechen. Gegen die Pest sucht er Quarantaineanstalten einzuführen; auch befördert er die Vaccine. Ein Agent des Pascha, Ismael Gibraltar, reiste in Europa, um Fabrikanten nach Ägypten zu ziehen und Handelsverbindungen anzuknüpfen. Sein Sohn Ibrahim besiegte und demüthigte 1818 die

Wahabis (s. d.); worauf sein zweiter Sohn, Ismael, einen Zug nach Nubien unternahm, die Überreste der Mamluken schlug und 1820 Dongolah zu einer ägypt. Provinz machte. Um später den unmittelbaren Handel von Alexandrien mit Arabien und Indien wiederherzustellen, ließ er den neuen Canal, den er dem Sultan zu Ehren Mahmudiekanal nannte, anlegen. Der Bau begann unter Leitung von sechs europ. Ingenieurs am 8. Jan. 1819, und um die Ausführung zu beschleunigen, wurde die anfängliche Zahl der Arbeiter von 100,000, später, obschon gegen 7000 an der Pest starben, auf 290,000 erhöht. Schon im Sept. war der Bau beendet. Er beginnt unterhalb Saoneh am Nil, endigt bei der Pompejussäule und ist 3 Klafter tief, 15 breit und 41,706 Klafter lang. Auch hat der Vicekönig eine Telegraphenlinie, und zu Bulak bei Kahira eine Druckerei, wo seit Sept. 1829 eine Zeitung: „Neuigkeiten aus Ägypten", arab. und türk. in Fol. gedruckt wird, eine Militairschule und eine höhere Lehranstalt zur Bildung der Drogmans und Beamten errichtet, an welcher franz. und ital. Offiziere als Lehrer angestellt sind. Mehre junge Ägypter wurden 1826 nach Frankreich gesendet, wo sie sich unter der Aufsicht franz. Gelehrten europ. Bildung aneignen sollten, und es sind bereits einige derselben nach Ägypten zurückgekehrt und in öffentlichen Ämtern angestellt worden. Im Sept. 1829 ward Ä. neu eingetheilt und Provinzialversammlungen eingeführt. Eine Centralversammlung oder ein allgemeiner Divan, bestehend aus den Gouverneurs (Nasr) der Provinzen, den Präfecten (Kaschefs) und den Dorfältesten (Scheiks el Beled), zusammen 160 Personen, versammelte sich in Kairo, um über die Abstellung von Misbräuchen und Landesangelegenheiten sich zu berathen. Von dem Erfolge hat man nichts gehört, auch ist der Divan nicht wieder berufen worden und der Vicekönig herrscht jetzt mit unumschränkter Gewalt und preßt Geld zusammen, um seine großen Kriegsrüstungen zu bestreiten. Vorzüglich kostbar ist für ihn die Erhaltung einer Seemacht, weil das Land keine guten Häfen und keine Producte zum Baue der Kriegsschiffe besitzt. Die Flotte ist der Ruin des Landes, wenn nicht Kandia, Cypern und Syrien damit verbunden werden. Werbungen, Auflagen und Tyrannei drücken das Volk furchtbar. Nur für politische Verbrechen und Diebstähle, die ein Kopte begehen dürfte, ist seit 1829 die Todesstrafe beibehalten. Alle andere Verbrechen werden mit Zwangsarbeit im Arsenal zu Alexandrien bestraft. Ein neues Civilgesetzbuch nach dem Muster des franz. ward 1831 ausgearbeitet. Unter Mohammed's Regierung finden zwar europ. Reisende Schutz und Unterstützung; doch ist es noch immer nicht möglich, alle Hindernisse zu beseitigen, welche der Argwohn, der Fremdenhaß und die Habsucht der Beduinensheikhs dem Europäer in den Weg legen. Außer den frühern Reisen des Briten Browne, der Deutschen Hornemann und Burckhardt, war die Reise des Italieners Belzoni (s. d.) 1819 die merkwürdigste. Des Italieners Frediani Angaben über die Ruinen des Tempels des Jupiter Ammon hat sowol Gau als auch der vormalige franz. Generalconsul in Ägypten, Drovetti, widersprochen. Dieselben Ruinen will der Franzose Cailliaud untersucht und gemessen haben, der die alten Smaragdgruben am Berge Zabarah entdeckte und sie ganz in dem Zustande fand, in welchem die Ingenieurs der Ptolemäer sie verlassen haben. Auch begleitete Cailliaud 1820 den Sohn des Vicekönigs auf dem Zuge nach Dongolah. Von geringer Bedeutung ist die Reise des brit. Artilleriecapitains Henry Light nach Ä., Nubien und dem h. Lande; wichtiger dagegen ist des Oberstlieutenants Fitz-Clarence Reise von Bombay durch Indien und Ägypten nach London (1818) und der Reisebericht der beiden Briten, Waddington und Hanbury, welche den Heereszug des Pascha von Ä. nach Nubien 1820 begleiteten. Vieles sammelte über Ä. der dortige brit. Consul Salt. Um die Quellen des Bahr el Abiad zu entdecken, reiste 1824 der engl. Seecapitain Gordon den Nil aufwärts, starb aber zu Villet-Medinet, eine Tagereise von Sennaar. Mit mehren Gelehrten bereiste 1828 Cham-

pollion der Jüngere diese Gegenden. Unter den Deutschen, die Ägypten und den Orient wissenschaftlich erforschten, erwähnen wir Seetzen, Sieber, Rüppell und den preuß. Generalmajor Menu von Minutoli. Die Menge von ägypt. Alterthümern, welche mehre Reisende sammelten, hatte die Errichtung von mehren ägypt. Museen zu Folge. Unter ihnen sind die reichsten das zu Turin, welches aus des franz. Consuls in Ä., Drovetti, erster Sammlung besteht, das zu Paris, wo Durand's, Salt's und Drovetti's zweite Sammlung Hauptbestandtheile sind, das zu Berlin, welches die Sammlung Minutoli's und Passalacqua's aus Triest enthält, und das zu Leyden, welches dem schwed. Consul in Ä., Anastasy, seinen Ursprung verdankt. Aber auch in Rom, London, Petersburg und Wien sind bedeutende alterthümliche Schätze Ä.'s. Über die jetzigen Einrichtungen Ä.'s in Beziehung auf Landbau, Steuern u. s. w., die zum Theil aus der alten Kasteneinrichtung fortdauern, verbreitet sich L. Reynier, der unter Bonaparte in Ägypten diente, in seinem statistisch lehrreichen Werke „De l'économie publique et rurale des Egyptiens et des Carthaginois" (Paris 1823); über die neueste Geschichte und Verwaltung Ägyptens Mengin in der „Hist. de l'Egypte sous le gouvernement de Mohammed Aly" (2 Thle., Par. 1832); A. von Prokesch in den „Erinnerungen aus Ägypten und Kleinasien" (3 Bde., Wien 1829—30), Rifaud in dem „Tableau de l'Egypte, de la Nubie et des lieux circonvoisins etc." (Par. 1830); und über die Hindernisse, welche Mohammed's Bestreben aufhalten, Planat's unparteiische „Histoire de la régénération de l'Egypte" (Par. 1830). Die besten Karten lieferten Jacotin und Jomard („Carte ancienne et comparée de l'Egypte", 2 Bl., Par. 1828).

Ägypten (Landung und Feldzug der Franzosen in). In zwei Feldzügen 1796 und 1797 hatte Bonaparte für Frankreich den Frieden auf dem Festlande erkämpft. Es kam darauf an, ihn auch England abzuringen. Zu dem Ende ward er zum Oberbefehlshaber der Armee von England ernannt. Unerwartet erschien er am 8. Mai 1798 als Obergeneral in Toulon, musterte die Truppen und versprach ihnen in einem Tagesbefehl, ohne Ä. zu nennen, „daß nach der Rückkehr von der bevorstehenden Expedition Jeder von ihnen so viel Eigenthum besitzen solle, daß er sechs Morgen Land sich kaufen könne". So im Allgemeinen von ihrer Bestimmung unterrichtet, schiffte sich die Mannschaft am 19. Mai 1798 in Toulon ein; 194 Segel faßten gegen 40,000 Mann, unter denen mehre tausend Gelehrte, Künstler, Ärzte, Wundärzte, Handwerker und Arbeiter aller Art waren. Der Kern der Truppen war jene ital. Armee, welche den Frieden von Campo Formio erkämpft hatte; unter ihnen die Generale: Berthier, Desaix, Reynier, Menou, Kleber, Dumas, Caffarelli, Murat, Junot, Marmont, Belliard, Davoust, Lannes, Duroc, Louis Bonaparte, Eugen Beauharnois u. A. Elf Linienschiffe und mehre Fregatten dienten zur Bedeckung der Transportflotte, die auf dem Wege noch vermehrt wurde. Am 9. Jun. erschien die Flotte vor Malta; Bonaparte ersuchte den Großmeister Baron von Hompesch um die Erlaubniß, in den Ankerplätzen der Insel Wasser einzunehmen. Die Verweigerung entschied Maltas Schicksal. Am andern Morgen waren die Franzosen auf allen Punkten der Insel gelandet und am Abend Meister derselben. Am 12. wurde die Insel den Franzosen übergeben, welche eine Besatzung von 4000 M. zurückließen. Am 17. segelte die Flotte nach Alexandrien. Bonaparte erließ einen Tagesbefehl, worin er sein Heer zur Ausdauer und zu einem schonenden Betragen gegen die Religion der Mohammedaner und die Sitten der Ägypter ermahnte. Am 1. Jul. kamen die Franzosen vor Alexandrien an, wo kurz vorher Nelson sie aufgesucht hatte. Besorgt, daß dieser zurückkehren möchte, beschleunigte der Obergeneral die Ausschiffung der Truppen, die am 2. Jul. vier Stunden von Alexandrien beim sogenannten Araberthurme geschah. Am folgenden Tage nahmen 5000 Mann Alexandrien durch Sturm. Gleichzeitig eroberte General Marmont Rosette, und am 6. Jul. ging die Flotte

auf der Rhede von Abukir vor Anker. In Alexandrien, Rosette und Abukir blieben Besatzungen, und die Armee, 30,000 M. stark, marschirte in fünf Abtheilungen auf Kairo los. Bei den Pyramiden von Gizeh stand Murad Bei mit etwa 6000 M. Cavalerie und einigen tausend M. Infanterie mit 38 Kanonen in einem verschanzten Lager; allein die Franzosen vereitelten die ernsten Angriffe der Mamluken, welche, nachdem sogar ihr Lager und das Dorf Embabei mit Sturm erobert worden war, in die angrenzende Wüste entflohen. Kairo ward am 22. Jul. den Franzosen übergeben, da Ibrahim Bei, der es decken sollte, nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei den Pyramiden, von Desaix verfolgt, sich durch die Wüste nach Oberägypten zurückgezogen hatte. Doch die Zerstörung der franz. Flotte durch Nelson's Sieg vom 1. Aug. 1798 bei Abukir (s. d.) vernichtete die Früchte der großen Unternehmung. Bonaparte, der in Kairo die Nachricht von der Niederlage erhielt, sah seine Verbindung mit Frankreich und Europa bedroht; verlassen in dem fremden Lande, fürchtete er den größten aller Feinde, den Mangel. Die Pforte hatte am 12. Sept. den Krieg gegen Frankreich erklärt und drohte von Asien aus mit einem Angriff. In Kairo empörten sich die Einwohner; viele Franzosen, besonders Gelehrte, Künstler und Handwerker, wurden ermordet; es kam am 23. und 25. Sept. in der Stadt zum blutigen Kampfe. Nachdem Bonaparte die Ruhe wiederhergestellt und Ä.'s Regierungsform nach franz. Grundsätzen geordnet hatte, marschirte er am 27. Febr. 1799 mit etwa 18,000 M. aus Kairo nach Syrien, nahm die Festung El-Arisch in der Wüste, dann Jaffa, schlug die Naplosiner bei Zeta und siegte bei Jafet; allein die Belagerung von Acre (s. d.) mußte er aufheben. Ein Drittel der Armee war ein Opfer des Kriegs und der Pest geworden. Nach einem mühseligen Marsche von 26 Tagen kam das Heer in Kairo wieder an. Bald darauf erschien eine türkische Flotte in der Bucht von Abukir mit 18,000 Mann, die das Fort daselbst einnahmen. Schnell zog Bonaparte mit seinen besten Truppen heran, stellte sich zwischen Alexandrien und Abukir und lieferte am 26. Jul. den Türken eine Schlacht. Mustapha Pascha ward nebst seinem Gefolge und sämmtlicher Artillerie gefangen; 2000 Türken ertranken im Meer, und der Rest des türk. Heers, der in das Fort Abukir sich geworfen hatte, mußte sich ergeben. Bonaparte's Herrschaft in Ä. war aufs Neue befestigt. Da machte er plötzlich seinem Heere kund, daß Nachrichten aus Europa ihn zur Rückkehr bestimmten und der General Kleber den Oberbefehl erhalten sollte. Als dieser Abschied der Armee am 26. Aug. bekannt wurde, hatte Bonaparte's Fregatte bereits die Anker gelichtet. Die Lage der Armee wurde täglich bedenklicher. Zwar schlug General Verdier eine neue Landung der Türken im Nov. 1799 zurück; aber auch der kleinste Verlust war für ein Heer, das nicht ergänzt werden konnte, sehr empfindlich. Die Nachrichten aus Europa waren nicht ermunternd, die Generale sahen nicht viel Ruhm vor sich, die Soldaten wenig Genuß, und so schloß Kleber am 24. Jan. 1800 mit dem Großvezier und Sidney Smith die Übereinkunft von El-Arisch, durch welche den Franzosen ein Waffenstillstand von drei Monaten bis zu der Bestätigung des Vertrags zugestanden wurde, worauf sie nach Frankreich zurückkehren sollten. Aber Kleber's Brief an das franz. Directorium, worin er, die peinliche Lage des Heers vorstellend, auf die Bestätigung drang, fiel dem engl. Admiral Keith in die Hände und kam nach London. Dort verlangte man, die ganze franz. Armee sollte sich kriegsgefangen geben. Da griff Kleber noch einmal zu den Waffen und schlug am 20. März den Großvezier bei Heliopolis, erhob Steuern zur Bezahlung des Soldes, bildete neue Regimenter aus Kopten und Griechen, sicherte die Küsten und legte Magazine an. Mitten in dieser Thätigkeit ward er am 14. Jun. in Kairo von einem Türken ermordet, und der Oberbefehl kam an Abdallah Menou. Unterdessen hatte man in London beschlossen, Ägypten wiederzuerobern. Am 1. März 1801

erschien die engl. Flotte vor Alexandrien, und am 12. war die Landung bei Abukir vollendet; die Franzosen, etwa 4000 M. stark, griffen am folgenden Tage zwar an, mußten sich aber zurückziehen. Nachdem am 18. Abukir sich ergeben hatte, griff Menou am 21. mit 10,000 M. die Engländer an, wurde geschlagen und warf sich nach Alexandrien; allein auch der engl. General Abercrombie ward tödlich verwundet, starb am 28. und Hutchinson trat an seine Stelle. Am 29. brachte eine türk. Flotte Verstärkung, und von Syrien her näherte sich der Großvezier. Rosette mußte sich am 19. Apr. ergeben; ein franz. Corps von 4000 M. wurde von 8000 Engländern und 6000 Türken bei Ramanieh geschlagen; 5000 Franzosen wurden von dem Großvezier, der mit 20,000 M. auf Kairo anrückte, am 16. Mai bei Elmenayer zurückgeworfen, und das ganze franz. Heer war nun auf Kairo und Alexandrien beschränkt. Am 20. Jun. fing die förmliche Belagerung von Kairo an, das 7000 M. gegen etwa 40,000 Angreifende vertheidigen sollten, und am 27. Jun. wurde die Stadt den Engländern und Türken unter der Bedingung übergeben, daß General Belliard mit seinen Truppen auf engl. Kosten nach Frankreich abgeführt werde, und eingeborenen Ägyptern erlaubt sei ihn zu begleiten. Sie wurden am 17. Aug. zu Rosette eingeschifft und kamen im Sept. 1801, etwa 13,000 M. stark, worunter aber kaum 4000 Bewaffnete waren, zu Toulon an. Noch war General Menou mit 8000 Soldaten und 1300 Matrosen in Alexandrien. Admiral Gantheaume war zwar mit mehren Linienschiffen und 3—4000 M. Landtruppen aus Frankreich abgesegelt und bis vor Alexandrien gekommen, mußte aber mit einem Verluste von vier Corvetten nach Toulon zurückeilen. Dagegen hatten die Engländer 5000 M. frischer Truppen aus England erhalten und rückten nun gegen Alexandrien. Schon war das Castell Marabou in ihrer Gewalt, als Menou einen Waffenstillstand verlangte, wozu vorzüglich Mangel an Lebensmitteln und eine neue Verstärkung der Briten beitrug. Menou capitulirte am 2. Sept., Alexandrien, nebst Geschütz und Kriegsvorräthen, sechs franz. Kriegs- und viele Kauffahrteischiffe, ferner alle arab. Handschriften, alle Karten von Ä. und andere für die franz. Republik gemachte Sammlungen sollten übergeben, die franz. Armee aber mit Waffen und Gepäck nach einem franz. Hafen geführt werden. Die franz. Truppen kamen im Nov. 1801 in ihrem Vaterlande an, nachdem bereits im Oct. zu London der Präliminarfriede geschlossen worden war. Dieser Kriegszug ins Nilthal bis Philä an Nubiens Grenze war nicht erfolglos für die höhern Interessen der Menschheit; denn Wissenschaft und Kunst gingen den Waffen zur Seite. Wenn auch England das aufkeimende Samenkorn der Civilisation in Ä. erstickte, so eröffnete sich dennoch dort dem wissenschaftlichen Europa eine Fundgrube, die Barbarei und Eigennutz nur zu lange verschlossen hatten. Das alte Denderah, Theben, Latopolis, Edfu zeigten sich mit ihren Tempeln, Palästen, Ruinen, Obelisken und Katakomben den Blicken wissenschaftlich gebildeter Männer, die den Zug nach Ä. begleiteten. Was weder Herodot, noch Strabo, noch Diodor in dieser Ausdehnung vermochten, und was neuern Reisenden zu erkunden unmöglich war, erschloß sich bei dieser Unternehmung dem Auge des Forschers zum ersten Mal, und alle Hindernisse mußten dem Eifer der franz. Krieger weichen. Die ägypt. Baukunst entfaltete sich in ihrer ganzen Größe, und der Schleier lüftete sich, der bisher noch über einem großen Theile der Geschichte, der Sitten, der Wissenschaften, der Geographie dieses Landes ruhte. Daß der jetzige Vicekönig in Ä. es wagen durfte, seine Nation und die Naturkräfte des Landes nach seinem Willen ab- und einzurichten, verdankt er dem vorbereitenden Geiste der gescheiterten franz. Colonisation in Ä. Wir wissen jetzt, daß unter allen civilisirten Völkern die Ägypter zuerst den Lauf der Gestirne beobachteten, indem Europa durch die Franzosen mit den Bild- und Bauwerken bekannt wurde, in welchen die alten Ägypter ihre astronomischen Kenntnisse versteinerten. Früher ahnete Niemand den Schatz von Papyrusmanuscripten, die sich in

den Katakomben der Thebaide fanden, und selbst diese bewunderten Denkmäler ägypt. Cultur, Macht und Größe waren früher unbekannt. Sowol die reichen Verzierungen als die noch fast ganz unbeschädigten Gemälde gewährten einen Blick in das innere und häusliche Familienleben ihrer Erbauer, und die Auffindung des berühmten Steins von Rosette ließ nicht ohne Grund die Hoffnung wieder aufwachen, den lange ersehnten Schlüssel zu den Hieroglyphen zu entdecken. (S. Spohn.) Ä.'s Monumente sahen Tyrus, Karthago und Athen werden und untergehen, und stehen noch. Als Plato lebte, trugen sie schon den ehrwürdigen Namen von Alterthümern, und sie werden ihn noch tragen, wenn von unsern Städten vielleicht keine Spur mehr vorhanden ist. In der ägypt. Nation nahm Alles, was Religion und Regierung betraf, den Charakter der Ewigkeit an, selbst in einem Klima, wo jede animalische und vegetabilische Entwickelung schnell ihrer Vollendung und Vernichtung entgegenreifte. Gewiß wirkte der immerwährende Anblick ihrer Denkmale, an denen der Zahn der Zeit umsonst seine Schärfe versuchte, auf die Dauer der dortigen Institutionen. Mit geheimem Grauen gedenkt man der verschwundenen Geschlechter der Menschheit seit ihrer Entstehung, und der Zeiten, welche noch vergehen werden, ehe die Stirnen der Pyramiden sich zur Erde neigen. — Alles, was der Eifer für die Wissenschaft, verbunden mit den ausgebreitetsten Kenntnissen, in einem an Monumenten und Sehenswürdigkeiten so reichen Lande zu sammeln vermochte, hat auf Kosten der Regierung die Commission für die ägypt. Alterthümer in einem Werke geliefert, das in der Literatur ebenso großartig ist als die Gebäude, welche zum Theil dessen Inhalt bilden. Die „Description de l'Egypte, ou recueil des observations et des recherches pendant l'expédition de l'armée française" (25 Bde., mit mehr als 900 Kpfrn. und über 3000 Abbildungen) liefert alle Arbeiten des Instituts von Kairo. Die erste der drei Hauptabtheilungen beschreibt die Alterthümer, die zweite den neuern Zustand, die dritte die Naturgeschichte Ä.'s. Nach Napoleon's Absicht wurden nur wenige Exemplare abgezogen, und einige gelangten an befreundete Höfe ins Ausland. Sämmtliche Aufsätze wurden nach vorgängiger Prüfung von einer Commission aufgenommen, die aus den Gelehrten und Künstlern bestand, welche die Armee nach Ä. begleitet hatten. Zu diesen gehörten Berthollet, Costaz, Desgenettes, Fourier, Girard, Monge, Conté und Laurent. Die beiden Letzten, welche während der Arbeit starben, wurden durch Jomard und Jallois ersetzt, welchen nachher noch Delille und Devilliers beitraten. Ludwig XVIII. und Karl X. ließen die Herausgabe des kostbaren Werks fortsetzen, und 1821 ward dem Buchhändler Panckoucke in Paris eine neue Aufl. zu unternehmen und zu solcher die kostbaren Kupferplatten der ersten Aufl. zu benutzen erlaubt. Vgl. Ader's „Hist. de l'expédit. d'Egypte et de Syrie" (m. Kpf. u. Karten, Paris 1826); Schneidawind's „Geschichte der Exped. der Franz. nach Ägypten und Syrien in d. J. 1798—1801" (3 Thle., Zweibr. 1830 fg.) und „Histoire scientifique et milit. de l'expédition franç. en Egypte" (Th. 1—12, m. Kpf. und Karten, Par. 1830 fg.).

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger Vorfahren väterlicher und in Deutschland auch mütterlicher Seite. Sie werden so gezählt, daß Vater und Mutter zwei Ahnen, die Großältern väterlicher und mütterlicher Seite vier Ahnen, die Urgroßältern väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen bilden u. s. f. Es kann daher nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen u. s. w. die Rede sein. — **Ahnenprobe**, der Beweis, daß man diejenige Zahl von adeligen Ahnen habe, oder mit andern Worten, durch so viel Geschlechter schon von adeligen Vorältern abstamme, als nach den Statuten und dem Herkommen des Vereins, in welchen man aufgenommen sein will, nöthig ist. Es gehörte dazu: 1) die Ahnentafel, ein Stammbaum von väterlicher und mütterlicher Seite; 2) der Beweis der Filiation, daß alle in der Ahnentafel begriffene Personen in der angegebenen Weise aus rechtmäßiger Ehe

abstammen; 3) der Nachweis der Ritterbürtigkeit, daß die oberste Reihe der Ahnen (die 4 Großältern, 8 Urgroßältern, oder 16 Ururgroßältern) von adeliger Geburt gewesen sind. Die Ahnenprobe kam vorzüglich im 15. und 16. Jahrh. auf und sie ward für nöthig erachtet bei Turnieren, Domcapiteln, Ritterorden, Ganerbschaften, landständischer Versammlung und zur Hoffähigkeit. Von dem hohen Adel (Reichsgrafen und Fürsten) wurde in der Regel die Ahnenprobe nicht gefodert. Durch die Aufhebung der deutschen geistlichen Staaten, des deutschen Ordens, der deutschen Zunge des Johanniterordens ist sie fast außer Gebrauch gekommen, und wird jetzt auch bei den Orden, deren Statuten sie sonst erfoderten (z. B. dem preuß. schwarzen Adlerorden) längst nicht mehr verlangt. Als Bedingung der persönlichen Landstandschaft in der ritterschaftlichen Curie war sie bis zur neuen Verfassung noch im Königreiche Sachsen üblich.

Ahnung, von dem Ahnen, d. i. Fühlen des Wahren, unterschieden, bezeichnet die Erwartung künftiger Ereignisse, bei welcher mehr die begleitenden Gefühle als die Schlüsse, auf welche sie sich gründet, zum Bewußtsein kommen. Ahnungen im engern Sinne (Divination) nennen wir dergleichen Erwartungen, wenn wir uns bei ihnen der Gründe gar nicht bewußt sind und daher in ihnen das Künftige vorher zu empfinden scheinen. Man unterscheidet: 1) bestimmte Ahnungen, bei welchen man sich Dessen, was man ahnet, nicht blos im Allgemeinen bewußt ist (z. B. die Ahnung eines Todesfalles, bei dem Bewußtsein, daß man ihn erwartet); 2) unbestimmte Ahnungen, welche stattfinden, wenn man im Allgemeinen einem angenehmen oder unangenehmen Ereignisse entgegensieht; und 3) bloße Vorgefühle, welche meistens beängstigender Art sind, ohne daß wir uns einen Grund davon angeben können, bis ein angenehmes oder unangenehmes Ereigniß eintritt, dessen Ahnung wir uns nunmehr leicht überreden in jenem Gefühle gehabt zu haben. Ein Ahnungsvermögen kann zwar nicht als eine allgemeine Fähigkeit angesehen werden, oft aber mag ein solches zuversichtliches Erwarten auf unbekannten Einwirkungen der Dinge auf uns und mannichfaltigen Combinationen beruhen, die nur nicht in unser Bewußtsein treten. Philosophisch und historisch behandeln diesen Gegenstand Kant's „Träume eines Geistersehers" (Lpz. 1766) und Schubert's „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" (3. Aufl., Dresd. 1827).

Ahriman, s. Dämon.

Aiguillon (Armand Vignerod Duplessis Richelieu, Herzog von), geb. 1720, Minister der auswärtigen Angelegenheiten unter Ludwig XV., als Höfling durch Witz und Geist ausgezeichnet, aber sonst von allen den Eigenschaften entblößt, welche den Staatsmann bewähren. Als er am Hofe Ludwig XV. auftrat, bemerkte ihn die Herzogin von Chateauroux, Geliebte des Königs, mit Wohlgefallen, Ursache genug, daß er bei der Armee in Italien Anstellung erhielt. Nach mannichfaltigem Wechsel der kön. Gunst und Ungunst durch die Gräfin Dubarry, trat er nach Choiseul's Sturz mit dem Abbé Terray und dem Kanzler Maupeou ins Ministerium und verwaltete die auswärtigen Angelegenheiten zur Entehrung Frankreichs, welches unter ihm aus seiner bis dahin behaupteten großen diplomatischen Rolle heraustrat. Die Theilung Polens, welche während seines Ministeriums erfolgte, dieses Attentat gegen alles Völkerrecht, kam erst zu seiner Kenntniß, als schon Alles vollzogen war. Selbst Ludwig XV. rief aus, als er Kunde davon erhielt: „Wäre Choiseul noch da gewesen, diese Theilung hätte nicht stattgefunden." Auch die schwed. Revolution 1772, die er sich rühmte vorbereitet zu haben, wird ihm zur Last gelegt. Bei der Thronbesteigung Ludwig XVI. 1774 wurde er aus dem Ministerium entfernt und an seine Stelle kam der Graf von Vergennes. Von der Königin gehaßt, wurde A. 1775 exilirt und starb 1783 während des Exils.

Aix, erbaut durch den Römer Cnejus Sextius 122 v. Chr. wegen der dasigen trefflichen Mineralbrunnen und deshalb Aquae Sextiae genannt, alterthümliche Stadt im franz. Depart. der Rhonemündungen, mit 24,000 Einw., ei=

nem Erzbisthum, Appellationshof und Handelsgericht, einer Akademie für Theologie und Jurisprudenz, einem Collège, einer ansehnlichen Bibliothek und einem Museum. Vorzügliche Gebäude sind die alte herrliche Kathedrale und das Stadthaus. Fabriken, vornehmlich in Baumwolle, sind, wie die warmen Bäder, in Verfall. Aber Aix sucht sich zu heben durch Gewinnen und Verarbeiten der Seide, durch sorgsame Behandlung des Ölbaums und durch Acclimatisirung südlicher Gartenfrüchte, die der Luxus des nördl. Frankreichs gut bezahlt. Zu Aix wurden die Botaniker Tournefort und Adanson und der Maler J. Bapt. Vanloo geboren. In der Minoritenkirche hat Friedrich der Große dem Marquis d'Argens ein Denkmal errichtet. — Auf der Ebene zwischen Aix und Arles breitet sich das Schlachtfeld aus, wo Marius die Teutonen schlug.

Ajaccio, Hauptst. von Corsica, nördl. am Golf gl. N., an der Westküste der Insel mit 7500 Einw., einem Bischofe und einem durch die Citadelle beschützten Hafen, in welchen vorspringende Felsen die Einfahrt erschweren. A. ist als Geburtsort Napoleon Bonaparte's und seiner Geschwister, weniger wegen seiner Korallen- und Sardellenfischereien, am mindesten durch seine Akademie bekannt.

Ajax, griech. Aias. Unter den Heerführern vor Troja gab es zwei dieses Namens: 1) **Ajax**, der Sohn des Oileus und der Eriopis, auch der Lokrier oder Kleine genannt. Als Freier der Helena zog er mit vor Troja, hier aber ging seine Tapferkeit in unsinnige Wuth über. Als die Griechen in Troja eingedrungen waren — erzählen die nachhomerischen Dichter — flüchtete sich Kassandra in den Tempel der Pallas, allein sie ward mit Gewalt herausgerissen und gebunden als Gefangene fortgeschleppt. Andere erzählen, Kassandra habe die Statue der Göttin umfaßt, A. aber habe sie bei den Haaren ergriffen und fortgeschleift; noch Andere lassen ihn sogar die Prophetin im Tempel der Göttin schänden. Obschon er sich von diesem Frevel, dessen Ulysses ihn beschuldigte, durch einen Eid reinigte, so traf ihn doch die Rache der Göttin und sie ließ ihn in den Fluten des Meeres umkommen. — 2) **Ajax**, der Sohn des Telamon aus Salamis, ein Enkel des Äakus. Auch er war unter den Freiern der Helena gewesen und zog deswegen mit 12 Schiffen gen Troja, wo Homer ihn als den tapfersten und schönsten Griechen nach Achilles preist. Nicht zu reden, aber zu handeln versteht er. Dabei ist er offen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach des Achilles Tode die Waffen desselben, auf welche er wegen seiner Verwandtschaft und Tapferkeit Ansprüche hatte, von Ulysses entzogen wurden, bemächtigte sich Zorn und Wuth seiner Seele, und er stürzte sich verzweiflungsvoll in sein Schwert.

Akademie, gewöhnlich ein Verein von Gelehrten oder Künstlern, die gemeinschaftlich die höhere Ausbildung der Wissenschaft und Kunst sich zum Zweck vorgesetzt haben. Weder Besoldung von Seiten des Staats noch Unterricht der Jugend sind wesentliche Erfodernisse. Die Akademien zu Paris, Stockholm und Berlin sind zwar zum Theil Lehranstalten; allein sie wurden dies erst in der Folge. Die Mitglieder der Akademie wählen sich entweder ein Fach der Wissenschaft, der Kunst, oder die Regierung trägt ihnen die besondere Bearbeitung eines solchen Faches auf. Sie liefern darüber Arbeiten, die in regelmäßigen Versammlungen vorgelesen und in den Denkschriften der Akademie abgedruckt werden. Der Name hat seinen Ursprung von der Akademie außerhalb Athens, der Besitzung eines gewissen Akademus, welche dieser dem Staate zum Behufe eines Gymnasiums schenkte. Hier lehrte **Plato** (s. d., **Neuplatoniker** und **Athen**), weshalb seine Schule und die ihm in Athen nachfolgenden **akademische** genannt wurden. Die erste Anstalt im Alterthum, welche den Namen Akademie nach unsern Begriffen verdient, war die in **Alexandrien**, allein auch sie verfehlte später ganz den ursprünglichen Zweck, indem nichts als leere Spitzfindigkeiten getrieben wurden. Nach ihrem Muster stifteten seit dem Ende des ersten Jahrh. die Juden und später die trefflichen Khalifen der Araber, Almansor, Harun al Raschid und Almamum mehre Akade-

mien. Nachdem die auf Alcuin's Rath von Karl dem Großen eingerichtete Akademie mit des Erstern Tode untergegangen war, findet sich bis ins 15. Jahrh. nicht die geringste Spur einer eigentlichen Akademie. Erst nach Konstantinopels Eroberung, da mehre gelehrte Griechen nach Neapel flüchteten, stiftete Lorenz von Medici eine griechische und dann Cosmus eine platonische Akademie; doch auch sie geriethen sehr bald wieder in Verfall; allein an ihre Stelle traten umfassendere Akademien, die zunächst von Italien aus sich durch alle Staaten Europas verbreiteten.

Mit Übergehung sehr vieler anderer, namentlich ital., deren Jarckius in seinem Kataloge 550 aufzählt, erwähnen wir in Europa die allgemeinen wissenschaftlichen Akademien: 1) zu Berlin. Sie ward von König Friedrich I. 1700 gestiftet und zerfiel in die physikalische, mathematische, philosophische und historisch-philologische Classe; jede wählte auf Lebenszeit früher einen Präsidenten und gegenwärtig anstatt dessen einen Secretair. Der erste Präsident war Leibnitz. Erst aber unter Friedrich II., der Maupertuis zum Präsidenten ernannte, stieg ihr Ansehen. Zweimal im Jahre werden öffentliche Sitzungen gehalten. Dem, der die Preisaufgabe am besten beantwortet, wird eine Medaille von 50 Dukaten zu Theil. 2) Zu Bologna, gestiftet 1712 vom Grafen Marsigli. (S. Bologna.) 3) Zu Dublin. Sie bildete sich 1782, größtentheils aus den Mitgliedern der Universität und ließ regelmäßig seit 1788 ihre Abhandlungen erscheinen. Schon 1683 war in Dublin eine Akademie; seit 1740 eine physikalisch-historische Gesellschaft, allein beide gingen wieder bei den Zerrüttungen des Landes ein. 4) Zu Kopenhagen. Sie verdankt ihren Ursprung sechs Gelehrten, denen Christian VI. 1742 die Ordnung des Münzcabinets übertrug. Unter ihnen war der Graf von Holstein, auf dessen Antrieb der König 1743 die Akademie unter seinen Schutz nahm, ihr ein bestimmtes Einkommen anwies und sie ermächtigte, ihre Thätigkeit weiter auszudehnen. 5) Zu Lissabon. Sie besteht aus drei Classen und zählt 60 Mitglieder. 6) Zu Manheim. Nach Schöpflin's Plane ward sie 1755 durch den Kurfürsten Karl Theodor errichtet und bestand aus einer historischen und einer physikalischen Classe, deren letztere aber 1780 in die eigentlich physikalische und in die meteorologische abgetheilt ward. 7) Zu München. Gestiftet 1759, wurde sie 1805 ansehnlich erweitert, und Friedr. Heinr. Jacobi zum Präsidenten ernannt. 8) Zu Paris, die Académie royale des sciences, welche 1666 von Colbert gestiftet, 1699 die kön. Bestätigung erhielt. Die Mitglieder wurden in vier Classen getheilt: Ehrenmitglieder, wirkliche (besoldete) Mitglieder, Associés und Zöglinge. Diese Akademie, die sich namentlich durch die von ihr veranstalteten Meridianmessungen große Verdienste erworben hat, ward 1793 aufgehoben und wurde wie die übrigen Akademien durch das Nationalinstitut ersetzt, bis Ludwig XVIII. sie wiederherstellte. (S. Institut.) 9) In Petersburg. Den Plan, welchen unter Wolf's und Leibnitz's Beirath Peter der Große zu einer Akademie entworfen hatte, führte 1725 die Kaiserin Katharina aus. Sie bestimmte jährlich etwa 30,000 Rubel zur Erhaltung derselben, doch später stieg das jährliche Einkommen auf 60,000 Rubel. Wirkliche Mitglieder sind 15; sie werden besoldet und führen den Titel Professor; außerdem gibt es vier Beigeordnete, die den Sitzungen beiwohnen dürfen und nach und nach einrücken. Unter Peter II. gerieth die Akademie sehr in Verfall, erhob sich aber unter der Kaiserin Anna, sank dann wieder herab, bis sie durch Theresia von Neuem gehoben ward. Besonders hat die Akademie für die nähere Kenntniß des innern Rußlands gewirkt, indem sie einzelne Provinzen durch Gelehrte bereisen ließ. Sie hat eine treffliche Sammlung von Büchern und Handschriften, ein kostbares Münzcabinet und eine reiche naturhistorische Sammlung. 10) Zu Stockholm. Als Privatverein von sechs Gelehrten, unter denen Linné war, hielt sie ihre erste Sitzung am 23. Jun. 1739, zog bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich und ward am 31. März 1741 als kön. Akademie anerkannt. Sie bekommt indeß von der Krone keine Jahrgelder und wird von ihren eignen Mit-

gliedern geleitet. Nur ein Professor der Experimentalphilosophie und zwei Secretairs werden aus dem bedeutenden, von Vermächtnissen und Schenkungen herrührenden Vermögen der Gesellschaft besoldet. Die Präsidentschaft wechselt alle drei Monate unter den zu Stockholm wohnhaften Mitgliedern. Jährlich werden Preise in Geld und goldenen Denkmünzen ausgesetzt. Die Akademie ist seit 1799 in sieben Classen getheilt und zählt 90 Mitglieder.

Unter den Akademien für besondere Fächer der Wissenschaft erwähnen wir: 1) Für Medicin die leopoldinische Akademie der Naturforscher. Sie ward 1652 von J. L. Banschius zu Wien unter dem Namen Academia naturae curiosorum gestiftet, nahm dann zu Ehren Leopold I, der sie ganz vorzüglich begünstigte, den Namen Caesareo-Leopoldina naturae curiosorum academia an und hat seit 1808 ihren Mittelpunkt zu Bonn. 2) Für Chirurgie wurde 1731 zu Paris eine Akademie errichtet; die beste Beantwortung der jährlichen Preisaufgabe wird mit einer goldenen Denkmünze von 500 Livres belohnt. 3) Für Geschichte. Zur Erforschung der kirchlichen und politischen Geschichte Portugals stiftete König Johann V. 1720 zu Lissabon eine Akademie, welche 56 Mitglieder zählt. In Madrid bildete sich um 1730 ein Gelehrtenverein zur Erklärung und Aufsuchung der historischen Denkmäler Spaniens, welchen König Philipp V. 1738 zu einer Akademie erhob. Sie besteht aus 24 Mitgliedern und hat mehre ältere Geschichtswerke theils zum ersten Mal, theils in neuen Ausgaben bekannt gemacht. Die Akademie der schwäb. Geschichte zu Tübingen wurde zu dem Zweck errichtet, die besten historischen Schriften und die Lebensgeschichte der vornehmsten Historiker herauszugeben, wie auch neue Denkwürdigkeiten zusammenzutragen. 4) Für Alterthumskunde. Für das Studium der hetrurischen Alterthümer wurde zu Cortona in Italien, und für die Aufhellung der nord. Sprachen und der Alterthümer zu Upsala in Schweden eine Akademie errichtet; beide haben sehr schätzbare Arbeiten geliefert. Die Akademie, welche für die röm. Sprache Paul II. in Rom errichtete, ging bald ein, und die von Leo X. gestiftete hatte gleiches Schicksal, nachdem sie einige Zeit geblüht hatte. Andere minder wichtige entsprangen aus ihrer Asche. Aber alle ähnliche Anstalten übertraf die Académie des inscriptions zu Paris, gestiftet von Colbert 1663, für das Studium alter Denkmäler und für die Verewigung merkwürdiger vaterländischer Ereignisse durch Münzen, Bildwerke, Inschriften u. s. w. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgliedern der franz. Akademie gewählt waren; aber 1701 wurde das Personal auf 10 Ehrenmitglieder, 10 Associés, 10 Pensionnairs und 10 Zöglinge festgesetzt. Der König ernannte jährlich ihren Präsidenten und Vicepräsidenten; der Secretair und der Schatzmeister behielten ihr Amt lebenslänglich. Sie hatte 1793 das Schicksal aller franz. Akademien, ward aber von Ludwig XVIII. wiederhergestellt. (S. Institut.) Um die in Herculanum, Pompeji u. s. w. aufgefundenen alten Denkmäler zu erklären, ward 1755 zu Neapel von dem Minister Tanucci die herculanische Akademie gestiftet. Eine von Joseph Bonaparte 1807 errichtete Akademie der Geschichte und Alterthümer zu Neapel ist später wieder eingegangen. In demselben Jahre ward zu Florenz für die Erklärung toscan. Alterthümer und zu Paris eine celtische Akademie errichtet, deren Zweck die Aufklärung der Geschichte, Sitten, Alterthümer und Denkmäler der Celten, vornehmlich in Frankreich, die Etymologie aller europ. Sprachen mit Hülfe des Celto-Bretagnischen, Welschen und Ersischen, und Untersuchungen über den Druidendienst sind. 5) Für Sprachen. Die Accademia della crusca oder Academia furfuratorum entstand 1582 zu Florenz und machte zuerst durch ihre Angriffe auf Tasso Aufsehen. Ihr Hauptverdienst besteht in der Abfassung eines trefflichen Wörterbuchs und in der Besorgung correcter Ausgaben älterer Dichter. Die Académie française entstand 1629 als ein Privatverein und wurde sechs Jahre nachher von Richelieu zu einer Akademie für franz. Sprache, Grammatik, Poesie und Beredtsamkeit erhoben. Die Zahl der

Mitglieder ward auf 40 bestimmt, und aus ihrer Mitte ein Director und ein Kanzler auf zwei Monate, ein Secretair aber lebenslänglich gewählt. Ihr verdienstlichstes Werk ist das Wörterbuch der franz. Sprache, welches zuerst 1694 erschien. (Vgl. Institut.) Zu Madrid stiftete der Herzog von Escalona 1714 eine Akademie für die Sprache, welche der König im nächsten Jahre bestätigte und mit verschiedenen Vorrechten begabte. Sie hat sich große Verdienste um die Reinheit und Vervollkommnung der Sprache, besonders durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs, erworben. In Petersburg ward 1783 für die russ. Sprache eine Akademie gegründet und mit der Akademie der Wissenschaften verbunden. Auch in Stockholm ward 1789 eine kön. Akademie für die schwed. Sprache und zu Pesth 1830 für die ungar. Sprache gestiftet. — Noch gibt es gelehrte Gesellschaften, deren mehre nur dem Namen nach von den Akademien verschieden sind, wie die kön. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, gestiftet 1750; die kön. Gesellschaften der Wissenschaften zu London (1645), die kön. Gesellschaft zur Ermunterung der Landwirthschaft und der Künste zu Dublin (1731), die kön. Gesellschaft zu Edinburg (1783), die Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London (1751), die literarische und philosophische Gesellschaft zu Manchester (1781) und viele andere. Von Europa gingen die gelehrten Gesellschaften in andere Welttheile über. So wurden in Batavia 1778, in Kalkutta 1784 und in Bombay wissenschaftliche Vereine gestiftet, welchen wir die wichtigsten Aufschlüsse über Indien und den Geist des Orients verdanken. Sehr reich sind die Vereinigten Staaten an ähnlichen Anstalten. Die amerik. Akademie der Künste und Wissenschaften zu Boston wurde 1780 gestiftet, und hat den Zweck, jede Kunst und Wissenschaft zu fördern, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien und unabhängigen Volkes vermehren kann. Außerdem sind die bedeutendsten: die philosophische Gesellschaft zu Philadelphia (1769), welche 1815 auch eine historische Abtheilung erhielt; die historische Gesellschaft in Massachusetts (1791); die Akademie der Künste und Wissenschaften zu Newhaven in Connecticut (1799); die historische Gesellschaft in Neuyork (1809); die literarisch-philosophische Gesellschaft daselbst (1815); die Akademie der Naturwissenschaften zu Philadelphia (1818). All diese Gesellschaften haben Schriften herausgegeben. — Akademie wird in Deutschland auch als gleichbedeutend mit Universität (s. d.) gebraucht. Unter Akademien versteht man ferner die Zeichnungen (Akademiestücke) der Zöglinge auf den Kunstschulen. Auch wird es seit einiger Zeit für Singeverein und Concert gemisbraucht, sowie man jetzt auch Professoren der Musik, der Tanzkunst u. s. w. hat.

Akalephen, Medusen, Quallen, Seenesseln, sind sonderbar gebildete, zu den niedrigsten Organismen gehörige Thiere, welche man den sogenannten Strahlthieren beizählt. Sie sind durch eigne von der gallertartigen Körpermasse gesonderte Verdauungsorgane und durch zur Fortbewegung im Meere bestimmte Körpertheile charakterisirt. Man findet sie, im Meere schwimmend, ziemlich weit im Norden und Süden. Sie scheinen sich blos durch Keime fortzupflanzen und nur ein einjähriges Leben zu haben, aber schnell zu wachsen. Manche erreichen eine Größe von zwei Fuß im Durchmesser. Alle leuchten im Leben, nach dem Tode aber erst beim Übergehen in Fäulniß. Mit wenigen Ausnahmen zerfließen sie, aus dem Wasser genommen, wie schmelzendes Eis, gleichen auch diesem im Meere schwimmend, sind aber oft mit den schönsten Farben, besonders azurblau und dunkelrosenroth geziert. Manche (besonders die der südl. Meere) haben die Eigenschaft, einen ätzenden Saft auszusondern, der bei Berührung Brennen auf der Haut verursacht. Ungeachtet ihrer weichen Körpermasse besteht ihre Nahrung meist aus härtern Thieren, Fischen, Krebsen u. s. w. Sie selbst dienen einer Menge Fische, auch Schwimmvögeln, selbst Säugethieren zur Nahrung. Vgl. Eschscholtz's „System der Akalephen" (Berl. 1829, 4.).

Akatholici, überhaupt Die, welche nicht zur katholischen Kirche gehören.

In einigen katholischen Ländern, besonders in Östreich, benennt man mit diesem Namen die Protestanten, um ihnen einen weniger gehässigen Namen zu geben.

Akbar, d. i. der sehr Große, eigentlich Dschelalad Dien Mahmed, mongol. Kaiser von Hindostan, der größte Fürst, den Asien in der neuern Zeit gehabt hat. Geb. zu Amerkat im Jahre der Hedschra 949 (1542 n. Chr.), bestieg A. 1556 nach seines Vaters Homajun Tode, 13 Jahre alt, unter der Vormundschaft Beyram's, seines Wessirs, den Thron. Seine großen Talente entwickelten sich früh. Mit ausgezeichneter Tapferkeit besiegte er seine Feinde und die Aufrührer seines Reichs, unter denen Beyram selbst sich befand. Doch die seltenste Milde bezeichnete alle seine Schritte. Ungeachtet unaufhörliche Unruhen ihn nöthigten, an der Spitze seiner Heere die verschiedenen Provinzen seines Reichs zu durchziehen, so liebte er doch die Wissenschaften, vorzüglich die Geschichte, und war unablässig mit der innern Verwaltung seines Reichs beschäftigt. Er verordnete Untersuchungen über die Bevölkerung, die Natur und Gewerberzeugnisse jeder Provinz. Das Ergebniß aller auf seine Anregung unternommenen Forschungen sowol in statistischer als in andern wissenschaftlichen Beziehungen faßte sein Wessir Abul-Fazl (gest. 1602) in einem Werke zusammen, das den Titel: „Ajin Akbari" führt (engl. 3 Bde., Kalkutta 1783—86). A. starb nach 49jähriger Regierung 1017 (1604), und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Selim. Sein prächtiges Grabmal ist unweit Agra, das er zur Residenz wählte, und hat die Inschrift: „Akbar, ein Gegenstand der Bewunderung."

Akenside (Mark), wurde 1721 zu Newcastle am Tyne geboren, der Sohn eines Fleischers, der ihn zum geistlichen Stande bestimmte und auf die Universität zu Edinburg schickte. Er widmete sich jedoch dem Studium der Arzneiwissenschaft, das er 1744 in Leyden beendigte. Nach seiner Rückkehr lebte er als Arzt in Northampton und Hampstead, bis er sich endlich in London niederließ. Sein Stolz und seine reizbare Heftigkeit verwickelten ihn in so viele Streitigkeiten mit seinen Berufsgenossen, daß er auf der praktischen Laufbahn nie viel Glück machte, so ausgezeichnet einige seiner medicinischen Schriften waren. Schon 1744 hatte er seinen Ruf durch das Gedicht „The pleasures of imagination" begründet, das unter den didaktischen Dichtungen der Engländer sehr geschätzt wird und durch harmonischen Versbau sich auszeichnet, aber an überladenem Bilderschmuck leidet. In diesem Gedichte und in den lyrischen Versuchen, worin er nicht glücklich war, zeigte er auch seine Bekanntschaft mit den griech. Philosophen, von welchen ihn besonders Plato anzog. Seine Epistel an Curio ist eine kräftige politische Satire, die ihn als einen eifrigen Freund der Freiheit zeigt. Smollet, sein Feind, verspottet ihn in seinem „Peregrine Pickle", wo A. als der Pedant aufgeführt wird, der ein Gastmahl nach antiker Sitte gibt. A. starb 1770 als Leibarzt der Königin.

Akephali (Hauptlose) wurden die monophysitischen Mönche und Priester in Ägypten genannt, welche den Patriarchen Petrus Mongus nicht anerkannten, weil er 482 das Henotikon des Kaiser Zeno angenommen hatte. Von ihren Gegnern wurden dann alle Monophysiten so genannt. Wenn man in neuern Zeiten diesen Namen den Rationalisten beilegte, wie in „Die Akephalen unserer Zeit" (Lpz. 1825), so war dies ein bloßes Wortspiel.

Åkerblad (Joh. Dav.), ein geborener Schwede, kam sehr jung zur schwed. Gesandtschaft in Konstantinopel, bei der er zuletzt als Secretair angestellt war. Die Muße dieser Stelle benutzte er zu Reisen durch den Orient, z. B. nach Jerusalem 1792, nach Troas 1797, über dessen Lage er Beiträge zu der deutschen Übersetzung von Lechevalier's Reise (bearbeitet von Lenz, Altenb. 1800) gegeben hat, die zu den beachtungswerthesten Actenstücken in diesem langen Streite gehören. Man erkennt in ihnen den Orientalisten, dem auch die classische Gelehrsamkeit zu Gebote stand. Eine Zeit lang (um 1800) lebte A. in Göttingen, dann kam er als schwed. Geschäftsträger nach Paris. Unzufriedenheit mit den Verände-

rungen in seinem Vaterlande bestimmte ihn, wie man sagt, alle Verhältnisse mit Schweden aufzugeben und sich nach Rom zu wenden, wo er bei der Herzogin von Devonshire und andern Literaturfreunden Unterstützung für seine literarische Muße fand. Öfter diente er in Rom in der letztern Zeit den Fremden als Cicerone, gab sich für einen Dänen aus und schrieb sich Akerblad. Er starb daselbst am 8. Febr. 1819, und seine Grabstätte ist bei der Pyramide des Cestius. Seine Schriften zeugen von seiner großen Kenntniß der oriental. und occidental. Sprachen, die er nicht allein Gelehrten zu erklären, sondern auch zu sprechen verstand. Über der weitern Ausführung der für die Paläographie wie für die Epigraphik gleich wichtigen Schrift: „Inscrizione greca sopra una lamina di piombo trovata in un sepolcro nelle vicinanze d'Atene" (Rom 1813, 4.), überraschte ihn der Tod.

Akjerman, Stadt von 13,000 Einw. in Bessarabien, an der Mündung des Dnjester, mit einer Citadelle und Hafen am schwarzen Meere. Hier ward durch die Akjermaner Convention vom 6. Oct. 1826 der Grund gelegt zu der Entscheidung der türk.-russ. Frage, die seit dem Frieden zu Bukarescht weit verwickelter geworden war. Der Kaiser Nikolaus hatte die Vermittelung Großbritanniens und Frankreichs abgelehnt, sich aber zur Erneuerung der seit 1821 mit der Pforte abgebrochenen diplomatischen Verbindung bereit erklärt und deshalb durch seinen Geschäftsträger in Konstantinopel sein Ultimatum am 5. Apr. 1826 übergeben lassen, worin er die Vollziehung des Friedens zu Bukarescht und die Absendung von türk. Bevollmächtigten an die russ. Grenze zum Abschluß einer Ausgleichung verlangte. Die Pforte entließ hierauf die serb. Deputirten ihrer Haft und stellte in der Walachei und Moldau Alles auf den Fuß vor 1821. Die türk. Bevollmächtigten, Seid Mehemet Hadi Effendi und Seid Ibrahim Iffet Effendi, langten jedoch erst am 5. Aug. in A. an, worauf die russ. Bevollmächtigten Graf Woronzow, Gouverneur von Neurußland, und der Geheimerath Marq. von Ribeaupierre am 6. Aug. die Conferenzen eröffneten. Baron Brunow führte das Protokoll. Die türk. Commissarien suchten die Verhandlungen in die Länge zu ziehen; allein auf die russ. Erklärung, daß die russ. Armee über den Pruth gehen würde, wenn die vorgelegten 82 Punkte bis zum 7. Oct. nicht angenommen wären, erfolgte am 6. Oct. die Unterzeichnung dieser „Zusatzconvention" zum Frieden zu Bukarescht in acht Artikeln, nebst der Unterzeichnung der beiden Zusatzacten wegen der Moldau und Serbien. Die Auswechselung der Ratificationen erfolgte zu A. am 8. Nov. Rußland erhielt dadurch die freie Schiffahrt für seine Flagge auf dem schwarzen Meere und Sicherheit gegen die Korsaren der Barbaresken; die Errichtung von Divans in der Moldau und Walachei; die Wiederwählbarkeit der dortigen Hospodare nach ihrer siebenjährigen Regierungsverwaltung; die Herstellung der Privilegien Serbiens, in welcher Provinz die türk. Truppen blos die Festungen besetzt halten sollten; die Anerkennung der durch eine gemischte Commission zu liquidirenden Privatfoderungen der russ. Unterthanen. Die am 2. Sept. 1817 beschlossene Grenzbestimmung an der Donau ward von der Pforte anerkannt. Die Grenzen in Asien sollten bleiben, wie sie damals bestanden; mithin behielt Rußland die von ihm in Asien besetzten türk. Festungen. Hr. v. Ribeaupierre ging am 11. Febr 1827 als russ. Gesandter nach Konstantinopel; allein die Nichterfüllung des akjermaner Vertrags von Seiten der Pforte hatte den Krieg im J. 1828 zur Folge, den der Friede zu Adrianopel (s. d.) endigte.

Akoemeten (Schlaflose), in der griech. Kirche bis auf unsere Zeiten bald allgemeiner Mönchsname, bald der von Mönchen strengerer Observanz, welche in Konstantinopel entstanden und 425 daselbst ein Kloster errichteten, welches sehr bald einen ausgebreiteten Ruf erlangte. Im 6. Jahrh. wurden die Akoemeten nestorianischer Ansichten halber aufgehoben und mit dem Bann belegt.

Akoluthen, auch Akolythen, Kirchendiener, die in der röm. Kirche schon im 3., in der griech. jedoch nicht vor dem 5. Jahrh. aufkamen und zum Lichter-

anzünden (daher Accensores), Vortragen der Kerzen (daher Ceroferarii) bei festlichen Umzügen, Darreichen des Weins und Wassers beim Abendmahle, überhaupt zur Bedienung der Bischöfe und Priester bei Amtshandlungen bestellt waren. Sie hatten den Rang nach den Subdiakonen. Noch jetzt ist bei der Ordination (s. d.) in der röm. Kirche die Weihe eines Akoluthus, wobei der Ordinand Leuchter und Weinkännchen zum Zeichen seiner alten Bestimmung empfängt, unter den vier kleinern Weihen die höchste, das in der alten Kirche dadurch übertragene geistliche Amt aber abgeschafft, da die Dienste der Akoluthen schon seit dem 7. Jahrh. von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienstande verrichtet werden, die in den liturgischen Büchern der röm. Kirche nur uneigentlich Akoluthen heißen. Die neuere griech. Kirche hat auch den Namen dieses Amtes nicht mehr.

Akotyledonen, oder Kryptogamen, samenlappenlose Gewächse, bilden eine große Abtheilung des natürlichen Pflanzensystems. Man begreift darunter die Farrn oder Farrnkräuter, die Laubmoose, Lebermoose, die Flechten, Algen und Pilze. Diesen niedern Pflanzenformen mangeln echter, aus Embryo und Samenlappen, als den wesentlichsten Theilen, bestehender Samen und Blüten. Ihre Fortpflanzung geschieht durch Keimkörner, in welchen nur Schleim und Zellgewebe, durchaus keine Spur der vorgebildeten Pflanze, zu bemerken ist. Aus dieser schleimigen zelligen Masse wächst bei den Keimen ein Gebilde hervor, das man Keimausbreitung nennt, und aus diesem Theile entwickelt sich die junge Pflanze. Daß es auch noch eine andere Entstehungsart der unvollkommensten Gewächse, wie der einfachsten Thiere, durch freiwillige Zeugung gebe, ist bis auf die neuere Zeit ziemlich allgemein angenommen worden; allein mühsame Forschungen haben das Gebiet dieser unmittelbaren Schöpfung bereits so weit beschränkt, und die Fortpflanzung der einfachsten Schimmelbildungen durch Keimkörner so deutlich nachgewiesen, daß die baldige völlige Widerlegung dieser Ansicht zu hoffen ist. Die Kennzeichen der A. liegen aber nicht blos in den Organen der Vervielfältigung, sondern auch in denen der Ernährung. Die Mehrzahl dieser Gewächse besteht nämlich nur aus Zellgewebe, und die Farrn allein zeigen Gefäßbildung, obgleich auf einer niedern Entwickelungsstufe. Man hat deshalb die Akotyledonen, mit Ausschluß der Farrn, auch Zellenpflanzen genannt.

Akridophagen, Heuschreckenfresser, s. Heuschrecken.

Akrostichon (griech.), Namensgedicht oder Leistenverse, ein Gedicht, wo die Anfangs-, zuweilen auch die Endbuchstaben der einzelnen Zeilen oder Verse einen besondern Namen oder Sinn bilden.

Aktinien, Meer- oder Seeanemonen, sind Seethiere, welche in völliger Ausbreitung einigermaßen den gefüllten Blüten der Astern gleichen. Sie werden zu den Polypen gerechnet, unterscheiden sich aber durch einen fleischigern Körper und die mit vielen Fühlfäden, die sie mehr oder weniger einziehen können, umgebene Mundöffnung. Sie sitzen zwar in der Regel fest auf andern Körpern auf, können sich aber auch lösen und kriechen dann auf der Mundseite mit Hülfe der Fühlfäden; manchmal rücken sie auch mit der Fußscheibe fort. Ihre Nahrung besteht in andern Seethieren, namentlich kleinen Fischen, Crustáceen und Mollusken. Sie gebären lebendige Junge, welche aus der Mundöffnung hervorkommen. Auch vervielfältigen sie sich, in Stücke geschnitten, mittels ihrer erstaunungswürdigen Reproduction. Sie leben im Meere weit verbreitet, im Norden und Süden, und sterben im süßen Wasser. Eine der bekanntesten im mittell. Meere vorkommende Art ist grüngrau und hat rothe Spitzen an den sehr langen Fühlfäden, die sie nicht ganz einziehen kann. Gleich den Akalephen erregt diese Art auf der Haut Brennen, doch wird sie, gleich allen übrigen, gegessen. Vgl. Rapp, „Über die Polypen im Allgemeinen und die Aktinien insbesondere" (Weim. 1829, 4.).

Akustik, die Lehre vom Schall (s. d.). Vormals wurde dieser Theil der Physik gewöhnlich bei der Lehre von der Luft abgehandelt, was aber nicht der Natur

gemäß ist, indem die Luft nur der gewöhnliche Leiter des Schalles ist, und jede feste oder flüssige Materie ebensowol als die Luft theils selbst schallen, theils den Schall anderer Körper fortleiten kann. Die Akustik ist also vielmehr ein Theil der Lehre von der Bewegung. Jede mögliche Bewegung ist nämlich entweder fortschreitend (grade), oder drehend (kreisförmig), oder schwingend (zitternd). Die letztere Art von Bewegung, wenn sie stark und schnell genug ist, um auf unsere Gehörwerkzeuge zu wirken (wozu wenigstens 30 Schwingungen in einer Secunde erfodert werden), ist ein Schall. Ein bestimmbarer Schall wird Klang, ein unbestimmbarer wird Geräusch und die Geschwindigkeit der Schwingungen wird Ton genannt. Die Hauptgegenstände der Akustik sind: 1) Die Tonlehre, in welcher blos von den absoluten und relativen Geschwindigkeiten der Schwingungen die Rede ist, und zwar erst von deren ursprünglichen Verhältnissen, sodann von den zur praktischen Ausübung nothwendigen kleinen Abänderungen dieser Verhältnisse, oder von der Temperatur. 2) Die Lehre von der Entstehung des Schalls, von den Gesetzen, nach welchen sich die klingenden Körper bei ihren Schwingungen richten, und welche sich bei jeder Art von klingenden Körpern durch verschiedene Erscheinungen äußern. Bei allen klingenden Körpern ist die Elasticität als die bewegende Kraft anzusehen. Ein klingender Körper kann elastisch sein: a) durch Spannung, Saiten (s. d.), Pauken- und Trommelfelle; b) durch Luftdruck, wie die Blasinstrumente; c) durch innere Steifigkeit, wie alle Arten grader und gekrümmter Stäbe, Scheiben, Glocken und Gefäße. 3) Die Lehre von der Fortleitung des Schalls, sowol durch die Luft und andere luftförmige Flüssigkeiten, als auch durch feste oder tropfbar flüssige Materien, und vom Widerschall (Echo). Alle elastische Körper pflanzen den Schall fort, mehre viel stärker als die Luft; im Wasser ist er 4, im Zinn 7, im Silber 9, im Eisen 10 und im Glase nahe an 17 Mal größer als in der Luft. 4) Die Lehre von der Empfindung des Schalls oder von dem Bau und den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menschen und bei Thieren. Schon die Alten suchten die Akustik, so weit sie es vermochten, auszubilden. Pythagoras und Aristoteles kannten die Art, wie der Schall durch die Luft fortgepflanzt wird; aber als eigentliche Wissenschaft, unabhängig von ihrer Anwendung auf die Tonkunst, gehört sie beinahe ganz den neuern Zeiten an. Bacon und Galilei legten den ersten Grund dieser jetzt mathematischen Wissenschaft, und Newton zeigte durch Rechnung, auf welche Weise die Fortpflanzung des Schalls von der Elasticität der Luft oder leitender Körper abhänge. Er bemerkte, daß die Wirkung eines schallenden Körpers in der Verdichtung derjenigen Lufttheilchen bestehe, welche diesen Körper zunächst umgeben, und welche in der Richtung des erhaltenen Impulses liegen. Diese Lufttheilchen, durch den Impuls des schallenden Körpers vorwärts getrieben, springen durch ihre Elasticität wieder rückwärts und treiben zugleich die vorwärts liegenden Lufttheilchen von dem schallenden Körper weg, sodaß jedes Lufttheilchen durch den Schall zugleich vor- und rückwärts getrieben wird, oder daß rings um den schallenden Körper eine abwechselnde Verdichtung und Verdünnung der Luft entsteht, oder daß sich eigentliche Schallwellen bilden. Über die Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalls, worin Newton, Lagrange und Euler sich verrechnet hatten, verdanken wir Laplace die besten Untersuchungen. Chladni hat seine Untersuchungen in seiner „Akustik" (Lpz. 1802, 4. und franz. von ihm selbst umgearbeitet, Par. 1804), seinen „Neuen Beiträgen zur Akustik" (Lpz. 1817) und in den „Beiträgen zur praktischen Akustik" (Lpz. 1822) niedergelegt. Akustiker heißen in der pythagoräischen Schule die blos zuhörenden Schüler.

Alabaster, s. Gyps.

Alamanni (Luigi), ein berühmter ital. Dichter, geb. zu Florenz 1495, aus einer der edelsten und ausgezeichnetsten Familien der Republik. Sein Vater war der Partei der Medici eifrig zugethan; er selbst stand in hoher Gunst bei dem Cardinal Julius, der im Namen des Papstes Leo X. regierte, trat jedoch 1521, als

er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verschwörung gegen das Leben desselben bei. Der Plan ward entdeckt, A. floh nach Venedig, und als der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestieg, von dort nach Frankreich. Als aber die Unfälle, welche diesen Papst trafen, Florenz 1527 Gelegenheit gaben, sich frei zu machen, kehrte A. dahin zurück. In Genua, wohin sein Vaterland ihn sandte, gewann Andreas Doria ihn lieb und nahm ihn mit nach Spanien, wohin er mit seiner Flotte abging. Bald darauf kam Karl V. mit derselben Flotte nach Italien, um die Angelegenheiten von Florenz zu ordnen und es den Medici zu unterwerfen. Nach dieser neuen Revolution ging A., geächtet von dem Herzog Alexander, wieder nach Frankreich, wo er den größten Theil seiner Werke verfaßte. Franz I. lernte ihn bald so hoch schätzen, daß er nach dem Frieden von Crespy 1544 als Gesandter an Karl V. abgeschickt ward, wo er seine Aufträge mit großer Geschicklichkeit vollzog. In gleichem Ansehen stand A. bei Heinrich II., der ihn zu mehren Unterhandlungen gebrauchte. Er starb zu Amboise 1556. Den meisten Ruhm unter seinen Werken brachte ihm das Lehrgedicht: „La coltivazione". Das Heldengedicht in 24 Gesängen: „Girone il Cortese", ist nach einem altfranz. Gedichte gearbeitet. In einem andern Epos, gleichfalls in 24 Gesängen: „L'Avarchide", welches die Belagerung der Stadt Bourges (Avaricum) erzählt, ahmte er nicht glücklich den Homer nach. Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Styls empfehlen A.'s Schriften, aber nur zu oft fehlt ihnen Kraft und dichterischer Schwung.

Ålands (Olands)-Inseln, eine Gruppe von 80 Inseln und Klippen im bothnischen Meerbusen, 22 □Meilen groß, mit 14,000 Einw. und einigen guten Häfen. Der Boden ist so steinig und von einer so dünnen Erdschicht bedeckt, daß in heißen Sommern das Getreide verdorrt, und Obstbäume nur sehr selten gedeihen. Schiffahrt, Seehunds- und Heringsfang ernähren die Bewohner, welche früher aus Schweden auswanderten und auf der größten der Inseln, Åland, die Stadt gleiches Namens anlegten. Im Frieden von 1809 ward die Inselgruppe von Schweden an Rußland abgetreten. Die nach Schweden zu liegende Klippe Signilskär hat einen Telegraphen. Die befestigten Häfen der Ålandsinseln sind die Hauptstation der russ. Scheerenflotte, da das Eis im Frühjahr früh bricht, die Schiffe wegen der starken aus dem bothn. und finnischen Busen sich kreuzenden Strömung spät einfrieren, die in dem gegenüber liegenden Mälarsee einlaufenden Schiffe und die schwed. Küstenfahrt längs dem rechten bothn. Meergestade leicht beobachtet werden können und endlich die russ. Küstenfahrt am linken bothn. Gestade ohne Schwierigkeit zu schützen ist.

Alarich, König der Westgothen, aus dem Geschlecht der Balten, der menschlichste aller Eroberer, welche in das röm. Reich einbrachen. Die Geschichte erwähnt seiner zuerst 395 n. Chr., als die Gothen sich mit den Heeren Theodosius des Großen vereinigten, um die das Abendland bedrohenden Hunnen zu bekriegen. Die Schwäche des röm. Reichs erkennend, beschloß A., es selbst anzugreifen, und die Uneinigkeit der beiden Söhne des Theodosius, Arcadius und Honorius, und ihrer Reichsverweser, Rufin und Stilico, erleichterte ihm die Ausführung seines Entschlusses. Dem tapfern Stilico (s. d.) gelang es zwar, A.'s ersten Einfall (400—403) durch die Schlachten an der Adda und bei Verona zurückzuschlagen, doch schon 404 fand A. einen Vorwand, Italien wieder anzugreifen, als er auf Stilico's Vermittelung mit Honorius einen Vertrag abgeschlossen hatte, in Folge dessen er in Epirus einrücken und von dort aus mit den Truppen des Stilico den Arcadius angreifen sollte. Dieser Krieg unterblieb; A. verlangte eine Entschädigung für den unternommenen Zug, und Honorius versprach ihm, auf den Rath des Stilico, 4000 Pf. Gold. Nach der Hinrichtung des Letztern 408 erfüllte jener sein Versprechen nicht. A. kam mit einem Heere nach Italien und schloß Rom ein, sodaß es sich mit 5000 Pf. Gold, 30,000 Pf. Silber, 4000 seidenen Gewändern,

3000 Stück feinem Scharlachtuch und 3000 Pf. Pfeffer loskaufen mußte. Die Friedensunterhandlung zwischen Honorius und A. blieb fruchtlos, und A. belagerte Rom zum zweiten Mal. Der Hunger bewirkte einen Vergleich, vermöge dessen der Senat den Befehlshaber der Stadt, Attalus, anstatt des Honorius zum Kaiser erklärte. Allein Attalus bewies so wenig Klugheit, daß A. ihm öffentlich abzudanken befahl. Die erneuerten Unterhandlungen mit Honorius hatten aber so wenig Erfolg, daß A. Rom zum dritten Male belagerte. Die Gothen drangen (410) in die Stadt, plünderten sie, verbrannten einen Theil derselben und verwüsteten eine Menge der alten Kunstschätze. Doch wird A.'s Mäßigung gerühmt, weil er die Kirchen und die dahin Geflüchteten zu schonen befohlen hatte. Die während 1000 Jahren durch die Römer aus allen drei Welttheilen zusammengebrachten Schätze wurden eine Beute der Barbaren. A. verließ Rom nach einem Aufenthalte von sechs Tagen, um Sicilien und Afrika zu erobern. Er verwüstete Campanien, Apulien und Calabrien, als ihn der Tod zu Cosenza in Calabrien (410) überraschte. Man begrub ihn in dem Flußbette des Busento, damit seine Asche von den Römern nicht aufgefunden werden möchte, und ermordete die bei dieser Arbeit gebrauchten Gefangenen. Rom und Italien feierten öffentliche Feste, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch A. gezeigt, durch ihn hatten sie die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

Alaun, ein Doppelsalz, in welchem schwefelsaure Thonerde entweder mit schwefelsaurem Kali oder mit schwefelsaurem Ammoniak verbunden ist, wonach man Kalialaun und Ammoniakalaun unterscheidet. Beide Arten Alaun stimmen in ihren physischen und meisten chemischen Eigenschaften überein, beide kommen in der Natur vor oder werden künstlich bereitet; der Kalialaun ist aber der gewöhnlichere. Er krystallisirt bald in Oktaëdern, bald in Würfeln mit abgestumpften Ecken, kommt auch tropfsteinartig und derb, häufig von faseriger Structur vor. Er ist durchsichtig, weiß, glasglänzend, besitzt einen süßlich zusammenziehenden Geschmack und saure Reaction. Er löst sich bei 10° R. in ungefähr dem 13fachen Gewichte Wasser, verwittert an der Luft an der Oberfläche, schmilzt in der Wärme unter Wasserverlust und schäumt auf, wobei zuletzt ein schwammartiger Rückstand bleibt, der in der Medicin unter dem Namen **gebrannter Alaun** als Ätzmittel angewendet wird. Man findet den Alaun im natürlichen Zustande ausblühend am Thon- und Alaunschiefer, auf schmalen Lagern im Braunkohlengebirge (Tschermig in Böhmen) und in der Nähe von Vulkanen (Italien). Der levantische Alaun, auch Rochalaun genannt, weil er in frühern Zeiten aus der Stadt Rocha oder Edessa über Smyrna nach Europa eingeführt wurde, hat eine blaßrothe Farbe. Der beste ist der röm., geringer der in England verfertigte; gesuchter der im Königreiche Sachsen erzeugte. Vielfach wird Alaun benutzt in der Medicin, Weißgerberei, Färberei, beim Leimen des Papiers u. s. w. Auch überstreicht man Körper mit Alaunauflösung, um sie gegen Entzündung zu schützen.

Alb oder **Alp**, die schwäbische Alp, die nördl. Fortsetzung des Schwarzwaldes, ein 15 Meilen langes und 2—5 Meilen breites, regelmäßiges Kalkgebirge an der südöstl. Grenze von Würtemberg, dessen höchster Theil etwa 3000 Fuß über der Meeresfläche die **rauhe Alp** ist. Am Fuße des Gebirgs liegt das würtemberg. Oberamt und die Stadt Urach. Im Dorfe Sirchingen sendet die Dachtraufe eines Hauses an der einen Seite das Wasser durch den Neckar in den Rhein und an der andern in die Donau. Die Alp ist arm an Metallen, aber desto reicher an feinem Kalkstein, in welchem sich häufig Versteinerungen, besonders große Ammonshörner finden. Treffliche Wiesen am Fuße der Alp befördern vorzüglich die Schafzucht. Vgl. Schwab, „Die Neckarseite der schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donauseite" (nebst Karte, Stuttg. 1823).

Alba (Ferd. Alvarez von Toledo, Herzog von), Staatsminister und Ge-

neral der kais. Armeen, entsprossen 1508 aus einem der vornehmsten Geschlechter Spaniens. Erzogen unter den Augen seines Großvaters, Friedrich von Toledo, der ihn in Kriegs- und Staatswissenschaften unterrichtete, focht er als Jüngling schon in der Schlacht bei Pavia. Unter Karl V. befehligte er in Ungarn, war bei der Belagerung von Tunis, bei dem Zuge gegen Algier, vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin und zeichnete sich in Navarra und Catalonien aus. Sein bedächtiger Charakter und seine Neigung zur Politik gaben anfangs eine geringe Idee von seinen militairischen Talenten, und selbst Karl V., dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldene Brücke zu bauen als eine entscheidende Schlacht zu liefern, hielt ihn eines Oberbefehls für unfähig und verlieh ihm die hohen Würden mehr aus Gunst als Anerkennung seiner Talente. Diese Verachtung beleidigte seinen natürlichen Stolz und gab seinem Genie einen Schwung, daß er Thaten verrichtete, die eines bleibenden Andenkens werth sind. Durch A.'s kluge Anführung gewann Karl 1547 die Schlacht bei Mühlberg gegen Joh. Friedrich, Kurfürst von Sachsen. A., der im Kriegsrathe den Vorsitz hatte, verurtheilte den gefangenen Kurfürsten zum Tode und drang lebhaft in den Kaiser, diese Strafe nicht zu mildern. Beauftragt vom Kaiser, in Italien die Franzosen und den Papst Paul IV. zu bekämpfen, erfocht er 1555 mehre Siege, entsetzte Mailand, ging nach Neapel und befestigte daselbst das span. Ansehen. Auch nach des Kaisers Abdankung behielt A. den Oberbefehl der Heere. Er eroberte den Kirchenstaat und obschon er dadurch die Bemühungen der Franzosen vereitelte, so nöthigte ihn doch Philipp, dem Papste einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Aus Italien abgerufen, erschien A. 1559 am franz. Hofe und ließ sich Elisabeth, die Tochter Heinrich II., für seinen König antrauen, die anfangs für den Kronprinzen Carlos bestimmt war. Als die Niederländer zu den Waffen griffen, rieth A. dem Könige, die Unruhen mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König gab ihm unumschränkte Gewalt und eine bedeutende Macht, um die Niederländer der Gewaltherrschaft und der Inquisition zu unterwerfen. Kaum war A. 1566 in Flandern angelangt, als er das Blutgericht anordnete, an dessen Spitze sein Vertrauter, Juan de Vargas, stand. Ohne Unterschied wurden Alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig waren und deren Reichthum zur Habsucht reizte. Gegenwärtigen und Abwesenden, Lebenden und Todten machte man den Proceß und zog ihre Güter ein. Viele Kaufleute und Fabrikanten wanderten nach England aus; mehr als Hunderttausend verließen ihr Vaterland; Andere begaben sich unter die Fahnen des geächteten Prinzen von Oranien. Trotziger nach der Niederlage seines Stellvertreters, des Herzogs von Aremberg, ließ A. die Grafen von Egmont und Horn auf dem Blutgerüste sterben. Nachdem er den Grafen von Nassau geschlagen hatte, rückte bald darauf der Prinz von Oranien mit einem bedeutenden Heere heran, da ließ der junge Friedrich von Toledo seinen Vater bitten, er möchte ihm erlauben anzugreifen; allein der Herzog ließ dem Sohne antworten: Er verzeihe ihm wegen seiner Unerfahrenheit, aber er solle sich hüten, weiter in ihn zu dringen, denn es würde Dem das Leben kosten, der eine ähnliche Botschaft übernehmen würde. Auch der Prinz von Oranien wurde genöthigt, sich nach Deutschland zurückzuziehen, und A. zog im größten Triumphe am 22. Dec. 1568 in Brüssel ein. Vom Papste, als Vertheidiger des katholischen Glaubens, mit einem geweihten Hute und Degen beschenkt, wie früher nur gekrönte Häupter ausgezeichnet wurden, stieg sein Uebermuth aufs Höchste. Er ließ eine Statue fertigen, ihn darstellend, wie er zwei Menschenfiguren — den niederl. Adel und das Volk — mit dem Fuße niedertritt, und sie in Antwerpen aufrichten. Seine Henker vergossen mehr Blut als seine Soldaten. Noch widerstanden nur Holland und Seeland seinen Waffen. Da ward eine Flotte, die auf seinen Befehl ausgelaufen war, vernichtet, und überall fand er unüberwindlichen Muth. Dies und noch mehr vielleicht die Furcht, die Gunst des Königs zu verlieren, bewogen ihn, um seine

Zurückberufung zu bitten. Gern gewährte sie ihm Philipp, der, als er sah, daß durch diese Grausamkeiten nur der Widerstand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel versuchen wollte. A. übergab die Anführung der Truppen dem Luis de Requesens und verließ am 18. Dec. 1573 ein Land, in dem er 18,000 Menschen, wie er sich rühmte, hatte hinrichten lassen, und einen Krieg entzündet, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Mill. Thaler, seine schönsten Truppen und dessenungeachtet sieben der reichsten niederl. Provinzen kostete. A. wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, genoß aber nicht lange sein altes Ansehen. Einer seiner Söhne hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Versprechen, sie zu heirathen, verführt, und wurde deswegen verhaftet; der Vater unterstützte dessen Entweichung und verheirathete ihn, gegen den Willen des Königs, an eine seiner Verwandten. Deshalb vom Hofe auf sein Schloß Uzeda verwiesen, lebte er dort zwei Jahre, da zwangen die Unternehmungen des Antonio, Priors von Crato, der sich zum König von Portugal hatte krönen lassen, Philipp II. von Neuem zu A. seine Zuflucht zu nehmen. A. führte ein Heer nach Portugal, vertrieb den Antonio und unterwarf 1581 das ganze Land seinem alten Herrscher. Nach seiner gewohnten Raubsucht und Grausamkeit bemächtigte er sich der Schätze der Hauptstadt und erlaubte seinen Soldaten, die Vorstädte und ihre Umgebungen zu plündern. Philipp, darüber unwillig, wollte das Betragen seines Generals untersuchen lassen, den man überdies beschuldigte, daß er die Reichthümer der Überwundenen zu seinem Vortheile angewandt habe. Allein eine trotzige Antwort des Herzogs und die Furcht vor einer Empörung desselben verhinderten es. A. starb zu Lissabon am 11. Dec. 1582. Er hatte eine stolze Haltung, ein edles Ansehen und einen starken Körper, schlief wenig, arbeitete und schrieb viel. Man behauptet von ihm, daß er während 60jähriger Kriegsdienste gegen verschiedene Feinde nie eine Schlacht verlor und nie überfallen wurde.

Albalonga, eine ansehnliche Stadt in Latium, der Sage nach erbaut von Ascanius, des Äneas Sohne, nach dessen Tode von Äneas Sylvius, seinem zweiten Sohne, beherrscht, und als Vaterland des Romulus und Remus die Stammmutter Roms, unter dessen Oberherrschaft es durch den Sieg der Römer im Kampfe der drei Horatier und der drei Curiatier kam. Noch erinnert an Albalonga der schöne Albanersee mit dem Emissar und das Castel Gandolfo. (S. **Albano**.)

Albani (Francesco), ein berühmter Maler, geb. zu Bologna 17. März 1578, besuchte die Schule des Niederländers Dionys Calvert und dann die des Lud. Carracci in Bologna, wo ihn Neigung für die Kunst und Freundschaft eng mit Domenichino verband, der ihn in der Eigenthümlichkeit der Erfindung übertraf. Mengs erhebt ihn in Ansehung des Studiums weiblicher Gestalten über alle Maler, ein Urtheil, dem Viele nicht beistimmen. Unter seinen Arbeiten sieht man am häufigsten die schlafende Venus, Diana im Bade, Danae auf dem Lager, Galathea auf dem Meere und Europa auf dem Stiere. Meisterhaft sind auf allen seinen Gemälden die eigenthümliche Farbe des Laubes und der Bäume, die Lauterkeit der Quellen und Gewässer, die Klarheit der Luft und bei biblischen Gegenständen die Engelsköpfe. Im Allgemeinen gelangen ihm Bilder von geringerm Umfang am vollkommensten, weshalb er auch mehr in Öl als in Fresco malte. Nicht mit Unrecht hat man ihm Weichlichkeit und Kraftlosigkeit zum Vorwurfe gemacht und den Anakreon der Maler genannt. Er fühlte dies auch selbst und vermied daher Darstellungen, welche Feuer und Begeisterung verlangen. Er hatte seinen Ruhm überlebt, als er 1660 starb. Mehre seiner Schriften hat uns Malvasia aufbehalten.

Albani, eine reiche und berühmte Familie Roms, die aus Albanien, woher sie stammt, im 16. Jahrh. vor den Türken nach Italien flüchtete. Hier theilte sie sich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andere von Urbino bekam. Die röm. Familie A. verdankt ihren Glanz dem glücklichen Zufall, daß es ein Albani war, der Urban VIII. die Nachricht von der Erwerbung Ur=

binos überbrachte. Einflußreicher wurde die Familie, als Clemens XI. 1700 den Stuhl Petri bestieg. — Annibale A., geb. zu Urbino am 15. Aug. 1682, früh in die Angelegenheiten der Kirche verwickelt, trat 1711 in das Cardinalscollegium, zog sich, nachdem er seit 1719 die wichtige Stelle eines Kämmerlings der röm. Kirche begleitet hatte, 1747 unter Benedict XIII., um den Wissenschaften zu leben, nach seinem Bisthum Urbino zurück und starb am 21. Sept. 1751. Eine prächtige Bibliothek, eine Kunstsammlung, ein Münzcabinet, das später in das vaticanische überging, dessen vorzüglichsten Theil es ausmachte (beschrieben von Rud. Venuti, Rom 1739, in 2 Bdn. Fol.), eigne gelehrte Arbeiten: „Mem. concernenti la città di Urbino" (Rom 1724, Fol.), zeugten von seinen vielfältigen Kenntnissen. — Alessandro A., des Vorigen Bruder, geb. 19. Oct. 1692, trat auf Clemens XI. ausdrücklichen Willen in den geistlichen Stand, und schon 1721 erhob ihn Innocenz XIII. zum Cardinal. Bald als Mitglied des h. Collegiums, bald als Protector Sardiniens, und unter Benedict XIV. als Conprotector der kais. Staaten nahm er lebhaften Antheil an den vielen Händeln, die der päpstliche Hof damals zu bestehen hatte, um so mehr, da er zu den thätigsten Freunden der Jesuiter gehörte. Den größten Genuß gewährte ihm seine Kunstsammlung, bei deren Anordnung ihm Winckelmann, den er zum Übertritt in die katholische Kirche bewogen hatte und dessen Erbe er wurde, Baldani, Fantoni und der Pater Maffei berathend zur Seite standen. Morcelli, Marini, Fea und Zoega vereinigten sich, sie berühmt zu machen, und verdanken ihren Schätzen einen Theil ihrer eignen Berühmtheit. Noch lange nach des Cardinals Tode erzählte man sich in Rom als Beleg für seine Einsicht in das alte Münzwesen, daß er, erblindet, durch das bloße Gefühl habe unterscheiden können, was echt oder unecht war. Unermüdet thätig, doch nie Schriftsteller, starb A. am 11. Dec. 1779. Dionigio Strocchi hat sein Leben beschrieben. — Giovanni Francesco A. war auch ein Neffe Clemens XI. Geb. 26. Febr. 1720, wurde er sehr jung Bischof von Ostia und Velletri und schon im 27. Jahre Cardinal; doch vernachlässigte er, dem eine sehr einnehmende Gestalt, Geist und Kenntnisse überall Zutritt verschafften, anfangs als lebensfroher Jüngling die geistlichen Angelegenheiten. Den Bemühungen der Jesuiten, für deren Zwecke er eifrig arbeitete, verdankte er fortwährenden bedeutenden Einfluß. Als Gegner der Franzosen entfloh er vor ihrer Ankunft in Rom und kehrte erst, nachdem vorzüglich durch seinen Einfluß Pius VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, dorthin zurück. Der Neugewählte schloß sich jedoch sehr bald an das franz. System an. A. starb im Sept. 1803. — Fürst Giuseppe A., Neffe des Vorhergehenden, geb. zu Rom 13. Sept. 1750, ward am 23 Febr. 1801 zum Cardinal ernannt. Seine Jugend brachte er im Müßiggange zu, die Musik jeder Beschäftigung vorziehend. Doch entwickelte er glänzende Anlagen, als die Noth ihn zwang sich um Geschäfte zu bekümmern. Im Sinne seiner Familie schloß er sich an Östreich gegen Frankreich an. Aufgefangene Briefe von ihm aus Wien, wo er sich 1796 im Interesse des päpstlichen Stuhls aufhielt, gaben den Franzosen einen Vorwand, den Waffenstillstand zu brechen und Rom zu besetzen. A. verlor seine beträchtlichen Pfründen in Oberitalien, alle Schätze bei der Plünderung seines Palastes und lebte seitdem in Wien. Seit 1814 lebte er wieder in Rom, war Secretair der päpstlichen Breven, dann Legat in Bologna. Pius VII. ernannte ihn 1829 zum Staatssecretair; jetzt ist er Bibliothekar der h. Kirche. Während der Unruhen in den Legationen 1831 ward er, um die Ordnung wiederherzustellen, als comissario apostolico der vier Legationen mit Truppen nach Bologna geschickt; allein diese richteten nichts aus. A. rief Östreich um Schutz an und kehrte, ohne die neue Organisation in Bologna befestigt zu haben, nach Rom zurück.

Albanien, türk. Arnaut, alban. Skiperi, westwärts von Serbien und Bulgarien, ein sehr gebirgiges Land, in der türk. Provinz Arnaut Vilajeti längs

der Küste des adriat. und ion. Meeres. Das Klima ist schön, in den Thälern das Land fruchtbar an Wein, Öl, Taback, Baumwolle und Holz. Hauptgebirge sind der Monte negro und Chimera, Hauptflüsse der Drino, Vojussa und Aspro. Die 300,000 Einw. auf 700 □M. sind Albaneser, Nachkommen der alten Illyrier, bei den Türken Arnauten (s. d.); unter ihnen leben Türken, Griechen und Juden. Getheilt ist das Land in die Paschaliks Janina, wo vor der Revolution 1821 der Pascha Ali (s. d.) als Tyrann regierte, Ilbessan, Skutari, wo die Montenegriner (s. d.), Sulioten (s. d.) und andere noch unabhängige Völkerschaften wohnen, und die Sandschakschaften Avlona und Delvino. Die vorzüglichsten Städte sind Janina, Delvino, Skutari, Durazzo (das alte Epidamnus, dann Dyrrachium), Argyro Castro, Avlona u. s. w. Die große Bergküste A.'s ist ein unbekanntes Land, das nur die venet. Regierung genau kannte und gegen die Unterjochungsversuche der türk. Paschen vertheidigte. Hier leben griech. und katholische Christen und selbst Mohammedaner in halber Wildheit und in den verschiedensten Formen der Verwaltung. Als Befreier seines Vaterlandes trat hier im 15. Jahrh. Kastriotta, genannt Skanderbeg (s. d.) auf. Der südlichste Theil Albaniens heißt seit dem Griechenaufstande wieder Epirus (s. d.).

Albano. Die röm. Sagen nennen Albalonga die Mutterstadt Roms und geben ein Verzeichniß vorröm. Könige von Alba, an dessen Echtheit man zu glauben aufgehört hat. Der röm. König Tullus Hostilius soll die Stadt zerstört und ihre Einwohner nach Rom geführt haben. An der Stelle derselben stand später ein Städtchen, von prächtigen Landhäusern röm. Großen umgeben. Die heutige Stadt A. ist aus der Villa des Clodius und Pompejus im 4. oder 5. Jahrh. entstanden. Sie liegt am äußersten Abhange des den See von Castel Gandolfo umgebenden Lavawalles. Auf dem alban. Berge wurde jährlich von den Consuln das Andenken an die unter Tarquinius dem Stolzen bewirkte Verbindung der Römer und Lateiner mit besondern Feierlichkeiten begangen. Der Albanersee, jetzt Lago di castello, ist der Krater eines ausgebrannten Vulkans. Während des Kriegs mit Veji 395 v. Chr. wuchs dieser See in einem heißen Sommer, ohne sichtbare Ursache, zu ungewöhnlicher Höhe. Durch etrusk. Wahrsager verbreitete sich das Gerücht, daß von dem Ablassen dieses Wassers das Schicksal von Veji abhänge, und die Römer vollendeten einen herrlichen Bau, durch einen delphischen Spruch in ihrem Glauben bestärkt. Sie lernten bei dieser Arbeit von Etruskern die Kunst, unterirdische Kanäle zu führen, die sie bald zur Untergrabung der Befestigungen von Veji und dadurch zur Eroberung der Stadt anwendeten. Der Ablasser (Emissarius) des Albanersees hat eine Länge von 3700 Schritten, ist 6 Fuß hoch und 3½ breit. Berühmt ist der albaner Stein, von dunkelgraulicher Farbe, der häufig bei A. gebrochen wird. Aus solchem Steine besteht außer dem erwähnten Ablasser nach Winckelmann die Grundlage des Campidoglio, aus dem J. 166 v. Chr., von welcher noch jetzt fünf Lagen großer Steine über der Erde zu sehen sind, die Cloaca massima, ein Werk der Tarquinier, und das älteste röm. Grabmal bei A.

Albany, Hauptstadt und Sitz der Regierung des Staats Neuyork, am Hudson, mit 16,000 Einw. Sie wurde 1614 von den Holländern gegründet und ist nach Jamestown in Virginien die älteste Stadt in den Vereinigten Staaten. Seit 20 Jahren hat sie mehre prächtige Gebäude erhalten, z. B. das Capitol, die Akademie, den Regierungspalast. Die Kanäle Erie und Champlain vereinigen sich vier Stunden nördlich von der Stadt und sind in der Nähe derselben mit einem großen Wasserbecken verbunden, das eine Fläche von 32 Morgen bedeckt. Die Vortheile dieser Lage machen A. zu einem der lebhaftesten Handelsplätze in den Vereinigten Staaten.

Albany (Luise Marie Karoline, oder Aloysia, Gräfin), geb. 1753, Nichte des 1804 gestorbenen Fürsten von Stolberg-Gedern, vermählte sich 1772 mit Karl Eduard Stuart, Enkel Jakob II. (S. Eduard.) Nach dieser Ver-

mählung führte sie den Namen einer Gräfin von A. Ihre Ehe war kinderlos und unglücklich, und um sich vor den Ausbrüchen der Rohheit ihres Gemahls zu retten, der in einem Zustande fortwährender Trunkenheit lebte, suchte sie 1780 eine Freistätte im Kloster. Als ihr Gemahl 1788 gestorben war, ließ ihr der franz. Hof ein Jahrgeld von 60,000 Livres auszahlen. Sie überlebte das Haus Stuart, welches mit dem Tode ihres Schwagers, des Cardinal York, 1807 (s. Stuart) erlosch, und starb zu Florenz, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, am 29. Jan. 1824, in ihrem 72. Jahre. Ihr Name und ihr trauriges Schicksal ist durch die Werke und die eigne Lebensbeschreibung Alfieri's auf die Nachwelt übergegangen. Sie entschied sein Schicksal; sie war die Muse, die ihn begeisterte; das einzige weibliche Wesen, dessen „aurea catena" dieses wildherumschwärmende Herz in ewige Fesseln legen konnte. Ohne die Freundschaft der Gräfin von A. hätte er, wie er selbst gesteht, nie etwas Tüchtiges gethan. Die Schilderung seiner ersten Zusammenkunft mit ihr ist voll Empfindung und echt poetisch. Mitten unter Fremden war die schöne, junge deutsche Gräfin, selbst eine Fremde, dennoch vor Allen ausgezeichnet; Alle huldigten ihrer Persönlichkeit, ihrem Geiste; der wilde, scheue Alfieri selbst ward von ihrem Zauber berührt und ihrem hohen, reinen Willen unterthan. (S. Alfieri.) Ihre und Alfieri's Asche ruht jetzt unter einem gemeinschaftlichen Grabmale in der Kreuzkirche zu Florenz zwischen Macchiavelli und Michel Angelo. — Die Mutter der Gräfin von A., die im Febr. 1826 zu Frankf. a. M. verstorbene Elisab. Philippine Claudine, Fürstin von Stolberg-Gedern, geb. 1733, war der letzte Sprößling des alten Hauses der Fürsten von Hornes in den Niederlanden; sie vermählte sich 1751 mit Gustav Adolf, Prinz von Stolberg-Gedern, k. k. General und Commandant der Festung Nieuport, der in der Schlacht bei Leuthen 1757 blieb. Die zweite Tochter dieser Fürstin war in erster Ehe mit dem Herzog von Berwick, und in zweiter mit dem Prinzen von Castelfranco, span. Gesandten in Wien u. s. w., vermählt. Die dritte Tochter, vermählt an den k. k. Feldmarschall Grafen von Arberg, Hofdame und Freundin der Kaiserin Josephine, hat die wichtigsten Ereignisse Frankreichs in letztvergangener Zeit als Augenzeuge gesehen und das Schicksal ihrer Freundin auf dem Throne bis ans Grab getheilt. Eine vierte Tochter jener Fürstin, die Prinzessin Therese von Stolberg-Gedern, lebt zu Frankfurt a. M.

Albătros, ein den Seefahrern sehr bekannter weißer Schwimmvogel, bei den Franzosen mouton du Cap genannt, mit schwarzen Flügeln, einem starken und langen gelben Schnabel und rothen Füßen. Er ist vier Fuß lang und mit ausgespannten Flügeln gegen 12 Fuß breit. Seinen kräftigen Flug zeigt er, indem er meist bei stürmischem Wetter auf Fischfang auszieht. Besonders jagt er den fliegenden Fischen nach und kommt dabei, oder wenn er ausruhen will, oft an Bord der Schiffe. Am meisten findet man ihn auf dem großen Südmeere jenseit des Wendekreises, oft sehr weit vom Lande, da er schwimmend auf dem Meere schläft; er nistet sehr hoch und legt viele eßbare Eier von vier Zoll Länge. Das Fleisch ist schlecht, dient aber sehr oft den Seefahrern zur Nahrung, denen das Erschlagen des Vogels auf dem Lande dadurch sehr erleichtert wird, daß er sich wegen seiner langen Flügel nur mit großer Mühe von der Erde erheben kann.

Alberōni (Giulio), Cardinal und span. Staatsminister, der Sohn eines Gärtners, geb. 31. Mai 1664 zu Firenzuola, einem Dorfe in Parma, empfing eine seiner Bestimmung für den geistlichen Stand angemessene Erziehung. Er war zuerst Glöckner bei der Hauptkirche zu Piacenza. Mit seltener Einsicht begabt, wurde er bald Chorherr, Kapellan und Günstling des Grafen Roncovieri, Bischofs von St.-Donino. Der Herzog von Parma sandte ihn als Geschäftsträger nach Madrid, wo er die Zuneigung Philipp V. gewann. Durch Schlauheit und Ränke stieg er bis zum ersten Minister, ward Cardinal, galt seit 1715 in Spanien Alles

und strebte ihm seinen alten Glanz wiederzugeben. Er schaffte Misbräuche ab, schuf eine Seemacht, bildete nach dem Muster der franz. die span. Armee um, und machte das Königreich Spanien mächtiger, als es seit Philipp II. gewesen war. Er hatte den großen Plan, Spanien alle in Italien verlorene Länder wiederzugeben, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Auch als der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, der span. Verbindung entsagte, um sich mit England zu vereinigen, änderte A. sein System nicht. Er griff den Kaiser an, nahm ihm Sardinien und Sicilien, und als im mittell. Meere die span. Flotte von einer engl. vernichtet ward, beabsichtigte er einen Landkrieg, suchte Peter den Großen und Karl XII. mit sich zu verbinden, Östreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufstand zu erregen, den Herzog von Orleans aber durch eine Partei am Hofe festnehmen zu lassen. Allein der Plan ward entdeckt. Der Herzog kündigte, mit England vereinigt, Spanien den Krieg an und setzte in einem Manifeste die Ränke des ital. Cardinals auseinander. Ein franz. Heer brach in Spanien ein, und obgleich A. durch innere Unruhen die Unternehmungen Frankreichs zu hemmen suchte, so verlor doch der König den Muth und schloß einen Frieden mit der Hauptbedingung, den Cardinal zu entlassen. A. erhielt am 20. Dec. 1720 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Königreich zu räumen. Der Rache aller Mächte preisgegeben, deren Haß er sich zugezogen hatte, sah er kein Land, wo er sich aufhalten konnte; selbst nach Rom durfte er sich nicht wagen, weil er den Papst Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshut zu erhalten. Noch war er nicht über die Pyrenäen, als sein Wagen angefallen, einer seiner Bedienten getödtet wurde, und er selbst, um mit dem Leben zu entkommen, verkleidet seine Reise zu Fuße fortsetzen mußte. Lange irrte er unter fremdem Namen umher. Im genues. Gebiete ward er, auf Ansuchen des Papstes und des Königs von Spanien, festgesetzt; doch bald erhielt er seine Freiheit wieder. Der Tod des Papstes machte dieser Verfolgung ein Ende, und der folgende Papst, Innocenz XIII., setzte A. 1723 in alle Rechte und Würden eines Cardinals wieder ein; als solcher starb er am 26. Jun. 1752.

Albert oder Albrecht, Graf von Bollstädt, mit dem Beinamen der **Große**, auch Teutonicus, ein im dunkeln 13. Jahrh. ausgezeichneter Mann, geb. 1193 (nach A. 1205) zu Lauingen in Schwaben. Nach beendeten Studien zu Padua trat er 1223 in den Orden der Dominikaner, lehrte in den Schulen zu Hildesheim, Regensburg und Köln, wendete sich nach Paris, wo er gegen das Gebot der Kirche öffentlich den Aristoteles erklärte, wurde 1249 Rector der Schule zu Köln, 1254 Provinzial seines Ordens, und erhielt 1260 vom Papst Alexander IV. das Bisthum zu Regensburg. Allein schon 1262 ging er in sein Kloster nach Köln zurück, wo er ganz den Wissenschaften lebte und sehr viele Schriften, namentlich Erklärungen des Aristoteles, wobei er auch die Araber benutzte, ausarbeitete. A. starb 1280, nachdem er schon einige Jahre vorher in gänzlichen Stumpfsinn verfallen war. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke lieferte Peter Jammy (Leyd. 1651, 21 Bde., Fol.). Seine für die damalige Zeit großen chemischen und mechanischen Kenntnisse brachten ihn in den Verdacht eines Zauberers, und sonderbare Dinge erzählte man von seiner schwarzen Kunst, weshalb er auch in den deutschen Sagen sehr zweideutig erwähnt wird. So soll er bei Anwesenheit des röm. Königs Wilhelm zur Winterszeit gemacht haben, daß im Klostergarten ringsum Alles wie im Sommer blühte. A. stellte aber auch schon Hypothesen auf, welche zum Theil erst in den neuesten Zeiten Aufsehen machten, wie die von Organen des Gehirns. Von Körper ganz klein, soll er in seiner Jugend auch sehr schwach an Geist gewesen sein, bis ihm eine nächtliche Erscheinung der Maria für die Zukunft höhere Einsichten in der Philosophie versprach unter der Bedingung, daß er in den letzten Jahren seines Lebens eben so geistesschwach, wie vom Anfange, sein wolle. Beides ging wenigstens in Erfüllung. Die Schriften „De natura re-

rum" und „De secretis mulierum" veranlaßten den Verdacht, daß er früher die Hebammenkunst geübt habe. — Albertisten nannten sich im 13. Jahrh., nach damaliger Sitte, die Scholastiker, welche A.'s Meinung folgten.

Albert (Kasimir), gewöhnlich Herzog von Sachsen-Teschen genannt, der Sohn des Königs August III. von Polen, geb. zu Moritzburg bei Dresden am 11. Jul. 1738. Bei seiner Vermählung 1766 mit der Erzherzogin Maria Christine, Tochter Kaiser Franz I. und der Maria Theresia, gab ihm diese das Fürstenthum Teschen im östr. Schlesien. Gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin, die Oberstatthalterin in den östr. Niederlanden war, verwaltete er diese Provinz. Der Aufruhr der Brabanter 1789 nöthigte ihn Brüssel zu verlassen. Er begab sich nach Wien, kehrte jedoch bald, nach der Unterdrückung des Aufstandes durch ein östr. Heer, dorthin zurück. In dem Kriege mit Frankreich 1792 commandirte er das Belagerungsheer vor Lille vom 21. Sept. bis 10. Oct., mußte aber die Belagerung aufheben, und bald darauf, als er und Beaulieu bei Jemappes am 6. Nov. geschlagen worden waren, ganz Belgien räumen, wo Dumouriez sich behauptete. In dem folgenden Feldzuge verließ er seines hohen Alters wegen die Armee und hat seitdem sich fortwährend am wiener Hofe aufgehalten. Seiner Gemahlin, die am 24. Jun. 1798 kinderlos starb, hat er ein von Canova verfertigtes, prächtiges Denkmal errichtet. Von seinen ansehnlichen Einkünften machte er den ruhmvollsten Gebrauch. Ihm verdankt die wiener Vorstadt Maria Hilf eine prächtige Wasserleitung. Sein Palast in Wien enthielt eine berühmte Kupferstichsammlung, nebst vielen Originalzeichnungen von Rafael, Michel Angelo, Guido und Vandyk, und eine Menge der ausgezeichnetsten Gemälde. A. starb zu Wien am 10. Febr. 1822. Seine Kunstsammlung ward Fideicommiß; im Besitz derselben ist der Erzherzog Karl.

Albertusthaler, Albertiner, Kreuz-, Kronen-, brabanter oder **burgunder Thaler**, eine seit 1598 gangbare Münzsorte, die vom Statthalter der südl. Niederlande, dem Erzherzog Albert, den Namen erhielt. Es waren Thaler von 13 Loth 8 Grän, deren 9¼ auf eine feine Mark gingen, und die darum so allgemein verbreitet waren, weil von den Niederlanden aus die zahlreichen span. Anleihen, Subsidien, Zinsen u. s. w. in dieser, meist aus amerik. Silber geprägten Münzsorte bezahlt wurden. Später gingen die Albertiner stark nach Rußland, Polen und der Türkei für rohe von dorther bezogene Waaren, und wurden dadurch die im Handel mit diesen Völkern fast einzig gangbare Münze. Deshalb prägten auch andere europ. Staaten, die dahin große Zahlungen zu schicken hatten, Albertusthaler, zuerst Braunschweig 1747, dann die Kaiserin Maria Theresia mit dem Andreaskreuz 1752, der Herzog von Holstein, Großfürst Peter von Rußland 1753, König Friedrich II. von Preußen 1767, und sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II. 1797. Die nun erloschenen Herzoge von Kurland prägten solche von 1752 — 80 als Landesmünze, und noch vor Kurzem rechneten Kurland und Liefland im Handel nach Albertusthalern zu 90 Groschen à 18 Pfennige.

Albigenser (Albigeois), ein Ketzername, der keine bestimmte Sekte, sondern mehre in der Widersetzlichkeit gegen die röm. Priesterherrschaft und in dem Bestreben, die Einfalt des Urchristenthums wiederherzustellen, übereinstimmende Parteien, besonders Katharer und Waldenser (s. d.) bezeichnet, die sich gegen das Ende des 12. Jahrh. im südl. Frankreich um Toulouse und Albi sehr vermehrt hatten, und nach der Landschaft Albigeois, wo das vom Papst Innocenz III. aufgerufene Kreuzheer seinen Angriffskrieg 1209 gegen sie anfing, von den Kreuzsoldaten Albigenser genannt wurden. Veranlassung zu diesem Kriege gab die Ermordung des mit Ausrottung jener Ketzer beauftragten päpstlichen Legaten und Inquisitors, Peters von Castelnau, im Gebiete des Grafen Raimund VI. von Toulouse; die wahre Absicht aber war, den wegen seiner Duldung gegen die Ketzer gehaßten Grafen von Toulouse um seine Länder zu bringen. Vergebens hatte dieser von dem Legaten Milo die schimpflichste Buße und Geißelung erduldet und mit großen Opfern

die päpstliche Absolution erlangt. Die Legaten Arnold, Abt von Citeaux, und Milo nahmen Beziers, die Hauptstadt seines Neffen Roger, mit Sturm, und ließen alle Einwohner (60,000) ohne Unterschied des Glaubens niedermachen. Nicht glimpflicher verfuhr Simon von Montfort, Graf von Leicester, der das Kreuzheer unter den Legaten befehligte, mit andern Orten im Gebiete Raimund's und seiner Bundesgenossen, unter denen Roger von Beziers im Gefängniß, und der König Peter I. von Aragon 1213 in einem Gefechte vor Muret umkam. Die eroberten Lande schenkte die Kirche, zur Belohnung seiner Dienste, dem Grafen von Montfort, welcher jedoch bei dem wechselnden Kriegsglück nie in den ruhigen Besitz dieser Schenkung kam. Bei der Belagerung von Toulouse 1218 ward er durch einen Steinwurf getödtet, und seinen Sohn Amalrich bestimmten die Legaten, seine Ansprüche der Krone Frankreich zu überlassen. Der päpstliche Ablaß lockte aus allen Provinzen Frankreichs neue Kreuzfahrer herbei, die den Krieg fortsetzten. Raimund VI. starb 1222 im Bann der Kirche. Trotz seiner Willigkeit zu jeder Buße, mußte sein Sohn Raimund VII. das väterliche Erbe gegen die Legaten und Ludwig VIII. von Frankreich, der sich 1226 in einem Feldzuge gegen die Ketzer den Tod holte, bis 1229 vertheidigen. Nachdem Hunderttausende von beiden Seiten gefallen, und die schönsten Gegenden in der Provence und in Oberlanguedoc verwüstet worden waren, kam es 1229 zum Frieden, worin Raimund die Lossprechung vom Kirchenbanne mit ungeheuern Geldsummen erkaufen, Narbonne mit mehren Herrschaften an Ludwig IX. überlassen und seinen Eidam, einen Bruder Ludwig's, zum Erben seiner übrigen Lande einsetzen mußte. So ließ der Papst diese Provinzen dem Könige von Frankreich zufallen, um ihn desto fester an seinen Stuhl zu ketten und zur Aufnahme seiner Inquisitoren zu nöthigen. Die Ketzer waren nun dem Bekehrungseifer des Dominikanerordens und den Blutgerichten der Inquisition ohne Rettung preisgegeben, und diese beiden neuen Stützen, die sich die Priesterherrschaft während des Krieges errichtet hatte (s. Dominikaner und Inquisition), brauchten ihre ganze Kraft, um die Reste der Albigenser auf ihre Scheiterhaufen zu bringen, und machten auch den Bekehrten durch schwere Strafen den unversöhnlichen Grimm der Kirche fühlbar. Seit der Mitte des 13. Jahrh. verschwand der Name der Albigenser; Flüchtlinge aber von ihrer Partei bildeten in den Gebirgen Piemonts und der Lombardei die sogenannte franz. Kirche, und ihre Absonderung erbte sich durch die Waldenser bis in die Zeiten des Hussitenkrieges und der Reformation fort.

Albini, (Franz Jos., Freiherr von), ein berühmter Staatsmann, geb. zu St.-Goar 1748. Nach vollendeten Rechtsstudien und zweijähriger Praxis am Reichshofrath zu Wien, trat er als Hof- und Regierungsrath des Fürstbischofs von Würzburg in die politische Laufbahn, ward 1774 Kammergerichtsassessor und 1787 geheimer Reichsreferendar des Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Mainz, wodurch er mit Kaiser Joseph II. in unmittelbare Geschäftsberührung kam, der ihn mit seinem Vertrauen beehrte und ihn 1789 mit außerordentlichen Aufträgen an mehre deutsche Höfe sandte. Nach Joseph's Tode trat A. als Hofkanzler und Minister in kurmainzische Staatsdienste. Seine Verwaltung war von den wohlthätigsten Folgen für diesen Staat; doch sie wurden durch den Krieg 1792 gestört. A. war zu Mainz bei der Einnahme durch die Franzosen am 21. Aug. 1792, und wohnte dem Abschluß der Übergabepunkte bei. Im J. 1797 ging er zum Friedenscongresse nach Rastadt und 1799 stellte er sich an die Spitze des mainzer Landsturms. Nach mehren Scharmützeln, in welchen er einige Vortheile behauptete, zog er sich nach Seligenstadt zurück, nahm hierauf sein Hauptquartier in Aschaffenburg, von wo aus er in engl. Dienste gehen wollte. Im Sept. 1801 empfing er von dem Kurfürsten einen reich besetzten Säbel, auf dessen goldenem Griff man die Worte las: „Friedrich Karl Joseph seinem Albini; die Vorfälle an der Nidda, bei Aschaffenburg und Neuhof." Während A. 1802 als kurmainz. Director bei der Reichsdeputation in Regensburg

war, starb am 25. Jul. 1802 der Kurfürst. A. nahm sogleich dem Militair und den Landesbehörden den Eid der Treue für den neuen Regenten ab, und, da er dessen volles Vertrauen genoß, gingen alle Staatsgeschäfte, wie bisher, durch seine Hand. Als der Kurfürst durch den Beitritt zum Rheinbunde seinen Länderbesitz beträchtlich erweiterte, vermehrte sich auch der Wirkungskreis des Ministers. In den schwierigen Verhältnissen, welche hierauf eintraten, und bei den dadurch nöthig gewordenen Anstrengungen und Reformen, bewährte A. stets seinen echtdeutschen Charakter. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als sie im Oct. 1813 das Großherzogthum Frankfurt eroberten, einen Beweis der Anerkennung seines Verdienstes dadurch, daß sie ihm den Vorsitz in dem Ministerialrathe des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen. Später trat er in östr. Dienste und erhielt vom Kaiser die Stelle eines bevollmächtigten Ministers am Bundestage; aber noch ehe er sie angetreten hatte, starb er am 8. Jan. 1816 zu Dieburg.

Albīnos, s. Kakerlaken.

Albīnus (Bernh. Siegfr.), ursprünglich Weiß, einer der größten Anatomen, geb. am 24. Febr. 1696 zu Frankf. a. d. O., starb am 9. Sept. 1770 zu Leyden, wo er 50 Jahre das Lehramt verwaltete. Unterrichtet von seinem als Lehrer der Medicin rühmlich bekannten Vater, Bernhard, studirte er zu Leyden, ging 1718 nach Frankreich, wo er mit Winslow und Senac in Verbindung trat, mit denen er nachher jenen der Anatomie, ihrer Lieblingswissenschaft, so nützlichen Briefwechsel unterhielt. Seit 1719 war er Lector in Leyden; ohne Examen oder Disputation schenkte ihm 1721 die dasige medicinische Facultät den Doctorhut, und als einige Wochen darauf der Professor Rau starb, so folgte er diesem in der Professur der Anatomie und Chirurgie. Er war einer der Ersten, welche, zum Theil durch Boerhaave's Ansichten angeregt, ein genaues Studium der einzelnen Theile des Körpers den Anatomen zur Pflicht machten. Namentlich begründete er die Kunst anatomische Abbildungen zu liefern in einer bisher noch unbekannten Art und wurde so für seine Zeit, was Sömmerring für die neuere Anatomie ward. Man verdankt ihm die genauesten anatomischen Beschreibungen und Kupfer, besonders von den Muskeln und Knochen. Seine Werke: „Index supellectilis anatomicae Ravianae"; „De ossibus corporis humani", und „Historia musculorum hominis", behaupten in der Geschichte der Wissenschaften einen ehrenvollen Platz.

Albion, Heerführer der Sachsen, s. Wittekind.

Albion oder Britannia major, bei den Römern das heutige England und Schottland, von welchem sie Britannia minor (die franz. Provinz Bretagne) unterschieden. Sprengel, in der „Allgem. Gesch. von Großbritannien", hält A. für eine ursprünglich galische Benennung und mit Alban oder Albain, dem heutigen Namen des schott. Hochlandes in der Sprache der Hochländer, für einerlei. Es scheint ihm der Plural des Wortes Alp oder Ailp zu sein, welches ein Felsengebirge bedeutet, weil die Küste von England dem gegenüberliegenden Gallien als eine Reihe rauher Felsen erscheint. Nach Andern hat die Benennung Albion ihren Grund in der weißen Farbe jener Kreidefelsen an der Südküste Englands.

Albōin, König der Longobarden, folgte 561 seinem Vater Audoin. Er herrschte in Noricum und Pannonien, während Kunimund, König der Gepiden, Dacien und Syrmien beherrschte, und Bajan oder Kagan, König der Avaren, die Eroberung der Moldau und Walachei vollendete. Narses, Justinian's Feldherr, suchte sein Bündniß und erhielt von ihm Beistand im Kriege gegen Totilas. In Verbindung mit den Avaren bekriegte A. die Gepiden und erlegte in einer großen Schlacht 566 ihren König Kunimund mit eigner Hand. Nach dem Tode seiner Gemahlin Klodoswinda vermählte A. sich mit Rosamunda, Kunimund's Tochter, welche sich unter den Gefangenen befand. Er unternahm 568 mit seinem Volke nebst 20,000 Sachsen die Eroberung Italiens, wo Narses, der dem Justinian dies Land unterworfen hatte, von einem undankbaren Hofe beleidigt, in A. einen

Rächer fand. A. machte von Jahr zu Jahr weitere Fortschritte in Italien, indem nur einzelne Städte ihm Widerstand leisteten. Pavia fiel 570 nach dreijähriger Belagerung in seine Hände. Als A. im Rausche eines Festes seiner Gattin den Schädel ihres Vaters, mit Wein gefüllt, überreicht hatte, ließ sie ihn 574 durch Helmichis, ihren Buhlen, und Peredeus tödten. Ruccellai und Alfieri in den Tragödien „Rosmunda", Fouqué in seinem „Alboin" und Gruppe in einem Heldengedichte (Berl. 1830) haben diese Begebenheit dichterisch behandelt.

Albrecht I., Herzog von Östreich, nachmals deutscher Kaiser, geb. 1248, war ein Sohn Rudolf's von Habsburg (s. d.), der kurz vor seinem Tode versucht hatte, die Krone auf des Sohnes Haupt zu setzen. Aber die Kurfürsten, seiner Gewalt müde und durch die Schwäche seines Alters ermuthigt, hatten die Wahl eines röm. Königs verschoben. Nach dem Tode Rudolf's sah A. seine Erbstaaten Östreich und Steiermark gegen sich aufstehen; da er jedoch den durch seinen Geiz und seine Härte erregten Aufruhr mit Kraft unterdrückt hatte, so stieg seine Kühnheit, und ohne die Entscheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er sich der Reichsinsignien. Dieser Gewaltschritt bewog die Kurfürsten, nicht ihn, sondern Adolf von Nassau zum Kaiser zu erwählen. Unruhen, die gegen ihn in der Schweiz ausgebrochen waren, und eine Krankheit, die ihm ein Auge raubte, bestimmten ihn zur Nachgiebigkeit. Er lieferte die Reichsinsignien aus und leistete dem neuen Kaiser den Lehnseid. Kaum hatte er den Aufstand in der Schweiz gestillt, als sich neue Streitigkeiten in Östreich und Steiermark erhoben, besonders mit dem Bischof von Salzburg, der auf das Gerücht von A.'s Tode in seine Staaten eingefallen war. Unterdessen hatte Adolf nach einer sechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürsten verscherzt. A. wußte durch erheuchelte Milde die Fürsten so sehr zu täuschen, daß sie, als Adolf auf dem Reichstage 1298 abgesetzt ward, ihn zum Kaiser erwählten. Zur Vollziehung dieses Beschlusses bedurfte es der Entscheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren bei Gellheim, zwischen Worms und Speier, auf einander. A. zog sich scheinbar zurück und verführte dadurch Adolf, ihm blos mit der Reiterei zu folgen. „Du verlierst Krone und Leben!" rief Adolf seinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entscheiden!" antwortete A., indem er ihn mit der Lanze ins Gesicht traf. Adolf sank vom Pferde, und A.'s Begleiter tödteten ihn. A. fühlte, daß er sich jetzt großmüthig zeigen konnte. Freiwillig entsagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und, wie er vorausgesehen hatte, aufs Neue gewählt, ward er zu Aachen im Aug. 1298 gekrönt. Allein Papst Bonifaz VIII. sprach den Kurfürsten das Recht ab, die Kaiserwürde zu vergeben, indem er den Papst für den wahren Kaiser und gesetzlichen König der Römer erklärte. Er lud daher A. vor sich, um Vergebung zu erbitten und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutschen Fürsten aber verbot er ihn anzuerkennen, und entband sie ihres Eides gegen ihn. Selbst sein treuer Freund, der Erzbischof von Mainz, verband sich mit dem Papste. Dagegen vereinigte sich A. mit Philipp dem Schönen von Frankreich, versicherte sich der Neutralität Sachsens und Brandenburgs und zwang den Kurfürsten von Mainz, nicht nur das Bündniß mit dem Papste zu brechen, sondern auch für die nächsten fünf Jahre sich mit ihm zu verbinden. Bonifaz knüpfte nun Unterhandlungen mit A. an, in welchen dieser aufs Neue die Falschheit seines Charakters zeigte. Er brach sein Bündniß mit Philipp, gestand zu, daß das abendländ. Kaiserthum den Kaisern von den Päpsten verliehen sei, daß das Wahlrecht der Kurfürsten sich von dem h. Stuhle herschreibe, und versprach mit einem Eide, die Rechte des röm. Hofes auf des Papstes Verlangen gegen Jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür sprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verlustig und gab A. das Königreich Frankreich. Philipp wußte jedoch den Papst zu züchtigen. A. führte sodann unglückliche Kriege gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen

Ungarn, Böhmen und Thüringen. Im Begriff, eine in Thüringen erlittene Niederlage zu rächen, bekam er die Kunde von dem Aufstande der Schweizer und sah sich genöthigt, dorthin seine Kräfte zu richten. Am 1. Jan. 1308 war der Aufruhr in Unterwalden, Schwyz und Uri ausgebrochen. A. hatte diese Folge seiner Bedrückungen nicht nur vorausgesehen, sondern sogar gewünscht, um unter einem Vorwande sich die Schweiz ganz unterwerfen zu können. Doch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte ein Verbrechen, das seiner Ehrsucht und seinem Leben ein Ziel setzte. Seines jüngern Bruders Rudolf Sohne, Johann, gebührte Schwaben als Erbe; aber vergebens hatte dieser das Land gefodert. Als A. gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann seine Foderung; aber Jener fügte noch Spott zur Ungerechtigkeit und sprach, indem er ihm einen Blumenkranz reichte: „Dies gebührt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir!" Johann verschwor sich mit Walther von Eschenbach, seinem Lehrer und Führer, mit Rudolf von der Wart, Rudolf von Palm, Konrad von Tegernfeld und Walther von Castelen gegen A.'s Leben. Den Augenblick, als der Kaiser auf einem Ritt nach Rheinfelden durch die Reuß von seinem übrigen Gefolge getrennt war, benutzten die Verschworenen. Johann führte den ersten Hieb, dann die Übrigen; nur Walther von Castelen, von Grauen bei dieser Übelthat ergriffen, floh davon. In den Armen einer am Wege sitzenden Bettlerin verschied A. am 1. Mai 1308. Seinen Tod hat H. Heß 1830 in einem Gemälde trefflich dargestellt. Dieser Fürst, dem Geld und Waffen Alles galten, und dessen Ländergier keine gesetzliche Schranke kannte, achtete am Weibe die Zucht, am Krieger den Muth, am Priester die Gelehrsamkeit, und besaß einen strengen Ordnungsgeist und eine solche Selbstbeherrschung, daß er bei sehr leidenschaftlichem Gemüthe seine Zunge stets im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht beugte und nie der Wollust Gewalt über sich ließ. Furchtbar rächte ihres Vaters Tod Agnes, Königin von Ungarn. (S. Johannes Parricida.)

Albrecht II., Herzog von Östreich, Sohn Kaiser Albrecht I., geb. 1298, war minderjährig, als sein Vater ermordet ward. Nach dem Tode seines Bruders Otto, mit dem er einige Zeit gemeinschaftlich regierte, war er der einzige übrige Sprößling seiner Familie. Erhaltenes Gift zog ihm im 32. Jahre eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht abhielt, persönlich am Kriege Theil zu nehmen; er ließ sich bald in einer Sänfte tragen, bald auf seinem Pferde befestigen. Der Papst Johann XXII. trug ihm die Kaiserkrone an; allein er schlug sie aus. Unglücklich waren seine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Bestechung gelang es ihm, nach langer Belagerung sich in den Besitz von Zürich zu setzen. Da aber die Eidgenossen sich bedroht sahen die Früchte ihres 50jährigen Kampfes zu verlieren, griffen die Bergbewohner von Schwyz zu den Waffen; vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und A.'s Heer mußte überall weichen. Das gemeinsame Bündniß wurde erneuert und A. genöthigt, nach Wien zurückzukehren, wo er, von Kummer verzehrt, am 16. Aug. 1358 starb. A. war thätig, kenntnißreich, haushälterisch, duldsam, vorsichtig, und die Geschichte hat ihn den Weisen genannt. Er war der Erste, der das Recht der Erstgeburt in den Erbstaaten des Hauses Östreich einzuführen trachtete. Zwar ward jenes Gesetz nach seinem Tode nicht beobachtet; aber unter Maximilian I. ist es erneuert und seitdem nicht wieder verletzt worden.

Albrechtsberger (Joh. Georg), geb. 3. Febr. 1729 zu Kloster-Neuburg bei Wien, trat schon 1736 als Discantist in das Capitel dieser Stadt; A. lernte das Accompagnement und die Composition unter dem Hoforganisten Mann und wurde in der Folge als Organist in Raab, nachher in Maria-Taferl und später zu Mölk angestellt, worauf er 1772 zum Hoforganisten und Mitglied der musikalischen Akademie zu Wien ernannt wurde. 1792 wurde er Kapellmeister der Stephanskirche und 1799 Mitglied der Musikakademie zu Stockholm. A.

war einer der gelehrtesten Contrapunktisten der neuern Zeit; unter seine Schüler im Contrapunkte gehört auch Beethoven. Er starb am 7. Mai 1809. Seine Kirchenmusiken und Fugen, wie seine „Gründliche Anweisung zur Composition" (Lpz. 1790, 4.), werden immer im Werthe bleiben.

Albuēra, ein Dorf in der span. Landschaft Estremadura, wo am 16. Mai 1811 eine Schlacht geschlagen ward zwischen der Armee des Marschalls Beresford aus etwa 30,000 Briten, Spaniern und Portugiesen bestehend, und der des franz. Marschalls Soult, gegen 25,000 Mann stark, aber bedeutend überlegen an Geschütz. Der Zweck des Kampfes war, das von den Engländern belagerte Badajoz zu entsetzen. Soult mußte sich mit einem Verluste von 9000 M. auf Sevilla zurückziehen. Die Verbündeten verloren gegen 7000 M., erlangten den Sieg besonders durch ihr ruhiges, im rechten Augenblick auf die anstürmenden franz. Infanteriecolonnen sicher gerichtetes Gewehrfeuer, und wenige Tage darauf fiel Badajoz in die Hände der Verbündeten.

Albufēra, ein 3 □Meil. großer Landsee bei Valencia in Spanien, der durch eine Mündung, die aber leicht verschlossen werden kann, mit dem Meere verbunden ist. Obschon er im Sommer theilweise zum Sumpf eintrocknet und dann die Gegend verpestet, so ist er doch sehr reich an Fischen, namentlich an Aalen. Er ward von den Mauren ausgegraben. Nach ihm erhielt der franz. General Suchet (s. d.) den Titel eines Herzogs von Albufera, nachdem er den span. General Blake in Valencia eingeschlossen und gefangen hatte.

Album hieß bei den Römern die weiße Tafel, auf welcher die Bekanntmachungen verzeichnet wurden, dann insbesondere die Tafel des Pontifex und Prätor, auf welche jener die röm. Annalen, dieser die Edicte schrieb, die bei der Rednerbühne aufgehangen wurden. Jetzt pflegt man auch die Matrikeln und schwarzen Brete der Universitäten sowie die Stammbücher durch Album zu übersetzen.

Albuquerque (Alfonso von), Vicekönig von Indien, mit dem Beinamen der Große und der portug. Mars, geb. zu Lissabon 1463, aus einer Familie, die ihren Ursprung von den Königen ableitete. Heldensinn und Entdeckungsgeist zeichneten in diesem Zeitalter seine Nation aus. Einen großen Theil der Westküste Afrikas hatte sie kennen gelernt und sich unterworfen; sie fing an, ihre Herrschaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. A., zum Vicekönig der neuen Besitzungen ernannt, landete am 26. Sept. 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen auf der Küste Malabar, eroberte Goa, das er zum Mittelpunkte der portug. Macht und des Handels in Asien machte, unterwarf sich dann ganz Malabar, Ceylon, die sundischen Inseln und die Halbinsel Malakka und 1507 die Insel Ormus, am Eingange des pers. Meerbusens. Als der König von Persien den Tribut verlangte, den sonst die Fürsten dieser Insel an ihn entrichtet hatten, legte A. den Gesandten Kugel und Säbel vor und sagte: „Das ist die Münze, womit Portugal seinen Tribut zahlt." Der portug. Name stand durch ihn bei allen ind. Völkern und Fürsten in hohem Ansehen, und mehre, namentlich die Könige von Siam und Pegu, warben um seine Freundschaft und seinen Schutz. Alle seine Unternehmungen trugen den Stempel des Außerordentlichen. Er hielt strenge Kriegszucht, war thätig, vorsichtig, weise, menschlich und gerecht, geachtet und gefürchtet von seinen Nachbarn, geliebt von seinen Untergebenen. Seine Tugenden machten einen solchen Eindruck auf die Indier, daß sie lange nach seinem Tode zu seinem Grabe wallfahrteten und bei ihm um Schutz vor den Mishandlungen seiner Nachfolger flehten. Ungeachtet seiner großen Verdienste entging er doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohn des Königs Emanuel, und dieser sandte den Lopez Soarez, einen persönlichen Feind A.'s, um seine Stelle als Vicekönig einzunehmen. Mit tiefem Schmerze ertrug er diesen Undank, empfahl dem Könige in einem kurzen Briefe seinen einzigen Sohn, starb einige Tage darauf am 16. Sept. 1515 und wurde in Goa begraben. Emanuel ehrte sein Andenken durch lange Reue

und erhob A.'s Sohn zu den ersten Würden des Reichs. A.'s Leben ist trefflich erzählt in den von seinem Sohne herausgegebenen „Commentarios do grande Alfonso de Albuquerque" (Lissabon 1576, Fol.).

Albus, Weißpfennig, seit Kaiser Karl IV. um 1360 eine silberne Scheidemünze im westl. Deutschland, die damals 8 Pfennigen (über 2 Groschen) gleich war. Sie ist noch jetzt in Kurhessen im Umlaufe, welches zuletzt 1770—82 einfache (gleich 9 Pfennigen) und doppelte Albus schlug.

Alcalde oder **Alcáide**, ein von den Mauren her noch jetzt in Spanien üblicher ziemlich allgemeiner Richtertitel, der durch einen Zusatz bestimmte Bedeutung erhält, so heißt der Dorfrichter „A. de Aldea", und der Oberhofrichter „A. de Corte".

Alcantăra, alte, von den Mauren angelegte Stadt und Grenzfestung in der span. Landschaft Estremadura, mit 3000 Einw., am Tajo, über den eine von den Römern gebaute 670 Fuß lange Brücke führt, auf welcher sich der Triumphbogen des Trajan erhebt. Einer der drei alten geistlichen Ritterorden Spaniens, welcher seinen Ursprung von den Brüdern von St.-Julian del Payrero (vom Birnbaum) im 12. Jahrh. ableitet, und tapfer gegen die Mauren focht, erhielt um 1217 von dem Orden von Calatrava die Stadt A., von der er den Namen annahm, und ward, nachdem ihn 1494 der Großmeister Don Juan de Zuniga an Ferdinand den Katholischen als Administrator übergeben hatte, mit der span. Krone vereinigt. Die Ritter haben außer den gewöhnlichen Gelübden noch das, die unbefleckte Empfängniß Maria zu vertheidigen; seit 1540 dürfen sie heirathen. Der Orden ist noch jetzt begütert. Sein Zeichen ist ein goldenes grünes Lilienkreuz, sein Wappen ein Birnbaum mit zwei Balken.

Alcäus (Alkäos), einer der größten lyrischen Dichter Griechenlands, aus Mytilene auf Lesbos, blühte gegen Ende des 7. und zu Anfange des 6. Jahrh. v. Chr. Seine Oden, in äolischer Mundart, sind während der Parteiungen und Kämpfe, welche sein Vaterland zerrissen und es mehrmals der Herrschaft siegender Emporkömmlinge unterwarfen, gedichtet, und sie singen die Begeisterung zur Schlacht, den Preis der Tapferkeit, den Haß gegen Tyrannen, die Herrlichkeit der Freiheit und das Elend der Verbannung; andere die Freuden der Liebe und des Weins. Die Alten schrieben seinen kriegerischen Gesängen Hoheit, den übrigen mit Kraft verbundene Süßigkeit zu. Der Dichter nahm selbst an jenen Bürgerkriegen Theil, erst als Waffengenoß des Pittakos, dann, als dieser selbst die Alleinherrschaft an sich riß, gegen ihn. Als er, aus Mytilene vertrieben, an der Spitze der Ausgewanderten die Rückkehr in sein Vaterland erzwingen wollte, fiel er dem Pittakos in die Hände, der ihm jedoch Leben und Freiheit schenkte. Man nennt A. auch unter den Anbetern der Sappho. Horatius ist der glücklichste Nachahmer, oft Übersetzer des A.; er trug das alkäische Versmaß,

ᴗ̄ – ᴗ – ⏑̲ | – ᴗ ᴗ – ᴗ ⏑̲
Dort lebt er glanzvoll, | göttlich im Götterreich,

in die röm. Sprache über. Unter den Deutschen hat es zuerst Klopstock in mehren Oden, z. B. „An Fanny", „Der Erlöser", nachgebildet. Die neueste Ausgabe der Bruchstücke des A. ist von Matthiä (Lpz. 1827, 4.).

Alceste, die Tochter des Pelias und Gemahlin Admet's, Königs in Thessalien. Ihr erkrankter Gemahl konnte, nach dem Ausspruch des Orakels, nicht anders sein Leben fristen, als wenn Jemand sich freiwillig für ihn dem Tode weihte. A. weihte sich insgeheim den Göttern; sie ward krank, und Admet genas. Als sie verschieden war, besuchte den Admet Herkules, den die Bande der Gastfreundschaft an ihn knüpften. Herkules versprach seinem Freund, ihm das geliebte Weib aus dem Orkus zurückzubringen, und hielt sein Wort, nachdem er den Gott der Unterwelt gezwungen, A. dem Gatten zurückzugeben. Euripides hat dieses zum Inhalt eines Trauerspiels gemacht.

Alchemie (Alchymie), die Kunst, mittels geheimnißvoller chemischer Ar-

beiten unedle oder geringere Metalle in edlere zu verwandeln. Die Wahrnehmung, daß beim Zusammenschmelzen verschiedenartiger Metalle ganz anders gefärbte Massen erscheinen, verbunden mit dem Wunsche nach Gold und Silber, erzeugte sehr früh den Gedanken, diese seltenern Metalle aus den reichlich vorhandenen unedlern zu gewinnen. Zugleich suchte man ein allgemeines Mittel, durch welches alle Krankheiten gehoben, das Leben verlängert und der Körper verjüngt werden könne. Zur Verwandlung der Metalle glaubte man ein Mittel nöthig zu haben, welches, den Urstoff aller Materie in sich enthaltend, die Macht hätte, Alles in seine einzelnen Theile aufzulösen. Dies allgemeine Auflösungsmittel oder Menstruum universale, welches durch Kunst wahres Gold hervorbringen und zugleich die Kraft haben sollte, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde der Stein der Weisen, Lapis philosophorum, das große Magisterium, die rothe Tinctur, das große Elixir, das Mittel aber, Silber darzustellen, der Stein zweiter Ordnung, das kleine Magisterium, die weiße Tinctur genannt. Die Inhaber der Wissenschaft nannte man Weise, die dem Lichte Nachstrebenden Philosophen, die vollkommenen Meister der Kunst Adepten, die werdenden aber Alchemisten. Je weniger die Alchemisten selbst deutliche Begriffe von den bei ihren Arbeiten sich zeigenden Erscheinungen hatten, desto mehr suchten sie in Bildern und Gleichnissen sich auszudrücken. Späterhin wurde diese Sprache auch deswegen von ihnen fortgesetzt, um ihre Geheimnisse vor den Ungeweihten zu verhüllen. In Ägypten war in den ältesten Zeiten unter den Heroen auch Hermes, der Sohn des Anubis, von dem viele Bücher mit chemischer, magischer und alchemistischer Wissenschaft herrühren sollen, die jedoch aus späterer Zeit sind. (S. Hermes Trismegistus.) Daher wurde die chemische und alchemische Kunst auch die hermetische genannt. Gewiß ist es, daß die alten Ägypter besondere chemische und metallurgische Kenntnisse besaßen, obgleich der Ursprung der Alchemie nur ungewiß bei ihnen zu suchen ist. Unter den Griechen waren mehre der ägypt. Schriften kundig und in ihre chemischen Kenntnisse eingeweiht. In der Folge verbreitete sich auch unter den Römern die Lust zur Magie, zu theosophischen Schwärmereien (s. Magie und Theosophie) und besonders zur Alchemie. Die Verschwendung der Römer erregte die Begierde nach Gold und nach der Kunst, welche ihnen dieses unmittelbar und in Menge verhieß. Schon Caligula stellte Versuche an, aus Operment Gold zu machen. Diocletian hingegen befahl, alle ägypt. Bücher zu verbrennen, die von der Chemie des Goldes und Silbers handelten. In diesem Zeitalter wurden viele Bücher über Alchemie verfertigt und fälschlich mit berühmten Namen des Alterthums überschrieben. So wurden z. B. dem Demokrit, besonders aber dem Hermes eine Menge Schriften beigelegt, die von ägypt., alexandr. Mönchen und sophistischen Einsiedlern aufgesetzt waren, und welche, wie die Tabula smaragdina, in Allegorien, mit mystischen, symbolischen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weisen zeigten. Späterhin kamen Chemie und Alchemie bei den Arabern in Aufnahme. Im 8. Jahrh. lebte der erste Chemiker unter ihnen, gewöhnlich Geber genannt, in dessen Werke von der Alchemie schon die Anweisung zu Quecksilberbereitungen u. a. m. vorkommt. Im Mittelalter befleißigten sich die Mönche der Alchemie, obgleich sie späterhin von den Päpsten verboten wurde. Allein unter diesen selbst gab es einen, Johann XXII., der an der Alchemie Geschmack fand. Im 13. und 14. Jahrh. war Raimund Lull oder Lollius einer der berühmtesten Alchemisten. Man erzählt von ihm das Märchen, er habe bei seiner Anwesenheit in London für den König Eduard I. eine Masse von 50,000 Pf. Quecksilber in Gold verwandelt, woraus die ersten Rosenobles geprägt worden wären. In Venedig wurde 1488 die Alchemie verboten. Paracelsus (1525) gehört gleichfalls unter die berühmten Alchemisten; ferner Roger Bacon, Basilius Valentinus und viele Andere. Da jedoch geläuterte Chemie und Philosophie anfingen ihre Grundsätze zu verbreiten, und mehren Aufschluß über die Erscheinungen bei chemischen Arbeiten

gaben, nahm die Wuth zu alchemistischen Versuchen allmälig ab, obgleich im Stillen ihr noch Viele, selbst Große, anhingen. Indessen hat die Alchemie um die Chemie und selbst um die Heilkunst Verdienste gehabt. Die erste und sorgfältigste Bearbeitung der Chemie hat in der Alchemie ihren Ursprung, wie wir auch den Arbeiten und der Geduld der Alchemisten manche nützliche Erfindung, z. B. mehrer Quecksilberpräparate, des Porzellans, verdanken. Über die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle läßt sich nichts mit Gewißheit entscheiden. Zwar hat die neuere Chemie darüber abgesprochen und, indem sie die Metalle unter die einfachen Stoffe setzt, die Möglichkeit, daß ein Stoff in den andern, folglich ein geringeres Metall in Gold verwandelt werden könne, geleugnet. Auch mögen die meisten Erzählungen von wirklich geschehener Umwandlung eines Metalls in Gold auf Betrug oder Selbsttäuschung beruhen, obgleich manche unter Umständen und mit Aufführung von Zeugen begleitet sind, welche sie wahrscheinlich machen. Indessen da der menschliche Forschungsgeist nicht stillsteht; da in der Chemie immer mehr auffallende Entdeckungen gemacht und selbst die Metalle schon nicht von allen Chemikern als einfache, sondern als zusammengesetzte Stoffe angenommen werden; da man mittels der galvanischen Batterie selbst das Kali in ein metallähnliches Erzeugniß verwandelt hat, so muß man die Möglichkeit, Metall aus andern Substanzen, welche die Stoffe dazu enthalten, hervorzubringen und ein Metall in das andere umzuwandeln oder vielmehr zu veredeln, dahingestellt sein lassen. Auch darf man nicht alle Alchemisten als Betrüger ansehen. Viele arbeiteten in wirklicher Überzeugung der Möglichkeit, zu ihrem Zweck zu gelangen. Bis jetzt ist die Chemie noch nicht dahin gelangt, nach sichern Grundsätzen die Entstehung der Metalle in ihren einfachen Stoffen, die Gesetze, nach welchen die Natur sie hervorbringt, ihr Wachsthum und ihre Veredlung einzusehen, und diesen Proceß der Natur zu begünstigen oder nachzuahmen; folglich ist bis jetzt jede Arbeit der Alchemisten, das Suchen nach dem Stein der Weisen, ein Herumtappen im Finstern. Vgl. Schmieder's „Geschichte der Alchemie" (Halle 1832).

Alcibiădes, ein Sohn des Klinias und der Dinomache, geb. zu Athen gegen 450 v. Chr., verlor seinen Vater in der Schlacht bei Chäronea und ward darauf in dem Hause des Perikles, seines mütterlichen Großvaters, erzogen. A. verrieth von Jugend auf, was er einst sein werde. In allen Studien, in allen Körperübungen versuchte er sich mit Glück. Seine Schönheit, seine Geburt, das Ansehen des Perikles, seines Vormundes, verschafften ihm eine Menge von Freunden und Verehrern. Sokrates schenkte ihm seine Freundschaft und gewann großen Einfluß auf ihn; allein seiner Liebe zum Luxus und zur Verschwendung vermochte er keine Grenzen zu setzen. Die ersten Waffen trug A. bei der Unternehmung auf Potidäa, wo er verwundet wurde. Erst nach dem Tode des Demagogen Kleon, 422 v. Chr., als Nicias zwischen den Athenern und Lacedämoniern einen Frieden auf 50 Jahre zu Stande gebracht hatte, mischte sich A., eifersüchtig auf des Nicias Ansehen, in die öffentlichen Angelegenheiten, brachte es zum Frieden zwischen beiden Staaten und bewog die Athener, sich mit den Achäern zu verbinden. Allein immer tiefer versank er in Luxus und Üppigkeit; nicht mit einem, wie andere Vornehme, sondern mit sieben Wagen trat er bei den olympischen Spielen in die Rennbahn, zog sich aber dadurch den Haß seiner Mitbürger zu, und würde dem **Ostracismus** (s. d.) unterlegen haben, wenn er nicht so geschickte Maßregeln zu nehmen gewußt hätte. Auf seinen Vorschlag machten die Athener eine Unternehmung gegen Sicilien, und ernannten ihn nebst Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüstungen betrieb, geschah es, daß in einer Nacht alle Hermen verstümmelt wurden. A.'s Feinde warfen den Verdacht dieses Frevels auf ihn, verschoben jedoch die Anklage; kaum aber hatte er sich eingeschifft, als sie das Volk dergestalt wider ihn aufreizten, daß er zurückberufen ward, um gerichtet zu werden. A hatte bereits auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er zu-

rückberufen und zum Tode verurtheilt ward. Er ging zunächst nach Argos, dann nach Sparta, wo er durch strenges Halten der Landessitte bald des Volkes Liebling wurde. Er vermochte die Lacedämonier zu einem Bündniß mit dem Perserkönig, und, nach dem unglücklichen Ausgange der atheniens. Unternehmung auf Sicilien, zur Unterstützung der Einwohner von Chios, um Letztere vom Joche Athens zu befreien. Er ging selbst dahin und brachte ganz Jonien gegen die Athener in Aufstand. Agis aber und die vornehmsten Spartaner wurden wegen dieses Erfolgs eifersüchtig auf ihn und befahlen ihren Feldherren in Asien, ihn umbringen zu lassen. A. errieth ihren Plan und ging zu Tissaphernes, einem pers. Satrapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinschaftlich zu handeln. Schnell änderte er wieder seine Sitten, stürzte sich ganz in den asiat. Luxus und machte sich bald dem Tissaphernes unentbehrlich. Als er Letztern überredet hatte, daß es dem Interesse der Perser entgegen sei, die Athener ganz zu entkräften, ließ er den Befehlshabern der athen. Macht auf Samos eröffnen, daß er bereit sei sie mit Tissaphernes zu befreunden, wenn sie die Ausgelassenheit des Volks in Athen zügelten und die Regierung in die Hände der Vornehmen gäben. Man nahm dies Anerbieten an, schickte den Pisander nach Athen, der die Herrschaft einem aus 400 Personen gebildeten Rathe übertrug. Als diese aber nicht daran dachten, A. zurückzuberufen, übertrug ihm das Heer von Samos den Oberbefehl mit der Auffoderung sogleich nach Athen zu gehen und die Tyrannen zu stürzen. Er wollte jedoch nicht in sein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht einige Dienste geleistet. Er griff daher die Flotte der Lacedämonier an und schlug sie völlig. Als er hierauf zu Tissaphernes zurückgekehrt war, ließ dieser ihn, um vor seinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erscheinen, in Sardes verhaften. A. aber fand Mittel zu entkommen, stellte sich an die Spitze des Heeres, schlug die Lacedämonier und Perser bei Cyzikus zu Wasser und zu Lande, nahm Cyzikus, Chalcedon und Byzanz, gab den Athenern die Herrschaft des Meeres wieder und kehrte jetzt in sein Vaterland zurück, wohin man ihn auf des Kritias Vorschlag zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthusiasmus empfangen, da die Athener seine Verbannung als die Ursache aller bisherigen Unglücksfälle ansahen. Doch dieser Triumph war von kurzer Dauer. Man sandte ihn bald mit 100 Schiffen wieder nach Asien. Da man ihm aber den Sold für die Mannschaft nicht schickte, sah er sich genöthigt Hülfe in Karien zu suchen, und übergab das Commando inzwischen dem Antiochus, der vom Lysander in einen Hinterhalt gelockt wurde und das Leben und einen Theil seiner Schiffe verlor. Diesen Vorfall benutzten des A. Feinde, um ihn anzuklagen und andere Anführer ernennen zu lassen. A. ging nach Paktyä in Thracien, sammelte Truppen, bekriegte die freien Thracier, machte ansehnliche Beute und sicherte die Ruhe der benachbarten griech. Städte. Da er aber die Macht der Lacedämonier fürchtete, so begab er sich nach Bithynien, in der Absicht, von da zum Artaxerxes zu gehen, um ihn für sein Vaterland zu gewinnen. Auf Ansuchen der dreißig Tyrannen in Athen ward mit Bewilligung Spartas die Ermordung des A. dem Pharnabazes übertragen. A. war damals auf einem Schlosse in Phrygien. Pharnabazes ließ dies bei Nacht anzünden, und da A. sich glücklich aus dem Feuer rettete, ihn mit Pfeilen erschießen. So endigte A. sein Leben 404 v. Chr., ungefähr 45 Jahre alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetsten Eigenschaften, mit einem seltenen Talent, die Menschen zu gewinnen und zu beherrschen, ausgestattet und von hinreißender Beredtsamkeit (obgleich er das R nicht aussprechen konnte und stotterte), ließ er sich bei der Anwendung derselben nur von den äußern Umständen bestimmen. Es fehlte ihm Seelenhoheit; dagegen besaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtsein der Überlegenheit einflößt, und welche vor keinem Hindernisse zurückbebt, da sie über die Mittel, zum Zweck zu gelangen, nie zweifelhaft ist. Unter den Alten haben Plutarch und Cornelius Nepos sein Leben beschrieben.

Alcides, s. Herkules.

Alciphron (Alkiphron), der vorzüglichste unter den griech. Romanschreibern, lebte wahrscheinlich im 2. Jahrh. n. Chr. Wir haben von ihm 116 erdichtete Briefe in drei Büchern, deren Schauplatz Athen und dessen Umgegend ist, und in welchen Fischer, Landleute, Parasiten, Hetären, diese am besten und am witzigsten, sich aussprechen. Sie zeichnen sich durch Reinheit der Sprache, Einfachheit der Darstellung und Wahrheit der Charaktere aus. Der Einfluß der neuern attischen Komödie auf die Form und den Inhalt dieser Briefe ist unverkennbar. Sie sind am vollständigsten herausgegeben von Wagner (Lpz. 1798). Eine deutsche Übersetzung von Herel erschien Altenb. 1767.

Alcudia (Manuel de Godoy, Herzog von), Principe de la Paz (Friedensfürst), Günstling des Königs Karl IV. von Spanien, geboren 1764 zu Badajoz. Als ein armer Edelmann, der gut sang, die Guitarre spielte und durch eine schöne hohe Gestalt sich auszeichnete, ging er mit seinem ältern Bruder, Luis Godoy, nach Madrid. Ein Speisewirth gab ihm Credit und ließ sich statt der Bezahlung von ihm zur Guitarre vorsingen, bis es G. gelang, 1787 unter die Leibgarde zu kommen. Durch eine Kammerfrau der Königin empfohlen, gefiel er durch seinen Gesang und sein Spiel nicht nur der Königin, sondern auch dem König. In schneller Folge wurde der neue Günstling, so viel vermochten seine verführerische Persönlichkeit, die Anmuth seines Gesprächs und sein seltenes Talent zur Intrigue, 1788 zum Adjutanten der Compagnie, 1791 zum Generaladjutanten der Leibgarden und zum Großkreuz des Ordens Karl III., 1792 zum Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, ersten Minister an Aranda's Stelle und Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, 1795 endlich, zur Belohnung seiner beim Abschluß des Friedens mit Frankreich vermeintlich bewiesenen Sorgfalt, zum Grande der ersten Classe ernannt und noch außerdem mit einer Domaine beschenkt, die 50,000 große Piaster eintrug. Diese Domaine war das Fürstenthum de la Paz; und er schrieb sich nun Principe de la Paz; fälschlich vielleicht hat man dies durch Friedensfürst übersetzt, denn schon unter Karl V. gab es einen Principe de la Paz, wo an keinen Frieden zu denken war. A. unterzeichnete am 19. Aug. 1796 zu S.-Ildefonso ein Schutz- und Trutzbündniß mit der franz. Republik, vermählte sich 1797 mit Maria Theresia von Bourbon, einer Tochter des Infanten Luis, Bruder des Königs Karl III., der mit Maria von Valtabriga unstandesmäßig vermählt war, legte 1798 das Ministerium nieder, allein noch in demselben Jahre ward er zum Generalcapitain ernannt. 1801 befehligte er die Armee gegen Portugal und unterzeichnete den Vertrag von Badajoz, welcher ihm die Hälfte der von dem Prinzen von Brasilien zu zahlenden 30 Mill. Fr. einbrachte. Ein Decret vom 1. Oct. 1804 erhob ihn zum Generalissimus der span. Land- und Seemacht, 1807 legte ihm ein anderes den Titel Durchlaucht bei und ertheilte ihm eine unumschränkte Gewalt in der ganzen Monarchie. Aber plötzlich stürzte er von dieser Höhe herab, wozu Ursachen von Außen und Innen zusammenwirkten. Napoleons Macht schien ihm bedenklich zu werden, und 1806, kurz vor dem Kriege mit Preußen, glaubte er, daß der Zeitpunkt gekommen sei, um gegen Frankreich etwas unternehmen zu können. Er rief die Nation zu den Waffen, und wiewol er Schutzanstalten gegen die Raubstaaten als Zweck seiner Rüstungen angab, so erkannte doch Napoleon seine Absicht und faßte von dem Augenblick an den Plan die Bourbons in Spanien zu entthronen. (S. Spanien.) Unterdessen wurde der Haß des Volks gegen den übermüthigen Günstling aufs äußerste durch den Proceß vom Escurial gereizt. Zu spät sah A. den Abgrund unter seinen Füßen sich öffnen. Seinen Plan, mit der kön. Familie nach Amerika zu flüchten, vereitelte der Aufstand von Aranjuez am 18. März 1808. Nur das Versprechen des Königs und der Königin, daß Gericht über ihn gehalten werden solle, rettete ihm das Leben. Das Gericht verhinderten indeß die Ereignisse

von Bayonne. Napoleon, der sich seines Einflusses bei Karl IV. bedienen wollte, bewirkte die Entlassung A.'s aus dem Gefängniß und rief ihn nach Bayonne, wo er am 26. Apr. 1808 ankam und die Triebfeder alles Dessen war, was der König und die Königin von Spanien thaten. Die Gunst des Königs und der Königin, die ihn bei seiner Krankheit 1818 selbst pflegte, genoß er bis zu Beider Tode. Nach seinem Sturze lebte er in Frankreich, dann in Rom, wo er eine röm. Herrschaft kaufte, von welcher er den Titel Prinz von Passerano führt, und seit 1830 wieder in Paris. Er besaß die reichste Gemäldegalerie in ganz Spanien; seine Wohnung war die geschmackvollste in Madrid; seit 1804 hielt er seine eigne Leibwache. Man schätzte sein jährliches Einkommen 1818 auf 5 Mill. Piaster; alle seine Schätze, auch das Fürstenthum de la Paz in Spanien, verlor er. Von seiner Gemahlin, die 1808 bei ihrer Mutter in Toledo blieb, dann unter dem Namen Herzogin von Chinchon in Paris lebte, wo sie im Jul. 1827 aus den eingezogenen Gütern ihres Gemahls eine Pension von 25,000 Fr. erhielt und am 23. Nov. 1828 starb, hat er eine Tochter, die mit dem röm. Prinzen Ruspoli vermählt ist. Übrigens hatte A. sich während seines großen Einflusses über die kirchlichen Verhältnisse des Staats oft weggesetzt, und manche gute Idee, z. B. die der Pestalozzi'schen Schulen, auszuführen gesucht, ohne in das Wesen derselben einzudringen. Er hat mehren Gefangenen des h. Gerichts die Freiheit wiedergegeben und ihre Verhörsacten ins Feuer geworfen. Alle Vorfälle seines Lebens übergeht er mit gänzlichem Stillschweigen. Er tadelt Niemand und schweigt ganz von seinen Feinden. Man hört ihn blos wiederholen, daß er kein Blut vergossen habe. — A.'s Privatgeschichte ist durch den Haß der Spanier verfälscht. Folgendes wird allgemein erzählt. Ein alter Offizier, Namens Tudo, suchte vergebens Gehör beim Fürsten zu erhalten. Endlich ließ er durch seine Tochter darum bitten. Sogleich wurden Beide vorgelassen, und der Vater erhielt die Stelle eines Gouverneurs in Buen-Retiro, wohin der Fürst seitdem öfter ging, um das Fräulein Josephine zu besuchen. Diese fesselte ihn so, daß er insgeheim sich mit ihr vermählte. Auch die Königin wußte davon, und aus Eifersucht wurde die Vermählung des Fürsten mit der funfzehnjährigen Tochter des Infanten Luis betrieben.. Am Abend vor der Vermählung erfuhr die Tudo das erste Wort davon. Außer sich eilte sie in die Zimmer des Fürsten. „Er ist mein Gemahl", rief sie, „der Vater meiner Kinder! Ich rufe Gott und Menschen um Gerechtigkeit an!" A. entfloh durch den Garten. Die Unglückliche fiel in Ohnmacht und ward in ihre Wohnung zurückgebracht. Doch nach einigen Tagen versöhnte sich A. mit ihr, indem er sie überredete, er habe den Befehlen des Königs gehorchen müssen. Er ließ sie zur Gräfin von Castello Fiel ernennen. Seit der Katastrophe 1808 lebte die Gräfin mit ihren beiden Söhnen ruhig in Spanien. Nach dem Tode der Herzogin von Chinchon begab sie sich nach Rom, um ihre Ehe mit dem Fürsten zu legalisiren, worauf A. im Febr. 1829 in Rom seine Vermählung mit Josephine Tudo förmlich erklärte. — Sein Bruder Luis starb 1801 als Generalcapitain von Estremadura.

Alcuīnus (Flaccus), oder Alchuin, ein für seine Zeit berühmter Gelehrter aus angelsächs. Geschlechte, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Karl des Großen, geb. 736 zu York in England, erhielt vom Erzbischof Ekbert Unterricht und wurde 758 Vorsteher der Schule zu York. Auf seiner Rückreise von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Karl der Große in Parma kennen, berief ihn 782 zu sich und bediente sich seiner bei seinen Veranstaltungen für die Cultur seines Reichs. In dem Gelehrtenvereine an Karl's Hofe führte er den Namen Flaccus Albinus. Karl ließ durch ihn an seinem Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hofschule (schola palatina) errichtet wurde, und gab ihm die Aufsicht über verschiedene Klöster, in welchen A. für die Verbreitung der Wissenschaften sorgte. Die meisten Schulen in Frankreich wurden durch ihn theils gestiftet, theils verbessert; so gründete er die Schule in der Abtei St.-

Martin zu Tours 796, wobei er die Schule zu York zum Muster nahm. Hier unterrichtete er selbst eine große Anzahl Schüler, welche in der Folge die Gelehrsamkeit in der fränk. Monarchie verbreiteten. A. nahm endlich 801 von dem Hofe seine Entlassung, ging in die Abtei St.-Martin zu Tours, von wo er mit Karl sich durch häufige Briefe unterhielt. Unter seinen Schülern zeichneten sich vorzüglich Rhabanus Maurus und Haymo, nachher Bischof von Halberstadt, aus. A. starb am 19. Mai 804 und hinterließ außer vielen theologischen Schriften mehre für den Unterricht in den Anfangsgründen der Philosophie, Mathematik, Redekunst und Sprachlehre, auch Gedichte und eine große Anzahl Briefe, die zwar den ungebildeten Geist des Zeitalters verrathen, zugleich aber in A. den gebildetsten Mann seiner Zeit erkennen lassen. Er verstand Lateinisch, Griechisch und Hebräisch. A.'s Werke erschienen zu Paris 1617, Fol. und vollständiger von Frobenius (2 Bde., Regensb. 1777, Fol.). Vgl. Lorentz, „A.'s Leben" (Halle 1829).

Aldegonde (Philipp von Marnix, Herr von Mont Saint-Aldegonde), geb. 1538 zu Brüssel, studirte in Genf und trat dann in holl. Kriegsdienste. Beim Aufstande der Niederländer war er sehr thätig und entwarf Anfang Dec. 1565 die Compromißacte, welche zur Erhaltung der niederl. Freiheiten Graf Ludw. von Nassau, Heinr. von Brederode und A. unterzeichneten. Die Acte war besonders gegen die Einführung der Inquisition in den Niederlanden gerichtet, und die Theilnehmer an derselben versprachen sich einander mit Leib und Vermögen beizustehen. Die Statthalterin Margarethe verwarf 1566 die von den Verbündeten überreichte Bittschrift. Alba landete. A. floh mit den Anhängern des Prinzen von Oranien nach Deutschland und kam mit ihnen als ihr leitender Rath zurück. Bei der Einnahme von Maaslandssluys 1573 fiel er in span. Gefangenschaft, wurde später ausgelöst und leitete dann die Unterhandlungen der Republik mit auswärtigen Höfen. A. half die Universität Leyden gründen, war 1576 beim Abschlusse des genter Vertrags, ward 1584 Bürgermeister zu Antwerpen, das er lange, obgleich am Ende nicht glücklich vertheidigte, weshalb er verwiesen ward. Als Lehrer der Theologie starb er 1598 zu Leyden.

Aldegrever (Heinr.), oder **Aldegraf**, ein altdeutscher Maler und Kupferstecher, geb. zu Paderborn 1502, gest. 1556 zu Soest, weshalb er auch Albert von Westfalen heißt. Er hat viele Kirchen seines Vaterlandes durch seinen Pinsel geschmückt. Er ging nach Nürnberg in Dürer's Schule, den er sich zum Muster nahm, daher auch seine Werke die Vorzüge und Mängel dieses Meisters haben, z. B. in den scharfen, aber eckigen Umrissen, in dem bewundernswürdigen Fleiße, womit oft das Einzelne in der Umgebung behandelt ist. In den Galerien zu Wien und München finden sich von ihm einige Hauptwerke. Das Kupferstechen scheint er zuletzt ausschließend betrieben zu haben, wie seine zum Theil sehr seltenen Blätter zeigen. Man rechnet ihn zu den sogenannten kleinen Meistern, d. h. den alten Künstlern, welche kleine Blätter mit dem größten Fleiß ausgeführt haben.

Aldenhoven (Schlacht bei), am 1. März 1793. Der Kampf bei diesem unweit Jülich im Regierungsbezirk Aachen liegenden Flecken eröffnete den Feldzug von 1793. Die Östreicher hatten nach der Schlacht von Jemappe, 6. Nov. 1792, Belgien, Luxemburg und Mastricht räumen und sich hinter die Roer ziehen müssen, und Dumouriez bedrohte nun 1793 Holland mit einem Einfall. Um dies zu hindern und das belagerte Mastricht zu befreien, vereinigte der Prinz von Koburg sein aus 40,000 Östreichern bestehendes Heer hinter der Roer und überschritt am 1. März diesen Fluß bei Düren und Jülich in zwei Colonnen. Die erste, aus der Avantgarde unter dem Erzherzog Karl und dem linken Flügel unter dem Feldmarschallieutenant Prinz von Würtemberg bestehend, umging die verschanzte Stellung der Franzosen hinter Eschweiler in der linken Flanke, beschoß sie mit 14 Kanonen, warf einige Escadrons Husaren in den Rücken der Franzosen und stürmte

die Verschanzung in der Fronte. Bald flohen die Franzosen in wilder Verwirrung und etwas später hatte auch das bei A. aufgestellte Corps dadurch, daß die östr. Hauptmacht den bei Jülich hinter der Roer stehenden Feind warf und auch die letzte Stellung bei A. einnahm, gleiches Schicksal. Die Franzosen verloren gegen 6000 Todte und Verwundete und 4000 Gefangene. Am folgenden Tage wurden Aachen und Lüttich genommen, Mastricht entsetzt und die Franzosen lebhaft verfolgt. Sie setzten sich bei Neerwinden, verstärkt durch das Corps, welches in Holland einfallen sollte, wurden aber hier am 18. März von Neuem geschlagen.

Alderman, das angelsächs. Äldorman (Ältester) wie das Senior und Major der Franken. Der Vorsteher einer jeden Genossenschaft führte diesen Namen, besonders die Oberbeamten und Anführer der Kreise (Shires, Grafschaften) und die Ältesten (Senatores) des ganzen Reichs, die in den Volksversammlungen (Wittenagemot) stimmten. In Kriegszeiten standen sie an der Spitze der Kriegsvölker ihrer Grafschaften. Anfänglich wurden sie von den Königen ernannt, später von den Freigutbesitzern erwählt. Nach der dän. Eroberung wurde der Name durch die dän. Jarls (Earls) verdrängt. Jetzt ist er nur noch bei städtischen Obrigkeiten und Zünften übrig. Auch in den Vereinigten Staaten gibt es städtische Beamte dieses Namens.

Aldinen nennt man die Drucke, welche aus den Officinen der Buchdruckerfamilie Manucci oder **Manutius** (s. d.) hervorgegangen sind. Durch innern Werth wie durch äußere Ausstattung sich gleichmäßig empfehlend, haben sie sowol die Achtung der Gelehrten als die Aufmerksamkeit der sammelnden Bücherfreunde sich erworben. Viele von ihnen sind die ersten Ausgaben griech. und röm. Classiker und zum Theil solcher, welche seitdem nicht wieder gedruckt worden sind, z. B. Rhetores graeci, Alexander Aphrodisiensis; andere enthalten einen aus Manuscripten kritisch berichtigten Text neuerer classischer Schriftsteller (Petrarca, Dante, Boccaccio u. A.). Alle zeichnen sich in der Regel durch eine besondere Correctheit des Druckes aus, die griech. stehen aber den lat. und ital. etwas nach. Zugleich machen diese Drucke, vorzüglich die von Aldus dem Vater, in mehrer Hinsicht Epoche in der Geschichte der Buchdruckerkunst, indem er sich großes Verdienst um die Verschönerung der Typenarten erwarb. Von griech. Typen, mit welchen vor ihm noch Niemand so viel und so schön gedruckt hatte, ließ er nach und nach 9, sowie von den lat. 14 Arten fertigen. Von letztern ist die Antiqua, mit welcher „Bembus de Aetna" (1495, 4.) gedruckt ist, ein Meisterstück; weniger schön ist die von Francesco aus Bologna geschnittene Cursiv, welche dem Aldus, der sich ihrer zu seiner Sammlung von Handausgaben älterer und neuerer Classiker in Octav (zuerst im Virgil 1501) bediente, ihre Verbreitung verdankt. Selbst von hebr. Schriften besaß er drei verschiedene Arten. Verzierungen der Anfangsbuchstaben, Röschen, Vignetten u. s. w. liebte er nicht und bediente sich ihrer nie; die „Hypnerotomachia Poliphili" von 1499, Fol., ist sein einziger, mit einigen Verzierungen dieser Art und mit Holzschnitten versehener Druck. Sein Papier ist durchgängig stark und weiß; er war der erste Drucker, welcher einige Exemplare auf besseres, feineres oder stärkeres Papier abzog (zuerst die „Epistolae graecae" von 1499). Auch lieferte er seit 1501 in der Ausgabe des Philostratus einzelne Exemplare auf Großpapier und 1514 die ersten Drucke auf blauem Papier; es waren einige Exemplare von den „Libris de re rustica" und dem Quintilianus. Pergamentdrucke gelangen ihm unübertrefflich schön. Seine Druckerschwärze ist von vorzüglicher Güte. Und doch waren die Preise so billig, daß sein Aristoteles in fünf Foliobänden nur 11 Dukaten oder nach damaligem Curse 23 Thlr. 4 Gr. 6 Pf. kostete. Unter des Aldus Sohne, Paul, und seinem Enkel, Aldus, sank die Officin. Als sie nach hundertjähriger Dauer, und nachdem sie 908 Drucke geliefert hatte, 1597 aufhörte, standen die andern Druckereien Italiens mit ihr auf gleicher Stufe. Da die Drucke dieser Officin, vorzüglich aus der ältern Periode, schon seit früher

Zeit mit Eifer gesucht wurden, so fanden die lyoner Drucker und die Giunti zu Florenz seit 1502 ihren Vortheil durch trügerische und schlechte Nachdrücke. Häufig wurden selbst noch zu Anfange des 19. Jahrh. die Aldinen gesammelt; allein gegenwärtig hat sich die Aldomanie, namentlich unter den Deutschen, sehr verloren. Besonders selten sind die „Horae b. Mariae virginis" von 1497 (schon mit 100 Dukaten bezahlt), der Virgil von 1501 und die „Rhetores graeci", um der höchst seltenen Drucke aus den J. 1494—97 nicht zu erwähnen. Die vollständigsten Sammlungen besitzen der par. Buchhändler Renouard und der Großherzog von Toscana. Zu Renouard's trefflicher Monographie über diese Officin erschien 1812 ein Supplementband, und von seinen „Annales de l'imprimerie des Aldes, ou hist. des trois Manuce et de leurs éditions etc." die zweite Aufl. Par. 1825, in 3 Bdn. Ein Verzeichniß aller echten Aldinen liefert der Anhang des 1. Bds. von Ebert's „Bibliogr. Lex.". Vgl. Hain's „Repertorium bibliographicum" (Bd. 1 und 2, Stuttg. 1827—31).

Aldini (Antonio), geb. 1756 zu Bologna, ward Professor der Rechte in seiner Vaterstadt, und da diese in der Revolution sich vom Kirchenstaate trennte, als Abgeordneter nach Paris geschickt. Nach seiner Rückkehr trat er in den Rath der Alten der cisalpinischen Republik, ward 1801 Glied der lyoner Consulta, später Präsident des Staatsraths, aus welchem er bald wieder ausgeschlossen wurde, und 1805 ital. Minister-Staatssecretair und Graf. Mit außerordentlichem Aufwande hatte er im Park von Montmorency bei Paris eins der schönsten Schlösser erbaut, welches 1815 zerstört ward. Seit 1819 gewann A. auch das Zutrauen der östr. Regierung, lebte in Mailand und starb zu Pavia am 5. Oct. 1826. Kurz vor seinem Tode überbrachte ihm Antommarchi den Abschiedsgruß von Napoleon, der sich seiner bis zum letzten Augenblicke mit Achtung erinnert hatte. — Sein Bruder, **Giorgio**, Prof. der Physik in Bologna, ital. Staatsrath und Ritter, bekannt durch mehre Schriften über den Galvanismus, erfand 1827 eine doppelte Hülle, den Körper feuerfest zu machen. Die äußere besteht in einem Netze von Metall, die innere aus starkem in Alaun getränkten Tuche. Mehre erst 1832 zu Wien angestellte Versuche bewähren seine Erfindung.

Aldobrandini'sche Hochzeit, ein antikes Frescogemälde, welches eine Hochzeit darstellt und unweit Sta.-Maria Maggiore, da, wo ehemals des Mäcenas Gärten waren, zur Zeit Clemens VIII. aufgefunden und zuerst in die Villa des röm. Fürsten Aldobrandini gebracht wurde, woher es den Namen erhielt. Winckelmann hielt es für die Hochzeit des Peleus und der Thetis, der Graf Bondi für die des Manlius und der Julia. Vergl. Böttiger, „Aldobrand. Hochzeit" (Dresd. 1810, 4.).

Alekto, s. **Eumeniden**.

Alemannen, d. i. Alle Mannen oder Allerlei Mannen, ein Kriegsbund mehrer deutschen Stämme, die zu Anfange des 3. Jahrh. sich dem röm. Gebiete näherten. Ihre Wohnsitze erstreckten sich auf der Ostseite des Rheins vom Bodensee, der Alb und der Donau bis an den Main und die Lahn; gegen O. grenzten sie an die Sueven, und oberhalb derselben an die Burgunder. Die Hauptvölker des alemannischen Bundes waren die Tencterer, Usipeter, Chatten und Vangionen. Caracalla focht mit ihnen zuerst am Südrhein 211 n. Chr., ohne sie zu besiegen; dann Severus. Erst Maximinus überwand sie, 236, und trieb sie nach Deutschland zurück. Als sie aber nach dessen Tode wieder in Gallien einfielen, schlug sie Posthumius, verfolgte sie bis in Deutschland und befestigte die Grenze mit Wällen und Gräben, wovon die Schanzen bei Pföring an der Donau, der durch das Fürstenthum Hohenlohe bis nach Jaxthausen sich hinziehende Wall und der Pfahlgraben auf der Nordseite des Mains Überbleibsel sind. (S. **Teufelsmauer**.) Die A. ließen aber von ihren kriegerischen Streifzügen nicht ab und wurden nach einander

von Lollianus, des Posthumius Nachfolger, vom Kaiser Probus, 282, später von Konstantinus Chlorus zurückgeschlagen. Dennoch eroberten sie während der Unruhen im Reich, und bis Konstantinus einziger Herr der Monarchie wurde, den Landstrich von Mainz bis über Strasburg. Endlich wurde Julian 357 als Cäsar nach Gallien geschickt. Er vertrieb die A. wieder und zwang ihre Fürsten, deren es damals acht gab, um Frieden zu bitten. Ihre gesammte Kriegsmacht betrug in dem Hauptreffen gegen Julian 35,000 M. Bei der Völkerwanderung waren die A. unter den Haufen, welche Gallien überschwemmten. Sie verbreiteten sich am ganzen Westrhein, und in der letzten Hälfte des 5. Jahrh. über ganz Helvetien. Chlodwig endlich brach ihre Macht 496, unterwarf sie und entzog ihnen einen großen Theil ihrer Besitzungen. Viele flüchteten sich zu Theodorich, König der Ostgothen, nach Italien und in die Alpen; die meisten kehrten in ihr Vaterland zurück. Über die A. des Mittelalters vgl. Trudpert's „Neugart Annales A. s. Episcopatus Constantiensis" (Stuttg. 1830).

Alembert (Jean-le-Rond d'), einer der berühmtesten Mathematiker und ausgezeichnetsten Literatoren des 18. Jahrh., geb. zu Paris am 16. Nov. 1717, wurde von seinen Ältern, der Frau von Tencin und dem Dichter Destouches, ausgesetzt. Das Kind schien so schwach, daß es der Polizeicommissair, der es aufhob, nicht in das Findelhaus schickte, sondern der Sorgfalt einer armen Glaserfrau übergab. Vielleicht hatte er dazu einen geheimen Auftrag, denn obwol A.'s Ältern sich nie öffentlich zu erkennen gegeben haben, so entzogen sie ihm doch ihre Sorgfalt nicht, und sein Vater setzte ihm in der Folge eine Rente von 1200 Livres aus. A. zeigte viel Leichtigkeit im Lernen; schon im zwölften Jahre ward er in das Collegium Mazarin aufgenommen, wo seine Lehrer in ihm einen neuen Pascal zur Aufrechthaltung der Sache der Jansenisten gefunden zu haben meinten. Er schrieb in den ersten Jahren seiner Studien einen Commentar über die Epistel Pauli an die Römer; doch bald fesselte ihn ganz das Studium der Mathematik. Er verließ das Collegium, studirte die Rechte und ward Advocat, beschäftigte sich aber stets, wiewol von Hülfsmitteln entblößt, mit der Mathematik. Zwei Schriften über die Bewegung fester Körper in einer Flüssigkeit und über die Integralrechnung zeigten ihn in einem so günstigen Lichte, daß die Akademie der Wissenschaften ihn 1741 unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Er schrieb hierauf den „Traité de dynamique" (Par. 1743) und den „Traité des fluides" (Par. 1745), gewann 1746 durch seine „Theorie der Winde" den von der berl. Akademie ausgesetzten Preis und ward zum Mitgliede derselben ernannt. Unter den Denkschriften, welche er dieser Akademie übergab, zeichnen sich zwei über die reine Analysis und eine über die Schwingungen der Saiten aus. Auch nahm er Theil an den Untersuchungen, welche Newton's Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollständigten. Während Euler und Clairaut damit beschäftigt waren, übergab er 1747 der Akademie der Wissenschaften eine Auflösung des Problems, wodurch bestimmt werden soll, welche Störungen die gegenseitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachen, und wie diese Bewegung beschaffen sein würde, wenn sie nur ihrer Schwere gegen dieses Gestirn folgten. Er setzte diese Arbeiten mehre Jahre fort und schrieb nach und nach seine Untersuchungen über verschiedene wichtige Punkte des Weltsystems, über das Vorrücken der Nachtgleichen, seinen Versuch über den Widerstand flüssiger Körper und eine Menge anderer Abhandlungen. Die vorherrschende Neigung für die Mathematik hatte auf einige Zeit seine frühere Liebe für andere Zweige der Wissenschaften eingeschläfert. Mit seiner Einleitung zur Encyklopädie, welche stets ein Muster klarer und würdiger Darstellung bleiben wird, betrat er eine neue Bahn. A. gab hier den Kern seiner durch 20jährige Studien erworbenen mathematischen, philosophischen und literarischen Kenntnisse, und das war der Kern alles Dessen, was man überhaupt damals von diesen Gegenständen in Frankreich wußte. Er übernahm den mathe-

matischen Theil der Encyklopädie und arbeitete selbst eine Menge trefflicher Artikel. Jetzt verband A., der bald auch in die franz. Akademie trat, mit seinen mathematischen Forschungen historische und andere literarische Arbeiten. Seine Schriften fanden wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit Beifall; sie zeichnen sich sämmtlich durch Reinheit des Styls und durch Kraft der Gedanken aus. Obwol er wegen der Encyklopädie Verfolgungen und von der Regierung seines Vaterlandes Zurücksetzung erfuhr, so folgte er doch weder den Einladungen Friedrich II., sich in Berlin niederzulassen, noch den Anerbietungen der russ. Kaiserin, die ihm eigenhändig die Erziehung ihres Sohnes Paul antrug. Von den Ausländern lernte sein Vaterland seinen Werth kennen, und der König von Preußen gab ihm ein Jahrgeld, als ihm die par. Akademie der Wissenschaften den Gehalt verweigerte. Bei einer immer nur mäßigen Einnahme war er doch überaus wohlthätig. Länger als 30 Jahre lebte er höchst einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ diese Wohnung nur, als seine Gesundheit ihn dazu nöthigte. Sein ebenso zartes als dauerndes Verhältniß zur l'Espinasse beweist, daß er ein gefühlvolles Herz hatte. Er vermied die Gesellschaft der Großen und suchte nur den Umgang solcher Personen, denen er sich mit der ganzen Heiterkeit und Freimüthigkeit seines Charakters hingeben konnte. Das Ansehen, dessen er genoß, seine Freundschaft mit Voltaire und seine Verdienste zogen ihm viele Feinde zu. In Hinsicht der Religion scheint er ein behutsamer Naturalist gewesen zu sein. Er starb am Stein, weil er sich der Operation nicht unterwerfen wollte, am 29. Oct. 1783. Friedrich II., der ihn 1763 persönlich kennen gelernt hatte, unterhielt mit ihm einen Briefwechsel, der nach Beider Tode im Druck erschienen ist und eine höchst angenehme Unterhaltung gewährt. Seine Feinde sagten, er sei ein guter Geometer unter den Literatoren und ein guter Literator unter den Geometern. Die Wahrheit ist, daß er in der Geometrie zwar noch höher steht als in andern literarischen Leistungen, daß aber, vermöge des Einflusses, den der Styl auf das Schicksal der Schriften jeder Art hat, seine literarischen Werke bleibenderes Interesse behalten werden als seine mathematischen. Jene sind gesammelt in den „Oeuvres philosophiques, historiques et littéraires de d'A." (18 Bde., Par. 1805).

Alençon, Hauptstadt des franz. Departements Orne, an der Sarthe, mit 14,500 Einw., einer öffentlichen Bibliothek und bedeutenden Fabriken in Spitzen, Baumwolle und Linnen. Ausgezeichnet waren sonst die alençonschen Spitzen (points d'Alençon) mit durchbrochenen Mustern und Blumen, von denen die Elle 8—150 Francs kostete und deren Fertigung gegen 3000 Frauen beschäftigte. In der Nähe findet man die alençonschen Brillanten. Durch die Vertheilung der Grundstücke wurde die umliegende Gegend reicher und dadurch die Stadt wieder betriebsamer. Unter dem Titel eines Herzogthums wurde der Bezirk A. in frühern Zeiten öfter kön. Prinzen verliehen, zuletzt noch durch Ludwig XVI. 1774 seinem Bruder, dem Grafen von Provence.

Aleppo, s. **Haleb**.

Alesia, Hauptstadt der Mandubier, einer gall. Völkerschaft im heutigen Burgund, war eine bedeutende Festung, deren Belagerung und Bezwingung Cäsar's größte Waffenthat ist. Cäsar schlug die Gallier unter Vercingetorix und schloß sie in A. ein; 80,000 M. standen in der Stadt, die Cäsar mit 60,000 belagerte. Um sie auszuhungern, baute er schnell eine Contravallationslinie gegen die Festung. Vergebens versuchte Vercingetorix Ausfälle; er entbot darauf alle Gallier zu den Waffen, und bald erschienen 250,000 M. vor dem Lager. Cäsar hatte indessen auch die Circumvallationslinie fertig, um sich durch Brustwehr, einen starken Palissadengraben und eine mehrfache Reihe Wolfsgruben gegen die Anfälle von Außen zu schützen, und der Angriff der 330,000 Gallier in Front und im Rücken der Römer war ohne Erfolg. Nirgend gelang es ihnen die Linien der Römer zu übersteigen. Vercingetorix mußte sich endlich ergeben, nachdem die ganze

Völkerschaft der Mandubier, von den Galliern zur Stadt herausgetrieben, zwischen beiden Lagern verhungert war. Später kam A. wieder in einen blühenden Zustand und ward erst 864 von den Normannen zerstört. Spuren von Brunnen, Wasserleitungen, zerbrochenen Ziegeln, Münzen u. dgl. zeigen das ehemalige Dasein einer Stadt auf dem jetzt mit Feldern bedeckten Platze beim Flecken Alise im Departement Côte d'Or an.

Alessandria, mit dem Beinamen della paglia, Stadt und Festung in Piemont, am Einfluß der Bormida in den Tanaro, in einer sumpfigen Gegend gelegen. Sie ward 1178 von den Cremonesern und Mailändern gegen Kaiser Friedrich I. erbaut und anfangs Cäsarea genannt, erhielt aber später, dem Papst Alexander III. zu Ehren, der ein Bisthum dorthin verlegte, ihren jetzigen Namen. Sie zählt 36,000 Einw., hat jährlich zwei sehr besuchte Messen und bildet den Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Genua, Turin und Mailand. Schon bei ihrer Erbauung zur Festung bestimmt, als Übergang über den Tanaro und die Bormida, und als wichtiger Straßenknoten stets in gutem Stand erhalten, war A. oft ein Gegenstand des Kampfes, wurde 1522 vom Herzog Sforza erobert und geplündert, 1657 von den Franzosen unter Prinz Conti vergeblich belagert, und 1707 von Prinz Eugen nach hartnäckiger Gegenwehr eingenommen. Kaiser Joseph I. überließ die Stadt erblich an den Herzog von Savoyen. Seit 1796 gehörte sie den Franzosen und war die Hauptstadt des Departements Marengo. Nach der Schlacht bei **Marengo** (s. d.) schloß hier am 16. Jun. 1800 der östr. General Melas mit Bonaparte einen Waffenstillstand, zu Folge dessen Oberitalien bis an den Mincio und 12 Festungen den Franzosen eingeräumt wurden. Jetzt bestehen die Befestigungen A.'s aus einer bastionnirten Umfassung der Stadt, aus einer sehr starken, in 6 Bastions und vielen Außenwerken bestehenden regulairen Citadelle am linken Ufer des Tanaro und aus einem Brückenkopf am rechten Ufer der Bormida. Eine steinerne Brücke verbindet Stadt und Citadelle. Über den Aufstand der Garnison in A. 1821 s. **Piemontesische Revolution**.

Aleüten (Ale-uten), eine russ. Inselgruppe, nach und nach entdeckt seit 1728, wodurch das Meer von Kamtschatka von dem nördl. Theile des Australoceans getrennt wird. Sie begreift in bogenförmiger Lage, von Kamtschatka bis Aljaschka hin, die Sasingan- oder nähern aleutischen Inseln, die Chao-, Negho- oder Andreanow'schen und die Kawalang- oder Fuchsinseln, zusammen über hundert Eilande (482 □M.), alle felsig, einige mit Vulkanen und heißen Quellen. Außer niedrem Gestrüppe gedeiht auf ihnen kein Baum, und Hausthiere findet man gar nicht. Überfluß ist an Fischen, See-Bären, -Hunden und -Ottern, sonst auch an Raub- und Pelzwild. Die Einw., ein Jäger- und Fischervolk, welche den Russen, die ihres Pelzwerks wegen zuweilen diese unwirthbaren Inseln besuchen, Tribut zahlen, sind durch den Druck der Beamten der russ.-amerik. Handelsgesellschaft, worüber Krusenstern auch Anzeige machte, durch übermäßigen Genuß des Branntweins und durch häufige Krankheiten sehr zusammengeschmolzen. Die größten Inseln sind: Unalaschka, in deren Nähe 1795 eine bis 1802 beständig dampfende Insel entstand, die Beringsinsel, wo 1741 der Seefahrer Bering starb, und Kodjak mit dem Hauptort Alexandria, wo der Sitz des Gouverneurs und die Hauptniederlage der Waaren ist.

Alexander der Große, Sohn Philipp's von Macedonien und der Olympia, einer Tochter des Neoptolemus von Epirus, war zu Pella 356 v. Chr. geboren. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgestattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Die Siege Philipp's betrübten ihn. „Mein Vater", rief er einst aus, „wird mir nichts zu thun übrig lassen!" Philipp gab ihm den Leonidas, einen mütterlichen Verwandten, und den Lysimachus, nachher den Aristoteles zum Erzieher und Lehrer. Dieser große Philosoph ließ ihn, vom Hofe entfernt, den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse durchlaufen, besonders be-

mühte er sich ihn in den einem Herrscher nöthigen Wissenschaften zu unterrichten, und schrieb für ihn ein Werk über die Kunst zu regieren, dessen Verlust zu bedauern ist. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, so suchte Aristoteles seinem Zögling auch die kriegerischen Tugenden einzuflößen. Er empfahl ihm daher das Lesen der Iliade und besorgte selbst eine Durchsicht derselben; dies von Aristoteles berichtigte Exemplar war das Lieblingsbuch A.'s, der sich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin gelesen zu haben. Zugleich bildete er seinen Körper durch gymnastische Übungen aus. Er war 16 Jahr alt, als Philipp, der gegen Byzanz auszog, ihm während seiner Abwesenheit die Regierung übertrug. Wunder der Tapferkeit verrichtete er in der Schlacht bei Chäronea 338, wo er die heilige Schar der Thebaner schlug. „Mein Sohn", sagte Philipp, als er ihn nach der Schlacht umarmte, „suche dir ein anderes Reich, denn das, welches ich dir hinterlasse, ist für dich nicht groß genug." Indessen entzweiten sich Beide, als Philipp die Olympias verstieß. A., der seine Mutter in Schutz nahm, floh, um der Rache seines Vaters zu entgehen, nach Epirus; bald aber erhielt er Verzeihung und kehrte zurück. Darauf begleitete er seinen Vater gegen die Triballier und rettete ihm hier im Kampfe das Leben. Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüstete sich zu einem Kriege gegen Persien, als er 336 v. Chr. ermordet wurde. A., noch nicht 20 Jahre alt, bestieg den Thron, bestrafte die Schuldigen, ging nach dem Peloponnes und ließ sich in der allgemeinen Versammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Persien ertheilen. Nach seiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballier feindlich gerüstet; er zog wider sie, erzwang den Durchzug durch Thracien und war allenthalben siegreich. Auf das Gerücht von seinem Tode hatten die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und, von Demosthenes aufgereizt, waren die Athener bereit sich mit ihnen zu vereinigen. Schnell rückte A., um diese Vereinigung zu hindern, vor Theben, das er, da es sich nicht unterwarf, eroberte und von Grund aus zerstörte. Er ließ von den Einw. 6000 niederhauen und 30,000 in die Sklaverei führen. Nur das Haus des Pindar und die Familie dieses Dichters blieben verschont. Diese Strenge erschreckte ganz Griechenland. Die Athener erfuhren ein minder hartes Schicksal; A. begnügte sich, die Verbannung des Charmides, der am erbittertsten gegen ihn gesprochen hatte, von ihnen zu fodern. Nachdem er Antipater zu seinem Stellvertreter in Europa ernannt und sich in einer allgemeinen Versammlung der griech. Völker als obersten Befehlshaber hatte bestätigen lassen, setzte er im Frühling 334 mit 30,000 M. zu Fuß und 5000 Reitern nach Asien über. Als er dem Granikus sich näherte, vernahm er, daß mehre pers. Satrapen ihn jenseit des Flusses mit 20,000 M. Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte A. sein Heer durch den Fluß und errang, nachdem er mit seiner Lanze des Darius Eidam, Mithridat, niedergestoßen und sich allen Gefahren preisgegeben, einen vollständigen Sieg. Die Macedonier, durch sein Beispiel ermuntert, warfen Alles vor sich nieder, und das ganze Heer setzte über den Fluß. Noch widerstanden die in Phalangen aufgestellten griech. Hülfsvölker der Perser; sie wurden bis auf 2000 M., welche in Gefangenschaft fielen, niedergehauen. Den gefallenen Kriegern hielt A. eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern Vorrechte. Die meisten Städte Kleinasiens, selbst Sardes, öffneten dem Sieger die Thore. Milet und Halikarnaß widerstanden länger. In allen griech. Städten stellte A. die Demokratie wieder her, löste bei seinem Durchzuge durch Gordium den gordischen Knoten mit seinem Schwerte, und eroberte Lycien, Jonien, Karien, Pamphilien und Kappadocien. Aber eine gefährliche Krankheit, die er sich durch ein Bad im Kydnus zuzog, hemmte seinen Lauf. Damals zeigte A. die ganze Hoheit seines Charakters. Indem sein Arzt, Philippos, ihm einen Trank reicht, empfängt er einen Brief vom Parmenio, der ihm meldet, daß Philippos von Darius bestochen sei, um seinen König zu vergiften. A. gibt dem Arzte den Brief und nimmt in demsel=

den Augenblicke den Trank. Kaum hergestellt, rückte A. gegen die Engpässe Ciliciens vor, wohin sich Darius, statt seinen Gegner in den Ebenen Assyriens zu erwarten, unvorsichtig mit einem ungeheuern Heere begeben hatte. Bei Issus, zwischen dem Meer und den Gebirgen, kam es zur zweiten Schlacht. Die unentwickelten Streitmassen der Perser wurden von den einbrechenden Macedoniern in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leisteten 30,000 Griechen, im Solde des Perserkönigs, längern Widerstand; aber auch sie mußten endlich weichen und in die Hand des Siegers fielen alle Schätze und die Familie des Darius, die von ihm auf das edelmüthigste behandelt wurde. Den König, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, sondern zog, um ihn vom Meere abzuschneiden, nach Cölesyrien und Phönizien. Hier bekam er von Darius Briefe, worin dieser auf Frieden antrug. A. antwortete: wenn er sich zu ihm verfügen wolle, werde er ihm nicht nur seine Mutter, Gemahlin und Kinder ohne Lösegeld, sondern auch sein Reich zurückgeben. Diese Antwort konnte nicht zur Entscheidung führen. Der Sieg bei Issus öffnete den Macedoniern alle Straßen. A. besetzte Damaskus, wo sich der kön. Schatz befand, und versicherte sich aller Städte längs des mittell. Meeres. Tyrus, durch seine feste Lage kühn gemacht, widerstand ihm, ward aber nach sieben Monaten unglaublicher Anstrengungen erobert und zerstört. Siegreich durchzog er darauf Palästina, wo sich ihm alle Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schicksal theilte, unterwarfen. Ägypten, des Jochs der Perser müde, empfing ihn als Befreier. Er stellte, um seine Herrschaft zu befestigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche wieder her und gründete Alexandrien, das eine der ersten Städte der alten Welt wurde. Von da zog er durch Libyens Wüsten, um das Orakel des Jupiter Ammon um Rath zu fragen, und mit der Rückkehr des Frühlings gegen Darius, der in Assyrien ein Heer versammelt hatte und A.'s Friedensvorschläge verwarf. Bei Gangamela unweit Arbela kam es 331 zur Schlacht. Ungeachtet der ungeheuern Überlegenheit seines Gegners war A. keinen Augenblick über den Sieg zweifelhaft. An der Spitze der Reiterei griff er die Perser an und schlug sie in die Flucht; aber erst nachdem er sie völlig zerstreut hatte, kam er seinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdeß hart bedrängt worden war. Sein Wunsch war, den Perserkönig selbst gefangen zu nehmen, und in der That rettete sich dieser nur, indem er sein Heer, sein Gepäck und alle Schätze dem Sieger preisgab, durch die Geschwindigkeit seines Rosses. Babylon und Susa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der nun gegen Persepolis, Persiens Hauptstadt, zog. Der einzige Paß dahin, Pylä Persidis, wurde noch von 40,000 M. unter Ariobarzanes vertheidigt. A. griff sie im Rücken an, sprengte sie auseinander und zog triumphirend in Persepolis ein. Hier endigen A.'s ruhmreichste Tage. Herr des größten Reichs der Erde, wird er der Sklave seiner Leidenschaften, überläßt sich dem Übermuth und der Ausschweifung, zeigt sich undankbar und grausam und vergießt im Schooße der Wollust das Blut seiner tapfersten Feldherren. Bisher nüchtern und mäßig, sinkt dieser Held, der den Göttern durch Tugend gleich zu sein strebte und sich selbst einen Gott nannte, zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Persepolis, dieses Wunder der Welt, wird in der Trunkenheit von ihm in Brand gesteckt und in einen Aschenhaufen verwandelt. Beschämt über diese Schandthat, brach A. mit seiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Bessus, Satrap von Baktriana, den König gefangen halte, beschleunigte er seinen Marsch, in der Hoffnung, ihn zu retten, allein er fand ihn tödtlich verwundet (330) an der Grenze Baktrianas und beweinte ihn. Nachdem er mit allen bei den Persern üblichen Gebräuchen den Leichnam seines unglücklichen Feindes hatte bestatten lassen, eroberte er Hyrkanien, das Marsenland, Baktriana, und ließ sich zum Könige von Asien ausrufen. Jetzt entwarf A. noch riesenhaftere Plane, als eine Verschwörung in seinem eignen Lager ausbrach, in welche Philotas, des Par-

menio Sohn, verwickelt war. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ A. auch den Vater umbringen, doch diese Ungerechtigkeit erregte allgemeines Misvergnügen. Zugleich drohten in Griechenland der Macht A.'s große Gefahren. Agis, König von Sparta, hatte 30,000 Mann versammelt, um das macedon. Joch zu zertrümmern; aber Antipater eilte mit einem starken Heere herbei, schlug die Spartaner und löste das Bündniß der Griechen auf. A. durchzog indeß mitten im Winter den Norden des damals bekannten Asiens, weder durch den Kaukasus noch durch den Oxus gehemmt, und kam bis zum kasp. Meere, das den Griechen noch fremd war. Unersättlich nach Ruhm und Eroberungen dürstend, verschonte er selbst die Horden der Scythen nicht. Bei seiner Rückkehr nach Baktriana versuchte er vergebens durch angenommene pers. Tracht und Sitten die Perser zu gewinnen. Im Jähzorn tödtete er hier, als sich im Heere Unzufriedenheit zeigte, den Klitus, einen seiner tapfersten Feldherren, bei einem Trinkgelage, was er nachher bitter bereuete. Im folgenden Jahre unterwarf sich A. ganz Sogdiana, und vermählte sich hier mit Roxane, Tochter des feindlichen Anführers Oxyantes, einer der schönsten Jungfrauen Asiens, die er zu seiner Gefangenen gemacht. Zu Baktra wurde eine neue Verschwörung entdeckt, an deren Spitze Hermolaus und Kallisthenes standen. Die Schuldigen wurden zum Tode verurtheilt, Kallisthenes aber verstümmelt in einem eisernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis er durch Gift seine Martern endigte. Nach Besiegung aller seiner Feinde schien ihm das damals kaum dem Namen nach bekannte Indien eine würdige Eroberung. Er ging über den Indus und schloß mit Taxilus, dem Fürsten der Landschaft, ein Bündniß, das ihm Hülfstruppen und 130 Elefanten verschaffte. Von Taxilus geführt, marschirte er gegen den Fluß Hydaspes, dessen Übergang Porus, ein anderer König, mit seinem Heere streitig machte. A. besiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, setzte ihn jedoch in sein Reich wieder ein. Darauf durchzog er Indien als Herr des Landes, legte griech. Colonien an und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, seinem am Hydaspes getödteten Pferde Bucephalos zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken wollte er bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren des Heeres ihn am Hyphasis zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkstelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte bauen und schiffte mit einem Theil seines Heeres den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf diesem Zuge hatte er mehre ind. Fürsten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er schwer verwundet. Nach seiner Genesung zog er weiter, segelte den Indus hinab und kam zu dem Weltmeer. Nearch, der Führer der Flotte, segelte hierauf nach dem pers. Meerbusen, während A. zu Lande den Weg nach Babylon einschlug. Hier hatte er ungeheure Wüsten zu durchziehen, wo sein Heer, ohne Wasser und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben wurde. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Persien zurück. Unterwegs stillte er verschiedene ausgebrochene Unruhen und setzte Statthalter über die Provinzen. In Susa vermählte er sich mit zwei pers. Fürstinnen und beschenkte diejenigen Macedonier, die Perserinnen geheirathet hatten, weil seine Absicht war, beide Völker zu vereinen. Auch theilte er ansehnliche Belohnungen unter sein Heer aus. Zu Opis am Tigris erklärte er seine Absicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hause zu schicken; dies geschah, nachdem er die darüber entstandene Empörung nicht ohne Mühe gestillt hatte. Bald darauf verlor er seinen Liebling Hephästion durch den Tod. Sein Schmerz war grenzenlos; er ließ den Gestorbenen mit kön. Pracht bestatten. Als er nun von Ekbatana nach Babylon zurückkehrte, sollen die Magier ihm vorhergesagt haben, daß diese Stadt ihm verderblich sein würde. Er aber verachtete, auf die Vorstellungen seiner Freunde, ihre Warnungen, ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Gesandten ihn erwarteten, und war mit neuen Riesenplanen für die Zukunft beschäftigt, als er plötzlich

nach einem Gastmahle erkrankte und wenig Tage darauf, nachdem er zwölf Jahre und acht Monate regiert hatte, in seinem 32. Lebensjahre am 21. Apr. 323 v. Chr. starb. A.'s Leichnam wurde vom Ptolemäus zu Alexandrien in einem goldenen Sarge beigesetzt, und nicht nur in Ägypten, sondern auch in andern Ländern wurde ihm göttliche Ehre erwiesen. Sein Sarkophag befindet sich seit 1802 im brit. Museum. A. hatte keinen Erben seines ungeheuern Reichs bestimmt, sondern auf die Frage seiner Freunde: wem er es hinterlasse, geantwortet: Dem Würdigsten. Nach vielen Unruhen erkannten seine Feldherren den blödsinnigen Arrhidäus, einen Sohn Philipp's und der Tänzerin Philinna, und des A. von Roxane nachgeborenen Sohn Alexander als Könige an, und theilten sich in die Provinzen unter dem Namen von Satrapien. Perdikkas, dem A. sterbend seinen Ring gegeben hatte, ward erster Minister des unmündigen Königs. Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius sind Quellen für die Geschichte A's. Die Erzählungen von A., wie sie das Mittelalter hat, sind aus pers. und arab. Schriften geschöpft und mit fabelhaften Zügen ausgeschmückt. Vgl. St.-Croix's „Exam. critique des historiens d'A." (Par. 1804, 4.) und van der Lhys „Tabula geograph. imperii A. Magni" (Leyd. 1828, 4.).

Alexander Newskoi, ein moskowit. Held und Heiliger, geb. 1219, war der Sohn des Großfürsten Jaroslaw. Um das von allen Seiten, besonders aber von den Mongolen bedrängte Reich besser vertheidigen zu können, zog Jaroslaw von Nowgorod aus und ließ seine Söhne, Fedor und Alexander, von denen der Erstere bald starb, als Statthalter zurück. Obschon A. mit Macht sich den andringenden Feinden entgegenstellte, kam Rußland dennoch 1238 unter mongol. Hoheit. Darauf vertheidigte A., Fürst von Nowgorod, die westl. Grenze gegen die Dänen, Schweden und die Ritter des deutschen Ordens. Wegen des glänzenden Sieges, den er 1241 an der Newa über die Schweden erfocht, erhielt er seinen Beinamen. Auf dem mit Eis bedeckten Peipussee schlug A. 1242 die Schwertritter. Nach seines Vaters Tode, 1245, wurde A. Großfürst zu Wladimir und starb 1263. Die Dankbarkeit seiner Landsleute feierte den Helden in Volksliedern und erhob ihn zum Heiligen; Peter der Große ehrte sein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Klosters zu Petersburg an der Stelle, wo A. seinen Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newskiordens, den Katharina zuerst 1725 verlieh.

Alexander Sevērus, röm. Kaiser, geb. 208 n. Chr., Vetter, Adoptivsohn und Nachfolger des Heliogabalus. Die sorgfältigste Erziehung, die er von seiner Mutter Julia Mammäa erhalten hatte, machte A. zu einem der besten Fürsten in einem Zeitalter und auf einem Throne, wo Tugenden für den Regenten gefährlicher waren als Laster. Sein Regentenleben, 222 — 235 n. Chr., füllt eins der schönsten Blätter in der Geschichte einer verderbten Zeit. A. suchte den Umgang der Gelehrten; zwei wackere Männer, Paulus und Ulpian, waren seine Rathgeber. Plato („Von der Republik") und Cicero („Von den Pflichten") waren nebst Horaz und Virgil seine Lieblingsschriftsteller. Sorgfältig sah er darauf, daß Ämter nicht dem listigen Bewerber, sondern allein dem Verdienste ertheilt wurden. Obgleich Heide, kannte er den schönen Spruch Christi: „Was du willst, das dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch!" so gut, daß er ihn nicht nur, so oft Übelthäter auf den Richtplatz geführt wurden, durch den Herold ausrufen, sondern ihn sogar zur Inschrift öffentlicher Gebäude und seines Palastes wählte. Originell und charakteristisch in mehr als einer Hinsicht ist die Art, wie er einen Hochverräther behandelte. Der röm. Senator, Ovinius Camillus, reich und aus einer der angesehensten Familien, aber ein Weichling der ersten Classe, wollte sich auf den Thron schwingen. Kaum erfuhr dies A., so ließ er den Ovinius zu sich rufen, dankte ihm, daß er sich entschlossen habe die schwere Bürde der Regierung freiwillig zu übernehmen, ging darauf mit ihm in den Senat und erklärte ihn zu seinem Reichsgenossen. Ovinius, anfangs voll Todesangst, ließ sich die Wohnung im Palast, den kais. Schmuck und die äußern Ehrenbezeigungen wohlgefallen Aber bald überhäufte

ihn A. so mit Geschäften aller Art, daß der Reichsgehülfe kaum zu Athem kommen konnte. Da brach ein Krieg aus mit Artaxerxes, dem Stifter des neupers. Reichs in Parthien, und Ovinius begleitete das Heer mit einer Menge Küchenwagen und anderm Gepäck. Allein A., der meistens zu Fuß marschirte, bat ihn, als guter Soldat Allen zum Beispiel sich dieser kleinen Unbequemlichkeit zu unterziehen. Ovinius wollte dem A. nicht nachstehen und marschirte. Doch schon nach wenig Stunden war er so erschöpft, daß A. ihn zu Pferde steigen, und da er auch dies nicht lange aushalten konnte, wieder in den Wagen setzen ließ. Doch auch hier gab es keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Berichte kamen von allen Gegenden, und Befehle mußten nach allen Seiten gegeben werden. Der Feind war in der Nähe; A. immer voran, und mit ihm mußte es Ovinius sein. Da ward diesem die Furcht vor dem Feinde peinlicher als der Tod selbst und er erklärte endlich, daß er lieber sterben als länger auf dem Throne bleiben wolle. A. lachte und erlaubte ihm abzudanken. Unter guter Bedeckung schickte er ihn nach Italien zurück, wo Ovinius als Privatmann auf seinen Landgütern und auf seinen weichen Polstern der Kaisernoth vergaß. Leider ward der treffliche A., als er zum Schutze der Grenzen gegen die Deutschen an den Rhein zog, von den über die strenge Mannszucht erbitterten Soldaten in seinem Zelte bei dem Dorfe Sicklingen unweit Mainz mit seiner Mutter ermordet. Hierauf erhob sich der militairische Despotismus, und Roms Macht sank in Trümmern.

Alexander VI., ein in der Geschichte berüchtigter Papst, geb. zu Valencia in Spanien 1430, bestieg den h. Stuhl 1492. Er hieß Rodrigo Lenzuoli, nahm aber den alten und berühmten Familiennamen seiner Mutter Borgia an. Seine Jugend bezeichnete er mit Ausschweifungen; doch mangelte es ihm nicht an Talenten. Mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Frau, Rosa Vanozza, zeugte er fünf Kinder, die er als Papst zu erheben suchte. Cesare **Borgia** (s. d.) und Lucretia sind die bekanntesten. Lucretia war viermal vermählt und einer blutschänderischen Verbindung mit ihrem Vater und ihren Brüdern verdächtig. Die Cardinalswürde erhielt A. vom Papst Calixtus III., seinem Oheim. Durch Bestechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo bahnte er sich nach Innocenz VIII. Tode den Weg zum päpstlichen Stuhle. Der lange Aufenthalt der Päpste in Avignon hatte das Ansehen und die Einkünfte derselben sehr vermindert. Um diesen Verlust zu ersetzen, suchte A. die Macht der ital. Fürsten zu vermindern, sich ihrer Besitzungen zur Bereicherung seiner Familie zu bemächtigen, und wandte dazu die abscheulichsten Mittel an. Auch auf andern Wegen wußte er unermeßliche Summen Geld aus den christlichen Staaten zu ziehen. Er schlichtete die Streitigkeiten, die zwischen den Königen von Portugal und Spanien wegen Amerika entstanden waren, und schied ihre Eroberungen 1494 durch eine Demarcationslinie, die er 360 Meilen westl. von den Azoren durch das Weltmeer zog. Er starb, 74 J. alt, 1503 an dem Gifte, das er und sein Sohn ihren Gästen bestimmt hatten, sie selbst aber durch Verwechselung erhielten.

Alexander I. Pawlowitsch, geb. 23. Dec. 1777, Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, Zar von Kasan, Astrachan, Polen (seit 9. Jun. 1815), Sibirien, dem taurischen Chersones, Großherzog von Finnland und Herzog von Holstein-Gottorp, bestieg den Thron am 24. März 1801, ward gekrönt am 27. Sept. dess. J. zu Moskau, vermählt am 9. Oct. 1793 mit Elisabeth (zuvor Luise Marie Auguste), Karl Ludwig's, Erbprinzen von Baden, dritter Tochter, und starb am 1. Dec. 1825. Dieser Monarch übte seit seiner Thronbesteigung, die Klopstock durch eine Ode „An die Humanität" feierte, das Ansehen eines mit despotischer Gewalt ausgerüsteten Herrschers gesetzmäßig, um Menschenfreundlichkeit als Grundlage seines Thrones festzustellen. Sein Vater nahm keinen Theil an seiner Erziehung, welche von der Kaiserin Katharina II. und dem Obersten Laharpe geleitet wurde. Seine Mutter, Marie, Herzogs Eugen von Würtemberg Tochter, besaß stets seine Liebe und sein Vertrauen. Laharpe erzog ihn ohne

politische und religiöse Vorurtheile in den weisern Grundsätzen eines aufgeklärten Zeitalters. Milde und Menschenliebe veredelten das Herz des „nordischen Telemach". Sein Oberhofmeister, Graf Nik. Soltikoff, erhielt von Katharina eine Vorschrift, nach welcher A. in Poesie und Musik keinen Unterricht bekommen sollte, weil zu viel Zeit darauf verwendet werden müßte, um darin einige Geschicklichkeit zu erlangen. Professor Kraft unterrichtete ihn in der Experimentalphysik, und Pallas kurze Zeit in der Botanik. — Die Regierungsgeschichte A.'s läßt sich in drei Perioden eintheilen. Die erste, die friedliche, war ganz der Ausführung der Entwürfe Peter des Großen und Katharina II., in Hinsicht auf die innere Verwaltung, gewidmet; die zweite, die kriegerische, entwickelte in den Kriegen mit Frankreich, Schweden, der Pforte und Persien von 1805—14 die Streitkräfte des Reichs und das Nationalgefühl des Volks; die dritte, die politische, gründete auf die Erfahrung und die Frucht der beiden frühern den Plan, Peter des Großen Wort wahr zu machen, das er vor 100 Jahren, 1714, in seiner Rede nach Besiegung der schwed. Flotte bei den Ålandsinseln aussprach: „Die Natur hat nur Ein Rußland geschaffen, und es muß keinen Nebenbuhler haben!" Diese dreifache Zeit hindurch hat A. mäßig, thätig, unermüdet durch unmittelbaren Briefwechsel oder persönliche Oberaufsicht regiert und dabei durch seine ebenso einfache als liebenswürdige Persönlichkeit die Herzen seiner Völker gewonnen. Seine Thätigkeit umfaßte Alles, was auf die Wohlfahrt des Reichs Bezug hatte, mit Einsicht und Wärme; für höhere Ansichten empfänglich, war der Gedanke eines christlichen Regentenbundes zuletzt aus seiner von religiösen Gefühlen durchdrungenen — sei es auch von Außen angeregten — Brust und aus seinem jeder großen Idee offenen Gemüthe hervorgegangen. Das Wichtigste, was sein Regentenleben auszeichnet, läßt sich auf Folgendes zurückführen. Er hat die Nationalbildung und das Volkserziehungswesen planmäßig begründet und entwickelt; er hat die innere Verwaltung zweckmäßiger geordnet, z. B. den Senat durch den Ukas von 1802, den Reichsrath und das Ministerium von acht Abtheilungen durch den Ukas von 1810, die Provinzialverwaltung in den Gouvernements u. s. w.; er hat den Gewerbfleiß der Nation entfesselt und Rußlands Welthandel erhoben; er hat das Heerwesen auf eine Höhe der Vollkommenheit gebracht, auf welcher man es zuvor noch nie gesehen; er hat in seinem Volke das Gefühl der Einheit, des Muthes und der Vaterlandsliebe glorreich entwickelt, und überall den Menschen als solchen geachtet; er hat endlich Rußland auf die erste Stelle und in den Mittelpunkt der politischen Ordnung von Europa und zum Theil von Asien erhoben. Auch darf man wohl behaupten, daß seit Alexander I. Rußland in Hinsicht der in den höhern Ständen und an dem Hofe verbreiteten Geschmacksbildung und Aufklärung, sowie der Zahl freisinnig und großartig um sich blickender Staatsmänner, keinem andern europäischen Staate nachstehe. Des Kaisers nächste Umgebungen waren theils geborene Russen, unter ihnen General Jermoloff, später Wolchonsky, Araktschejeff u. A., theils Fremde, unter diesen Diebitsch, früher einige Griechen, dann 1807—12 der franz. Gesandte, Graf von Caulaincourt. Unter dem Einzelnen, was A. gethan oder veranlaßt hat, müssen zuerst seine Bemühungen um die Ausbildung, Sprache und Literatur der slawischen Völkerschaften erwähnt werden, wodurch eine eigne originale slawische Bildung, wie die germanische, vorbereitet worden ist. Er hat sieben Universitäten, Dorpat, Kasan, Charkow, Moskau, Wilna, Warschau und Petersburg, errichtet oder neu gestaltet, 204 Gymnasien, Lehrerseminarien, und über 2000 niedere Bezirks- und Volksschulen, zum Theil nach Lancaster's Lehrart, gestiftet; er hat zur Verbreitung der Bibel in beinahe allen Gouvernements durch die Unterstützung der 1826 wieder aufgehobenen Bibelgesellschaften mehr beigetragen als irgend ein Souverain in Europa; auch ist durch kais. Stiftung eine neue Bildungs- und Erziehungsanstalt, das Lyceum in Odessa, zu Stande gekommen. Durch einen Ukas von 1817 wurden den Juden, welche zum Christenthum übertreten, bedeutende Vortheile

zugesichert. Zum Druck wichtiger Werke, wie Krusenstern's „Reise", Karamsin's „Geschichte Rußlands" u. a., hat er große Summen angewiesen; wissenschaftliches Verdienst hat er im In= und Auslande geschätzt und belohnt. Er kaufte seltene Sammlungen, wie Loder's anatomische Sammlung, Forster's mineralogische Schätze, der Fürstin Jablonowska Cabinet, Haubold's juristische Bibliothek. Auch berief er 1818 zwei Orientalisten aus Paris, Demange und Charmoy, nach Petersburg, um durch Unterricht das Studium der arab., armen., pers. und türk. Sprache zu befördern. Vorzüglich unterstützte er die Bildung junger talentvoller Männer, die er im Auslande reisen ließ. Damit stand in Verbindung, daß er überall seine Unterthanen der Geißel ihrer Zwingherren, der Adeligen, Bojaren und Starosten, zu entziehen suchte, ohne jedoch mit Gewalt das Recht zu erzwingen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft ward von ihm vor und nach dem Ukas vom 6. Mai 1816, der den Leibeignen in Ehstland einen Rechtsstand zusicherte, in Ehstland, Liefland und Kurland vorbereitet. Auch erklärte er, daß er auf den Krongütern keine Bauern mehr verschenken wolle. Das Ausbieten der Leute zum Verkauf in den Zeitungen wurde verboten, und einer Gesammtschaft von leibeignen Bauern erlaubt, sich von ihrem Erbherrn, dem verstorbenen Kanzler Rumjanzow, loszukaufen. Ebenso ernstlich wollte A. seinem Volke eine geordnete Gesetzgebung verschaffen; allein das bürgerliche Gesetzbuch erfodert noch immer viele Vorarbeiten. Die 1807 eröffnete Rechtsschule ging 1810 ein. Das bei der Knutstrafe ohne Freilassung übliche Ausreißen der Nasenwände und Brandmarken hob A. durch einen Ukas um 1817 auf. Auch schaffte er schon 1801 das sogenannte heimliche Gericht ab, vor welches insbesondere politische Verbrecher gezogen und durch Hunger, Durst und auf andere Art, jedoch nie durch körperliche Pein oder Folter, zum Bekenntniß gezwungen worden sein sollen. Endlich hat er den Misbräuchen der Gewalt der Statthalter durch vorbeugende Gesetze Einhalt gethan. Das Vorrecht der Adeligen, daß ihre Erbgüter in keinem Falle als Strafe eines Verbrechens eingezogen werden konnten, erhob er zum allgemeinen Recht für alle Unterthanen. Noch wirksamer war, was A. für die Manufacturen und den Handel in seinem Reiche gethan hat, z. B. die Einführung eines zweckmäßigern Zollsystems, die Verbesserung des Geldwesens seit der Errichtung eines Tilgungsfonds, die am 19. Mai 1817 gestiftete Reichskammerbank, die Anlage eines neuen Meßplatzes für Makariew zwischen der Oka und Wolga, die Stiftung einer neuen Messe zu Warschau 1817, die fortdauernde Erweiterung des Straßen= und Kanalbausystems, die Bewilligung eines Freihafens 1817 und anderer Vortheile für Odessa. Überhaupt hat sich der Zustand der Gewerbe seit 1804, wo man ihn aus Storch's „Gemälde" und aus dem „Compte rendu" des Ministers des Innern kennen lernte, sehr verbessert, besonders gegen das brit. Interesse in den Wollmanufacturen. Die ganze auswärtige Staatskunst, mehre Reisen um die Welt, die Gesandtschaft 1817 nach Persien, bei welcher sich der mit allen Planen Napoleon's in Hinsicht auf Indien und Persien bekannte Franzose Gardanne befand, die Sendung nach Kochinchina und nach Khiwa, die Verbindung mit den Vereinigten Staaten, mit Brasilien und Spanien, die Handels= und Schiffahrtsverträge mit der Pforte, die Niederlassungen endlich auf der Westküste von Nordamerika beweisen den richtigen Blick des russ. Cabinets in Hinsicht auf Rußlands Stellung im Welthandel. Daß der Kaiser solche Ideen anregen konnte, dazu haben seine Reisen im Auslande, selbst sein kurzer Aufenthalt in England, sein Umgang mit unterrichteten und geistvollen Männern und Frauen, vorzüglich aber seine öftern Reisen in den Provinzen seines Reichs, ihm Stoff gegeben; denn überall, auch an der Spitze des Heers, war er aufmerksam auf Alles, was seinem Volke Nutzen bringen konnte.

In der Geschichte des russ. Heerwesens unter A. macht der Friede zu Tilsit 1807 Epoche. Er eröffnete nicht blos den Weg zur Eroberung Finnlands 1809 und zweier Donaumündungen 1812, sondern er gab auch A. Zeit, die Unvollkom=

menheiten des bisherigen Militairsystems zu heben. Seitdem hat in kurzer Zeit das russ. Kriegswesen einen so vorzüglichen Grad innerer Ausbildung erhalten, daß die russ. Heere in dem letzten Kriege, was Ausrüstung, Kunstübung und Mannszucht betraf, den Beifall des Auslandes sich erwarben. Jenes selbstthätige und menschenfreundliche Eingreifen des Monarchen in alle Zweige der Verwaltung ist der Grund, warum die Nation an A. mit vollem Vertrauen hing. Er hat dies erfahren in der Zeit der Gefahr, damals aber auch bewährt, daß er würdig sei der Herrscher eines großen Reichs und einer tapfern Nation zu heißen. Als es galt, handelte A. mit Festigkeit; nie unterlag er jener Schwäche, welche nachgibt und nichts zu wagen versteht. Dadurch vereitelte er alle Berechnungen Napoleon's in Moskau. Welche Thätigkeit aber in der Kriegsverwaltung herrschte, wurde durch das russ. Heer, welches 1813 in Deutschland auftrat, und durch die Streitkräfte bewiesen, die A. 1815, 300,000 M. stark mit 2000 bespannten Kanonen, gegen Frankreich aufstellte. In der Politik A.'s ist der friedliche und religiöse Charakter derselben eine bemerkenswerthe Seite. Folgenreich war seine persönliche Freundschaft, wie man sie selten unter Monarchen erblickt, für den König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., die 1805 am Sarge Friedrich II. feierlich besiegelt wurde. Die hohe Tugend der unsterblichen Königin Luise war der Schutzengel dieses Bundes. A.'s Herz war von der reinsten Achtung für das Vortreffliche erfüllt, ohne daß sein Geist darum den Staatszweck Rußlands aus dem Auge verloren hätte. Bewunderung für Napoleon's glänzende Eigenschaften zog ihn auf dessen Seite hin; auch glaubte er, mit dem Kaiser der Franzosen gemeinschaftlich das Schicksal von Europa ordnen zu können. Deshalb hielt er mit ihm die Zusammenkunft in Erfurt, zu Ende Sept. 1808. Allein als er sah, daß der herrschsüchtige Eroberer ihn in politische Widersprüche verwickelte und ihm Gesetze vorschreiben wollte, die der Wohlfahrt des Reichs nachtheilig waren, behauptete er entschlossen seine Selbständigkeit. Es gelang ihm, durch die Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden zu Åbo, im Aug. 1812, Schweden mit sich zu verbinden, nachdem er im Mai d. J. die Pforte zum Frieden von Bukarescht bewogen hatte. Durch den Krieg 1812 erhob sich A.'s Staatskunst zu jenem höhern, frommen Charakter, der auch seine Staatsschriften bezeichnet. Sie umfaßte bald mit ihrem Blicke ganz Europa. Merkwürdig ist in diesem Sinne die Erklärung, welche A. zu Warschau den $\frac{10}{22}$. Febr. 1813 an die Völker Europas richtete. Sie bewies, daß man in Rußland damals den Zeitgeist wohl verstand, und mit den Völkern offen, deutlich und kräftig zu sprechen wußte. Noch feierlicher verhieß der aus Kalisch am 25. März 1813, im Namen A.'s und seiner Verbündeten, an die Deutschen erlassene Aufruf einen neuen, rechtlichen, auf Freiheit, Sicherheit, Wohlfahrt mittels einer angemessenen Verfassung abzweckenden Zustand. Überhaupt hat A.'s Staatssprache den erhabenen Styl des Orients mit europ.-christlicher Bildung in sich vereinigt; und die wichtigsten Aufsätze in Hinsicht der Gesammtangelegenheiten Europas erschienen in der petersburger Hofzeitung. Dahin gehört das Manifest vom 27. Jan. 1816, welches die politischen Grundsätze des Kaisers enthielt. In dem europ. Befreiungskriege (s. Russisch-deutscher Krieg) setzte sich A. persönlich der Gefahr aus, um den Muth seiner Truppen zu befeuern. Wie ritterlich einfach und dabei wohlwollend sein ganzes Betragen war, beweist das schöne und edle Verhältniß, in welches A. den General Moreau (s. d.) zu sich stellte. Unstreitig hat A.'s Persönlichkeit auch auf den Gang des Krieges in Frankreich viel eingewirkt. Er gewann durch seine anmuthvolle Offenheit das Vertrauen der Franzosen. Man wandte sich, wie gesagt wird, insgeheim von Paris aus an ihn; und er vorzüglich bestimmte Schwarzenberg's Marsch nach der Hauptstadt am 29. März 1814, welcher den Krieg glorreich endigte. Die Großmuth, mit welcher A. Paris und die Franzosen überhaupt behandelte, die strenge Mannszucht seiner Truppen, und die Zusicherungen, welche die Verbündeten auf A.'s Fürwort der Nation er-

theilten, erleichterten nicht nur die Rückkehr der Bourbons, welche der russ. Kaiser, ohne Rücksicht auf Legitimität, dem eignen Wunsche der Franzosen zu gewähren glaubte, sondern auch das Friedensgeschäft selbst. Er persönlich soll, nach Laharpe's Versicherung, Ludwig XVIII. bewogen haben, die Proclamation von St.-Ouen zu erlassen. Mit ähnlicher Großmuth behandelte er den abgesetzten Kaiser Napoleon; er achtete in ihm die Monarchenwürde ohne Rücksicht auf Geburtsrecht. Auch besuchte A. die Kaiserin Josephine und speiste bei ihr in Malmaison; er verwandte sich für den Prinzen Eugen Beauharnois und besuchte den Marschall Ney. Die Begeisterung der Pariser für ihn war grenzenlos. Am 1. Jun. 1814 ging er nach England, wo er mit Jubel empfangen wurde. Indeß scheint Manches hier einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Am 28. Jun. verließ er England, und am 25. Jul. traf er wieder in Petersburg ein, wo er den vom Senat ihm angetragenen Titel des „Gebenedeiten" ablehnte. Dieselbe Gesinnung sprach späterhin ein Ukas (Moskau, 27. Nov. 1817) aus, nach welchem den Geistlichen alles Lobpreisen des Monarchen untersagt werden sollte. Des Kaisers Anwesenheit in Wien während des Congresses war nicht allein der Eintracht der Fürsten und den freisinnigen Grundsätzen günstig, die man in die Congreßacte aufnahm, sondern sie vollendete auch das politische Übergewicht Rußlands durch die Behauptung des Königreichs Polen. Die poln. Verfassungsurkunde, welche Alexander von einigen Polen und seinen Staatsmännern in Wien entwerfen ließ, war die erste, welche dem Worte der Monarchen und den Erwartungen der Völker entsprach. Die Beharrlichkeit, mit welcher A. seinen politischen Grundsätzen treu blieb, bewies sich nicht allein gegen die Schweiz, die hauptsächlich ihm ihre Neutralität verdankt, und gegen die ionische Republik, sondern auch bei der Rückkehr Napoleon's von Elba in der Erfüllung des Tractats von Chaumont. A. kam jetzt zum zweiten Mal, am 11. Jul. 1815, in die Hauptstadt Frankreichs. Die strenge Mannszucht, welche seine Truppen beobachteten, erweckte neues Vertrauen zu Rußlands Politik, deren Einfluß auf das franz. Cabinet sichtbar den brit. verdrängte, vorzüglich seit Richelieu — bisher in russ. Diensten — an die Spitze des Ministeriums Ludwig XVIII. trat. Von dieser Zeit an zeigte sich Rußlands politisches Gewicht nicht blos im franz., sondern auch im span. Cabinete. Selbst der Hof von Rio Janeiro näherte sich Rußland, und das Königreich der Niederlande verband sich, wie Preußen, Würtemberg und andere Staaten, enger mit dem russ. Hofe. Vermittelnd nahm A. gemeinschaftlich mit den Mächten, die den Tractat von Chaumont geschlossen, an den europ. Gesammtangelegenheiten, z. B. an dem Abfall der span. Colonien und an dem Zwiste Spaniens mit Portugal wegen Monte Video Antheil. Auch ergriff er Maßregeln gegen die Seeräuberei der afrik. Staaten. Durch die Stiftung der Heiligen Allianz (s. d.), als eines religiösen Ruhesystems der Staaten und Völker, stellte er sich mit an die Spitze der europ. Regentenfamilie; eine christliche Gesinnung sollte fortan die Seele der Staatskunst und das Band zwischen der Regierung und dem Volke sein. In dem Geiste dieses Bundes suchte A., ohne jedoch in die innern Angelegenheiten anderer Staaten selbst sich zu mischen oder eine Art von europ. Condirectorium geltend zu machen, allen revolutionnairen Bewegungen der Völker, vorzüglich den durch Heere bewirkten Staatsveränderungen Einhalt zu thun. Das an alle russ. Gesandte in Ansehung der span. Angelegenheiten gerichtete Memoire und die dem span. Gesandten, Ritter de Zea Bermudez, ertheilte Antwort des russ. Cabinets enthalten die Maximen jener europ. Politik, die zu Aachen, in der Declaration vom 15. Nov. 1818, hauptsächlich gegen solche revolutionnaire Bewegungen gerichtet war. In diesem Geiste nahm A. 1820 fg. an den wegen der ital. Angelegenheiten zu Troppau und Laibach (s. d.) gehaltenen Congressen Antheil und befahl seinem Heere, nach Italien vorzurücken, um dort den Aufruhr der Carbonari zu bekämpfen. Da dessen Gegenwart aber nicht nöthig war, so zog es sich wieder nach Rußland zurück, wo 1821 die Sache der

Griechen (s. d.) die Aufmerksamkeit des russ. Cabinets beschäftigte. Auch bei dieser Gelegenheit erklärte sich A. gegen jede aufrührerische Volksbewegung kräftig und misbilligte das eigenmächtige Unternehmen des Fürsten Alexander Ypsilantis (s. d.) öffentlich, nahm jedoch die Sache der Menschheit und des Christenthums bei der Pforte in Schutz. (S. Stroganoff.) In dem Geiste desselben Bundes hat er, mit dem wiener Cabinet einverstanden, aus Liebe zum Frieden und aus Achtung für das in Europa angenommene Staatensystem, die günstigste Gelegenheit, aus dem gerechtesten Grunde das Reich der Türken in Europa zu zerstören und die Länder am Bosporus und das classische Hellas der christlich-europ. Cultur und der gesetzlichen Ordnung zurückzugeben, zur eignen Vergrößerung nicht benutzt, jedoch im Winter 1823 seine Verbündeten zur Dazwischenkunft im griech.-türk. Kampfe ausdrücklich aufgefodert. Wie sehr übrigens A. die freisinnige Richtung des Zeitalters erkannte, hat er in Wien, Aachen und Warschau bei mehren Gelegenheiten bewiesen. Sein Brief an den Vicekönig von Polen, den Fürsten Zajonczeck (Aachen, $\frac{7}{19}$. Oct. 1818), ist ein schönes Denkmal dieser Gesinnung. In demselben Geiste sagte er am 5. März 1819 zu einer Deputation des liefländ. Adels, welche ihn um Bestätigung der neuen, zum Vortheil des Bauernstandes entworfenen Verfassung bat, die denkwürdigen Worte: „Sie haben im Geiste unsers Jahrhunderts gehandelt, in welchem nur liberale Gesinnungen das Glück der Völker begründen können". Charakteristisch war seine an die Frau von Staël gerichtete Bemerkung: „Die Leibeigenschaft wird Ihr Auge hier zu Lande beleidigen. Das ist nicht meine Schuld. Ich habe das Beispiel gegeben. Aber ich kann nicht Gewalt brauchen; ich muß die Rechte Anderer achten, als ob es eine Constitution gäbe, die unglücklicherweise nicht vorhanden ist." Frau von Staël erwiderte darauf: „Sire, votre caractère est une constitution." A. war Menschenfreund; als er einst persönlich einen in der Wilna verunglückten Bauer ins Leben zurückzurufen bemüht gewesen und dies ihm gelungen war, übersandte ihm die brit. Humanitätsgesellschaft die goldene Medaille. Mit derselben Gesinnung hatte er schon beim Antritte seiner Regierung die geheime Staatspolicei und Büchercensur aufgehoben, letztere jedoch später wieder eingeführt, übrigens am 7. Apr. 1801 erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Gesetzen fließt." In diesem Geiste hatte er die Jesuiten am 1. Jan. 1816 aus Petersburg und Moskau, zuletzt am 25. März 1820 aus dem ganzen Reiche entfernt, weil sie sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen wagten und den Frieden im Innern der Familien störten; er hatte das Proselytenmachen verboten, den Duchoborzen 1817 freie Religionsübung zugesichert und die Bildung der Juden befördert. Wie die innere Kraft, so entfaltete A. auch die äußere Macht seines Reichs. Die Erwerbung Grusiniens, Bialystocks, Finnlands, Warschaus, Schirwans und Bessarabiens hat die Reichsgrenzen fast überall undurchdringlich gemacht und die Volksmenge des Reichs von 36 Mill. auf mehr als 43 Mill. — meistens Europäer — vermehrt. Das schnelle Aufblühen Moskaus aus seiner Asche, die wachsende Cultur in Sibirien und der Krim, die um 800,000 Menschen vermehrte Volkszahl in den Gouvernements Tobolsk, Tomsk und Irkutzk, und ähnliche Zeichen der zunehmenden Wohlfahrt des Reichs haben A.'s Regierung verewigt. Der Riesenplan, die Grundsäulen der russ. Staatsmacht, den Bauern- und den Kriegerstand, innigst zu verschmelzen, scheint jedoch in der Ausführung auf zu große Hindernisse zu stoßen. (S. Militaircolonien Rußlands.) Glücklicher hat sich Vieles von Dem, was A. eingerichtet hat, späterhin entwickelt; z. B. das durch die Verordnung vom 28. Dec. 1818 allen Bauern im Reiche ertheilte Recht, Fabriken und Manufacturen zu errichten, was früher nur dem Adel und den Kaufleuten der ersten und zweiten Gilde zustand. Eine zweckmäßigere Einrichtung des Reichsschuldenwesens und der Amortisationskasse gestattete die Erleichterung von Abgaben; daher hob der Ukas vom 1. Jan. 1819 die am 11. Febr. 1812 eingeführte Kriegssteuer von dem

Ertrage des Grundeigenthums wieder auf; mehr zu thun hinderte die Unterhaltung des Heeres. Wichtig war die von dem Engländer Wyler, einem Quäker, 1818 unternommene Austrocknung der Sümpfe in der Gegend von Petersburg. Zugleich wurde die Colonisirung des südl. Rußlands durch die Aufnahme von ausgewanderten Deutschen fortgesetzt und derselbe Plan auch auf das Königreich Polen ausgedehnt, wo nach A.'s Willen (Warschau, 10. Aug. 1816) die Colonisten auf den Kronnationalgütern verlassene Häuser und Grundstücke oder sonst zweckmäßige Unterstützung erhielten. Die Vollziehung des Plans zu Errichtung von Universitäten, Kirchspielkreisschulen und Gymnasien, sowie die Einführung des vom kais. russ. Leibarzt Hamel in Paris beobachteten Bell-Lancaster'schen wechselseitigen Unterrichtssystems, die Organisation des evangelischen und katholischen Kirchenwesens, die Beförderung der Judenbekehrung, oder der sogenannten christlichen Israeliten, und die erweiterte Thätigkeit aller öffentlichen Unterrichts- und Bildungsanstalten, insbesondere der 17 in Petersburg und Moskau vorhandenen höhern wissenschaftlichen Institute, rückte immer weiter fort. Zwar wurden seit Vertreibung der Jesuiten die Verhältnisse des Kaisers mit dem röm. Stuhle eine Zeit lang gestört; allein die Erklärungen des Monarchen gegen den Papst, von Laibach aus, eröffneten die Aussicht zu gänzlicher Feststellung der kirchlichen Verhältnisse der russ. katholischen Unterthanen, und der verfassungsmäßige Verkehr des katholischen Klerus in Rußland mit dem röm. Stuhle ward keinen Augenblick unterbrochen. Endlich hatte der Kaiser für die evangelisch-lutherische Kirche 1820 einen Bischof ernannt und ein Reichsgeneralconsistorium in Petersburg errichtet, welches über die reine Lehre, nach den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche, wachen sollte. Überhaupt wollte A. die ganze Verwaltung nach einfachen Grundsätzen ordnen, zugleich aber auch Allem, was die sittliche Ordnung stören konnte, dem Unglauben, dem Leichtsinn, der politischen Schwärmerei geheimer Verbindungen und andern Verirrungen des Zeitgeistes durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel entgegenarbeiten. Bei mehren Anlässen, z. B. bei der Sturmflut in Petersburg am 19. Nov. 1824, und auf seinen vielen Reisen, griff er selbst wohlthätig ein. Nie hatte ein Souverain, selbst Peter der Große nicht, so lange und so häufige Reisen gemacht. (S. Rußland.) Allein es dauerten viele Misbräuche fort; neue entstanden; das Verdienst der Frömmigkeit vermehrte die Zahl der Heuchler; und es bildete sich zuletzt, ungeachtet aller Maßregeln der Policei, eine ebenso unsinnige als weitverbreitete Verschwörung, deren Bestrafung seinem Nachfolger vorbehalten war. Vielleicht schon von dem Dasein solcher hochverrätherischen Umtriebe unterrichtet, folgte A. am 13. Sept. 1825 seiner kranken Gemahlin in das südl. Rußland, besuchte die Krim und wählte daselbst eine Gegend sich aus, wo er einst, von der Regierung zurückgezogen, seine Tage ruhig verleben wollte. Hier erkrankte er in Folge einer starken Erkältung an einem galligen Fieber, zu Taganrog (s. d.), und verschied am 1. Dec. (19. Nov. a. St.) 1825 in den Armen seiner Gemahlin. Kaum war die Nachricht am 8. Dec. a. St. in Petersburg eingetroffen, so wurde A.'s ältester Bruder, Konstantin Cesarewitsch, der sich in Warschau befand, zum Kaiser ausgerufen. Allein der Großfürst nahm die Krone nicht an, indem er schon bei Lebzeiten A.'s durch ein Schreiben an den Kaiser (Petersburg, 14. Jan. 1822) auf die Thronfolge Verzicht geleistet, und von diesem, sowie von der Kaiserin Mutter, durch A.'s Antwort vom 2. Febr. 1822, die Genehmigung seiner Verzichtleistung erhalten hatte. Ehe noch des Großfürsten Erklärung von Warschau, worin er seiner Mutter und seinem Bruder, dem Großfürsten Nikolaus, am 26. Nov. a. St. 1825 anzeigte, daß er diesen als Kaiser anerkenne, in Petersburg ankam, hatte der Senat das Testament A.'s eröffnet und darin die Urkunde der Verzichtleistung des Großfürsten Konstantin nebst einem Manifeste des Kaisers A. (Zarskoje-Selos, 16. Aug. 1823) gefunden, worin derselbe seinen zweiten

Bruder, den Großfürsten Nikolaus, zu seinem Thronfolger erklärt. Dieser Fürst bestieg daher den Thron durch die Kundmachung vom 12. Dec. a. St. 1825, machte jene Urkunde bekannt und erklärte zugleich, daß der Todestag Alexander I. der Anfang seiner Regierung sei. Vgl. (Empeytaz) „Notice sur A., empereur de Russie" (Genf 1828). — A. zu Ehren ward am 30. Aug. a. St., dem Alexander-Newskoi-Tage, 1832 auf dem Isaaksplatze vor dem kais. Winterpalaste in Petersburg die Alexandersäule aufgerichtet; dieses Riesenwerk der neuesten Mechanik, vom kais. Oberarchitekten v. Montferrant, ruht auf einem haushohen Piedestal. Die Säule selbst ist aus einem einzigen Granitstück aus Finnland gearbeitet, hat 84 Fuß Höhe und 14 Fuß im Durchmesser. Der Säulenschaft kostete 202,500 Rubel, die Kosten des Gerüstes und der Hebungsmaterialien 603,000 Rubel. Binnen 50 Minuten erfolgte durch die vereinte Kraft von 60 Winden, 400 Arbeitern und 2000 Soldaten, die alle unter A. gedient, die Aufrichtung. Montferrant beabsichtigt über dieses Denkmal ein Werk mit Abbildungen zu Petersburg 1833 erscheinen zu lassen. Zu A.'s Gedächtniß hat man unter Andern auch die jüngste, vielleicht prachtvollste und zweckmäßigste Schaubühne in Europa, welche 1832 zu Petersburg erbaut wurde, Alexandertheater (s. Theater) genannt.

Alexander von Aphrodisias in Karien, zu Anfang des 3. Jahrh. v. Chr., einer der Wiederhersteller der Aristotelischen Philosophie, und als Ausleger derselben vorzugsweise der Exeget genannt. Seine Werke sind zum größten Theile Commentare zu den Schriften des Aristoteles. Unter den von seinen Werken gedruckten sind zu erwähnen die „Quaestiones naturales", sowie die Untersuchungen über die Bestimmung, über die Seele, und die medicinische Abhandlung über die Fieber.

Alexandersbad, in der Nähe des bair. Städtchens Wunsiedel in einer herrlichen Gegend, bei dem Dorfe Sichersreuth. Die Quelle ward 1734 entdeckt und gibt nach Hildebrandt („Physikal. Untersuchung des Mineralwassers im A.'s-Bade", Erl. 1803) in einer Stunde gegen 16 par. Kubikfuß Wasser, hat gewöhnlich eine Temperatur von 7° und einen starken Geschmack, der Eisen und Kohlensäure verräth. Man braucht dies Wasser vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Das Brunnenhaus ist 1751 vom Markgraf Friedrich von Baireuth aus regelmäßig behauenen Granitblöcken gebaut, hat gut eingerichtete Wohnzimmer und einen trefflichen Saal. Es steht auf einer Anhöhe, von welcher herab man ein herrliches Thal erblickt, und eine vierfache Baumreihe zu der steinernen Einfassung der Quelle führt. Um diese herum ziehen sich in einem Halbkreise kleine freundliche Gebäude; zur Seite ist ein angenehmes Wäldchen. Die schönsten Anlagen in dieser romantischen Gegend finden sich an der Luxburg, einem waldigen Bergrücken, mit Überbleibseln einer Burg, zu welcher über Granittrümmer durch die Felsenmauer ein wohlgeebneter Weg mit Ruhesitzen hinaufführt. Vgl. Lagarde-Messenge's „Coup d'oeil sur Alexandrebad et Louisaburg" (Münch. 1819).

Alexandria (türk. Skanderun), die Hauptstadt Ägyptens unter den Ptolemäern und Residenz derselben, erbaut 332 J. v. Chr. von Alexander dem Großen, welcher es zum Sitze seines Reichs und zum Mittelpunkte des Welthandels bestimmte. Es war vermöge seiner natürlichen Lage eine Festung und hatte fünf Häfen. Die Ptolemäer, besonders Soter oder Lagus' Sohn und Philadelphus, verschönerten es und machten es zum Sitz der Gelehrsamkeit. (S. Alexandrinisches Zeitalter.) Die ersten Bewohner A.'s waren ein Gemisch von Ägyptern und Griechen, dazu kamen im 4. Jahrh. v. Chr. zahlreiche, zu schnellerer Bevölkerung der Gegend dahin versetzte Colonien von Juden, die hier mit griech. Sprache und Bildung vertraut, Hellenisten (s. d.) wurden. Letztere waren es auch, welche die unter dem Namen der Septuaginta (s. d.) bekannte griech. Übersetzung des A. T. abfaßten. Der schönste Theil der Stadt, wo am großen Hafen die kön. Paläste nebst dem Sema oder dem Erbbegräbnisse der Ptolemäer prangten,

hieß Bruchion. Hier befand sich das prächtige Museum, in welchem viele Gelehrte Wohnung und Unterhalt hatten, gemeinschaftlich speisten, studirten und Andere unterrichteten, und ein Theil der Bibliothek (s. unten), welche erst unter Aurelian's Regierung zu Grunde gingen. Bei der Theilung des röm. Kaiserthums kam Ägypten mit A. an das morgenl. Reich. Doch schon 640 nahmen es die Araber in Besitz, und der Khalif Motawakel stellte 845 Bibliothek und Akademie wieder her. Als aber 868 A. die Türken eroberten, sank die Stadt immer mehr, behielt jedoch einen blühenden Handel, bis zu Ende des 15. Jahrh. die Portugiesen den Weg zur See nach Ostindien fanden. Das jetzige A. steht nicht mehr auf dem Boden des alten, von dem nichts übrig ist als ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Rosette führt, das südöstl. Amphitheater, die Nadel oder der Obelisk der Kleopatra (welchen der Pascha dem König von England geschenkt hat, aber die Masse von 400,000 Pf. ist zur Verschiffung zu schwer), und die über 88 Fuß hohe Pompejussäule, welche nach Rob Walpole's „Memoirs relating to european and asiatic Turkey"(1817) und nach Quatremère von einem Statthalter Ägyptens, Pompejus, zu Ehren des Kaisers Diocletian errichtet wurde. Das auf derselben befindlich gewesene Standbild zu Pferde ist nicht mehr vorhanden. Die Stadt hat jetzt zwei Citadellen und zwei Häfen, wovon der westl. bessere den christlichen Schiffern gesperrt ist. Vor beiden Häfen liegt die Halbinsel Farillon, früher Pharos, mit dem in alter Zeit berühmten Leuchtthurme (s. Pharos), welche unter den Ptolemäern durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden war. An der Nordspitze der Erdzunge liegt das Fort Abukir (s. d.). Die Stadt hatte einst 300,000, jetzt 15,000 Einw. Es ist hier der Sitz eines Patriarchen, einer medicinischen und franz. Schule und der europ. Consuln für Ägypten. Westlich von der Stadt lag die schöne Nekropolis. Der Kanal von Ramanieh, von Kairo nach A., 10 Meilen lang, ward vom Vicekönig Mohammed Ali Pascha hergestellt und am 26. Jan. 1820 zuerst befahren. Dadurch hat A.'s Handel sehr zugenommen und es laufen jährlich 12 — 1300 Schiffe ein. Eine Eigenthümlichkeit des neuern A. sind die vielen Hunde, welche wie in Kairo und Konstantinopel frei herumlaufen und sehr wild sind.

Alexandriner, sechsfüßige jambische, in der Regel gereimte Verse, welche als charakteristische Eigenschaft in der Mitte einen Einschnitt haben, wodurch sie sich von dem wechselreichen, harmonischen und erhabenen Trimeter unterscheiden, z. B.

⏓ – ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑
Je chante ce héros | qui régna sur la France, oder
⏓ – ⏑ – ⏑ – | ⏑ – ⏑ – ⏑ ⏓
Das Ungewitter zieht | mir nah' am Kopf vorbei.

Den Namen hat diese Versart von einer alten franz. Reimchronik auf Alexander den Großen aus der Mitte des 12. oder dem Anfange des 13. Jahrh., in welchem diese Versart zuerst gebraucht wurde (s. Französische Poesie), oder nach Andern von einem der Verfasser dieses Gedichts, Alexander von Bernay oder von Paris genannt. Die Franzosen sind für das Epos und das Drama auf diesen Vers beschränkt, der bei ihnen auch der heroische heißt. Die Eintönigkeit desselben wird von ihnen durch den Reim, durch das Witzspiel der Gegensätze, und rhythmisch auch durch die Freiheit gemildert, mit welcher sie Anapästen für Jamben und kürzere jambische Füße einmischen. Die Deutschen hatten, nachdem sie den Hexameter und den jambischen Trimeter für ihre Dichtkunst gewonnen, den Alexandriner völlig verworfen, oder seit Lessing den fünffüßigen Jamben an dessen Stelle gesetzt. Seit Göthe wurde dessen Brauchbarkeit besonders für das Komische wieder anerkannt, und vorzugsweise von Müllner und Contessa glücklich benutzt.

Alexandrinische Bibliothek. Sie soll vorzüglich durch die Freigebigkeit der Ptolemäer ausgestattet, in 100,000 Bänden oder Rollen, die gesammte

röm., griech., ind. und ägypt. Literatur, von der wir nur noch einzelne Trümmer besitzen, enthalten haben. Der größere Theil, 400,000 Bände, war in dem schönsten Theile A.'s, im Bruchion aufgestellt, verbrannte während der Belagerung A.'s durch Jul. Cäsar, wurde aber nachher durch die pergamische Bibliothek, welche Antonius der Kleopatra zum Geschenk machte, wieder ersetzt. Der übrige Theil der Bibliothek war im Serapion, dem Tempel des Jupiter Serapis, und erhielt sich bis auf die Zeiten Theodosius des Großen. Dieser ließ alle heidnischen Tempel im ganzen röm. Reiche zerstören, und auch der herrliche Tempel des Jupiter Serapis ward nicht verschont; ein wüthender Haufe fanatischer Christen, unter Anführung des Erzbischofs Theodosius, stürmte und verheerte ihn. Bei diesem Sturme, sagt man, ward die Bibliothek theils verbrannt, theils zerstört, und der Geschichtschreiber Orosius sah nur noch die leeren Schränke. Mithin waren es christliche Barbaren und nicht Araber unter Omar, wie gewöhnlich angenommen wird, welche den Wissenschaften diesen unersetzlichen Verlust zufügten. Vgl. Reinhard, „Über die jüngsten Schicksale der alexand. Bibliothek" (Gött. 1792).

Alexandrinischer Codex, eine für die biblische Kritik sehr wichtige Handschrift, welche sich im brit. Museum befindet. Sie ist auf Pergament mit Uncialschrift ohne Spiritus und Accente, aller Wahrscheinlichkeit nach in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. geschrieben und enthält in vier Foliobänden die ganze griech. Bibel (das A. T. nach der Übersetzung der Septuaginta) nebst den Briefen des röm. Bischofs Clemens, hat aber im N. T. drei Lücken. In den Evangelien hat sie einen andern Text als in den übrigen Büchern. Der Patriarch zu Konstantinopel, Cyrillus Lucaris, welcher diese Handschrift 1628 Karl I. als Geschenk übersendete, versicherte selbige aus Ägypten erhalten zu haben; und daß sie daselbst wirklich geschrieben worden sei, ergibt sich auch aus andern innern und äußern Merkmalen. Grabe legte sie bei seiner Ausgabe der Septuaginta (4 Bde., Oxford 1707 — 20, Fol.) zum Grunde. Einen vollständigen und diplomatisch treuen Abdruck des N. T. hat Woide (Lond. 1786, Fol.) geliefert, und Baber hat ein Gleiches in Hinsicht des A. T. (Lond. 1816 fg., Fol.) begonnen. Diese berühmte Handschrift gehörte schon seit 1098 zu dem Bücherschatze des Patriarchen von Alexandria. Am wichtigsten ist der Text, den sie bietet, für die Kritik der Briefe des N. T., da offenbar die Urschrift, welche der Copist bei den Evangelien vor sich hatte, weit schlechter war.

Alexandrinische Schule. Als die schöne Blüte der griech. Dichtkunst, welche die Milde des Himmels hervorgerufen hatte, dahingewelkt war, suchte man durch Kunst zu ersetzen, was die Natur nicht mehr freiwillig darbot. Alexandria in Ägypten ward von den kunstliebenden Ptolemäern zum Sitze der Gelehrsamkeit gemacht und gab diesem Zeitalter der Künste und Wissenschaften den Namen des alexandrinischen. Ptolemäus Philadelphus legte hier nicht nur jene berühmte Bibliothek an, sondern stiftete auch das Museum, das mit Recht als die erste Akademie der Wissenschaften und Künste betrachtet werden kann. Am wichtigsten unter diesen Gelehrten, welche Ägypter, Griechen, Juden, später auch Römer waren, sind die Grammatiker und Dichter. Jene aber waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforscher, sondern Philologen und Literatoren, die ebensowol Sachen als Worte erklärten und darum eine Art von Encyklopädisten genannt werden können. Solche waren Zenodotus der Ephesier, der die erste grammatische Schule zu A. bildete, Eratosthenes der Cyrener, Aristophanes von Byzanz, Aristarch von Samothrace, Krates von Mallus, Dionysius der Thrazier, Apollonius der Sophist, und Zoïlus. Ihr Verdienst ist, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmäler der Cultur und Literatur gesammelt, geprüft, beurtheilt und für die folgenden Geschlechter aufbewahrt zu haben. Unter die Dichter gehören Apollonius der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nikander, Euphorion, Kallimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon der Phliasier, Skymnos, Dionysius, und sieben Tragiker, welche man das

alexandr. Siebengestirn (Plejaden) nannte. Das alexandr. Zeitalter hat einen von dem frühern durchaus verschiedenen Geist und Charakter. Bei der Aufmerksamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Richtigkeit, Reinheit und Zierlichkeit derselben zum besondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen sich in diesen Eigenschaften mehre Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium gibt und was durch keine Mühe errungen wird, der Geist, welcher die frühere Poesie der Griechen beseelte, mangelte den meisten dieser Werke. An dessen Stelle trat größere Kunst in der Composition; Kritik sollte leisten, was vorher das Genie geleistet hatte. Das aber hieß das Unmögliche verlangen. Nur in Einigen regte sich der Genius, und diese ragen darum auch groß für ihre Zeit hervor. Die Andern leisteten, was sich durch Kritik und Studium leisten läßt; ihre vielleicht fehlerfreien Werke sind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man sich nun eine Dichterschule, deren Vorbilder solche Meister waren, so begreift man leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühsamer dichten mußten. Den Mangel der Eigenthümlichkeit fühlend, den Werth derselben aber erkennend und darnach ringend, kamen sie um so schneller zu dem Punkte, wo alle Poesie erstarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunst in Künstelei aus. Man haschte nach dem Seltsamen, Neuen, und suchte durch Gelehrsamkeit aufzuputzen. Der größere Theil der Alexandriner, meistens Dichter und Grammatiker zugleich, sind daher steife, genielose und mühselige Verskünstler. Aber nicht blos in Hinsicht der Dichter redet man von einer alexandr. Schule, sondern auch in Hinsicht der Philosophen, welche in das alexandr. Zeitalter gehörten und in Alexandria lebten, wiewol jener Ausdruck nicht allzu streng zu nehmen ist. Das Charakteristische ist dieses, daß sich in A. Orientalismus und occident. Philosophie berührten, und daß hier im Ganzen ein Bestreben nach Vereinigung widerstreitender Philosopheme herrschend ward, weshalb man die alexandr. Philosophen, die jenem Triebe des Sammelns und Vereinigens folgten, auch oft eklektische Philosophen oder Synkretisten genannt hat. Indeß gilt dieser Titel doch nicht von allen, und es traten hier auch den Dogmatikern gegenüber Skeptiker auf. Am berühmtesten aber wurden die alexandr. Neuplatoniker, welche, den skeptischen Weg der neuern Akademie aufgebend, Plato mit den oriental. Ansichten in engere Verbindung zu setzen suchten. Zu den ältern Neuplatonikern gehört schon der Jude Philo (s. d.) aus Alexandria. Im 1. und 2. Jahrh. n. Chr. wurden Plato und Aristoteles fleißig commentirt und zusammengestellt. Hierher gehört Ammonius der Peripatetiker, dessen Schüler Plutarch von Chäronea war. Die eigentliche neuplatonische Schule aber, die von Alexandria ausging, wurde von Ammonius aus A. um 193 n. Chr. gestiftet, dessen Schüler Plotin und Origenes aus A. waren. (S. Neuplatoniker.) Selbst meist Orientalen, mit griech. Bildung genährt, verrathen sie in ihren Schriften (z. B. Ammonius Saccas, Plotinus, Jamblichus, Porphyrius) am stärksten die wunderbare Mischung oriental. und occident. Elemente, deren Amalgamationsstätte Alexandria durch den Ursprung seiner Einwohner wie durch seine Lage und seinen Handelsverkehr geworden war. Oriental. Theosophie mit griech. Dialektik verbindend, gewann ihre Philosophie bedeutenden Einfluß auf die Art, wie das Christenthum in Ägypten aufgefaßt und gelehrt wurde. Einige der vorzüglichsten gnostischen Systeme waren zu Alexandria ausgebildet worden (s. Gnosis), die angesehensten Lehrer an der daselbst entstandenen und blühenden christlichen Katechetenschule (s. d.) hatten den Geist dieser Philosophie eingesogen, die heftigsten Religionsstreitigkeiten bewegten die alexandr. Kirche, bis von ihr im Kampfe mit dem Arianismus durch Athanasius das Princip der Stabilität orthodoxer Glaubensbestimmungen ausging. Vorzüglich zeichnete sich die alexandr. Schule durch die Cultur der mathematischen Wissenschaften aus. Sie schlug zuerst den wahren Weg ein, die Naturwissenschaften zu heben. Gegen vier Jahrhunderte erhielt sich die alexandr. Schule auf einer Höhe, die sie zum Mittelpunkte der Gelehrsamkeit der damals bekannten Welt machte, und ihr Name erlosch erst volle tau-

send Jahre nach ihrer Entstehung. Die Astronomen dieser Schule unterschieden sich gleich anfangs sehr vortheilhaft von allen ihren Vorgängern dadurch, daß sie alle eiteln hyperphysischen Speculationen bei Seite stellten, und sich ganz den eigentlichen Beobachtungen hingaben. Als solche zeichneten sich aus im 3. Jahrh. v. Chr. Aristill und Timocharis, dann Archimedes, Eratosthenes, Aristarch von Samos, Ptolemäus u. A. Die blühende Epoche derselben endete im 2. Jahrh. n. Chr.

Alexēi Petrōwitsch, der älteste Sohn Peter des Großen und der Eudoxia Lapuchin, geb. zu Moskau am 18. Febr. 1690, zeigte sich den Neuerungen seines Vaters feind, weshalb ihn dieser zu enterben beschloß. A. leistete auch willig auf die Krone Verzicht und erklärte, er wolle Mönch werden; als aber Peter seine zweite Reise ins nördl. Europa angetreten hatte, entfloh A. 1717, unter dem Vorwande seinem Vater nachzureisen, der ihn zu sich beschieden hätte, nach Wien und von da nach Neapel. Auf Peter's Geheiß und überredet durch den Gardehauptmann Rumjanzow und den Geheimrath Tolstoi, die Peter deshalb an den wiener Hof geschickt hatte, kehrte er zwar zurück; allein der erzürnte Zar betrachtete jenen Schritt als ein Majestätsverbrechen, enterbte den Sohn durch den Ukas vom 2. Febr. 1718, und da bei näherer Untersuchung dessen geheimer Plan, dennoch die Thronfolge zu erlangen, entdeckt wurde, so ließ er nicht nur alle Theilnehmer desselben hinrichten oder sonst strafen, sondern auch seinen eignen Sohn zum Tode verurtheilen und ihm das von 144 Richtern einstimmig gesprochene Todesurtheil vorlesen. Obgleich A. bald nachher die Begnadigung angekündigt wurde, so hatte doch die erlittene Angst und Gemüthsbewegung so üble Folgen, daß er schon wenige Tage darauf am 26. Jun. a. St. 1718 starb. Nach Büsching im „Magazin", Th. 9, S. 318, ward A. durch den General Weide im Gefängniß enthauptet. Gehe in Dresden 1821, und Immermann 1832 haben die Geschichte des A. dramatisch bearbeitet. A. hinterließ von seiner Gemahlin, Charl. Christine Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die von ihm sehr viel zu erdulden hatte und schon 1715 starb, eine Tochter, gest. 1728, und einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Peter II.

Alexisbad im Selkethal des Herzogthums Anhalt-Bernburg, einer der reichhaltigsten Eisenbrunnen in Deutschland, dessen Wasser aber selten getrunken wird. Das schöne und geräumige Badehaus nebst andern Gebäuden und die herrlichen Anlagen in der Umgebung wurden 1810 eingerichtet und am 12. Jun. 1812 der Badeort eingeweiht. Die Kranken finden hier nächst der ärztlichen Hülfe eine Intendanz, die für alles Nöthige sorgt, und die das Bad nur zum Vergnügen Besuchenden allerlei Zeitvertreib, die Jagd selbst nicht ausgeschlossen. Am Fuße des Harzes gibt es sehr romantische Spaziergänge, z. B. nach dem Rondel am Schwefelberge auf einer ausspringenden Klippe, nach dem nahen Habichtstein, nach dem aus Marmor gebauten Harzgerode, dem wilden Mägdesprung, wo ein Obelisk zu Ehren des 1796 verstorbenen Fürst Friedrich Albert, mitten zwischen Eisenhütten und der Teufelsmühle auf dem Ramberg, endlich nach dem Schlosse Ballenstädt, dem in der Ferne schon freundlichen Stolberg, nach der Burg Falkenstein auf einem Felsen von Grauwacke, der Victorshöhe. Vgl. Gottschalk und Curtze, „Das Alexisbad" (Halle 1819), und (Freygang) „Lettres sur Alexisbad" (Lpz. 1830).

Alexius Komnēnus, s. Komnenen.

Alfiēri (Vittorio, Graf), geb. zu Asti in Piemont am 17. Jan. 1749 von reichen und vornehmen Ältern, genoß im väterlichen Hause eine Erziehung, wie sie damals unter den höhern Ständen gewöhnlich war, und welche weder den Geist aufklärte noch das Herz veredelte. Die turiner Akademie, wohin ihn sein Oheim schickte, verließ er ebenso ungebildet als er sie bezogen hatte, um sich bei einem Provinzialregimente anstellen zu lassen. Die Begierde, fremde Länder zu sehen, führte ihn durch Italien, Frankreich, England und Holland. Nach seiner Rückkehr trat A. aus dem Militairdienste und lebte in Unthätigkeit, bis ihn der mühsam errungene Sieg über eine seiner unwürdige Liebe den Wissenschaften

zuführte. Sein erster dramatischer Versuch wird mit Beifall aufgenommen, er faßt den Entschluß, Alles aufzubieten, um als dramatischer Dichter einen Ruf zu erhalten, da tritt ihm seine Unwissenheit klar vor die Augen. Im reifen Alter beginnt er die Elemente der lat. Sprache und den reinen toscan. Dialect zu erlernen und begibt sich deshalb nach Toscana. Auf dieser Reise lernte er die Gräfin von Albany (s. d.), die Gemahlin des engl. Prätendenten, kennen, an die ihn bald die edelste Liebe kettete. Von nun an rang er mit rastlosem Eifer nach dem dichterischen Lorber, um ihrer würdig zu sein, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, zerbrach er auch die letzten Bande, die ihn an sein Vaterland knüpften, und schenkte zu dem Ende sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente seiner Schwester. Jetzt lebte er abwechselnd in Florenz und in Rom und vollendete 14 Tragödien, zu denen später, gleichsam wider seinen Willen, noch einige hinzukamen. Die widerwärtigen Schicksale seiner Freundin hatten oft seine Ruhe gestört; dieser qualvollen Lage machte der Tod ihres Gemahls ein Ende. Beide lebten von nun an in dem innigsten und unzertrennlichsten Verhältniß. Mit ihr lebte er abwechselnd im Elsaß und in Paris, unablässig mit der Dichtkunst und der Ausfeilung und Herausgabe seiner Werke beschäftigt. Beim Ausbruch der Unruhen verließ A. Frankreich und ging nach England, und nur das stete Fallen der Assignate veranlaßte ihn nach Paris zurückzukehren, doch schon im Aug. 1792 entfloh er wieder aus Frankreich. Seitdem lebte er mit seiner Freundin in Florenz, schrieb noch Mehres und bemühte sich eifrigst, die griech. Sprache zu erlernen, als er am 8. Oct. 1803 starb. Seine Asche deckt in der h. Kreuzkirche zu Florenz, wo sie zwischen Machiavelli und Michel Angelo ruht, ein schönes Denkmal von Canova. A. hat sich als dramatischer Dichter in drei verschiedenen Gattungen versucht; wir besitzen von ihm 21 Tragödien, 6 Komödien und eine sogenannte Tramelogödie. Alle seine Werke in dieser Gattung sind jedoch nur als verfehlte Bestrebungen eines großen Geistes anzusehen. Überdruß an Müßiggang und ein innerer Drang sich hervorzuthun machten A. zum Dichter; er, der selten die Mittelstraße ging, konnte sich unmöglich bei einer Beschäftigung, auf die er sein ganzes Leben zu wenden beschloß, die Mittelmäßigkeit zum Ziel setzen. Er war würdig zu erreichen, was er nicht erreichen konnte. A. war mehr politisch als poetisch begeistert; Freiheitssinn wollte er den erschlafften Gemüthern einhauchen, und entsagte deshalb allem Schmuck, indem er durch männlichen Ernst gefallen wollte; aber er vergaß, daß er damit den wesentlichen Eigenschaften des Dichters entsagte. Seine Tragödien sind schroff und starr, die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach, der Vers hart und ungefällig; die Sprache entbehrt durchaus jenes zauberischen Farbenglanzes, wodurch allein der Dichter das innerste Gemüth aufregt. Dennoch ist A. Italiens erster Tragiker und hat allen nachfolgenden zum Muster gedient. Auch in der Komödie hat er eine durchaus ernste, meistens politische Richtung; die Erfindung ist leer, die Verwickelung ohne alles Interesse, die Charaktere sind, wie in der Tragödie, nur allgemeine Umrisse, ohne Individualität; so stehen die Komödien noch weit unter den Tragödien. Dagegen halten wir für das gelungenste unter allen dramatischen Werken A.'s den „Abel", welchen er, um ihm einen seiner Seltsamkeit angemessenen seltsamen Namen zu geben, eine Tramelogödie nannte. A., der zuerst diese Zwittergattung zwischen der Tragödie und der Oper erfand, hatte sich vorgenommen, sechs Stücke in derselben zu liefern. A.'s am freiesten in den Extremen sich bewegender Geist befand sich hier in seiner Sphäre, und wenn die Gattung überhaupt vor der Kritik bestehen kann, so machen Erfindung und Ausführung den „Abel" unleugbar zu einem schönen Dichterwerke. Außer diesen dramatischen Originalwerken besitzen wir von A. ein episches Gedicht in vier Gesängen, mehre lyrische Gedichte, 16 Satiren, und poetische Übersetzungen von Terenz, Virgil und einigen Stücken des Äschylus, Sophokles, Euripides und Aristopha-

nes. Nach seinem Tode erschienen der „Misogallo“, ein Denkmal seines Franzosenhasses, seine sämmtlichen Werke in 37 Bänden (Padua und Brescia 1809—10) und seine Selbstbiographie (deutsch, 2 Thle., Lpz. 1812), die uns die ganze Eigenthümlichkeit dieses Mannes vor Augen legt.

Alfons III., oder der Große, König von Leon und Asturien, geb. 848, folgte 866, nach Andern schon 862, seinem Vater Ordoño in der Regierung, konnte aber erst nach seines Mitbewerbers Froila's, Grafen von Gallizien, Ermordung in Besitz der Krone gelangen. Nachdem er den mächtigen Adel seines Reichs, der mit Eifersucht die kön. Würde in einer Familie erblich werden sah, mit Gewalt unterworfen hatte, richtete er seine Waffen gegen die äußern Feinde des Reichs und verherrlichte seine Regierung durch mehr als 30 Feldzüge und zahlreiche über die Mauren erfochtene Siege. Er setzte über den Douro, brach Coimbras Mauern, drang bis an den Tejo und in Estremadura vor, vergrößerte seine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcastiliens, und bevölkerte aufs Neue Burgos. Aber durch diese Großthaten machte er seine Unterthanen nicht zufriedener; er hatte sogar 907 den Schmerz, seinen eignen Sohn Garcia an der Spitze der Aufrührer zu sehen, um unter dem Scheine des gemeinen Wohls die Krone an sich zu reißen. Doch A. überfiel dessen Heer, nahm ihn selbst gefangen und hielt ihn in strenger Haft. Darauf bildete die Königin Donna Ximena eine mächtige Verschwörung zu Garcia's Gunsten und bewaffnete selbst ihre beiden andern Söhne gegen den König. Ein blutiger Krieg zerrüttete das Reich, bis A., von seinen eignen Söhnen besiegt, der Krone entsagte und sie auf das Haupt Garcia's setzte. Um dem Vaterlande zu nützen, zog er hierauf, als seines eignen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, und verdient um dieses einzigen Zuges willen den Namen des Großen. Als er siegreich und mit Beute beladen aus diesem Kampfe zurückkehrte, starb er zu Zamora 912.

Alfons X., König von Leon und Castilien, mit dem Beinamen der Astronom, der Philosoph oder der Weise, folgte 1252 seinem Vater Ferdinand, der im J. 1671 heilig gesprochen wurde. Seine Liebe für die Wissenschaften und das Recht gaben Hoffnung auf eine glückliche Regierung; aber diese Erwartung ward sehr getäuscht. A. wurde weder von seiner Familie, noch von seinen Unterthanen, noch von seinen Nachbarn geliebt; dagegen hatten seine Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit ihm in Europa einen solchen Ruhm erworben, daß die deutschen Fürsten seine Ansprüche auf die Kaiserkrone begünstigten. Statt auf die Vertreibung der Mauren und die Zähmung des Adels bedacht zu sein, verschwendete er die Kräfte seines Landes, um sich 1257 von einem Theile der deutschen Fürsten zum Kaiser erwählen zu lassen. Allein seine Bemühungen, diese Würde gegen Rudolf von Habsburg zu behaupten, waren vergeblich, und Papst Gregor X. weigerte sich ebenso sehr, ihm die Kaiserkrone, als Schwaben zuzuerkennen, auf das er von Seiten seiner Mutter Beatrix, einer Tochter des Königs Philipp I., Herzogs von Schwaben, Ansprüche hatte. Unterdessen ward A.'s Thron zugleich von den heimlichen Anschlägen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere schlug er in einem blutigen Treffen 1263, entriß ihnen Xeres, Medina Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarbiens, und vereinigte Murcia mit Castilien. Aber diese Siege wurden durch einen neuen, 1271 vom Infant Philipp erregten Aufstand unterbrochen, dem er erst nach dreijährigen Bürgerkriegen ein Ende machte. In der Milde aber, womit er den Aufrührern verzieh, sah man nur den Beweis seiner Schwäche, und da er jetzt mit Strenge gegen seine Familie zu verfahren beschloß, empörte sich aufs Neue sein Sohn Sancho und raubte ihm 1282 die Krone. Er suchte Hülfe in einem Bündniß mit den Mauren und starb, nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedererlangung des Throns, unausgesöhnt mit seinem Sohne, zu Sevilla am 4. Apr. 1284. A. war der unterrichtetste Fürst seines Jahrhunderts; bleibenden Ruhm erwarb er sich durch Vollendung

der von Ferdinand III. begonnenen Gesetzsammlung „Leyes de las partidas", welche 1501 als allgemeines Landrecht bestätigt ward. Es finden sich in diesem Gesetzbuche die für jene Zeit merkwürdigen Worte: „Der Despot reißt den Baum aus, der weise Herrscher beschneidet nur die Auswüchse". A. war es, der die Verordnung gab, daß bei allen öffentlichen Angelegenheiten des Landes Berather gewählt werden mußten. Überdies sind von ihm noch vorhanden mehre größere Gedichte, ein chemisches und ein philosophisches Werk. Auch ließ A. die erste allgemeine Geschichte Spaniens abfassen und die Bibel ins Spanische übersetzen. Viel trug er zur Wiederbelebung der Wissenschaften bei und vermehrte zu dem Ende auch die Gerechtsame und Lehrstellen der Universität Salamanca. Ein vorzügliches Verdienst wollte sich A. um die Sternkunde dadurch erwerben, daß er die Ptolemäischen Planetentafeln, deren Abweichung von den Beobachtungen man schon seit längerer Zeit erkannte, zu verbessern suchte. Er berief zu diesem Zwecke schon 1240 über 50 der berühmtesten Astronomen seiner Zeit nach Toledo. Diese Tafeln, die noch jetzt unter der Benennung der Alfonsinischen bekannt sind, erschienen 1252. Die Vollendung derselben kostete A. die für jene Zeit unerhörte Summe von 40,000 Dukaten. Allein die Beobachtungen wurden durch sie nicht genauer als durch die frühern Tafeln, und sie waren auf dieselbe ganz unzulässige Hypothese der Epicykel gebaut, welche schon Ptolemäus als Gerüst zu seinem Gebäude gebraucht hatte. Aus einer für einen Regenten zu weit getriebenen Liebe zu den Wissenschaften vernachlässigte er die Geschäfte der Regierung, verlor das deutsche Kaiserthum und seine eigne Krone. Ihm entschlüpfte, wie der Geschichtschreiber Mariana sagte, die Erde, während er den Himmel festhalten wollte.

Alfort, Schloß im Departement der Seine, zwei Stunden von Paris, mit einer seit 1767 für die Thierarzneikunde und für die Landwirthschaft nach Bourgelot's Plan angelegten Schule, einem botanischen Garten und reicher Naturaliensammlung, zootomischem Theater, Bibliothek, einem Cabinet der vergleichenden Anatomie und der Pathologie. Noch finden sich hier, außer andern landwirthschaftlichen Anstalten, eine Merinos- und eine Kaschemirziegenheerde. Eine hydraulische Maschine von Périer versieht jede Abtheilung des Instituts mit hinreichendem Wasser. Nach den Ereignissen im Jun. 1832 ward die Schule aufgelöst, worauf eine Neugestaltung derselben erfolgte.

Alfred, König von England, Sohn des Königs Ethelwolf und Enkel Egberts, der die einzelnen angelsächs. Reiche vereinigt hatte, wurde nach dem Tode seines ältern Bruders Ethelred 871 von dem Volke erhoben, das in dem 22jährigen Jünglinge die geistige Kraft und den Muth erkannte, welche das bedrängte Vaterland in dem Kampfe mit den räuberischen Normännern oder Dänen brauchte, die nach vielen verheerenden Angriffen endlich in Nordengland feste Ansiedelungen gegründet hatten. Schon früher war er im Kampfe gegen die Fremdlinge des Krieges kundig geworden, und zum Throne gelangt verdoppelte er seine Anstrengungen, die Unabhängigkeit seines Landes zu retten; aber anfänglich ohne glücklichen Erfolg, da die Dänen immer neue Scharen auf die Küste warfen und die Angelsachsen unter das fremde Joch sich beugten oder die Heimat verließen. Endlich mußte er verkleidet flüchten und lebte einige Zeit in der Hütte eines Hirten, worauf er, als das Volk wieder gegen die Dänen sich rüstete, in einem einsamen Moor eine Burg anlegte, wohin er seine Getreuen berief. Die spätere Sage hat die kriegerischen Abenteuer des heldenmüthigen Mannes, der den Druck und die Schmach der Fremdherrschaft hinwegnahm, mannichfaltig ausgeschmückt und sie erzählt, wie er, als die Seinen sich gesammelt hatten, in Harfnertracht ins Lager der Feinde schlich, ihre Stellung zu erforschen, ehe er an die Spitze seines Heeres trat. Er siegte; die Dänen unterwarfen sich, und er gestattete ihnen, ihre Ansiedlungen zu behalten, doch mußten sie ihn als König anerkennen und das Christenthum annehmen. A. war nun bedacht, das verödete Land wieder zu erheben

und gegen künftige Angriffe sich zu schützen. Er legte Festungen an und übte das Volk in den Waffen, während er zu gleicher Zeit den Ackerbau ermunterte. Der Verwilderung des Volkes steuerte er durch Gesetze und Sorge für den Unterricht, und strenge Gerechtigkeit übend gegen Engländer und Dänen, war er ein unerbittlicher Richter, doch nie grausam. Die spätere Zeit hat dem König, der als Wiederhersteller der Unabhängigkeit des Landes, als ein Mann, hoch erhaben über seine Zeit, in der dunklen Geschichte des Landes hervorglänzt, manche wohlthätige Einrichtung beigelegt, die ihm vielleicht nur ihre Anfänge verdankt und erst in der Folgezeit sich ausbildete doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die ihm durch die Überlieferung zugeschriebene Eintheilung des Landes in Grafschaften, Hunderte und Zehnten, die Grundlage der gesellschaftlichen Verfassung, der Gemeindeverwaltung und der Gerichtseinrichtung des Landes sein Werk ist, da Ähnliches vor ihm bereits im fränkischen Reiche sich gebildet hatte. So ist es gleichfalls nur eine, zuerst im 14. Jahrh. entstandene Sage, daß A. eine Schule in Oxford gestiftet oder gar den Grund zur Universität gelegt habe, wovon sich keine urkundliche Spur findet. Er war jedoch ein eifriger Freund und Beförderer wissenschaftlicher Bildung, und in seiner frühern Erziehung vernachlässigt, war er im reifern Alter bemüht, sich Kenntnisse zu erwerben. Auch ging er mit seinem Beispiele voran, indem er mehre Schriften in das Angelsächsische übertragen ließ oder selbst übersetzte, wie des Boëthius Werk über die philosophische Tröstung und die Geschichte des Orosius, welcher er Anmerkungen über verschiedene Reisen in die Nordsee und das baltische Meer und eine Beschreibung der slawischen Länder hinzufügte. Er veranstaltete selbst Entdeckungsreisen durch die Normänner Other, der von Norwegen aus das weiße Meer besuchte, und Wulstan, der von Schleswig bis in den finnischen Meerbusen fuhr. Um solche Unternehmungen zu fördern, besonders aber zum Schutze gegen die Normänner, welche Englands Küsten beunruhigten, verstärkte er seine Seemacht und baute Galeeren von 60 Rudern, statt der frühern kleinern Fahrzeuge; der schwache Keim der Macht, auf welcher Britanniens Meerherrschaft ruht. Außer Briknell's „Life of Alfred" (Lond. 1777) hat Sharon Turner in seiner „History of the Anglo-Saxons" A.'s Leben, und nach ihm Lorentz in einer deutschen Übersetzung (Hamb. 1828) gründlich erzählt. Minder kritisch ist Stolberg's „Leben A.'s des Großen" (Münst. 1815).

Algardi (Alessandro), Bildhauer, geb. 1598 zu Bologna aus einer angesehenen Familie. In der Akademie des Lodovico Carracci gebildet, kam er 1618 nach Mantua, wo er sich im Modelliren übte. Der Versuch, Giulio Romano's berühmte Gemälde nachzuahmen, gab seinen Studien eine falsche Richtung. Sein Kunsteifer trieb ihn 1625 über Venedig nach Rom. Empfehlungen des Herzogs von Mantua brachten ihn in Verbindung mit dem Cardinal Ludovisi, Nepoten des Papstes Gregor XV., der die Pracht der Sallustischen Gärten durch Bauten und Bildwerke herstellen ließ. Bei ihm fand A. Beschäftigung durch Herstellung alter Marmorwerke und durch Erschaffung neuer; durch ihn ward er mit Domenichino bekannt. Erst die Statue der h. Magdalena für S.-Silvestro auf dem Quirinal brachte ihn in den Ruf, daß er auch zu größern Arbeiten geschickt sei. Immer bekannter und von Cardinälen und Fürsten beschäftigt, suchte ihn der franz. Hof nach Paris zu ziehen. Doch der Fürst Pamfili wußte ihn bleibend an Rom zu binden. Am berühmtesten unter seinen Werken ist die Geschichte des h. Leo mit Attila, ein Basrelief in Marmor mit lebensgroßen Figuren, in der Peterskirche über dem Altar des h. Leo, wofür er vom Papste Innocenz X. 10,000 Thaler und den Christusorden erhielt. Dieses Basrelief ist oft und zuletzt in Cicognara's „Storia della scoltura" in Kupfer gestochen worden. Bei allen Vorzügen dieser Arbeit, namentlich in der richtigen Zeichnung kraftvoller Figuren, ist der Einfluß der Carracci'schen Schule nicht zu verkennen, nämlich das Bestreben, malerische Wirkung hervorzubringen, und wie Bernini, von dessen Fehlern er jedoch noch entfernt war, gleichsam in

Marmor zu malen. Seine Kinder, durch derbere Formen ausgezeichnet und der Antike näher stehend, werden denen des Quesnoy beinahe gleich geschätzt; ja sein Schlafgott von nero antico in der Villa Borghese hat oft für alt gelten müssen.

Algarotti (Francesco, Graf), geb. zu Venedig am 11. Dec. 1712, ein ital. Schriftsteller, der das Studium der ernstern Wissenschaften mit der Ausübung der Künste verband. Er studirte zu Rom, Venedig und Bologna mit Vorliebe Physik und Anatomie und wandte, vertraut mit der lat. und griech. Sprache, großen Fleiß auf die toscan. Mund- und Schreibart. Nachdem er Frankreich, England, Rußland, Deutschland, die Schweiz und alle bedeutenden Städte Italiens besucht hatte, verlebte er die letzten zehn Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande. Als 21jähriger Jüngling schrieb er zu Paris den größten Theil s. „Neutonianismo per le donne" (1737), im Geschmack der „Pluralité des mondes" von Fontenelle, und legte dadurch den Grund zu seinem Ruhm. Bis 1739 lebte A. abwechselnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquise du Châtelet, bald in London. Dann machte er mit Lord Baltimore eine Reise nach Petersburg. Auf dem Rückwege besuchte er Friedrich II., der als Kronprinz in Rheinsberg wohnte. Der Prinz fand so viel Gefallen an ihm, daß er ihn nach seiner Thronbesteigung zu sich rief und ihn nebst seiner Familie in den Grafenstand erhob, welche Ernennung von dem venet. Senat bestätigt wurde. Nicht minder schätzte ihn König August III. von Polen, welcher ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. A. lebte nun abwechselnd zu Berlin und Dresden, besonders am erstern Orte, nachdem er 1747 von Friedrich II. den Orden des Verdienstes und den Kammerherrnschlüssel erhalten hatte. Er kehrte 1754 in sein Vaterland zurück, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna, und seit 1762 zu Pisa wohnte. Hier starb er 1764. Den Entwurf zu seinem Grabmal, welches Friedrich II. auf dem Kirchhofe zu Pisa errichten ließ, hatte er selbst gemacht. Er wird in der Inschrift, mit Beziehung auf seinen „Congresso di Citera" und seinen „Neutonianismo", ein Nebenbuhler Ovid's und Schüler Newton's genannt. A.'s Kenntnisse waren weitumfassend und in mehren Fächern gründlich. In der Malerei und Baukunst gaben seine Zeitgenossen viel auf sein Urtheil und mehre Gemälde in der dresdener Galerie, deren Ankauf er veranlaßte, beweisen für seine Einsicht. Er zeichnete und ätzte mit großer Geschicklichkeit. In seinen Werken, welche von dem mannichfaltigsten Inhalte sind, zeigt sich Witz mit Scharfsinn gepaart; seine Poesien haben wenig Dichterfeuer, aber viel Anmuth, und seine Briefe gehören zu den schönsten in der ital. Sprache. Unter seinen „Saggi sopra le belle arti" sind die Versuche über die Malerei die wichtigsten. Die neueste Sammlung seiner Werke erschien in 17 Bänden zu Venedig 1791—94.

Algebra, dieser Name stammt aus der arab. Sprache. Bei den Arabern heißt nämlich die Wissenschaft Al gebr wal mokâbala, d. i. Ergänzung und Vergleichung. Diese Ausdrücke beziehen sich auf Transposition und Reduction der positiven und negativen Größen in Gleichungen. Daher hieß auch in Europa im Mittelalter diese Wissenschaft Algebra und Almucabala. Vgl. „The algebra of Mohammed ben Musa" (aus d. Arab. übers. von Rosen, Lond. 1831). Im engern Sinne ist Algebra gleichbedeutend mit Buchstabenrechnung, d. h. mit der Rechnungsart, bei welcher man statt der bestimmten Ziffern allgemeine Zeichen oder Buchstaben anwendet; im weitern aber begreift sie den Theil der Arithmetik, welcher allgemeine mathematische Probleme, ohne Differential- und Integralrechnung, durch Gleichungen löst. Bei den ältern Mathematikern hieß sie auch Arithmetica speciosa oder universalis, bei den Italienern Regola de la Cosa, wo Cosa die unbekannte Größe bedeuten soll. Das eigentliche Wesen der Algebra besteht darin, daß man die unbekannte oder zu suchende Größe als eine gleichsam schon bekannte annimmt und sie mit den bekannten Größen oder mit den gegebenen Bedingungen der Aufgabe so verbindet und combinirt, bis man durch eine kürzere oder längere

Reihe von Schlüssen und Entwickelungen dahin kommt, die unbekannte Größe ganz allein durch die bekannte darzustellen, wodurch dann jene ebenfalls bekannt wird. Da sich die Algebra über das ganze Gebiet der mathematischen Wissenschaften erstreckt; da man in den neuern Zeiten selbst die Geometrie sehr vortheilhaft durch Algebra zu behandeln pflegt und da sie endlich ein ebenso reizendes als zweckmäßiges Mittel zur Schärfung des Verstandes ist, so wäre es sehr zu wünschen, daß sie auf eine wirksamere Weise, als bisher geschehen ist, in unsern Unterricht aufgenommen würde. Das älteste Werk über Algebra, welches sich auch durch Scharfsinn auszeichnet, ist das von Diophantus aus Alexandria, der im 4. Jahrh. n. Chr. gelebt haben soll. Doch sind von den ursprünglichen 13 Büchern seines Werkes nur noch 6 vorhanden, die am besten herausgegeben wurden von Bachet und Fermat (Toulouse 1670, Fol.). Die Europäer lernten die Algebra nicht durch die Griechen, sondern durch die Araber kennen, besonders durch Mohammed Ben Musa. Der ital. Kaufmann Leonardo da Pisa, der ums J. 1200 den Orient bereiste, suchte nach seiner Rückkehr die Kenntnisse der Algebra, die er sich dort erworben hatte, in seinem Vaterlande zu verbreiten. Das älteste gedruckte Werk über Algebra ist das von Lucas Paciolo oder Lucas de Burgio aus der Mitte des 15. Jahrh. Scipio Ferreo in Bologna um 1500 fand zuerst die Auflösung eines Falles der kubischen Gleichungen; Florido und Tartalea bildeten sie weiter aus und Cardanus machte die von Tartalea ihm als Geheimniß mitgetheilten Kunstgriffe in der „Ars magna“ (Mail. 1539) zuerst bekannt und erweiterte hierdurch eigne Erfindungen. Ferrari und Bombelli gaben 1579 die Auflösung der biquadratischen Gleichungen. In Deutschland wurde die Algebra schon im Anfange des 16. Jahrh. sorgfältig ausgebildet. Einer ihrer ersten Verehrer war Christoph Rudolf, dessen Werk 1524 gedruckt und 1571 von Mich. Stifel wieder herausgegeben wurde. Stifel muß als einer der ersten Beförderer der Algebra angesehen werden, wie er durch sein Werk: „Arithmetica integra“ (Nürnb. 1544) bewiesen hat. Ihm zunächst steht Joh. Scheybl, dessen Werke in Paris 1552 herauskamen. In England bemerken wir Rob. Recorde, in Frankreich Jak. Teletarius, welche beide um 1550 schrieben. Von Simon Stevin aus Brügge erschien 1585 eine Arithmetik und Algebra. Große Fortschritte verdankt die Algebra Franz Vieta (geb. 1540, gest. 1603), dessen Werke von Schooter in Leyden 1656 herausgegeben wurden. Mit ebenso glücklichem Erfolge bearbeitete diese Wissenschaft Thom. Harriot in London, dessen „Artis analyticae praxis“ 1631, sowie Alb. Girard in den Niederlanden, dessen „Invention nouvelle en Algèbre“ in Amsterdam 1629 erschien. Descartes erwarb sich glänzende Verdienste besonders dadurch, daß er die Algebra auf die Geometrie anwendete. Seine Geometrie, die zuerst 1637 erschien, ist reich an neuen Untersuchungen. Er stellte zuerst die Natur der krummen Linien durch Gleichungen dar, wodurch später der Weg zur Anwendung der Analysis des Unendlichen auf die Geometrie gebahnt wurde. Auch Fermat bereicherte die Algebra durch einige Entdeckungen. Als die glücklichsten Nachfolger der beiden letzten sind Beaune in Paris und Hudde in Amsterdam zu betrachten. Newton gab in seiner „Arithmetica universalis“ viele wichtige Beiträge, sowie auch Maclaurin, Campbell, de Gua, Tschirnhausen, Moivre, Lagny, Taylor und Fontaine. Unter den Neuern sind als die vorzüglichsten Beförderer der Algebra zu nennen: Leonh. Euler, Lambert, Lagrange u. A. — **Algebraische Gleichung** ist eine solche Gleichung, die keine sogenannten transcendenten Größen, als Kreisbogen, Logarithmen u. dgl. enthält.

Algen ist eine Pflanzenfamilie aus der Abtheilung der Akotyledonen oder Kryptogamen, ausgezeichnet durch ihr Vorkommen im süßen oder salzigen Wasser, durch knorpelartige, faserige oder gallertartige Textur und sehr kleine Keimkörner, die entweder unter der Oberfläche zerstreut, oder in besondern Behältern verborgen sind. Die vollkommensten Arten, wie die Tangarten, findet man im Meere; unvoll-

kommnere sind die Süßwasseralgen, z. B. Conferven oder Wasserfäden. Man will bei diesen Gewächsen eine Umwandlung in Infusionsthiere, Polypen u. s. w., und in andern niedere Pflanzen, wie Pilze, Flechten und Moose, beobachtet haben. Eine zuckende Bewegung im Sonnenlichte zeigen besonders die Oscillatorien, und sie ist von den glaubwürdigsten Forschern bemerkt worden. Diese Gewächse sind von der verschiedensten Größe, bald mikroskopisch, bald einige hundert Fuß lang, wie der fucus giganteus Forster im ind. Ocean. Die Küstenbewohner benutzen die durch Stürme in großen Massen ans Land geworfenen Tangarten zur Bereitung des Kelp, der besonders Natron und Jod enthält. Eine Menge Tangarten werden als Seekohl oder Meerlattich gegessen. Auch benutzt man sie als Viehfutter, Düngemittel und, wie das Seegras, zum Ausstopfen von Matratzen und Kissen. Aus Meeralgen soll eine Schwalbe in Indien, Salangane, ihre berühmten Nester erbauen, und zur Bereitung des Firnisses der Chinesen sind sie unentbehrlich. Andere Arten liefern Farbe= und Arzneistoffe. Thore hat aus fucus palmatus einen trefflichen Feuchtigkeitsmesser verfertigt. In der Natur dienen die Algen besonders zu Erzeugung von Dammerde und zu Befestigung des Küstenlandes. Von den Algen der Vorwelt sind noch deutliche Spuren vorhanden.

Algier, Stadt und Gebiet, bis 1830 ein Barbareskenstaat oder eine türk.=militairische Corsarenrepublik, jetzt eine franz. Colonialanlage. Die Stadt liegt auf der Nordküste von Afrika, westl. von Tunis, östl. von Marokko, und ihr Gebiet dehnte sich am Fuße eines Zweiges des Atlas bis zu dem Nordsaume der libyschen Wüste über einen Flächenraum von fast 9000, in der neuesten Zeit nur 4200 □M. aus, indem es außer dem eigentlichen Gebiete von A. die durch Beis verwalteten Provinzen Oran im W., Titteri im S. und Konstantinieh im O. begriff: das Ganze ein fruchtbares Hügelland; ehemals das Reich der Numidier, mit Jol, Juba's Herrschersitze. Röm. Imperatoren eroberten das Land, nannten es Mauretania Caesariensis und siedelten darin Colonien von Veteranen an. Das Land mit seinen 33 Städten, Italiens Kornspeicher, war ein blühender Garten und bedeckt mit schönen Landsitzen der reichen Römer. Später von Vandalen, dann von Arabern verheert und erobert, errichtete hier der arab. Fürst Jussuf Zeiri um 935 auf den Trümmern des alten Jomnium das heutige A. (franz. Alger, ital. Algieri). Seine Nachkommen, die Zeirithen, regierten hier bis 1148. Hierauf beherrschte die Dynastie der Moraviden (Herren von Marokko) die ganze Küste bis 1269. Seitdem erhoben sich die Städte Oran und A. zu Freistaaten. Die aus Spanien (1492) vertriebenen Mauren und Juden ließen sich daselbst nieder und nahmen Rache durch Seeräuberei seit 1494. Ferdinand der Katholische griff sie an, eroberte 1506 Oran, welches die Spanier erst 1708 verloren und 1731 abtraten, sowie andere Städte, unterwarf sich 1509 A. und erbaute vor dem Hafen dieser Stadt auf einer Insel ein Castell. Allein nach Ferdinand's Tode riefen die Algierer 1517 türk. Seeräuber, die Brüder Horuk und Dschereddin (Hayradin oder Chaireddin) Barbarossa zu Hülfe. Horuk ließ den damaligen Emir von A. erdrosseln und sich 1518 durch seine Türken zum König ausrufen. Dieser Eroberer und Tyrann fiel bald nachher, besiegt von dem Marchese von Comares, dem Statthalter zu Oran, nebst 1500 Türken. Sein jüngerer Bruder und Nachfolger, der furchtbare Dschereddin Barbarossa, gründete durch Tapferkeit, List, Kühnheit und Beharrlichkeit das System der Militairdespotie und des Seeraubs, welches von jetzt an bis 1830 in A. seinen Mittelpunkt und seine mächtigste Stütze hatte. Er übergab 1519 A. der Pforte als Lehn; Soliman II. ernannte ihn zum Pascha und Admiral. Durch 10,000 Janitscharen verstärkt, bemächtigte er sich der von den Spaniern befestigten Insel und verband sie 1529 durch einen Damm mit A., das hierdurch einen guten Hafen erhielt. 1535 ward er von Karl V. vor Tunis besiegt und starb 1547 zu Stambul. A. verwaltete unterdessen sein Sohn Hassan als Verweser. Seitdem regierten in A. türk. Paschas als Vicekönige, bis 1600 die türk.

Truppen das Recht erlangten, sich selbst einen Befehlshaber oder Dei zu wählen, der bald die Regierungsgewalt an sich riß, sodaß seit 1710 nur bei wichtigen Anlässen ein Pascha oder Chiaux als türk. Gesandter in A. zugelassen wurde. Desto abhängiger ward der Dei von seinen Soldaten, die sich fortwährend durch türk. Abenteurer ergänzten. Ihre Offiziere bildeten einen Divan, der den Dei wählte und absetzte. Vergebens suchten die christlichen Mächte das mittell. Meer von diesen Seeräubern zu befreien und den übermüthigen Tyrannen von A. zu demüthigen. Die erste Unternehmung dieser Art scheiterte gänzlich. Am 20. Oct. 1541, als Hassan, ein Renegat aus Sardinien, in A. Pascha war, landete Karl V. mit einer Flotte von 370 Segeln und 30,000 Mann. Die Spanier wollten sich förmlich hier ansiedeln; denn Kaufleute, Handwerker und Weiber, sogar Hofdamen, hatten sich mit eingeschifft. Allein am 28. Oct. zerstörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Karl verlor durch Sturm 15 Kriegsschiffe, 140 Transportschiffe und 8000 M.; er rettete sich mit Zurücklassung des Geschützes und Gepäcks. Cid-Utika, erzählen die Mauren, ein frommer Marabut, schlug das Meer so lange mit seinem Stocke, bis es die Geduld verlor und die Schiffe der Ungläubigen zerstörte. Man errichtete dem Heiligen nach seinem Tode ein Denkmal, und noch lange glaubte das Volk, man dürfe nur das Meer mit seinen Knochen schlagen, um eine christliche Flotte durch Sturm zu vertreiben. Im 17. Jahrh. unternahm der mächtige und stolze Ludwig XIV. es dreimal, A.'s Hochmuth und Trotz zu züchtigen. Als sein Admiral Duquesne am 25. Jul. 1682 mit 45 Kriegsschiffen A. bombardirte, ließ der Dei Mezzo Morto den franz. Consul Vacher durch eine Kanone gegen die franz. Flotte schießen. Ebenso vergeblich war das zweite Bombardement am 28. Jun. 1683 durch eine franz. Flotte von 53 Segeln; und ein drittes am 26. Jun. 1687, wo Marschall d'Estrees die Flotte befehligte. A. wurde zwar großentheils in Asche gelegt, allein nicht bezwungen, und höhnend fragte der Dei nachher den franz. Consul, wie viel dieser Brand wol seinem Herrn gekostet habe? „Für die Hälfte des Geldes hätte er es selbst gethan und dem Könige die weitere Bemühung erspart." Auch die Angriffe auf A. durch eine engl. Flotte unter Cromwell's Admiral Blake 1655, obgleich dieser die tunesisch-algier. Flotte größtentheils zerstörte und viele Gefangene befreite, sodann 1669 und 1670 das Beschießen durch eine engl. und holl. Flotte, hatte kein entscheidendes Resultat. Doch waren die Engländer die ersten Europäer, welche seit 1662 mit A. Verträge schlossen. Im 18. Jahrh. rüstete Spanien eine mächtige Flotte gegen A. aus. Der General Oreilly landete am 4. Jul. 1775 mit 44 Kriegs- und 340 Transportschiffen eine Armee von 25,000 Mann ohne Hinderniß. Allein die Unordnung bei der Landung und schlechte Maßregeln nach derselben waren Schuld, daß die Unternehmung gänzlich scheiterte. A. trotzte fortwährend den christlichen Mächten und machte sich die minder mächtigen tributbar. Erst im 19. Jahrh. schützte der nordamerik. Freistaat seine Nationalehre durch den tapfern Decatur, der am 20. Jun. 1815 die Flotte von A. bei Karthagena schlug und den Dei im Jul. zu einem Frieden nöthigte, in welchem derselbe die Flagge der Union als unverletzlich anerkannte. Um dieselbe Zeit erzwang der brit. Admiral Lord Exmouth von den Barbareskenstaaten die Anerkennung eines völkerrechtlichen Verhältnisses mit Europa in Ansehung der Kriegsgefangenen; nur die Regentschaft von A. weigerte sich (15. Mai 1816), dies zu thun, weil diese Foderung ihren Staats- und Religionsgrundsätzen widerspreche. Der Admiral bewilligte daher dem Dei Omar Pascha eine Frist von sechs Wochen zu Einholung der Willensmeinung des Großsultans, ohne welche der Dei und der Divan eine Verbindlichkeit dieser Art nicht eingehen wollten. Capitain Dundas brachte den Abgeordneten A.'s nach Konstantinopel und die brit. Flotte segelte am 20. Mai nach England zurück. Unterdessen hatte der Dei insgeheim Eilboten an die Befehlshaber zu Oran und Bona

gesandt, mit dem Befehl, daß sie sich der Personen und des Eigenthums aller Engländer daselbst bemächtigen und deren Schiffe in Beschlag nehmen sollten. Sofort überfielen am 23. Mai algier.-türk. und maur. Soldaten die Mannschaft von 359 ital. Schiffen, welche die Erlaubniß, Korallen zu fischen, gelöst hatten und unter engl. Flagge friedlich im Hafen zu Bona lagen. Unter den Christen, die sich vertheidigten, ward ein großes Blutbad angerichtet. Erst die Ankunft eines Boten aus A., den der Dei nach Abschluß jenes Vertrags mit Lord Exmouth abzuschicken sich genöthigt sah, machte der Barbarei ein Ende. Auf die Nachricht davon verlangte das brit. Unterhaus einstimmig die Züchtigung des Raubstaats, und am 27. Aug. erschien Lord Exmouth mit einer Flotte von 22 Kriegsschiffen (6500 Seeleute und 702 Kanonen). Zu ihm war noch der niederl. Admiral van der Capellen mit 6 Fregatten gestoßen. Lord Exmouth stellte dem Dei folgende Foderungen des Prinzen Regenten zu: Er solle 1) alle Christensklaven ohne Lösegeld ausliefern; 2) die bereits für sardin. und neapolit. Gefangene entrichteten Gelder, zusammen 382,500 Piaster, zurückgeben; 3) sich verpflichten, alle Kriegsgefangene nach dem Gebrauche der europ. Völker zu behandeln; 4) mit dem Könige der Niederlande dieselben Bedingungen eingehen. Da keine Antwort erfolgte, so segelte die Flotte in die Bai, und das Admiralschiff legte sich vor den Batterien beim Eingange des Hafendammes vor Anker. Das Feuer dauerte von 2—9 Uhr Abends. Die Landzunge und der Molo, in dessen Nähe sich die Linienschiffe aufstellten, sind hier durch mehre Reihen Batterien, die übereinander stehen, geschützt; allein ungeachtet des Kreuzfeuers von mehren hundert Kanonen, machten die Angreifenden einen großen Theil des feindlichen Geschützes unbrauchbar. Um 8 Uhr war fast halb A. und die algier. Seemacht (4 Fregatten, 5 Corvetten und 30 Kanonierschaluppen) nebst einigen Vorrathshäusern im innern Hafen und mehren Handelsschiffen gänzlich zerstört. Am folgenden Tage (28. Aug.) kam der Friede auf obige Bedingungen mit England und den Niederlanden zu Stande. Noch wurden alle Consulargeschenke, mit Ausnahme der persönlichen, abgeschafft, und der Dei genöthigt, dem in Fesseln gelegten Consul Genugthuung und 3000 Piaster Schadenersatz zu geben. Omar Pascha zahlte die verlangten Summen und gab 1211 Christensklaven frei. In dieser blutigen Schlacht blieben von Seiten der A. 5000 Janitscharen und 6000 Mauren, ohne die Weiber und Kinder; der Dei behielt nur eine Brigg, einen Schooner und eine Halbgaleere übrig. Die Engländer hatten 128 Todte und 691 Verwundete; die Niederländer 13 Todte und 52 Verwundete. Vgl. Salame's „Narrative of the expedition to A. in the year 1816" (Lond. 1819). Diese Demüthigung beugte den Trotz von A. nicht. Schon 1817 wagten sich algier. Seeräuber bis in die Nordsee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geschenke schickte, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit denen sie Verträge geschlossen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. Doch ungeachtet der Verträge ward auch die Flagge der minder mächtigen Staaten selten geachtet, und noch 1826 liefen aus A. Raubflotten aus, um span., päpstl. und andere Schiffe wegzunehmen. Insbesondere litt die deutsche Schiffahrt. Das Königreich beider Sicilien und Portugal hatten bisher jährlich einen Tribut von 24,000 span. Piastern bezahlt; Toscana hatte sich 1823 zu einem Consulargeschenke von 25,000 span. Piastern verpflichtet; auch Sardinien mußte eine beträchtliche Summe zahlen; ähnliche Geschenke entrichteten die übrigen Staaten; Schweden und Dänemark überdies noch einen jährlichen Tribut in Kriegsmunition, etwa 4000 Piaster an Werth.

Der innere Zustand A.'s war das Schreckbild einer grausamen Soldatendespotie. Selbst das Leben des Dei war vor der Wuth der türk. Miliz nicht gesichert. Selten starb einer so glücklich, wie Mohammed III. 1791 nach 23jähriger Regierung in einem Alter von 93 Jahren. Den ebenso tapfern als klugen und thätigen Omar Pascha ermordeten die Soldaten 1817. Sein Nachfolger Ali

Hodja begab sich daher in der Nacht vom 2. Nov. 1817 mit seiner Familie, seinen Schätzen und den Ministern in das feste Schloß der Kasauba, und hielt die Stadt nebst der unruhigen Türkenmiliz durch 50 Kanonen in Ordnung. Er behandelte die europ. Consuln und die fremden Kaufleute mit empörender Willkür und Grausamkeit. Endlich wurde ein Fächerschlag, den Hussein, seit dem 1. März 1818 Ali's Nachfolger, dem franz. Consul Deval gab, das Todesloos der Nemesis für A. Zwei algier. Kaufleute hatten für Getreidelieferungen an den franz. Schatz seit 1819 eine Foderung von 7 Mill. Fr., hiervon wurden 2½ Mill. als der Betrag der Gegenfoderungen franz. Häuser zurückbehalten, bis die Gerichte darüber entschieden haben würden. Die Untersuchung hatte bereits von 1824 bis Oct. 1827 gedauert, als der Dei in einem Schreiben an den franz. Minister der auswärtigen Angelegenheiten die Bezahlung der ganzen Summe verlangte und den franz. Gläubigern zumuthete, in A. ihre Ansprüche geltend zu machen. Der franz. Minister, Baron v. Damas, beantwortete das Schreiben nicht, sondern ließ dem Dei das Unstatthafte der Foderung durch den Consul erklären. Darüber ward Hussein unwillig, und als der Consul ihm am 23. Apr. 1828 einen Staatsbesuch machte, fuhr er ihn mit der Frage an, ob er eine Antwort brächte. Als der Consul dies verneinte, gab ihm der Dei einige Schläge mit dem Fliegenwedel und befahl ihm, sich zu entfernen. Der Consul verließ A. am 15. Jun. Hierauf ließ der Dei die franz. Niederlassungen an der Küste der Provinz Konstantinieh und das Fort Lacalle, wofür die Franzosen der Korallenfischerei wegen nach dem Vertrage von 1817 eine jährliche, vom Dei aber willkürlich erhöhte Abgabe entrichteten, zerstören. Als er nun keine Genugthuung leistetete, so ließ Frankreich den Hafen von A. blokiren, und beschloß, da dies ohne Wirkung war, den Raubstaat zu vernichten. Der „Moniteur" führte auch noch folgende Beschwerden an: der Dei habe 1819 dem franz. Admiral Jurieu und dem engl. Admiral Freemantle, die ihn in Gemäßheit der Beschlüsse des aachener Congresses auffoderten, der Seeräuberei zu entsagen, zur Antwort gegeben, er müsse sich das Recht vorbehalten, die Unterthanen aller Mächte, die ihm keinen Tribut zahlten, zu Sklaven zu machen; auch habe er die von Frankreich beschützte päpstl. Flagge nicht dem Tractate von 1825 gemäß respectirt, vielmehr zwei röm. Schiffe genommen, und auch ein franz. Handelsschiff beraubt. Das Kriegsmanifest erschien am 20. Apr. 1830. Am 25. Mai lief die franz. Flotte unter Duperré, bestehend aus 75 Kriegs- und 274 Transportschiffen, mit einer 32,000 M. starken Landungsarmee, unter Bourmont (s. d.) von Toulon aus. Die ganze Ausrüstung, 37,615 M. von allen Waffen und 4526 Pferde, kostete 55,186,900 Fr. Erst am 14. Jun. erfolgte die Landung in der Bai von Sidi Ferruch (Torre Chica), 5 Stunden westl. von A. General Berthezène, der die Vorhut führte, eroberte das feindliche Lager; Bourmont schlug am 19. Jun. das feindliche Heer von 40,000 M., welches der Kriegsminister des Dei, Ibrahim Aga, befehligte, und eroberte das reiche Lager zu Staouveli. Auch am 24. Jun. schlug er die Truppen des Bei von Konstantinieh; als endlich das schwere Geschütz gelandet war, griff er am 29. das (von Karl V. angelegte) Kaiserschloß bei A. an, welches nach einem siebenstündigen Bombardement am 4. Jul. die Türken selbst in die Luft sprengten. Gleichzeitig hatte auch die Flotte die Forts und Seebatterien von A. beschossen. Dies zusammen bewog den Dei am 5. Jul. früh zu kapituliren, und an demselben Tage besetzten die Franzosen die Kasauba und alle Forts von A.; der Dei und die türk. Soldaten behielten ihr Eigenthum. Hussein Pascha begab sich am 11. Jul. mit seinen Privatschätzen und einem Gefolge von 118 Personen über Mahon nach Livorno und Neapel; reiste zweimal in seinen Angelegenheiten nach Paris und lebt seit Kurzem in Nizza. Die türk. Soldaten wurden nach Asien transportirt. Die Franzosen erbeuteten in A. 1500 Kanonen. 17 Kriegsschiffe und einen Schatz von 70—80 Mill. Francs in Gold. In der 20tägigen Expedition hatten die Franzosen 245 Offiziere und 3150 M. verloren. Die Sklaverei

der Christen, alle Tribute der europ. Staaten (s. Barbaresken) und das Handelsmonopol wurden gleichzeitig durch Verträge mit Tunis und Tripolis abgeschafft.

In Folge der Julisrevolution übernahm General Clauzel am 4. Sept. 1830 die Verwaltung von A., welches jetzt nur eine militairische Niederlassung war; doch erklärte der „Moniteur" schon am 16. Nov. 1830, daß Frankreich Stadt und Gebiet als eine Colonie in Besitz nehme. An Clauzel's Stelle trat am 20 Febr. 1831 der Generallieutenant Berthezène; und am 25. Dec. 1831 übernahm der Herzog von Rovigo den Oberbefehl. Zugleich ward ein Civilintendant eingesetzt. Die von Clauzel angelegte Musterwirthschaft ist wieder eingegangen; der siegreiche Zug Clauzel's über den Atlas in die Provinz Titteri Ende Nov. 1830, und ein ähnlicher Zug des Generals Berthezène im Jun. 1831 hatten kein bleibendes Resultat; zwar wurden die Handelsplätze Oran und Bona besetzt, allein sie mußten gegen die fortwährenden Angriffe der Araber durch eine starke Besatzung geschützt werden. Die Provinz Konstantinieh ist noch nicht erobert; und nur durch Blockhäuser gelang es, die nächste Umgebung von A. in der Entfernung von einigen Stunden in Unterwerfung zu erhalten und gegen die Streifzüge der Araber zu sichern. Der kleine Krieg währte fort; indeß stellten Rovigo und der gegenwärtige Civilintendant Gentil de Bussi die innere Ordnung in der Colonie A. her. Es wurden zwei Dörfer gebaut und die fremden Ansiedler begünstigt, sodaß sich die europ. Civilbevölkerung im Anfange des J. 1832 über 3000 belief. Seit Kurzem versuchte man, die Cochenille hier einheimisch zu machen. Überhaupt ist es die Absicht Frankreichs, in A. eine große Colonie zu gründen. Die Justiz- und Policeiverwaltung erhielten eine zweckmäßigere Organisation, indem man 1832 jeder Nation, den Juden, wie den Arabern, ihre eigne Gerichtsbarkeit zurückgab. Man gründete eine Specialschule der franz. Sprache für die Juden und eine ähnliche für die Mauren; eine in der arab. Sprache für die Europäer ist im Entstehen. Im Nov. 1832 errichtete man in A. eine öffentliche Bibliothek und verlangte von der franz. Regierung die nöthigen Fonds zur Anlegung von Elementar- und Volksschulen. Auch erscheint daselbst seit dem 27. Jun. 1832 der „Moniteur algérien". Die Bevölkerung der Stadt A., früher 70,000, ist gegenwärtig durch die Auswanderung der reichen Familien bis auf etwa 23,000, darunter 12,000 Mauren, 5000 Europäer und 5000 Juden, gesunken, und die Erhaltung der Colonie kostete dem Staate zu Ende 1831 monatlich 1 Mill. Francs. Vgl. Shaw's „Voyage dans la régence d'A." (a. d. Engl., 2 Bde., Par. 1830); Shaler's „Esquisse de l'état d'A." (a. d. Engl., Par. 1831); Fernel „Campagne d'Afrique en 1830" (2. Aufl., Par. 1832); Bartillat „Relation de la camp. d'Afr. en 1830" (2. Aufl., Par. 1832); Charpentier „A. et le Duc de Rovigo en 1832" (Par. 1832).

Ali Abi Taleb, erster Moslem und vierter Khalif, Held, Fürst und Dichter, reich an Wissen, tapfer vor Allen, gütig und leutselig, wurde im Hause Mohammed's, seines Oheims, erzogen. Er war der treueste und tapferste Gefährte des Propheten und heirathete dessen Tochter Fatima. Nach des Khalifen Othman's Ermordung zum Khalifen ernannt, behauptete sich A. im Khalifat in 90 Treffen gegen die Rebellen. In der Schlacht des Kameels nahm er sogar seine größte Feindin, Mohammed's Witwe Aïscha (die in der Schlacht auf einem Kameele ritt, daher jener Name), gefangen. Allein die Gegenpartei gewann neuen Anhang, und ein Fanatiker ermordete A. im J. 660. Er war 63 Jahre alt und liegt bei Kufa begraben, wo ihm später ein Denkmal errichtet wurde, zu dem A.'s Verehrer noch jetzt pilgern, daher selbst eine Stadt Medjed Ali entstand. Die Ommaijaden ließen A.'s Geschlecht verfolgen. In Persien und in der Tatarei hat sich seine Religionspartei, die man Schiiten (s. d.) nennt, sehr ausgebreitet. Unter dem Titel der Abstammung von Fatima und A. haben die Fatimiten am Nil und am Tajo, in Westafrika und in Syrien geherrscht. Die arab. Schriftsteller nannten A. „den

siegreichen Löwen Gottes". Die ihm zugeschriebenen Sprüche und Gedichte sind zuletzt 1806 zu Oxford erschienen und in mehre Sprachen übersetzt worden.

Ali, Pascha von Janina (Tepeleni), der kühnste und verschlagenste Rebell gegen die Pforte. Geb. zu Tepeleni in Albanien 1744, aus dem Geschlechte der Häuptlinge eines unabhängigen mohammed. Stammes, der Tocziden, Enkel eines von der Pforte ernannten Bei, schwang sich A. durch Geistesstärke und List auf den Gipfel fürstlicher Unabhängigkeit. Nach dem Tode seines Vaters, dem die benachbarten Paschen fast alle Besitzungen entrissen hatten, stellte die Mutter den 16jährigen A. an die Spitze ihrer Anhänger. Er wurde geschlagen und gefangen, aber seine Schönheit und Lebhaftigkeit rührten den Kurd Pascha so, daß er ihn nach einer Züchtigung entließ. Bald griff A. aufs Neue zu den Waffen und trieb Räuberei, war aber so unglücklich, daß er in die Gebirge floh, wo er, um nicht zu verhungern, seinen Säbel verpfändete. In diesem Zustande rieth ihm seine Mutter mit stolzer Verachtung: er solle einen Weiberrock anziehen und im Harem dienen. Noch einmal zog er auf Krieg und Beute aus, doch gänzlich geschlagen, verbarg er sich in einem eingefallenen Gebäude, wo er, über sein Schicksal brütend, ohne zu wissen, was er that, die Erde mit einem Stocke aufwühlte. Da stieß er auf etwas Hartes und fand ein Kistchen mit Gold. Mit diesem Schatze warb er 2000 M., erfocht hierauf seinen ersten Sieg und kehrte im Triumph nach Tepeleni zurück. Seitdem war er fortdauernd glücklich, aber auch ebenso treulos und grausam. Am Tage seiner Rückkehr ermordete er seinen Bruder, dem er Verrätherei Schuld gab, und sperrte dann seine Mutter, als ob sie den Ermordeten vergiftet habe, ins Harem, wo sie bald starb. A. versöhnte sich mit der Pforte, indem er den rebellischen Wessir von Skutari besiegen half, und bemächtigte sich der seinem Vater entrissenen Ländereien, sowie einiger griech. Städte. Er überfiel den der Pforte verhaßten Pascha Selim von Delvino, ließ ihn enthaupten und ward dessen Nachfolger. Vom Divan, den er bestochen hatte, zum Stellvertreter des Dervendgi Pascha, der für die Sicherheit der Landstraßen sorgen muß, ernannt, stempelte er die reichsten Räuberhauptleute durch Diplome zu rechtmäßigen Eroberern. Zwar setzte die Pforte den Dervendgi Pascha und seinen Stellvertreter ab, allein bald hatte A. die Gunst der Minister aufs Neue erkauft. Obgleich er mit dem Fürsten Potemkin in geheimem Briefwechsel stand, so leistete er doch der Pforte im Kriege mit Rußland und Östreich (1787 fg.) so wesentliche Dienste, daß man ihn zum Pascha von Trikala in Thessalien ernannte. Zugleich bemächtigte er sich der Stadt Janina, indem er einen untergeschobenen Ferman vorzeigte, worauf er die Einwohner zwang, vom Sultan ihn als Statthalter sich zu erbitten; während er durch das von ihnen erpreßte Geld den Divan bestach. Später trat er mit Bonaparte in Verbindung, der ihm Ingenieurs schickte; als aber dieser in Ägypten abgeschnitten war, überfiel A. 1798 die von den Franzosen besetzten Plätze auf der Küste Albaniens, und nur Parga (s. d.) leistete glücklichen Widerstand. Darauf bewirkte er, daß in dem Vertrage zwischen Rußland und der Pforte, 1800, alle venetian. Plätze auf dem festen Lande, folglich auch Parga, der Pforte überlassen wurden. Nach dreijährigem Kampfe unterwarf er 1803 die Allioten (s. d.), worauf ihn die Pforte zum Oberstatthalter von Romanien erhob. Damals rächte er an den Einwohnern von Gardiki eine seiner Mutter vor 40 Jahren zugefügte Beleidigung durch die Ermordung von 739 männlichen Nachkommen der schon verstorbenen Thäter. Übrigens sah er im Innern seines Landes streng auf Recht und Ordnung. Es herrschte Sicherheit und Ruhe, Landstraßen wurden gebaut, und das Gewerbe blühte auf, sodaß die europ. Reisenden, mit denen A. sich gern unterhielt, in ihm einen thätigen und einsichtsvollen Regenten erkannten. Seit 1807, wo er abermals mit Napoleon, der Pouqueville als Generalconsul zu ihm schickte, in Verbindung trat, war seine Abhängigkeit von der Pforte nur scheinbar. Indeß erreichte er seinen Zweck nicht, mittels dieser Verbindung, im Frieden zu Tilsit, Parga

und die ionischen Inseln zu erhalten; daher knüpfte er mit den Engländern Verbindungen an und bewilligte denselben mehre Vortheile, wofür der Pforte, eigentlich aber dem A., die Rückgabe von Parga zugestanden wurde. Weil sich A. jetzt in seiner Macht befestigt glaubte, so ließ er die Kapitanis der griech. Armatolen (s. d.), die bisher ihm Beistand geleistet hatten, einzeln, darunter den Vater des Heerführers Odysseus, meuchlings ermorden, die Meuchelmörder aber umbringen, um nicht als Anstifter verdächtig zu werden. Endlich beschloß die Pforte 1820, der Macht des trotzigen Emporkömmlings ein Ende zu machen. Ismail Paschobei zog mit 5000 Türken, unterstützt von den Kapitanis, gegen den Rebellen. Die Griechen umgingen die Stellungen A.'s in den Gebirgspässen, sodaß er sich mit seinen Anhängern in die Burg von Janina werfen mußte, von wo aus er Janina in Brand schoß. Der der Pforte verdächtige Paschobei wurde abgerufen, und Kavanos Oglu erhielt den Befehl. Unter ihm traten die Kapitanis wieder auf A.'s Seite, weswegen er nichts ausrichten konnte. Sein Nachfolger, der tapfere Beba Pascha, starb plötzlich nach der Einnahme von Arta, das Veli, A.'s Sohn, vertheidigt hatte. An seine Stelle kam der allen Griechen verhaßte Khurschid, Pascha von Morea. Nun schlossen sich an die Kapitanis die Sulioten und schlugen kräftig jeden Sturm auf Janina ab. Zu gleicher Zeit rief die Hetairia (s. d.) ganz Griechenland zu den Waffen. Durch einen Überfall im Lager wurden die Türken gezwungen, sich in die festen Plätze zu werfen, und Khurschid zog sich im Aug. 1821 mit dem Reste seines Heeres aus Epirus nach Macedonien zurück. Allein da A. die Albanesen mit leeren Verheißungen hinhielt, so verließen sie den Tyrannen. Khurschid Pascha schloß mit einem neuen Heere Janina ein, und A. entschloß sich, mit Khurschid zu unterhandeln. Als dieser ihm Gut und Leben eidlich zusicherte, übergab A. am 1. Febr. 1822 sein Schloß und bezog seinen Sommerpalast im See von Janina. Hier kündigte ihm am 5. Febr. Khurschid's Lieutenant, Mehmet Pascha, das vom Großherrn ausgesprochene Todesurtheil an. A. setzte sich zur Wehre, wurde aber niedergehauen, sein Kopf nach Konstantinopel geschickt und seine Schätze eingezogen. Seine Söhne Veli und Muchtar Pascha waren 1820 bei der Eroberung der festen Plätze durch Vertrag in die Gewalt der Türken gekommen, und lebten im Exil in Kleinasien; weil sie aber durch einen als Derwisch verkleideten Griechen Verbindungen mit der Partei ihres Vaters unterhielten, wurden sie im Aug. 1821 hingerichtet. A.'s Enkel erhielt 1824 von der Pforte die Erlaubniß, mit dessen Witwe Wasilika, einer Griechin, sich nach Larissa zu begeben. Pouqueville, in seiner „Histoire de la régéneration de la Grèce", entwirft ein furchtbares Bild von A.'s Barbarei, Rachsucht und Treulosigkeit. So ließ A. eine Griechin, Euphrosine, mit 15 andern Frauen ins Meer werfen, weil sie ihm zu viel Einfluß auf seinen Sohn Veli auszuüben schienen. Unstreitig besaß dieser Günstling des Glücks außerordentliche Naturgaben, den kühnsten Unternehmungsgeist und den sichersten Scharfblick; er vereinigte eine ungewöhnliche Kenntniß der Menschen und der Verhältnisse mit Entschlossenheit und Muth, Beharrlichkeit mit zeitgemäßem Nachgeben; er fand selbst in verzweifelten Lagen Hülfsquellen und Auswege. Aber ebenso gehaßt als gefürchtet, war er falsch, mistrauisch, unversöhnlich, dabei aus Herrschsucht und Habsucht blutdürstig, und jedes Mittel galt ihm gleich, wenn es nur schnell und sicher zum Ziele führte.

Älianus, der Taktiker genannt, zu Anfange des 2. Jahrh. n. Chr., schrieb über die griech. Schlachtordnung und über Aufstellung in Seeschlachten, herausgegeben von Arcerius (Leyd. 1613); deutsch in Baumgärtner's „Sammlung aller Kriegsschriftsteller der Griechen" (Manh. 1779).

Älianus (Claudius), aus Präneste bei Rom, um 221 n. Chr., schrieb zwei Werke in griech. Sprache, die in seiner und der folgenden Zeit auch des Styls wegen bewundert wurden, sodaß er den Ehrennamen „der Sophist" erhielt. Sie

sind überschrieben: „Vermischter Erzählungen 14 Bücher", ein buntes Gemisch von Auszügen aus allerlei Werken, und „Über die Natur der Thiere, 16 Bücher" aus denen man den Standpunkt der Naturkunde in jener Zeit am besten erkennt. Andere schreiben die zwei Werke verschiedenen Verfassern zu. Jenes wurde am besten herausgegeben von Gronov (Leyd. 1731), Kühn (Lpz. 1780) und Koray (Par. 1805), dieses von Gronov (Lond. 1774), Schneider (Lpz. 1784) und Jacobs (2 Bde., Jen. 1832).

Alibi, anderswo. Beweis des Alibi heißt im Criminalproceß derjenige Beweis der Unschuld, welcher aus dem Umstande hervorgeht, daß der Angeschuldigte zur Zeit des an einem bestimmten Orte geschehenen Verbrechens an einem andern Orte sich befunden habe, von wo aus er dieses Verbrechen nicht verübt haben kann: ein Beweis, welcher nothwendig die ganze Untersuchung niederschlägt.

Alicante, Stadt und Hafen am mittell. Meere, mit 20,000 Einw., im span. Königreiche Valencia, mit einem ehemals starken, seit dem span. Erbfolgekriege verfallenen Castell. Der vorzüglichste Ausfuhrartikel ist der süße Wein, welcher **Alicante**, auch seiner dunkeln Farbe wegen Vino Tinto genannt wird und größtentheils nach England geht. Karl V. pflanzte ihn zuerst an, indem er Reben vom Rheine hierher bringen ließ. A. ist der Stapelplatz für valencian. Producte und eine Hauptniederlage für den Handel zwischen Spanien und Italien. Auch gibt es hier mehre wissenschaftliche Anstalten für die Schiffahrt. Nicht weit davon sind die Bäder von Buzet. A. wurde 1331 durch die Mauren und 1709 durch die Franzosen unter Asfeld belagert. Nachdem die Stadt übergeben war, trieben die Belagerer einen Minengang unter die Citadelle. Ehe die Mine geladen ward, ließ der franz. Obergeneral dem engl. Commandanten, Oberst Richard, es anzeigen, worauf dieser einige Offiziere zur Besichtigung abschickte. Doch weit entfernt, Gegenanstalten zu treffen, stellte er sich an dem zum Zünden bestimmten Tage mit seinem Generalstabe auf die Stelle der mit 120,000 Pf. geladenen Mine, und in wenig Minuten war er nebst 150 Mann nicht mehr. Dennoch ward die Citadelle erst nach neuntägigem Beschießen übergeben.

Alimente, der Unterhalt. Man unterscheidet den nothdürftigen und den standesmäßigen. Die gesetzliche Verpflichtung dazu entsteht hauptsächlich aus dem älterlichen und ehelichen Verhältniß. Außerdem kann die Verbindlichkeit zu Alimenten aus Verträgen, Testamenten, Stiftungen, Lehns- und Majoratsverhältnissen u. s. w. entspringen.

Aliquotisch nennt man in der Algebra den Theil einer Größe oder Zahl, durch welche sich das Ganze ohne Rest dividiren läßt. So sind 1, 2 und 5 von 10, und 1, 2, 3, 4 und 6 von 12 die aliquoten Theile.

Alix (Jacq. Alex. Franç.), franz. Generallieutenant und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, geb. zu Percy in der Normandie am 21. Sept. 1776, Sohn eines Professors der Mathematik, diente bei der Artillerie in der Nordarmee, zeichnete sich bei der Belagerung von Luxemburg aus und stieg im 20. Jahre bis zum Obersten. Bei dem Übergange über den Bernhard, bei der Erstürmung von Verona und während des Feldzugs in St.-Domingo zeigte er ebenso viel Talent als Muth; weil er aber am 18. Brumaire wenig Theilnahme bewies, so erhielt er keine Beförderung. A. trat deshalb im Oct. 1808 als Brigadegeneral in die Dienste des Königs von Westfalen und wurde am 15. Apr. 1812 Divisionsgeneral. Jetzt erst gab ihm Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion. Unter den Franzosen, die damals auf deutschem Boden ihr Glück suchten, zeichnete sich A. durch Kenntnisse und Thätigkeit aus, vorzüglich bei der Bildung der westfäl. Artillerie, bei der Verbesserung der Landstraßen und bei den öffentlichen Bauten, betrug sich aber oft mit Übermuth. Nach dem Rückzuge aus Rußland that er, was er konnte, um Westfalen und Kassel im Sept. 1813 gegen Czernitscheff zu vertheidigen; auch führte er den schon entflohenen König nach Kassel zurück, wofür ihm

dieser ein Jahrgeld von 6000 Fr. anwies und ihn zum Grafen von Freudenthal ernannte, welchen Titel jedoch A. nicht annahm; allein die harten Maßregeln, durch welche er und Malchus die Auflösung des Staats zu hemmen suchten, machten Beide dem Volke verhaßt. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich stellte ihn Napoleon als Brigadegeneral an, und ernannte ihn wegen der tapfern Vertheidigung des Waldes von Fontainebleau am 18. Febr. 1814 und der Stadt Sens am 26. Febr. zum Divisionsgeneral. Nach des Kaisers Abdankung lebte A. im Schooße seiner Familie, trat aber im März 1815 wieder auf des Kaisers Seite und übernahm das Commando im Departement der Yonne. Zur Zeit der Schlacht von Waterloo befand er sich als Präsident einer Militaircommission zu Lille. Nach jener Schlacht ließ A., als Befehlshaber einer Division, die wichtige Stellung bei St.-Denis befestigen und folgte endlich dem Heere über die Loire. Die Ordonnanz Ludwig XVIII. vom 24. Jul. 1815 nöthigte ihn, sich nach Deutschland zu begeben. Im Exil schrieb er sein Werk gegen Newton's Gravitationsgesetz, worin er alle Bewegungen der Weltkörper aus der Entbindung der Gasarten in den verschiedenen Atmosphären zu erklären sucht, welches aber wenig Beifall fand, obschon es ins Engl., von Fr. Murhard ins Deutsche und von Compagnoni ins Ital. übersetzt wurde. Im J. 1819 erhielt A. vom Könige die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, ward als Generallieutenant in die Listen eingetragen und war bei dem Generalstabe in Thätigkeit. In einer Denkschrift, die er 1826 beiden Kammern übergab, schilderte er die Gefahren, welche dem Hause Bourbon durch Villèle's Ministerium und die Jesuiten drohten. Hierauf gab er das „Système de l'artillerie de campagne etc." (Par. 1827) heraus. Tapfer focht er im Jul. 1830 mit der Volkspartei und wies in der Schrift „Bataille de Paris etc. Juil. 1830" die Fehler in Marmont's Angriffsplane strategetisch nach.

Alk, Pinguin, Seepapagai, ist eine Gattung Schwimmvögel, ohne Hinterzehe, mit sehr zusammengedrücktem, großem, doch kurzem Schnabel, der meist in die Quere gefurcht ist. Alle Arten leben am Meere. Sie schwimmen viel und gut, tauchen vortrefflich, nähren sich von Fischen und Krebsen, leben scharenweise auf Felsen, wo sie auch nisten, legen nur ein Ei. Die Jungen werden zu Tausenden von den Nordländern aus den Nestern genommen und dienen geräuchert als Winternahrung.

Alkali, von Kali, dem arab. Namen einer Pflanze, aus deren Asche eine Art der alkalischen Substanzen gewonnen wird. Unter dem Namen **Alkalien** begreift man in der Chemie die vier Körper: Kali, Natron, Lithion, Ammoniak, von welchen die drei ersten Metalloxyde sind, das letztere aber eine Verbindung aus Wasser- und Stickstoff ist. Ihre charakteristischen Eigenschaften, zugleich die Merkmale der Alkalinität, sind, daß sie durch Verbindung mit Säuren neutrale Salze liefern und sogenannte alkalische Reaction äußern, nämlich das Blau des durch Säuren gerötheten Lackmuspapiers wiederherstellen, viele blaue Pflanzenfarben grün, gelbe dagegen roth färben; weshalb man auch dergleichen Pflanzenfarben zur Erforschung vorhandener Alkalien anwendet. Außer diesen Grundcharakteren der Alkalinität haben die Alkalien die gemeinschaftlichen Eigenschaften, daß sie ätzend auf organische Theile wirken; sich leicht in Wasser auflösen und aus der Luft mit Begierde Feuchtigkeit und Kohlensäure anziehen. Durch die Verbindung mit Kohlensäure büßen sie ihre Ätzkraft ein, ohne jedoch ihre Leichtlöslichkeit und alkalische Reaction zu verlieren, weshalb sie in diesem Zustande auch häufig als milde Alkalien den ätzenden Alkalien, wie man sie im reinen Zustande bezeichnet, entgegengesetzt werden. Das Ammoniak setzt man wegen seiner Leichtflüchtigkeit öfters unter dem Namen flüchtiges Alkali den übrigen als fixen Alkalien entgegen. Mehre rechnen zu den Alkalien auch Kalk, Baryt, Strontian und Magnesia. In der That theilen diese mit den vorgenannten die Charaktere der Alkalinität. Allein da sie sowol im reinen als kohlensauren Zustande im Wasser sich schwerer lösen und

dann keine alkalische Reaction mehr äußern, so hat man sie von den eigentlichen Alkalien abgesondert und alkalische Erden benannt. Die Körper aus dem Pflanzenreiche, welche die Charaktere der Alkalinität besitzen, werden zwar öfters organische Alkalien zum Unterschiede von diesen als unorganischen Alkalien genannt; allein da sie sich in den meisten übrigen Beziehungen sehr von ihnen unterscheiden, so ist für sie der besondere Namen Alkaloide (s. d.) geeigneter.

Alkalimeter, ein Instrument, durch dessen Grade man die Menge des in der Soda oder Pottasche befindlichen Natrons oder Kalis bestimmt. Unter den verschiedenen Alkalimetern ist das gebräuchlichste das von Gay-Lussac, dessen Anwendung im Princip auf Folgendes zurückkommt. Man gießt in die Auflösung eines gegebenen Gewichts der zu prüfenden Soda oder Pottasche so lange verdünnte Schwefelsäure aus einer damit gefüllten graduirten Röhre, bis die alkalischen Eigenschaften verschwunden sind, und schließt dann von der Qualität der hierzu verwendeten Schwefelsäure auf die Quantität des Alkalis in der Pottasche oder Soda. Die Grade an der Röhre lassen die Quantität der verbrauchten Schwefelsäure leicht ersehen und Zusatz von Lackmustinctur zu der geprüften Auflösung leicht erkennen, wenn Neutralisation der Alkalinität eingetreten ist.

Alkaloide, sonst alkalische Erden, nennt man die in mehren, namentlich giftigen und medicinisch-kräftigen Pflanzen vorkommenden Stoffe, welche ihren letzten Bestandtheilen nach aus Wasser-, Sauer-, Kohlen- und Stickstoff bestehen, und sich durch ihre Eigenschaft, alkalisch auf Pflanzenfarben zu reagiren, sowie durch ihre Fähigkeit, Säuren zu neutralisiren und mit ihnen zu Salzen zusammenzutreten, den eigentlichen Alkalien nähern. Außer diesen charakteristischen Eigenschaften der Alkaloide ist ihnen gewöhnlich, doch nicht immer, noch gemein: Krystallisirbarkeit, weiße Farbe in reinem Zustande, bitterer Geschmack, Schwerlöslichkeit in Wasser, Leichtlöslichkeit in Alkohol und Fällbarkeit ihrer Salzauflösungen durch Galläpfelaufguß. Neuerdings hat man in mehren narkotischen Pflanzen Alkaloide (Conin, Atropin, Hyoscyamin) gefunden, die sich durch ihre ölartige Consistenz, ihre Flüchtigkeit und Leichtlöslichkeit in Wasser von den übrigen sehr auffallend unterscheiden. Durch Liebig ward erst in der neuesten Zeit das sehr wichtige Gesetz aufgestellt, daß die Quantität Säure, welche durch die verschiedenen Alkaloide neutralisirt zu werden vermag, genau im Verhältniß ihres Stickstoffgehalts steht. Die Kenntniß und Darstellung der Alkaloide ist von großer Wichtigkeit geworden, da sie das wirksame Princip mehrer in der Medicin häufig angewandten Pflanzen sind, das man nun in ihnen rein und frei von den Nebenbestandtheilen, welche der beabsichtigten Wirkung fremd sein könnten, darzustellen vermag, und namentlich sind es die Alkaloide der Chinarinden und des Opiums, die in dieser Hinsicht eine häufige Anwendung erfahren. Die Aufstellung der Classen der Alkaloide geschah 1816, wo zuerst Sertürner das Morphin für einen den Alkalien sich anschließenden Stoff erklärte. Seitdem hat man die Existenz der Alkaloide in mehren Pflanzen gehörig nachgewiesen. Vgl. Magendie's „Vorschriften zur Bereitung und Anwendung einiger neuen Arzneimittel u. s. w.", aus dem Franz. übersetzt von Kunze (Lpz. 6. Aufl. 1831).

Alkman, dorisch für Alkmäon, geb. zu Sardes in Lydien, nach Andern zu Sparta, Sohn einer lyd. Sklavin, später in Sparta eingebürgert, blühte um 670 v. Chr. Er dichtete in dorischer Mundart Loblieder auf Jungfrauen, Päane und Hymnen, die mit denen des Terpandros bei Gastmahlen gesungen wurden. Man nennt ihn den Vater der erotischen oder melischen Dichtart. Seinen Namen führt noch eine Versart (Schema Alcmanicum). Die Sage beschreibt ihn als unmäßig im Genuß des Weins und der Liebe. Die Bruchstücke seiner Gesänge hat am vollständigsten Welcker herausgegeben (Gieß. 1815, 4.).

Alkmäon, Sohn des Amphiaraos und der Eriphyle (s. d.) von Argos. Als er den Tod seines Vaters vor Theben, wie er es ihm beschworen, durch

Ermordung seiner Mutter gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien. Ihnen konnte er, nach dem Ausspruche des Orakels, erst dann entgehen, wenn er in einem Lande sich niederließ, das damals, als seine Mutter ihn verfluchte, noch nicht Land gewesen wäre. A. fand endlich Ruhe auf einer jüngst im Flusse Acheloos entstandenen Insel, wo er die Kallirrhoë, Tochter dieses Flußgottes, nach Verstoßung seiner Gemahlin Arsinoë, heirathete. Allein nicht lange genoß er diese Ruhe, denn als er, um den Wunsch seiner Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Harmonia von seinem ersten Schwiegervater, dem Priester Phlegeus, listigerweise zurückgeholt hatte, ließ dieser ihn durch seine ihm nachgesendeten Söhne ermorden. Seine letzten Schicksale haben Euripides, Sophokles u. A. verherrlicht.

Alkmēne, Tochter des Elektryon und Gemahlin des Amphitruo, dem sie aus Jupiter's Umarmung, welcher sie liebte und, um sie zu täuschen, des Gemahls Gestalt angenommen hatte, den Hercules gebar. Sie überlebte ihren Sohn. Ihren Leichnam ließ Jupiter durch Mercur nach den Inseln der Seligen führen, wo A. mit dem Rhadamanthus vermählt ward.

Alkmer (Heinr. v.), s. Reinecke der Fuchs.

Alkohol bezeichnet erstens den reinsten, wasserfreiesten, geistigen Antheil in jeder Art des Branntweins; und zweitens eine eigne, rein geistige, aus den bildenden Elementen anderer Naturstoffe in Folge der Weingährung erzeugte, durch die Destillation gewonnene und mit keinem Phlegma mehr verbundene Flüssigkeit. Wenn reiner Branntwein einer Destillation unterworfen und bis zur Hälfte übergezogen wird, so erhält man ordinairen Weingeist (spiritus vini) oder einmal gereinigten, sogenannten rectificirten Weingeist. Wird dieser aufs Neue bis zur Hälfte abgezogen, so entsteht zweimal gereinigter oder höchstrectificirter Weingeist. Durch nochmalige Destillation dieses und Abzug zur Hälfte wird alkoholisirter Weingeist gewonnen. Ein ganz wasserfreier Weingeist, welcher im eigentlichsten Sinne gar nicht herzustellen ist, wird reiner oder absoluter Alkohol oder alkoholisirtester Weingeist genannt. Um den Alkohol im reinsten Zustande zu erhalten, ist eine oft wiederholte Destillation desselben allein nicht hinreichend, weil, wenn solche auch bei der gelindesten Wärme veranstaltet wird, dennoch mit dem Alkohol ein geringer Theil Wasser sich verflüchtigt; sondern es ist nöthig, daß dem alkoholisirten Weingeiste vor der Destillation irgend eine hygroskopische, d. i. Wasser einsaugende Substanz zugesetzt wird, um die noch darin befindlichen Wassertheile bei der Destillation zurückzuhalten. Zu solchen hygroskopischen Substanzen können gerechnet werden: 1) reine, bis zum Rothglühen ausgetrocknete und pulverisirte Pottasche; 2) trockener, im Feuer geschmolzener und gepulverter salzsaurer Kalk; 3) in gelinder Hitze geschmolzenes und gepulvertes essigsaures Kali; 4) an der Luft zerfallenes und hierauf im Feuer bei der Weißglühhitze geschmolzenes und gepulvertes schwefelsaures Natron; 5) reiner, geschlämmter, im Feuer stark ausgetrockneter und gepulverter Porzellan= oder Fayencethon. Die Destillation geschieht in einem gläsernen, mit einem dergleichen Helme versehenen Kolben. Man setzt dem alkoholisirten Weingeiste eine dem Gewichte nach gleiche Masse gepulverter und noch warmer hygroskopischer Substanzen zu, läßt das Ganze 48 Stunden stehen und zieht dann bei sehr gelindem Kohlenfeuer die Hälfte in die Vorlage über, welches der sogenannte absolute Alkohol ist, der nun ein höchst durchsichtiges, ganz farbloses, nicht gefrierendes, äußerst stark riechendes und scharf schmeckendes, leicht verdunstendes und schnell entzündliches Fluidum darstellt. Zur Prüfung der Stärke des Weingeistes oder Alkohols bedient man sich am zuverlässigsten des bekannten **Alkoholometers**, welches im absoluten Alkohole bis auf die Zahl 100 einsinkt, bei einer Vermengung mit Wasser die Zahl der Procente des Alkohols andeutet, der in 100 Theilen desselben enthalten ist.

Alkoran, s. Koran.

Alla breve bezeichnet als Überschrift eines Tonstücks eine raschere Ton=

bewegung, von der Art, daß dasselbe in einer doppelt geschwindern Bewegung, als sonst bei Noten derselben Gattung stattfindet, vorgetragen werden soll. Der Name kommt von brevis (kurz), so hieß sonst die viereckig gestaltete Note ▭ oder ⬭, daher redet man auch von Allabrevetakt. Dem ursprünglichen Allabrevetakt liegt die Eintheilung einer solchen Breve zum Grunde, seine Hälften sind also, was wir jetzt ganze Noten nennen; er wird bezeichnet durch $\frac{2}{1}$, eine 2 oder auch sonst mit einem durchstrichenen Cirkel. Der kleine Allabrevetakt findet statt, wenn die Hälften Zweitel oder wirkliche halbe Noten sind, mithin ist derselbe Zweizweiteltakt, bezeichnet durch $\frac{2}{2}$, durch eine senkrecht geschriebene Zwei oder einen durchstrichenen Halbcirkel. Gleichbedeutend mit alla breve, als Bezeichnung der Zeitbewegung, bedient man sich auch des Ausdrucks: alla capella, durch welche Benennung man andeutet, daß zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach ebendieselben sind wie beim Choralgesang, gleichwol nicht choralmäßig, d. h. wie sie die Gemeinde in der Kirche singt, sondern lebhafter, sowie es in den Kapellen gewöhnlich ist, ausgeführt werden sollen.

Allah, zusammengezogen aus dem arab. al und elah, d. i. das Verehrungswürdige, ist als Name des Einen Gottes, zu dessen Verehrung Mohammed die Gläubigen verpflichtete, in alle Sprachen übergegangen, soweit der Islam reicht. Die Vorstellungen Mohammed's von diesem Gott im Koran sind rein, würdig, über nationalen Aberglauben und orient. Leidenschaftlichkeit erhaben. Vor Allem schärfte er im Gegensatz zu dem Götzendienst und zu gewissen jüdischen und christlichen Dogmen auf das Strengste dessen Einheit ein; wie dies vorzüglich in den Glaubensformen geschieht: „Es ist kein Gott als der Gott (Allah). Dieser allein wahre, große und höchste Gott hat sein Wesen durch sich selbst, ist ewig, nicht gezeugt und zeugt nicht, gnügt sich selbst, erfüllt das Universum mit seiner Unendlichkeit, ist der Mittelpunkt, in dem Alles sich vereint, offenbar und verborgen, Herr der Körper- und Geisterwelt, Schöpfer und Regierer, allmächtig, allweise, allgütig, barmherzig, und seine Beschlüsse sind unwiderruflich." Alle diese Eigenschaften, deren Statthaftigkeit als Prädicat des göttlichen Wesens spätere religiöse Secten leugnen, hat Mohammed durch populaire Darstellung oft auch in sehr kühnen Bildern veranschaulicht, wie in der Stelle des Koran, wo es heißt: „Wenn alle Bäume, die auf Erden sind, Schreibfedern wären, und sieben Oceane voll Tinte, so würden sie doch nicht zureichen, die Wunder des Allmächtigen zu beschreiben." Die verschiedenen Eigenschaften Gottes, in 99 Namen desselben vertheilt, bilden in einer bestimmten Reihenfolge zu einer Litanei verbunden den Rosenkranz der Mohammedaner, der mit dem Namen Allah, als dem hundertsten, welcher alle frühern Epithete in sich faßt, beschlossen wird.

Alle für Einen und Einer für Alle (in solidum oder solidarisch) heißt, wenn sich zwei oder mehre Personen zu einer Zahlung oder sonstigen Leistung dergestalt verbindlich machen, daß, im Fall Einer seiner Verbindlichkeit nicht nachkommt, Jeder der Übrigen für das Ganze haftet. Wenn sich z. B. auf diese Weise Drei für eine Schuld von 1000 Thalern verbürgt haben, so muß Jeder von ihnen, im Falle die andern im Zahlen säumig sind, das Ganze bezahlen. Welcher von ihnen dies sein solle, fällt der Wahl des Gläubigers anheim, doch bleibt dem Angegriffenen der Regreß an seine Mitverpflichteten unbenommen, die er zwingen kann, ihrer Verpflichtung nachzukommen.

Allegorie (griech.), eine Darstellung, in welcher die Zeichen, durch welche man darstellt, noch etwas Anderes bedeuten sollen, als sie unmittelbar, d. i. nach ihrem gewöhnlichen Gebrauch, und abgesehen von ihrer besondern Zusammenstellung, ankündigen. Der herrschend gewordene Gebrauch dieses Ausdrucks verlangt aber 1) eine Verwandtschaft oder Gleichartigkeit dieses verborgenen und des unmittelbar wahrnehmbaren Sinnes, welche beide mit einander verbunden fortlaufen müssen, denn sonst würde auch die Ironie, in welcher durch das Positive an

das entgegengesetzte Negative erinnert wird, hierher gehören; 2) die Kunst, durch den vor Augen liegenden Sinn des Dargestellten jenen verhüllten vermittels der Gleichartigkeit beider in dem Gemüthe des Anschauenden sicher zu erwecken; welche Kunst um so größer ist, je sicherer beim Anschauen des unmittelbar vor Augen Liegenden (des Bildes) die ihm entsprechende höhere Bedeutung des Dargestellten, das ideale Gegenbild, sich in der Einbildungskraft des Anschauenden entfaltet, sodaß vor dem klaren Anschauen des Letztern das Erstere allmälig zurücktritt und fast verschwindet. Im Allgemeinen nennt man daher Allegorie jede Darstellung, in welcher ein Gegenstand durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Der vor Augen liegende Sinn der Darstellung ist gewöhnlich ein sinnlicher oder historischer, der verborgene und bei dem Anschauen des Erstern hervortretende Sinn aber ein mehr geistiger und allgemeiner. Hieraus leuchtet ein, warum man jede schöne Kunst in gewissem Sinne allegorisch nennen kann, warum man oft das Allegorische dem Historischen entgegensetzt, und dann die Allegorie ein Phantasiebild und Idealdarstellung vorzugsweise zu nennen pflegt, warum endlich die Allegorie nur in den sogenannten redenden Künsten, d. i. Beredtsamkeit und Dichtkunst, und unter den bildenden nur in der Malerei und Plastik, sowie in den mimischen Künsten, keineswegs aber in der Musik und Baukunst vorkommen könne; denn nur die zuerst genannten sind durch ihre Darstellungsmittel fähig, einen doppelten Sinn darzustellen und neben der besondern eine allgemeine Deutung zu enthüllen. Der Charakter der Musik und Baukunst aber ist schon durch ihre Darstellungsmittel ein symbolischer; denn sie deuten, nach ihrem reinsten Wesen gedacht, durch eine geistige Übereinstimmung der Grundformen des Sichtbaren und Hörbaren des Menschen ideales Gefühl und Leben an. Bei den zuerst erwähnten Künsten gibt es auch Darstellungen, deren Gegenstände historisch sind oder der Sage angehören, und dennoch, unbeschadet ihrer historischen Selbständigkeit, einen allgemeinen Sinn gestatten, ohne die Allegorie zu bezwecken, z. B. Eros, Hercules, Apollo. Inwiefern nun bei diesen der allgemeine Sinn gleichsam aus dem Besondern von selbst hervorgegangen ist, bei der Allegorie aber der umgekehrte Fall einzutreten scheint, insofern setzt man wieder das Allegorische auch dem Symbolischen oder Sinnbildlichen entgegen, welche Ausdrücke in anderer Hinsicht oft gleichbedeutend gebraucht werden. (S. Symbol.) Andere bestimmen den Unterschied zwischen Allegorie und Symbol willkürlich so, daß sie unter Symbol ein Zeichen, wodurch ein Gegenstand oder Begriff angedeutet wird, z. B. die Bezeichnung des Friedens durch einen Ölzweig, unter einer symbolischen Gestalt die Personificirung eines Begriffs verstehen, die Allegorie aber mehr auf ein größeres Ganzes von Gestalten und Bildern beziehen, durch welche, verwebt zu einer Handlung, die nicht im Kreise der Sage oder Geschichte liegt, eine sinnverwandte Wahrheit dargestellt wird, z. B. der spätere Mythus von Amor und Psyche. Indessen ist auch die Allegorie nicht immer ein allegorisches Ganzes oder ein besonderes Kunstwerk, sondern sie kommt auch als Theil eines Kunstwerks vor, und zwar in der Redekunst und Poesie; insofern wird sie zu den rhetorischen Figuren, namentlich zu den Tropen (s. d.) gerechnet, und von der Metapher, welche in der Übertragung ähnlicher und verwandter Vorstellungen und Eigenschaften auf ähnliche Gegenstände, sowie in Vertauschung derselben besteht, nur durch ihre Ausführung unterschieden. Eine Allegorie dieser Art enthalten Shakspeare's Worte: „Mir ist der Kelch gefüllt mit Wermuth bis an den Rand." Indem die das Gefühl begleitende Einbildungskraft geschäftig ist, 1) das Geistige zu verkörpern; 2) das Körperliche zu beleben und zu vergeistigen, oder auch 3) ähnliche Gegenstände gleicher Sphäre zu verbinden, zu vertauschen und die Naturerscheinungen persönlich darzustellen (z. B. Aurora), entsteht eine dreifache Art der Allegorie. Hieraus erhellen auch die Hauptgrundsätze für den Gebrauch der Allegorie als Trope in Rede und Gedicht. Die Allegorie als selbständiges Ganze oder besonderes Kunstwerk kann nun auf ähnliche Weise und

auf jene dreifache Art im Großen verfahren. Schwierigkeiten hierbei sind, daß der darzustellende Gegenstand unter der Hülle des ausgemalten Bildes leicht und deutlich hervorschimmere, daß die Allegorie nicht eine didaktische Richtung annehme und dadurch zur Prosa herabsinke; und endlich, daß das Phantasiebild, unter welchem das Allgemeine gewöhnlich verhüllt wird, an sich weniger Interesse habe und weniger individualisirt sei als die historische Thatsache. In diesen Schwierigkeiten liegt zugleich der Grund, warum die Allegorie so selten echt ist und gemeiniglich nur in Zeiten des Verfalls der Kunst eifrig bearbeitet wird. Die letztere Schwierigkeit nöthigt oft, in der bildenden Kunst zu gewissen willkürlichen und conventionnellen Symbolen und Attributen (s. d.) zu greifen, welche außer dem Gegenstande liegen und den Betrachtenden kalt lassen. In dieser Hinsicht vermag nun die allegorische Darstellung mehr als irgend eine andere die seltene Verbindung des philosophischen und poetischen Geistes, und in Hinsicht des Ausdrucks der Gedanken eine seltene Erfindungskraft und Vergleichungsgabe des Künstlers zu beurkunden; denn das Allgemeine und Besondere soll hier ein unzertrennliches Ganzes sein, und als Kunstwerk das ganze Gemüth ansprechen. Eine poetische Allegorie ist die Ode des Horaz, I, 14, in welcher der Dichter den röm. Staat und seinen Zustand unter dem Bilde eines Schiffes mit poetischer Lebendigkeit schildert; „Die Sorge" von Herder; die bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche auch Lessing in seinen „Nathan" verwebt hat u. s. w. Eine Allegorie in der bildenden Kunst ist Guido Reni's Fortuna, die der geflügelte Knabe spielend bei den Haaren faßt. Hierher würden auch gehören allegorische Ballets und Pantomimen.

Allegorische Auslegung, diejenige Auslegungsmethode in einer schriftlichen Urkunde, bei welcher vorausgesetzt wird, daß der Urheber derselben etwas Anderes, gewöhnlich etwas Geistigeres gedacht und angedeutet habe, als Worte und Form seiner Rede unmittelbar aussprächen. Im eigentlichen und durchgeführten Sinne findet sich diese Auslegung immer nur bei heiligen Schriften angewendet. Sie ist uralt, findet sich schon bei den Indiern und ist demnach keineswegs zuerst von den Alexandrinern angewendet worden. Von ihnen aber ging sie zu den Juden in Palästina über, unter denen nach Josephus die Pharisäer, nach Philo auch die Essener und verwandte Judenparteien ihr zugethan waren. Selbst Paulus wendet sie gelegentlich an und hat das Wort „allegorisch" Gal. 4, 24 gebraucht. Philo von Alexandria hat sie in seinen Schriften am weitesten getrieben, und von ihm nahmen sie die alexandr. Theologen der christlichen Kirche an. Ohne feste Principien, wenn der Sinn des Originals oder Unkenntniß der Sprache Schwierigkeiten erzeugte, war sie schon immer in der Kirche gebraucht worden. Es liegt ein merkwürdiger Selbstwiderspruch in dieser Auslegungsmethode. Denn auf der einen Seite setzte man bei ihr die Inspiration der h. Bücher in der Maße voraus, daß der höhere Sinn von den Schriftstellern selbst nicht gewußt und beabsichtigt wäre, sondern nur von dem göttlichen Wesen, welches sie angetrieben und belehrt hätte; anderntheils ging die allegorische Auslegung immer aus einem rationalistischen Interesse hervor, in welchem man die h. Schriftsteller durchaus im Sinne der Zeit Philosophie denken und sprechen lassen wollte. Die Neuplatoniker, anfangs der allegorischen Auslegung abgeneigt, nahmen sie allmälig von den Juden und Christen an und wendeten sie sowol auf die gangbaren alten Mythen, als auf die homerischen Gesänge an. Die „Homerischen Allegorien", angeblich von Heraklides Pontikus, stammen aus diesen Schulen und Tendenzen ab. Man unterschied unter Juden und Christen gewöhnlich vier Arten der allegorischen Auslegung: die mystische, anagogische, moralische, tropologische, nach den Gegenständen, welche man in den Schriften angedeutet fand (Göttliches, Himmlisches, Innerliches und äußerlich Entferntes). Die antiochenische Schule setzte an die Stelle der allegorischen Auslegung die sogenannte Theorie, d. i. die erbauliche Anwendung auf Höheres von Stellen, welche ursprünglich einen andern Sinn gehabt hätten. Von der allegorischen Aus-

legung ist übrigens sowol das Auslegungsprincip der Coccejaner als die moralische Schriftauslegung Kant's zu unterscheiden. Jene behaupteten, daß die h. Schrift überall so viel bedeuten müsse, als sie bedeuten könne, allein die Allegorie hat immer neben dem Buchstäblichen nur Einen Sinn. Kant's Schriftauslegung aber ist gar keine eigentliche Interpretation zu nennen, da er unter der Voraussetzung, daß die h. Schrift der Codex der positiven Religion, diese aber nur Vehikel der Vernunftreligion sei, Alles in derselben, unbekümmert um den ursprünglichen und eigentlichen Sinn, der moralischen Religion gemäß anzuwenden bemüht ist.

Allēgri (Gregorio), geb. zu Rom 1590, gest. daselbst 1652, ein Sänger in der päpstlichen Kapelle, der noch jetzt in Italien als einer der geachtetsten Gesangcomponisten damaliger Zeit betrachtet wird, war ein Schüler Nanini's. Besonders berühmt hat ihn das Miserere gemacht, welches noch jetzt jährlich in der heiligen Woche, Mittwochs Nachmittags um 4 Uhr in zwei Chören, von denen der erste Chor fünfstimmig, der zweite vierstimmig ist, in der Sixtinischen Kapelle zu Rom mit außerordentlicher, durch die Umgebung noch erhöhter Wirkung gesungen zu werden pflegt. Diese Composition wurde sonst so heilig gehalten, daß Derjenige den Bann befürchten mußte, der sie abzuschreiben gewagt hätte. Mozart übertrat jedoch das Verbot, indem er nach zweimaligem Hören eine mit dem Original übereinstimmende Copie aufsetzte, die 1771 zu London, 1810 zu Paris in der „Collection des classiques" und in Leipzig bei Kühnel in der „Musica sacra" erschienen ist. Nun machte Papst Clemens XIII. 1773 dem Könige von England eine Abschrift des Originals zum Geschenk. Nach der Behauptung des Kapellmeisters oder Chordirectors Baini soll das Miserere von A. nicht vollständig in Stimmen gesetzt worden sein, sondern nur die Baßstimme der ersten 18 oder 20 Takte, alles Übrige allmälig im Vortrage der Sänger sich gestaltet haben, und erst zu Anfang des 18. Jahrh. die damalige Singweise auf päpstlichen Befehl als Norm festgesetzt worden, nie aber eine Partitur vorhanden gewesen sein.

Allēgro (ital., abgekürzt allo, munter, hurtig), der vierte von den Hauptgraden der musikalischen Bewegung. (S. Tempo.) Ein Allegro, ein Stück, das in einer mäßig geschwinden Bewegung vorgetragen werden soll. Der Vortrag erfodert Kraft, Lebhaftigkeit und Nachdruck. Allegretto bezeichnet eine etwas langsamere Bewegung als allegro, ohne in andantino überzugehen. Ein Stück in dieser Bewegung nennt man bei beiden ein Allegretto. Durch Zusätze bezeichnet man noch genauer die Art der Schnelligkeit, z. B. Allegro maestoso, würdevolles Allegro. Allegrissimo für Presto assai ist nicht mehr gewöhnlich.

Allemande, 1) der bekannte, ursprünglich deutsche, fröhliche Tanz; 2) eine sehr muntere Tanzmelodie in $^2/_4$-Takt, welche viel Ähnliches mit dem franz. Tambourin hat; 3) wird dadurch bisweilen ein schwäb. Tanz in $^3/_8$ angezeigt; und 4) nannte man so noch im 17. Jahrh. ein harmoniereiches Tonstück in $^4/_4$, das zur Einleitung einer Suite für das Clavecin u. s. w. diente.

Allerchristlichste Majestät, Sa majesté très-chrétienne, ist der Titel der Könige von Frankreich, den sie unter Ludwig XI. 1469 durch den Papst Paul II., oder Pius II., für immer erhielten. Wie zur Zeit des Kaiserreichs, so auch seit der Revolution 1830, ist dieser Titel außer Gebrauch gekommen.

Allergetreuester (Sohn der Kirche) nannte zuerst Papst Benedict XIV 1748 König Johann V. von Portugal wegen seiner treuen Anhänglichkeit an die röm. Kirche, und es blieb Titel aller seiner Nachfolger.

Allerheiligen. Als die Christenverfolgungen im röm. Reiche im 4. Jahrh. aufgehört hatten, wurde der Sonntag nach Pfingsten bestimmt, um das Andenken der Märtyrer zu feiern. Chrysostomus hat uns in einer seiner Homilien ein Muster einer solchen Rede hinterlassen, woraus man zugleich sieht, wieweit man um 380 noch von ihrer Anrufung entfernt war. Die abendl. Kirche bekam dieses Fest erst um 610, als der Kaiser Phokas dem Papste Bonifacius IV. das Pantheon in

Rom schenkte, welches dieser in eine Kirche umwandelte und solche am 4. März zur Ehre der Maria und aller Märtyrer weihte. Unter dem Namen Rotonda oder Maria dei martiri ist diese Kirche noch vorhanden. Gregor IV. legte 835 die Feier auf den 1. Nov. und machte die Änderung, daß sie überhaupt allen Heiligen und auch den Engeln gelten sollte. Damit sie allgemein würde, ersuchte Gregor den Kaiser Ludwig den Frommen um die Bestätigung. Gegen 840 findet man das Allerheiligenfest schon in dem Kalender des röm. Mönchs Wandelbert. Gegen 870 wurde es in England eingeführt.

Allerheiligstes hieß bei den Juden der abgesonderte Theil in der Stiftshütte oder später im Tempel, wo die Bundeslade stand, und in welches der Hohepriester jährlich nur einmal treten durfte. Bei den Katholiken nennt man so die in einem Gefäße zur Anbetung ausgestellte geweihte Hostie. (S. **Monstranz**.)

Allianz, ein Bündniß zwischen zwei oder mehren Staaten. Man theilt die Allianzen in Offensiv- und Defensivallianzen, oder Trutz- und Schutzbündnisse. Die erstern sind zum Angriffe eines gemeinschaftlichen Feindes, die andern zur Vertheidigung gegen die Angriffe desselben bestimmt; nicht selten vereinigen die Allianzen beide Eigenschaften. Die erstern pflegen gewöhnlich nur gegen einen bestimmten Feind, die Defensivallianzen dagegen unbestimmt gegen jeden Angreifer gerichtet zu sein. Überhaupt zerfallen die Allianzen, was die Rechte und Verpflichtungen sowol der Verbündeten unter sich, als auch das Verhältniß derselben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptclassen, nämlich: 1) in sogenannte Kriegsgemeinschaft, wenn beide Theile sich verpflichten, mit ihrer ganzen Macht den Krieg gegen den gemeinschaftlichen Feind zu führen, wodurch alsdann jede der verbündeten Mächte als hauptkriegführende Macht angesehen wird; 2) in Auxiliarallianzen (Hülfsbündnisse) im engern Sinne, wenn die Verbündeten sich wechselseitig nur zu einer bestimmten Hülfe verpflichten, wo also eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andere aber als hülfleistende Nebenmacht erscheint; 3) bloße Subsidientractate, wenn die eine Macht sich nur gegen ihr gezahlte Subsidien (Hülfsgelder) anheischig macht, Truppen zu stellen oder sie der andern Macht in Sold zu geben, ohne selbst unmittelbar an dem Kriege Theil zu nehmen, oder wenn die geleistete Hülfe nur in Geldbeiträgen besteht. (S. **Heilige Allianz** und **Coalition**.)

Alligationsrechnung, Vermischungsrechnung, lehrt, wie viel man von zwei oder mehren Substanzen nehmen muß, um eine Mischung von bestimmtem Werthe zu erhalten. Um z. B. aus 10- und 15löthigem Silber 13löthiges zu mischen, muß man 3 Theile 15löthiges und 2 Theile 10löthiges Silber nehmen.

Alligator, s. **Krokodil**.

Alliteration (Buchstabenreim, Stabreim) vertrat in der altdeutschen und skandinav. Poesie den jetzt üblichen Reim und beruht in ihrer strengern Form darauf, daß in zwei zu einander gehörigen Versen drei Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben vorkommen. Diese Buchstaben heißen in der altisländ. Verslehre Reimstaben (Ljodstafir). Der das dritte Wort beginnende Buchstabe heißt Hauptstab (Höfudstafir) und findet seine Stelle jedesmal in der zweiten Zeile des Verspaars. Von ihm sind die andern in der vorhergehenden Zeile befindlichen (Nebenstaben) abhängig. Regel dabei ist, daß neben ihnen in dem Verspaare keine andern mit ihnen alliterirenden Wörter vorkommen. So in folgenden isländ. Versen, wo das G den Stabreim bildet:

> God er gata thin (Gut ist dein Räthsel)
> Gestr blindi (blinder Gast).

Als Beispiel für die Anwendung des Stabreims bei deutschen Dichtern mag Folgendes aus der noch in alliterirenden Zeilen im 9. Jahrh. abgefaßten altsächs. Evangelienharmonie dienen:

Suulti thurh suhti (Verderbt durch Seuchen)
Liggiad seoka man (Liegen siech die Menschen,)
Driosat endi boiat (Fallen und sterben,)
Endi iro dag endiad (Und ihre Tage enden).

Noch jetzt ist die Alliteration aus der isländ. Poesie nicht ganz verschwunden, während sie in den übrigen deutschen Mundarten schon früh, im Althochdeutschen seit Otfried um 870, dem gewöhnlichen Reime gewichen ist. Vgl. Rask's „Verslehre der Isländer", verdeutscht von Mohnike (Berl. 1830.) An der rechten Stelle gebraucht, verfehlt sie indessen auch jetzt noch ihre Wirkung nicht. Fouqué hat in dem Heldenspiele „Sigurd, der Schlangentödter" und in dem Vorspiele: „Sigurd's Rache" die Assonanz der strengern wie der freiern Form mit Glück gebraucht. — In einem andern Sinne bezeichnet der Name Alliteration eine Figur der Rede, die in dem Zusammentreffen mehrer Wörter mit gleichen Anfangsconsonanten besteht und zunächst in der Bedeutsamkeit gewisser Buchstaben ihren Grund hat. Schon die gewöhnliche Sprachweise erkennt diese Bedeutsamkeit an, wie in den Redensarten: Lust und Liebe, Mann und Maus, Land und Leute, Haus und Hof. Auch haben sie die Dichter hier und da mit Vortheil benutzt, wie Bürger in seinem „Hohen Liede", und A. W. Schlegel in dem durchaus alliterirten Sonett: „Die Deutung", das sich schließt: „Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben." (Vgl. auch Assonanz und Annomination.)

Allodium, Erbe, lehnfreies Gut, jede Sache, die man erb- und eigenthümlich besitzt, und in Ansehung welcher keine Lehnsverbindung eintritt. Es wird dem Lehn entgegengesetzt, und das ganze Vermögen, das Jemand besitzt, bewegliches oder unbewegliches, muß zu dem Einen oder dem Andern gehören. Die Entscheidung im zweifelhaften Falle, und wer den Beweis der Lehnfreiheit (Allodialeigenschaft) oder der Lehnbarkeit übernehmen müsse, hängt von der Verfassung ab. In England ist Alles lehnbar, und der Beweis der Lehnfreiheit ist gegen den König unzulässig; im alten Frankreich wurde die Lehnbarkeit des Grundeigenthums vorausgesetzt (nulle terre sans seigneur), und die Lehnfreiheit mußte erwiesen werden. In Deutschland wird die Lehnfreiheit als Regel vorausgesetzt, und die Lehnseigenschaft fodert Beweis. Da der Vasall in der Verfügung über das Lehn sehr eingeschränkt ist, auch das Lehn nach andern Grundsätzen vererbt wird als das Allodium, so ist der Unterschied von Bedeutung. Bei einem Heimfall des Lehns, sowie wenn Lehnserben und Allodialerben des vorigen Besitzers verschiedene Personen sind, kommt es zu einer Absonderung des Lehns vom Erbe. **Allodificiren** heißt, die Lehnbarkeit aufheben und ein Gut zu freiem Erbe machen: eine Operation, welche in verschiedenen Staaten sehr begünstigt wird. Dabei muß dem Lehnsherrn ein Theil des Werths zur Entschädigung gegeben werden, oder es wird eine fixe jährliche Abgabe (Kanon) auf das Gut gelegt.

Allopathie, Gegensatz der Homöopathie (s. d.).

Allori (Aless.), auch **Bronzino** genannt, geb. zu Florenz 1537 und gest. 1607, war der Neffe und Schüler Angelo Bronzino's. A. legte sich ganz auf die Nachahmung Mich. Angelo's und verwarf alle nicht anatomischen Studien. Auch schrieb er eine Abhandlung, die malerische Anatomie betreffend, und ein Gespräch über die Regeln der Zeichnenkunst (1590). Sein Sohn, Cristoforo, geb. zu Florenz 1577 und gest. daselbst 1621, entfernte sich von seines Vaters Manier und folgte dem Greg. Pagani. Er malte meist Landschaften und Portraits, von letztern viele für die florent. Galerie. Seine Judith im Palast Pitti, gestochen von Gandolfi, und mehre andere Gemälde, sowie seine Copien der Magdalena des Correggio, sind berühmt.

Allrunen, Alraunen, nannten die alten Deutschen gewisse Frauen, denen sie eine geheime Wissenschaft zuschrieben und die aus dem aufgefangenen Blute der Kriegsgefangenen, welchen sie die Kehle abschnitten, die Zukunft weissagten.

Der Name ist wahrscheinlich aus dem gothischen Worte Runa (Rune, Geheimniß) entstanden, und würde sich daher durch Alles wissend erklären lassen. Einem im Mittelalter sehr gewöhnlichen, noch jetzt nicht ganz erloschenen Volksaberglauben zufolge sind Alraunen auch eine Art von Zauberwurzeln, wozu man vorzüglich die sogenannte Alraunwurzel (Atropa Mandragora) wählte. Sie hatten eine menschliche, gewöhnlich weibliche Gestalt, sollten unter Galgen wachsen — daher Galgenmännchen, Erdmännchen genannt — und nur von gewissen Personen unter schwer zu erfüllenden Bedingungen gefunden werden können. Außer andern übernatürlichen Gaben sollten sie Krankheiten heilen, die Unfruchtbarkeit der Weiber heben und die Zukunft enthüllen. (Vgl. Mandragora.)

Alluvionsrecht, Anschwemmungsrecht, oder das Recht der Uferbewohner, sich das durch die Gewalt des Flusses von andern Ufern abgerissene und an das ihrige angesetzte Land zuzueignen. Auch gibt es Alluvionen, die das Meer theils durch Zurücktreten, theils durch allmäliges Erhöhen des Uferbodens bildet. Auch bilden die Flüsse oft Inseln durch Niederschlag, wenn der Fluß aufhört schnell zu fließen. In beiden Arten bleibt die Alluvion gemeiniglich durch Staatsgesetze dem Souverain vorbehalten.

Almanach, 1) ein aus einem Blatte bestehender Kalender (s. d.); 2) der Titel verschiedener Taschenbücher, z. B. Musenalmanach u. a., von welchen in der Regel mit jedem Jahre eine Fortsetzung erscheint, und deren Inhalt gewöhnlich aus Erzählungen, Gedichten, Räthseln u. s. w. besteht. Man hat früher seltsame Ableitungen dieses Namens versucht. So schrieb, erzählten Einige, im 3. Jahrh. im heutigen Bretagne ein gelehrter Mönch, Guinklan, jährlich ein kleines Buch von dem Laufe der Sonne und des Mondes, welches in der celt. Sprache den Titel: „Diagonon al manah Guinklan" (Vorherverkündigungen des Mönchs G.) führte, den man in Almanach (der Mönch oder des Mönchs) verkürzte. Nach einer andern Ableitung sollte der Name von den viereckigen Stöcken herkommen, auf welchen die alten Sachsen, ehe man geschriebene Kalender hatte, den jährlichen Mondswechsel eingruben, und die man „al-Mon-aght" (jedes Monats Beachtung), und abgekürzt: Almanach nannte. Die natürlichste Ableitung ist aus dem Arab.: „Al Manah", d. h. Zählung, Berechnung. Im Morgenlande ist diese Benennung für Kalender schon längst üblich.

Al marco zeigt beim Münzwesen und Geldhandel an, daß eine gewisse Anzahl von ausgeprägten Münzsorten nur im Ganzen nach dem Gewicht der Mark bei der Münze ausgestückelt und beim Geldhandel angenommen wird; oder daß man bei Abwägung und Würdigung der Münzsorten nicht auf das Gewicht und den Werth der einzelnen Stücke, sondern auf die ganze Mark Rücksicht nimmt. Z. B. man münzt eine Mark Silber in Groschen aus, ohne dabei jedem einzelnen Groschen genau ein und ebendasselbe Gewicht zu geben, welches zu schwierig und kostspielig sein würde. Soll eine köln. Mark Gold zu 67 vollwichtigen Dukaten, gleich 4864 holl. Aß ausgemünzt werden, so kann der Fall beim Ausstückeln eintreten, daß zum vollen Markgewicht 68 Stück, und durch den Gebrauch beim Geldverkehr wol 69 und mehr Stück erfodert werden. In diesen Fällen nimmt man sie nicht stückweise als einzelne Dukaten = 67 auf die köln. Mark an, sondern nur für den Werth von 67 Stück nach dem Markgewicht oder al marco. Damit man nun gleich auf die Richtigkeit des wahren Werthes der Geldpakete von den verschiedenen Geldsorten schließen kann, wird bei jeder Summe das Markgewicht hinzugefügt, und sind die einzelnen Stücke einer Sorte ungleich, noch dabei al marco hinzugesetzt, wie es bei den Laubthalern geschieht.

Almeida, eine der stärksten portug. Festungen in der Provinz Beira an der span. Grenze, an der Coa, mit 3000 Einw. A. fiel 1762 nach großem Verluste in die Hände der Spanier, wurde aber im Frieden wieder zurückgegeben. Als Ney am 24. Jul. 1810 über die Coa in Portugal eindringen wollte, vertheidigte sich der

engl. General Coco in A. wider den Marschall Masséna bis zum 27. Aug., wo er sich durch die von einer Bombe bewirkte Entzündung eines der größten Pulvermagazine zur Capitulation genöthigt sah. Bei dem Rückzuge der Franzosen aus Portugal sprengte nach dem mörderischen Kampfe Masséna's mit Wellington am 3. und 4. Mai 1811 bei Fuentes d'Onoro der franz. Befehlshaber von A., General Brenier, den größten Theil der Festungswerke in die Luft und schlug sich durch die Belagerer durch. Die Engländer haben jedoch die Festung wieder in Stand gesetzt.

Almosen ist in die deutsche Kirchensprache, wie auch in das gemeine Leben aus dem griech. Eleomosyne übergegangen. Barmherzigkeit (denn dieses bedeutet das Wort) wurde für Werk der Barmherzigkeit gebraucht, und dieses von den einzelnen Wohlthaten verstanden. Die Pflicht der Wohlthätigkeit ist so entschieden wie die Pflicht der Nächstenliebe und wie alle menschliche und christliche Tugend. Aber es wurde jene Pflicht und die Sache der Almosen zu einem streitigen Gegenstande in der Moral und Polemik der beiden Hauptparteien, der katholischen und protestantischen. Jene hatte sich nämlich gewöhnt, auf die sogenannten guten Werke, d. i. die einzelnen Werke der Tugend, nicht auf die Gesinnung, das Meiste zu geben; und von den Werken der Wohlthätigkeit gerade erwartete sie solche Segnungen, welche die Protestanten lediglich vom Verdienste Christi hofften, wenn dieses durch den Glauben angeeignet würde. Für diese Meinungen stützte sich die katholische Kirche theils auf uralte Lehren und Bräuche, theils auf die gangbare Deutung einiger Schriftstellen. Von dieser Seite aufgefaßt und behandelt, wurde das Almosengeben in der Kirche zu einer Sache, welche man bei allem guten Schein ebenso zweideutig in ihrem Ursprunge als in ihren Wirkungen und Folgen finden muß; und man kann die, freilich in ihrer Form übertriebenen, Erklärungen der alten Protestanten gegen die guten Werke überhaupt, und gegen diese Art derselben, ihrem Sinne nach nur als gesund und wahr erkennen. — **Almosen**, die den Armen und Hülfsbedürftigen gereichten Gaben, waren zwar ursprünglich freiwillig, sind aber durch allgemeine Gesetze und Ortsstatuten zur Rechtspflicht gemacht worden, wie durch die Armentaxe in England. Man kann es heutzutage als eine Verbindlichkeit des Staats betrachten, die, welche weder Vermögen noch Kräfte zur Arbeit, auch wol keine Gelegenheit dazu haben, nothdürftig zu erhalten, und gemeiniglich wird es als eine Pflicht der Gemeinden behandelt. Die Einkünfte der Kirche sind ursprünglich zum Theil mit zur Armenpflege bestimmt, indem ein Drittheil davon den Armen gegeben werden sollte. (S. **Armenwesen**.) — **Almosenier**, ein Geistlicher, welcher von einem Fürsten bestellt ist, die für Arme bestimmten Gelder zu verwalten. Der Großalmosenier von Frankreich war einer der ersten Beamten des Reichs und Hofs, gewöhnlich ein Cardinal, von Rechtswegen Commandeur aller kön. Orden; Obervorsteher des großen Hospitals der Blinden (der Quinze-Vingts) zu Paris, mit dessen Einkünften der Cardinal Rohan so schlecht umgegangen war, daß er deshalb schärfere Ahndung verdient hätte, als wegen der berüchtigten Halsbandgeschichte. Auch die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen des kön. Hauses hatten ihre Almoseniere, wozu Bischöfe erwählt wurden.

Aloë, eine Pflanzengattung aus der sechsten Classe Linné's, nach Jussieu zu den Asphodelen gehörig, die eine einfache, regelmäßige, sechstheilige, cylindrische Blumenhülle unter dem Fruchtknoten hat, eine dreifächerige Kapsel trägt, und bei der die Staubfäden auf dem Fruchtboden stehen. Zahlreiche Arten von wenigen Zollen bis zu 30 Fuß Höhe sind in Ost- und Westindien und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch, von denen nur die A. vulgaris in Europa fortkommt. Der aus den Blättern gezogene und eingedickte Saft, unter dessen im Handel vorkommenden vier Sorten die A. lucida am gewöhnlichsten ist, wird in der Medicin als Reizmittel bei Unterleibskrankheiten, Hämorrhoiden, Kachexie, Hypochondrie, nicht gehöriger Menstruation u. s. w. gebraucht. In warmen Himmelsgegenden ist die A. eine vielfach nützliche Pflanze. Die Neger auf der Westküste Afrikas

machen aus den Fasern der Blätter Stricke und Netze, und in Jamaica gibt es eine Art, aus deren Fasern Strümpfe gewebt werden. In Mexico liefert die A. den Bewohnern sehr viele Bedürfnisse, z. B. der Stamm Balken für Dächer, die Blätter die Bedeckung derselben; andere Theile Kleidungsstücke, und der Saft ein Getränk, Zucker und Essig.

Aloger wurden vom Häresiologen Epiphanius im 4. Jahrh. Solche genannt (man weiß nicht, ob eine Sekte oder nur Leute, welche da und dort so dachten), welche, wahrscheinlich im Widerspruche gegen den Montanismus, das Evangelium und die Briefe des Johannes verwarfen, weil sich die Erwartung des Paraklet besonders auf diese stützte. Der Name Aloger war in einem der Ketzermacherei ganz angemessenen Doppelsinne gemeint, nämlich Solche, welche den Logos, d. i. die Art und Lehre des Johannes verwürfen, und zugleich, denen es am Logos, d. i. an der gesunden oder christlichen Vernunft gebräche.

Aloïden, heißen Otus und Ephialtes, die Söhne der Iphimedia und Neptun's. Sie erhielten ihre Namen von Aloeus, dem Gemahl ihrer Mutter, und waren Riesen von außerordentlicher Größe. Sie stürmten mit den **Giganten** (s. d.) den Himmel; allein Apollo erschoß sie mit seinen Pfeilen, ehe sie ihr Werk vollenden konnten. Zur Strafe wurden sie im Tartarus an eine Säule gebunden. Geier zernagten ihre Eingeweide und eine über der Säule sitzende Eule quälte sie Tag und Nacht durch ihr Geschrei. Otfr. Müller hat zu erweisen gesucht, daß, wo die A. auftreten, Spuren thraz. Bildung erweisbar sind, die mit der frühesten Cultur Griechenlands zusammenhängen.

Alp, Alpdrücken (incubus), Anfall einer im Ganzen seltenen Krankheit, der nur im Schlafe eintritt. Der davon Befallene glaubt unter einer auf ihm liegenden Last ersticken zu müssen, und die durch dieses beängstigende Gefühl aufgereizte Einbildungskraft desselben sieht einen misgestalteten Unhold, der den Schlafenden auf diese Weise quält. Ursachen sind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodischer Ausleerungen, Schlafen auf dem Rücken, Überladung des Magens, ungewohnte Lagerstätte, schwere Bedeckung u. s. w. Vgl. Waller's „Abh. von dem Alpdrücken" (aus dem Engl. von Wolf, Frankf. a. M. 1820).

Al pari ist ein aus dem Ital. in die deutsche Handelssprache übergegangener Ausdruck, womit man bezeichnet, daß eine Geldsorte so viel werth sei als eine andere, oder daß Papiergeld, Wechsel oder Staatspapiere dem Geldcurse gleichstehen. Man sagt aber auch: der Pari, gewöhnlich der Wechselpari, verliert 8 $^1/_3$ Proc., wie dieses vor einigen Jahren zwischen Irland und Großbritannien der Fall war, indem das Pfund Sterling (nominell) in Dublin 8$\frac{1}{3}$ Proc. Geld weniger werth war als das Pfund Sterling in London. Auch sagt man: der Pari des Pfundes Sterling ist in Paris 25 Fr. 20 Cent. Das Mehr oder Weniger dieses Paripreises, der genau nach der Regulirung der Münzen genommen ist, hängt davon ab, welches Land nach dem andern mehr zu zahlen oder mehr zu trassiren hat.

Alpen, das höchste Gebirge des europ. Festlandes, welches durch seine Vorberge fast mit allen übrigen Gebirgen Europas zusammenhängt. Von der höchsten Spitze desselben in Savoyen und in der Schweiz laufen Zweige nach allen Seiten hin. Das Gebirge hat folgende Theile: 1) Die Meeralpen, zwischen Nizza und der Provence, vom Monte Viso bis zum mittell. Meere; sie stoßen rechts an die Apenninen in Italien, links an die Alpinen in der Provence; ihre vornehmsten Gipfel sind der Col Ardente, de Tende und Camelon. 2) Die cottischen A., vom Monte Viso über den Mont Genevre bis zum Cenis; sie trennen Piemont und Dauphiné. Der Pelvoux de Vallouisse ist 13,236, der Olan 11,206 und der Viso 9236 F. hoch. 3) Die grauen oder griech. A. vom Cenis über den Isere bis zum Col de bon homme. Sie scheiden Piemont von Savoyen und erreichen die Höhe der cottischen A. nicht; ihr höchster Gipfel, der Cenis, ist 11,700 F. hoch. 4) Die penninischen A. vom Col de bon homme über den Montblanc und großen

Bernhard bis zum Monte Rosa. Sie scheiden Piemont von Savoyen und Wallis, und haben die höchsten Gipfel des ganzen Gebirgs, die schauerlichsten Gletscher und die größten Eisfelder. Der Montblanc, der höchste Berg Europas, der erst im letzten Viertel des 18. Jahrh. bestiegen wurde, mißt 14,676, der Monte Rosa 13,428, der große St.-Bernhard 10,380, der Velan 10,327, und der Simplon 10,000 Fuß. 5) Die lepontischen A., ein großes Gebirgssystem, welches die westl. Schweiz bedeckt, sich vom Monte Rosa auf beiden Seiten der Rhone, durch das Walliserthal über den St.-Gotthard bis zum Moschelhorn und Bernardino in Bündten erstreckt und die Lombardei von der Schweiz scheidet. Es ist die besuchteste aller Alpenketten, reich an erhabenen Naturschönheiten und dadurch merkwürdig, daß hier mehre der größten europ. Ströme ihren Ursprung haben. Zu seinen merkwürdigsten Kuppen gehören das Finsteraarhorn, 13,234, die Jungfrau, 12,875, das Schreckhorn, 12,562, die Furka, 13,171, der Grimsel, 9104, und der St.-Gotthard, 9964 F. hoch. Von demselben laufen das Jurtengebirge und der Jura ab. 6) Die rhätischen A. vom Bernardino durch ganz Bündten und Tirol bis zum Dreiherrnspitz auf der Grenze von Salzburg und Kärnthen und südwärts bis zum Pellegrino. Sie scheiden die Lombardei von Deutschland und Bündten und stehen durch ihre Vorberge, den Arlberg, mit der rauhen Alb und dem Schwarzwalde, und durch diese mit den vornehmsten Gebirgen Deutschlands in Berührung. Die Ortelesspitze erhebt sich 14,666, das Wetterhorn 11,743, der Dödi 11,035, der Riegelberg 9775 und der Pilatusberg 7080 F. hoch. 7) Die norischen A., welche vom Dreiherrnspitz durch ganz Kärnthen, Salzburg, Östreich und Steiermark laufen und sich in den Ebenen Ödenburgs verlieren. Ihre Vorberge sind die cetischen Gebirge, mit welchen sie dem böhmer Walde und den ungar. Gebirgen die Hand reichen. Sie haben sehr hohe Gipfel, über die der 11,982 F. hohe Großglockner hervorragt. 8) Die karnischen A., von Pellegrino zwischen der Save und der Drave bis zum Terglou. Einer ihrer höchsten Gipfel, der Obis, ist 7038 F. hoch. 9) Die julischen A. reichen vom Terglou zwischen dem rechten Ufer der Save, Kulpa und dem adriat. Meere bis zum Felsen Klek bei Zeng, und scheiden die Lombardei von Illyrien. Der Terglou erhebt sich 9744, der Loibl 4266 F. hoch. Zu denselben gehören der Karst und die kroat. und slawon. Gebirge. 10) Die dinarischen A., vom Klek bis in die Gegend von Sophia, wo sie mit dem Balkan zusammenstoßen und durch verschiedene Vorberge das hellenische und rumelische Gebirgssystem bilden. — Das Gebirge wird in seinen verschiedenen Zweigen von wenigstens 7 Mill. Menschen bewohnt, wovon der größere Theil deutscher Abstammung ist, der Rest aber zu den Italienern und Slawen gehört; mehr als 2 Mill. sind Hirtenvölker, die sich der Viehzucht widmen. Die norischen, karnischen und rhätischen A. sind an ihren Abhängen metallreich, besonders an Eisen, Kupfer, Blei und mancherlei Halbmetallen; auf ihren Gipfeln wohnen Steinböcke, die jedoch äußerst selten geworden, in ihren mittlern Regionen Gemsen, Murmelthiere, Haselmäuse, Alpenadler, und hier entfaltet sich auch die schöne Alpenflora, die auf den Gipfeln nach und nach erstirbt. Was den innern Bau oder die geognostische Constitution der A. betrifft, so ist dieselbe im Allgemeinen sehr regelmäßig; nördl. und südl. zeigt sich eine steile Mauer; eine an derselben sich hinziehende Hügelkette von Sandstein gehört geognostisch nicht dem eigentlichen Alpengebilde an. Diese Gebirgsmasse wird aus einer Central- und aus zwei Kalkketten gebildet, deren Gebirgshöhen und Gebirgsmassen von SWS. nach ONO. streichen. Gneis und Granit nehmen den ganzen mittlern Zug des Alpengebirgs ein und bilden den Körper des hohen Gebirgskammes, der nur an wenigen Punkten einen bequemen Übergang zuläßt. Auf dieser Gräte, die auch die Wasserscheide ist, liegen die höchsten der oben genannten Berge. Diese Formation ist besonders reich an schönen Gesteinen. Auf selbige folgt, sowol auf der Nord- als Südseite, die Schieferformation, die sich zwar bedeutend, doch nicht bis zu

den höchsten Punkten erhebt; sie besteht vorzüglich aus Tafel-, Wetz-, Kieselschiefer, Grauwacke und aus dem sogenannten Hochgebirgskalkstein; in derselben finden sich auch Erzlagerstätten, besonders die berühmten Spatheisensteinmassen Steiermarks. Die Porphyrformation erscheint nur an der Südseite der A., besonders in Tirol. Die jüngern Glieder der Alpenkette sind ein Kalkstein und ein Sandstein, die nicht älter als Liasformation sind. Andere Felsarten, als Gyps, Steinsalz, Trapp, Porphyr, Mandelstein u. s. w., auch manche Erzlagerstätten, besonders von Galmei, Bleiglanz und Thoneisenstein treten untergeordnet darin auf. Der **Jura** (s. d.) steht in geognostischer Hinsicht in keiner Beziehung zu den Alpen. Vgl. Hugi's „Naturhistorische Alpenreise" (Solothurn 1830). — **Alpenweiden** oder **Alpen** sind die Weidestriche der Berge, auf welche während einiger Sommermonate die Heerden getrieben werden, um die zum Theil nur dort wachsenden nahrhaften Kräuter abzuweiden. Vgl. Steinmüller's „Beschr. der schweiz. Alpen- und Landwirthschaft" (2 Bde., Winterth. 1802 fg.).

Alpenstraßen. Vor Anlegung der vier Gebirgskunststraßen durch Napoleon führten nur oft sehr beschwerliche und selbst gefährliche Saum- und Fußpfade über die Gebirgsrücken der Alpen. Die erste der vier Straßen, 1805 angelegt, führt in einer Höhe von 6360 F. über den **Cenis** (s. d.) und verbindet Savoyen, Frankreich und Wallis mit Italien. Sie ist 9 Stunden lang, 18 Fuß breit und kann selbst während des Winters befahren werden. Die andere führt in einer Höhe von beinahe 6000 F. über den **Simplon** (s. d.) aus Wallis nach Piemont von dem Flecken Glis bis Domo d'Ossola. Diese Kunststraße, welche 1801—6 angelegt ward, ist 14 Stunden lang, überall 25 F. breit und so gelind aufsteigend, daß selbst die schwersten Lastwagen, ohne einzuhemmen, sie befahren können. An derselben, etwa 1 ½ Stunde vom Dorfe Simplon, auf einer Höhe von 4548 F. über dem Meere, liegt das neue prächtige Hospitium, welches jedoch noch nicht bewohnt ist. Die 15 Bernhardinermönche, deren Aufenthalt es werden sollte, wohnen noch im alten, seitwärts vom Wege liegenden Hospitium. Osterwald hat die an malerischen Ansichten so reiche Straße in einem schönen Werke dargestellt. Die dritte, 1803 begonnene Straße führt 6000 Fuß über den Mont Genevre, an der Grenze von Frankreich und Piemont, ungefähr 5 Stunden von Briançon. Die vierte Straße geht von Nizza über Monaco nach Genua. Von den übrigen Alpenstraßen sind noch zu bemerken: 1) Die über den **St.-Gotthard** (s. d.), von Amsteg im Canton Uri bis Bellinzona, jetzt mit Wagen sehr bequem zu befahren. Die ehemals so gefährliche Teufelsbrücke ist durch eine neue ebenso kühne ersetzt und das enge, dunkle Urnerloch erweitert und durch Seitenöffnungen erhellt, und alle frühern Schwierigkeiten glücklich überwunden worden sind. Die Straße erhebt sich 8264 F. und führt am ehemaligen Capuzinerhospitium, jetzt eine ärmliche Herberge, nach Airolo u. s. w. 2) Die Straße über den großen **St.-Bernhard** (s. d.) aus Wallis nach Italien, nur für Fußgänger und Saumthiere gangbar, doch jetzt auch weit weniger gefährlich und beschwerlich als ehemals. 3) Die Straße von Innspruck nach Italien über den 6063 F. hohen Brenner in Tirol, wo die vier Stunden lange Straße bis zu einer Höhe von 4376 F. ansteigt. Mit dieser steht 4) die neue von Östreich seit 1821 erbaute Heerstraße, die höchste in Europa, von Bormio im Veltlin über den Braglio und das stilfser Joch, welches 8400 F. hoch ist, in Verbindung. 5) Die Straße von Bellenz nach Chur über den Bernhardin nach dem Luganersee und 6) die über den Splügen nach dem Comersee, fahrbar seit 1823. Zwar hatte der Canton Tessin 1818 mit der lombard. Regierung einen Vertrag geschlossen, nach welchem er für seinen aus der Lombardei zu beziehenden Salz- und Früchtebedarf sich verpflichtete, den Bau einer neuen Straße von Bellenz nach Chur über den St.-Bernhardin nicht zu gestatten, sondern blos die alte Straße ganz in ihrem dermaligen Zustande zu erhalten; allein die Gültigkeit dieses dem Interesse Graubündtens und anderer Cantone zuwiderlaufenden Vertrags ward be-

stritten, und der Bau endlich begonnen. Meyer hat die neuen Straßen durch den Canton Graubündten (30 Bl.) nach der Natur gezeichnet und von Hegi und A. in Aquatinta geätzt, nebst Einleitung und Erklärung von Ebel und mit einer Wegkarte von Keller (Zürich 1825, Querfol.) herausgegeben. Vgl. „Descrizione della Valtellina e delle grandiose strade di Stelvio e di Spluga" (Mail. 1822). Der Straßenbau über das stilfser Joch und der über den Simplon sind vielleicht das Größte, was Menschenkraft und Kunst in neuerer Zeit hervorgebracht haben.

Alpheus, jetzt Alfed und Cofea, einer der größten Flüsse in Griechenland, welcher nahe bei der Quelle des Eurotas in Arkadien entspringt, bei Olympia fließt und ins ionische Meer fällt. Nach der Mythologie ist A. ein Sohn des Oceanus und dessen Schwester, der Thetis. Er verliebte sich als Flußgott in die Diana, welche, um seinen Verfolgungen zu entgehen, sich und ihren Nymphen das Gesicht durch Schlamm schwärzte. Als er die Nymphe Arethusa mit seiner Liebe verfolgte, verbarg Diana diese in eine Wolke und verwandelte sie in eine Quelle. A. nahm seine Gestalt als Fluß wieder an und vermischte sein Wasser mit dem ihrigen. Otfr. Müller in den „Prolegomenen einer wissenschaftl. Mythologie" (Götting. 1825) erklärt diesen Mythus aus geschichtlichen Ereignissen auf eine sehr überzeugende Weise.

Alt (franz. haute-contre; ital. alto und contralto), wird die zweite der vier angenommenen Stimmen (s. d.), von der Oberstimme an gerechnet, genannt, und mit dem C-Schlüssel auf der dritten Linie bezeichnet. Der Alt steigt nicht ganz bis zur Höhe des Soprans oder Discants empor, geht aber um einige Töne tiefer, und hat einen Umfang von wenigstens 13 Tönen. Der weiteste Umfang ist vom kleinen F oder Es bis zum zweigestrichenen E. Wesentlicher ist fast noch die größere Stärke der tiefern und derjenigen mittlern Töne, welche die Altstimme mit dem Sopran gemein hat. Doch stellt man zwischen ihn und den hohen Sopran auch noch den Mezzosopran oder halben Sopran. Bei der Instrumentalmusik wird die Stelle dieser Stimme durch die Alta viola, Altgeige oder Bratsche, unter ebendemselben Schlüssel ersetzt oder durch die zweite Violine mit dem G-Schlüssel.

Altai, eine in ihrem höchsten Gipfel 6560 Fuß hohe Gebirgsmauer gegen Sibirien in Asien, dessen zerrissene Schneeberge steil gegen die niedern Voralpen des kleinen A., des Sabyn Taban, der Bielki und A. abfallen. Der höchste Theil dieser Bergverzweigung liegt zwischen dem Stromgebiete des Irtisch und Obi, zieht sich bis zum Baikal und an die Angara hin und verflacht sich in drei Höhenzügen, deren Eingeweide einen großen Schatz edler Metalle in sich tragen. Vgl. Ledebour's „Reise durch das A.-Gebirge" u. s. w. (2 Bde., Berl. 1829 fg.) und dessen „Flora Altaica" (Berlin 1829 fg.).

Altar, ein erhöhter Platz, dann, weil man sich seiner zum Opfer bediente, ein Opferplatz, Opferherd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Asche, später, als man Tempel errichtet hatte, aus Stein, Erz, und in schöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie standen gegen Morgen vor dem erhabener aufgestellten Bildnisse der Gottheit. Sehr verschieden von diesen sind die Altäre in den christlichen Kirchen. Hier war der Altar kein Opferherd, sondern ein Tisch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Als sich dies in kirchliche Ceremonie verwandelte, blieb jedoch der Altar ein Tisch, in den Chor der Kirche gestellt, woran das Abendmahl ausgetheilt und andere Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Christen kamen wahrscheinlich erst unter Konstantin dem Großen auf. Die Verordnung, sie allezeit gegen Morgen zu stellen, soll vom Papste Sixtus II. sein. Ein Crucifix auf den Altar zu stellen, ward erst im 6. Jahrh. gebräuchlich. In den röm.-katholischen Kirchen findet man seit Gregor VI. mehre Altäre. Der Hochaltar, als der vorzüglichste, ist im Chor der Kirche und steht erhaben auf Stufen; die andern kleinern sind an den Pfeilern, Seitenmauern oder

in Kapellen angebracht. Auch in den größern protestantischen Kirchen ist zuweilen ein großer und ein kleiner Altar.

Altdorfer (Albrecht), ein berühmter deutscher Maler und Kupferstecher, geb. zu Altdorf in Baiern 1488, gest. 1538 in Regensburg, wo er meistens lebte. Unter seinen großen Bildern ist der Sieg des Alexander über Darius, welches durch die Franzosen aus München nach Paris wanderte, jetzt aber sich wieder in Schleißheim befindet, und die Geburt des Heilandes, in der kais. Galerie in Wien, ausgezeichnet durch Fleiß und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks. Als Kupferstecher wird er zu den sogenannten kleinen Meistern gerechnet, auch der kleine Dürer genannt, weil er diesem Meister sich sehr näherte. Von seinen seltenen Kupferstichen liefern Bartsch und Heinecken Verzeichnisse.

Altenburg, ein sächs. Herzogthum im alten Osterlande, welches durch die reußische Herrschaft Gera in zwei Theile getheilt wird. Es entstand, als 1603 Herzog Johann von Weimar, des unglücklichen Kurfürsten von Sachsen Johann Friedrich Enkel, das väterliche Land mit dem Sohne seines verstorbenen Bruders Friedrich Wilhelm I. theilte, wobei dieser Altenburg wählte, und er selbst Weimar erhielt. Die altenburg. Linie erlosch 1672, und das Fürstenthum A. fiel an Herzog Ernst den Frommen zu Gotha, dessen Söhne das väterliche Erbe theilten, wodurch A. in den gothaischen, eisenberg. und saalfeld. Antheil zerfiel. Nach des Herzogs Christian zu Eisenberg Tode, 1707, kam der eisenberg. Landesantheil wieder an das Haus Gotha, welches seitdem die sechs Ämter Altenburg, Ronneburg, Eisenberg, Kamburg, Roda und Kahla von dem Altenburgischen besaß. Dieser gothaische Antheil enthielt 25 □M., mit 109,557 Einw. Der saalfeld. Antheil, bestehend aus den drei Ämtern Saalfeld, Gräfenthal und Propstzella auf 8 □M., mit 22,300 Einw., gehört, nebst Kamburg, seit 1826 dem Herzoge von Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. Seit 1806 sind durch einen Vergleich die Verhältnisse, welche den saalfeld. Landestheil noch mit A. staatsrechtlich verknüpften, völlig aufgehoben. Durch den Theilungsvertrag vom 15. Nov. 1826 erhielt A., mit Ausnahme Kamburgs und einiger Parcellen, der bisherige Herzog von S.-Hildburghausen, welcher nun Herzog von S.-Altenburg heißt. Dieses Fürstenthum, eins der blühendsten Länder Deutschlands, hat auf 24 ½ □M. 111,000 Einw., die zum Theil durch eigenthümliche Kleidertracht, Sitten und Gebräuche sich von ihren Nachbarn unterscheiden. Nach dem neuen Grundgesetze vom 29. Apr. 1831 sind alle 24 Abgeordnete des Landes und ein vom Landesfürsten ernannter Präsident in einer Kammer vereinigt; sie werden frei gewählt aus den Mitgliedern der Stadträthe und den Stadtverordneten, aus den Rittergutsbesitzern und dem Bauernstande. Jede Classe wählt acht, was in den Städten und unter dem Bauernstande durch Wahlmänner geschieht. Unter den Ständen ist der verdienstvolle sächs. Staatsminister v. Lindenau (s. d.) zu bemerken, dessen Wirksamkeit auf dem ersten Landtage 1832, wie schon früher, von wohlthätigem Einfluß war. Überhaupt ist dieser zum Handel günstig gelegene Staat trefflich organisirt; zweckmäßige Reformen schreiten vorwärts. Im Landbau übertrifft der Altenburger alle übrige Sachsen; vielleicht steht nur der Holsteiner und der Belgier über ihm; das ganze Ländchen ist blühend durch Feldbau und Viehzucht. Die Posten sind dem Fürsten von Thurn und Taxis in Pacht überlassen. Die gut gebaute Hauptstadt Altenburg an der Pleiße hat 11,500 Einw. Bis 1308 gehörte A. zu den freien Reichsstädten. Das alte, auf einem Felsen gelegene Schloß ist durch den Prinzenraub von 1455 merkwürdig. Vgl. Lüders, „Das Schloß zu A." (mit Abbild., Altenb. 1820). Auch hat A. ein 1703 gestiftetes Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek, eine Kunst- und Handwerksschule und mehre milde Anstalten. Zur Erziehung adeliger Mädchen ward 1705 das Magdalenenstift eingerichtet. Bedeutend ist in A. vorzüglich der Kornhandel. Vgl. Huth's „Gesch. der Reichsst. A. bis 1329" (Altenb. 1829).

Altenstein, ein Schloß des Herzogs von Sachsen-Meiningen, nordöstl. von Salzungen auf einer Höhe am südwestl. Abhange des Thüringer-Waldgebirges. Es wurde vom Herzoge 1739 neben den Ruinen der alten 1733 abgebrannten Burg erbaut und zu Ende des 18. Jahrh. verschönert, als der Herzog A. zum Sommeraufenthalt wählte. Hier und zu Altenberga im Fürstenthume Gotha predigte Bonifacius, der Apostel der Deutschen, von 724—27 und erbaute für die Neubekehrten eine Kapelle. Ganz in der Nähe, etwa 600 Schritte hinter dem Schlosse, ließ der Kurfürst Friedrich der Weise am 4. Mai 1521 Luther, um ihn zu retten, auffangen und nach der Wartburg bringen. Noch zeigt man die Stelle, wo Luther unter einer alten Buche ausruhete und sich am Brunnen labte. Am Jubelfeste der augsburgischen Confession 1830 veranstaltete hier der Herzog von Meiningen eine erhebende Feier. Die nahe altensteiner oder **liebensteiner Höhle** beim Bade Liebenstein wurde 1759 entdeckt. Sie ist hoch, breit, geräumig, reinlich und trocken. Das Wasser darin hat einen so starken Fall, daß es beim Austreten zu Tage eine Mühle treibt. Ein Stollen bildet den Eingang in die Haupthöhle, die aus zwei großen Sälen besteht, welche man vielfach durch Kunst verschönert hat und während der Badezeit in einen Belustigungsort verwandelt.

Altenstein (Karl, Freiherr von Stein zum), wirklicher preuß. Geh. Staatsminister, Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, Ritter des schwarzen Adlerordens u. s. w., wurde zu Anspach am 7. Oct. 1770 geboren. Seine Mutter, geb. Freiin von Adelsheim, zeichnete sich durch eine Bildung aus, welche in ihrem Geschlechte zu jener Zeit überhaupt seltener war, wo sie sich aber fand, auch gewöhnlich Charakter und Geist tief durchdrungen hatte. Frühzeitig Witwe, widmete sie der Erziehung ihrer Kinder die höchste Sorgfalt und leitete früh ihren Sohn auf die Bahn, welche gründliche wissenschaftliche Studien mit der äußern Bildung des Hoflebens zu vereinigen strebt. Die sorgliche Mutter unterstützten bei dem Erziehungsgeschäfte mehre wackere Lehrer, und später die Professoren des Gymnasiums zu Anspach, worauf A. die Universität Erlangen und später Göttingen besuchte. Nach beendeten Studien trat er als Referendar bei der preuß. Kriegs- und Domainenkammer in Anspach ein. Ziemlich schnell erstieg er die gewöhnlichen Dienststufen bis zum Kriegs- und Domainenrath und hatte in der letzten, sowie in der ihm gleichzeitig gewordenen Stellung als Rath bei dem für die Grafschaft Sayn-Altenkirchen zu Anspach errichteten Verwaltungscollegium, die beste Gelegenheit, die verschiedensten Administrationszweige praktisch durchzuarbeiten und die Vielseitigkeit der Geschäftsbildung zu gewinnen, welche für eine würdige Ausfüllung der höchsten Posten im Staatsdienst unerläßlich ist. Die Laufbahn dazu eröffnete sich ihm auch schon 1799, wo er von dem Minister von Hardenberg nach Berlin gezogen wurde. Er trat als vortragender Ministerialrath ein und ging einige Jahre später als Geh. Oberfinanzrath in das Generaldirectorium über. Die schwere Katastrophe 1806 führte ihn nach Königsberg, wo er an den großen Arbeiten Theil nahm, durch welche die Neugestaltung des preuß. Staats begonnen wurde. Das Vertrauen seines Monarchen stellte ihn nach dem Abgange des Freiherrn von Stein an die Spitze der Finanzverwaltung des ganzen Reichs, die um diese Zeit mehr als gewöhnliche Talente und Tugenden foderte. Was bis zum Frühjahr 1810 gewirkt wurde, wird meistens dem frühern Ministerium beigemessen; allein es ist schwer, den Antheil auszuscheiden, welchen A. sowol früher als während der Hardenberg'schen Epoche gehabt hat. Manche wichtige Operationen der spätern und selbst der neuesten Zeit, auch im Auslande, sind durch A. veranlaßt worden; nicht zu übersehen ist sein Einfluß bei der Gründung der Universität zu Berlin im J. 1809. Die Neugestaltung der obersten Staats- und Provinzialbehörden, die ersten Schritte zur Veränderung der grundherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, die Verwaltung der Domainen für Staatsbedürfnisse, kurz die Einführung eines ganz andern Geistes in die gesammte Staatsregierung

gehören größtentheils der Epoche an, in welcher A. einen so wichtigen Antheil an der preuß. Staatsverwaltung hatte. Der Wiedereintritt des Freiherrn von Hardenberg in die öffentlichen Geschäfte führte seinen Rücktritt herbei, und er lebte in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften bis 1813, wo ihm das Civilgouvernement von Schlesien übertragen wurde. Wichtiger wurde seine Thätigkeit 1815 im großen Hauptquartiere zu Paris, obgleich der ursprüngliche Umfang derselben, welcher auf die oberste Leitung der Verwaltung sämmtlicher von den preuß. Heeren zu besetzenden Provinzen Frankreichs berechnet war, auf die zwischen den Finanzministern beider Staaten am 18. Aug. 1815 abgeschlossene Convention in der Hauptsache beschränkt wurde. Er leitete die Rückfoderung der vielen in den Unglücksjahren Preußens nach Frankreich abgeführten Gegenstände der Literatur, der Kunst und des Nationalruhms, vorzüglich aber theilt er das Verdienst des großen Reclamationsgeschäfts gegen Frankreich, das wegen seiner frühern Erfolglosigkeit nach dem Frieden von 1814 gleichsam aufgegeben worden war, mit dem Freiherrn Wilhelm von Humboldt, der, was A. zuerst in dem ganzen Umfange seiner Wichtigkeit für ausführbar erkannt und auf das Dringendste in Antrag gebracht hatte, mit richtigem Blick auffaßte und mit Kraft und Glück in den Unterhandlungen durchsetzte. Die Resultate dieser Operation sind von schwer zu berechnenden Folgen gewesen. — Von dieser Zeit an unterzog sich A. fortwährend den wichtigsten Geschäften, und mehre große Arbeiten 1816 und 1817 wurden nur in ihren Resultaten sichtbar. Gegen Ende 1817 trat er an die Spitze des neu gegründeten Ministeriums, welches die geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten vereinigte. Eine der frühesten Arbeiten seines Ministeriums ist die Gründung der Universität zu Bonn am 18. Oct. 1818. Gleichzeitig wurden von ihm eine große Anzahl von Gymnasien in den Provinzen eingerichtet und die vorhandenen umgestaltet und verbessert. Sämmtliche preuß. Universitäten verdanken seiner Leitung neue praktische Institute, vorzüglich die Belebung der naturwissenschaftlichen Studien, durch welche nicht nur die Wissenschaften an sich gefördert, sondern auch die reichsten Hülfsmittel für die industrielle Thätigkeit des Staats vorbereitet werden. Der Volksunterricht hob sich während seines Ministeriums im preuß. Staate dermaßen, daß auch das Ausland vielfach die Trefflichkeit der preuß. Unterrichtsanstalten anerkennen mußte. Nicht minder Großes und vielleicht Schwierigeres ist zu gleicher Zeit in den Religionsverhältnissen geleistet worden. Die evangelische Kirche hat in der Vereinigung ihrer geistigen Elemente einen Fortschritt gemacht, worin für die Zukunft viel Erfreuliches liegt, und sie wird stets die weise Milde und unerschütterliche Beharrlichkeit bei diesem Geschäfte anerkennen müssen. Die Regulirung der katholischen Kirche in den neuerworbenen Provinzen des preuß. Staats ist ein Meisterwerk politischer Kunst. All Dieses und vieles Andere ist ohne Geräusch entstanden und der Welt großentheils erst durch seine Wirkungen bekannt geworden. A. hatte das Glück, mit seiner Wirksamkeit in eine Epoche zu fallen, welche die Gründung und Ausführung vieler neuen Institutionen fodert und begünstigt, und einem Monarchen zu dienen, der Sinn und Kraft für das Schwerste besitzt, allein nie trat er mit seiner Persönlichkeit hervor und war stets sehr geneigt, den Ruhm Andern zu überlassen, welche der Augenblick zu begünstigen schien. Alles, was er wirkte, that er im Geiste seines Monarchen und zu dessen Verherrlichung, indem er seinen höchsten Stolz darin findet, die Regierung desselben in Beziehung auf Religion, Wissenschaft und Kunst zu einer denkwürdigen Epoche zu machen. Die Nachwelt erst wird A.'s ausgezeichnete Verdienste vollkommen ermessen können und ihm die schuldige Anerkennung nicht versagen. Dann wird sich aber vielleicht auch zeigen, wie jene großen Resultate, außer dem Vertrauen, der Einsicht und der Willenskraft auf dem Throne selbst, nur durch eine seltene Tiefe des Geistes, durch die umfassendsten Kenntnisse und die rastloseste Thätigkeit, besonders aber durch unerschütterlichen Gleichmuth und Charakterfestigkeit möglich wurden.

Altenzelle, ehemaliges Cistercienserkloster an der freibergischen Mulde, in der Nähe von Nossen im Königreich Sachsen, wurde 1162 von Markgraf Otto dem Reichen von Meißen gestiftet, reich begabt und 1175 mit Mönchen aus dem Kloster Pforta besetzt. Es zeichnete sich durch einen lebendigen Sinn für Wissenschaft und Literatur aus, und seine schon im 14. Jahrh. blühende Klosterschule ist als die erste bedeutende sächs. Bildungsanstalt zu betrachten. Mit vorzüglicher Achtung ist der Abt Martin von Lochau 1493—1522 zu nennen, welcher nicht nur ein Seminarium für die sächs. Cistercienserklöster im Bernhardinercollegium zu Leipzig stiftete, sondern auch die Bibliothek des Klosters zum Range der ersten damals in ganz Sachsen befindlichen erhob. Besondere vaterländische Bedeutsamkeit erhielt das Kloster durch die 1347 von Markgraf Friedrich dem Ernsten im Bezirk der Klostermauern erbaute Fürstenkapelle, in welcher die irdischen Überreste der landesherrlichen Familie von Markgraf Otto dem Reichen an bis auf Friedrich den Strengen und dessen Gemahlin Katharina von Henneberg (gest. 13. Mai 1397) beigesetzt wurden. Bei der Secularisation des Klosters 1544 wurden die Altäre und heiligen Gefäße an mehre sächs. Kirchen verschenkt, die Glocken kamen in die Frauenkirche nach Dresden, die Bibliothek an die leipziger Universität, das Archiv nach Dresden. Die Stiftskirche und die anstoßende Fürstenkapelle wurden fortwährend in baulichem Wesen erhalten, bis 1599 beide vom Blitzstrahl entzündet und in die Asche gelegt wurden. Der schon von Johann Georg II. beabsichtigte Wiederaufbau der Fürstenkapelle wurde 1787 von Friedrich August III. auf eine würdige Weise ausgeführt. In der von einem schönen Park umgebenen Todtenhalle erhebt sich ein Monument aus sächs. Marmor mit lat. Inschriften, welche die Namen und Todesjahre der fürstlichen Personen anzeigen, deren Gebeine in der dahinter befindlichen Fürstengruft in fünf steinernen, auf einem einfachen Piedestale stehenden Urnen gesammelt und beigesetzt sind. Vgl. Martius' „Altenzelle" (Freib. 1821).

Alter, eine bestimmte Anzahl von Jahren. Das Leben des Menschen von seiner Geburt bis zu seinem Tode geht durch verschiedene Zeiträume, welche man Lebensalter nennt. Man nimmt meistens vier an: 1) Die Kindheit, vom 1. bis 14. Jahre, und zwar die eigentliche Kindheit (infantia), von der Geburt an bis zum 7. Jahre, und dann das Knaben- und Mädchenalter, bei den Mädchen bis zum 11. oder 12., bei den Knaben bis zum 14. oder 15. Jahre. 2) Das Jünglings- und Jungfrauenalter, oder das Alter der Mannbarkeit (Pubertät), fängt da an, wo das vorige endete, und erstreckt sich in den gemäßigten Himmelsstrichen bei dem weiblichen Geschlechte bis in das 20., bei dem männlichen bis in das 25. Jahr. 3) Das Lebensalter der Erwachsenen, oder das sogenannte Mannsalter. Hier steht die Natur scheinbar eine längere Reihe von Jahren still; allein man kann drei Zeiträume desselben unterscheiden: in dem ersten ist der Mensch noch junger Mann (junges Weib), in dem zweiten in mittlern Jahren, in dem dritten alter Mann (alte Frau). 4) Das Alter (im engern Sinne), von 60 Jahren an. Der Mann wird Greis, das Weib Matrone. Burdach in der Schrift „Über die Zeitrechnung des menschlichen Lebens" theilt die Entwickelung der Menschen in zehn Perioden, jede zu 7 Jahren 31 Wochen und 6 Tagen ein, wovon er drei als das Alter der Unreife, die übrigen als die Zeit der Reife, von welcher eine Periode dem hohen Alter zufällt, annimmt. Die erste Kindheit ist merkwürdig durch die mit dem Eintritt ins Leben bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es wird von der Mutter weniger abhängig und kommt in die Wechselwirkung der äußern Einflüsse. Der Umlauf des Bluts erfährt eine große Veränderung, die Lungen, die Verdauungswerkzeuge, vorher unthätig, fangen an ihren Dienst zu verrichten. Die Kindheit ist die Zeit der Ausbildung des Organismus, welcher dazu einen Überfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb ist daher vorzüglich stark, sowie der Trieb, sich die Stoffe von Außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden, weshalb auch die Theile und Werkzeuge desselben, welche

dieses Geschäft über sich haben, als die Verdauungswerkzeuge, das einsaugende Gefäßsystem, die Leber, Drüsen u. s. w., im Kindeskörper vorherrschend sind. Aus dieser überwiegenden Herrschaft des Bildungstriebes erklärt sich der sehr große Kopf, die weiche Faser, die starke Eßlust, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, das Festwerden der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen körperlichen Beschaffenheit des Kindes fließen auch die Besonderheiten seines Krankseins. Die Systeme, welche am thätigsten sind, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbsucht, Drüsenkrankheiten u. s. w. In der zweiten Abtheilung der Kindheit geht das Wachsthum noch fort, auch die andern Systeme des menschlichen Körpers verstärken sich; die Muskeln werden kräftiger, das Blutsystem nimmt an Kraft zu, das Nervensystem nähert sich seiner Vollkommenheit, das Gehirn wird fester. Eilt die Natur mit der Ausbildung zu sehr vorwärts, so entstehen ebensowol Krankheiten, als wenn sie zurückbleibt. Im ersten Fall entstehen z. B. die Anlagen zu Nervenzufällen, Zuckungen, die Neigung zu Entzündungen, Leber-, Brust-, selbst bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht so selten ist als man oft glaubt. Im zweiten Falle bleibt das Wachsthum und die harmonische Ausbildung zurück, es entsteht Skrofelkrankheit, Abzehrung, Verstopfung der Gekrösdrüsen, englische Krankheit u. s. w. In der Jugend ist das Herz und das Arteriensystem zur vollen Herrschaft gelangt, mit ihm erhebt sich das Nervensystem. Die Lunge, der Begeistung des Blutes durch den Sauerstoff gewidmet, wendet sich auf die arterielle Seite, macht das vermittelnde Werkzeug zwischen Herz und Gehirn, wird also durch das Steigen beider in der Herrschaft gleichfalls mit erhoben. Dies zeigt sich auch durch die vollendete Ausbildung des Körpers, das erhöhte Gefühl, die raschen und starken Bewegungen der Muskeln, die Ausdehnung und Verstärkung der Lungen und der Brust. Der Bau des Menschen ist in sich vollendet, die bildende Kraft strebt nun außerhalb desselben auf den Genuß. Die Geschlechter trennen sich, die hierhin gehörigen Werkzeuge erwachen aus ihrem Entwickelungsschlafe, um ins Leben mit einzustimmen. (S. Geschlecht.) Das Leben steht in seiner Blüte, doch auch ihr drohen Gefahren. Hat die Natur schon aus dem vorigen Zeitraum einen Hang zum Voreilen im Wachsthum, so setzt er sich leicht in diesem fort. Die Steigerung der Lungen geht leicht in Auszehrung über. Blutfluß, als Übermaß der arteriellen Thätigkeit, und Verzehrung folgen einander. Ist Skrofelanlage aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, so hemmt sich die Ausbildung auch in letzterer. In den Lungen bleiben Knoten zurück, die in Entzündung und Geschwüre übergehen, wenn die arterielle Stimmung in den Lungen für den Augenblick in die Höhe getrieben wird und darauf wieder um so tiefer sinkt. In dem Mannsalter sind die einzelnen Organe und Systeme des Körperbaues sämmtlich ausgebildet, alle Verrichtungen desselben stehen in harmonischer Verbindung; Festigkeit und Ruhe herrscht durchaus. Das Fortschreiten der innern Veränderungen scheint einen Stillstand zu machen, aber in der Natur ist kein Stillstand. Der junge Mann neigt sich noch zu den Krankheiten der Jugend, die Brust ist noch häufig der Sitz der Krankheiten. Im mittlern Alter steigt die fortschreitende Veränderung abwärts, durch die Systeme, durch welche das Wachsthum aufwärts stieg. Das Verdauungssystem läßt von seiner Kraft nach. Der ausgebildete Körper bedarf keines Überflusses mehr an Nahrungsstoff zum Wachsthum, nur einer mäßigen Menge zur Erhaltung. Der Blutumlauf im Unterleibe wird gemäßigt, die Leber, schon längst ihrer Herrschaft beraubt, wird selbst in dem ihr eigenthümlichen Absonderungsgeschäfte der Galle träge, die Einsaugung des Venenbluts aus dem Unterleibe, der rückgängige Lauf desselben durch die Leber langsamer. Daher Krankheiten des Unterleibes, Blutstockung und Anhäufung in dem Venensysteme desselben, Hämorrhoidalbeschwerden, Fehler der Verdauung, um so mehr, wenn die Begierden des Menschen nach sinnlichen Genüssen, vielen Speisen und Getränken, mit dem Bedürfniß und der Verdauungskraft nicht im Verhältniß stehen. Bei dem

alten Manne wandert die Rückbildung des Körperbaues weiter abwärts, nach den Gebilden der Ausscheidung, vornehmlich dem Nieren- und Knochensystem. Der Überfluß erdiger Stoffe wird in den Knochen nicht mehr abgesetzt, muß daher durch die Nieren ausgeschieden werden. Hier herrscht daher noch die Reizbarkeit in erhöhter arterieller Stimmung, durch Entzündung offenbart, daher die Gicht und was dahin gehört. Bei noch bestehenden Lebenskräften ist diese regelmäßig, heftig, aber schnell vorübergehend, den lästigen, erdigen Stoff nach Außen absondernd. (S. Arthritisch.) Auch die Neigung zur Steinbildung in den Nieren und in der Blase ist diesem Lebensalter eigen, wenn die gesunkene Lebenskraft den Überfluß an erdigen Stoffen nicht beseitigen und deren Neigung zur krystallinischen Vereinigung nicht überwältigen kann. Im besonders sogenannten Alter sinkt die Lebenskraft mehr herab; indessen wenn dieser Rückgang der Natureinrichtung gemäß, und in den Systemen des Körperbaues harmonisch geschieht, so kann recht gut die relative Gesundheit des Menschen dabei bestehen, wie es denn viele Alte gibt, welche munter und gesund sind und die unabwendbaren Beschwerden des Alters leicht ertragen. Der Geschlechtstrieb schwindet allmälig, bei dem weiblichen Geschlechte früher, die Geschäfte der Ernährung sinken immer mehr, die Muskelkräfte nehmen ab, die Sinne werden schwächer, die Gefühle stumpf. Eine gute Leibesbeschaffenheit, Ersparniß der Kräfte und regelmäßige Diät in der Jugend und im Mannsalter können diese Periode sehr verzögern und das Alter leichter machen. Dies wird zu wenig von den Menschen im Mannsalter beherzigt. Gewiß die meisten Krankheiten des Alters sind entweder nur Entwickelungen der früher gesammelten Keime oder Folge eines unharmonischen Sinkens der Lebenskraft einzelner Verrichtungen in einzelnen Theilen des Körpers, während sich andere noch behaupten. Vorher bereitete Übel brechen hier aus. Die Arthritis geht auf innere edle Theile zurück, oder in wirkliche Steinbildung über, einzelne Theile sterben ab, daher freiwilliger Brand an den Füßen, krebshafte unheilbare Geschwüre u. s. w. Auch das Seelenleben trägt nach den verschiedenen Lebensaltern verschiedene Eigenheiten an sich. Das Kind braucht einige Zeit, sich in seine neue Welt zu finden. Am ersten lernt es seine Mutter kennen. Es sammelt erst nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne geht wahrscheinlich in folgender Ordnung vor sich: Gefühl, Gesicht, Geschmack, Gehör, Geruch; und die ganze Periode ist die der vorherrschenden Sinnlichkeit. Auf dieser Stufe ist die Lebhaftigkeit im Auffassen der Eindrücke am größten. Weiterhin bilden sich die höhern Functionen der Seele aus, das Kind fängt an das Gegebene genauer zu unterscheiden; es faßt die Vorstellungen durch die Sprache im Gedächtniß auf; lebhaftes Gefühl der Lust und Unlust, und dadurch angeregtes Begehren tritt hervor. Die Jugend zeichnet sich aus durch Macht und Fülle der Einbildungskraft, aufbrausende, aber nicht lange auf einem Gegenstand haftende Thätigkeit, heftige Begierde. In diesem Alter blüht die Liebe, die Quelle der seligsten Gefühle und der bittersten Pein, die Triebfeder der edelsten Handlungen und der schrecklichsten Verirrungen. Das Mannsalter trägt ein ernsteres Gesicht, es ist die Zeit der Früchte. Von dem Zeitalter der Reife an gewinnen auch die Züge des geistigen Lebens immer festere Form, während die Reizbarkeit für momentane Eindrücke allmälig geringer wird und der Geist immer mehr auf sich selbst zurückgeführt und auf das Ewige gerichtet wird. Überlegung tritt an die Stelle des leichten Sinnes, Gleichmüthigkeit verdrängt den Wankelmuth, Klugheit die Unbesonnenheit. Die gesammelten Begriffe werden verarbeitet, der Geist wird veredelt, die Urtheilskraft wächst und wird freier von der sie vorher befangenden Sinnlichkeit. Sowie der Körper abwärts geht, hebt der Geist sich desto höher; die Vernunft zeigt sich in ihrem reinsten Licht. Im Alter nehmen die Äußerungen der Seelenvermögen in dem Grade ab, als die Maschine dazu an Tauglichkeit verliert, ohne daß jedoch die Vernunft selbst von ihrer Höhe herabsteigen muß. Im Gegentheil scheint diese bei dem an Körper und Geist gesunden Greise sich immer mehr von den irdischen

Schlacken zu reinigen und von den Verhältnissen des Lebens unabhängiger zu werden. Dagegen werden auch moralische Fehler durch die zunehmende Schwäche des Greisenalters desto hervorstechender. Besonders wollen Ehrsucht und Geldgeiz, Neid auf die Vorzüge und Freuden der Jugend, Tadelsucht, Geschwätzigkeit, Festhangen an vorgefaßten Meinungen, Krittelei und murrköpfiges Wesen sich herrschend machen.

Altera pars Petri (auch secunda Petri oder Rami) wird zur Bezeichnung der Urtheilskraft und vornehmlich der höhern Grade derselben, Witz, Scharfsinn u. s. w. gebraucht. Wenn man nämlich Jemandem dieselbe abspricht, so sagt man: es fehle ihm altera pars Petri. Diese Redensart erklärt man aus dem Lehrbuche der Logik des Petr. Ramus, eines berühmten Reformators der scholastischen Philosophie zu Paris, der 1572 ein Opfer der Bluthochzeit ward. Sein System der Logik bestand aus zwei Theilen, und der zweite handelte de judicio. Sonach war die Urtheilskraft buchstäblich altera pars Rami. Andere leiten diese Redensart aus seiner Grabschrift her: „Hic jacet Petrus Ramus (hier ruht P. R.) vir magnae memoriae (ein Mann von großem Gedächtnisse, ein Mann, der viel wußte), exspectans judicium". Diese Worte können heißen: er erwartet das Gericht, die Vergeltung; denn das heißt judicium. Das Wort judicium bezeichnet aber auch die Urtheilskraft; also könnte der Sinn dieser Worte sein: ihm fehlte aber, bei vielem Wissen, die Urtheilskraft.

Alter ego, eine besonders in dem Kanzleistyl des Königreichs beider Sicilien gebräuchliche staatsrechtliche Formel, durch welche der König einem von ihm ernannten Stellvertreter oder Generalvicar des Reichs die volle Ausübung aller Rechte der kön. Gewalt, ohne Ausnahme und Einschränkung, überträgt, sodaß der Reichsverweser gleichsam das zweite Ich des Königs ist. Dies geschah in Neapel nach dem Aufstand von Monteforte, wo der Kronprinz, der nachmalige König Franz I., von seinem Vater, Ferdinand IV., am 6. Jul. 1820 zum Generalstellvertreter des Königreichs ernannt wurde. In Frankreich brauchte man dafür den Ausdruck: Lieutenant général du royaume.

Alterniren, das Ab- oder Umwechseln von Zweien (oder Mehren), die Einer um den Andern ein und dasselbe thun, z. B. ein gewisses Amt verrichten, eine Stelle vergeben u. s. w. — Die **Alternative** (Wechselwahl, Wechselfall) bedeutet entweder eine solche umgehende Stimme oder auch das Eintreten von zwei Fällen, wovon der eine gewählt werden muß, wenn nicht der andere stattfinden soll, z. B. dem Heer war die Alternative gestellt, sich durchzuschlagen oder die Waffen zu strecken. — **Alternirende Häuser**. Viele Verhältnisse im deutschen Staatsrecht hatte man nur durch Abwechselungen zu lösen gewußt. So alternirten Östreich und Salzburg im Directorium des Reichsfürstenraths, und die sechs Fürstenhäuser Pommern, Mecklenburg, Würtemberg, Hessen, Baden und Holstein wechselten im Reichsfürstenrathe nach einer zehnfachen Reihe (Strophe) um, und hießen deshalb alternirende Häuser.

Alter Styl heißt die Zeitrechnung nach dem Julianischen oder alten **Kalender** (s. d.), im Gegensatze des neuen Styls oder der Zeitrechnung nach dem vom Papste Gregor XIII. eingeführten Kalender, den allmälig, nachdem die Protestanten sich am längsten geweigert hatten, alle Regierungen angenommen haben. Nur die Russen, obschon auch sie den Gregorianischen Kalender eingeführt haben, ließen die Tage, um welche der alte und neue Styl von einander abweicht, nicht aus und sind deshalb um 12 Tage in der Zeitrechnung zurück. Gewöhnlich aber schreiben sie das Datum nach beiden Stylen, auf folgende Weise: $\frac{1}{13}$ Jan., wo dann die obere Zahl auf die russische, die untere auf die allgemein angenommene Zeitrechnung sich bezieht. Von den Jahren 1900—2100 wird ihr Kalender um 13 Tage zurücksein, sowie er von 1700—1800 um 11 Tage zurückgewesen ist.

Alterthum, Alterthümer, Alterthumskunde, Alterthumswissenschaft. Der Ausdruck **Alterthum**, alte Zeit, im Gegensatz einer

neuen, ist an und für sich unbestimmt und wird im Allgemeinen gewöhnlich für das ganze Zeitalter bis zur Völkerwanderung, die in Verbindung mit der weitern Ausbreitung des Christenthums einen Abschnitt und Wendepunkt in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit bildet, gebraucht. (S. Antik.) Im engern Sinne beschränkt man ihn entweder auf die beiden Hauptvölker der alten Welt, Griechen und Römer, oder auf die Vorzeit irgend eines einzelnen Volkes. Alterthümer sind im Allgemeinen die aus dem Alterthum (je nach dem Sinn, welchen man damit verbindet) herstammenden Denkmäler aller Art. Die Alterthumskunde, welche man fälschlich Antiquitäten (Alterthümer) nennt, umfaßt Das, was zur Kenntniß des politischen, häuslichen, gottesdienstlichen, literarischen und artistischen Zustandes der alten Völker oder auch der neuen gehört, insofern sie ihren Zustand längst verändert und sich ausgebildet haben; und die Archäologie (s. d.) oder die Kunde von den noch vorhandenen alten Denkmälern der alten Völker und deren Beschreibung ist ein Theil derselben. Die Alterthumswissenschaft endlich, von der die Alterthumskunde nur einen Theil ausmacht, ist ein System der gesammten zum Verständniß des Alterthums und all Dessen, was aus demselben auf uns gekommen ist, erfoderlichen Kenntnisse. Nach ihrem ganzen Umfange müßte die Alterthumskunde ein Gemälde aller Nationen, aller Zeiten und Welttheile liefern bis auf den Zeitpunkt, wo bei jeder der neue Zustand der Dinge eintritt, mit dessen Darstellung sich die Statistik beschäftigt. Ein solches allgemeines Völker- und Staatengemälde besitzen wir noch nicht, sondern blos hebr., griech., röm., etrur., gall., deutsche u. a. Alterthümer. Überhaupt fühlte man das Bedürfniß einer solchen Wissenschaft erst im 15. Jahrh., als der Eifer für die classische Literatur der Griechen und Römer erwachte. Man betrachtete sie vorerst als ein Hülfsmittel, die Schriftsteller dieser Nationen besser zu verstehen, und daher kam es, daß man sie auch blos auf einzelne Gegenstände der Verfassung dieser Völker beschränkte. In den frühern Werken dieser Art findet man eine große Belesenheit, aber keinen festen Plan, keine kritische Unterscheidung der Zeiten und Umstände. Erst im 18. Jahrh. fing man an, die reichen Materialiensammlungen der vorigen Zeiten kritisch zu sichten und systematisch und zweckmäßig zu verarbeiten. Die ausführlichste Nachricht hierüber gibt Fabricius in der „Bibliographia antiquaria" (Hamb. 1713) und vorzüglich die der neuern Ausgabe (Schaffh. 1740). Hauptsammlungen für die Alterthümer der Griechen und Römer sind Gronov's „Thes. antiquit. graec." (13 Bde., Leyd. 1697—1703, Fol.), Gräve's „Thes. antiquit. rom." (12 Bde., Utrecht 1694—99, Fol.), und die Fortsetzung der „Novus thes. antiquit. rom." von Sallengre (3 Bde., Haag 1716—19, Fol.), sowie „Poleni utriusque thes. nova supplem." (5 Bde., Vened. 1737, Fol.). Burmann lieferte einen „Catalogus librorum, qui in thes. rom., graec., ital. et siculo continentur" (Leyd. 1725). Was diese Humanisten im Allgemeinen und Einzelnen gesagt, wurde von den spätern mit Auswahl gesammelt und planmäßig verarbeitet. In dieser Art erwarben sich vorzügliche Verdienste um die griech. Alterthümer Fr. Rous, Pfeiffer, Potter, Rambach, Lamb. Bos, Barthelemy, Nitsch und dessen Fortsetzer, Höpfner, Köpke; Kannegießer u. A., um die röm. Alterthümer aber Rosin, Dempster, Cellarius, Nieuport, Heineccius, Maternus v. Cilano, Gruner, Reiz, Meierotto, Nitsch, Adam, Meyer, Ruperti. Ein über röm. Alterthümer sehr brauchbares Werk ist Pitiscus' „Lexicon antiquit. rom." (Leyd. 1713, Fol.), wovon zu Berlin 1793 ein Auszug erschien. Handbücher über die griech. und röm. Alterthümer sind von Eschenburg, Scharf, Hanke. Der vortheilhafte Gebrauch, den man von diesen Werken für ein genaueres, richtigeres Verständniß der griech. und röm. Literatur und Geschichte gemacht hatte, leuchtete jetzt auch den Orientalisten so deutlich ein, daß sie den übrigen Humanisten nicht länger hierin nachstehen wollten. Ihre Aufmerksamkeit war wegen des Zusammenhanges der hebr. Literatur mit den Urkunden des Christenthums vor-

nehmlich auf die hebr. Alterthümer gerichtet, über welche Iken, Faber, Warnekros, Bellermann, Jahn u. A. so nützliche als interessante Handbücher geliefert haben. Für die Alterthümer der andern orient. Völker haben die „Asiatic researches" vielfältig vorgearbeitet. Treffliches in Beziehung auf Alterthümer haben Jones, Colebrooke, Anquetil du Perron, A. W. v. Schlegel u. A. über Indien, Zoega, Denon u. A. über Ägypten, Hammer, Rhode, Görres über Persien geliefert. Die Alterthümer der neueurop. Völker fanden der Bearbeiter mehre. Die Italiener haben höchst schätzbare Sammlungen von Muratori, Donati, Maffei u. A., die Franzosen von Montfaucon, Millin, die Engländer eine eigne noch immer fortgesetzte „Archaeologia britannica". Deutsche Alterthümer bearbeiteten vorzüglich Grupen, Heineccius, Büsching, Kruse, Stieglitz und ganz besonders die Brüder Grimm. Die Kunstalterthümer hat man seit Anfange des 18. Jahrh. von den übrigen Alterthümern abzusondern angefangen und sie als einen eignen Zweig bearbeitet. Sonst nannte man die Wissenschaft von den Kunstalterthümern Archäographie, nachher kam der Name Archäologie dafür in Gebrauch, die man also von den Antiquitäten zu unterscheiden hat, obschon der Name beider in Alterthumskunde zusammentrifft.

Althäa, Gemahlin des Öneus und Mutter des Meleager (s. d.) und der Deïanira.

Altona, blühende dän. Handels- und Fabrikstadt, Hauptort und Sitz der kön. Regierung des Herzogthums Holstein, an der Elbemündung und so nahe bei Hamburg, daß beide Städte meistens nur durch die Landesgrenze geschieden werden. Ums J. 1500 standen an der Stelle A.'s blos einige Dörfer, erst 1604 ward es ein Flecken und 1664 zur Stadt erhoben. A. hat 26,000 Einw., darunter 2400 deutsche und portug. Juden, sieben Kirchen, ein Gymnasium, eine Sternwarte, wo der berühmte Astronom Schumacher beobachtet, eine Börse und eine kön. Münze, die auch für das benachbarte Ausland bedeutende Summen ausmünzt. Die Stadt liegt auf einem höhern Elbufer als Hamburg, und eben darum viel gesünder; sie entbehrt dagegen die zum Transport der Waaren so unentbehrlichen Kanäle, mit denen Hamburg reichlich versehen ist. Der Handel breitet sich nach England, Frankreich, dem mittell. Meere und Westindien aus. Wichtig sind der Wallfischfang, die Heringsfischerei und der Schiffbau. Die Stadt genießt in Hinsicht des Handels und der bürgerlichen Freiheit viele Privilegien, die ihr, um den Handel empor zu bringen, gegeben wurden; alle Sekten haben hier freie Religionsübung. A. wurde 1713 vom schwed. General Steenbock bis auf drei Kirchen und etwa dreißig Häuser gänzlich eingeäschert, erhob sich aber sehr bald aus den Schutthaufen nach einem zweckmäßigen Bauplane. Während des franz. Revolutionskrieges hielten sich hier und in Hamburg eine große Menge franz. Ausgewanderter auf. Zu A. starb am 10. Nov. 1806 der bei Jena verwundete Herzog Karl Wilh. Ferd. von Braunschweig. In den J. 1813 und 1814 war A. bei der Belagerung Hamburgs, und zumal als Marschall Davoust die Vorstadt Hamburgerberg anzünden ließ, in nicht geringer Gefahr. Die Bewohner A.'s nahmen die während der Belagerung geflüchteten und vertriebenen Hamburger sehr gastfrei auf, doch viele derselben fanden dort ihr Grab. Ganz in der Nähe ist das Dorf Ottensen mit 1500 Einw., wo ein einfaches Denkmal an Klopstock's und seiner Gattin Grab unter einer schönen Linde erinnert, und der herrliche Rainville'sche Garten an der Elbe.

Altranstädter Friede, geschlossen zwischen Karl XII., König von Schweden, und August II., König von Polen, am 24. Sept. 1706. Im Nordischen Kriege (s. d.) hatte Karl die Sachsen in Polen, wo August Liefland erobern wollte, mehrmals geschlagen; August war sodann auf dem Reichstage zu Warschau abgesetzt, und Stanislaus Lesczynski 1704 zum König gewählt worden. Weil aber August, von seinem Bundesgenossen, dem Zar Peter von Ruß-

land, unterstützt, den Krieg gegen die Schweden in Polen fortsetzte, so drang Karl, nachdem sein General Renskiöld den sächs. General Schulenburg bei Fraustadt am 14. Febr. 1706 geschlagen hatte, durch Schlesien in Sachsen ein, besetzte es und nahm sein Hauptquartier am 20. Sept. in A., einem Dorfe der jetzigen preuß. Provinz Sachsen, zwischen Leipzig und Merseburg, weil in dessen Nähe bei Lützen Gustav Adolf gefallen war. Während dies geschah, unterhandelten August II. Bevollmächtigte, der Geheimerath Freiherr von Imhof und der Geh. Referendar Pfingsten, zu Bischofswerda am 12. Sept. über den Frieden, dessen harte Bedingungen sie am 24. zu A. unterzeichneten, weil sie unbedingte Vollmacht erhalten hatten. August verzichtete auf Polen und Lithauen, behielt aber den Titel König; er entsagte dem Bunde wider Schweden, insbesondere dem mit dem Zar, er lieferte am 8. Apr. 1707 den Liefländer Patkul (s. d.) an Schweden aus, gestattete den Schweden Winterquartiere in Sachsen und verpflichtete sich, nichts in dem Kirchenwesen zum Nachtheil der evangelischen Kirche abzuändern. August wollte diese Bedingungen nicht genehmigen, gab jedoch in der Hoffnung, daß eine Milderung erlangt werden würde, dem Geh. Referendar Pfingsten ein Blanket. Allein Karl bestand fest auf jenen Bedingungen, und Pfingsten schrieb nun die Ratification der Friedensurkunde auf das Blanket. Der Friede ward erst am 26. Nov. publicirt; denn August mußte ihn geheim halten, weil er in Polen von den Russen noch abhängig war und sogar, nach bereits abgeschlossenem Frieden, einen Angriff der Russen auf den schwed. General Mardenfeld bei Kalisch am 29. Oct. 1706 unterstützen mußte. Er kehrte am 19. Jan. 1707 nach Dresden zurück. Der Sieger behandelte das Kurfürstenthum sehr hart und verließ Sachsen erst im Sept. 1707, nachdem er am 16. Aug. 1707 mit Preußen zu A. ein Bündniß, und mit dem Kaiser Joseph I. am 22. Aug. und 1. Sept. 1707 eine Convention geschlossen hatte, wodurch er den Protestanten in Schlesien freie Religionsübung sicherte und die Zurückgabe der eingezogenen 118 Kirchen und Schulen bewirkte. Nach Karl's Niederlage bei Pultawa erklärte August am 8. Aug. 1709 den Frieden zu A. für ungültig, weil Imhof und Pfingsten das Blanket gemisbraucht und ihre Vollmacht überschritten hätten. Jener wurde zu lebenslänglichem Gefängnisse, dieser zum Tode verurtheilt, jedoch ebenfalls auf den Königstein gesetzt. August zog, auf die Einladung einiger poln. Großen, nach Polen, nahm von dem Throne wieder Besitz und erneuerte sein Bündniß mit dem Zar.

Altwasser, eins der mildern Eisenwässer im schles. Dorfe gleiches Namens, zwischen Freiburg und Waldenburg. Der Ort kommt schon 1357 als Besitzung des Herzogs Bolko von Schweidnitz unter dem Namen „Aqua antiqua" (altes Wasser) vor, wodurch es wahrscheinlich wird, daß die Quelle schon weit früher bekannt war. Gefaßt wurde sie 1689, und 1751 zu größerer Bequemlichkeit der Badegäste eingerichtet. Jetzt bestehen zwei Badehäuser, das alte, welches 1796, und das neue, welches 1802 erbaut wurde. Es wird sowol getrunken als gebadet. Vgl. Hinze, „A. und seine Heilquellen" (Bresl. 1804).

Alxinger (Joh. Baptist von), geb. zu Wien am 24. Jan. 1755, studirte zu Wien, wo er durch den berühmten Numismatiker Eckhel in das Studium der Alten eingeweiht ward, mit denen er sich in der Folge sehr eifrig beschäftigte. Durch den Tod seiner Ältern in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt, bediente er sich seiner Doctorwürde und seines Titels als Hofagent nur, um die Streitigkeiten Derer, die sich an ihn wandten, unentgeltlich beizulegen. Seine Gedichte, die er 1780 zu Halle, 1784 zum Besten des Armeninstituts seiner Vaterstadt zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurt in einer Sammlung herausgab, erwarben ihm einen Namen. Man fand eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und gefällige Leichtigkeit darin. Noch mehr Aufnahme fanden die Rittergedichte: „Doolin von Mainz" (1787) und „Bliomberis" (1791), wo er als Nachahmer Wieland's erscheint und Alles leistete, was man mit einem von höhern Dichtergaben entblößten

Talent und mit ausdauerndem Fleiße in der Poesie leisten kann; doch ihr Ruf war nur vorübergehend. Sein letztes Werk war eine versificirte Übersetzung des „Numa Pompilius" von Florian (Lpz. 1792). Wenig Beifall fand die neue Sammlung seiner Gedichte (Wien 1794). A. starb zu Wien am 1. Mai 1797, nachdem er seit 1794 in den Reichsritterstand erhoben worden war und die Stelle eines Secretairs des wiener Hoftheaters begleitet hatte. Von gefühlvollem Herzen und heiterm Geiste, war er ein liebenswürdiger Gesellschafter und treuer Freund. A.'s „Sämmtl. Schriften" erschienen in 10 Bdn. (Wien 1810).

Amadeisten, s. Franziskaner.

Amadis, ein in der Ritterpoesie berühmter Name: 1) Amadis von Gallien, nach seinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber Dunkelschön (Beltenebros) genannt, ein Sohn König Perion's von Frankreich und der Elisena, der Tochter des Königs Gavinter von Bretagne. 2) Amadis von Griechenland, ein Urenkel des gall. A. und Sohn Lisuart's und der Onoletia, Tochter des Kaisers von Trapezunt. 3) Amadis vom Gestirn, ein Urenkel des griech. A., Sohn des Agesilaus, Königs in Kolchis, abstammend von Alastraxerea, einem Kinde der Liebe des griech. A. mit der Königin Zahara vom Kaukasus. Die Mutter dieses dritten A. war Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Florisel, dem Ritter von der schönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griech. A. 4) Amadis von Trapezunt, abstammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Florisel's und der Helene, Prinzessin von Apollonien. Dieser A. ist ein Urenkel Florisel's, Sohn der Polixana und Liscaron's, Prinzen von Catai. — Die Geschichte dieser Helden, für Spanien ungefähr, was Karl der Große mit seinen 12 Pairs für Frankreich, und König Artus mit der Tafelrunde für England, läuft durch neun Geschlechter, ist aber hinsichtlich ihrer Entstehung und der historischen Grundlage in ein solches Dunkel gehüllt, daß selbst ungewiß bleibt, ob sie span., portugies. oder franz. Ursprungs sei. Im span. Original hat dieser Roman 13 Bücher, wovon die vier ersten den eigentlichen A. von Gallien enthalten. Als ihren Verfasser nennen Einige den Portugiesen Pasco Lobeira zu Anfange des 14. Jahrh., Andere eine unbekannte Portugiesin, noch Andere den Infanten Pedro, den Sohn Johann I. von Portugal. Graf Tressan wollte die Ehre der Erfindung einem franz. Troubadour aus der Schule des Rusticien de Puice, des Verfassers fast aller Romane von der Tafelrunde, zu den Zeiten Königs Philipp August (1180—1223) zuschreiben; doch diese Meinung ist bis jetzt noch nicht durch kritische Vergleichung der ältesten Handschriften bestätigt worden. Als Verfasser des fünften Buchs, welches die Abenteuer Esplandian's, des ältesten Sohnes von A., enthält, wird Garcias Ordonnez de Montalbo, der Revisor der alten Ausgabe, genannt. Das 6.—13. Buch enthalten die Thaten und Abenteuer Florisando's, Lisuart's, Florisel's, des A. aus Griechenland, des Ritters Anaxante, Rogel's, sowie des Agesilas und des Silvio de la Silva. Weiter geht das span. Original nicht; nun folgen die franz. Übersetzungen, welche seit Niclas d'Herberay, Herrn des Essars (1540) diesen Roman bis auf 24 Bücher erweiterten. Das 14.—17. Buch enthält die Thaten Sphäramont's und des A. vom Gestirn, das 18.—24. die Abenteuer der übrigen Nachkommenschaft des gall. A., mit Einschluß des A. von Trapezunt. Die einzelnen Theile dieses sehr ungleichartigen Ganzen, das selten vollständig beisammen gefunden wird, sind von verschiedenem Werthe. Cervantes spricht das treffendste Urtheil aus, indem er in der Musterung der Bibliothek des Don Quixote die ersten vier Bücher für das Beste dieser Art erklärt. Die Fortsetzungen haben nicht gleichen ästhetischen Werth. Von neuern deutschen Bearbeitungen dieses Romanencyklus gibt es keine, die genannt zu werden verdiente; denn der muthwillige „Neue Amadis" von Wieland hat mit jenen ältern Amadissen nichts gemein als den Titel und etwa die Fülle der von dem Helden zu bestehenden Abenteuer. Ein neuerer franz.

Dichter, Creuzé de Lesser (1819 Präfect des Heraultdepartements), hat es unternommen, seinen Landsleuten den dreifachen romantischen Mythenkreis in einem neuen Gewande darzustellen. Von seinem 1. Bdch.: „Les chevaliers de la table ronde", in 20 Gesängen, erschien 1812 eine 2. Aufl.; das 2. Bdch.: „A. de Gaule", gleichfalls in 20 Gesängen, kam 1813 heraus.

Amalfi, Seestadt im Königreich Neapel am Golf von Salerno, mit 3000 Einw. und einem Erzbischofe. Unter Konstantin dem Großen gegründet, erlangte die Stadt republikanische Gerechtsame, behielt sie und stand während des Mittelalters durch Handel, Schiffahrt, Reichthum und Macht in hohem Ansehen. König Roger unterwarf sich 1137 das freie A. und ließ es durch die Pisaner plündern. Unter der Beute befand sich eine Handschrift der Pandekten, die später nach Florenz kam. Ein Bürger von A., Flavio Gioja, soll um 1300 den Compaß erfunden haben; allein die Magnetnadel war schon früher bekannt. Hier war auch Tom. Agnello (s. Masaniello) geboren. Der Roman: „La princesse d'A." (eine Dichterin, die 1560 zu Neapel starb), vom Grafen Fedor Golowkin vermehrt mit einer „Voyage à A. en 1825", erinnert an das alte A., das 50,000 Einw. zählte, und dessen Seegesetze für das Mittelmeer eine Rechtsquelle waren.

Amalgam (arab. Ursprungs, span. amalgamacion), eine Verbindung des Quecksilbers mit andern Metallen; daher amalgamiren, metallische Substanzen mit Quecksilber verbinden. Durch die Amalgamation oder Anquickung, d. h. durch das hüttenmännische Verfahren, mittels dessen ein Metall mit Quecksilber zu einem Amalgam verbunden wird, hat das Silberhüttenwesen eine sehr große Verbesserung erhalten. Sie ward schon 1571 in Amerika durch Velasco eingeführt, ist aber 1640 durch Alonso Barba und besonders 1780 durch v. Born wesentlich verbessert worden. Das älteste Verfahren bestand darin, die fein gemahlenen Erze mit Quecksilber und Wasser in steinernen oder kupfernen Gefäßen zusammenzureiben; gleichzeitig scheint aber auch die Amalgamation in Haufen eingeführt worden zu sein. Das Verfahren dieser Art in Südamerika ist folgendes: Die eingesprengten Erze werden zuerst trocken gepocht, dann in Mühlen mit etwas Wasser ganz fein gemahlen und entweder schon bei diesem Zermahlen mit Kochsalz versetzt oder nachher mit demselben vermengt. Der gemahlene Erzschlamm wird in Haufen auf einem mit steinernen Platten belegten ebenen Platz aufgeschüttet, durch Treten durchknetet, gewendet und mit einem gepulverten Gemenge von Eisen- und Kupfervitriol versetzt. Nachdem die Masse wieder durchknetet worden ist, wird ein Drittel des Gewichts Quecksilber zugesetzt und darauf die Durchknetung 12—20 Tage fortgesetzt, worauf man beim Probenehmen Amalgam und Limadur, d. i. noch nicht amalgamirtes, metallisches Silber, erhält, welches durch fernere Quecksilberzusätze auch amalgamirt wird. Nach beendigter Amalgamation wird das Amalgam verwaschen, filtrirt und gebrannt. Da diese Amalgamationsmethode, ungeachtet ihrer Unvollkommenheit, kein Brennmaterial erfodert, so wird sie in Südamerika nicht leicht durch eine andere verdrängt werden können. Weit einfacher, schneller, nur mit einem geringen Quecksilberverlust verbunden, aber eine Menge Maschinerie erfodernd, ist die europ. Amalgamation. Sie gründet sich darauf, das Silber in Hornsilber umzuändern und dieses durch die gemeinschaftliche Einwirkung des Quecksilbers und des Eisens oder Kupfers zu zersetzen, wobei sich das entstandene reguliniche Silber mit dem Quecksilber zu einem Amalgam verbindet. Nicht alle silberhaltige Erze sind geschickt zur Amalgamation, sondern nur die fein eingesprengten und die kiesigen, in deren Ermangelung auch Schwefelkies zugesetzt werden kann. Das Verfahren ist folgendes: Die fein gepochten Erze werden, mit Kochsalz vermengt, in Flammenöfen stark geröstet, nachher durch einen eisernen Durchwurf geworfen, um das Feinere von dem Gröbern zu trennen. Letzteres wird nochmals geröstet und durchgeworfen, ersteres aber gemahlen und durch Mehlbeutel gegeben. Das eigentliche Amalgamiren ge-

schieht in horizontal liegenden Fässern, die sich um ihre Axe drehen, und welche gewöhnlich jedes mit 20 Ctr. Erzmehl, 3 Ctr. Wasser und ¾ Ctr. stumpfen Eisenblechstücken besetzt werden. Nachdem die Fässer 1½ Stunde umgegangen sind, wird ein Quecksilberzusatz von 5 Ctr. gegeben, und nun bleiben sie 16—18 Stunden in ununterbrochenem Umgange. Ergeben Proben die vollständig erfolgte Amalgamation, so werden die Fässer ganz voll Wasser gegeben und in eine langsame Bewegung gesetzt, damit sich das schwerere Quecksilber ruhig senken könne. Ist dies geschehen, so werden die Fässer ausgeleert, und zuerst wird das silberhaltige Quecksilber, dann werden die Rückstände abgelassen, und jedes wird besonders aufgefangen. Das erstere wird durch Säcke von Zwillich gepreßt, um das mit dem Amalgam verbundene, noch immer etwas silberhaltige Quecksilber durch mechanischen Druck zu trennen. Von dem in den Preßsäcken zurückgebliebenen Amalgam wird das Quecksilber durch Destillation getrennt; um aber allen Quecksilberverlust so viel als möglich zu verhüten, bedient man sich eiserner, von allen Seiten geschlossener und nur unten offener, glockenartiger Gefäße, welche über einem eisernen Ausglüheteller, auf welchem sich das Amalgam befindet, dergestalt herabgelassen werden, daß die unten offene Grundfläche jenes eisernen Gefäßes durch Wasser gesperrt wird, in welchem zugleich der Fuß steht, welcher die Ausglüheteller trägt. Der eiserne Mantel steht in einem Ofen, wird glühend gemacht, und das Quecksilber in Dämpfe verwandelt, welche sich in dem Wasser verdichten. Das auf den Tellern zurückbleibende Quecksilber wird mit auf den Treibherd aufgesetzt, da es selten mehr als 12löthig ist, und dann fein gebrannt. Die Rückstände werden, mit Wasser verdünnt, in große Bottiche geleitet, dort durch Rechen umgerührt, worauf sich die Quecksilberamalgamtheilchen senken. Die Flüssigkeit kann auf Quicksalz (Glaubersalz, welches mit Kochsalz, salzsaurem Eisen u. s. w. verunreinigt ist) versotten werden, welches bei dem Ackerbau benutzt wird. Auch bei der Gewinnung des Goldes wird die Amalgamation, z. B. in Südamerika, angewendet. Die goldhaltigen Silbererze werden deshalb beim Mahlen mit Quecksilber versetzt und amalgamirt, wobei nur das regulinische Gold und Silber sich mit jenem Metall verbindet. Außerdem werden auch silberhaltiger Rohstein und Kupferstein und silberhaltiges Kupfer u. s. w. amalgamirt, letzteres z. B. zu Schmöllnitz in Oberungarn und bei Hettstädt im preuß. Herzogthume Sachsen. Kalt heißt die Amalgamation, wenn sie, wie die beschriebene, in der gewöhnlichen Lufttemperatur, und warm, wenn sie in erhöhter Temperatur geschieht. — **Amalgamirwerk** nennt man eine Anstalt, welche die zum Amalgamiren erfoderlichen Vorrichtungen und Maschinerien enthält. Das vorzüglichste Werk dieser Art ist das an der Halsbrücke bei Freiberg in Sachsen, das in der neuesten Zeit wesentliche Verbesserungen erhalten hat. Vgl. Karsten's „Metallurgie" Bd. 5, S. 577 fg.

Amalia (Anna), Herzogin von Sachsen-Weimar, geb. 24. Oct. 1739, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel. Während der letzten Hälfte des 18. Jahrh. war diese Fürstin der Mittelpunkt und die Seele eines Hofes, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe des kunstliebenden Herzogs von Ferrara glich, an welchem Tasso und Ariosto weilten. Sie allein gewährte den Gelehrten, was sie umsonst von Deutschlands größern Fürsten erwarteten, indem sie ihnen einen Vereinigungspunkt verschaffte und auf Mittel ihrer Existenz bedacht war. Doch nicht allein als großmüthige Beschützerin der Schriftsteller und Künstler und als erleuchtete Richterin ihrer Werke hat A. Rechte auf die allgemeine Dankbarkeit. Schon in ihrem 19. Jahre, am 28. Mai 1758, Witwe vom Herzog Ernst August Konstantin, den sie nach zweijähriger Ehe verlor, wußte sie, als Vormund ihres noch nicht einjährigen Sohnes, durch gute Verwaltung die traurigen Folgen des siebenjährigen Krieges zu tilgen, bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu ersparen, und die Hungersnoth, welche 1773 Sachsen heimsuchte, von ihnen abzuwenden. Aber kaum hatte sie diesen dringen-

den Bedürfnissen abgeholfen, als sie ihren Blick auf diejenigen Gegenstände wandte, welche allein das Leben veredeln. Sie gründete neue Anstalten für die geistige Bildung des Volks und vervollkommnete die vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Erzieher ihres Sohnes, des nachherigen Großherzogs Karl August, und zog Männer von den glänzendsten Talenten, wie Herder, Göthe, Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Musäus und viele Andere nach Weimar. Schiller gesellte sich ihnen erst in den letztern Jahren bei. Nur durch die Vereinigung seltener Eigenschaften des Geistes und Herzens konnte es der Fürstin eines kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer als irgend ein gleichzeitiger Hof um sich zu versammeln. Daß dazu ihr persönlicher Charakter das Meiste beitrug, beweist der Umstand, daß ihr dieselbe Umgebung blieb, nachdem sie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, ihre Lustschlösser in Tieffurth und Ettersburg blieben fortwährend der Versammlungsort aller ausgezeichneten Gelehrten und Reisenden, und es bleibt ihr der Ruhm, die berühmtesten Schriftsteller Deutschlands geehrt und vielfach aufgemuntert zu haben. A. unternahm 1788 eine Reise nach Italien, von welcher sie 1790 in Göthe's Begleitung zurückkehrte. Die Schlacht bei Jena am 14. Oct. 1806 hatte ihr Herz gebrochen, und sie starb am 10. Apr. 1807.

Amalthēa, der Name der Ziege auf Kreta, welche den Jupiter säugte, als ihn seine Mutter aus Furcht vor dem Saturn daselbst verbarg. Von dieser Ziege heißt cornu Amaltheae (gleichbedeutend mit cornu copiae, Füllhorn) das Horn des Überflusses, welches Jupiter den Töchtern des Melissus, die der Rhea beigestanden, mit dem Segen gab, daß sie alles zu ihrem Unterhalte Nöthige daraus sollten nehmen können. Nach Andern hieß die Nymphe, welche jene Ziege bewachte, Amalthea. Die Sybille zu Cumä führte ebenfalls diesen Namen. Unter dem Titel „Amalthea" gab K. A. Böttiger eine archäologische Zeitschrift (3 Bde., Lpz. 1822—25) heraus; in der Einleitung ist auch die Mythe der A. behandelt.

Amalungen (Amelungen), im Nibelungenliede drei Brüder: Walamir, Widimir und Theodimir, welche zu den tapfersten und hochgeachtetsten Helden des Hunnenkönigs Etzel oder Attila gehören. Walamir und Widimir (im Heldenbuche Ditmar genannt) verloren nach dem Jornandes 458 eine Schlacht gegen den Kaiser Leo, worauf Theodimir seinen siebenjährigen Sohn Theodorich, nachmaligen König der Ostgothen, die deshalb Amelungen genannt wurden, dem Sieger als Unterpfand des Friedens nach Konstantinopel sendete. So die wahre Geschichte; der Sänger des Nibelungenliedes aber macht auch diesen Theodorich zum Genossen und Helden des Königs Etzel, der ihn so liebgewonnen hat, daß er ihn nicht um die Hälfte seines Reichs missen will.

Amăranth (richtiger Amarantus), eine Art unverwelklicher Blumen, insofern sie abgepflückt und trocken ihre frische Farbe behalten, deshalb den Dichtern ein Sinnbild der Unsterblichkeit. Die Botaniker bezeichnen mit diesem Namen eine Pflanzengattung der Dikotyledonen, welche mit verwandten Gewächsen die Familie der Amarantaceen bildet. Die meisten Arten wachsen zwischen den Wendekreisen. In den Gärten nennt man sie Fuchsschwanz.

Amăthos (Amathunt), vormals eine Stadt auf der Südküste von Cypern, berühmt durch den Dienst der Venus, welche von ihr die amathuntische Göttin, Amathusia, hieß. Nach Tacitus soll der mythische Amanthus, ein Sohn der Aphrodite, durch Erbauung eines seiner Mutter geweiheten Tempels der Stadt diesen Namen gegeben haben. Nach Pausanias wurde A. von den Phöniziern erbaut.

Amāti, hauptsächlich Nicolo und Andrea, und des Letztern Söhne Antonio und Geronimo, aus einer alten cremonesischen Familie, verfertigten im 16. und 17. Jahrh. Geigen und ähnliche Instrumente, die noch jetzt wegen ihres vollen Tons zu den besten gehören und theuer bezahlt werden.

Amazonen. Eine uralte Sage, der etwas Geschichtliches zum Grunde zu liegen scheint, spricht von einem Weibervolke, das keine Männer unter sich duldete, unter der Anführung seiner Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerschaften pflogen sie Gemeinschaft blos der Fortpflanzung wegen. Diesen sandten sie auch die Knaben zu, welche sie gebaren. Die Mädchen aber erzogen sie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Brust aus, damit ihnen diese beim Bogenschießen nicht hinderlich sein möchte. Von der abgebrannten Brust erhielten sie den Namen Amazonen, d. i. Brustlose. Die Alten erwähnen dreier Amazonenvölker: 1) Die afrik. A., welche unter ihrer Königin Myrina große Eroberungen machten, nachher aber von Hercules vertilgt wurden. 2) Die asiat. A., von allen die berühmtesten, welche am Pontus um den Fluß Thermodon wohnten. Diese sollen einst ganz Asien mit Krieg überzogen und Ephesus erbaut haben. Auch ihre Königin Hippolyta ward vom Hercules getödtet. Zu des Theseus Zeit überfielen sie Attika. Unter der Königin Penthesilea, Tochter des Mars und der Otrere, zogen sie Troja zu Hülfe. Noch um 330 v. Chr. machte ihre Königin Thalestris dem maced. Alexander einen Besuch; bald nachher verlieren sie sich aus der Geschichte. 3) Die scyth. A., ein Zweig der asiat.; sie bekriegten die benachbarten Scythen, verheiratheten sich aber nachher mit ihnen und zogen tiefer in Sarmatien, wo sie mit ihren Männern jagten und in den Krieg gingen. — Als Orelhan, der erste Entdecker des Maranhon, des größten Flusses in **Südamerika** (s. d.), auf demselben hinausschiffte, traf er an den Ufern eine Menge bewaffneter Weiber, die mit ihren Nachbarn Krieg führten, und dies gab ihm Veranlassung, den Fluß **Amazonenfluß** und das Land **Amazonenland** zu benennen. Durch die neuern Untersuchungen ist aber dieses fabelhafte Land verschwunden und findet sich nur noch auf ältern Landkarten als ein Theil von Brasilien und Peru.

Amberg, ehemalige Hauptstadt der Oberpfalz an der Vils im baier. Regenkreise, umgeben von vielen Eisenhämmern. Sie ist wohlgebaut, hat über 7500 Einw., ein Appellationsgericht für den Regenkreis, ein Gymnasium, ein Seminar für Schullehrer, eine Hebammenschule und eine Bibliothek. Die Martinskirche ist reich an Denkmälern. Die Gewehrfabrik liefert jährlich 10—12,000 Gewehre von vorzüglicher Güte. Die ehemaligen Festungswerke sind in Spaziergänge umgewandelt. Bei A. schlug der Erzherzog Karl am 24. Aug. 1796 den franz. General Jourdan und nöthigte ihn dann am 3. Sept. durch die Schlacht bei Würzburg zum Rückzug an den Rhein.

Amberger (Christoph), ein deutscher Maler des 16. Jahrh., aus Nürnberg gebürtig, der sich nachher in Augsburg niederließ. Hier malte er 1530 den Kaiser Karl V., der ihn reichlich beschenkte und in hohen Ehren hielt. Dieses Bild ist jetzt in der kön. Sammlung in Berlin. Sandrart nennt als sein vorzüglichstes Werk die Geschichte Joseph's in 12 Bildern auf Leinwand in Leimfarbe gemalt. A. arbeitete in des ältern Holbein kräftiger Manier, der noch zu seiner Zeit lebte, copirte viele Portraits dieses Meisters und schnitt auch in Holz. Er starb zwischen 1550 und 1560.

Amboina, s. **Gewürzinseln.**

Ambra oder **Amber,** eine fettwachsartige, äußerlich graue oder bräunliche, innerlich gelb-, roth- oder schwarzgefleckte, zuweilen auch weißgestreifte, leichte, mit einer Art Rinde umgebene, fast geschmacklose Substanz, welche beim Reiben einen eigenthümlichen, äußerst angenehmen Geruch verbreitet. Der Ambra war schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Nach den neuesten Untersuchungen soll er sich in den Eingeweiden des weiblichen Pottfisches erzeugen, und namentlich hält ihn Blumenbach für eine Stercoralverhärtung, die sich im dicken Darme mancher davon erkrankenden Kaschelotte findet, womit auch Oken ziemlich übereinstimmt, der ihn für die durch Krankheit veränderte Galle einiger Wallfischarten an-

steht. Er wird namentlich an den Küsten Indiens bei den molukkischen Inseln und Brasiliens vom Meere ausgeworfen oder aus demselben gefischt. Der graue Ambra, die vorzüglichste Art, ist nicht häufig und schwimmt gewöhnlich nur in Stücken von weniger als einem Lothe auf dem Meere. Die Seltenheit und der herrliche Geruch des Ambra macht ihn ausnehmend theuer, weshalb er auch oft verfälscht wird.

Ambras, Amras, ein landesfürstl. Lustschloß in Tirol, nahe bei Innspruck, am Inn, war berühmt wegen seines Museums von Kunstsachen, alten Rüstungen, Bildnissen u. s. w., welches der Erzherzog Ferdinand, Gemahl der Philippine Welser (s. d.), im 16. Jahrh. daselbst angelegt hatte. Die Bibliothek schenkte die Kaiserin Maria Theresia der Universität zu Innspruck. Jene Kunstkammer aber kam, als 1805 Tirol an Baiern fiel, nach Wien, und ward unter dem Namen der k. k. ambraser Sammlung im untern Schlosse des Belvedere aufgestellt. Ihr Custos, Aloys Primisser, hat sie (Wien 1819) auf eine musterhafte Art beschrieben. Sie enthält viele altdeutsche Kunstwerke, unter andern auch die 48 Bilder sächs. Fürsten, in Öl auf Leinwand gemalt, von Lukas Kranach dem Sohne. Mehres aus dieser Sammlung, vorzüglich Bücher und Münzen, war schon früher in die wiener Bibliothek und in das kaiserl. Münzcabinet gekommen. Die Zahl der Handschriften, unter welchen eine prächtige Abschrift des „Heldenbuchs", wahrscheinlich von 1517, ist, mit Inbegriff der Turnier-, Waffen- und Kampfbücher, beträgt 69. Die wichtigern Denkmäler werden jetzt durch Abbildungen bekannt gemacht, und schon ist ein Heft der Bildnisse aus dem habsburg. Stammbaume erschienen.

Ambrosia, s. Götterspeise.

Ambrosianische Bibliothek. Diese in neuerer Zeit durch die Entdeckungen Ang. Majo's berühmt gewordene Büchersammlung zu Mailand wurde 1609 vom Cardinal Feder. Borromeo, einem Verwandten des heilig gesprochenen Carlo Borromeo, dem allgemeinen Gebrauche eröffnet. Der kunstliebende Cardinal, Erzbischof von Mailand, hatte sie durch Gelehrte, die er durch Europa, ja selbst nach Asien aussandte, aufkaufen lassen. Zu Ehren des h. Ambrosius, des Schutzpatrons von Mailand, ward sie Bibliotheca Ambrosiana benannt. Was die Sammlung späterhin besonders durch die Pinelli'schen Handschriften gewonnen hat, erzählt Majo in der Vorrede zu den Fragmenten der Iliade, die er aus ihren Schätzen bekannt machte. Ihr gelehrter Stifter wollte mit dieser Bibliothek, deren günstiges Local auch von ihm herstammt, ein Collegium von Gelehrten verbinden, von denen jeder in irgend einem Fache ausgezeichnet, für die Bekanntmachung der dahin einschlagenden Werke Sorge trüge und überhaupt den Fremden darüber Rede stünde. Mangel an Fonds beschränkte aber dies Collegium, das auf 16 Mitglieder berechnet war, auf zwei, die noch jetzt den Titel Doctores Bibl. Ambros. führen und durch eine goldene Medaille mit der Inschrift: Singuli singula, sich auszeichnen. Die Bibliothek enthält gegenwärtig etwa 60,000 (nach Millin 140,000) gedruckte Bücher und 15,000 Handschriften. Zu den vielen Seltenheiten derselben gehört, außer den von Majo, Castiglione und Mazzuchelli bekannt gemachten Palimpsesten und bisher unedirten Handschriften, auch ein Virgilius, in welchen Petrarca die bekannte Notiz über das erste Begegnen Laura's einschrieb. Mit der Bibliothek durch einen Platz verbunden, wo ein künstlicher kupferner Palmbaum steht, den Lalande für ein Erzeugniß des mildern Himmelstrichs nahm, ist eine Galerie von Kunstsachen, in der außer einigen Gypsabgüssen und Gemälden von Breughel, Barocci, Luini, Albrecht Dürer, vorzüglich der Carton von Rafael's Schule zu Athen und die Studien von Leonardo da Vinci, sowie die frühen Copien von dieses großen Künstlers Cena hervorragen. Von den zwölf Bänden mit Schriften von der Hand des Leonardo da Vinci, die ehemals als ein kostbares

Geschenk des patriotischen Galeazzo Arconato hier verwahrt wurden, ist nur noch ein einziger hier, der aber in Hinsicht der Zeichnungen der interessanteste ist; alle übrigen sind in Paris geblieben.

Ambrosius, ein berühmter Kirchenvater, geb. gegen 340, wahrscheinlich zu Trier, wo sein Vater als Statthalter von Gallien sich aufzuhalten pflegte. Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenschwarm bedeckte das Gesicht des im Hofe des Schlosses schlummernden Knaben, und als die Amme herbeieilte, sah sie erstaunt, wie an seinem Munde die Bienen ein- und ausgingen, ohne ihm ein Leid zu thun, und sich endlich wieder in die Lüfte erhoben. Sein Vater, vielleicht eingedenk des ähnlichen Wunders, das vom Plato erzählt wird, schloß daraus auf eine hohe Bestimmung. Seine Erziehung war standesmäßig; die geschicktesten Lehrer zu Rom bildeten seinen Geist und sein Herz. A. und sein Bruder Satyrus gingen nach Beendigung ihrer Studien nach Mailand, wo Beide in die juristische Laufbahn traten. Hier zeichnete sich A. so aus, daß Valentinian ihn um 370 zum Statthalter der Provinzen zwischen den Alpen, dem mittell. Meere, Toscana, der Etsch und dem adriat. Meere ernannte. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und die Liebe der Völker, deren Wohlstand durch die Unruhen des Arianismus zerrüttet war; daher wurde er auch 374 einstimmig von den Arianern und Katholiken in der Kirche zum Bischof von Mailand ausgerufen. Lange weigerte sich A., diese Würde, die ihm eine drückende Bürde schien, anzunehmen; er entfloh bei Nacht, glaubte sich auf dem Wege nach Pavia, war aber unerwartet vor Mailands Thoren. Dies nahm A. für ein Zeichen des Himmels, ließ sich taufen, da er bisher nur Katechumene gewesen war und empfing acht Tage darauf die Priesterweihe. Das Gedächtniß dieser Begebenheit feiert die katholische Kirche noch gegenwärtig am 7. Dec. A. erwarb sich auch als Bischof durch seinen Charakter allgemeine Verehrung. Sanft, leutselig, duldsam, gefühlvoll und bescheiden, gebrauchte er sein Ansehen nur zum Glück seiner Mitbürger und zum Besten der katholischen Kirche. Er starb 397. In seinen Schriften, von denen die Benedictiner die beste Ausgabe (2 Bde., 1686—90, Fol.), besorgten, ist Vieles aus griech. Kirchenschriftstellern entlehnt. Ihm ist auch der **Ambrosianische Lobgesang** oder das „Te Deum laudamus" zugeschrieben worden; aber eine gründliche Kritik hat dargethan, daß derselbe von einem unbekannten Verfasser und um 100 Jahre jünger sei. Der sogenannte Ambrosianische Ritus, über welchen Mazzuchelli und Fumagalli geschrieben haben, erhielt von A. wahrscheinlich nur einiger Veränderungen wegen den Namen. Zur Zeit der Verfolgungen nämlich der rechtgläubigen Kirche, 375, floh A. mit seiner Gemeinde in die Basilica Porziana (jetzt Pfarrkirche des h. Victor) und führte dort zur Erbauung der Bedrängten den Gesang der Psalmen, der Antiphonien und der Hymnen ein, die abwechselnd vom Volke und von den Geistlichen gesungen wurden. Auch brachte A. diesen Gesang in eine regelmäßige Form, die sich wahrscheinlich bis auf den heutigen Tag in jener Gemeinde erhalten hat, und führte die Vigilien ein, die schon in der morgenl. Kirche gebräuchlich waren. Fälschlich wird ihm der „**Ambrosiaster** oder Pseudo-Ambrosius", ein lat. Commentar über die 13 Briefe des Apostels Paulus, beigelegt.

Ameisen sind Insekten, welche zu den Glasflüglern gezählt werden, obgleich nur die Männchen und Weibchen unter ihnen wirklich mit Flügeln versehen sind. Die geschlechtslosen Weibchen mit verkümmerten Eierstöcken sind ungeflügelt. Männchen und Weibchen finden sich nur zu manchen Zeiten vor und begatten sich außerhalb der Wohnung in großen Schwärmen, worauf die Männchen sterben und die Weibchen nur zum Theil nach ihrer alten Wohnung zurückkehren, um dort die Eier zu legen, indem die andern neue Colonien gründen. Alle Arbeit bei der Erziehung der Jungen gebührt den Geschlechtslosen. Sie müssen neue Wohnungen erbauen, welche bei den verschiedenen Arten verschieden, meist in der Erde an-

gebracht sind, Nahrung herbeischaffen, die Puppen (sogenannten Ameiseneier) beim Sonnenschein austragen und die Wohnung gegen feindliche Angriffe vertheidigen. Zu ihrer Unterstützung beim Vertheidigen finden sich auch zuweilen größere Individuen. In den meisten Haufen sind nur eine Art Ameisen; die röthliche Ameise aber hat die Gewohnheit, daß sie an manchen Abenden, immer zu derselben Stunde, in regelmäßigen Colonnen nach einem Haufen der schwarzgrauen Art zieht, diese ungeachtet heftigen Widerstandes gewöhnlich bezwingt, die Eier aus den Puppen raubt, in geschlossenen Colonnen nach der Wohnung zurückzieht und später die Jungen gleich den ihrigen erzieht. Die Nahrung der Ameisen besteht in thierischen und pflanzlichen Substanzen, besonders sind sie nach Süßigkeiten begierig und gehen deshalb, nicht, wie man fälschlich glaubt, um sie zu vertilgen, sondern um den Saft zu lecken, den Blattläusen nach. Die weißen Arten werden durch die Zerstörungen, die sie anrichten, um sich Nahrung zu verschaffen, sehr schädlich, um so mehr, als oft keine Mittel zu ihrer Vertilgung fruchten. Nur eine Art, die Wanderameise, von bedeutender Größe, im südl. Amerika, wird bei ihrem jährlichen Umzuge, wo sie in solchen Massen in die Häuser dringt, daß die Bewohner Platz machen müssen, dadurch sehr nützlich, daß sie alle andern schädlichen Thiere in denselben, namentlich die Ratten, vertilgt. Die inländischen Arten vertilgen manche Raupen. Vorräthe tragen sie aber nicht ein, da sie im Winter schlafen. Der emsige Fleiß der Ameisen und ihr umsichtiges Herbeischaffen von Nahrungsmitteln ist zum Sprüchwort geworden. Vgl. Huber, „Recherches sur les fourmis indigènes" (Par. 1810).

Ameisenbär (myrmecophaga) gehört zu den Säugthieren aus der Ordnung der Zahnlosen, denn ihre sehr verlängerte Schnauze hat ein ganz kleines Maul ohne Zähne. Sie haben zum Graben große Klauen, die sie in der Ruhe einschlagen, und eine sehr lange Zunge, mit welcher sie ihre Nahrung, Ameisen und Termiten, fangen, indem sie jene in die Wohnungen derselben einsenken und, wenn die Insekten sich angehängt, sie wieder einziehen. Ihr Vaterland ist Südamerika, wo sie gewöhnlich auf den Bäumen leben. Sie zeugen ein Junges, welches sie auf dem Rücken mit sich führen. Die bekannteste Art ist der Yurumi, ein sehr friedliches Thier, 7 Fuß lang mit Einschluß des 3 Fuß langen, stark behaarten Schwanzes, graubraun und mit schwarzem und weißem Streif auf der Schulter.

Ameisenlöwe (myrmeleon). Die Larve eines den Libellen (Wasserjungfern) ähnlichen, zu den Netzflüglern gehörigen Insekts, das durch die keulenförmigen Fühlhörner von jenen unterschieden ist. Er ist schon den ältern Naturforschern bekannt gewesen und erhielt seinen Namen von der Nahrung, die meist in Ameisen besteht. Seine Größe beträgt fast einen Zoll, wovon die zwei großen vorstehenden Kinnladen fast ebenso viel wegnehmen als der ovale, etwas platte Leib. Gleich den Krebsen geht er meist rückwärts. Um Beute zu machen, wühlt er sich an sonnigen Stellen in sandigen oder staubigen Boden, wodurch eine Art Trichter entsteht, auf dessen Grunde er mit aufgesperrten Kinnladen den sich nähernden Insekten auflauert, welche sehr leicht in diese Falle rutschen. Versucht eins der in den Trichter gefallenen Insekten zu entwischen, so wird es mit Sand überschüttet.

Amen, ein hebr. Wort, mit welchem man etwas versichert (Ja gewiß! wahrlich!), ist aus der Religionssprache der Juden in die der Christen übergegangen. Der in den jüdischen Synagogen am Schlusse der Versammlung ertheilte Segen ward von den Anwesenden mit einem Amen bekräftigt. Auch in den religiösen Versammlungen der ersten Christen ward das Gebet, welches der Älteste der Gemeinde oder ein Lehrer sprach, von der Gemeinde mit einem Amen beschlossen. So ist es das Schlußwort des apostolischen Glaubensbekenntnisses. Noch jetzt wird bekanntlich jede Predigt mit diesem Worte geendigt, welches aber nur dann in seiner wahren Bedeutung genommen wird, wenn der Schluß der Predigt eine allgemeine

Wahrheit, eine Ermahnung oder einen Wunsch ausspricht. Amen heißt in der Sprache des täglichen Lebens: eine Sache bekräftigen.

Amerigo Vespucci, geb. 9. März 1451 zu Florenz aus einer alten Familie, machte frühzeitig große Fortschritte in der Physik, Astronomie und Erdbeschreibung, die damals, wegen ihrer Beziehung auf den Handel, zu Florenz die Hauptgegenstände des Unterrichts ausmachten. Um Handel zu treiben begab er sich nach Spanien und befand sich in Sevilla, als Colombo Anstalten zu seiner zweiten Reise traf. Das Gelingen der Unternehmungen Colombo's reizte A., sein Handelsgeschäft aufzugeben, um den eben entdeckten Erdtheil kennen zu lernen. Nach der in einem seiner Briefe gegebenen Erzählung trat er am 10. Mai 1497 seine erste Reise unter dem Admiral Ojeda an, der mit fünf Schiffen aus dem Hafen von Cadiz auslief, und gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feste Land von Amerika, untersuchte den Meerbusen von Paria und die Küsten mehre hundert Meilen lang, kam nach einer Seereise von 13 Monaten nach Spanien zurück und wurde am Hofe zu Sevilla mit Auszeichnung empfangen. Im Mai 1499 begann er eine zweite Reise, deren Ergebniß die Entdeckung einer Menge kleiner Inseln war. Es ist jedoch jetzt erwiesen, daß A.'s Angabe unrichtig ist, und die von ihm als zweite angeführte Reise die erste war, die er unter Ojeda nach dem neuen Festlande machte. Hierauf trat er, durch Versprechungen gereizt, in die Dienste des Königs Emanuel von Portugal und unternahm auf portug. Schiffen zwei Reisen, die erste am 10. Mai 1501, und die zweite am 10. Mai 1503. Auf dieser letztern hatte er die Absicht, einen westl. Weg nach Malakka zu suchen; allein er verlor ein Schiff und rettete sich nach großen Gefahren mit den übrigen fünf in die Allerheiligenbai an der Küste von Brasilien. Seit 1506, als Colombo starb, trat er abermals in span. Dienste und besuchte mehre Male den Erdtheil, der schon nach ihm den Namen zu führen anfing. Diese Ehre hätte freilich mehr dem Colombo gebührt als dem A., so wenig man Diesem Verdienste absprechen kann. Besonders verdankte A. diesen Ruhm seinem Charakter, denn er war bescheiden, friedliebend und weit entfernt, bei dem Könige und seinen Nebenbuhlern Argwohn zu erwecken. So geschah es auch, daß die Hälfte der Erde seinen Namen erhielt, ohne daß er diese Ehre suchte. Übrigens befand er sich bei keiner Reiseunternehmung als Befehlshaber, sondern nur als Geograph und Steuermann. Wir haben von ihm eine Karte von Amerika, ein Tagebuch von vier seiner Reisen, das 1532 zu Paris lat. im Druck erschienen ist, und Amerigo's Briefe, auf 22 Blättern, 4., die gleich nach seinem Tode in Florenz bei Giov. Stef. di Carlo da Pavia erschienen. A. starb 1512 zu Sevilla. König Emanuel ließ in der Kathedralkirche zu Lissabon die Reste des Schiffes Victoria aufhängen, an dessen Bord A. im Dienste der Portugiesen die letzte Fahrt nach Amerika machte, und Florenz überhäufte seine Familie mit Ehrenbezeigungen. Noch sind nicht alle Lebensumstände dieses merkwürdigen Mannes ganz aufgeklärt und ohne Widerspruch. Vgl. Bandini's „Vita e lettere di A. Vespucci" (Flor. 1745, 4.) und Irving's „The life and voyages of Columbus" (Lond. 1828), Bd. 3.

Amerika, die neue Welt der westl. Hemisphäre, ostwärts von Asien, westwärts von Europa und Afrika, zwischen dem atlant. Meere und dem stillen Weltmeere, das Australien und Asien von der Westfeste unsers Erdkörpers scheidet, besteht aus zwei durch die Landenge von Panama aneinandergeketteten Theilen, dem südöstl., Südamerika (s. d.), und dem nordwestl., Nordamerika (s. d.). Da, wo jener Felsendamm die beiden Meere trennt, ragt hervor aus der westl. Einbuchtung des atlant. Meeres, die den Golf von Mexico und die Busen der karaibischen Gewässer gebildet hat, die große, auf Felsengrund gelagerte, von vulkanischen Ausbrüchen und von Meergewürmschalen gestaltete Eilandsflur der Antillen (s. d.) oder Westindien (s. d.). Die Nordgrenze A.'s verliert sich in dem nördl. Polargürtel, die Südgrenze bildet die Straße des ersten Weltumseg-

kers Magellan und jenseit derselben die Südspitze des Feuerlandes, das Cap Horn. Im W. gibt das Cap Prinz Wallis auf der Halbinsel Alaschka, und im O. das brasil. Cap San-Rocque die Endpunkte an. Für die Geschichte dieses Erdtheils und seines voreurop. Anbaues sind bei weitem noch nicht alle vorhandene Materialien gesammelt. Sagen, Denkmäler und andere Spuren scheinen auf eine doppelte Einwanderung von Osten her hinzuweisen, auf eine südl., über die verschwundene atlant. Länderbrücke, und auf eine nördl., über die Inselkette des russ. Nordarchipels. Auch nahm man an, daß die frühesten Bewohner A.'s, die Tolteken in Mexico, von jenem Zweige der Hunnen abstammten, der 100 Jahre n. Chr. gen Nordosten zog, wie die Völkerfamilien SA.'s von einem durch die Pest um 1050 südwärts getriebenen Stamme der Mexicoer herzuleiten sind. Mehr Licht darüber, vorzüglich was NA. betrifft, werden die in den Vereinigten Staaten gestifteten Alterthumsgesellschaften verbreiten. Vgl. Assel's „Nachrichten über die frühern Bewohner von NA. und ihre Denkmale", herausgeg. von Mone (Heidelb. 1827). Je dürftiger und dunkler alle Nachrichten von der frühesten Zeit dieses Welttheils sind, desto reicher an Begebenheiten ist die neueste Geschichte desselben. Die erste Fahrt der Isländer im J. 982 nach Winland (Grönland, Labrador und NA.), sowie die Nachricht der Venetianer von den Antillen in Karten von 1424, hatte keine Folgen für diesen Theil der Erdkunde Wahrscheinlich ist die neue Welt erst vor kaum 12 Jahrhunderten bevölkert worden; daher die geringe Zahl der Ureinwohner (Indianer), die überdies noch, seit Colombo 1492 und 1497, Amerigo 1497, Cabot 1497, Cabral 1500, Balboa 1507, u. A. diese Länder entdeckten, durch den Golddurst und die Barbarei europ. Eroberer, wie Cortez, Pizarro u. A., in Sklaverei und Elend gestürzt, in mehren Landstrichen fast ausgestorben sind, in andern aber in eine Menge Völkerschaften gespalten, bei einem rohen Jäger- und Kriegerleben, von den geistigen Getränken der Europäer vergiftet, sich unter einander selbst aufgerieben haben. Die Größe dieses Erdtheils wird auf 750,000 □M. angegeben.

Unter NA. begreift man das Land, welches von dem Nordpolarmeere bis zur Landenge von Panama reicht, und Grönland, die Länder zwischen der Baffinsbai und dem Lancastersunde, Spitzbergen, Baffinsland; das brit. NA., nämlich Ober- und Untercanada, Neubraunschweig, Neuschottland, Prinz Eduardsinsel, Cap Breton, Neufundland mit Labrador, die Bermudaseilande, Neuwallis; das russ. A. mit der Halbinsel Alaschka; die Küstenländer: Neugeorgia, Californien, Neuhanover und Neucornwallis, welche von freien Indianern bewohnt werden; die Vereinigten Staaten (s. d.), Mexico und Guatemala. SA. zerfällt in politischer Hinsicht in folgende Staaten: das Kaiserreich Brasilien, Guyana, nämlich das franz., niederl. und brit., die Republik Colombia, die sich 1831 in drei kleinere Freistaaten: Neugranada, Venezuela und Äquator, aufgelöst hat, die Republiken Peru, Chile, Bolivia, den Dictatorstaat Paraguay, den aus 13 kleinern Republiken bestehenden Staatenverein am Rio de la Plata, die Republik der Araucos, die Banda oriental oder cisplatina, Patagonien, oder die wüste Südspitze mit den sämmtlichen Eilanden an der magellanischen Straße. Die bedeutendsten zu A. gehörenden Inseln sind die großen Antillen: Cuba, Jamaica, Haiti (St.-Domingo oder Hispaniola), Portorico; die kleinen Antillen oder karaibischen Inseln: 1) die virginischen Inseln, ungefähr 60, von welchen zu Dänemark gehören: St.-Thomas, St.-Croix, St.-Jean; zu Großbritannien: Virgin-Gorda, Spanish-Town, Tortola, Anegada; zu Spanien: die Passage- oder Schlangeninseln; 2) St.-Eustach, 3) St.-Martin, 4) Anguilla, 5) St.-Barthelemy (schwedisch), 6) St.-Christoph oder St.-Kitts, 7) Newis, 8) Montserrat 9) Antigoa, 10) Guadeloupe, 11) Dominica oder Dominique, 12) Martinique, 13) Ste.-Lucie, 14—16) Barbados mit den Grenadillen, 17) Tabago, 18) Trinidad, 19) Marguarita, 20) Curassao; die Bahama- oder Lucayischen Inseln,

Orlowsinseln; die unbewohnten Falklands= oder Pepysinseln; Feuerland, aus 11 großen und mehr als 20 kleinen Eilanden bestehend; Staatenland; die Neujahrsinseln am Südwestufer des Feuerlandes; die Guajanecoinseln, Masa Fuero, die Chiloe=Inseln, ein Archipel von einem größern und 24 kleinern Eilanden, und Juan Fernandez (1705—9 Aufenthalt des unter dem Namen Robinson Crusoe allgemein bekannten Alexander Selkirk), an der Küste von Chile; die unbewohnten Gallopagosinseln, zu Colombia gehörend; die Thompsonsinseln bei Florida; die Inseln Richmond und Longisland an der Küste des Staats Neuyork; König Georg III. Archipel; die Admiralitätsinseln; der Herzog von Yorks= und der Prinz Wallis=Archipel mit unzähligen kleinen Eilanden; die Bermudas= (auch Somers=) Inseln, Neufundland, Neuschottland, Neubraunschweig (sonst Acadien), Prinz Eduard (vormals St.=John) und Cap Breton.

Die zweite große Hälfte A.'s ist von der Natur in ihrer Pflanzen= und Thierwelt durch einen Charakter von Erhabenheit und Größe ausgezeichnet worden, dem nur die Geistesbildung und die Fortschritte des politischen Lebens in NA. das Gleichgewicht zu halten vermögen. Wie NA. mit Ausnahme von Mexico und Guatemala eine mit Gebirgszügen eingefaßte Hochebene bildet, so SA. ein von Gebirgen durchschnittenes Dreieck. Um sich eine klare Vorstellung von beiden Hälften zu machen, muß man die drei großen Flußgebiete im S., Orinoco, Maranhon (Amazonenfluß) und Laplata mit denen des N., Mississippi, Ohio, des Cooksflusses, des Rio del Norte und Missuri vergleichen. Was im S. die Andeskette, das sind im N. in Bezug auf das Skelett des Festlandes die Felsenberge und die vier parallel laufenden Reihen der Lorber=, blauen, Nord= und Alleghany=Gebirge, welche zusammen die Benennung Apalachen führen. Außer den erwähnten Strömen wird NA. durch den Lorenz=, Mackenzie= und Kupferminenfluß, durch den Ober=, den Michigan=, Huron=, Erie= und Ontario=See, den Atapesco, Nicaragua, den Chapala, Asinipolen=, Sklaven= und Winnipeg=See bewässert, während SA. durch die Überschwemmungen des Uraguay, Parana, San=Francesco, Colorado, Pilcomajo, Vermejo und des Magdalenenflusses Fruchtbarkeit erhält. Minder groß und nicht so wasserreich wie die Seen NA.'s sind die der Südhälfte. Die bedeutendsten sind der Ybara=, Zapatosa=, Maracaibo=, Parima=, Xaryes=, Potos=, Chincaychocha=, Parime=, Merun=, Villarica=, Lauri= und Titicaca=See und die salzreichen Porongosseen. Das Klima ist in SA. durchaus kühler als in andern Erdtheilen unter gleicher Breite. Die meisten Berge in der heißen Zone sind mit ewigem Schnee bedeckt. Während es auf den asiat. und afrik. Gebirgen höchst selten regnet, ist auf den Cordilleras von Peru ein heller Tag eine Seltenheit; dagegen regnet es an der Küste fast nie, und Gewitter sind unerhört, obwol auf der Ostseite, an den Ufern des Amazonenflusses, die Bewohner gewöhnlich zehn Regenmonate haben.

Die Vegetation gestaltet sich in den wunderbarsten Formen, und das Pflanzen=, Thier= und Menschenleben tritt in einer ununterbrochenen üppigen Abstufung hervor. Von dem Rennthiermoose der Nordpolargegend bis zu der 200 Fuß hohen Wachspalme, den säulenförmigen Cactus und den Riesenbäumen der undurchdringlichen Urwälder, von dem nordischen Eskimo und dem südlichen Pescheräh bis zu dem schlanken Patagonen und Karaiben, von dem kunstvollen Bau der Termiten bis zu dem Tapir und dem Jaguar in Brasilien, von den unvergleichlichen peruanischen Schmetterlingen bis zu dem buntgefiederten Guacumayo und dem Riesen unter den Raubvögeln, dem behaarten Kondur, von der surinamischen Kröte endlich bis zum Kaiman und Alligator hat die Natur einen unendlichen Reichthum an Organismen entfaltet.

Am verschiedenartigsten und eigenthümlichsten zeigt sich in A. der Mensch, obwol er nur zwei Hauptrassen bildet. Die eine machen die Völker des äußersten Nordens aus, die man gewöhnlich mit dem Gesammtnamen Eskimo bezeichnet,

zu welchen man auch die Pescheráhs des Feuerlandes rechnen kann, ein schwacher Volkshaufen, der noch auf der untersten Stufe der Bildung steht. Den zweiten Hauptstamm bilden die Indianer, die eigentlichen Ureinwohner A.'s, von schöner Muskelbildung, mit schlichtem, straffem Haare, außerordentlicher Abplattung des Stirnbeins, hervorragenden Backenknochen, gebogener Nase, langgespaltenen Augen und breitem, aber nicht flachem Gesichte. Die Hautfarbe geht, je nach dem Erdgürtel, unter welchem sie wohnen, von dem Rostgelben in das Ziegelrothe oder von dem Zimmtbraunen in das Kupferfarbige über. Nach Vater's „Untersuchungen über A.'s Bevölkerung aus dem alten Continente" (Lpz. 1810) ist es wahrscheinlich, daß die Mehrzahl in der ältesten Zeit von Asien aus eingewandert sei, zu der mongolischen Rasse gehöre und unter verändertem Klima und bei veränderter Lebensweise sich nach und nach so ausgebildet habe, wie wir sie jetzt sehen. Seit Colombo sind eine große Anzahl Europäer aller Nationen eingewandert. Selbst der Jude ist einheimisch geworden. Außer diesen freiwilligen Einwanderern hat der verruchteste Golddurst eine Unzahl afrik. Sklaven mit Gewalt auf A.'s Fluren verpflanzt. Bei einer Gesammtbevölkerung von 35 Mill. nehmen die Eingeborenen kaum die Hälfte dieser Zahl ein, die andere Hälfte ist fremden Ursprungs. Die Anzahl der Sklaven allein und der in A. geborenen Neger, mit Inbegriff der Mulatten u. s. w., wird auf 5,500,000 angegeben. Im Verhältniß zu der geringen Bevölkerung eines so ungeheuern Continents ist indeß die Menge der Sprachen außerordentlich groß. Der Spanier Francesco Lopez nimmt deren 1500 an; A. von Humboldt aber hat diese verschiedenen Idiome, worunter das Aztekische oder Mexicanische, das Peruanische und Karaibische die verbreitetsten sind, auf zwei Stammsprachen, die toltekische und apalachische, zurückgeführt. (Vgl. Sprachenkunde.) Die größte Anzahl von SA.'s Bevölkerung besteht aus Mischlingen, welche aus den Ehen der Europäer, Indianer, Neger und deren Kinder entsprossen sind. Die Spanier zählen 11 Abstufungen derselben, nämlich: Mestizos, Kinder eines Europäers und einer Indianerin; Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mestiza; Ochavones, Kinder eines Europäers und einer Quarterona; Pulchueles, Kinder eines Europäers und einer Ochavona (die Kinder eines Europäers und einer Pulchuela gleichen schon den Spaniern); Mulatos, Kinder eines Europäers und einer Negerin; Quinterones, Kinder eines Europäers und einer Mulattin; Saltatras, Kinder eines Quarteron und einer Europäerin; Calpan Mulatos, Kinder eines Mulatten und einer Indianerin; Chinos, Kinder eines Calpan-Mulatten und einer Indianerin; Zambos oder Zambajos, alle von Schwarzen und Indianerinnen erzeugten Kinder; die von europ. Ältern in gesetzmäßiger Ehe abstammenden Bewohner der neuen Welt nennt man Creolen. Die Eingeborenen A.'s, oder die freien Indianer, welche selbst Christen lange Zeit nicht für wirkliche Menschen ansehen wollten, sind die Schepewyans; Hundsrippen- und Biberindianer am Sklavensee; Kupferindianer am Kupferflusse; Zänker-, Hasen-, Nathana-, Binnen-, Strong-Bow-Indianer, am Mackenzie; Berg- und Nordindianer, Knistinos, zwischen dem Felsengebirge und dem Winnipegsee; Blutindianer am obern Nelson; schwarzfüßige Indianer zwischen dem Kupfer- und Rothhirschflusse; Fallindianer am Maria und obern Missuri; Kottonahowes an den Quellen des Askow; Schippeways in der Gegend des Obersee, zu denen man rechnet: die Krihs (Crees), Nepesangs, Ottawes, Iroquois-Schippeways, Muskonongle und Messisaugers; Allgonkinen längs dem Lorenzflusse in Neuschottland; die Mohikans, in 10 verschiedene Stämme getheilt; die Irokesen, Huronen, Mohawker, Oneider, Senecaer, Cayuger, Onondager und Tuscaroras am Erie- und Ontariosee; die Nadowessier; die Osagen; die Ottogamen und Sakis am Missisippi; die Arrapahays am Kansas; die Sioux und Mandanen am Missisippi; die Apachen mit einer Menge stammverwandter Ansiedler. Zu den Ureinwohnern SA.'s gehört vorzüglich der große Stamm der kupferfarbigen Peruaner. Eine auffallende Verschiedenheit von den genannten Indianer-

stämmen bilden die Botokuden, die Patagonen und die Bewohner des Feuerlandes. Die äußerlich sich zur katholischen Religion bekennen, heißen Fideles, diejenigen hingegen, welche noch den Lehren der Inkas folgen, Barbaros.

Das Verdienst, A. zuerst entdeckt zu haben, gebührt dem Genuesen Cristoforo Colombo. Nach vielen Gefahren fand er am 7. Oct. 1492 Guanahani, eine der Bahamainseln, die er San-Salvador nannte. Die erste Auffindung aber fällt schon in die Zeit des Mittelalters. Es waren Normänner, welche schon 895 von Island aus das Nordpolarland Grönland entdeckten. Unter Erich dem Rothen, 982, verpflanzten Isländer das Christenthum auf den östl. Küstenrand. Nun folgten Entdeckungen auf Entdeckungen. Der Isländer Biörn fand 1001 in südwestl. Richtung Winland. In der Folge unternahmen die Brüder Niccolo und Antonio Zeni 1388 und 1390 eine Fahrt in den nordatlant. Ocean, wurden an das räthselhafte Frieslanda (wahrscheinlich die Faröer) verschlagen, und sahen darauf einen Theil von Nordostamerika, welches sie Drogno nannten (Neuschottland). Auf einer zweiten Fahrt entdeckte Colombo 1495 die karaibischen Inseln, und 1496 Portorico und Jamaica. Gleichzeitig fand der Venetianer Giovanni Caboto die Küste von Labrador. Der in brit. Diensten stehende Sebastian Cabot betrat 1497 Neufundland. Ein Jahr darauf unternahm Colombo seine dritte Reise, auf welcher er Trinidad, die Mündung des Orinoco, sowie das feste Land von SA. entdeckte. Dessenungeachtet wurde der neue Erdtheil nicht nach ihm, sondern nach Amerigo Vespucci genannt, welcher zu derselben Zeit nach Westindien, und 1501 an die Küste von Brasilien kam. Colombo starb, nachdem er auf seiner vierten Reise 1502 die Hondurasküste und den Isthmus von Panama untersucht hatte. Die Erforschung von Neufundland verdankt man dem Gaspar de Cortoreal. Schon 1506 wurde diese Insel von den Franzosen Jean Denis und Comart aufgenommen, und 1507 Yucatan durch James Pinzon und Diaz de Solis bekannt. Ponce de Leon entdeckte 1512 Florida. Drei Jahre später landete Joh. Grijalva an der Küste von Neuspanien (Mexico), das Ferd. Cortez 1519—20 eroberte. Die Südspitze des Continents wurde 1520 durch den Portugiesen Hernandez Magelhaëns, der zuerst durch die nach ihm benannte Meerenge und um die Welt segelte, aufgefunden. Pizarro erschien 1526 in Peru, dessen Unterwerfung ihm jedoch erst 1531 gelang. Während Sebastian Cabot Paraguay entdeckte und die augsburg. Kaufleute Welser von Venezuela Besitz nahmen, fanden Bezerra und Grijalva 1533 Californien, welches Land die Spanier Guzman und d'Ulloa näher untersuchten, entdeckte Jacques Cartier Canada und die Mündung des Lorenzflusses, sowie Diego de Almagro Chile und Pedro de Mendoza die Länder am Platastrome. Vier Jahre nachher eroberte Fernando de Soto Florida, und selbst die Nordwestküste von A. wurde durch die Spanier bis zum Cap Mendocino untersucht, der Maranhon von Orellana beschifft. Erst 20 Jahre später fand der Mönch Andr. Urdanietta die Beringsstraße, und der Grieche Fuca (Apostolos Valerianos) die Straße, die durch den Königin-Charlotten-Sund in das stille Meer führt. Nimmt man die von dem Franzosen Roberval in Canada gegründete Colonie aus, so gebührt der Ruhm der ersten Bekanntmachung A.'s den Spaniern und Portugiesen allein. Zwei Holländer, Jak. van Heemskerk und Joh. Corn. Ryp, entdeckten 1596 Spitzbergen. Erst nachdem durch die Entdeckung der östl. Fahrt nach Archangelsk die Thätigkeit der Briten geweckt war, gingen auf Befehl der Königin Elisabeth zwei engl. Schiffe unter Walter Raleigh nach A. und nahmen das im N. des Palimcosundes gelegene Land, welches sie der Jungfrau-Königin zu Ehren Virginia nannten, 1584 in Besitz. Schon im folgenden Jahre führte Richard Greenville eine Colonie dahin, welche aber, den Schwierigkeiten weichend, 1586 auf den Schiffen des Erdumseglers Franz Drake, der Cayenne, die Küste von Guyana und die Inseln an der magellanischen Straße entdeckt hatte, wieder in die Heimat zurückkehrten. Die ersten dauernden Niederlassungen der

Engländer in A. fallen in den Zeitraum von 1603—25. Die Hudsons- und Baffinsbai wurde zu Anfange des 17. Jahrh. untersucht; in ihren Namen sind die dabei thätigen Männer verewigt, sowie Davis in der nach ihm benannten Straße. Die Erforschung des Binnenlandes und des Polarlandes NA.'s im NO. und NW. geschah durch eine Menge der ausgezeichnetsten Reisenden im 18. und 19. Jahrh. (S. Nordpolexpeditionen.) Die nähere Kenntniß SA.'s verdankt man theilweise den Spaniern und Portugiesen, den Missionen der Jesuiten und Franziskaner im 17. und 18. Jahrh. und den von umsichtigen Männern zu Anfange des 19. Jahrh. unternommenen Reisen. Von dem franz. Capitain Guédon, der nach der Baffinsbai auf den Wallfischfang ausgeschickt war, wurde 1825 die Insel Dieppe und die mit der Prinz-Regents-Einfahrt in Verbindung stehende Meerenge, die jetzt Détroit de Guédon heißt, entdeckt. Nebst Mollien's und Hamilton's Nachrichten über die Republik Colombia, Rengger's und Beauchamp's Werk über Paraguay, haben vor Allem die Berichte der beiden Briten Miers und Head dazu beitragen, den Schwindelgeist ihres Vaterlandes in Betreff der unermeßlichen Schätze, womit SA. angefüllt sein sollte, zu mindern. Der Geognost Pentland hat 1828 ermittelt, daß nicht der Chimborasso der höchste Berg in SA. sei, sondern der Nevado (Schneeberg) von Socata (23,000 par. Fuß) und der Illimain in der bolivischen Provinz Lapaz (22,700 par. Fuß über der Meeresfläche). Während der katholische Missionar Bizzozero aus Toscana 1829 von Obercanada nach den Attakapas reiste, hat der Däne Graah die Ostküste von Grönland befahren, und der Prinz Paul von Würtemberg eine Reise nach den Westländern jenseit der Felsengebirge, sowie der Sachse Pöppig eine zehnjährige Reise durch fast ganz A. beendigt. — Vgl. Carey's und Lea's „Atlas" (2. Aufl., Philad. 1825, Fol.; franz. von Buchon, mit Erweiterungen, Par. 1825); Maltebrun's „Neuestes Gemälde von A." (aus dem Franz., Lpz. 1819); Röding's „Columbus oder amerik. Miscellen" (Hamb. 1826—31); Rivinus' „Atlantis" (2 Bde., Lpz. 1826). Über die politischen Verhältnisse des amerik. Festlandes: Everett's „America" (Philad. 1827, deutsch, 2 Bde., Hamb. 1828); A. Lips' „Statistik von A." (Frankf. a. M. 1828). (S. Nordamerika, Südamerika und Vereinigte Staaten.)

Amethyst, s. Quarz.

Amianth, s. Asbest.

Amiens, in der Picardie, befestigte Hauptstadt des franz. Departements der Somme, mit 43,000 Einw., der Sitz eines Bischofs, hat einen prächtigen Dom mit 124 Pfeilern, die zum Theil wie Glocken tönen, in welchem Ludwig XIV. gekrönt wurde, eine Akademie der Künste, Wissenschaften, Literatur, des Handels und des Ackerbaus, ein Lyceum, ferner ansehnliche Manufacturen in wollenen Zeuchen, Tapeten, Linnen, Tuch, Kasimir und Leder, Fabriken von Seife und Preßspänen, sowie 80 Baumwollenfärbereien. Auch sind die Pasteten von A. berühmt, die häufig nach England versendet werden. Zu A. war der Prediger des ersten Kreuzzuges, Peter, und die Dichter Dufresne, Voiture und Gresset geboren. In der Nähe, zu St.-Acheul, war eine Jesuitenschule, welche in ihrer höchsten Blüte 900 Schüler zählte, und in der Abtei du Gard ist ein Trappistenkloster.

Amiens (Friede zu), unterzeichnet am 27. März 1802 von Jos. Bonaparte, vom Marquis von Cornwallis, Azara und Schimmelpenninck. Als sich 1800 England von allen continentalen Bundesgenossen verlassen sah, und der russ. Kaiser Paul, unzufrieden, daß Malta dem Orden, dessen Großmeister er war, nicht zurückgegeben wurde, Preußen, Dänemark und Schweden zur Herstellung der nord. bewaffneten Neutralität bestimmte, so legte Pitt auf die Schiffe der drei letztern Flaggen Beschlag. Dagegen ward dem engl. Handel der europ. Continent gesperrt, und dieser Umstand gab der Opposition im Parlamente gegen das Ministerium das Übergewicht. Da nun zu gleicher Zeit die Minister zur Emancipation der katholischen Irländer des Königs Zustimmung nicht erlangen konnten, so löste

sich das Ministerium Pitt's auf, und der Sprecher Addington trat an Pitt's Stelle als erster Lord der Schatzkammer. Das neue Ministerium, in welchem Lord Hawkesbury an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, leitete sofort Friedensunterhandlungen ein. Am 1. Oct. 1801 wurde zu London der Präliminarfriede, und am 27. März 1802 zu Amiens der Definitivfriede zwischen Großbritannien, Frankreich, Spanien und der batav. Republik unterzeichnet. England behielt von seinen Eroberungen die Inseln Ceylon und Trinidad; die Häfen des Vorgebirges der guten Hoffnung blieben ihm geöffnet. Frankreich erhielt seine Colonien zurück und gegen Brasilien in Guiana den Araowari zur Grenze; die Republik der sieben Inseln wurde anerkannt und Malta wieder ein Ordensstaat; Spanien und die batav. Republik erhielten, bis auf Ceylon und Trinidad, ihre Colonien wieder; die Franzosen wollten Rom, Neapel und Elba räumen; das Haus Oranien sollte entschädigt werden; endlich ward die Integrität der Pforte in dem Zustande vor dem Kriege anerkannt, weshalb der Sultan Selim am 13. Mai 1802 dem Tractate von Amiens förmlich beitrat. Allein dieser Friede fand bald in England allgemeine Misbilligung. Denn der erste Consul Bonaparte rüstete eine große Expedition nach St.-Domingo aus und wollte in allen irländ. Häfen franz. Consulate errichten. Dagegen weigerte sich Großbritannien, Ägypten und Malta zu räumen, weil es behauptete, Frankreich bedrohe ersteres, wozu Sebastiani's übereilter Bericht von seiner Sendung nach Ägypten Veranlassung darbot. Am 10. Mai 1803 übergab der engl. Hof sein Ultimatum zur Ausgleichung aller neuen Differenzen beider Staaten, verlangte Entschädigung für den vom Continent vertriebenen König von Sardinien, Einräumung der Insel Lampedusa und daß die franz. Truppen das Gebiet der batav. und der helvet. Republik räumen sollten. Dies schlug die franz. Regierung ab, und der londoner Hof erklärte derselben am 18. Mai 1803 von Neuem den Krieg.

Ämilius (Paulus), mit dem Beinamen Macedonicus, ein edler Römer aus dem alten Geschlechte der Ämilier, Vater des berühmten Scipio Africanus des Jüngern. Er überwand den Perseus, König in Macedonien, und hielt deswegen 168 v. Chr. einen großen Triumph. Während des Krieges starben zwei seiner Söhne, deren Tod er hochherzig ertrug und den Göttern dankte, daß sie dieselben zum Opfer gewählt, den Wechsel des röm. Glücks abzuwenden. Sein Vater, gleiches Namens, ein ebenso tapferer als edler Mann, fiel als Consul und Feldherr im zweiten punischen Kriege, in der Schlacht bei Cannä, 216 v. Chr.

Amiot, ein Jesuit, geb. 1718 zu Toulon, trug als Missionar in Peking viel zur genauern Kenntniß Chinas bei. Ihm verdanken wir die ausgebreitetsten Belehrungen über die Alterthümer, die Geschichte, Sprache und die Künste der Chinesen. Er kam 1750 zu Macao an und ging im folgenden Jahre auf Veranlassung des chines. Kaisers nach Peking, wo er bis an seinen Tod, 1794, blieb. Mit der chines. und tatar. Sprache vertraut, konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meisten seiner schätzbaren Arbeiten, welche die Charakterschrift, die Kriegskunst, die Musik u. s. w. der Chinesen betreffen, ferner eine Lebensbeschreibung des Confucius, eine tatarmandschuische Grammatik u. s. w., befinden sich in den „Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois" (15 Bde., Par. 1776—91, 4.). Außerdem schrieb er die „Eloges de Moukden", welche de Guignes, und das „Dictionnaire tatarmantcheou-français", welches Langlès (3 Bde., Par. 1789, 4.) herausgegeben hat. — Ein älterer franz. Schriftsteller gleiches Namens, der 1593 als Bischof von Auxerre starb, ist durch seine Übersetzungen des Plutarch, Diodor und anderer Classiker bekannt.

Amman, in der Schweiz und in Oberdeutschland so viel als Amtmann, Schultheiß. Der Obervoigt eines größern Bezirks heißt **Landamman**.

Amme. Die Natur legt der Mutter die Pflicht auf, dem Neugeborenen

die Mutterbrust nicht zu versagen, und wie jede naturgemäße Handlung mit Vergnügen und Lust verknüpft ist, so auch das Säugen, was noch fortwährend eine Verbindung zwischen Mutter und Kind erhält, die während der Schwangerschaft zwar enger war, aber den Einrichtungen der Natur gemäß nicht plötzlich gelöst werden soll. Mutter und Kind erfahren daher nachtheilige Folgen, wenn dies Naturgesetz nicht befolgt wird. Die Erste wird dadurch zu einer großen Menge von Krankheiten geneigter. Entzündungen, Vereiterungen, Verhärtungen und Krebs der Brüste, zu reichliche und erschöpfende Lochien, Entzündungen des Uterus, der Ovarien und anderer Organe des Unterleibes, welche bald das Kindbetterinnenfieber begründen, bald auch zu spätern Verhärtungen, Vereiterungen und Krebs die Veranlassung abgeben, sind die häufigsten Folgen des unterlassenen Stillens. Für das Kind ersetzt keine andere Nahrung die Muttermilch, und gewöhnlich verfallen Kinder, die dieser naturgemäßen Nahrung entbehren, in Abzehrung. Durch Ammenmilch glaubt man die Muttermilch ersetzen zu können, und nur zu gern ergreifen bequeme, mehr in der großen Welt als in dem Familienkreise lebende Mütter dieses Auskunftmittel, wodurch sie ihre Neigung mit ihrer Pflicht vereinigen zu können hoffen; die Amme ist aber nur ein schlechter Ersatz der Mutter. Allein bei der naturwidrigen Lebensweise, welche manche Frauen führen, gibt es eine Menge von Fällen, in welchen das Stillen weder der Mutter noch dem Kinde nützen würde. Bald stellt sich gar keine Milchabsonderung ein, oder die Milch hat keine guten Eigenschaften, bald sind die Brustwarzen durch frühzeitiges Schnüren so verkrüppelt, daß weder die Kunst noch das Saugen des schwachen Kindes sie hervorziehen kann: Umstände, durch welche der Mutter das Säugen unmöglich gemacht wird; nachtheilig aber für das Kind wird es, wenn die Mutter eine Krankheitsanlage besitzt, wenn sie skrofulös, kachektisch, schwindsüchtig, sehr reizbar und schwächlich ist, wenn sie sich die nöthige Ruhe, dem Kinde die nöthige Aufmerksamkeit nicht schenken kann noch mag. Unter solchen Umständen ist eine Amme der einzige naturgemäße Ersatz, welchen das Kind erhalten kann. Bei der Wahl der Amme aber ist große Vorsicht nöthig; sie muß gesund sein, doch gebe man hierbei nicht zu viel auf hervorragende Zeichen der Körperfülle; sie darf nicht gern unter 20 Jahre sein, noch weniger aber das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben; sie soll nur wenige Tage vor der Mutter entbunden worden und dieser körperlich und geistig möglichst ähnlich sein; sie muß gute Brüste und Brustwarzen haben und ihre Milch gesund und nahrhaft sein; sie darf nicht leidenschaftlich, sondern muß von ruhiger, geduldiger, sanfter Gemüthsart, weder geil noch zornig sein und für ihren Säugling Liebe empfinden. Sie muß endlich eine solche Diät führen, daß der höchste Grad von Gesundheit dabei bestehen kann. Denn man hat vielfältig die Beobachtung gemacht, daß jeder Verstoß gegen die Diät, wie z. B. unangemessene Nahrung, Erkältung, Ausschweifungen, heftige Gemüthsbewegungen u. s. w., viel leichter und häufiger die Gesundheit des Säuglings als die der Amme stören. Da jedoch die Wahl einer Amme für das Kind von der höchsten Wichtigkeit ist, der Laie aber nur zu leicht bei aller Vorsicht eine unglückliche Wahl treffen kann, so ist bei diesem Geschäfte immer der Rath des Arztes einzuholen. In größern Städten, z. B. in Paris, hat man Ammenbureaux angelegt, die aber nicht immer die nöthige Sicherheit gewähren sollen.

Ammianus Marcellinus, ein röm. Geschichtschreiber des 4. Jahrh. n. Chr., aus Antiochia in Syrien. Er wohnte mehren Feldzügen bei, lebte aber zuletzt zu Rom den Wissenschaften. A. schrieb, obwol von Geburt ein Grieche, in lat. Sprache die Geschichte des röm. Staats von 91—378 n. Chr. in 31 Büchern, von denen die 13 ersten, die Geschichte der Jahre 91—352, verloren gegangen sind. Man kann dieses Werk eine Fortsetzung des Tacitus nennen, den der Verfasser nachzuahmen versuchte. Wenngleich Styl und Sprache die Flecken des Jahrh. tragen, so ist es doch wegen der Wahrheitsliebe des Verfassers, wegen

der genauen Beschreibungen der Länder und der Begebenheiten nach eigner Anschauung und insbesondere wegen der Bemerkungen über Deutschland sehr schätzbar. A. wurde am besten herausgegeben von Gronov (Leyd. 1693), von Wagner, nach dessen Tode von Erfurdt (Lpz. 1808), und verdeutscht von Wagner (3 Bde., Frankf. a. M. 1792—94).

Ammon, einer der vornehmsten ägypt. Götter, welcher eigentlich Amun hieß. Der Hauptsitz seiner Verehrung war die Stadt Thebä, welche deshalb bei den Ägyptern auch No Amun, d. i. Ort des Ammon, genannt ward. Der Gott A. war die Sonne, und zwar die in das Zeichen des Widders tretende, den Frühling beginnende, deshalb ward dieser Gott auch in der Gestalt eines Widders dargestellt. Die Griechen führten den A. auch in ihre Mythologie ein, stellten neben seinen Namen den des Zeus und gaben manche mythologische Sage über ihn. Auf ägypt. Denkmälern ist A. durch die Beischrift Amun, den Widder- oder Menschenkopf mit doppelter verschiedenfarbiger Feder, durch künstlichen Bart, Scepter und blaue Farbe kenntlich. Einige machen A. zu einem Sohne Triton's; Andere erzählen, er sei in einem Walde gefunden worden, wo außer einem Schafe kein lebendiges Wesen gesehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiter's und dieses Schafes. Noch Andere sagen, er sei zwischen Karthago und Kyrene als ein Knabe im Sande spielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er geweissagt habe, so lange er auf dem Sande gesessen; sobald sie ihn aber aufgehoben, sei er verstummt. Endlich erzählt man, Bacchus habe auf seinem Zuge nach Indien, ermattet von Durst und Hitze, unweit Xerolibya, den Jupiter um Hülfe gerufen; darauf sei ein Widder erschienen, der, mit seinen Füßen scharrend, einen Quell aus dem Sande hervorgelockt habe und darauf wieder verschwunden sei. Diesen Widder habe er für den Jupiter selbst erkannt, ihm göttliche Ehre erwiesen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien ist A. ein König in Libyen, dessen Gemahlin Rhea, die Schwester Saturn's, und dessen Geliebte Amalthea gewesen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieser habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo A., nicht durch Worte, sondern durch Zeichen des weissagenden Priesters, Orakelsprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach Andern eines Menschen mit einem Widderkopfe oder Widderhörnern, vorgestellt war. Alexander besuchte den Tempel und wurde von den Priestern für einen Sohn des Gottes erklärt. Über dieses alte Ammonium in der Oase Siwah s. Oase und Meroë.

Ammon (Christoph Friedr. v.), Geh. Kirchenrath und Oberhofprediger zu Dresden, einer der größten Theologen und Kanzelredner, ward geb. 16. Jan. 1766 zu Baireuth, wo sein Vater 1812 als preuß. Kammerrath starb, studirte zu Erlangen, wurde 1789 daselbst Professor der Philosophie, 1792 ordentlicher Professor der Theologie und Universitätsprediger, ging 1794 in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, wo er zugleich die Würde eines Consistorialraths erhielt, kehrte 1804 als ordentlicher Professor der Theologie nach Erlangen zurück, ward Consistorialrath in Anspach, später auch Pfarrer in der Neustadt und Superintendent und 1810 bair. Kirchenrath. Nachdem A. seit 1807 erster Professor der Theologie in Erlangen gewesen war, erhielt er 1813 den Ruf als Oberhofprediger, Kirchen- und Oberconsistorialrath nach Dresden. Hier ging 1824 der seiner Familie im Königreiche Baiern erneuerte, vom Kaiser Rudolf II. schon einmal bestätigte Adel auch auf ihn über. Nach wiederholten auswärtigen Berufungen zur höchsten geistlichen Würde wurde A. 1831 zum Mitgliede des Staatsrathes und des Ministeriums des Cultus und öffentlichen Unterrichts, sowie zum Geh. Kirchenrath ernannt. In seinen frühern exegetischen Schriften folgte er den Grundsätzen von Heyne, Eichhorn und Koppe, welche die Auslegungskunde in eine Philosophie der Auslegung verwandelt hatten. Diese wurde immer skeptischer und negativer, und ließ von dem Bibeltexte nichts als den Ausleger und die Individualität seiner Ansicht.

A. verband daher mit seinen Forschungen als Lehrer und Prediger die Grundsätze der Kant'schen Philosophie, als das kräftigste Mittel gegen die einreißende Bibelskeptik; daher denn auch seine Moral sowol als seine Dogmatik auf das Princip der praktischen Vernunft gebaut sind. Im Ganzen ist er auch den Grundsätzen dieser Philosophie treu geblieben, die mehr als irgend ein anderes System die höchste Aufgabe der echten Theologie, nämlich Vereinigung des Wissens und Glaubens, befördert. Die religiösen Ansichten und Forschungen A.'s gehen von dem Princip aus, daß die Wahrheit sich weder im Gefühl, noch in der Formel, noch in irgend einem Buchstaben findet, sondern in der den Gesetzen unsers Gemüths angemessenen Erkenntniß des lebendigen Seins. Er bekennt sich daher in der natürlichen Theologie zum Theismus, in der christlichen zur innigsten Gemeinschaft Gottes mit Jesu, in der Moral zur Ableitung des höchsten Guts aus Gott und seiner Gnade, als Normalideen seiner Wissenschaft. Indem der Supernaturalismus als Glaube an die Offenbarung ohne Wissenschaft auftritt, der Rationalismus als Wissenschaft ohne Glauben, so erklärt sich A., beide Systeme verwerfend, für den rationalen Supernaturalismus, in welchem der Glaube da beginnt, wo die Wissenschaft aufhört. In diesem Sinne nahm A. das Wort 1817 im Streite über Harms' Thesen, ward aber von Schleiermacher eines klugen Wechsels und Wendens der Meinung beschuldigt, und eines Jesuitismus, wogegen A. nur mit Unwillen und Verachtung kämpfte. Die beabsichtigte Vereinigung der protestantischen Kirchen war eine Sache, über die A. vor Andern 1818 sein öffentliches Urtheil aussprechen mußte. Es war nicht die Vereinigung selbst, die er misbilligte, sondern ein politisches Zusammenwerfen beider Kirchen in eine gährende Masse, von dem er Erschütterung der Basis eines freien evangelischen Kirchenvereins, Beförderung des Mysticismus durch Indifferentismus, und Zerspaltung der protestantischen Kirche in neue Sekten befürchtete. So gewiß mit der ewigen Einheit der Wahrheit auch die Einheit der christlichen Religion in ihrer höchsten Vollendung gesetzt ist, so sehr ist auch durch die Unvollkommenheit der Menschen die Mannichfaltigkeit der Kirchen, als menschlicher Institute, bedingt. Daher erklärt A. eine christliche Universalkirche ebenso entschieden für ein Platonisches Ideal als eine geistliche Universalmonarchie. Duldung, Friede, Liebe, Annäherung an die Einheit des Glaubens kann nur die große Aufgabe des Strebens und Wirkens Aller und Jedes, aber nie das Werk einer äußern Macht sein. Diesem doppelten Geiste des Umwerfens und Zusammenwerfens nach Willkür arbeitete A. auch als Prediger und als geistlicher Vorsteher entgegen. Scharfsinniges Forschen und demüthiges Erkennen der menschlichen Grenzen, das zum Glauben führt, leuchtet aus seinen Reden und Schriften hervor. Daß er aber von der christlichen Liebe durchdrungen ist, beweist seine Humanität, und die Gesinnung, welche er gegen Andersdenkende zeigt. Herr nicht allein der classischen Sprachen des Alterthums, der orientalischen und zwar mehrer Zweige derselben, sondern auch der neuern, besitzt A. Kenntnisse auf dem unermeßlichen Gebiete des Wissens, die durch seinen Scharfsinn für ihn zu einem unerschöpflichen Schatze werden. Mit seltener Gewandtheit und Leichtigkeit weiß er aufzufassen, zu unterscheiden und darzustellen und auf diese Weise den Verstand zu überzeugen und das Herz zu erwärmen. Unter der großen Zahl seiner Schriften erwähnen wir nur den „Entwurf einer rein biblischen Theologie" (3 Bde., 2. Aufl. 1801); die „Christlichen Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens und der Sittenlehre" (6 Bde., Erl. 1793—96); den „Wissenschaftlichen Entwurf der christlichen Sittenlehre" (4. Aufl., Erl. 1807); die „Anleitung zur Kanzelberedtsamkeit" (3. Aufl., Erl. 1826); die „Summa theolog. christ." (4. Aufl., Lpz. 1830); die „Religionsvorträge im Geiste Jesu" (3 Bde., Erl. 1804—9); die „Predigten im J. 1813 und 1814" (2 Bde., Nürnb. 1814 fg.); die „Predigten über Jesum und seine Lehre" (2 Bde., Dresd. 1819); das „Handbuch der christlichen Sittenlehre" (3 Bde., Lpz. 1823

bis 1829); die „Predigten zur Beförderung christl. Erbauung" (2 Bde., 2. Aufl., 1832). Ausdrücklich dazu aufgefodert schrieb A.: „Die Einführung der berliner Hofkirchenagende geschichtlich und kirchlich beleuchtet" (Dresd. 1825). Unter seinen sehr zahlreichen Gelegenheitspredigten zeichnen sich mehre Vorträge am Reformationsfeste, sowie „Zwei Predigten unter den Regungen einer unfriedlichen und argwöhnischen Zeit" (Lpz. 1825) mit einem Vorworte über den äußern Religionswechsel, und besonders die Landtagspredigten im J. 1830 und 1831 aus, die außer ihren homiletischen Vorzügen als Muster der Behandlung politischer Gegenstände auf der Kanzel und als bedeutende Urkunden für die Geschichte und das innere Staatsleben in Sachsen zu betrachten sind.

Ammoniak, s. Salmiak.

Ammoniten, Ammonshörner, versteinerte Schneckenschalen, welche im Bau mit dem Nautilus ziemlich übereinkommen. Sie haben ihren Namen von der Ähnlichkeit mit einem auf sich selbst aufgewundenen Widderhorn und finden sich, zuweilen von sehr bedeutender Größe, meist im Flötzkalke. Vgl. Reinecke's „Nautili et Argonauti maris protogaei" (Kob. 1818).

Ammonius. Dieser Name ist mehren Gelehrten der spätern griech. Zeit gemein. Man unterscheidet 1) A. von Alexandrien, den Peripatetiker, dessen Zuhörer Plutarch war, aus dem 1. Jahrh. n. Chr. 2) A. Sakkas zu Alexandrien gegen das Ende des 2. Jahrh., der sich vom Sackträger zum Stifter einer neuen philosophischen Schule erhob, welche, abtrünnig von dem echten Christenthume, die Platonische und Aristotelische Philosophie in einer höhern Lehre zu vereinigen und sie durch orient. und christliche Meinungen auszuschmücken unternahm. Er war Schüler des Athenagoras und des Clemens von Alexandrien und Lehrer des Plotinos. 3) A., den Sohn des Hermias, am Ende des 5. Jahrh., einen alexandr. Philosophen, Schüler des Proklos, Lehrer des Simplicius, einen der besten Erklärer des Aristoteles. 4) A., einen alexandr. Grammatiker des 4. Jahrh., Verfasser eines Lexikon sinnverwandter und verschiedener Wörter, herausgegeben von Valckenaer (Leyd. 1732), von Ammon (Erl. 1787) und von Schäfer (Lpz. 1822).

Amnestie (griech.), die gänzliche Verzeihung und Befreiung von Strafe, welche ganzen Orten und Classen, die sich eines Vergehens oder Verbrechens schuldig gemacht haben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß sie sofort, oder bis zu einem bestimmten Zeitraume, zu ihrer Pflicht zurückkehren, zugesichert wird. So pflegen Überläufer von Zeit zu Zeit unter Zusicherung völliger Amnestie, d. h. völliger Straflosigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird gewöhnlich bei Aufständen ganzer Districte oder Länder eine Amnestie erklärt, weil die Bestrafung nach der Strenge der Gesetze oft nicht füglich ausführbar sein würde. Man begnügt sich, höchstens die Häupter und Anstifter davon auszunehmen. Nach innern Erschütterungen und bürgerlichen Kriegen ist die Vergessenheit des Vergangenen eine nothwendige Grundlage des Friedens; aber sie war oft nur eine trügerische Zusicherung. Auf die Amnestie oder den Religionsfrieden in Frankreich von 1570 folgte 1572 das entsetzliche Beispiel einer Regierung, welche den Mord eines Theils ihrer Unterthanen befahl. (S. Bluthochzeit.) Berühmte Amnestien waren die in dem passauischen Religionsvertrage 1552, wo der Feldzug des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen Kaiser Karl V. mit sehr mildem Ausdruck „eine Kriegsübung" genannt, und Allen, die daran Theil genommen hatten, volle Vergessenheit und Wiederannahme zur Gnade zugesichert wird. Auch im westfäl. Frieden wurde nach vielen Schwierigkeiten eine vollkommene und allgemeine Amnestie, vom Anfange der böhmischen Unruhen an, bewilligt, deren Ausführung und Anwendung nach dreißigjährigen Kämpfen keine leichte Sache war. In England wurde bei Karl II. Wiederherstellung 1660 eine Generalamnestie bekannt gemacht, von welcher der König Niemand, das Parlament nur die eigentlichen

Königsmörder, nämlich die Richter Karl I., ausnahm. Die franz. Revolution ist an Amnestien reich. Die siegende Partei versprach sie, oder ließ sich damit Straflosigkeit begangener Verbrechen zusichern. Bei der Restauration konnte eine förmliche Amnestie nicht wohl ausgesprochen werden, aber in der „Charte constitutionnelle" ward jede Verfolgung wegen politischer Meinungen und Abstimmungen untersagt. Ungeachtet seiner Entsagung betrachtete Napoleon Die, welche 1814 zum Umsturz des kais. Throns mitgewirkt hatten, als Staatsverbrecher, und ertheilte ihnen am 12. März 1815 aus Lyon eine Amnestie, von welcher nur 13 Männer (der Fürst Talleyrand, Bourrienne, Herzog von Dalberg u. A.) ausgenommen waren. Bei der zweiten Restauration wurde erst am 12. Jan. 1816 Allen, welche an der Usurpation Napoleon's unmittelbaren Antheil genommen hatten, eine vollkommene Amnestie bewilligt, und nur 19 davon ausgenommen, welchen zufolge der Verordnung vom 24. Juli 1815 der Proceß gemacht werden sollte (Ney, Labédoyère, Lavalette, Bertrand, Rovigo u. A.); ferner 38 Andere (Soult, Bassano, Vandamme, Carnot, Hullin, Merlin u. s. w.), welche der König binnen zwei Monaten verbannen könne; endlich Alle, welche für den Tod Ludwig XVI. gestimmt (régicides) und während der 100 Tage der Usurpation ein öffentliches Amt angenommen hatten. Mehren von ihnen ward später die Rückkehr bewilligt, und nach der Revolution von 1830 konnten, mit Ausnahme der Familie Bonaparte, alle zurückkehren. Auch bei den portug. und ital. Revolutionen und Restaurationen sind mit mehren oder mindern Beschränkungen dergleichen politische Amnestien ausgesprochen worden. In dem wiener Frieden zwischen Preußen und Sachsen befand sich ebenfalls ein Artikel, der solche festsetzte. Ferdinand VII. ist lange vergeblich aufgefodert worden, eine Amnestie wegen der Revolution von 1820 zu geben, bis 1832 die Königin in seinem Namen eine nur wenige Ausnahmen enthaltende verkündete. Don Miguel in Portugal aber konnte sich nicht dazu entschließen, obgleich England dafür seine Anerkennung bewilligen wollte.

Amöneburg, ein Städtchen an der Ohm im kurhess. Fürstenthume Fritzlar, mit 1100 Einw., gehörte bis 1802 zum Erzbisthum Mainz. Am 21. Sept. 1762 kam es hier zwischen den Verbündeten und Franzosen zu einem heftigen Gefechte. Die Verbündeten, welche das Schloß besetzt hatten, mußten sich ergeben, doch konnten die Franzosen den Übergang über die Ohm nicht erzwingen. Da gleich darauf die Nachricht von Unterzeichnung der Friedenspräliminarien einging, so fand zwischen dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig und dem Prinzen von Soubise eine Unterredung statt, an welche Begebenheit ein noch vorhandenes Monument erinnert.

Amor heißt bei den Römern der Eros der Griechen. Nach Hesiod und Orpheus ist Eros der älteste unter den Göttern und war eher als alle Erzeugnisse da; er regte zuerst das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finsterniß gebar, aus welcher der Äther und der Tag hervorgingen. Dieser älteste Eros ist der erhabene Begriff der Alles erregenden und befruchtenden Liebe, und ihm wird der **Anteros** (s. d.) entgegengestellt. Nach der spätern Mythologie ist A. ein Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Liebe, der schönste unter den Unsterblichen, ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen, zuweilen mit verbundenen Augen. Die Wirkungen seines Geschosses sind die schmerzenden Wunden der Liebe, und seine Macht ist Menschen und Göttern furchtbar. Nicht immer ist er jedoch ein in den Armen seiner Mutter spielender, schalkhafter Knabe, er erscheint auch in der frischen Blüte des Jünglings, z. B. als Geliebter der Psyche. Einer seiner Brüder, von mütterlicher Seite, ist Hymen, der Gott der Ehe, dem er aber durch seinen Leichtsinn manchen Kummer macht. Die Lyriker, Elegiker und Epigrammatisten bildeten vornehmlich seinen Mythus aus und sprachen bald von Liebesgöttern (Amoretten). (S. **Hymen**, **Cupido** und **Psyche**.)

Amoretti (Carlo), Abbate, geb. zu Oneglia am 13. März 1741, gest. zu Mailand am 24. März 1816, ein großer Mineralog und seit 1797 Bibliothekar der ambrosian. Bibliothek. Er trat 1757 in den Augustinerorden, ward aber vom Papste zum Weltgeistlichen erklärt und 1772 Professor des Kirchenrechts zu Parma. In neuern Sprachen äußerst bewandert, bemühte er sich, seine Landsleute von den wissenschaftlichen Fortschritten anderer Nationen zu unterrichten, und gab deshalb mit mehren Freunden heraus: „Nuova scelta d'opuscoli interessanti sulle scienze e sulle arti" (27 Bde., Mail. 1775—88, 4.). Seine Bergwerkskenntnisse riefen ihn 1808 ins Consiglio delle miniere. Er war es, der zuerst auf genaue Untersuchung der Schätze der Ambrosiana drang, worin Majo nachher so Vieles leistete. Ihm verdanken wir den Druck der Handschriften des Leonardo da Vinci (1804), des Nachtrags zu Fumagalli's Sammlung (1808), des Maldonado und des Pigafetta (1811). 1806 lieferte A. eine Biographie des Leonardo da Vinci. Aus seinem großen Werke: „Della rabdomanzia ossia elettrometria animale ricerche fisiche e storiche" (Mail. 1808), lieferte er einen Auszug: „Elementi di elettr. animale" (Mail. 1816). — **Maria Pellegrina** A., geb. 1756, trat schon in ihrem 16. Jahre als Vertheidigerin philosophischer Sätze auf, studirte dann Rechtswissenschaften, ward 1777 zu Pavia Doctor der Rechte und starb zu Oneglia am 12. Nov. 1787.

Amortisiren, dem Leben, dem Verkehr entziehen, für todt und ungültig erklären. So wird ein Grundstück amortisirt, wenn es an eine geistliche Stiftung (todte Hand, in welcher keine Veränderung mehr vorgeht) veräußert wird. Eine Urkunde wird amortisirt, wenn sie für ungültig erklärt wird, wozu der Natur der Sache nach zuweilen eine öffentliche Auffoderung Derer, in deren Händen sie sich befinden möchte, ihre Ansprüche darauf geltend zu machen, vorangehen muß. Staatsschuldscheine werden amortisirt, indem sie für Rechnung des Staats aus dem Verkehr zurückgekauft werden, um nicht wieder in Gang zu kommen. Es ist dies kein Zurückbezahlen, denn aus der Staatskasse werden die Zinsen in der Regel an die Amortisationskasse noch fortbezahlt und wieder zu neuen Ankäufen verwendet, sodaß also auch der niedrige Curs der Papiere dem Staat zu Gute kommt, und die Regierung durch diese Ankäufe selbst den Curs auf einem gewissen Stande erhalten kann. (S. **Tilgungsfonds**.)

Amos, der Prophet, ein Hirt aus der Gegend von Jerusalem, trat unter den Königen Usias von Juda und Jerobeam II. von Israel um 850 v. Chr. als Eiferer gegen die in Israel herrschende Abgötterei auf. Sein im A. T. enthaltenes prophetisches Buch kündigt in den sechs ersten Capiteln vorzüglich dem damals üppigen Reiche Israel wegen der Hartherzigkeit der Vornehmen und wegen der Einführung des fremden Gottesdienstes schwere göttliche Strafen an. Die drei übrigen Capitel enthalten symbolische Visionen, welche den nahenden Sturz des Reiches Israel bezeichnen. Zuletzt verheißt David, daß einst Israel's Reich gebessert wiederhergestellt werden solle. Eigen sind A. ländliche Bilder, Rundung und Klarheit im Bau seiner Reden und Ausführlichkeit in seinen Schilderungen. Er gehört unter die besten Schriftsteller der Hebräer.

Ampelius (Lucius), wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr., Verfasser eines „Liber memorialis", welches nach der ersten Ausgabe von Salmasius (Leyd. 1638) von den folgenden Herausgebern gewöhnlich dem Florus beigefügt worden ist; besonders erschien es von Tzschucke (Lpz. 1793) und von F. A. Beck (Lpz. 1825).

Amphiarāos, des Oikles und der Hypermnestra Sohn, von den Göttern mit Seherkraft begabt und deshalb auch ein Sohn des Apollo genannt. Die Überzeugung, daß er im Kriege gegen Theben umkommen werde, veranlaßte ihn bei Ausbruch desselben sich zu verbergen; allein verrathen von seiner Gemahlin **Eriphyle** (s. d.), nahm er mit Polynices Theil an dem Zuge und war Einer der Tapfersten. Als aber einst die Belagerer zurückgeschlagen wurden, öffnete sich die

Erde und verschlang ihn sammt seinem Gespann. An dem Orte, wo dies geschehen sein sollte, zu Oropos, wurde ihm zu Ehren ein Fest Amphiaräa gefeiert, und nicht weit von dieser Stadt war ein ihm geweihter Tempel, wo Orakelsprüche gegeben wurden. Seinen Tod zu rächen an der Gattin beschwur er seinen Sohn Alkmäon (s. d.).

Amphibien, Reptilien, sind Thiere höherer Organisation, mit kaltem Blute und schwacher Respiration, welche ohne Nachtheil für ihr Leben eine Zeit lang unterbrochen werden kann. Ihre Lungen sind nicht wie bei den warmblütigen Thieren gebaut, sondern mehr häutige Säcke. Fast alle können längere oder kürzere Zeit im Wasser leben, ja manche halten sich beständig darin auf und kommen nur selten an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, andere sind, um allein in demselben zu leben, mit Kiemen versehen; doch gibt es im Meere keine einzige Art. Die heißen Erdstriche sind ihr eigentliches Vaterland. In den kältern und gemäßigten Erdstrichen schlafen sie im Winter in einer Art Erstarrung. Sie pflanzen sich größtentheils durch Eier fort, um die sie sich aber sehr wenig bekümmern, wie überhaupt ihre Sorge für die Jungen unter ihnen sehr gering ist. Manche haben, wenn sie aus dem Ei kommen, eine andere Gestalt als später und erlangen ihre Vollkommenheit erst nach und nach. Über ihre Gestalt läßt sich, da sie so ganz verschieden ist, im Allgemeinen nichts angeben. Die alte Eintheilung derselben in Schildkröten, Eidechsen, Schlangen und Froschartige ist die geeignetste. — Amphibiolithen oder Amphibiensteine nennt man versteinerte Amphibien.

Amphibolie, die Zweideutigkeit, Doppelsinnigkeit, welche durch Stellung oder vielfache Bedeutung der Worte unwillkürlich, aus Unkenntniß oder Ungewandtheit im Gebrauche der Sprache, entsteht oder mit Absicht hervorgebracht worden ist; in der Philosophie auch die Verwechselung der Begriffe, welche in Urtheilen und Schlüssen sich darstellt. So spricht Kant von einer Amphibolie der Reflexionsbegriffe und versteht darunter eine Verwechslung des logischen und metaphysischen Gebrauchs der Verhältnißbegriffe von Einerleiheit und Verschiedenheit, Einstimmung und Widerstreit u. s. w.

Amphibrachys, s. Rhythmus.

Amphiktyonengericht, das religiös-politische Bundesgericht Griechenlands, nach den meisten Nachrichten von dem König Amphiktyon, des Deukalion und der Pyrrha Sohn, um 1522 v. Chr., nach Strabo aber von dem argivischen König Akrisius gestiftet, als ein Vereinigungspunkt für die einzelnen griech. Staaten. Anfangs war Delphi der Versammlungsort, später aber auch der nahe bei Thermopylä gelegene Flecken Anthela. Zwölf griech. Völkerschaften schickten jede zwei Abgeordnete dahin, welche sich mit großer Feierlichkeit versammelten, die öffentlichen Streitigkeiten schlichteten, die Zwistigkeiten einzelner Städte mit Güte oder Gewalt beilegten, bürgerliche und peinliche Verbrechen, besonders Verletzungen des Völkerrechts und Verschuldungen gegen den Tempel zu Delphi, bestraften. Nach geschehenem Ausspruch ward dem strafbaren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn sie nach verlaufener Frist nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf sich das Volk noch nicht, so ward der Bund gegen dasselbe aufgefodert, um es mit den Waffen zum Gehorsam zu zwingen. Auch hatte die Versammlung das Recht, Einzelne und ganze Staaten vom Bunde auszuschließen. Ein Beispiel davon liefert der zehnjährige phokische oder heilige Krieg. Noch unter den röm. Kaisern bis auf die Antonine wird dieser Versammlung gedacht, an welcher zuletzt 30 Staaten Antheil hatten. Ihr wirkliches Aufhören fällt mit dem des delph. Orakels zusammen. Vgl. Tittmann, „Über den Bund der Amphiktyonen" (Berl. 1812).

Amphimacrus, s. Rhythmus.

Amphion, Sohn des Jupiter und der Antiope, der älteste der griech. Tonkünstler. Er lernte in Lydien, wo er des Königs Tantalus Tochter Niobe heira-

thete, die Musik, und brachte sie von da zu den Griechen. Hier regierte er in Kadmea, welches er nach Vereinigung der obern und untern Stadt durch Mauern und Erbauung der sieben Thore Theben nannte. Auch soll A. mit seinem Bruder Zethus die von seinem Vater verstoßene Antiope gerächt und die Dirce an einen Stein gebunden haben, welche Fabel das unter dem Namen „der farnesische Stier" bekannte plastische Musterwerk darstellen soll.

Amphitheater (ringsumlaufender Schauplatz), ein bei den Römern zu Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmtes Gebäude ohne Dach, in runder oder ovaler Form. In seiner Mitte befand sich die Arena, ein großer, mit Sand bestreuter Platz, auf welchem die Kampfspiele vorgestellt wurden. Rings herum waren die zur Aufbewahrung der Thiere bestimmten Gewölbe; über diesen die Galerie; und von dieser an erhoben sich immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die ersten 14 für die Senatoren und Ritter, die obern aber für das gemeine Volk bestimmt waren. Julius Cäsar ließ 44 v. Chr. das erste größere Amphitheater zu Rom für seine Fechterspiele errichten; es war von Holz und wurde nach beendeten Spielen abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre später das erste von Stein. Das **Coliseum** (s. d.) zu Rom ist das größte aller Amphitheater des Alterthums. Diesem an Bauart gleich, von ovaler Form und in seinem sorgfältig unterhaltenen Innern noch immer den Zerstörungen der Zeit trotzend ist das Amphitheater zu Verona, dort Arena genannt.

Amphitrīte, Tochter des Oceanus und der Tethys, nach Andern des Nereus und der Doris. Neptun wünschte sie zur Gemahlin, allein sie floh; doch ein Delphin suchte sie auf, führte sie ihm zu und ward zur Belohnung unter die Sterne versetzt. Als die Göttin und Königin des Meers wird sie auf einem Muschelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin reitend, mit Neptun's Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitrŭo (Amphitryo), König von Tiryath, Sohn des Alkäus und Gemahl der Alkmene. Der Mord des Pteralaos erregte dessen Bruder Sthenelos gegen ihn und A. wurde mit seiner Gemahlin vertrieben. Er wandte sich nach Thebä, erhielt Unterstützung und begann den Kampf gegen Sthenelos. Doch nur erst nachdem dessen Schwester, Kamaithe, aus Liebe für A. ihrem Bruder die goldene Locke, an welcher sein Leben hing, abgeschnitten hatte, gelang dem A. dessen Königreich wieder zu erobern. Während A.'s Abwesenheit zeugte Jupiter mit der Alkmene den Hercules. A. wollte ihn anfangs nicht als Sohn anerkennen, als er aber dessen Vater erfuhr, ließ er ihn in Allem aufs Trefflichste unterrichten und blieb dem Jupiter freund. Plautus und nach ihm Molière, Falk und Kleist haben die Geschichte des A. zu Lustspielen benutzt. Die Franzosen nennen einen gefälligen, freundlichen Wirth Amphitruo.

Amplification, Erweiterung in der Sprachdarstellung. Sie findet schon statt in jeder ausführlichen Darstellung einer einzelnen Vorstellung oder eines Urtheils oder Schlusses nach ihren Bestandtheilen. In einem engern Sinne bildet sie den Theil der rednerischen Ausführung, bei welchem man über den unmittelbaren und wesentlichen Inhalt eines Satzes hinausgeht und den Gegenstand durch sein Verhältniß zu andern Dingen erläutert. Ihr Zweck ist Kräftigung der Darstellung durch Veranschaulichung und Gedankenfülle. Die Rhetorik nimmt gewöhnlich vier Arten der rednerischen Amplification an: 1) Erläuterung eines Satzes durch Ähnliches, wohin das Gleichniß gehört; 2) Erläuterung durch das Entgegengesetzte; 3) Veranschaulichung des Allgemeinen durch ein Besonderes, und 4) Bestätigung durch Zeugnisse. Die Amplification in diesem Sinne bildete ehedem einen unerläßlichen Theil der Chrie, in der sie der Regel nach unmittelbar nach der Erklärung und Begründung des Hauptsatzes ihre Stelle fand. Die griech. und röm. Rhetoren verstanden unter rednerischer Erweiterung die Vergrößerung oder Verkleinerung eines Gegenstandes durch Gedanken und Ausdruck. Da eine Ausfüh-

rung, wie die oben angegebene, zunächst die Absicht hat, den Leser und Hörer zu überzeugen und seinen Willen zu bestimmen, so ist leicht zu erklären, warum Cicero und andere alte Redner sie nebst der Zusammenfassung des Gesammtinhalts (Recapitulation, enumeratio) zu einem wesentlichen Theile des Redeschlusses machten; jedoch wird dann unter Amplification (auch exaggeratio genannt) nur die letzte Bekräftigung des Inhalts, vorzüglich mittels eines allgemeinen Satzes, verstanden.

Amputation ist die kunstgemäße Ablösung einzelner, nicht wesentlich zum Leben nothwendiger Glieder mittels chirurgischer Instrumente; sie heißt Exstirpation, sobald ganze Organe ausgerottet werden. Die Amputation muß unternommen werden, wenn das Leben durch ein örtliches Leiden gefährdet ist, wie dies der Fall ist bei Schußwunden, namentlich in den Fuß, in das Kniegelenk und in den Schenkelknochen, wenn das Glied völlig zerschmettert ist; bei langwierigen Eiterungen und Hohlgeschwüren mit Gängen, sogenannten Fisteln, welche sehr bald in Knochenfraß übergehen, zumal wenn sie Überreste früher nicht völlig beseitigter, sondern zurückgetriebener Krankheiten sind; bei Pulsadergeschwulst, Knochengeschwüren und -Entzündungen, beim kalten Brande, bei krebsartigen Geschwüren und Geschwülsten, deren Exstirpation Verletzung beträchtlicher Pulsadern befürchten läßt. Außerdem beseitigt man auch durch Amputation Bildungsfehler einzelner Glieder, sowie langwierige, lästige und später mit Gefahr drohende Krankheitszustände. Die Instrumente, deren man sich zur Amputation bedient, sind hauptsächlich das Messer, die Säge, das Turniket zur Zusammenpressung der Arterien, Scheere und Feile. Zur Ablösung der Finger und Zehen bedient man sich auch des Meißels, und diese Operation heißt dann Daktylosmileusis. Die Amputation selbst geschieht auf folgende Weise. Nachdem die Hauptarterien zusammengepreßt sind, um allzu heftige Blutung zu verhindern, werden die Haut und die Muskeln durchschnitten, etwas zurückgedrängt, der Knochen hoch oben durchsägt oder durchschnitten, hierauf die Blutgefäße einzeln aufgesucht und unterbunden, und die Haut und Muskeln über dem Knochen zusammengezogen. Schon seit den ältesten Zeiten bemühte man sich diese Operation auf die zweckmäßigste Weise auszuführen. So versuchte man im 14. Jahrh. eine unblutige Amputation, gewöhnlich Abbindung genannt, die durch Wrabez 1782 und Ploucquet 1786 empfohlen, von den Neuern aber als unstatthaft verworfen wurde. Unter Denen, welche bestimmte Methoden der Amputation aufstellten, haben Ravaton, dann Petit und Cheselden und vorzüglich Alanson, dem auch Gräfe beistimmte, und Scoutetten in Metz die meisten Anhänger gefunden.

Amsdorff (Nik. von), ein wohlmeinender, nicht ungelehrter Theolog der protestantischen Kirche, geb. 3. Dec. 1483 zu Zschepa bei Wurzen, ward 1542 der erste protestantische Bischof zu Naumburg, 1547 aber vertrieben, und starb als Superintendent zu Eisenach am 14. Mai 1563. A. war einer der eifrigsten Gegner der mildern Melanchthon'schen Partei, und Freund des Flacius. Es hat ihm mit Recht einen übeln Ruf unter allen Kirchenparteien gemacht, daß er im Streite mit Georg Major gegen dessen Princip: „daß die guten Werke nothwendig zur Seligkeit wären", den Satz aufstellte und hartnäckig vertheidigte: „die guten Werke seien verderblich zum Heile". Die Concordienformel bestimmte und entschied nachher im vierten Artikel den Streitpunkt sehr treffend.

Amsterdam, am Ausflusse des Y, von zwei Armen der Amstel und von mehren Kanälen in 90 durch 290 Brücken verbundene Inseln getheilt, ist in Gestalt eines halben Mondes, meistentheils auf Pfählen erbaut. Diese weltberühmte Handelsstadt der alten freien Niederlande war noch zu Anfange des 13. Jahrh. ein Fischerdorf im Besitz der Herren van Amstel; gegen die Mitte dieses Jahrh. erhob es sich zu einem Städtchen und erhielt städtische Rechte. Dieses wurde aber 1296 von den benachbarten Kennemers wegen der Theilnahme Gysbrecht's van Amstel an dem Morde des Grafen Floris von Holland überfallen, verwüstet, und der Be-

sitzer selbst vertrieben. Auf diese Weise kam A. mit Amstelland an die Grafen von Holland, welche die Stadt mit vielen Vorrechten beschenkten. A. war bereits im 16. Jahrh. eine ansehnliche Handelsstadt. Der Übergang aus der gutsherrlichen Hörigkeit unter die gräfliche Landeshoheit begründete ihr erstes Glück, ihr ferneres die Befreiung von der Herrschaft Spaniens. Sie schwang sich zur ersten Handelsstadt der vereinigten Niederlande empor. Schon 1585, nachdem Antwerpen wieder spanisch geworden war und dessen Welthandel sich nach A. gezogen hatte, mußte die westl. neue Seite neben dem alten A. erbaut werden. An Umfange gewann die Stadt im 16. und 17. Jahrh. Schon 1622 zählte sie 100,000 Einw. Diese anwachsende Größe erweckte die Misgunst der Nachbarn. Leicester suchte sich derselben 1587 durch Verrath, Prinz Wilhelm II. 1650 durch Überrumpelung zu bemeistern. Beide Versuche mislangen durch die Klugheit der beiden Bürgermeister Hooft und Bicker. A.'s Bürgermeister erlangten damals in der Versammlung der Generalstaaten ein solches Gewicht, daß sie fast im ganzen 18. Jahrh. hinsichtlich des Ansehens mit dem Erbstatthalter wetteiferten. In dieser glänzenden Zeit hatte A. einen solchen Reichthum erworben, daß ihr keine andere Stadt in Europa gleichzustellen war. Sie war der große Markt aller Producte im Osten und Westen, und der Hafen stets voller Schiffe. Der Ruf holländ. Redlichkeit und Sparsamkeit beförderte die Blüte des amsterdamer Handels; indessen hemmte denselben die Sandbank, der Pampus, weshalb große Seeschiffe nicht ohne Entladung eines Theils der Güter auf Lichterschiffe einlaufen konnten. A. fühlte nicht selten den Druck harter Kriegsdrangsale. Selbst in dem glänzenden 17. Jahrh. war 1653, in Folge des Kriegs mit England, der Handel dergestalt gesunken, daß 4000 Häuser in A. unbewohnt waren. Doch der Handel hob sich wieder und blieb sich, selbst in der unruhigen Zeit von 1780—94, mit Ausnahme der engl. Kriegsjahre von 1781 und 1782, fast gleich. Seit der Regierungsveränderung von 1795 aber verfielen Handel und Wohlstand immer mehr. Am nachtheiligsten wirkte die gezwungene Verbindung Hollands mit Frankreich, da jenes der franz. Politik gegen die mit Frankreich kämpfenden Mächte folgen mußte. Der König Ludwig suchte zwar den holl. Handel durch manche Begünstigungen zu heben, auch verlegte er 1808 seine Residenz und den Sitz der Regierung nach A.; allein jenes reizte Napoleon nur um so mehr gegen Holland auf, und dieses führte, wenn sich auch einige neue Nahrungsquellen dadurch eröffneten, doch mancherlei Nachtheile herbei. Die völlige Vereinigung Hollands mit Frankreich, 1810, vernichtete den auswärtigen Handel A.'s, und manche andere Maßregel, z. B. die Einführung der Tabacksregie und der sogenannten droits réunis, wirkte für den inländischen Verkehr außerordentlich nachtheilig. Seit 1813 hat der Handel wieder bedeutend zugenommen, da die unermeßlichen Capitale der alten großen Handels- und Commissionshäuser und die solide Art des amsterd. Verkehrs im Waaren- und Wechselhandel, seine kundigen Waarenmäkler, sowie eine Menge den Handel erleichternder und sichernder Einrichtungen A. den Vorzug vor andern Handelsstädten geben. Zu den wichtigsten und eigenthümlichen Anstalten, die A.'s Welthandel unterstützen, gehören insbesondere eine große Zahl Schiffswerfte, Segel-, Tau- und Tabacksfabriken u. dgl. Die Zahl der Einw. betrug 1820 nur 180,000, gegenwärtig 210,000, worunter sich 44,000 Katholiken, 23,000 Lutheraner, 2000 Anabaptisten, 20,000 deutsche und 2500 portug. Juden, 800 Remonstranten u. s. w. befinden. Die Stadt nimmt sich von der Hafenseite durch ihre vielen Kirchthürme prachtvoll aus; auch ist die Übersicht von der hohen, 660 F. langen Amstelbrücke und von der östl. Einfahrt von Muiden aus, durch die sogenannte Plantage, sehr angenehm. In früherer Zeit war A. eine starke Festung mit 26 Bollwerken, die durch Überschwemmungen geschützt werden konnte, sodaß selbst Ludwig XIV. es bedenklich fand sie anzugreifen; allein 1787 mußte sie, nach Übergabe der verschanzten nahen Dörfer, von einem mäßigen preuß. Heere bedroht sich ergeben. Bei der jetzigen Kriegskunst kann A. nur durch

Überschwemmung der Umgegend behauptet werden. Von der Seite von Harlem deckt die Stadt die Schleuse von Halfwegen, und von der Ostseite die Festung Naarden. Im Halbcirkel, den die Grenze der Stadt von der Landseite beschreibt, bilden die Prinzen-, Kaiser- und Herrengrachten mit dem Singel viele kleinere Halbkreise, die alle auf den Amstelfluß oder auf den Meerbusen Y auslaufen. Unter den öffentlichen Gebäuden ist das vormalige Stadthaus berühmt. Der Bau desselben begann unter Leitung des Baumeisters Jakob van Kampen nach dem westf. Frieden, welcher die Unabhängigkeit der niederl. Republik aussprach, und wurde 1655 vollendet. Unter demselben liegt im gewölbten Kellergeschoß der Schatz der amsterd. Bank. (S. Banken.) Das prächtige Gebäude steht auf 13,659 eingerammten Pfählen, ist 282 F. lang, 235 F. breit und 116 F. hoch; 211 F. über die letztere Höhe erhebt sich der runde Thurm. Das Innere des Ehrfurcht gebietenden Gebäudes schmückten die niederl. Bildhauer und Maler des 17. Jahrh. mit ihren Meisterstücken. Den patriotischen Niederländern misfiel es daher höchlich, daß der König Ludwig 1808 dies amsterd. Rathhaus zu seiner Residenz erkor, und daß Kammerdiener und Höflinge die Berathungssäle der verehrten Väter der Gemeinde einnahmen. Der bei dieser Gelegenheit eingerichtete Thronsaal ist wol der schönste Saal in Europa. Das herrliche Museum holl. Gemälde, das erst im Hause zum Busch beim Haag und dann in diesem Stadthaus aufgestellt war, ist jetzt in das Trippenhaus verlegt. Auch der jetzige König wohnt in diesem Palaste, wenn er sich in A. aufhält; die alte Stadtwage wurde unter König Ludwig, um einen größern freien Platz vor dem Palaste zu erlangen, abgebrochen und nach dem Westermarkt verlegt. Die Stadtbehörden versammeln sich jetzt im frühern Prinzenhofe. Die amsterd. Börse, die von 1608—13 gebaut wurde, ruht auf fünf gewölbten Bogen, unter denen die Amstel in das Damrackgewässer fließt, hat 250 F. Länge und 140 F. Breite. Das ostindische Haus, das Staatsschiffswerft und das Magazin auf der Kattenburg am Y dienen jetzt dem Handel und der Seefahrt. Das schöne Trippenhaus, wo sich die Akademie der Künste und Wissenschaften versammelt, ist jetzt ein Tempel der Künste und Wissenschaften; die Gesellschaft Felix meritis, eine Schöpfung des Handelsstandes, die Gesellschaft Doctrina et amicitia, der Verein Tot nut van't allgemeen, das treffliche Lesemuseum, verschiedene Musikvereine, das holl., franz. und deutsche Theater, der zum Athenaeo illustri gehörige botanische Garten und die berühmten lat. Schulen beweisen, wie sehr der Amsterdamer für Wissenschaften und Gelehrsamkeit Sinn hat. Den religiösen Wohlthätigkeits- und Ordnungssinn des Volks bezeugen das Hospital für alte Männer und Frauen, die Armen-, Zucht- und Waisenhäuser, die Seefahrtsschule, die vielen Gesellschaften für bestimmte wohlthätige Zwecke, die Werk-, Spinn-, Raspel- und Besserungshäuser sowie die zahlreichen Kirchen aller Religionsgemeinden; unter diesen haben die niederl. Reformirten 10, die franz. 1, die engl. 1, die röm.-katholischen 18, und selbst die Griechen und Armenier eine Kirche. Am prächtigsten ist die neue Kirche auf dem Damm, deren Kanzel und Orgel Meisterstücke sind; hier sieht man die Grabmäler des Admirals de Ruyter, des tapfern van Galen und des großen Dichters Vondel; auch wurde hier, nach so vielen Stürmen, das Staatsgebäude durch Annahme des Grundgesetzes und durch die dem jetzigen Monarchen am 29. und 30. März 1814 geleistete Huldigung befestigt. In der Oude Kerk (alten oder Nicolaikirche) ehrte die dankbare Nation ihre Seehelden Heemskerk, van der Zaan, Zweerts und van der Hulst durch Denkmäler. Die Westerkirche hat einen schönen Thurm. Bei so vielem Schönen und Großen in A. und bei der Eigenthümlichkeit, daß der hiesige Handel jedem Fleißigen seinen Unterhalt verschaffen kann, hat A. allerdings auch den Nachtheil einer sehr feuchten Luft und eines mephitischen Geruches, der oft im Sommer aus den Kanälen emporsteigt, ferner Mangel an gutem Quellwasser und die Unbequemlichkeit sehr hoher und schmaler Wohnhäuser, wegen Mangels an Raum für die große Bevölkerung. Wichtig ist

für A. der neue Kanal, der sich, 26 Fuß tief, von seinem Hafen bis zur äußersten Spitze Nordhollands erstreckt. Er hebt ein paar Haupthindernisse des amsterd. Handels, nämlich das bisher nothwendige Umladen der Waaren aus den tiefgehenden Seeschiffen, ehe sie in den Hafen einlaufen konnten, und die frühere Schwierigkeit des Ein- und Auslaufens in die seichte Zuydersee bei widrigen Winden. Die geringste Breite dieses von A. bis Nieuwe Diep 14 Stunden langen Kanals, der durch ein zum Theil sumpfiges Land geht und außer mehren Dörfern die Städte Purmerend und Alkmaar berührt, beträgt über 124 Fuß. Er hat vier Fallschleusen und zwei gewöhnliche, welche so groß sind, daß ein Linienschiff durchpassiren kann. Zwei große Dampfschiffe bugsiren die Kauffahrteischiffe mit ihrer ganzen Ladung binnen 18 Stunden durch den ganzen Kanal. Musterhaft ist die topographisch-medicinische Beschreibung A.'s von Nieuwenhuijs: „Proeve eener geneeskundige plaatsbeschrijving der Stad Amsterdam" (4 Bde., Amst. 1820).

Amt (officium, office, bureau): 1) ein bestimmter Kreis von Befugnissen und Pflichten, in welchem Jemand mit Ausübung der Staatsgewalt oder (im engern Sinne) der Gewalt einer untergeordneten Gesellschaft beauftragt worden ist, z. B. das Amt eines Richters, Predigers, Lehrers, Policeibeamten u. s. w.; 2) eine Behörde im Staate, vornehmlich wenn sie nur einen verantwortlichen Beamten an der Spitze hat, als Justizamt, Rentamt, Postamt; 3) die geographischen Bezirke, in welche einzelne Staaten zum Behuf der Localverwaltung eingetheilt sind; 4) in manchen Ländern jedes Gut, welches eigne Gerichtsverwaltung hat, namentlich die Domainengüter.

Amt der Schlüssel nennt die Kirche die Macht der Sündenvergebung und Sündenbehaltung, auf welcher die Absolution (s. d.) beruht. Das sechste Hauptstück, welches von dem Amte der Schlüssel handelt, ward erst später, nach der gewöhnlichen Annahme 1554, von Knipstrov zu Stralsund dem lutherischen Katechismus beigefügt. Die Antwort auf die Frage: Was ist das Amt der Schlüssel? lautet: „Es ist die sonderbare Kirchengewalt, die Christus seiner Kirche auf Erden hat gegeben, den bußfertigen Sündern die Sünde zu vergeben, den unbußfertigen aber die Sünde zu behalten, so lange sie nicht Buße thun." Man beruft sich hierbei auf Joh. 20, 21—23, und nach Matth. 16, 19 unterschied man im Amte der Schlüssel den sogenannten Löse- und Bindeschlüssel. Vgl. Mohnike, „Das sechste Hauptstück des lutherischen Katechismus" (Stralf. 1830).

Amulet, ein mit gewissen Figuren, Charakteren oder einer Inschrift versehener Körper, z. B. Stein, Metall, welchen man bei sich trägt, um gegen Krankheiten und Bezauberungen geschützt zu sein. Der Name stammt, wie die Sache, aus dem Orient; in seiner jetzigen Form aus dem Arab., wo er hamalet, d. i. ein Anhängsel, lautet. Die ältesten Amulete findet man bei den Ägyptern, wo sie die Form des Käfers hatten. Bei den Griechen hieß ein solches Anhängsel überhaupt Phylakterion. Der Name Amuletum kommt schon bei Plinius vor, und die Sache war bei den Römern gewöhnlich. Die Juden betrachteten die Pergamentstreifen mit den Gesetztafeln, die sie bei sich tragen mußten, gleichfalls als Abwehr aller Übel und der bösen Geister, und es gibt wol kein Volk, bei welchem nicht irgend eine Art von Amuleten im Gebrauche gewesen wäre. Von den Heiden ging der Gebrauch der Amulete auf die christliche Kirche über. Man gab ihnen die Inschrift ιχθυς (Fisch), indem dieses Wort die Anfangsbuchstaben der griech. Worte „Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland" enthält. Eine eigne Art waren die Abraxassteine (s. d.) der Basilidianer und anderer gnostischen Sekten im 2. Jahrh. n. Chr. Amulete trug man später so häufig, daß die Verfertigung derselben den christlichen Geistlichen bei Verlust ihres Amts im 4. Jahrh. untersagt werden mußte, und die Amulete selbst 721 zu Rom feierlich verdammt wurden. Im christlichen Europa geschah ihre Verbreitung vorzüglich durch Juden. Bei den Türken und vielen Völkern des mittlern Asiens glaubt sich Jeder durch ein Amulet

schützen zu müssen. Mit der Verbreitung arab. Wissenschaft und Astrologie verbreiteten sich auch die astrologischen Amulete der Araber, d. i. die **Talismane** (s. d.), im Abendlande. Die kleinen Heiligenbilder, welche die neapol. Schiffer bei sich tragen, sind auch nichts Anderes als Amulete. Der Magnetismus hat neuerlich dergleichen wieder in Aufnahme gebracht, jedoch aus natürlichen Gründen, weil nämlich theils gewisse Substanzen eine Heilkraft durch äußere Berührung haben, theils die Einbildungskraft ihre Wirksamkeit befördert. Vgl. Passavant, „Untersuchung über den Lebensmagnetismus u. s. w." (Frankf. am M. 1821). Ueber Amulete und das Lesen der Inschriften auf denselben vgl. Kopp's „Palaeographia critica", Bd. 3 und 4 (Münch. 1829).

Amusette ist ein leichtes einpfündiges Kanon, welches wegen seiner Leichtigkeit und der deshalb möglichen schnellen Bewegung beim Gebirgskrieg angewendet wurde. Der Graf von Lippe-Bückeburg verbesserte die Amusette wesentlich und führte bei der portug. Infanterie ein, daß jedes Peloton eine Amusette, von fünf Menschen gezogen und bedient, mit sich hatte. Auch der Herzog von Weimar gab 1798 seinen Jägern Amusetten. Jetzt sind sie bei allen Truppen außer Gebrauch.

Ana. Diese Endung mit einem Eigennamen verbunden, bezeichnet eine Sammlung von Anekdoten, historischen Zügen und Einfällen aller Art. Schon die Alten kannten dergleichen, aber natürlich ohne diesen Namen. Xenophon's „Memorabilien" und des Diogenes von Laërte „Leben der Philosophen" sind voll Anekdoten und Sprüche. Die „Attischen Nächte" von Aulus Gellius enthalten eine Menge denkwürdiger Aussprüche und witziger Einfälle ausgezeichneter Personen in Rom. So soll, nach Quintilian, ein Freigelassener des Cicero ein Buch voll Späße seines Herrn hinterlassen haben, und ein Freigelassener des Mäcenas schrieb die Tischgespräche und Einfälle dieses großen Musenfreundes auf. In diese Classe gehören auch Luther's „Tischreden". Unter den sogenannten Ana-Sammlungen, deren Vaterland Frankreich ist, war die „Scaligeriana" 1666 die erste. Man theilt die Ana am geeignetsten in fünf Classen: 1) Anekdoten und biographische Notizen über denkwürdige Personen; 2) Pasquille und Satiren; 3) Auszüge aus den Werken berühmter Männer; 4) Sammlungen ungedruckter Aufsätze; und 5) verschiedenartige Zusammenstellungen. Oft wurden diese Ana blos als Vehikel gebraucht, um gewisse Lieblingsmeinungen unter einer berühmten Firma in die Welt zu bringen. Auch bei andern Völkern fanden die Ana Beifall, bei den Engländern erschienen zuerst 1679 „Baconiana", bei den Deutschen 1702 „Taubmanniana", bei den Holländern 1699 „Mooyeriana" und bei den Dänen 1770 „Tychoniana"; nur Spanier und Italiener haben keine Ana aufzuweisen.

Anabaptisten, s. **Taufgesinnte**.

Anacharsis, ein Scythe und Bruder des damaligen Königs Saulios. Die Begierde nach Kenntnissen und Bildung trieb ihn aus seinem rohen Lande auf Reisen in gesittetere. Er kam mit seinem Freunde Toxaris zu Solon's Zeiten nach Athen, von wo aus er auch andere Länder besuchte. Später rechnete man ihn auch zu den sieben Weisen und legte ihm viele sinnige Aussprüche und Erfindungen bei. Die Briefe, welche seinen Namen tragen, sind viel spätern Ursprungs. Nach seiner Rückkehr erschoß ihn der König, um der von A. versuchten Einführung der weichlichen Sitten und der Mysterien der Griechen vorzubeugen. — Unter dem Titel: „Reise des jüngern A. nach Griechenland" verwebte Barthélemy die ungleichartigsten Theile der Geschichte Griechenlands mit vielem Geschmacke in ein Ganzes.

Anachoret. Unter den Mönchen der ersten christlichen Jahrhunderte hießen zum Unterschiede von den in Gemeinschaft lebenden Cönobiten diejenigen, die für sich allein in einsamen, verlassenen Gegenden lebten, Anachoreten, oder Eremiten. In Ägypten, Palästina und Syrien, wo der Fanatismus am üppigsten wucherte, wurden die, übrigens immer von einander weit geschiedenen und isolirten Hütten der A. in wüsten Gegenden und in der Form eines großen Kreises errichtet. Jede dieser Hütten

wurde nur von einem A. bewohnt, der von aller Gemeinschaft mit den andern entfernt lebte. Ihre tägliche Beschäftigung bestand im Beten und Nichtsthun. Hier sah man sie schwere Kreuze schleppen, dort unter der Last von Ketten erliegen und ihre abgezehrten Körper mit eisernen Halsringen, schweren Arm- und Beinschienen beschweren. Jedes nicht unumgänglich nöthige Kleidungsstück wurde abgelegt. Viele A. beiderlei Geschlechts gingen ganz nackt. Auch suchten mehre von ihnen, die den Ehrennamen „Ochsen" trugen, gleich diesen auf allen Vieren gehend, ihre Nahrung auf der Weide. Andere warfen die zottige Haut irgend eines wilden Thieres über sich, dem sie in Geschrei und Betragen ähnlich zu werden suchten; andere lebten in dunkeln Höhlen, aus welchen sie nur der Nahrung wegen hervorkrochen. Die eifrigsten unter ihnen brachten mehre Tage ohne Nahrung und Schlaf in den peinlichsten Stellungen zu. (S. Styliten.) Dafür wurden sie denn auch von den Völkern und Fürsten höher als alle andere Heiligen gehalten, und aus den fernsten Gegenden kamen Processionen, sich ihre Gnade bei dem Himmel, oder Gesandtschaften von Kaisern und Königen, sich ihren Rath bei wichtigen Unternehmungen zu erbitten.

Anachronismus, ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falschen, besonders eine spätere in einen frühern Zeitraum versetzt.

Anadyoměne (die Auftauchende), ein auch häufig bei deutschen Dichtern der Venus in Bezug auf ihren Ursprung aus dem Meere gegebener Beiname. Apelles suchte den Augenblick, wo die Göttin dem Meere entstieg, in einem Gemälde darzustellen, zu welchem ihm nach Einigen Kampaspe, Alexander's Geliebte, nach Andern die berühmte Hetaire Phryne (s. d.), Freundin des Praxiteles, zum Modell diente. Augustus kaufte dieses Gemälde um hohen Preis von den Bewohnern der Insel Kos und ließ es zu Rom im Tempel der Venus Genitrix aufstellen. Eine noch schönere A. hatte Praxiteles begonnen; allein der Tod übereilte ihn und Niemand wagte nach ihm das Gebilde zu vollenden. In der griech. Anthologie haben Antipater aus Sidon, Archias, Demokritos, Julianus und Leonidas aus Tarent die A. in fünf Epigrammen zu schildern versucht.

Anagōge nennt man die Auslegung der Bibel, welche dem buchstäblichen Sinne der Worte einen geistlichen Sinn unterlegt. Die Braut und der Bräutigam im „Hohenliede" wurde auf Christus, als den Bräutigam, und seine Kirche, als die Braut gedeutet und die Spielerei mit diesem Bilde oft mit Verletzung alles Zartgefühls durchgeführt. Predigten und Erbauungsbücher älterer Zeit und die Schriften mancher neuern Mystiker sind voll von solchen Erklärungen.

Anagramm heißt eigentlich das Rückwärtslesen der Buchstaben eines oder mehrer Worte. So ist „Sarg" ein Anagramm von „Gras" und „Nebel" von „Leben". Im weitern Sinne versteht man darunter eine Buchstabenversetzung, um dadurch ein oder mehre neue Wörter zu bilden, wie z. B. „Dame" und „Made". Calvinus nannte sich auf dem Titel seiner Institutionen, vermöge eines Anagramms, „Alcuinus". Auf ähnliche Weise geben die Worte: „Révolution française", das Anagramm: „Un Corse la finira", und das bedeutungsvolle „Veto", sowie von „Berolinum" das Anagramm „lumen orbi" ist. Vorzüglich liebten die mystischen Ausleger der heiligen Schrift bei den Juden, die Kabbalisten, diese Spielereien. Sonst war es sehr gewöhnlich auf Inschriften und in Gedichten auf irgend eine Begebenheit mittels des Anagramms die Jahreszahl der Begebenheit u. dgl. anzugeben. Es gibt große Sammlungen von solchen Anagrammen.

Anakolŭthon, Anakoluthie, in der Grammatik und Rhetorik, Mangel an Folgerichtigkeit der Construction. Anakoluthen entstehen durch plötzliche Veränderung oder Unterbrechung der Construction, vorzüglich nach Zwischensätzen, oder durch Weglassung von Wörtern, die aus dem frühern Zusammenhange wiederholt oder ergänzt werden müssen. Gute Schriftsteller, besonders der Griechen, bringen

dem Nachdrucke, mit welchem ein oder mehre Wörter betont werden sollen, oder der Deutlichkeit, wegen welcher ein Wort oder ein Satz herausgehoben wird, bisweilen die streng logische oder grammatische Ordnung zum Opfer; oft ist es die leichte Natürlichkeit der Rede, welche zumal bei Völkern, die mehr sprachen als schrieben, Anakoluthien erzeugte. Zum Fehler werden sie, wenn sie Folge der Unachtsamkeit und des Mangels an Gedankenordnung, oder wenn sie, wie bei spätern Rhetoren der Griechen, gesucht und erkünstelt sind.

Anakrĕon, den das griech. Alterthum unter die neun größten Lyriker zählte, war zu Teos in Jonien geboren, und blühte um 500 v. Chr. Polykrates, Beherrscher von Samos, berief ihn an seinen Hof und schenkte ihm seine Freundschaft. Hier sang A., von Wein und Liebe begeistert, seine lieblichen Lieder. Nach dem Tode seines Beschützers aber ging er nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetste Aufnahme fand. Der Sturz desselben vertrieb ihn aus Athen, und wahrscheinlich begab er sich nach Teos zurück. Als aber Jonien gegen den Darius aufstand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 Jahre alt starb. Der Sage nach erstickte er an einer Weinbeere. Die Stadt Teos setzte sein Bild auf ihre Münzen, auf der Burg von Athen stand seine Bildsäule, und ganz Griechenland nannte seinen Namen mit gebührenden Lobsprüchen. Nur ein kleiner Theil seiner Gedichte ist auf uns gekommen. Von fünf Büchern sind 68 Gedichte unter A.'s Namen übrig, unter denen jedoch die Kritik nur wenige als echt anerkennt. Das Sylbenmaß der Anakreontischen Verse ist nach Hermann nur in einigen Gedichten der jambische Rhythmus ⏓ – ⏑ – ⏑ – ⏓, in andern der Jonicus a majori mit der Anakrusis: ⏓ – – ⏑ ⏑ – –, oder mit der anapästischen Anakrusis: ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – –, in andern ist der Choriambus vorherrschend. Die neueste Ausgabe des A. ist von Mehlhorn (Glog. 1825). Deutsche Übersetzungen lieferten Gleim, Götz, Ramler, Degen, Overbeck, Brasse, Kannegießer u. A.

Anakrūsis, in der Musik so viel als Vorspiel, in der Metrik Aufschlag, Auftakt, Vorschlagsylbe. (S. Thesis.)

Analekten, Aus- und Zusammengelesenes. Insbesondere eine Auswahl von Stellen und Bruchstücken aus verschiedenen Schriften, z. B. Analekten für Philosophie, Geschichte und Literatur. Zuweilen sagt man dafür Fragmente, Blumenlese und dergl.

Analŏgie bezeichnet ursprünglich Verhältnißmäßigkeit, Ähnlichkeit oder Gleichheit eines Dinges in gewissen Beziehungen mit einem andern. Die Erkenntniß eines Dinges, die blos auf einem solchen Verhältnisse beruht, heißt analogische Erkenntniß. Der Schluß aber, welcher von dieser Ähnlichkeit zweier Dinge, oder Gleichheit in gewissen bekannten Beziehungen, auf die Ähnlichkeit in andern oder auf ihre noch größere Übereinstimmung gemacht wird, wird in der Logik analogischer Schluß genannt und ist nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß, dessen man sich aber auf dem unendlichen Gebiete der Erfahrung sehr häufig bedienen muß. Dieser Schluß wird angewandt bei der Erklärung der Schriftsteller (Analogie der Interpretation, oder hermeneutische A.), und insbesondere bei der Auslegung der heiligen Schrift; ferner bei der Erklärung und Anwendung der Rechtsgesetze (Rechtsanalogie), indem man in Ermangelung bestimmter Entscheidungen eines Gesetzes nach der Vergleichung mit Entscheidungen der Gesetze in ähnlichen Fällen urtheilt; in der praktischen Heilkunde bei Anwendung der Heilmittel. Ein großer Theil der Sätze, welche die empirische Naturlehre aufstellt, beruht auf diesem Schlusse, indem man desto größere Übereinstimmung unter Erscheinungen voraussetzt, je mehr man schon wahrgenommen hat. — Analogie des Glaubens bezeichnet das Verhältniß der Glaubenslehre zu dem streitigen Gegenstande. Dieser in der altkirchlichen protestantischen Theologie sehr bedeutende Begriff wurde aus dem Grundtexte von Röm. 12, 6, wiewol unrichtig, entlehnt. Im Gegensatze nämlich zu den katholischen Principien, daß das Unbestimmte oder Zweifelhafte der in

der heiligen Schrift enthaltenen Lehren aus der Tradition und durch die Autorität der Kirche zu bestimmen und zu erklären sei, behaupteten die Protestanten, daß, wie die Schrift aus sich selbst zu erklären sei, auch ihre Lehren da, wo keine ausdrücklichen Aussprüche vorlägen, aus dem Zusammenhange des Ganzen und diesem angemessen aufgefaßt und bestimmt werden müßten. Derselbe Begriff wurde vornehmlich durch Herder in dem Ausdrucke: Geist der Schrift und des Christenthums, und in der neuesten Zeit von Germar unter dem Namen der panharmonischen Schriftauslegung ausgesprochen. — In der Sprachlehre versteht man unter Analogie die Übereinstimmung in der Bildung der Worte. Sie beruht auf der Vergleichung ähnlicher Formen, indem man annimmt, was in dem einen Falle regelmäßig sei, müsse es auch in dem ähnlichen Falle sein. Sie ist daher der Grund aller grammatischen Regeln, welche, nachdem die Sprache längst in ihrer Freiheit bestand, von gelehrten Forschern durch Beobachtung und Vergleichung festgestellt wurden. Der Gegensatz der Analogie, bei Cicero proportio oder comparatio, während die übrigen Grammatiker die griech. Benennung beibehielten, ist Anomalie. — In der Mathematik ist sie die Übereinstimmung gewisser Größenverhältnisse, und auch die Formeln der Gleichheit zweier quantitativen Größen werden Analogien genannt.

Analysis, Analyse, Auflösung, Zergliederung. In der Philosophie nennen wir Analysis im Gegensatze der Synthesis (s. d.) diejenige logische Behandlung eines gegebenen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm seine vollständige Deutlichkeit zu geben, in seine Bestandtheile, welche man Merkmale nennt, auflösen. Ein Begriff aber, der durch Analyse eines andern, in dem er enthalten ist, gewonnen wird, heißt insofern analytischer Begriff. So heißt auch die Erklärung, die durch Zergliederung eines gegebenen Begriffs gewonnen wird, analytische Erklärung. Auf dieselbe Weise kann man auch ein Urtheil oder einen Schluß zergliedern. Kant nannte analytisches oder zergliederndes Urtheil ein solches, dessen Prädicat schon im Begriffe liegt, folglich durch Zergliederung daraus gewonnen werden kann, während das synthetische oder erweiternde Urtheil das Prädicat aus einem andern Grunde und gleichsam von Außen her mit dem Begriffe verknüpfe. Da aber der Grund der Möglichkeit, ein Prädicat mit einem Subjecte zu verknüpfen, immer in diesem liegen muß, so ist insofern jedes Urtheil ein analytisches, wenn es auch nicht immer analysirt wird. Bei Beweisen, in welchen wir Schlüsse und Schlußreihen anwenden, bezeichnet das Analytische, gleichbedeutend mit dem Regressiven, den Fortgang von dem Bedingten zu dem Bedingenden oder zu den Principien, während bei dem synthetischen Beweise das Umgekehrte stattfindet, und man nennt dieses Verfahren in der Wissenschaft analytische und synthetische Methode. Das Denken folgt beiden Richtungen mit gleicher Wahrheit; es kann von dem Ganzen zu den Grundbestandtheilen oder von diesen zu jenem fortgehen. Beide Richtungen ergänzen sich. Bei Beobachtungen geht man analytisch zu Werke, wenn man von dem Erfolge der Erfahrung anfängt, und die Umstände, unter welchen sie gemacht werden muß, die Vorbereitung dazu, oder den Versuch so zu bestimmen sucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine bestimmte und sichere Art gewonnen wird. Der synthetische Weg hingegen besteht darin, daß man von gewissen Voraussetzungen als Vordersätzen ausgeht, und die Natur den Schlußsatz angeben läßt, der daraus folgt. Über die Analysis in der Philosophie haben Reinhold, Franke und Hoffbauer in besondern Abhandlungen sich verbreitet. — Die mathematische Analysis ist eigentlich die Buchstabenrechnung im weitesten Sinne des Wortes, sodaß auch Differential-, Integral-, Variationsrechnung u. s. w. zur Analysis gehören. Ihr erster oder einfachster Theil ist die Algebra (s. d.) Überhaupt versteht man unter Analysis alle reinen mathematischen Operationen, die sich nicht unmittelbar auf die Anschauung und Construction der Figuren beziehen, also selbst die Behandlung der geometri-

schen Figuren, wenn sie durch Gleichungen, nicht durch unmittelbare Behandlungen derselben ausgeführt wird, sodaß es z. B. auch eine Analysis der krummen Linien gibt, welche alle Eigenschaften derselben durch bloße Formeln lehrt, ohne zu den Zeichnungen dieser Linien ihre Zuflucht zu nehmen. Die erste Behandlung der Geometrie durch Analyse hat Descartes eingeführt, am weitesten fortgesetzt wurde sie in unsern Zeiten durch Monge. Sowie die mathematische Analysis in der gegebenen Bedeutung des Wortes der die unmittelbaren Figuren betrachtenden Geometrie gegenübersteht, so erhält auch die analytische Methode ihren Gegensatz in der sogenannten synthetischen Methode. Die synthetische Methode geht von der unmittelbaren Anschauung der Figur aus und sucht sich durch die nähere Betrachtung der einzelnen Theile derselben und ihrer Verhältnisse allmälig zu dem Beweise ihres Theorems oder zu der Auflösung ihres Problems zu erheben. Die analytische Methode aber betrachtet den Gegenstand sogleich im Allgemeinen, ohne unmittelbare Beziehung auf den Raum durch Figuren. Jener geht von dem Besondern zum Allgemeinen von unten hinauf, während diese den Gegenstand sogleich in seiner Allgemeinheit auffaßt. Jene erfodert eine ununterbrochene Beschauung der Figur und fesselt auf dieselbe die Aufmerksamkeit vom Anfange bis zum Ende der Schlußkette. Diese erfodert die Beschauung entweder gar nicht oder doch nur anfangs und so weit, bis die zu beantwortende Frage in eine Gleichung gebracht, d. h. analytisch ausgedrückt ist. Von diesem Augenblicke ist der Gegenstand selbst ganz in das Gebiet der Analysis hinübergegangen und alles Übrige ist blos Sache der Rechnung ohne weitere Betrachtung der Figur. Unzählige Beispiele von diesen beiden Methoden sieht man in der Geometrie des Euklid und in der sogenannten analytischen Geometrie der Neuern. Während also die synthetische Methode ihren Gegenstand nie aus dem Gesichte verlieren und den ganzen Weg von den ersten Constructionen bis zu den letzten Schlüssen aus derselben immer an der Hand der Figur mühsam zurücklegen muß, läßt die analytische Methode eine viel freiere Bewegung des Geistes zu und beschäftigt ihn, während sie die Betrachtung der Figuren uns gleichsam ganz vergessen macht, blos mit abstracten oder algebraischen Speculationen anderer, oft blos mechanischer Art, die in den meisten Fällen ebenso leicht als angenehm sind. Indem man sich solchergestalt von dem Gegenstande, mit dem man es eigentlich zu thun hat, gleichsam isolirt, nachdem man nur so viel von ihm herausgenommen hat, als eben unentbehrlich ist um zu dem gesuchten Resultate zu gelangen, gibt man sich ganz den Operationen der reinen Analyse hin, und spart alle seine Kräfte auf, um die Schwierigkeiten, die sich dabei zeigen, zu überwinden. Die neuern Mathematiker haben diese Vortheile sehr bald anerkannt und die synthetische Methode der Alten verlassen, um sich ganz der analytischen zu widmen, die für sie eine Quelle von Entdeckungen geworden ist, welche sie nie gemacht haben würden, wenn sie, wie die Engländer nach Newton's Beispiel, der eine besondere Vorliebe für die synthetische Methode hatte, auf auf dem Wege der Alten beharrt wären. Eins der wichtigsten Werke für die Analysis ist Euler's „Introductio in analysin infinitorum" (2 Bde., Lausanne 1748; neue Aufl. Leyd. 1797; deutsch durch Michelsen, Berl. 1780), und Desselben „Institutiones calculi differentialis" (Petersb. 1755, 4.; deutsch durch Michelsen, Berl. 1790), sowie Lagrange's „Théorie des fonctions analytiques" (neue Aufl., Par. 1813, 4.), und Euler's „Institutiones calculi integralis" (Petersb. 1768—70, 3 Bde., 4.; deutsch von Salomon, 4 Bde., Wien 1830). Ein besonderer Supplementband enthält die Leistungen von Laplace, Lagrange, Gauß, Pfaff u. A. Ein das Ganze umfassendes Werk ist Lacroix's „Traité du calcul différential et du calcul intégral" (3 Bde., Par. 1797 fg., 4.).

Analytik heißt, unterschieden von Analysis, eine Wissenschaft, welche die Analyse zum Gegenstand hat. So nannte schon Aristoteles zwei seiner Schrif-

ten „Analytika", weil sie das Denken in seine Theile zergliedert betrachten, und Kant nannte in demselben Sinne die Elementarlehre seiner Logik Analytik.

Anamorphōse, die entstellte Abbildung eines Gegenstandes, die nach den Gesetzen der Perspective aus einem bestimmten Gesichtspunkte natürlich und den wahren Verhältnissen gemäß erscheint.

Anănas ist eine aus Südamerika nach Ost- und Westindien verpflanzte, bei uns nur in Treibhäusern gedeihende Frucht. Gonzalo Hernández de Oviedo, Commandant von S.-Domingo, beschrieb sie 1535 zuerst den Europäern, worauf sie zu Anfange des 18. Jahrh. nach Europa gebracht wurde. Sie hat aloeähnliche Blätter, Wurzeln wie die Artischocke und auf dickem Stengel eine Frucht, ähnlich dem Tannenzapfen, mit farbigem Blätterbusch. Ihr Geruch ist äußerst lieblich und ihr seltener Wohlgeschmack gewürzhaften Erdbeeren ähnlich, weshalb man sie auch den Königsapfel nannte. Die Indianer schreiben ihr Heilkraft zu; häufig genossen ist sie der Gesundheit nachtheilig.

Anăpäst, s. **Rhythmus**.

Anăpher, eine rhetorische Figur, welche in der nachdrucksvollen Wiederholung desselben Worts oder derselben Wortverbindung zu Anfange mehrer aufeinanderfolgender Sätze besteht, da hingegen die Wiederholung am Ende solcher Sätze Epiphora oder Homoioteleuton heißt. Einige sehen die Anapher für den Gattungsbegriff an und nennen die erstere Art Epanaphora. Eine solche Anapher ist es, wenn es heißt: Rührt dich nicht das Schicksal deines Vaterlandes; rührt dich nicht der Zustand deiner Familie u. s. w.

Anarchie, der Zustand nicht sowol der Gesetzlosigkeit, sondern vielmehr des Mangels einer mit Erfolg befehlenden Macht. Ein solcher Zustand kann in jeder Staatsform eintreten, wenn auch eine gesetzliche Herrschaft vorhanden, sie aber entweder wegen Schwäche der Regierung oder wegen Widerspenstigkeit des Volkes oder einzelner Classen desselben, wie der Geistlichkeit, des Adels, der Gemeinden, nicht im Stande ist, ihren Befehlen Gehorsam zu verschaffen.

Anāthĕma, von Gott verflucht, ist die Formel, mit welcher der Kirchenbann in der katholischen Kirche und die feierliche Verdammung der von der angenommenen Glaubenslehre abweichenden Meinungen ausgesprochen wird. Daher heißt: das Anathema aussprechen oder anathematisiren, mit dem **Kirchenbann** (s. d.) belegen. In der Sprache des N. T. und in der ersten Kirche bedeutete das Anathema nichts Anderes als Ausscheidung aus der Christengemeinde.

Anatocismus, das Hinzurechnen der Zinsen zu dem Hauptstamme, und das Zinsennehmen von Zinsen. Es ist im röm. Rechte verboten und wird auch in den meisten neuern Gesetzgebungen als Zinswucher untersagt und bestraft. Doch ist es unter Kaufleuten gewöhnlich und in vielen Ländern erlaubt, von dem Überschuß eines Rechnungsabschlusses (Saldo), wenn darunter auch schon Zinsen waren, wieder Zinsen zu berechnen. Auch von der Summe, welche man durch ein Urtheil zu bezahlen für schuldig erklärt ist, dürfen, wenn sie auch nicht zur gesetzten Zeit bezahlt wird, z. B. in Preußen keine neuen Zinsen gefodert werden.

Anatŏmie, die Zergliederungskunst, insbesondere des menschlichen Körpers, auch die Lehre vom innern Baue desselben. Die Zergliederung der Thiere heißt Zootomie oder vergleichende Anatomie. Die Anatomie ist ein Theil der Naturgeschichte und gehört unter die wichtigsten Hülfswissenschaften der Arzneikunde, war aber bei den ältesten Völkern wenig gebräuchlich. Die alten Ägypter pflegten sogar Den, welcher beim Einbalsamiren des Todten den Leib desselben aufschneiden mußte, mit Steinwürfen zu verfolgen. Bei den Griechen verhinderten die Grundsätze ihrer Religion die Beschäftigung mit der Anatomie, indem die Verstorbenen so schnell als möglich beerdigt werden mußten. Selbst zu des Hippokrates Zeiten waren die anatomischen Kenntnisse unbedeutend und wahrscheinlich nur von der Zergliederung der Thiere hergenommen; doch war die Kenntniß des Knochenbaues wei-

ter vorgerückt. Erst zu Alexandria in Ägypten erhielt die Anatomie durch Herophilos aus Chalcedon und Erasistratus aus Keos um 300 v. Chr. bedeutendere Bereicherungen. Nach dem Zeugnisse des Celsus wurde dem Ersteren sogar erlaubt Verbrecher lebendig zu eröffnen. Er bereicherte die Anatomie mit vielen wichtigen Entdeckungen, über das Gehirn, über die Verrichtungen der Nerven, die Adern des Gekröses, die nach der Leber gehen u. s. w. Erasistratus bestimmte Mehres in dem Baue des Gehirns deutlicher und gab unter Anderm den Klappen in der Hohlvene die Namen, die noch jetzt gebräuchlich sind. In der Folge, besonders bei den Empirikern, wurde das Studium der Anatomie wieder vernachlässigt. Galen, geb. 131 n. Chr., in Alexandrien gebildet, hatte alle anatomischen Kenntnisse der damaligen und ältern Ärzte gesammelt, scheint aber selbst die menschliche Anatomie nicht sehr vorwärts gebracht zu haben, indem er sich meistens nur mit vergleichender Anatomie beschäftigte. Die arab. Ärzte vernachlässigten die Anatomie ganz, da sie mit ihren religiösen Grundsätzen sich nicht vereinigen ließ; sie schöpften die anatomischen Kenntnisse aus den Schriften der Griechen, besonders des Galen. Erst im 14. Jahrh. standen einzelne Männer auf, welche, mit den bisherigen Kenntnissen in der Anatomie nicht zufrieden, selbst anatomische Untersuchungen wagten. Mondini de' Luzzi, Professor zu Bologna, zergliederte zuerst 1315 öffentlich zwei Leichname und gab auch bald hernach eine Beschreibung des menschlichen Körpers heraus, welche ungeachtet ihrer Mängel lange Zeit Lehrbuch der Anatomie blieb. Seit dieser Zeit wurde es gewöhnlich, daß auf allen Universitäten jährlich ein oder mehre Male öffentliche Zergliederungen menschlicher Leichname angestellt wurden. Die Anatomie stieg jedoch langsam, weil man nur zergliederte, um Galen's Schriften und Mondini's Lehrbuch zu erklären. Nur Montagnana, Professor zu Padua im 15. Jahrh., konnte sich rühmen, daß er 14 Leichenöffnungen gemacht habe, was damals sehr viel war. Im 16. Jahrh. wurde eine Reform der Anatomie besonders durch Vesal, Falloppia, Eustachi, Colombo Varoli u. A. herbeigeführt und die unbedingte Autorität des Galen gestürzt. Im 17. Jahrh. entdeckte Harvey den Blutumlauf, Wirsung den pankreatischen Gang, Schneider die Schleimhaut u. s. w. Im 18. Jahrh. machten sich durch ihre anatomischen Untersuchungen berühmt: Pacchioni, Valsalva, Lancisi, Morgagni, Ruish, Albin, Haller, Boerhaave, Vicq-d'Azyr u. A. Meckel, Sömmerring, Loder, Reil, Bichat, Rosenmüller, Tiedemann, Seiler, Weber sind außer mehren Andern als berühmte Anatomen der neuesten Zeit der besondern Erwähnung würdig. — Man theilt die Anatomie, nach dem Gegenstande ihrer Untersuchungen, in die allgemeine und besondere. Die erstere betrachtet die Bestandtheile des Körpers überhaupt oder die Gewebe, die allen Werkzeugen oder einzelnen Systemen desselben gemein sind, z. B. das Zellgewebe, welches den Urstoff aller Bildungen des Körpers ausmacht, den Bau und die Bestandtheile der Knochen, Muskeln, Bänder und Flechsen, Nerven, Blutgefäße u. s. w. Die zweite beschreibt die einzelnen Gruppen von Organen, oder ganze Systeme insbesondere, ihre Form, ihre Eintheilung, ihren Zusammenhang unter sich und mit den benachbarten Theilen. Nach den Theilen des Körpers benennt man die verschiedenen Abtheilungen der Anatomie, als Osteologie, die Knochenlehre; Myologie, die Lehre von den Muskeln; Syndesmologie, die Lehre von den Bändern; Splanchnologie, die Lehre von den Eingeweiden, wohin die Lungen, der Magen und ganze Darmkanal bis zu seinem Ende, die Leber, Milz, Nieren und Blase u. s. w. gerechnet werden; die Angiologie, die Lehre von den eine Flüssigkeit fortleitenden Gefäßen, den Blutgefäßen, die sich in Schlagadern und Blutadern theilen, und den Lymphgefäßen, welche theils aus den Gedärmen den Milchsaft einsaugen, theils im ganzen Körper vertheilt, die abgesonderten Feuchtigkeiten aufnehmen und in das Blut zurückführen; Neurologie, die Lehre von dem Nervensystem und Gehirn; Dermologie, die Beschreibung der Haut. Über Anato-

mie der Pflanzen s. Pflanzenanatomie. — Unter den anatomischen Arbeiten sind vorzüglich zu bemerken: das Präpariren und das Aufbewahren anatomischer Präparate. Präpariren nennt man die Absonderung eines Organs, eines ganzen Systems oder auch nur einzelner Theile von allen andern mit ihnen zusammenhängenden, um sie zum Unterricht zu benutzen. So wird z. B. das ganze Knochensystem des Körpers, gereinigt von allen anhängenden Muskeln, Flechsen und andern Theilen, dargestellt und ein Skelett genannt; so werden die Muskeln, Nerven, die Eingeweide, die Gefäße derselben und ihre Vertheilung entblößt, um ihre besondere Structur deutlich zu erkennen. Zu diesen Arbeiten gehören schon hinlängliche anatomische Kenntnisse, und gewöhnlich verrichtet sie auf Akademien der Prosector (Zergliederer) vor den Lehrstunden, damit in denselben der Lehrer der Anatomie die Präparate vorzeigen und erklären könne. Die Anatomie für die bildenden Künste betrifft besonders die Lehre von den Knochen, Muskeln und der äußern Haut und ist in mehren Werken bearbeitet, z. B. Errard und Genga, „Anatomia per uso ed intelligenza del disegno" (Rom 1691, Fol.). Über alles Einzelne der Anatomie im weitesten Sinne gibt die sicherste Auskunft Pierer's „Anatomisch-physiologisches Realwörterbuch" (8 Bde., Altenburg 1816—29). Über vergleichende Anatomie s. Cuvier und vgl. Carus, „Lehrbuch der Zootomie" (Lpz. 1818) mit den dazu gehörigen Erläuterungstafeln.

Anatomische Präparate. Thierische Körper und Körpertheile, welche nach der verlorenen Vitalität sich aufzulösen streben, können durch Kunst substantiell erhalten werden. Für den Arzt ist es wichtig, die durch Krankheit verletzten Organisationen, zur Festsetzung der ärztlichen Behandlung in ähnlichen Fällen, in ihrem krankhaft veränderten Zustande, und zum Gegenstück dasselbe Organ unverletzt sich zu erhalten; auch dienen die anatomischen Präparate von gesunden Körpertheilen zum anatomischen Unterricht. Man bewahrt sie entweder durch Austrocknung, wie beim Skelett, oder in Flüssigkeiten, z. B. in Weingeist, Terpenthinöl u. s. w. auf, wie bei Eingeweiden und den übrigen weichen Theilen des Körpers, oder endlich durch Injection (Einspritzung). Das Einspritzen wird bei Gefäßen angewendet, deren Gang und Vertheilung man deutlich machen und deren Form man erhalten will. Der Anfang des Gefäßes, z. B. die Aorta bei den Arterien, wird mittels einer Spritze mit irgend einer weichen gefärbten Masse angefüllt, welche alsdann sich in alle Äste und Zweige der Gefäße vertheilt, sie auftreibt und sichtbar macht. Die feinsten Haargefäßchen können auf diese Weise deutlich dargestellt werden. Die einzuspritzende Masse besteht gewöhnlich aus einem Gemisch von Seife, Pech, Öl und Terpenthin, denen eine färbende Substanz zugesetzt wird, z. B. roth für die Arterien, grün oder blau für die Venen, weiß für die Lymphgefäße. Für sehr feine Gefäße, z. B. die einsaugenden Lymphgefäße, nimmt man Quecksilber wegen seiner äußersten Theilbarkeit. Trockene Präparate sind die von allen weichen Theilen gereinigten, ausgekochten und gebleichten Knochen, die natürlichen Skelette und die mit einem deckenden, aber durchsichtigen Firniß überzogenen weichen Gebilde, wie Muskeln, Eingeweide u. s. w. Je schneller die Austrocknung der zu Präparaten bestimmten Organe möglich ist, desto besser werden sie sich erhalten. Farbloser Alkohol von 16—22° erhält die Präparate am besten. Sobald er stärker ist, zerstört er alle Farben. Auch nimmt man Weingeist, der über Pfeffer oder sehr starkem Piment abgezogen worden, mit etwas Salzsäure. Das Waschen mit scharfen Flüssigkeiten, neuerlich auch mit Holzsäure, gibt den Präparaten Weiße und Festigkeit. Besonders ist diese Wäsche bei faulend gewesenen Knochen nöthig. Die Muskeln pflegt man zu gerben und Alles, was durch Wurmfraß verderbt oder durch eine feuchte Atmosphäre beschädigt werden kann, mit Firniß zu überziehen. Die so behandelten Präparate stellt man auf einen festen Körper oder in einen Rahmen. Präparate in Flüssigkeit werden gewöhnlich in hellen, so viel möglich luftdicht verschlosse-

nen Gläsern aufbewahrt; denn Staub, Luft, Feuchtigkeit, Hitze, Kälte, Sonne, Insekten und endlich die Zeit selbst streben dahin Das zu zerstören, was nur die Kunst lange aufzubewahren versteht. Die Restauration beschädigter Präparate ist selten vollkommen. Seit dem 16. Jahrh. wurden wächserne anatomische Präparate gewöhnlich, deren erster Verfertiger der genues. Arzt de Noues war. Schon 1553 ward zu Pisa eine Sammlung anatomischer Präparate aus Wachs aufgestellt; doch alle ähnliche Sammlungen übertraf die der Josephsakademie zu Wien.

Anaxagŏras, geb. zu Klazomenä in Jonien 500 v. Chr. von vornehmen Ältern, einer der vorzüglichsten ionischen Philosophen, ließ sich in seinem 45. Jahre in Athen nieder. Hier trat er mit Perikles in genaue Verbindung und zählte unter seinen Schülern die angesehensten Männer, als Thucydides, Archelaos den Physiker und den Dichter Euripides. Ein tiefes Studium der Naturwissenschaften setzte ihn in den Stand, die Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben und ähnliche Erscheinungen natürlich zu erklären; aber dadurch gerieth er in den Verdacht der Gotteslästerung, mußte in Folge einer Anklage Athen verlassen und wäre ohne den Schutz des mächtigen Perikles, gleich Sokrates, zum Tode verurtheilt worden. Er ging nach Lampsakus, wo er 428 starb. Nach dem gemeinsamen Grundsatze der Physiker: „Aus Nichts wird Nichts", nahm er eine ursprüngliche Verbindung der Urstoffe an. Als diese Urstoffe betrachtete er aber nicht die sogenannten Elemente, sondern Grundkörperchen, welche durch eigenthümliche Qualitäten von einander verschieden und den Körpern, welche durch sie gebildet werden, gleichartig seien. Die Urstoffe an und für sich ohne Bewegung, waren im Anfange durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verschiedenes, geistiges Urwesen in Bewegung gesetzt, welches er Νοῦς (Intelligenz) nannte. Durch diese Bewegung und Scheidung des Ungleichartigen, Verbindung des Gleichartigen, hat sich die Welt gebildet. A. nahm an, in jedem Dinge befinde sich ein Antheil von Allen, und ein Ding unterscheide sich daher durch das Vorherrschen eines Grundstoffes. Die Intelligenz aber bleibe rein und unvermischt mit dem Materiellen und bestimme und durchdringe alle Dinge als das Princip des Lebens. Dieses Princip schied zuerst Luft und Äther aus. Er leugnete die objective Gültigkeit der sinnlichen Wahrnehmungen und sah die Vernunft für die Quelle objectiver Wahrheit an. Wegen der Annahme jenes geistigen Princips haben ihn Viele mit Unrecht für den ersten Theisten unter den Philosophen angesehen, da sein System vielmehr dualistisch ist und die Naturerscheinungen mehr mechanisch erklärt. Seine Fragmente haben Schaubach (Lpz. 1827) und Schorn (Bonn 1829) gesammelt.

Anaximander, des Praxiades Sohn, geb. zu Milet 610 v. Chr. Sein Hauptstudium war die Mathematik. Er entdeckte oder lehrte wenigstens die Schiefe der Ekliptik und bestimmte die Sonnenwenden und Nachtgleichen mittels eines Sonnenzeigers, wozu er in Lacedämon einen Versuch machte. Auch soll er zuerst die Umrisse der Länder und Meere Griechenlands in einer Karte zu entwerfen versucht und, um sein Weltsystem zu erläutern, eine Himmelskugel verfertigt haben. Als Philosoph speculirte er über das materielle Urprincip. Dieses ist ihm unbegrenzter Art und faßt Alles in sich. Aus ihm scheiden sich die Gegensätze durch ewige Bewegung ab und kehren in dasselbe zurück. So entstehen Himmel und Welten, jener bezeichnet das Warme, diese das Kalte. Die Sonne befindet sich in der höchsten Himmelsregion, hat einen 28 Mal größern Umkreis als die Erde und gleicht einer Walze, aus welcher Feuerströme sich ergießen. Verstopft sich die Öffnung, so erscheint sie verfinstert. Ebenso ist ihm der Mond eine Walze, 19 Mal so groß als die Erde. Ihre Schiefe erzeugt die Phasen, ihre gänzliche Umkehrung die Finsternisse. Donner und Blitz sind Erzeugnisse des Windes, wenn er in den

Wolken zusammengepreßt wird. Die Erde hat die Gestalt eines Cylinders, befindet sich in der Mitte des Weltalls und erhält sich daher schwebend. Sie bildete sich allmälig durch das Austrocknen mittels der Sonne und die Thiere sind ursprünglich aus Feuchtigkeit erzeugt. A. starb 546 v. Chr.

Anaximĕnes, aus Milet, blühte um 556 v. Chr. Er wich von den Lehren des Anaximander ab. Ihm war die Luft der unendliche, göttliche, stets sich bewegende Urstoff aller Dinge und auch die Seele nur Luft und Hauch. Er behauptete, der äußere Umkreis des Himmels bestehe aus Erde oder Krystall; die Sterne seien Erdkörper, mit Feuermaterie umgossen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten bestimme, sei flach wie eine Scheibe, so auch die in der Luft schwebende Erde, um welche sich Alles bewege. Diogenes von Laerte führte seine Lehre weiter aus.

Anbruch, Dasjenige, was zuerst von einer Sache genommen, wodurch sie also angebrochen wird, insbesondere in den Bergwerken das erste Entblößen der Erze. In den Schmelzhütten nennt man auch diejenigen Silberstücke, welche im Treibofen an dem Spor herum stehen bleiben, wenn sie von den sogenannten Blicken angebrochen sind, Anbrüche. Auch das Beginnen der Fäulniß wird vielfältig Anbruch genannt, z. B. anbrüchiges Obst u. s. w.

Ancillon, eine angesehene Familie in Metz, die nach Preußen auswanderte. 1) **David A.**, geb. zu Metz 1617, Sohn eines Rechtskundigen, erhielt seinen ersten Unterricht durch Jesuiten, die Alles aufboten, um ihn zum Übertritt von der reformirten zur katholischen Kirche zu bewegen. Er studirte Theologie zu Genf und betrat erst in Charenton und in Meaux, dann in seiner Vaterstadt den Lehrstuhl. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes begab er sich nach Frankfurt, wurde Prediger bei der Colonie in Hanau und als solcher nach Berlin berufen, wo er 1692 starb. 2) **Charles A.**, Sohn des Vorigen, geb. 1659 zu Metz, gest. zu Berlin 1715, studirte die Rechte und ward Advocat in seiner Vaterstadt. Er stand in solchem Ansehen, daß seine Mitbürger ihn zur Zeit des Widerrufs des Edicts von Nantes an den kön. Hof nach Versailles als Abgeordneten sandten, um zu bewirken, daß in Rücksicht ihrer eine Ausnahme gemacht werde. Er bewirkte jedoch nur, daß man sie etwas milder als die andern Hugenotten behandelte. Deshalb unzufrieden, wendete er sich nach Berlin. Der Kurfürst von Brandenburg ernannte ihn sehr bald zum Richter und Director der Réfugiés, die sich in Berlin befanden. A. ward Gesandtschaftsrath, Historiograph des Königs, Chef der franz. Erziehungsanstalten, und zu diplomatischen Geschäften gebraucht. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: „L'irrévocabilité de l'édict de Nantes prouvée par les principes du droit et de la politique" (Amst. 1688, 12.); die „Histoire de l'établissement des Français réfugiés dans les états de Brandenbourg" (Berl. 1690), und „Histoire de la vie de Soliman II. etc." (Rotterd. 1706). 3) **Friedr. A.** (Jean Pierre Frédéric), Enkel des Vorigen, geb. zu Berlin am 30. Apr. 1766, seit 1831 preuß. Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten, früher seit 1825 Director der politischen Section im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, erhielt von seinem Vater Ludw. Friedr. A., der als Mann von Geist und Gelehrsamkeit bekannt war, die zweckmäßigste Anleitung zu den Studien, für welche ihn glückliche Anlagen, ernster Fleiß und rege Geisteskraft zu bestimmen schienen. Nach vollendeten Studien ward er Professor bei der Militairakademie und Prediger bei der franz. Kirche am Werder zu Berlin. Seine Lehrvorträge wie seine Predigten zeichneten sich durch Gehalt und Beredtsamkeit aus, besonders erhielt eine Trauungsrede, die er 1791 zu Rheinsberg in Gegenwart des Prinzen Heinrich hielt, großen Beifall. Nachdem er 1793 die Schweiz und Frankreich bereist hatte, erschienen 1801 seine „Mélanges de littérature et de philosophie" (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1809), an welche sich seine „Nouv. essais de politique et philosophie" (2 Bde., Berl. 1824) anschlossen.

Durch Reinheit der Ansicht, Wärme der Darstellung und Gediegenheit des Styls zeichnete sich das Geschichtswerk aus: „Tableau des révolutions du système politique de l'Europe depuis le 15ième siècle" (4 Bde., Berl. 1803, neue Aufl. 1824). A. wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und Historiograph; sowie seit 1806 mit dem Titel eines Staatsraths Erzieher des Kronprinzen. Seine „Lobrede auf J. B. Merian" erschien 1810 und bald nachher die „Trauerrede auf den Tod der Königin", eine Schrift, die in Frankreich wegen ihres beziehungsreichen Inhalts verboten wurde. Rastlos wirkte A. als Patriot und nahm deshalb lebhaften Antheil an Allem, was Preußens Ruhm und Wohlfahrt fördern konnte. Als er 1814 in Begleitung des Kronprinzen nach Paris kam, fand der geachtete Schriftsteller, unabhängig von den äußern Umständen, überall die ehrenvollste Aufnahme. Nach seiner Rückkehr wurde er als wirklicher geh. Legationsrath im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und späterhin bei Errichtung des Staatsraths, als Mitglied desselben, der Commission zugesellt, die mit Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde beauftragt werden sollte. Auch von einer zweiten Commission, die 1819 denselben Auftrag erhielt, wurde er Mitglied, und er hatte die Freimüthigkeit, in dieser Beziehung den schwankenden Meinungen des Tages durch eine umsichtige Schrift öffentlich entgegenzutreten. Schon 1816 hatte er eine Schrift „Über Souverainetät und Staatsverfassungen" herausgegeben; ihr folgten jetzt zwei andere: „Über Staatswissenschaft" überhaupt, und 1824: „Über Glauben und Wissen in der Philosophie", in welcher letztern Schrift er sich zur philosophischen Ansicht Jacobi's hinneigte. Seine Schreibart zeichnet sich durch Klarheit und Würde aus. A.'s politische Grundsätze sind diejenigen, welche von den Gemäßigten gebilligt werden. Dies zeigt auch sein treffliches Werk „Über den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung" (Berl. 1825), in welchem er Montesquieu's „Esprit des lois" mit den Erfahrungen der neuesten Zeit zu lehrreichen Folgerungen verbindet. Die gesetzliche Freiheit hat an diesem eifrigen Anhänger des Königthums und des kön. Hauses insbesondere stets einen Verfechter gehabt; auch damals, als so viele Misdeutungen zu befürchten waren, trat er ohne Scheu als ein solcher auf, aber zugleich als der entschiedenste Gegner des revolutionnairen Geistes. Bei so viel Tiefe und Umblick, mit reiner Gesinnung verbunden, geben A.'s neueste Schriften: „Zur Vermittlung der beiden Extreme in den Meinungen" (2 Bde., Berl. 1828 und 31) und: „Pensées sur l'homme, ses rapports et ses intérêts" (2 Bde., Berl. 1829) bei dem Meinungsstreite unserer Zeit einen sichern Anhaltepunkt. In seiner jetzigen hohen Stellung ist die Würde des preuß. Staates und die Politik des europ. Friedens der Augenstern dieses ebenso berühmten als verdienstvollen Mannes.

Anchises, Sohn des Kapys und Urenkel des Tros. Venus, von seiner Schönheit hingerissen, erschien ihm einst auf dem Ida, nach Andern am Simois, in Gestalt einer phrygischen Hirtin, gab sich seiner Umarmung hin und gebar ihm den Äneas. Dieser rettete den Greis auf seinen Schultern aus dem Brande von Troja und nahm ihn mit sich zu Schiffe. Er starb während der Reise auf Sicilien. Nach andern Sagen wurde A. vom Blitze des Jupiter getödtet, weil er, vom Weine trunken, das Geheimniß seiner Vertraulichkeit mit Venus verrathen hatte.

Ancōna, Hauptstadt der Delegation und ehemaligen Mark Ancona, am venet. Meerbusen, Sitz eines Bischofs, hat 20,000 Einw., darunter 5000 Juden, und einen schönen Hafen, den, wie die Stadt selbst, schon die ältesten Schriftsteller rühmen; er ward 1732 ein Freihafen und wird, ungeachtet der häufigen Verschlämmung, jährlich gewöhnlich von 1100 Schiffen besucht. Handel und Manufacturen sind sehr beträchtlich. Der Kaiser Trajan bekleidete die Ufer des Hafens mit Marmor, und der Papst Benedict XIV. stellte den 2000 Fuß ins Meer hinaus reichenden Damm wieder her. Zu Beider Gedächtniß errichteten die Bür-

ger den noch jetzt auf dem Molo stehenden Ehrenbogen von weißem Marmor. Die Hauptkirche des h. Cyriacus steht an der Stelle eines Tempels der Venus. Andere vorzügliche Gebäude sind die Börse und das große Quarantainehaus. A., von jeher Festung, von Römern, Gothen, Longobarden und Sarazenen erobert und zerstört, erhob sich durch eigne Kraft aus den Trümmern zur Republik, ward aber 1532 vom Papst Clemens VII. durch List eingenommen und sammt dem Gebiete zum Kirchenstaate geschlagen. Die Belagerung der Russen, Türken und Östreicher 1799 nach langer Vertheidigung des franz. Generals Meunier wurde merkwürdig, weil die russ. zuerst auf A.'s Wällen aufgepflanzte Fahne durch östr. Militair ausgerissen, und dadurch das unglückliche Misverständniß des Kaisers Paul mit den Verbündeten angeregt wurde. Seit 1815 war nur die Citadelle noch befestigt. Als 1831 östr. Truppen die insurgirten röm. Marken besetzten, und Frankreich vergeblich dieser Intervention widersprochen hatte, beschloß das franz. Ministerium durch einen Handstreich Östreichs militairischen Einfluß im Kirchenstaate zu paralleliſiren, demnach erschien eine franz. Escadre unter dem Schiffscapitain Gallois vor dem Hafen von A.; 1500 Mann landeten während der Nacht und nahmen sofort am 22. Febr. 1832 die Stadt mit Gewalt, obwol ohne Widerstand, und die Citadelle am 23. durch Capitulation in Besitz. General Cubières, der den Oberst Combes im Commando ablöste, hält seitdem A. besetzt, jedoch unter päpstlicher Civilverwaltung. Der röm. Stuhl hatte vergebens protestirt; er ward endlich durch die Erklärungen des franz. Gesandten in Rom, des Grafen von St.-Aulaire, beruhigt.

Andacht. Dem Ursprunge nach bezeichnet das Wort Aufmerksamkeit oder ernste Richtung der Seele auf einen Gegenstand. Der Sprachgebrauch versteht aber darunter vornehmlich die Richtung der ganzen Seele auf Gott oder auf religiöse Gegenstände, Erhebung des Geistes und Gemüths zu dem Heiligen, Ewigen, Göttlichen, als ein Zustand des geistigen Lebens betrachtet. An der Andacht derjenigen Religiösen, deren Religionsglaube vornehmlich durch vernünftige Einsicht begründet und bedingt ist, wird der denkende Geist den vorzüglichsten Antheil haben, und nur insofern, als jene religiösen Gedanken, die seinen Geist in den Stunden der Andacht beschäftigen, unmöglich das gebildete Herz ohne Gefühle der dankbaren Freude, der Liebe, Bewunderung, Demuth, des Vertrauens u. s. w. lassen können, wird auch das Herz lebhaften Antheil an dieser Andacht haben. Bei denjenigen Religiösen aber, deren Glaube mehr von Gefühlen als von deutlichen, auf dem Wege des prüfenden Nachdenkens gewonnenen Überzeugungen abhängig ist, und welche auch für die Phantasie eine gewisse Befriedigung fodern, gestaltet sich die Andacht anders. Soll bei jenen das Herz zur Andacht geweckt oder die schon angeregte Stimmung unterhalten werden, so wird, wenn vom Unterrichte die Rede ist, eine klare, deutliche, würdevolle Ansprache an den Verstand erfodert, welche mit kurzen, edeln Worten erklärt, was einer Erklärung, gründlich mit Ernst und Würde beweist, was eines Beweises bedarf. Diejenigen aber, welche in Sachen der Religion und Andacht von dem Verstande nichts wissen wollen, machen andere Anfoderungen an Das, wodurch ihre Andacht geweckt und genährt werden soll. Sie wollen eine mehr versinnlichende, symbolische Mittheilung. Bei einem höhern Grade von Lebhaftigkeit der Phantasie und Stärke der Gefühle ist ihnen Andacht nichts Anderes als ein Schwelgen in dunkeln Gefühlen, welche durch starke Bilder der Einbildungskraft und mystisch ausgedrückte Formeln vorzüglich angeregt werden. Indessen ist nicht zu vergessen, daß nicht blos die Rede und der Unterricht Andacht zu erwecken vermag; auch der Cultus, wozu Gesang und kirchliche Gebräuche gehören, wirken zur Hervorbringung derselben, um so mehr, je sinnvoller derselbe ist. Andacht, auch im edelsten und würdigsten Sinne des Worts, kann nicht Zweck des Lebens, sondern nur ein wohlthätiges Mittel zur Veredlung, Verschönerung und Beseligung des Lebens sein. Wahre Andacht soll über die dunkeln Stunden und Stellen des Lebens einen Stral des himmlischen Lichts aus der

höhern Welt verbreiten und das niedergebeugte Herz durch die Kraft des frommen Glaubens und der Hoffnung erheben; sie soll den Freuden der Erde die höhere Weihe geben, durch welche sie zu rein-menschlichen Genüssen erhoben werden, die Leiden mildern und den Betrübten trösten. Wird durch sie keiner dieser Zwecke erreicht, so war sie entweder gedankenlose Gewohnheitssache oder Andächtelei, äußerer Schein der Andacht. Die Gefühle des wahrhaft Andächtigen werden sich auch im Äußern mehr oder weniger ausdrücken. Der heilige Ernst, welcher Geist und Herz bei dem Gedanken an das Heilige erfüllt, wird sich auch durch Vermeidung alles Dessen, was die stille Betrachtung stört, also durch feierliche Stille, auch da, wo sich die Andacht im Gebet oder Gesang ausspricht, kund thun. Der Andächtelei aber sind die äußern Zeichen der Andacht die Hauptsache. Wenn man von Andachtsübungen spricht, so versteht man darunter die Theilnahme an Feierlichkeiten, durch welche die Andacht geweckt und belebt werden soll. Diejenigen Schriften, welche man Andachtsbücher nennt, haben einen gleichen Zweck. Die Verschiedenheit der religiösen Bildungsstufen, auf welchen Geist und Gemüth stehen, bestimmen Inhalt und Ton zweckmäßiger Erbauungsschriften. Der alten Zeit genügte Bibel, Gesangbuch und höchstens ein sogenanntes Morgen- und Abendsegenbuch zu ihrer häuslichen Andacht. Diejenigen, welche einzelne religiöse Wahrheiten auch in einer etwas andern Form dargestellt wünschten, erbauten sich durch Thomas a Kempis „Von der Nachfolge Christi", oder durch Arndt's „Wahres Christenthum", Scriver's „Seelenschatz", Cubach's beliebtes Gebetbuch und ähnliche ascetische Schriften. An ihre Stelle traten in neuern Zeiten Gellert's Oden und Lieder, Zollikofer's, Tiede's, Sturm's, Rosenmüller's, Tittmann's, Witschel's u. A. Gebete und Betrachtungen, und die „Stunden der Andacht". Gebildetere Religionsfreunde finden auch in Büchern, die nicht unmittelbar zur Erbauung geschrieben sind, Stoff zur Belebung ihrer häuslichen Andacht.

Andante, gemächlich gehend, ein Hauptgrad in der musikalischen Bewegung (s. Tempo), nämlich die zwischen Adagio und Allegro liegende ruhige Bewegung. Das Andantino steht, nach der gewöhnlichen Annahme, zwischen Andante und Allegretto in der Mitte, ist folglich etwas geschwinder als Andante und etwas langsamer als Allegretto. Nach Andern hat das Andantino eine etwas langsamere Bewegung als Andante. Oft bezeichnet auch die Unterschrift Andantino nur ein kleines, kurzes Andante, welches einen sanften, ruhigen Vortrag erfodert.

Anden, s. Cordilleras de los Andes.

Andocides, einer der berühmtesten attischen Redner im 5. Jahrh. v. Chr. Man hat von ihm noch vier Reden, die für die Geschichte des peloponnes. Kriegs und Athens sehr wichtig sind. Sie stehen in den Sammlungen der attischen Redner von Reiske (Bd. 4) und von Becker (Bd. 1).

Andorra, zwei zwischen Frankreich und Spanien gelegene Pyrenäenthäler, im franz. Departement Arriège, an der catalon. Grenze, mit 15,000 Einw. auf 9 □M., bilden eine Art Freistaat, den ein von den sechs Gemeinden gewählter Rath und Gerichtshof nach alten Gesetzen regiert. A. steht mit Frankreich blos in einer gewissen Lehns- und Schutzverbindung, übrigens unter dem Bischof von Urgel.

Andover, eine Stadt im Staate Massachusetts mit etwa 4000 Einw., berühmt durch die von Franklin 1778 gestiftete Phillipsakademie, und besonders durch das 1807 gestiftete und freigebig ausgestattete theologische Seminarium. In besonders eingerichteten Gebäuden wohnen die vier Lehrer und die 120 Zöglinge. Alle erhalten freien Unterricht und Wohnung, die Bedürftigen Unterstützung aus milden Stiftungen. Der Lehrcursus dauert drei Jahre.

André (Christian Karl), geb. zu Hildburghausen am 20. März 1763, früher gräfl. Solms'scher Wirthschaftsrath zu Brünn, dann seit 1821 würtemb. Hofrath zu Stuttgart. A. widmete sich anfangs dem Erziehungsfache und war eine Hauptstütze des Salzmann'schen Instituts, das er 1785, als der Muth des Stif-

ters zu wanken anfing, zu erhalten wußte. Unter seinen pädagogischen Schriften von 1783—98 wurden vorzüglich geschätzt die von ihm anfänglich mit Bechstein, später mit Blasche gemeinschaftlich herausgegebenen „Gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahre" (10 Thle.) und die „Compendiöse Bibliothek der gemeinnützigsten Kenntnisse" (120 Hefte), deren Fortsetzung unterbleiben mußte, als A. 1798 die Direction der protestantischen Schule zu Brünn in Mähren übernahm, und das Verbot erschien, daß kein Östreicher außerhalb der östr. Staaten Etwas ohne Genehmigung der wiener Censur drucken lassen sollte. Mit Becker in Gotha unternahm A. 1797 die Herausgabe des „Allgemeinen Anzeigers der Deutschen", der damals „Reichsanzeiger" hieß, überließ aber jenem die Ausführung bald allein. Von 1800—5 wirkte A. in dem östr. Staate viel Gutes durch sein „Patriotisches Tageblatt", welches das erste und lange Zeit einzige Nationalblatt dieser Art war, durch die Censurstrenge aber unterbrochen wurde. Durch die Herausgabe des „ABC= oder ersten Lehrbuchs der Mineralogie" 1802 und durch die Verbreitung mehrer Hunderte von Mineraliencabineten trug er viel zur Gemeinnützigkeit dieser Wissenschaft bei. A. erhielt 1806 von der Regierung die Veranlassung, aufs Neue als Schriftsteller zu wirken, und man willigte in die von ihm gemachte doppelte Bedingung einer liberalen Censur und des ungehinderten Gebrauchs der auswärtigen literarischen Hülfsmittel. Er richtete jetzt seine schriftstellerische Thätigkeit theils auf die gebildetere Classe im Allgemeinen, theils auf die Landwirthe insbesondere. Für jene war seit 1809 die encyklopädische Zeitschrift „Hesperus" bestimmt, für diese seine „Ökonomischen Neuigkeiten". Beide Zeitschriften fanden gute Aufnahme. Die Auffoderung, einen Kalender zu schreiben, gab ihm seit 1810 Gelegenheit, auch auf die Cultur des Mittelstandes in Östreich einzuwirken, wie die 14 Jahrgänge seines in den letzten Jahren durch statistische Zusätze bereicherten „Nationalkalenders" beweisen, von denen die ersten unter dem Titel: „Hausbuch für Familien", in einer neuen Auflage erschienen. Später wandelte er ihn in Stuttgart in ein „Volksbuch für die gesammten deutschen Bundesstaaten" um. Mit Beifall wurde auch sein „Östreichischer Kaiserstaat" (der 15. Bd. der in Weimar erschienenen „Länder= und Völkerkunde", 1813) aufgenommen. Ohne sein Verschulden verlor A. die ihm 1806 bewilligten Vergünstigungen. In seiner schriftstellerischen Wirksamkeit gehemmt, trat er 1821, nachdem der König von Würtemberg ihm jede angemessene Unterstützung in seinem Streben für gemeinnützige Zwecke zugesichert hatte, in würtemb. Dienste, wo ihm das wissenschaftliche Secretariat bei der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins übertragen wurde. Hier gab er auch den „Hesperus" heraus bis zu seinem Tode am 19. Jul. 1831.

Andreä (Jakob), einer der thätigsten, berühmtesten und einflußreichsten Theologen der protestantischen Kirche in der ersten Periode ihrer Ausbildung, geb. 1528 zu Waiblingen in Würtemberg. Seit 1562, wo er als Propst an die St.=Georgenkirche und als Kanzler der Universität nach Tübingen kam, bis zu seinem Tode am 7. Jun. 1590, hat er fast an allen wichtigern Streitigkeiten, Gesprächen und Verhandlungen der protestantischen Kirche den entscheidendsten Antheil gehabt. Durch ihn besonders kam die „Formula Concordiae", ein Pacificationsversuch der streitenden lutherischen Parteien zu Stande, und er gab sich große Mühe, die bindende Autorität derselben durchzusetzen und ihr Anerkenntniß zu erlangen. Obschon ihm dies gelang, so verfehlte doch die Formel ihren Zweck und diente mehr dazu, den Unfrieden zu vermehren, als den Frieden herzustellen. Seine Schriften, über 150 an der Zahl, haben für unsere Zeiten nur noch historische Bedeutung.

Andreä (Joh. Valent.), geb. 17. Aug. 1586 zu Herrenberg in Würtemberg, einer der originellsten deutschen Schriftsteller, den Herder einen Mann nannte, der in seinem Jahrhunderte wie die Rose unter den Dornen blühte, ein Enkel des vorgenannten Jakob A., studirte zu Tübingen außer der Theologie vorzüglich Ma-

thematik, Geschichte, die alten und neuen Sprachen. Nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn bereiste er einen Theil Deutschlands und Italien. Im J. 1615 ward er Diakonus zu Vaihingen, worauf er durch Schriften zu wirken begann. Tief bekümmert, die Grundsätze der christlichen Religion leeren Streitigkeiten preisgegeben und die Wissenschaften von Eitelkeit und Neugierde gemisbraucht zu sehen, war er unablässig bemüht, sowol jener als diesen ihre moralische und wohlthätige Richtung wiederzugeben. Lange hat man ihn für den Stifter oder wenigstens Erneuerer des Ordens der Rosenkreuzer (s. d.) gehalten. Drei Schriften schienen diese Meinung zu unterstützen. Zu der „Chymischen Hochzeit Christiani Rosenkreuz" (1616) bekannte er sich später als Verfasser; und die beiden andern, „Fama fraternitatis R. C." (1614) und „Confessio fraternitatis R. C." (1615), sind jener in Denkweise und Darstellung zu nahe verwandt, daß nicht auch sie von ihm herrühren sollten. Nur wollte er mit ihnen keineswegs eine geheime Gesellschaft von Schwärmern und Wunderthätern begründen, vielmehr sollten sie, wie er von der erstern Schrift selbst eingesteht, grade das Gegentheil, ein Spiel mit den Thorheiten der Zeit, eine Verspottung der Geheimnißsüchtigen sein; allein sie wurden von den Zeitgenossen, insbesondere von Denen, die der mystisch-theosophischen Richtung der Zeit zugethan waren, falsch verstanden, und gaben zu geheimen Verbrüderungen, wie sie A. durchaus nicht beabsichtigt hatte, die Veranlassung. Er selbst benutzte jede Gelegenheit, das Unwesen der Rosenkreuzerei in seiner Blöße darzustellen, und mehre seiner spätern Schriften waren gegen dieselbe gerichtet. Die Richtung seines Geistes war durchaus praktisch. Kenntnißreich, scharfsichtig, witzig und sittlich-kräftig gebrauchte er die Waffen, die ihm, wie Wenigen, zu Gebote standen, gegen jede Verkehrtheit in Religion, Wissenschaft, Sitte, Politik und Erziehung, vor Allem gegen die Hauptverirrungen seiner Zeit, die dürre Schulgelehrsamkeit und die falsche durch jene hervorgerufene Mystik. Von seinen zahlreichen, meist aus kleinern Aufsätzen höchst mannichfaltigen Inhalts bestehenden Schriften gehört der „Menippus" (1617), eine Sammlung von hundert Gesprächen voll fruchtbarer, körnig und epigrammatisch ausgesprochener Wahrheiten, zu den vorzüglichsten. Er ist, wie die meisten andern Schriften A.'s, lat. in einer eigenthümlichen, von Seltsamkeiten nicht freien, mit komischen Zügen durchwebten Sprache geschrieben. Aus seiner „Mythologia christiana" (1619) haben Herder in den „Zerstreuten Blättern" (Bd. 5) und Sonntag in „A.'s Dichtungen" (herausgegeben von Herder, Lpz. 1786) Einiges übersetzt. Was A. deutsch schrieb und dichtete, war leicht, heiter und ohne sorgsame Feile. Von seinen deutschen Gedichten sagt er selbst:

Ohn kunst, ohn müh, ohn fleiß ich dicht,
Drum nit nach deinem kopff mich richt;
Biß du witzt, schwitzst, spitzst, schnitzst im Sinn,
Hab ich angsetzt und fahr dahin;
Biß du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon abgehaspt die Zwirn.
Gfelts dir nu nit, wie ich ihm thu,
Machs besser, nimb ein Jahr dazu.

Einzelne Proben gab er schon in der „Chymischen Hochzeit" und in dem selten gewordenen „Christlich Gemäl" (Tüb. 1612, 4.). Bekannter ist die „Geistliche Kurzweil" (Strasb. 1619, 12.) aus Herder's Mittheilungen. Spätere Versuche sind von minderm Belang, wie denn überhaupt seine schriftstellerische Wirksamkeit seit 1620 einer mehr auf das äußere Leben gerichteten Thätigkeit Platz machte, zu der ihm die geistlichen Ämter, die er seit 1620 als Superintendent zu Kalw, als Hofprediger zu Stuttgart, Generalsuperintendent und Abt zu Babenhausen und als Abt zu Adelberg bekleidete, volle Gelegenheit boten. A. starb zu Stuttgart am 27. Jun. 1654. Vgl. „A.'s Selbstbiographie" (Winterthur 1799) und Hoßbach, „Joh. Val. A. und sein Zeitalter" (Berl. 1819).

Andreas (der Heilige), Bruder des Petrus und der erste Schüler Christi, der aus der Jüngerschaft Johannes des Täufers zu ihm überging. Er war, wie sein Bruder, Fischer, Beide aber entsagten diesem Gewerbe und folgten dem Erlöser. A.'s Thätigkeit und Schicksale nach Christus Tode sind ungewiß; die gewöhnliche Meinung ist, daß er das Evangelium in Scythien gepredigt habe und am 30. Nov. 83 zu Paträ in Achaia gekreuzigt worden sei. Da sein Kreuz die Form X gehabt haben soll, so nennt man diese Art **Andreaskreuz**. In den ersten Zeiten der Kirche war ein ihm untergeschobenes Evangelium in Umlauf; auch die sogenannten Acta, die seinen Namen führen, sind nicht von ihm. Die Schotten verehren ihn als den Schutzheiligen ihres Landes, die Russen als den Apostel, der ihnen das Evangelium gebracht und ihre Kirche gestiftet hat. Ihm zu Ehren stiftete Peter der Große 1698 den **Andreasorden**, den vornehmsten des russ. Reichs.

Andréossy (Antoine François, Graf), geb. 6. März 1761 zu Castelnaudary, von ital. Abstammung, war der Urenkel des 1688 gestorbenen **François A.**, der mit Riquet den Kanal von Languedoc baute. Er trat 1781 als Artillerielieutenant in Kriegsdienste, kämpfte schon 1787 in Holland gegen die Preußen und schwang sich nach dem Ausbruche des Revolutionskrieges schnell empor. Im ital. Feldzuge zeichnete er sich bei mehren Gelegenheiten aus und begleitete Bonaparte nach Ägypten, wo er als Mitglied des zu Kairo gestifteten Instituts viele Beweise seiner wissenschaftlichen Kenntnisse gab, vorzüglich durch seine Untersuchungen des Sees Menzaleh. Mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt, half er die Entscheidung am 18. Brumaire herbeiführen, wurde Divisionsgeneral, Commandant von Mainz und nach dem Frieden von Amiens Gesandter in London. Später ward er Botschafter in Wien und zuletzt Gesandter in Konstantinopel, wo er sich nicht nur durch thätige Beförderung der Interessen Frankreichs, sondern auch durch wissenschaftliche Forschungen auszeichnete. Nach der Restauration ward er zurückgerufen und erschien nach Napoleon's Rückkehr wieder auf dem Schauplatze. Nach der Schlacht bei Waterloo war er einer der Commissaire, die den fremden Heeren entgegengesandt wurden, aber nicht bis zu Blücher's Hauptquartier reisen durften. Er starb zu Montauban am 10. Sept. 1828. Eine seiner ersten Schriften ist die interessante „Histoire générale du canal du Midi" (Par. 1800), worin er die lange verkannten Ansprüche seines Ahnherrn gegen Riquet rettet. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen in Ägypten bilden einen Theil der „Mémoires de l'Egypte". Von vorzüglichem Werthe ist sein auf genaue Messungen und geognostische Untersuchungen gegründetes „Mémoire sur l'irruption du Pont-Euxin dans la Méditerranée", und das „Mémoire sur le système des eaux qui abreuvent Constantinople", worin er sich über die gesammten Wasserleitungen und den Zustand der Hydraulik in der Türkei verbreitet, gehört zu den schätzbarsten Bereicherungen der Hydrostatik. Für die Kriegsgeschichte ist die „Relation de la campagne sur le Mein et la Rednitz de l'armée gallo-batave" (Par. 1802), und für die physische Geographie das Werk: „Constantinople et le Bospore de Thrace pendant les années 1812—14 et pendant l'année 1826" (mit einem Atlas; deutsch, Lpz. 1828) von Wichtigkeit.

Andrieux (François Guillaume Jean Stanislaus), geb. 6. Mai 1759 zu Strasburg, zeichnete sich nach dem Ausbruche der Revolution durch seine Freiheitsliebe aus und trat 1798 als Deputirter des Seinedepartements in das gesetzgebende Corps, wo er durch seine Reden und Vorschläge über die Einrichtung der Primairschulen, die Freiheit der Presse und über die Ermordung der Gesandten zu Rastadt viel Aufsehen erregte. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun, 1800 Secretair und bald nachher Präsident des Tribunats. Mit Eifer und Festigkeit erklärte er sich gegen die verfassungswidrigen Schritte des ersten Consuls und des Staatsraths, bis er 1802 abtreten mußte. Später ernannte ihn Napoleon zum Ritter der Ehrenlegion und zum Professor der Literatur am Collège de France

und der schönen Wissenschaften an der polytechnischen Schule. Der König nahm ihn 1816 in die franz. Akademie auf, deren beständiger Secretair er 1829 ward. A. gehört zu den vorzüglichern neuern dramatischen Dichtern Frankreichs, und gewann besonders durch sein Lustspiel „Anaximander" Beifall. Sein „Examen critique du théâtre des Grecs" wird geschätzt. Auch fand sein im Sept. 1830 aufgeführtes Trauerspiel „Junius Brutus" großen Beifall.

Androide (Drahtpuppe), in der Mechanik, eine Figur oder ein Automat, das die äußere Gestalt eines Menschen hat und durch Vorrichtungen mancherlei menschliche Handlungen verrichtet. Hierher gehört die Schachmaschine von Kempelen und vielleicht die kunstreichste aller ähnlichen Maschinen, der Flötenspieler von Vaucanson, der 1738 in Paris allgemeine Bewunderung erregte.

Andromăche, Tochter des Königs Eetion von Theben in Cilicien und Gemahlin des Hektor, ausgezeichnet durch Schönheit und weibliche Trefflichkeit. Rührend wird ihr Abschied von Hektor, als er zum letzten Kampfe eilte, von Homer in der Iliade und von Schiller besungen. Nach Trojas Eroberung ward sie dem Pyrrhus, Achilles' Sohne, zu Theil, welcher sie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, sie nachher aber dem Helenus, Hektor's Bruder, überließ, dem sie noch einen Sohn gebar. Euripides hat sie zur Hauptperson einer Tragödie gemacht.

Andromĕda, des äthiop. Königs Kepheus und der Kassiopeia Tochter. Mutter und Tochter waren von seltener Schönheit. Als aber jene einst prahlerisch rühmte, daß ihre Tochter die Nereïden, ja vielleicht die Here selbst an Schönheit übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater, der nicht nur des Kepheus Gebiet überschwemmte, sondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer sandte, welches allgemeines Verderben drohte. Das Orakel that den Ausspruch, Poseidon's Zorn könne nur besänftigt werden, wenn Kepheus seine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte; die Äthiopier zwangen ihn zur Befolgung des Spruchs, und die unschuldige A. wurde, an einen Felsen gefesselt, dem Ungeheuer preisgegeben. So erblickte sie Perseus, der, das versteinernde Gorgonenhaupt in der Hand, eben von Besiegung der Medusa auf dem Pegasus zurückkam. Gerührt von ihrer Schönheit, versprach der Held das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm die Jungfrau vermählen wolle. Gern versprach dies der Vater, und **Perseus** (s. d.) bestand das Abenteuer.

Andronicus, s. **Livius**.

Androphag, s. **Anthropophag**.

Äneas, des Anchises und der Venus Sohn, ist unter Trojas Helden nach Hektor der tapferste bei der Vertheidigung der Stadt. Ungeachtet der Mahnung des Priamus in der Nacht, als die Stadt von den Griechen genommen wurde, mit den Götterbildern zu entfliehen, stürzt er sich in den Kampf und weicht nicht eher, bis Priamus gefallen, und die Mutter ihn ruft, zum Vater zurückzukehren. Er rettet die Götter und die Seinen und verläßt das brennende Ilium, wo nichts mehr zu retten; doch im Getümmel verliert er seine Gattin **Kreusa** (s. d.). Mit 20 Schiffen segelt er nach Thrazien, wo er die Stadt Änos zu bauen beginnt, allein ein Wunder erschreckt ihn und er unterläßt den Anbau. Um das Orakel zu befragen, wendet er sich nach Delphi; die Misdeutung des Orakelspruchs führt ihn nach Kreta, von wo ihn eine Pest vertreibt. Er zieht nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollo's Spiele feierte, und findet dann in Epirus Helenus und Andromache. Von hier geht seine Fahrt an Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Ätna, dann um Sicilien nach dem Vorgebirge Drepanum auf der Westseite, wo Anchises stirbt. Ein Sturm verschlägt ihn nach Afrika, wo Dido ihn in Karthago freundlich aufnimmt und an eine Vermählung mit ihm denkt. Jupiter aber, des waltenden Schicksals eingedenk, sendet durch Mercur Befehl an Ä., nach Italien abzugehen. Während die verlassene Dido ihr Leben auf dem

Scheiterhaufen endigt, segelt Ä. mit seinen Genossen ab und wird durch Sturm nach Sicilien zum trojan. Gastfreunde Acestes verschlagen, wo er dem abgeschiedenen Vater Todtenspiele feiert. Die Weiber der Genossen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, stecken die Schiffe in Brand, worauf er beschließt, die Weiber und Schwachen zurückzulassen. In diesem Entschluß bestärkt ihn Anchises, der ihn im Traum ermahnt, in Italien durch Hülfe der Sibylla in die Unterwelt zu steigen. Nach Erbauung der Stadt Acesta schifft Ä. nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufsucht, die ihm seine Zukunft weissagt und seinen Gang zur Unterwelt befördert. Nach seiner Rückkehr aus dieser gelangt er nach einer neuen Schiffahrt in den Tibris, wo er am östl. Ufer, im Lande des laurentinischen Königs Latinus, aussteigt. Dessen Tochter Lavinia war von dem Schicksal einem Fremdlinge bestimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies veranlaßt einen Krieg, nach dessen Beendigung sich Ä. mit der Lavinia vermählt. So erzählt Virgil in der Äneïde, abweichend in manchem Stücke von den Angaben älterer Quellen, z. B. den cyklischen Dichtern, die Geschichte des Ä. — Sein mit der Lavinia erzeugter Sohn, **Äneas Sylvius**, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga, und zuletzt durch Romulus und Remus der Gründer Roms. Von seiner ersten Gemahlin hatte er einen Sohn, Ascanius, der Albalonga erbaute, und von dessen Sohne Julus die Römer das Julische Geschlecht ableiteten.

Äneas Sylvius, s. **Piccolomini**.

Anekdote, eigentlich Anekdoton, Das, was noch nicht herausgegeben oder bekannt gemacht worden ist. Wir verbinden mit diesem Worte gewöhnlich den Begriff eines kleinen, aus dem Leben gegriffenen oder witzig erfundenen Geschichtchens, einer merkwürdigen oder witzigen Äußerung, eines außerordentlichen oder lächerlichen Vorfalls. Die Erklärung dieses Begriffs ist um so schwieriger, da so Vielartiges darunter gedacht wird, und oft sind Anekdoten gleichbedeutend mit **Ana** (s. d.). — **Anekdotenkrämer** nennt man spottweise Personen, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath an Geschichtchen ausschütten, und **Anekdotenjäger** besonders Reisebeschreiber, die ihre Beschreibungen mit fabelhaften Erzählungen ausputzen.

Anemometer (Anemoskop, Anemometograph, auch Plagoskop), Windzeiger oder Windmesser, jedes Werkzeug, das die Richtung des Windes angibt. Die Wetterfahne auf Thürmen und Dächern ist das einfachste Anemoskop; man hat aber auch solche, deren Fahne sich um eine bewegliche Spindel dreht, die durch die obere Decke der Gebäude bis zu dem Zimmer geht, worin man die Beobachtung vornehmen will. An der Decke dieses Gemachs ist eine Windrose befindlich, und indem der Wind die Fahne nebst der Spindel dreht, gibt ein unten an derselben angebrachter Zeiger auf der Windrose die Richtung des Luftstroms zu erkennen. Es gibt künstliche Anemometographe, die sogar in Abwesenheit des Beobachters die Veränderung des Windes und auch die Stärke desselben aufzeichnen. Zu den vorzüglichern dieser Art rechnet man die von Moscati und Landriani.

Änesidēmus, ein skeptischer Philosoph, aus Knossus in Kreta gebürtig, der ein wenig später als Cicero gelebt haben muß, und in Alexandrien den **Skepticismus** (s. d.) in einem größern Umfange als früher lehrte. Er setzte die Wahrheit in die Allgemeinheit des subjectiven Scheins und schrieb ein Werk: „Pyrrhonische Gründe", in welchem er die Gründe zur Zurückhaltung des entscheidenden Urtheils, die man aber auch schon dem Pyrrho beigelegt hat, aufstellte. Den Skepticismus, welchen er als eine vergleichende Reflexion über die Erscheinungen und Vorstellungen betrachtete, mittels welcher man in denselben die größte Verwirrung finde und zur Zurückhaltung des Beifalls bestimmt werde, unterstützte er sehr durch seine Widerlegung des Causalitätsbegriffs. In neuerer Zeit hat G. E. Schulze in Göt-

tingen unter diesem Namen eine Schrift herausgegeben, in welcher er Kant's Kritik mit den Waffen des Skepticismus bekämpfte.

Aneurysma, Pulsadergeschwulst. Man unterscheidet vier Arten von Aneurysmen: 1) das echte, Erweiterung und Ausdehnung irgend einer Stelle einer Pulsader; 2) das unechte, wenn die Haut einer Arterie geöffnet ist und ein Austritt von Blut in das benachbarte Zellgewebe erfolgt; 3) das zusammengesetzte, wenn die äußern Häute der Arterie verletzt sind, und die innere Haut derselben durch die entstandene Öffnung sich ausdehnt, herausdrängt und einen Sack bildet; und 4) das varicöse, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchschlagen, und zugleich die obere Seite einer unter derselben liegenden Arterie durchschnitten wird, wodurch nun das Blut aus derselben in die Vene dringt. Die Aneurysmen sind häufig an großen Arterienstämmen, besonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anstrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetschungen öftern Verletzungen ausgesetzt sind. Es können aber auch, besonders zu den innern Aneurysmen, Krankheiten der Arterienhäute, namentlich angeborene Schwäche und Schlaffheit derselben, heftiger Blutandrang und heftige Blutwallungen, Genuß hitziger Getränke, heftige Leidenschaften und Gemüthsbewegungen, Affecten, besonders Zorn, Veranlassung geben, ja selbst deren Zerreißung und dadurch erfolgenden plötzlichen Tod verursachen. Äußere Aneurysmen erkennt man an der anfangs nur kleinen, runden oder länglichen, in der Gegend einer Arterie befindlichen Geschwulst, welche weich, elastisch ist, und in welcher man ein dem Pulse ähnliches Klopfen bemerkt. Dieses Klopfen hört auf, wenn man die Arterie oberhalb der Geschwulst stark zusammendrückt, es wird wieder fühlbar, sobald der Druck aufhört. In der ersten Periode dieser Krankheit bleibt die Geschwulst lange Zeit klein oder wächst doch sehr langsam; in der zweiten aber nimmt sie plötzlich sehr zu, verändert die Farbe, wird blau und fängt an zu schmerzen, die benachbarten Theile schwellen an, das Klopfen in der Geschwulst wird undeutlicher. Endlich, wenn keine Heilung erfolgt, berstet die Geschwulst, welche eine Menge theils geronnenen, theils flüssigen Bluts enthält, und der Kranke stirbt an Verblutung, oder der Theil wird brandig. Die innern Pulsadergeschwülste sind schwer zu erkennen. Die äußerlichen Aneurysmen werden entweder durch lang anhaltenden Druck auf die Geschwulst geheilt oder durch Operationen weggeschafft, wobei nach Hunter's Methode die Arterie oberhalb der Geschwulst entblößt und unterbunden wird, sodaß dadurch der Zufluß des Blutes in den Sack des Aneurysma gehindert wird, und er allmälig sich zusammenzieht.

Anfossi (Pasquale), geb. zu Neapel 1729, wurde in den Musikschulen von Neapel für die Violine gebildet und studirte die Composition unter Sacchini und Piccini, welche seine Gönner wurden. A. hat mehre Opern geschrieben, welche zu ihrer Zeit geschätzt waren. Er ging nach Paris und London, kehrte aber 1787 nach Italien zurück, wo er zu Rom 1795 starb. Sein Geschmack, Ausdruck und seine Kunst der Steigerung und Entwickelung sind ausgezeichnet. Mehre seiner Finales sind Muster in dieser Art. Seine Fruchtbarkeit beweist, daß er mit Leichtigkeit arbeitete. Sein „Avaro", „Il curioso indiscreto" und „I viaggiatori felici" gehören zu den besten komischen Opern. Außerdem hat er mehre, meist von Metastasio gedichtete, Oratorien und Psalmen componirt.

Angeboren. Was der Mensch mit seiner Geburt oder seiner ersten wahrnehmbaren Erscheinung im Leben empfangen hat, und was mithin auch nicht Werk seines Willens und seines Verdienstes ist, sind diejenigen besondern, allen übrigen zum Grunde liegenden Bestimmungen und Verhältnisse seines individuellen Wesens, in deren Ausbildung und Anwendung seine freie Thätigkeit sich zeigen soll. Angeboren, sagt man daher, ist dem Menschen sein Körper und die an die Erscheinung des Körpers sich anknüpfende Regel der Äußerung und Entwicke-

lung des Geistes (die geistige Anlage), die mit dem Begriffe des menschlichen Daseins verknüpfte Rechtsfähigkeit und das ihm als Familienglied und Eingeborenen eines bestimmten Staats zukommende Recht. Man hat gestritten, ob die Ideen dem Menschen angeboren seien; obgleich sie nun der Mensch nicht von Geburt an hat, d. h. sich deren bewußt ist, weil das Bewußtsein erst selbst entsteht, so sind sie doch der geistigen Natur nach ursprünglich, d. i. nicht von den Einzelnen als solchen willkürlich hervorgebracht, sondern von ewigem, nothwendigem Inhalt und das Resultat einer gesetzmäßigen Ausbildung unsers geistigen Wesens; und nach dieser Ursprünglichkeit, die jedoch den äußern Einfluß auf unsere Ausbildung nicht überhaupt ausschließt, sind sie oft auf unpassende Weise angeboren genannt worden. Man könnte vielmehr sagen, alle Ideen sind auch erworben; nur gibt es solche, zu deren Erwerbung ein jeder Mensch gewisse nothwendige Bedingungen von Natur besitzt.

Angelfischerei. Der Fischfang hauptsächlich in Flüssen mit Angeln, an deren äußerstem Ende natürliche oder künstliche Köder befestigt sind, ist nirgend so allgemein unter allen Ständen üblich als in England, dessen Literatur auch reich an Schriften über diese Belustigung in Prosa und Versen ist, und selbst die Gesetzgebung hat sie von Eduard I. bis auf Georg III. durch eine lange Reihe von Verordnungen beschützt. In den Vereinigten Staaten, wohin diese altengl. Belustigung verpflanzt wurde, ist das Angeln wie die Jagd für Jedermann frei, doch nehmen dort die Frauen nicht Theil an diesem Fischfang wie in England. Hier soll das Angeln zur Zeit der Reformation in Aufnahme gekommen sein, da die Geistlichkeit, welcher Jagd und Falkenbeize verboten war, sich durch jene Belustigung entschädigte. Die älteste Schrift über das Angeln enthält das 1496 gedruckte seltene „Book of St. Albans" unter dem Titel „Treatyse of fyshinge wyth an angle", von Juliana Barnes, Priorin eines Nonnenklosters bei St.-Albans, mit anziehender Lebendigkeit und Naivetät geschrieben. Bereicherter ist Isaak Walton's, eines londoner Bürgers, zuerst 1653 gedrucktes treffliches Buch: „The complete angler", in dialogischer Form, durch unnachahmliche Einfachheit ausgezeichnet, später von anderer Hand fortgesetzt. Der große Chemiker Humphry Davy, selbst ein eifriger Angler, nahm Walton's Form zum Muster in seiner „Salmonia, or days of flyfishing" (Lond. 1828), worin die kunstgerechte Anleitung zur Angelfischerei durch geistreiche Behandlung des Gegenstandes ein erhöhtes Interesse erhält.

Angeln, ein deutsches Volk, das im Magdeburgischen wohnte und wahrscheinlich in die ältern Sitze der Longobarden einrückte, als diese den Cheruskern die Nordhälfte ihres Landes weggenommen hatten. Da sie sich dem Rheine und dem röm. Gebiete nie näherten, finden wir ihren Namen nicht bei den röm. Schriftstellern, welche sie unter dem allgemeinen Namen der Chauzen und Sachsen mit begriffen, bis die Eroberung Britanniens sie als ein einzelnes Volk bekannter machte. Im 5. Jahrh. schlossen sie sich an ihre mächtigen nördl. Nachbarn, die Sachsen, an, und eroberten unter dem Namen Angelsachsen das heutige England (s. Großbritannien); ein Theil von ihnen blieb auf der dän. Halbinsel, wo noch jetzt ein Landstrich von 14 □Meil. mit 22,000 Einw., welche dänisch sprechen, zwischen Flensburg und der Schlei, an der Ostküste des Herzogthums Schleswig, den Namen Angeln führt.

Angelo (Michel), eigentlich Buonarotti, aus dem alten Hause der Grafen von Canossa, geb. 1474 zu Caprese oder Chiusi, gest. 1564 zu Rom, offenbarte sein erstaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Malerei, Bildhauerei, Architektur und Poesie. Domenico de Ghirlandajo war sein erster Lehrer in den zeichnenden Künsten, und er war noch nicht zwei Jahre bei ihm gewesen, als er in der von Lorenzo von Medici angelegten Kunstschule auch den Unterricht Bertoldo's in der Bildhauerei mit so gutem Erfolge genoß, daß er schon in seinem

16. Jahre den Kopf eines alten Satyrs, zur Bewunderung aller Kenner, in Marmor copirte. Nicht minder zog er als Maler die Aufmerksamkeit auf sich, sodaß er den Auftrag erhielt, gemeinschaftlich mit dem großen Leonardo da Vinci im Rathssaale von Florenz historische Gemälde auszuführen. Zu diesem Behuf entwarf er jenen berühmten, leider nicht mehr vollständig vorhandenen Carton, der eine Scene aus dem Kriege der Florentiner gegen Pisa darstellt und von den Kennern als eine der trefflichsten Schöpfungen A.'s gepriesen wird. Indeß hatte Papst Julius II. ihn nach Rom berufen und ihm den Auftrag gegeben, ein Grabmal für ihn zu arbeiten. Zweimal wurde diese Arbeit unterbrochen, durch A.'s beleidigten Stolz und durch den Neid gleichzeitiger Künstler. Bramante und Giuliano da Sangallo besonders waren es, die den Papst überredeten, von A. das Gewölbe der Sixtinischen Kapelle malen zu lassen; denn sie wußten, daß er in Frescomalereien sich noch nicht versucht hatte, und glaubten ihm dadurch eine Arbeit zuzuwenden, deren unvollkommene Ausführung ihm das Wohlwollen des Papstes entziehen würde. A. vollbrachte, ungeachtet der abgedrungenen Eilfertigkeit, in 20 Monaten ein Werk, das von allen Kennern bewundert wird und den Künstler in der ganzen Größe seines originellen Geistes zeigt. Als hierauf A. wieder an dem Grabmale fortarbeiten wollte, starb Julius, und auf des nachfolgenden Papstes Leo X. Befehl mußte er jetzt nach Florenz gehen, um den Bau der Vorderseite an der St.-Lorenzbibliothek zu übernehmen. Aber auch diesen unterbrach Leo's Tod. Unter Adrian VI. arbeitete er einige Statuen für des Julius Grabmal, besonders die berühmte Statue des Moses und einen Christus, der nachher zu Rom in der Kirche della Minerva (Sta-Agnese) aufgestellt ward. Clemens VII., aus dem Hause Medici, rief A. wieder nach Rom und übertrug ihm die Vollendung der neuen Sacristei und der St.-Lorenzbibliothek zu Florenz. In der ersten sind die Monumente der Mediceer von ihm gearbeitet, an welchen Tag und Nacht, Morgen- und Abenddämmerung angebracht sind. Stürmische Zeiten folgten, nach deren Verlauf er noch den Auftrag bekam, das jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle zu malen. Ungern ging der 60jährige Künstler an ein Werk, das seinem Ruhme gefährlich werden konnte. Er, der von Natur zum Ernst und Tiefsinn hinneigte, der unter allen Dichtern sich am liebsten durch Dante's großartige Gemälde begeisterte und durch ein ununterbrochenes Studium der Anatomie den verborgensten Mechanismus der Muskeln erforscht hatte, suchte im Gefühl seiner Kraft sich einen neuen Weg für diese Arbeit zu bahnen und in dem Schrecklichen, in der Kraft der Umrisse, in der Kühnheit der Bewegungen seine Vorgänger, zu welchen vornehmlich Luca Signoretti gehörte, zu überbieten. So vollendete er 1541 ein Gemälde, das durchaus mislungen in der Composition, ohne Würde im Ganzen, ohne Adel und abenteuerlich im Einzelnen, zwar nicht den Schönheitssinn befriedigt, aber überall den großen und erfahrenen Künstler zeigt und mehr für den Künstlerverstand lehrreich als genießbar für Gefühl und Geschmack des Liebhabers ist. Indem es die menschliche Gestalt in allen Wendungen, Lagen und Verkürzungen, und den Ausdruck des Staunens, des Schmerzes, der Verzweiflung in allen Abstufungen darstellt, ist es als ein unerschöpflicher Schatz von Studien zu betrachten. A.'s letzte beträchtliche Werke der Malerei waren zwei große Gemälde: der Fall des Paulus und die Kreuzigung des Petrus, in der Paulinischen Kapelle. Als Bildhauer arbeitete er unter Andern eine Kreuzabnahme, vier Figuren aus einem Stück Marmor. Von seinem Cupido in Marmor erzählt man, daß er eine Vervollkommnung eines andern Cupido sei, den A. nach abgeschlagenem Arme zur Täuschung vergraben ließ, damit er für eine Antike gelten möge. Jener vervollkommnete Cupido hat Lebensgröße. A.'s Statue des Bacchus schrieb Rafael gleiche Vollendung als den Meisterwerken des Phidias oder Praxiteles zu. A. mußte 1546 noch die Fortsetzung des Baues der Peterskirche übernehmen. Er verbesserte den Plan, indem er die Form des griech. Kreuzes wählte, die Tribune und die beiden Querschiffe des Kreuzes erweiterte, die

Kuppel auf eine feste Mauer stützte und eine Vorderseite nach dem Muster der Vorhalle des Pantheon entwarf. Aber er erlebte die Ausführung seines Plans nicht, an welchem nach seinem Tode Einiges geändert wurde. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio (Capitols), des Farnese'schen Palastes und vieler andern Gebäude. Auch seine architektonischen Werke zeichnen sich durch Größe und Kühnheit aus; aber in seinen Verzierungen zeigt sich oft seine ungeregelte, ausschweifende Phantasie, die das Ungewöhnliche und Neue dem Einfachen und Geschmackvollen vorzieht. Seine Gedichte, die er nur als Spiele der Einbildungskraft und als Zeitvertreib ansah, enthalten ebenfalls unverkennbare Beweise seines großen Talents. Sie sind mehren Sammlungen einverleibt und auch einzeln erschienen. Seine prosaischen Werke (Vorlesungen, Reden, Cicalate, d. h. scherzhafte akademische Vorlesungen) befinden sich in der Sammlung der „Prose fiorentine", und seine Briefe in Bottari's „Lettere pittoriche". Vgl. „Vita di Michelangelo B., scritta da Ascanio Condivi, suo discepolo" (Rom 1553, 4.; mit Zusätzen, Florenz 1746, Fol., neueste Ausg. mit Anm. von Cav. de' Rossi, Pisa 1823).

Angelus Silesius, mit seinem eigentlichen Namen Joh. **Scheffler**, ein ausgezeichneter geistlicher Dichter, geb. 1624 zu Breslau oder zu Glatz. Er wurde Leibarzt des Herzogs von Würtemberg-Öls mit dem Titel eines kais. Hofmedicus, trat 1653 zur katholischen Kirche über, ward Priester und Rath des Bischofs von Breslau und starb daselbst am 9. Jul. 1677 im Kloster. Von früher Jugend zu mystischen Schwärmereien geneigt, ward er durch die Schriften Tauler's, Böhme's, Schwenkfeld's u. A. später ein vollkommener Mystiker. Diese Seelenverirrung verleitete ihn in seinen geistlichen Liedern zu mystisch-tändelndem Bilderspiele; doch gefallen seine geistlichen Sprüche durch den schmucklosen Ausdruck. Was er nach seinem Übertritte schrieb, trägt meist das Gepräge unduldsamer Polemik. Sein „Cherubinischer Wandersmann" (Glatz 1674, 12.) war beinahe 100 Jahre hindurch ein viel gelesenes und durch zahlreiche Ausgaben verbreitetes Erbauungsbuch. Außerdem erschienen von ihm: „Geistliche Hirtenlieder" (Bresl. 1657), „Betrübte Psyche" (Bresl. 1664) und „Die köstliche evangelische Perle" (Glatz 1667). Das bekannte Kirchenlied: „Mir nach! spricht Christus, unser Held", hat ihn zum Verfasser. Eine Sammlung seiner „Poetischen Sprüche" von V. v. E. (Varnhagen von Ense) erschien Berl. 1820. Vgl. Müller's „Bibliothek deutsch. Dichter des 17. Jahrh." (Lpz. 1826), 9. Bdch.

Angenehm ist ein Gegenstand, der ein Gefühl der Lust erweckt; im engern Sinne aber ein solcher, der durch seine sinnliche Empfindung Lust erzeugt. Da das sinnlich Angenehme von der Beschaffenheit und dem Zustande des Empfindungsvermögens abhängt, so ist es nichts absolut Gutes, d. h. was für alle vernünftige Wesen gelten könnte; es ist daher auch über das blos Angenehme nicht mit Erfolg zu streiten. Der Mensch, als Sinnenwesen, begehrt das Angenehme und meidet das Unangenehme, es ist ihm physisches Bedürfniß, die Summe des Angenehmen zu vermehren, die des Unangenehmen zu vermindern, d. h. er strebt nach Glückseligkeit.

Angerona, die Göttin des Stillschweigens. Ihr Bild, das zu Rom im Tempel der Voluptas stand, stellt sie mit verbundenem Munde, oder mit dem Finger auf den Mund weisend dar. Ihr Jahresfest die **Angeronalien** wurden am 21. Dec. gefeiert.

Angesicht, Antlitz, Gesicht, die vordere Fläche des Kopfes, der Sitz der meisten Sinne, zeigt auf seiner Oberfläche schon eine Menge verschiedener Theile, wie die Stirn, die Augenlider und Augenbrauen, die Augen, die Nase, die Wangen, den Mund, die Lippen, die Kinnlade, die Zähne. Unter der Haut, welche im Gesichte zarter, feiner, empfindlicher und freier ist als an andern Theilen, liegen viele in Fett eingehüllte Muskeln, welche auch Einfluß auf die Bewegung der Haut haben, und es verlaufen im Gesichte mehr Gefäße und Nerven als an irgend einem

andern äußern Theile. Die knöcherne Grundlage des Gesichts besteht, die 32 Zähne ausgenommen, aus 14 Knochen, die vorzugsweise mit dem Namen der Gesichtsknochen in der Anatomie belegt werden. Außerdem aber trägt auch ein Theil des Stirnbeins zur Bildung des Gesichts viel bei. Nur einer von diesen Knochen, die untere Kinnlade, ist in ihrer Verbindung mit dem Schläfenbeine beweglich, die übrigen Knochen sind fest unter einander verbunden. In allen diesen Theilen drückt sich die Gemüthsstimmung, Geistesfähigkeit und mit Einem Worte das psychische Leben des Menschen sehr deutlich aus, wie die **Physiognomik** (s. d.) lehrt; außerdem aber erhält das Gesicht auch durch das Temperament, durch die körperlichen Veränderungen und vorzüglich durch Krankheiten einen sehr verschiedenen Ausdruck und muß sehr häufig als Mittel zur Beurtheilung solcher Zustände benützt werden. Schon die Knochen tragen dazu bei, daß die äußere Form des Gesichts bei Thieren und Menschen sehr verschieden ist. Bei den erstern sind die Kinnladen weit hervorgezogen und bilden mit der Stirn einen spitzen Winkel, bei dem Menschen aber treten die Kinnladen desto mehr zurück, je mehr die menschliche Bildung und Schönheit die Oberhand gewinnt. Auf dieses Verhältniß der Kiefer zu der Stirn gründet sich die von Peter Camper entdeckte Gesichtslinie, welche man auf folgende Art bildet: Man denkt sich eine grade Linie, welche an der Basis des Schädels vom großen Hinterhauptsloche durch den äußern Gehörgang bis an den untersten Theil der Nase gezogen wird. Zieht man nun eine andere grade Linie von der untersten Stelle der Nase oder auch der Wurzel der obern Schneidezähne nach der Stirn hin, so werden beide Linien einen desto spitzigern Winkel bilden, je weniger sich die Gesichtsbildung der menschlichen nähert; so beträgt bei den gewöhnlichen Affen dieser Winkel nur 45—60°, bei dem Orang-Utang schon 63°, während er bei dem Neger ungefähr 70° und bei dem Europäer 75—85° mißt. Merkwürdig ist es, daß in den Kunstwerken der Griechen dieser Winkel 90°, ja bei den Statuen des Jupiter sogar 100° beträgt.

Angiologie, s. **Anatomie**.

Anglaise (engl. country-dance), ein Tanz von lebhaftem Charakter und leichter Bewegung. Er verdankt sein Entstehen dem franz. rigaudon, ist allmälig einfacher geworden und beschränkt sich jetzt gemeiniglich auf vier Touren. Die Melodien dazu sind mehr oder weniger schnell, bestehen aus zwei Wiederholungen von acht Takten, aus kunstlosen Verbindungen der Notenfiguren und aus gradzähligen Absätzen und Einschnitten. Die gewöhnliche Taktart ist $^2/_4$ oder $^3/_4$.

Anglesey (Henry William Paget, Marq. von), geb. 17. Mai 1768, ist der älteste Sohn des Obersten Grafen von Uxbridge, der sich im amerik. Kriege auszeichnete. In Oxford gebildet, trat er zu Anfange der franz. Revolution in das brit. Heer und erwarb sich als Lord Paget, besonders in dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel als Anführer der Reiterei, großen Ruhm, besonders bei der Deckung des Rückzugs des Generals Moore und in dem Treffen bei Benavente. Nach dem Tode seines Vaters erbte er den Titel Graf von Uxbridge. In der Schlacht bei Waterloo verlor er ein Bein, und bei seiner Rückkehr nach England erhielt er den Titel Marquis von Anglesey und den einstimmigen Dank des Parlaments. Unter Canning war er als Oberbefehlshaber der Artillerie Mitglied des Ministeriums und wurde 1828 Statthalter in Irland. Früher ein Gegner der Emancipation, erkannte er bald nach seiner Ankunft, daß die Ruhe des Landes nur durch Befriedigung der Ansprüche der Katholiken gesichert werden konnte, und nach dieser Überzeugung führte er die Verwaltung, indem er die Erbitterung der Parteien zu besänftigen wußte, während er den Gesetzen Gehorsam verschaffte. Er wurde von Wellington, dessen Ansichten er nicht theilte, zurückgerufen, unter Grey's Ministerium aber wieder an die Spitze der Verwaltung Irlands gestellt, wo indeß die falsche Politik der Tories alle Verhältnisse in eine so unglückliche Verwirrung gebracht hatte, daß die Entschiedenheit und Redlichkeit seines Benehmens den Sturm kaum zu beschwören vermochten. (S. **Irland**.)

Anglicanische Kirche, s. Englische Kirche.

Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Herzog von), Dauphin seit 1824, Erdauphin seit 2. Aug. 1830, Neffe Ludwig XVIII., ältester Sohn des Grafen Artois, Exkönigs Karl X., und Marien Theresiens von Savoyen, geb. zu Versailles 6. Aug. 1775. Er wanderte 1789 mit seinem Vater aus und beschäftigte sich bei seinem Großvater in Turin, nebst dem Herzoge von Berri, seinem Bruder, vorzüglich mit dem Studium der Artilleriewissenschaft. Im Aug. 1792 trat er in Deutschland an die Spitze eines Corps von Ausgewanderten. Die ungünstigen Erfolge des Krieges veranlaßten ihn, sich mit seinem Vater zu Edinburg niederzulassen; einige Zeit darauf ging er jedoch nach Blankenburg im Herzogthum Braunschweig, und endlich nach Mitau in Rußland, wo er sich am 10. Jun. 1799 mit der einzigen Tochter Ludwig XVI. vermählte. Von hier begab er sich mit seiner Gemahlin und Ludwig XVIII. unter preuß. Schutze nach Warschau. Doch das System des preuß. Hofes zwang sie 1805 wieder zur Auswanderung nach Rußland, wo sie bei Alexander I. die freundschaftlichste Aufnahme fanden. Nun ging A. nach England, wo Graf Artois und die bourbonische Familie auf dem Landgute Hartwell bei London lebte. Als 1814 die verbündeten Heere Frankreichs Boden betraten, begab sich der Herzog von A. am 2. Febr. 1814 in das brit.-span. Hauptquartier zu St.-Jean de Luz und erließ eine Proclamation an die franz. Armee. Schon hatten sich die Einwohner von Bordeaux gegen Napoleon erklärt, und täglich eilten Royalisten an die Grenze, um dem Herzog ihre Dienste anzubieten. A. hielt, unter dem Schutze des engl. Heers, am 12. März seinen Einzug in Bordeaux, verhieß dem Maire vor den versammelten Bürgern Vergessenheit alles Vergangenen und erließ drei Tage nachher die Proclamation, worin er, im Namen des Königs, Abschaffung der Conscription und gehässiger Abgaben, Erhebung des Handels und völlige Religionsfreiheit versprach, aber zu gleicher Zeit Ruhe und Ordnung von den Franzosen verlangte. Unermüdlich eilte er hierauf von Stadt zu Stadt, um Bürger und Soldaten zu gewinnen, und traf im Mai in Paris ein, wo schon die königl. Familie war. Er ward zum Generalobersten der Kürassiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. Im Febr. 1815 machte er mit seiner Gemahlin eine Reise in die südl. Provinzen und ward überall mit Enthusiasmus empfangen. In Bordeaux erhielt er am 9. März aus Paris die Nachricht von der Landung Napoleon's, und zugleich mit der ausgedehntesten Vollmacht die Ernennung zum Generallieutenant des Königreichs. Sogleich reiste er ab, seine Gemahlin der Treue Bordeauxs anvertrauend, und errichtete in Toulon ein neues Gouvernement, an dessen Spitze er den Grafen Damas und den Baron von Vitrolles stellte. Hierauf zog er mit einigen Linientruppen und Nationalgarden bis gegen Montelimart, wo er am 30. März die Napoleonisten glücklich bekämpfte, dann gegen Valence, um Lyon zu besetzen, und schlug bei Loriol, auf den Höhen von Livron und an der Brücke über die Drome, zum zweiten Male die Gegner, ward aber am 6. Apr. bei St.-Jacques angegriffen, bis gegen Valence zurückgedrängt und von seinen Truppen verlassen. Bordeaux und Toulouse fielen ab, er selbst wurde bei Port-St.-Esprit angehalten und sechs Tage gefangen gesetzt, endlich freigegeben und mit seinen Getreuen auf das schwed. Fahrzeug Scandinavia zu Cette eingeschifft. Er stieg zu Barcelona ans Land und begab sich nach Madrid zu Ferdinand VII. Bald näherte er sich wieder der franz. Grenze, um neue Kräfte gegen Napoleon in Bewegung zu setzen. In Puycerda erfuhr er am 10. Jul., daß sich Marseille gegen denselben erklärt hatte. Er schrieb sogleich an das kön. Comité in dieser Stadt und ernannte den Generallieutenant Marquis de Rivière zum Gouverneur. Er selbst hatte alle nach Spanien geflüchtete Franzosen in ein Corps vereinigt und wollte eben die Grenze überschreiten, als die Schlacht von Waterloo Ludwig XVIII. die Thore der Hauptstadt wieder öffnete. Sogleich eilte der Prinz von Bordeaux nach Tou-

louse, wo er das kön. Gouvernement herstellte und in kurzer Zeit mehre Bataillone Freiwilliger errichtete, welche die Festungen in den Pyrenäen, in den Alpen und an den Küsten besetzten. Nach seiner Zurückkunft in Paris zum Präsidenten des Wahlcollegiums des Gironde departements ernannt, begab er sich mit seiner Gemahlin am 15. Aug. nach Bordeaux, wo er die Sitzungen des Wahlcollegiums eröffnete und die Wahlen nach Wunsch ausfallen sah. Am 12. Oct. ward er zum Präsidenten des fünften Bureau der Pairskammer ernannt, erschien aber, wie die übrigen kön. Prinzen, selten in ihrer Mitte. Politische Zänkereien und mehr noch der stürmische Sektengeist zwischen Katholiken und Protestanten nöthigten den König, den Prinzen in die südl. Provinzen zu senden, wo er nach einigen Ausbrüchen des Parteigeistes die Ruhe wiederherstellte. Seitdem erwarb er sich in Paris durch sein Verhalten allgemeine Achtung, sowie durch den Feldzug in Spanien 1823 (s. d.) das Vertrauen des Heers. Unter seines Vaters Regierung nahm er, obgleich Großadmiral von Frankreich, an der Verwaltung keinen Theil, scheint aber den Umtrieben der Ultraroyalisten und Apostolischen nicht fremd geblieben zu sein. In Folge der Juliusrevolution unterzeichnete er die Abdankungsacte seines Vaters vom 2. Aug., ebenfalls in seinem Namen zu Gunsten seines Neffen, des Herzogs von Bordeaux, Heinrich V. Doch die Kammern achteten hierauf nicht, sondern erklärten Karl X. und seine Familie am 7. Aug. 1830 des Thrones für verlustig. Von da an theilte der Herzog das Schicksal seines Vaters, Karl X. (s. d.). Im Sept. 1832 begab er sich mit ihm und dem Herzog von Bordeaux von Holyrood über Hamburg und Berlin nach Prag, wo die Familie Karl X. seit dem 25. Oct. das Schloß auf dem Hradschin bewohnt.

Angoulême (Marie Therese Charlotte, Herzogin von), Exdauphine, Tochter Ludwig XVI., geb. 19. Dec. 1778 zu Versailles, zeigte schon früh einen scharfen, durchdringenden Verstand, einen kräftigen Willen und die zarteste Empfindung für das Unglück Anderer. Die Revolution brach aus, und am 10. Aug. 1792 ward die kön. Familie in einen der Thürme des Tempels eingesperrt. Die Prinzessin wurde am 25. Dec. 1795 gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Östreichern überliefert hatte (Camus, Quinette, Bancal, Lamarque, der Kriegsminister Beurnonville, außerdem noch Sémonville und Maret), zu Basel ausgewechselt und nach Wien geführt. Während ihres Aufenthalts in Wien hatte Ludwig XVIII. beschlossen, sie mit dem Herzog von Angoulême zu vermählen; dies geschah in Mitau, worauf sie die Schicksale ihres Gemahls theilte. Nachdem im Apr. 1814 die Bourbons den franz. Thron wieder erlangt hatten, hielt sie schon am 4. Mai mit dem Könige den Einzug in Paris. Bei der Rückkehr Napoleon's nach Frankreich befand sie sich mit ihrem Gemahl in Bordeaux. Ihre Bemühungen, diese Stadt dem Könige zu erhalten, waren vergebens, sie schiffte sich nach England ein, ging nach Gent und kehrte 1815 nach Paris zurück. Als die Ordonnanzen vom 25. Jul. 1830 erschienen, befand sie sich in den südöstl. Departements. Auf die Nachricht von dem Kampfe in Paris kehrte sie verkleidet über Dijon nach St.-Cloud zurück. Dann folgte sie Karl X. von Cherbourg am 16. Aug. nach England und Holyrood, ging später nach Wien, wo sie ihrem ehemaligen Rang entsprechend aufgenommen wurde. Im Oct. 1832 vereinigte sie sich in Prag mit ihrer Familie.

Angriff. Die Verdrängung des Feindes aus seiner genommenen Stellung, oder die Besitznahme einer Festung oder eines andern Postens, ist der Zweck eines Angriffs, der gewöhnlich durch die Wirkung des Geschützes vorbereitet, durch die Truppen ausgeführt wird, wozu nach Beschaffenheit des Terrains Infanterie oder Cavalerie gewählt wird. Da sich für das Gefecht im freien Felde nur Kanonen und leichte Haubitzen eignen, werden beide in größern oder kleinern Abtheilungen (Brigaden und Batterien) vor der Fronte der Schlachtlinie aufgestellt, die in der

neuern Zeit aus 40—60 Geschützen bestanden, ja bei Wagram 1809 sogar bis auf 100 stiegen. Der Angriff der Infanterie erfolgt entweder zerstreut, indem die Bataillone in eine Tirailleurlinie aufgelöst, einzeln fechtend Terrain zu gewinnen suchen; oder in dünner Ordnung von zwei oder drei Gliedern, die entweder auf der Stelle das Bataillonfeuer machen, oder nach einer oder zwei Bataillonssalven mit dem Bajonnet auf den Feind losgehen; oder endlich durch besonders dazu, auf die Mitte, d. h. auf den vierten und fünften Zug formirte Angriffscolonnen von zwei Zügen Breite, die, ohne zu feuern, den Feind blos mit dem Bajonnet angreifen, oder jenes blos auf der Stelle mit den beiden vordersten Zügen thun. Die Franzosen während des Revolutionskrieges, und nachher Napoleon haben auch wol Angriffscolonnen aus mehren Bataillonen hintereinander formirt, sie waren aber zu unbehülflich, um ein günstiges Resultat herbeizuführen. Das Gewehr in der linken Hand oder übergehangen, und in der Rechten den Säbel, haben wol öfter die östreich. Grenadiere im siebenjährigen Kriege und neuerlich die Bergschotten Angriffe gegen die franz. Cavalerie gemacht; obgleich sie gelangen, dürfte doch diese Art des Angriffs schwerlich allgemein werden. Die Reiterei bediente sich in der frühern Zeit der Karabiner und Pistolen, ehe sie zum Säbel griff, nur die Speerreiter ritten mit gesenkter Lanze. Allein nach Gustav Adolf's Vorgange ward dieser Angriff bald allgemein abgeschafft, und die Cavalerie bediente sich blos des Degens. Der Angriff geschieht auf folgende Weise: 1) In einer Linie, die Schwadronen mit 12—20 Schritt Abstand nebeneinander, oder auch ohne Zwischenräume, von den Preußen attaque en muraille genannt und im siebenjährigen Kriege eingeführt; 2) in zwei Linien, sodaß die Schwadronen der zweiten auf die Zwischenräume der ersten Linie stoßen (en échiquier); 3) staffelförmig (en échelon) in mehren kleinen Abtheilungen von einer oder zwei Schwadronen neben und 50 Schritt hinter einander, daß die einzelnen Angriffe derselben unmittelbar aufeinander folgen; 4) zerstreut oder schwärmend, um der anzugreifenden feindlichen Infanterie das Feuer abzulocken und ihrer durch den im Rückhalt stehenden Trupp um so leichter mächtig zu werden. Am gewöhnlichsten ist die erste Art mit oder ohne Zwischenräume; aber so, daß man durch eine schräge Wendung nicht grade auf den Feind trifft, sondern ihn um etwas überflügelt, zu welchem Ende auch wol einzelne Züge hinter die Flügel der Schwadron in Colonne gesetzt werden, die durch Einschwenken des Feindes Flanke gewinnen. — Um Verschanzungen anzugreifen, werden sie vorher mit einer überlegenen Geschützzahl beschossen, um ihre Geschütze zu demontiren und unthätig zu machen; dann gehen die angreifenden Truppen, ohne sich mit Feuern aufzuhalten, auf die ausspringenden Winkel los, wo sie kein Frontenfeuer zu fürchten haben, springen in den Graben und ersteigen die Brustwehr, nachdem sie die Pallisaden oder Sturmpfähle umgerissen oder abgehauen haben. Daß hierzu blos Infanterie anwendbar ist, sieht man leicht ein; doch hat im kühnen Muthe die östr. Cavalerie bei Aldenhoven 1793 und die sächs. bei Borodino 1812 Schanzen gestürmt. — Der Festungsangriff kann auf fünferlei Art ausgeführt werden: 1) Durch Überrumpelung, wenn die Umwallung nicht sturmfrei, oder die Besatzung nicht auf ihrer Huth ist, daß man sich zur Nachtzeit der Festung unbemerkt nähern und die Wälle mit Leitern ersteigen, oder durch ein geöffnetes Thor hineinkommen kann. 2) Wird der Feind das Unternehmen zu rechter Zeit gewahr, man hält sich aber für stark genug und die Umstände sonst für günstig, so verwandelt sich der Überfall in einen gewaltsamen Angriff, der auch wol, auf eine genaue Kenntniß der unzureichenden Vertheidigungsanstalten gegründet, gegen eine Festung bisweilen gelingt. So ward Schweidnitz 1761 von den Östreichern mit vier Colonnen genommen, obgleich die schwache preuß. Besatzung vollkommen darauf vorbereitet war. 3) Durch das Bombardement und Einäscherung der Stadt, um die Besatzung einzuschüchtern und durch Zerstörung ihrer Unterhaltsmittel zur Übergabe zu nöthi-

gen. Dieses verfehlt gegen einen entschlossenen Commandanten jedoch gewöhnlich seinen Zweck. 4) Durch die Blockade, oder 5) durch eine förmliche Belagerung.

Angst wird oft als ein höherer Grad der Furcht betrachtet. Andere bestimmen es, wie es scheint, richtiger als eine Furcht, die mit dem Gefühle des Unvermögens sich zu helfen vereinigt ist; man könnte sie deshalb die weibliche Furcht nennen. Verlegenes Umherblicken nach Hülfe, Schwanken im Handeln und planlose, oft zweckwidrige Kraftäußerung sind Kennzeichen derselben. Sie ist nicht immer rein psychischer Zustand, durch psychische Ursachen bedingt, sondern häufig durch krankhafte Zustände des Körpers erregt. Im letztern Falle redet man von körperlicher Angst. Im erstern Falle wirkt sie störend auf die Lebensverrichtungen, hemmt besonders den natürlichen Kreislauf des Bluts, verursacht einen Andrang des Bluts nach dem Herzen und macht das Athmen beschwerlich; im andern Falle aber erzeugt jede bedeutende Störung der Lebensverrichtungen, vornehmlich im Blutumlauf und im Athemholen, welche häufig durch organische Fehler, z. B. Herzfehler, bedingt ist, Störung der Ab- und Aussonderungen und eine bedeutende Reizung des Nervensystems das Gefühl der Angst. In der Hypochondrie ist diese Angst gewöhnlich, sowie in der Wasserscheu und in gewissen Arten des Wahnsinns. Wie aber die Angst das lästige Symptom gewisser Krankheiten ist, so ist sie von andern der Vorläufer und Verkündiger. Oft warnt sie vor gewissen schädlichen Einwirkungen. — Die **Ängstlichkeit** ist eine leichte Angst oder vielmehr ein der Angst sich annähernder Zustand, oft nur durch zu viel Überlegung und Bedenklichkeit entstanden.

Anhalt, das Herzogthum, ist, wie fast alle deutsche Staaten, aus mehren kleinen Ländern zusammengesetzt. Die ursprüngliche Besitzung des herzogl. Hauses war Ballenstedt und die dazu gehörige Gegend. Die Ahnen des Hauses A. nannten sich Herren von Balkenstedt (im Plattdeutschen Bolen- oder Balenstedt) und führten im Wappen fünf schwarze Balken im goldenen Felde, das sie auch dann, als sie sich Grafen von Askanien und Fürsten zu A. schrieben, beibehielten und es nach Sachsen mit herüberbrachten. Der Besitzer von Ballenstedt, Graf Esico, erbte von seiner Mutter Hilda, die aus dem Geschlechte der östl. Markgrafen entsprossen war, 1031 deren beträchtliche Allodien zwischen der Elbe und Saale und hinterließ sie seinem Sohne Albrecht, dessen jüngerer Sohn, Otto, die anhalt. Stammgüter überkam. Dieser Otto erheirathete mit der jüngern Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, Elike, die Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen, das er jedoch gegen die Guelf-Esten nicht behaupten konnte, und nannte sich zuerst Graf von Askanien und Aschersleben. Sein Sohn war der berühmte Albrecht der Bär, der die Lausitz und die Mark Soltwedel 1134 erhielt, durch glückliche Kriege mit den Wenden selbige mit der Mittelmark vermehrte und der erste Markgraf von Brandenburg wurde. Er erwarb dazu noch Orlamünde, Plötzkau und beträchtliche Güter in Thüringen. Von seinen sieben Söhnen erhielt Otto die Mark Brandenburg, Hermann die Grafschaft Orlamünde, und Bernhard die anhalt. Allodien mit Plötzkau und den thüring. Gütern. Der Stamm der beiden Erstern starb aus, aber Bernhard wurde der nähere Stammvater der jetzigen Herzoge von A. und erhielt 1180, nach der Achtserklärung Heinrich des Löwen, das Herzogthum Sachsen, welches er auf seinen zweiten Sohn Albrecht, A. aber auf den ältern, **Heinrich**, vererbte. Dieser Heinrich führte zuerst den Titel Fürst zu A., und hinterließ drei Söhne: Heinrich den Fetten, welcher Aschersleben, den Harz und die thüring. Güter für sich nahm, und die ascherslebensche bis 1316 blühende Linie stiftete; Bernhard, welcher Ballenstedt, Bernburg und einige der thüring. Güter erhielt und der Stifter der alten bernburger, bis 1468 blühenden Linie wurde, und Siegfried, welcher in der Theilung Dessau, Köthen, Koswig und Roslau überkam. Die von diesem Letztern gestiftete Linie brachte 1307 die Herrschaft Zerbst und 1370 die Grafschaft Lindau an sich, und theilte sich 1396 abermals in zwei Zweige:

Zerbst, welcher 1526 erlosch, und Dessau, in welchem der Stamm fortblühte. Als thätige Beförderer der Reformation sind Wolfgang (s. d.) und Georg, geb. 1507, gest. 1553, den Luther zum evangelischen Coadjutor von Merseburg weihte und der mehrmals predigte, zu bemerken. Joachim I. aus dieser Linie erhielt die gesammten anhalt. Länder, vereinigte sie in ein Ganzes und legte dadurch den Grund zu der nachherigen Verfassung dieser Länder. Er starb 1586 und hinterließ fünf Söhne, von welchen vier sich in das väterliche Erbe 1603 dergestalt theilten, daß der ältere, Johann Georg, Dessau; der zweite, Christian, Bernburg; der vierte, Rudolf, Zerbst, und der fünfte, Ludwig, Köthen erhielt; der dritte, August, wurde mit Geld abgefunden, doch behielt sich derselbe vor, daß bei dem Abgange einer der vier Linien er oder seine Nachkommen in deren Antheile folgen sollten. Letzteres geschah 1665 (s. Köthen), wo dessen Söhne den damals erledigten köthenschen Antheil erhielten. So blühten in dem Hause Anhalt vier fürstliche Linien, bis 1793 die zerbster mit dem Fürsten Friedrich August ausstarb, worauf deren Antheil bis auf die Allodialherrschaft Jever, welche an die russ. Dynastie und späterhin an die holstein-gottorpsche des Hauses Oldenburg gelangte, unter die drei Linien Dessau, Bernburg und Köthen vertheilt wurde. Diese drei Linien bestehen noch jetzt und haben sich durch das eingeführte Erstgeburtsrecht vor weitern Theilungen bewahrt, sodaß die nachgeborenen Prinzen mit einer Apanage abgefunden werden. Die köthensche Linie erlosch zwar im Dec. 1818 mit dem minderjährig verstorbenen letzten Fürsten aus derselben, das Land fiel jedoch an die apanagirte Nebenlinie dieses Hauses, Anhalt-Pleß, welche ansehnliche Güter in Schlesien besaß, die der 1797 gestorbene Fürst Friedrich Erdmann von seinem Großvater, dem Grafen von Promnitz, geerbt hatte, und es trat in politischer Hinsicht dadurch keine Änderung ein. Die vier Ämter Hoym, Zeitz, Belleben und Frose, welche der Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Schaumburg unter bernburg. Landeshoheit überlassen waren, sind nach deren Erlöschen im Mannsstamme 1812 an die Linie Bernburg zurückgefallen. Nachdem Bernburg schon 1806 vom deutschen Kaiser den Herzogstitel erhalten hatte, nahmen ihn 1807 auch Dessau und Köthen an. In der deutschen Bundesversammlung hat das Haus A. mit Oldenburg und Schwarzburg gemeinschaftlich eine Stimme; im Plenum aber jedes der drei Häuser eine besondere Stimme. Jedes hat in seinem Antheile die Landeshoheit, doch stehen alle drei in einer Gesammtheit, nach welcher nicht allein jeder Linie die Erbfolge in den Antheilen der übrigen vorbehalten, sondern auch die landständische Verfassung und das davon abhängende Credit- und Schuldenwesen von dem Gesammthause abhängig ist und unter der obern Leitung des jedesmaligen Seniors des Hauses, jetzt des Herzogs von Bernburg, steht. Das Haus A. hat Titel und Wappen gemeinschaftlich und ist der reformirten Religion zugethan, wozu sich auch der größere Theil der Einwohner bekennt. Zwar trat der Herzog Ferdinand von Köthen nebst seiner Gemahlin 1825 in Paris zur katholischen Kirche über; allein da er schon am 23. Aug. 1830 ohne Nachkommen starb, so blieb sein Übertritt ohne alle wesentliche Folgen für das Herzogthum, welches an seinen Bruder Heinrich, Fürsten von A.-Pleß, überging. Die Länder des Hauses A., ohne die mittelbaren Besitzungen, 48 □M. mit 136,000 Einw., worunter man über 1000 Katholiken und 2000 Juden zählt, liegen größtentheils zwischen dem Harz und der Elbe und sind von der preuß. Provinz Sachsen eingeschlossen. Das Land ist fruchtbar, und die Bewohner, welche von Ackerbau, Viehzucht und in Bernburg auch vom Bergbau leben, wohlhabend. Vgl. Beckmann's „Hist. des Fürstenth. A." (Zerbst 1710, Fol.), Stenzel's „Handbuch der anhalt. Geschichte" (Dessau 1821, Nachtrag 1824), Lindner's „Mittheilungen aus der anhalt. Gesch." (Dess. 1830).

Anich (Peter), geb. 1723 zu Oberporseß bei Innspruck, beschäftigte sich, gleich seinem Vater, der ein Landmann war, mit der Landwirthschaft. Erst in seinem 28. Jahre, als die Jesuiten zu Innspruck seine Liebe zu den Wissen-

schaften und sein Talent bemerkten, erhielt er Unterricht in der Mechanik und Mathematik. Dies war hinreichend, ihn auf den Gedanken zu bringen, einen Himmels-, einen Erdglobus und mehre andere mathematische Instrumente zu verfertigen. Der gute Erfolg seiner Arbeiten veranlaßte die Jesuiten, die Kaiserin Maria Theresia auf A. aufmerksam zu machen, welche ihm auftrug, vom nördl. Tirol eine Karte zu entwerfen. Allein der Aberglaube seiner Landsleute machte ihm die Messungen nicht nur schwierig, sondern selbst lebensgefährlich. Er führte jedoch seinen Auftrag aus; aber die Karte war zu groß gerathen, und man verlangte eine Reduction auf neun Blätter. Während dieser mühevollen Arbeit starb A. am 1. Sept. 1766 und wurde in der Hauptkirche zu Innspruck beigesetzt. Die Karte ward von Hüver vollendet und 1774 von Weinhart herausgegeben.

Ankarström (Joh. Jak.), der Mörder Gustav III. (s. d.), geb. 1761, Sohn eines Oberstlieutenants, war Page am schwed. Hofe, diente dann im Heere und nahm 1783 als Hauptmann seinen Abschied, worauf er sich aufs Land begab und heirathete. A. war von Natur wilden Sinnes, rauher Sitten, und ein Feind aller Maßregeln des Königs, zumal als dieser die Macht des Senats und der Großen beschränkte. In Umtriebe auf der Insel Gothland verwickelt, ward er 1790 als Majestätsverbrecher angeklagt; da er jedoch in nichts überführt werden konnte, freigelassen. War A. früher schon dem König feind gewesen, so war er es jetzt noch mehr, da er während der Untersuchung harte Behandlung erfahren mußte. Noch im J. 1790 ging er nach Stockholm, und im Einverständniß mit dem General Pechlin, den Grafen Horn und Ribbing, dem Freiherrn Bjelke, dem Oberstlieutenant Liljehorn u. A., ward der Tod des Königs beschlossen. A. bat, ihm die Ausführung zu überlassen, allein Ribbing und Horn stritten mit ihm darum; sie losten, und das Loos entschied für A. Der König hatte 1792 nach Gefle den Reichstag berufen, und die Verschworenen gingen dahin, allein es fand sich keine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen, wogegen die Beschlüsse des Reichstags sie nur noch mehr erbitterten. Der König kam nach Stockholm zurück; man wußte, daß er den 15. März den Maskenball besuchen würde. Hier schoß A. auf den König und verwundete ihn tödlich. Er ward entdeckt, festgesetzt, gestand sein Verbrechen, weigerte sich jedoch, die Mitverschworenen zu verrathen. Am 29. Apr. 1792 zum Tode verurtheilt, ward er mehre Tage mit Ruthen gepeitscht und auf einem Karren aufs Schaffot gezogen. Überall bewies er die größte Ruhe und rühmte sich bis zum letzten Augenblicke seiner That. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberst Liljehorn wurden für immer des Landes verwiesen.

Anker, das Werkzeug, womit Schiffe auf einem bestimmten Punkte festgehalten werden, indem derselbe in die Tiefe herabgelassen wird, wo er sich vermöge seiner Gestalt und Schwere in den Grund einhakt und so das durch ein Tau oder eine Kette mit ihm verbundene Schiff festhält. Der Anker besteht aus dem Ankerhelm (Ankerstange), den davon ausgehenden, wieder etwas nach innen gebogenen, in Schaufeln sich endenden Armen, dem Vierecke oder Hintertheile, woran der gewöhnlich hölzerne Ankerstock mit einem Ringe befestigt ist, durch den das Tau oder die Kette geschlungen wird. Die Größe des Schiffes bestimmt die des Ankers; es gibt deren, welche 7000 Pf. wiegen. Jedes Seeschiff bedarf mehrer Arten von Ankern, die übrigens alle im Vordertheile des Schiffs, oder auf der Reise auch außen an der Seite desselben, hängend ihren Platz haben. Der größte ist der Pflichtanker, dann der Raumanket, der Buganker, der Flutanker, Nothanker u. s. w., die sich weniger in äußerer Form, da alle nur zwei Arme haben, als durch ihre Größe und den Platz auf dem Schiffe, wo sie liegen, unterscheiden. Nur kleinere Anker, für Flußschiffe und Boote bestimmt, haben drei und vier Arme. In frühester Zeit gebrauchte man, wie noch jetzt zuweilen, Säcke mit Sand und Steinen u. s. w., um kleine Fahrzeuge in seichtem Wasser festzuhalten; doch schon sehr alt ist die Erfindung der jetzigen Anker, die aus dem besten Eisen geschmiedet und erst nach mehren Proben ih-

rer Tüchtigkeit gebraucht werden. — Ankern, vor Anker gehen, Anker werfen heißt den Anker in den Grund fallen lassen, um das Schiff in seinem Laufe aufzuhalten, überhaupt aber in dem Hafen ankommen und das Schiff, wenn auch nicht durch Anker, festmachen; Anker lichten, den Anker aus dem Grunde mittels eines an einem Tau befestigten Hakens (Ankerhakens) losmachen und wieder an das Schiff durch die Ankerwinde hinauf bringen. Ist hierzu aus irgend einem Grunde nicht die nöthige Zeit vorhanden, so wird das Ankertau durchgehauen, um das Schiff los zu machen und dies nennt man Anker kappen. Ein Schiff treibt vor Anker, wenn der Anker sich nicht in den Grund festgesetzt hat, sodaß Wind und Wellen dasselbe treiben und der Anker nachgeschleppt wird. Zum Ankergrund ist Sand- und Muschelnboden am besten, während Steingrund sich sehr schlecht dazu eignet; im Schlickgrunde werden die Ankerschaufeln noch mit Bretern versehen, um das Festhalten zu befördern und das Schiff gegen das Ankerschleppen zu schützen. Anker- oder Kabeltaue sind starke, dicke Hanfseile, die an den Ankerring gebunden werden, um mittels derselben das Schiff vor Anker zu legen, gewöhnlich 120 Klafter lang, von verschiedener Stärke, nach Größe des Ankers; oft $1/2$ Fuß im Durchmesser. In neuester Zeit haben die Engländer von Eisendraht geflochtene Ankertaue mit gutem Erfolge angewandt. Ankerketten sind sehr starke Ketten, in welche das Ankertau oberhalb der Oberfläche des Wassers ausläuft; es ist dieses ein Schutzmittel, um das Durchschneiden der Taue weniger fürchten zu dürfen. Ankerwächter oder Ankerbuoy ist ein großes Stück Holz oder auch eine auf dem Wasser schwimmende Tonne, um die Lage des Ankers auf dem Grunde anzuzeigen. Ankergeld ist die Abgabe, welche jedes Schiff für die Erlaubniß, auf einer Rhede oder in einem Hafen Anker zu werfen, geben muß. Ankerrecht ist die Befreiung von diesem Ankergelde. — In der Baukunst heißen Anker die eisernen Klammern und Haken, um Mauern und Gewölben mehr innere Festigkeit zu geben, indem zwei und mehre verschiedene Stücke, außer den gewöhnlichen Bindemitteln, hierdurch miteinander verbunden werden; vorzüglich bei Hängewerken werden dergl. erfodert, auch beim Hütten- und Grubenbau werden häufig hölzerne angewendet und heißen dann in einigen Gegenden Schlauder oder Schließe.

Anklage (accusatio), ein Antrag bei dem Richter auf Einleitung eines Strafverfahrens gegen eine bestimmte Person, wobei der Ankläger auch die Beweise herbeischaffen muß. Zur Anklage sind nicht nur Die, welche durch ein Verbrechen verletzt wurden, z. B. die nächsten Verwandten eines Ermordeten, sondern, wenn das Verbrechen ein gemeinschädliches ist, auch alle Andern berechtigt. Der Staat bestellt auch wol öffentliche Beamte (öffentliche Ankläger, Fiscale, Kronanwälte), welche als Ankläger auftreten. Der sonst in England übliche Anklageproceß (appeal) ist 1819 abgeschafft worden; jetzt werden die Criminalprocesse durch Staatsanwälte, jedoch mit Zuziehung des beschädigten Theils (prosecutor), betrieben. Nach gemeinem deutschen Recht ist der Anklageproceß zwar ungewöhnlich, aber nicht ungesetzlich, wie dies in vielen Ländern, z. B. Östreich, Preußen u. s. w. der Fall ist. Vom Ankläger ist verschieden der Angeber (Denunciant), welcher die Verdachtsgründe nur dem Richter anzeigt und ihm deren Benutzung überläßt. Aber auch er muß die Wahrheit seiner Angaben beweisen können, wenn er sich nicht zu Proceßkosten und Strafe verurtheilt sehen will. Der Denunciationsproceß mancher Länder ist nur ein weniger förmlicher Anklageproceß. (S. Criminalproceß.)

Ankylösis, Steifigkeit der Gelenke, im engern Sinn unbewegliche Vereinigung, Verwachsung der Gelenke. Das Dasein der Krankheit verräth der Augenschein. Öfter sind mit der Ankylosis misgestaltende Krümmungen einiger Glieder, bei der Ankylose der Gehörknöchel Taubheit, bei der des Unterkiefergelenks Unvermögen zu kauen verbunden. Die Ankylose kann Schwinden eines Gliedes und Blutungen, Pulsadergeschwülste u. dergl. veranlassen, ja den Tod herbeiführen. Im Anfange dieser Krankheiten pflegt der Kranke Schmerz in den Gliedern, ein mehr

oder weniger starkes Geräusch bei der Bewegung, Gefühl von Schwäche, Unvermögen das Glied wie ein gesundes zu richten, wahrzunehmen. Eine Ankylose entsteht häufig aus gichtischen Gelenkentzündungen und ist daher, wie die Gicht selbst, bisweilen erblich; das Alter und besonders das männliche Geschlecht ist ihr mehr unterworfen als das weibliche. Die wahre Ankylose ist unheilbar. Ausschweifende Befriedigung des Geschlechtstriebs trägt viel zu Entstehung dieses Leidens bei.

Anlage bedeutet die Grundlage und den Anfang einer Sache; in der Technik der schönen Künste auch den Entwurf, welcher der Ausführung eines Kunstwerks vorhergeht und in welchem alle wesentliche Theile desselben angegeben sind. Wollte ein Künstler ohne einen solchen Entwurf sogleich zur Ausführung schreiten, so liefe er Gefahr ein Werk zu liefern, das weder Einheit hätte noch ein schönes Ganzes ausmachte. Doch fällt der Entwurf häufig mit der ersten Grundlage zusammen, an welche der Künstler die weitere Ausführung anknüpft, z. B. bei einem Gemälde. In der Gartenkunst heißen aber Anlage die nach einem bestimmten Plan ausgeführten Umgestaltungen. In der Psychologie nennen wir Anlage die innern Bedingungen, durch welche ein menschliches Handeln oder Leiden möglich wird. Es gibt eine allgemeine menschliche Anlage und eine individuelle oder persönliche. Hebt sich die Anlage des Menschen hervor, z. B. in der leichten und schnellen Erlernung und Ausübung einer Kunst, so nennen wir dies Talent (s. d.).

Anlage, Disposition in medicinischer Hinsicht nennt man die innern Bedingungen im thierischen Körper zum Krankwerden, die entweder in der Einrichtung des Körpers selbst liegen oder in einer fehlerhaften Beschaffenheit desselben ihren Grund haben. Das Alter, das Geschlecht, das Temperament, das Gewerbe, die Lebensart, vererbter Krankheitsstoff, das Klima, die specielle Beschaffenheit des gesammten Organismus, die besondere äußere Structur, die Verschiedenheit der anatomischen Structur mancher Organe, früher überstandene Krankheiten, das Verschwinden oder Aufhören von der Natur geordneter Absonderungen, endlich gewisse herrschende Krankheiten befördern den wirklichen Ausbruch der durch die Anlage vorbereiteten Desorganisation des gesunden Körpers. Da sich die Fehler des innern Organismus selten durch äußere Zeichen, ehe sich die Krankheit schon ausgebildet hatte, verrathen, so kann man nur selten davon allgemeine Merkmale angeben. Bei der besondern äußern Structur beobachtete man längst, daß ein großer Kopf auf einem kurzen Halse eine Anlage zum Schlagflusse, und daß eine schmale und platte Brust ein Hinneigen zur Schwindsucht verrathe. Die Brüste sind dem Krebse mehr ausgesetzt als die Speicheldrüsen. In fibrösen Theilen äußert sich ein Blutfluß leichter als in häutigen. Einmal überstandene Krankheiten erneuern sich oft wieder, so der Schlagfluß, die Gicht, Engbrüstigkeit, Lungenhusten, Lungenentzündungen, Krampf- und Geisteskrankheiten. Verschwindet eine gewisse Kränklichkeit, so entsteht bisweilen gerade durch die Hemmung einer Desorganisation eine anders modificirte. So werden durch die Heilung von Hautwunden innere Theile verletzbarer. Die Skrofelanlage bildet leicht Luxationen und Neigung zum Krebse, Knochenbrüche u. s. w. Geschickte Ärzte wirken, wenn sie die Annäherung einer Krankheit voraussehen, der Entstehung gern dadurch entgegen, daß sie die Anlage möglichst zu beschränken und zu beseitigen suchen.

Anländung (Landanwachs, Alluvion, Anwachs), eine merkwürdige Erscheinung längs der deutschen Küste der Nordsee. Die Flut des Meeres, welche hier und an den Ufern der Flüsse, soweit die Flut hinaufsteigt, täglich zweimal hinanläuft, setzt an der schrägen Fläche des Ufers einen fetten Schlamm, Schlick genannt, ab. Wenn sich dieser nach und nach erhöht hat und dann immer seltener von der Flut überschwemmt wird, so pflegt man ihn zu bedeichen. Die erste Vegetation eines solchen Bodens, der anfangs ganz kahl ist, erfolgt nur allmälig, und man nennt dann ein solches mit Gras bewachsenes Land ohne Bedeichung, hier und da noch voller Pfützen, Heller, Groden, Außendeichsgroden, Vorland, und benutzt solches zur

Weide oder zum Heugewinn. Im Herzogthum Oldenburg, in Holstein und Bremen ist der Landesherr im Besitz alles Vorlandes, sobald er es bedeichen will um es zu benutzen, anderwärts ist das Herkommen verschieden. Hier und da verliert sogar ein Eigenthümer durch Ausdeichung sein Eigenthum am ausgedeichten Lande. Nicht an allen Stellen am Strande schlickt sich Vorland auf. Es ist aber wegen des hohen Watts (Untiefen) an der ganzen Nordseeküste wahrscheinlich, daß man künftig noch viel mehr als bisher Land gewinnen wird. Von vielen Watten, die jetzt das Meer zur Zeit der Ebbe entblößt, wissen wir, daß sie einst Inseln oder festes Land waren. Die Kunst des Menschen befördert den Anwachs, indem man durch das Außendeichsland, welches die tägliche Flut bespült, mehre parallel laufende Gräben zieht und nach der Landseite auswirft. Diese Gräben füllt der Ebbeschlick bald wieder und auch diese Erde wird wieder ausgeworfen, dann legt man Dämme durch die niedrigen Stellen des Vorlandes, damit auch hier das Land höher werde. Durch gleiche Vorsicht sucht man jedes breite oder schmale Vorland zu erhalten und zu erhöhen.

Anleihe (öffentliche), eins der Mittel, wodurch die Staaten sich Geld verschaffen, um Ausgaben zu bestreiten, welche aus den übrigen ordentlichen und außerordentlichen Einkünften nicht gedeckt werden können. Sie sind ihrer Grundlage nach von dem Darlehnsvertrage unter Privatpersonen nicht unterschieden, d. h. die Regierung empfängt Geld und verspricht dasselbe zu verzinsen und auch das Capital selbst zurückzuzahlen. Denn selbst in den Fällen, wo das Capital nicht gekündigt werden kann, kann die Rückzahlung doch rechtlich nothwendig werden. Durch die Verschiedenheit der Verhältnisse werden aber mancherlei Eigenthümlichkeiten der Staatsanleihen begründet, sowol was ihre Form, als auch was die rechtlichen Grundsätze betrifft, nach welchen sie beurtheilt werden müssen. Mit diesen letztern stehen die staatswirthschaftlichen in genauem Zusammenhange, und je mehr sich das constitutionnelle Leben der Völker ausbildet, desto bestimmtere Regeln entwickeln sich auch für diesen unendlich wichtigen Gegenstand. Nur ihrer Form nach gehören hierher diejenigen Anleihen, welche die Staatsverwaltung blos vorübergehend macht, ohne dadurch das Staatsvermögen zu vermindern, oder mehr auszugeben als sie einzunehmen hat. Wenn z. B. eine Einnahme für den Augenblick zurückbleibt und, um dringende Ausgaben zu bestreiten, Geld aufgenommen, aber aus der später eingehenden Einnahme zurückgezahlt wird; oder wenn eine Ausgabe früher gemacht wird, zu welcher in der nächsten Zeit die Summen aus der ordentlichen Einnahme bereits bestimmt sind: so wird das Staatsvermögen nicht mehr belastet als vorher und nicht vermindert. Aber allerdings versteckt sich in solchen Anleihen, welche von der Regierung ohne Zuthun der Land- und Reichsstände gemacht zu werden pflegen, oft ein wahres Vorausverzehren der Staatseinkünfte und eine wirkliche Überschreitung derselben. Eigentliche Staatsanleihen sind Anticipationen künftiger Einnahmen; sie vertheilen eine Last, welche für den gegenwärtigen Augenblick zu groß gefunden wird, als daß sie durch Beiträge der Bürger, zumal in ohnehin bedrängten Zeiten, z. B. eines Krieges, aufgebracht werden könnte, auf künftige Geschlechter, und zwar mit der Zugabe der Zinsen, welche zuweilen sehr viel größer sind als die unter Privatpersonen üblichen oder gesetzlich erlaubten. Man könnte nach dem Rechtsgrunde fragen, welcher die Nachkommen verbände, diese von den Vorfahren aufgelegte Verbindlichkeit anzuerkennen, und für die Fehler einer frühern Zeit, für ungerechte Kriege, für die unsinnige Verschwendung des frühern Geschlechts zu büßen. Aber der Rechtsgrund liegt in der Ewigkeit des Staats, welcher bei dem Gehen und Kommen der Geschlechter doch immer derselbe bleibt, wenn auch alle einzelne Mitglieder sich hundert- und tausendmal verändert haben. Die einmal gültige Schuld bleibt daher gültig für alle Zeiten; sie haftet auf dem Volke und auf dem Lande desselben; wenn der Staat auseinandergeht, bleiben die bisherigen Theile desselben dennoch dafür verbindlich. Daher sind auch die Schulden des deutschen Reiches nicht durch die Auflösung desselben erloschen, und obgleich der deutsche Bund nicht Erbe

des Reiches ist, so ist es doch für alle ehemaligen Mitglieder des deutschen Reichs keine bloße Ehrensache, sondern eine strenge Rechtspflicht, die Schulden desselben zu bezahlen. Was einmal gültig ist, bleibt gültig, wie sich auch die Form des Staats verändern möge; die Republik in England und Frankreich mußte die Anleihen der vorangegangenen Regierung, und die Restauration von 1660 und 1814 die Schulden der Republik anerkennen. Auch die Handlungen einer usurpirten Regierung sind und bleiben verbindlich, wenn sie einmal in der gesetzlichen Form vorgenommen worden sind, denn das Volk ist berechtigt, der einmal bestehenden Gewalt Gehorsam zu leisten. Aber die staatswirthschaftlichen Nachtheile der Staatsanleihen bestehen nicht blos in der größern Last von Abgaben, welche sie bei bedeutendem Anwachs dem Volke auflegen, wodurch sie dasselbe hindern seine Kräfte für höhere Zwecke zu gebrauchen; sondern das schlimmere Übel ist die Erschaffung eines Geldreichthums, eines blos idealen Vermögens ohne reale Grundlage. Das Geld bringt an und für sich nichts hervor; die Zinsen sind Dienste, welche der Borger dem Darleiher neben der vollen Wiedererstattung leisten muß. Es war freilich ein großer Misverstand, als im Mittelalter die Kirche und das weltliche Gesetz alle Zinsen für unrecht erklärten, weil es nicht unbillig ist, daß der Empfänger eines Darlehns dafür einige Dienste leiste. Aber dennoch ist das ganze in zinstragenden Capitalien bestehende Vermögen eines Volkes kein wahres Vermögen, weil dem Gesammtbetrage der Gesammtbetrag der Schuld gegenübersteht, und durch das System der Staatsanleihen wird ein Stand von Capitalisten (Rentiers) erschaffen, welcher nur von der Dienstbarkeit des Volkes lebt, ohne selbst durch Arbeit etwas zu produciren. Diese Art Geldreichthum häuft sich schneller als irgend ein anderes Besitzthum in großen Massen, und treibt das Misverhältniß zwischen Armen und Reichen bis zu einer Höhe, auf welcher es sich nicht erhalten und von welcher es doch auch nicht ohne große Gefahren und gewaltsame Erschütterungen herabsteigen kann. Wenn dies Misverhältniß im Privatverkehr zu groß wird, so löst es sich von selbst; die Schuld des einzelnen Verarmten erlischt. Aber die Gesammtschuld des verarmten Volkes erlischt nie, außer in Staatsbankrotten und Revolutionen. Daher ist es ein großer Fortschritt der Civilisation, daß die Völker angefangen haben, die öffentlichen Anleihen und deren Gültigkeit von der Zustimmung der Land- und Reichsstände abhängig zu machen. In der ältern Zeit war die Aufnahme von Darlehn eine bloße Regierungssache, und die Stände wurden nur zu Rathe gezogen, wenn sie schon gemacht waren. In den deutschen Staaten entstand aber doch der Unterschied zwischen Kammer- und Landesschulden, indem für jene, welche ohne Zustimmung der Stände gemacht waren, nur das fürstl. Kammervermögen haftete. Allein wenn dieses überschuldet war, mußte doch zuletzt das Land wieder eintreten und die Schulden übernehmen. In den größern europ. Staaten handelte die Regierung ohne die Reichsstände und selbst in England rührt die erste Creirung eigentlicher Staatsschulden durch das Parlament aus den Zeiten Karl II. her. Aber auch dabei hat erst die neueste Zeit den Völkern die Lehre gegeben, welche unselige Folgen der Misbrauch des Nationalcredits hat, und wie dringend die Nothwendigkeit ist, nicht nur jede Vermehrung der Nationalschuld zu vermeiden, sondern auch ernstlich an ihrer Verminderung zu arbeiten, theils um die Lasten der Nation zu erleichtern, theils aber und noch mehr, um die Herrschaft des Geldes zu mäßigen. Denn wenn die Staatskasse nicht mehr den Capitalien offen steht, um sie gegen Renten (d. i. gegen einen großen Theil der Arbeit des Volkes) anzunehmen, so werden ihre Inhaber gezwungen sein, sie in nutzenbringenden Unternehmungen des Landbaus und Handels anzulegen und zugleich im Allgemeinen sich mit geringern Zinsen zu begnügen. Die staatswirthschaftliche Frage, zu welchen Zwecken vernünftigerweise Anleihen gemacht werden können, hat an sich wenig Schwierigkeiten. Sie sind nützlich und gerecht, wenn sie den Nachkommen, denen sie aufgelegt werden, dafür einen bleibenden Vortheil verschaffen; sie sind ungerecht (obgleich

formell verbindlich), wenn sie nur gemacht werden, um die Genüsse des lebenden Geschlechts, seine Vorurtheile und Leidenschaften, seine Eitelkeit und Herrschsucht zu befriedigen. Anlehen zu einem ungerechten Kriege sind Hochverrath an dem Volke. Die Formen der öffentlichen Anleihen hat der menschliche Witz ins Unendliche vervielfältigt, um die Capitalisten durch ungewöhnliche Vortheile, übermäßige Zinsen, die unter mancherlei Prämien und Gewinnsten versteckt werden, durch Bequemlichkeiten in der Erhebung der Zinsen und in der Übertragung des Capitals anzulocken, um dem Hange zu Glücksspielen und Wetten, welchen die Gesetzgebung im Privatverkehr zu unterdrücken sucht, einen Spielraum zu eröffnen. Für die mannichfaltigen Formen dieses Spiels, welches leicht zum unmoralischen wird, hat man die verschiedensten Namen erfunden. (S. Staatspapiere.)

Die wesentlichsten Verschiedenheiten sind folgende: 1) Einfache Darlehnsverträge wie zwischen Privatpersonen, wodurch der Staat von einem Bestimmten eine Summe empfängt, welche er zu verzinsen und nach einer gewissen Zeit oder nach Belieben beider Theile zurückzuzahlen verspricht. Darüber werden zuweilen neben der Hauptobligation auch Schuldscheine auf kleinere Summen ohne Namen eines Gläubigers auf den Inhaber ausgestellt. Hat die Regierung wenig Credit, so muß sie dabei schon Provisionen geben, sich auch wol gefallen lassen, daß die Hauptunternehmer des Darlehns für Hundert des verschriebenen Capitals etwas und zuweilen sogar bedeutend weniger geben, besonders wenn die politische Existenz der borgenden Regierung unsicher ist, und daß sie alsdann die Partialobligationen so hoch als sie können unterzubringen suchen. Da aber die Verzinsung und Rückzahlung doch nach dem vollen Nominalwerthe erfolgt oder doch versprochen ist, so übernimmt die Nation dadurch noch eine weit größere Last, als der Werth des Empfangenen beträgt. 2) Darlehnsverträge mit beschränktem Rechte der Aufkündigung auf Seiten des Gläubigers, aber ins Unendliche fortgehender Verzinsung. Hierbei ist bald die Zurückzahlung blos dem Staate vorbehalten, bald wird jährlich durch das Loos eine Reihe von Obligationen bestimmt, welche zurückgezahlt werden sollen, und man verbindet, um die Spieler recht anzulocken, damit eine Lotterie von Prämien und Gewinnsten. Dadurch wird der Verlust, welchen der Staat selbst erleidet, zuweilen wirklich gemildert, indem diese Prämien etwas geringer sind als die sonst gegebene Provision; aber oft wird auch derselbe nur dem ersten Blicke des Publicums entzogen, und den Hauptgewinn ziehen doch nur die Unternehmer, welche die Staatspapiere dieser Art in Umlauf bringen. Sie suchen daher so viel als möglich neue Formen auf, und besonders solche, bei welchen nicht so leicht ins Auge fällt, wie hoch dergleichen Papiere im Curs stehen müssen, wenn sie al pari stehen sollen, d. h. wie viel der eigentliche wahre Werth eines Staatspapiers beträgt. 3) Darlehnsverträge mit völliger Unaufkündlichkeit des Capitals, aber immer fortgehender gleicher Rente (immerwährender Annuität). Dies ist eigentlich ein Rentenkauf der Staatsgläubiger, wobei die Bestimmung eines Zinsfußes in der That etwas ganz Imaginaires ist. Der Staat bietet eine gewisse Summe jährlicher Renten aus und gibt sie Dem, welcher das größte Capital dafür bezahlt. Da das Capital nie zurückgefodert werden kann, so ist es nur ein leeres Wort, daß diese Renten als drei-, vier- oder fünfprocentige behandelt werden, denn das Geschäft regulirt sich bei dem Abschlusse doch nach einem höhern Zinsfuße, und wenn dreiprocentige Renten zu 75 stehen, so stehen sie mit vierprocentigen zu 100 al pari. Dieser Rentenverkauf ist in Frankreich jetzt die übliche Form der Staatsanleihen. Dabei wird immer ein benannter Gläubiger in das Hauptbuch des Staats eingetragen, und die Übertragung fodert gewisse Formalitäten. 4) Darlehne, bei welchen die jährliche Verzinsung so hoch gestellt ist, daß sie in einer bestimmten Zeit zugleich das Capital mit tilgt (Zeitrenten, Annuitäten). Je nachdem dies auf weniger oder mehr Jahre berechnet wird, nennt man sie kurze oder lange Annuitäten (s. d.). 5) Darlehn gegen jährliche Zahlungen auf Lebenszeit. (S. Leibrenten.) Das Capital trägt höhere als die ge=

wöhnlichen Zinsen, erlischt aber mit dem Tode Dessen, auf dessen Leben die Rente versichert ist, oder wenn die Rente auf das Leben Mehrer gesetzt ist, nach dem Tode des Letzten von ihnen. Wenn eine Gesellschaft sich in der Art vereinigt, daß der Antheil der Absterbenden den Überlebenden so lange zuwächst, bis auch der letzte gestorben ist, so nennt man dies Tontine (s. d.). Anleihen auf Leibrenten werden in der neuern Zeit von den Staaten seltener geschlossen und sind öfter Gegenstand der Privatverträge, zu welchem Zwecke sich auch Gesellschaften vereinigen. 6) Einmal geschlossene Verträge sollte der Staat gewissenhafter als Privatpersonen erfüllen und daher auch gemachte Anleihen nach den Bedingungen ihres Empfangs verzinsen und zurückzahlen. Selbst wenn dabei übermäßiger und unredlicher Gewinn der Darleiher stattgefunden hat, haben die Staaten es bisher doch immer vorgezogen, von einer solchen Einwendung keinen Gebrauch zu machen, um nicht ihren Credit zu untergraben. Allein desto öfter haben sie Zinsenreductionen vorgenommen, und gegen die Rechtmäßigkeit dieser Operation läßt sich nichts einwenden, sobald dem Gläubiger die freie Wahl gelassen wird, ob er sein Capital zurückempfangen oder den geringern Zinsfuß annehmen will. Anders verhält sich jedoch die Sache bei erkauften Renten, es mögen nun immerwährende oder Zeitrenten sein, indem der Gläubiger auf den unverkürzten Bezug derselben ein festes Recht erworben hat. Wollte man ihm aber das Capital, oder bei Zeitrenten den Rest desselben voll zurückzahlen, so würde der Staat dabei in der Regel nichts gewinnen. 7) Die Tilgung der Anleihen geschieht auf eine doppelte Weise: entweder indem dem Darleiher oder dem Inhaber des Staatsschuldscheins der Nennwerth desselben zurückgezahlt wird, oder indem die Regierung selbst den Schuldschein an sich kauft. Denn da der Curs der Schuldscheine theils vermöge der ursprünglichen Natur des Geschäfts, theils in Folge eines eingetretenen Mistrauens, einer Stockung in der Auszahlung der Zinsen und einer übermäßigen Vermehrung der Schuldscheine häufig unter den Nennwerth herabgegangen ist, so läßt die Regierung sie theilweise nach und nach zurückkaufen, und erreicht so den Zweck, nicht mehr dafür zurückzuzahlen, oder auch wol weniger, als sie selbst wirklich empfangen hat, ohne wortbrüchig zu werden. Zugleich hält sie dadurch den Curs der Staatspapiere in einer angemessenen Höhe, was ihr bei neuen Anleihen bessere Bedingungen schafft. (S. Tilgungsfonds.)

Anmuth, s. Grazie.

Anna (die Heilige), gilt in der katholischen Kirche für die Mutter der Jungfrau Maria. Als solcher wird ihrer aber zuerst im 4. Jahrh. gedacht. Die lat. Kirche feiert ihr Fest am 26. Jul., die griech. aber am 9. Dec. Ihre Verehrung erzeugte in Meißen die St.-Annenbrüderschaft. Vgl. Wilisch, „Von der ehemal. St.-Annenbrüderschaft“ (Annab. 1723).

Anna, der letzte zur Regierung auf den großbrit. Thron gelangte Zweig des Hauses Stuart, wurde geb. zu Twickenham bei London 1664, als ihr Oheim, Karl II., seit vier Jahren den Thron Karl I. wieder bestiegen hatte. Sie war die zweite Tochter erster Ehe Jakob II., damaligen Herzogs von York, mit Anna Hyde, Tochter des berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur röm. Kirche übergetreten, und so wurde A. nach den Grundsätzen der anglican. Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, Bruder König Christian V. von Dänemark, vermählt. Als 1688 die Partei, welche den Prinzen von Oranien auffoderte, seinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, wäre A., die Lieblingstochter Jakob II., gern bei ihrem Vater geblieben; sie wurde aber vom Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewissermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten. Sie bestieg, nachdem 1694 ihre Schwester Maria, und 1702 deren Gemahl Wilhelm III. kinderlos verstorben waren, den engl. Thron und wurde, bei ihren nur mäßigen Geistesgaben, fast während ihrer ganzen, an Ereignissen so reichen Regierung von Marlborough und dessen

Gemahlin beherrscht. Die Königin, treu der Tripelallianz, stellte sich der Herrschaft Ludwig XIV. entgegen, um die Freiheit Europas zu vertheidigen und die Vereinigung der franz. und span. Krone in Einem Hause zu verhindern. So nahm sie Antheil an dem span. Erbfolgekriege, in welchem England Gibraltar eroberte, der einzige wichtige Erwerb dieses elfjährigen Krieges. Unter A.'s Regierung wurden England und Schottland unter dem Namen Großbritannien miteinander vereinigt. Der Kampf der Parteien war während ihrer Regierung äußerst heftig, da die Jakobiten hofften, daß die Königin sich werde bewegen lassen, ihrem Bruder, dem Prätendenten, die Thronfolge zu verschaffen; aber so sehr die Königin die Wiedereinsetzung ihrer Familie, besonders nach ihres Gemahls Tode (1708) wünschte, wurde doch die Nachfolge dem Hause Hanover gesichert. Jakob versuchte vergebens eine Landung in Schottland; A. mußte sogar eine Bekanntmachung unterzeichnen, wodurch ein Preis auf seinen Kopf gesetzt wurde. Von 17 Kindern, die sie geboren hatte, war keins am Leben geblieben, und als Witwe von 44 Jahren gab sie den Bitten des Parlaments, eine neue Heirath zu schließen, kein Gehör, vielleicht um der Wiedereinsetzung ihrer Familie nicht ein neues Hinderniß in den Weg zu legen. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tories zu legen, welche die Stimmung aller drei Königreiche für sich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godolphin, Sunderland, Somers, Devonshire, Walpole, Camper wurden durch Harley (nachmals Grafen von Orford), Bolingbroke, Rochester, Buckingham und andere Tories ersetzt, und das Parlament aufgelöst. Man beschloß den Frieden. Marlborough ward angeklagt, entsetzt und verwiesen. Indeß scheint A., ungeachtet der Schritte, welche sie öffentlich gegen ihren Bruder that, die Hoffnung ihm die Nachfolge zu sichern nicht aufgegeben zu haben; aber die unversöhnliche Feindschaft Orford's und Bolingbroke's, von denen Ersterer den Letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünstige, wurde ihr zu einem unübersteiglichen Hinderniß. Bekümmert, ihren geheimen Wunsch nicht erfüllt zu sehen, verfiel sie in einen Zustand der Schwäche und Lethargie und starb 1714. Die Worte: „O mein theurer Bruder, wie beklage ich dich!" welche sie auf dem Sterbebette aussprach, enthüllten das Geheimniß ihres ganzen Lebens.

Anna Iwanowna, Kaiserin von Rußland, geb. 1693, die Tochter Iwan's, ältern Bruders Peters des Großen, vermählte sich mit dem Herzog von Kurland, ward Witwe und bestieg 1730 den Thron der Zaren auf folgende Weise. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in seinem 16. Jahre gestorben; die mächtigen Prinzen Iwan und Basil Dolgorucky hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Ostermann die Regierung geführt. Da dieser sich schmeichelte, unter einer Fürstin, der er den ersten Unterricht im Lesen gegeben hatte, sein Ansehen zu behalten, so bediente er sich seines ganzen Einflusses, um der Herzogin von Kurland die Krone zu verschaffen. Er gewann den Senat und die in Moskau versammelten Großen, und so ward A. den beiden Töchtern Peters des Großen vorgezogen, und der Fürst Basil Dolgorucky beauftragt ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als er bei ihr eintrat, fand er einen schlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab sich zu entfernen. Dieser aber war nicht eben geneigt zu gehorchen, und als Dolgorucky ihn bei dem Arm nahm, um ihn zur Thüre zu führen, hinderte ihn A.; es war Ernst Johann von Biron (s. d.), der bald im Schutze seiner Gebieterin Rußland beherrschte. A., die anfangs versprochen hatte, ihren Günstling zu entfernen und die unumschränkte Gewalt der Zaren einzuschränken, war kaum auf den Thron gestiegen, als sie Beides zu erfüllen verweigerte und sich als Selbstherrscherin aller Reußen ankündigte. Biron setzte jetzt seiner Ehrsucht keine Grenzen. Die Dolgorucky wurden die ersten Opfer derselben, und theils hingerichtet, theils verwiesen. Gleiches Schicksal hatten ihre Freunde, ungeachtet A.'s flehentlicher Vorstellungen. A. zwang die Kurländer 1737, Biren zu ihrem

Herzog zu erwählen, und ernannte ihn sterbend zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan (von Braunschweig). Sie starb am 28. Oct. 1740.

Annaberg, Bergstadt und eine der wichtigsten Manufacturstädte des sächs. Erzgebirgs, mit 4000 Einw., führte sonst auf den Landtagen im weitern Ausschusse der mittlern Städte den Vorsitz. Die Stadtkirche hat mehre bedeutende Kunstdenkmale aufzuweisen, z. B. mehre Gemälde nach Dürer's Leben der Maria, die Ehebrecherin vor Christo von dem ältern Kranach, auch ein Basrelief von gebrannter Erde, um die Emporkirche herumlaufend. Als seit 1492 der Bergbau in dieser Gegend, besonders am Schrecken- und Schottenberge, außerordentlich ergiebig wurde, sodaß man die Anlegung einer neuen Stadt für nöthig hielt, um der anwachsenden, vom leichten Erwerb großer Reichthümer gelockten Menschenmenge Unterkommen zu verschaffen, wurde 1496 im Namen des Herzogs Albert der Grundstein dieser Stadt gelegt, welche in wenig Jahren durch den Hebel des reichen Bergbaus vollendet dastand. Sie ward anfangs nur die neue Stadt am Schreckenberge genannt, erst 1501 erhielt sie durch Kaiser Maximilian den Namen A. Ihre Verfassung war ursprünglich nach der Mehrzahl der Einwohner rein bergmännisch. Späterhin, als der Bergbau sank, und Barbara **Uttmann** (s. d.) das Spitzenklöppeln erfand, wenigstens hier einheimisch machte, traten Gewerbe an die Stelle des Bergbaus, doch wird noch jetzt Silber, Zinn und Kobalt gewonnen; auch ist in der Nähe ein guter Marmorbruch. Als Alba's Tyrannei die protestantischen Belgier vertrieb, wanderten in den Jahren 1589—91 von daher viele Posamentirer ein, die sich zuerst in Buchholz, später in A. niederließen, und neben der Spitzenmanufactur trat nun die jetzt so bedeutende Bandfabrikation auf. Letztere ist seitdem der Hauptnahrungszweig dieser Gegend des Erzgebirgs. Neuerlich hat man in A. auch die Verfertigung gemusterter Bänder und die Nachahmung der franz. Gaze- und Florbänder mit glücklichem Erfolge versucht, wozu die Einführung des Jacquard-Stuhls viel beigetragen hat. Ein neuer vielversprechender Gewerbzweig ist die seit 1827 in A. eingeführte, durch einen Capitalzuschuß aus Staatsmitteln unterstützte Fabrikation seidener Stoffe, durch Thilo und Röhling, die bereits 100 Stühle, größtentheils mit Jacquard-Vorrichtungen, beschäftigt und die Pflanzschule sächs. Seidenweberei werden dürfte. Zur 100jährigen Feier des Gebürtstags von Ch. F. Weiße wurde 1826 in A. eine Erziehungsanstalt für arme Kinder gestiftet.

Annalen, geschichtliche Jahrbücher, welche die Begebenheiten eines Jahres, auch mehrer Jahre in chronologischer Folge enthalten, ohne Ursachen und Folgen zu entwickeln oder sonst auf historische Kunst Anspruch zu machen. Der Name kommt von den ältesten Jahrbüchern der Römer her, welche Annales pontificum oder A. maximi hießen, und deren Abfassung dem Pontifex maximus oblag. Hierher gehören auch die Annalen des Tacitus, im Gegensatze mit seinen Geschichtbüchern.

Annāten sind seit dem 14. Jahrh. gewöhnlich gewordene Taxen an den päpstlichen Stuhl, welche Diejenigen, die von demselben eine Kirchenpfründe verliehen erhalten, entrichten müssen, und die theils in dem ganzen jährlichen Ertrage der Pfründe (daher der Name), theils in der Hälfte desselben, jetzt aber meist in einer regulirten Aversionalsumme bestehen und nur für höhere Kirchenämter entrichtet werden. Die Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel (1431) beabsichtigten die Abschaffung derselben, aber das aschaffenburger Concordat (1448) berechtigte den Papst wieder zu ihrer Erhebung.

Annelīden, Ringwürmer, ist eine Classe der gegliederten Thiere mit rothem Blute, einem doppelten Gefäßsysteme, mit meist verlängertem, in Ringe getheiltem Körper, der mit besondern Organen zum Athmen, die man Kiemen nennt, versehen ist, dem aber die Füße fehlen, deren Stelle verschiedenartige Borsten vertreten. Die Mundorgane bestehen in Kiefern oder einer Saugröhre; neben denselben befinden sich oft Tastorgane in Form verschieden gestalteter mitunter ge-

glieberter Fäden. Dies Geschlecht ist meist hermaphroditisch und es ist eine gegenseitige Begattung nöthig. Fast alle leben im Wasser und graben sich theils in den Grund, theils bauen sie sich aus allerlei Gegenständen Röhren, oder ihr Körper schwitzt eine kalkartige Masse aus, welche (wie bei den Schnecken und Muscheln) zu einem Gehäuse verhärtet. Cuvier theilt dieselben nach dem Stande und Vorhandensein der Kiemen ein in 1) Röhrenbewohner, mit büschelförmigem Kiemen am Kopfe, der nur durch die Freßwerkzeuge sich von den andern Körperringen unterscheidet. 2) Rückenkiemer, welche die Kiemen von sehr verschiedener Gestalt theils auf dem Rücken, theils an den Seiten haben. Sie leben auf dem Meeresboden oder schwimmen frei. 3) Kiemenlose, bei denen man äußerlich keine Kiemen bemerkt. Zur ersten Abtheilung gehören die sogenannten Wurmröhren, die Terebrellen, die Dentalien; unter ihnen finden sich sehr schön gefärbte. Zur zweiten werden die Nereis und Aphroditen gezählt, welche letztere mit den schönsten Metall- und Regenbogenfarben prangen. In der dritten stehen die Regenwürmer, Nais und Blutegel.

Anno (der Heilige), Erzbischof von Köln, aus niedrigem Stande geboren, starb 1075. Die politische Bedeutung des h. Anno als Kanzlers Kaiser Heinrich III. und nachher als Reichsverweser während der Minderjährigkeit des Kaisers Heinrich IV., sein kühner Herrschersinn, sowie die Würde seines geistlichen Wandels, die väterliche Sorge für sein Erzbisthum, der Eifer, mit dem er die Reformation der Klöster betrieb und neue Klöster und Kirchen stiftete, machten ihn zum Heiligen. A. eröffnet das Pantheon der Volksgeschichte nach der deutschen Volkssage, zugleich aber die Geschichte des erzbischöflichen Stuhls und der Stadt Köln am Rhein. Nicht lange nach seinem Tode entstand der „Lobgesang auf den h. Anno“, den nach Opitz, Schilter, Bodmer und Hegewisch zuletzt Goldmann mit einer Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen (Lpz. 1816) herausgab. Der Dichter malt des Heiligen weltliche und geistliche Regierung und seinen Kummer über den Wahnsinn der Deutschen, sich immer selbst durch innere Zwietracht zu bekämpfen und zu zerstören. Da er das nicht abzuändern vermag, will der deutsche Mann nicht länger leben und stirbt aus Gram über die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen, deren Wohlthäter er nach seinen Kräften sein wollte. Zugleich ist dieses Lied bedeutend als das einzige politische Denkmal aus der deutschen Nationalliteratur des 11. Jahrh.

Annomination, auch **Paronomasie**, ist eine Redefigur, welche in einer Wiederholung, wenn nicht derselben Wörter, doch von Wörtern desselben Stammes besteht und dadurch Bedeutung erhält, daß sie durch verwandte Klänge die Aufmerksamkeit auf einen gemeinsamen Hauptbegriff hinlenkt. So bei Tieck:

Wenn ich still die Augen lenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich sie in Ruhe senke.

Annuität (annuity), Abtrag einer Schuld oder Verzinsung derselben in jährlichen Zahlungen. Eine solche Abzahlung kommt in vielen Privatverträgen vor, und zwar in allen vier Hauptformen derselben: 1) als bloße stückweise Abzahlung einer unverzinslichen Schuld; 2) als gleichbleibende Verzinsung eines unablöslichen oder eisernen Capitals (immerwährende Annuität oder Rente, s. d.); 3) als Abzahlung der Zinsen und des Capitals zusammen, in gleich großen jährlichen Summen (Zeitrenten); 4) als Leibrente (s. d.), Zahlungen, die so lange fortgesetzt werden, als der Gläubiger oder Diejenigen, auf deren Leben die Rente versichert ist, leben. Durch diese beiden letztern Arten wird bei dem Ablaufe der Zeit und dem Tode Dessen, auf dessen Leben die Rente bedungen ist, auch das Capital getilgt. Man hat dieses Geschäft auch bei Staatsanleihen angewandt, und besonders in England Gelder erborgt, welche in 49 Jahren durch die jährlichen Zahlungen abgetragen werden sollten (kurze Annuitäten); andere, welche in gleicher

Art in 99 Jahren getilgt werden sollten (lange Annuitäten). Zu den Leibrentenverträgen gehören auch die Tontinen (s. d.), eine Rentengesellschaft, erfunden von Lorenzo Tonti aus Neapel und zuerst 1653 ausgeführt.

Annunciaten, s. Franziskaner.

Anodyna, anodynische, schmerzstillende Mittel, nannte man vorzugsweise alle Mischungen mit Opium. Da der Schmerz aus sehr verschiedenen Ursachen entsteht, so sind auch die Mittel dagegen verschieden. Ist eine Entzündung die Ursache des Schmerzes, so sind kühlende Mittel, laue feuchte Umschläge, zuweilen selbst Aderlaß, Abführungsmittel, bei Nervenschwäche und Krämpfen dagegen erhitzende Mittel schmerzstillend. In dieser Rücksicht gehört auch der liquor anodynus Hoffmanni, obgleich nur uneigentlich, unter die schmerzstillenden Mittel. Im engern Sinne verstand man sonst unter den Anodynis solche Mittel, welche durch ihre unmittelbare Wirkung auf das Nervensystem, indem sie nämlich die Empfindlichkeit desselben vermindern, die Empfänglichkeit für den schmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. In den ältesten Zeiten, als die Arzneimittellehre erst anfing aus ihrer Kindheit sich zu erheben, und vorzüglich die Lehre von den Giften und Gegengiften mehr als irgend ein anderer Theil der Heilkunst bearbeitet wurde, beobachtete man auch die schmerzstillende Eigenschaft vieler hierher gehörigen Arzneikörper näher und machte daher eine eigne Classe aus diesen Mitteln

Anomălie, die Abweichung von der Regel. Das Abweichende heißt Anomălon, anomălisch, auch abnorm. Man gebraucht diesen Ausdruck in der angegebenen Bedeutung in der Grammatik, wo es der Analogie (s. d.) entgegengesetzt wird; ferner in der Astronomie, um den von der ungleichen Geschwindigkeit der Planeten abhängigen Abstand derselben in ihrer Bahn vom Punkte der Sonnenferne oder Sonnennähe zu bezeichnen. Daher anomalistisches Jahr (s. d.). Abweichungen von der Regel, die wir in dem Gebiete der Natur wahrnehmen, machen uns auf das Leben in derselben aufmerksam, welches sich uns beim Anblick des Geregelten verbirgt. Darum aber ist das Anomalische nicht gesetzlos, sondern es berührt die Freiheit des Individuellen innerhalb des Gesetzes. Das Anomalische, Abnorme ist aber darum noch nicht krankhaft oder misgestaltet. Für die Vernunftgesetze kann eine Anomalie nur in der praktischen Anwendung stattfinden; theoretisch betrachtet, oder in Hinsicht ihrer Gültigkeit, sind sie ohne Ausnahme.

Anomöer, s. Arianer.

Anonym, namenlos, nennt man sowol eine Schrift, deren Verfasser sich nicht genannt hat, als auch diesen selbst. Nahe verwandt mit den anonymen Schriftstellern sind die Pseudonymen (s. d.). Vgl. Barbier's „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes, composés, traduits ou publiés en français et en latin", mit histor.-krit. Anm. (2. Aufl., Par. 1822—24, 3 Thle.).

Anordnung ist im Allgemeinen die bei jedem menschlichen Werke zum Behufe der Übersicht und Faßlichkeit nothwendige Bestimmung der Ordnung des Mannichfaltigen, welche dasselbe begreift. Ordnung aber stellt sich in Aufeinanderfolge und Nebeneinandersein dar. Bei dem Kunstwerke gibt es eine geistige und eine sinnliche Anordnung; jene betrifft den innern, diese den äußern Zusammenhang. Durch die Einheit des Mannichfaltigen kündigt sich ein Kunstwerk an. Alles Mannichfaltige in einer Einheit steht aber zu einander in einem dreifachen Verhältniß, entweder 1) als Grund zur Folge (subjectiv), Ursache zur Wirkung (objectiv), oder 2) als Mittel zum Zweck, oder 3) als Theil zum Theil und zum Ganzen. Die Gesetze also, welche alle Anordnung bestimmen, sind die Gesetze der Causalität, der Zweckmäßigkeit und der Proportion. Um das erste dieser Gesetze aber in Ausübung bringen zu können, muß nothwendig in jedem schönen Kunstwerke ein Hauptgedanke, eine Hauptfigur herrschen, und diesen alles Andere untergeordnet sein, und in dieser Unterordnung gibt sich das Gesetz der Causalität zu erkennen. Bis hierher erscheint die Kunst der Anordnung als abhängig vom

Motiviren; denn motiviren heißt, Alles so anlegen, daß immer Eins als aus dem Andern folgend erscheint. Aber auch die Bedingungen der Zeit und des Raums müssen berücksichtigt werden. Im zeitlichen und räumlichen Verhältniß erscheinen Gegenstände nicht blos durch Grund und Folge, Ursache und Wirkung verbunden. sondern auch als Theile nebeneinander und aufeinander folgend oder im Verhältnisse zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunstwerk dem Gesetze der quantitativen und qualitativen Proportion unterworfen. Jetzt ist nur noch übrig, daß auch ein Gesammteindruck hervorgebracht werde. Dazu wird wieder eine eigne Art der Anordnung erfodert, daß sich nämlich Alles verhalte wie Mittel zum künstlerischen Zweck. Dieses ist das Motiviren im höhern Sinne. — In der Rhetorik wird die Anordnung von der Erfindung sowie von dem Ausdrucke und dem Vortrage unterschieden. Die Anordnung in diesem Sinne (Disposition) besteht in der nach gewissen Gesetzen und zum Behufe weiterer Ausführung erfolgenden Zusammenstellung des Redestoffs zu einem übersichtlichen Ganzen. Sie beruht zunächst auf dem logischen Gesetze der Unterordnung der Begriffe, indem sie den auszuführenden Grundgedanken (Thema) als den Gattungsbegriff behandelt und entweder von dem Allgemeinen zu dessen Unterarten und Merkmalen, als dem Speciellen, in synthetischer Folge fortschreitet (Division), oder auf analytischem und heuristischem Wege von dem Besondern zu dem Allgemeinen, von dem Concreten zu dem Abstracten, als dem Ziele der Darstellung, zu gelangen sucht (Partition). In beiden Fällen sind Vollständigkeit und logische Schärfe die Eigenschaften, auf die es vor Allem ankommt.

Anorganisch, der Gegensatz von organisch, s. Organ.

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe), geb. zu Paris am 7. Dec. 1731, studirte auf der Universität daselbst, dann zu Auxerre und zu Amersfort Theologie, fand sich aber beiweitem mehr von dem Studium der hebr., arab. und pers. Sprache angezogen. Er ging daher nach Paris, wo der Abbé Sallier, Aufseher der Manuscripte der kön. Bibliothek, ihn seinen Freunden bekannt machte, welche dem jungen A. in der Eigenschaft eines Zöglings für die oriental. Sprachen einen mäßigen Gehalt auswirkten. Als ihm einige nach einem Zend-Manuscripte copirte Blätter in die Hände fielen, ward Indien das Ziel seines Strebens. Er wollte die heiligen Bücher der Parsen entdecken. Die Bemühungen seiner Beschützer, ihm auf einem zu l'Orient ausgerüsteten, nach Indien bestimmten kön. Schiffe einen Platz zu verschaffen, schlugen fehl, aber A. nahm Dienste und reiste als gemeiner Soldat 1754 von Paris ab. In gerechter Bewunderung eines so seltenen Eifers für die Wissenschaften bewilligte ihm die Regierung die freie Reise und einen Gehalt. Zu Pondichery angekommen, lernte er das Neupersische und ging nach Chandernagor, um das Sanskrit zu studiren. Eine Krankheit und der Krieg zwischen Frankreich und England störten seine Hoffnung. Chandernagor ward eingenommen, und A., um nicht den Zweck seiner ganzen Reise zu verfehlen, kehrte zu Fuße nach Pondichery zurück und schiffte sich nach Surate ein; um aber das Land kennen zu lernen, stieg er zu Mahé ans Land und reiste zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit die Bedenklichkeiten einiger parsischen Priester (Destour) zu besiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi so weit, daß er ein Wörterbuch und einige andere Werke aus diesen Sprachen übersetzen konnte. Er beschloß hierauf, die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Gesetze der Hindus zu Benares zu studiren, als die Einnahme von Pondichery ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Er reiste über London, besuchte Oxford und kam 1762 nach Paris zurück, mit einem Schatze von 180 Manuscripten und andern Seltenheiten. Der Abbé Barthélemy und seine andern Freunde wirkten ihm eine Pension aus, mit dem Amte eines Dolmetschers der morgenl. Sprachen bei der kön. Bibliothek. A. fing nun an, die mühsam eingesammelten Materialien zu verarbeiten; es erschienen nach und nach die Übersetzung des Zend-Avesta (Par. 1771), die Schrift über die morgenl. Gesetzgebung, seine histori-

schen und geographischen Untersuchungen über Indien (Par. 1786) und sein Werk über den Handel (Par. 1789). Um den Gräueln der Revolution sich zu entziehen, brach er alle seine Verbindungen ab, verschloß sich in sein Zimmer und hatte keinen andern Freund als seine Bücher, keine Erholungen als die Erinnerung an seine theuern Braminen und Parsen. Die Früchte dieser Zurückgezogenheit waren sein Werk: „L'Inde en rapport avec l'Europe", und „Die nicht zu enthüllenden Geheimnisse" („Oupnek'hat", 2 Bde., 1804, 4.), letzteres die Übersetzung eines pers. Auszugs aus den Vedas ins Lat. Das Nationalinstitut ernannte A. zu seinem Mitgliede. Durch anhaltende Arbeiten und eine höchst karge Diät erschöpft, starb er am 17. Jan. 1805 zu Paris. Umfassende Gelehrsamkeit, die Kenntniß der asiat. Sprachen und eine rastlose Thätigkeit waren bei A. mit der lautersten Wahrheitsliebe, einer gesunden Philosophie, einer seltenen Uneigennützigkeit und dem trefflichsten Herzen verbunden.

Ansatz bedeutet in der musikalischen Terminologie die Bildung der Lippen beim Anblasen der Blasinstrumente, ist daher sehr wichtig, denn durch ihn wird der Ton voll oder matt, angenehm oder hart. Nach der verschiedenen Einrichtung der Blasinstrumente sind auch die Erfodernisse des Ansatzes verschieden. Der gute Ansatz hängt daher von der Bildung und Beschaffenheit der Mundtheile, besonders der Lippen, ferner von Gewöhnung und Übung der Mundstellung ab.

Anschauung bedeutet im engern und ursprünglichen Sinne eine durch Gesichtsempfindung, im weitern Sinne jede durch die Empfindung irgend eines Sinnes unmittelbar erlangte Vorstellung. Vereinigen wir Beides, so erhalten wir von ihr die Erklärung als einer, nicht mittelbar durch Verstandesbegriffe erlangten, sondern unmittelbar auf den Gegenstand bezogenen Vorstellung oder Sinnenanschauung. Sie ist unter allen Arten der Vorstellungen die klarste und lebhafteste, dabei aber auch die beschränkteste, einzeln, individuell, an das Gegebene wie an die Gesetze der Sinnlichkeit gebunden, und unfähig über die Grenzen der Wahrnehmbarkeit hinauszugehen. Weil wir aber Erscheinungen als äußere und innere wahrnehmen können, so gibt es auch eine äußere und innere Anschauung. Alles, was im Raum ist, veranlaßt äußere Anschauungen; was hingegen in der Zeit ist, was wir nur als Veränderungen in uns wahrnehmen, Gedanken, Bilder der Einbildungskraft, welche gar nicht räumlich sind, ist der Gegenstand innerer Anschauungen. Da alles Äußere aber Vorstellung, und mithin nothwendig in irgend einer Zeit ist, so folgt, daß alles Äußere auch zugleich ein Inneres sei, und man kann sich daher räumliche Gegenstände im Bilde vorstellen. Umgekehrt ist das Innere, nur in der Zeit Vorstellbare nicht zugleich auch ein Äußeres. Kant unterschied noch von der empirischen (auf das Wahrgenommene, Mannichfaltige gerichteten) Anschauung die reinen Anschauungen und verstand unter letztern die Anschauungen, die sich auf Raum und Zeit überhaupt und die von ihnen abhängigen, von der Erfahrung aber unabhängigen rein mathematischen Größen beziehen. Auch nannte er Raum und Zeit selbst Anschauungsformen, d. h. das Allgemeine, was allen empirischen Anschauungen zum Grunde liegt. Die bloße Anschauung nun ist noch keine Erkenntniß; diese wird erst gewonnen, indem der Geist das Angeschaute denkt, d. h. dasselbe als seinen Gegenstand setzt und das in ihm enthaltene Mannichfaltige sondert, während in der Anschauung noch das Subject in den Gegenstand verloren ist. Aber es fragt sich, ob das Denken, wenn es die Gegensätze, unter welchen sich das Sein darstellt, vereinigt, nicht wieder zu einer Anschauung höherer Art, die man mit Recht intellectuelle Anschauung nennen würde, führen kann. Gewiß ist es aber, daß eine intellectuelle Anschauung der Art, wie sie von mehren Philosophen behauptet worden ist, nämlich als ein durch das Denken nicht ermittelter, mithin zufälliger und verlierbarer Zustand des Subjects, in welchem man das Absolute in seiner ungetrübten Einheit unmittelbar ergreife, eine willkür-

liche Voraussetzung ist, eine Täuschung, in welche das lebhafte philosophische Talent leicht gerathen kann. Fichte verstand unter intellectueller Anschauung die ursprüngliche Anschauung des Ich oder das unmittelbare Bewußtsein; Schelling einen unbedingten Erkenntnißact, in welchem das Subjective und Objective zusammenfallen soll und sah denselben als Ausgangspunkt der Philosophie an, dagegen Hegel ein absolutes Wissen durch nothwendige Gedankenbewegung vermittelt. (S. Absolut.) Etwas Anderes ist die Anschauung des Künstlers; sie ist eine ideale (von der Idee durchdrungene) innere Anschauung der Gegenstände. In seinem reichen Innern reflectirt sich die Welt eigenthümlich und wird zur höhern Schönheit umgebildet; aber in ihm lebt auch der Drang, das so innerlich Angeschaute entsprechend zu veräußern, d. h. zur äußern Anschauung zu bringen. Der Grad der Klarheit, mit welcher die gedachte und empfundene Welt des Künstlers im Kunstwerke vor unsere äußere Anschauung tritt, ist seine Anschaulichkeit, und von dieser hängt größtentheils auch seine Wirkung ab. Sie liegt aber sowol in der Form des Ganzen, als in der Darstellung und im Ausdrucke des Einzelnen. Jene besteht darin, daß die Idee in der Form des Ganzen gefühlt und lebendig angeschaut und mithin das Mannichfaltige zu einem lebendigen Ganzen verbunden erkannt zu werden vermag. Die Darstellung und der Ausdruck im Einzelnen ist diesem Zwecke untergeordnet. In der Poesie insbesondere ist dazu nöthig Versinnlichung der Gedanken.

Anschauungslehre. Daß Ausbildung der Sinneswerkzeuge und Übung derselben durch Anschauung äußerer Gegenstände, weil sie von dem natürlichen Anfange aller menschlichen Erkenntniß ausgeht, und von dem Anschaulichen zum Geistigen, von dem Einfachen zu dem Zusammengesetzten, von dem Leichten zum Schweren führt, die Grundlage der Erziehung und des Unterrichts sein müsse, sahen schon früher die Pädagogen, die von der Verkünstelung zu der Natur zurückkehrten, wie Rousseau, GutsMuths, Villaume, Wolke u. A. Pestalozzi, bemüht um eine naturgemäße Entwickelung der geistigen Anlagen und Kräfte, suchte diese Übungen nach einer strengern Methode zu ordnen. Er nennt Anschauungslehre die Anweisung zu seinem Verfahren, die Kinder zum Bewußtsein der Zahlen- und Maßverhältnisse, also der beiden Formen alles menschlichen Denkens, des Raums und der Zeit, zu bringen. Vgl. Pestalozzi's „ABC der Anschauung" (1802) und Herbart, „Pestalozzi's Idee zu einem ABC der Anschauung" (1802). Er bewerkstelligt diese Anschauung durch seine Einheitentafel, die dem Auge ein sinnliches Bild von den Verhältnissen des Decimalsystems gibt, und durch planmäßiges Vorzeigen regelmäßiger mathematischer Figuren und Körper, zu deren Nachbildung die Kinder angeleitet werden. Die Anwendung des Verfahrens auf das Zeichnen, wie besonders Joseph Schmidt sie versucht hat, wurde vorzüglich von den Künstlern bald gepriesen, bald gemisbilligt; desto glücklichern Einfluß gewann sie aber auf den Singunterricht durch Pfeiffer und Nägeli, und in mehren Bürgerschulen Deutschlands auf die Schreibekunst. (S. Pestalozzi.) Vgl. Niemeyer, „Über Pestalozzi's Grundsätze und Methode" (Halle u. Berl. 1810).

Anschlag, 1) in der Musik, bezeichnet die Art, wie die Tasten der Tasteninstrumente durch die Finger in Bewegung gesetzt werden, um die bestmöglichste Schwingung des klingenden Körpers und dadurch einen runden und vollen Ton zu erzeugen. Da alle Kunstübung zuerst durch Leichtigkeit gefällt, und das Prellen der Klänge beim festen Anschlag dem Ohre unangenehm ist, so soll der Anschlag vor allen Dingen leicht sein. Die Stärke des Anschlags hängt von der Kraft des Spielenden ab und von der Schwere seiner Hand, im Verhältniß zu der Beschaffenheit des Instruments. Ohne das Anhalten bei gesangvollen Stellen verlieren aber die Tastinstrumente die Wirkung, die ein von der Hand des Menschen erregtes, aber nach eignen Gesetzen schwingendes Saitenchor auf den musikalischen Zuhörer machen soll. Dieses Anhalten bewirkt den sogenannten singenden Anschlag. Alle Klänge

müssen ferner gleich sein, ungeachtet der ungleichen Kraft der Finger. Daher muß der Schüler die Tonleiter in allen Tonarten üben, um Gleichheit des Anschlags zu gewinnen; dabei muß aber auch Rücksicht genommen werden, daß eine längere und stärkere Saite einen viel kräftigern Anschlag erfodert als die kurzen, dünnen der höhern Klänge. Es muß daher wiederum ein Gleichgewicht in dem verschiedenen Anschlage stattfinden. Überhaupt muß jeder wahre Virtuos auf Tastinstrumenten die Wirkungen des verschiedenen Anschlags der Töne kennen und daher das technische Verhältniß, z. B. der tiefen und hohen Töne und des Sprunges von der Tiefe in die Höhe, in seiner Gewalt haben, um sein Gefühl in den mannichfaltigsten Formen frei auszudrücken. 2) In der Baukunst, die einfache oder doppelte Fuge, die in einer Thürzarge, in einem Fensterkreuze u. s. w. ausgefalzt worden ist, woran das Thürblatt oder der Fensterflügel einschlägt und genau paßt. — Von Bauten und Reparaturen an Gebäuden, Deichen, Säulen, Kanälen, Brücken, Mühlen u. s. w. macht man Anschläge, die Quantität und Qualität der Materialien und der Baukosten betreffend, in der Finanz kennt man Steueranschläge, und beim Kauf und Pacht Kauf- und Pachtanschläge oder dem wirklichen Ertrag entsprechende Angaben, deren Anfertigung genaue Kenntniß des Örtlichen voraussetzt.

Anselm, geb. zu Aosta in Piemont 1034, wurde 1060 Mönch, einige Jahre darauf Prior, 1078 Abt des Klosters Bec in der Normandie, wohin ihn der Ruf des berühmten Lanfrank zog, und 1093, als dessen Nachfolger, Erzbischof von Canterbury in England, welche Stelle er bis an seinen Tod behauptete. Wie seine kirchliche Wirksamkeit ausgezeichnet war, so waren es auch seine Studien und seine Lehrerverdienste. Er steht an der Spitze der Religionsphilosophen, obgleich meist durch Augustinus angeregt, und unter der Herrschaft des Kirchenglaubens, doch immer eigenthümlich, tief und sinnvoll. In einem größern Kreise bekannt ist A. durch den Beweis für das Dasein Gottes, den er selbständig und entscheidend in dem nachher sogenannten ontologischen Beweise gefunden zu haben glaubte. Er schloß nämlich von dem Begriffe eines höchsten und vollkommensten Wesens auf dessen Existenz. Ungeachtet der Unzulänglichkeit dieses Beweises, der schon damals an Gaunilo, Mönch zu Marmoutier, einen Gegner fand, ist doch das Streben des A., die Religionslehre sicher zu begründen, ebenso achtbar als die Feinheit seines Denkens. Dieser Beweis wurde in dem Buche „Proslogium" (Anrede an seinen Geist) vorgetragen, nachdem er im „Monologium" die Religionsphilosophie mehr nach den gangbaren Begriffen erläutert hatte. Sein Werk „Von der Übereinstimmung der Freiheit, der Vorsehung und Vorherbestimmung" macht nicht minder für die Philosopheme der Kirche Epoche. A. starb 1109. Seine Werke wurden zusammen herausgegeben in zwei Bänden (Par. 1675 und Ven. 1744).

Ansgar oder Anschar, Apostel des Nordens, weil er das Christenthum in Dänemark und Schweden einführte, geb. 800 in der Picardie, und in der Klosterschule zu Korvey gebildet, wurde 813 Benedictiner und 820 Oberlehrer an dieser Schule. Auf Anordnung Kaiser Ludwig des Frommen ging er im Gefolge getaufter dän. Prinzen 826 nebst seinem Gehülfen Audibert nach Dänemark und bekehrte nach oftmaligem Mislingen und ausgestandenen Verfolgungen im Innern des Reichs 830 den König nebst dem größten Theile der Nation. Nach seiner Rückkehr 831 errichtete er zu Hamburg eine Metropole und wurde erster Erzbischof daselbst. Zur Befestigung des Christenthums stiftete er dort auch ein Kloster, als Pflanzschule für Glaubensboten, und ein anderes zu Ramesloh im Verdenschen, wo ihm eine Matrone Schutz gegeben, als plündernde Dänen und Normänner ihn 845 aus Hamburg vertrieben hatten. Wegen Unsicherheit verlegte er 847 den erzbischöflichen Sitz von Hamburg nach Bremen, wo sein Andenken durch den Namen einer Hauptkirche erhalten wird. Damals unternahm er neue Missionsreisen nach Dänemark, um König Erich I. wieder zu gewinnen, und ging mit dessen Em-

pfehlung auch nach Schweden, wo er mit Erlaubniß des Königs Olaf Viele taufte, wie auch 858 den Nachfolger Erich's. Er starb am 3. Febr. 864 mit dem Ruhme, wenn nicht die ersten, doch die folgenreichsten Versuche zur Ausbreitung des Christenthums im Norden unternommen zu haben. Auch wird seine Klugheit, die Lauterkeit und Wärme seines Eifers für die Religion und die Unbescholtenheit seines Wandels von den Zeitgenossen gepriesen. Das Tagebuch seiner Missionsreisen sandte der Abt von Neukorvey 1261 nach Rom, wo es verloren gegangen ist. Die katholische Kirche versetzte ihn unter die Heiligen. A. hat des h. Willegad Leben, und A.'s Leben hat dessen Nachfolger Rembert beschrieben, beide Biographien aber hat Misegaes aus dem Lat. übersetzt mit Anmerkungen (Brem. 1826). Vgl. Kruse's „Lebensbeschreibung des h. Ansgar" (Hanov. 1824).

Ansicht bezeichnet die Art und Weise, wie etwas angesehen oder betrachtet wird (physisch und geistig), oder wie es von einem gewissen Standpunkte aus erscheint, daher man auch von **Ansichten** einer Gegend, einer Stadt redet. Immer wird dadurch ein wechselnder, zufälliger, subjectiver Standpunkt bezeichnet, auf welchem man einen Gegenstand nur von einer Seite und nicht im Ganzen betrachtet. Die Ansicht muß daher von dem Objectiven in der Wissenschaft unterschieden werden.

Anson (George), geb. 1697 zu Shuckborough in Staffordshire, widmete sich früh dem Seewesen, diente 1716 als Secondlieutenant unter John Norris in der Ostsee, 1717 und 1718 unter George Byng gegen die Spanier, und wurde, kaum 25 Jahre alt, Capitain. Als 1739 der Bruch mit Spanien bevorstand, wurde A. Befehlshaber einer Flotte in der Südsee, die den Handel und die Niederlassungen der Spanier beunruhigen sollte. A. verließ mit fünf größern und drei kleinern Schiffen, welche 1400 Mann führten, England am 18. Sept. 1740 und ward bei dem Herausfahren aus Lemaire's Straße von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang hinderten das Cap Horn zu umschiffen. Von den übrigen Schiffen getrennt, erreichte A. die Insel Juan Fernandez, wo später noch drei seiner Schiffe in dem kläglichsten Zustande wieder zu ihm stießen. Kaum hatte sich die Mannschaft erholt, als er, ein Fahrzeug aufgebend, von Neuem auslief, mehre Prisen machte und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er der reichen Manilla-Galeone vergebens aufgelauert hatte, sah er sich genöthigt einen großen Theil der Beute und die beiden andern Schiffe zu verbrennen, um das einzig noch übrige, den Centurion gehörig bemannen zu können, mit welchem er sich nach Tinian, einer der Diebsinseln, begab. Hier führte ein Orkan den Centurion mit sich fort, und A. ließ ein kleines, auf der Insel vorgefundenes Fahrzeug zurichten und segelte damit nach Macao, wo er den kühnen Plan faßte, die Galeone von Acapulco wegzunehmen. Er verbreitete das Gerücht von seiner Rückkehr nach Europa, während er seinen Lauf nach den Philippinen richtete und bei dem Vorgebirge Spiritu-Santo kreuzte. Endlich erschien die erwartete Galeone, die im Vertrauen auf ihre Überlegenheit das Gefecht begann. Die Engländer siegten, und die Galeone, deren Werth sich auf 400,000 Pf. St. belief, ward genommen. Mit dieser und der frühern, an 600,000 Pf. betragenden Beute kam A. nach Macao zurück, verkaufte seine Prise und behauptete mit Kraft gegen die chines. Regierung zu Kanton die Rechte seiner Flagge. Von hier segelte er unentdeckt durch die franz. Flotte im Canal und langte zu Spithead am 15. Jun. 1744, nach einer Abwesenheit von drei Jahren und neun Monaten, an. Diese gefahrvolle Reise war für Erd- und vorzüglich für Schiffahrtskunde durch genauere Untersuchung unbekannter Meere und Küsten sehr ergiebig gewesen, und die unter A.'s eigner Leitung verfaßte Beschreibung derselben hat ihre Ergebnisse dargelegt, wiewol ihnen der eigentlich wissenschaftliche Zweck fehlt. A. ward Contreadmiral der blauen und bald darauf der weißen Flagge. Er besiegte 1747 bei Cap Finisterre den franz. Admiral Jonquière, dem er unter andern die Schiffe L'invin-

cible und La gloire nahm, und der Capitain des ersten Fahrzeugs überreichte seinen Degen mit den Worten: „Monsieur, vous avez vaincu l'invincible et la gloire vous suit.“ A. wurde zum Baron von Soberton und vier Jahre nachher zum ersten Lord der Admiralität erhoben. Er befehligte 1758 die Flotte vor Brest, unterstützte die Landung der Engländer bei St.-Malo und Cherbourg, und nahm die zurückgeschlagenen Truppen in seine Schiffe auf. A. führte 1761 die Braut Georg III. nach England, erlangte 1762 die höchste Würde eines Admirals und Oberbefehlshabers der Flotte, und starb bald darauf bm 6. Jun. auf seinem Landsitze Moor-Park.

Anspach, sonst Onolzbach, ehemalige Residenz der Markgrafen von Anspach-Baireuth, jetzt Hauptstadt des bair. Rezatkreises und Sitz der Kreisbehörden, eines Appellationsgerichts u. s. w, mit 14,000 Einw., einem schönen Schlosse, einem Gymnasium und mancherlei Fabriken. Im Schloßgarten steht das Denkmal des zu A. 1720 geborenen und 1796 gestorbenen Dichters Uz. — Das Fürstenthum Anspach nebst Baireuth ward im 13. Jahrh. von den Burggrafen von Nürnberg erkauft, verblieb ihnen, nachdem sie auch die Mark Brandenburg erlangt hatten, bis es 1486 einem besondern Zweige des Hauses Brandenburg zu Theil wurde, der sich später in Anspach und Baireuth theilte. Die baireuth. Linie erlosch 1769, der letzte Markgraf, Karl Alexander von A., dessen Gemahlin Lady Craven (s. d.) war, trat sowol dies Fürstenthum (60 □M., 300,000 Einw.) als das geerbte Baireuth am 2. Dec. 1791 an seinen Lehnserben, Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ab. Friedrich Wilhelm III. überließ 1806 A. und 1807 im Frieden zu Tilsit auch Baireuth an Frankreich, worauf beide Fürstenthümer an Baiern fielen. Vgl. Hohn, „Der Rezatkreis des Königreichs Baiern, geographisch, statistisch und historisch“ (Nürnb. 1829).

Anspielung, Allusion, findet in der sprachlichen Darstellung statt, wenn man auf versteckte Weise und gleichsam im Vorübergehen an einen Gegenstand erinnert. Die Anspielung nennt ihren Gegenstand nicht, und erweckt die Vorstellung desselben nicht unmittelbar, sondern mittels einer andern, die mit dieser in einem nähern Zusammenhange steht. Sie muß dem aufmerksamen Hörer oder Leser die Erinnerung leicht machen. Auf diese Leichtigkeit deutet auch das Wort Anspielung. Zugleich bezeichnet es, daß die Anspielung flüchtig ist und bei dem Gegenstande nicht verweilt. Sie ist fehlerhaft, wenn sie ausführlicher Erläuterung bedarf, wie dies häufig bei gelehrten Anspielungen der Fall ist, deren Verständniß entlegene Notizen erfodert. Eine besondere Art der Anspielung ist die bildliche, welche eine allgemeinere Vorstellung durch einen bekannten individuellen Gegenstand flüchtig bezeichnet. Sie beruht meist auf einem Tropen (s. d.) und gefällt durch die leicht aufgefaßte Ähnlichkeit der beiden Vorstellungen; z. B. „die Prometheische Kühnheit“; „er ist ein neuer Cato“ u. s. w. Eine Anspielung kann auch in der bildenden Kunst vorkommen, muß aber hier mit großer Vorsicht angewendet werden.

Ansprechen heißt in der Jagdsprache, nach Anschauung, Fährte und Spur die Art des Wildes, das Geschlecht, Alter und die Stärke desselben in den durch Sitte hergebrachten Weidmannsausdrücken bestimmen. Diese Kunst kann fast nur allein in der freien Natur unter der Leitung eines kundigen Lehrers mit Beihülfe des Leithundes erworben werden, zumal da die Zeichen im Gebirge und auf der Ebene sich nicht völlig gleichen. Das Ansprechen auf die Fährte oder auf die Spur ist nur möglich, wenn die Spur oder die Fährte einen Eindruck auf dem Boden zurückgelassen hat. Der Rasenfilz ist diesem Eindruck sehr hinderlich, desto günstiger der Reif und selbst der Thauschlag, am günstigsten aber eine leichte Schneedecke. Das Zeichen der Fährte gründet sich theils auf die Gestaltung (Form) und Stärke (Größe des Tritts), theils auf die Stellung der Tritte in der Fährte oder Spur. Die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten, die hierbei obwalten, macht den Jäger fährtengerecht. Haarwild ist die Benennung aller jagdbaren vierfüßigen Thiere. Beim Ansprechen nach dem Alter des Haarwildes und des Federwildes be-

zeichnet das Beiwort jung bei erstern durchgängig die früheste Lebensperiode, bis zu der Zeit, wann diese Wildart zum ersten Male sich begattet, und bei dem Federwilde, wann die Vollwüchsigkeit oder der Begattungstrieb eingetreten sind.

Anstand, oder der gute Anstand insbesondere, ist die genaue Übereinstimmung unsers ganzen Betragens in Reden, Geberden und Handlungen mit unserer persönlichen Würde und unsern Verhältnissen, z. B. mit Alter, Geschlecht und Stand. Dem Weibe ziemt Schamhaftigkeit, Sittsamkeit und Nachgiebigkeit; dem Alter Würde und Ernst; dem Kinde natürliche Unbefangenheit, Fröhlichkeit und Anschmiegung u. s. w. Man kann den Anstand in den natürlichen und willkürlichen eintheilen. Es gibt gewisse nothwendige äußere Zeichen, wodurch gewisse innere Vollkommenheiten ausgedrückt werden. Der Inbegriff dieser Zeichen macht den natürlichen Anstand aus, den wir nicht vernachlässigen dürfen, und der unter den Gebildeten aller Völker als Ankündigung der Humanität gilt. Der ihm untergeordnete willkürliche beruht auf Convention und Herkommen.

Anstand in der Jagdkunde, eine Jagdart, bei welcher der Jäger sich an einem dazu schicklichen Orte anstellt und dem Wilde auflauert; sie heißt **Ansitz**, wenn er dies sitzend thut; dann der Ort, wo der Jäger in dieser Absicht steht oder sitzt. Bedingungen zum glücklichen Erfolg dieser Jagdart sind: a) Kenntniß des Wechsels des Wildes, welche durch fleißiges Abspüren und Vorsuchen erworben wird; b) genaue Beobachtung des Windes oder Windzugs; c) mehr oder minder sorgsame Verborgenheit, verbunden mit freier Aussicht und Bewegung des Körpers, wozu man bisweilen die sogenannte Kanzel oder Schirm, oder im Nothfall einen Baum oder Strauch benutzt; d) unermüdliches Harren des Jägers. Nähert sich endlich das erwartete Wild, so ist Behutsamkeit nöthig, damit der Jäger ein reines gutes Abkommen habe, Achtsamkeit auf den Standpunkt des Wildes im Moment des Abdrückens, sowie auf das Zeichnen desselben nach dem Schusse, ungesäumte Untersuchung des Anschusses, Verbrechen desselben zu aller Zeit, Enthaltsamkeit von übereilter Folge, wenn es nach dem Schusse flüchtig wird, Hinzueilen mit Vorsicht, wenn es im Feuer zusammenbricht (stürzt), und im Nothfall noch einen Schuß zu geben, ehe es, was bei einem Krell- oder Fadenschuß der Fall zu sein pflegt, wieder zur Besinnung kommt und entflieht.

Ansteckende Krankheiten (contagiöse) sind solche, die sich von dem erkrankten Individuum auf gesunde Individuen übertragen lassen und hier immer dieselbe Krankheit wieder erzeugen. Die Übertragung geschieht gewöhnlich durch das Krankheitsproduct, z. B. Pockeneiter, und daher sind viele dieser Krankheiten nur dann ansteckend, wenn sie wirklich ein Product bereits erzeugt haben, nicht aber in ihren frühesten Perioden. Bei manchen dieser Krankheiten ist die wirkliche Berührung eines solchen palpabeln Stoffes nothwendig, wenn Ansteckung erfolgen soll, so bei Krätze, Syphilis, Hundswuth; bei andern wird der Ansteckungsstoff selbst durch die atmosphärische Luft mitgetheilt, so bei dem Scharlach, den Masern, dem ansteckenden Typhus u. s. w. Hierauf beruht der Unterschied der fixen und flüchtigen Contagien. Immer gehört zur wirklichen Ansteckung eine gewisse Empfänglichkeit von Seiten des gesunden Individuums, und manche Ansteckungskrankheiten heben diese Empfänglichkeit für ihr Contagium bei einem Individuum für immer auf und befallen daher den Menschen nur Ein Mal, wie Pocken, Masern, Scharlach u. s. w.; andere Ansteckungskrankheiten thun dies nicht und können daher den Menschen mehrmals befallen, wie Typhus, Krätze, Syphilis u. a. Bisweilen hebt eine Ansteckungskrankheit die Empfänglichkeit für eine andere auf, wie die Kuhpocken für die Menschenpocken. Im Ganzen sind die mit zarterer Haut bedeckten Theile des Körpers mehr zur Aufnahme von Ansteckungsstoffen geneigt; noch mehr sind es verwundete, von der Oberhaut entblößte Theile. Vor den schon durch die Luft ansteckenden Krankheiten kann man sich durch Entfernung von der Atmosphäre der Kranken, durch große Reinlichkeit und durch

Furchtlosigkeit bisweilen verwahren; am besten freilich durch allgemeine Vorkehrungen der Gesundheitspolicei, durch Chlor-, Guyton-Morveau'sche Räucherungen u. s. w. Leichter schützen wir uns gegen solche Ansteckungskrankheiten, welche nur bei unmittelbarer Berührung des Contagiums anzustecken vermögen, durch Reinlichkeit, Sorgfalt beim Gebrauche der Eß- und Trinkgeschirre, der Blasinstrumente und Tabackspfeifen, der Betten, Kleidungsstücke u. s. w. Ein besonderes arzneiliches Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten gibt es nicht, obgleich deren bisweilen marktschreierisch feilgeboten werden. Ebendeshalb ist eine genaue ärztliche Besichtigung der zu Ammen und Kinderwärterinnen bestimmten Personen so unerläßlich nothwendig, da Tausende von Kindern durch diese Geschöpfe früh dahinsterben oder für zeitlebens vergiftet werden, wovon man dann die Ursachen fälschlich ganz anderswo zu suchen pflegt. (S. Contagium und Miasma.)

Antanaklăsis, in der Rhetorik die Wiederholung eines Worts in verschiedener Bedeutung mit Nachdruck, z. B. dieser Mensch ist kein Mensch.

Antar, auch Antara, ein berühmter arab. Fürst in der Mitte des 6. Jahrh. und einer von den sieben Preisdichtern der Araber, deren gekrönte Gedichte, mit Gold in Seide gestickt, an das Thor der Kaaba geheftet wurden. (S. Arabische Literatur und Moallakat.) In dem Gedichte „Moallaka", am vollständigsten von Menil (Leyd. 1816, 4.) herausgegeben und nach Jones ins Deutsche übertragen von Hartmann in den „Hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel" (Münster 1802), schildert A. seine kriegerischen Thaten und seine Liebe zu Abla. Von Asmai (s. d.) hat man unter dem Titel „Antar" einen classischen arab. Roman, den Terrik Hamilton ins Englische (4 Bde., Lond. 1819) übersetzt hat.

Antarktisches Land. Da man den Nordpol auch den arktischen Pol, von dem Sternbilde Arktos (Bär), zu nennen pflegt, und den antarktischen den entgegengesetzten, d. i. den Südpol, so nennt man auch antarktische Zone den Erdstrich, der in der Entfernung von $23^1/_2°$ um den Südpol liegt, oder die kalte südl. Zone. (S. Erdstrich.) Früher glaubte man, in dieser Zone befinde sich kein Land, und sie sei daher ganz unwirthbar, ein einziger Ocean, der sich bis zum 60° S. B. erstrecke. Cook (s. d.) näherte sich dem Pole bis zum 60°, aber Eismassen und Stürme trieben ihn zurück. Im J. 1820 entdeckte ein Wallfischfänger südl. vom Cap Horn unter dem 61° der Breite eine gegen 200 engl. Meilen lange Insel, die er Neushetland nannte. Seitdem sind Engländer und Russen noch weiter gegen den Südpol vorgedrungen. (S. Südpolarländer.) Wahrscheinlich dürfte auch dort nicht die Kälte, sondern die große Zahl Inseln mit seichten Strömungen zwischen solchen, und das daher spät erfolgende Schmelzen des Eises auf den Sandbänken in schmalen Meeresbuchten das hauptsächlichste Hinderniß bilden, den Südpol jemals erreichen zu können. Da in dieser Region die hier noch sehr zahlreichen Wallfische erst seit mehren Jahren aufgesucht und gejagt werden, so darf man hierdurch hoffen auf weitere Entdeckungen geführt zu werden.

Antäus, der riesenhafte Sohn Neptun's und der Erde (Gäa), welcher in einer Höhle in Libyen wohnte und jeden ankommenden Fremdling zum Kampfe zwang. Von seiner Mutter stets mit neuer Kraft versehen, so lange er selbige berührte, erschlug er alle und pflanzte ihre Schädel um seine Wohnung auf. Auch dem Hercules widerstand er lange Zeit; als aber dieser den Zauber der Unüberwindlichkeit erkannt hatte, umschlang er seinen Leib und erstickte ihn, indem er ihn schwebend in den Lüften hielt.

Antediluvianisch, Das, was vor der Sündflut war; daher das Zeitalter des Menschengeschlechts vor der Sündflut das antediluvianische genannt wird; so auch in der ältern Theologie die antediluvianische Religion, und in der Naturwissenschaft die antediluvianische Periode: diese letzte gewöhnlich ohne Beziehung auf die Sündflut der Mosaischen Geschichte.

Antēnor, ein edler Trojaner. Beim Homer erscheint er als der verständige

Greis. Er beherbergte Ulysses und Menelaos während ihrer Gesandtschaft in Troja, begleitete den Priamos auf das Schlachtfeld zu dem zu schließenden Bündniß, und schlug nach Ajax's und Hektor's Zweikampf, wiewol vergeblich, Helena's Auslieferung vor. Daraus vermuthlich hat man geschlossen, A. sei ein Freund der Griechen gewesen, und die Sage von seinem Verrath darauf begründet. Er soll den Griechen das Palladium verschafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd selbst geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verschont. Er selbst wurde wie Äneas gerettet und gleich ihm Stifter einer neuen Dynastie. Die Nachrichten darüber lauten verschieden. Am bekanntesten ist die von Virgil angenommene Sage, daß er nebst seinen Söhnen nach Thrazien gewandert, von dort aber mit den Henetern (Venetern) nach Italien gegangen sei, wo er die henetische Provinz am adriat. Meere mit Patavium (Padua) gegründet habe.

Anteros, in der Fabellehre der Gott der Gegenliebe. Die spätere Mythe erzählt, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachsen sei, bis ihm seine Mutter Aphrodite vom Mars den Bruder A. geboren habe. Nach einigen neuern Auslegern ist jedoch der A. eine der Liebe feindselige Gottheit, oder die Antipathie.

Anthem, s. Antiphonie.

Anthologie (griechische). Es wurden im Alterthum mehre Blumenlesen — dies bedeutet das Wort — oder Sammlungen kleinerer, meistens epigrammatischer Gedichte von verschiedenen Verfassern veranstaltet. Der erste Sammler der Art war Meleager aus Gadara in Syrien, der etwa 60 J. v. Chr. aus ältern und neuern Gedichten eine Auswahl machte, von ihm „Der Kranz“ benannt, worin die aufgenommenen Epigramme nach den Anfangsbuchstaben alphabetisch geordnet waren. Später thaten ein Gleiches Philippos von Thessalonika, wahrscheinlich zur Zeit Trajan's, Diogenianos von Heraklea, Strato aus Sardes, Beide unter Hadrian, und Agathias im 6. Jahrh., dessen Anthologie, von ihm „Kyklos“ genannt, nach der Verschiedenheit des Inhalts in sieben Bücher getheilt war. Aber alle diese ältern Sammlungen sind für uns verloren gegangen. Was wir noch besitzen, sind zwei spätere, die eine von Konstantinus Kephalas aus dem 10. Jahrh., der bei seiner Lese die frühern, besonders die von Agathias, sehr benutzte; die andere von Maximus Planudes, einem Mönche zu Konstantinopel, im 14. Jahrh., der aber durch seine geschmacklose Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verstümmelte als vermehrte. Die letztere Sammlung war lange Zeit die allein bekannte. Die neueste Ausgabe mit der lat. metrischen Übersetzung des Hugo Grotius begann de Bosch und endete Lennep (5 Bde., Utrecht 1795—1822). Indessen hatte Salmasius auf der heidelb. Bibliothek 1606 die einzig vorhandene Handschrift der Anthologie des Konstantinus Kephalas aufgefunden, sie mit der des Planudes verglichen, und die in dieser nicht enthaltenen Gedichte ausgeschrieben. Die von ihm versprochene Ausgabe kam nicht in Druck, ebenso wenig später die von Dorville. Die heidelb. Handschrift wurde im dreißigjährigen Kriege nach Rom, von da in den Revolutionskriegen nach Paris entführt, und erst 1816 nach Heidelberg zurückgebracht. Jedoch kamen die aus derselben sowol von Salmasius als früher von Fr. Sylburg ausgeschriebenen Gedichte mehrmals unter dem Namen Anthologia inedita ganz oder theilweise in Druck. Den gesammten Vorrath, vermehrt mit den Bruchstücken der ältern Dichter, den Idyllen der bukolischen Dichter, den Hymnen des Kallimachos, und den auf Inschriften und in andern Werken enthaltenen Epigrammen gab Brunck unter dem Titel: „Analecta veterum poëtarum Graecorum“ (3 Bde., Strasb. 1776) heraus, später F. Jacobs: „Anthologia Graeca sive poëtarum Graec. lusus ex rec. Brunckii“ mit Commentar (13 Bde., Lpz. 1794—1814). Von dem heidelb. Manuscripte der Anthologie des Kephalas waren zwei vollständige Abschriften vorhanden, die von Joh. Spalletti 1776 zu Rom vollendete, später nach Gotha gebracht, und die von

Chardon=Larochette, in Paris verfertigte. Aus jener besorgte Jacobs eine zweite Ausgabe: „Anthologia Graeca ad fidem codicis olim Palatini nunc Parisini ex apographo Gothano edita" (3 Bde., Lpz. 1813—17). Unter den Auszügen aus der griech. Anthologie für den Schulgebrauch nennen wir die von Weichert (Meiß. 1823) und von Jacobs (Gotha 1826), unter den Übersetzungen ausgewählter Gedichte neben denen von Sonntag, Stolberg, Voß und Conz die von Herder in den „Zerstreuten Blättern" (Th. 1 u. 2), und von Jacobs in dem „Leben und Kunst der Alten" (2 Bde., Gotha 1824). So ist die griech. Anthologie auch den nicht gelehrten Deutschen zugänglich geworden, und man bewundert mit Recht die reiche Fülle poetischen Lebens, die in diesen kleinen Gemälden herrscht, die Zartheit schöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsweise, die aus ihnen hervorleuchtet. Nach dem Beispiel der griech. wurde auch eine lateinische Anthologie von Jos. Scaliger (Leyd. 1573) und von Pithöus (Par. 1590) herausgegeben. Eine größere Sammlung gab Pet. Burmann der Jüngere unter dem Titel: „Anthologia veterum Lat. epigr. et poëm." (2 Bde., Amst. 1759 und 1773, 4.) heraus, neben welcher Wernsdorf's „Poëtae lat. minores" (6 Bde., Altenb. 1780—94) eine besondere Stelle einnehmen. Besonders reich an Anthologien ist die morgenl. Literatur.

Anthropolithen, Versteinerungen (s. d.) menschlicher Körper oder Körpertheile.

Anthropologie, Lehre vom Menschen, eine Wissenschaft, welche die physische und geistige Natur des Menschen umfaßt. In neuern Zeiten hat man sie als Naturlehre des Menschen von der Naturgeschichte desselben abgesondert. Ihre Behandlung aber ist verschieden, je nachdem man mehr die physische oder die geistige Seite des Menschen im Auge gehabt hat, oder beide in der Anthropologie zu verbinden suchte; ferner nach dem besondern Gesichtspunkte und Zwecke, aus und zu welchem man den Menschen betrachtet. Da man den Menschen betrachten kann: 1) nach seiner physischen Natur, 2) nach seiner geistigen Natur, 3) nach Dem, was er überhaupt als freihandelndes Wesen aus sich macht, so hat man in ersterer Hinsicht eine somatische oder physiologische Anthropologie (die man, weil sie mehr der Heilwissenschaft dient, auch medicinische Anthropologie genannt hat), ferner eine psychische Anthropologie (s. Psychologie) und eine pragmatische Anthropologie oder Anthropologie ohne Beinamen angenommen, die man jedoch mehr als philosophische Wissenschaft behandelt. Die letztere geht vorzüglich auf eine Kenntniß des ganzen Menschen und führt zur richtigen Menschenkenntniß (s. d.) hin. Doch ist sie verhältnißmäßig noch am wenigsten bearbeitet. Hartmann, Steffens, Heinroth, v. Berger, Hillebrand haben Versuche ihrer Bearbeitung gemacht. Vgl. Kant's „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht", G. E. Schulze, „Psychische Anthropologie" (3. Aufl., Götting. 1826), und Choulant's „Anthropologie für Nichtärzte" (2 Bde., Dresd. 1828).

Anthropomorphismus wird eine Denkart oder Darstellung der Gottheit genannt, in welcher ihr menschliche Eigenschaften und Zustände beigelegt werden. Schon seit dem 4. Jahrh., obschon auf verschiedene Weise, unterscheidet man den Anthropomorphismus von der Anthropopathie, indem man annahm, daß jener äußerliche, körperliche Dinge, dieser Zustände und Eigenschaften der Seele auf das göttliche Wesen übertrage, oder man verstand unter Anthropopathie die dem Menschen natürliche, unvermeidliche Form und Beschränktheit, in welcher er das Göttliche denken muß. Die Kirche stand dem Anthropomorphismus immer etwas nahe, wenigstens im Ton und Styl ihrer Sprache, indem diese fortwährend den biblischen morgenl. Charakter an sich trugen. Daher konnte auch in ihr die Anklage des Anthropomorphismus, als einer unkirchlichen Denkart, nur dann stattfinden, wenn die menschenartigen Darstellungen zu roh waren, oder wenn andere kirchliche oder dogmatische Interessen dabei zur Sprache kamen. Eine solche

Anklage wurde zuerst im 4. Jahrh. gegen eine syrische Mönchspartei, Audäaner oder Audianer, erhoben, die diesen Namen von ihrem Lehrer Audäus (Audai), welcher um 370 nach Scythien verbannt wurde und einen Prediger des Evangeliums unter den Gothen abgab. Im Grunde zürnte die Kirche ihm und den Seinen nur darum, weil sie heftig gegen die Unwürdigkeit der Kleriker eiferten. Der Anthropomorphismus, welchen sie als wirkliche Lehre unter sich gehabt haben sollen, nämlich als die Lehre, daß das göttliche Ebenbild im Leibe des Menschen gefunden würde, hing ohne Zweifel damit zusammen, daß man ihnen überhaupt Anhänglichkeit an jüdische Denkart und Sitte, wie z. B. auch in der Bestimmung von der Passahzeit, zuschrieb. Bedeutender wurde ein zweiter Streit mit dem Anthropomorphismus im 4. und 5. Jahrh. Damals wurden von den Alexandrinern Diejenigen desselben beschuldigt, welche die allegorische Schriftauslegung der Origenisten verwarfen. Die alexandrinischen Patriarchen Theophilus und Cyrillus waren auch die ersten Schriftsteller gegen die Anthropomorphiten. Aber immer blieb es nur Sache der theologischen Polemik; niemals wurde es ein kirchliches Interesse. Unter den Vorwürfen, welche dem Manichäismus gemacht werden, findet sich besonders in Augustin's Schriften auch der des Anthropomorphismus, wiewol der Manichäer grade die Juden des Anthropomorphismus beschuldigte. Allerdings pflegten die Manichäer Gott in Menschengestalt darzustellen, und die Theile der Welt als Gliedmaßen der Gottheit. Aber dieses war die uralte Lehre vom Makrokosmus und Mikrokosmus, welche die Manichäer wie alle die Bilder der alten Naturphilosophie angenommen hatten. Im 10. Jahrh. finden wir von Ratherius, Bischof von Verona, Anthropomorphiten in seinem Sprengel bestritten; doch es waren, nach der Beschreibung, nur Leute von sinnlich roher Denkart. Auch den Waldenserfekten seit dem 13. Jahrh. wird oft von der kirchlichen Polemik der Vorwurf des Anthropomorphismus gemacht, wahrscheinlich nur deshalb, weil sie sich der populairen Sprache der Schrift befleißigten, als Schriftgläubige und Schriftleser, und im Widerspruche gegen die Schultheologie. Aber von da an findet sich die kirchliche Anklage des Anthropomorphismus nicht mehr; auch der Name verschwindet für lange Zeit aus der kirchlichen Sprache, bis er im 18. Jahrh. in Religionsphilosophie und Dogmatik wieder hervortrat, aber nur so, daß die Anklage seinetwegen eine wissenschaftliche war. Übrigens hat man unter Anthropomorphismus auch oft jede sinnlichere Denkart und Form in der Religion, oder die Übertragung des Weltlichen, nicht blos des Menschlichen, auf Gott verstanden.

Anthropöphag, Menschenfresser, Kannibale, auch Androphag, Männerfresser. Bei Individuen, mitunter auch bei ganzen Völkern findet sich die Begierde, Menschenfleisch zu genießen: eine Eigenthümlichkeit, welche dem natürlichen Instinkt entgegen ist. Manche sind durch den Hunger dazu genöthigt worden, Andere bringt die Rache dahin. Bei Andern scheinen religiöse Vorurtheile dieselbe Wirkung gehabt zu haben; wenigstens wird erzählt, daß die Mexicaner das Fleisch Derjenigen fraßen, welche sie ihren Götzen geopfert hatten. Endlich scheint diese Abscheulichkeit bisweilen eine wahre Krankheit zu sein, welche sich an andere Abweichungen des Appetits (s. d.) anschließt. So erwachte in einem Kuhhirten, der zufälligerweise zum Mörder geworden war und der, um die Entdeckung des Mordes zu verhindern, den Getödteten in Stücke zerschnitten hatte, bei dieser Gelegenheit der Appetit nach Menschenfleisch, den er durch den Genuß des Fleisches des Getödteten, dann aber, als dies verzehrt war, durch das Fleisch eines Kindes stillte, welches er absichtlich deshalb ermordet hatte. Ja Boëthius führt in seiner Geschichte von Schottland ein Beispiel an, daß sich diese Krankheit einer ganzen Familie bemächtigte. Ein Räuber, seine Frau und Kinder wurden verbrannt, weil sie mehre Menschen an sich gelockt, getödtet und gefressen hatten. Nur eine Tochter, die noch sehr jung war, blieb übrig, und kaum hatte diese ihr 12. Jahr erreicht, als sie desselben Verbrechens wegen, welches sie aufs Neue begangen hatte auch hingerichtet wurde. Daß es Völker gibt,

die das Fleisch des getödteten Feindes verzehren, z. B. die Neuseeländer, ist bekannt; aber es gibt keine Völker, zu deren gewöhnlicher Nahrung Menschenfleisch gehört, wenn es nicht die Battos auf Sumatra sind, wie Anderson in seiner „Mission to the coast of Sumatra" (Lond. 1826) erzählt.

Antibacchius, s. Rhythmus.

Antichrese, antichretischer Vertrag, wenn eine nutzenbringende Sache einem Gläubiger so eingeräumt wird, daß er die Nutzungen statt der Zinsen bezieht. Auch hier muß das gesetzliche Maß der Zinsen beobachtet werden, und wenn die Nutzungen dasselbe übersteigen, so muß der Überschuß auf das Capital abgerechnet werden. Ein solcher Vertrag ist daher immer mit großer Vorsicht abzuschließen. Zu der Zeit, als man die Zinsen für unerlaubt hielt, wurden sie sehr häufig unter dergleichen Verträgen in Form eines Verkaufs mit dem Rechte des Wiederkaufs versteckt.

Antichrist, in der ältern deutschen Kirche auch Widerchrist genannt. Name und Begriff sind aus der vorchristlichen Zeit. Johannes im 1. und 2. Briefe, welcher allein den Namen Antichristus, aber auch im Plural hat, und Paulus (1 Thess. 2, 3. 4) setzen die Erscheinung des Antichrist aus den vorhandenen anerkannten Meinungen voraus. Auch findet sich bei spätern Juden sowol dieser Name, aus dem Griechischen herübergenommen, als andere für denselben Begriff, besonders im räthselhaften, Armillus, welcher wahrscheinlich mit dem Namen des bösen Princips der Parsen, Ahriman, zusammenhängt. Die Idee entstand ganz natürlich unter den Juden. Denn wie sie nach ihren heiligen Büchern vor den letzten Dingen noch einmal eine mächtige Herrschaft des Bösen, umgeben von falschen Propheten und Volkstäuschern, erwarteten, und wie sie Alles gern personificirten, nahmen sie auch neben dem Messias eine vom Satan gesendete, für dessen Sache wirkende Persönlichkeit an, durch deren Überwindung die Sache des Messias erst entschieden werden sollte. Dieses war der Antichrist; aber die Erwartung desselben war, wie alles nicht Mosaische und wie sogar die ganze Lehre vom Messias, kein Glaubensartikel, sie war lediglich Meinung und Sage im Volke. Merkwürdig ist, daß die Offenbarung Johannis, wiewol sie den ganzen Sagenkreis über die messianischen Dinge wiederholt hat, und wenn sich schon die kirchlichen Meinungen vom Antichrist vornehmlich auf sie gestützt haben, dennoch weder den Namen noch die bestimmte Vorstellung von demselben gegeben hat. Es wurde mit Unrecht die in diesem Buche vorkommende prophetische Darstellung von Rom oder Jerusalem im Bilde eines Ungeheuers, und die mystische Bezeichnung 666 (s. Apokalyptische Zahl) im 13. Cap. gewöhnlich auf den Antichrist bezogen. Die Kirche faßte jene jüdische Erwartung zugleich mit den chiliastischen Vorstellungen (s. Chiliasmus) auf, und in den Parteien, welche diesen ergeben waren, bildete sich die Vorstellung am meisten aus; die übrigen und der allgemeine Christenglaube beschränkten sich darauf, die Darstellungen des N. T. zu wiederholen. Doch ging etwas von jenen Deutungen auch in die Volksmeinungen schon der ältesten Zeiten über, wie dies auch im Mittelalter gewöhnlich geschah. Nur die damalige äußerliche Lage des Christenthums und seiner Bekenner verhinderte bedeutendere politische Folgen jener Volksmeinungen. Bis ins 5. Jahrh. hatte sich der Wahn erhalten, daß Nero nicht gestorben sei und als Antichrist wiederkehren werde. Diese Vorstellung war aus einer, auch in unsern Zeiten gangbaren Deutung von Offenb. Joh. 17, 8, als von röm. Imperatoren, hergenommen. Seit dem 13. Jahrh. wurde es in den Parteien und Sekten, welche sich vom röm. Kirchenthum entfernt hatten, gebräuchlich, den Antichrist in der röm. Hierarchie und der Person des Papstes zu finden. Es wurden dabei gewöhnlich, besonders als diese Ansichten in die Volkssprache übergingen, die Bilder der Offenbarung Johannis in einander gemischt. Auch Occam und Wiklef bedienten sich dieser Bezeichnung des Papstthums häufig, und man darf sich nicht wundern, daß dieselbe auch zu einem gangbaren Bilde unter den Reformatoren und in den protestantischen Kirchen wurde. Bossuet, welcher

sich um die Deutung der Apokalypse ebenso große Verdienste erworben hat wie Hugo Grotius, verbesserte die protestantischen Meinungen auch in dieser Hinsicht. In der griech.-morgenl. Kirche wurde ganz natürlich, und vornehmlich seit dem 15. Jahrh., die sarazenisch-türk. Herrschaft oder auch Mohammed im Antichrist gefunden. Auch in Napoleon glaubte seit 1805 die erschreckte Welt den Antichrist und die Auflösung der apokalyptischen Räthsel zu sehen. Die Deutungen der Offenbarung Johannis, welchen Bengel, auch Jung-Stilling folgen, haben sich wieder an die altkirchlichen Vorstellungen, daß das Papstthum in diesen Bildern gemeint sei, angeschlossen. Es ist in dem Bisherigen schon angedeutet worden, daß man die Paulinischen und Johanneischen Darstellungen vom Antichrist nicht in die Offenbarung Johannis übertragen dürfe, da Johannes mit den seinigen nur eine Personification (eine gewisse Denkart) gemeint habe, aber bei Paulus wie bei Johannes kein bestimmtes Dogma habe gegeben werden sollen.

Antigŏne, Tochter des Königs **Ödipus** (s. d.) von Theben und seiner Tochter Jokaste, Schwester des **Eteokles** (s. d.) und Polynikes. Unschuldig trug sie den Fluch des väterlichen Hauses. Als das Ideal des reinsten weiblichen Heroismus hat sie Sophokles in einer Tragödie verherrlicht.

Antigŏnus, einer von den Feldherren Alexander's, dem dieser nach seinen ersten Eroberungen in Asien die Statthalterschaft von Lykien und Phrygien anvertraute. Als nach Alexander's Tode die Feldherren desselben seine Eroberungen unter sich theilten, erhielt er Großphrygien, Lykien und Pamphylien. Perdikkas, der alle Staaten Alexander's unter seine Herrschaft zu vereinigen suchte und die Thätigkeit des A. fürchtete, klagte ihn des Ungehorsams gegen die Befehle des Königs an. A. schiffte sich daher nach Europa ein, begab sich zu Kraterus und Antipater, und gemeinschaftlich mit Ptolemäus erklärten sie dem Perdikkas den Krieg. Als dieser durch seine eignen Soldaten ermordet worden war, setzte A. den Krieg gegen Eumenes, den Feldherrn desselben, fort, brachte ihn in seine Gewalt und ließ ihn hinrichten. Auch Seleucus, der in Syrien herrschte und sich seinen Anmaßungen entgegenzustellen versucht hatte, ward von ihm überwältigt und suchte Schutz bei Ptolemäus. Nun bemächtigte sich A. des größten Theils der Schätze Alexander's zu Ekbatana und Susa, wollte aber dem Ptolemäus, Kassander und Lysimachus nicht Rechnung davon ablegen und erklärte sogar dem Kassander den Krieg, um, wie er sagte, den Tod der Olympias zu rächen und den jungen Alexander, der sich mit seiner Mutter Roxane zu Amphipolis befand, zu befreien. Durch seinen Ehrgeiz empört, verbanden sich alle Feldherren gegen ihn, und während Kassander Kleinasien angriff, rückten Ptolemäus und Seleucus in Syrien ein, wo sie des A. Sohn Demetrius schlugen. Seleucus nahm Babylon wieder. Kaum hatte A. diese Vorfälle erfahren, als er zurückkehrte und den Ptolemäus zum Rückzuge nöthigte. Demetrius entriß dem Seleucus Babylon aufs Neue. Jetzt schlossen A., Ptolemäus, Lysimachus und Kassander einen Friedensvertrag, nach welchem sie bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander, der den Königstitel führte, die Länder behalten sollten, in deren Besitz sie waren. Als aber Kassander den jungen König sammt seiner Mutter hatte ermorden lassen, entzündete sich der Krieg aufs Neue zwischen den Bewerbern. A. nahm den Königstitel an. Den Plan, Ägypten zu erobern, mußte er aufgeben, da ein Theil seiner Flotte durch Stürme verloren ging, und zu Lande Ptolemäus jeden Einfall unmöglich machte. Bald darauf vertrieb der junge Demetrius den Kassander aus Griechenland. Dieser rief den Lysimachus um Beistand an, welcher mit einem mächtigen Heere nach Asien zog; hier stieß auch Seleucus zu ihm. Bei Ipsus in Phrygien kam es 301 v. Chr. zur Schlacht, in welcher der 84jährige A. blieb.

Antigŏnus Carystius (von Karystos), Zeitgenosse des Ptolemäus Philadelphus, ist der Verfasser einer Sammlung wunderbarer Erzählungen, welche Meursius (Leyd. 1619 u. 1622) und Beckmann (Lpz. 1791) herausgaben.

Antik, Antike. Seit die Bildung der neuern europ. Völker so weit vorgeschritten war, daß dieselben einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Bildung der Vorzeit wenden und den im Alterthume ausgestreuten Samen einer neuen geistigen Entwickelung aufnehmen und sich aneignen konnten, seitdem wurde auch den Denkmälern griech. und röm. Literatur und Kunst vor allen bekannten Überresten anderer Völker und Zeiten fast allgemein der Vorzug zuerkannt. Sie wurden als das Bedeutendste und Dauerndste aus der Vorzeit, was zu ununterbrochener Betrachtung anregte, vorzugsweise antik (antiquus), d. i. alterthümlich, Alterthümer, ihre Kunde vorzüglich Archäologie, und jene Völker selbst die Alten genannt. Sammlungen von Werken der griech. und röm. Bildhauerkunst (Plastik), welche immer zahlreicher und bedeutender wurden, und der neu belebte Kunstsinn boten sich gegenseitig die Hand, eine reinere Würdigung dieser Denkmale alter Herrlichkeit im 14. und 15. Jahrh. zuerst in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide erst machten eine die wichtigsten Werke dieser Art umfassende Wissenschaft möglich, welche dieselben nicht nur von andern Gegenständen des Alterthums absonderte, sondern auch das gemeinschaftliche Band, das jene Werke selbst zu einem Ganzen verbindet, und das belebende, geistige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte und, durch philologische und historische Kenntniß unterstützt, erklärte. Winckelmann, ein Mann von antikem Geiste, war es, der späterhin in Deutschland diese Ansicht geltend machte. Nach jener abgesonderten Betrachtung der plastischen Kunstwerke des griech. und röm. Alterthums, welche der Archäologie im engern Sinne, als besonderer Wissenschaft, ihren Ursprung gab, wurde der Ausdruck Antike vorzüglich für die Denkmäler der bildenden Kunst der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff desselben von Seiten des Kunstwerths und der innern Bedeutung dieser Werke immer bestimmter. Auch war es wiederum erst nach Entwickelung einer umfassenden philosophischen und geschichtlichen Ansicht möglich, das Band, welches die bildende Kunst mit Poesie und wissenschaftlicher Literatur, sowie mit dem übrigen religiösen und politischen Leben jener Völker verknüpfte und allen diesen Äußerungen des Geistes einen gemeinschaftlichen, Zeit und Volk vor allen andern auszeichnenden Charakter gab, bei aller Mannichfaltigkeit und Fülle der Erscheinungen wahrzunehmen und nachzuweisen; und hierdurch entstand nun der allgemeine Begriff des Antiken, welches man dem Modernen entgegenzusetzen anfing, und durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verschiedenen Charakters zu bestimmen pflegte. Soll der Begriff des Alterthums einen bestimmten Abschnitt der allgemeinen Bildungsgeschichte bezeichnen, so muß derselbe auf eine Verschiedenheit der Bildung gegründet sein, durch welche mehre Völker sich von den Völkern einer neuern Zeit (die wir als zweite Hauptperiode dem Alterthume gegenüberstellen und im Allgemeinen die Zeit der modernen Literatur und Kunst nennen) absondern. Wir setzen dabei voraus, daß Völker, so verschieden sie in ihren Werken erscheinen, dennoch in Hinsicht eines höhern Gesichtspunktes unter einen gemeinschaftlichen Begriff gefaßt werden können, da überhaupt die Völker nicht für sich bestehen, sondern zusammenwirkend ein großes Leben der Menschheit bilden, das in unzählige größere und kleinere, untergeordnete und beigeordnete Kreise, bis zu den Individuen herab, zerfällt und sich nach einem festen Gesetze der Bildung entwickelt, wornach wir mannichfaltige Perioden dieser Entwickelung anzunehmen berechtigt sind. Jene Verschiedenheit nun findet sich unleugbar in den Werken der vorchristlichen und christlichen, d. i. derjenigen Zeit, welche mit der allgemeiner verbreiteten Herrschaft der christlichen Religionsansicht, oder dem mit der sogenannten großen Völkerwanderung eintretenden Verfalle des röm. Reichs beginnt. Nun können zwar Werke der alten und neuern Zeit sich wiederum so ähnlich sein, daß das Alte in die neuere Zeit hinüberspielt, und umgekehrt (daher sich auch diese Abschnitte historisch nicht genauer bestimmen lassen); auch finden, wie im Reiche der Natur, in den Geisteswerken der Individuen tausendfältige, kaum merkliche

Übergänge statt; aber wir reden hier von einem herrschenden Charakter, welcher diese Verschiedenheit begründet. Fragen wir nun genauer nach dieser Verschiedenheit, so müssen wir sogleich die Ursachen andeuten, welche jenen bestimmten Charakter herbeigeführt haben, wodurch zugleich der Begriff des Antiken näher bestimmt werden wird.

Wir verstehen aber unter dem Antiken im weitesten Sinne die Beschaffenheit der Bildung der vorchristlichen Völker unserer Erde, welche sich in den Werken der Wissenschaft und Kunst als herrschender Charakter derselben geäußert hat. Die Bildung des Menschen, und damit auch die Cultur der Völker und des Menschengeschlechts, fängt an mit der Bildung des äußern Sinnes; wir können daher den ersten Zeitraum derselben den Zeitraum des herrschenden Sinnes (Sinnesperiode) nennen. Durch die Sinne aber ist der Mensch in die Natur versenkt, sie sind die unmittelbarsten Berührungspunkte des Geistes und der Natur, durch welche auch ersterer die Kraft der letztern empfindet, und wir können uns daraus erklären, warum in der ersten Periode das natürliche Princip selbst im menschlichen Geiste gleichsam vorwaltet und eine gewisse Oberhand immer behalten mußte. In dieser Periode lebte der Mensch anfangs, wie das Kind, noch ungetrennt in und mit der Natur. Sobald er aber mit dem Wachsthume des Verstandes sich und seine Zwecke von ihr absonderte, entstand der Kampf zwischen dem Innern und Äußern, und er suchte diesen auszugleichen 1) in der Religion (in welcher ihm wiederum die Macht der Natur als Gottheit erschien) durch Versöhnung der Natur, Naturdienst, welcher, weil die Natur als unermeßliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen sich ihm offenbarte, auch nothwendig Vielgötterei sein mußte, vielfach gestaltet, je nachdem die äußere und innere Natur verschieden war und die Welt der Einbildungskraft auf jener sich erbaute; ferner 2) durch die Wissenschaft, welche sich aus der Naturforschung erhob und lange Zeit nichts weiter als Naturforschung war, und wo sie, zur höchsten Einheit hinstrebend, sich über die vergötterte Natur erhob, größtentheils bei einer bewegenden Kraft, die den Causalzusammenhang schließen sollte, bei einer höhern Nothwendigkeit, die man als Fatum über die Götter setzte, stehen blieb; endlich 3) durch die Kunst, welche sich als Naturnachahmung auf mannichfaltigen Stufen wirksam äußerte. Ja auch in den mehr polyarchischen Verfassungen zeigte sich die Herrschaft des Naturprincips. In dem Leben der Einzelnen galt die männliche Kraft und bildete den Heroen; daher auch die vorzügliche Hochachtung der Freundschaft; das Verhältniß der Geschlechter aber war flüchtig und ungleich, mehr natürlicher als sittlicher Art, aber durch angeborene Decenz hier und da veredelt. Dieses halten wir für die Grundzüge des Antiken überhaupt. Was aber die Kunst insbesondere, zu welcher dieser Zeitraum vorzüglich hinneigte, und namentlich die bildende, anlangt, welche mit der Natur in noch näherer Berührung steht, und deren Werke man vorzüglich mit dem Ausdrucke Antiken bezeichnet, so nahm diese besonders den Charakter der Natur in ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit, über welcher gleichsam bewußtlos die Einheit waltete, in sich auf, und die Werke der Alten tragen mithin den Charakter der Naturwerke mehr als die Werke der neuern Zeit. Allein wie verschieden den Menschen die Natur durch den Sinn erschien, so verschieden gestaltete sich auch das Leben der Phantasie, welche auf diesen gegründet ist, und in dieser Hinsicht unterscheidet sich der düstere, räthselhafte Charakter des Aegypters, den wir in seiner Kunst bemerken, und des tiefsinnigen, in sich gekehrten Indiers von dem des heiter um sich blickenden Griechen. Blühend war die Phantasie des Letztern; in günstigen Umgebungen der Natur, in bürgerlicher Freiheit auferzogen, konnte er nur das Edelste der Natur in seinem Geiste spiegelnd empfangen und nachbilden. Ferner war die Kunst in ihrem Ursprunge zugleich Darstellung des Göttlichen, welches hier in der reinen Gestalt des Menschlichen erschien und in freier Begeisterung aufgefaßt wurde. Die Gestalten und Bilder seiner Kunst erhielten daher die edeln Nationalzüge seines Volks, und keine Nation erreichte in Hin-

sicht auf die sinnige Vollendung äußerer Formen, welche zu dem Wesen des Kunstwerks gehört, diese Höhe, sodaß damit die plastische Darstellung selbst in dieser ersten Culturperiode und bei diesem Volke ihre Blüte erreicht zu haben scheint. Denn während andere Völker noch mit dem Material der Darstellung zu kämpfen hatten, und in ihren Werken sich nur zu einer riesenhaften, den Menschen fast erdrückenden Größe, oder zu einer dunkeln, räthselhaften Bedeutsamkeit, welche den Charakter orient. Symbole ausmacht, erheben konnten, vereinigten sich in der Hand des Griechen alle Vortheile einer schon geübten, empfangenen Kunst, und das Werk der Kunst stand, wie aus dem Schooße der Natur entsprungen, leicht, aus Einem Gusse, in gediegener Einfachheit und Ruhe, in der Fülle der Gegenwart lebend, wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeschlossener Selbständigkeit, an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm sich selbst erklärend (und hierin besteht seine Objectivität), vor dem Auge des Beschauers da. Mit dieser Selbstverleugnung des Künstlers, welche wir in den Werken der griech. Kunst bemerken, verbindet sich eine zarte Bedeutsamkeit, welche sich darin zeigt, daß der Charakter jedes Dinges in bestimmten Umrissen abgebildet (worein man das Plastische der alten Kunstwerke setzt, weil dieses vorzüglich der plastischen Kunst zukommt), die hervortretende Leidenschaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt ist, und jene reizende Unbefangenheit (Naivetät), vermöge deren das Werk nicht über sich selbst redet und reflectirt oder als Mittel eines außer ihm liegenden Zweckes erscheint, sondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernstes, selbst ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, seinen reinsten Zweck in sich selbst, d. i. in der Vollendung seiner Form trägt, und bis in seine äußersten Glieder und Formen gediegen und den Gesetzen der Anschauung gemäß durchgebildet ist. So ist auch die hellenische Kunst nicht einseitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, sondern nach ihrem Geiste, sie erhebt sich über die einzelne Erscheinung der Natur durch das Ideale, womit sie die körperliche Bildung verklärt, und in ihren plastischen Werken gleichsam den Grundtypus der menschlichen Bildung und Gestalt, wie sie dem sinnigen Betrachter ein edles Bild menschlicher Vollendung äußerlich darstellt, aufgefaßt hat, oder ihm wenigstens am nächsten gekommen ist. Und hierin besteht die (ideale) Wahrheit sogenannter antiker Formen. Das Ideal in diesen Werken ist der Sinn der Natur; der durchgreifende Charakter derselben Verkörperung des Geistigen, welche die Einbildungskraft harmonisch anregt und bewegt, und das Vollendetste der Natur gleichsam für die Ewigkeit festzuhalten strebt.

In diesen Zügen glauben wir das Wesen des Antiken in der hellenischen Kunst bezeichnet zu haben. Die röm. Kunst (denn die etruskische scheint nur eine auf der ersten Stufe ihrer Ausbildung stehen gebliebene zu sein) war eine Nachahmung und in ihren bessern Erzeugnissen gleichsam Nachblüte der griech., deren bedeutende Werke in Rom zusammenflossen, näher bestimmt durch den Charakter dieses kriegerisch strengen, aber weniger bildsamen Volks; und darum wird dieselbe, insofern sie an jener Musterhaftigkeit der Kunst, welche die Form zu etwas Absolutem erhob, wenigstens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der hellenischen, wie schon bemerkt worden, antike Kunst genannt. Dieser engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Classischen (des Erlesenen) gleichgestellt, insofern man vorzüglich auf die Vollendung der Form in den Werken dieses Alterthums (das man deshalb auch das classische Alterthum nennt) und den hier allgemeiner verbreiteten Schönheitssinn und reinen Kunstsinn sieht, der sich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte. Man versteht unter Antiken insbesondere, im noch engern Sinne, Werke der bildenden Kunst der Griechen und Römer. Vorzüglich aber und im engsten Sinne, theils weil der Mensch sich überall als Mittelpunkt seiner Darstellungen ansieht und überall zuerst zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunstwerthes, werden die umfassenden Darstellungen des Lebendigen, hauptsächlich des Menschen, durch die eigentliche bil-

dende Kunst Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Mosaiken, und die Sammlungen derselben heißen Antikengalerien oder Sammlungen. (S. Archäologie und Museum.) Was das Studium der Antike anlangt, so sagt ein Kunstkenner mit Recht: „Zur geistigen Betrachtung der Formen mag der Künstler an die Antiken gewiesen werden, zu ihrer Gestaltung hingegen ist er durchaus an die Natur zu verweisen, weil das Leben im Leben überall lebendiger ist und wirkt als das auch in der lebendigsten Nachahmung bereits Gefesselte." Übrigens wird der Begriff des Antiken noch deutlicher durch den Gegensatz des Modernen (s. d.) erläutert.

Antilegomĕna wurden im 4. Jahrh., oder wenigstens vom Kirchenhistoriker Eusebius solche Schriften des N. T. genannt, deren Echtheit von Einigen bezweifelt wurde, im Gegensatze der Homologumena, d. i. anerkannte, entschieden echte. Jene Zweifel erloschen indessen in demselben Jahrhundert, und es stellte sich der Kanon des N. T. in der ganzen Kirche fest, wie wir ihn noch haben und gebrauchen. Nur einzelne Gemeinden oder Theile der Kirche, vornehmlich der morgenl., erlaubten sich manche Bücher nicht im gewöhnlichen Gebrauche zu haben, ohne über ihren Ursprung grade zu entscheiden; so stellten auch Luther und die ältern Protestanten manche neutestamentliche Bücher, wie den Brief an die Hebräer, die des Jakobus und Judas, die Offenbarung Johannis den übrigen nach, und selbst in der Übersetzung Luther's wurden jene Bücher an den letzten Platz im N. T. gestellt. In den neuern Zeiten wurden diese Fragen rein kritisch genommen und behandelt, sowie überhaupt die Frage über den Schriftkanon in die über die Authentie der heil. Schriften überging.

Antillen, die zahlreichste Inselgruppe unter allen bis jetzt bekannten, die im mexican. Meerbusen, unweit der Küste der Provinz Yucatan, anfängt und in einer bogenförmigen Kette fast bis an die Mündung des Oronoco in Guiana sich erstreckt. Man begreift sie gewöhnlich, zugleich mit den Lukayen- oder Bahama-Inseln, unter dem Namen Westindien (s. d.) im engern Sinne.

Antilŏchus, Sohn des Nestor und der Euridice, nach Andern der Anaxibia, war der Jüngste in dem Heere der Griechen vor Troja, tapfer und muthig, schön und gewandt, und deshalb dem Achill, nächst Patroklos, am meisten lieb und theuer. Nach Homer's Erzählung ward A. auserwählt, um dem Achill den Tod seines Freundes Patroklos zu verkünden. Man rief ihn aus der Schlacht, rasch flog er hin und meldete mit Thränen dem Freunde die Trauerbotschaft. Bei dem Wettkampf zu Ehre des Todten empfing er im Wettrennen den zweiten Preis, den ihm Achilles lobend erhöhte. Viele tapfere Trojaner erschlug er im Treffen; aus eigner Gefahr in der Schlacht errettete ihn einst Neptun. Als er seinem alten Vater, den der Äthiopier Memnon hart bedrängte, zu Hülfe eilte, weshalb er den Namen Philopator erhielt, ward er von diesem erschlagen. Andere lassen ihn durch Hektor getödtet werden.

Antilŏpe, eine Gattung der Säugthiere, gehört zu den Wiederkäuern und steht zwischen Hirschen und Ziegen inne; mit diesen hat sie die hohlen Hörner, in denen ein harter, nicht durchlöcherter Knochenkern steckt, mit jenen Thränenhöhlen (Gruben vor den Augen), den meist schlanken Wuchs und flüchtigen Lauf gemein. Es gibt sehr viele Arten, die man nach der Gestalt der Hörner eintheilt. Sie leben nur in der alten Welt, am häufigsten in Asien und Afrika, oft in zahlreiche Heerden vereinigt, und waren schon den Alten bekannt. Die wichtigsten Arten sind folgende: 1) Die Gazelle mit zweimal gebogenen schwarzen Hörnern, deren Spitzen nach vorn, innen und oben gerichtet sind, an Wuchs und Gestalt dem Reh ähnlich, von Farbe gelb und weiß und braun gefleckt. Sie leben in großen Heerden in Nordafrika und werden gewöhnlich eine Nahrung der Panther und Löwen. Ihre sanften Augen sind durch die arab. Dichter über die Gebühr verherrlicht worden. 2) Die Saïga, gelbbraun oder graulichweiß, mit durchscheinenden Hörnern, an Größe ziemlich einem Damhirsch gleich. Sie leben in Heerden

von 10,000 Stück in den Steppen des südl. Rußlands. 3) Die Mondantilope mit dreimal gewundenen Hörnern, plump, weißlich, Kopf und Hals braun, heimisch in Nubien, findet sich häufig auf ägypt. Denkmälern. 4) Die Antilope Bubalis der Alten, so groß wie ein Hirsch, braungelb, mit schwarzer Schwanzspitze, in der Berberei. 5) Die Algazel, bei den Arabern Arbu-harb, der Oryx der Alten, wurde 1832 von Rüppel auf seiner Reise ins nördl. Afrika gefunden. Sie hat lange, dünne, schwach cirkelförmig gebogene Hörner, ist röthlichweiß und häufig auf ägypt. und nubischen Denkmälern abgebildet. 6) Der Kanna, das afrik. Elennthier der Holländer am Cap, gleicht an Größe einem Pferde, ist grau, hat dicke Hörner, um welche die Kante spiralförmig herumläuft, und Mähnen auf dem Rücken. 7) Der Tschikarra oder Tschansing in Hindostan, der vierhörnige Oryx des Älianus. Das Männchen hat ein Paar Hörner vor den Augen und ein anderes Paar ganz hinten am Stirnbeine, das Weibchen dagegegen ist ungehörnt. Sie sind ziemlich so groß als ein Reh, ihr Vaterland sind die Wälder Hindostans. 8) Die Gemse, dunkelbraun, mit schwarzem Streife vom Auge nach der Schnauze und graden, oben hakenförmig gebogenen Hörnern, in der Schweiz, Tyrol und den Pyrenäen. 9) Das Gnu, vielleicht der Katoblepas des Plinius und Älianus, lebt nordwärts vom Cap und ist beim ersten Anblick einem Thiere aus der Fabelwelt ähnlich. Es kommt an Größe einem kleinen Pferde gleich, hat am Halse eine aufgerichtete Mähne, deren Haare an der Basis weiß, an der Spitze schwarz sind, einen fast büffelartigen Kopf mit starker Schnauze, die von einem Haarkreis eingefaßt ist, unter der Kehle und Halswamme wieder eine schwarze Mähne, starke Hörner, welche dicht beisammen stehen, erst nach Außen abwärts, dann mit den Spitzen wieder aufwärts gebogen sind, Hirschfüße und einen dem Pferdeschweif ähnlichen Schwanz.

Antimăchos aus Kolophon, im 5. Jahrh. v. Chr., Verfasser eines epischen Gedichts „Thebais", welches von den Alexandrinern den Homerischen Gedichten an die Seite gestellt wurde, und einer Elegie, „Lyde" überschrieben, von der uns nichts als das Lob ihrer Vorzüglichkeit übriggeblieben ist. Die Bruchstücke der „Thebais" wurden am vollständigsten gesammelt von Schellenberg (Halle 1786). A. wird auch unter den ältern Sammlern und Anordnern der Homerischen Gedichte genannt.

Antĭmon (antimonium), s. Spießglanz.

Antinŏmie, Widerstreit der Gesetze oder auch Gesetzwidrigkeit. Kant nennt Antinomie einen Widerstreit der Gesetze der reinen Vernunft und versteht darunter den Widerspruch, in welchen die theoretische Vernunft mit sich selbst gerathen soll, wenn sie die Idee des Unbedingten und ihr Gesetz, welches vom gegebenen Bedingten auf das Unbedingte schließt, auf die Welt, als die Totalität aller Erscheinungen, anwende, indem sie dabei entweder etwas annehmen müsse, was die grenzenlosen Foderungen der Vernunft nicht befriedigt (als Weltanfang, Weltendlichkeit und Nothwendigkeit), oder etwas dem Verstande Unerreichbares (als Weltewigkeit und Grenzenlosigkeit, Causalität aus Freiheit). Solcher Antinomien oder unendlicher Widersprüche stellt daher Kant vier auf und sucht zu zeigen, daß die in denselben liegenden entgegengesetzten Behauptungen sich mit gleicher Nothwendigkeit behaupten lassen. Daß nun dieser Widerspruch nicht in den Gesetzen der Vernunft selbst liege, wollte Kant darthun einmal durch den transscendentalen Idealismus, nach welchem die Sinnenwelt kein gegebenes Ganzes ist, und nichts zu ihr gehört, als was wir wirklich erfahren und nach Verstandesgesetzen in einer möglichen Erfahrung denken können; dann durch Berichtigung der Begriffe über die Bestimmung der Vernunft und ihrer Grundsätze, welche nicht das Dasein und die Beschaffenheit der Gegenstände, sondern nur unsere Untersuchung derselben bestimmen sollen. Das Resultat ist: der Fehler liegt blos in der Anwendung der Kategorien, welche nur auf die Erscheinungen zu beziehen seien.

Hegel sucht dagegen in seiner Wissenschaft der Logik darzuthun, daß, wenn auch der Widerspruch, der von Vernünftigen durch die Verstandesbestimmungen gesetzt wird, wesentlich und nothwendig ist, diese Widersprüche in der erscheinenden Welt selbst liegen, und daß deren nicht nur vier seien, sondern daß sie in allen Gegenständen aller Gattungen, in allen Vorstellungen, Begriffen und Ideen sich finden und sich als Widersprüche in einem Höheren auflösen.

Antinomismus, Widerspruch gegen das Gesetz, nannten die Reformatoren die Geringschätzung des Sittengesetzes, besonders des Mosaischen, welche sich **Joh. Agricola** (s. d.) erlaubte, um die Wirksamkeit des Evangeliums oder der Glaubenslehre zur Besserung des Menschen desto nachdrücklicher anzupreisen. Agricola hatte schon 1527 die Visitationsartikel Melanchthon's wegen der darin enthaltenen Empfehlung fleißiger Vorhaltung des Gesetzes, und besonders der zehn Gebote, zur Erweckung der Buße, als eine mit der Lehre des Evangeliums unvereinbare und dem Papstthume günstige Überschätzung des Gesetzes verdächtig zu machen gesucht. Zwar sah er sich bei einem zur Beilegung des Streits im Dec. 1527 zu Torgau veranstalteten Religionsgespräche genöthigt, seine Meinung zurückzunehmen, brachte sie aber dennoch 1537 in einer Disputation zu Wittenberg mit neuer Heftigkeit wieder auf und behauptete ausdrücklich, weil der Mensch blos durch das Evangelium gerechtfertigt werde, sei das Gesetz zu seiner Rechtfertigung und Heiligung gar nicht nöthig. Diese einseitige, auf Misverstand des Verhältnisses der Glaubenslehre zur Besserung beruhende Meinung widerlegte Luther in seinen Disputationen gegen die Gesetzstürmer oder Antinomer, wie er sie nannte, und bewies, wie nöthig Vorhaltung des Gesetzes zur Erkenntniß der Sünde und zur wirklichen Besserung sei. Als darauf Agricola widerrief, machte Luther 1539 diesen Widerruf mit scharfem Tadel der in Ober- und Niedersachsen schon zahlreichen Anhänger Agricola's bekannt. Dieser, hierdurch persönlich gekränkt, protestirte gegen die ihm von Luther aufgebürdeten Consequenzen, ging aber, ehe der Kurfürst von Sachsen seine Sache schlichten konnte, nach Berlin, wo er 1540 einen, Luther völlig befriedigenden Widerruf herausgab, wodurch der sogenannte antinomistische Streit beendigt wurde. Doch wurden hierdurch eigentlich nur die persönlichen Händel dieser Männer beigelegt, die Frage dagegen, ob die durch das Christenthum bezweckte reine Sittlichkeit mehr durch den Glauben an die Verheißungen der Gnade Gottes in Christo oder mehr durch moralischen Unterricht bewirkt werde, ist noch immer und vorzüglich jetzt wieder ein streitiger Gegenstand. **Antinomer**, welche den Gebrauch des Sittengesetzes bei dem Unterrichte auch der Ungebesserten ganz entbehrlich fanden und, um die Kraft des Glaubens hervorzuheben, sogar das Laster zu rechtfertigen suchten, hat es auch unter den Independenten in England zu Cromwell's Zeit gegeben. Als strenge Anhänger der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl sprachen sie sittlichen Bestrebungen jeden Einfluß auf die künftige Seligkeit ab. Sie waren nie zahlreich und lebten seit dem Ende des vorigen Jahrh. ohne kirchliche Verbindung. Ihre Grundsätze theilten die Antinomian- oder Particular-Baptisten. (S. **Taufgesinnte**.)

Antinöos, ein schöner Jüngling aus Klaudiopolis in Bithynien, den sich Hadrian zum Liebling auserwählt hatte. Ein steter Begleiter des Kaisers, stürzte sich A., seiner Bestimmung und des Lebens überdrüßig, unweit Besa in Aegypten in den Nilstrom. Hadrian fand bei dem Verluste kein Maß des Schmerzes. Er versetzte das Bild des A. unter die Sterne, indem er einem neuentdeckten Gestirn in der Milchstraße den Namen desselben beilegte, der noch jetzt gewöhnlich ist, errichtete ihm mehre Statuen und Altäre und zu Mantinea in Arkadien einen Tempel, ließ bei Besa die Stadt Antinoopolis erbauen und ihm ein jährliches Fest, **Antinoia**, feiern. Seine Verehrung war selbst noch im 4. Jahrh. sehr gewöhnlich; heftig eiferten dagegen die christlichen Kirchenväter, allein vergebens. Da es gleichsam zur Beschönigung der unreinsten Leidenschaften durch

kais. Ansehen, und so lange Hadrian selbst lebte, auch aus Liebedienerei bei den Wüstlingen beiderlei Geschlechts zum guten Ton gehörte den A. aufzustellen, so ward sein Bild durch die Künstler unter allen Formen und Gestalten dargestellt. Mehre dieser Abbildungen gehören zum Theil zu den schönsten Werken der Kunst, die wir aus dem Alterthum haben; namentlich die Bildsäule des A. von Belvedere auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrian's, und des A. auf dem Capitol, gefunden in der Villa Hadrian's zu Tivoli. Aber gerade über diese Bildsäulen sind die Archäologen sehr verschiedener Meinung, und viele wollen sie nicht für Abbildungen des A. gelten lassen, sondern erkennen die charakteristischen Kennzeichen anderer Heroen oder Götter darin. Dieser Streit ist schwer zu entscheiden, da die Künstler, welche den A. als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen sie die Individualität des A. gaben, wodurch denn die Merkmale vermischt wurden. Die vaticanische Statue ist wahrscheinlich kein A., sondern ein Hermes, die capitolinische aber ein Hermes-Antinoos. „In allen Abbildungen", sagt Winckelmann vom A., „hat sein Gesicht etwas Melancholisches, seine Augen sind immer groß mit einem guten Umrisse, sein Profil ist sanft abwärts gehend, und in seinem Munde und Kinn ist Etwas ausgedrückt, das wahrhaft schön ist." Vgl. Levezow, „Über den A., dargestellt in Kunstdenkmälern des Alterthums" (Berl. 1808).

Antiochīa hießen mehre Städte im Alterthume, unter denen die spätere Hauptstadt Syriens am Orontes die berühmteste war. Sie war Pflegerin der Wissenschaften und ward sehr bald eine der angesehensten Städte Asiens. Im J. 301 v. Chr. von Seleucus Nikator neu erbaut und, weil sie aus vier zu verschiedenen Zeiten gegründeten Städten bestand, Tetrapolis genannt, ward sie dann Residenz der syr. Könige, der Seleuciden und späterhin Sitz eines röm. Statthalters und des Patriarchen von Asien. Seit 1097, nachdem die Kreuzfahrer die Stadt eingenommen hatten, erhielt A. eigene Beherrscher in den Fürsten von Tarent, ward aber 1269 vom ägypt. Sultan erobert und zerstört. Jetzt heißt sie Antakia und zählt etwa 10,000 Einw. An ihre ehemalige Größe erinnert nur die große Stadtmauer, der ganz versandete Hafen, der Molo aus Quadern und die Wasserleitung.

Antiŏchus, ein Name mehrer syr. Könige, der in der röm. Geschichte Epoche macht. Der erste, der unter diesem Namen bekannt wurde, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit seiner Gemahlin Laodice den berühmten **Seleucus** (s. d.). Der Sohn von diesem, A. **Soter**, führte mehre, wiewol nicht ganz glückliche Kriege. Die Liebe zu seiner Stiefmutter Stratonika, die er vergeblich bekämpfte, stürzte ihn in eine gefährliche Krankheit, bis der kön. Leibarzt Erasistratus den Grund derselben wahrnahm und diesen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus Liebe zu dem einzigen Sohne, ihm feierlich seine junge und schöne Gemahlin abtrat. Einer seiner Nachkommen war A. **der Große**, der seinem Bruder Seleucus Ceraunus als König von Syrien 224 v. Chr. in der Regierung folgte. Er züchtigte den Molo, Statthalter von Medien, schlug den Ptolemäus Philopator, der ihm Syrien überlassen mußte, war nicht minder glücklich gegen die Parther, bis er endlich auch mit den Römern in Streit gerieth. Dies ist der berühmte antiochische Krieg, zu dem er, in Vereinigung mit Hannibal, große Zurüstungen machte. Aber die Pläne und Rathschläge dieses Feldherrn wenig begreifend, schickte er blos nach Griechenland ein Heer, das nach längerer Unthätigkeit zuerst bei Thermopylä, dann mehre Male zur See geschlagen wurde, wodurch A. den Muth so sehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den Übergang nach Kleinasien streitig machte, wo sie den Sieg bei Magnesia erfochten und A. zu dem schimpflichsten Frieden nöthigten. Als er in der Folge aus dem Tempel des Jupiter Elymäus den Schatz entführen wollte, wurde er mit allen seinen Leuten erschlagen. Sein zweiter Sohn A. **Epiphanes**, der in der Geschichte der

Makkabäer als der ärgste Tyrann gegen die Juden aufgeführt wird, griff den ägypt. König Ptolemäus Philopator an und belagerte Alexandrien, mußte aber, als die Römer sich des Ptolemäus annahmen, Ägypten verlassen. Ihm folgten noch mehre syr. Könige unter dem Namen A., mit verschiedenen Beinamen, bis endlich A. Asiaticus von Pompejus vertrieben, und Syrien (s. d.) zur röm. Provinz gemacht wurde.

Antiŏpe, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer des Flußgottes Asopos, berühmt durch ganz Griechenland wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Durch die Umarmung des Zeus ward A. Mutter des Zethos und Amphion. Epopeus, König von Sikyon, entführte und heirathete sie; Lykus aber, des Nykteus Nachfolger, welcher diesem versprochen hatte, ihn an seiner Tochter zu rächen, erschlug den Epopeus und führte die A. gefangen nach Theben, wo er sie seiner Gemahlin Dirce übergab, von der sie auf das Grausamste gemishandelt wurde. Sie entfloh aufs Neue, Dirce verfolgte sie, ward aber von den Söhnen der A. ergriffen, an die Hörner eines wilden Stiers gebunden und auf diese Weise zu Tode geschleift. Dieser Stoff ist durch die Plastik in den berühmten Farnese'schen Stier dargestellt.

Antipăros, s. Paros.

Antipăter, Feldherr und vertrauter Freund Philipp's von Macedonien. Alexander ließ ihn, da er nach Asien zog, als Statthalter über Macedonien zurück. Wiewol er diesen Posten rühmlich verwaltete, indem er den aufrührischen Statthalter von Thrazien, Memnon, zum Gehorsam zwang und die nach Unabhängigkeit strebenden Spartaner nach einem harten Kampfe überwand, so gelang es doch der Olympias, Alexander's Mutter, mit welcher er in Uneinigkeit lebte, ihn ihrem Sohne verdächtig zu machen. Dieser rief den A. zu sich nach Asien und ernannte den Kraterus zum Statthalter von Macedonien. Aber Alexander starb, noch ehe diese Bestimmung befolgt worden; A. behielt bei der Theilung Macedonien und Griechenland und wurde zum Vormund des Kindes ernannt, mit welchem Roxane, Alexander's Witwe, schwanger ging. Bald darauf hatte er einen Kampf mit dem verbündeten Griechenland zu bestehen; anfangs unglücklich, bis Leonatus und Kraterus ihm zu Hülfe kamen, worauf sich die Griechen wiederum unterwarfen. Diesem Kriege folgte ein anderer mit Perdikkas, der nicht minder glücklich geendigt wurde. A. starb 317 v. Chr. in hohem Alter, nachdem er dem Polysperchon die Vormundschaft des jungen Königs anvertraut hatte.

Antipathie, im Gegensatze der Sympathie, ist überhaupt die Abneigung eines lebendigen Wesens gegen ein anderes. Der Grund einer solchen Abneigung kann in einem Naturverhältnisse des bewußtlos sich entwickelnden Individuums liegen, welches auch oft, wenn die bewußte Bildung hinzutritt, unerkannt bleibt; es kann aber auch ein solches Abstoßen durch Handlungen und Äußerungen des einen Wesens gegen das andere, deren Eindruck von uns oft mehr durch das Gefühl aufgenommen als genau erkannt wird, vermittelt sein. In der Sphäre des Menschlichen insbesondere nennen wir daher Antipathie den unwillkürlich in uns entstehenden Widerwillen gegen eine Person, wobei wir von ihrem uns misfälligen Äußern auf ihr Inneres schließen. Gewöhnlich ist unser Urtheil dabei dunkel und verworren, und oft sind wir selbst in der Folge nicht im Stande, dasselbe auf deutliche Begriffe zurückzuführen. Außer dieser, einer Eingebung ähnlichen, Antipathie gibt es noch eine andere, welche sich auf Erfahrungen stützt, die der aufmerksame Beobachter in seinem Umgange und Verkehr mit den Menschen macht. Die Seele nämlich wird gewissermaßen sichtbar im Körper; ihre Leidenschaften lassen in demselben gewisse Spuren zurück, welche sich unwillkürlich zeigen und die herrschende Denk- und Handelsweise eines Menschen verrathen. Sind nun gewisse äußere Zeichen mehrmals oder vereint mit einer uns widerstrebenden Natur beobachtet worden, so erwecken sie, so oft sie uns von Neuem erscheinen, das Gefühl der

Antipathie. Die Antipathie gegen Thiere und leblose Gegenstände entsteht theils auf ähnliche Weise und aus ähnlichen Gründen wie gegen Menschen, theils aber aus gewissen Eigenschaften, z. B. Ausdünstung u. dgl. Überlegung und allmälige Angewöhnung können in vielen Fällen Antipathien der Art schwächen und überwinden, nicht selten aber bleiben alle Mittel fruchtlos.

Antiphon aus Rhamnus in Attika, einer der zehn attischen Redner, eröffnete zuerst in Athen eine Schule für die gerichtliche und politische Beredtsamkeit, aus welcher auch der Geschichtschreiber Thucydides hervorging. Er nahm bedeutenden Antheil am peloponnes. Kriege als Anführer, Staatsbeamter und Gesandter, wurde der Verrätherei angeklagt und zum Tode verurtheilt. Von der Menge der Reden, die ihm zugeschrieben, aber schon in früher Zeit zum Theil für unecht gehalten wurden, haben wir noch funfzehn. Sie stehen in den Sammlungen der griech. Redner von Reiske, Bd. 7, und von Bekker, Bd. 1.

Antiphŏnie, Gegen- oder Wechselgesang, wird ein Vortrag des kirchlichen Gesanges genannt, in welchem entweder Priester und Gemeinde, oder einzelne Stimmen und die Gemeinde, oder endlich zwei Chöre, wie in der griech. Kirche, sich antworten. Daher **Antiphonarium** oder **Antiphonale** dasjenige große lat. Gesangbuch, woraus die Kanonici und andere Geistliche die Antiphona und auch andere Hymnen, Collecten u. s. w. absingen. Die Einrichtung vieler Psalmen beweist, daß solche Wechselgesänge schon beim jüdischen Cultus gebräuchlich waren. Ihre Einführung in die christliche Kirche wird dem Ignatius, Bischof von Antiochia, zugeschrieben, in die abendländ. soll sie insbesondere **Ambrosius** (s. d.) eingeführt haben. Am Ende des 6. Jahrh. verfertigte Gregor der Große ein Antiphonarium zur Ehre der Maria und anderer Heiligen. In der evangelischen Kirche kennt man zwei Arten der Antiphonien. Entweder bestehen sie aus ganzen Liedern, wie die Litanei, oder nur aus wenigen biblischen Worten. Diese letztere Art faßt theils eine Intonation, welche der Prediger verrichtet, theils ein Responsorium des Chors und der Gemeinde in sich. In England nennt man **Anthem** oder Antiphonen eine Art Kirchenmusik, welche für die Kathedralkirchen bestimmt ist. Weibliche Stimmen singen zwei Zeilen, und die ganze Gemeinde fällt dann stärker und kräftiger ein. Händel hat deren mehre componirt.

Antiphrăsis, eine Wortfigur, vermöge welcher man etwas nach Dem benennt, was es nicht ist. So z. B. soll der Name Parzen von parcere, schonen, abgeleitet sein, obgleich sie nichts weniger als schonend sind. Gewöhnlich findet dabei eine Ironie statt.

Antipŏden, s. **Gegenfüßler**.

Antiqua, franz. Romain, engl. Pica, die Bezeichnung der gradstehenden Schriftsorte aller Größen, im Gegensatze der Fractur oder deutschen Schrift, und der Cursiv oder schiefliegenden Schrift. (S. **Schriften**.)

Antiquare, diejenigen Gelehrten, welche sich mit dem Studium der Antiquitäten beschäftigen, in Italien oft gleichbedeutend mit Ciceroni gebraucht; dann auch Diejenigen, welche ausschließlich mit ältern und gebundenen Büchern handeln. In frühern Zeiten hielten die Buchhandlungen zugleich starke Sortimente alter Bücher, wovon die der Elzevire und Waesberge zu Leyden und Amsterdam, und die von Fritsch, Gleditsch und Weidmann zu Leipzig am bekanntesten waren; noch jetzt herrscht diese Sitte außerhalb Deutschland. In Frankreich werden diese Antiquare spottweise von Bouquin — ein altes Buch von geringem Werth — Bouquinistes genannt. In London findet man bei Longman und Lackington, in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Rom bei de Romanis, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer und in Leyden bei Luchtmans die vollständigsten Lager. Nur in Deutschland, wo sich der Buchhandel am regelmäßigsten ausgebildet hat, haben die eigentlichen Buchhändler den Vertrieb älterer Bü-

cher den Antiquaren überlassen, von denen Weigel in Leipzig, Meusel in Koburg, Nestler in Hamburg, Asher in Berlin unter die bekanntesten gehören.

Antiquitäten, s. Alterthümer.

Antispast, s. Rhythmus.

Antisthĕnes, Stifter der cynischen Sekte, geb. zu Athen um 422 v. Chr. Nachdem er Sokrates gehört hatte, entsagte er dem Geschäft eines Rhetors, um sich ganz der Philosophie zu widmen. Die Lehren des Sokrates erzeugten bei ihm jenen Eifer für die Tugend und den gewaltigen Haß gegen das Laster, wodurch sich die von ihm gestiftete Schule auszeichnete; doch seine rauhe Gemüthsart verlangte mehr als Sokratische Mäßigkeit und Enthaltsamkeit. Er setzte die Tugend in das freie Entbehren und die Unabhängigkeit vom Äußern, und verachtete Reichthum, Würden, Genuß, ja selbst die Wissenschaft. Er wollte Geist und Körper auf das strenge Bedürfniß beschränken und trug daher kein Bedenken, öffentlich als Bettler zu erscheinen. Plato, welcher erkannte, daß dieses Absondern von der Sitte nicht frei von Tugendstolz sei, soll zu ihm gesagt haben: „Ich sehe deine Eitelkeit aus den Löchern des Mantels hervorscheinen". Die Sonderbarkeit des Betragens aber reizte Viele zur Nachahmung. Sein vorzüglichster Schüler war Diogenes (s. d.). Wenn dieser sich durch die Festigkeit und Lebhaftigkeit seines Geistes und beißenden Witz auszeichnete, so wußte A. sich mit mehr Würde zu betragen. Er war unveränderlich ein tugendhafter Bürger. Nach des Sokrates Tode lehrte er im Cynosarges, einem Gymnasium Athens, wovon seine Schule ihren Namen erhalten haben soll. Seine vielen Werke, unter ihnen eine polemische Schrift gegen Plato, sind sämmtlich verloren gegangen, denn die unter seinem Namen vorhandenen Briefe werden für unecht gehalten. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Uebrigens hat A. und seine Schule weiter kein Verdienst um die Philosophie, da er die praktische Richtung vorherrschend verfolgte.

Antistrophe, s. Strophe.

Antithese, Gegensatz, entgegengesetzte Behauptung; in der Rhetorik eine Redefigur, vermöge deren man einen Gedanken durch Verbindung mit einer entgegengesetzten Vorstellung hervorhebt. Diese Figur erfodert Scharfsinn und ist von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man sonst in das Gesuchte fällt und den Leser oder Zuhörer ermüdet. Eine glückliche Antithese ist es z. B., wenn Lessing in der Beurtheilung eines Buchs sagt: „Dieses Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut ist!" Das Antitheton setzen Einige blos in die Verbindung contrastirender Vorstellungen. (S. Contrast.)

Antitrinitarier, Irrlehrer und Sekten, welche die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wie sie das nicäisch-konstantinop. Symbolum aufstellt, nicht annehmen, vornehmlich diejenigen, welche entweder den Sohn und den heiligen Geist in der Gottheit dem Vater unterordnen, oder Christum schlechthin für einen Menschen und den heiligen Geist für eine Personification der göttlichen Geisteskraft erklären. Der Name Antitrinitarier kam erst seit dem 16. Jahrh. auf und wurde, nachdem er erst eine, damals sehr verbreitete Denkart bezeichnet hatte, den Socinianern, welche sich lieber Unitarier (s. d.) genannt haben und noch so nennen, auch den Remonstranten nach dem Lehrbegriffe des Episcopius und einer Menge einzelner Theologen beigelegt, welche die obige Behauptung in ihren Schriften gewagt hatten. Als Gegner einer Grundlehre des Christenthums wollte man die Antitrinitarier nicht für Christen erkennen und in christlichen Staaten dulden; der span. Protestant Miguel Servetus wurde dieser Ketzerei wegen auf Calvin's Betrieb 1553 zu Genf verbrannt, und selbst die duldsamen Könige von England erließen die strengsten Verordnungen wider sie. Gleichwol bildeten ein engl. Geistlicher, Theophilus Lindsey, 1774 zu London, und ein Kaufmann, William Christie zu

Montrose in Schottland, unitarische Gemeinden, welche sich durch Gottesdienst und religiöse Gebräuche von der herrschenden Kirche absonderten.

Antoinette (Marie Antoinette Josephe Johanne) von Lothringen, Erzherzogin von Östreich und Königin von Frankreich, geb. zu Wien am 2. Nov. 1755, war die Tochter Kaiser Franz I. und der Maria Theresia. Sie empfing eine sorgfältige Erziehung und erwarb sich mannichfaltige Kenntnisse. Die Natur hatte ihr in einem seltenen Grade Anmuth und Schönheit verliehen. Die Abreise von Wien bei ihrer Vermählung erfüllte die Hauptstadt mit Trauer; ihre Ankunft in Strasburg und ihre Reise bis Compiegne, wo Ludwig XV. und der Dauphin sie empfingen, und bis Versailles, wo am 16. Mai 1770 die Vermählung stattfand, glich einem Triumphe. Als A. nach dem Tode Ludwig XV. Königin wurde, fuhr sie fort, durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen; besonders unterstützte sie im Winter 1788 die Nothleidenden aufs Thätigste. Aber um dieselbe Zeit reizte sie gegen sich den Haß der Hofpartei, welche Alles aufbot, um sie bei der Nation verächtlich zu machen. Wenn auch von allen ihr gemachten Beschuldigungen keine je erwiesen worden ist, so muß man doch eingestehen, daß A. mehrfachen Anlaß dazu gab. Eine große Beweglichkeit der Phantasie gab ihr oft den Schein des Leichtsinns und zuweilen der Verstellung; eine angeborene Unruhe verleitete sie zur Veränderung, zu neuen Moden, zu stetem Wechsel der Lustbarkeiten. Große Summen wurden nützlichern Zwecken entzogen und verschwendet. Über den Tadel, den man ihr darüber machte, äußerte sie sich mit Empfindlichkeit; und bald fanden ihre Feinde Glauben, wenn sie auch die widersinnigsten Dinge zum Nachtheil der Königin in Umlauf brachten. (Vgl. **Lamothe** und **Rohan**.) Allgemein fast galt sie als Feindin der Franzosen. Als Calonne angekündigt hatte, daß in den Finanzen des Staats ein bedeutender Ausfall sei, ward die Schuld ganz allein der Königin beigemessen. Die Stände des Reichs mußten zusammenberufen werden. Die Königin wohnte der Eröffnung der Sitzung (5. Mai 1789) bei; aber von dem Augenblicke an war ihre Heiterkeit verschwunden. Doch ihr Muth ward bald auf eine noch größere Probe gestellt. Sie war mit ihrem Gemahl bei dem Gastmahl erschienen, das die Leibgarden zu Versailles am 1. Oct. den Offizieren der Linientruppen gaben, und wo bald, nachdem der Hof sich entfernt hatte, die Nationalcocarde beschimpft worden war. Dies reizte das niedere Volk in Paris noch mehr gegen die Königin auf. Man hielt sie für die Seele der Reactionspartei, und glaubte, daß das Heer gegen Paris und gegen die Nationalversammlung zusammengezogen werde. Am 5. Oct. stürmten Haufen Volkes nach Versailles, brachen am 6. früh in das Schloß, ermordeten einige Leibgarden und stießen die wüthendsten Drohungen gegen die Königin aus. Aber selbst die Nachricht, welche sie heimlich in der Nacht erhielt, daß sie am Morgen ermordet werden solle, brachte sie nicht außer Fassung. Man drang am Morgen in ihr Zimmer; sie flüchtete zum König. Um den Mordscenen Einhalt zu thun, zeigte sie sich mit ihm, ihre beiden Kinder an der Hand, auf dem Balcon. Dieser Anblick macht einen augenblicklichen Eindruck auf die Rasenden; bald aber ertönt der allgemeine Ruf: „Nicht die Kinder, die Königin allein!" Sie führt augenblicklich ihren Sohn und ihre Tochter in die Arme des Königs und kehrt auf den Balcon zurück. Dieser unerwartete Muth entwaffnete den Haufen; den Drohungen folgte Beifallgeschrei. Noch an demselben Tage mußte sie dem König nebst ihren Kindern nach Paris folgen. Als sie durch Abgeordnete des Gerichts, welches die Schuldigen ermitteln und bestrafen wollte, über das Vorgefallene befragt wurde, antwortete sie: „Ich werde nie die Anklägerin eines Unterthanen des Königs sein"; und auf eine wiederholte Frage: „Ich habe Alles gesehen, Alles gehört und Alles vergessen." In den ersten Monaten nach ihrer Ankunft zu Paris wandte sie 300,000 Livres an, um die von armen Leuten auf dem Leihhause versetzten Pfänder einzulösen; aber ihre Wohlthaten konnten die erbitterten Gemüther nicht besänftigen. Als Ludwig XVI. 1791 zu fliehen beschloß, folgte sie ihrem

Gemahl, obgleich sie das Mislingen voraussah. Von Varennes in die Tuilerien zurückgebracht, antwortete sie den Commissarien, die ihre Erklärung foderten: „Da der König mit seinen Kindern abzureisen wünschte, würde nichts in der Welt mich haben hindern können, ihm zu folgen. Ich habe seit zwei Jahren genugsam bewiesen, daß ich ihn nie verlassen werde. Was mich noch mehr dazu bestimmte, war die feste Überzeugung, daß der König Frankreich nie verlassen wollte; hätte er es gewünscht, so würde ich Alles angewandt haben es zu verhindern." Diesem Sturme folgte ein Augenblick der Ruhe; indeß kamen der 20. Jun. und der 10. Aug. 1792. Auf Alles gefaßt, wandte die Königin an dem letzten dieser Tage das Äußerste an, ihren Gemahl dahin zu bewegen, daß er mit den Waffen in der Hand dem Tode entgegengehe; mit ihm in die Nationalversammlung geführt, hörte sie die Absetzung des Königs aussprechen, seine Richter ernennen, und folgte ihm in den Tempel. Man hatte keiner ihrer Frauen erlaubt, sie zu begleiten. Hier bewohnte sie mit ihrer Tochter und der Prinzessin Elisabeth das einzige heizbare Zimmer. Dichte Eisengitter verwahrten die Fenster, die nur ein mattes Licht hineinfallen ließen. A. zeigte jetzt die ganze Stärke ihres Charakters. Stets ruhig im Kreise der Ihrigen, flößte sie ihnen Entsagung und Nichtachtung der Kränkungen und Leiden ein. Als Ludwig XVI. ihr sagte, daß er verurtheilt sei, wünschte sie ihm Glück zu dem Ende eines so qualvollen Daseins. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie an den Convent nur die Bitte um Trauerkleider, welche sie bis an das Ende ihres Lebens trug. Obschon sie ahnete, daß es auf immer sei, so ertrug sie doch standhaft die Trennung von ihrem Sohne am 4. Jul. 1793. Am 5. Aug. ward sie mitten in der Nacht in die Conciergerie versetzt. Ein dunkles und feuchtes Gemach wurde hier ihr Aufenthalt. Am 3. Oct. verordnete der Convent, daß sie vor Gericht gestellt werden solle. In der Anklage wurde sie beschuldigt, die Finanzen verschwendet, den öffentlichen Schatz erschöpft, Summen daraus den Östreichern gegeben, mit den auswärtigen Feinden correspondirt und die innern Unruhen begünstigt zu haben. Aber ungeachtet der Menge von Zeugen, welche man abhörte, konnte man nicht den geringsten Beweis gegen sie führen, und mit Recht rief ihr Vertheidiger, Chaveau-Lagarde: „Was mich einzig in Verlegenheit setzt, ist nicht, Antworten, sondern nur eine einzige scheinbare Anklage zu finden". Bailly, damals Maire von Paris, der zum Zeugen aufgerufen wurde, hatte den Muth, die Königin gradezu in Schutz zu nehmen und ihren blutdürstigen Ankläger Fouquier-Tinville wegen seiner offenbar falschen Angaben bitter zu tadeln. Die Königin selbst antwortete auf alle Fragen mit Festigkeit und Bestimmtheit. Auf die Beschuldigung, daß sie ihren eignen Sohn verführt habe, antwortete sie mit Unwillen: „Wegen der Möglichkeit eines solchen Verbrechens appellire ich an alle Mütter." Sie hörte ihr Todesurtheil mit vollkommener Fassung und schlief, als sie in ihr Gefängniß zurückgebracht war, bald ruhig ein. Am Morgen des 16. Oct. 1793 um 11 Uhr bestieg sie den Karren, der sie nach dem Schaffot führte. So sehr man auch das Volk anreizte, sie auf dem Wege dahin zu beleidigen, herrschte doch eine tiefe Stille. Sie war nicht mehr die durch Anmuth und Schönheit entzückende Königin; der Gram hatte ihre Züge zerstört, und in dem feuchten ungesunden Kerker hatte sie fast ein Auge verloren. Ihr Anblick schien den wilden Pöbel zu erschüttern. Um 12 Uhr kam der Zug auf dem Platze Ludwig XV. an. A. bestieg rasch das Blutgerüst, warf sich dort auf die Knie und sprach: „Gott! erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu Eurem Vater!" Vgl. „Marie Antoinette à la conciergerie. Fragm. hist. publ. par le comte de Robiano" (Par. 1824), und „Mém. sur la vie privée de Marie Antoinette", von ihrer Vorleserin Mad. Campan (4 Bde., 5. Aufl., Par. 1823).

Antonello von Messina, s. Ölmalerei.

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius), geb. 86 n. Chr., stammte aus Nemausus in Gallien. Sein Vater Aurelius Fulvius hatte das Consulat be-

kleidet, und 120 gelangte auch er zu dieser Würde. Er war einer von den vier Consularen, unter welche Hadrian die höchste Magistratur Italiens theilte, ging dann als Statthalter (Proconsul) nach Asien und stieg bei seiner Rückkehr nach Rom immer mehr in Hadrian's Vertrauen. Von seiner Gemahlin Faustina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloses Betragen er den Blicken der Welt zu verbergen suchte, hatte er vier Kinder; alle starben, bis auf Faustina, des Marc Aurel nachmalige Gattin. Im J. 138 ward er von Hadrian an Kindesstatt angenommen, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Marc Aurel) adoptirte. In demselben Jahre bestieg er den Thron. Unter ihm war das Reich ruhig und glücklich. Mäßig und einfach in seinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater seines Volks. Seine weise Sparsamkeit setzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Christen stellte er ab, so viel er vermochte. Er führte nur wenige Kriege, ausgenommen in Britannien, wo er das röm. Gebiet erweiterte und durch Aufführung einer neuen Mauer den Einfällen der Picten und Scoten steuerte. Benachbarten Königen galt sein Rath fast wie Befehl, und entfernte Völker, wie Baktrier, Inder u. s. w., erkoren ihn zu ihrem Schiedsrichter. Der Senat gab ihm den Beinamen Pius (der Kindlich-Fromme), weil er dankbar das Andenken Hadrian's, seines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte. A. starb 161. Seine Asche ward in dem Grabmale Hadrian's beigesetzt; der Senat weihte seinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna Antonina noch vorhanden ist. Die folgenden Kaiser legten sich seinen Namen als eine Zierde bei. Die Geschichte hat ihn durch den Ausspruch geehrt: „Fast unter allen Herrschern hat er allein ohne Bürger- und Feindesblut zu vergießen gelebt."

Antoninus (Annius Verus) der Philosoph, am bekanntesten unter dem Namen Marc Aurel, geb. 121 n. Chr., bestieg nach Antoninus Pius, seines Adoptivvaters, Tode 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus, seinem Adoptivbruder, den er zum Cäsar und Augustus ernannte und mit seiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Plutarch's Enkel Sextus von Chäronea, dem Redner Herodes aus Athen und dem Juristen L. Volusius Mecianus, hatte er sich zum Gelehrten gebildet und besonders die stoische Philosophie liebgewonnen. Während seine Feldherren, Statius Priscus, Avidius Cassius, Marcius Verus und Fronto, die Parther schlugen, Armenien, Babylon und Medien eroberten und die große Stadt Seleucia am Tigris zerstörten, richtete A. sein Augenmerk auf Rom und die Deutschen. Jenes wurde von Pest, Hungersnoth und Überschwemmungen heimgesucht, deren Folgen er zu vermindern suchte; diese beunruhigten das röm. Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber zurückgeschlagen. Zugleich bemühte sich A., die Sitten des Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbessern. Nach Beendigung des parthischen Krieges hielten beide Kaiser einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche Pest aus, womit die morgenl. Armee alle Länder angesteckt hatte, durch welche sie gezogen war. Dazu kamen abermals Erdbeben, Überschwemmungen und ein allgemeiner Aufstand der Grenzvölker von Gallien bis an das schwarze Meer. Die beiden Kaiser gingen nach Aquileja, um mit dem Eintritt des Frühlings die Markomannen anzugreifen. Ein Theil der Feinde unterwarf sich; bald aber griffen Alle aufs Neue zu den Waffen. Mit abwechselndem Glücke focht man acht Jahre. Unterdessen war 169 Verus gestorben. Im J. 174 drangen die Feinde bis nach Italien, und da die Schatzkammer erschöpft war, sah sich der Kaiser genöthigt, alles kostbare Geräth des Palastes zu verkaufen. Doch bald wendete sich das Kriegsglück wieder auf seine Seite. Als A. 178 bei der Stadt Gran den Quaden entgegenstand, gerieth er, von den Feinden eingeschlossen, aus Mangel an Wasser in die äußerste Noth; da erhob sich ein furchtbarer Sturm; ein Platzregen erfrischte das Heer, die Quaden wurden geschlagen und vereint mit ihnen baten die Marko-

mannen, sowie die übrigen Barbaren, um Frieden. Die Empörung des syr. Statthalters, Avidius Cassius, der sich Ägypten und die Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, rief den Kaiser von seinen Siegen ab; aber noch ehe er Asien erreichte, war der Aufrührer von seinen Anhängern ermordet worden. A. verzieh allen Theilnehmern, zog im Triumph in Rom ein und beschäftigte sich mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Markomannen ihn nöthigten, von Rom gegen sie ins Feld zu ziehen. Er besiegte sie, erkrankte aber in Sirmium, und starb zu Vindobona 180 n. Chr. Er gehört zu den besten Kaisern, welche Rom beherrscht haben, obgleich seine Philosophie und die natürliche Großmuth seines Charakters ihn nicht abgehalten haben, die Verfolgung der Christen (s. Christenverfolgungen) in Gallien zu befehlen. Wir besitzen von ihm ein Werk in griech. Sprache: „Betrachtungen über sich selbst", in welchem er sich als einen Anhänger der stoischen Philosophie beweist. Die besten Ausgaben besorgten Casaubonus (Lond. 1643), Gataker (Cambridge 1652), Morus (Lpz. 1775) und Korais (Par. 1816). Es ist in die meisten lebenden Sprachen der gebildeten Völker übersetzt; ins Deutsche von Schultheß (Zürich 1779) und ins Persische von Hammer (Wien 1831).

Antoninus Liberalis (nach Andern fälschlich Antonius), wahrscheinlich Freigelassener des Antoninus Pius um 147 n. Chr., verfaßte in dem Geschmacke seiner Zeit eine Sammlung fabelhafter Erzählungen, die er größtentheils aus ionischen Dichtern und Prosaikern entlehnte und die für den Gelehrten deshalb einen besondern Werth haben, weil die Schriften seiner Gewährsmänner, welche er jedesmal genau anführt, sämmtlich untergegangen sind. Für die Kritik sowol als für die Erklärung des Textes des A. ist am meisten gethan in der Ausgabe von Koch (Lpz. 1832), der über das Leben des A., dessen Schreibart, die von ihm benutzten Schriftsteller u. s. w. genau gehandelt, und den Text treuer und vollständiger gegeben hat als die frühern Herausgeber Beckel (Leyd. 1674, 12.), Gale (Par. 1675) und Verheyk (Leyd. 1774).

Antonius (Marcus), der Triumvir, aus einem der ältesten Patriciergeschlechter, Sohn des Prätors und Enkel des Redners, geb. 68 v. Chr., durch seine Mutter Julia mit Cäsar verwandt, lebte in seiner Jugend höchst ausschweifend. Beredtsamkeit und Kriegskunst zu studiren ging er nach Griechenland und folgte von dort dem Consul Gabinius auf einen Feldzug in Syrien. Er zeigte sowol hier als in Ägypten, wo er den Ptolemäus Auletes einsetzen half, viel Muth und Thätigkeit. Die Soldaten, gegen die er sich freigebig, nachsichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn sehr lieb. In Rom verband er sich mit Curio und unterstützte wie dieser die Partei Cäsar's. Er ward Augur und Volkstribun; machte sich aber so verhaßt, daß er mit Curio und Cassius Longinus in Cäsar's Lager fliehen mußte, was dann als Vorwand zum Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus genommen wurde. Bei dem Ausbruche desselben ward A. von Cäsar zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt; später führte er ihm eine beträchtliche Macht nach Epirus zu Hülfe. In der pharsalischen Schlacht befehligte A. den linken Flügel und kam als Befehlshaber der Reiterei und Statthalter von Italien nach Rom zurück. Allein wegen seiner Lebensweise behandelte ihn Cäsar bei seiner Rückkehr mit Kälte. Er verheirathete sich mit des Clodius Witwe Fulvia, welche ihn eine Zeit lang despotisch beherrschte, erlangte, als Cäsar aus Spanien zurückkam, dessen Gunst wieder und ward 44 v. Chr. Mitconsul. Bald darauf fiel Cäsar, und A. würde dasselbe Schicksal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Republik zu gewinnen hoffte, sich für ihn verwendet hätte. Allein A. hielt dem Cäsar eine Leichenrede und breitete dabei dessen blutiges Gewand aus, wodurch er das Volk zur Wuth und Rache entflammte. Die Mörder mußten flüchten, und A. herrschte einige Zeit mit unumschränkter Gewalt. Nachdem er sich mehrmals mit dem jungen Octavius, Cäsar's Erben, der nach der Herrschaft strebte und aus Politik die

Partei des Senats ergriff, entzweit und versöhnt hatte, ging er mit einem Heere in das cisalpinische Gallien, dessen Statthalterschaft ihm zugetheilt worden, und belagerte Mutina, das Decimus Brutus tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero seine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn für einen Feind des Staates und die beiden Consuln, Hirtius und Pansa, von Octavius begleitet, rückten wider ihn ins Feld. A. schlug anfangs Pansa in einer mörderischen Schlacht, aber Hirtius eilte herbei, und A. ward bei Mutina geschlagen. Allein auch beide Consuln waren geblieben, und Octavius trat an die Spitze des republikanischen Heers. A. floh unter großen Beschwerden und Entbehrungen über die Alpen. In Gallien commandirte Lepidus; A. begab sich in Trauerkleidern in dessen Lager und gewann schnell das Heer für sich, sodaß dies den Anführer nöthigte, sich mit A. zu verbinden und sogar ihm seine Stelle zu übergeben. Auch Plancus und Pollio verstärkten seine Partei mit ihren Heeren, und A., der vor kurzem Italien als Flüchtling verlassen hatte, kehrte an der Spitze von 23 Legionen und 10,000 Reitern dahin zurück. Jetzt ließ Octavius, der bis dahin sich nur zum Schein als Anhänger des Senats und Verfechter der republikanischen Freiheit gezeigt hatte, die Maske fallen; er zog A. und Lepidus entgegen und hatte mit ihnen auf einer Insel des Reno unweit Bologna (nach Andern auf einer Insel des Panaro bei Modena) die berühmte Zusammenkunft, wo sie die röm. Welt unter sich theilten. Hier beschlossen sie auch die Ächtung ihrer gegenseitigen Feinde. Darauf zogen die Triumvirn nach Rom, und mit ihnen kam Mord und Raub über ganz Italien. A. ließ Cicero's Haupt und rechte Hand auf derselben Rednerbühne zur Schau stellen, auf welcher dessen Beredtsamkeit so oft gesiegt hatte. In diesen Verfolgungen kamen 300 Senatoren und 2000 Ritter um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von 200 Mill. Sesterzien (ungefähr 10 Mill. Thaler) herbeigeschafft war, und die Triumvirn Magistratspersonen auf mehre Jahre ernannt hatten, gingen A. und Octavius 42 v. Chr. nach Macedonien ab, wo die vereinigten Streitkräfte ihrer Gegner, Brutus und Cassius, ein mächtiges Heer bildeten. Bei Philippi befehligte A. gegen den Cassius, der sich, als der blutige Kampf unglücklich für ihn ausgefallen war, von einem seiner Sklaven tödten ließ. In der zweiten Schlacht war er es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denselben verzweiflungsvollen Entschluß zu fassen. Bei dem Anblick des Leichnams aber zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit seinem Mantel und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. A. ging hierauf nach Griechenland, besuchte zu Athen die öffentlichen Schulen und gab dieser noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweise seiner Hochachtung. Von da ging er nach Asien. In Cilicien befahl er der Königin von Ägypten, Kleopatra, sich wegen ihres den Triumvirn misfälligen Betragens zu rechtfertigen. Sie erschien persönlich und wußte ihn zu fesseln. A. folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerstreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachricht von den in Italien zwischen seiner Gemahlin Fulvia und Octavius ausgebrochenen Feindseligkeiten aus seinem Rausche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor A.'s Ankunft in Italien zu des Octavius Gunsten entschieden ward. Fulvias Tod erleichterte die Aussöhnung, welche durch die Vermählung des A. mit Octavia, der Schwester des Octavius, besiegelt ward. Die beiden Herren des röm. Reichs machten eine neue Theilung. A. bekam den Orient, Octavius den Occident. Dem schwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt. Mit Sextus Pompejus, der das mittell. Meer beherrschte, ward ein Vertrag geschlossen. A. ging hierauf nach Athen, machte einen wenig rühmlichen Feldzug gegen die Parther und kam dann nach Italien zurück. Durch die Vermittelung der Octavia herrschte, dem Anschein nach, vollkommenes Einverständniß zwischen den beiden Triumvirn; allein nach seiner Rückkehr in Asien ergab sich A. dem schamlosesten Leben, verschwendete, das Interesse des Staats verletzend, Provinzen und ganze Reiche an Kleopatra, und übte die offenbarsten Ungerechtigkeiten. Nach einem zwei=

ten schimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er den König von Armenien, Artavasdes, den er der Treulosigkeit beschuldigte, durch Verrätherei gefangen und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Octavius versäumte nicht, mit Beziehung auf A.'s Betragen, das Misvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und beide fingen an sich zu rüsten. A. versäumte, unter beständigen Festen, seine wichtigsten Angelegenheiten und füllte die Insel Samos, den Sammelplatz seiner Truppen, mit Musikern, Gauklern und Schwelgern. Von Octavia trennte er sich öffentlich. Dieser Maßregel mußte allgemeine Misbilligung folgen, da Octavia's Edelmuth bekannt, und Kleopatra's hochfahrender Sinn allgemein verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Ägyptens den Krieg und entsetzte A. seines Consulats und seiner Statthalterschaft. Jede Partei sammelte ihre Streitkräfte, und A. verlor in der Seeschlacht bei Actium (s. d.), 31 v. Chr., die Herrschaft der Welt. Er folgte schimpflich der fliehenden Kleopatra. Das Landheer erwartete ihn vergebens und unterwarf sich dem Sieger. Darauf ging A. nach Libyen, wo ein nicht unbedeutendes, von ihm daselbst zurückgelassenes Heer seine letzte Hoffnung war. Bei seiner Ankunft mußte er sehen, daß es die Partei des Octavius ergriffen hatte, und sein Schmerz darüber war so groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbstmord hinderte. Er kehrte nach Ägypten zurück und lebte in der Zurückgezogenheit, bis es der Kleopatra gelang, ihn zu der vorigen Lebensweise zurückzuführen. Ihre Feste wurden durch des Octavius Ankunft unterbrochen, der alle Vorschläge der Unterwerfung verwarf. Bei seiner Erscheinung vor Alexandrien schien A. den alten Muth wiederzufinden. Er machte einen Ausfall an der Spitze seiner Reiterei und schlug die feindliche zurück; später aber, von der ägypt. Flotte und seinem Heere verlassen, und in dem Argwohne, von Kleopatra selbst verrathen zu sein, verlor er aufs Neue den Muth. Er begab sich in den Palast der Königin, um an ihr Rache zu nehmen; sie rettete sich jedoch durch die Flucht und täuschte ihn durch das falsche Gerücht ihres Todes. Entschlossen, ebenfalls zu sterben, stürzte er sich 30 v. Chr. in sein Schwert. (S. Augustus und Kleopatra.)

Antonius der Heilige, auch der Große, Stifter des Klosterlebens, geb. 251 zu Koma bei Heraklea in Oberägypten, ging, nachdem er sein ganzes Vermögen an die Armen gegeben hatte, 285, um sich ganz der Andacht hinzugeben, in die Einsamkeit. Um 305 bauten mehre in der ägypt. Wüste zerstreute Einsiedler ihre Hütten in die Nähe der seinigen und gaben dadurch Gelegenheit zur cönobitischen (klösterlichen) Lebensart der Mönche in gemeinschaftlichen Wohnungen. A. kam 311 nach Alexandrien, um bei der damaligen Christenverfolgung die Ehre des Märtyrerthums zu suchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er zu den Hütten seiner Mönche zurück. Später überließ er diese Anstalt seinem Schüler Pachomius (s. Klöster) und begab sich mit zwei Freunden in eine noch entlegenere Einöde, wo er 356 starb. Daß er sich nur mit einem härenen Hemde und einem Schaffell bekleidete und seinen Körper niemals reinigte, ist glaublicher als die seltsamen Erzählungen von seinen Teufelskämpfen und Wundern, die er selbst bekannt gemacht hat, wie sie in des A. Leben vom h. Athanasius zu lesen sind. Alle seine Schritte zeugen von der Übermacht seiner glühenden Einbildung und seiner dunkeln Gefühle für religiöse Ascetik. Die sieben Briefe und einige andere ascetische Schriften, die das Alterthum ihm beilegt, rühren schwerlich von ihm her. Ebenso wenig ist es erweislich, daß er Mönchsregeln aufgesetzt, und ganz ungegründet, daß er einen Orden gestiftet habe; doch wollen die Mönche der schismatischen Kirche im Orient, z. B. Maroniten, Armenier, Jakobiten, Kopten und Abyssinier, dem angeblichen Orden des A. angehören; sie folgen aber nur der Regel des h. Basilius. In der katholischen Kirche steht A. in sehr hohem Ansehen. Gegen das nach ihm benannte Antoniusfeuer, eine Art Rothlauf, auch Höllenfeuer genannt, eine im 11. und 12. Jahrh. wüthende fürchterliche Krankheit, welche jedes davon befallene Glied dörrte und schwärzte, als wäre es ver-

brannt, soll das Gebet um seine Fürsprache geholfen haben. Gaston, ein reicher franz. Edelmann, der bei den angeblichen Gebeinen des h. A. zu St.-Didier-la-Mothe eine solche Cur für seinen Sohn erfleht hatte, stiftete aus Dankbarkeit 1095 die Hospitalbrüderschaft des A. zur Pflege der Kranken und Beschützung der Pilger, deren erster Großmeister er war. Dieser Orden erhielt auf der Kirchenversammlung zu Clermont 1096 päpstliche Bestätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Brüderschaft geregelter Chorherren nach der Regel des h. Augustinus mit der Bestimmung erklärt, daß der Großmeister Abt heißen, zu St.-Didier-la-Mothe seinen Sitz haben und General aller Klöster des Ordens sein sollte. Die Prioren der Klöster nannten sich Komthure, später Präceptoren, und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieser Antonier, auch Antonianer oder Antonierherren, wie sie nun als Kanonici hießen, war schwarz und mit einem, der Form eines T, dem Krückenstocke des A., sich nähernden Kreuze von blauem Schmelz auf der Brust ausgezeichnet. Ihre ursprüngliche Bestimmung haben sie als Chorherren aufgegeben und sich dem still beschauenden Andachtsleben gewidmet. Wallfahrten zum Grabe des A. und Schenkungen machten sie reich und verschafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenburg im sächs. Kurkreise war vor der Kirchenverbesserung Kanzler der Universität Wittenberg, und auch nachher zählten sie noch bis in das 18. Jahrh., größtentheils in Frankreich, 30 Klöster, von denen aber keins das 19. Jahrh. erlebte. Die St.-Antonsbilder hielt man sonst für bewährte Schutzmittel gegen Feuersbrünste.

Antonius von Padua, der Heilige, geb. 15. Aug. 1195 zu Lissabon, von väterlicher Seite verwandt mit Gottfr. von Bouillon, erst Augustiner, dann einer der berühmtesten Schüler des h. Franz von Assisi und ein thätiger Verbreiter des Franziskanerordens, dem er 1220 beigetreten war, wurde auf einer Bekehrungsreise nach Afrika an die Küsten von Italien verschlagen und predigte später mit großem Beifall in Montpellier, Toulouse, Bologna und Padua, wo er am 13. Jun. 1231 starb. Die von ihm vorhandenen Legenden sind voll Märchen; einstimmig rühmen sie aber sein Talent als Prediger; nach der Legende sind selbst die Fische dadurch gerührt worden. Die katholische Kirche, besonders in Portugal und Italien, verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Heiligen, unter welche ihn 1232 Papst Gregor IX. versetzte. Sein Grabmal ist zu Padua in einer ihm geweihten Kirche und gilt für ein Meisterstück der Bildhauerkunst.

Antonomăsie, ist eine Art von Metonymie (s. d.), vermöge deren man statt der Eigennamen eine bezeichnende Eigenschaft, wie der Sohn der Aphrodite für Amor, der Pelide für Achilles, oder einen Eigennamen statt eines Gattungsbegriffs setzt, z. B. ein wahrer Cicero statt Redner.

Antraigues (Emanuel Louis Henri Delaunay, Graf d'). Dieser im Laufe der Revolution berühmt gewordene Staatsmann war in Vivarais geboren. Seine Anlagen zu einer glänzenden und hinreißenden, doch weniger gründlichen Beredtsamkeit wurden durch seinen Hofmeister, den Abbé Maury, früh ausgebildet. Den ersten Gebrauch seiner Talente machte er in dem „Mémoire sur les Etats-généraux, leurs droits et la manière de les convoquer" (1788), worin der fesselloseste Freiheitssinn, bis zur gänzlichen Verdammung aller monarchischen Staaten und offenbaren Rechtfertigung der Empörung, so kraftvoll ausgesprochen wurde, daß bei der damaligen Gährung der Gemüther diese Schrift wol mit Recht als einer der ersten Funken betrachtet werden kann, welche die Flamme der franz. Revolution entzündeten. Als er aber 1789 zum Deputirten bei den Reichsständen ernannt war, vertheidigte er die Vorrechte des Erbadels, gehörte zu Denjenigen, welche sich der vorgeschlagenen Vereinigung der drei Stände am heftigsten widersetzten, und stimmte für eine die Bürgerrechte festsetzende Constitution, erklärte indessen dabei das Veto des Königs für eine unentbehrliche Stütze der Monarchie. Nachdem er 1790 aus der Versammlung getreten war, übersandte er seinen Bürgereid mit Einschränkun-

gen, ward als Unruhestifter angeklagt, vertheidigte sich öffentlich und ging dann nach Petersburg und Wien mit diplomatischen Aufträgen. Er wurde nun Vertheidiger der Monarchie und der Bourbons. Von Rußland 1798 nach Italien gesandt, ward er zu Mailand auf Bonaparte's Befehl verhaftet; seine Gattin, die berühmte Opernsängerin St.-Huberti, verschaffte ihm Mittel zur Entweichung. Er kehrte nach Wien und dann nach Rußland zurück, wo ihn Alexander 1803 zum Staatsrath machte und in diplomatischen Angelegenheiten nach Dresden schickte. Hier schrieb er eine merkwürdige Schrift gegen Bonaparte: „Fragment du 18ième livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos". Nach Rußland zurückgekehrt, fand er Mittel, Kenntniß von den geheimen Artikeln des tilsiter Friedens zu erhalten, ging damit nach England und theilte sie dem Ministerium mit, wodurch sein Einfluß so bedeutend wurde, daß Canning in den Frankreich betreffenden Angelegenheiten nichts ohne seine Rathschläge that. Er unterhielt seine diplomatischen Verbindungen, besonders in Frankreich, und galt allgemein für einen der größten Politiker. Trotz seiner Anhänglichkeit an die Bourbons gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen Ludwig XVIII. ganz zu gewinnen. Er ward 1812 in einem Dorfe bei London, nebst seiner Gemahlin, durch seinen Bedienten Lorenzo, einen Italiener, ermordet, welcher sich gleich nach der That erschoß.

Antwerpen (Antorf, Anvers), im Königreich Belgien, war bis 1830 die Hauptstadt einer niederl. Provinz, die 1814 aus dem vormaligen Marquisat Antwerpen und der Herrschaft Mecheln, welche während der franz. Herrschaft das Departement der beiden Nethen ausmachten, bestand und auf 48 □M. 347,500 Einw. zählte. Die Stadt liegt am rechten Ufer der Schelde, auf welcher die größten Schiffe mittels acht Hauptkanälen und drei von Napoleon neu angelegten Bassins bequem an ihre Quais gelangen können. A. zählt 72,000 Einw., ist der Sitz eines Bischofs, hat eine Akademie der Wissenschaften, eine Maler- und Bildhauerakademie, eine medicinisch-chirurgische Schule und ein Seearsenal. Hier sind die berühmten Maler Vandyk, Calvaert, beide Teniers, Seyher, Crayer, Floris und Brill geboren. A.'s Fabriken und Manufacturen in Spitzen, Zucker, Bleiweiß, Lackmus, Stöcken, baumwollenen Zeuchen, Spitzenzwirn sind sehr ansehnlich, und antwerp. Nähseide, schwarze Seidenstoffe und Druckerschwärze berühmt. A. hat jährlich drei Messen und seit 1827 eine Disconto- und Zettelbank, welche Noten von 500 und 1000 Fl. ausgibt. — Die Festungswerke sind unter Karl V. Regierung von dem deutschen Baumeister Franz 1540 angelegt; die Citadelle aber 1567 von dem Italiener Paciotti aus Urbino mit fünf Bollwerken und zurückgezogenen Flanken erbaut. Nach Eroberung der Stadt 1585 erfolgte die Wiederherstellung der Citadelle, die 1701 nach Vauban's Lehre, von den Franzosen 1803 — 13 und durch die Holländer 1831 und 1832 durch neue Werke zu einem starken Bollwerke erhoben wurde. Nach dem Abzuge der Spanier nach Italien 1573 nur mit einer schwachen Besatzung belegt, kam die Citadelle nach Vertreibung derselben in die Hände der empörten Bürger, welche die gegen die Stadt gerichteten Festungswerke zerstörten und das in A. aufgestellte Standbild des Herzogs von Alba zerschlugen. Nachdem 1583 das Unternehmen des Herzogs von Alençon, sich der Stadt zu bemächtigen, durch den gemeinschaftlichen Widerstand der Einwohner jeden Alters, Standes und Geschlechts, mit Hülfe der in den Straßen vorgezogenen Ketten, fehlgeschlagen, ward sie 1584 von dem Prinzen von Parma als Statthalter der Niederlande belagert und nach 13 Monaten erobert, nachdem, um die Stadt völlig abzuschließen, unterhalb derselben die berühmte Schiffbrücke über die hier 2400 Fuß breite, 60 Fuß tiefe Schelde geschlagen worden war. Unter den vielen, zum Theil prachtvollen Gebäuden sind besonders merkwürdig der Dom, dessen Gewölbe auf 125 Säulen ruht, mit dem 444 Fuß hohen Thurme, und unter mehren Denkmälern auch Rubens' Grabmal, die im gothischen Style erbaute Frauenkirche mit der Kreuzesabnahme und Kreuzeserhöhung, Rubens' größten Meisterstücken, die erste und

älteste Börse und das Haus der Oosterlinge (die ehemalige Niederlage der Hanse). Vor dem Kriege der Niederländer mit den Spaniern war A. eine bedeutendere Handelsstadt als selbst Amsterdam, dessen Größe im 16. Jahrh. durch den Verfall von A. einen bedeutenden Zuwachs erhielt. Damals war die Schelde mit Schiffen von allen Nationen bedeckt, deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen lagen und oft wochenlang warten mußten, ehe sie löschen konnten. A. zählte 1550 über 200,000 Einw. Dieser blühende Zustand der Stadt aber bekam während der Belagerung von 1585 den ersten Stoß, und schwand gänzlich, als im westfäl. Frieden die Schelde für sie geschlossen wurde. Joseph II. Versuch, diesen Zwang aufzuheben, mislang. Nachdem aber die von dem Nationalconvente erklärte Freiheit der Schelde durch den haager Tractat vom 16. Mai 1795 von der Republik der Niederlande anerkannt worden war, erhob sich A.'s Handel aufs Neue. Dies würde noch mehr der Fall gewesen sein, wenn Napoleon nicht den Ort in einen Waffenplatz umgeschaffen hätte. Er verbesserte die Festungswerke und legte einen Kriegshafen an. Lord Chatam's Versuch, im Aug. 1809 A. zu nehmen, die Werke und Schiffe zu zerstören, scheiterte an Bernadotte's Thätigkeit. Die Stadt wurde 1814 von Engländern und Sachsen unter Graham blockirt, aber nicht förmlich angegriffen, sondern in Folge des mit dem Grafen von Artois abgeschlossenen Waffenstillstandes von Carnot am 5. Mai übergeben. In Folge der Vereinigung Belgiens mit Holland 1815 waren der Handel und Wohlstand A.'s fortwährend im Steigen. Durch die Revolution im Aug. 1830 ward A. an Belgiens Schicksal gefesselt, und als die revolutionnaire Partei sich der Stadt bemächtigt hatte, zog sich der Commandant General Chassé in die Citadelle zurück. Durch den Übermuth, mit welchem die Belgier den Waffenstillstand brachen, gereizt, warf er am 27. Oct. 1830 Bomben auf A., bis nach siebenstündiger Beschießung ein neuer Waffenstillstand zu Stande kam. Der härteste Verlust traf die Kaufmannschaft in dem großen Waarenhause, das nebst 30 Häusern und dem Arsenale bis auf den Grund niederbrannte. Gleiches Unglück bedrohte die Stadt, als Frankreich und England die Convention vom 22. Oct. 1832 geschlossen hatten, um die Räumung der Citadelle zu Erfüllung der 24 Artikel des Tractats vom 15. Nov. 1831 zu erzwingen. Da der König Wilhelm jedes Zugeständniß dieser Art verweigerte, so rückte ein franz. Heer von 50,000 Mann unter dem Marschall Gérard in Belgien ein, und General Haxo leitete die Belagerung der Citadelle, sowie die der davon abhängenden Forts an beiden Scheldeufern. Die belg. Armee durfte keinen Antheil an der Belagerung nehmen. Die Laufgräben wurden in der Nacht vom 29. zum 30. Nov. eröffnet; die zweimalige Auffoderung zur Übergabe ward vom General Chassé abgeschlagen. Auch weigerte sich dieser, die Stadt als neutral mit seinem Feuer zu verschonen, im Fall die Franzosen der Werke der Stadt, namentlich des Forts Montebello, sich bedienen sollten, um die Citadelle zu beschießen. Da aber die Franzosen dieses Außenwerk nicht für einen Theil der unmittelbaren Festungswerke der Stadt anerkannten, und von hier aus der Angriff viel leichter war als von der entgegengesetzten Seite, so ward von ihnen beschlossen, die Citadelle vom Fort Montebello aus zu beschießen, Chassé aber von der Beschießung der Stadt durch die Drohung abgehalten, daß Holland allen Schaden zu ersetzen habe. Theils aus Unvorsichtigkeit, theils darum, weil der lockere Boden keine sichere Grundlage für das Geschütz darbot, fielen viele Kugeln und Bomben aus den franz. Batterien, die auf der entgegengesetzten Seite errichtet waren, in die Stadt, wodurch nicht nur mehre Häuser beschädigt, sondern auch Menschen getödtet wurden.

Die Belagerung der Citadelle von A. steht als ein echtes Product einer apokalyptischen Friedensdiplomatie einzig da in der Geschichte der Politik und der Kriegskunst. Ein Heer von 50,000 Franzosen, von einem Marschall angeführt, unter dem der Kronprinz der Franzosen und dessen Bruder dienen, entreißt mit Englands Zustimmung nach einem 24tägigen Bom-

bardement das zertrümmerte Bollwerk einer Garnison von 5000 Holländern unter dem Commandanten Baron von Chassé, um die Räumung eines vorläufig schon abgetretenen Gebiets von dem Könige der Niederlande zu erzwingen. Der Eroberer übergibt die Citadelle den Belgiern, die keinen Schuß gethan haben, und führt die Besatzung gefangen mit sich nach Frankreich zurück, wo der König der Franzosen sein Heer an der Grenze begrüßt und belohnt. Ein niederländ. Heer von 60,000 Mann, ein Landsturm in ganz Nordniederland steht schlagfertig an der Grenze und thut keinen Schritt vorwärts, um die Citadelle zu entsetzen. Ein Heer von 30,000 Preußen stellt sich an der Maas auf, und ist gleichsam Augenzeuge, wie Frankreich, dem Widerspruche Preußens, Rußlands und Östreichs trotzend, den Fehdehandschuh vor Europa hinwirft, den dieses nicht aufhebt, weil jede Macht den Frieden will und vom Frieden spricht. Dennoch entschied die Eroberung der Citadelle weder die Frage des Kriegs noch die des Friedens: denn das Heer der Holländer droht fortwährend über die Grenze vorzurücken, und die Schelde bleibt geschlossen. In der Geschichte des Kriegs ist die Belagerung einzig durch den ungeheuern Aufwand von Belagerungskräften und durch den kühnen Heldenmuth der Belagerten. Die franz. Ingenieurs bezwingen jedes Hinderniß des Bodens und rücken vom Fort Montebello aus, unter dem Feuer der Citadelle, bis an die Lunette St.-Laurent vor; erst am 14. Dec. nehmen sie dieses zertrümmerte und halb verlassene Außenwerk mit Sturm. Darauf wird die Citadelle selbst mit Breschebatterien bedroht; es werden zuletzt tausendpfündige Bomben aus dem vom Obersten Paixhans erfundenen Riesenmörser auf die schon halb in Trümmern liegende Citadelle geschleudert. 63,000 Kugeln, von 32,000 holl. Kugeln erwidert, haben Alles, bis auf einige Casematten, zerstört; die Brunnen sind verschüttet; das Magazin mit den Lebensmitteln ist vernichtet; der greise Feldherr des Steinhaufens hat schon die Mine gelegt, um sich, wenn er seine Besatzung in Sicherheit gebracht hat, mit dem Denkmale seiner Treue und seines Heldenmuthes in die Luft zu sprengen; da kommt der Befehl seines Königs: er darf nicht. Nun wird ihm auch die Verbindung mit dem kleinen niederl. Geschwader auf der untern Schelde abgeschnitten: da entschließt er sich im Augenblicke des Sturmes zur Übergabe. Nur Capitain Koopmann will seine 12 Kanonierschaluppen nicht den Belgiern übergeben; einen Theil versenkt er, den andern sprengt er in die Luft, er selbst fällt in franz. Gefangenschaft. Am 23. Dec. Abends zwischen 10 und 11 Uhr wird der Capitulationsvertrag von Chassé und Gérard unterzeichnet und am 24. besetzen die Franzosen Chassé's Triumphpforte. Die Tapfern ehren den Tapfern; der Marschall, die Königssöhne besuchen den alten Helden in seiner Casematte. Auch die Belgier drängen sich ein und verhöhnen den Feind, den sie nicht besiegt haben. Sie beschimpfen die Gefangenen; sie schießen auf die Fahrzeuge mit den Verwundeten; eröffnen aber auch wieder Subscriptionen für die gefangenen und verwundeten Holländer. Am 30. Dec. besetzen belg. Truppen die Citadelle, die flandrische Schanze, die Forts Burght, Zwyndrecht und Austroweel. Weil aber die Forts Lillo und Liefkenshoek nicht zur Citadelle gehören, und Chassé daher ihre Übergabe nicht bewilligen kann, weil der König Wilhelm ebenso wenig diese Sperrschlösser der Schelde den Belgiern einräumen will, so führt der Sieger die Besatzung, nicht als Kriegsgefangene, denn dieser Bezeichnung widerspricht die Diplomatie, sondern als Geiseln für die Räumung jener beiden Forts mit sich fort. Alle Talente und alle Anstrengungen der Belagerer haben in diesem dreiwöchentlichen Kampfe mit der Tapferkeit und dem Vaterlandsgeiste der Belagerten gewetteifert. Beide Theile haben sich achten gelernt, und für die Wissenschaft des Belagerungskriegs ist Carnot's Lehre hier zur Ausübung gekommen.

Anūbis, der Goldene, vom ägypt. Worte Nub, das Gold, eine Gottheit der Ägypter, auf ägypt. Denkmalen Anbo, und durch den Kopf des wilden Hundes bezeichnet, daher Kynokephalos genannt. Die Sage nennt ihn einen Sohn des

Osiris, den dieser, in der Meinung die Isis zu umarmen, mit Nephthys erzeugte. Als Isis sich hiervon durch den Lotuskranz überzeugt, den Osiris bei Nephthys zurückgelassen hatte, suchte sie das aus Furcht vor Typhon von seiner Mutter ausgesetzte Kind auf, fand es mit Hülfe einiger Hunde, erzog es, und hatte an ihm einen treuen Begleiter. A. bewacht die Götter, wie der Hund die Menschen. So bei Plutarch, nach dessen Angabe unter A. eigentlich der Horizont oder Sonnenaufgang und Untergang gedacht ward. Nach Diodor begleiteten A. und Makedon, seine Söhne, den Osiris auf seinen Zügen, und A. trug einen mit einem Hundsfelle überzogenen Helm. Nach der astronomischen Theologie der Ägypter war A. der siebente unter den acht Göttern der ersten Classe, und bezeichnete den Mercur. Als dieser war er auch Regent einer Tagesstunde und Genius der Weisheit. Seine ursprüngliche Gestalt stammt aus dem Thierdienste der Ägypter her; hier war er Schutzgeist der Jagd, dann wurde er Schutzgeist überhaupt und Wächter der Götter. Die Griechen fanden ihn in ihrem Hermes wieder.

Anville (d'), s. Danville.

Anweisung (Assignation), der Auftrag, welchen der Anweisende (Assignant) einem Andern (dem Assignatarius) ertheilt, etwas bei einem Dritten (dem Assignaten) zu erheben. Sie hat die Wirkung, daß der Angewiesene mit rechtlicher Wirkung, sodaß der Anweisende es gegen sich gelten lassen muß, an den Assignatar zahlen kann, und daß der Assignatar für Versehen (Versäumniß im Einfodern der angewiesenen Summe, eigenmächtig gegebene Nachsicht und dgl.) haften muß. Wenn der Schuldner seinen Gläubiger auf einen Dritten anweist, so hat dies nicht die Kraft einer Zahlung; der Schuldner bleibt so lange verhaftet, bis die Zahlung wirklich erfolgt ist, wogegen er bei wirklicher Cession nur für die Richtigkeit der angewiesenen Foderung zu haften hat (s. Cession), und wenn diese vorhanden ist, von seiner Verbindlichkeit frei wird. Eine Delegation (s. d.) macht ihn sogleich frei. Die kaufmännischen Anweisungen des Auslandes, namentlich Englands, enthalten nur wenig Bestimmungen, das Datum, die Summe, den Bezogenen, den Namen des Ausstellers und fast immer daß die Zahlung an Inhaber geleistet werden solle. In Deutschland sind sie mit seltener Ausnahme an Ordre gestellt, und müssen indossirt sein, um bezahlt zu werden. Sie sind ziemlich in Form und Abfassung einem Wechsel gleich, haben in neuern Zeiten fast vor allen Gerichtshöfen volle Gültigkeit und behalten diese selbst dann, wenn solche wegen nicht erfolgter Zahlung auf den Aussteller zurückgehen. Acceptirt werden Anweisungen nicht, sondern ohne Weiteres bei Verfall bezahlt, es müßte denn die Bestimmung, drei oder acht Tage nach Sicht oder längeres Ziel, darin enthalten sein, in welchem Falle der Bezogene darauf bemerkt, welchen Tag das Papier ihm vorgezeigt worden; wenn auch diese Notiz nicht nach juristischen Grundsätzen verbindlich macht, so ist sie es doch nach Sitte und Herkommen an gewissen Handelsplätzen.

Anwurf heißt beim Münzwesen die Maschine, mittels welcher die groben Münzsorten geprägt werden. Sie besteht aus einem Unter- und einem Oberstämpel, welche genau aufeinander passen und durch Gewicht oder irgend eine andere Kraft den zur Ausprägung des Geldes erfoderlichen Druck erhalten.

Anziehung oder **Attraction**, die Kraft, vermöge deren die kleinsten Theilchen, aus denen man sich die Körper bestehend denken kann, oder auch größere Körpermassen selbst sich zu nähern und in gegenseitiger Nähe oder Berührung sich festzuhalten streben, sowie auch die Gesammtheit der von dieser Kraft abhängigen Erscheinungen. Aller Materie kommt Anziehung zueinander zu, die sich aber nach Umständen verschieden äußert, daher man in der Physik und Chemie verschiedene Arten der anziehenden Kräfte unterscheidet, die bis jetzt noch nicht haben auf dieselbe Grundkraft zurückgeführt werden können, namentlich folgende: 1) Die Gra-

vitation oder sogenannte allgemeine Körperanziehung ist die aller Materie, unabhängig von ihrer besondern Beschaffenheit und besondern Zuständen, zukommende anziehende Kraft. Von ihr hängt es ab, daß alle Körper nach der Erde fallen, denn obschon alle Anziehung wechselseitig ist, und folglich die Erde ebenso gut gegen den Stein, als der Stein gegen die Erde fällt, so verschwindet doch wegen des ungleichen Massenverhältnisses die Kraft, mit der die Erde zu dem Steine gezogen wird, fast völlig gegen die Kraft, mit welcher der Stein zur Erde gezogen wird. Auch Körper auf der Erde selbst würden sich vermöge der bloßen Anziehung ihrer Massen nacheinander hin bewegen, wenn nicht die Anziehung zur Masse der Erde das Übergewicht behauptete. Durch genaue Versuche hat man ermittelt, daß wirklich ein Bleiloth in der Nähe eines großen Berges etwas von der verticalen Richtung nach dem Berge zu abgelenkt wird. In den Bewegungen der Planeten um die Sonne und bei der Ebbe und Flut des Meers ist die Gravitation ebenfalls mitwirkend, wie sich durch die Mathematik erweisen läßt. Das Gesetz der Gravitation ist zuerst von Newton festgestellt worden; schon Kepler aber hat den Gedanken ausgesprochen, daß die Anziehung eine allen Körpern inwohnende gegenseitige Kraft sei, und selbst frühere Mathematiker und Philosophen haben, wiewol auf minder bestimmte Weise, von einer gegenseitigen Körperanziehung gesprochen. 2) Cohäsion ist die Kraft, mit welcher die Theilchen eines und desselben Körpers zusammenhängen. Sie äußert sich blos in der Berührung der Körpertheilchen selbst, oder, insofern man in der Physik jetzt annimmt, daß die Körper aus Theilchen bestehen, die in gewissen Entfernungen voneinander schweben, in solcher Nähe, die für unsere Sinne Berührung scheint. Die frühere Vorstellung, daß der Zusammenhalt der Körpertheilchen durch ineinander eingreifende Häkchen bewirkt werde, ist jetzt durch die Annahme der Cohäsion, als einer zwischen den Theilchen thätigen Anziehungskraft, beseitigt. 3) Die Adhäsion, unstreitig mit der Cohäsion dem Wesen nach übereinkommend, ist die Anziehung, welche zwei verschiedene oder getrennte Körper aufeinander äußern, wenn ihre Oberflächen in hinreichend vielen Punkten miteinander in Berührung gebracht werden. Sie äußert sich schon bei festen Körpern, wenn diese mit ganz glatt geschliffenen Flächen übereinander gelegt werden, noch wirksamer aber wegen der innigen Berührung zwischen festen und flüssigen Körpern, und es sind Beispiele hiervon das Hängenbleiben einer Schicht Flüssigkeit an einem in Wasser getauchten Finger oder Stab oder überhaupt das Netzen der Körper, das Herablaufen des Wassers an der äußern Gefäßwand bei Neigung des Gefäßes u. s. w. Bemerkenswerth ist, daß nicht alle Flüssigkeiten gegen alle festen Körper Adhäsion zeigen. So werden von Quecksilber zwar blanke Metalle, aber nicht Glas oder Holz, und von Wasser zwar diese sämmtlichen Körper, aber nicht Fett oder Herenmehl genetzt. Mit der Adhäsion hängen auch die Erscheinungen der sogenannten **Capillarität** (s. d.) oder Haarröhrchenanziehung zusammen. 4) Affinität, oder chemische Verwandtschaft, ist die Anziehung, welche die ungleichartigen Theilchen zweier Körper zueinander äußern und vermöge deren sie sich miteinander zu einem neuen Körper zu verbinden vermögen. (S. **Verwandtschaft**.) 5) Die besondern Gesetzen gehorchenden Anziehungen, welche die sogenannten unwägbaren Flüssigkeiten oder Imponderabilien, Elektricität, Magnetismus, Wärme, Licht zueinander oder gegen die Theilchen der wägbaren Körper äußern. Vom Wesen der Anziehung im Allgemeinen und ihrem Verhältniß zu der in der Natur zugleich wirksamen Abstoßungs- oder Repulsionskraft handelt Kant in den „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaften" (3. Aufl., Lpz. 1800).

Anzugsgeld, auch Einzugsgeld (census oder gabella immigrationis), eine Summe, welche in manchen Ländern für die Aufnahme in eine Gemeinde erlegt werden muß. Sie hat nichts Unbilliges, wenn sie mit den Vortheilen des Bürger- oder Nachbarrechts (z. B. Antheil an Gemeindenutzungen, Weiden, Waldungen, milden Stiftungen, einträglichen Nahrungszweigen) im Verhältniß steht.

Äolier, ein griech. Völkerstamm in Thessalien, welcher von Äolus, dem Sohne Hellen's und Enkel des Deukalion, seinen Namen führte, sich daselbst ausbreitete und mehre kleine Staaten errichtete. Ein Theil von ihm ging nach Kleinasien, wo er das ehemalige Troas besetzte und der Landschaft den Namen Äolis gab. In einen Bund vereinigt, der jährlich zu Kuma seine feierliche Versammlung hielt, blieben die Ä. eine Zeit lang frei, kamen nachher unter die Herrschaft der Lydier, dann der Perser; wurden, nachdem sie mit Hülfe Athens das pers. Joch abgeschüttelt hatten, von Darius Hystaspis aufs Neue unterworfen, und als ihnen die Griechen wiederholt Beistand leisteten, entstand 500 v. Chr. der berühmte pers. Krieg. Sie wurden frei, kamen nochmals unter pers. Botmäßigkeit, bis auf Alexander, und wurden endlich, nachdem sie von den syr. Königen, den Nachfolgern Alexander's in diesem Theile seines großen Reichs, durch die Römer befreit worden waren, von Sulla, da sie dem König Mithridates beigestanden, völlig unterjocht. Ihre Sprache, der äolische Dialekt, in welchem Alcäus und Sappho dichteten, war eine von den drei Hauptmundarten in Griechenland, ihr Land äußerst fruchtbar, und Ackerbau und Viehzucht waren ihre vorzüglichsten Nahrungszweige.

Äolsharfe (Windharfe, Windmonochord), ein Saiteninstrument, das, dem Winde ausgesetzt, Töne von sich gibt. Oswald, ein schott. Componist, machte den ersten Versuch. Man spannt in einem schmalen, etwas hohen und langen Kasten von trockenem Tannenholze, mit einem Resonanzboden, über zwei Stege, die nahe an den schmalen Enden einander gegenüber liegen, acht bis zehn Darmsaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht nebeneinander auf. Um dem Luftstrome den Durchgang zu verschaffen, kann der obere schmale Boden, wie ein Pultdeckel, aufgehoben werden, der an den beiden Seiten noch Flügel hat. Das Instrument wird hierauf mit der Öffnung am Schieber dem Winde ausgesetzt, welcher beim Durchströmen Töne hervorbringt. Die tiefsten Töne sind die des Einklangs; sowie sich aber der Wind mehr hebt, entwickelt sich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend ist.

Äolus, bei Homer des Hippotes Sohn und König der Insel Liparos, im Norden von Sicilien. Er soll fromm und gerecht und gegen die Fremden menschenfreundlich gewesen sein, den Gebrauch der Segel gelehrt, überdies aus seinen Beobachtungen den Einwohnern die Winde mit Genauigkeit vorhergesagt haben, weshalb ihn die Fabel zum Windbeherrscher gemacht hat. Darauf scheint auch sein Name, der mit Aello, der Windsbraut, zusammenhängt, hinzuweisen. Später wurde seine Geschichte ausgeschmückt; Dichter machten ihn zu einem Sohne des Zeus oder Neptun und zum Gott der Winde.

Äon, ein dichterisches Wort, welches vorzüglich im Plural Äonen gebraucht wird, zur Bezeichnung einer unbestimmten langen Zeit, auch wol der Ewigkeit. In einem besondern Sinne haben die Gnostiker diesen Begriff in ihren Theogonien personificirt und verstehen darunter ewige, geistige Wesen, welche Darstellungen der Kraft und Wirksamkeit Gottes sind. (S. Gnosis.)

Aorta, s. Adern.

Apagogischer Beweis, s. Beweis.

Apanage (apanagium), eine Art Abfindung, welche die nachgeborenen Prinzen eines regierenden Hauses, in welchem Erstgeburtsrecht eingeführt ist (wie jetzt allgemein) aus den Landeseinkünften (zunächst aus dem Kammergut) erhalten, um davon standesmäßig zu leben. Sie ist kein röm. Pflichttheil und besteht jetzt meistens in Geld, in dem Gebrauch eines fürstlichen Schlosses mit Jagd und auch wol in dem Nießbrauch von Kammergütern mit Gerichtsbarkeit, Naturalien u. dgl. Ihre Größe richtet sich nach der Größe des Landes und dem Finanzzustande. Ist sie einmal bestimmt, so geht sie auch auf die Nachkommen des Apanagirten aus gesetzlicher und standesmäßiger Ehe über und fällt in deren Ermangelung gewöhnlich

an den regierenden Herrn zurück, zuweilen wächst sie den übrigen Apanagirten zu, wenn etwa für sämmtliche nachgeborene Söhne eine Summe im Ganzen, worein sie sich theilen müssen, festgesetzt ist. Wird ein Landestheil mit Regierungsrechten zur Apanage ausgesetzt, so heißt dies paragium, und die damit abgefundenen Glieder fürstlicher Familien werden **paragirte** genannt.

Apareille, Rampe oder Auffahrt, ist der von dem Innern einer Stadt oder eines Werks auf den Wallgang führende Erdaufwurf. Führt derselbe nicht auf den Wall, sondern von der Fläche, auf welcher dieser aufgeworfen ist, in den Graben hinab, so heißt er eine Rasteille.

Apäthie könnte sowol Mangel an Lebendigkeit des Gefühls, als insbesondere Affect und Leidenschaftlichkeit bezeichnen. Als momentaner Zustand kann jener Mangel sich durch eine gänzliche Unempfänglichkeit des Menschen für Eindrücke gewisser Art, z. B. sinnliche Reize — nicht aber für Reize überhaupt — kundgeben, und so durch körperliche Ursachen bedingt sein. Als natürliche Disposition eines Menschen kann sie aber auch ein geringer Grad von Empfänglichkeit oder Reizbarkeit überhaupt sein, welchen, wo Geistesstärke damit verbunden ist, Kant das glückliche Phlegma genannt hat; insofern durch sie der Mensch den Übereilungen und Verblendungen durch Gemüthsbewegungen minder ausgesetzt ist, welche dem Menschen die Herrschaft über sich selbst schmälern. Aus letzterm Grunde sehen die Stoiker die Apathie als Eigenschaft des Weisen an, durch welche er seine Freiheit behaupte, wiewol die Apathie einiger Stoiker nicht frei von Übertreibung und Affectation gewesen ist.

Apel (Joh. Aug.), geb. 1771 zu Leipzig, wo sein Vater Bürgermeister war, studirte seit 1789 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, Naturwissenschaft und Philosophie, wurde 1795 Doctor der Rechte, späterhin Rathsherr in seiner Vaterstadt und starb am 9. Aug. 1816. Sein kräftig männlicher Geist mußte durch manche, zum Theil verschrobene Gemüthsverhältnisse sich hindurchkämpfen. Dies gelang ihm, er ward nun auch um so entschiedener ein Feind alles Kleinlichen und Unfreien im Leben, und arbeitete fleißig für Wissenschaft und Kunst. Mit reichen Kenntnissen, scharfem Beobachtungs- und Vergleichungsgeiste ausgestattet, wandte er seine Forschungen nach allen Seiten in dem weiten Gebiete der Natur. Zu dem „Gespensterbuche" lieferte er ausschließlich Novellen im schauerlichen Styl, unter welchen einige, wie „Der Freischütz" und „Das stille Kind", classisch zu nennen sind. Alle seine Darstellungen aber zeichnen sich durch eine kräftige klare Anschauung, durch Feinheit und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien „Polyidos", „Die Aitolier" und „Kallirrhoe" sind Ergebnisse seines Studiums und seiner Ansicht der antiken Tragödie. Die erstere war dem Äschylus, die zweite dem Euripides nachgebildet. „Themistokles" war zur Nachbildung des Sophokles bestimmt, und „Kallirrhoe" sollte den Übergang aus dem Antiken in das Moderne bezeichnen. Den ganzen Kreis schließt ein satirisches Drama: „Herakles in Lydien", das sich ganz vollendet in seinem Nachlasse vorfand. Aber auch die Perioden moderner Tragik sollten als Gegenstück in andern Tragödien erscheinen, von denen er „Kunz von Kaufungen", „Faust" und ein drittes romantisches Drama vollendet hat. Wie gelungen auch jene größern Arbeiten in ihrer Art sein mögen, immer zeugen sie von einer auffallenden Verkennung des Wesens echter Poesie. Bleibenden Ruhm verdankte A. seiner „Metrik" (Lpz. 1814—16). Ein allseitiges Studium der Verskunst nach dem Hermann'schen Lehrbuche führte ihn auf die seinem Führer entgegengesetzte Taktheorie, deren Richtigkeit sich ihm immer mehr bestätigte; seinem klaren Geiste fügten sich schnell und leicht die Theile zum System zusammen. Hermann's Widerspruch ließ er unbeantwortet und setzte seine Studien fort, doch als er sie der Welt vorzulegen im Begriffe war, ereilte ihn der Tod.

Apelles, der berühmte Maler des Alterthums, war des Pythias Sohn, wahrscheinlich zu Kolophon geboren. Zu Ephesus erhielt er das Bürgerrecht

und heißt darum zuweilen der Ephesier. Ephorus aus Ephesus war sein erster Lehrer, doch angeregt durch den Ruf der sicyonischen Schule, die sich durch Gründlichkeit auszeichnete, suchte er später, schon als Künstler von Bedeutung, den Unterricht des Pamphilus in Sicyon, wo er mit andern Schülern dieses Meisters einige Werke ausführte, die lange berühmt waren. Zu Philipp's Zeiten ging A. nach Macedonien, und dort begründete sich wahrscheinlich das vertraute Verhältniß zwischen ihm und Alexander dem Großen, welches zu vielen Anekdoten Anlaß gegeben hat, deren jedoch manche sich auf ein zweites Zusammentreffen mit Alexander in Ephesus beziehen mögen, wohin A. nach einem kürzern Aufenthalte in Rhodus, Kos und Alexandrien gekommen war. Seinen Aufenthalt zu Rhodus machte eine kleine Tafel berühmt, auf die er im Atelier des grade abwesenden Protogenes einen Umriß mit dem Pinsel zeichnete. Protogenes erkannte bei seiner Rückkehr sogleich die Meisterhand des A., doch versucht er und es gelingt ihm, einen noch genauern in des erstern Umriß hineinzuzeichnen. A. kommt wieder; man zeigt ihm des Protogenes Zeichnung, und er zeichnet in dessen Umriß einen dritten, ungeachtet der Feinheit noch viel genauern hinein, sodaß sich der rhodische Maler für überwunden bekennt. Die Tafel wurde in der Folge nach Rom gebracht und schmückte den Palast der Cäsaren, bis eine Feuersbrunst sie zerstörte. Sein berühmtestes Bild, Alexander, den Blitz haltend, von dem das Hauptlicht ausging, stand in dem Tempel zu Ephesus. Durch glückliche Verkürzung und Helldunkel schien die Hand mit dem Blitze aus der Tafel hervorzuragen. A.'s Ruhm und Talent blühten am glänzendsten gegen 325 v. Chr. Doch malte er nach dem Tode Alexander's des Großen den König Antiochus zu wiederholten Malen, was auf 300 v. Chr. hinweist. Der Tod scheint den Künstler in Kos ereilt zu haben, wo eine angefangene Venus gezeigt wurde, die Niemand zu vollenden wagte. Ein anderer gleichnamiger Künstler, der 100 J. später lebte, ist in der Anekdote gemeint, daß A. an dem Hofe des Ptolemäus zu Alexandrien von dem Maler Antiphilus als Theilnehmer an einer Verschwörung angeklagt worden sei, wofür er sich, als seine Unschuld anerkannt war, an seinem Kunstnebenbuhler und an dem König durch das Gemälde der Verleumdung gerächt habe. A.'s unerreichtes Verdienst war die Anmuth; Alles in seinen Werken war Poesie, Liebreiz und Leben, und mit Recht wurde daher die Kunst, die er übte, ars Apellea genannt. Wie Plinius angibt, malte A. gewöhnlich nur mit vier Farben, die er durch einen selbst erfundenen Firniß in Übereinstimmung brachte.

Apenninen, eine Gebirgskette, die bei den Meeralpen unweit Genua anfängt, dort den Paß Bocchetta bildet, sich durch ganz Italien bis an die Küste von Otranto und an die Meerenge von Sicilien erstreckt, und Italien in fast zwei gleiche Hälften, die östliche und westliche, theilt. Die A. sind bis an die Gipfel mit Bäumen, besonders mit Kastanienbäumen, bewachsen, deren Frucht in einigen Gegenden ein Hauptnahrungsmittel der Bergbewohner ist. Die A. haben nur einzelne hohe und steile Felsenberge, z. B. den Corno von 9500, und den Gran Sasso bei Aquila in der Provinz Abruzzo von 9400 Fuß Höhe. Sie sind im Winter mit Schnee bedeckt, der bisweilen spät schmilzt, und liefern das für das heiße Klima Italiens so unentbehrliche Eis. In den A. gibt es wenig große Thäler, wenig Seen und Flüsse, desto mehr Sümpfe am Fuße ihrer Vorberge. Die innere Construction der Kette zeigt eine große Einförmigkeit, indem die herrschende Gebirgsart, ein dichter weißer Kalkstein, sich in den verschiedensten Gegenden auf dieselbe Weise darstellt. Abweichend ist der nördl. mit den Alpen zusammenhängende Theil, sowie auch der südlichste; beide zeigen eine mannichfaltige Abwechselung älterer Gebirgsarten. Auch die Vorberge und Vorhügel der A. zeigen Mannichfaltigkeit im Innern. Urgebirgsarten fehlen in dem mittlern Theile der Kette gänzlich; in dem obern sind sie wenigstens nicht häufig, in dem südl. erscheint jedoch Granit, Gneis und Glimmerschiefer in bedeutender Ver-

breitung. Ausgebreitet und reich an verschiedenartigen Gebilden ist dagegen die Übergangsformation, und man findet Grauwacke, Thonschiefer, Kalkstein, z. B. den carrarischen Marmor, und Gabbro. Ebenso weit verbreitet ist der unter dem Namen Apenninenkalk bekannte dichte Flötzkalkstein, welcher wahrscheinlich der Jura-Kalkformation angehört. Reich sind die A. ferner an den jüngsten Gebilden und an dem sogenannten vulkanischen Tuff, welcher seine Bildung einer Fortschlämmung vulkanischer Materien durch Wasser und einem Absatze daraus verdankt. Eigentliche vulkanische und sogenannte Trappgebilde sind der Hauptkette der A. fremd; diese beschränken sich auf den südöstl. Theil Italiens, und nur der Vesuv, die erloschenen Vulkane von Nemi und Albano, sowie der Lavastrom von Borghetto, nähern sich den Grenzen der Kette.

Apertur, Eröffnung: 1) Zurückfall eines Lehns an den Lehnsherrn, wenn der Stamm des Vasallen erlischt, oder das Lehn durch Felonie verwirkt wird. 2) Öffnungsrecht, das durch Vertrag erlangte Recht, daß der Eigenthümer eines Schlosses solches dem Berechtigten zu jeder Zeit öffnen muß.

Aphelium, Sonnenferne, früher gewöhnlich **Perigäum**, ist derjenige Punkt der elliptischen Bahnen der Planeten oder Kometen, welcher von der Sonne, die in einem der beiden Brennpunkte dieser Bahnen liegt, am meisten entfernt ist. Dieser Punkt liegt daher in einem der beiden Endpunkte der großen Achse dieser Bahnen; der andere Endpunkt heißt **Perihelium**, Sonnennähe, früher **Apogäum**, weil er der nächste Punkt der Ellipse an der Sonne ist. Beide Punkte zusammen heißen Apsiden der Bahn. Diese zwei Punkte der Bahnen sind nicht fest am Himmel, sondern sie bewegen sich alle nach der Ordnung der Zeichen oder von W. nach O. In Beziehung auf den Frühlingspunkt wächst die Länge des Apheliums, also auch des dem Aphelium gerade gegenüberstehenden Periheliums, bei der Erdbahn jährlich um 1 Min. 2 Sec., weshalb das anomalistische Jahr von dem siderischen Jahre der Erde verschieden ist. Die Ursache dieser Bewegung ist in der Anziehung der Planeten unter sich zu suchen. In der Geschichte der Astronomie ist besonders die Bewegung der Apsiden der Mondsbahn merkwürdig geworden, die ungemein stark ist. Newton erkannte ihren Grund in der Anziehung, welche die Sonne auf den um die Erde gehenden Mond äußert, aber er konnte die Größe dieser Störung noch nicht berechnen. Nach ihm beschäftigte sich zuerst Clairaut mit diesem Problem, aber erst durch Büffon's Einwürfe und Bemerkungen kam er auf die Lösung, deren Richtigkeit Euler, d'Alembert und besonders Laplace über allen weitern Zweifel erhoben.

Aphorismen, abgerissene Sätze; in der Wissenschaft kurze Sätze, in welchen der Hauptinhalt einer Wissenschaft vorgetragen wird; daher der Ausdruck: **aphoristische Schreibart**, d. i. die Schreibart in kurzen, abgebrochenen Sätzen, wobei ein innerer logischer Zusammenhang in hohem Grade stattfinden kann, die man dem ausführlichen, fortlaufenden Vortrage entgegensetzt. Bekannt und für diese Gattung musterhaft sind des Hippokrates Aphorismen.

Aphrodite, die Liebesgöttin bei den Griechen, gleichbedeutend mit Aphrogeneia, d. i. aus dem Schaum des Meeres entsprungen (die Schaumgeborene). (S. **Venus**.) — **Aphrodisia**, ein der A. geweihtes Fest, das an mehren Orten Griechenlands, am feierlichsten auf der Insel Cypern begangen wurde. — **Aphrodisiaka**, s. **Liebestränke**.

Aphthonius, ein berühmter Rhetor im 2. Jahrh. v. Chr., dessen Vorübungen der Beredtsamkeit („Progymnasmata") lange Zeit dem rhetorischen Unterrichte zum Grunde gelegt wurden. Bekannt ist besonders die nach ihm benannte „Chria Aphthoniana", ein Aufsatz, in welchem eine Sentenz nach einer bestimmten Form und Eintheilung durchgeführt wird, sonst die gewöhnliche Schulübung für lat. Ausarbeitungen. Die „Progymnasmata" wurden herausgegeben von Al-

dus (Vened. 1508), Giunti (Florenz 1515), Heinsius (Leyd. 1626), Scheffer (Upsala 1670 und 1680).

Apianus, eigentlich Peter Bienewitz, geb. 1495 bei Leißnig in Sachsen, gest. 1552 zu Ingolstadt, wird als ein sehr talentvoller Mann, als vorzüglicher Mechaniker und guter Beobachter in der Astronomie gerühmt. Wir besitzen von ihm seine „Beobachtung der fünf Kometen", die von 1531—39 erschienen. Er soll zuerst die, jedoch nicht ganz richtige, Bemerkung gemacht haben, daß die Schweife der Kometen immer der Sonne entgegengesetzt sind. A. wurde 1524 Professor der Mathematik in Ingolstadt, wo er 1530 seine „Kosmographie" und 1540 seine „Astronomia caesarea" herausgab, in welchem letztern Werke er die Absicht hatte, alle astronomischen Rechnungen überflüssig zu machen und sie durch Zeichnungen und Maschinen zu ersetzen. Karl V., ein großer Freund der Astronomie, schätzte ihn vor allen Gelehrten seiner Umgebung und erhob ihn nach manchen andern Gnadenbezeigungen in den Reichsadelstand.

Apicius (M. Gabius), ein Feinschmecker zu den Zeiten des Augustus und Tiberius. Er führte die leckerste Tafel in Rom und beurkundete sein Genie für die Kochkunst durch solche Erfindungen, daß sein Name zum Sprüchwort wurde, und Schulen von Köchen nach ihm sich nannten. Als er sein großes Vermögen bis auf einen Überrest von etwa einer halben Million Gulden erschöpft hatte, nahm er Gift, um nicht, wie er fürchtete, Hungers sterben zu müssen. Außer diesem werden noch zwei A. als röm. Schlemmer genannt. Aber das Kochbuch „De arte coquinaria, seu de opsoniis et condimentis", welches den Namen des A. trägt, rührt von keinem dieser drei her, sondern von einem Cölius, der sich jenen sprüchwörtlichen Beinamen gegeben hat. Es wurde herausgegeben von Lister (Lond. 1705), Almeloveen (Amst. 1709) und Bernhold (3. Aufl., Ansp. 1800).

Apis, ein von den Ägyptern, vorzüglich zu Memphis, göttlich verehrter Stier. Er war ein Bild des Gottes Osiris, welcher, wie man annahm, in diesem heiligen Stiere wohnte. Osiris ward als Gründer des Ackerbaues in Ägypten betrachtet, und darum ward der dem Ackerbau so wichtige Stier zum Bilde des Osiris. Die Priester lehrten, der A. sei durch eine Kuh geboren, die durch einen Mondstrahl befruchtet wurde. Er mußte schwarz sein und ein weißes Dreieck auf der Stirn, auf der rechten Seite einen weißen halbmondförmigen Fleck und unter der Zunge eine Art von Knoten haben, der einem Käfer glich. Wenn er gefunden war, fütterte man ihn vier Monate lang in einem Gebäude, das nach Osten zu stand; dann ward er, mit eingetretenem Neumonde, unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Nilopolis geführt, wo er von den Priestern und von Frauen, die auf eine höchst unanständige Weise vor ihm erschienen, abermals 40 Tage lang gefüttert ward. Nach dieser Zeit durfte keine Frau mehr ihm nahe kommen. Von Nilopolis brachten ihn die Priester nach Memphis, wo er einen Tempel, zwei Kapellen zur Wohnung und einen großen Hof, sich Bewegung zu machen, hatte. Er besaß die Gabe der Weissagung und theilte diese auch den Knaben mit, die um ihn waren. Es galt als gute oder böse Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andere Kapelle ging. Sein Geburtsfest wurde jährlich, wenn der Nil anzuschwellen begann, sieben Tage lang gefeiert. Trotz dieser Verehrung durfte er nicht über 25 Jahre leben, wovon der Grund wahrscheinlich in der astronomischen Theologie der Ägypter lag. Begraben ward er in einem Brunnen. Doch glaubt Belzoni in den Bergen Oberägyptens, welche das Thal der Gräber der Könige einschließen, in einem der dortigen Felsengräber ein Grabmal des A. entdeckt zu haben. Er fand daselbst einen kolossalen alabasternen, durchsichtigen und helltönenden, jetzt im brit. Museum befindlichen Sarkophag, der in- und auswendig mit eingeschnittenen Hieroglyphen und Figuren verziert war; im Innersten des Gemachs befand sich ein mit Asphalt einbalsamirter Stierkörper. Des A. Tod erregte eine allge-

meine Landtrauer, welche so lange dauerte, bis die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten; da jedoch das Auffinden eines mit den obigen Abzeichen versehenen Stiers gewiß sehr schwer war, so läßt sich annehmen, daß dabei von Seiten der Priester mancher Betrug obwaltete.

Apodiktisch gewiß ist eine Erkenntniß, die das Bewußtsein der Nothwendigkeit bei sich führt. Sie darf nicht auf Erfahrungsgründen beruhen, sondern muß ein reines Product der Vernunft sein, da Erfahrung keine Nothwendigkeit begründen kann. Daher heißt ein Beweis apodiktisch, der das Gegentheil ausschließt und wird dadurch von dem Wahrscheinlichkeitsbeweise unterschieden. — **Apodiktik** nannten Einige die Wissenschaft von den nothwendigen Grundlagen des Wissens, oder von den Bedingungen eines apodiktischen Wissens, die philosophische Grundwissenschaft.

Apogäum, ein veralteter Ausdruck statt **Perihelium** (s. d.).

Apojovium (apojove) nennt man denjenigen Punkt der elliptischen Bahnen der vier Jupiterssatelliten, welche am meisten von dem Mittelpunkte des Jupiters entfernt sind. Die ihnen entgegengesetzten, dem Jupiter nächsten Punkte haben den Namen Perijovium (perijove).

Apokalypse, die Offenbarung des **Johannes** (s. d.).

Apokalyptiker sind in der neuern theologischen Sprache, besonders seit Bengel und dem Einflusse seiner Deutungen und Lehren von der Offenbarung Johannis, diejenigen unter den Theologen und im Volke, welche in diesem Buche die wesentlichsten christlichen Belehrungen finden, oder dasselbe im Geiste einer Apokalypse, d. i. einer besondern Offenbarung von göttlichen und christlichen Dingen, behandeln. Die gemeine Sprache hat jenen Namen auch oft von neuen und unberufenen Propheten und von Schwärmern überhaupt gebraucht. — **Apokalyptische Zahl** wird entweder die mystische Zahl 666 in der Offenb. Joh. 13, 18. genannt, in welcher die Kirche schon im 2. Jahrh. nach der Zahlbedeutung der griech. oder hebr. Buchstaben den Antichristen angedeutet fand (s. **Antichrist**), während Andere entweder eine gewisse Eigenschaft von Zeit oder Personen, oder eine Zeitbestimmung darin ausgedrückt annahmen. Auch verstand man unter der apokalyptischen Zahl die Zahlrechnung jenes Buchs überhaupt, welche von Bengel und seinen Anhängern ganz eigentlich genommen und überaus kunstreich gedeutet, von den freiern Auslegern aber durchgehens für eine runde Zahlbestimmung gehalten wird. Über das Bengel'sche System der apokalyptischen Deutungen vgl. Burk, „Bengel's Lehren und Wirken" (Stuttg. 1832).

Apokatastäse, Wiederherstellung in den vorigen Zustand, Wiederbringung aller Dinge, nach Apostelgesch. 3, 21. in die Sprache der Kirche eingeführt, jedoch in verschiedenem Sinne. Die älteste Meinung dieser Art war die des Origenes, welcher nur eine allgemeine Läuterung und Wiederherstellung der vernünftigen Wesen annahm und dem die Kirche das Dogma von den ewigen Strafen des Satans und der bösen Engel und Menschen entgegensetzte. Späterhin und besonders durch Joh. Wilh. Petersen im Anfange des 18. Jahrh. wurde ein schwärmerisches System mit diesem Namen bezeichnet, nach welchem für das ganze Weltall, für die Erde und das Erdenleben, nach der Rückkehr Christi eine Wiederherstellung in den Zustand erwartet wurde, welchen man sich vor dem Sündenfalle vorstellte. Hier hing die Lehre von der Wiederbringung der Dinge mit dem **Chiliasmus** (s. d.) zusammen.

Apokrisiarius hieß seit dem 4. Jahrh. der außerordentliche oder auch beständige Abgesandte von bedeutenden Bischöfen, besonders den römischen, am Kaiserhofe zu Konstantinopel. Der Wortbedeutung nach bezeichnet er Den, welcher Rede und Antwort geben soll. Gregor der Große war früher ein solcher gewesen. Diese Apokrisiarien bestanden bis zur Trennung der beiden Kirchen. An ihre Stelle traten im Mittelalter die Legaten oder Ablegaten.

Apokryphen, apokryphische (d. i. verborgene), wurden gewisse Schriften in der ältesten Kirche, nach jüdisch-alexandr. Sprachgebrauche, in verschiedener Bedeutung genannt. Man verstand darunter bald solche, deren Ursprung und früheste Gestalt unbekannt waren; bald Schriften von geheimem Sinne, bald verwerfliche, fern zu haltende; bald aber auch nur solche Schriften, welche man nicht in öffentlichem Gebrauche hatte oder haben zu dürfen meinte. In der letzten Bedeutung wurde es seit Hieronymus gewöhnlich, eine Anzahl Schriften so zu nennen, welche durch die alexandr. Übersetzung unter den Christen verbreitet waren, und bald als Anhang des A. T., bald als eigentlicher Theil desselben gebraucht wurden. Ihnen wurde auch bei den Protestanten und in Luther's Übersetzung dieser Name gelassen und sie dem A. T. beigegeben. Über Anerkenntniß und Gebrauch derselben schwankte die Kirche von jeher; die griech. Kirche schloß sie mit dem Concilium zu Laodicea um 360 aus dem eigentlichen Kanon aus, die lat. dagegen behielt sie seit dem zu Karthago 397 in dem Kanon bei. Zur Zeit der Reformation wurden jene Bücher von den Protestanten zum Theil darum verworfen, weil einige Stellen in ihnen von der röm.-katholischen Kirche mit besonderem Interesse gebraucht wurden. Das Concilium zu Trient setzte ausdrücklich ihre Anerkenntniß fest und bestätigte die Beschlüsse des von Karthago. Die Protestanten haben indessen in ihrer Ansicht von jenen Büchern merkwürdig geschwankt, indem sie diese Bücher im Cultus und kirchlichen Leben fast ganz den kanonischen gleich gebrauchten. Seit Semler jedoch glich sich das historische und religiöse Urtheil über dieselben ziemlich aus. Ganz in der neuesten Zeit ist die Sache der Apokryphen des A. T. dadurch wieder bedeutend angeregt worden, daß die brit. Bibelgesellschaft die Aufnahme jener Schriften in die zu vertheilenden Bibelausgaben misbilligte und untersagte, während die deutschen Bibelgesellschaften die h. Schrift nach Luther's Einrichtung zu haben wünschten. Unbefangen erwogen kann man den Apokryphen des A. T. wirklich nicht den Werth und selbst nicht einmal die historische Bedeutung beilegen, welche der Geist der Opposition unter den Protestanten und die ältere katholische Kirche ihnen zuschrieb. Sie sind zum Theil, wie Sirach, Tobias, Judith, ein bloßer Nachhall der alten Bücher des Kanon, zum Theil in ganz entgegengesetztem Geiste und Sinne geschrieben, wie das Buch der Weisheit und das erste Buch der Makkabäer, und zeigen durchaus Spuren einer gesunkenen, an Geist und Kraft arm gewordenen Zeit. Die sogenannten Apokryphen des N. T. sind theils Schriften, theils Bruchstücke aus den ersten drei Jahrhunderten der Kirche, welche entweder sich den kanonischen des N. T. an die Seite stellen wollten, oder von Einigen, zum Theil auch in der ältesten Zeit, denselben beigesellt, auch wol vorgezogen wurden. Am bedeutendsten unter ihnen sind die apokryphischen Evangelien. Von diesen Apokryphen hat Fabricius (Hamb. 1719) eine Sammlung veranstaltet, wie wir ihm auch eine Ausgabe der sogenannten Pseudepigrapha des A. T. verdanken. Eine Probe einer sehr reichhaltigen Ausgabe der Apokryphen gab neuerdings Thilo.

Apollinaris der Jüngere war seit 362 Bischof von Laodicea in Syrien und ein eifriger Gegner der Arianer. Als Mensch und Gelehrter stand er in großer Achtung und gehörte zu den beliebtesten Schriftstellern seiner Zeit. Nach den alten Kirchenhistorikern soll er nebst seinem Vater, einem Lehrer der Sprachwissenschaft und Presbyter gleiches Namens, als Kaiser Julian den Christen den Schulbesuch und die Erklärung der griech. Classiker verbot, Nachahmungen derselben zum Gebrauch für die Christen, z. B. Heldengedichte und Trauerspiele aus historischen Stoffen des A. T., eine Einkleidung des N. T. in Platonische Dialogen, verfertigt haben, von denen jedoch außer der dichterischen Umschreibung der Psalmen, welche einem von Beiden angehört, nichts mehr vorhanden ist. Die Meinung des A., daß der Logos (das Wort Gottes) bei Christo die Stelle der vernünftigen Seele vertreten und demnach Gott sich in ihm mit dem menschlichen Leibe und nur der sinnlichen Seele verbunden habe, welche Meinung die christliche Dogmengeschichte **Apollina**-

rismus nennt, ward erst 371 bekannter und seit 375 auf mehren Synoden, unter andern auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Konstantinopel 381, als ein ketzerischer Irrthum verdammt. Inzwischen bildete A. aus seinen Anhängern zu Antiochien eine eigne Gemeinde, zu deren Bischof er den Vitalis bestellte; auch verbreiteten sich die Apollinaristen schnell in Syrien und den angrenzenden Ländern, errichteten zu Konstantinopel und anderwärts mehre Gemeinden mit eignen Bischöfen, zerfielen aber nach seinem zwischen 382 und 392 erfolgten Tode in zwei Parteien, deren eine, die Vitalianer, wie sie sich nach ihrem ersten Bischof nannten, der Lehre des A. treu blieb, die andere, Polemianer, in den groben Irrthum verfiel, Gott und der Leib Christi sei Eine Substanz geworden, und daher das Fleisch göttlich anzubeten, weshalb sie auch Sarkolaträ, Anthropolaträ, und weil sie eine Vermischung beider Naturen in Christo annahmen, Synusiasten genannt wurden. Verbote des Kaisers schränkten ihre von der katholischen sonst nicht abweichende Religionsübung 388 und 397 ein, bis sie 428 in den Städten völlig untersagt wurde, worauf sich diese niemals zahlreiche Sekte theils unter die Orthodoxen, theils späterhin unter die Monophysiten verlor. Im Zeitalter der Reformation wurde der Vorwurf des Apollinarismus wechselsweise unter den streitenden Parteien gemacht, den Katholiken wegen ihrer Abendmahlslehre, den Lutheranern wegen der Lehre von der Mittheilung der beiden Naturen in Christo.

Apollo, Sohn des Zeus und der Latona, die von der eifersüchtigen Juno verfolgt, nach langem Umherirren ihn nebst seiner Zwillingsschwester, Diana, auf der Insel Delos gebar. In der Mythologie erscheint A. als Gott der Dichtkunst, Musik und Weissagekunst, als Gott der Ärzte, der Hirten, des Städtebauens. Kundig des Bogens, tödtete er schon am fünften Tage nach seiner Geburt den Drachen Python und später mit seiner Schwester Diana die Kinder der Niobe. Sowol im Titanen= als im Gigantenkriege half er dem Zeus. Er erlegte die Cyklopen, weil sie die Donnerkeile geschmiedet, womit Zeus seinen Sohn und Liebling, den Äskulap, erschlagen. Überhaupt glaubte man von Jedem aus dem männlichen Geschlechte, der durch schnellen und leichten Tod, ohne vorhergegangene Krankheit der Welt entrückt ward, er sei von A.'s Pfeilen erlegt. Als Gott des Gesanges erscheint A. schon in den ältesten Dichtungen, denn bei olympischen Freudenmahlen und bei irdischen, an denen die Olympier Theil nahmen, spielt und singt er in den tanzenden Kreisen der Musen. Er erfand die Kithara oder Lyra. Marsyas, der es wagte auf der Flöte mit ihm zu wetteifern, wurde besiegt, und A. zog ihm zur Strafe die Haut ab. Einen andern Wettstreit hatte A. mit Pan, wobei jener die Lyra, dieser die Syrinx spielte. Tmolus hatte bereits für A. entschieden, als Midas das Urtheil verwarf und dafür mit verlängerten Ohren geziert ward. Nach Homer in der Ilias besaß A. die Sehergabe, die er dem Kalchas verlieh, und in der Odyssee wird eines Orakelspruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Außer **Delphi** (s. d.) verkündigte er aber auch zu Didyma, Klaros, Tenedos und Patara die Zukunft. Da man bei Orakeln und Wahrsagern besonders auch ärztlichen Rath suchte, so wird daraus erklärlich, wie A. in der spätern Zeit auch als Arzt erwähnt wird. Man nannte ihn den Vater des Äskulap und nahm an, daß er den Asklepiaden die Heilkunst mittheile. Fabeln von dem Hirtenleben A.'s waren schon den Zeiten Homer's nicht fremd, und Kallimachus zählt ihn zu den wirklichen Hirtengöttern. Die berühmteste Sage aus A.'s Hirtenleben ist sein Dienst beim Admet, dessen Heerden er eine Zeit lang hütete, nach Einigen freiwillig, nach Andern aber vom Zeus wegen des Mordes der Cyklopen oder des pythischen Drachen dazu verurtheilt. Als Städteerbauer wird ihm die Gründung von Cycikum, Kyrene und mehrer anderer zugeschrieben. Homer erzählt, daß er mit Poseidon Trojas Mauern erbaut, und als er von Laomedon um den bedungenen Lohn betrogen worden, die Stadt mit Pest heimgesucht habe. Nach Pausanias half er auch an dem Bau der Mauern von Megara, wobei er seine Laute auf einen

Stein legte, der fortan bei der Berührung lautenähnlich tönte. Nach den Schilderungen der Dichter und den Darstellungen der Bildner gehört A. mit Mars, Mercur und Bacchus zu den unbärtigen Göttern, in welchen die Urbilder jugendlicher Männlichkeit sich darstellen. Die ihn bezeichnenden Attribute sind: Bogen und Köcher, die Zither und das Plectrum, die Schlange, der Hirtenstab, der Greif und der Schwan, der Dreifuß, der Lorberkranz, der Ölbaum, das gescheitelte, häufig reiche Haar, das zuweilen in einen Knoten zusammengenommen ist, u. s. w. Die Mythengeschichte erzählt von ihm viele Liebesabenteuer mit der Daphne (s. d.) und Andern. In der spätern Zeit ward er mit dem Helios, bei den Römern Sol, verwechselt. Außer vielen Tempeln waren ihm die Inseln Delos, die Stadt Delphi, die Berge Helikon, Leukas und Parnassus heilig. Zu Rom wurden ihm eigne Spiele gefeiert, welche in Stiergefechten, in scenischen und gymnastischen Spielen bestanden. Ein bei Griechen und Römern sehr gebräuchlicher Beiname des A. ist Phöbus. Schon vor Phidias entwickelte die Kunst aus dem A. das Musterbild eines zum Jüngling reifenden Knaben, aus welchem dann alle die mannichfaltigen Darstellungen als Sieger über Python oder andere Gegner, als sühnender Gott mit dem Lorber u. s. w. hervorgingen. Berühmt sind unter den auf uns gekommenen Apollobildern die Darstellungen, wo er als Sieger im gemilderten Zorne vom überwundenen Gegner hinwegschreitet in der berühmten Statue des vatican. Belvedere, die jedoch nach dem Urtheile Einiger einer spätern Zeit angehören soll; dann wo er die Kithara spielend in reicher Festkleidung im Tanze einhertritt.

Apollo, in der Kirchensprache eigentlich **Apollos** oder **Apollonius**, ein alexandr. Judenchrist, welcher in der Geschichte des Paulus eine bedeutende Rolle gespielt hat, vielleicht auch in der ganzen ersten Geschichte der Kirche nicht unbedeutend war. Er tritt zuerst zu Ephesus auf, Apostelgesch. 18, 24 fg., dann wird er vornehmlich im 1. Brief an die Kor. oft genannt. A. scheint die alexandr.-jüdische Philosophie in das apostolische Christenthum verwebt zu haben; zu Korinth nannte sich eine Partei nach ihm, welche ziemlich verächtlich von der Paulinischen Einfachheit gedacht zu haben scheint. Aber nichts davon lag im Sinne des A. selbst. Dieser ordnete sich vielmehr durchaus dem Apostel unter, wie er denn Tit. 3, 13. als werther Freund des Paulus erwähnt wird.

Apollodor, ein griech. Maler, s. **Malerei**.

Apollodor, Sohn des Asklepiades, ein athen. Grammatiker, etwa 140 v. Chr., studirte die Philosophie unter Panätios, und die Grammatik, wie sie die Alten nannten, unter Aristarchos. Er hatte ein Werk über die Götter, einen Commentar über Homer's Schiffsverzeichniß, mehre Commentare zu alten Komikern, grammatische Werke und eine Chronik in jambischem Versmaß geschrieben, welcher die nachfolgenden Schriftsteller bei chronologischen Bestimmungen meist folgten. Das mythologische Werk, welches wir unter dem Titel „Bibliothek" angeblich von ihm besitzen, eine Sammlung von Mythen aus Dichtern und Historikern in drei Büchern, ist nach Clavier's Beweisführung wahrscheinlich ein späterer Auszug aus einem größern Werke des A. Aber auch so ist es für die Kenntniß der griech. Mythologie sehr wichtig, besonders weil viele für uns verloren gegangene Dichter darin benutzt sind. Die besten Ausgaben besorgten Heyne (3 Bde., Gött. 1782—83, und in 2 Bdn. 1802), und Clavier mit franz. Übers. (2 Bde., Par. 1805).

Apollodor, ein berühmter Baumeister, geb. zu Damaskos, lebte zur Zeit des Kaiser Trajan, der ihm den Bau der Brücke über die Donau in Niederungarn auftrug. Auch ist er der Erbauer des Forum Trajanum und der darauf befindlichen Säule. Der harte Tadel eines ihm vom Kaiser Hadrian zugesendeten Grundrisses zu einem Tempel der Venus brachte ihm 129 n. Chr. das Todesurtheil. Seine Schrift „Poliorketika" (von Belagerungsmaschinen) ist gedruckt in den „Vet. mathematici" (Par. 1693, Fol.).

Apollonikon, eine von den Orgelbauern Flight und Robson 1817 vollendete große Drehorgel, die aber auch durch Claviaturen, deren fünf nebeneinander angebracht sind, von mehren Personen zugleich gespielt werden kann. Sie soll dem Mälzl'schen Panharmonikon ähnlich sein und eine majestätische Wirkung hervorbringen, welche durch die Mannichfaltigkeit der Register sehr gewinnt. Früher erfand der Instrumentmacher Röller, aus Hessen-Darmstadt gebürtig, ein Instrument mit zwei Claviaturen, Apollonion genannt, welches als Pianoforte und als Positiv gespielt werden konnte und zugleich mit einem musikalischen Automaten verbunden war.

Apollonius von Perga in Pamphylien, einer von den vier Schriftstellern (Euklides, Archimedes, A., Diophantes), die wir als die Gründer der mathematischen Wissenschaften betrachten müssen. Er lebte um 240 v. Chr., und studirte die Mathematik zu Alexandria unter den Schülern des Euklides. Von seinen vielen mathematischen Schriften, die sich nur in Bruchstücken erhalten haben, ist das Buch „Von den Kegelschnitten" in acht Büchern, von denen nur die vier ersten griech., die übrigen in arab. und lat. Übersetzung erhalten sind, das berühmteste. Es wurde herausgegeben von Gregory und Halley (Oxford 1710).

Apollonius von Rhodos war nach Einigen zu Alexandria, nach Andern zu Naukratis um 230 v. Chr. geboren, begab sich aber, da ihn die Eifersucht anderer Gelehrten in seinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodos, wo er die Rhetorik mit so viel Auszeichnung lehrte, und sich durch seine Schriften so großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Später ging er nach Alexandria zurück, um Eratosthenes in der Aufsicht über die Bibliothek dieser Stadt zu ersetzen. Von seinen vielen theils grammatischen, theils episch-historischen Werken besitzen wir allein die „Argonautika", ein Gedicht, das von mehr Gelehrsamkeit und Fleiß als Dichtergenie zeugt, wiewol man einzelnen Stellen poetische Schönheit nicht absprechen kann. Die Römer bewunderten es; es wurde von P. Terentius Varro übersetzt, von Virgilius im Einzelnen, von Valerius Flaccus im Ganzen nachgeahmt. Reiche Scholien beweisen, daß es viel gelesen und erklärt wurde. Die Ausgabe des A. von Brunck (Strasb. 1780), ließ von Neuem nebst griech. Scholien und eignen Anmerkungen drucken Schäfer (2 Bde., Lpz. 1810—13). Eine neue Textrecension besorgte Wellauer (2 Bde., Lpz. 1828), und eine deutsche Übersetzung Willmann (Köln 1832). Vgl. Weichert, „Über das Leben und Gedicht des Apollon. Rhod." (Meiß. 1821).

Apollonius von Tyana in Kappadocien, gleichzeitig mit Christus lebend und von den Heiden als Wunderthäter gepriesen, ein Anhänger der pythagoräischen Philosophie. Aus den zerstreuten sehr fabelhaften Nachrichten über ihn setzte im Anfang des 3. Jahrh. der ältere Philostratos auf Geheiß der Julia, der Gemahlin des Septimius Severus, das Leben des A. in acht Büchern zusammen, das, so sehr es auch mit historischen und geographischen Irthümern angefüllt ist, doch eine Zeit lang zu Herabsetzung des schon sehr verbreiteten Christenthums dienen mußte. A. fühlte einen unwiderstehlichen Trieb, ein Schüler des Pythagoras, nach den strengen Regeln seiner Lehre, zu werden. Er begab sich deshalb nach Ägos, wo ein dem Äskulap geheiligter Tempel war. Nach des Pythagoras Vorschrift enthielt er sich aller thierischen Nahrung und lebte nur von Früchten und Kräutern, trank keinen Wein, kleidete sich in Zeuche aus Pflanzenstoffen, ging barfuß und ließ sein Haar wachsen. Die Priester des Tempels unterrichteten ihn und weihten ihn in ihre Mysterien ein. Er bildete eine philosophische Schule und legte sich ein fünfjähriges Stillschweigen auf. Während dieser Zeit besuchte er auch Pamphylien und Cilicien, später Antiochia, Ephesus und andere Städte. Da seine Schüler sich weigerten, ihm nach Indien zu folgen, wo er die Lehren der Braminen kennen lernen wollte, machte er sich allein auf; unterwegs jedoch ward ein gewisser Damis aus Ninos oder Babylon, der ihn für eine Gottheit hielt, sein Begleiter und Reise-

beschreiber. Nachdem er sich zu Babylon mit den Magiern unterredet hatte, ging er nach Taxella zu Phraortes, König von Indien, der ihn dem ersten Braminen empfahl. Nach kurzem Aufenthalte kehrte A. nach Babylon zurück, reiste nach Jonien und besuchte hier mehre Städte. Allenthalben ging sein Ruf vor ihm her, und die Einwohner strömten ihm entgegen. Öffentlich warf er dem Volke Trägheit vor und empfahl, nach des Pythagoras Lehre, Gemeinschaft der Güter. Den Ephesern soll er Pest und Erdbeben vorhergesagt haben, was später eintraf. Am Grabe des Achilles brachte er eine Nacht allein zu und gab vor, mit dem Schatten des Helden eine Unterredung gehabt zu haben. Zu Lesbos besprach er sich mit den Priestern des Orpheus, die ihm als einem Zauberer anfangs die Aufnahme in die heiligen Mysterien verweigerten, einige Jahre später aber gewährten. Zu Athen empfahl er dem Volke Opfer, Gebete und Sittenverbesserung. Allenthalben, wohin er kam, behauptete er die Zukunft vorhersagen und Wunder thun zu können. Endlich kam er auch nach Rom. Nero hatte zur selbigen Zeit alle Magier aus der Stadt verbannt. Obschon A. die Überzeugung hatte, daß er unter diesen mitbegriffen sei, so hinderte ihn dies doch nicht, mit acht seiner Gefährten dahin zu gehen. Sein Aufenthalt war aber von kurzer Dauer. Er sollte eine junge Frau vom Tode erweckt haben und ward aus der Stadt vertrieben. A. besuchte hierauf Spanien, ging über Italien nach Griechenland zurück, und von da nach Ägypten, wo Vespasian sich seiner zur Befestigung seines Ansehens bediente und ihn wie ein Orakel um Rath fragte. Von da machte er eine Reise nach Äthiopien, ward nach seiner Rückkehr von Titus ebenfalls günstig aufgenommen und über Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Bei Domitian's Thronbesteigung angeklagt einen Aufstand zu Nerva's Gunsten in Ägypten erregt zu haben, stellte er sich freiwillig vor Gericht und ward freigesprochen. Er bereiste nochmals Griechenland, dann ließ er sich in Ephesus nieder, wo er eine Pythagoräische Schule eröffnete und fast 100 Jahre alt starb. Zu den vielen Wundern, die von ihm erzählt werden, gehört auch, daß er Domitian's Ermordung in dem Augenblicke, als sie geschah, gewußt und verkündigt habe. Nach der Biographie des A. von Philostratus wurde er am Ende des 3. Jahrh. von Hierokles, einem heidnischen Staatsmanne und Christenfeinde, in einer besondern Schrift Jesu und der evangelischen Geschichte entgegengestellt, wie es auch in neuern Zeiten von Voltaire und Andern geschehen ist. Die Schrift des Hierokles ist verloren gegangen; wir kennen sie nur aus der Widerlegung des Eusebius. — Berühmte Grammatiker gleiches Namens sind Apollonios Dyskolos aus Alexandria, im 2. Jahrh. n. Chr., dessen Schriften Bekker (Berl. 1817) herausgab; und Apollonios der Sophist, um Augusts Zeit zu Alexandria, von dem ein „Lexikon homerischer Wörter" vorhanden ist, welches von Villoison (Par. 1773) und Tollius (Leyd. 1788) herausgegeben wurde.

Apŏlog, s. Fabel.

Apologeten nannte man vorzugsweise in der ersten christlichen Kirche die Schriftsteller, welche in besondern Schriften, die sie in Rücksicht auf den Gerichtsgang bei den Alten Apologien nannten, es versuchten, das Christenthum gegen die Einwürfe und Anschuldigungen besonders der heidnischen Philosophen zu vertheidigen und seine Bekenner bei den Kaisern zu rechtfertigen. Die berühmtesten unter ihnen sind Justinus der Märtyrer, Athenagoras, Tatianus, Theophilus, Hermias und unter den Lateinern Tertullianus, Minutius Felix, Arnobius, deren Schriften noch jezt vorhanden, während die Apologien des Quadratus, Aristides, Melito, Miltiades u. A. untergegangen sind. In Rücksicht des Inhalts, wenn auch nicht des Titels sind hinzuzufügen mehre Schriften des Origenes, Clemens aus Alexandria, und unter den Lateinern des Lactantius und Eusebius. Man darf in ihren Schriften nicht philosophische Bündigkeit, nicht strenge Auslegung der heiligen Schrift fodern, sondern durch die Künste der Beredtsamkeit, die bei den öffentlichen Gerichten erlaubt waren, suchten sie für die gute Sache nach Kräften

zu wirken. Später schrieb man ähnliche Vertheidigungsschriften gegen die Mohammedaner und Juden. Vgl. Tzschirner's „Geschichte der Apologetik" (Th. 1, Lpz. 1805).

Apologetik. Ungeachtet der vielen Apologien, die für das Christenthum seit dem Anfange des 2. Jahrh. geschrieben wurden, bildete sich die Apologetik als theologische Wissenschaft doch erst im 18. Jahrh. aus. Man versteht darunter die wissenschaftliche Darstellung der Gründe für das göttliche Ansehen des Christenthums und unterscheidet sie genau von der Polemik, welche nur die Vertheidigung der Eigenthümlichkeiten einer bestimmten Religionspartei oder Sekte gegen eine andere zum Zweck hat. Nach Hugo Grotius sind unter den neuern Apologeten Nösselt, Leß, Reinhard, Rosenmüller und Spalding die vorzüglichsten. Durch die Bestreitung des Deismus und Naturalismus hat die Apologetik an Umfang und Bedeutung gewonnen. Da aber ihre wissenschaftliche Begründung mit den tiefern theologischen Erörterungen unserer Zeit genau zusammenhängt, so ist es natürlich, daß der Stoff und die Form dieser Wissenschaft neuerlich sehr verschieden aufgefaßt und behandelt worden sind.

Apologie, Vertheidigung eines Angeklagten. Da die Gerichte der Alten öffentlich waren, so bestanden sie aus Reden für und wider eine Person oder Sache, in Zeugenverhör und Abstimmung. Aus gerichtlichen Vertheidigungsreden, die oft während des Gerichts niedergeschrieben, oft von den Rednern selbst genauer ausgearbeitet und dann Mehren mitgetheilt wurden, entstanden Vertheidigungsschriften. Dergleichen sind die Apologien des Sokrates (s. d.), welche dem Plato und Xenophon zugeschrieben werden. Später schrieben die Rhetoren zur Übung Apologien, und ließen dergleichen von ihren Schülern arbeiten. Von dieser Art sind die Apologien des Libanius.

Apōno (Peter), auch Abano, ein berühmter Arzt im Anfange des 14. Jahrh. Er lebte in Venedig in großer Achtung und schrieb unter mehren andern Werken auch über das Astrolabium (Vened. 1502, 4.). A. galt zugleich für einen berühmten Astronomen, obschon er sich wol mehr mit Astrologie und zwar mit so wenig Umsicht beschäftigte, daß er 1316 als ein Zauberer im Bilde verbrannt worden ist. Er starb nach 1320. Ihn wählte unter Andern in neuester Zeit auch Tieck zum Gegenstande einer Novelle.

Apophthegma, ein kurzgefaßter kräftiger Sinn- und Denkspruch, wie z. B. die Sinnsprüche der sogenannten sieben Weisen; daher apophthegmatisch kurz und geistvoll.

Apoplexie, s. Schlagfluß.

Aporetiker, s. Skeptiker.

Aposiopēsis, Aposiopese, heißt in der Poetik und Rhetorik das mit Nachdruck verbundene Abbrechen eines Satzes, wobei man also einen Theil des Gedankens unterdrückt und dem Zuhörer oder Leser zur Ergänzung überläßt. Es geschieht dies, wenn man in der Stärke der Aufwallung den Ausdruck nicht gleich finden kann, oder in dem Augenblicke, wo die Überlegung eintritt und die Besorgniß, etwas Unwürdiges, Anstößiges oder Nachtheiliges zu sagen. Die Römer nannten diese Figur reticentia.

Apostăsie, Apŏstat, s. Häresie.

Apostel, Gesandte, heißen in der christlichen Kirche die zwölf Männer, welche Jesus als seine vertrautesten, in seine Lehre am besten eingeweihten Schüler zu den vornehmsten Werkzeugen der Verbreitung des Evangeliums bestimmte. Nur Lukas berichtet, daß Jesus selbst ihnen diesen Namen gegeben habe. Am meisten scheint Paulus in denselben gelegt zu haben. Als wesentliches Merkmal des Apostels galt ihm und dann auch in der christlichen Kirche die unmittelbare Berufung und Einsetzung Christi. Theilung der Apostel heißt in der Kirche ihre Trennung, nach welcher sie, der Überlieferung zufolge, sich über die Erde verbreitet haben sollen.

Eine Geschichte der Apostel verdanken wir dem Lukas; sie beginnt mit der Himmelfahrt Christi und reicht bis 62. Vgl. Heß's „Geschichte und Schriften der Apostel Jesu" (2 Bde., Zürich 1809 fg.).

Apostelbrüder, Apostelorden, nannte Gerhard Sagarelli aus Parma einen Orden ohne Klosterleben, den er zur Nachahmung der Kleidung, Armuth und unstäten Lebensart der Apostel Jesu um 1260 stiftete. Bettelnd, predigend, singend zogen sie barfuß in Italien, der Schweiz und Frankreich umher, verkündigten die Ankunft des Himmelreichs und besserer Zeiten, hatten Weiber in ihrem Gefolge und kamen in den Verdacht unsittlicher Vertraulichkeit mit diesen. Der Papst Honorius IV. erklärte 1286 diese Gesellschaft für aufgehoben. Obgleich von Inquisitoren verfolgt, trieben sie ihr Wesen selbst dann fort, als Sagarelli 1300 als Ketzer verbrannt worden war, und es fand sich ein anderer Oberapostel, Dolcino, ein kluger Mailänder, der seine auf 1400 Glieder angewachsene Schar mit Weissagungen tröstete. Seit 1304 immer härter bedrängt, mußten sie aus verschanzten Lagern einen Vertheidigungskrieg führen, in welchem sie über nothgedrungenen Räubereien, vornehmlich im Mailändischen, ihre erste Bestimmung ganz vergaßen. Von bischöflichen Truppen auf ihrem festen Berge Zebello bei Vercelli überwältigt, wurden sie 1307 fast ganz vernichtet. Dolcino starb in den Flammen. Reste dieser Apostelbrüder zeigten sich bis 1368 in der Lombardei und im südl. Frankreich. Ihre Hauptketzerei bestand in Schmähungen auf den Papst und die Geistlichkeit. Vgl. Schlosser, „Abälard und Dolcino, Leben eines Schwärmers und eines Philosophen" (Gotha 1807).

A posteriori, s. **A priori**.

Apostolisch heißt alles Das, was von den Aposteln herkommt und auf sie Bezug hat, so die von den Aposteln verfaßten Schriften, die frühere christliche Kirche, weil die Apostel ihr vorstanden und der von ihnen ausgegangene Geist in ihr fortdauert, ja selbst die päpstliche Regierung, weil man in der Meinung stand, daß der Apostel Petrus sie gegründet habe. In entfernterer Beziehung nennt man in Rom die Behörde, welche die päpstlichen Einkünfte verwaltet, die apostolische Kammer, und den Segen, den der Papst als Nachfolger Petri ertheilt, den apostolischen Segen u. s. w. **Apostolischer König, Apostolische Majestät** ist ein Titel des Königs von Ungarn, welchen Papst Sylvester II. dem Herzog Stephan I. von Ungarn im J. 1000 gab, weil dieser nicht nur die christliche Religion in Ungarn sehr beförderte, sondern auch zur Nachahmung der Apostel selbst predigte. Clemens XIII. erneuerte das Andenken dieser Begebenheit, indem er 1758 der Kaiserin Königin Maria Theresia und ihren Nachfolgern den Titel apostolische Majestät beilegte.

Apostolisches Symbolum heißt die älteste kirchliche Glaubensformel; gewöhnlich das Credo oder der christliche Glaube genannt. Es entstand aus den Taufsymbolen, welche von den frühesten Zeiten her in der Kirche gebräuchlich gewesen waren. Späterhin wurden noch eigne Sätze gegen gewisse ketzerische Meinungen in dasselbe aufgenommen. Apostolisch wurde es anfänglich ohne Zweifel darum genannt, weil es wirklich apostolische Lehre enthielt; im 4. Jahrh. aber kam die Sage auf, daß es von den Aposteln selbst gemeinschaftlich zusammengesetzt worden sei. Diese Sage wurde von Rufinus in demselben Jahrh. wiederholt und für die Kirche festgestellt in der Schrift: „Expositio in symbolum", in welcher er das Symbol zuerst in einer bestimmtern Form zusammenstellte, da es bisher in verschiedenen Gestalten gebräuchlich gewesen war.

Apostoolen, s. **Taufgesinnte**.

Apŏstroph, ein Zeichen im Schreiben ('), um das Ausfallen oder die Weglassung eines Vocals am Anfang, in der Mitte oder am Ende eines Wortes anzuzeigen.

Apōstrophe, auch Metabăsis, eine Redefigur, von den Alten darum so

genannt, weil der Redner beim Gebrauch derselben sich von dem Richter weg an den Kläger oder Beklagten wendete und diesen anredete. Sie gehört zu den objectiven Redefiguren, welche die Gegenstände in einem veränderten Verhältnisse vorstellen, und es wird durch sie die directe Darstellung der Form des Dialogs genähert. Im engern Sinne versteht man darunter einmal Anrede an Abwesende, als wären sie anwesend, dann Anrede an Lebloses, Empfindungsloses, als hätte es Leben und Empfindung. Die Apostrophe darf ihrer Natur nach nur in einer erhöhten Stimmung angewendet werden.

Apotheke (nach dem Griech., Fachwerk, Bude), das Gebäude, in welchem Arzneimittel vorräthig gehalten, zubereitet und verkauft werden. Dazu gehört 1) der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2) das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, besonders die chemischen Arbeiten des Apothekers, Destillationen u. dgl. vorgenommen werden; 3) Trockenboden und Wärmstube, zum Trocknen der Gewächse und zur chemischen Zubereitung der Mittel; endlich 4) das Waarenlager und die Keller, zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. Eine der frühesten mit Sicherheit bekannten Apotheken ist die 1409 gestiftete Löwenapotheke in Leipzig. — Apothekergewicht ist dasjenige, dessen man sich in der Bestimmung des Gewichts der Mittel sowol beim Verordnen als bei Zubereitung und Mischung der Arzneimittel bedient. Es ist fast in ganz Deutschland einerlei und heißt auch nürnberger Medicinalgewicht. Das wiener Apothekergewicht ist etwas schwerer. Ein Gran (Gr. j.) des gewöhnlichen Apothekergewichts ist gleich $17\frac{1669}{3846}$ Richtpfennigstheilen des köln. Markgewichts und hat ungefähr die Schwere eines Pfefferkorns. Zwanzig Gran machen einen Scrupel (℈j); 60 Gran oder 3 Scrupel eine Drachme oder ein Quent (ʒj); 4 Drachmen eine halbe Unze (℥ß) oder ungefähr ein Loth (nicht überall ganz genau, weil die Lothe des bürgerlichen Pfundes nicht an allen Orten Deutschlands gleich sind); 8 Drachmen eine Unze (℥j); 12 Unzen ein Apothekerpfund, welches demnach um ein Viertel leichter ist als das gewöhnliche oder bürgerliche Pfund, und auch Aß genannt wird. — Apothekertaxe ist die gesetzliche Bestimmung, mit wie vielem Gewinn der Apotheker seine Arzneimittel verkaufen darf. Sie muß eigentlich jährlich erneuert werden, weil der Einkaufspreis steigend oder fallend ist. Man darf den Apotheker nicht gleich einem andern Kaufmann beurtheilen, weil er viele Arzneimittel vorräthig halten muß, die nach längerer oder kürzerer Zeit verderben; auf solche wird ihm daher mehr Gewinn erlaubt als auf andere Waaren. Auch von geringern Artikeln, die jedoch häufig abgehen, wird ihm ein größerer Gewinn verstattet, um kostbare Artikel, die noch dazu mit der Zeit verlieren, nicht noch höher ansetzen zu müssen. Vgl. Hagen's „Lehrbuch der Apothekerkunst" (2 Bde., 8. Aufl., Königsb. 1829).

Apothekerkunst (Pharmaceutik), die zur Sammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und richtigen Mischung der Heilmittel erfoderliche Wissenschaft und Kunst. Zu ihrem theoretischen Theile gehört 1) die Botanik, Zoologie und Mineralogie, also die Kenntniß der Pflanzen, Thiere und Mineralien, welche die rohen Stoffe zu den Heilmitteln liefern; 2) Chemie, die Kenntniß der einfachen Stoffe, der Scheidung, Mischung und Eigenschaften derselben; 3) die Kenntniß der Zubereitung der Stoffe als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie, und der Erklärung der Erscheinungen im Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4) Kenntniß der Zusammensetzung und Mischung der Heilmittel nach den Verordnungen der Ärzte, Receptur. Ihr praktischer Theil, die eigentliche Apothekerkunst, besteht in der durch Übung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel aus den dazu gehörigen Stoffen herzustellen. Hierher gehört also auch die pharmaceutische Waarenkunde, nöthig zur Auswahl der besten und tauglichsten Stoffe zu den Arzneimitteln, ferner mechanische Fertigkeit in Bereitung der verschiedenen Formen, in welchen die Arzneimittel dargestellt werden sollen u. s. w. Die Entstehung der Apothekerkunst fällt in die frü-

heste Zeit, wo die Ärzte selbst die Heilmittel zubereiteten. Späterhin wurde, besonders in Alexandrien um 300 v. Chr., eine Trennung verschiedener Theile der Heilkunst bewirkt, sodaß mehre Ärzte der damaligen Zeit sich blos mit Zubereitung von Arzneien beschäftigten. Nachher überließen sie dieselbe oft besondern Männern (Rhizotomen), und Heilkunst und Apothekerkunst wurden getrennt. Mantias, ein Schüler des Herophilus in Alexandria, war vielleicht der Verfasser der ersten Pharmakopöe, indem er ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel herausgab. Zeno aus Laodicea machte sich besonders durch Erfindung einer Menge von zusammengesetzten Arzneimitteln bekannt. Auch Fürsten, wie z. B. Mithridat Eupator, König von Pontus 123—62 v. Chr., der ein Gegengift, das aus 54 Ingredienzen bestand, und Attalus, letzter König von Pergamus 134 v. Chr., der das Pflaster aus Bleiweiß zuerst bereitete, beschäftigten sich mit pharmaceutischen Wissenschaften. Um 49 v. Chr. schrieb Heras von Kappadocien in Rom ein Werk über Pharmacie; mehre Bereitungen von Arzneimitteln, die später unter seinem Namen gebräuchlich wurden, lehrte Musa, der Leibarzt des Augustus. Menekrates, Leibarzt des Tiberius, ward Erfinder des Diachylonpflasters, und Philo von Tarsus (23 n. Chr.) eines schmerzstillenden Mittels aus Opium, Safran und andern Stoffen, das nach ihm Philonium genannt wurde. Dioskorides, ungefähr 34 n. Chr., machte zuerst auf die Verfälschung vieler Arzneimittel aufmerksam und bereitete mehre metallische Mittel, wie Galmei, Zinkblumen u. s. w. Scribonius Largus (43 n. Chr.) schrieb ein besonderes Werk über zusammengesetzte Arzneimittel, das noch vorhanden ist, und Andromachos, Leibarzt des Nero, ward Erfinder des Theriak. Auch der ältere Plinius machte sich um die Pharmacie vielfach verdient. Um 100 v. Chr. war Asklepiades Pharmacion einer der berühmtesten Erfinder vieler zusammengesetzter Arzneimittel. Zu Galen's Zeit, 160—200, beschäftigten sich in Rom viele Ärzte mit Bereitung kosmetischer, Schönheit befördernder, Mittel. Späterhin, als mit dem Verfall des röm. Reichs die Wissenschaften und Künste dort und in den Abendländern überhaupt nach und nach gänzlich versanken, blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei den Lehren der ältern Ärzte stehen; Aberglaube und blinder Empirismus nahmen in der Arzneikunde überhand. Im Morgenlande hingegen, besonders in Alexandria, wo sich Kunst und Wissenschaft erhielten, wurde die Chemie und Pharmacie von den Arabern mit großem Eifer bearbeitet. Sie benutzten die griech. Schriften, und von ihnen rühren viele Verbesserungen in der Pharmacie, ja die erste Gründung der eigentlichen Apothekerkunst her. Der Khalif Almansor stiftete 754 in Bagdad die ersten öffentlichen Apotheken. Deshalb sind auch eine Menge Benennungen von Arzneimitteln arab. Ursprungs. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die von der Obrigkeit genehmigten Vorschriften zur Bereitung der Arzneimittel (s. Dispensatorien) von ihnen herrühren. Sabor Sahel lieferte um die Mitte des 9. Jahrh. das erste Dispensatorium; im 12. Jahrh. gab Abul Hassan, Astrolog und Leibarzt der Khalifen zu Bagdad, ein solches Dispensatorium heraus, welches in der Folge in den arab. Apotheken zum Muster diente. Diese standen unter der Aufsicht der Obrigkeit, welche auf Echtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel zu sehen hatte. Beim Wiederaufblühen der medicinischen Wissenschaften im Abendlande, besonders durch die Schule zu Salerno seit 1238, bekam auch das Apothekerwesen eine gesetzliche Einrichtung, und die Apotheker und Spezereihändler erhielten eine Arzneitaxe. Nur in gewissen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden zur Aufsicht über die Apotheken in großen Städten zwei Männer von Ansehen angestellt. In Gegenwart derselben mußten die wichtigsten Mittel, z. B. Theriak, verfertigt werden, und Betrügereien wurden hart bestraft. Aus dem 15. Jahrh. ist noch ein Werk von Saladin von Asculo, dem Leibarzte des Großconnetables von Neapel, berühmt geworden, worin der Verfasser unter an-

dern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der Apothekerkunst auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker sich anschaffen sollen. Das wichtigste pharmaceutische Werk im ganzen Mittelalter war aber das bereits im 12. Jahrh. bekannte „Antidotarium" des Nic. Praepositus aus Salerno. In Frankreich wurden erst im 15. Jahrh. die Apotheken unter Aufsicht der Staatsärzte und Facultäten gesetzt. Karl VIII. gab ihnen 1484 zunftmäßige Form und Grundgesetze, welche in den folgenden Zeiten theils befestigt, theils vermehrt wurden. In Deutschland waren die Apotheker fortwährend nur Arzneihändler, indem sie die Arzneien nicht selbst bereiteten, sondern aus Italien kommen ließen. Die Ärzte bereiteten bisweilen selbst Heilmittel. Die Apotheker waren in den meisten Städten zugleich Zuckerbäcker, und die Magistrate bedungen sich in ihren Contracten mit ihnen die jährliche Lieferung einer gewissen Menge Backwerke auf die Rathsstube. Die Reform des Paracelsus in der Heilkunde im 16. Jahrh. brachte zuerst wichtige Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jetzt besonders viele chemische Zubereitungen in den Arzneivorrath aufgenommen; auch schreibt sich von da an der stärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreiche, z. B. des Spießglanzes und des Quecksilbers, her. Indessen wurden die Arbeiten noch ohne Grundsätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erscheinungen u. s. w. betrieben. Von der Mitte des 17. Jahrh. bis auf unsere Zeiten hoben sich Naturgeschichte und Naturkunde, und mit ihnen die Chemie allmälig aus dem Dunkel, das sie umhüllte, wodurch auch in der Pharmacie mehr Licht verbreitet ward. Die pharmaceutisch-chemischen Arbeiten wurden durch Cavendish's und Lavoisier's Umgestaltung der Chemie verändert, geregelt und erklärt; ebenso hatten die Aufklärungen in der Heilkunde sehr großen Einfluß auf dieselben, indem die übergroße Menge der Mittel gesichtet, ihre Zubereitung und Mischung vereinfacht wurden. Die neuere Zeit hat der Apothekerkunst sehr bedeutende Bereicherungen gewährt, aber eine fast allzu große Vervielfältigung der Landespharmakopöen herbeigeführt. Vgl. Ebermaier's „Taschenbuch der Pharmacie" (2. Aufl., Lpz. 1822) und Geiger's „Handb. der Pharmacie" (4. Aufl., Heidelb. 1832).

Apotheōse, Vergötterung, eine Feierlichkeit bei den Alten, durch welche ein Mensch in den Rang der Götter erhoben ward. Der Gebrauch, Sterbliche unter die Götter zu versetzen, hat seinen innern Grund in der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen höchst verdiente Männer; in späterer Zeit in der Schmeichelei gegen die Mächtigen. Er war bei den Griechen sehr alt; vornehmlich waren es bei ihnen Orakelsprüche, durch welche verdiente Helden nach ihrem Tode vergöttert wurden. Auf ihren Münzen sind die meisten Stifter ihrer Colonien und Städte vergöttert, und in der Folge eigneten sich sogar lebende Fürsten auf ihren Denkmälern den Göttertitel zu. Eins der berühmtesten Kunstwerke ist die Apotheose des Homer in einem Basrelief dargestellt. Die Römer hatten mehre Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert und ahmten die Griechen in dieser Hinsicht erst seit Cäsar und Augustus nach. Hier geschah die Apotheose in der Regel durch Senatsbeschlüsse und war mit großen Feierlichkeiten verbunden. Eine Menge Denkmäler sind noch vorhanden, welche röm. Apotheosen darstellen. Zuletzt waren sie so gemein, daß sie ein Gegenstand der Verspottung wurden. Der christlich-kirchliche Sprachgebrauch vermied dieses Wort für die kirchlichen Begriffe, doch hat der Dichter Prudentius im 4. Jahrh. ein Gedicht, in welchem er die wahrhaft göttliche Persönlichkeit Christi vertheidigte, mit diesem Namen überschrieben.

Appell, einmal das durch die Trompete oder Trommel gegebene Zeichen zur Versammlung der Soldaten; dann dem Feinde gegenüber ein Zeichen, daß man sich mit demselben besprechen wolle, freies Geleit fodere, die belagerte Festung übergeben wolle u. s. w. — In der Jagdkunde nennt man Appell den Gehorsam des Jagdhundes, auf den Ruf seines Herrn augenblicklich zu diesem zurückzukehren, bisweilen auch das Zusammenblasen der Jagenden.

Appellation ist die Erklärung an den Richter, daß man sich mit einem Urtheile, welches er selbst oder ein ihm untergeordneter Richter gesprochen, oder anderer richterlichen Verfügung nicht beruhige, sondern sich auf nochmalige Prüfung und Entscheidung eines höhern Gerichts berufe. Daher bringt die Appellation die Leitung der Proceßverhandlungen nothwendig in die Hände eines höhern Richters, bis der streitige Punkt entschieden ist und die Sache zur weitern Verhandlung wieder an den vorigen Richter zurückgewiesen wird, während die Erklärung, daß man nur eine nochmalige Prüfung des vorigen Rechtsstreits verlange (Revision, Läuterung u. s. w.), die Sache in der Hand des vorigen Richters läßt und nur die Rechtskraft des vorigen Ausspruchs hindert, auch in manchen Ländern die Einholung eines zweiten Erkenntnisses von einem Spruchcollegium nothwendig macht (Actenversendung). Die Appellationen sind entweder gegen förmliche Rechtssprüche gerichtet, welche einen streitigen Punkt zwischen den Parteien rechtlich entscheiden: Judicialappellationen, oder gegen eine andere Verfügung des Richters (z. B. Vormundschaftsbestellung, Versagung einer Confirmation), welche nur einen Befehl, kein eigentliches Rechtsurtheil enthalten: Extrajudicialappellation (auch Recurs oder Beschwerde genannt). Die Förmlichkeiten der Appellationen, welche sonst üblich waren (Appellationseide, daß man nicht ohne gerechte Ursache appellire; Ablösung des Berichts der Apostel, bei dem Unterrichter, Einführung und Justification der Appellation bei dem Oberrichter), sind neuerdings in den meisten Staaten aufgehoben worden und man hat nur die Frist zu Einwendung derselben, gewöhnlich von 10, in manchen Ländern von 30 Tagen, beibehalten. In der Regel kann von einer jeden richterlichen Entscheidung appellirt werden, welche einen wahren Nachtheil für den einen Theil (eine Beschwerde) enthält; diejenigen Verfügungen, welche im Laufe des Processes immer wieder abgeändert werden können, oder an sich keinen bleibenden Nachtheil mit sich bringen (bloße Interlocute), sind der Appellation nicht unterworfen. Daher finden im preuß. Proceß Appellationen nur gegen Definitiverkenntnisse statt. (S. Appellationsgerichte.)

In der Gerichtssprache Englands hatte Appellation (appeal) außer der gewöhnlichen Bedeutung noch eine andere. Das engl. Criminalverfahren war ein Anklageproceß, in welchem der Ankläger seine Anschuldigung erweisen mußte, und der Angeklagte nicht verbunden war, über seine Handlungen Rede und Antwort zu geben. Der deutsche Criminalproceß hingegen sucht vornehmlich aus den eignen Angaben und Geständnissen des Angeschuldigten die Wahrheit zu erforschen, und ist, seinen Grundlagen nach, philosophisch richtiger als jener. Allein diese Anklage ward auf Ansuchen des Beschädigten von der Regierung geführt, und der Beschädigte hatte auf die Leitung desselben weiter keinen Einfluß, als daß er dem Kronanwalt die Beweismittel lieferte. Es war aber noch eine andere Art des Verfahrens üblich, in welchem der Beschädigte, oder ein Verwandter desselben den Beschädiger vor die Schranken des Gerichts foderte, um von ihm Genugthuung zu erlangen. Hierbei hieß der Kläger Appellor oder Appellant, der Angeklagte Appellee. Diese Art des Verfahrens fand statt, wenn auch der angebliche Thäter schon von den Geschworenen freigesprochen war, nicht aber, wenn er (wenn auch wegen eines geringern Verbrechens als er angeklagt worden, z. B. unvorsätzlichen Todtschlags statt Mords) verurtheilt worden war und eine Strafe erlitten hatte. War er begnadigt worden, so schützte ihn dies nicht gegen die Privatanklage, und wenn er dabei nochmals schuldig erfunden wurde, so mußte er, ohne daß der König begnadigen konnte, die gesetzliche Strafe ausstehen. Das Recht dieser Privatanklage dauerte ein Jahr; wenn also der Richter, das Publicum oder die Verwandten mit dem freisprechenden Urtheile der Geschworenen nicht zufrieden waren, so konnte eine solche Appellation eingeleitet, auch der Freigesprochene bis zum Ablaufe des Jahres in Verhaft gehalten, oder Bürgschaft gefodert werden. Über die Privatanklage richtete gewöhnlich

eine zweite Jury, und es fehlt nicht an Beispielen, daß der Ausspruch derselben auf Schuldig gerichtet war, während die erste Jury den Angeklagten freigesprochen hatte. So wurde 1708 Johanna Young ermordet gefunden, und man warf Verdacht auf Slaughterford, ihren Liebhaber, in dessen Gesellschaft sie zuletzt gesehen worden war. Er wurde in dem Assisengerichte freigesprochen, allein das Publicum war so von seiner Schuld überzeugt, daß man eine Subscription eröffnete, um die Kosten der Privatanklage zusammenzubringen. Diese wurde vor dem Oberhofgericht (King's, damals Queen's bench) verhandelt, Slaughterford durch ein zweites Schöffenurtheil schuldig befunden und hingerichtet. Ein ähnlicher Fall ereignete sich 1818. Ein junges Mädchen, Mary Ashford, wurde unter Umständen ermordet gefunden, wo der stärkste Verdacht auf einen gewissen Abraham Thornton fiel. Er hatte sie von einem Balle nach Hause begleitet und war kurz vor der Entdeckung des Leichnams, unweit des Brunnens, worin dieser lag, bei ihr gewesen, was er zugab. Dessenungeachtet wurde er freigesprochen, und nun trat der Bruder der Ermordeten mit dem Appeal of murder gegen ihn auf. Allein hier machte Thornton Gebrauch von einem Rechte, an dessen Dasein man jetzt noch kaum gedacht hatte; er foderte den Ankläger zum gerichtlichen Zweikampfe (wager of battle), anstatt sich dem Ausspruche eines Schöffenrechts (wager of law) zu unterwerfen. Leugnen ließ sich die formale Gültigkeit dieses Rechts nicht, und der Anwalt des Anklägers erhielt vom Gericht einen scharfen Verweis, als er sich beigehen ließ, es unvernünftig und barbarisch zu nennen. Der Ankläger, ein schwächlicher Mensch von 20 Jahren, wagte nicht, sich mit dem athletischen Thornton in einen Kampf mit dem Kolben einzulassen, mußte seine Anklage zurücknehmen, und der muthmaßliche Mörder ging abermals frei aus; doch war die öffentliche Meinung so stark gegen ihn, daß er nach Amerika auswanderte, wo er bald gestorben ist. Dieser Fall war die Veranlassung, nicht blos den gerichtlichen Zweikampf, sondern, da die Rechtsgelehrten darin einig waren, daß dem Angeklagten die Wahl zwischen einem zweiten Schöffenurtheile und dem Kampfgericht durchaus nicht entzogen werden könne, das ganze Recht der Privatanklage abzuschaffen. Dies geschah 1819 durch den Parlamentsact 59. Georg III., C. 46. Dadurch scheint aber eine wesentliche Lücke in der engl. Rechtsverfassung entstanden zu sein.

Appellationsgerichte. Die german. Verfassungen kannten ursprünglich nichts von einer Appellation an einen höhern Richter, sondern nur wenn der untere Lehnsherr das Recht gänzlich weigerte, konnte die Sache an das Gericht des höhern, des Königs, gebracht werden, und wenn die Schöffen falsch urtheilten, konnte ihr Urtheil gescholten werden, wobei der Appellant es nun mit den vorigen Urtheilern, und zwar dem Rechte nach, auf Leben und Tod zu thun hatte. Es war ein großer Schritt zur bessern Ordnung, daß die regelmäßige Prüfung der Urtheile durch einen höhern Gerichtshof wieder in Gang kam, welches in Frankreich durch Ludwig IX. geschah, in Deutschland aber erst durch Errichtung des Reichskammergerichts 1495 eine geregelte Basis erhielt. Von den grundherrlichen Gerichten ging nun die Appellation an den Hof der Landesherren, welche dafür Gerichtscollegien, Hofgerichte, Regierungen, Justizkanzleien einrichteten, und von den höhern landesherrlichen Gerichten an die Reichsgerichte, das Reichskammergericht und den Reichshofrath. Die Reichsstände suchten sich dieser Unterordnung ihrer Gerichte unter die Reichsgerichte möglichst zu entziehen; Östreich machte sich gleich vom Anfang an von der gerichtlichen Gewalt des Reichs gänzlich frei; die Kurfürsten sollten es vermöge alter Vorrechte gleichfalls sein; allein es waren einmal drei Stufen des Rechtsprechens grundgesetzlich, und diejenigen, welche nicht Gerichte der dritten Instanz oder Oberappellationsgerichte anordnen wollten, ließen sich die Appellation an die Reichsgerichte gefallen, und erlangten erst die Appellationsfreiheit durch eigne kais. Privilegien (privilegia de non appellando). Dergleichen wurden auch andern Reichsständen ertheilt, welche eigne oberste Gerichte errichten

konnten (wie Schweden zu Wismar, Hanover zu Celle, Hessen-Kassel u. a.), oder dafür die Actenversendung an auswärtige Spruchcollegien einführten. Die langsamen Formen bei den Reichsgerichten und andere Mängel der Reichsjustiz gaben diesen isolirenden Bestrebungen Popularität, obgleich der Grundsatz, daß zu gänzlicher Beendigung eines Rechtsstreits drei gleichlautende Erkenntnisse erfoderlich seien, die Processe ins Unendliche verzögerte, und der Mangel eines einzigen, seine Wirksamkeit über alle deutsche Lande verbreitenden höchsten Gerichts der Ausbildung der deutschen Rechtsverfassung höchst nachtheilig geworden ist. Die Auflösung des deutschen Reichs vermehrte in den kleinern Staaten die Verwirrung, und es ist eine der wohlthätigsten Bestimmungen des deutschen Bundesvertrags, daß die Aufstellung dreier Instanzen zu einem Grundgesetze aller einzelnen Staaten erhoben, aber auch dafür gesorgt worden ist, daß nicht die kleinern Staaten für sich allein kleine und unvollständige Einrichtungen machen konnten, sondern daß sie sich die Verpflichtung gefallen ließen, gemeinschaftliche Oberappellationsgerichte zu errichten. Auch diese fanden in der Ausführung manche Schwierigkeit, indem man die Unterordnung der bisherigen obern Landesgerichte unter ein zum Theil wenigstens fremdes Gericht und die Neuerungen in der bisherigen Justizverfassung so sehr als möglich zu beschränken suchte. Doch sind diese gemeinschaftlichen höchsten Gerichte nunmehr sämmtlich eingerichtet: 1) Für Braunschweig, Waldeck, Lippe und Schaumburg (ungefähr 360,000 Gerichtsuntergebene) zu Wolfenbüttel, eröffnet am 2. Jan. 1816. Gerichtsordnung blos als Handschrift gedruckt, 1818. 2) Für das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, die übrigen herzogl. sächs. und fürstl. reußischen Lande zu Jena (624,000), am 7. Jan. 1817. Provisorische Gerichtsordnung vom 8. Oct. 1816. 3) Für die herzogl. anhalt. und fürstl. schwarzburg. Lande (221,000) zu Zerbst, am 1. Oct. 1817. Gerichtsordnung vom 8. Sept. 1817. 4) Für Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz (470,000) zu Parchim, am 1. Oct. 1818. Gerichtsordnung vom 1. Jul. 1818. 5) Für die vier freien Städte (267,000) zu Lübeck, seit 1820. Gerichtsordnung vom 7. Jul. 1820. 6) Hohenzollern hat sich an das großherz. hess. Oberappellationsgericht zu Darmstadt und seit 1824 an das würtemb. zu Stuttgart, und 7) Liechtenstein an das Appellationsgericht zu Innspruck angeschlossen. Merkwürdig ist in der Verfassung dieser Gerichte die große Beschränkung oder gänzliche Ausnahme der Criminalsachen, in welchen nicht nur wichtigere Rechte der Bürger auf dem Spiele stehen, sondern auch eine gleichförmige Rechtspflege nach unveränderlichen Grundsätzen fast noch nothwendiger ist als in Civilsachen. Auch ist die Verschiedenheit der Appellationssumme, d. i. des Werthes, welchen ein Proceß betreffen muß, wenn eine Appellation zulässig sein soll, interessant. Sachsen-Hildburghausen allein läßt alle Sachen, ohne auf den Werth zu sehen, an das Oberappellationsgericht zu Jena gelangen; in den übrigen Ländern steigt solche von 100 bis auf 500 Thlr. Hierdurch ist, mit einigen Verschiedenheiten in den Benennungen und Proceßformen, die Gerichtsverfassung in ganz Deutschland gleichförmig, der Regel nach in drei Instanzen eingerichtet. In den Herzogthümern Holstein und Lauenburg gehört die Aufstellung eines eignen deutschen Gerichtshofs dritter Instanz noch zu den unerfüllten Wünschen des Landes. Für die zweite Instanz bestehen das Landgericht und das Obergericht zu Glückstadt, von welchen zwar noch das Rechtsmittel der Supplication an die deutsche Kanzlei zu Kopenhagen stattfindet, jedoch ohne feste gesetzliche Einrichtung des Instanzenzuges. Aus dem Großherzogthum Luxemburg gehen die Appellationen nach Lüttich. Östreich hat Appellationsgerichte zu Wien, Klagenfurt, Fiume, Prag, Brünn, Lemberg, Zara, Innspruck, Mailand, Venedig, und eine oberste Justizstelle zu Wien. Die ungar. und siebenbürg. Länder haben eine besondere Gerichtsverfassung. In Altpreußen bestehen für die untere Instanz Ämter, Stadtgerichte, Kreisgerichte und Patrimonialgerichte; die zweite Instanz wird bei den 15 Oberlandesgerichten zu Königsberg, Insterburg, Marien-

werder, Frankfurt, Stettin, Köslin, Breslau, Glogau, Ratibor, Magdeburg, Halberstadt, Naumburg, Münster, Paderborn und Kleve, und dem Kammergericht zu Berlin gebildet; für die dritte Instanz ist in der Regel das Geheime Obertribunal zu Berlin, allein die Wirksamkeit dieses Gerichts zur Erhaltung der Einheit in der Rechtsverwaltung wird dadurch sehr unterbrochen, daß viele Revisionen häufig von einem Oberlandesgericht an das andere gehen. Die preuß. Rheinlande haben noch die franz. Gerichtsverfassung, und für diese ist, statt des franz. Cassationsgerichts, durch die Verordnung vom 20. Jul. 1819 ein Revisionshof zu Berlin eingerichtet worden. Das Großherzogthum Posen hat durch Verordnung vom 9. Jan. 1817 eine eigne Gerichtsverfassung erhalten. Baiern hat acht Appellationsgerichte zu München, Passau, Amberg, Neuburg, Anspach, Bamberg, Würzburg und Zweibrücken und ein Oberappellationsgericht zu München. Die Oberappellationsgerichte der einzelnen Bundesstaaten vertreten zugleich, nach Wahl der Parteien in jedem einzelnen Falle, die Stelle eines Bundesgerichts für die Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander. In Frankreich finden nur zwei eigentliche Instanzen statt, die Tribunale erster Instanz (Kreis- und Landgerichte) und die Appellationsgerichte (Cours royales, Hofgerichte), welche an die Stelle der alten Parlamente getreten sind. Aber für das ganze Reich besteht das Cassations-Hofgericht, welches blos über Nichtigkeitsbeschwerden zu urtheilen hat, und sehr viel dazu beiträgt, in der Rechtspflege Einheit zu erhalten.

Appenzell (Abbatis Cella), einer der kleinsten, aber interessantesten Cantone der östl. Schweiz, von St.-Gallen eingeschlossen, gegen S. von einem durch tiefe Thäler unterbrochenen Nebenzweige der Alpenkette begrenzt, umfaßt 10 □M. mit 54,000 Einw. Früher unter fränkischer, dann unter der Herrschaft von St.-Gallen, befreiten sich die Appenzeller 1400 von ihren Bedrückern, verbanden sich zuerst 1452 mit sieben Cantonen und hierauf 1513 mit der gesammten Eidgenossenschaft. Die Reformation 1597 veranlaßte eine Trennung des Cantons in das Land Außer- und Inner-Rhoden; jenes wählten die Reformirten, dieses die Katholiken zu ihren Aufenthaltsorten. Die allgemeine Versammlung des Volks ist die höchste Behörde; sie wird jährlich am letzten Sonntage des April zu Hundwyl und Trogen gehalten. Ausgezeichnet sind die kräuterreichen Weiden A.'s. Die wichtigsten Orte des Cantons sind Appenzell, Trogen, Herisau, Gais, letzteres als Molkencurort berühmt, Speicher und Urnäsch. Vgl. Hahn's „Beschreibung des Cantons A." (Heilbr. 1827, 12.).

Appetit (von appetere, begehren), wird im Deutschen ausschließlich von dem Begehren der Speisen oder der Eßlust gebraucht. Die Eßlust unterscheidet sich von dem Hunger dadurch, daß die erstere eine angenehme, der letztere aber, welcher heftig nur Sättigung verlangt, eine schmerzhafte Empfindung gewährt. Wie andere Empfindungen, so kann auch der Appetit sich auf krankhafte Weise äußern; häufig wird er gestört und oft gänzlich vernichtet, bisweilen äußert er sich auch übermäßig heftig und wird dann **Heißhunger** (cynorexia oder bulimia) genannt. Bei der Nichtbefriedigung der Anfälle des Heißhungers stellen sich Ohnmachten ein. Bisweilen äußert sich der Heißhunger durch ungestümes Begehren bestimmter Speisen, oder auch solcher Dinge, welche eigentlich gar nicht genossen werden, z. B. Kalkerde, Kreide, Thon, rohes Fleisch, Blut, Insekten und selbst Excremente. Eine ganz besondere Erscheinung sind die Gelüste oder das Sehnen der Frauen während der Schwangerschaft. Jedoch hat man die Bemerkung gemacht, daß solches scheinbar widernatürliche Begehren, welches man pica, malacia, cissa oder kitta nennt, bisweilen ein ganz natürliches ist, daß z. B. Kinder, welche an Magensäure leiden, nach Kreide und Kalk verlangen, sowie Menschen von galliger Constitution Appetit nach sauern Dingen haben.

Appiāni (Andrea), Maler, geb. zu Mailand am 23. Mai 1754, aus einer alten adeligen Familie, zeigte von früher Jugend an Neigung und Anlage zur

Malerei. Seine Armuth zwang ihn, bei Decorationsmalern zu arbeiten, wodurch er jedoch Gelegenheit erhielt, die anatomischen und Zeichnenschulen zu besuchen. Die Geschäfte seiner Brotherren führten ihn von Stadt zu Stadt. Zu Parma, Bologna und Florenz konnte er längere Zeit die Werke großer Meister studiren und sich einen eignen Styl bilden. Er besuchte Rom dreimal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorene Geheimniß Rafael'scher Frescomalerei einzudringen. Bald übertraf er auch in diesem Kunstzweige alle lebende Maler in Italien und bewies seine Kunst vorzüglich in der Kuppel der Kirche Santa-Maria di S.-Celso in Mailand und in den Wand- und Deckengemälden, welche er für den Statthalter Erzherzog Ferdinand in dessen Landhause 1795 ausführte. Napoleon ernannte ihn zum Hofmaler, zum Ritter des Ordens der Ehrenlegion und des der eisernen Krone und zum Mitgliede des Instituts der Wissenschaften und Künste von Italien. A. malte in der Folge beinahe die ganze kais. Familie, sowie mehre Generale, Minister u. s. w. Seine schönsten Werke sind die Deckengemälde im kön. Palaste zu Mailand, Allegorien aus und auf Napoleon's Leben, und sein Apollo mit den Musen in der Villa Bonaparte. Fast alle Paläste Mailands haben Frescoarbeiten von ihm. Der Fall Napoleon's wirkte auf A.'s Verhältnisse sehr nachtheilig; er starb am 8. Nov. 1817 in beschränkten Umständen. — Giuseppe A., ein ausgezeichneter Gemälderestaurator, starb zu Mailand 1812.

Appianus aus Alexandria, Sachwalter und Besorger der kais. Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius, schrieb eine röm. Geschichte von den ältesten Zeiten an bis auf Augustus. Er erzählt die Begebenheiten ethnographisch nach den Kriegen der Römer, z. B. mit Spanien, mit Hannibal und die übrigen punischen, mit Macedonien u. s. w. Von den neun Büchern über die bürgerlichen Kriege sind nur die fünf ersten erhalten. Die ältesten Ausgaben von Karl und Rob. Stephanus (Par. 1551), Heinr. Stephanus (Par. 1557) enthalten nicht alle vorhandene Bücher. Die beste Ausgabe besorgte Schweighäuser (3 Bde., Lpz. 1785), den man mit Recht den Wiederhersteller dieses Schriftstellers nennen kann, und eine deutsche Übersetzung Dillenius (2 Bde., Frankf. a. M. 1793—1800).

Appische Straße, die von Rom nach Capua führende älteste und berühmteste Straße der Römer. Sie wurde von Appius Claudius Crassus Cäcus angelegt, als er 313 v. Chr. Censor war, und in der Folge bis Brundisium geführt. Sie bestand aus sehr harten, sechseckigen, genau ineinander gefügten Steinen, und man kann noch gegenwärtig, besonders bei Terracina, an den bedeutenden Resten derselben ihre treffliche Bauart erkennen.

Appius (Claudius Crassinus), aus dem angesehenen patricischen Geschlechte der Claudier, war kaum 451 v. Chr. zum Consul ernannt worden, als er, obgleich hart und stolz wie seine Vorfahren, dennoch, um die Gunst des Volks zu gewinnen, zum Erstaunen des Senats den Gesetzesvorschlag des Tribuns Terentillus oder Terentius unterstützte, welcher eine Veränderung in der Regierungsform bezweckte. An die Stelle der gewöhnlichen Magistratspersonen wurden Decemvirn (Zehnmänner) ernannt, die ein Gesetzbuch, nachher das Gesetz der Zwölftafeln (s. Zwölftafelngesetze) für Rom entwerfen und ein Jahr lang die höchste Gewalt bekleiden sollten. Er selbst wurde zum Decemvir erwählt, und als nach dem ersten Jahre die Gewalt dieser Staatsbehörde noch um ein Jahr verlängert wurde, war er der Einzige, dem es durch seinen Einfluß auf die Volkshäupter gelang, wieder gewählt zu werden. Sein Entschluß war, die Herrschaft nie wieder aus den Händen zu geben, und zur Erreichung dieses Plans vereinigte er sich mit seinen Amtsgenossen. Da begannen die Äquier und Sabiner einen Theil des röm. Gebiets zu verheeren. Die Decemvirn warben Truppen und zogen den Feinden entgegen. Nur A. und Oppius blieben mit zwei Legionen in Rom, um die bereits unrechtmäßigerweise sehr ausgedehnte Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten, als ein unerwartetes Ereigniß sie stürzte. A. faßte die heftigste Leidenschaft zu der Tochter des Vir-

ginius, eines angesehenen Plebejers, der sich bei dem Heere befand. Da A., als Ehemann und Patricier, die dem ehemaligen Volkstribun Icilius verlobte Virginia nicht rechtmäßig besitzen konnte und den Weg der Verführung umsonst versucht hatte, so gewann er einen seiner Clienten, Namens M. Claudius, daß dieser an der Spitze einiger Andern die Virginia aus der öffentlichen Schule, wo sie sich eben befand, unter dem Vorwande, sie sei die Tochter einer seiner Sklavinnen, mit Gewalt wegführte. Das Volk zwang ihn, sie in Freiheit zu setzen; aber Claudius foderte sie sogleich vor A.'s Richterstuhl, welcher entschied, daß die angebliche Sklavin einstweilen ihrem Herrn folgen solle. Darauf enthüllten Numitorius, ihr Oheim, und Icilius, ihr Verlobter, die verbrecherischen Absichten des A. Ein furchtbarer Aufruhr erfolgte, und der Decemvir war genöthigt, Virginia in den Händen ihrer Familie zu lassen, aber er erklärte, daß er am folgenden Tage sein Urtheil sprechen werde. Virginius, von seinem Bruder und Icilius herbeigerufen, erschien auf dem Forum, sowie seine Tochter, in Trauerkleidern. Er führte die unzweideutigsten Beweise; aber A., im Vertrauen auf die Zahl seiner Bewaffneten, befahl dennoch dem Claudius, sich ihrer als seiner Sklavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginia's eigner Gegenwart befragen zu dürfen, um sich wenigstens zu seiner Beruhigung, wie er sagte, von dem bisherigen Irrthum zu überzeugen. A. willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater seine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Messer eines in der Nähe befindlichen Fleischers und durchbohrte ihre Brust mit den Worten: „Geh frei und rein, Virginia, zu deiner Mutter und deinen Vorfahren". A. befahl ihn zu ergreifen, aber Virginius entfloh ins Lager. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und A. konnte den Aufruhr nur durch Zusammenberufung des Senats stillen. Inzwischen hatte Virginius das Geschehene dem Heere erzählt, welches, Rache fodernd, nach Rom zurückkehrte. Die Decemvirn sahen ein, daß sie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten sie nieder. Der Senat beschloß unverzüglich die Wiederherstellung des Tribunats und Consulats, 449 v. Chr. A. starb im Gefängniß, wie Livius sagt, durch seine eigne Hand; nach Dionys von Halikarnaß ließen ihn die Tribunen erdrosseln. Auch Oppius, der als sein Mitschuldiger angeklagt war, entleibte sich; ihre übrigen Amtsgenossen entgingen der Anklage durch freiwillige Verbannung. Claudius ward, da er nur als Werkzeug des Tyrannen gedient hatte, nach dem damals öden Tibur verwiesen. Den Tod der Virginia hat Alfieri als Trauerspiel behandelt.

Applicatur, s. **Fingersetzung**.

Appoggiato bezeichnet in der Musik und namentlich im Gesange den getragenen, nicht abgesetzten Vortrag, daß also die Töne ohne wahrnehmbare Lücken ineinander übergehen und verschmelzen. Dazu bedient man sich auch der Vorschläge (appoggiatura).

Approchen, s. **Laufgräben**.

Approximation oder Annäherung, ein in der Mathematik viel gebrauchter Ausdruck. Unter den beinahe unübersehbaren Zahlen unserer logarithmischen und trigonometrischen Tafeln sind kaum zehn ganz richtig oder vollständig bekannt, und doch beruhen auf ihnen alle unsere Berechnungen des Himmels und der Erde. Unsere Planetentafeln, unsere Sternkataloge, die ersten Elemente unserer Astronomie sind nichts als Annäherungen. Der erhabenste Theil der Sternkunde, die Theorie der Perturbationen der Planeten untereinander, ist nur aus solchen fragmentarischen Annäherungen zusammengesetzt. Selbst in der rein theoretischen Mathematik gibt es große Partien, wo wir uns blos mit Annäherungen begnügen müssen. Eine große Anzahl Differentialausdrücke kann man nur durch Reihen, viele noch gar nicht integriren. Von den sogenannten irrationalen Größen vermö-

gen wir nicht eine genau anzugeben. Die Auflösung der Gleichungen, dieses wichtigsten Theils der gesammten Mathematik, ist noch in ihrer Kindheit, und so viel sich auch die ersten Geometer aller Zeiten bemüht haben sie zu fördern, so können wir schon die Gleichungen der fünften Ordnung nicht mehr auflösen, und wir müßten einen großen, ja bei weitem den größten Theil unserer Untersuchungen ganz aufgeben, wenn wir uns nicht mit einer genäherten Auflösung der numerischen Gleichungen zufriedenstellen wollten.

April, Monatsname, entweder von aperire, öffnen, weil in ihm die Erde sich zu öffnen scheint, um uns mit ihren Gaben zu beschenken, oder, nach Varro, von Aphrodite, weil der April dieser Göttin besonders geweiht war.

Aprilschicken, ein ehedem gewöhnlicher Scherz, der darin bestand, Jemand am Morgen des 1. April irgendwohin zu schicken, um etwas zu holen oder zu sehen, was entweder gar nicht oder doch nicht an dem bezeichneten Orte zu bekommen oder zu sehen war. Im Orient findet etwas Ähnliches bei dem Hulifeste statt. Da man im Mittelalter in der biblischen Geschichte vorkommende Scenen durch Spiele zu versinnlichen kein Bedenken trug, so sehen Einige diesen Gebrauch als eine Nachäffung eines Umstandes an, welcher bei Jesus Verhöre vorfiel, der nämlich vom Pilatus zum Herodes und von Diesem wieder zum Pilatus geschickt wurde. Daher die Redensart: Jemanden vom Pilatus zum Herodes schicken. Daß zu jenem Spaße der 1. April gewählt wurde, hat wol darin seinen Grund, daß sehr oft in diesen Monat das Osterfest fällt, und daran sich die Erinnerung an die damit in Verbindung stehenden Ereignisse aus dem Leben Jesu knüpft. Andere leiten dies vom Aprilwetter ab. In Frankreich sagt man von Demjenigen, mit welchem ein solcher Scherz getrieben wird: on lui a donné un poisson d'avril.

A priori, Gegensatz von a posteriori. A priori etwas einsehen oder beweisen, heißt, solches aus Gründen thun, welche der wirklichen Erfahrung vorhergehen oder doch von derselben unabhängig sind, z. B. die Sätze der Mathematik; da hingegen eine Einsicht oder ein Beweis a posteriori sich blos auf die wirkliche, an wahrgenommenen Gegenständen gemachte Erfahrung gründet, z. B. die Lehren der Naturgeschichte. Daher auch die Ausdrücke: a priori und a posteriori über etwas urtheilen, etwas beweisen, je nachdem man reine Begriffe oder Erfahrungsthatsachen dabei zu Grunde legt.

Apsīden sind die äußersten Punkte der Planeten- und Kometenbahnen, wo sie der Sonne am nächsten oder von ihr am entferntesten sind. Bei diesen heißen sie noch insbesondere Sonnennähe (Perihelium) und Sonnenferne (Aphelium), in der Bahn des Erdmondes aber Erdnähe (Perigäum) und Erdferne (Apogäum). Die grade Linie, welche die Punkte der Apsīden verbindet, die große Achse der Ellipse, heißt die Apsidenlinie. Sie bewegt sich in der Richtung des Planetenlaufs langsam vorwärts. Wenn die Erde daher jetzt vom Punkte der Sonnenferne ausgegangen ist, so muß sie mehr als einen ganzen Umlauf machen, um wieder dahin zu gelangen. Die Zeit, die sie dazu gebraucht, heißt ein anomalistisches Jahr (s. d.).

Apulejus (L. Lucius), nach Inschriften richtiger Appulejus, geb. zu Madaura in Afrika von angesehenen Ältern um 120 n. Chr., studirte zu Karthago, machte sich darauf zu Athen mit der griech. Literatur, vorzüglich mit der Platonischen Philosophie, vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anstrengung die lat. Sprache erlernte und einige Zeit die Geschäfte eines Sachwalters verrichtete. Die Erbschaft nach dem Tode seines Vaters setzte ihn in den Stand, große Reisen zu machen, auf welchen er sich in die verschiedenen Mysterien einweihen ließ. Arm kehrte er in sein Vaterland zurück, heirathete eine reiche Witwe, deren Verwandte ihn der Zauberei anklagten, wogegen er sich öffentlich vertheidigte und losgesprochen wurde. A. war ein feuriger, rastlos thätiger und mit Witz begabter Mann, den jedoch eine entschiedene Richtung zur Mystik und Magie hinderte sich vollkommen auszubilden; erst später kehrte er von

diesem Wahne zurück. Es fehlt seinem „Goldenen Esel", einem Roman in elf Büchern, wozu er den Stoff aus dem Lucian schöpfte, weder an Witz, Laune und satirischem Gehalt noch an andern poetischen Eigenschaften, aber er ist der Jugend nicht zu empfehlen. Höchst merkwürdig ist in diesem Werke die Episode von Amor und Psyche, die Herder den zartesten und vielseitigsten Roman nennt, der je erdacht worden. Durch sie allein würde des Verfassers Andenken unvergänglich sein, wäre er auch, wie Viele behaupten, nur Überlieferer. Außerdem war A. Verfasser vieler philosophischen und oratorischen Werke, von denen wir noch einige besitzen. Seine Schreibart ist nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, sonderbare Zusammenstellungen, und fällt zuweilen in Blümelei und Schwulst. Die vorzüglichsten Ausgaben der sämmtlichen Werke sind von Casaubonus (Leyd. 1614), Elmenhorst (Frankf. 1621), Oudendorp und Ruhnken und vollendet von Bosscha (3 Bde., Leyd. 1786—1823). Die einzelnen Schriften sind mehrmals besonders herausgegeben und erläutert worden. Der „Goldene Esel" wurde übersetzt von Rode (2 Bde., Dess. 1783).

Apulien, ein Theil der alten Japygiens, von Japyx, dem Sohne des Dädalus, so benannt, umfaßt den südöstl. Theil Italiens bis zum Vorgebirge Leuca. Hier wohnten in den ältesten Zeiten drei verschiedene Völker: die Messapier oder Sallentiner, die Peuketier und die Daunier oder Apuler. Die Peuketier wohnten südl. bis an den Aufidus; nördl. bis an den Garganus die Daunier. Die alt lat. Sagen erzählten von einem König der Apuler, Daunus, der, aus Illyrien vertrieben, sich in diesem Theile Italiens niederließ. Zu ihm ließ man nach der Sitte, die Helden des trojan. Kriegs auf ihren Irrfahrten auch nach Italien gelangen zu lassen, den Ätoler Diomedes kommen, der, im Kriege mit den Messapiern, von Daunus unterstützt, dann um die Früchte des Siegs betrogen und getödtet wurde. Die alten Namen hat nur die röm. Dichtkunst beibehalten. Die Geschichte der Römer nennt uns keine Könige der Apuler mehr, aber als bedeutende Städte Arpi, Luceria und Canusium. Den Fluß Apuliens, Aufidus, hat Horaz, der zu Venusia in demselben Lande geboren war, verherrlicht. Der zweite punische Krieg wurde Jahre lang in Apulien geführt. Cannä, jetzt das Dorf Canna, ward durch die Niederlage der Römer berühmt. Das heutige **Apuglia** bildet eine Abtheilung des Königreichs Neapel, zerfällt in die Provinzen Molise, Capitanata, Terra di Bari und Terra di Otranto mit den Hauptstädten Taranto (s. **Tarent**), Otranto und Brindisi (s. **Brundisium**). Das Land ist sehr entvölkert und bietet einen traurigen Überrest der alten Größe und Herrlichkeit dar, die Geschichte und Dichtkunst verherrlichten. Vgl. Tommasini's (Westphal's) „Spaziergang durch Calabrien und Apulien" (Konstanz 1828).

Aquäduct, Wasserleitung, ein Bau, vermöge dessen das Wasser von einem Orte zum andern geleitet wird. Ihr Ursprung fällt in die frühesten Zeiten; schon Sesostris in Ägypten, Semiramis in Babylon, Salomo und Hiskia unter den Israeliten bauten Aquäducte. Die größten Werke dieser Art aber haben die Römer sowol in Rom als in den Provinzen aufgeführt, und die Überreste derselben gehören zum Theil zu den bewunderungswürdigsten Denkmälern der röm. Baukunst. Die Römer hatten sehr viele solcher Wasserleitungen, die mit ungemeinen Kosten erbaut wurden, und das Wasser 30, 40 und mehr deutsche Meilen in gemauerten Kanälen nach den Städten leiteten. Diese Kanäle zogen wie Brücken, auf Arkaden und Bogen gespannt, über Thäler, Seen und Flüsse, oder durchbrachen Berge und Felsen. Noch in ihren Trümmern erregen sie unsere Bewunderung, und keine neuere Nation hat solche Denkmäler ihres Kunstfleißes und ihrer Liebe zu dem Vaterlande aufzuweisen; denn die meisten jener Aquäducte waren das Werk röm. Bürger, die dadurch ihrem Vaterlande nützen und ihren Namen auf die Nachwelt bringen wollten. Sie waren beinahe sämmtlich von Backsteinen erbaut und diese so fest aneinander gekittet, daß man jetzt noch Mühe hat, Stücke von ihnen loszuschla-

gen. Der Consul Frontin, der die Aufsicht über diese Wasserleitungen während der Regierung des Kaisers Nerva hatte, ließ neun solcher Aquäducte bauen, welche zusammen 13,594 Röhren hatten. Vigerius erzählt, daß durch die Wasserleitungen Roms diese Stadt jeden Tag über 100 Millionen Maß Wasser erhielt. Der Aquäduct von Metz, von welchem noch beträchtliche Ruinen übrig sind, der von dem heutigen Segovien und viele andere in den entferntesten Provinzen sind von solcher Ausdehnung, daß sie, in unsern Zeiten erbaut, den Reichthum eines ganzen Volkes erschöpfen würden.

Aquarell, s. Wasserfarben.

Aquatinta, Kupferstechen in getuschter Manier, wodurch man besonders Zeichnungen in Tusch, Bister, Sepia u. s. w. glücklich nachahmt. Es gibt davon mehre Arten. Bei der ersten wird die Platte, nachdem vorher die Umrisse auf derselben radirt und eingeätzt sind, mit feinem gepulverten Mastix oder Kolophonium übersiebt, dann über Kohlen gewärmt, damit der Mastix auf der Platte anschmelze. Auf diese Art entstehen zwischen jedem Mastixkörnchen unmerkliche Zwischenräume, auf welche hernach das Scheidewasser wirken muß. Bei der Arbeit selbst wird sodann wie bei der schwarzen Kunst verfahren, nur daß man bei dieser den Schaber, bei jener den Pinsel braucht, und mit einem schwarzgefärbten Deckfirniß, den das Scheidewasser nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchste Licht wird zuerst gedeckt, und dann die Platte geätzt, so lange es für den schwächsten Ton der Schattenpartien nöthig ist. Alsdann wird durch alle im Originale befindliche Abstufungen so lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrig bleibt als die stärksten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Diese Manier ist die beste für historische und architektonische Gegenstände, bei Landschaften hingegen, wo der Baumschlag mehr Freiheit des Pinsels erfodert, ist eine andere Art vortheilhafter anzuwenden. Es wird nämlich die Platte, wie beim Radiren, mit einem guten Ätzgrund überzogen; dann arbeitet man mittels des Pinsels mit Spik- oder Terpentinöl, dem etwas Lampenruß zugesetzt wird, auf die grundirte Platte wie auf Papier. Das Öl erweicht den Ätzgrund, welcher sich mit einer feinen Leinwand abwischen läßt, worauf alle mit dem Pinsel gemachte Striche im Kupfer zum Vorschein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der ersten Art, mit einem feinen Mastix übersiebt, angeschmolzen und dann geätzt. Dies Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehrmals wiederholt werden. Durch eine glückliche Vereinigung beider Arten läßt sich die Harmonie in dieser Manier bis zu einem hohen Grade der Ausführung erreichen und vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von derselben Tinte vorkommen, ist die erste neben der zweiten von der besten Wirkung. In Frankreich und in der Schweiz bedient man sich auch der Roulette hierzu, eines stählernen, auf seiner Oberfläche rauhen Rädchens oder Wälzchens, mit mehren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat sie von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinsicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flacher in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimmt man mit einem Schaber das herausgegrabene Korn hinweg. Die engl. Aquatintablätter werden wieder anders gearbeitet. Dort wird die Platte, wie bei der schwarzen Kunst, über und über rauh gemacht, die höchsten Lichter mit dem Schaber und Grabstahl herausgehoben, und die Platte mit Scheidewasser geätzt, welches mit einem Glaspinsel aufgetragen wird. Offenbar schickt sich die geätzte Manier besser zu den tiefsten Schatten und den großen Massen, die Roulette hingegen besser zu den Halb- und kleinen Schatten und den vorkommenden Schraffirungen. Die Aquatintamanier ist erst seit kurzer Zeit in England und Deutschland aufgekommen; die Engländer aber verzieren, seit Gilpin den Ton dazu angab, ihre literarischen Werke meistentheils mit Kupferstichen in dieser Manier.

Aqua Tofana oder Toffana, auch Acquetta di Napoli, di Perugia,

della Toffa genannt, ein Gifttrank, der zu Ende des 17. Jahrh. in Neapel außerordentliches Aufsehen machte, dessen Geschichte aber noch ziemlich dunkel ist. Eine Sicilianerin Tofana, welche zuerst zu Palermo lebte, nachher, als die Obrigkeit auf sie aufmerksam ward, nach Neapel flüchtete, soll Erfinderin dieses Trankes sein und ihn an junge Frauen verkauft haben, wenn sie gern andere Männer haben wollten. Zur größern Täuschung nannte sie denselben Manna von St.-Nicolas von Bari, aus dessen Grabe der Aberglaube ein für viele Krankheiten wunderthätiges Öl hervorfließen ließ. Nachdem durch ihren Trank mehre hundert Menschen den Tod gefunden hatten, ward sie 1709, ungeachtet es ihr gelang, in ein Kloster zu flüchten, dennoch eingezogen, gefoltert und nach Einiger Nachricht erdrosselt. Andere dagegen versichern, daß sie noch 1730 im Kerker gelebt habe. Außer ihr verstanden auch Andere dieses Gift zu bereiten, und selbst jetzt noch soll es von einer Familie in Perugia als Geheimniß zubereitet werden. Gewöhnlich wird die Aqua Tofana als ein klares, farb-, geschmack- und geruchloses Wasser beschrieben, wovon fünf bis sechs Tropfen hinreichend waren, den Tod zu geben, der langsam, ohne Schmerzen, Entzündungen, Zuckungen oder Fieber, unter allmäliger Abnahme der Kräfte, Lebensüberdruß, Mangel an Eßlust und beständigem Durst erfolgte. Daß man den Tag des Todes vorher habe bestimmen können, ist unstreitig Fabel. Als neueres Beispiel einer Vergiftung durch Aqua Tofana wird der Tod des Papstes Clemens XIV. angeführt. Von der Bereitung dieses Giftes erzählt man die wunderlichsten Märchen; so soll der Geifer rasender oder gewaltsam, z. B. durch fortgesetzten Kitzel, aufgeregter Menschen ein wesentlicher Bestandtheil sein. Garelli, erster Leibarzt Karl VI., wollte aus dem Munde des Kaisers selbst, dem die Acten des Processes der Verbrecherin vorgelegt wurden, gehört haben, daß Tofana nichts Anderes sei, als eine wässerige Auflösung des krystallisirten Arseniks mit einem Zusatze von Herba Cymbalariae; so erzählt wenigstens Fr. Hoffmann, der einen Brief Garelli's über diese Sache erhalten zu haben vorgab. Auf dasselbe Resultat wurden auch Andere bei ihren Untersuchungen geführt. Nach Ozanam, welcher die neuesten Nachforschungen über dieses Gift in Italien selbst anstellte, führte auch eine Bleizuckerauflösung und eine Flüssigkeit, die durch Destillation von Kanthariden mit Wasser und Alkohol entsteht, den Namen Aqua Tofana.

Äquator, Gleicher, Mittellinie. 1) Der Himmelsgleicher. Man versteht darunter denjenigen eingebildeten größten Kreis der Himmelskugel, auf dessen Ebene die Weltachse senkrecht steht, der von den Weltpolen überall um 90° entfernt ist, dessen Pole mithin die Weltpole sind, sowie seine Achse zugleich die Weltachse ist. Er theilt die Himmelskugel in die nördl. und südl. Halbkugel. Bei ihrem scheinbaren jährlichen Umlaufe tritt die Sonne zweimal in den Äquator. (S. Äquinoctium.) Alsdann sind Tag und Nacht gleich; daher der Name Äquator. 2) Der Erdgleicher, auch Äquinoctiallinie, und von den Seefahrern überhaupt die Linie genannt, daher die Redensart die Linie passiren, ist derjenige größte Kreis unserer Erdkugel, der von den Polen derselben in allen Punkten um 90° absteht. Seine Pole sind die Erdpole, und seine Achse die Erdachse. Er fällt in die Ebene des Himmelsgleichers. Durch ihn wird unsere Erdkugel in die nördl. und südl. Halbkugel getheilt. Nach seiner Richtung erfolgt die tägliche Umdrehung der Erde. Er durchschneidet das mittlere Afrika, in Asien die Inseln Sumatra, Borneo, Celebes u. s. w., das Südmeer, Südamerika an der Grenze von Terra firma und das Weltmeer. Da alle Erdgegenden, welche der Äquator durchschneidet, während des ganzen Jahres Tag- und Nachtgleiche haben, so wird dadurch die Hitze sehr gemildert. Es erfreuen sich sogar die Länder, welche hoch über der See liegen, oder Städte, die auf hohen Bergen erbaut sind, wie Quito, ungeachtet ihrer Lage unter dem Äquator, eines immerwährenden Frühlings, und klagen wol selbst über Kälte. Äquatorhöhe eines Orts auf der Oberfläche der Erde ist gleich dem Bogen, der zwischen dem nächsten Pole und diesem Orte ent-

halten ist. London z. B. ist 38° 29′ von dem Nordpole entfernt, also ist auch die Äquatorhöhe Londons gleich 38° 29′. Um diesen Winkel sieht man nämlich in London den höchsten Punkt des Himmelsgleichers über dem Horizonte erhoben. Um die Polhöhe des Ortes zu erhalten, nimmt man diese Zahl von 90° hinweg, und London hätte demnach 51° 31′ Polhöhe, d. h. der Nordpol erscheint in London in diesem Winkel von 51° 31′ über dem Horizonte erhoben. Äquatorhöhe und Polhöhe ergänzen also einander zu 90° oder zu einem rechten Winkel. Die Polhöhe eines Ortes wird in der mathematischen Geographie auch die geographische Breite dieses Orts genannt.

Aquaviva, General der Jesuiten (s. d.).

Aquila, früher Amiternum, der Geburtsort des Geschichtschreibers Sallustius, Hauptstadt des Abruzzo ulteriore II. im Gebirge des Apennins, am Pescara, mit 10,000 Einw., ist als Vereinigungspunkt mehrer Straßen von strategischer Wichtigkeit und hat eine Citadelle, die 1815 und 1821 beim ersten Erscheinen der Östreicher übergeben wurde. (S. Abruzzen.)

Aquileja, jetzt auch Aglar, früher Velia oder Aquila, zur Zeit der röm. Kaiser eine blühende Handelsstadt am adriat. Meere und am Timavus in Oberitalien, wurde 168 durch Marc Aurel zur ersten Festung des Reichs erhoben. Sie war der Schlüssel Italiens gegen die Barbaren und wurde ihres Reichthums wegen zuweilen Roma secunda genannt; auch war sie später der Sitz eines Patriarchen, dessen Diöces 1750 in die Erzbisthümer Udine und Görz (später Laibach) getheilt wurde. In A. verlor Kaiser Maximin, und in der Nähe Konstantius im Kampfe mit seinem Bruder Konstans das Leben. Durch Attila ward die Stadt nach der Schlacht auf den catalaunischen Feldern 452 zerstört. Die Einwohner flüchteten auf die Inseln, wo nachher Venedig erbaut wurde. Später entstand hier wieder eine unbedeutende Stadt, der Geburtsort des Paulus Diakonus, die jetzt zu dem triester Kreise des östr. Königreichs Illyrien gehört; sie hat etwa 1500 Einw., welche sich hauptsächlich von Fischerei nähren. Die Fremden besuchen den Ort wegen der röm. Alterthümer. Zu A. wurden 381, 558, 698 und 1184 Kirchenversammlungen gehalten.

Äquilibrist ist ein Mensch, welcher seinen Körper auch bei den unnatürlichsten Stellungen und den gewagtesten Bewegungen dennoch im Gleichgewicht zu erhalten versteht, der z. B., obschon er zu stürzen scheint, dennoch sich aufrecht erhält und den Schwerpunkt nicht verliert. Jeder Seiltänzer muß zugleich Äquilibrist sein. Indien ist das wahre Vaterland derselben, denn es grenzt an das Unglaubliche, was die ind. Äquilibristen leisten. Unter den Europäern haben die Franzosen und Italiener die meisten Anlagen zu äquilibristischen Fertigkeiten. Nicht selten nimmt man Äquilibristen mit Gauklern, Taschenspielern und andern Kunststückmachern für gleichbedeutend.

Äquinoctialstürme. Zur Zeit der beiden Nachtgleichen reinigen heftige Stürme die Luft und wühlen das Meer so auf, daß selbst die Häfen nicht immer Schutz gewähren. Anfang und Dauer dieser Orkane lassen sich nicht genau angeben, so wenig als die Gründe dieser Erscheinung.

Äquinoctium, Nachtgleiche, die Zeit im Jahre, wo Tag und Nacht einander gleich sind; daher die Dauer des Tages 12 Stunden beträgt, und die Sonne genau um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr untergeht. Dies ist zweimal im Jahre der Fall: im Frühling um den 20. März und im Herbst um den 22. Sept., jedes Mal wenn die Sonne im Äquator steht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbstnachtgleiche den des Herbstes; zu allen andern Zeiten ist die Länge des Tages und der Nacht für alle Orte unter dem Äquator ungleich, dieser Unterschied aber um desto größer, je mehr man sich dem einen oder dem andern Pole nähert, dagegen unter gleichen Breiten allenthalben von gleicher Größe. Unter der Linie sind während des ganzen Jahrs Tag und Nacht sich gleich. Auf der uns entgegengesetzten Halbkugel unserer Erde nimmt zwar die Ungleich-

heit der Tage in demselben Verhältniß wie die Breite zu, nur daß dort die Tage zunehmen, wenn sie bei uns abnehmen, und umgekehrt. (S. Frühling, Herbst, Vorrücken der Nachtgleichen.)

Äquipollenz, in der Logik das Verhältniß gleichgeltender Urtheile. Gleichgeltende (äquipollente) Urtheile aber sind solche, welche gleichen Inhalt haben, und sind es in logischer Hinsicht, wenn die Verschiedenheit derselben nicht blos im Ausdrucke beruht (grammatisch ist), sondern in der Form des Gedankens. So sind die Sätze: Aristoteles war des Alexander Lehrer, und Alexander war des Aristoteles Schüler, in logischer Hinsicht äquipollente Sätze. Da nun dieses Verhältniß von der Art ist, daß, wenn ich den einen solcher Sätze für wahr erkläre, ich auch den andern als wahr annehmen muß, mithin beide für einander gesetzt werden können: so beruht auf diesem Verhältnisse die Classe von unmittelbaren Schlüssen, welche man Gleichgeltungsschlüsse nennt.

Aquitanien, der lat. Name einer röm. Provinz in Gallien, welche die Gegenden an der Küste des Oceans von der Garonne bis an die Pyrenäen und vom Meere bis Toulouse umfaßte. Augustus erweiterte sie bis an die Loire. Die Anwohner dieses westl. Küstenlandes hießen bei den Celten Aremoriker und waren vermuthlich iberische, beim Vorrücken der Celten nach Westen gedrängte Stämme; sie trieben Seehandel. In Aquitanien stifteten die Westgothen nach 412 ein Königreich, welches durch Clodwig gestürzt wurde. Unter der schwachen fränk. Regierung nahmen seit 653 die Statthalter den Titel und die Macht eines Herzogs von A. an, bis sie 768 durch Pipin vertrieben wurden. Durch Karl den Großen ward A. 778 wieder ein Königreich und seinem Sohne Ludwig zu Theil, der es später Arnulf I. als Herzogthum in Lehn gab. Durch Verheirathung kam A. 1137 an Ludwig, König von Frankreich, als dieser aber seine Gemahlin verstieß, durch ihre Hand 1150 an Heinrich II., König von England, und erst durch Karl VII. 1483 an Frankreich zurück; seitdem ging der Name A. in Guyenne über.

Äquivalenz, in Beziehung auf den Werth der Dinge gleichbedeutend mit Äquipollenz. **Äquivalent** aber heißt die Summe, welche als Entschädigung für eine veräußerte, entzogene oder verschlechterte Sache oder auch zur Ablösung eines Anspruchs bezahlt wird.

Ära, s. Chronologie.

Arabeske, s. Groteske.

Arabici, nannte man die christliche Sekte in Arabien, von welcher Eusebius zuerst erzählt. Nach ihrer Lehre starb die Seele mit dem Leibe, um mit diesem zugleich am jüngsten Tage wiedererweckt zu werden. Origenes widerlegte sie. Späterhin kehrten solche Meinungen oft wieder; im Mittelalter wird eine Sekte Thnetopsychiten, von ganz gleicher Lehre, erwähnt. Es hingen diese Vorstellungen mit der falsch gedeuteten Auferstehungslehre der Kirche zusammen.

Arabien, eine Halbinsel von ungefähr 50,000 □M. mit 12 Mill. Einw., der westlichste Theil des südl. Asiens, von den Einwohnern Dschesiret el Arab, von den Türken und Persern Arabistan genannt, liegt zwischen dem arab. und pers. Meerbusen, ist nördl. von den großen Wüsten Irak und Dschesira, südl. vom arab. Meere umgeben, und hängt nordwestl. durch die Landenge Suez mit Afrika zusammen. Statt der alten Eintheilung in das wüste, felsige (auch peträische, von dem sonst festen Petra, dem Stapelplatze des röm.-pers. Handels, so genannt) und glückliche Arabien, die Ptolemäus anführt, nimmt man die natürliche Abmarkung an, welche das mit Aloen, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muskatennuß- und vorzüglich Kaffeebäumen bedeckte Küstenland von dem Binnenlande scheidet, das aus einer Wüste voll Flugsand mit Dornen und salzigen Kräutern besteht. Im Lande selbst gilt die Eintheilung in sieben Provinzen: 1) Jemen (3240 □M., 3 Mill. Einw.), wird erblich von dem Khalifen oder Imam von Jemen regiert, der die Hoheit des Khalifats im Hause Osman's anerkennt und zu Sanaa seinen Sitz

hat. Seit 1818 mußte sich Jemen zu einem jährlichen Tribute von 2000 Ctn. Kaffee gegen den Vicekönig von Ägypten verbindlich machen. Die Hauptstadt Aden liegt in Trümmern; der vorzüglichste Handelsplatz ist die ärmliche Stadt Mokka, indem von der arab. Küste vorzüglich Gummi, Weihrauch und Myrrhen eingeführt werden. 2) Oman unter dem Imam von Maskat, der auch mehre Besitzungen auf der pers. und afrik. Küste hat, wie die Insel Sokotorah, wo die Aloe am besten gedeiht. Die Hauptstadt Maskat mit etwa 12,000 Einw. hat vorzüglich starken Verkehr mit Indien. 3) Hadschar, dessen Häfen am pers. Meerbusen Seeräuber benutzten, welche neuerdings durch die Engländer gezüchtigt wurden. In der Nähe der Bahareininseln werden viel Perlen gefischt. 4) Nedschd, fast ganz unbekannt, das Stammland und der Hauptsitz der Wahabis (s. d.) oder Wechabiten mit deren Hauptstadt Derejeh, wo ein Emir seinen Sitz hat. Einigen Aufschluß über diese Provinz gibt Mengin's „Hist. d'Égypte sous Mohammed Ali" und eine Karte von Jomard (1823). 5) Hedschas, das obere Küstenland des arab. Busens. Hier ist das heilige Land der Mohammedaner, Mekka, Medina (s. d.) u. s. w. Unweit dem Thale Moses sind die merkwürdigen Überreste von dem in einer Steppe und Felsenschlucht entdeckten Petra, der Hauptstadt im Lande der alten Nabathäer, und Jerrasch. An der Küste liegt der bedeutende Handelshafen Dschidda in der syr. Wüste Palmyra (s. d.) in Ruinen. 6) Hadramaut an der Südküste, mit den elenden Küstenstädten Scheher, Dafar, Merbat. 7) Die Halbinsel des Berges Sinai, welche etwa 4000 Beduinen bewohnen. An der Westküste A.'s ziehen sich hohe Gebirge (in diesen der Sinai und Horeb) hin, die im N. mit den syr. Gebirgen zusammenstoßen und mit den ostasiat. Urgebirgen in Verbindung stehen. Von den Flüssen, die nur durch große Regengüsse entstehen und selten das Meer erreichen, ist der Aftan der bedeutendste; die nördl. Grenze wird vom Euphrat berührt. Das Klima ist höchst verschieden; Gegenden, wo es die Hälfte des Jahres hindurch regnet, wechseln mit solchen ab, wo der Thau Jahre lang den Regen ersetzen muß; die größte Kälte auf den Höhen mit der drückendsten Hitze in den Ebenen, feuchte Winde mit dem trockenen, lebensgefährlichen Samum. Der Boden besteht aus Sandwüsten und den fruchtbarsten Gefilden; Weizen, Reis, Kaffee, welcher hier in seiner Heimat von hochstämmigen Bäumen gewonnen wird, Manna, Zuckerrohr, Baumwolle, Südfrüchte, Sennesblätter, Gummi, Aloe, Myrrhen, Taback, Indigo, wohlriechende Hölzer, Balsam u. s. w. sind die reichen Erzeugnisse A.'s, das auch Edelsteine, Eisen und andere Metalle, mit Ausnahme des Goldes, besitzt; doch wollen auch letzteres die Alten in Flüssen und in der Erde gediegen gefunden haben. In der Wildniß leben Büffel, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchse, Strauße u. s. w., unter den Hausthieren steht obenan das Pferd der edelsten Gattung; außerdem finden sich in A. viele Kameele, vorzüglich Dromedare, Schafe mit Fettschwänzen und viel Geflügel.

Die Einwohner bestehen zum größten Theile aus den eigentlichen Arabern, mit eigner Sprache, von mohammedanischer Religion und eigenthümlicher Lebensart. Wie zu den ältesten Zeiten leben die Araber noch jetzt nomadisch in patriarchalischer Einfachheit als Hirten und Ackerbauer; ein leidenschaftliches Gefühl für Freiheit, Unabhängigkeit und Recht erhält sie in einer Verfassung, die in gewisser Hinsicht sie zu glücklichen Menschen macht. Das alte „Friede sei mit dir!" ist auch jetzt ihr gewöhnlicher Gruß. „Sei willkommen! was brauchst du?" ist die Anrede an einen Fremden, der mit einem „Gott vergelt' es euch!" die Zehrungskosten abträgt. Dabei treiben sie Räuberei, doch nie mit Verletzung des Gastrechts. Dieses kriegerische Volk besitzt viel Geschicklichkeit in gymnastischen Künsten. Nur in den heißen Ebenen färbt die Haut des Arabers sich braungelb; eine abhärtende Erziehung, Reinlichkeit und Mäßigkeit sichern ihn vor Krankheiten. Sie nennen sich auch Beduinen (s. d.) und unterscheiden sich durch ihre Lebensweise von den Mauren, die in Häusern leben, Ackerbau ausschließlich und Gewerbe und Handel treiben.

Vgl. Burckhardt's „Notes of the Bedouins" (Lond. 1830). Außer den Ureinwohnern sind Christen, Juden, Türken und Banianen im Lande wohnhaft. Ehemals war A. der Hauptsitz des phöniz. Landhandels; gegenwärtig ist sein Land- und Seehandel fast ganz in fremden Händen; der erstere wird durch Karavanen betrieben. Auf den hohen Schulen der Araber wird Astronomie oder vielmehr Astrologie, Arzneikunde und sogenannte Philosophie gelehrt; auch Geschichte und Dichtkunst werden getrieben; die Beduinen bleiben ganz unwissend. Ihre Verfassung ist einfach: die Oberhäupter heißen Emir und Scheikh oder Schech, die Richter Kadi. Der türk. Sultan heißt zwar der Oberherr des Landes, der freisinnige Araber spottet aber der ohnmächtigen Befehle des tiefgesunkenen Herrscherhauses und gehorcht nur, wenn es ihm gefällt. Die Geschichte der Araber vor Mohammed ist dunkel und wegen geringer Verbindung mit der übrigen Welt von geringem Interesse. Die Ureinwohner von A. heißen bei den heutigen Arabern Bajaditen, Verlorene. Sich selbst leiten diese theils vom Joktan oder Kahtan, theils von Ismael her; die Nachkommen Jenes nennen sich vorzugsweise Araber, die des Letztern Mostaraber, d. i. Arabisirte. Der Name Araber bedeutet Abendländer, denn das sind sie den Asiaten; in Europa und Afrika nannte man sie Sarazenen, Morgenländer. Die ältern arab. Geschichtschreiber verstehen unter A. nur Jemen; Hedschas (das steinige) rechnen sie theils zu Ägypten, theils zu Syrien, und das übrige Land heißt bei ihnen die syr. Wüste. Die Fürsten (Tobbai) dieser Länder waren vor Alters sämmtlich aus dem Stamme Kahtan, aus welchem das Geschlecht der Homeiriten 2000 Jahre lang über Jemen herrschte. Die Araber Jemens und eines Theils des wüsten A.'s lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Ostindien, Persien, Syrien und Habesch, nach welchem letztern Lande sie viele Colonien sandten, und das wahrscheinlich ganz von A. aus bevölkert wurde. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadisch in der Wüste umher. Die Religion der Araber in der Zeit der Unwissenheit, wie sie die Periode vor Mohammed nennen, war im Allgemeinen Anbetung der Gestirne; jedoch bei den verschiedenen Stämmen mit großer Verschiedenheit, indem jeder einem andern Sternbilde die höchste Verehrung bewies. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtausende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenl. Eroberer, durch Wüsten und Meere ebenso sehr als durch ihren Arm beschützt. Weder die babylon. und assyr. noch die ägypt. und pers. Könige vermochten sie zu unterjochen. Endlich von Alexander dem Großen bezwungen, benutzten sie nach seinem Tode die Uneinigkeit seiner Feldherren und Nachfolger zur Wiedererwerbung der Unabhängigkeit. Ja es dehnten in diesem Zeitraume die nördl. Fürsten des Landes ihre Herrschaft bis über die Grenze von A. aus. Von jeher hatten die arab. Nomaden, besonders zur Winterszeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa gestreift. Jetzt unterwarfen sie sich einen Theil davon gänzlich, der daher noch Irak Arabi genannt wird. Der Stamm Esd aus Jemen zog nach Syrien an den Fluß Gassan und stiftete dort den Staat der Gassaniden. Drei Jahrhunderte nach Alexander rückten die Römer an ihre Grenzen, und Hadrian drang 116 n. Chr. am tiefsten in das Reich ein. Die getheilten Araber konnten den röm. Heeren nicht überall mit Erfolg widerstehen, und obgleich ihr Land nie völlig zur Provinz gemacht wurde, so blieben doch wenigstens die nördl. Fürsten in einer gewissen Abhängigkeit von den Kaisern und wurden als ihre Statthalter angesehen. Freier erhielten sich die alten Homeiriten in Jemen, gegen die ein Zug zur Zeit des Augustus mislang. Ihre Hauptstadt Saba wurde durch eine Überschwemmung zerstört. Mit der Schwäche der röm. Monarchie vermehrte sich das Streben nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche eine Vereinigung aller arab. Stämme leicht erlangt haben würde; aber zerstreut und zerspalten, wie sie waren, brachten sie in diesen Kämpfen viele Jahrhunderte zu, während welcher das mittlere Hochland (Nedschd) der Schauplatz jener ritterlichen, von arab. Dichtern vielfach besungenen Fehden war, bis ein begeisterter Mann ihnen durch Mittheilung seines Feuereifers

Einheit und durch die Einheit Stärke gab. Das Christenthum fand früh viele Anhänger; es gab selbst mehre Bischöfe, die den Metropoliten zu Bosro, in Palästina an der arab. Grenze, anerkannten. In der Stadt El hîra unfern des Euphrat waren viele arab. Christen und Klöster, und der dortige König Ennoomân ben el mondsir nahm selbst nicht lange vor Mohammed das Christenthum an. Doch konnte der uralte Sternendienst nicht ganz verdrängt werden. Das Ankämpfen der Araber gegen den röm. Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Morgenlande verfolgten Ketzer zu ihnen, besonders Monophysiten und Nestorianer, durch deren Glaubensschwärmerei jene Widerstrebungen noch mehr entflammt wurden. Auch die Juden waren seit der Zerstörung Jerusalems in A. sehr zahlreich und machten sogar, vorzüglich in Jemen, Proselyten. Der letzte König der Homeiriten (Himjariten) war jüdischen Glaubens, und seine Verfolgungen der Christen zogen ihm 502 mit dem Könige von Äthiopien einen Krieg zu, der ihm Thron und Leben kostete. Die so große Verschiedenheit der Sekten erregte bei Vielen Gleichgültigkeit, und in dieser liegt die Hauptursache von dem schnellen Gelingen des Unternehmens Mohammed's, eine neue Lehre aufzustellen. Mit ihm, der die Araber zu welthistorischer Wichtigkeit erhob, beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte dieses Volks. (S. Mauren und Khalif.) Die Geschichte A.'s haben Marigny (übers. von Lessing, 3 Bde., Berl. 1752) und Cardonne (übers. von Murr, 3 Bde., Nürnb. 1760), die Erdkunde Niebuhr, Seetzen, Burckhardt, Buckingham und Sadler gefördert.

Arabische Literatur und Sprache. Über die erste Cultur und Literatur Arabiens haben wir nur einzelne Angaben. Daß daselbst frühzeitig die Poesie geblüht habe, läßt sich schon aus den Naturanlagen der Bewohner schließen, die man als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, stolz und für den Ruhm empfänglich kennt. Schon das A. T. rühmt die kunstreichen Sprüche der Königin von Saba. Die in den fruchtreichen, paradiesischen Gegenden des glücklichen A.'s unter ihren Scheikhs umherziehenden Nomaden hatten Alles, was die Naturpoesie begünstigt, lebhafte Empfindung und warme Phantasie. Ebenso sehr weckte aber auch das mit Gefahren und Beschwerden verbundene Leben in dürren Sandwüsten und unter nackten Felsen eine männliche und wilde Dichtkunst. Schon in der Zeit vor Mohammed wurden viele Dichter, welche die Fehden und die Schönen besangen, unter den Arabern berühmt. Als ältester Dichter wird bei ihnen erwähnt Mohalhel ben rebîa, welcher den Tod seines Bruders Koleib ben rebîa besang. Auf der Messe zu Mekka, und im 5. Jahrh. n. Chr. zu Okadh, wurden poetische Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben (Modsahhabât, d. i. vergoldete), und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt (Moallakât, d. i. aufgehängte). Die Sammlung der Moallakât enthält sieben Gedichte von sieben Dichtern: Amralkeis, Tharafah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben kulthum und Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Einbildungskraft, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Freiheitsgeist, Glut in Rache und Liebe zeichnen sie aus. Vgl. „Die hellstrahlenden Plejaden am arab. poetischen Himmel", übers., erläutert und mit einer Einleitung von Hartmann (Münster 1802). Ebenso berühmt waren damals als Dichter Nabega, Farasdak, Dscherir u. A. Mit Mohammed eröffnete sich die glänzendste Zeit der Araber, und bald darauf auch ihrer Literatur. Als von Gott gesandten Propheten kündigte er sich seinen Landsleuten an und legte Glaubens- und Lebenslehren in dem poetischen Koran (s. d.) nieder. Von Abubekr, dem ersten Khalifen nach Mohammed's Tode, wurde diese aus einem dogmatischen und einem praktischen Theile bestehende Bibel der Araber gesammelt und von Othman, dem dritten Khalifen, berichtigt und bekannt gemacht. Hierdurch wurde die Schriftsprache, die erste literarische Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber bestimmt.

In ihrer glücklichen Lage zwischen zwei Welttheilen schienen die Araber zwar sehr geeignet für den Handel, weniger aber für Eroberung, zumal da im wüsten und steinigen Theile nur umherziehende Horden wechselsweise von Räuberei und Viehzucht lebten. Dem Mohammed aber war es gelungen, sich ganz Arabien zu unterwerfen, ihm eine religiös-militairische Verfassung zu geben und den Geist der Tapferkeit, der längst den Arabern eigen war, durch einen schwärmerischen Religionseifer noch mehr zu befeuern. Als er ohne männliche Nachkommen 632 gestorben war, wählten seine Anhänger einen Khalifen, d. h. Nachfolger, unter welchem der Geist der Eroberung sich der Araber zu bemächtigen anfing. Wie ein reißender Strom verbreiteten sie sich schnell, und schon 80 Jahre nach Mohammed's Tode erstreckte sich das Reich der Araber von Ägypten bis Indien, von Lissabon bis Samarkand. Während dieses Zeitraums beseelte sie nur kriegerische Schwärmerei, unter deren Herrschaft die zarten Blüten des Geistes niemals gedeihen. Die Zeit und der Umgang mit gebildeten Nationen verdrängten allmälig den rohen Sinn, und mit der Regierung der Khalifen aus der Familie der Abbassiden seit 750 begann auch Beförderung der Wissenschaften und Künste. Am glänzenden Hofe Al Mansur's zu Bagdad fanden sie zuerst Unterstützung; Harun el raschid 786—808 aber war es, der seinen Landsleuten dauernde Liebe zu ihnen einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in sein Reich, die er fürstlich belohnte, ließ die Werke der vorzüglichsten griech. Schriftsteller ins Arab. übersetzen und diese Übersetzungen durch viele Abschriften verbreiten. Al mamun, der kurz nach ihm regierte, bot dem griech. Kaiser 100 Ctnr. Gold und einen beständigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo nur auf einige Zeit zu seinem Unterricht überlassen wollte. Unter seiner Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Basra, Bokhara, Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Kairo angelegt. Der Khalif Motasem, gest. 841, wirkte in gleichem Sinne und Geiste, und mit der Dynastie der Abbassiden in Bagdad wetteiferte die Dynastie der Omajjiden in Spanien. Was Bagdad für Asien, war die hohe Schule zu Cordova für Europa, wo überhaupt im 10. Jahrh. die Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntnisse fast nirgend eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die sich mit Aufsammlung derselben beschäftigten, und sie in drei Welttheilen verbreiteten. Bald nach 900 reiste man aus Frankreich und andern europ. Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren. Außer Cordova hatten die Araber in Spanien 14 Akademien, viele Elementar- und höhere Schulen errichtet. Sie hatten daselbst fünf öffentliche Bibliotheken, und Casiri nennt 17 Araber in Spanien, die gelehrte Reisen unternommen haben. So schnelle Fortschritte hatte diese, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Koran, auf Poesie und Beredtsamkeit eingeschränkte Nation gemacht, seitdem sie mit der Wissenschaft der Griechen sich befreundet hatte. In der Geographie, Geschichte, Philosophie, Medicin, Physik, Mathematik, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und Astronomie hat ihr Fleiß sehr glücklich und nützlich gewirkt, und mehre arab. Kunstwörter, z. B. Almanach, Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. a. m., ja selbst die Zahlzeichen, welche wir von ihnen erhalten haben, obgleich eigentlich indischen Ursprungs, zeugen noch von ihrem Einfluß auf die geistige Bildung Europas. Im Mittelalter verdankt die Erdkunde den Arabern das Meiste. Vorzüglich erweiterten sie in Afrika und Asien die Grenzen der bekannten Welt. In der nördl. Hälfte von Afrika drangen sie bis an den Niger vor, und kamen westl. bis an den Senegal, östl. bis zum Cap Corrientes. Schon im Anfang ihrer Eroberungen mußten, auf Befehl der Khalifen, die ausgesandten Feldherren die bezwungenen Länder geographisch verzeichnen. Asiens Länder, Völkerschaften und Eigenthümlichkeiten waren ihnen größtentheils bekannt; sie erweiterten die Kenntniß von ihrem Vaterlande Arabien, von Syrien und Persien, und verschafften wenigstens einige Aufklärung über die

große Tatarei, das südl. Rußland, China und Hindostan. Als geographische Schriftsteller zeichneten sich aus: El istachri, Ebn haukal um 915; El edrisi 1150; Jakût 1200; Ebn el wardi, Abd ellatif, Abulfeda, und Vieles, was die berühmtesten unter ihnen, Abulfeda und Edrisi, berichten, ist noch jetzt brauchbar und in historisch-geographischer Hinsicht wichtig. Zahlreich waren seit dem 8. Jahrh. auch die Geschichtschreiber der Araber, die jedoch noch lange nicht hinlänglich geprüft und benutzt worden sind. Zu den bekanntern gehören Heschâm ben mohammed el kelbi um 818, den Freytag in Paris im Auszuge herausgab; Abu obeida und El wâkedi um 820, El asraki, El belâdsori, Ebn heschâm, Ettaberi um 920; Masûdi, Bahâ eddîn, El makîn, Abulfeda, El makrisi. Die meisten derselben haben einen einfachen, ungeschmückten Styl. Die Philosophie der Araber, welche sich zum Koran wie die christliche Scholastik zur Bibel verhielt und in mehre Sekten zerfiel, war griech. Ursprungs. Sie hielt sich hauptsächlich an Aristoteles, der durch sie auch in Spanien und von da im ganzen westl. Europa bekannt wurde; denn aus dem Arab. übersetzte man ihn in die lat. Sprache. Sie selbst aber kannten ihn nur durch die unter den Abassiden gemachten Übersetzungen und faßten ihn auf neuplatonische Weise auf. Auf Dialektik und Metaphysik wendeten sie ganz vorzügliche Aufmerksamkeit. Von ihren philosophischen Schriftstellern sind zu bemerken: Alkendi aus Basra um 800; Alfarabi, der um 954 über die Principien schrieb; Avicenna oder Ebn sina, gest. 1036, der außer andern philosophischen Schriften, einer Logik, Physik und Metaphysik, einen Commentar zu des Aristoteles Werken verfaßte; Ebn iachja zeichnet sich als Selbstdenker aus; Algazel, gest. 1111, schrieb eine „Niederreißung aller philosophischen Systeme". Abubekr ebn theophail, gest. 1190, lehrte in einem philosophischen Roman unter dem Titel: „Hai ebn thokdan", d. i. der Naturmensch, die Entwickelung des Menschen aus der Thierheit. Sein Schüler Averroes oder Ebn roschd, geb. 1149, gest. 1217 zu Marokko, der auch den Algazel widerlegte, war besonders hochgeachtet als Erklärer des Aristoteles. Viele berühmte Philosophen waren zugleich Ärzte, denn von der Philosophie trennte man die physikalischen Wissenschaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Unleugbar haben die Araber in diesen Wissenschaften, nächst der Erdkunde, das Bedeutendste geleistet. Zu Dschondisabur, Bagdad, Ispahan, Firuzabad, Bokhara, Kufa, Basra, Alexandria und Cordova wurden vom 8. bis zum 11. Jahrh. medicinische Lehranstalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man diesem Zweige der Wissenschaften widmete, konnte es, obschon man im Wesentlichen sich auch hier an die Griechen hielt, an bedeutenden Fortschritten nicht fehlen. Die Anatomie gewann durch sie nichts, weil der Koran Zergliederungen untersagte, desto mehr aber die Arzneimittellehre, denn sie studirten eifrig die Botanik und können als Erfinder der Chemie betrachtet werden, wenigstens haben sie viele Entdeckungen darin gemacht. Auch in der Nosologie blieben sie nicht zurück und lehrten manche Krankheit zweckmäßig behandeln. Zu ihren berühmten medicinischen Schriftstellern gehören: Aharun, der zunächst die Pocken beschrieb, Jahiah ebn serapion, Jakob ebn ishak alkendi, Johannes mesve, Rhazes, Almansor, Ali ebn abbas, Avicenna, der Herausgeber des „Kanons der Medicin", der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Ishak ben soleiman, Abulkasis, ebn zohar, Averroes, der Verfasser eines dialektischen Systems der ganzen Medicin. Man kann nicht leugnen, daß den Arabern das Verdienst gebührt, auch die wissenschaftliche Medicin im Mittelalter erhalten und das Studium derselben in Europa wieder belebt zu haben. Wenn die Physik bei den Arabern weniger gewann, so liegt die Ursache in der Art der Behandlung; um die Aristotelischen Principien mit der Verhängnißlehre des Koran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch. Desto mehr leisteten sie in der Mathematik, welche von ihnen auf einfachere Grundsätze zurückgeführt, bereichert und weiter verbreitet wurde. In der

Arithmetik führten sie den Gebrauch der Ziffern und das Hinaufsteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus statt der Chorden; sie vereinfachten die trigonometrischen Operationen der Griechen und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Um diese erwarben sich Mohammed ben musa und Thabet ben korrah besondere Verdienste; Alhazen schrieb über die Optik; Nassireddin übersetzte die „Elemente" des Euklides; Dscheber ben afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus „Trigonometrie". Vorzüglich wurde die Astronomie bearbeitet, für welche zu Bagdad und Cordova berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon 812 hatten Alhazen und Sergius des Ptolemäus „Almagest", dieses erste vollständige Lehrgebäude der Astronomie, ins Arab. übersetzt, woraus Alfargani 833, und später Averroes Auszüge lieferten; Albaten beobachtete im 10. Jahrh. die Bewegung der Sonnenerdferne; Mohammed ben dscheber albatani beobachtete die Schiefe der Ekliptik und vervollkommnete die Theorie der Sonne; Almansor lieferte astronomische Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen; Alpetragius schrieb eine Theorie der Planeten. Die Geographie wurde mit Mathematik und Astronomie in Verbindung gebracht und systematisch bearbeitet, besonders von Abulfeda. Eigenthümlich sind den Arabern die Eintheilung der Erde in sieben Klimate, viele geographische Maße u. dgl. Bei diesen Fortschritten in den strengern Wissenschaften wurde der Geist der Araber nicht unempfänglich für die Poesie. Abu temmam sammelte 830 die größere Hamasah, eine Anthologie in 10 Büchern, und Bochteri 880 die kleinere Hamasah, als Nachtrag zur größern. Zahlreiche Dichter gab es fortwährend in allen Provinzen des großen arab. Reichs, deren Lieder aber jetzt künstlicher wurden. Auszeichnung verdienen: Motenebbi durch seine sanften Elegien in einer classischen Sprache, vgl. „Proben der arab. Dichtkunst" von Reiske (Lpz. 1765) und „Motenebbi zum ersten Male ganz übers." von Jos. v. Hammer (Wien 1823); Abu ismael tograi, Vezier zu Bagdad, durch seine Elegien und Lieder; Hariri durch seine Geschichte eines fahrenden Ritters, „Makamat" betitelt, in 50 Abschnitten, vgl. Rückert's Übersetzung (Stuttg. 1826) und Rosenmüller, „Über einen arab. Roman des Hariri" (Lpz. 1801); Asmai's (s. d.) großer Heldenroman: „Antar's Leben" in 35 Theilen, der noch jetzt in den Kaffeehäusern zu Aleppo stückweise vorgelesen wird. An Romanen und Märchensammlungen, wie die „Tausend und eine Nacht", die „Thaten der Kämpfer" („Sîret el modschâhedîn"), die „Thaten des Helden" („Sîret el behluwân"), ist die arab. Literatur reich. Die dramatische ausgenommen, findet man keine Gattung der Poesie, in welcher die Araber sich nicht versucht hätten; die Romanze, ein Erzeugniß des abenteuerlichen Rittergeistes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel, daß sie dadurch auch auf die neueurop. Poesie mächtig eingewirkt haben; denn von Dem, was die Poesie des Mittelalters zur romantischen Poesie machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeist, die Märchen mit ihren Feen und Zauberern, und vielleicht auch der Reim, sind von den Arabern in unsere abendl. Poesie übergegangen. So hat diese Nation in der Periode des Mittelalters auf vielfache Weise wohlthätig für Bildung und Literatur Europas gewirkt und viele bleibende Spuren ihrer untergegangenen Herrschaft hinterlassen. Wie wichtig dadurch auch ihre Sprache für den gelehrten Forscher geworden sei, springt von selbst in die Augen. Die arab. Sprache gehört zu den sogenannten semitischen Mundarten, unter denen sie sich durch Alterthum, Reichthum und Geschmeidigkeit auszeichnet. Durch den Koran ward sie als Büchersprache festgestellt, und kurz nach Mohammed, weit mehr aber seit dem 10. Jahrh., gab es unter den Arabern Schriftsteller, welche die Grundsätze der Sprache bestimmten, ihre Schönheiten untersuchten und ihren Reichthum in Wörterbücher zusammentrugen. Durch den Übergang der Araber nach Sicilien und Spanien ward die arab. Sprache in Europa bekannt. Ungeachtet sie aber manche Spuren ihres Einflusses in den Sprachen jener Länder hinterlassen hat,

so ging doch ihre Kenntniß nach Vertreibung der Mauren den Europäern meist verloren. Postel weckte das gelehrte Studium derselben von Neuem in Frankreich, und Spey in Deutschland. Mit großem Eifer ward es seit dem 17. Jahrh. zuerst in den Niederlanden und seitdem auch in Deutschland, Holland und England getrieben. Sprachlehren lieferten Erpen, Michaelis, Richardson, Jahn, Rosenmüller, Sacy und Ewald; Wörterbücher Erpen, Golius, Giggeji, Castelli, Meninski, Wilmet, Scheid und Freytag; Chrestomathien Reiske, Hirt, Rosenmüller, Jahn, Sacy, Savary, Kosegarten u. A. Durch größere Verbreitung, Forschung und Auslegung haben sich bedeutende Verdienste erworben Kirsten, Schultens, Jones, Eichhorn, Tychsen, Schnurrer, Hasse, Kosegarten, Hezel, Wahl, Paulus, Rosenmüller, Vater, Augusti u. A. Die Wichtigkeit der arab. Sprache für Ärzte zeigten besonders Gruner und Sprengel. Endlich verdienen die Überreste der arab. Baukunst in Spanien und Afrika die Aufmerksamkeit des Forschers. Den Styl derselben studirte der franz. Architekt Coste 1818 fg. vorzüglich in Kairo und in Alexandrien. Die Resultate seiner Forschungen gab er in dem Werke „Architecture arabe, ou monumens du Caire, dessinés et mesurés" (mit 74 Kpfrn., Par. 1823, Fol.).

Arabischer Meerbusen, s. Rothes Meer.

Arachne, Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Kolophon in Ionien, hatte von Pallas die Kunst des Webens gelernt und unterfing sich ihrer Lehrerin selbst einen Wettstreit anzubieten. Umsonst warnte die Göttin sie vorher in Gestalt einer alten Frau. Der Wettstreit begann, und A. fertigte ein kunstreiches Gewebe, das die Liebesabenteuer der Olympier darstellte. Pallas, darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, A. aber erhing sich in Verzweiflung. Die Göttin gab ihr zwar das Leben wieder, verwandelte sie aber in eine Spinne.

Arachnīdes oder spinnenartige Thiere. Sie bilden die zweite Classe der gegliederten Thiere, sind flügellos, keiner Verwandlung, sondern nur einfachen Häutungen unterworfen und haben Luftlöcher, durch welche sie athmen. Der Kopf ist meist vom Bruststücke nicht unterschieden, sie haben einfache, nicht netzförmige Augen und statt der Fühlhörner zwei zangen- oder hakenförmige Organe (Scheeren). Die Geschlechtstheile sind nicht am Ende des Hinterleibs, sondern meist an dessen Wurzel. Sie leben meistens von Insekten, andere als Schmarozer, theils auf Thieren höherer Organisation, als Säugthieren, Vögeln, Amphibien u. s. w., theils auf Insekten, noch andere finden sich in verschiedenen Substanzen. Die sogenannten Schmarozer vervielfältigen sich unendlich. Mehre Arten kommen mit einem Fußpaar weniger zur Welt und erhalten dasselbe erst im zeugungsfähigen Alter. Sie werden gewöhnlich in zwei Ordnungen getheilt: 1) mit Luft- oder Lungensäcken, und 2) mit Luftröhren. Zu jenen gehören die eigentlichen Spinnen und Skorpione, zu diesen die Milben.

Arāgo (Dominique François), geb. zu Estagel bei Perpignan am 28. Febr. 1786, war schon 1804 Lehrer in der polytechnischen Schule. Er wurde 1805 Secretair des Bureau des longitudes, und mit Biot und den span. Commissarien Chaix und Rodrigues setzte er, nachdem Delambre und Méchain den Meridianbogen zwischen Dünkirchen und Barcelona aufgenommen hatten, diese Messung bis zur Insel Formentera fort. Als damals ein franz. Heer in Spanien einrückte, wurde A. von span. Behörden verhaftet und mußte mehre Monate in Rosas bleiben. Als er von hier zur See nach Frankreich zurückkehren wollte, brachte ihn ein Freibeuter nach Algier, und erst 1809 verschaffte ihm der dortige franz. Consul die Freiheit wieder. Er hatte das Glück gehabt, seine Instrumente und alle Ergebnisse seiner Beobachtungen zu retten. Letztere machen eine Fortsetzung der früher von dem Institut herausgegebenen „Base du système métrique" aus unter dem Titel: „Recueil d'observations géodésiques, astronomiques et physiques, exécutées par ordre du Bureau des longitudes en Espagne pour déterminer la

variation de la pésanteur et des degrés terrestres sur le prolongement du méridien de Paris; réd. p. Biot et A." (4.). A. trat an Lalande's Stelle in das Nationalinstitut und 1816 in die dritte Section der kön. Akademie der Wissenschaften. Er beschäftigte sich in neuern Zeiten mehr mit der Physik, besonders mit Untersuchungen über die Theorie des Lichts und mit dem Galvanismus. Während der Juliusrevolution zeichnete er sich ganz vorzüglich aus und hat bisher, als Mitglied der Deputirtenkammer zur linken Seite gehörend, an den öffentlichen Angelegenheiten den thätigsten Antheil genommen.

Aragon, zuerst röm. Provinz, dann kam es in Besitz der Westgothen und seit dem 8. Jahrh. der Araber, denen es nebst Castilien und Navarra durch die Christen entrissen wurde. Seit der Vereinigung mit Catalonien 1137 wurden seine Beherrscher mächtig, eroberten 1213 die balearischen Inseln, 1282 Sicilien, 1326 Sardinien und 1440 Neapel. Die Verfassung des Landes hatte viele eigenthümliche, die Freiheit schützende Einrichtungen. (S. Cortes und Spanien.) Durch die Vermählung Ferdinand des Katholischen mit der castil. Erbin Isabella 1469 wurden beide Staaten vereinigt und bildeten die span. Monarchie. Nach Ferdinand's Tode, 1516, ward es auf immer mit Castilien vereinigt, die aragon. Provinzen behielten aber ihre alten Vorrechte, Freiheiten und Gesetze, die sie erst unter den Bourbonen, da sie bei Gelegenheit des Erbfolgekriegs zu standhaft auf östr. Seite geblieben waren, fast ganz verloren. Vgl. Schmidt's „Geschichte A.'s" (Lpz. 1828).

Arak, Arrak nennt man ein starkes geistiges Getränk, welches in Indien aus den Fruchtsäften der Arekapalme und Reis, oder aus Palmzucker und Reis, oder aus dem Safte der Kokusnuß und andern indian. Pflanzenproducten durch Gährung und Destillation bereitet wird. Die vorzüglichsten Sorten des ostind. Araks kommen von Goa, Batavia und von der Küste Koromandel. Der Hauptmarkt ist Amsterdam. Der Handel mit ostind. Arak erleidet großen Eintrag durch den westind. Rum, den vorzüglich Jamaica, Guadeloupe und Domingo liefern.

Arakatscha oder **Arracacha**. Mit diesem Namen werden mehre Gewächse mit eßbaren und nahrhaften Knollen belegt. 1) Die echte Arakatscha ist ein Doldengewächs, welches in Santa Fé de Bogota gebaut und jetzt nach Decandolle den Namen A. esculenta, nach Bancroft A. xanthorrhiza führt. Hooker nennt es Conium Arracacia. Die Knollen sind dicht, von gelber, weißer oder purpurröthlicher Farbe und von wallnußartigem Geschmack. Vor einigen Jahren wurde sie in den Gewächshäusern Englands gezogen, ging aber bald wieder ein. 2) Eine sehr ähnliche Pflanze, von den Eingeborenen Sacharracacha genannt, hat Humboldt in Neugrenada bei Teindela auf 1400 Toisen Höhe entdeckt und als Conium moschatum bekannt gemacht. Decandolle führt sie auch unter der Gattung Arracacha auf. 3) Kommt eine Arakatscha auch auf der Südseite des Atlas im Gebiete von Niedersusa vor, welche die Araber Arakatschan oder Atschu (durstige Wurzel) nennen. Ob diese Sorte ein Doldengewächs, oder vielleicht eine Windenart sei, ist noch nicht bekannt. 4) Hat man eine Kartoffelsorte mit dem Namen Arakatscha belegt, und es ist dieselbe häufig mit der echten Arakatscha verwechselt worden.

Aral, nächst dem kasp. Meere der größte, den Alten unbekannte Binnensee Asiens, in der Steppe der Turkomanen, Chowaresmier und Kirgiskaisacken. Sein Wasser ist salzig. Eine Ausströmung hat man noch nicht entdeckt. Er nimmt den Amu (Oxus) und Sir (Jaxartes) auf und enthält viele Störe, Hausen und Seehunde. Wüste Sandsteppen umgeben ihn, und seine versandeten Ufer sind ohne Hafen. Er liegt sehr niedrig und ist von vielen kleinern Seen und Sümpfen, nicht aber Bergen umgeben. Wahrscheinlich hing er vormals mit dem kasp. Meere zusammen, dessen östl. Ufer vom westl. Ufer des A. nur 20 deutsche Meilen niedrigen Sand- und Sumpfbodens entfernt ist. Beide gegeneinander gekehrte Enden dieser Meere sind sehr seicht. Der A. ist voll Inseln, die aber, wie auch seine Ufer, unbewohnt sind.

Aranda (Pedro Pablo Abaraca de Bolea, Graf von), aus einer vornehmen Familie in Aragon, geb. 21. Dec. 1718, widmete sich den Waffen, da er aber viel Beobachtungsgeist zeigte, ernannte ihn Karl III. zu seinem Gesandten bei August III., König von Polen, welche Stelle er sieben Jahre lang bekleidete. Nach seiner Rückkehr ward er Generalstatthalter von Valencia; 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufstandes zurück und ernannte ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien. A. stellte nicht nur die Ordnung wieder her, sondern bewirkte auch die Vertreibung der Jesuiten aus dem Königreiche. Doch gelang es dem Einflusse Roms und der Priester, den König dahin zu bringen, daß er A. von sich entfernte und ihn als Gesandten nach Frankreich schickte. In Paris verlebte A. neun Jahre, kehrte dann nach Madrid als Staatsrath zurück und lebte in einer Art Ungnade, als die Königin, unzufrieden mit dem Grafen Florida Blanca, 1792 ihm dessen Stelle ertheilen ließ. Doch wurde er schon einige Monate später, nicht ohne den bittersten Spott des Hofes und der Nation, durch Godoy Herzog von Alcudia ersetzt. A. blieb zwar Präsident des Staatsraths, den er in Thätigkeit gesetzt hatte, ward aber, als er einst seine Meinung über den Krieg gegen Frankreich ausgesprochen hatte, nach Aragon verwiesen, wo er 1799 starb. Madrid verdankt ihm die Abstellung vieler Misbräuche.

Aranjuez, Stadt und Lustschloß (Sitio) mit Prachtgärten, schönen Ulmengängen und einem Jagdpark, in der span. Provinz Toledo, in einem reizenden schattigen Thale am Tajo, der hier den Xarama aufnimmt, fünf Meilen von Madrid, wohin eine von Ferdinand VI. auf röm. Art gebaute Kunststraße führt, von der jede Meile gegen 190,000 Thlr. gekostet haben soll. Der Hof lebt hier gewöhnlich von Ostern bis Ende Jun., und bei seiner Anwesenheit steigt die Volksmenge von 2600 bis auf 8000 Bewohner. Schon Karl I. (V.) bestimmte dieses schöne Thal zu der Anlage eines Lustschlosses, welches aber erst Philipp II. gründete und seine Nachfolger, vorzüglich Ferdinand VI., Karl III. und Karl IV., verschönerten und vergrößerten. Die Stadt ist in holl. Geschmacke gebaut, hat breite und grade Straßen, die sich rechtwinklig durchschneiden. Das Schloß hat schöne Marmortreppen, herrliche Spiegel von S.-Ildefonso, reiche Kunstwerke und sowie die Kirche und das Kloster viele gute Gemälde von span. und ital. Meistern; sehr reich ist die von Karl IV. mit großer Pracht angelegte Casa del Labrador. Seiner Gärten, Alleen und Wasserkünste wegen ist A. sehr oft von span. Dichtern besungen worden. Die Gärten bilden die Form eines Sterns. Die Hauptallee von Ulmen ist 6—700 Schritt lang, 12 Fuß breit und hat eine lebendige Umzäunung. Alle 70—80 Schritte sind Ruheplätze in Form eines Sechsecks mit Springbrunnen. Zwölf Ulmenwege stoßen in einen runden, großen Platz zusammen. Sonst waren auch die hiesige kön. Stuterei, die Maulesel- und Büffelzucht, mehre Cultur-, Obst- und Gartenanlagen in einem guten Zustande. In der Nähe ist eine Quelle, aus der man eine Art Glaubersalz gewinnt. Bekannt ist A. durch den am 12. Apr. 1772 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrag, nach welchem dieses versprach, jenem beizustehen gegen England, und durch die Revolution vom 18. März 1808. (S. Spanien.)

Aräometer, Dichtheitsmesser für Flüssigkeiten, ist eine Senk- oder hydrostatische Wage, mittels deren Einsenkung in Flüssigkeiten, z. B. Wasser, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältnisse der Dichtigkeit oder specifischen Schwere derselben und dadurch ihre Güte bestimmen kann. Der griech. Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet sich auf folgende Sätze: 1) Wenn ein Aräometer von unverändertem Gewicht in zwei flüssige Materien eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten dieser Materien umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer sich in dieselben eingetaucht hat; 2) wenn ein Aräometer in zwei flüssige Materien bis zu gleicher Tiefe eingesenkt wird, so verhalten sich die Dichten derselben wie die Gewichte, die man in beiden

Fällen dem Aräometer hat geben müssen, um es gleich tief einzusenken. Jeder dieser beiden Sätze gibt eine besondere Einrichtung der Aräometer; auf den ersten Satz gründen sich die Aräometer mit Gradeintheilungen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten, von denen die letztern den Vorzug verdienen. Vgl. Baumgärtner's „Aräometrie" (Wien 1820).

Ararat, Gebirge in Armenien, besonders im Paschalik Erzerum. Es steigt fast ganz einzeln aus einer weiten Ebene empor, obgleich es durch niedrige Vorberge mit dem Taurus in Verbindung steht, und sein mit ewigem Schnee bedeckter Gipfel, der die Form eines in zwei Spitzen gespaltenen Zuckerhuts hat, bietet mit seinen zerrissenen Felsenklüften und Abgründen einen furchtbaren Anblick dar. Seine höchste Kuppe (Mazis) liegt in der pers. Provinz Iran und erhebt sich über 16,000 Fuß hoch. Sie ist die erhabenste der ganzen Gegend, daher die heilige Mythe auf derselben die Arche Noah's sich festsetzen läßt. Um die Erforschung dieses Gebirgslandes haben sich Eichwald, Engelhardt und in neuester Zeit Parrot aus Dorpat, der den A. 1829 in naturwissenschaftlicher Hinsicht bereiste und zuerst erstieg, große Verdienste erworben.

Aratus von Sicyon, geb. um 272 v. Chr. Seine Jugend fiel in die Parteienkämpfe von Sicyon, in denen sein Vater Klinias den Tod fand. Er flüchtete nach Argos und kehrte im 20. Lebensjahre zurück, sein Vaterland von den Tyrannen zu befreien. Nachdem er, unterstützt von Ptolemäus Philadelphus, die republikanische Verfassung wiederhergestellt hatte, bewirkte er den Beitritt Sicyons zum achäischen Bunde, dem er durch die Eroberung der Burg von Korinth und die Verbindung anderer griech. Staaten erst innere Kraft und Leben gab, und mehre Jahre hindurch als Anführer vorstand. Er starb an Gift. Das Leben dieses weisen und ausgezeichneten Staatsmanns, aber meist unglücklichen Heerführers, hat Plutarch in den Biographien beschrieben.

Aratus aus Soli (Pompejopolis) in Cilicien, um 270 v. Chr., bearbeitete das astronomische System, wie es damals durch Eudoxos von Knidos feststand, in einem griech. Lehrgedicht „Phaenomena", dem er die Witterungsregeln nach dem Stande der Gestirne beifügte. Wir besitzen von den vielen griech. Commentaren, die darüber geschrieben wurden, noch vier; von alten lat. Übersetzungen sind die von Cicero und von Cäsar Germanicus in Bruchstücken, die von Rufus Festus Avienus ganz erhalten. Unter den Ausgaben zeichnen sich aus die von Grotius (Leyd. 1600), Fell (Orf. 1672), Buhle (Lpz. 1793—1801), Matthiä (Frankf. 1817), Buttmann (Berl. 1825), Bekker (Berl. 1828). Eine deutsche Uebersetzung lieferte Voß (Heidelb. 1824).

Araucos, ein mächtiger Indianerstamm von etwa 500,000 Seelen auf 4000 □M. im südl. Theile von Chile in Südamerika, welche fortwährend ihre Unabhängigkeit gegen Spanien behaupteten. Die Grenze dieses Staates, der mit Chile im Bündniß steht, bilden im N. der Fluß Biobio, im S. der Gallacallay, im O. die Andes und im W. das stille Meer. Die Sprache der Einwohner ist der patagon. verwandt; ihre Hautfarbe ist röthlich-braun. Sie wohnen in Dörfern und treiben Ackerbau und Viehzucht. Die Kleidung des Mannes ist ein dunkelbrauner Mantel, die des Weibes ebenfalls ein Mantel, und noch überdies ein langer Rock und mancherlei Putz. Es herrscht unter ihnen Vielweiberei, aber dessenungeachtet ist die Sorge des Hauswesens in weiblicher Hand. Die allgemeinen Angelegenheiten des Landes, das in vier Provinzen getheilt ist, besorgen vier Toquis, ein höherer Erbadel oder, wenn diese nicht die allgemeine Achtung genießen, die Ulmenen oder der Erbadel der untersten Classe. Doch hat bei der Gesetzgebung und in Kriegsangelegenheiten jeder Arauco eine vorschlagende Stimme. Der Heerführer ernennt selbst seinen Vertreter, dieser den seinigen, und so ist jeder untere Rang vom obern abhängig, jedoch nicht von der Centralgewalt. Bis 1551 fochten die Araucos nur zu Fuß; allein nachdem man den Werth der Reiterei erkannt hatte,

wurde sogar die Sitte eingeführt, daß, um schnell vorzudringen, der Fußsoldat hinter dem Reiter sitzt. Sie verstehen nicht nur den Bogen, sondern auch das Feuergewehr sehr gut zu gebrauchen. Bei dem Aufstande in Chile beschloß der Toqui der A. Neutralität und beobachtete sie getreulich. — **Araucana**, ein episches Gedicht des **Ercilla** (s. d.).

Arbeit, Wirksamkeit, Thätigkeit zu einem gewissen Zwecke. Die Natur arbeitet, Maschinen arbeiten, Thiere arbeiten, indem sie ihre Kräfte thätig werden lassen und den Zweck ihres Daseins zu erreichen streben. Die Arbeit ist dem Spiel entgegengesetzt, einem Regen der Kräfte ohne ernstlichen Zweck, und der Ruhe als der Unthätigkeit, Vorbereitung zu neuer Arbeit und dem Ziele aller Arbeit. Ruhe ist Glück, sagen die Weisen Indiens. Vorzugsweise wird die Anwendung menschlicher Kräfte zu Erreichung irgend eines Zwecks, eine Thätigkeit, wozu der Wille durch die Vorstellung eines Gutes bestimmt wird, Arbeit genannt. Das Bedürfniß ist der Antrieb, durch welchen der Mensch zur Thätigkeit und zur Anstrengung seiner geistigen und körperlichen Kräfte geweckt wird; je mehr die Bedürfnisse der Menschen auf den Kreis des blos thierischen Ernährens und Genießens beschränkt bleiben, desto weniger entfalten sich auch die Kräfte des menschlichen Geistes. Wenn aber das Auge sich von der Erde zum Himmel erhebt, dann öffnet sich ihm eine neue Welt von höhern Genüssen, Gedanken und Bestrebungen, und eine Arbeit beginnt des Denkens und Bildens, welche mit der für die blos physischen Bedürfnisse wenig mehr gemein hat. Auf der höchsten Stufe erscheint die Arbeit nicht mehr als Anstrengung, sondern als Eingebung, als Anklang aus der Heimat des Geistes, als freie Gabe des Genius. Und doch bleibt sie Arbeit. Alle menschlichen Verhältnisse lassen sich auf Arbeit zurückführen. Alles, was die Menschen besitzen, ist die Frucht ihrer Arbeit oder der Arbeit Anderer, Geld ist Äquivalent der Arbeit, und der wahre Werth einer Sache ist gleich der Arbeit, welche die Hervorbringung oder Bereitung oder Herbeischaffung derselben gekostet hat. Einem etwas schenken heißt ihm Arbeit ersparen; Einem etwas nehmen, ist ebenso viel als ihn umsonst arbeiten lassen. Der Schuldner arbeitet für seinen Gläubiger, indem er ihm Zinsen entrichtet. Arbeit an der Natur, Arbeit an sich selbst zur Selbstbeherrschung und höhern Erhebung ist die Bestimmung der Menschen auf der Erde. Nur der Arbeitende erfüllt seinen Beruf. Hervorbringen kann der Mensch im eigentlichen Sinne nicht, sondern nur die Natur durch Arbeit nöthigen, etwas hervorzubringen, ihre Erzeugnisse aufsuchen, aus den Tiefen der Erde hervorholen, ihnen die Form geben, welche sie für seine Bedürfnisse brauchbar macht, und sie Dem zuführen, welchem sie brauchbar sind. Aber das ist nicht die einzige productive Arbeit. Auch die ist productiv, welche die geistigen Kräfte anregt, Vorstellungen erweckt, das Gefühl für Wahrheit und Recht, für Schönheit und Religion erregt und befriedigt. Man kann zwar die Arbeit nach mehren Eintheilungsgründen classificiren, und es ist merkwürdig, daß den Classen, welche nach dem objectiven Werthe bestimmt werden, die alten Einrichtungen der Urvölker entsprechen. Denn wenn man unterscheidet 1) die Arbeit, welche nur in Anwendung roher physischer Kraft besteht, bloße Handarbeit; 2) Arbeit, welche schon Fertigkeit und Kenntnisse voraussetzt, aber doch bei der Idee des Zweckmäßigen stehen bleibt; 3) Arbeit, auf welche die Idee des Schönen einzuwirken anfängt; 4) rein geistige Arbeit im Denken und Darstellen (Wissenschaft und Kunst): so kommen wir ziemlich nahe der Schätzung, welche in den ind. Kasten ursprünglich zum Grunde liegt. Aber das Geistige ist weder an Stände noch an das Objective der Arbeit gebunden; die Idee des Harmonischen, Zweckmäßigen und Schönen kann auch in die niedern Verhältnisse des Lebens eindringen und sie beherrschen, wodurch aber auch der Unterschied in dem moralischen Werthe der Arbeit aufgehoben wird. Keine Arbeit ist oder macht verächtlich; nur Derjenige, welcher gar nichts durch Arbeit irgend einer Art zu dem Wohle des Ganzen beiträgt, verdient Misbilligung.

Auf den ersten Stufen der bürgerlichen Gesellschaft muß ein Jeder alle Arten von Arbeit verrichten, weil Jeder nur für sich und nur selten Einer für den Andern arbeitet. Es ist ein großer Fortschritt der Civilisation, wenn man anfängt die Arbeit zu theilen und dadurch theils in größerer Vollkommenheit zu verrichten, theils Vorräthe zu sammeln. Die menschlichen Anlagen treten in ihrer Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit hervor, und man wird gewahr, daß ein Mensch zu dem Einen ungeschickt sein kann, während ihm ein Anderes vortrefflich gelingt. In der alten Zeit, wie bei den meisten Völkern, welchen eine freigebige Natur es möglich macht viele Menschen zu ernähren, ist die Sklaverei ein sehr bedeutendes Mittel gewesen, die Theilung der Arbeit zu befördern. Denn obgleich auch durch sie den großen Gutsbesitzern die Möglichkeit gegeben wurde, Alles, was man brauchte im Innern des Hauses, von Sklaven bereiten zu lassen, so wurde doch zu jeder Art von Arbeit der passendste Sklav ausgewählt, und die lange Reihe der besondern von den einzelnen Beschäftigungen hergenommenen Benennungen beweist, wie weit die reichen Römer die Theilung der Arbeit trieben. Auch war dies der Weg zu Fabriken, welche in den Häusern und auf den Gütern der Reichen angelegt wurden. Indem die Arbeit sich immer weiter spaltet, sodaß der Kreis, in welchem der Einzelne thätig wird, sich immer mehr verengert, und zuletzt der Fabrikarbeiter sein Lebenlang nur ein einziges kleines Geschäft verrichtet, z. B. das Durchbohren der Nähnadeln, wird die Vollkommenheit der Arbeit an sich und die Fertigkeit des Arbeiters freilich bis zum Unbegreiflichen gesteigert, aber auch die Fähigkeiten desselben auf diesen einzigen Punkt gerichtet und einseitig. Ein Mensch, welcher viele Jahre mit einer und derselben mechanischen Arbeit zubringt, wird zuletzt zu allen andern untauglich, und es sollte daher wol in Fabrikorten darauf Bedacht genommen werden, diesen Fehler zu verbessern, welcher, wenn eine Fabrik, die bisher Hunderte und Tausende beschäftigte, plötzlich in Stocken geräth, wozu so vielfache Ursachen möglich sind, größern Schaden bringt, als sie bisher dem Ganzen genützt hat. Das Maschinenwesen, wobei häufig dem Menschen nur Aufsicht und kleine Nachhülfen mit der Hand übrig bleiben, bringt jene nachtheiligen Wirkungen in noch höherm Grade hervor, und zwar um so mehr, je mehr, zumal bei Kindern, die Arbeitszeit verlängert, und an den Stunden des geistigen Unterrichts und der Freiheit gespart wird. Es wäre wol zu wünschen, daß in dieser Hinsicht Gesetzgebung und Policei den Fabriken gewisse Vorschriften machen könnten, und es ist dieser Gegenstand in dem engl. Parlamente vielfach zur Sprache gebracht worden. Aber die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie jetzt noch bestehen, setzen hier noch zur Zeit unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen.

Sowie die Arbeit um so größern innern objectiven Werth hat, je mehr das Geistige darin vorherrscht, so steigt auch ihr subjectiver (moralischer) Werth mit dem Maße der Freiheit, womit sie geleistet wird. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Arbeit als regelmäßige ununterbrochene Beschäftigung für einen bestimmten dauernden Zweck des Lebens von einer blos vorübergehenden Anstrengung. Zu dieser letztern sind alle Menschen zuweilen geneigt, und die sogenannten wilden Völker, wie der einzelne Verwilderte, wissen außerordentliche Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen. Aber darin liegt die Scheidewand, welche sie von wahrer Civilisation ausschließt, daß eine regelmäßige Thätigkeit, welche nicht durch augenblickliches Bedürfniß, durch Rache, Jagd- und Kriegslust geboten ist, ihnen verhaßt ist. Es dauert sehr lange, bis ein noch auf der ersten Stufe der Kindheit stehendes Volk sich auf diese zweite, der Arbeitsamkeit, erhebt, mit welcher aber auch sehr viel gewonnen ist. Zwang richtet hier wenig aus, und am kräftigsten wirken religiöse Aufklärung und Erziehung. Aber der Schritt zur freien Arbeitsamkeit ist so schwer, daß Sklaverei in alter und neuer Zeit und Zwangsarbeit den Übergang bildete. Diese ist schon materiell bei weitem weniger werth, d. h. sie bringt weniger hervor, und dies ist unvollkommener als die freie Arbeit. Die Verwandlung der

Sklavenarbeit in freie Lohnarbeit ist eine der großen Tendenzen der Zeit. (S. Sklaverei.) Das Höchste aber ist die Arbeit für eigne Rechnung und zum eignen Vortheil. Das ist es, wonach jetzt, ohne sich dessen immer deutlich bewußt zu sein, die Völker Europas ringen. Das treibt sie nach Amerika und an die Nordküste von Afrika, und in hundertfacher Gestalt tritt aus allen Zuckungen der bürgerlichen Gesellschaft immer wieder ein und dasselbe hervor: Arbeit, aber freie Arbeit und für eigne Rechnung! Darin liegen die Anfoderungen: daß die Gelegenheit zur Arbeit nicht durch künstliche Einrichtungen der Staaten abgeschnitten werde; daß die Arbeiter so viel als möglich in den Stand gesetzt werden, für sich selbst, vornehmlich als Eigenthümer ihres Bodens, zu arbeiten, also das Grundeigenthum mehr vertheilt und von den darauf ruhenden Lasten befreit werde; endlich daß durch Verminderung der Staatsschulden der am weitesten ausgedehnte Zwang, für Andere arbeiten zu müssen, wieder beschränkt werde. Arbeit zu geben, wo kein Bedarf vorhanden ist, z. B. Magazine für Rechnung des Staats anlegen zu lassen, kann als augenblickliche Hülfe in seltenen Fällen rathsam sein; aber nie für die Dauer.

Arbeitshäuser, als Anstalten, um freiwillige Arbeiter zu beschäftigen, denen es nur an Arbeit fehlt, sind eben so unnöthig als selten. Man spricht zuweilen davon, es sind aber alsdann Häuser, worin Arme ein Obdach und Gelegenheit zur Arbeit erhalten, also Armenhäuser. Aber desto nothwendiger sind sie als Besserungsanstalt für Diejenigen, welche blos wegen unordentlichen und arbeitsscheuen Lebens der Gesellschaft zur Last fallen. Sie sind dann noch nicht eigentliche Strafanstalten (Strafarbeitshäuser), Werkhäuser, Zuchthäuser, in welche verurtheilte Verbrecher zur Strafe gebracht werden; aber auch die bloßen Zwangsarbeitshäuser haben doch schon die Bestimmung der Gefängnisse und des Zwanges sowol zur Arbeit als zu Entwöhnung von Trunk und andern Unordnungen. Daher ist ihre innere Einrichtung, nur etwas weniger streng, doch ganz dieselbe, und die vielfältigen Bemühungen der neuern Zeit, diese wichtigen Anstalten zweckmäßiger und bei größerer Wirksamkeit doch menschlicher einzurichten, beziehen sich auch auf sie. Bei dem blos policeilichen Zwangsarbeitshause tritt jedoch noch eine andere Betrachtung ein, nämlich die, unter welchen Bedingungen die Policei über die Freiheit der Bürger zu verfügen berechtigt ist.

Arbeitslohn. Wer zu einem gewissen Zwecke thätig ist, findet seine Belohnung in Dem, was er durch die Arbeit sich verschafft oder hervorbringt; der Landbauer in den gewonnenen Früchten, der Handwerker und der Künstler in seinem Werke. Dieser natürliche Lohn ist aber häufig sehr ungleich und unsicher, zuweilen sehr groß, aber oft muß ihn der Arbeiter auch ganz entbehren. Es gehört zu den großen Wohlthaten der bürgerlichen Gesellschaft, daß sie durch die Theilung der Arbeit und den Austausch derselben einem jeden Einzelnen die Sicherheit gewährt, daß er für jede nützliche Arbeit von Andern werde belohnt werden, wenn er sie nicht für sich selbst gebrauchen kann. Aber doch ist der Preis der Arbeit nicht immer ihrem wahren Werthe angemessen, bald größer, wenn die Zahl Derer, welche Arbeit einer gewissen Art (die Producte derselben) verlangen, größer ist als die Zahl der Arbeiter und ihre Vorräthe; bald geringer, wenn die Arbeit in größerm Vorrathe vorhanden ist als das Verlangen nach derselben, und der Arbeiter sie also wohlfeiler weggeben muß, als sie ihm selbst gekostet hat. Er wird dazu gezwungen, theils weil er den Lohn seiner Arbeit zum fernern Leben braucht, theils weil das Product durch längeres Liegen sich in den Zinsen immer mehr verzehrt, oder auch wol dem Verderben ausgesetzt ist und zuletzt ganz aufhört von Andern verlangt zu werden. Der Arbeitslohn von jeder Art von Arbeit muß die Lebensbedürfnisse des Arbeiters überhaupt und seine Auslagen für die besondere Art der Arbeit decken, wenn er angemessen sein soll, und es läßt sich darin also mit A. Smith 1) der Aufwand für den Platz, auf welchem der Arbeiter lebt (Grundrente), 2) die Auslagen für Werk-

zeug und Material (Capitalrente) und 3) der Ersatz für Das, was der Arbeiter während der Arbeit verzehrt, unterscheiden. Allein damit ist wenig gewonnen; denn außerdem liegen auf dem Arbeitslohn noch alle öffentliche Abgaben, und nicht blos der eigne Lebensbedarf des Arbeiters, sondern auch die Ernährung seiner Familie und das Ersparniß für Nothfälle und Alter. Wenn der Arbeitslohn seine naturgemäße Höhe haben soll, so muß er also einen Überschuß über den täglichen Bedarf gewähren. Allein hier sieht man recht deutlich, daß von jeher nicht die Arbeiter, sondern die Reichen die gesetzgebende Gewalt in der Hand hatten. An Gesetzen fehlt es nirgend, welche für den Arbeitslohn ein Maximum festsetzen; aber selten möchten Gesetze zu finden sein, welche sich des Arbeiters annehmen. Fast in allen Staaten bestehen nachdrückliche Strafgesetze gegen die Arbeiter, welche sich verabreden, ihren Meistern und Fabrikherren nicht unter einem gewissen Lohne zu arbeiten (das Auftreiben der Handwerker), aber den Herren wird das Herabsetzen des Lohnes, und den Grundeigenthümern das Steigern der Grundrente nirgend untersagt. Es kann dies auch nicht geschehen; aber wol haben die Staaten große Ursachen, die Belastungen, welche zuletzt immer den Arbeitslohn treffen, durch jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel zu mildern. Es versteht sich dabei von selbst, daß es bei der Frage, ob der Arbeitslohn seine naturgemäße Höhe habe, nicht auf die Summe des baaren Tagelohns oder wöchentlichen Erwerbs, sondern blos darauf ankommt, in welchem Maße der Arbeiter mit diesem Lohne seine Bedürfnisse bestreiten könne. Ein viel geringerer Lohn läßt in dem einen Lande, wo alle Bedürfnisse wohlfeil sind, dem Arbeiter mehr übrig als in dem andern. Darin aber, daß auch die Handarbeiter gut genährt, gesund, kräftig, unabhängig von der Willkür der Besteller, gut erzogen, ehrliebend sind, ihrem Vaterlande und ihrer Regierung anhangen, besteht die Stärke und der Reichthum der Staaten.

Arbēla, jetzt Arbil, ein kleiner Ort des östl. Assyriens, berühmt durch die entscheidende Schlacht, die in seiner Nähe bei Gaugamela (331 v. Chr.) Alexander der Große dem Darius lieferte. (S. Alexander.)

Arbīter hieß bei den Römern 1) derjenige Richter, welchem der Prätor den Auftrag gab, einen bei ihm anhängig gewordenen Rechtsstreit nach Grundsätzen der Billigkeit zu entscheiden; 2) diejenige Person, welcher die streitenden Parteien die Entscheidung ihres Rechtsstreits ohne obrigkeitliche Dazwischenkunft, durch einen theils untereinander, theils mit ihm selbst abgeschlossenen Vertrag übertrugen; endlich 3) Der, den die streitenden Parteien blos in der Absicht zuzogen, um einen Vergleich unter ihnen zu vermitteln, ohne ihm zugleich eine Entscheidung ihres Streits zu übertragen. In dieser dreifachen Bedeutung kommen die arbitri auch bei den Athenern vor. Von dem arbiter war der arbitrator, d. i. Der, dem der entscheidende Richter ein Gutachten über eine auf die Entscheidung Einfluß habende, auf wissenschaftlichen oder technischen Kenntnissen beruhende Frage überträgt, zu unterscheiden. Von dem Gutachten eines solchen könnten die Parteien noch auf ein gründlicheres und besseres Gutachten eines Dritten antragen. (Über den arbiter der neuern Zeit s. Schiedsrichter.)

Arbitrage heißt in der Wechselberechnung die Vergleichung der Wechselpreise verschiedener Plätze, um zu erfahren, über welche am vortheilhaftesten Gelder bezogen oder übermacht (trassirt oder remittirt) werden können.

Arc (Jeanne d'), s. Jeanne d'Arc.

Arcāde, **Bogenstellung**, nennt man in der Baukunst eine Reihe von Bogen, von denen jeder über zwei Pfeiler gespannt ist. Die Bogen auf Säulen ruhen zu lassen, wie zur Zeit des Verfalls der Baukunst geschah, ist gegen den guten Geschmack.

Arcadius, geb. in Spanien 377 n. Chr., Sohn des Kaisers Theodosius, ward bei der Theilung des röm. Reichs nach seines Vaters Tode 395 erster Kaiser des Orients, während sein Bruder das occidental. Reich erhielt. Der Pomp, den A. in

seinem Palaste einführte, war dem der Perserkönige gleich. Seine Herrschaft erstreckte sich von dem adriat. Meere bis zu dem Tigris und von Scythien bis Aethiopien. Der eigentliche Beherrscher dieses großen Staats aber war der Eunuch Eutropius, dessen Wille Gesetz war durch das ganze Reich. Zwar hatten die Eunuchen schon früher im Geheimen auf die Regierung thätigen Einfluß gewonnen; Eutrop aber trat offen auf als erste Gerichtsperson und als Anführer der Heere. Er war als Sklave geboren und diente als Jüngling und Mann den Wollüsten seiner zahlreichen Herren, von denen er endlich alt und krank entlassen wurde. Man weiß nicht, durch welche Künste er sich die Gunst des A. erworben hatte; aber diese Gunst war ungemessen und des Kaisers Vertrauen gegen den elenden Günstling unbeschränkt. Des A. spätere Alleinherrschaft zeichnete sich besonders aus durch Einfälle der Barbaren, Erdbeben und Hungersnoth, die fast in allen Theilen des Reiches wütheten. A. schien gleichgültig bei allen diesen Ereignissen zu bleiben. Er starb 408, unbetrauert selbst von seinen nächsten Umgebungen.

Arcānum, das Geheimniß; insbesondere ein geheimes Mittel oder eine Arznei, deren Zusammensetzung und Zubereitung geheimgehalten werden. Solche Arzneien sind der vielen Mißbräuche wegen ein Gegenstand der medicinischen Policei. — **Arcani disciplina**, Lehrart vom Geheimen ausgehend oder im Geheimniß bestehend, ist ein Begriff der röm.-katholischen Theologie, welcher neuerlichst wieder oft gebraucht worden ist, um das Alter und die Echtheit gewisser Dogmen mindestens wahrscheinlich zu machen. Übrigens ist zwar der Name erst im 17. Jahrh. aufgekommen, aber der Gedanke ist sehr alt. Weil man nämlich wohl wußte, daß die älteste Kirche aus dem Heidenthume die Idee und Form von Mysterien in Verfassung und Cultus angenommen hatte, sodaß Taufe und Abendmahl als die leuchtendsten Momente derselben galten, und Manches, vornehmlich das kirchliche Symbol und das Gebet des Herrn, erst nach der vollen Weihe oder nach der Theilnahme am Abendmahle mitgetheilt wurde, so gebrauchten einige Katholiken in den Streitigkeiten mit den Protestanten dieses geschichtliche Datum zum Beweis für eine geheime Lehrart in der alten Kirche, nämlich die disciplina arcani, von deren Inhalte nur die kirchliche Tradition wüßte. In jene Geheimlehre meinte man dann alle diejenigen Lehren der Kirche setzen zu dürfen, für welche es entweder keinen oder doch keinen genügenden Beweis in der h. Schrift gäbe. In dem Streite über diese Beweisführung aus der disciplina arcani, welcher zwischen Schelstrate und Tenzel seit 1685 geführt wurde, ist der Gegenstand völlig erschöpft und von dem Letztern die Grenze des altkirchlichen Mysterienwesens richtig bezeichnet worden.

Arcesilāus (Arkesilas), Stifter der zweiten oder mittlern Akademie (s.d.), geb. zu Pitane in Äolien 316 v. Chr., ward sorgfältig erzogen und nach Athen gesandt, um sich der Rhetorik zu widmen. Aber die Philosophie hatte mehr Reiz für ihn. Er genoß den Unterricht des Peripatetikers Theophrast, dann des Krantor, und stand nach des Krates Tode an der Spitze der akademischen Schule, nahm aber bedeutende Veränderungen mit den Lehrsätzen derselben vor, indem er die platonische Dialektik vornehmlich gegen die dogmatischen Behauptungen des Zeno anwendete und in dieser Polemik sich dem Skepticismus annäherte. Auch setzte er zu diesem Behufe die Methode des Disputirens an die Stelle des fortlaufenden Lehrvortrags. Er leugnete nicht nur die Bedingungen der Möglichkeit einer begreiflichen Vorstellung, wie sie Zeno behauptete, sondern auch überhaupt das Dasein eines zureichenden Kriteriums der Wahrheit und empfahl die Zurückhaltung des apodiktischen Urtheils als ein die Gemüthsruhe förderndes Gut. Im Praktischen aber, lehrte er, müsse man sich an das Wahrscheinliche halten. Dies nennt man den Probabilismus. Er genoß wegen der Trefflichkeit seines Charakters hohe Achtung und starb 241 v. Chr.

Archaismus, Gebrauch des Veralteten in der Sprache, sei dieses ein Wort, ein Ausdruck, eine Form, oder eine Wendung. Im Allgemeinen verbietet

die Theorie des Styls den Gebrauch der Archaismen. Allein in gewissen Gattungen der Schreibart, besonders der poetischen, und hier wieder besonders in der epischen, können sie sogar Zierde sein, da ihnen oft eine eigenthümliche Kraft, Würde, Feierlichkeit inwohnt.

Archangelsk oder **Michaelsstadt**, Hauptstadt des russ. Gouvernements Archangel, welches auf 11,700 □M. 275,000 Einw., und zwar im NW. Lappen und im NO. meist heidnische Samojeden zählt. A. liegt an der Dwina, welche acht Meilen davon ins weiße Meer mündet, hat etwa 17,000 Einw., einen Erzbischof, einen Militair- und Civilgouverneur. Die Engländer entdeckten zuerst auf dem Eismeere die Fahrt, und A. war lange Zeit der einzige Stapelplatz der russ. Waaren. Den Namen erhielt die Stadt von dem dort 1584 erbauten Michaelskloster. Als Petersburg gleichen Stapel erhielt, und Riga auch als russ. Hafen benutzt wurde, sank dort der Handel, bis 1762 diesem trefflichen Nordhafen die Kaiserin Elisabeth alle Vorrechte des petersb. Hafens einräumte. Seitdem hat sich mit der wachsenden Bevölkerung Rußlands der Handel auf der Dwina an Ein- und Ausfuhr immer mehr gehoben; und von dieser ist A. für Sibirien der Hauptstapelplatz geworden, der durch Kanäle mit Moskau und Astrachan in Verbindung steht. Gewöhnlich schon im Mai, da das Eis der Dwina im April bricht, kommen die fremden Schiffe an, und die letzten segeln meistens im Sept. wieder ab. In jenen Sommermonaten ist dort ein steter Markt von Fischen, Fischthran, Talg, Kronleinsaat, Pelzwerk, Häuten, Schiffsbauholz, Wachs, Eisen, grobem Linnen, Schweinsborsten, chines. und japan. Waaren, Kaviar u. s. w. Ein großes Hinderniß des Handels ist die Sandbank vor dem sonst sichern Hafen, dessen Einfahrt durch die Festung Nowo-Dwiesk geschützt wird. Jetzt ist dort ein Werft für Kriegsschiffe, welche die russ. Regierung nirgend in ihren Staaten wohlfeiler erbaut, und ein treffliches Niederlagehaus für unverzollte fremde Waaren. Die Admiralitätsgebäude und Casernen der Matrosen liegen auf der Insel Solombalsk, welche der Fluß Kuschenida bildet. Von hier gehen jährlich viele Expeditionen im Sommer zu Wasser auf den Fischfang, im Winter auf die Jagd nach Spitzbergen und Nowaja-Semlja bis zur Lenamündung und weiter. Im J. 1832 ward zu A. dem hier geborenen Dichter Lomonosoff ein Denkmal errichtet.

Archäologie, in weiterer Bedeutung Alterthumskunde überhaupt, welche den Zustand und die Verfassungen der Völker der alten Welt kennen lehrt, entweder im Allgemeinen oder im Besondern, wie hebr., jüd., griech., röm., deutsche, gall. Archäologie u. s. w.; in engerer Bedeutung die Wissenschaft, die uns das geistige Leben der alten Völker durch das Mittel der Kunstdenkmale aufschließt. Eine solche Kunstarchäologie, wie man diese Wissenschaft genauer bezeichnend genannt hat, umfaßt nothwendig jede Art von Kunstüberresten, in denen sich die Kunstidee für ein lebendiges und tiefes Gefühl ausspricht; zunächst jede Art von Überresten, welche dem Gebiete der zeichnenden Künste angehören. Jedes Volk, das Kunstwerke hinterlassen hat, gibt daher Stoff für den Kunstarchäologen her; da jedoch im Orient wenig geschichtliche Denkmale seiner Entwickelung sich finden, so kann er nur im Ganzen ins Auge gefaßt werden, und so ist es gekommen, daß vorzugsweise den Völkern des Occidents sich der gelehrte Fleiß zugewandt hat, und daß man bei Archäologie im engern Sinne gewöhnlich an die Erforschung der Kunstdenkmale der Griechen, Römer, und etwa noch der Etrusker und Ägypter denkt. Eine Betrachtung der alten Kunstwerke unter diesen Beziehungen nimmt nothwendig eine fortgesetzte Anwendung der Regeln der Hermeneutik und der Kritik in Anspruch. Hauptaufgabe der Archäologie im engern Sinne ist daher die Darstellung des alten Lebens, soweit es in Denkmalen uns vorliegt, geschichtlich sowol als systematisch nachzuweisen. Der Reichthum an griech. Kunstwerken ist der Grund, daß ihnen vorzügliche Aufmerksamkeit zu Theil wurde, und man nahm eigentlich nur darum Rücksicht auf die Kunstwerke der oben miterwähnten Völker, weil sie entweder den Griechen vorge-

arbeitet oder Einfluß auf sie gehabt oder mit ihnen gewetteifert hatten. Die Kunstwerke, welche hier in Betrachtung gezogen werden, sind die Überreste der Baukunst, der Bildhauerei, der Toreutik, der Zeichnen= und Malerkunst, wohin auch die Mosaik gehört, der Bildgraberei und Münzkunst, sowie der archäologischen Geräthe (Anticaglien). Diese Überreste sind in Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland, England, Rußland und Dänemark zerstreut, und nur auf Reisen könnte man sie daher eigentlich selbst anschauend studiren, wenn nicht Nachforschungen und Abbildungen einigen Ersatz gäben. Das Erste, dessen der Archäolog bedarf, ist Kenntniß der Summe des von solchen Kunstwerken noch Vorhandenen, und die Archäologie müßte darum mit einem registrirenden Theile anheben, welcher ein Verzeichniß der Antiken, ihrer Beschreibungen, Abgüsse und Abbildungen, sowie der Museen, Galerien, Cabinete, Paläste und Villen, worin sie sich befinden, nebst einer Geschichte ihrer Wanderungen und Schicksale, enthielte. Leider ist dieser nothwendige Theil der Archäologie noch nicht in seinem ganzen Umfange ausgeführt. Diesem Theile würde sich anschließen die Kunstlehre des Antiken, als Kunstgeschichte vorgetragen, worin über Styl, Methode, Kunstpraktik und Technik, Geist und Behandlung der Kunstwerke, nach Maßgabe der Kunstepochen, Belehrung ertheilt wird. Dann folgt die Kunsthermeneutik, welche Aufschlüsse gibt über die Bedeutung der alten Kunst und Künstlerfabel, über die Art, wie bei Erklärung der alten Kunstwerke verfahren werden muß, und die dazu nöthigen Hülfsmittel. Mythologie, Geschichte und Alterthümer dienen hier als Hülfswissenschaften. Die Kunstkritik liefert nachher die Grundsätze, nach denen das Antike als solches überhaupt zu prüfen ist oder als einer gewissen Periode der Kunst angehörig erkannt wird. Dabei wird von Echtheit und Unechtheit, Ansetzungen, Ergänzungen, Verfälschungen, von Ur= und Nachbildung u. s. w. gehandelt. Die Ästhetik des Antiken endlich macht den Schluß des Studiums der Archäologie. Sie zeigt uns den Götter= und Heroencyklus als die Summe der Menschheit, diese Körper als sichtbar gemachte Seele in den mannichfaltigsten Idealen nach Geschlecht und Alter, von der erhabensten Göttlichkeit eines Zeus bis herab auf den Satyr, wo sich die Menschennatur in das Thierische verliert. Sie lehrt uns eindringen in die ästhetischen Ideen, die den Kunstschöpfungen zum Grunde liegen, Anordnung, Handlung, Ausdruck derselben bestimmend, macht aufmerksam auf den reinen Geschmack, die edle Einfalt, die vollkommene Zweckmäßigkeit. Das neueste Werk, welches dieser Idee am meisten entspricht, ist Müller's „Handbuch der Archäologie der Kunst" (Bresl. 1830). Müller theilt die neuere Behandlung der alten Kunst seit der wieder erwachten Liebe zu dem classischen Alterthum in drei Perioden ein: 1) die künstlerische, etwa von 1450 — 1600, die Zeit der Sammlungen und Wiederherstellungen; 2) die antiquarische, von 1600 — 1750, die Zeit der gelehrten Nachweisungen und Erläuterungen, mit weniger Rücksicht auf die Kunst (Spohn, Wheler, Montfaucon, Ernesti, Christ); 3) die wissenschaftliche, die Zeit der Ausgrabungen, seit 1750, der neuen Entdeckungen, der Erweiterung des Gebiets nach allen Seiten, dadurch auch der Kunstgeschichte und der philosophischen und historischen Kritik (Winckelmann, Caylus, Lessing, Heyne, Visconti, Zoega, Millin, Raoul Rochette, Göthe, Böttiger, Hirt, Meyer, Thiersch). In Rom ward vorzüglich durch Ausländer 1829 ein Instituto di corrispondenza archeologica auf Actien gegründet, das „Annali" mit Abbildungen herausgibt.

Arche. So nennt Luther in der Bibelübersetzung das Schiff oder das schwimmende Gebäude, in welchem Noah während der Sündflut seinen Aufenthalt genommen hat; unstreitig von arca, der Kasten, gebildet. (S. **Sündflut.**) — **Heilige Arche** heißt in den Synagogen der Juden das Schränkchen, in welchem die Gesetzrolle aufbewahrt wird.

Archenholz (Joh. Dan. oder, wie er sich später nannte, Joh. Wilh. v.), geb. in Langenfurt, einer Vorstadt Danzigs, am 3. Sept. 1745, trat 1760 als

Offizier in die preuß. Armee ein, und ward zu Ende des siebenjährigen Krieges als Hauptmann verabschiedet oder vielmehr cassirt, weil er dem König als leidenschaftlicher Spieler bekannt geworden war. A. ging nun auf Reisen und sah in einem Zeitraume von 16 Jahren fast ganz Europa. Spiel und trüglicher Handel war oft seine Erwerbsquelle. In Italien brach er bei einem unglücklichen Falle vom Pferde ein Bein, und blieb am Fuße gelähmt. Nach der Wiederkehr nach Deutschland hielt er sich in Dresden, Leipzig und Berlin auf und lebte von Schriftstellerei. Ohne eigentliche gelehrte Kenntnisse, aber bekannt mit mehren neuern Sprachen, ausgerüstet mit einem nicht gewöhnlichen Beobachtungsgeiste und einer seltenen Geschicklichkeit zu fragen und zu sammeln, mit großer Menschen- und Weltkenntniß, mit dem Talente, das Wichtige und Charakteristische nicht nur glücklich aufzufassen, sondern auch in einer lebhaften und gewandten Sprache darzustellen, und mit der Gabe, dem Zeitgeschmacke gemäß den Inhalt und die Einkleidung seiner Schriften zu wählen, gewann er bald ein großes Publicum und erlangte auf dasselbe einen entschiedenen Einfluß. Den Grund zu seiner literarischen Laufbahn legte er durch die vielgelesene Zeitschrift: „Literatur- und Völkerkunde", die sich durch Neuheit, Mannichfaltigkeit und leichte, gefällige Behandlung der Gegenstände auszeichnete. Den glänzendsten Erfolg hatte sein, fast in alle lebende Sprachen Europas übersetztes Buch: „England und Italien" (5 Bde., Lpz. 1787). Unverkennbar ist hier des Verf. Kunst, auf Effect zu malen, und sein Bestreben, durch geschickte Anordnung und gefälligen Vortrag den Reiz des Neuen zu vermehren. Wenn er in Hinsicht auf England das Lob übertrieb, so übertrieb er in Hinsicht auf Italien den Tadel und erlaubte sich oft die handgreiflichsten Verdrehungen. Als Fortsetzung schrieb er die „Annalen der brit. Geschichte" von 1788 an (20 Bde., Braunschw., Hamb. und Tüb., 1789—98). Auf eine ausgezeichnete Weise zeigte sich sein Talent zu interessanter Darstellung in seiner „Geschichte des siebenjährigen Kriegs", zuerst im „Berl. historischen Taschenbuche für 1789", dann erweitert (2 Bde., Berl. 1793). In der „Geschichte der Königin Elisabeth", welche er zu dem „Historischen Kalender für Damen" (Lpz. 1798) lieferte, sind die Begebenheiten charakteristisch gestellt und in einer gefälligen, prunklosen Manier erzählt. Auch seine „Geschichte Gustav Wasa's, nebst einer Schilderung des Zustandes von Schweden von den ältesten Zeiten an bis an das Ende des 15. Jahrh." (2 Bde., Tüb. 1801) enthält eine anziehende Darstellung der Regierungsgeschichte jenes Königs. Nach der Rückkehr von einer zweiten Reise nach Frankreich wählte er Hamburg zu seinem Aufenthaltsorte und widmete sich ganz der politischen Schriftstellerei, namentlich der Herausgabe der Zeitschrift „Minerva", die 1792 ihren Anfang nahm, wegen ihrer Reichhaltigkeit oft 3000 Abnehmer hatte, auch nach des Herausgebers Tode fortgesetzt und nur 1806 und 1811 unterbrochen wurde. Mit vieler Klugheit wußte sich A. als politischer Journalist, der jedesmaligen Lage der Begebenheiten gemäß, das Ansehen der Unparteilichkeit zu geben. So sehr auch körperliche Schwäche ihn in den letzten Jahren niederdrückte, so blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten der Zeit. Noch 1810 machte er eine Reise nach Berlin, kam nach kurzem Aufenthalte nach seinem Landsitze Oyendorf im Holsteinischen unweit Hamburg zurück, wo er am 28. Febr. 1812 starb.

Archi, ein griech. Wort, das mehren, besonders kirchlichen, Amtstiteln, um einen höhern Grad der Würde zu bezeichnen, vorgesetzt wird; ihm entspricht die deutsche Vorsylbe „Erz", z. B. Archiater (Oberarzt, Leibarzt); Archidux, Erzherzog; Archiepiscopus, Erzbischof; Archipresbyter, Erzpriester.

Archidiakŏnus, oberster Diakonus. Diese kirchliche Würde, welche anfänglich nur den ersten unter den Diakonen an einer Kathedral- oder Metropolitankirche bezeichnete, erhielt schon im 5. Jahrh. eine Bedeutung, welche sie über den Rang der Presbyter erhob und den Bischöfen nahe stellte. Die Archidiakonen waren seitdem nicht nur blos Gehülfen, sondern auch Vicarien derselben in den Diöcesen

und auf den Concilien. An sie kamen nach und nach die Geschäfte der bischöflichen Gerichtsbarkeit, die Aufsicht über die Geistlichkeit, die Kirchen, Klöster und kirchlichen Güter, das Visitationsrecht und das Ketzergericht in den abendl. Bisthümern. Bis in das 9. Jahrh. waren sie noch immer nur Stellvertreter der Bischöfe ohne persönliche Amtsgewalt, aber theils die Unwissenheit ihrer Vorgesetzten, theils die seit dem 8. Jahrh. aufgekommene Eintheilung der Diöcesen in mehre kleinere Sprengel oder Archidiakonalbanne, denen sie vorgesetzt wurden, machte sie zu selbständigen Kirchenbeamten, die mit wenigen Ausnahmen die völlige bischöfliche Gewalt ausübten. Im 11. und 12. Jahrh. waren sie als die einflußreichsten Prälaten der Kirche anerkannt und auf dem Gipfel ihrer Macht. Mit der Entstehung der allgemeinen bischöflichen Gerichtshöfe unter eignen Officialen oder Generalvicarien im 13. Jahrh. sank aber das Ansehen der Archidiakonen, und ihre Gerichtsbarkeit ging in den meisten Diöcesen im 15. und 16. Jahrh. an die neuen Gerichtshöfe über. Im 18. Jahrh. findet man sie nur noch als Würdenträger in einigen Domcapiteln. Jetzt ist diese Würde, besonders wegen Rangstreitigkeiten mit den Dechanten und Pröpsten, in der katholischen Kirche fast überall erloschen, auch wurden sie in die durch die Bourbons wieder neu eingerichteten Domcapitel nicht aufgenommen. In der griech. Kirche gab es schon seit dem 7. Jahrh. keine Archidiakonen mehr, außer einem einzigen am griech. Kaiserhofe zu Konstantinopel. In der bischöflichen Kirche Englands sind sie noch jetzt die Stellvertreter der Bischöfe in Beaufsichtigung ihrer Sprengel. Die Archidiakonen in der evangelisch-lutherischen Kirche genießen außer dem Vorrange vor den übrigen Diakonen keine besondern Vorrechte. Gewöhnlich führen diesen Titel die zweiten Geistlichen an den Hauptkirchen der größern Städte.

Archilŏchus aus Paros, dem Range nach der erste der griech. Lyriker, blühte um 700 v. Chr. Seine Lebensumstände, und vorzüglich was von ihm Schlimmes erzählt wird, hat man aus Erwähnungen in seinen eignen Gedichten zusammengesetzt. Als Jüngling verließ er, in die bürgerlichen Parteiungen verwickelt, sein Vaterland, und ging nach Thasos, mit einem Theil seiner Mitbürger dort eine Colonie zu begründen. In einer Schlacht der Thasier gegen die Thraker verlor er, wie er selbst in einigen uns erhaltenen Versen sagt, jedoch nicht aus Feigheit, seinen Schild. Später ward er deshalb von Sparta, wohin er gewandert war, zurückgewiesen. Andere erklären jedoch diese Wegweisung von seinen Gedichten. In den olympischen Spielen bekam er für einen Hymnus auf den Herakles den Siegerkranz. Das Leben verlor er in einer Schlacht, nach Andern durch Meuchelmord. Die Schärfe seiner Gedichte machte archilochische Bitterkeit und parische Verse zum Sprüchwort des Alterthums. Sowol seine Gegner unter den Mitbürgern als andere Beleidiger geißelte er mit seinen Jamben. Lykambes, der ihm seine Tochter versprochen, aber nicht Wort gehalten hatte, wurde von seiner Satire so verwundet, daß er und die Tochter, um der Schmach zu entgehen, sich erhenkten. Die Alten stellten A. dem Homer an die Seite; sie ließen seine Gedichte durch Rhapsoden vortragen, feierten Beider Gedächtniß an Einem Tage und stellten auf Bildwerken seinen Kopf unter den des Homer. Sie nennen ihn auch den Erfinder des Jambus, was jedoch nicht sowol von dem jambischen Vers, der gewiß älter ist, als von der Form und der satirischen Anwendung der ganzen Dichtart zu verstehen sein mag, und schreiben ihm eine Menge Verbesserungen der Musik und der Verskunst zu. In Griechenland waren die dramatischen Dichter, besonders die der alten Komödie, unter den Römern Horatius in den Epoden seine Nachahmer. Der halbe Pentameter —◡◡—◡◡⏓, dessen er sich häufig bedient, heißt nach ihm der **archilochische Vers**. Die Bruchstücke seiner Gedichte hat besonders herausgegeben Liebel (Lpz. 1812 und Wien 1819). Übersetzt findet man sie bei Chr. v. Stolberg, Herder in den „Zerstreuten Blättern" und bei Passow im „Pantheon".

Archimandriten, Erzäbte oder Generaläbte, heißen Äbte in der griech. Kirche, welche über mehre andere Äbte und Klöster die Aufsicht führen, weil in der alten griech. Kirche die Äbte Mandrä genannt wurden. Sie waren aber stets den Diöcesanbischöfen untergeben. In Sicilien nennen sich einige Äbte so, weil ihre Klöster ursprünglich griech. Stiftung sind und der Regel des h. Basilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slawonien und Venedig führen diesen Titel.

Archimēdes, der berühmteste unter den alten Geometern, geb. zu Syrakus um 287 v. Chr., ein Verwandter des Königs Hiero, scheint kein öffentliches Amt bekleidet, sondern sich ganz auf die Wissenschaften beschränkt zu haben. Seine Verdienste um die Mathematik vollkommen zu würdigen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zustande der Wissenschaft vor ihm; doch weiß man, daß er sie mit Entdeckungen von höchster Wichtigkeit bereichert hat, auf welche die Neuern ihre Messungen krummliniger Flächen und Körper gegründet haben. Euklides betrachtet in seinen Elementen nur einige dieser Größen in Beziehung aufeinander; aber er vergleicht sie nicht mit gradlinigen Flächen und Körpern. A. hat die zu diesem Übergange nöthigen Sätze in seinen Abhandlungen von der Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Konoiden, und in seiner Schrift von der Messung des Cirkels entwickelt. Zu noch schwierigern Betrachtungen hat er sich erhoben in seiner Schrift von den Spiralen, deren Unverständlichkeit jedoch selbst von Kennern schwer zu besiegen ist. A. ist der Einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der Mechanik und über die Hydrostatik überliefert. Er hat zuerst den Satz gelehrt: daß ein in eine Flüssigkeit getauchter Körper so viel an seinem Gewichte verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüssigkeit beträgt, und bestimmte mittels desselben, wie viel Zusatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt hatte, betrüglicherweise hinzugefügt habe. Die Auflösung dieses Problems fand er beim Baden, und soll so darüber erfreut gewesen sein, daß er, wie man erzählt, unbekleidet nach Hause eilte, mit dem Ausruf: „Ich habe es gefunden! Ich habe es gefunden!" Die praktische Mechanik scheint zu A.'s Zeiten ebenfalls eine neue Wissenschaft gewesen zu sein, denn seine Aeußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punkt außer derselben gäbe, wo er stehen könne, zeugt von dem Enthusiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen seiner Maschinen eingeflößt hatten. Er ist der Erfinder des Flaschenzugs, der Schraube ohne Ende und der Wasserschraube oder der Archimedischen Schnecke, in welcher das Wasser durch seine eigne Schwere aufsteigt. Er wendete sie während seines Aufenthalts in Ägypten zum Austrocknen der vom Nil überschwemmten Gegenden an. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte A. sein ganzes Talent, um zur Vertheidigung seiner Vaterstadt mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch sprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maschinen, die er den Angriffen der Römer entgegenstellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß er mit Brennspiegeln die feindliche Flotte in Brand gesteckt habe, was auch an sich höchst unwahrscheinlich ist und nur auf spätern Nachrichten des Galen und Lucian beruht. In demselben Augenblicke, wo die Römer, unter Marcellus, durch Überrumpelung sich 212 v. Chr. der Stadt bemächtigten, saß A., wie die Sage erzählt, in Nachdenken vertieft, auf dem Markte und hatte allerlei Figuren vor sich in den Sand gezeichnet. Einem röm. Soldaten, der auf ihn eindrang, soll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreise nicht in Unordnung!" Allein der rohe Krieger stieß ihn nieder. Auf sein Grabmal setzte man einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch seine Auffindung ihres gegenseitigen Verhältnisses, worauf er besondern Werth legte, zu verewigen. Cicero, als Quästor in Sicilien, fand dasselbe wieder auf. Des A. noch übrige Werke sammelte Torelli (Oxford 1792, Fol.); sie wurden übersetzt und erläutert durch Nizze (Strals. 1824). Einzelne Schriften sind von Hauber

(Tüb. 1798), Hoffmann (Aschaffenb. 1817), Krüger (Lpz. 1820) und Gutenäcker (Würzb. 1825) übersetzt.

Archipelăgus nennt man eine große Gruppe Inseln. Die bekannteste ist die vorzugsweise so benannte Inselgruppe des ägäischen Meers, zwischen den Küsten Griechenlands und Kleinasiens. Ihrer Lage nach wurden die dazu gehörigen Inseln in die europäischen und asiatischen getheilt; die erstern, welche gleichsam in einem Kreise beisammenliegen, sind aus dieser Ursache von den Griechen die **Cykladen** (s. d.), sowie die andern, weiter auseinander liegenden, die **Sporaden** (s. d.) genannt worden. Alle diese Inseln zusammen bildeten den Sandschalik (die Statthalterschaft) des Kapudan Pascha, wozu jedoch Kandia mit den umliegenden kleinen Inseln nicht gehörte. Im Mittelalter machten diese Inseln ein eignes Herzogthum aus, das bis 1556 von dem Herzoge von Naxos, dann von dem Juden Michez, dem es Selim II. schenkte, regiert, bald darauf aber mit dem ottom. Reiche vereinigt wurde.

Architektonik, Architektur, s. **Baukunst**.

Architrav, s. **Säule**.

Archiv, eine Sammlung von schriftlichen Urkunden, welche die Rechte, Vorrechte, Ansprüche, Verträge, Verhältnisse u. s. w. einer Familie, Corporation, Gemeinde, Stadt oder eines Reichs enthalten; auch der Ort, wo dergleichen Urkunden aufbewahrt werden. Es gibt demnach Privat- und öffentliche oder Staatsarchive. Der den letztern vorgesetzte Beamte heißt **Archivar**. Schon bei den ältesten Völkern gab es Archive. Israeliten, Griechen und Römer hatten sie in ihren Tempeln, und auch die Christen bewahrten anfangs wichtige Urkunden bei den heiligen Gefäßen und Reliquien, bis eigne Orte dazu angewiesen wurden. Das Recht ein Archiv zu haben ist mit dem Rechte verknüpft, den Urkunden öffentliche Glaubwürdigkeit mitzutheilen. Die Archive der größten deutschen Fürstenhäuser reichen selten über das 13. Jahrh. hinaus. Der Anfang der städtischen Archive kann höchstens in das 12. Jahrh. gesetzt werden. Ein musterhaft eingerichtetes Archiv war das brandenburg. zu Plassenburg, jetzt zum Theil mit dem kön. bair. Filialarchive zu Bamberg vereinigt. Zu den vorzüglichsten Archiven in Deutschland gehört jetzt das kön. bair. Reichsarchiv in München. Vgl. Österreicher's „Anleitung zur Archivwissenschaft" (1806).

Archon war der Titel der höchsten obrigkeitlichen Person in Athen. (S. **Attika**.) Bei den Juden hatte der Name während der Zeit der Römerherrschaft sehr verschiedene Bedeutungen, so auch im N. T. Am häufigsten heißen so die Beisitzer des Sanhedrin. Bei den Gnostikern wurden die Weltgottheiten oft mit diesem Namen belegt, weshalb auch eine gnostische Sekte **Archontiker** hieß. Sie waren vornehmlich dem Judenthume feind.

Archӯtas von Tarent, ein Pythagoreer, berühmt als wahrhafter Weiser, großer Mathematiker, Staatsmann und Feldherr. Er widmete sich zu Metapont dem Studium der Pythagoreischen Philosophie. Er war ein Zeitgenosse des Plato und lebte noch, als dieser nach Sicilien reiste. Man kann ihn daher nicht als Lehrer des Philolaos betrachten, welcher älter war, noch weniger als des Pythagoras unmittelbaren Schüler. Man schreibt ihm die Erfindung der analytischen Methode in der Mathematik und die Lösung mehrer geometrischen und mechanischen Probleme zu. Auch soll er ein Automat (eine fliegende Taube) verfertigt haben. Horaz besingt ihn als einen an der apulischen Küste Ertrunkenen. Seine Bruchstücke sind kritisch gesammelt von Hartenstein: „De Archytae Tarentini fragmentis philosophicis" (Lpz. 1833); die unter seinem Namen gehende Schrift über die Natur des Alls oder die Kategorien ist unstreitig unecht.

Arcōle, Dorf in der Delegation Mantua des lomb.-venet. Königreichs, ist berühmt geworden durch die Schlacht am 15.—17. Nov. 1796, in welcher Bona-

parte den östr. General Alvinzy, der Mantua entsetzen wollte, besiegte. Augereau, dann Bonaparte selbst mit der Fahne voran, führten die Stürmenden gegen die Batterien auf der hölzernen Brücke des Alpon; allein sie ward am 15. und 16. Nov. vom General Mitrovsky so tapfer vertheidigt, daß erst in der Nacht zum 17. Nov. oberhalb des Einflusses des Alpon in die Etsch der Übergang Bonaparte's erfolgte, worauf das Gefecht bei A. die dreitägige blutige Schlacht zum Nachtheil für die Östreicher entschied.

Arçon (Jean Claude Eleonore le Michaud von), Erfinder der schwimmenden Batterien, mit denen Gibraltar 1782 bezwungen werden sollte, geb. 1733 zu Pontarlier, war für den geistlichen Stand bestimmt, allein der Vater, ein Advocat, gab der Neigung des Sohnes nach. A. ward 1754 in die Militairschule zu Mezières aufgenommen, und im folgenden Jahre Mitglied des Geniecorps. Im siebenjährigen Kriege, vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Kassel, zeichnete er sich aus. Um sich des Auftrags, eine Karte von dem Jura und den Vogesen aufzunehmen, schneller zu entledigen, erfand er 1774 eine neue Tuschmanier, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. Er hatte eine unerschöpfliche Einbildungskraft und unermüdete Thätigkeit. In allen seinen Schriften, die trotz der fehlerhaften Schreibart sich angenehm lesen lassen, erkennt man Reichthum an Ideen und Züge von einem glänzenden Genie. Er war einer der erbittertsten Gegner Montalembert's und scheute sich nicht, empörende Persönlichkeiten in den Streit zu ziehen. Im J. 1780 erfand er die schwimmenden Batterien, die nur darum den Erwartungen nicht völlig entsprachen, weil den franz. und span. Offizieren Einigkeit fehlte; denn Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar, läßt dem Erfinder volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei dem Einfalle in Holland unter Dumouriez nahm er mehre feste Plätze, unter andern Breda. Er zog sich in die Einsamkeit zurück und schrieb hier sein letztes, aber vorzüglichstes Werk: „Considérations militaires et politiques sur les fortifications" (Par. 1795). Nachdem der erste Consul ihn 1799 in den Senat berufen hatte, starb er am 1. Jul. 1800.

Ardennen, gewöhnlich vom Celtischen ar, bei, und Duanna, Brunnen Gottes, abgeleitet, ein Waldgebirge zwischen der Maas und der Mosel im Großherzogthume Luxemburg. Zur Römerzeit nahm der Ardennenwald einen großen Theil von Gallia belgica ein, und nach Cäsar reichte er vom Rhein durch das Gebiet der Trevirer bis zu dem Gebiet der Remier. Mehr als 20 Flüsse und Bäche hatten dort ihren Ursprung. Der Bergbau auf Eisen, Kupfer und edle Metalle wird nicht mehr betrieben. Dagegen ist noch jetzt die Schafzucht beträchtlich und die Jagd sehr ergiebig. — In einem weitern Sinne nennt man die Gebirge, die vom ehemaligen franz. Hennegau bis zur Mosel reichen, **Ardennen**, daher auch ein Departement des nordöstl. Frankreichs, welches auf 80 □M. 266,985 Einw. zählt, von ihnen den Namen hat.

Ardey, das ganze Mittelgebirge, das sich in der Grafschaft Mark von Fröndenberg bis Volmarstein längs der Ruhr hinzieht. Es besteht aus rauhem Sandstein, über welchem sich das Steinkohlengebirge erhebt. Die Steinkohlen sind in dieser volk- und fabrikreichen Gegend sehr wichtig. Noch sieht man in diesem Gebirge die Trümmer der Burg, welche in frühen Jahrhunderten die Grafen von Ardey besaßen.

Are, das Grundmaß des neuen franz. Flächenmaßes oder die Quadratruthe der Feldmesser; sie ist gleich 9,4768 par. und 10,1518 rheinl. □Fuß. Die Decare ist $\frac{1}{10}$, die Centare oder Hektare $\frac{1}{100}$, die Milliare oder Kilare $\frac{1}{1000}$ und die Myriare $\frac{1}{10000}$ Are.

Arelat, Arelatisches Reich, hieß von seiner Hauptstadt **Arles** das Herzogthum Burgund mit Provence, das im 9. Jahrh. auf kurze Zeit den Titel eines Königreichs führte. (S. **Burgund**.)

Aremberg, ehemaliges Reichsfürstenthum und regierendes herzogliches

Haus. Der Flecken und das Schloß A. mit 250 Einw., wichtigen Blei- und Eisenwerken, liegt im Regierungsbezirke Koblenz des preuß. Großherzogthums Niederrhein. Das Haus A., ein Zweig des Hauses Ligne, welches 1547 durch Heirath die damalige Grafschaft A. erwarb, war eins der 13 alten deutschen Fürstenhäuser. Es erhielt diese Würde 1576 vom Kaiser Maximilian II. und hatte Sitz und Stimme auf dem Reichstage von 1582. Der Gründer des neuen Hauses A. war Philipp Karl, der ältere Sohn Johann's von Ligne, Fürst von A. und Admiral von Flandern. Er erhielt durch seine Vermählung mit Anna von Croy das Herzogthum Aerschot und starb 1616. Sein ältester Sohn, Philipp Franz, ließ A. vom Kaiser Ferdinand III. 1644 zum Herzogthum erheben. Im luneviller Frieden verlor der Herzog von A., Ludwig Engelbert, seine unmittelbaren Besitzungen, zusammen 7 ½ □M. mit 14,800 Einw. und erhielt dafür 1802 als Entschädigung Meppen und Recklinghausen in Westfalen. Von seiner Gemahlin, des Grafen von Lauraguais Tochter, gest. 1812, erbte er die Besitzungen des Hauses Chalons in Hochburgund. Erblindet starb er zu Brüssel am 7. März 1820. Schon 1803 hatte er seinem ältesten Sohne Prosper Ludwig, geb. 1785, dem Herzoge von A., Fürsten von Recklinghausen und Meppen, Granden von Spanien erster Classe, die Regierung abgetreten. Dieser vermählte sich 1808 mit einer Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie Tascher de la Pagerie, welche Napoleon zur franz. Prinzessin erhob; diese Ehe ward aber 1816 für nichtig erklärt, worauf er sich 1819 mit Ludomille, des Fürsten von Lobkowitz ältester Tochter, vermählte. A. trat dem Rheinbunde bei, verlor aber 1810 durch Napoleon seine Souverainetät. Seit 1815 ist der Herzog von A. Standesherr, wegen A. und Recklinghausen (im Regierungsbezirke Münster, mit 43,600 Einw. auf 14 ½ □M. unter preuß., wegen Meppen unter hanöv. Hoheit; er ist daher Mitglied der ersten Kammer der hanöv. Ständeversammlung. Dem standesherrlichen Gebiete des Herzogs von A. in Hanover, oder dem Amte Meppen (33 □M. und 42,000 Einw.) wurde vom König Georg IV. am 9. Mai 1826 der Name Herzogthum Aremberg-Meppen beigelegt. Der Herzog kann eine Ehrenwache halten. Sein Gerichtsstand ist bei der Justizkanzlei zu Osnabrück. Seinem Hause ist in peinlichem Falle ein Gerichtsstand von Austrägen oder das Recht, von Ebenbürtigen gerichtet zu werden, bewilligt, und das in solchem Falle ergehende Erkenntniß kann nie die Confiscation, sondern höchstens die Sequestration der mediatisirten Besitzungen zur Folge haben. In den übrigen Straffällen ist das Staats- und Cabinetsministerium die ausschließliche Behörde für alle Mitglieder des herzoglichen Hauses. Sämmtliche Besitzungen des Herzogs in Deutschland enthalten auf 46 □M. 85,000 Einw., in 4 Städten, 4 Marktflecken und 192 Bauerschaften. Mit Einschluß seiner Besitzungen in den Niederlanden und in Frankreich betragen die Einkünfte des Herzogs, meistens aus Waldungen, gegenwärtig etwa 750,000 Gulden. Die Familie bekennt sich zur katholischen Kirche; die gewöhnliche Residenz des Fürsten ist das Schloß Klemenswerth bei Meppen, oder Brüssel. Der Fürst hat von seiner jetzigen Gemahlin drei Söhne. — Sein Bruder Paul ist Ehrendomherr und lebt in Brüssel, und sein jüngster Bruder, Peter von Alcantara, besitzt die von seinem Vater ihm abgetretenen belg. Güter, ist in Frankreich naturalisirt, seit 1828 franz. Herzog und Pair und seit 1829 mit Alixe Gräfin von Talleyrand-Perigord vermählt.

Arēna, s. Amphitheater.

Arendt (Martin Friedr.), berühmt durch seine wissenschaftlichen Wanderungen durch einen großen Theil Europas, war geb. zu Altona 1769, und starb, vom Nervenschlage getroffen, in der Nähe von Venedig 1824. Auf des Grafen von Reventlow Empfehlung wurde er 1797 beim botanischen Garten zu Kopenhagen als Eleve angestellt; allein seine Vorliebe für Alterthumsforschung führte ihn auf die Universitätsbibliothek, wo er in strenger Kälte stundenlang die Arnámagnäa-

nischen Sammlungen durchsah. Mit landesherrlicher Unterstützung reiste er 1798 nach Finnmark. Sehr genau durchforschte er Norwegen und kam in Gegenden, die vor ihm kein Fremder betreten hatte. Er sollte lebende Pflanzen und Samen einsammeln; allein er brachte wenig oder nichts zurück und wurde entlassen. Er begann hierauf 1799 und 1800 seine antiquarischen Sammlungen in Norwegen. Dann hielt er sich längere Zeit in Schweden auf, in Rostock bei Tychsen, in Paris bei Millin, und in Venedig. Einen Theil seiner Papiere, Zeichnungen und Abhandlungen, alle antiquarischen Inhalts, den Norden betreffend, legte er in der Bibliothek zu Kopenhagen nieder. Auch ließ er in Paris und in verschiedenen Städten Schwedens, Deutschlands und Dänemarks einzelne Blätter drucken. Später durchwanderte er die Schweiz, Spanien, Italien und Ungarn. Er lebte von fremder Unterstützung, schlief oft unter freiem Himmel und kannte keine Bedürfnisse der Bequemlichkeit. Alle seine Papiere trug er bei sich. Des Carbonarismus verdächtig, mußte er die heftigsten Verfolgungen in Neapel erdulden.

Areopagitische Theologie, s. Dionysius Areopagita.

Areopăgus, der älteste unter den atheniens. Gerichtshöfen, und zugleich wegen seines Ansehens, seiner Unbescholtenheit und Gerechtigkeitsliebe der berühmteste. Er hatte den Namen von seinem Versammlungsorte, dem unweit der Akropolis gelegenen Hügel des Mars. Die Stiftung dieses Gerichts wird von Einigen dem Kekrops, von Andern dem Solon zugeschrieben; doch scheint er von Letzterm nur eine bessere Einrichtung und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er bestand, läßt sich nicht angeben. Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangenen Archonten besetzt, die sich durch redliche und eifrige Amtsführung derselben würdig gemacht hatten. Es ward zu dem Ende eine besondere Prüfung vorgenommen. Aristides nannte den Areopag das heiligste Gericht Griechenlands, und Demosthenes versichert, daß er nie ein Urtheil gesprochen, womit nicht beide Theile zufrieden gewesen. Die Verbrechen, welche vor dies Gericht gehörten, waren: vorsätzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenlosigkeit und Neuerungen im Staate und in der Religion; zugleich war ihm die Sorge für die Verwaisten aufgetragen. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten seinem Ausspruche. Seine Versammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen gesammelt. Bis auf Perikles behielt dieser Gerichtshof seine ganze Reinheit; durch diesen aber, der, auch ohne Archont gewesen zu sein, sich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde er zuerst verletzt; doch behielt er noch lange sein Ansehen, das erst nach und nach mit dem Verfalle Athens sank.

Ares, s. Mars.

Arethūsa, 1) eine von den Hesperiden (s. d.); 2) eine Tochter des Nereus und der Doris, erst eine Nymphe, dann eine berühmte Quelle der Insel Ortygia. (S. Alpheus.) Da Theokrit an ihren Ufern seine Idyllen dichtete, so ist sie dann oft bei Griechen und Römern zur Muse des Hirtengesanges gemacht worden.

Aretin (Adam, Freih. v.), ein bair. Staatsmann, geb. 24. Aug. 1769 zu Ingolstadt, trat nach vollendeten Studien der Rechtswissenschaft in Staatsdienste, wo er unter Montgelas bis zum Vorstande der diplomatischen Section sich emporarbeitete. Er nahm an vielen der wichtigsten Geschäfte Antheil und ward, als im Febr. 1817 der Graf Rechberg das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, an dessen Stelle nach Frankfurt geschickt, wo er sich sowol durch Mäßigung, als auch durch die energische Vertheidigung der bair. Verfassungsurkunde allgemeine Achtung erwarb. Was er drucken ließ, erschien nicht unter seinem Namen und bezieht sich meistentheils auf seine Kunstliebhaberei, da er eine der größten Kupferstichsammlungen und eine bedeutende Anzahl von Gemälden besaß, die nach seinem Tode 1822 zum Theil zu München versteigert wurden. Vgl. Brulliot's „Catalogue des estampes du cabinet d'Aretin" (3 Bde., München

1827 fg.). — Sein Bruder, Georg Freih. von Aretin, geb. zu Ingolstadt 1771, studirte zu Heidelberg und machte sich als Administrator des Donaumoosgerichts seit 1793 bei der Trockenlegung eines 17 Stunden im Umfange betragenden Sumpfes sehr verdient. A. ward 1796 Hofkammerrath, 1799 Landesdirector in Amberg und 1806 Straßen- und Wasserbauinspector in Tirol, wo er in einer zweckmäßig abgefaßten Druckschrift das Volk über die Vorbeugungsmittel gegen die Verheerungen durch Bergfälle belehrte. Als 1809 der Aufstand in Tirol ausbrach, war er Generalcommissair des Eisackkreises zu Brixen und wurde als östr. Gefangener nach Fünfkirchen in Ungarn abgeführt. Nach seiner Freilassung erhielt er 1810 vom Könige von Baiern ein Lehngut und ansehnliches Jahrgeld, worauf er sich ganz den Wissenschaften, Künsten und der Landwirthschaft widmete. Unter seinen vielen Schriften, die größtentheils ein praktisches und vaterländisches Interesse haben, nennen wir die „Zeitbedürfnisse, mit besonderer Rücksicht auf Baiern" (4 Bdch., Regensb. 1817—20), den beachtungswerthen „Versuch eines Defensionssystems von Baiern" (Regensb. 1820, 4.), und den „Stoff zum Nachdenken für Geschäftsmänner" (2 Bde., Regensb. 1822). — Ein zweiter Bruder, Christoph Freih. v. Aretin, geb. zu Ingolstadt am 2. Dec. 1773, studirte zu Heidelberg, Göttingen und Paris, trat früh in Staatsdienste und ward 1799 Landesdirectionsrath. Schon 1799 drang er auf Abschaffung der Feudalstände und auf Zusammenberufung des Landtags. Bei dem Streite der bair. Landstände mit der Regierung 1800 und 1801 war er als Schriftsteller sehr thätig, ward 1803 nach Aufhebung der Klöster als Regierungscommissair zur Durchsuchung der Klosterbibliotheken abgeschickt und 1806 Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München. Unter seinen zahlreichen Schriften, die er zum großen Theil im Interesse des Vaterlandes schrieb, zeichnen sich viele durch ihre Volksthümlichkeit aus, z. B. die „Gespräche über die bair. Verfassungsurkunde" (1818); der „Bair. Verfassungskatechismus" (1819); die „Literarische Monatsschrift für bair. Staats- und Geschäftsmänner" (1818 und 1819); die „Bair. Landtagszeitung" (20 Hefte), welche anfangs als Hofzeitung angesehen wurde, bis ihre Richtung gegen die Minister nicht mehr zu verkennen war. Die Schrift: „Die Plane Napoleon's und seiner Gegner in Deutschland" (1809), worin er die durch Ausländer bewirkten Veränderungen Baierns auf eine diesen nachtheilige Weise beleuchten wollte, erregte einen langen und heftigen Streit zwischen den Gelehrten Münchens, nach dessen Beendigung A. auf höchste Veranlassung seine bisherigen Ämter niederlegte und 1811 als erster Appellationsgerichtsdirector nach Neuburg ging, wo er 1813 Vicepräsident ward. Seine Flugschrift: „Sachsen und Preußen", zu Gunsten Sachsens, machte außerordentliches Aufsehen und zog ihm vielen Verdruß zu. Seine letzte Schrift war das „Staatsrecht der constitutionnellen Monarchie", das von K. von Rotteck beendet wurde (2 Bde., Altenb. 1824—27). Seit 1819 war er Deputirter beim bair. Landtage, fand aber stets bedeutende Opposition. A. starb am 24. Dec. 1824 zu München als Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise.

Aretino (Pietro), einer der berühmtesten ital. Schriftsteller des 16. Jahrh., verdankte den größten Theil seines Ruhms der Ausgelassenheit seiner Feder. Er war der natürliche Sohn des L. Bazzi, eines Edelmanns, geb. 1492 zu Arezzo, von welcher Stadt er auch seinen Namen entlehnte, da ihm der Vater nicht erlaubte, den seinigen zu führen. Aus einem Buchbinderlehrling ward A. ein Schriftsteller, der sich bald die Gunst der Könige zu erwerben wußte. Man nannte ihn die Geißel der Fürsten, und doch trieb er wieder die Schmeichelei bei ihnen bis zur Verworfenheit. Ebenso sehr von Prahlerei und Stolz wie von Galle erfüllt, ertrug er Begegnungen, die man sich nur gegen Verworfene erlauben darf; einerseits ein so zügelloser Schriftsteller, daß man mit seinem Namen die Schamlosigkeit und Schlüpfrigkeit bezeichnete, schrieb er auch viele Werke der Andacht und Erbauung, und gab letztern den Vorzug, wenn es sein Vortheil erfoderte. Sein Ruhm erwarb ihm den

Beinamen des Göttlichen, und er war anspruchsvoll genug, ihn selbst, wie einen Titel, seinem Namen beizufügen. So ließ er eine Denkmünze auf sich prägen, mit der Inschrift: „Divus Petrus Aretinus, flagellum Principum", und machte damit mehren Fürsten Geschenke. Wegen eines Sonetts gegen den Ablaß aus Arezzo verjagt, ging er nach Perugia und von da nach Rom, wo er in die Dienste Leo X. und später Hadrian VI. trat. Wegen 16 schändlicher Sonette, die er auf ebenso viel unzüchtige Zeichnungen von Giulio Romano verfertigt hatte, mußte er Rom verlassen. Johann von Medici berief ihn zu sich und nahm ihn mit sich nach Mailand, wo A. Gelegenheit fand, sich Franz I. gefällig zu machen. Nachdem er abermals Rom besucht, kehrte er zu seinem Beschützer, Johann von Medici, zurück, der ihn immer mehr liebgewann und verwundet in seinen Armen starb. 1528 ließ sich A. zu Venedig nieder, wo er sich mächtige Freunde erwarb, unter denen der Bischof von Vicenza ihn sowol mit dem Papst aussöhnte, als auch bei Karl V. so empfahl, daß dieser ihm eine goldene Kette überschickte. Franz I., der nicht minder großmüthig sein wollte, schenkte ihm eine ähnliche Kette. Als aber später Karl V. ihm einen Gnadengehalt von 200 Thalern aussetzte, hinter welchem Franz zurückblieb, empfing jener allein alle Lobsprüche, die er bis dahin unter Beide getheilt hatte. Auch der Herzog von Leve setzte ihm einen ansehnlichen Gehalt aus. Außerdem gewann er nach seiner eignen Angabe durch seine Schriften jährlich 1000 Goldthaler, nebst einem Ries Papier und einer Flasche Tinte. Nicolo Franco, ein nicht minder zügelloser, aber ungleich gelehrterer Schriftsteller, half ihm bei seinen Arbeiten. A.'s Ruf verbreitete sich; aus allen Gegenden Italiens schrieb man an ihn und suchte ihn auf. Durch seine Erbauungsschriften söhnte er sich mit dem röm. Hofe aus, und Julius III., der auch aus Arezzo war, ward durch ein Sonett, das sein Landsmann an ihn richtete, so gerührt, daß er ihm 1000 Goldkronen schickte und ihn zum St.-Petersritter machte. Drei Jahre nachher ward er von dem Herzog von Urbino dem Papste selbst vorgestellt, der ihn sehr ehrenvoll aufnahm. Doch konnte er den Cardinalshut, wonach er eifrig strebte, nicht erlangen. Die Art seines Todes entsprach seinem Leben. Er hatte Schwestern zu Venedig, die ebenso zügellos lebten als er selbst. Einst erzählte man ihm eins ihrer leichtsinnigen Abenteuer, und er fand es so belustigend, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Darüber verlor er mit dem Stuhle das Gleichgewicht, fiel zu Boden und war auf der Stelle todt (1556). Die Natur hatte ihn sehr glücklich ausgestattet. Der Geschmack für die Künste war ihm angeboren, und er übte mehre mit Glück. Mehr als Alles aber liebte er das Geld, einen guten Tisch und die Frauen. Seine Werke bestehen, außer mehren Religionsschriften, in fünf Lustspielen und einem Trauerspiele, jene voll Witz und echt komischer Züge, dieses nicht ohne Verdienst, in den ausgelassenen „Ragionamenti" nebst der „Puttana errante", in den 16 ruchlosen „Sonetti lussuriosi", ferner in Rime, Stanze, Capitoli, zum Theil Lobpreisungen, zum Theil satirisch und schlüpfrig, und in einigen unvollendeten Epopöen. Die Akademiker della Crusca zählen A. unter die classischen Schriftsteller ihrer Nation; er verdient jedoch diese Ehre weniger wegen der Reinheit als wegen Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit seines Styls. Vgl. Mazzuchelli's „Vita di P. A." (Padua 1741, neue Aufl. Mail. 1830).

Argens (Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'), geb. 24. Jun. 1704 zu Aix. Er sollte Rechtsgelehrter werden, aber aus Neigung trat er, 15 J. alt, in den Militairstand. In eine Schauspielerin verliebt, floh er nach einigen Jahren, um sich in Spanien mit ihr zu verbinden, ward aber verhaftet, nach der Provence zurückgebracht und darauf mit dem franz. Gesandten nach Konstantinopel geschickt. Nach seiner Rückkehr trat er wieder in die Armee, wurde 1734 bei der Belagerung von Kehl verwundet und in der Folge vor Philippsburg durch einen Sturz mit dem Pferde zum fernern Dienste unfähig. Enterbt von seinem Vater, ward er Schriftsteller und ging nach Holland, wo er unter dem Schutze der Preß-

freiheit seine „Lettres juives", „Lettres chinoises" und „Lettres cabalistiques" herausgab. Friedrich II., damals noch Kronprinz, wünschte den Verfasser kennen zu lernen und bei sich zu sehen. A. antwortete, daß er mit 5 Fuß und 7 Zoll bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr sei. Nach dem Tode seines Vaters lud Friedrich ihn aufs Neue ein. A. erschien in Potsdam, wurde Kammerherr, Director der Künste bei der Akademie und der tägliche Gesellschafter des Königs, der ihn seines offenen Charakters wegen liebte, aber auch seine hypochondrischen Launen zum Gegenstande seiner Neckereien machte. Fast ein Sechziger, verliebte er sich in die Schauspielerin Cochois und heirathete sie ohne Vorwissen Friedrich's, der ihm diesen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem siebenjährigen Kriege zum zweiten Male seit seinem Aufenthalte in Preußen nach Frankreich reiste, um seine Familie zu besuchen, fand er unterwegs eine erdichtete Verordnung des Bischofs von Aix verbreitet, worin er persönlich bezeichnet und als ein Gotteslästerer in den Bann gethan war. Diese Schrift beunruhigte ihn anfangs sehr, bis er an der Unterschrift, in welcher der König statt Erzbischof aus Versehen Bischof gesetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach seiner Rückkehr mußte er mehr als je von den satirischen Einfällen des Königs erdulden. Er erhielt späterhin wieder Erlaubniß zu einer Reise in die Provence, wo er zu Toulon am 11. Jan. 1771 starb. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmal errichten. Seine zahlreichen Schriften, die Früchte einer haltungslosen Freidenkerei, hatten einst ein gewisses Ansehen, werden aber jetzt, obgleich auf mannichfache Weise lehrreich, nicht mehr geachtet, weil es ihnen an Gediegenheit, Geschmack, Kritik und redlicher Absicht fehlt.

Argenson (Voyer, Marquis d'), geb. zu Paris 1771, Sohn des Generallieutenants A., aus einer der ausgezeichnetsten Familien. Sein Großoheim, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, war Voltaire's Freund, Philosoph und Politiker und Verfasser der „Considérations sur le gouvernement". Dessen Sohn (Marquis de Paulmi) war Gouverneur des Arsenals, nachher Botschafter in Venedig und Polen. Er hinterließ die Bibliothèque de l'Arsenal von 150,000 Bdn., die nach seinem Tode von dem Grafen von Artois gekauft wurde. Der Marquis gab in 80 Bdn. die schätzbaren „Mélanges tirés d'une grande bibliothèque" heraus. A. studirte bei dem Ausbruche der Revolution in Strasburg, und trat alsbald in Kriegsdienste. Als Lafayette, dessen Adjutant er war, Frankreich verließ, ging A. auf seine Güter, heirathete die Witwe des Prinzen Victor de Broglie, Mutter des Herzogs de Broglie, und beschäftigte sich mit der Erziehung seiner Kinder, mit der Landwirthschaft in Poitou, wo er Muster des landwirthschaftlichen Betriebes für seine Landsleute war, und mit seinen Eisenhämmern in Oberelsaß. Zum Präfecten des Departements des deux Nèthes ernannt, zeigte er sich als Vertheidiger der verfassungsmäßigen Verwaltung und nahm seinen Abschied, als ihn das Ministerium nicht unterstützte. Er wurde 1814 nach der Verwerfung des vom Senat vorgelegten Verfassungsentwurfs zum Präfecten der Rhonemündungen ernannt, schlug aber die Stelle aus, weil Frankreich noch keine Verfassung habe. Als Mitglied der Deputirtenkammer unterzeichnete er im Jul. 1815 den Protest, als man den Versammlungssaal geschlossen hatte, und bald nachher leistete er im Wahlcollegium zu Vienne seinen Eid, nur mit Vorbehalt des unveräußerlichen Rechts der Völker, ihre Verfassungen wieder zu ändern. Vom Departement des Oberrheins 1815 in die Deputirtenkammer berufen, sprach er kräftig wider die Einführung der Prevotalgerichte und über die Verfolgung der Protestanten in Südfrankreich. Er widersetzte sich 1816 und 1817 standhaft allen die Freiheit bedrohenden Maßregeln der Minister; er behauptete, daß Localeinrichtungen und die Geistlichkeit von den Gemeinden und nicht vom Staate unterhalten werden müßten, erhob sich gegen die Ausnahmegesetze, gegen die Weigerung der Minister, protestantische Zöglinge in die öffentlichen Lehranstalten zu Paris aufzunehmen, sprach stets im Sinne der Liberalen wider alle privilegirende Staatseinrichtungen und

Ausschließungen, und behauptete die Gefährlichkeit der Privilegien für die Geistlichkeit und die Nützlichkeit der allgemeinen freien Getreideeinfuhr; das Gegentheil nannte er eine Prämie für reiche, unkundige oder müßige Gutsherren. Im Jul. 1829 legte er seine Stelle als Mitglied der Wahlkammer nieder, ward aber 1830 wieder gewählt. Im Jun. 1832 protestirte er durch einen an die „Tribune" gerichteten Brief gegen den Beschluß der Regierung, Paris in Belagerungszustand zu setzen und die Strafbaren des 5. und 6. Jun. vor Kriegsgerichte zu stellen. Auch trat er dem Rechtfertigungsberichte der Opposition (des Laffitte'schen Vereins) bei. In der Session von 1832—33 ist er Deputirter des Arrondissements Strasburg.

Argent heißt das rohe Silber, auch das Silbergeld, und Geld überhaupt, es bestehe in Gold- oder Silberstücken; argent blanc oder monnoye, gemünztes Silber; argent haché, zerhacktes Silber, unedles Metall, das mit Silber überzogen oder plattirt ist.

Argentan, Neusilber, Kunstsilber, Nickelkupfer ist eine weiße, silberähnliche Legirung aus Kupfer, Nickel und Zink, die in China schon früher unter dem Namen **Packfong** bekannt war, bei uns indeß erst 1822 durch Geitner in Schneeberg, der Kobaltspeise dazu verwendete, verfertigt wurde, und seitdem an mehren Orten Deutschlands im Großen dargestellt worden ist. Durch die Weiße und Unveränderlichkeit an der Luft, welche diese Legirung, wenn auch nicht in ganz gleichem Grade, mit dem Silber theilt, ist sie sehr häufig zu Geräthschaften verwendet worden, die sonst aus Silber gefertigt wurden. Die Verhältnisse bei Zusammensetzen des Argentans bedingen die Geräthe, welche daraus gefertigt werden sollen, z. B. zu Löffeln und ähnlichen Geräthen kann man 25 Theile Nickel, 50 Theile Kupfer und 25 Theile Zink nehmen; zum Verwalzen 20 Theile Nickel, 60 Theile Kupfer und 20 Theile Zink. Zu Gußwaaren fügt man der Legirung noch Blei hinzu. Zusatz von etwas Eisen macht das Argentan weißer, aber zugleich härter und spröder.

Argentinische Republik, s. **Buenos-Ayres**.

Argiphontes, Argostödter, ein Beiname des Hermes oder Mercur, den er wegen der Ermordung des **Argos** (s. d.) erhielt.

Argólis, Argolika, die östl. Landschaft des Peloponnes, die gegen N. an Achaia und Korinth, gegen NO. an den saronischen Meerbusen, gegen W. an Arkadien, gegen S. an Lakonien und gegen SW. an den argolischen Meerbusen grenzt. Nach ihr wurden die Griechen insgesammt bei den ältern Schriftstellern häufig Argiver, auch Argolier genannt. Hügel und Berge wechseln hier mit fruchtbaren Ebenen und Thälern. Das an Denkmalen der griech. Mythologie vorzüglich reiche A. ward früh angebaut; Inachus um 1800 und Danaus um 1500 v. Chr. ließen sich hier nieder mit Ansiedlern aus Ägypten. Hier herrschten Pelops, ein Ankömmling aus Kleinasien, von dem die Halbinsel den Namen erhielt, und seine Nachkommen Atreus und Agamemnon, Adrast, Eurystheus, Diomedes in einzelnen Staaten; hier ward Hercules geboren, am Sumpfe Lerna tödtete er die Hydra, und in der Höhle Nemea erdrückte er den Löwen. Seit den ältesten Zeiten zerfiel A. in die kleinen Königreiche Argos, Mycenä, Tirynth, Trözene, Hermione und Epidauros, welche in der Folge Freistaaten bildeten. Jetzt bildet A. eins der sieben Departements der griech. Provinz Morea. Die Hauptstadt **Argos** hat ihren Namen seit 1800 v. Chr. bis jetzt behalten. Ihre Einw. waren berühmt wegen ihrer Liebe zu den schönen Künsten, besonders zur Musik. Hier und in Delphi wurden den Brüdern Biton und Kleobis, die als ein Opfer der Liebe für ihre Mutter starben, Statuen errichtet. 1825 befanden sich zu Argos eine Gelehrtenschule und eine Schule des wechselseitigen Unterrichts. Es gehören ferner in das Departement A. Napoli di Romania, Korinth oder Korios, fast ganz zerstört, Damale, sonst Trözene, wo die Nationalversammlung 1827 ihren Sitz hatte, Kranidi, wo 1823 der griech. Senat sich versammelte, das Dorf Astro, wo am

14. März 1823 die Nationalversammlung der Griechen gehalten und am 23. Apr. die neue Verfassung des Landes entworfen wurde.

Argonauten heißen jene Heroen des griech. Alterthums, welche, um das goldene Vließ zu erobern, eine gefahrvolle Reise durch damals unbekannte Meere nach Kolchis machten. Äson, König von Jolkos in Thessalien, hatte, von Alter entkräftet, die Herrschaft seinem Sohne Jason übergeben, während der Minderjährigkeit desselben aber dem Pelias. Als Jason volljährig geworden und die Herrschaft selbst zu übernehmen entschlossen war, machte ihm Pelias nur die Bedingung, zuvor das goldene Fell jenes Widders, auf welchem **Phrixus** und **Helle** (s. d.) den Verfolgungen ihrer Stiefmutter Ino entflohen waren, von Kolchis zurückzuholen, wo es Phrixus in einem geweihten Haine aufgehangen hatte. Jason, die Arglist des Vorschlags nicht ahnend, verpflichtete sich zur Ausführung des Abenteuers, und die tapfersten Helden Griechenlands, Hercules, Kastor und Pollux, Peleus, Admet, Neleus, Meleager, Orpheus, Telamon, Theseus und sein Freund Pirithous, Hylas und viele Andere, nahmen Theil. Auf einem am Fuße des Berges Pelion in Thessalien erbauten Schiffe, mit Namen **Argo**, das an Größe alle frühere übertraf, traten sie beim Vorgebirge Magnesia die Reise an. Tiphys lenkte das Steuerruder, und Lynceus spähte die Gegend aus; Orpheus erhob der Gefährten Muth durch Spiel und Gesang. Ein ausgebrochenes Ungewitter legte sich, da man den samothrazischen Gottheiten Gelübde that, und glücklich erreichten die Argonauten den Hafen von Lemnos, wo sie zwei Jahre verweilten; denn die Lemnierinnen, auf der Venus Antrieb von ihren Männern verschmäht und durch thrazische Beischläferinnen verdrängt, hatten sich durch die Ermordung der Männer gerächt und hielten nun die Fremdlinge bei sich zurück. Endlich schiffte man nach Samothrazien, löste dort die Gelübde und landete dann bei Troas. Hier verirrte sich Hylas, und als Hercules, der ihn aufsuchte, zu lange ausblieb, ließ man Beide zurück; auch Telamon trennte sich hier. Darauf gelangten sie zur Stadt Zyzikus, wo der König sie gastfrei aufnahm. Als aber ein Sturm sie in der Nacht zur Rückkehr nöthigte, wurden sie für Feinde gehalten; es entstand ein Gefecht, und Jason tödtete den König selbst. Rhea, die Schutzgöttin des Landes, fesselte dafür durch Zauberkraft die Argo. Jedoch man versöhnte die Zürnende, schiffte dann östlich und landete in Bebryzien. Von da an Thraziens Küsten verschlagen, kamen die Argonauten nach Salmydessa, wo der wahrsagende und blinde Phineus herrschte, der den Fremdlingen Rathschläge und einen Wegweiser gab, um sie durch die cyanäischen Felsen zu bringen, die ungestüm aneinander prallten und die durchsegelnden Schiffe zerschmetterten. Bei den Felsen angelangt, ließen sie nach des Phineus Rath eine Taube durchfliegen, dieser ward mit Macht nachgerudert, Orpheus schlug seine Zither, die Felsen standen fest, und die Gefahr war besiegt. Das letzte Abenteuer wartete ihrer auf der Insel Aretias oder Dia. Hier fanden sie die Stymphaliden, Vögel, die ihre Federn wie Pfeile abschossen, und gegen welche die Helden nur durch starkes Waffengetöse sich schützen konnten. Nachdem sie diese Ungethüme vertrieben, trafen sie auf des Phrixus Söhne, die, von Äetes nach Orchomenus gesendet, ihr väterliches Erbe zu holen, vom Sturme hierher verschlagen waren; sie erlösten die Bedrängten, wofür diese den Helden manche heilsame Kunde gaben. Endlich erschien ihnen das Ufer von Kolchis; sie landeten bei Nacht an der Mündung des Phasis. Der König Äetes, von der Absicht der Fremdlinge zuvor unterrichtet, aber ihre Macht fürchtend, verweigerte nicht gradezu die Auslieferung des goldenen Vließes, an welchem sein Leben hing, aber er trug dem Jason drei Abenteuer auf, durch die er ihn zu verderben hoffte. Jason sollte zwei flammenspeiende Stiere Vulcan's an eine diamantene Pflugschar spannen und vier Morgen noch nie geackerten, dem Mars geweihten Landes damit umpflügen, dann die noch übrigen Drachenzähne des Kadmos, die Äetes besaß, in die gepflügten Furchen säen und die daraus erwachsenen geharnischten Helden tödten; endlich den das goldene Vließ

bewachenden Drachen bekämpfen und erlegen. Alle drei Arbeiten sollte er an Einem Tage vollenden. Den Helden zu retten, flößten Juno und Minerva der in Zauberkünsten erfahrenen Tochter des Äetes, Medea, glühende Liebe für Jason ein, und gegen das Versprechen, sie als Gemahlin in seine Heimat zu führen, gab diese ihm eine Mischung, womit er sich salben, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sprossen der gesäeten Drachenzähne werfen, sowie Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einschläfern sollte. So ausgerüstet zwang Jason vor den Augen des Königs und des versammelten Volks die furchtbaren Stiere unter das Joch und ackerte mit ihnen das bezeichnete Feld, säete darauf die Zähne des Drachen und warf unter die aufsprossende gewappnete Schar den Stein, worauf sie die Waffen gegen sich selbst kehrten und einander im wilden Kampfe ermordeten. Da erschrack Äetes, befahl Aufschub des letzten Abenteuers, indem er beschloß, Jason mit seinen Gefährten zu morden und die Argo zu verbrennen. Doch durch Medea von des Königs Absicht unterrichtet, eilte jener bei Nacht in den geheiligten Hain, nahm, nachdem er den Drachen durch Zauberkraft eingeschläfert hatte, das goldene Vließ von der Eiche, auf der es hing, und begab sich mit Medea und seinen Gefährten auf das Schiff. Als am folgenden Morgen Äetes den Raub und die Flucht vernahm, verfolgte er sie eiligst auf Schiffen. Am Ausfluß der Donau waren sie einander im Gesicht. Doch Medea wandte die Gefahr dadurch ab, daß sie ihren Bruder Absyrtus tödtete und seine zerstückten Glieder am Ufer hinstreute; der Anblick derselben fesselte den Vater, der von der Verfolgung abließ, um die blutigen Glieder des Sohnes zu sammeln. Da Phineus den Argonauten einen andern Rückweg zu nehmen gerathen hatte, schifften sie jetzt die Donau hinauf, trugen die leicht gebaute Argo viele Meilen weit über Berg und Thal bis zum Ufer des adriat. Meeres, und schifften sich hier wieder ein. Da ertönte aus dem Maste der Argo (welcher, aus einer Eiche des Hains zu Dodona gefertigt, die Gabe der Weissagung besaß) der Orakelspruch: „Nicht eher werdet ihr die Erde des Vaterlandes küssen, bis Jason und Medea von des Absyrtus Morde losgesprochen und die Rachegöttinnen versöhnt worden." Sie lenkten darauf die Fahrt nach dem Hafen von Äea zur Circe, des Äetes Schwester; aber diese weigerte sich, die Schuld zu sühnen, und verwies sie deshalb nach dem Vorgebirge Melea. Dieses aufsuchend, bestanden sie die Gefahren der Scylla und Charybdis, der lockenden Sirenen, und einen furchtbaren Sturm unweit der libyschen Sandbänke. Dann kamen sie nach Kreta, wo sich der Riese Talos, der die Insel bewachte, ihrer Landung widersetzte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zur Ferse und war unten mit einem ehernen Nagel zugesteckt. Medea betäubte ihn durch einen Trank und öffnete die Ader, daß er sich verblutete. Endlich erreichten sie das Vorgebirge Melea; das Verbrechen ward gesühnt, und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkos ein. Sie wurde von Jason auf dem korinth. Isthmus dem Neptun geweiht, und in der Folge glänzte sie am Südhimmel als Gestirn. Bevor sich aber die Helden trennten, schwuren sie einander wechselseitigen Beistand im Kriege und beschlossen, zu gewissen Zeiten dem Jupiter zu Ehren gemeinschaftliche Kampfspiele zu feiern, welche der Anfang der olymp. Spiele wurden. In der Erzählung von der Rückreise der Argonauten weichen die Alten sehr von einander ab. Diese abenteuerliche Unternehmung, die man in die Mitte des 13. Jahrh. v. Chr. setzt, wählten mehre Dichter des Alterthums zu ihrem Gegenstande. Noch haben wir unter des Orpheus Namen ein Gedicht dieses Inhalts, ein anderes von Apollonios aus Rhodos, und eins von Valerius Flaccus.

Argos, des Arestor, oder Agenor, oder Inachus und der Ismene Sohn, der mit hundert Augen, nach Andern am ganzen Körper mit Augen begabt war, deshalb Panoptes genannt, von denen stets eine Hälfte wachte. Von der eifersüchtigen Juno zum Wächter der unglücklichen Io (s. d.) bestellt, wußte ihn Mercur

durch sein Flötenspiel einzuschläfern, worauf er ihm den Kopf abhieb. Mit den Augen des A. schmückte Juno nachher den Schweif des Pfauen.

Argos, Hauptstadt in **Argolis** (s. d.).

Arguelles (Augustin), ehemaliger span. Minister für das Depart. des Innern, geb. 1775 zu Ribadesella in Asturien, studirte zu Oviedo und zeichnete sich durch glückliche Anlagen und eine lebhafte Phantasie aus. Nach der Vollendung seiner Studien wurde er in Madrid bei dem Secretariat der Interpretacion de lenguas angestellt. Espinosa, der seine Talente bemerkte, brauchte ihn zu wichtigen Sendungen nach Lissabon und London. Bei dem Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges 1808 befand er sich in Cadiz und wurde 1812—14 von seiner Provinz zum Abgeordneten für die Cortes gewählt. Er arbeitete hier in der Commission, welche mit dem Entwurfe eines neuen Grundgesetzes beauftragt war, und verfaßte den berühmten Bericht, den diese Commission bei der Vorlegung des Entwurfs erstattete. Sein Talent erregte unter den Liberalen solche Bewunderung, daß er den Beinamen des Göttlichen und des span. Tullius erhielt. Bei der Rückkehr Ferdinand VII. wurde A. am 10. Mai 1814 verhaftet und gefesselt; er zeigte aber im Verhör eine solche Geschicklichkeit, daß die Richter, obgleich man sie fünfmal neu ernannte, in Ansehung seiner Verurtheilung sich nicht vereinigen konnten. Endlich erklärte sich der König selbst zum Richter, ließ sich die Acten vorlegen und schrieb an den Rand derselben: Zehnjährige Zuchthausstrafe im Presidio zu Ceuta. A. konnte sich auf dem Wege nach Ceuta keine Bequemlichkeiten gewähren; dessenungeachtet schlug er die von einigen Engländern ihm angebotene Geldunterstützung aus, weil er nichts von den Unterthanen einer Regierung annehmen wollte, welche, ihrem Versprechen zuwider, Spanien nicht zu seiner Freiheit verholfen hätte. Mit A. wurden noch 14 Unglücksgefährten, darunter sein Freund Juan Alvarez Guerra, vom Könige zur Strafarbeit in Ceuta verurtheilt. Hier erwarben sie sich durch ihr edles Betragen allgemeine Achtung, wurden aber von den Behörden, und vorzüglich von dem Bischof, sehr gedrückt. Dieser bewirkte in Madrid, daß die nach Ceuta verbannten Liberalen nach Alcudia auf Majorca, einem der ungesunden Luft wegen fast unbewohnbaren Orte, gebracht wurden. Hier erlitten sie von dem Generalcapitain Coupigny eine so unmenschliche Behandlung, daß von ihnen in vier Jahren drei starben, zwei den Verstand verloren und alle Übrigen, als sie bei der Umwälzung 1820 die Freiheit erhielten, ungesund waren. A. erhielt 1820 das Portefeuille des Innern, gab es aber wieder ab, als sich der König bei Eröffnung der Cortes, am 1. März 1821, über die Schwäche der executiven Macht beklagt hatte. Nach dem Sturze der Constitution flüchtete er, ward aber nebst **Canga-Arguelles** (s. d.), mit welchem er bisweilen verwechselt wird, und Martinez de la Rosa 1830 vom Könige zurückberufen.

Argumentum, in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts so viel als Schluß oder **Beweis** (s. d.). Am genanntesten sind das argumentum ad hominem, griech. *κατ᾽ ἄνθρωπον*, ein Beweis, der nur für eine bestimmte Person paßt, weil er auf Gründen beruht, die zwar für diese Person, aber nicht für die Allgemeinheit gültig sind. Ihm steht das argumentum ad veritatem entgegen. Das argumentum a tuto oder der Sicherheitsbeweis, der bei Unzulänglichkeit anderer Beweise für irgend einen Satz nach dem Grundsatze: Wenn es auch nichts hilft, so schadet es doch gewiß nichts, entscheidet. Seiner bedienten sich oft mit gutem Erfolge katholische Proselytenmacher, indem sie sagten: die Protestanten lehren, daß man in jeder Kirche selig werden könne, dies leugnen die Katholiken; darum ist es viel sicherer der katholischen als der protestantischen Kirche anzugehören, da die protestantische selbst lehrt, daß man auch in der katholischen selig werden könne. Endlich das argumentum a baculo oder baculinum, der Prügelbeweis, wo die Gründe in der Faust liegen.

Aria, Areia, Landschaft des alten Persiens. Nach Ritter's und von

Hammer's Untersuchungen muß man unterscheiden: 1) Das alte Reich A. oder das Land der Arier, Ermanen, Armanen, welches Baktrien und Medien begriff und in den Zendschriften Erieme, oder Arieme, oder Irman, in den „Schahnameh" Erman oder Iran genannt wird. Hammer bestimmt seine Grenzen also: Von O., vom Hindukusch oder dem Paropamisus aus bis an den westl. Kaukasus, vom Sihun bis an den Euphrat, hat sich der Bereich des alten Erieme hingedehnt, und Alles, was westl. dem Euphrat liegt, Assyrien sowol als Babylon, liegt außer seinen Grenzen. Sein östl. Theil ist also Baktrien, der westl. das eigentliche Medien, und so war A. der gemeinschaftliche Name beider, oder das Mederland im nächsten Sinne, weshalb auch Herodot die Meder Arier nennt. Dieses A. ist der abgeschlossene Schauplatz der großen und heiligen Handlungen der Zendschriften und des pers. Heldenbuchs („Schahnameh"). Die Übereinstimmung der ältesten Urkunden, meint Hammer, begründe die Überzeugung, dieses sei das paradiesische Hochland Mittelasiens, von welchem alle Cultur ausgegangen sei. Denn in demselben sollen sich auch die in der Genesis bezeichneten vier Flüsse (Dschihun, Sihon oder Jaxartes, Didschlet und Frat) wiederfinden. In demselben sei auch Bamian (Baktra, nach den Zendbüchern Chenkrets), die älteste Stadt der Welt, gelegen, von wo aus die Cultur sich westl. nach Babylonien, durch die Chaldäer, südl. an den Indus, durch die Brahmanen, verbreitet habe. Später sei dann gen W. Ekbatana und gen N. Hekatompylos aufgeblüht, und nach Untergang des alten medischen Reichs, Persepolis oder Istahir, die in den Zendschriften nicht mehr vorkommt. 2) Die Provinz A. in Baktrien. Weil in späterer Zeit einzelne Provinzen diesen Namen führten, sind viele Verwirrungen entstanden. Man versteht darunter hauptsächlich die ehemals stark bevölkerte Provinz, durch welche der Fluß Arius oder Arias fließt, und welche nördl. durch die Sariphigebirge von Margiana, westl. von Parthien durch den Musdoranus, südl. durch den Bagous von Drangiana geschieden war, und östl. an die Provinz Paropamisada grenzte. In dieser Provinz sollen die Städte Artakoana, eine große, von Alexander gebaute Stadt Alexandria und Susia gelegen haben. Jetzt heißt diese Landschaft Khorasan oder das Land der aufgehenden Sonne, und bildet den östl. Theil von Afghanistan, grenzt nordöstl. und östl. an den Oxus und an Balk, Kabul und Seistan, westl. an Irak, Asterabad und Dahestan. Der zu Kabul gehörige Theil, wo Herat mit 100,000 Einw. die Hauptstadt ist, lebt unter den Gesetzen der Afghanen. Der pers. Antheil hat Mesched zur Hauptstadt. Das ganze Land ist gebirgig, die Luft überall gesund. Die Ebene ist voll Ruinen von Städten und Burgen, die in den inländischen Kriegen zerstört wurden. Der Oxus und der Jaxartes machen in der Breite von einigen Meilen an jedem Ufer die Ebene äußerst fruchtbar. Zwänge eine größere Bevölkerung die Einwohner zu künstlichen Wässerungen der Ebenen, so würde das Land auch außer den Ufern der Haupt- und Nebenflüsse sehr fruchtbar sein. Jetzt leben hier Turkomanen, Bucharen und Perser, zum größten Theil nomadisch. Der Handel ist meist in den Händen der Bucharen, die in großen Karavanen den Gütertransport nach China und durch die Bucharei nach Rußland, oder an die Häfen des kasp. Meeres besorgen.

Ariadne, des Königs und der Pasiphaë Tochter. Nachdem sie dem Theseus (s. d.) bei der Erlegung des Minotauros das Leben gerettet, flüchtete sie mit ihm, ward aber auf der Insel Naxos von ihm verlassen und starb daselbst. Nach Anderer Erzählung findet Bacchus die Verlassene, als er von seinem Siegeszuge aus Indien zurückkehrte, und vermählt sich mit ihr. Dichter der ältern und neuern Zeit haben diesen Stoff vielfach bearbeitet. Noch sind viele Gemmen vorhanden, welche die A. auf Naxos darstellen; auch findet sich eine A. unter den Gemälden von Herculanum. Auf Naxos wurden ihr später jährlich zwei Feste gefeiert. Ihr Name erhielt sich am Himmel im Sternbilde der nördl. Krone.

Arianer wurden die Anhänger des alexandr. Presbyters Arius genannt, der um 318 behauptete, Christus, der Sohn Gottes, sei das edelste aller aus Nichts

geschaffenen Dinge, also geringer als Gott und durch dessen freien Willen hervorgebracht. Diese Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Wesens mit dem Vater (Homousia, daher Homousianer) zusprach und sein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wissen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320 und auf der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicäa 325 verdammt. A. wußte inzwischen in der Verbannung seiner Partei mächtige Anhänger zu verschaffen, und Konstantin der Große wollte aus Liebe zum Frieden seine Wiederaufnahme in die katholische Kirchengemeinschaft bewerkstelligen, als A. 336 plötzlich starb. Nach seinem Tode gewann seine Partei bedeutenden Zuwachs, Konstantin selbst ließ sich 337 auf Arianische Weise taufen, und bei Konstantius war der Arianismus die Hoftheologie, erhielt seine eigne Liturgie und nahm seit 350, wo Konstantius allein herrschte, auch im Occident überhand, indem Rom den Arianischen Bischof Felix annehmen mußte. Die Trennungen unter den Arianern selbst bereiteten indeß der katholischen Kirche, die jene beständig im Bann hielt, den endlichen Sieg. Zuerst hatten sich ihr die Semiarianer oder halben Arianer, als deren Anführer Basilius von Ancyra und Georgius von Laodicea in Syrien gelten, durch Behauptung einer Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater (Homoiusia, daher Homoiusiasten) genähert und dadurch das Übergewicht am kais. Hofe bekommen. Noch mehr aber trugen zu dem Siege der Orthodoxen die Übertreibungen der strengen Arianer, Aëtius und Eunomius aus Kappadocien, nebst ihren zahlreichen Anhängern bei, die auf der Synode zu Sirmium 357 durch die Behauptung, daß der Sohn Gottes eines ganz andern Wesens sei als der Vater (daher Heterusianer, Anomöer), selbst die Semiarianer wider sich aufbrachten und durch Zurückführung der Taufe auf eine einmalige Untertauchung auch beim Volke Anstoß erregten. Den Ausschlag gab Kaiser Julian, der Apostat, dessen Verachtung gegen das Christenthum allen Parteien gleiche Duldung verstattete und keine Glaubensstreitigkeit aufkommen ließ. Zwar erhob sich der Arianismus durch Valens seit 364 im Orient wieder auf den Thron und durfte selbst bis zu Gewaltthätigkeiten gegen die Katholischen schreiten; Gratian aber stellte die Ruhe, und Theodosius die Herrschaft der Altgläubigen wieder her, und die Parteiungen unter den Arianern selbst beschleunigten das Ende ihres Einflusses und Ansehens im röm. Reiche. Seit der ersten Hälfte des 5. Jahrh. verlor sich daher der Arianismus in dem Theile des röm. Reichs, der noch unter den Kaisern stand. Bei den Gothen, die das Christenthum durch Arianer um 340 kennen gelernt hatten, blieb er im Westen des Reichs herrschend, bis des orthodoxen Franken Clodwig Siege und die Kirchenverbesserung des westgoth. Königs Reccared ihn am Ende des 5. Jahrh. auch hier verdrängten. Um dieselbe Zeit ward er bei den Sueven in Spanien vertilgt, die ihm hundert Jahre lang gehuldigt hatten. Die Burgunder, die ihn 450 angenommen, gaben ihn schon im Anfange des 6. Jahrh. auf. Schwerer hielt es, die Vandalen zum Katholicismus zu bekehren. Sie waren seit 430 strenge Arianer und wußten die Herrschaft ihrer Sekte in Nordafrika selbst mit den grausamsten Verfolgungen gegen die Katholiken geltend zu machen; erst Belisar's Siege endigten 534 mit ihrem Reiche auch ihre Trennung von der rechtgläubigen Kirche. Am längsten erhielt sich der Arianismus bei den Longobarden, die ihn wieder nach Italien brachten und ihm bis 662 treu blieben. Seitdem machten die Arianer nirgend mehr eine eigne Partei aus, und wenn die Albigenser in Frankreich im 12. und 13. Jahrh. ähnlicher Lehren beschuldigt wurden, und die Sekten, welche vom 16. Jahrh. bis jetzt unter dem Namen Antitrinitarier begriffen werden, sich in der That zu der Meinung, daß Christus dem Vater untergeordnet sei, bekannten, so mochten doch weder Jene noch Diese für Arianer gelten.

Arie bedeutet in der Musik gegenwärtig ein ausgeführtes Gesangstück, in welchem ein lyrischer Zustand ausgedrückt wird. Die Arie wurde zuerst dem taktlosen Gesang entgegengesetzt, wie er im Recitativ und in dem gehaltenen, langsa-

men Choral vorkommt. Daher leitet auch Saumaise ihren Namen von dem lat. aera ab. Die Arie gehörte sonach zur Figuralmusik, und man nannte daher das ausgeführte, nicht choralmäßige Lied sonst Arie, gleichviel, ob es von einer oder mehren Stimmen ausgeführt wurde. In der neuern Zeit wird aber vorzugsweise das von einer Stimme vorgetragene und mit Instrumenten begleitete lyrische Gesangstück Arie genannt, wenn es unter gewissen Formen ausgeführt ist. So kam es in größern, geistlichen und weltlichen Musikwerken, z. B. Cantaten, Oratorien, Opern, oder auch selbständig in Concerten vor, und konnte sich erst hervorheben, als das Recitativ vorhanden war. Da die Arie ein besonders dazu geeignetes lyrisches Gedicht voraussetzt, so wurde auch dieses häufig Arie genannt. Es verlangt wohllautende einfache lyrische Strophen. Der angegebenen Bestimmung nach hat die Arie einen Gefühlszustand von einer gewissen Dauer, Kraftäußerung und rein menschliches Interesse zur Grundlage, zu welchem das Recitativ meist vorbereiten soll. Sonst hielt man in einer Arie für nöthig ein Vorspiel (Ritornell), eine große bedeutende Hauptmelodie, welche nebst deren Ausführung den ersten Theil ausmachte, einen zweiten kürzern und weniger ausgeführten Theil, der mit dem erstern einen Gegensatz bildete, nach welchem man späterhin auch den ersten Theil wiederholte. Überhaupt sieht man aus alten Arien, daß die Zuhörer, an einfache Musik gewöhnt, durch öftere Wiederholungen, die wir jetzt sehr lästig finden, noch nicht ermüdeten. Seit Gluck und Mozart wich man von der alten Art ab, wählte andere Formen und richtete sich, wie Mozart besonders that, mehr nach dem Inhalte des Textes und der Stimmung des Singenden. Doch konnte Mozart den Foderungen der Virtuosität seiner Zeit nicht ganz widerstehen, indem er auch mit Hinsicht auf dieselbe viele Bravourarien schrieb, die nicht ganz am Platze waren, aber nie ganz des Ausdrucks entbehren. Eine andere Form der Arien sind neuerdings die mehr auf Verzierung des Gesangs berechneten Cavatinen (s. d.) der neuern Italiener geworden. Die Deutschen folgen entweder diesen nach oder schlagen, dem Charakter des Liedes folgend, verschiedene Wege ein. — Ariette heißt eine kleine, d. i. minder ausgeführte Arie, was auch durch die zum Grunde liegende einfachere und leichtere Gemüthsstimmung bedingt ist. Arioso aber nennt man einen arienmäßigen kurzen Gesang, der bei einzelnen lyrischen Stellen eintritt und das Recitativ unterbricht.

Ariman, s. Dämon.

Arimaspen, ein fabelhaftes Volk, das bald nach Scythien, bald in die rhipäischen Gebirge versetzt wird. Wahrscheinlich waren es Scythen, die am Kaukasus wohnten, von denen man, weil selten ein Europäer zu ihnen kam, die wunderbarsten Dinge erzählte.

Arion, aus Methymna auf Lesbos, um 620 v. Chr., wird von den Alten der Erfinder des Dithyrambos genannt, d. h. er bildete den Bacchusgesang aus, der früher an dem Altar des Gottes von dem Chor gesungen wurde, und machte so den Übergang von der lyrischen Darstellung zur tragischen Handlung. Eine schöne Sage erzählt, er sei von dem Beherrscher Korinths, Periandros, nach Sicilien und Italien gesandt worden, und habe zu Tarent den Preis in einem dichterischen Wettstreite gewonnen. Als er mit reichen Schätzen in einem korinth. Schiffe heimfuhr, beschlossen die Schiffer aus Habsucht seinen Tod. Apollo aber offenbarte ihm in einem Traume die Gefahr. A. bat, noch einmal seine Kunst üben zu dürfen, und, als es ihm gestattet wurde, trat er, festlich geschmückt, das Saitenspiel in der Hand, auf das Verdeck, und stürzte sich nach dem Gesange in das Meer. Delphine hatten sich, seinen Tönen horchend, um das Schiff versammelt, und einer nahm den Sänger auf den Rücken und trug ihn bis zum Vorgebirge Tänaros, von wo er sich nach Korinth zurückbegab. Die Schiffer, die später ankamen, und auf Befragen versicherten, daß A. gestorben sei, ließ Periandros an das Kreuz schlagen. A.'s Leier und der rettende Delphin wurden später unter die Sternbilder versetzt

und von Dichtern und Künstlern aller Zeiten verherrlicht. Bruchstücke eines Hymnus an Poseidon für seine Rettung, welche Älian ihm zuschreibt, stehen in Brunck's „Analekten" und in Jacobs' „Anthologie".

Ariosto (Lodovico), geb. zu Reggio am 8. Sept. 1474, stammte aus einer edeln Familie; sein Vater war Mitglied des ersten Gerichtshofes von Ferrara. Schon als Kind arbeitete er Tragödien aus, die er mit seinen Brüdern aufführte, unter andern die Geschichte von Pyramus und Thisbe. A. kam auf die Schule von Ferrara, zeichnete sich aus, und sein Vater bestimmte ihn für das Studium der Rechte, welches er aber nach fünf Jahren aufgab, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Er genoß hierauf den Unterricht des gelehrten Gregor von Spoleto. Plautus und Terenz, die dieser erklärte, gaben den Gedanken zu zwei Lustspielen, der „Cassandra" und den „Suppositi", welche er damals entwarf. Lyrische Gedichte, in ital. und lat. Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart sich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Este, Sohn des Herzogs Hercules I., bekannt. Hippolyt stellte ihn 1503 bei seinem Hofe an, bediente sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten und ließ sich auch auf einer Reise nach Ungarn von ihm begleiten. An diesem Hofe begann und vollendete er, mitten unter Zerstreuungen aller Art, in ungefähr zehn Jahren sein großes und unsterbliches Gedicht „Orlando furioso", dessen Druck 1516 beendigt war. Bei Überreichung eines Exemplars soll der Cardinal gefragt haben: „Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Possen und Albernheiten?" Die Weigerung, den Cardinal auf einer zweiten Reise nach Ungarn zu begleiten, weil er fürchtete, daß das ungesunde Klima auf seine schwache Gesundheit nachtheilig wirken werde, brachte ihn beim Cardinal in Ungnade, welche in förmlichen Haß überging. A. wurde jetzt von dem edeln und kunstliebenden Herzog Alfons, Bruder des Cardinals, aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber nur kärglich belohnte, und ihm 1521 und 1522 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen, was allerdings mehr einer Strafe als einer Gunstbezeigung ähnlich sah. Er endigte glücklich diese schwierige Unternehmung und kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er sich mit der Aufführung seiner Komödien und der letzten Vollendung seines „Orlando" beschäftigte und am 6. Jun. 1533 starb. A. vereinigte mit den äußern Vorzügen des Wuchses und der Gestalt einen sanften Charakter, feine Sitten und einen liebenswürdigen Geist. Er war reich gewesen und liebte den Glanz; mußte sich indeß mit der Erbauung eines kleinen, aber angenehmen und bequemen Hauses begnügen. A.'s „Orlando furioso", der sich Bojardo's „Orlando inamorato" anschließt und ohne diesen nicht in allen Theilen verstanden werden kann, ist ein vollendetes romantisches Epos, das in keiner andern Rücksicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten desselben aufzufinden. Forschen wir aber nach den hervorstechenden Eigenschaften, die A. darin entfaltet hat, so finden wir einen glänzenden und unerschöpflichen Reichthum der Erfindung, ein rastlos wechselndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung. Eine rege, stets neu und jugendlich aufstrebende Phantasie athmet durch das ganze Werk und schmückt es mit unverwelklichen Reizen; dabei zeigt sich eine bewundernswürdige Kunst in der Verkettung und Verflechtung der Episoden, welche der Dichter, oft mit einer nicht zu verkennenden Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und so durch einander schlingt, daß es schwer ist, den vollständigen Inhalt des aus 46 Gesängen bestehenden Gedichts anzugeben. Diese Eigenschaften gesellen A. den großen Meistern des Gesanges bei, und erwarben ihm unter seinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen, der freilich auch dem niedrigen Aretino zu Theil ward. Außer diesem Epos besitzen wir von A. einige Lustspiele, Satiren, Capitoli und Sonette, ferner eine Sammlung

lat. Gedichte, in denen sämmtlich mehr oder minder sein reiches Genie ausgeprägt ist. Der „Orlando" wurde ins Deutsche übersetzt von Gries (5 Bde., 2. Aufl., Jena 1826) und von Streckfuß (6 Bde., Halle 1818—26). S. Fernow, „A.'s des Göttlichen Lebenslauf" (Zürich 1809).

Aristänetus, von Nicäa, früher für den Zeitgenossen des berühmten Sophisten Libanius gehalten, der 358 n. Chr. bei dem Erdbeben in Nikomedia umkam, aus kritischen Gründen richtiger der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. zugewiesen, heißt der Verfasser einer Sammlung griech. erotischer Briefe, in zwei Büchern, welche aber nur briefliche Überschriften haben, und sehr zierliche und doch kunstlose Erzählungen und Beschreibungen meist üppiger Gegenstände enthalten. Aus der einzigen bekannten Handschrift zu Wien wurden sie herausgegeben von Abresch, der auch „Lectiones Aristaeneteae" schrieb (Zwoll 1748 und Amst. 1752), von Boissonade (Par. 1822), und ins Deutsche übersetzt von Herel (Altenb. 1770).

Aristäos, Sohn des Apollon und der Kyrene, den die Nymphen erzogen. Man schrieb ihm die Erfindung und Einführung der Bienenzucht zu, weshalb er Melisseus genannt wurde, und erwies ihm selbst göttliche Ehre. Seine Liebe zur Eurydice, der jungen Gattin des Orpheus, brachte dieser den Tod, indem er sie bis zu einem Flusse verfolgte, wo sie von einer giftigen Schlange gebissen ward. Zur Strafe verlor er seine Bienen, der Verlust ward ihm aber durch neue Schwärme ersetzt, die sich in den Leibern der von ihm geschlachteten Rinder nach neun Tagen erzeugten. Er war der Eidam des Kadmos und Vater des Aktäon. Seine Vermischung mit dem Prokonnesier Aristäos, der von Zeit zu Zeit wieder auf der Erde erschien, z. B. als Lehrer des Homer und als Schüler des Pythagoras, erklärt sich daher, daß es einen Schüler des Pythagoras dieses Namens aus Kroton gab, welcher Nachfolger dieses Weisen war, und dessen ganzes Leben man späterhin in ein fabelhaftes Gewand einhüllte.

Aristarchus von Samos, ein berühmter Astronom, zwischen 281 und 264 v. Chr. Er vereinigte in sich die Talente eines theoretischen und praktischen Astronomen auf eine selten vorkommende Weise. Seine Werke sind sämmtlich verloren gegangen, bis auf die kleine Schrift „Von der Größe und den Entfernungen der Sonne und des Mondes", in welcher er die Methode vorträgt, das Verhältniß der Entfernungen der Sonne und des Mondes von der Erde durch den Winkel zu bestimmen, welchen beide Gestirne in dem Auge des Beobachters zu der Zeit bilden, in welcher der Mond genau halb beleuchtet erscheint, und in welcher daher der Winkel an dem Monde ein rechter ist. Die Behauptung, daß er mit den Pythagoreern die Bewegung der Erde um die Sonne gelehrt habe, läßt sich aus dieser Schrift nicht beweisen. Vitruvius nennt ihn als Erfinder einer neuen Art von Sonnenuhr; überhaupt rühmen ihn die Alten als scharfsinnigen Beobachter und Forscher.

Aristarchus aus Samothrace, der berühmte alexandr. Grammatiker, lebte zu Alexandria um 150 v. Chr. Ptolemäos Philometor vertraute ihm die Erziehung seiner Kinder an. Er starb, an einer unheilbaren Wassersucht leidend, den freiwilligen Hungertod, 72 Jahre alt, in Cypern. Sein ganzes Leben war der Kritik griech. Dichter, besonders des Homer, gewidmet, dessen gegenwärtige Gestalt wir neben Aristophanes und seinem Gegner Krates Mallotes vorzüglich seinem Fleiß und Urtheil verdanken. Seine kritischen Bemerkungen sind in den Scholien zu Homer, besonders in den von Villoison herausgegebenen, zerstreut. Die Strenge der Kritik des A. machte, daß man scharfsinnige und gelehrte, aber strenge Kunstrichter nach ihm Aristarche zu nennen pflegte.

Aristäus oder **Aristëas** heißt ein zweifelhafter griech. Schriftsteller, angeblich aus dem 3. Jahrh. v. Chr., welchem man eine Erzählung vom Ursprunge der alexandrin. Übersetzung des A. T. zuschrieb, wie dieses unter Juden und Chri-

sten allgemein geglaubt wurde. Diese Schrift, schon im 1. Jahrh. bekannt und gebraucht, wurde zuerst in Basel 1561 herausgegeben, gilt aber in neuerer Zeit entschieden für unecht.

Aristīdes, der Gerechte genannt, war des Lysimachus Sohn und stammte aus einer der angesehensten Familien Athens. Er war Anführer seines Stammes (Polemarch), als die Athener mit den Persern bei Marathon zusammentrafen. Der bestehenden Einrichtung zu Folge führte jeder Polemarch in der Reihe einen Tag den Oberbefehl. A. aber, der den Nachtheil dieses Wechsels einsah, bewog sämmtliche Polemarchen, daß jeder seinen Tag dem Miltiades abtrat, und durch diese Maßregel besonders ward die Schlacht gewonnen. Das Jahr darauf war er Archon, und genoß in diesem Amte einer so allgemeinen Achtung, daß er dadurch des Themistokles Eifersucht erregte. Da dieser ehrgeizige Mann ihn nicht öffentlich anzugreifen wagte, sprengte er aus, A. strebe nach einer Art von Königthum, und brachte es dahin, daß er durch den Ostracismus verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Versammlung, welche A.'s Verbannung aussprach, neben ihm stand, ohne ihn zu kennen, sich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen des A. auf seine Muschel zu schreiben, wodurch er für dessen Verbannung stimmen wollte. „Hat dich A. beleidigt?" fragte dieser. „Nein", antwortete jener, „aber ich bin es müde, ihn stets den Gerechten nennen zu hören." A. verließ die Stadt, indem er die Götter bat, sie möchten verhüten, daß je sein Vaterland diese Maßregel bereue. Als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahllosen Heere gegen Griechenland aufbrach, eilten die Athener, einen Mitbürger, von dem sie Hülfe in der Bedrängniß erwarteten, zurückzurufen. Nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, begab sich A. auf die Nachricht, daß die griech. Flotte bei Salamis von der pers. umzingelt sei, sogleich dahin, um Themistokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraute ihm Themistokles, daß er sich dieses Gerüchts nur als einer Kriegslist bedient habe, um die Trennung der griech. Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrathe nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu schlagen beschloß, besetzte A. vorsorgend die kleine Insel Psyttalia, wo Diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. In der Schlacht bei Platää befehligte A. die Athener und trug viel zu dem Siege bei. Man glaubt, daß er im folgenden Jahre nochmals Archon war, und daß er damals das Gesetz geben ließ, wodurch dem Volke der Zutritt zu allen Ämtern, selbst zur Archontenwürde, zugesichert ward. Als Themistokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik sehr wichtigen Plan habe, den er aber nicht in öffentlicher Versammlung bekannt machen könne, beauftragte man A., sich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die sämmtlichen in einem benachbarten Hafen versammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Athenern die Herrschaft auf dem Meere zu sichern. A. sagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter sei als des Themistokles Plan, und man verwarf ihn ohne Weiteres. Um die Kosten des Kriegs gegen die Perser bestreiten zu können, bewog A. die Griechen zu einer Abgabe, die an gemeinschaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden sollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf seine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen, und er erwarb sich auch bei diesem Geschäft den Beifall Aller. Er starb in einem sehr hohen Alter, und, was seine Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit am Schönsten beweist, so arm, daß er auf öffentliche Kosten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, die Verdienste des Vaters in ihnen zu ehren, ausstattete, und einen Sohn, welchem 100 Minen in Silber und eine Baumpflanzung geschenkt wurden.

Aristīdes (Älius) aus Mysien, ein Rhetor oder Sophist des 2. Jahrh. n. Chr., berühmt durch seine Reisen in Asien, Griechenland, Italien, Ägypten

bis Äthiopien. Als 178 ein Erdbeben die Stadt Smyrna zerstört hatte, bewirkte er durch seine Beredtsamkeit vom Kaiser Antoninus eine reichliche Unterstützung zum Wiederaufbau, wofür ihm die Einwohner eine eherne Statue und den Namen eines Erbauers von Smyrna zuerkannten. Als Redekünstler strebte er die alten Muster nachzuahmen. Wiewol er in Erfindung und Ausdruck die Fehler der spätern Sophisten hat, so fehlt es ihm doch nicht an eigenthümlicher Kraft und Schönheit. Das Alterthum bewunderte den Reichthum, die sinnreiche Ausbildung und die Stärke seiner Beweisgründe. Übrig sind von ihm mit der später aufgefundenen Rede gegen den Leptines 54 Reden oder Declamationen, und eine theoretische Schrift über öffentliche und einfache Beredtsamkeit. Die neueste Ausgabe ist von Wilh. Dindorf (Lpz. 1829), welchem Jacobs den zu einer eignen Ausgabe gesammelten Apparat mittheilte.

Aristipp, der Stifter einer berühmten philosophischen Schule unter den Griechen, die nach seiner Vaterstadt Cyrene in Afrika die cyrenäische genannt ward, blühte um 380 v. Chr. Von seinem begüterten Vater nach Olympia geschickt, hörte er von Sokrates erzählen, und ward so begierig, sein Schüler zu werden, daß er sogleich nach Athen eilte. Die speculative Philosophie und die mathematischen Wissenschaften achtete er gering; in der Moral aber machte er, seiner heitern Gemüthsart folgend, einen durch Bildung veredelten Genuß zum Gegenstande des Strebens und faßte hiermit des Sokrates Lehre sehr einseitig auf. Seine Hauptsätze waren: alle Empfindungen des Menschen lassen sich auf Vergnügen und Schmerz zurückführen, und sie sind die einzigen Kriterien des Wahren und Falschen, des Guten und Bösen. Das Vergnügen ist eine sanfte, der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Wesen suchen das Erstere und vermeiden das Letztere. Die Glückseligkeit ist nichts Anderes als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zusammengesetztes Vergnügen, und da es das Ziel aller menschlichen Bestrebungen ist, so soll man sich keiner Art des Vergnügens entziehen. Doch ist dabei mit Geschmack zu verfahren, die Vernunft muß uns stets in unsern Genüssen leiten. Sokrates, der diese Lehren nicht billigte, stritt mit ihm oft darüber. A. machte mehre Reisen nach Sicilien und fand dort bei Dionys, dem Tyrannen, die wohlwollendste Aufnahme. Zu Korinth lockten ihn die Reize der berühmten Laïs an, und er trat mit ihr in große Vertraulichkeit. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib so viel Geld verschwende, das sich dem Diogenes unentgeltlich ergebe, antwortete er: „Ich bezahle sie, daß sie mir ihre Gunst gewähren, nicht, daß sie sie Andern versagen soll". Zu einer andern Zeit sagte er: „Ich besitze *sie*, sie nicht *mich*". — Es ist nicht wahrscheinlich, daß A., wie Diogenes Laërtius erzählt, nach seiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe, da wir keinen einzigen seiner Schüler kennen. Seine Lehre ward blos von seiner Tochter Arete und von seinem Enkel, Aristipp dem Jüngern (Metrodidaktos), fortgepflanzt. Letzterer soll insbesondere das Vergnügen in der Sinnenanregung für das höchste Gut erklärt haben. Er und die folgenden Cyrenaiker bildeten diese Genußlehre aus, und wurden daher auch *Hedoniker* genannt. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Schriften sind verloren gegangen. Wieland's historisch-philosophischer Roman: „Aristipp und einige seiner Zeitgenossen", gibt eine höchst anziehende Schilderung des Lebens und der in Ausübung gebrachten Grundsätze des liebenswürdig sinnlichen Philosophen, der durch jenes Ziel und durch die Gewandtheit seiner Bildung im graden Widerspruche mit Antisthenes stand.

Aristobūlus, alexandr. Jude unter Ptolemäus Philometor, um 175 v. Chr. lebend, und zur peripatetischen Schule gerechnet, der 2 Makk. 1, 10 erwähnt wird. Die Kirchenväter stellen ihn als den eigentlichen Stifter der jüd. Philosophie zu Alexandria dar. Sein Hauptwerk: „Exegetikā", besonders von Clemens von Alexandria und Eusebius oft erwähnt, in griech. Sprache an den ägypt. König geschrieben, ist bis auf wenige Bruchstücke untergegangen. Aber

aus diesen Bruchstücken ist ein merkwürdiges, geschichtlich auch für die Kirche sehr bedeutendes Falsum schon von Cudworth, Mosheim u. A., dann aber sicherer von Valckenaer entdeckt worden. Vgl. Valckenaer's Abhandlung: „De Aristobulo Judaeo", herausgegeben von Luzac (Leyd. 1805). Eine Menge von Stellen der ältesten theologischen Dichter der Griechen, Linus, Musäus, Orpheus, Homer, Hesiodus, deren sich auch die Kirchenväter gläubig und mit Bedeutung bedient haben, werden nämlich bald unter dem Namen jener Dichter, bald (beim Eusebius) unter dem des A. citirt. Da nun die Unechtheit jener Stellen überhaupt und längst schon eingeleuchtet hatte, indem sie zum Theil in Formeln des A. T., und durchaus nicht in antik-griech. Weise von der Gottheit sprechen, so war es ganz natürlich und geschah mit größtem Rechte, daß man dem A. eine Fälschung beimaß, dergleichen in folgenden Zeiten noch öfters erschienen. Der Zweck jenes ganzen Buchs des A. war gewesen, darzuthun, daß die heiligen Schriften der Israeliten so wenig den fremden und ihrer Weisheit nachstünden, daß sie sogar die eigentliche Quelle von dieser gewesen wären. Dasselbe suchte, jedoch ohne sich der Zeugnisse des A. zu bedienen, in der Christenheit zuerst Tatian im 2. Jahrh. in seiner „Rede an die Heiden" auszuführen.

Aristokratie (a. d. Griech.), eine Herrschaft oder Regierung der Besten. Das nahmen die Alten im eigentlichen Sinne, sodaß die Gebildetsten und Tugendhaftesten darunter verstanden werden sollten; so nimmt auch Plato den Begriff in seiner „Republik". Bald sind aber daraus nur die Reichen und Vornehmen geworden, und die Bedeutung des Wortes „die Bessern" ging von Denen, welche wirklich die Bessern durch sich selbst sind, auch auf Die über, welche die Einbildung haben, von Geburt besser zu sein als Andere. Es kann sowol die Verfassung aristokratisch sein, was die Aristokratie als eigentliche Staatsform gibt, als auch die Verwaltung, die sich auch in Monarchien und Demokratien vorfindet. Wenn eine Faction oder ein kleiner Kreis von Familien der Gewalt sich ausschließlich bemächtigt und den Staat blos zu ihrem Vortheil verwaltet, so entsteht die Oligarchie, und wenn blos die Reichen die Herrschaft an sich reißen, das Schlimmste von Allem, die Geld- oder Vermögensregierung, die Timokratie, wie in England die Timokratie der Grundbesitzer. Vgl. die Schrift Barante's: „Sur l'aristocratie et les communes" (2. Aufl., Par. 1829).

Aristokratismus. Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über das Materielle verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch sein. Es ist einer der gefährlichsten Irrthümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sei und den Gesammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse. Der Wille, nämlich das zufällige, von Vorurtheilen und Leidenschaften eingegebene Verlangen der Mehrheit des Volkes, kann niemals das Gesetz der Volksentwickelung sein, dessen Einführung in Leben und Thätigkeit der Regierung obliegt, sondern grade die Unordnung jenes zufälligen Gesammtwillens unter ein höheres Gebot der Sittlichkeit und Tugend ist Das, wozu die Regierung hinzuwirken hat. Guizot in seinem Werke: „Des moyens de gouvernement et d'opposition dans l'état actuel de la France" (Par. 1821), zeigt sehr treffend, daß grade die Vorstellung von der dienenden Natur der Regierung, vermöge ihrer allgemeinen Verbreitung und sogar ihrer Anerkennung von Seiten der obersten Staatsgewalt, die Kraft dieser letzten am meisten lähme. Wie sehr aber jene Vorstellung bei den Völkern herrschend sei, zeigt sich bei den meisten öffentlichen Verhandlungen. Fast überall spricht sich ein Haß gegen die Staatsbeamten aus, welche man immer mehr zu bezahlten Miethlingen ohne Würde und Ehre herabziehen möchte, anstatt daß grade nur durch ein umgekehrtes Verfahren, durch große Verantwortlichkeit bei dem nöthigen Ansehen, die Misbräuche im Staatsdienste verbannt werden können. Von jenem Wahne, daß der factische Gesammt-

wille eines Volkes in der Regierung ausgeführt werden müsse, hängen auch eine große Zahl unrichtiger Ansichten über die Zusammensetzung der Volksvertretung ab, auf der einen Seite das bloße Vertreten nach Zahlverhältnissen, auf der andern ebenso sehr das Vertreten der zufälligen einzelnen Interessen der verschiedenen Classen der Völker. Beides führt dahin, dem gemeinen Willen des Volks den Sieg über die bessere Einsicht Derjenigen zu verschaffen, welche zu Führern der Völker berufen sind. Aristokratisch im Sinne der Alten, als Herrschaft der Bessern und Weisern, ist also die Bestimmung und das Wesen des Staats von Grund aus, und die Frage ist nur, wie die Aristokratie geordnet werden könne, um ihren Zweck, Leitung des Volkes nach den Bedürfnissen seiner vernünftigen Natur, zu erreichen. In dieser Beziehung müssen wir aber schon Zweierlei voneinander unterscheiden, welchem sich ein Drittes, zwar im Staate nicht öffentlich Anerkanntes, aber doch sehr thätig Wirkendes beigesellt. Jenes sind nämlich die eigentliche Regierung, als Lenkerin oder Inhaberin des Gesammtwillens, und die Gesetzgebung, als Organ der Volkseinsichten, von welchen abhängt, was als vernünftiger Wille des Volkes gelten könne. Das Dritte besteht in dem herrschenden Geiste desjenigen Theils der bürgerlichen Gesellschaft, welcher durch seine zufälligen Verhältnisse, Familienverbindungen u. s. w. sowol auf die Grundsätze, nach welchen die Regierung sich bildet und wirkt, als auf die Meinungen, von welchen die Gesetzgebung sich leiten läßt, den meisten Einfluß hat. Durch dieses Dritte wird ein aristokratisches Princip auch in solche Staatsverfassungen gebracht, welche dem Gesetze nach eine vollkommene Gleichheit aller Bürger aussprechen, und an und für sich ist diese aristokratische Verwaltung einer antiaristokratischen Verfassung ebenso tief im Wesen des Staats gegründet, ebenso untadelhaft, aber auch ebenso großen Verirrungen und Verderbnissen ausgesetzt, als die natürliche Aristokratie, welche die wesentliche Grundlage des Staats überhaupt ausmacht. Diese Aristokratie ist nun eine ideale, wenn sie die Weisesten und Besten des Volks zu Regierern und Gesetzgebern erwählt. Eine solche würde aber einen Zustand der Völker voraussetzen, welcher in seiner vollkommenen Vollendung unerreichbar ist. Obgleich nun die Völker die Annäherung an einen solchen Normalzustand immer als ihr höchstes Ziel betrachten müssen, so sind doch alle Einrichtungen falsch berechnet, welche denselben als bereits vorhanden voraussetzen. Daher waren alle Versuche der Alten, den Staat auf eine solche ideale Aristokratie zu gründen, ebenso vergeblich als die Wiederholung derselben in neuern Zeiten, und sie führten desto schneller zum Verderben, je weiter das Volk von jener unerreichbaren sittlichen Reife entfernt war. Man muß sich vielmehr mit einer approximativen Aristokratie begnügen, deren Grundprincip darin besteht, gewisse allgemeine Qualificationen aufzustellen, mit welchen, der Erfahrung nach, eine höhere Einsicht und ein reinerer Wille verknüpft ist. Nach dem verschiedenen Stande der Volkscultur muß diese Aristokratie auch auf sehr verschiedene Gründe gestützt sein. Sie wird bei dem gewaltsamen Zusammenschmelzen mehrer Völker sich eine Zeit lang bei dem Stamme der Sieger erhalten, sie wird auf Diejenigen übergehen, welche, aus höher gebildeten Völkern kommend, als Lehrer und Wohlthäter von dem dankbaren Volke wie Wesen höherer Art geehrt werden. Sie wird im Fortgange der Volksentwickelung sich mit Amt und Besitz verknüpfen und endlich wieder dahin zurückkehren, von wo sie ausging, sich blos an dem Geistigen, an wirklicher besserer Einsicht, an erprobter Tüchtigkeit festhalten lassen. Dies ist der natürliche Gang der Dinge. Ein sogenanntes historisches Princip, kraft dessen eine Aristokratie behauptet werden soll, ist naturwidrig. So lange das siegende Volk auch das kräftigere, kriegskundigere ist, so lange die höhern Einsichten und Kenntnisse ein ausschließliches Eigenthum eines erblichen oder sonst geschlossenen Priesterstandes sind, so lange die Nation in Freie und Dienstbare getheilt ist, und unter jenen wieder ein Theil sich im alleinigen Besitz vorzüglicher Eigenschaften, aus welchen vorzügliche Rechte von selbst folgen, befindet, so lange besteht auch die

Aristokratie. Sowie aber jene Unterscheidungen allgemach verschwinden — und die Natur strebt immer dahin, auszugleichen, was ungleich war, und das Besondere der allgemeinen Form anzunähern —, so werden auch die darauf gebauten aristokratischen Einrichtungen ihre Haltung verlieren, sie werden den Völkern unerträglich, und je größere Kräfte für ihre Aufrechthaltung aufgeboten werden, desto verheerender, heftiger und verderblicher für beide Theile wird nur der Kampf, dessen unausbleibliches Resultat doch zuletzt ihr Fall ist. Die Geschichte der Völker besteht größtentheils aus der Geschichte dieser Verhältnisse, und die neuern Erschütterungen Europas gehen fast allein aus ihnen hervor. Es ist unmöglich, weil es unnatürlich ist, daß die größere geistige Kraft und Bildung auf die Dauer der geringern unterthan sei, und Alles, was die geistige Bildung fördert und hebt, Wohlstand und Reichthum, selbst die Fertigkeit im Waffenspiel und Muth, sind nur Folgen einer schon entwickelten geistigen Kraft. Vernunftwidrig wird daher die Aristokratie, oder sie artet in Oligarchie aus, sobald sie die rechtlichen Vorzüge von den natürlichen trennen, jene ohne diese behaupten, diese der ersten, welche ihnen von Natur gebühren, berauben will, sobald sie vererben will, was nur durch eigne Anstrengung erworben werden kann, und dem echt aristokratischen Princip sich entgegensetzt. Eben deshalb ist auch der antioligarchische Geist, welcher nicht einem Zeitalter eigen ist, sondern jederzeit in dem Maße hervorbricht, als die Oligarchie sich erheben will, weder ein antimonarchischer noch ein antiaristokratischer. Er ist vielmehr der Monarchie günstig, indem er in ihr, ihrer Natur nach, einen viel kräftigern Schutz gegen die Oligarchie zu finden hofft als in der Vielherrschaft, die immer zur Oligarchie führt. Dies beweist die Erfahrung aller Zeiten und Völker, indem sich diese sehr oft der unbeschränkten Alleinherrschaft in die Arme geworfen haben, wie in Rom, in England unter Richard II., in Dänemark 1661, in Schweden 1671 u. s. w., um dem Drucke der Oligarchie zu entgehen. Die Alleinherrschaft muß, sobald sie sich irgend eines Regierungszwecks bewußt wird, zu ihren Gehülfen und Dienern Diejenigen wählen, welche zu diesem Zwecke am tauglichsten sind. Sie muß demnach dem Beamtenstande eine idealaristokratische Zusammensetzung geben und ihn, ohne Rücksicht auf unwesentliche Dinge, aus den Tüchtigsten aller Volksclassen wählen. Sie muß, wenn sie irgend einen Regierungszweck hat, ihrem Willen Kraft, den Vollziehern desselben Ansehen verschaffen, die Dienstaristokratie mit der im Staate vorhandenen natürlichen Aristokratie ins Gleichgewicht setzen und die Hindernisse bekämpfen, welche aus dem eigennützigen Geiste der Oligarchie für die Volksentwickelung entspringen; denn Ungerechtigkeit, Ausschließung von den gemeinschaftlichen Gütern der Natur und des Staatsvereins, Übermuth und Stolz sind allezeit im Gefolge der Oligarchie. Unglücklicherweise aber läßt sich die Monarchie leicht in den Strudel mit hinabziehen, von welchem jede unechte Aristokratie am Ende immer verschlungen wird; sie läßt sich durch die Gesellschaft, in welcher sie lebt (das oben erwähnte dritte leitende Princip), bethören, die echte natürliche Aristokratie mit der Oligarchie zu verwechseln und diese letzte für eine Stütze des Thrones zu halten, welche nur in der ersten zu finden ist. Es geht dies freilich ganz natürlich zu, weil der Monarch mit den Seinigen sich zum persönlichen Umgange die Häupter aller Arten der Aristokratie zugesellen muß, welche er im Staate antrifft, und in diesem Verhältnisse der Vortheil, der überwiegende Einfluß, immer auf Seiten Derer sein wird, welche, selbst abgesehen von der frühern Ausbildung blos gesellschaftlicher Talente und Feinheiten des Umgangs, nie in den Fall kommen, die Zwecke der Regierung gegen persönliche Neigungen zu vertheidigen, wie die Häupter der Beamtenaristokratie so oft zu thun genöthigt sind, und dagegen häufiger Gelegenheit haben, durch Dienstleistungen eine rein persönliche Anhänglichkeit zu beweisen. Daher gibt der Hof, da dies Verhältniß auch dann noch eine geraume Zeit fortdauert, nachdem die Aristokratie aufgehört hat eine naturgemäße zu sein, der Oligarchie ein so großes Gewicht, und verwickelt sich selbst

und die Monarchie in ein gemeinschaftliches Verderben. Auf der andern Seite aber geben auch die Bekämpfer der Oligarchie zu diesem unglücklichen Irrthum oft genug Anlaß, indem sie ihre Angriffe gegen die Monarchie richten, welche sie selbst in der engsten Verbindung mit ihren Gegnern ehren und schonen sollten. Sie gehen aber selbst in die Oligarchie über, indem sie entweder in der Regierung eine Unabhängigkeit von dem vernunftgemäßen Gesammtwillen einzuführen trachten, welche alle Verantwortlichkeit des Beamtenstandes aufzuheben sucht, oder in der Gesetzgebung eine Kraft aufstellen wollen, welche sich von dem monarchischen Elemente frei machen und eine selbständige Entwickelung annehmen will. In diese Verirrung verfallen alle diejenigen Staaten, welche der Regierung das unbedingte Veto entrissen haben, wie in der franz. Verfassung von 1791, in der span. und norweg. geschehen ist. Die Ursache liegt freilich sehr nahe; sie ist in dem geheimen Widerstande zu suchen, welchen der Hof auch gerechten Wünschen der Nation bisweilen entgegensetzt; aber doch ist die Gefahr, daß einem vernunftgemäßen Beschlusse die Genehmigung der Regierung verweigert werden könne, beiweitem nicht so groß als diejenige, welche aus der Lähmung der Regierungsgewalt selbst entsteht. In welcher Gestalt sich aber das oligarchische Princip auch zeigen möge, so ist es immer noch viel mehr antimonarchisch als antiliberal oder antipopulair. Es setzt dem allgemeinen Zwecke der Regierung ein besonderes eigennütziges Interesse Einiger, der obersten Staatsgewalt eine Macht entgegen, welche nicht dahin gerichtet ist, die Kraft der Regierung in der Bahn des Rechten zu erhalten, sondern sich selbst derselben zu entziehen und sich ihrer zu ihrem alleinigen Vortheil zu bemächtigen. Es benimmt der Regierung alle Freiheit, sowol in der Wahl der Beamten als in der Wahl der Mittel für den Zweck des Staats, und jeder zum Bessern aufstrebende Regent hat immer damit anfangen müssen, die vorhandene unechte Aristokratie zu bekämpfen. Das antioligarchische Princip hingegen sucht die Kraft der Regierung zu verstärken, und sie, indem es hierdurch der Anarchie entgegenwirkt, zugleich vor dem entgegengesetzten Verderben der willkürlichen Herrschaft zu bewahren. Denn indem es die allgemeine Fähigkeit aller Unterthanen zu den Ämtern und Würden des Staats verlangt, nimmt es hauptsächlich für die Regierung die Freiheit in Anspruch, sich ihre Diener ganz allein nach dem Maßstabe der Brauchbarkeit (echt aristokratisch) zu wählen; durch die Formen, welche es für den Erweis der Brauchbarkeit aufstellt (strenge und wiederholte Prüfungen), sucht es den Einfluß der Familienverbindungen zu vernichten; durch die Hierarchie des Dienstes und die Hoffnung der Beförderung den Geist pünktlicher Ordnung, Subordination und lebendigen Eifers in demselben zu erhalten. Aber auf der andern Seite wird diese Verfassung des Beamtenstandes denselben zu einem so kräftig und schnellwirkenden Werkzeuge der Gewalt machen, daß der Schritt zum Despotismus nur allzu leicht sein würde, und es ist daher eine Milderung des monarchischen Princips nothwendig, welche auch aus andern Gesichtspunkten, einerseits in dem System der Verantwortlichkeit der Staatsbeamten, andererseits in der Aufstellung einer besondern Gesetzgebungsgewalt, zu den unerlaßlichen Bedingungen einer wohlgeordneten Staatsverfassung zu rechnen ist. Auch die Regierung soll sich über alles Willkürliche und Zufällige erheben, und nicht einen individuellen Willen, sondern einen rein vernunftmäßigen, sich immer gleich bleibenden unveränderlichen, in ihren Handlungen befolgen. Durch die Verantwortlichkeit der Beamten wird der blinde, unbedingte Gehorsam, welcher das Wesen der Despotie ausmacht, in den verfassungsmäßigen der echten Monarchie verwandelt; es versteht sich aber, daß nicht blos die Minister, sondern, wie in England, auch die untergeordneten Beamten wegen offenbarer Gesetzwidrigkeit ihrer Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden können. Auch die nothwendige innere Würde und höhere Weihe des Staatsdienstes, das echt aristokratische Princip desselben, ist lediglich durch diese Verantwortlichkeit auf allen Stufen desselben zu erreichen, und die Kraft der Regierung

zum Guten wird dadurch nicht im Mindesten geschwächt. In der Gesetzgebung hingegen und ihrer Trennung von der Regierung (sodaß die letzte Nichts als Staatseinsicht, die erste aber Nichts als Gesammtwillen aufstellen kann, was nicht von der andern dafür erkannt wird, und also zum geltenden Gesetz die Übereinstimmung beider erfoderlich ist) findet jede natürliche Aristokratie, welche sich im Volke vorfindet, ihre eigentliche Stelle, und zugleich das System der Verantwortlichkeit seinen Stützpunkt. Ohne Land- und Reichsstände gibt es keine Festigkeit für die Beamtenaristokratie, und keine Sicherheit gegen die Beamtenoligarchie. Nur muß dafür gesorgt werden, daß auch wirklich jede natürliche Aristokratie und keine Art der Oligarchie einen Platz in dem Gesetzgebungsrathe erhalte, und daß die Zusammensetzung desselben also auch mit den Veränderungen der Zeit gleichen Schritt halte. Ein Theil des gesetzgebenden Senats wird aus diesem Grunde immer den Volkswahlen überlassen, und dabei der Wahlberechtigung und Wahlfähigkeit die weiteste Ausdehnung gegeben werden müssen, um nicht schon von unten herauf eine Oligarchie zu organisiren, welche jeder Stand über den andern, der mittlere Landeigenthümer über den kleinen, der große über den mittlern, das städtische Gewerbe über die Landwirthschaft, der Fabrikant über den Handelsmann und umgekehrt überall ergreift, wo nur die kleinste Gelegenheit dazu vorhanden ist. Aber durch Volkswahlen wird nicht jede natürliche Aristokratie den ihr gebührenden Antheil an den senatorischen Befugnissen erhalten; am ersten noch die Aristokratie des Reichthums, welches die am wenigsten gegründete ist, am seltensten die der geistigen Bildung, welche man für die unentbehrlichste halten sollte. Ein Zweig dieser letzten muß immer in der Kirche anzutreffen sein; ein anderer wird sich im Stande der großen Grundbesitzer finden; ein dritter wird durch persönliche Eigenschaften in allen Ständen begründet werden können und desto unabhängiger von Standesunterschieden werden, je höher die allgemeine Bildung des Volks steigt. Es ist Sache der obersten Staatsgewalt, diesen Haupttheil des Gesetzgebungsrathes (der Pairskammer) immer zweckmäßig zu erneuern; für das allmälige Absterben der Zweige, welche im Wechsel der Dinge ihre Kraft und Bedeutung verlieren, sorgt die Natur von selbst. Die Oligarchie wird immer suchen, der Regierung dieses Recht der Ernennung erblicher Pairs und lebenslänglicher Senatoren streitig zu machen, wie in England mehrmals versucht worden ist; es ist ihr aber grade darum unentbehrlich, um das approximativ-verständige System der natürlichen Aristokratie gegen das oligarchische Verderbniß zu sichern und mit den Veränderungen der Zeit im Einklange zu erhalten.

Aristophanes, der einzige Lustspieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke besitzen, der Sohn eines gewissen Philippos, von Geburt ein Athener. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des peloponnes. Krieges 427 v. Chr. auf, und wurde, da er sich einige Scherze auf den damals mächtigen Demagogen Kleon erlaubt hatte, von diesem angeklagt, den Titel eines athenischen Bürgers unrechtmäßigerweise angenommen zu haben. Er vertheidigte sich vor Gericht blos mit den Versen Homer's:

Meine Mutter die sagt's, er sei mein Vater; doch selber
Weiß ich's nicht; denn von selbst weiß Niemand, wer ihn gezeuget,

und wußte, da dieselbe Klage noch zweimal gegen ihn erneuert ward, sie jedes Mal zu entkräften. An Kleon rächte er sich in der Folge durch sein Lustspiel „Die Ritter", in welchem er selbst die Rolle des Kleon spielte, da kein Schauspieler den Muth dazu hatte. Dies Wenige wird uns von A.'s Leben erzählt, den die Alten vorzugsweise den Komiker, wie Homer den Dichter nannten. Von 54 Lustspielen, die er schrieb, besitzen wir noch elf: „Die Acharner", „Die Ritter", „Die Wolken", „Die Wespen", „Der Friede", „Die Vögel", „Die Weiber am Feste der Thesmophorien", „Lysistrata", „Die Frösche", „Die Weiber in der Volksversammlung" und „Plutus"; und in denselben ohne Zweifel die

Blüte der alten Komödie, an deren Spitze die Dichter Eupolis, Kratinos und A. stehen, die jedoch in dem letzten Stücke, dem „Plutus", wie wir ihn jetzt in der zweiten Umarbeitung haben, schon in die mittlere übergeht. Aber um sie in ihrer Fülle zu genießen, um nicht von den Ausgelassenheiten und Unsittlichkeiten, womit sie reichlich ausgestattet sind, beleidigt zu werden, bedarf es eines mit den Sitten und Ansichten des Alterthums sehr vertrauten Lesers. Einem solchen werden ihr zierlich reiner Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in der Anlage und Ausführung und andere Vorzüge der Form, durch welche A. sich den Ruhm der Meisterschaft erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und seine Laune sind ebenso unerschöpflich, wie seine Kühnheit ohne Grenzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth seiner Stücke bezaubert, und Plato sagte, die Grazien hätten sich seinen Geist zur Wohnung ausersehen. Wir freilich bei unsern Begriffen von Anständigkeit möchten A. lieber mit Göthe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen. Er bediente sich der Allegorie, politische Gegenstände, Laster und Thorheiten seiner Zeit anzugreifen. In politischem und moralischem Sinne ist er ein strenger Verfechter alter Zucht, Sitte, Lehre und Kunst, daher seine Ausfälle gegen Sokrates in den „Wolken" und gegen Euripides in den „Fröschen" und andern Komödien. Die Freiheit der alten Komödie erlaubte auf diesem Felde der persönlichen Satire das Unglaubliche, und A.'s Kühnheit und Phantasie machten einen so großartig ausgelassenen Gebrauch von derselben, daß nichts Göttliches und Menschliches, wo es irgend eine Blöße darbot, ungezüchtigt bleiben mochte. Selbst das athen. Volk scheute und schonte er so wenig, daß er es auf eine höchst herabsetzende Weise in seinem alten Demos darstellte. Unaufhörlich wirft er ihm Wankelmüthigkeit, Leichtsinn, Liebe für Schmeicheleien, thörichte Leichtgläubigkeit und Neigung zu überspannten Hoffnungen vor; statt darüber erzürnt zu sein, belohnten ihn die Athener mit einem Kranze von dem heiligen Ölbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Diese ungemessene Freiheit war der Charakter des alten Lustspiels, welches man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis dasselbe nach dem peloponnes. Kriege mehr eingeschränkt, und 388 durch ein Gesetz verboten ward, Jemand auf der Bühne zu nennen. Damals lieferte A. unter dem Namen seines ältesten Sohnes den „Kokalus", ein Stück, in welchem ein junger Mensch ein Mädchen verführt, und nachdem er ihre Abkunft entdeckt, sie heirathet. Mit diesem Lustspiel beginnt die neuere Komödie. A., der schon sehr alt war, scheint bald nachher gestorben zu sein. Unter den neuern Ausgaben des A. sind vorzüglich zu nennen die von Küster (Amst. 1710), Bergler, herausg. von Burmann Secundus (Leyd. 1760), Brunck (Strasb. 1781—83). Die von Invernizi aus den vorzüglichsten Handschriften zu Ravenna unter der Aufsicht Beck's (Lpz. 1794) begonnene Ausgabe des A. beendete vom 7. Bande an W. Dindorf mit dem 13. Bde. 1826, der auch eine kleinere Ausgabe des A. besorgte (2 Bde., Lpz. 1830). Unter den einzeln herausgegebenen Stücken nennen wir nur den „Plutus" von Hemsterhuis (Harlingen 1744 u. Lpz. 1811); „Die Wolken" von Hermann (Lpz. 1799) und von Reisig (Lpz. 1820) und mehre einzelne Stücke von W. Dindorf. Einzelne Stücke hat Wieland im „Attischen Museum", die sämmtlichen J. H. Voß (3 Bde., Braunschw. 1821) übersetzt.

Aristophănes von Byzanz, Schüler des Zenodotos, Lehrer des Aristarchos, einer der berühmtesten Grammatiker und Kritiker unter den Ptolemäern, um 264 v. Chr., Vorsteher der alexandr. Bibliothek. Ihm wird die Erfindung der Accente und der Interpunctionszeichen zugeschrieben. Er verfertigte mit Aristarch den Kanon, d. h. das Verzeichniß der ausgezeichnetsten griech. Schriftsteller aller Fächer, welche vor den andern gelesen, erklärt und abgeschrieben werden sollten. Seine Schriften sind bis auf ein kleines Bruchstück, das Boissonade (Lond. 1819), herausgab, verloren gegangen. Seine kritischen und grammatischen Untersuchungen sind aus den Schriften der griech. Grammatiker und Commentatoren zu ersehen.

Aristoteles, einer der berühmtesten Philosophen Griechenlands und Stifter der peripatetischen Schule, war geb. 384 v. Chr. zu Stagira, einer macedonischen Stadt an der Mündung des Strymon, daher häufig der Stagirit genannt. Nikomachus, sein Vater, rühmte sich, von Machaon, dem Sohne des Äskulap, zu stammen; Phaestis, seine Mutter, war ebenfalls von edler Abkunft. Die Arzneikunde war erblich in der Familie der Asklepiaden, und A.'s Vater, Leibarzt des Königs Amyntas, hatte sich ihr mit Erfolg gewidmet. Er bestimmte seinen Sohn für dieselbe Laufbahn und unterrichtete ihn vielleicht selbst in der Arzneikunde und in der mit ihr verbundenen Philosophie. Ohne Zweifel verdankte er seiner ersten Erziehung die Neigung zur Naturgeschichte, als deren Schöpfer er anzusehen ist, da er zuerst genaue Beobachtungen im größern Umfange machte. Nach dem Tode seiner Ältern ging A. nach Atarna in Kleinasien zu einem gewissen Proxenus, der während der kurzen Zeit, daß sich A. bei ihm aufhielt, viel zu seiner Bildung beitrug. Er eilte hierauf nach Athen, wo er sich gegen 20 Jahre aufhielt. Hier hörte er den Plato, dessen Schule damals im größten Rufe stand, und studirte rastlos die von ihm vorhandenen und gesammelten Schriften. Wahrscheinlich verfaßte er auch einige philosophische Werke, deren Ruf bis zu Philipp von Macedonien drang. Wenigstens soll dieser bald nach Alexander's Geburt, 356 v. Chr., an ihn geschrieben haben: „König Philipp von Macedonien dem Aristoteles seinen Gruß. Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden; ich danke den Göttern, nicht sowol, daß sie mir ihn gegeben, als daß sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, du werdest einen König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und den Macedoniern zu gebieten." Mehre spätere Schriftsteller berichten, daß kurze Zeit vor Plato's Tode A. mit diesem gebrochen und sogar eine Schule errichtet habe, um mit der Platonischen zu wetteifern. Eine gewisse Spannung mag zwischen Beiden eingetreten sein, aber zu einem offenen Zwiespalt kam es nie. A. bezeigt ihm stets die größte Ehrerbietung und spricht überall in seinen Werken mit Hochachtung von ihm, wenn auch als Kritiker. Als nach Plato's Tode die Athener Philipp den Krieg erklärt hatten, verließ A. Athen und begab sich nach Atarna, wo sein Freund, der Eunuch Hermias, die Herrschergewalt ausübte. Bald darauf gerieth Hermias durch Verrath in die Gewalt des Artaxerxes, der ihn auf die schmachvollste Weise tödten ließ. A., tiefbekümmert über das unglückliche Schicksal seines Freundes, suchte sein Andenken durch eine Hymne zu verewigen, die reich an poetischen Schönheiten ist, heirathete dessen Nichte und scheint hierauf einige Zeit zu Mitylene gelebt zu haben. Um 343 v. Chr. berief ihn Philipp an seinen Hof, um ihm die Erziehung des damals 13jährigen Alexander zu übertragen. Nach Andern jedoch soll ihn Alexander erst bei Gelegenheit einer dem A. von den Athenern übertragenen Gesandtschaft haben kennen lernen. Wenn wir darauf achten, wie Alexander sich in den ersten Jahren seiner Regierung wahrhaft groß bewies, wie er, so lange die Schmeichelei ihn nicht verderbt hatte, seine Leidenschaften beherrschte, wie er stets Künste und Wissenschaften werth hielt, so gibt dies einen schönen Beweis für des A. Grundsätze, als Erzieher Alexander's. Man könnte A. vielleicht vorwerfen, daß er nicht verstanden habe, Alexander gegen Ehrgeiz und Eroberungssucht zu verwahren; aber A. war ein Grieche und folglich ein natürlicher Feind des Perserkönigs; sein Haß hatte durch die Ermordung des Hermias noch zugenommen, und die Eroberung Persiens war schon lange der Wunsch von ganz Griechenland. A. mußte also alle seine Talente anwenden, um seinen königlichen Zögling zur Ausführung dieses Plans geneigt und geschickt zu machen. Vater und Sohn belohnten die Verdienste eines solchen Lehrers. Philipp stellte die zerstörte Stadt Stagira wieder her und ließ daselbst eine Schule errichten, Nymphäum genannt, wo A. lehren sollte. Aus Dankbarkeit feierten die Stagiriten jährlich ein Fest, das sie Aristotelia nannten. Es scheint gewiß, daß A. wenigstens ein Jahr bei Alexander nach seiner Thronbesteigung blieb, und man behauptete, daß er sich dann nach Athen be-

gab. Der Biograph des A. jedoch, welcher den Namen Ammonius führt sagt, daß A. seinem Zöglinge auf einem Theil seiner Züge gefolgt sei, und wirklich ist dies nicht unwahrscheinlich; denn man begreift kaum, wie sonst so viele Thiere hätten nach Athen geschickt werden können, von denen A. eine so genaue anatomische Beschreibung gibt, daß er sie selbst zerlegt haben muß. Man kann vermuthen, daß er einige Zeit im Nymphäum lehrte und erst gegen 331 nach Athen zurückkam, bereichert mit den nöthigen Materialien für seine treffliche „Geschichte der Thiere". Hier eröffnete er eine Schule der Philosophie in dem Lyceum, einem Gymnasium unfern der Stadt. Zweimal täglich begab er sich dahin. Der Vormittag war seinen vertrautern Schülern gewidmet, indem er ihnen die schwersten Theile der Wissenschaft erklärte. Abends ließ er alle Diejenigen zu, welche ihn zu hören wünschten, indem er, für Alle verständlich und faßlich, von solchen Gegenständen sprach, die mehr das Leben selbst berühren. Jene wurden esoterische oder akroamatische, d. h. streng wissenschaftliche, diese die exoterischen genannt, und diese von dem Gegenstande und der Form des Vortrags entlehnte Benennung ist auf die Werke des A. übergegangen. Alexander, der übrigens den A. eifersüchtig tadelte, daß er die Untersuchungen, welche Beide gemeinschaftlich angestellt hatten, allgemein machte, unterstützte desselben ausgebreitete Studien selbst von Asien aus und schenkte ihm 800 Talente als Belohnung seiner Verdienste. Späterhin nahm er gegen seinen Lehrer eine feindliche Gesinnung an, und als Alexander starb, verbreitete sich die Sage, daß A. zu dessen angeblicher Ermordung mitgewirkt habe. Die Athener, die sich noch einmal an die Spitze Griechenlands zu stellen hofften, suchten dasselbe gegen Macedonien zu bewaffnen, und da ihnen A. verdächtig war, so griffen ihn die Demagogen an und wurden dabei von seinen zahlreichen Feinden unterstützt. Um nicht einer Anklage wegen Gottesleugnung zu unterliegen, verließ er Athen mit der auf die Verurtheilung des Sokrates sich beziehenden Äußerung, daß er den Athenern einen zweiten Frevel an der Philosophie ersparen wolle. Er flüchtete sich mit seinen meisten Schülern nach Chalcis auf Euböa zu mütterlichen Verwandten, und nahm bald darauf 322 v. Chr. Gift, weil er, wie man sagt, von dem Areopag seiner Anklage wegen nach Athen gefodert worden war. Sein Charakter ist von Ehrgeiz und Unredlichkeit nicht freizusprechen. In Ansehung der Lehren und der Schule des A. s. Peripatetische Philosophie. A. hatte bei seinem Leben seine Schriften nicht bekannt gemacht; sie erbte sein Schüler Theophrastos, in dessen Familie sie blieben. Die Erben verweigerten den Verkauf derselben dem Ptolemäus Philadelphus, und verbargen sie auch vor dem König von Pergamos in einem Keller, wo sie durch Nässe und Würmer zum Theil zerstört wurden. Endlich kaufte sie Apellikon von Teos, mit dessen Bibliothek sie unter Sulla nach Rom kamen. Hier wurden sie nach einer Copie des Freigelassenen Tyrannion von Andronikos aus Rhodos in Pragmatien geordnet und von Neuem durchgesehen. Die Schriften des A. lassen sich auf folgende Classen zurückführen: 1) die logische; 2) die rhetorische; 3) die ästhetische; 4) die physikalische; 5) die naturhistorische; 6) die mathematische; 7) die metaphysische; 8) die moralisch-politische; 9) die historische; 10) die paränetische; 11) die hypomnematische. Schöll in der „Gesch. der griech. Literatur" theilt sie ein in die Classen: Logik (Organon), Metaphysik, Psychologie und Physiognomik, Rhetorik, Poesie und Poetik, Ethik, Politik, Mathematik, Physik, Naturgeschichte (das Hauptwerk des Alterthums über die Geschichte der Thiere), Ökonomik, geschichtliche Werke und Briefe. Für uns ist ein großer Theil der wichtigsten Werke verloren gegangen; am meisten ist der Verlust der „Politien", d. h. des Werks über 158 alte Staats- und Gesetzverfassungen, zu beklagen, das man mit der noch vorhandenen „Politik" in acht Büchern nicht verwechseln darf; eine große Menge anderer ist dem A. untergeschoben worden. Sämmtliche Werke wurden herausgegeben von Sylburg (5 Bde., Frankf. 1587, 4.) und von Casaubonus (Lyon 1590). Von der zweibr. Ausgabe aber, welche von Buhle besorgt wurde, erschienen blos

5 Bände (1791 — 1800). Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin veranstaltet eine neue Ausgabe durch Bekker, auf Vergleichung der besten Handschriften begründet, und es sind bis jetzt 3 Bände (Berl. 1831, 4.) Text mit lat. Uebersetzung geliefert worden. Unter den Ausgaben einzelner Schriften nennen wir außerdem die Rhetorik von Reiz und Garve (Lpz. 1772); die Poetik von Hermann (Lpz. 1802) und Gräfenhan (Lpz. 1821); die Ethik von Zell (Heidelb. 1820) und Korais (Par. 1822); die Politik von Schneider (Frankf. 1809), Korais (Par. 1821) und Göttling (Jena 1824); die Thiergeschichte von Schneider (Lpz. 1811). Vgl. Stahr's „Aristotelia" (2 Bde., Halle 1830 fg.).

Aristoxĕnus, von Tarent, um 350 v. Chr., ein Schüler des Aristoteles, der älteste Schriftsteller über Musik. Von seinen philosophischen Schriften, „Über die Gesetze der Erziehung", und seiner „Biographie der vornehmsten Philosophen", sind nur Bruchstücke bei spätern Schriftstellern übrig. Von denen über Musik besitzen wir noch seine „Elemente der Harmonie" in drei Büchern herausgegeben von Meursius (Leyd. 1616), und mit den übrigen alten Schriftstellern über Musik von Meibom (Amst. 1652), und Bruchstücke eines Werks über den Rhythmus, welche Morelli (Vened. 1785) herausgab.

Aristyll, der erste griech. Astronom zu Alexandria um 290 v. Chr., der mit Timocharis den gestirnten Himmel beobachtete. Seine Schriften sind verloren gegangen; aber Ptolemäus führt mehre Beobachtungen desselben in seinem „Almagest" an und Hipparch benutzte sie eifrig zu seinen Untersuchungen.

Arithmetik ist der Theil der Mathematik, die sich blos mit bestimmten Zahlen beschäftigt. Die Hauptgegenstände derselben sind: Addition, Subtraction, Multiplication und Division der ganzen sowol als auch der gebrochenen Zahlen. Auch die Ausziehung der Wurzeln gehört hierher, sofern sie blos aus bestimmten Zahlen, nicht aus allgemeinen oder algebraischen Größen, gezogen werden sollen. Die Arithmetik ist die Basis der ganzen Mathematik, und nicht nur in dieser Wissenschaft, sondern auch im Leben selbst unentbehrlich. Daher sie überall als ein wichtiger Gegenstand des Unterrichts betrachtet wird. Unsere Arithmetik, die wahrscheinlich von den Arabern kommt, hat nur neun Ziffern und die Null; aber durch die sinnreiche Bestimmung, daß jede dieser Ziffern einen doppelten Werth hat, einen absoluten und einen von ihrer Stellung zu den andern Ziffern abhängigen, ist sie ein schönes und wahrhaft bewunderungswürdiges Werkzeug des menschlichen Geistes. Archimedes, Apollonius und viele andere der scharfsinnigsten Männer unter den Alten konnten sich nicht bis zu dieser Idee erheben und mußten sich daher mit einer viel beschwerlichern und unvollkommenen Rechnungsart begnügen. Unter den neuern Lehrbüchern der Arithmetik nennen wir als die vorzüglichern die von Wolf, Kästner, Karsten, Vega, Euler, Clairout, Büsch und Fischer. (S. **Mathematik** und **Rechnenkunst**.)

Arīus, s. **Arianer**.

Arkadien, der mittlere und höchste Theil des Peloponnes, gegen N. von Achaia und Sicyon, gegen O. von Argolis, gegen S. von Messenien und gegen W. von Elis begrenzt. Das Land, nach Pausanias von Arkas, dem Sohne der Kalisto so genannt, ist reich an Flüssen, Quellen und Triften; es wird vom Eurotas und Alpheus durchströmt. Man unterschied die Berge Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. Von seinen ersten Bewohnern, den Pelasgern, hieß das Land früher Pelasgien, nachher ward es unter Lykaon's 50 Söhne vertheilt. In der Folge machten sich die kleinen Reiche frei und vereinigten sich durch einen Bund. Die vornehmsten waren Mantinea, jetzt das Dorf Mondi, wo Epaminondas siegte und ein Grabmal erhielt, Tegea (jetzt Tripolizza), Orchomenos, jetzt Kalpacki, Pheneus, jetzt Phonea, Psophis und Megalopolis, jetzt Sinano. Die Hirten und Jäger des rauhen Gebirglandes blieben lange in dem Zustande der Wildheit. Als sie aber nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen sie an ihr

Land zu bauen, und fanden Geschmack an Tanz und Musik. Dabei blieben sie stets kriegerisch und fochten, wenn sie selbst keinen Krieg hatten, als Söldner Anderer. Ihre Hauptgottheit war Pan, ihr Hauptgeschäft Viehzucht und Ackerbau. Dies gab den Idyllendichtern Anlaß, Arkadien zum Schauplatz ihrer Dichtungen zu wählen und es dichterisch auszuschmücken; so ward es in der Poesie ein paradiesisches Land, was es in der Wirklichkeit nicht war.

Arkadier (Akademie der), eine Vereinigung ital. Dichter in Rom, welche in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. in der Absicht errichtet wurde, den guten Geschmack zu befördern und die ital. Dichtkunst zu üben. Die ganze Einrichtung der Gesellschaft soll die Nachahmung eines arkadischen Idyllenlebens vorstellen. Es werden nur Dichter und Dichterinnen aufgenommen. Jedes Mitglied nimmt einen griech. Schäfernamen an, den es in der Gesellschaft führt und unter welchem die Gedichte gedruckt werden. Das Wappen der Gesellschaft ist die Syrinx (die alte Hirtenflöte), mit Fichten und Lorbern umwunden. Die Gesetze, welche nach Art der zwölf Tafeln abgefaßt sind, verwerfen jeden Protector der Gesellschaft und verwehren das Vorlesen von Gedichten, welche gegen Religion und gute Sitten verstoßen. Die Versammlungen werden im Freien gehalten und waren anfangs ziemlich zahlreich, da sich viele beeiferten in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden. Unter dem Namen Leo Pistate Cecropio ward 1824 der Papst Leo XII. Mitglied. Der erste Präsident und eigentlich Stifter der Gesellschaft war Crescimbeni, der auch eine Sammlung von Gedichten der Arkadier und Lebensbeschreibungen verschiedener Mitglieder herausgab. Nach dem Muster der Hauptgesellschaft wurden auch zu Bologna, Pisa, Ferrara, Venedig und in andern Städten Italiens Nebengesellschaften zu gleichem Zweck und unter gleichem Namen gestiftet.

Arkebūse, nach dem deutschen Worte Hakenbüchse so genannt, hießen die 2½ Fuß langen Feuerröhre mit deutschen oder Radschlössern, welche schon im 16. Jahrh. die reitenden Schützen führten. Die Arkebusier, wie man sie noch im dreißigjährigen Kriege nannte, waren anfangs ein Theil der Leibwachen, nachher aber bildeten sie die leichte Reiterei des Heeres, im Gegensatz der vom Kopf bis zum Fuß geharnischten Kürassiere. Sie führten einen Brustharnisch, der bisweilen auf der rechten Schulter einen Ausschnitt hatte, um beim Anschlag nicht zu hindern, eine Pickelhaube, und außer der Arkebuse noch zwei Pistolen und ein zweischneidiges Schwert. Wahrscheinlich kamen sie zuerst bei den Franzosen während der ital. Feldzüge Karl VIII. unter dem Namen Argoulets auf, später erhielten sie den Namen Carabiniers. Die Deutschen nannten sie Ringer-Pferde oder -Schützen. In Bezug auf dieses Geschoß nannte man Schuß- und Wundwasser Arkebusade und gebrauchte arkebusiren statt erschießen.

Arkōn oder **Arkōna**, die nördlichste Spitze Deutschlands, das nordöstl. Vorgebirge der Insel Rügen (s. d.), im Kirchspiel Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow, bestehend aus Kreidefelsen, mit Feuersteinen und Versteinerungen untermischt. Hier befand sich einst eine alte wendische Burg mit dem Haupttempel des von allen norddeutschen Slawen hochverehrten Gottes Swantewit, dessen Dienste König Waldemar I. von Dänemark durch Eroberung der Burg 1168 ein Ende machte. Die Ufer sind schroff abgeschnitten. Auf der Westseite ist ein hoher, aufgeworfener Erdwall, dessen Kamm Einschnitte hat, und eine Einfahrt. Er diente zum Schutz der Burg Arkon. Vor einigen Jahren ist neben diesem alten Burgwalle ein Leuchtthurm erbaut worden zum Besten der das Vorgebirge umfahrenden Schiffe. Von demselben hat man eine weite Aussicht über Rügen und das Meer bis nach der dän. Insel Mön, und er wird deshalb von Reisenden öfters besucht.

Arktisch heißt zum Nordpol gehörig, indem der Bär im Griech. arktos heißt, der Polarstern aber zum kleinen Bär gehört. Antarktisch aber ist der dem Nordpol gegenüberstehende Punkt oder der Südpol. Der arktische Kreis oder der Polarkreis ist ein kleiner, dem Äquator paralleler Kreis des Himmels oder auch der

Erde, welcher von dem Pole um 23° 28′ absteht. Man unterscheidet auch hier den nördl. und südl. Polarkreis. Der Raum, welchen er um den Pol einschließt, heißt die kalte Zone. Die Bewohner derselben sehen mehre Tage im Jahre die Sonne im Sommer nicht untergehen und im Winter nicht aufgehen, und zwar desto längere Zeit, je näher sie den Polen wohnen.

Arkwright (Sir Richard), zuerst ein armer Barbier, dann Vervollkommner der Baumwollspinnmaschinen und dadurch der eigentliche Begründer eines Manufacturzweiges, dem Großbritannien eine unermeßliche Ausdehnung seines Waarenverkehrs, und dem Millionen Hände Beschäftigung verdanken. Er gab 1767 seine Barbierstube auf und kam nach dem Städtchen Warrington, wo er seine mechanische Laufbahn mit einer Art von perpetuum mobile begann. Ein Uhrmacher, Namens Kay, rieth ihm, sein mechanisches Talent auf eine Maschine, um Baumwolle zu spinnen, anzuwenden. Kay hatte sich schon selbst mit der Ausführung einer solchen Maschine beschäftigt, ohne jedoch bedeutende Erfolge gewonnen zu haben. Beide ohne hinlängliche Mittel, ihre Ideen zur Ausführung zu bringen, wendeten sie sich um Unterstützung an einen wohlhabenden Mann, Namens Atherton, in Liverpool, der ihnen seinen Beistand gewährte. Eine Maschine kam auf diese Weise zu Stande. A. nahm 1769 ein Patent darauf und gründete in Verbindung mit Smalley eine Anstalt, die aber bald wieder aufgegeben werden mußte. A. ging nach Nottingham, wo er glücklichere Versuche einleitete. Hier verband er sich mit einem Schotten, Namens Dale, und als er um diese Zeit von andern englischen Fabrikanten angefochten wurde, pflegte er zu sagen, daß er in die Hände eines Schotten ein Rasirmesser legen wolle, das sie Alle tüchtig scheren werde. Aber auch von Dale trennte sich A., und auf sich selbst stehend, galt er nun bald für einen der reichsten Spinner des Landes, wiewol sein 1775 erneuertes Patent 1785 für ungültig war erklärt worden. Bei seinem Tode, 3. Aug. 1792 in der von ihm errichteten großen Anstalt Crumford, schätzte man sein Vermögen auf wenigstens 500,000 Pf. St. A. ist wegen seines Eigenthumsrechts an der wichtigen Erfindung der Spinnmaschinen vielfältig angefochten worden, aber wenn man auch Kay die erste Idee nicht absprechen möchte, so darf doch nicht verkannt werden, daß Derjenige, der eine rohe Idee in ihren Zweigen ausbildet und sie zu allen den Zwecken anzuwenden versteht, deren sie fähig ist, dem ersten Erfinder oder Angeber weit vorzuziehen bleibt. Seit A.'s Zeit ist in der Behandlung der Baumwolle, in Dem, was man das Wassermaschinengarn nennt, keine wichtige neue Entdeckung oder Verbesserung gemacht worden. Um sich einen Begriff von den unermeßlichen Folgen zu machen, die A.'s Erfindung auf die Ausdehnung der Baumwollenfabrikation gehabt hat, genügt es anzuführen, daß von 1771 — 80 die jährliche Durchschnitteinfuhr roher Baumwolle aus 5,735,000 Pfund, von 1817 — 21 aber im Durchschnitt aus 144 Mill. bestand, von welchen 130 Mill. Pfund in England verarbeitet, wenigstens gesponnen wurden.

Arlay, Baronie in der vormaligen Grafschaft Burgund (Franche-Comté), jetzt im Juradepartement, gehörte früher dem Hause Chalon, von welchem die Prinzen von Oranien abstammen. (S. **Oranien** und **Nassau**.) A. machte einen Theil der durch den Tod Wilhelm III. von England erledigten oranischen Erbschaft aus, und ward seitdem, wegen der Ansprüche auf diese Erbschaft, in den Titel der Könige von Preußen aufgenommen. Seit 1817 ist A. aus dem preuß. Titel weggeblieben, Oranien aber und Valengin wurden beibehalten.

Armada heißt in Spanien überhaupt eine Flotte von Kriegsschiffen, dann aber vorzugsweise jene große Seemacht, die sogenannte unüberwindliche Flotte, welche Philipp II. 1588 gegen Elisabeth von England ausrüstete, um das ihm vom Papste geschenkte England zu erobern. Sie bestand aus 130 großen Kriegsschiffen und hatte über 30,000 Seesoldaten und Matrosen, einen Großinquisitor und 180 Geistliche und Ketzerrichter am Bord. Ein schneller Angriff der Engländer

aber unter Lord Howard, am 8. Aug. 1588, richtete die größte Verwirrung unter der Armada an, durch Sturm scheiterte, als sie Großbritannien nordwärts umsegeln wollte, ein großer Theil der Schiffe, und mit der Vernichtung dieser Flotte war Spaniens Macht gebrochen.

Armatolen und Klephten, deren Ursprung bis in die Zeit des gesetzlosen Zustandes nach dem Untergange der altgriech. Freistaaten hinaufreicht, sind jene christlichen Heerführer in den nördl. Hochländern Griechenlands, welche nebst ihren Scharen seit Gründung des osman. Reichs in Europa ziemlich unabhängig sich zu erhalten wußten. Während sie ursprünglich, wegen ihrer Raubzüge nach dem platten Lande, den allgemeinen Namen Klephten führten, ward Denen, die mit der Pforte in Unterhandlungen traten, der Name Armatolen zu Theil; so nannten auch jene den Ort ihres Aufenthalts Klephtenland, zum Unterschiede von den Armatolien, wie man die Districte nannte, welche die Pforte Denen anwies, die mit ihr sich ausgesöhnt hatten. Die Bewohner des Berges Agrapha erhielten zuerst das Vorrecht, einen Heerführer und eine Schar zur Sicherung der Ordnung in den benachbarten Städten und Dörfern zu bewaffnen. Dies fand Nachahmung, und bald waren über das ganze hellen. Festland die Armatolen verbreitet. Sie wurden die letzten Freistätten altgriech. Freiheit und Selbständigkeit. Namentlich seit Anfange des 17. Jahrh. wurden die Armatolen der Pforte immer gefährlicher. Die Paschas, unvermögend sich gegen die kühne Verschlagenheit der Kapitanys und ihrer Scharen zu schützen, sahen sich gewöhnlich genöthigt nur mit ihnen zu unterhandeln. Gegen Zusagen friedlichen Verhaltens versprach der Pascha Sold und Lebensmittel und vertraute die Ruhe den schirmenden Waffen der Armatolen. Immer mehr gewannen sie auf diese Weise an Macht und Kraft, weshalb auch die Hetairia zuerst Armatolen und Klephten für sich gewinnen mußte, wenn mit Erfolg ein Aufstand gegen die Pforte unternommen werden sollte. Nichts war ihnen willkommener, als die Auffoderung der Hetairia. Ihre Macht betrug um diese Zeit über 12,000 Mann, welche theils feste Stellungen eingenommen hatten, theils willkürlich ihren Aufenthalt im nördl. Hellas wechselten. Die ausgezeichnetsten Armatolenführer waren Eustrates mit 500 M.; Gogo; Georg Zongas; Saphakas, der 1827 vor Athen fiel; Georg Makry mit 300 M.; Karaiskakis, der gleichfalls 1827 vor Athen blieb, mit 600 M.; Mitzo Kondojannis; Johannis Panuryas; Kaltzodemos, der vor Missolonghi fiel, mit 400 M.; Odysseus; Georg Karatasso mit 600 M.; Christos Mestenopoulos und Markos Botsaris, der an der Spitze der Sulioten stand. Im Vereine mit mehren Klephten waren sie die Hauptmacht bei dem Anfange des griech. Freiheitskampfes, in welchem sie sich mit wenigen Ausnahmen hohen Ruhm erwarben. (S. Griechenland.)

Armbrust, ein Gewehr der Alten, das durch den Gebrauch des Feuergewehrs verdrängt ward. Man findet es schon bei den Heeren der Spanier, Franzosen und Deutschen im Mittelalter, den Griechen scheint es erst durch die Kreuzzüge bekannt geworden zu sein, denn Anna Komnena beschreibt es unter dem Namen Tzagre als ein vorher unbekanntes Gewehr, dessen Sehne nur von der starken Faust der Abendländer gespannt werden könne, und dessen Schuß den Menschen so schnell zu Boden strecke, Schild und Harnisch durchdringend, daß er es nicht einmal fühle. Vorzüglich werden die Genuesen als gute Armbrustschützen gerühmt, weshalb auch die Könige von Frankreich immer einige tausend derselben in ihrem Solde hatten. Noch zu Ende des 14. Jahrh. schossen die Mailänder mit ihren stählernen Armbrüsten vergiftete Bolzen. Armbrustschützen zu Pferde, Archers, zuweilen auch Crennequins genannt, bildeten die Leibwache der Könige von Frankreich, bis sie Feuergewehr und mit diesem den Namen Argoulets bekamen. Karl VII. von Frankreich organisirte 1448 als vierte Classe seiner Freischützen die Armbrustschützen zu Fuß. Sie führten allezeit 18 Bolzen bei sich und übten sich Sonn- und Feiertags im Schießen.

Armee, s. **Heer** (stehendes).

Armencolonien nennt man Hülfsanstalten für Verarmte mittels der Ansiedlung. Das Wesen derselben besteht darin, daß die Unternehmer den aufgenommenen Ansiedlern einen bestimmten Landantheil überlassen, ihnen die zur Bodencultur unentbehrlichen Erfodernisse darreichen und ihren Lebensbedarf bis zur Ernte vorschießen, die Art des Anbaus an bestimmte Vorschriften binden, über die Arbeit und den Arbeitsfleiß strenge Aufsicht führen, und jedem durch die Aussicht auf den Genuß der Früchte seiner Mühe einen Reiz zur Arbeit geben Mit diesem nächsten Zwecke ist die Sorge für die Erziehung der Kinder der Ansiedler verbunden, welche neben dem bildenden Unterricht zugleich an eine, ihren Kräften angemessene Arbeit bei dem Anbaue des Bodens gewöhnt werden. Sie sind in ihren Folgen von gar nicht zu berechnender Wohlthätigkeit, da die Erfahrung es bestätigt hat, daß auf diesem Wege mit geringern Kosten als in Zwangarbeitshäusern die Menschen zu Arbeit und sittlicher Ordnung gewöhnt werden und da nur auf diese Weise die Schwierigkeiten überwunden werden, welcher dem Anbau wüster Ländereien, die sich fast noch überall finden, entgegenstehen. Menschenfreundliche Männer hatten bereits seit dem Anfange dieses Jahrh. Versuche gemacht, Arme in Ansiedlungen zu vereinigen, um sie an regelmäßige und lohnende Thätigkeit durch Feld- oder Manufacturarbeit zu gewöhnen; so Robert **Owen** (s. d.) in der schot. Grafschaft Lanark seit 1800, mit vorherrschender Richtung auf Fabrikthätigkeit, so der Freiherr **von Voght** (s. d.) in Flottbeck bei Hamburg, mit ausschließender Beachtung des Feldbaus; so Larochefoucauld in Liancourt. Aber diese Versuche, hülflose oder verwilderte Arme zu retten, lassen sich weder in dem Umfange der Anlage, noch in der Wichtigkeit der Ergebnisse mit den Anstalten vergleichen, die in Holland gegründet wurden. Dem holl. General van den Bosch gehört das Verdienst, die Möglichkeit einer allgemeinen Armenversorgung durch Ackerbaucolonien dargethan zu haben. Nach seinem Plane wurden seit 1818 zuerst in **Frederiksoord** (s. d.) und später in andern Gegenden des Landes Ansiedlungen für Arme gegründet, und der Erfolg dieser Anstalten führte hier zu einer Umwandlung des ganzen Systems der Armenpflege. Als der glückliche Erfolg der holl. Unternehmungen die Frage, ob arbeitsfähige Arme von Almosen unabhängig gemacht werden können, entschieden hatte, als es dargethan war, daß arbeitslose Städter in die Lage gebracht werden können, sich durch eigne Anstrengung nicht nur einen ausreichenden Unterhalt, sondern auch einen Überschuß zu gewinnen, fanden die Gemeinden in den vermehrten Ansiedlungen ein Mittel, ihre arbeitsfähigen Armen zu versorgen, indem sie durch Bezahlung eines bestimmten Capitals Stiftungen begründeten, über welche sie zu allen Zeiten verfügen können, während die Obrigkeiten um so leichter den zur Vermehrung der Verarmung so wirksamen Andrang der Arbeitlosen zu den Städten zu verhindern und dem Betteln zu steuern vermochten, da die Colonien Gelegenheit darboten, Arbeitscheue zu bessern. Je lauter die Erfahrung seit zwei Jahrzehnden das Zeugniß abgelegt hat, daß durch solche Anstalten erwerbfähige und erwerbthätige Menschen herangebildet werden können, desto eifriger war man auch in andern Ländern bedacht, ähnliche Einrichtungen zu gründen. In Holstein wurde besonders durch die Bemühungen des Conferenzraths Lawätz eine Armencolonie zu Frederiksgabe angelegt, und auch hier bestätigte sich, daß verwahrloste Menschen durch den Anbau des Bodens mit geringerm Aufwande als in Arbeitshäusern an Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit und Sitte gewöhnt werden können. In England mußte Hollands Beispiel um so mehr Aufmerksamkeit erwecken, je drückender das dort herrschende, für die Cultur höchst verderbliche System der Armenpflege geworden ist, und man hat bereits angefangen, Colonien (home colonies) anzulegen, welche die steigende Volksnoth in Irland gleichfalls nöthig gemacht hat. In Frankreich hat diese Angelegenheit in der neuesten Zeit alle Blicke auf sich gezogen, besonders

seit Huerne de Pommeuse in seiner Schrift „De colonies agricoles" (Par. 1832) die Vortheile der Armencolonien in helles Licht setzte.

Armenien, eine asiat. Landschaft von 5000 □M., zwischen dem Kur und Phasis bis zum Golf von Issus, größtentheils eine Hochebene, die vormals in Groß- und Kleinarmenien zerfiel. Jenes, welches noch zuweilen den Namen A. führt, jetzt Turkomanien, liegt im S. des Kaukasus und begreift theils die osman. Paschaliks Erzerum, Kars und Wan (1593 □M., mit 950,000 Einw.), theils die iranische (pers.) Provinz Eriwan, welche im Frieden 1828 an Rußland abgetreten wurde; dieses, jetzt Aladuli oder Pegian genannt, gehört den Osmanen ganz und ist in die Paschaliks Merasche und Siwas getheilt. Das türk. A. wurde 1828 von den Russen erobert, beim Frieden zu **Adrianopel** (s. d.) mit Ausnahme des Gebiets bis zum Flusse Tschoroki, etwa 200 □M. mit den Städten Akalzike, Akalkalaki und Azkur an die Pforte zurückgegeben. A. ist ein rauhes Gebirgsland, das im N. den Kaukasus zur Grenze hat, in der Mitte aber von Zweigen des Taurus, wozu der **Ararat** (s. d.) gehört, durchzogen wird; hier nehmen die großen Ströme, Euphrat und Tigris, ihren Ursprung; hier fließen der Kur und andere minder beträchtliche Flüsse; hier breiten sich die Seen Wan und Geukscha aus. Das Klima ist mehr kalt als warm, der Boden im Ganzen mäßig fruchtbar und mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet; doch gedeihen auch die schönsten Südfrüchte; die Gebirge sind reich an Eisen und Kupfer. Die Einw. bestehen aus eigentlichen Armeniern; aus Turkomanen, welche auf den Ebenen als Hirtenvolk wohnen; aus wenigen Osmanen, Griechen und Juden. Der erste Wohnsitz, der Ararat, ist noch jetzt der Mittelpunkt ihres religiösen und politischen Zusammenhanges unter sich, so sehr auch der Handel sie, wie die Israeliten, unter den Völkern Europas und Asiens, China ausgenommen, zerstreut hat. Diese Zerstreuung und der Handelsgeist haben ihren Charakter nicht verschlechtert. Sie zeichnen sich vielmehr durch feinere Bildung, Sitten und Rechtlichkeit vor den Barbaren aus, unter deren Joche sie leben, selbst vor den Griechen und Juden. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung liegt wol zunächst in ihrem Glauben und in ihrer kirchlichen Verbindung. Die Cultur der Armenier ist ein Beweis mehr, wie wohlthätig das Christenthum durch eine wohlgeordnete kirchliche Form auf die sittliche und geistige Bildung eines Volkes einwirkt, das seine Geschichte und mit ihr seine Nationalität sich zu erhalten weiß. Insbesondere verdanken sie dies dem Lesen der Bibel, welche dem Volke von seiner Geistlichkeit durch Übersetzungen, die in der theologischen Literatur geschätzt werden, in zahlreichen Abdrücken in die Hände gegeben wird. Dies geschieht nicht nur zu Etschmiazim, dem Hauptsitze ihres obersten Patriarchen, wo sich eine große Bibeldruckerei befindet, sondern auch in den übrigen Sprengeln der armen. Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe zu Sis (Ajas in Karamanien), Konstantinopel, Jerusalem und an andern Orten. Seit Kurzem hat sich auch in der armen. Kirche in Rußland, deren Erzbischof seinen Sitz in einem Kloster zu Astrachan hat, eine Bibelgesellschaft gebildet, welche die Bibel in armen. Sprache verbreitet. Die Armenier sind eins der ältesten Völker der civilisirten Welt, haben sich mitten unter den Revolutionen, durch welche Barbarei, Despotismus und Eroberungskriege Jahrtausende hindurch, seit den Zeiten des alten Assyriens, Griechenlands und Roms bis auf die mongol., türk. und pers. Zeiten herab, das westl. Asien erschüttert haben, als ein gesittetes Volk erhalten und ihre Überlieferungen, welche bis zu den Sagen der alten Hebräer hinaufreichen, sowie ihre Nationalität, im Physischen und Moralischen, treu bewahrt.

Der Name A. kommt von Aram her, dem siebenten Könige der ersten Dynastie dieses Volkes, der um 800 v. Chr. das armen. Reich gründete. Nach ihrem Stammhelden Haiko aber, dem mythischen Begründer ihrer Unabhängigkeit von Assyrien, nennen sie sich Haik, Haji. Mit ihm beginnt die armen. Geschichte um 2100 v. Chr. und endigt mit Leo VII., der vor den Einfällen der Barbaren floh

und in Paris 1393 n. Chr. starb. Übrigens theilte das Land das Schicksal von Kleinasien und Persien. Es stand abwechselnd unter den Assyrern, Medern, Persern und Macedoniern. Nach Alexander's Tode ward es ein Theil des syr. Reichs und nach Antiochus des Großen Tode von Statthaltern in Groß- und Kleinarmenien unabhängig regiert. Um 150 v. Chr. organisirte Valarsaces, der Stifter einer armen. Dynastie, den Staat aufs Neue. Außer mehren andern Einrichtungen fügte er dem Staatsrathe zwei Erinnerer bei, die keine Stimme hatten, aber über Alles prüfende, warnende, tadelnde Bemerkungen machen und selbst dem Könige bei Übereilungen oder Ungerechtigkeiten Vorwürfe machen durften. Eben dieser Valarsaces ließ die noch vorhandenen Nachrichten im Lande und im parthischen Reiche durch Mar-Ibas Catani, den einzigen armen. Schriftsteller aus der Zeit von 149 bis 127 v. Chr., zusammentragen. Römer und Parther kämpften lange um das Recht der Thronbesetzung; bald herrschten parthische Fürsten, bald die von den Römern begünstigten, bis Trajan es zur röm. Provinz machte. Indessen befreite A. sich aufs Neue und hatte wieder eigne Könige; ein Partherkönig, Sapor, trachtete vergeblich, es sich unterwürfig zu machen; A. blieb frei bis 650, wo die Araber es eroberten. Sodann wechselten neue Beherrscher, unter denen ein Dschingis-Khan, ein Tamerlan waren; 1552 endlich eroberte Selim II. das Land von den Persern; seitdem ist dasselbe zum größten Theil unter türk. Botmäßigkeit geblieben. Unter Kleinarmeniens Beherrschern wurde Mithridat zuerst bekannt; diesem aber nahm es wieder Pompejus und gab es dem Dejotarus. Beim Verfalle des röm. Reichs im O. von den Persern erobert, kam es 950 an die Araber, hatte von dieser Zeit an gleiches Schicksal mit Großarmenien und ward 1514 von Selim I. zur türk. Provinz gemacht. Seitdem wanderten Viele nach Persien, Indien, Konstantinopel und Rußland aus. Von den Städten des alten A.'s sieht man noch Ruinen, die einen guten Baustyl verrathen. So die Ruinen der alten Hauptstadt Ani, welche 1319 durch ein Erdbeben zerstört wurde; die der uralten Stadt Armavir, die 1800 Jahre lang die Residenz der Könige war, wo auch noch einige Familien wohnen. Nach Armavir wurde Artaxata (Ardaschad) am Araxes, zur Zeit der Seleuciden erbaut, die Hauptstadt, verfiel aber schon vor dem Ende des 8. Jahrh. In der Türkei ist der Handel fast ganz in den Händen der Armenier, in ganz Asien, außer China, findet man Kaufleute von ihrer Nation; auch in dem östl. Europa hat der Umstand, daß sie Christen sind, ihnen Eingang verschafft. Mit den Russen traten sie schon früh in Handelsverbindung; sie schifften von Archangel mit ihren Waaren um das Nordcap, nach den westl. Ländern Europas, und kehrten durch das mittell. Meer zurück. Jaubert sagt vom häuslichen Leben der christlichen Armenier: Sie sind in ihrem Vaterlande fleißige Landbauer, und die Familien verehren den Greis an ihrer Spitze, die Frau den Mann, der Sohn den Vater, wie in der Periode der Patriarchen. Die Nation liebt die Ansässigkeit, wenn die ewige Fehde der Paschen und der Kurden dies nur erlaubt.

Bei den monophysitischen Händeln trennten sie sich, als Gegner der chalcedonischen Kirchenversammlung, 536 von der griech. Kirche. Die Päpste haben zu verschiedenen Zeiten, wenn sie um Schutz wider die Mohammedaner baten, versucht, sie an sich zu ziehen, ohne jedoch ihre bleibende und allgemeine Vereinigung mit der röm. Kirche bewirken zu können. Nur in Italien, Polen, Galizien, in Persien unter dem Erzbischof von Nachitschewan, einer Stadt am Don, im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, deren Einwohner größtentheils Armenier sind, und in Marseille trifft man unirte Armenier an, welche die geistliche Oberherrschaft des Papstes anerkennen, in ihren Glaubenssätzen mit den Katholiken übereinstimmen, aber ihre eigne Kirchenordnung beibehalten. Ebenso verhält es sich mit den unirten armen. Klöstern auf dem Berge Libanon in Syrien. Bei dem pers. Einbruche im Anfange des 17. Jahrh. sahen sich Viele genöthigt Mohammedaner zu werden, aber beiweitem der

größte Theil sind noch Monophysiten und ihrer alten Verfassung und Religionsübung treu geblieben; auch hat die Pforte sie gegen die Anschläge der Katholiken fortwährend dabei geschützt. Ihr Lehrbegriff unterscheidet sich besonders dadurch vom orthodoxen, daß sie in Christo nur Eine Natur annehmen und den Geist blos vom Vater ausgehen lassen. Bei ihren sieben Sacramenten, die sie Geheimnisse nennen, haben sie das Eigenthümliche, daß sie bei der Taufe dreimal besprengen und dreimal eintauchen, und die Firmelung gleich damit verbinden, beim Abendmahl unvermischten Wein mit gesäuertem Brote gebrauchen, welches sie in den Wein getaucht herumreichen, und die letzte Ölung nur geistlichen Personen gleich nach ihrem Tode zukommen lassen. Sie verehren Heilige und ihre gemalten Bilder, glauben aber kein Fegfeuer. Im Fasten thun sie es den Griechen zuvor, und feiern nicht so viele Feste als diese, aber mit desto größerer Andacht. Ihren Gottesdienst halten sie in der Türkei meist des Nachts, die Messe in altarmen., die Predigt in neuarmen. Sprache. Ihre hierarchische Verfassung weicht wenig von der griech. ab. Der Katholikos, das Haupt der Kirche, hat seinen Sitz zu Etschmiazim, einem Kloster bei Eriwan, Hauptstadt des ehemals pers., jetzt russ. A.'s am Ararat. Diese von Gregor von Nazianz gestiftete Klosterkirche war die einzige, welcher die Mohammedaner Glocken erlaubt hatten. Das heilige Salböl, das der Katholikos verfertigt und an die Geistlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier nach Etschmiazim — denn jeder Armenier muß wenigstens einmal in seinem Leben dahin kommen — verschaffen ihm die Mittel, den Aufwand des Gottesdienstes zu bestreiten und treffliche Bildungsanstalten für Lehrer zu erhalten. Die Patriarchen zu Konstantinopel und Jerusalem, die Erzbischöfe und Bischöfe der Armenier werden von ihm eingesetzt, auch alle drei Jahre in ihren Ämtern bestätigt oder davon abgerufen. Die übrigen Geistlichen sind an Rang und Beschäftigung den Priestern der orthodoxen Kirche ähnlich; die Mönche folgen der Regel des h. Basilius. Eine eigenthümliche Classe von Geistlichen bilden die Wartabieds, eine Art von graduirten Gelehrten, wie etwa Doctoren; sie leben als Mönche den Wissenschaften und haben allein Ansprüche auf die Vicarien der Bischöfe. Die Weltpriester müssen sich Ein Mal verheirathen, dürfen aber keine zweite Frau nehmen. Im Aberglauben und in der Anhänglichkeit an alte Formen gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen sich aber durch bessere Sitten vor ihnen aus. Unter ihnen besteht noch das alte oriental. Familienleben, und sie übertreffen überhaupt alle ihnen verwandte monophysitische Parteien an Bildung. Diese echten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei, wo sie am zahlreichsten sind und ihr Patriarch zu Konstantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte steht, wie der griech., in Persien zu Ispahan, Schiras und Nerinkale, in Rußland zu Petersburg, Moskau, Astrachan und in den kaukas. Gouvernements Gemeinden, und zu London und Amsterdam kleine Niederlassungen. Aus Konstantinopel wurden die katholisch-unirten Armenier, 30,000 an der Zahl, plötzlich 1828 nach Asien exilirt, weil der armen. Patriarch in Konstantinopel nicht für die Treue der Armenier in den von Rußland eroberten Provinzen bürgen konnte. Nach dem Frieden erhielten sie die Erlaubniß zur Rückkehr. Man schätzt die Gesammtzahl der Armenier auf 1,351,000, von denen 200,000 in Konstantinopel und der Umgegend, 100,000 in Persien, 40,000 in Indien, 10,000 in Ungarn und andern Theilen Europas leben. Vgl. Ker Porter's „Travels in Georgia, Persia, Armenia ancient, Babylon etc. in the years 1817—20" (Lond. 1821, 4.), und Jaubert's „Reise durch Armenien und Persien 1805 und 1806" (deutsch, Wien 1822).

Armenische Literatur. Im Anfange des 4. Jahrh. nahmen die Armenier, von Gregor von Nazianz bekehrt, das Christenthum an. Gregor, genannt der Erleuchter, war der erste armen. Schriftsteller; mit seinem Tode, der nach ihrer Rechnung 551 fällt, fängt ihre Zeitrechnung an, und beginnt auch ihre Literatur die zuerst biblische war, aber mit ihrer theologischen, historischen und mathe-

matischen Nationalliteratur in genauer Verbindung steht. Sie verbreitet viel Licht über die alte Geschichte der Völker des Orients, daher sie in neuerer Zeit, namentlich in Paris, fleißige Bearbeiter gefunden hat. Seitdem übersetzten die Armenier aus dem Griechischen (Homer in Hexametern), aus dem Hebräischen, Syrischen und Chaldäischen in die armen. Sprache. Diese soll, nach Cirbied, eine Ursprache sein; nach Andern ist sie ein aus dem Syrischen, Chaldäischen, Hebräischen und Arabischen gemischtes Idiom. Beide Meinungen sind richtig. Das Altarmenische, die gelehrte und gottesdienstliche Sprache, ist, wie auch Vater annimmt, eine ursprüngliche; das Neuarmenische hat sich, im Wechsel der mancherlei dort herrschenden Völker, aus fremdartigen Beimischungen als Volkssprache gebildet und zählt vier Hauptmundarten. Jene, die Schriftsprache, verdankt ihre Ausbildung der Bibelübersetzung, welche Mesrob mit seinen Schülern, unter denen sich auch Moses Chorenensis befand, auf Veranlassung des Patriarchen Isaak des Großen, um 411 begann und die um 511 vollendet wurde. Erst durch Mesrob erhielt das Altarmenische sieben Vocalzeichen, da die Armenier sich vorher nur 27 Mitlauter bedienten. Zu gleicher Zeit errichtete man Schulen. Der vorzüglichste Flor der armen. Literatur, welche seit der Mitte des 4. Jahrh. bis zu Ende des 18. Jahrh. an 200 Schriftsteller zählt und unter ihnen beinahe die Hälfte Historiker und Chronisten, fällt in die Zeit der Trennung der armen. Kirche von der griech. im 5. Jahrh. Er dauerte bis in das 10. Jahrh.; doch blühte sie noch im 13. und erhielt sich bis 1453. Dadurch, daß die Armenier im Laufe des 9. Jahrh. die arab. Metrik annahmen, entfernte sich ihre Literatur von der byzant.-griechischen. Ihre trefflichsten Lieder sind geistliche. Die Bibliothek zu Paris besitzt die historischen armen. Schriftsteller fast vollständig, theils gedruckt, theils in Handschriften. Chahan de Cirbied, ein an der Bibliothek angestellter armen. Gelehrter, benutzte diese Schätze, schrieb die „Recherches curieuses sur l'histoire ancienne de l'Asie" (Par. 1806) und arbeitete mit Saint-Martin, der 1832 starb, an einer allgemeinen Geschichte Armeniens. Als Vorläufer derselben erschien das gegenwärtige Hauptwerk über die armen. Geschichte, Landbeschreibung und Literatur, welches Saint-Martin aus den alten armen. Schriftstellen, Inschriften und andern Quellen zusammengetragen hat: „Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie" (2 Bde., Par. 1818). Dieses Werk enthält den armen. Text der Geschichte der Orpelianischen Herrscherfamilie, von einem Prinzen dieses Geschlechts, dem Erzbischof Stephan Orpelian, und den Text der armen. Geographen, Moses von Chorene, gest. um 487, und Vartan, nebst andern Beiträgen, ins Franz. übersetzt mit Anmerkungen. Unter den neuern armen. Gelehrten sind Zohrab, der im Mai 1829 zu Marseille starb, und der Bibliothekar der in Venedig befindlichen armen. Congregation des h. Lazarus, Aucher, welcher armen. Übersetzungen aus dem 5. Jahrh. von alten Schriftstellern, z. B. dem griech. Juden Philo, bekannt gemacht hat, zu nennen. In dem armen. Kloster auf der Laguneninsel S.-Lazzaro bei Venedig erscheint eine Zeitung in armen. Sprache, welche vorzüglich in der Levante und in Konstantinopel gelesen wird, und seit 1826 eine Sammlung armen. Classiker im Originaltexte. Die Geschichte Armeniens von Michael Tschamtschan ist ins Engl. übersetzt von Avdall (Kalkutta 1827), und die Geschichte Wartan's von Elisäus durch Neumann (Lond. 1830). Auch haben die armen. Lazaristen zu Venedig ein neues Wörterbuch der armen. Sprache herausgegeben.

Armenschulen, Unterrichtsanstalten für Kinder unbemittelter Ältern, sind, da die Erziehung eins der wichtigsten moralischen Mittel ist, das Verarmen zu verhüten (s. Armenwesen), so lange unentbehrliche Gemeindeeinrichtungen, als nicht die Volks- und Elementarschulen aus öffentlichen Mitteln, durch Beiträge aller Gemeindeglieder, erhalten werden und allen Zöglingen unentgeltlichen Unterricht ertheilen können. Sie sind theils eigentliche Armenschulen für die Kinder von Almosenempfängern, gewöhnlich von der Armenversorgungsbehörde beauf-

richtete und aus den Armenfonds erhaltene Unterrichtsanstalten für die nothwendigen Elementarkenntnisse, und dann häufig mit Industrieschulen für den Unterricht in Handarbeiten, die den arbeitenden Kindern bezahlt werden, verbunden; theils aber Freischulen, die aus dem Gemeindevermögen oder durch Stiftungen unterhalten werden und den Unterricht entweder ganz unentgeltlich oder gegen geringes Schulgeld ertheilen. Die Kleinkinderschulen (s. d.) oder Verwahrschulen sind zur Aufnahme der noch nicht für eigentlichen Schulunterricht empfänglichen Kinder der dürftigen arbeitenden Volksclasse bestimmt.

Armenwesen. Die Armuth ist die Mutter der Künste, aber auch ein Verderben der Staaten. Ein Staat, in welchem es viel Arme gibt, zumal solche, welche arbeiten könnten, wenn sie nur wollten, oder wenn sie Arbeit fänden, kann darin den unumstößlichen Beweis sehen, daß seine Einrichtungen und die Elementarverhältnisse des Volkes fehlerhaft sind. Die Armuth ist die größte Versuchung zu allem Schlechten und Nichtswürdigen; sie macht den Menschen käuflich und gleichgültig für Schande und Strafe, und sie setzt auch den Bessern in eine Wahl zwischen Entbehrung und Verbrechen, von welcher Diejenigen, welche den Nothleidenden nicht mit menschlichem Auge in der Nähe beobachteten, keinen Begriff haben. Es ist also dringende Pflicht für die Regierungen, der Armuth entgegenzuarbeiten und zwar zuerst den Ursachen derselben, dann aber auch ihren Wirkungen durch Versorgung. Ob die Armuth eine verschuldete oder unverschuldete ist, kann für die Armenversorgung keinen Unterschied begründen, sondern bei dieser nur darauf gesehen werden, daß die übeln Gewohnheiten, welche freilich oft Ursache, oft aber auch nur erst Folge der Armuth sind, durch die Art der Armenpflege mit bekämpft werden. In dieser Hinsicht bildet die Armenversorgung einen Übergang von der Volkserziehung zur Zwangspolicei und der auf Besserung gerichteten Strafgewalt.

Die Ursachen der Armuth zu bekämpfen, ist zuerst die wichtigste Aufgabe der Nationalökonomie, insoweit nämlich jene Ursachen in einer unrichtigen Anordnung der Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens liegen. Was man hier vornehmlich fodern muß, ist Freiheit des Volkes, Abschaffung aller Leibeigenschaft und Dienstbarkeit mit allen ihren Ausflüssen, wo noch etwas davon besteht, oder subjective Freiheit der Arbeit; sodann Theilbarkeit des Bodens, bis zu Theilen, auf welchen sich eine Familie durch ihre eigne Arbeit ernähren kann, und festes Recht der Landbauer an ihrem Boden; hiernächst möglichste Freiheit (objective) der Arbeit, d. h. Befreiung derselben von solchen Fesseln, wodurch es erschwert wird, Arbeit für eigne Rechnung zu finden und die Arbeit zu Geld zu machen, wohin denn auch die Beschränkung des Verkehrs durch Zölle und Verbote gehört; endlich die Begünstigung der Arbeit für eigne Rechnung und Verminderung der Arbeit für Andere. Zu diesem Punkte gehört Sparsamkeit im Staatshaushalt und vornehmlich Verminderung der unverhältnißmäßig angewachsenen Staatsschulden, durch welche die Völker genöthigt werden, für die Staatsgläubiger zu arbeiten oder die Staatsgläubiger auf mehre Generationen hinaus einen Theil der Arbeit des Volkes an sich kaufen, den Überschuß aber wieder zu neuen Ankäufen dieser Art verwenden, bis ein Staatsbankrott oder eine Revolution das Misverhältniß gewaltsam wieder aufhebt. Wie bei dieser Freiheit der Arbeit auch Ordnung in dem bürgerlichen Verkehr erhalten werde, streift in das Feld der Policei hinüber. Das zweite höhere und wichtigere Mittel, welches die Staaten gegen Verarmung besitzen, ist Volkserziehung. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß nicht Zwang und Schrecken die Ordnung und Gesetzlichkeit im Volksleben erhalten, sondern der freie, auf das Gute gerichtete Wille. Die Strafen sind nur ein schwacher Damm gegen Verbrechen; es wurden niemals mehr begangen, als zahllose Galgen mit Leichnamen die blutige Thätigkeit der Strafgewalt bezeugten, und wenn es viele gäbe, welche mit kalter Überlegung und Vorsicht zu Verbrechen schritten, so würde die Entdeckung und Überführung der Criminaljustiz sehr schwer werden. Nur die Erziehung, das Ehr-

gefühl, richtige Begriffe von Pflicht und Recht und moralische Gesinnung durch Religion gestärkt, erhalten die Menschen auf der rechten Bahn und verhüten durch Arbeitsamkeit und Mäßigkeit die Verarmung. Aber die Erziehung des Volkes kann auch nicht ihre volle Wirkung thun, wenn nicht gute Beispiele von oben sie unterstützen und feste gesetzliche Ordnung (bürgerliche Freiheit) das Gefühl für Ehre und Recht auch in dem Geringsten beleben.

Die Armenversorgung ist in der neuern Zeit ein Gegenstand größerer Sorgfalt der Regierungen und wissenschaftlicher Untersuchungen geworden, da man theils das Überhandnehmen der Armuth in den meisten europ. Ländern mit Schrecken gewahr wurde, theils aber auch die große Unvollkommenheit und Unzweckmäßigkeit der bisherigen Einrichtungen erkannte. Reichliche Almosen und große Armenstiftungen in reich dotirten Armenhäusern und Hospitälern sind die schlechteste Art der Armenversorgung. Sie werden von Müßiggängern und Trunkenbolden in Besitz genommen, vermehren nur die Scharen dreister Bettler, die lieber vor den Thüren liegen als arbeiten, und gewähren den wahren Armen wenig Vortheil. So lange die Kirche den vierten Theil ihrer Einkünfte zu Almosen verwandte, kannte die Zahl der Bettler keine Grenzen, und auch später wurde in einigen Ländern eine zu reichliche Versorgung der Armen eine Anlockung zu Müßiggang und Verschwendung. Es ist daher vor allen Dingen nothwendig, die Armenversorgung im Ganzen so einzurichten, daß sie den Armen nicht in eine bessere Lage versetze als den freien, unvermögenden Arbeiter. Was auch das Mitleid zuweilen dagegen sagen möge, der erwachsene gesunde Arme muß auf das Unentbehrliche der Lebensfristung beschränkt sein. Hingegen die Erziehung der Kinder und die Pflege der Kranken kennt eine solche Beschränkung nicht. Denjenigen, welche Kräfte haben zu arbeiten, muß nöthigenfalls Beschäftigung gegeben und nur ein Zuschuß und in besondern Fällen eine außerordentliche Unterstützung gereicht werden. Für Arbeitscheue und umherziehende Bettler tritt der Zwang des Arbeitshauses ein. So läuft also beim Armenwesen Alles auf die drei Fragen hinaus: Wer soll als Armer versorgt werden? Wie soll die Unterstützung geleistet werden? Wer soll die Kosten dazu hergeben? Die erste ist im Allgemeinen leicht zu beantworten, allein schwieriger ist die richtige Classification der Armen und die gehörige Vertheilung der Individuen in die Classen, welche natürlicherweise auch nach den Localitäten verschieden sein müssen. Die Hauptclassen werden bestimmt werden können durch das Bedürfniß: a) der Erziehung, an welcher am wenigsten gespart werden sollte und für welche durch Armenschulen noch nicht genug gewirkt werden kann. Denn hier ist oft am meisten der üble Einfluß der Ältern zu bekämpfen. In manchen Ländern ist für die Volkserziehung überhaupt und für die Erziehung der Armen insbesondere noch außerordentlich wenig geschehen, z. B. in England und vornehmlich in Irland, wo zwar Armenschulen angelegt worden sind, gegen die aber die Katholiken ein Vorurtheil hatten, weil sie unter den protestantischen Geistlichen standen. In Deutschland haben sich dagegen für die weibliche Erziehung die Frauenvereine höchst wohlthätig bewiesen. Das Bedürfniß der Erziehung hat noch eine speciellere Richtung bei Blinden und Taubstummen (s. d.), deren vervollkommneter Unterricht auch eine Wohlthat der neuesten Zeit ist. b) Die zweite Classe wird bestimmt durch das Bedürfniß der Pflege und Heilung, vorübergehend für heilbare Kranke in Kranken- und Entbindungshäusern, bleibend für Unheilbare, Verkrüppelte, Altersschwache, und besonders die armen Irren in Irrenanstalten u. s. w. Mit einer Art von Verschwendung sind manche Anstalten für verstümmelte Krieger ausgestattet, zu reichlich, als daß sie für alle Verwundete bestimmt sein könnten. c) Die größte Classe der Zahl nach entsteht aus dem Bedürfnisse der Unterstützung und Ernährung, sowol der vorübergehenden als bleibenden, in welcher sich so viel Unterabtheilungen ergeben, als Abstufungen in der größern oder geringern Fähigkeit, noch durch Arbeit etwas zu verdienen, liegen. d) Die Ar

beitsbedürftigen machen in manchen Ländern eine große Classe, vornehmlich da, wo entweder große Fabriken, Bergbau u. dgl. plötzlich in Stillstand gerathen, oder wo der Ackerbau, welcher bisher in kleinen Pachtungen und durch Lohnarbeiter betrieben worden war, eine veränderte Richtung nimmt, Ackerland in Schaftriften verwandelt, wie auf den Gütern des Marquis von Stafford in Nordschottland, oder doch in große fabrikmäßige Gutswirthschaft mit Hülfe der Maschinen umgeschaffen wird, wodurch in den letzten Jahren in England Tausende von Arbeitern brodlos wurden. Dieser Classe gehören auch e) Diejenigen an, welchen es zwar nicht an Arbeit fehlt, welche aber mit der angestrengtesten Arbeit nicht so viel gewinnen, um mit den Ihrigen ihr Leben zu fristen, weil auf der Arbeit zu viel künstliche Lasten für den Staat, für die Capitalisten und für die Grundherren liegen. Erhöhung des Lohns ist hier etwas rein Unmögliches, und in England z. B. nur durch Ersparnisse im Staatshaushalt und durch Verminderung der Abgaben von dem Einbringen des ausländischen Getreides zu helfen, indem nur hierdurch die Pachtzinsen auf ein richtigeres Verhältniß herabgebracht werden können. Für diese Classe der Nothleidenden ist hauptsächlich die Colonisation in Anwendung gebracht worden, im Inlande, wenn noch culturfähige Landstrecken vorhanden sind und der Regierung zur Benutzung freistehen (s. Armencolonien); in entfernten Welttheilen, wie Canada, den nordamerik. Staaten, Neuholland, Südafrika, wenn die innern Mittel erschöpft sind. Aber die Colonisation kann nur Wenige in eine bessere Lage bringen, die Misverhältnisse in der Heimat hebt sie nicht. Der Zustand, wo arbeitsfähige Menschen aus den Beiträgen der andern wenigstens zum Theil ernährt werden müssen, ist aber so unnatürlich, daß er nicht lange bestehen kann, ohne gewaltsame Erschütterungen herbeizuführen. Endlich f) die letzte Classe entsteht aus dem Bedürfnisse der Zucht für Erwachsene, Gewöhnung zur Arbeit und Entwöhnung von lasterhaften Neigungen. Für sie sind Zwangsarbeitshäuser (s. Zuchthäuser), nur mit gehöriger Abgrenzung der eigentlichen Besserungsanstalten und der Strafanstalten wegen begangener Verbrechen. Aber eine eigne, schwer zu behandelnde Abtheilung dieser Classe machen die aus den Strafanstalten sehr selten gebessert Entlassenen. Dafür sind in vielen Ländern wohlthätige Vereine zusammengetreten.

Diese Classification führt beinahe von selbst zu der Beantwortung der zweiten Frage: auf welche Weise die Armen am zweckmäßigsten versorgt werden. Das Einfachste, aber auch im Ganzen das Unzweckmäßigste sind die geringen Gaben an Geld, welche die Armenkassen wöchentlich und monatlich zu geben pflegen, denn diese sind schon darum, weil sie so unzulänglich sind, sehr häufig nur Verführung grade zu den Fehlern, aus welchen die Verarmung entsprang. Wo es also nur irgend möglich ist, muß auf Naturalversorgung gesehen werden; den Armen muß Obdach, nicht grade in besondern Armenhäusern, und eine einfache aber gesunde Nahrung in Speiseanstalten für Arme (s. Rumford) und Brodvertheilung verschafft werden. Die Frage, wem die Armenversorgung obliege, ist in den neuern Gesetzen mit wenigen Ausnahmen den Gemeinden zugewiesen, dadurch aber dem Rechtsbegriffe der Heimat eine neue Wichtigkeit gegeben worden. Daß der Staat selbst zuletzt die Bedürftigen unterstützen müsse, ist wol nicht zu bezweifeln, aber auch die Gemeinden waren schon in der ältern Zeit dazu verpflichtet. Es hat auch seinen großen Nutzen, ihnen die Sorge dafür zu überlassen, weil sie über manche hier einschlagende Verhältnisse die beste Aufsicht halten können. Freilich müssen sie selbst, zumal auf dem Lande, dabei unter höherer Aufsicht stehen und Armenordnungen ihnen bestimmte Regeln vorschreiben, wenn nicht die Versuchung zu groß werden soll, die Armen gar zu streng zu behandeln. Wie weit aber wegen möglicher Verarmung die Befugniß der Gemeinden gehen soll, Fremden Aufnahme in die Gemeinde und den Gemeindemitgliedern die Verheirathung zu versagen, ist noch eine andere sehr wichtige Frage, wobei leicht der Policei eine größere Gewalt

über die Freiheit der Bürger eingeräumt wird als ihr gebührt. Auch ist es wol nicht gut gethan, die Gemeinden ausschließlich für die Versorgung ihrer Armen haften zu lassen, indem dadurch kleinere Gemeinden zuweilen außerordentlich belastet werden können. Vielmehr sollte Alles, was die einfache Versorgung überschreitet, z. B. die Unterbringung in Irrenanstalten, auf die Staatskassen verwiesen werden. Wenn aber die Armenversorgung einmal Pflicht der Gemeinden ist, so sind auch Armensteuern (Armentaxen) nicht zu vermeiden, weil die freien Gaben der Wohlthätigkeit eine zu ungleiche und unzuverlässige Quelle gewähren. Die Literatur des Armenwesens ist in der neuern Zeit sehr reichhaltig geworden, und besonders sind sehr unterrichtende Darstellungen von den Gebrechen und Vorzügen der Armenanstalten einzelner Orte mitgetheilt worden. Die reichhaltigsten Nachrichten mit Inbegriff der literarischen liefert Julius in den „Jahrbüchern der Straf- und Besserungsanstalten, Erziehungshäuser, Armenfürsorge" (Berl. 1824 fg.).

Armfelt (Gust. Mor., Baron), ein Schwede, dessen öffentliches Leben durch seltsamen Wechsel des Glücks ausgezeichnet, in seinen geheimern Beziehungen aber der Geschichte des schwed. Hofes angehört und daher nicht völlig aufgeklärt ist. A. war der älteste Sohn des Generalmajors und Landeshauptmanns Baron A., geb. 1. Apr. 1757, erzogen in der Kriegsschule zu Karlskrona und dann als Fähnrich bei der Garde in Stockholm angestellt. Durch seine schöne Gestalt und Feinheit im Umgange, sowie durch die Thätigkeit, mit der er für den König der aristokratischen Partei entgegenarbeitete, gewann er die Gunst Gustav III. Schnell befördert und mit Auszeichnungen überhäuft, bewies er 1788—90 im Kriege gegen Rußland ausgezeichneten Muth, wodurch er immer höher in der Gunst des Königs stieg. Als Generallieutenant schloß er den Frieden zu Werelä am 14. Aug. 1790 ab, wurde von der russ. Kaiserin mit mehren Orden geziert und erhielt selbst noch am Sterbebette seines Monarchen, wo er zum Oberstatthalter von Stockholm ernannt wurde, die schmeichelhaftesten Beweise königlicher Gnade. Durch Heirath verband er sich mit dem alten Geschlechte der Grafen de la Gardie. Ein Codicill des sterbenden Königs, Gustav III., der aber nur noch die Kraft hatte den ersten Buchstaben seines Namens zu unterzeichnen, ernannte ihn zum Mitgliede des Regentschaftsraths während der Minderjährigkeit Gustav IV.; allein in Ermangelung vollständiger Unterschrift erkannte der Herzog von Südermanland, welchem vermöge einer frühern testamentarischen Verfügung die Vormundschaft über den jungen König anvertraut war, diese Urkunde nicht an und warf sie ins Feuer. Hierin ist der Haß zu suchen, mit welchem A. nach Gustav III. Tode verfolgt wurde. Man enthob ihn am 7. Sept. 1792 der Oberstatthalterwürde und schickte ihn als Gesandten nach Neapel. Nicht unwahrscheinlich wurde zugleich vermuthet, daß eine unerwiederte Neigung des Herzogs von Südermanland zu einem Hoffräulein, von Rudenskôld, von welcher A. begünstigt war, jenen Haß bis zu unwürdiger Erbitterung gesteigert habe. Gewiß ist, daß A. und die Rudenskôld durch schmachvolle Gerüchte dem öffentlichen Urtheil preisgegeben, daß sie auf die entehrendste Weise ins Arbeitshaus verwiesen wurde, er aber in Italien gedungenen Dolchen und einer förmlichen Requisition der schwed. Regierung nur durch die Flucht entging, jedoch als Landesverräther in contumaciam gebrandmarkt und aller seiner Güter, Würden, ja selbst des Adels, verlustig erklärt wurde. Er begab sich anfangs nach Petersburg, da aber seine Absichten nicht mit den Plänen des russ. Cabinets übereinstimmten, so wurde er nach Kaluga gewissermaßen ins Exil geschickt, von wo es ihm jedoch gelang zu entkommen. Nachdem sich A. bis 1799 in Deutschland aufgehalten hatte, setzte ihn Gustav IV. wieder in den vorigen Stand ein. Es wurde ihm der Gesandtschaftsposten am östr. Hofe übertragen und 1807 die Würde eines Generals der Infanterie ertheilt. Als solcher befehligte er die schwed. Truppen in Pommern und 1808 die Westarmee gegen Norwegen. Im Herbst desselben Jahres wurde er zum Präsidium des

Kriegscollegiums nach Stockholm berufen und zu einem der Herren des Reichs erhoben. Doch schon 1810 bat er um seine Entlassung und lebte hierauf als Privatmann in Stockholm. Eine Verbindung mit der Gräfin Piper verwickelte ihn aufs Neue in policeiliche Verfolgung und veranlaßte ihn, Schutz bei dem russ. Gesandten zu suchen und in russ. Dienste überzutreten. Hier fand er günstige Aufnahme, wurde in den Grafenstand, zum Kanzler der Universität Åbo, zum Präsidenten der finnischen Angelegenheiten und zum Mitgliede des russ. Senats erhoben. Allgemein von den Finnländern hochgeachtet, starb er zu Zarskoje-Selo am 19. Aug. 1814. Vgl. A.'s Selbstbiographie in „Handlingar rörande Sveriges historia" (2 Bde., Stockh. 1830), übersetzt in den „Zeitgenossen", dritte Reihe, IV. Heft 6 und 7 (Lpz. 1833).

Arminianer, s. Remonstranten.

Arminius, s. Hermann.

Armorica, war vor der Eroberung Galliens durch die Römer der celtisch-gallische Name des westl. Frankreichs (s. Aquitanien); nach der Eroberung Galliens hieß A. das Küstenland von der Seine bis zur Garonne; im 3. und 4. Jahrh. wahrscheinlich blos die Bretagne. Der Bund der Armoriker zur Vertheidigung der entferntern Provinzen des schwachen röm. Reichs ward 420 geschlossen und löste sich auf, als Clodwig König der Franken ward.

Arnaud (François Thomas Baculard d'), ein fruchtbarer franz. Schriftsteller, geb. zu Paris am 15. Sept. 1718, wo er bei den Jesuiten studirte. Schon in seiner Jugend schrieb er drei Trauerspiele, von denen das eine, „Coligny ou la St.-Barthélemi", 1740 gedruckt erschien. Voltaire gewann ihn lieb und unterstützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II. eröffnete einen Briefwechsel mit ihm, berief ihn später zu sich nach Berlin, nahm ihn wohlwollend auf, nannte ihn seinen Ovid und richtete ein Gedicht an ihn, worin er auf das allmälige Sinken des „französischen Apollo" mit Worten deutete, welche Voltaire so empfindlich machten, daß er sich durch Spötteleien über A.'s Person und Verse rächte. Nach einem Jahre verließ A. Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte von da in sein Vaterland zurück. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert und führte nachher ein kümmerliches Leben, da bei seiner geringen Sparsamkeit weder die Unterstützung der Regierung noch seine Feder ihn vor Mangel zu schützen vermochten. Er starb zu Paris am 8. Nov. 1805. Seine vorzüglichsten Werke sind: „Les épreuves du sentiment", „Les délassemens de l'homme sensible", „Les loisirs utiles". Seine Theaterarbeiten haben keinen Werth, und nur der „Comte de Comminges" kam 1790 mit einem augenblicklichen Beifall aufs Theater. Ein Theil seiner zahlreichen Gedichte erschien in drei Bänden 1751.

Arnauld. Von dieser alten auvergnischen Familie, die im Staats- und Kriegsdienste sich vielfach auszeichnete, erwähnen wir: 1) Antoine A., geb. 1560, als Advocat zu Paris, ein eifriger Verfechter der Sache Heinrich IV., durch mehre politische Flugschriften und durch seine kraftvolle und gründliche Vertheidigung der Universität Paris gegen die Jesuiten 1594 berühmt. Er zog sich dadurch den Haß der Jesuiten zu, blieb aber bis an seinen Tod am 29. Dec. 1619 im Besitze der Ehre, der größte Sachwalter seiner Zeit zu sein. Seine 20 Kinder bildeten den Stamm der Anhänger des Jansenismus (s. Jansen) in Frankreich, die Töchter und Enkelinnen als Nonnen in Portroyal, die Söhne als Glieder der gelehrten Gesellschaft, die sich an dieses Kloster anschloß und unter dem Namen der Herren von Portroyal bekannt ist. Ein Sohn seiner ältesten Tochter, Louis Isaak Lemaitre de Sacy, hielt sich ebenfalls zu dieser Gesellschaft und machte sich als Übersetzer der Bibel, die zuerst zu Mons 1667 und dann zu Paris 1696 erschien, unter den Jansenisten berühmt. — 2) Robert A., Herr von Andilly, ältester Sohn des Antoine, geb. 1589, gest. zu Portroyal 1674, machte sich durch religiöse Gedichte, Erbauungsbücher und die Übersetzungen von des Josephus jüdischer Ge-

schichte und von Juan Davila's Werken als einer der correctesten franz. Stylisten bekannt. Ausgezeichneter, als er, war sein Bruder 3) Antoine A., der jüngste Sohn des Advocaten Antoine A., geb. 6. Febr. 1612. Unter Führung des Abts von St.-Cyran, Jean Duvergier de Havranne, ersten Oberhaupts der Jansenisten, widmete er sich der Theologie und wurde 1643 unter die Doctoren der Sorbonne aufgenommen. In demselben Jahre griff er die Jesuiten in zwei Werken: „De la fréquente communion" und „La théologie morale des Jésuites", an, von denen das erstere viele Streitschriften veranlaßte, weil es die Jansenistischen Grundsätze auf den Abendmahlgenuß anwendete. Sein Werk: „De l'autorité de St.-Pierre et de St.-Paul résident dans le Pape leur successeur" (1645), vertheidigte die Meinung, daß beide Apostel gleichen Ranges und als Stifter der röm. Kirche anzusehen wären. Nachdem der Jansenismus seit 1650 das Zeichen einer bedeutenden Partei im Staate geworden war, trat A. in allen Händeln derselben mit den Jesuiten, dem Klerus und der Regierung, als Wortführer der franz. Jansenisten auf. Hofränke bewirkten 1656 seine Ausstoßung aus der Sorbonne und Verfolgungen, die ihn nöthigten sich zu verbergen. In dieser Einsamkeit schrieb er eine Logik nach Cartesianischen Grundsätzen: „L'art de penser" (Par. 1664, 12.) und eine „Grammaire raisonnée" (Paris 1756, 12.), die lange geschätzte Schulbücher waren. Nach Abschluß des sogenannten Friedens zwischen dem Papste Clemens IX. und den Jansenisten, konnte er sich 1668 wieder öffentlich zeigen und die Huldigungen genießen, die selbst der Hof seinen Verdiensten und Talenten nicht versagte. Er griff nun die Reformirten in mehren Streitschriften an und arbeitete mit seinem Freunde Nicole das große Werk: „La perpétuité de la foi de l'église catholique touchant l'eucharistie", gegen dieselben aus. Zu Rom wurde ihm dafür der Cardinalshut zugedacht, doch, weil er ihn verschmähte und der Hof ihm wieder ungünstig ward, nicht verliehen. Vor neuen Verfolgungen der Jesuiten flüchtete er sich 1679 nach den Niederlanden, beschäftigte sich mit Streitschriften gegen Reformirte und Jesuiten, und starb in Dürftigkeit in einem Dorfe bei Lüttich am 8. Aug. 1694. Er war ein kräftiger, bis zur äußersten Strenge consequenter Geist, voll gründlicher Kenntnisse und großer Gedanken, in seinen Schriften kühn und heftig bis zur Bitterkeit, in Gefahren unerschrocken und in seinem Wandel tadellos. Sein Genie hätte noch weit mehr für Kirche und Wissenschaft leisten können, wenn er nicht durch seine Stellung und seinen Charakter in eine Menge von Streitigkeiten verwickelt worden wäre, die seine rastlose literarische Thätigkeit großentheils für die Nachwelt unfruchtbar machten. Seine „Oeuvres" erschienen in 30 Bänden (Lausanne 1770, 4.).

Arnault (Antoine Vincent), geb. zu Paris am 22. Jan. 1766, gründete seinen Ruf seit 1791 durch die Dramen „Marius à Minturne" und „Lucrèce". Nach den Mordscenen des 2. Sept. 1792 begab er sich nach England und von da nach Brüssel. Bei seiner Rückkehr wurde er als Emigrant verhaftet, allein man wollte das Gesetz auf den geschätzten Verfasser des „Marius" nicht anwenden. Nachdem er die Trauerspiele „Cincinnatus" und „Oscar" geschrieben, ging er 1797 nach Italien, wo ihm Bonaparte die Organisation der Regierung der ionischen Inseln übertrug. Eine Krankheit hinderte ihn, 1798 mit Bonaparte nach Ägypten zu gehen, und er kam nach Paris zurück, wo 1799 sein Trauerspiel: „Les Vénitiens", aufgeführt wurde. In demselben Jahre ward er Mitglied des Nationalinstituts, 1805 Vicepräsident desselben, 1808 beisitzender Rath und Generalsecretair des Universitätsrathes und nahm als solcher Theil an den Vorarbeiten zum „Dictionnaire de l'Académie". Er verlor 1815 seine Stellen, die ihm jedoch in den hundert Tagen Napoleon wiedergab. Die Ordonnanz des Königs vom 24. Jul. verwies ihn 20 Stunden weit von Paris, und in Folge der Ordonnanz vom 17. Jan. 1816 sah er sich genöthigt zu fliehen. Sein Trauerspiel „Germanicus" wurde 1817 im Théâtre français aufgeführt, verursachte aber, weil die einander entgegengesetzten

politischen Parteien im Stücke selbst Veranlassung fanden, ihre Gesinnungen laut zu äußern, große Unruhen im Schauspielhause. Die Absicht, dadurch die Zurückberufung des Verfassers aus seiner Verbannung zu bewirken, schlug fehl, und das Stück ward nicht weiter gegeben. Im Nov. 1819 erhielt er die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren. Seitdem schrieb er: „Les Guelfes et les Gibelins", „Lycurgue" und „Guillaume I." (1826), in welchem die Charakteristik Philipp II. sich auszeichnet. Er war einer von den Redactoren des „Miroir des spectacles, des lettres, des moeurs et des arts", als solcher mußte er sich, weil man einige Artikel in die Politik hinüberzog, 1821 vor dem Zuchttribunal in Paris vertheidigen; er und die Übrigen aber wurden sämmtlich freigesprochen. Mit Jouy, Jay und Norvins hat er, nach einem guten Plane, die „Biographie nouvelle des contemporains" unternommen. Auch schrieb er eine „Vie politique et militaire de Napoléon. Napoleon bedachte ihn dafür in seinem Testamente mit einem Legate von 100,000 Fr. A. gehört jetzt zu der Partei der sogenannten Classiker; nachdem er 1829 kurz vorher eine Petition wegen des Umsichgreifens der Romantiker unterzeichnet hatte, fiel sein Trauerspiel „Pertinax" auf dem Théâtre français durch. Seine „Oeuvres complètes" erschienen in 8 Bänden (Par. 1829). — Von seinen Söhnen hat sich der älteste, Lucien Emile, ehemaliger Präfect des Ardeche-Departements, ebenfalls als Trauerspieldichter bekannt gemacht, besonders durch seinen „Regulus" (1819), weniger durch sein historisches Drama „Cathérine de Médicis aux états de Blois" (1829).

Arnaut ist der türk. Name der Provinz Albanien (s. d.). Die Bewohner derselben, die Arnauten oder Albaneser, in der Landessprache, die sich aber nie zur Schriftsprache erhoben hat, Skipetaren genannt, sind ein Volk gemischter Abkunft, das in mehre Stämme zerfällt, unter denen die Sulioten und Montenegriner (s. d.) die gekanntesten sind. Von Natur stark und kriegerisch, waren die Arnauten immer die besten Soldaten im türk. Heere. Offen gegen Freunde und Vorgesetzte, erlauben sie sich, wie alle rohe Völker, gegen ihre Feinde jede Art von List und Treulosigkeit. Gegen Künste und Gewerbe haben sie einen Abscheu, und Beschäftigung mit den Waffen scheint ihnen ehrenvoller als der Ackerbau. Ihr unruhiger Geist haßt die Einförmigkeit des Friedens, deshalb waren sie leicht zum Kampfe für Freiheit zu erregen. Die höhere Kriegskunst kennen sie nicht, sie bilden nie eine Schlachtlinie und verstehen sich nicht auf die Vortheile fester Stellungen. Daher vermögen sie auch weniger gegen europ. Heere, als ihr persönlicher Muth erwarten ließe. Großen Werth legen sie auf die Schönheit und Trefflichkeit ihrer Waffen. Ihre Nationaltracht ist zweckmäßig, glänzend und reich.

Arnd (Joh.), geb. 27. Dec. 1555 zu Ballenstedt, im Fürstenthum Anhalt, studirte auf mehren Universitäten und erhielt 1583 das Pfarramt zu Badeborn. Von hier des Calvinismus wegen vertrieben, wandte er sich nach Quedlinburg, wo er 1590 Pastor wurde. Seit 1599 war er Prediger in Braunschweig, dann zu Eisleben von 1608—14, endlich Superintendent zu Celle, wo er am 11. Mai 1621 starb. Wenige Stunden vor seinem Tode hatte er über die Worte aus Psalm 126: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten", gepredigt, und sagte, als er nach Hause kam, daß er eben eine Leichenrede gehalten habe. Seine Vermögensumstände waren sehr mittelmäßig, und dennoch bewies er eine so freigebige Milde, daß er in den Ruf kam, den Stein der Weisen zu besitzen. Seine ascetischen Schriften sind voll Wärme und Salbung. Unter ihnen ist am bekanntesten das „Wahre Christenthum", welches fast in alle gebildete Sprachen übersetzt wurde. Doch grade dieses vortreffliche Erbauungsbuch, dessen lauterer Mysticismus der Andacht eine in jenem Zeitalter des steifsten Dogmatismus und des ärgerlichsten Federkrieges ebenso nöthige als erquickende Nahrung darbot, fanden lutherische Eiferer, wie Corvinus und Osiander, verfänglich, und verketzerten den from-

men A. als einen gefährlichen Mystiker und Irrlehrer. Ihre Beschuldigungen hat seine, durch gewissenhafte Amtstreue, ungeheuchelte Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, standhafte Geduld und Selbstbeherrschung in seinen Leiden, erprobte Tugend, und der nicht zu berechnende Segen, den dieses Buch seit zwei Jahrhunderten verbreitete, am besten widerlegt. Noch jetzt wird es unter dem Volke häufiger gefunden und fleißiger gebraucht als alle neuere Bücher dieser Art. Er hat Arnold und Spener trefflich vorgearbeitet und großen Antheil an der Wiedergeburt der evangelischen Kirche, die an die Stelle des todten Buchstabens ein lebendiges Christenthum setzte.

Arndt (Ernst Moritz), ein deutscher Schriftsteller, der zur Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft durch seine freimüthigen, patriotischen Schriften kräftig mitwirkte und später als Demagog häufig genannt wurde, geb. 1769 in Pommern, ward 1806 Professor der Philosophie zu Greifswald und 1818 als Professor der Geschichte an der in Bonn neu errichteten Universität angestellt. Hier sah er sich 1819 nebst dem Professor Welcker und Andern in die Untersuchung demagogischer Umtriebe (s. d.) verwickelt, und es konnten die von ihm wegen angeblicher Übergehung der competenten Behörden und aller gesetzlichen Formen eingelegte Protestation, sowie die Verwendungen des akademischen Senats der dortigen Justizbehörden und des Justizministeriums für die Rheinlande, in der außerordentlichen Form der Untersuchung keine Abänderung bewirken. Es ward am 10. Nov. 1820 eine Specialuntersuchung wider ihn angeordnet, womit zugleich die Enthebung von seinem Lehramte verbunden war. Die Untersuchung nahm am 5. Febr. 1821 in Bonn ihren Anfang. A. wiederholte zwar seine Protestation in Ansehung der gerichtlichen Competenz, zeigte sich jedoch zum Antworten bereit. In der kleinen Schrift A.'s: „Abgenöthigtes Wort aus meiner Sache" (Altenb. 1821), die, außer andern Actenstücken, auch die von ihm am 16. Febr. 1821 eingereichte Protestation enthält, erklärt der Angeklagte, daß er „kein geheimer Bündler, kein lockender Jugendverführer, kein revolutionnairer Jakobiner sei, sondern ein freigesinnter monarchischer und königischer Mann, der das auf Verfassungen und Gesetzen ruhende Königthum und Fürstenthum für die sittlichste und glücklichste gesellschaftliche Ordnung halte". Später erhielt A. die Erlaubniß wieder, Vorlesungen zu halten. Als aufmerksamen und aufgeklärten Beobachter machte sich A. durch seine 1797—99 unternommenen Reisen bekannt. Es erschienen: „Reise durch Schweden" (4 Bde., Berl. 1797); „Bruchstücke einer Reise durch einen Theil Italiens" (2 Bde., Lpz. 1799); „Reise durch einen Theil Frankreichs" (3 Bde., Lpz. 1799); „Reisen durch Deutschland, Italien, Ungarn und Frankreich" (4 Bde., Lpz. 1804). Seine „Fragmente über Menschenbildung" (3 Bde., Altenb. 1805 und 1819) verdienen unter der unübersehbaren Masse deutscher Erziehungsschriften auch noch jetzt Beachtung. Früher ein gemäßigter Lobredner Napoleon's, ward er sein entschiedenster Gegner, als er dessen Unterjochungssystem durchschaut hatte. Dies bewies sein „Geist der Zeit" (Bd. 1, Altenb. 1807, 3. Aufl. 1815; Bd. 2—4, Berl. 1813 und 1818), welcher allgemeines Aufsehen erregte. Man findet darin anziehende historische und politische Skizzen und sehr überraschende Ansichten von dem Ausgange der Kriege Napoleons. Mit kühner Freimüthigkeit sagte dieses Buch, von welchem die 15. Aufl. (Halle 1830) durch Franke besorgt ward und die neueste Ausgabe Frankf. a. M. 1832 erschien, daß dieser Weltbestürmer nicht anders als mit seinen eignen Waffen besiegt werden könne. Napoleon nöthigte ihn, nach Schweden zu flüchten, von wo A. erst in dem Augenblicke der Befreiung seines Vaterlandes zurückkehrte. Sein Bestreben war, die Erbitterung gegen die franz. Unterjocher immer höher zu steigern, den Eifer für Unabhängigkeit und Vaterland zu entflammen und die Jugend Deutschlands unter die Waffen zu bringen. Eine Menge von Schriften, z. B. die „Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte" (Bd. 1, Lpz. 1814), voll Feuer und Geist, flossen

damals aus seiner rastlosen Feder, und sie blieben nicht ohne Erfolg. Auch nach Napoleons Sturz blieb er mit seinen Rathschlägen, wie Deutschlands Wohl dauerhaft begründet werden könne, nicht zurück, und manches von ihm hier ausgestreute Samenkorn wird vielleicht noch in der Zukunft nützliche Früchte tragen. Seine „Nebenstunden" (Lpz. 1826) enthalten eine Beschreibung und Geschichte der shetländ. Inseln und der Orkaden. Die Schrift: „Christliches und Türkisches" (Stuttg. 1828), gibt ältere Aufsätze und betrifft die Politik unserer Zeit; interessant ist: „Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande" (Lpz. 1831).

Arne (Thomas Augustin), geb. zu London 1710, gest. daselbst 1778, einer der größten Tonsetzer unter den Engländern. Er war der Sohn eines Tapezierers und erhielt seine erste Bildung in Eton. Für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, folgte er, gegen den Willen seines Vaters, der größern Neigung zur Tonkunst. Durch Corelli's Concerte und Händel's Ouverturen bildete er sein Violinspiel, und sein Eifer für Musik brachte bald auch seine Schwester dahin, sich zur Sängerin zu bilden. Für sie schrieb er auch eine Partie in seiner ersten Oper „Rosamond" (nach Addison's Text), welche zuerst 1733 zu Lincolns Innfields gegeben wurde und großen Beifall erhielt. Darauf folgte Fielding's komische Operette „Tom Thumb, or the opera of operas". Noch eigenthümlicher und ausgebildeter erschien sein Styl in der Musik des „Comus" (1738). Das Publicum ward durch die lebendigen, muntern und natürlichen Melodien, durch die Wahrheit und Einfachheit des Ausdrucks sehr angesprochen. Um 1740 heirathete er eine treffliche, in ital. Schule gebildete Sängerin, Cäcilie Young. Beide gingen 1742 nach Irland, wo sie ehrenvoll aufgenommen wurden. Nach zwei Jahren ward er als Componist, sie als Sängerin bei dem Drurylanetheater in London angestellt. Für die Concerte im Vauxhall setzte er seit 1745 mehre Gesangstücke in Musik. Nachdem er noch zwei Oratorien und einige Opern, z. B. „Eliza", componirt und den Titel eines Doctors der Tonkunst in Oxford erhalten hatte, versuchte er sich auch mit einer Composition im ital. Styl, nämlich Metastasio's „Artaserse"; auch diese gefiel. Doch war sein Talent mehr für das Einfache, Liebliche, Sanfte und Idyllische, als für das Große und Erhabene. Außerdem componirte er auch mehre Gesänge in Shakspeare's Dramen und andere Instrumentalstücke. Seine Schwester war die berühmte Sängerin Cibber (s. d.).

Arnheim, bei den Römern Arenacum, Hauptstadt der niederl. Provinz Geldern mit 18,000 Einw., Sitz eines Gouverneurs, der Abgeordneten der Provinzialstaaten und eines Handelsgerichts. A. liegt am Rhein, über welchen eine Schiffbrücke führt, hat bedeutenden Handel nach Deutschland, ein Gymnasium, eine Kunstschule und mehre andere wissenschaftliche Bildungsanstalten. Die Umgebungen der Stadt sind äußerst anmuthig. Unter den Gebäuden zeichnet sich der Hof, ehemals Wohnung des Herzogs von Geldern, und die Eusebiuskirche aus wo viele Denkmale der geldernschen Herzöge sich finden. In einem Umkreise von zehn Stunden gibt es 32 Papiermühlen. Im J. 1813 ward A. durch die Preußen unter dem General Bülow mit Sturm genommen und dadurch der Occupation Hollands der Weg gebahnt.

Arnim (Ludw. Achim von), ein phantasiereicher und origineller deutscher Erzähler, geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin. A. widmete sich früher den Naturwissenschaften, in deren Gebiete er eigenthümliche Forschungen angestellt hat. Seine „Theorie der elektrischen Erscheinungen" (Halle 1799), worin er das Übersinnliche in allen Erscheinungen darzuthun, sowie das Secundaire, worin Alles als Materie erscheint, und alle scheinbare Zurückstoßung als Zeichen größerer Anziehung auszulegen sucht, und seine Beobachtungen und Erfahrungen fanden gebührende Anerkennung. Es erschienen hierauf „Hallin's Liebeleben" (Gött. 1804), dem eine Parallelbiographie, „Rousseau's Leben", angehängt ist, um ein blos menschliches Leben mit einem wissenschaftlichen zu vergleichen, und „Ariel's Offen-

barungen", ein Roman. Schon diese Jugendarbeiten ließen es erkennen, daß er, obwol im Allgemeinen den Grundsätzen der neuern poetischen Schule zugethan, dennoch mit voller Freiheit seinen eignen Weg einzuschlagen im Begriff stand. Seine Reisen durch Deutschland gaben ihm Gelegenheit, die Eigenthümlichkeit des deutschen Volkslebens nach seinen landschaftlichen Verschiedenheiten aufzufassen. Mit tiefer Einsicht würdigte er dasselbe in allen seinen Erscheinungen, vorzüglich aber wendete sich seine liebevollste Sorgfalt dem lange verkannten Volksliede zu. Gemeinschaftlich mit seinem nachherigen Schwager, Clemens Brentano, mit welchem er damals in Heidelberg lebte, erwarb er sich das Verdienst, unter den Deutschen zuerst eine wärmere Theilnahme für ihre alte Volksliederpoesie angeregt zu haben. Dies geschah durch die Sammlung: „Des Knaben Wunderhorn" (3 Bde., Heidelb. 1806, 2. Aufl. 1819). Darauf erschien sein „Wintergarten, eine Sammlung von Novellen" (Berl. 1809), und „Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte" (Heidelb. 1809, 4.). Sein Roman: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben" (2 Thle., Berl. 1810), gehört zu den interessantesten Dichtungen dieser Art. Eine kecke Wendung nahm sein Humor in: „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer" (Heidelb. 1811), und in der auch manches Treffliche enthaltenden „Schaubühne" (Berl. 1813). Zu den bessern Märchen und Novellen, die wir besitzen, gehört die Erzählung: „Isabelle von Ägypten, Kaiser Karl V. erste Jugendliebe" (Heidelb. 1811); die Anekdote: „Melnick, die Hausprophetin aus Arabien"; das Sittengemälde: „Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber" und die Novelle: „Angelica die Genueserin und Cosmus der Seilspringer" (Heidelb. 1811). Die Unglücksjahre 1806 bis 1813 trafen auch ihn, den Hausvater und Grundbesitzer, mit schwerem Drucke, und lange nahmen Vaterland und Familie seine Sorge fast allein in Anspruch. Erst als die deutsche Volksthümlichkeit, der er mit voller Seele anhing, gerettet und für lange Zeit hinaus gesichert schien, trat er mit neuen, in der Stille gepflegten Gaben hervor. Sein Roman: „Die Kronenwächter" (Berl. 1817), auch unter dem Titel: „Berthold's erstes und zweites Leben, ein Roman", ist reich an originellen und lebendigen Schilderungen und zeugt von tiefem Blick in die Zeit Kaiser Maximilian's, der der geschichtliche Stoff angehört. In den letzten Jahren lebte er abwechselnd in Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, im Ländchen Bärwalde, wo am 21. Jan. 1831 ein Nervenschlag sein Leben plötzlich endete. Alle Schriften dieses Dichters beurkunden einen ungemeinen Reichthum von Phantasie, Gefühl und Humor, mannichfache Kenntniß, tiefe Beobachtungsgabe, lebendige Charakteristik; aber die große Nachlässigkeit, mit welcher er, besonders in seinen frühern Schriften, sonderbaren Einfällen sich oft gleichsam unwillkürlich hingibt, der bedeutende Antheil des Bizarren an seinen Compositionen und die Formlosigkeit der innern und äußern Darstellung schaden der genialen Erfindung.

Arnobius, der Ältere, um 300 n. Chr. Lehrer der Beredtsamkeit zu Sicca in Numidien, deshalb auch oft der **Afrikaner** genannt, wurde 303 Christ und lebte noch um 325. Noch als Katechumen schrieb er sieben Bücher „Adversus gentiles", worin er die Vorwürfe der Heiden gegen das Christenthum mit Geist und Belesenheit widerlegte. Zwar verräth das Werk mangelhafte Kenntniß des Christenthums, ist aber um so reicher an Materialien zur Kunde der griech. und röm. Mythologie, weshalb es, wie die Werke seines Schülers Lactantius, besonders für Philologen von Werth ist. Die neueste und beste Ausgabe besorgte Orelli (2 Bde., Lpz. 1816).

Arnobius, der Jüngere, war Bischof in Gallien in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. Von ihm sind nur wenige, minder bedeutende Schriften, besonders ein Commentar über die Psalmen, vorhanden, welche die Grundsätze der Semipelagianer verrathen. Sie wurden herausgegeben Köln 1595.

Arnold von Brescia, einer der ausgezeichnetsten Männer des 12. Jahrh., studirte zu Paris unter Abälard und kehrte um 1136 voll neuer Ideen über Religion und Kirche in seine Vaterstadt zurück. Sein hoher, kühner Geist, seine Kenntniß des christlichen Alterthums und seine hinreißende Beredtsamkeit als Geistlicher und öffentlicher Lehrer verschafften seinen Strafreden gegen das Unwesen der Priesterherrschaft Bewunderung und Glauben. So regte er das Volk gegen die Geistlichkeit auf und fand auch in Frankreich, wohin er 1139 flüchten mußte, zahlreiche Anhänger, die sich Arnoldisten nannten; denn die gerechte Unzufriedenheit mit den damaligen Sitten und Anmaßungen der Geistlichen hatte ihm allenthalben Bahn gemacht. Das schnell auflodernde Feuer der Empörung konnte der Bann, den Innocenz II. über ihn und seine Anhänger aussprach, nicht löschen. A. predigte seine Lehre ungestört zu Zürich in der Schweiz bis 1144, wo er zu Rom als Volksführer auftrat und durch die Kraft seiner Rede gewaltthätige Ausbrüche der Volkswuth gegen die geistlichen Gewaltherrscher veranlaßte. Die tobende Menge, die er selbst nicht mehr bändigen konnte, verehrte ihn als ihren Vater, und selbst der Senat beschützte ihn, bis Hadrian IV. 1155 die Stadt mit dem Interdict belegte. Diese noch nie erhörte Schmach beugte die Römer, sie baten um Gnade, und A. mußte fliehen. In Campanien ward er aufgegriffen, als Ketzer und Rebell 1155 zu Rom verbrannt, seine Asche in die Tiber gestreut und sein Anhang unterdrückt. Aber der Geist seiner Lehre erbte sich auf die Sekten fort, die in diesem und dem folgenden Jahrhundert entstanden. Vgl. Francke, „A. von Brescia und seine Zeit" (Zürich 1825).

Arnold (Joh.), ein Müller in der Neumark, der wegen eines merkwürdigen Processes unter der Regierung Friedrich II. oft genannt wird. A., dem König persönlich bekannt, beschwerte sich nämlich bei demselben darüber, daß sein Erbverpächter, von Gersdorf, durch die Anlegung eines neuen Teichs ihm das zum Mahlen nöthige Wasser entzogen, er gleichwol durch die übereinstimmenden Erkenntnisse der küstrinischen Regierung und des Kammergerichts in Berlin zur Zahlung des Pachtzinses verurtheilt und, da er solchen nicht erschwingen gekonnt, die Mühle ihm abgenommen und er mit seiner Familie an den Bettelstab gebracht worden sei. Der König glaubte hierin Ungerechtigkeit und Begünstigung des Höhern gegen den Niedern zu finden und den über die Sache erfoderten Berichten der Gerichtshöfe nicht trauen zu dürfen. Er übertrug daher die nähere Untersuchung des Falles an Ort und Stelle einem Obersten v. Heuking. Da dieser sich günstig für den Müller aussprach, so gab Friedrich dem Großkanzler von Fürst die Entlassung mit den heftigsten Vorwürfen wegen einer unter seinen Augen schlecht geführten Justizverwaltung, ließ die mit der Sache beschäftigt gewesenen Kammergerichtsräthe verhaften und ein über das Ganze aufgenommenes Protokoll öffentlich bekannt machen. Der vom Criminalsenat des Kammergerichts unter dem Vorsitze des Ministers v. Zedlitz verlangte, nach abermaliger Untersuchung abgefaßte Bericht sprach die Justizbedienten von aller Parteilichkeit frei, nichtsdestoweniger setzte der Monarch, als auch der Minister sich standhaft weigerte ein anderes Urtheil zu fällen, selbst fest: daß drei Regierungs- und zwei Kammergerichtsräthe und ein Justitiarius ihrer Stellen entsetzt und mit einjähriger Festungsstrafe belegt werden, sie auch, sowie von Gersdorf, den Müller entschädigen sollten. Auch der neumärkische Regierungspräsident von Finkenstein erhielt den Abschied. Die öffentliche Meinung, welche bei dieser Gelegenheit sehr vernehmbar sprach, mußte diese allgemein geschätzten Männer über ihr Schicksal trösten. Die Entschädigung für A. wurde indessen nicht eingefodert, ihm vielmehr aus des Königs eigner Kasse etwas gereicht, und die verurtheilten Justizbeamten noch vor Ablauf der Strafzeit ihrer Haft entlassen. Unter der Regierung Friedrich Wilhelm II. wurden sie nach einer neuen Untersuchung völlig freigesprochen, auch bis zur weitern Anstellung für die erlittenen Verluste vorläufig entschädigt. Nach Dem, was über die Sache actenmäßig bekannt worden ist (vgl. Dohm's

„Denkwürdigkeiten", 1. Bd.), steht so viel fest: daß, wenn auch vielleicht Fehler in der Instruction des Processes vorgefallen sind und die Entscheidung anders hätte ausfallen können, selbige doch fern von Ungerechtigkeit oder Parteilichkeit war, die Richter unschuldig gewesen sind, der König hingegen von dem Müller durch unklare oder falsche Angaben hintergangen worden ist. Denn von Gersdorf war völlig berechtigt, den Teich anzulegen, A. wurde dadurch keineswegs in seinem Gewerbe gestört, und ist nicht einmal an von Gersdorf, sondern an einen Grafen Schmettau den Pachtzins zu entrichten schuldig befunden worden. Die Milderung der Strafe der verurtheilten Richter macht es wahrscheinlich, daß der König später wol selbst eingesehen hat, wie ihn sein Gerechtigkeitseifer hier bis zur Leidenschaftlichkeit führte, zumal da aus dem Geständniß des Obersten Heuking sich ergab, daß derselbe durch seinen Auditeur, dem er die Untersuchung der Sache übertragen hatte, getäuscht worden war. Allgemeine Grundsätze, die Besorgniß, seinem kön. Ansehen zu schaden, vielleicht auch mancherlei andere Umstände, welche den Verdacht der Parteilichkeit auf die Justizbeamten warfen, mochten den Monarchen abhalten, das einmal gesprochene Strafurtheil zurückzunehmen. Der Arnold'sche Proceß ist übrigens nicht nur an sich, sondern auch in seinen Folgen höchst merkwürdig, da er es wahrscheinlich war, der in des Königs Seele den Entschluß zu einer gänzlichen Reform des Rechtszustandes in seinen Staaten zur Reife brachte. Vgl. Sengebusch's „Historisch-rechtliche Würdigung der Einmischung Friedrichs des Großen in die Rechtssache des Müllers A." (Altona 1829).

Arnold (Christoph), ein als Astronom berühmter Bauer in Sommerfeld bei Leipzig, geb. 1646, gest. 1695. Durch seine astronomischen Beobachtungen ward er so bekannt, daß er später mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit im Briefwechsel stand. Auf seinem Wohnhause hatte er sich ein Observatorium erbaut, welches das Andenken dieses merkwürdigen Mannes erhielt, bis es 1794 seiner Baufälligkeit wegen abgetragen werden mußte. Unermüdet im Beobachten, entdeckte er mehre Erscheinungen früher als andere Astronomen; namentlich machte er zuerst die leipziger Astronomen auf die Kometen 1683 und 1686 aufmerksam. Noch mehr Berühmtheit erwarb er sich durch die Beobachtung des Durchgangs des Mercur durch die Sonne 1690. Der leipziger Magistrat machte ihm bei dieser Gelegenheit nicht nur ein Geschenk an Gelde, sondern erließ ihm auch auf Lebenszeit alle Abgaben, welche er an denselben zu entrichten hatte. A.'s Beobachtungen waren so genau, daß sie in die „Acta eruditorum" aufgenommen wurden. Auch ließ er drucken: „Göttliche Gnadenzeichen in einem Sonnenwunder vor Augen gestellt" (Lpz. 1692, 4., mit Kpf.). Nach ihm benannte der berühmte Astronom Schröter drei Thäler im Monde. A.'s Grabmal ist auf dem Kirchhofe zu Sommerfeld. Sein Briefwechsel wird auf der Rathsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt, wo sich auch sein Bildniß findet.

Arnoldi (Johannes von), niederl. Geheimrath, geb. zu Herborn am 30. Dec. 1751, Sohn des Oberconsistorialraths Valentin A., studirte zu Herborn, hernach in Göttingen, ward Advocat, hierauf 1777 Archivsecretair zu Dillenburg, 1784 Mitglied der Rentkammer und 1792 der Landesregierung. Während der Revolution 1792 besorgte er die Kriegsangelegenheiten des Landes und erhielt 1796 das Directorium des dillenburger Landesarchivs. Als in Folge der niederl. Revolution der Erbstatthalter seine Domainen in den Niederlanden und im burgund. Kreise verlor, war er eifrigst beschäftigt, für seinen Landesherrn eine vortheilhafte Entschädigung zu verlangen, was ihm aber, ungeachtet seines Eifers, nicht gelingen wollte. Er trat 1803 in des Erbprinzen Wilhelm Friedrich, Fürsten von Fulda Dienste, ward später Geheimrath und war bei dem 1809 gegen Napoleon beabsichtigten Aufstand in Kurhessen und in der Nachbarschaft sehr thätig. Im J. 1813 übernahm er die Besitzergreifung der altoranischen Lande und vollzog auch die

Vertauschung der altoranischen Erblande Ottonischer Linie an die jüngere Walramische, herzogl. nassauische. Doch verwickelte ihn dies in gespannte Verhältnisse mit dem Ministerium zu Wiesbaden. Als A. in Folge der Unterhandlungen auf dem wiener Congresse 1815 sein Vaterland unter preuß. Scepter gestellt sah, welches dasselbe nachher zum größten Theil wieder an Nassau abtrat, war er fest entschlossen sich aus allem Staatsdienste zurückzuziehen; allein König Wilhelm kam ihm in der Ausführung seines Entschlusses zuvor, ernannte ihn zum Geheimrathe seines Staats und überhäufte ihn bis zu seinem Tode, am 2. Dec. 1827, mit Beweisen seiner Gnade. Außer mehren in Journalen zerstreuten geschichtlichen Abhandlungen erwähnen wir von A.'s Schriften die „Miscellaneen aus der Diplomatik und Geschichte" (Marb. 1798); die „Geschichte der nassau-oranischen Länder und ihrer Regenten" (3 Bde., Hadamar 1799—1816); „Wilhelm I., König der Niederlande", in den „Zeitgenossen", Bd. 2, und die „Historischen Denkwürdigkeiten" (Lpz. 1817).

Arnoldisten, s. **Arnold von Brescia**.

Arnould (Sophie), eine in den Annalen der Galanterie und des Witzes berühmte pariser Schauspielerin, geb. zu Paris am 14. Febr. 1744. Ihr Vater ließ ihr eine glänzende Erziehung geben. Die Natur begabte sie mit einem sehr empfänglichen Geiste, einem weichen Herzen, einer reizenden Stimme und sehr schönen Augen. Ein Zufall brachte sie aufs Theater. Es war damals Mode, daß Damen von Stande in der Charwoche die Sünden beichteten, welche sie in den Fasten begangen zu haben sich erinnerten. Zufällig bemerkte die Prinzessin von Modena, die im Kloster Val de Grace lebte, eine sehr schöne Stimme, welche die Abendmesse sang. Die Sängerin war Sophie A. Der Intendant der kön. Kapelle erhielt durch die Prinzessin davon Kunde, und gegen der Mutter Willen mußte Sophie in die Kapelle treten, wo die Frau von Pompadour sie singen hörte und nachher ausrief: „Aus solchen Talenten kann eine Prinzessin werden". Dies bahnte Sophie den Weg zur pariser Oper, deren Königin sie von 1757—78 war, und unter andern Rollen als Iphigenia in „Iphigenia in Aulis" glänzte. Durch Schönheit, durch natürliches Spiel und ihren Geist bezauberte sie Alle und verschwendete ihre Jugend, ihren bisweilen zu freien Witz und die von ihren Verehrern erhaltenen reichen Geschenke mit einer liebenswürdigen Unbefangenheit. Vornehme und Gelehrte besuchten ihre Cirkel, z. B. d'Alembert, Diderot, Helvetius und Rousseau. Sie wurde mit Ninon de l'Enclos und Aspasia verglichen, von Dorat, Bernard, Marmontel und Favart besungen. Ihr Witz machte zu ihrer Zeit solches Glück, daß ihre mündlichen Epigramme gesammelt wurden; sie traf Den bisweilen sehr beißend, welchen sie ihre Ueberlegenheit fühlen lassen wollte, und hatte dennoch keine Feinde. Als der Pfarrer von St.-Germain l'Auxerrois ihr die letzte Ölung reichte, sagte sie ihm plötzlich: „Je suis comme Madélaine, beaucoup de péchés me seront remis, car j'ai beaucoup aimé". Sie starb im J. 1803. Im Anfange der Revolution kaufte sie zu Luzarche das Pfarrhaus und schuf es in ein schönes Landhaus um, mit der Thürüberschrift: „Ite missa est".

Arnsberg, an der Ruhr, Hauptstadt des dritten Regierungsbezirks in der preuß. Provinz Westfalen, der auf 139 □Meilen etwa 455,000 Einw. zählt, und durch viel Fabrikfleiß sich auszeichnet. Der Ackerbau ist weniger ergiebig wegen der Hörigkeitspflichten der kleinen Besitzer, sowie wegen der bedeutenden Ausdehnung und deshalb unvollkommenen Bewirthschaftung der großen Güter. A. ist eine wohlgebaute Stadt mit etwa 3000 Einw., der Sitz der Regierung und des Oberlandesgerichts. In der Nähe sind die Trümmer des alten Schlosses mit dem Freistuhl, wo sonst die heimliche Fem ihre Sitzungen des Nachts unter der Erde hielt.

Arpeggio, Brechung, wird auch mit dem Zeichen { angegeben. Die Töne eines Accords sollen in diesem Falle nicht gleichzeitig, sondern gebrochen, schnell nacheinander, aber zusammenfließend angegeben werden. Man könnte dies die

kleine Brechung nennen. Die große ist eine Abbreviatur. Wenn die Figur der zu brechenden Accorde einmal hingesetzt worden ist, schreibt man dann den Accord mit dem Worte arpeggio im Zusammenklange hin. Der Spieler wiederholt dann die erste Figur nach den im Accorde angegebenen Tönen. Eine Folge solcher gebrochenen Accorde heißt arpeggiatura. Auf diese Weise gebrochene Bässe werden auch Albertische Bässe genannt, von Domenico Alberti, der als Dilettant in den Jahren 1730 bis etwa 1740 durch Gesang und Clavierspiel in Venedig, Rom und Madrid großes Aufsehen erregte und diese arpeggirten Bässe erfunden haben soll oder sie vielmehr häufig anwendete.

Arpent, s. Maße und Gewichte.

Arras, Hauptstadt des Departements Pas de Calais, an der hier schiffbaren Scarpe, Sitz eines Erzbischofs, hat 20,000 Einw., eine Akademie der Künste und viele Tapeten-, Batist- und Spitzenfabriken. Zu A. ward 1759 Robespierre geboren. Die Befestigung besteht aus einem unregelmäßigen, mit zehn zum Theil abgerückten Bastionen versehenen Hauptwall, mehren Ravelins und Lunetten, zwei Hornwerken und der ein Fünfeck bildenden Citadelle mit bombenfesten Casematten. Sämmtliche Befestigungen sind von Vauban verbessert oder ganz neu angelegt. Hier brachte er zuerst seine Tenaillons an. Ein Theil der Gräben ist naß, sowie die von der Scarpe durchströmten Wiesen mehre Fronten gut decken. Die Cité (Altstadt) ist von la Ville durch Wall und Graben getrennt. A. ward 1640 unter den Marschällen Chaune, Chatillan und Melleraye durch die Franzosen erobert, als aber die Spanier 1654 unter Condé versuchten, sie denselben wieder zu entreißen, griff Turenne die span. Linien an, erstieg sie und entsetzte dadurch die Festung.

Arrende, oder Pachtkorn nennt man eigentlich den Reinertrag, der nach Abzug der Aussaat und der zum Wirthschaftsbetrieb für nothwendig erachteten Ausgaben von den sämmtlichen in einer Wirthschaft erbauten Körnern übrig bleibt und dem Pachter zu Geld angeschlagen wird. Dann versteht man auch darunter die Pachtung für einen Grundzins. In Rußland sind Arrenden Krongüter, welche verdienten Personen für einen sehr mäßigen Pacht verliehen werden.

Arrest, Haft, Verhaftung, Verkümmerung, Beschlag, die Festhaltung eines Menschen oder einer Sache, auch einer Foderung, Personal-, Realarrest, in bürgerlichen Rechtssachen, damit durch Entfernung des Schuldners oder der zur Befriedigung des Gläubigers dienenden Sache das Recht eines Dritten nicht verloren gehe, in Strafsachen, damit sich ein Angeschuldigter der Strafe nicht entziehe, oder damit er durch den Arrest selbst als Freiheitsstrafe sein Vergehen verbüße. In bürgerlichen Rechtssachen heißt Derjenige, welcher zu Sicherheit seines Rechts die Beschlagnahme einer Sache oder Foderung oder die persönliche Verhaftung eines Andern verlangt, der Arrestant; Derjenige, dessen Person oder Vermögen angehalten wird, der Arrestat. Einem solchen Arrest muß, wo nicht eine Bescheinigung einer gegründeten Foderung an den Arrestaten, doch eine genaue Angabe derselben und die Nachweisung vorangehen, daß der Gläubiger in Gefahr stehe, ohne den Arrest sein Recht und die Mittel seiner Befriedigung zu verlieren, und er muß, wenn er nicht sogleich alle nöthige Nachweisungen liefern kann, dem Richter dafür Sicherheit bestellen, weil ein ohne hinreichenden Grund angelegter Arrest sowol den Arrestanten als den Richter zur Entschädigung und Genugthuung verbindet. Auf eine bloße Caution darf der Richter keinen Arrest verhängen. Daß man gegen Fremde übrigens leichter einen Arrest gewährt, liegt in der Natur dieses Verhältnisses, da der Fremde sich der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten leichter entziehen kann. Personalarrest (contrainte par corps) ist in bürgerlichen Sachen auch ein Executionsmittel, welches in Fällen, wo Jemand zu einer persönlichen Leistung angehalten werden soll, sogar das Einzige ist, das, wenn Geldstrafen nichts halfen, übrig bleibt. Eine besondere Gattung von Zahlungsverbindlichkeiten bilden die Wech-

sel (s. d.), und wegen dieser findet fast in allen Ländern persönliche Verhaftung statt. Sonst fängt die öffentliche Meinung an sich sehr gegen die persönliche Haft als Executionsmittel zu erklären, und in Frankreich ist sie durch das Gesetz vom 17. Apr. 1832 sehr beschränkt worden. In Strafsachen hat die Policei das Recht, persönliche Verhaftungen vorzunehmen, wenn Übertreter auf der That ergriffen werden, oder ein Verbrechen erst noch zu verhindern ist. Aber der Verhaftete, welcher hier Arrestant heißt, muß alsdann an das competente Gericht abgegeben werden, und die Gesetzgebung muß dafür sorgen, daß auch in dieser Hinsicht Niemand seiner Freiheit willkürlich, ohne gegründeten Verdacht eines schweren Vergehens beraubt werde. In England ist dafür als äußerstes Mittel die Habeas-Corpusacte. Der Criminalarrest ist entweder Untersuchungsarrest, welcher nur zum Zweck der Untersuchung, um einem Angeschuldigten die Flucht unmöglich zu machen oder um Collusionen zu vermeiden, verhängt wird. Er soll kein weiteres Übel zufügen als dieser Zweck erfodert, dahin kann aber wol gehören, daß dem Gefangenen kein Verkehr mit Andern, kein Briefwechsel, kein Besuch gestattet werde, als unter Vorwissen des Richters. Der Untersuchungsarrest ist keine Strafe, und wird auch auf die Strafe nicht angerechnet. Während desselben kann der Gefangene zu einer Arbeit wider seinen Willen nicht angehalten werden; wol aber geschieht dies im Strafarrest, nach den Gesetzen der Anstalt. (S. Gefängniß, Strafe, Zuchthaus.) Bei dem Militair ist der Arrest allgemein an die Stelle der körperlichen Strafen getreten. Er scheidet sich in weiten, hauptsächlich für die Offiziere bestimmt, wo der Arretirte blos die Verpflichtung hat, nicht aus seinen Quartiere zu gehen, daher diese Art auch Stubenarrest heißt; engen, in einem besondern Behältniß oder Strafzimmer auf der Hauptwache, von der Wachtmannschaft abgesondert; und strengen wo sich der dazu Verurtheilte unbekleidet und vorzüglich ohne Schuh in einem besondern Behältniß befindet, dessen Fußboden aus dreiseitigen, oben zugeschärften Latten besteht, auf welchen zu stehen oder zu liegen sehr schmerzhaft ist. Bisweilen wird auch noch Entziehung des Lichtes damit verbunden, welche Art des Arrestes bei den Franzosen le cachot genannt wird.

Arrhidäus, Sohn Philipp's von Macedonien und der Tänzerin Philina, ein Halbbruder Alexander's des Großen, dem er auch dem Namen nach in der Regierung folgte. Da er durch Gift, das ihm Olympias hatte beibringen lassen, in Blödsinn verfiel, regierte statt seiner Perdikkas, dann Antipater. Nach einer Scheinregierung von 6½ Jahren ließ die Mutter Alexander's, Olympias, ihn und seine Gemahlin Eurydice nebst 100 andern vornehmen Macedoniern 317 v. Chr. umbringen.

Arrĭa, die heldenmüthige Gattin des Cäcina Pätus, der als angeblicher Anstifter einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius 42 n. Chr. zum Tode verurtheilt ward. Alle Versuche, sich zu retten, mislangen; als endlich, um rühmlich zu sterben, nur der Tod durch die eigne Hand noch möglich war, da ergriff A., die ihrem Gemahl auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, stieß sich denselben in die Brust und reichte ihn dann ihm mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!"

Arriānus, mit dem röm. Namen Flavius, geb. zu Nikomedia in Bithynien um 100 n. Chr., ausgezeichnet als Krieger in dem röm. Heere, wodurch er sich die Stelle eines Präfecten von Cappadocien erwarb, und als historischer, geographischer und taktischer Schriftsteller. Die beiden Hauptwerke, die wir von ihm haben, sind sieben Bücher „Über die Feldzüge Alexander's des Großen", ein Auszug aus den wichtigsten Schriften der Zeitgenossen Alexander's, die verloren gegangen sind, und die „Indische Geschichte", die mit jenem Werke eng zusammenhängt. Er ist der glücklichste Nachahmer des Xenophon. Mehre andere seiner historischen Schriften sind untergegangen. Durch das Bruchstück „Schlachtordnung gegen die Alanen", erhält er eine Stelle unter den taktischen Schriftstellern. Für die alte Geographie sind wichtig A.'s Schreiben an Hadrian „Über die Umschiffung (Periplus) des Pontus Euxinus", und „die Umschiffung des rothen Meers". A. war der vorzüglichste

Schüler des Epiktet, dessen „Handbuch" er herausgab. Von acht Büchern, überschrieben „Epiktet's Unterredungen", haben wir noch vier. Ungewiß ist es, ob A. auch Verfasser des Werkes „Über die Kometen und die Meteore" ist, welches Photius erwähnt. Unter den Ausgaben seiner Werke erwähnen wir die von Gronov (Leyd. 1704) und Schmieder (Lpz. 1798). Die geographischen Werke stehen in Hudson's „Geogr. graec. min." (Orf. 1698—1712), Bd. 1; die taktischen wurden herausgegeben von Scheffer (Upf. 1664) und Blancard (Amst. 1683 und 1750). Deutsche Übersetzungen besorgten Vorheck und Schulze (Frankf. 1790—1813), und Dörner (Stuttg. 1829).

Arrièregarde, der Nachtrab oder die Nachhut eines Heers, ist im Rücken desselben, was die Avantgarde, der Vortrab, vorn ist. Die Arrièregarde ist eigentlich bestimmt, den Rückzug zu decken. Sie muß aus Infanterie mit Geschütz, aus Jägern oder Scharfschützen und aus leichter Cavalerie zusammengesetzt sein, und eine Waffenart die andere nach Maßgabe der Örtlichkeit unterstützen. Die Cavalerie wirkt in den Ebenen, die Infanterie unterstützt jene, falls sie geworfen werden sollte, und besetzt die Engpässe; die Jäger oder Scharfschützen aber halten die feindlichen Streifer ab.

Arrighi, Herzog von Padua, einer der durch das Decret vom 24. Jul. 1815 aus Frankreich Verbannten. Er ist ein geborener Corse und Verwandter der Bonaparte'schen Familie, war ein tapferer Kämpfer in der Schlacht bei Austerlitz, in Folge deren Napoleon ihn 1806 zum Obersten und Herzog von Padua ernannte, zeichnete sich 1809 bei Wagram und seit 1812 als Divisionsgeneral in mehren Schlachten, namentlich bei Leipzig 1813, und bei der Vertheidigung des Passes von Nogent 1814 aus. Nach seiner Rückkehr 1815 schickte ihn Napoleon als außerordentlichen Commissair nach Corsica, um dort Alles wieder auf den alten Fuß zu setzen, und ertheilte ihm die Pairswürde. Er war einer der blindesten Anhänger Napoleon's und vollzog die harten Befehle desselben noch mit verschärfter Strenge und in der drückendsten Form. Er erklärte Leipzig in der ersten Hälfte des Feldzugs von 1813 in Belagerungsstand und brachte eine höchst lästige und ebenso unnütze allgemeine Bürgerbewaffnung in Ausführung. Auch der Überfall des Lützow'schen Corps bei Kitzen (17. Jun. 1813) durch Fournier war A.'s Werk. Ihm wurde 1820 die Rückkehr erlaubt, und er lebte zuletzt in der Lombardei.

Arroba, s. Maße und Gewichte.

Arrosiren nannte man in neuern Zeiten in Östreich das Zahlen der gezwungenen Nachschüsse auf die Staatsobligationen, indem die Inhaber derselben, um fernerhin den vollen Zinsbetrag erheben zu können und die ursprüngliche Capitalsumme ungeschmälert zu erhalten, verpflichtet wurden, einen gewissen verhältnißmäßigen Betrag nachzuzahlen, der ihnen dann auch verzinset wurde.

Arschin, s. Maße und Gewichte.

Arsenik, ein Metall von lichtstahlgrauer Farbe, vollkommen metallischem Glanze, der auf der frischen Bruchfläche dem des unpolirten Stahls gleich ist, dessen Farbe und Glanz jedoch sehr schnell sich verlieren. Sein spec. Gewicht ist 5,70; es ist härter als das Wismuth und außerordentlich spröde. Unter allen Metallen ist es das flüchtigste, indem man es schon in einer Wärme von 144° R. sublimiren kann; die Dämpfe riechen wie Knoblauch, schmecken süßlich und färben das Kupfer weiß. Bei welcher Temperatur das Arsenik flüssig wird, ist noch nicht gehörig bestimmt. Das Arsenikmetall wird aus den aufbereiteten Erzen durch eine bloße Destillation aus thönernen Retorten mit gut schließenden Vorlagen gewonnen. Das Metall sammelt sich als ein krystallinischer Körper in den Vorlagen und wird unter dem Namen Fliegenstein, Fliegenkobalt, Scherbenkobalt gewonnen; zugleich geht auch sogenanntes graues Arsenik mit über. Am häufigsten gewinnt man das Arsenik im oxydirten Zustande; man bedient sich dazu der Flammöfen, welche ein großes muffelartiges Gefäß erhitzen, das mit einem

Giftfange in Verbindung steht. Dieser ist entweder ein langer, weit fortgeführter, gemauerter Kanal, oder ein großes geräumiges Gewölbe, über welchem sich noch mehre Kammern befinden. Das verflüchtigte und oxydirte Arsenik sammelt sich als Gift- oder Arsenikmehl in den Giftfängen und gibt durch ein Raffiniren das Arsenikglas oder das weiße A., wobei sich in den Giftfängen Sublimat ansetzt. Das gelbe Arsenik, künstliche Rauschgelb oder Auripigment erfolgt durch ein sublimirendes Schmelzen aus schwefelhaltigen Arsenikerzen oder aus Giftmehl und Schwefel; das rothe A. oder Realgar aus einem Gemenge von Schwefel- und Arsenikkiesen durch Sublimation. Das Arsenik ist häufig vorhanden, begleitet viel die Zinn- und Kobalterze und wird bei deren Röstung, besonders in den Kobaltwerken Sachsens, gelegentlich gewonnen. Mit dem Kupfer gibt das metallische Arsenik das sogenannte Weißkupfer; Auripigment und Realgar werden als Farben benutzt. Besonders das weiße Sublimat ist das stärkste mineralische Gift. Die Vergiftung mit Arsenik, eine der gefährlichsten, kündigt sich durch die fürchterlichsten Zufälle an: brennende Hitze in Magen und Gedärmen, Kolik, Erbrechen, Durchfall, Krämpfe, Zuckungen, begleitet von Trockenheit des Mundes, unauslöschlichem Durste, kaltem Schweiß, Ohnmachten, bis Besinnungslosigkeit und endlich der Tod diesen Leiden binnen 8—10 Stunden ein Ende machen. Nur die schnellste Hülfe durch Brechmittel, neutralisirende (Alkalien, oder eine Auflösung von Seife oder Asche) und einhüllende, schleimige Mittel vermag den Tod abzuwenden. Die Ausmittelung des Arseniks in Leichnamen ist eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der gerichtlichen Medicin; der neuern Chemie aber ist es gelungen, in Leichen, selbst ein halbes Jahr und länger nach dem Begraben, das Arsenik metallisch, also unzweifelhaft, und in den allerkleinsten Quantitäten darzustellen. Ausführlich ist dieser Gegenstand bearbeitet im 1. Bde. von Dulk's „Die preuß. Pharmakopöe, übersetzt und erläutert" (2 Bde., 3. Aufl., Lpz. 1833). Die Anwendung des Arseniks als Arzneimittel, wozu sich der gewissenhafte Arzt nur nach der reiflichsten Überlegung entschließen wird, beschränkt sich, nachdem man ihn für die Heilung der Wechselfieber mit Recht wol ganz aufgegeben hat, hauptsächlich auf den Krebs, und hierzu ist das Hellmund'sche (das alte Cosme'sche) Mittel vorzüglich empfohlen worden. Vgl. Hink, „Über Arsenik in oryktognostischer, chemischer, pharmakol. und medicin. Hinsicht" (Wien 1820).

Arsinöe, Gemahlin des Alkmäon (s. d.).

Arsis, s. Rhythmus.

Artaxerxes, der Name mehrer pers. Könige. 1) A. mit dem Beinamen Longimănus, wegen seiner langen Arme, der zweite Sohn des Xerxes, entging dem Artaban und den andern Verschworenen, die seinen Vater und seinen ältern Bruder Darius ermordeten, und bestieg 464 v. Chr. den Thron. Die empörten Ägypter brachte er zum Gehorsam, erkaufte den Frieden mit Athen dadurch, daß er den griech. Städten Asiens die Freiheit zugestand, herrschte friedlich und starb 425. Er war den Juden günstig und wird für den Ahasverus der heiligen Schrift gehalten. 2) A., mit dem Beinamen Mnemon, wegen seines starken Gedächtnisses, folgte 405 seinem Vater, Darius II. Nachdem er seinen Bruder Cyrus (s. d.) besiegt, bekriegte er die Spartaner, welche jenem beigestanden, und zwang sie, ihm die griech. Städte und Inseln Asiens zu überlassen. Dagegen begünstigte er die Athenienser und wußte überhaupt die Griechen unter sich in Uneinigkeit zu erhalten. Er ward 361 von seinem Sohne Ochus getödtet, der ihm unter dem Namen 3) A. Ochus folgte. Nachdem dieser Phönizien und Ägypten wieder zum Gehorsam gebracht, große Grausamkeiten in beiden Ländern verübt und aus Übermuth in Ägypten unter Anderm den Apis hatte schlachten und sich zum Mahle zubereiten lassen, ward er von seinem Feldherrn Bagoas vergiftet, sein Leichnam den Katzen vorgeworfen und aus seinen Gebeinen Säbelgriffe gemacht.

Artemidōrus, von Ephesus, der Geograph, lebte um 100 v. Chr., be-

rühmt durch seine Reisen im Mittelmeere, im rothen Meere und in dem atlantischen Ocean. Aus seinem „Periplus“ in elf Büchern machte 500 Jahre später Marcianus von Herakle einen Auszug. Die Bruchstücke desselben stehen in den Sammlungen der kleinern Geographen von Höschel (Augsb. 1600) und Hudson (Orf. 1698—1712).

Artemidōrus, von Ephesus, zum Unterschied Daldianus von Daldia in Lydien, der Geburtsstadt seiner Mutter, genannt, in der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr., bereiste die Küsten Asiens, Griechenland und Italien. Die Früchte seiner Reisen und Studien legte er mit vieler Selbstzufriedenheit in einer Schrift „Über Traumdeutung“ und in einem „Traumbuche“ nieder, die in einer gewandten Darstellung sowol über Sitten und Gebräuche des Alterthums, als über die Kunst der symbolischen Deutung mannichfache Belehrung geben. Seine Schriften wurden herausgegeben von Rigaltius (Par. 1603) und Reiff (Lpz. 1805).

Artemidōrus, ein alexandr. Grammatiker, Schüler des Aristophanes von Byzanz. Ihm wird die Sammlung der griech. bukolischen Dichtungen und ein Theil der Gedichte zugeschrieben, die Theokrit's Namen tragen.

Artĕmis, s. Diana.

Artem'sia, Königin von Karien, Schwester und Gemahlin des Mausolus, dessen Tod sie auf die zärtlichste Art betrauerte und dem sie in ihrer Hauptstadt Halikarnaß ein Denkmal erbauen ließ, welches unter die sieben Wunder der Welt gerechnet wurde. Die ersten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaxis, Skopas, Leochares und Timotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; von Pythes war das Viergespann, welches die kegelförmige Spitze desselben zierte. Vitruv glaubt, daß auch Praxiteles daran gearbeitet habe. Nach A.'s Tode vollendeten es die Künstler unentgeltlich, um nicht auch die Ehre ihres Fleißes einzubüßen. Es bestand aus einem länglichen Viereck von 411 Fuß im Umfange, und hatte eine Höhe von 130 F. Die Hauptseite war mit 36 Säulen geziert, und 24 Stufen führten zum Eingange. A. starb 351 v. Chr., bald nach ihrem Gatten, bei dem Denkmale, das sie ihm errichtet hatte. Eine andere **Artemisia**, Königin von Halikarnaß, war es, die den Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland begleitete und sich in der Schlacht bei Salamis 480 v. Chr. durch ihre Entschlossenheit und Klugheit auszeichnete.

Artĕmon, ein Sektirer im Anfange des 3. Jahrh., der die Gottheit Christi leugnete und ihn für einen bloßen Menschen von seltener Tugend erklärte. Er lebte im Sprengel von Rom; seine Anhänger, die **Artemoniten**, scheinen sich aber auch nach Syrien hin verbreitet zu haben. Gewiß ist es, was die Kirchenväter behaupten, daß diese Lehren nicht in Sinn und Weise der ersten christlichen Kirche gewesen sind; darum erlosch auch diese Sekte bald, und es traten dagegen im 3. Jahrh. nur solche Sekten nebeneinander auf, welche das Göttliche, das man in Christus anerkannte, verschieden, besonders in seinem Verhältnisse zu Vater und Geist, auffaßten. Unter dem Namen **Artemonius** trat Sam. Crell 1726 als Gegner dieser Lehre auf.

Arterien, s. Adern.

Artesische Brunnen, künstliche Quellbrunnen, die durch Bohren in die Erde erhalten werden. Man gräbt in die Erde, bis man auf ein Thonlager kommt, dann legt man auf den Boden der Grube einen in der Mitte durchlöcherten Mühlstein und bohrt durch dieses Loch die Thonlage durch, bis das Wasser mit Gewalt aufsteigt und den Brunnen füllt. So verfährt man schon seit Jahrhunderten in Östreich, um diese Quellbrunnen zu erhalten, die besonders in der Umgebung Wiens viel häufiger sind als die blos auf Seihwasser gegrabenen Brunnen. Zuweilen dringt das Wasser mit solcher Gewalt herauf, daß es überläuft und die nächste Umgegend bedeckt. Man sichert sich dagegen dadurch, daß man das Quellwasser in einer Röhre bis über die Oberfläche der Erde anhaltend herausleitet, was

zuerst Belghofer in Wien ausführte und jetzt allgemein angenommen ist. Das Verfahren dabei ist folgendes: Man gräbt den Brunnen wie gewöhnlich durch die Dammerde, Schotten u. s. w., bis man auf die feste Schicht von Tegel kommt; plumpt dann das gesammelte Seihwasser aus und polzt die Wände des Brunnens. Dann schlägt man in der Mitte des Brunnens eine auf vier Zoll gebohrte hölzerne Brunnenröhre senkrecht in das Tegellager ein, worauf der Erdbohrer angewendet wird, bis man auf Sandstein oder Thonmergellager kommt, die mit dem Steinbohrer durchbrochen werden, und worunter gewöhnlich die Quelle in einer Sandschicht liegt und oft mit unglaublicher Schnelligkeit in die Höhe steigt. Dann setzt man Brunnenröhren, mit den gewöhnlichen Brunnenbüchsen verbunden, bis über die Oberfläche der Erde auf, stampft sie rings herum gut mit Thon ein und füllt den übrigen Brunnenraum mit Erde oder Schotten aus; findet sich unter dem ersten Steinlager das Wasser noch nicht, so bohrt man in den Tegel weiter bis zum nächsten Steinlager u. s. w. Die artesischen Brunnen haben mit Recht in der neuesten Zeit die größte Aufmerksamkeit erregt, da man hoffen kann, daß mittels derselben mancher wegen Dürre unbewohnbarer Landesstrich noch für Cultur dürfte gewonnen werden. Allein dies ist nicht der einzige Zweck dieser Brunnen. Weil nämlich das aus großen Tiefen gebohrte Wasser nicht nur meistens sehr reichlich hervorquillt, sondern auch im Winter wie im Sommer mittlerer Temperatur ist, so benutzt man das Wasser der artesischen Brunnen sowol zum Treiben der Maschinen und zum Bewässern von Gärten, Feldern, Wiesen und Gewächshäusern, als auch für die Fabrikation durch Dampfmaschinen. Endlich ist auch der Vortheil zu erwähnen, daß beim Graben oft an Stellen, wo man es gar nicht vermuthete, nützliche Mineralien gefunden werden. Den Namen erhielten diese Brunnen von der Grafschaft Artois in Frankreich, wo sie von Belidor zuerst puits artésiens genannt und vorzüglich seit der Mitte des vorigen Jahrh. häufig gebohrt wurden; allein sie waren schon früher in Östreich und Oberitalien in Gebrauch. Schon in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. lernte sie der Astronom Dom. Cassini auf seiner Reise von Paris nach Ungarn in Östreich kennen, und ähnliche Brunnen in Modena beschreibt Ramazzini in seinem Werke: „De admiranda fontium scaturigine“, Modena 1691, in den: „Opera medica“ (2 Bde., Lpz. 1828). Obgleich man noch viel früher schon Bohrbrunnen gehabt, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß diese Idee aus dem Oriente nach Europa übergegangen sei. In Wien finden sich gegenwärtig schon mehr als 50 artesische Brunnen, welche treffliche Dienste leisten. In England und Frankreich denkt man bereits darauf, sie noch mehr zu vervollkommnen und besonders die oft große Schwierigkeit zu beseitigen, die aus den kleinen Seitenquellen entsteht, denen man öfter beim Bohren begegnet. In England füttert man das ganze Bohrloch von oben bis herab zur Quelle mit gußeisernen Röhren aus, welche allmälig, ein Stück nach dem andern, fest aneinander gefügt und immer tiefer eingetrieben werden und in welchen dann eigentlich gebohrt wird. Vgl. Bonner's „Vollständiger Unterricht über die Anlage der Bohrbrunnen“ (2. Aufl., Münst. 1831); Jacquin's „Artesische Brunnen in und um Wien, mit Bemerkungen von P. Partsch“ (Wien 1831); Spetzler's „Anleitung zur Anlage artesischer Brunnen“ (Lübeck 1832); Gambihler's „Anweisung des sichersten, einfachsten und wohlfeilsten Verfahrens beim Bohren von artesischen Brunnen“ (Nürnb. 1832), und Bruckmann's „Prakt. Anleit. zur Anlage sogen. artesischer Brunnen“ (Heilbr. 1832).

Artigas (José d'), Insurgentenanführer am Platastrome, geb. zu Monte Video um 1755, war span. Capitain, trat aber, nach einem Streite mit dem portug. Gouverneur zu S.-Sacramento, 1811 in die Dienste der neu entstandenen Junta von Buenos Ayres, die ihn zum Führer eines Armeecorps ernannte, mit welchem er die kön. Armee bei Las Piedras gänzlich schlug. Hierauf unterstützte er die Belagerung von Monte Video, indem er die Bewohner des östl. Plataufers (der Banda oriental), ein wildes Hirtenvolk, die Gauchos, für die Sache der Unab-

hängigkeit bewaffnete. Er veranlaßte dadurch einen Vergleich zwischen dem Cabinet von Rio Janeiro und der Regierung von Buenos Ayres. Allein bald machte ihn sein Stolz dem Director Puyerredon verdächtig, und er zerfiel mit der neuen Republik. Daher zog er sich mit seinen Truppen von Monte Video zurück. Dieses Abfalls wegen wurde er von der Regierung zu Buenos Ayres für ehrlos erklärt, und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Nun trat er als Feind der Republik an die Spitze des ihm ergebenen Hirtenvolks und bemächtigte sich der Banda oriental. Allein die Portugiesen unter Lecor besetzten im Dec. 1816 Maldonado und nahmen bald darauf Monte Video. A. führte nun mit den Portugiesen und den Truppen von Buenos Ayres einen Guerillakrieg, worin er anfangs viele Vortheile erkämpfte. Allein 1818 wurde er geschlagen; doch war der Director Puyerredon geneigt, sich mit ihm zu vergleichen. Als aber Puyerredon mit den europ. Mächten zu unterhandeln und eine erbliche Regierungsform in Buenos Ayres einzuführen gedachte, vereitelte diesen Plan die Partei der Republikaner, welche jetzt mit A. sich verbanden. Das Heer, welches Puyerredon gegen ihn abschickte, trat auf die Seite der Republikaner, und Puyerredon rettete sich 1820 durch die Flucht. Indeß konnte A. sich in Buenos Ayres nicht behaupten, wo Rodriguez an die Spitze der Regierung kam und seine Anhänger vertrieb. Nun zog sich A. nach Paraguay zurück. Hier nahm ihn der Dictator Francia, ehemals sein Feind, mit Auszeichnung auf. A. wohnte hierauf im Kloster des h. Franciscus und erwarb sich die Gunst des Dictators, der ihm erlaubte, ein Schiff mit Producten aus Paraguay den Parana hinab nach Buenos Ayres zu senden, wo es im Apr. 1829 ankam. Im Besitz einer Tabackspflanzung bei Asumcion, die er von Indianern bearbeiten läßt, lebte A., als ein wohlhabender, friedlicher Mann noch im J. 1830. Als Feldherr zeichnete sich dieser Hirtenkönig durch Muth, schnellen Blick und Thätigkeit aus. Seine Gewalt über die Gauchos, deren er etwa 8000 bewaffnet hatte, war unumschränkt, da er ganz ihre wilde Lebensart sich anzueignen verstand und alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens verachtete. Der vorherrschende Hang zu einer ungebundenen, umherschweifenden Lebensart war das Band, das ihn und seine Scharen vereinigte. Er hatte keinen festen Wohnsitz, führte auch keine förmliche Regierung. Sein Hauptquartier befand sich gewöhnlich in dem kleinen Dorfe Purificacion, am Rio Negro, das aus Erdhütten oder aus Gezelten von Ochsenhäuten besteht. Er selbst ließ sich von einem abtrünnigen Priester, Monterosa, leiten, der nach Payne's Ideen die reine Demokratie für die beste Staatsform hielt.

Artikel ist das Wort, welches in einigen Sprachen dem Hauptworte vorgesetzt zu werden pflegt, und wodurch dieses als selbständig, seiner Art oder Gattung nach, bezeichnet wird. Da ein Einzelnes in seiner Art entweder genau bestimmt oder nicht bestimmt werden kann, so ist auch der Artikel ein bestimmender (der, die, das), zu Bezeichnung einer ganzen Gattung, oder eines Einzelnen aus dieser Gattung, oder ein nicht bestimmender (ein, eine, ein) zu Bezeichnung eines Gegenstandes aus einer Gattung, ohne ihn persönlich, individuell darzustellen. Fälschlich nennt man jenen den bestimmten, diesen den unbestimmten Artikel. Die lat. und mehre andere Sprachen haben den Artikel nicht; wenn er aber aus diesem Grunde auch nicht zu den wesentlich nothwendigen Theilen der Rede gehört, so ist er doch der großen Mehrzahl der Sprachen unentbehrlich und hat daher in den Lehrbüchern derselben einen Platz unter den wirklichen sogenannten Redetheilen erhalten.

Artillerie, ein Wort, dessen Ursprung und Ableitung unbekannt ist, kommt zuerst bei den Spaniern und Franzosen vor und deutet im Allgemeinen das grobe Geschütz an. Schon von der Belagerung von Quesnoy 1340 durch die Grafen von der Normandie wird erzählt, daß die Stadt mit „großer Artillerie" versehen gewesen sei, die steinerne Kugeln schoß. Man theilt die jetzt üblichen Geschütze in a) Belagerungs-, b) Festungs- und c) Feldartillerie, deren jede das, für ihre durch den Namen ausgedrückte Bestimmung Erfoderliche begreift. Zu den beiden ersten

Arten gehören die Mörser, die schweren Kanonen und Haubitzen; zur Feldartillerie hingegen blos die leichten 12- und 6pfündigen Kanonen, die 5zolligen Haubitzen und die Brandraketen. Diesen drei Gattungen ist bei den Seemächten noch d) die Schiffsartillerie beizufügen, die nebst den Kanonen von 12—42 Pfund Caliber und den besonders zu großen Wurfweiten eingerichteten Mörsern noch die Caronaden von 12—68 Pfund in sich begreift. Sowie die Größe und Schwere der Geschütze, muß auch die Zahl derselben mit ihrer Bestimmung in richtigem Verhältniß stehen, abgesehen von zufälligen Umständen, welche auf die eine oder die andere Einfluß haben. Man fodert zu einer Belagerung gewöhnlich 160—200 Geschütze: zwei Drittel Kanonen, ein Drittel Mörser und Haubitzen, um beständig ein der Festung überlegenes Feuer zu unterhalten, wobei zu Berechnung des Munitionsbedarfs die Dauer der Belagerung gewöhnlich zu zwei Monaten angenommen wird. Hier hängt jedoch Alles von den wirklich vorhandenen Streit- und von den Transportmitteln ab, sodaß öfters Festungen mit einer nur unbedeutenden Geschützmenge angegriffen und erobert wurden, z. B. Peschiera 1800 mit 24 Kanonen, 4 Haubitzen, 2 Mörsern; Badajoz 1812 mit 36 Kanonen und 16 Haubitzen und Caronaden; Ciudad Rodrigo 1812 mit 50, Wittenberg 1813 mit 40 Geschützen. Gegen Turin aber wurden 1706 137 Kanonen und 104 Wurfgeschütze aufgestellt (Turin hielt sich, und sie gingen alle beim Entsatz verloren); gegen Valenciennes 1793 standen 168 Kanonen, 40 Haubitzen und 126 Mörser im Feuer; die Citadelle von Antwerpen im J. 1832 ward hauptsächlich durch die Bomben zur Übergabe gebracht, die den innern Raum fast ganz unbewohnbar machten, obgleich es der Festung noch keineswegs an Vertheidigungsmitteln fehlte. Festungsgeschütz hängt nach Zahl und Caliber von so vielen Nebenumständen ab, daß fast nie die darüber aufgestellten Grundsätze angewendet zu sein scheinen. Wenn einige Festungen durch eine fast ungeheuere Geschützmenge vertheidigt wurden, wie Gibraltar mit 452 Kanonen und 108 Wurfgeschützen, Mantua mit 400 Kanonen und 108 Wurfgeschützen, Luxemburg mit 819 Geschützen: so lag es in der Natur der Sache, daß ihr dem Angriffe überlegenes Feuer denselben fruchtlos oder wenigstens sehr schwierig machte. Andere leisteten dagegen mit sehr wenigem Geschütz durch die Intelligenz und Thätigkeit der Artilleristen einen unerwarteten Widerstand. Als allgemein gültigen Grundsatz zur guten Vertheidigung kann man aufstellen, daß man den feindlichen Angriffsbatterien möglichst die doppelte Geschützmenge entgegensetzen muß, um ihr Feuer weniger wirksam zu machen. Die Zahl der Feldgeschütze, sowol überhaupt als in Beziehung auf ihren Caliber insbesondere, wird durch die Stärke der Armee, durch die örtlichen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes und durch die vorhandenen Transportmittel bedingt. „Es bedarf", sagt Friedrich II., „nicht 500 Kanonen, sondern blos einer gut bedienten, mit Einsicht aufgestellten Artillerie, um den Sieg vorzubereiten und ein Treffen zu unserm Vortheile zu entscheiden." In dieser Hinsicht werden gewöhnlich auf jede 1000 Mann 3 Geschütze gerechnet, wie zu dem Feldzuge in Rußland auf 444,000 M. Infanterie und 80,000 M. Cavalerie 1194 Geschütze gegeben waren. Andere, wie Dupuget, Guibert, d'Antoni und Morla, legen die Zahl der Bataillone zum Grunde und verlangen $1\,^4/_5$, $1\frac{7}{10}$ oder $1\,^2/_5$ Geschütze. In dem Feldzuge von 1815 hatte jedes der fünf preuß. mobilen Armeecorps 330 Kanonen und 150 Haubitzen. Friedrich II. Heer in Schlesien 1761, bestehend aus 16 Bataillonen und 28 Schwadronen, hatte 70 Kanonen und 12 Haubitzen; überdies 32 Bataillonkanonen. In dem Feldzuge von 1778 aber befanden sich bei der preuß. Armee in Schlesien 420, in Sachsen 391 Geschütze, zu welchen letztern noch 102 Feuerschlünde der sächs. Armee kamen. Die Östreicher dagegen sollen bei 83 Bataillonen 664 Geschütze mitgeführt haben. Die russ. Armee, deren reitende Feldbatterien aus 6 Kanonen und 6 Haubitzen (Einhörnern), und die Fußbatterien aus 8 Kanonen und 4 Haubitzen bestehen, hatte 1813 in Deutschland auf 193,000 Mann 498 Kanonen und 300 Haubitzen. Die Eng-

länder brachten 1815 nur 125 Kanonen und 25 Haubitzen zur Nordarmee, die Niederländer aber 8 Batterien.

Einen integrirenden Theil der Feldartillerie macht die reitende Artillerie (artillerie legère, volante oder de réserve) aus. Bei der Schwere der Feldartillerie in der frühern Zeit fühlte man bald das Bedürfniß, sie beweglicher zu machen; man gab ihr deshalb doppelte Bespannung und setzte die Artilleristen zu Pferde. Auf solche Weise hatte der Herzog von Enghien 1544 in der Schlacht bei Ecrisolles 3 4pfündige Kanonen bei der leichten Reiterei. Später findet sich diese Einrichtung bei den Russen wieder, deren Dragoner leichtes Geschütz bei sich führten, welche Einrichtung Friedrich II. von Preußen 1759 nachahmte und sie nachher bis auf 7 Brigaden oder Batterien erhöhte. Die reitende Artillerie ward seit dem siebenjährigen Kriege bei den übrigen europ. Armeen eingeführt, doch ist bei den Östreichern und Baiern die Mannschaft nicht beritten, sondern wird auf dem mit einem gepolsterten Sitze versehenen Schwanz der Laffete, und auf besondern Wurstwagen gefahren. Die Franzosen, bei welchen die reitende Artillerie am spätesten, erst 1791, in Gebrauch kam, während des Revolutionskriegs aber sehr vermehrt ward, ließen anfangs die Artilleristen auf der Decke des Munitionswagens (Wurst) fahren; sie gingen jedoch wegen der damit verbundenen Unbequemlichkeit wieder davon ab und setzten jene, wie bei andern Armeen, ebenfalls zu Pferde.

Die Zahl der Artilleristen hängt von der Zahl der Geschütze ab, indem man auf jede Batterie, Division oder Brigade von 6, 8, 10 oder 12 Geschützen eine Compagnie Artilleristen rechnet, sodaß 10—12 Mann auf eine Kanone oder Haubitze kommen. In der frühern Zeit waren die Artilleristen zünftig und lernten die Geschützkunst bei einem Meister, von dem sie auch einen ordentlichen Lehrbrief bekamen. Mit diesem versehen, zogen sie dem Kriege nach, wurden als Offiziers betrachtet und standen blos unter dem Oberzeugmeister. Sie theilten sich in Feuerwerker und Büchsenmeister, erhielten vierfachen Sold und hatten bei dem Gebrauche der Mörser und schweren Kanonen besondere Gehülfen zu ihrem Beistande. Eine geringere Classe waren die Feldschützen; sie verstanden blos mit Schlangen und kleinerm Geschütz zu schießen, und hatten deshalb auch nur doppelten Sold. Das leichte Feldgeschütz der Schweden im dreißigjährigen Kriege ward jedoch blos von commandirten Musketieren bedient, die dazu ausgesucht und, soviel Zeit und Umstände erlaubten, eingeübt wurden. Die Franzosen waren die Ersten, welche 6 Compagnien Kanoniere errichteten, sie aber nach und nach so verstärkten, daß 1695 die franz. Artillerie aus 18 Compagnien Kanoniere, 64 Compagnien Füsiliere und 4 Compagnien Arbeiter (ouvriers), in welche die unentbehrlichen Handwerker. z. B. Schmiede, Schlosser, Büchsenmacher, Tischler, Stellmacher und Klempner eingereiht waren, bestand. Ludwig XIV. formirte überdies ein Bombardierregiment von 12 Compagnien und 1706 ein zweites; auch schon 1679 eine Minirercompagnie, welchem Beispiele auch die andern Staaten folgten und die vorhandenen einzelnen Artilleriecompagnien in Regimenter zusammenzogen. Die Russen, welche zuerst eine ungewöhnliche Menge Geschütz im Felde mitführten, hatten deshalb auch schon im siebenjährigen Kriege die stärkste Artillerie; bei der Armee, welche sich 1761 bei Posen versammelte, befanden sich 11 Bataillone. Die ganze Stärke derselben stieg 1785 auf 34,000 Mann, 5500 Mann Festungsartillerie ungerechnet. Die preuß. Artillerie bestand bei dem Regierungsantritt Friedrich II. aus 10 Compagnien, die nach und nach zu 4 Regimentern, 3 reitenden Compagnien, und 15 Compagnien Festungsartillerie anwuchsen. Dieselbe Stärke hatte auch ohngefähr die östr. Artillerie; sie bestand 1785 aus 3 Regimentern, jedes zu 4 Bataillonen oder 16 Compagnien. Die engl. Artillerie enthielt damals 40 Compagnien zu 72 M.; die holländ. 20 Compagnien; die neapolit. 2008 M.; die portug. 3956 M.; die sächs. 1600 M.; die schwed. 2900 Mann. Die franz. Artillerie war während der Revolution auf 8 Regimenter zu Fuß, jedes zu 1888 M.,

34 Compagnien Bombardiere, zusammen 1920 M., 8 Regimenter reitende Artillerie, zusammen 3728 M., und 1044 Artilleriehandwerker in 12 Compagnien angewachsen; auch waren 130 Compagnien Canoniers volontaires gardes-côtes auf der Küste vertheilt. In dem russ. Feldzuge 1812 waren 30,700 Artilleristen bei der großen Armee Napoleon's, nach dessen zweiter Entthronung 1815 die ganze Stärke der Artillerie durch ein Decret Ludwig XVIII. auf 8 Regimenter Fußartillerie zu 16 Compagnien, 4 Regimenter reitende zu 6 Compagnien, 12 Compagnien Handwerker, 1 Compagnie Feuerwerker und 109 Compagnien Strandartillerie gesetzt ward. Während des Krieges gegen Frankreich war die preuß. Artillerie 21,000 M. stark, in 9 Brigaden getheilt, jede aus 3 reitenden und 12 Fußcompagnien bestehend, die aber im Frieden nur 2160 Bombardiere und 10,368 Kanoniere enthalten. Die russ. Artillerie ist in schwere, leichte und reitende getheilt; bei der erstern besteht eine Compagnie aus 293, bei der zweiten aus 213, und bei der dritten aus 284 M., weil hier, wie bei der preuß. Artillerie, dazu bestimmte Kanoniere das Geschütz fahren.

Das Geschütz mit den verschiedenen dazu gehörigen Wagen, Geräthschaften, Pferden, Fuhrleuten u. s. w. wird unter dem Namen des Artillerietrains begriffen. Die Franzosen und Sachsen belegen jedoch blos die in Bataillons getheilten Knechte nebst den Zugpferden mit diesem Namen und unterscheiden das Geschütz und die Wagen (équipage d'artillerie) davon. Der Ort, wo das Geschütz nebst der Munition und anderm Kriegsgeräthe im Frieden aufbewahrt wird, heißt der Artilleriedepot; im Felde und bei Belagerungen aber der Artilleriepark, wo in erster Linie die Geschütze aufgeprotzt, hinter ihnen die zugehörigen Munitionswagen, und alsdann die übrigen Wagen und Karren stehen. Neben dem Park lagert die Artilleriemannschaft; hinterwärts aber die Handwerker, wo die Feldschmiede immer in gehöriger Weite von den Munitionswagen aufgestellt werden muß. Bei einer Belagerung muß der Artilleriepark zwar in der Nähe der Angriffsseite, doch möglichst durch die Beschaffenheit des Terrains gegen die Festung gedeckt liegen, mit bequemen Ausgängen gegen den Anfang der Laufgräben, wohin die Wege für das Geschütz gehörig gebessert und vorgerichtet sein müssen, um es durch dazu commandirte Soldaten nach den Batterien bringen zu lassen, weil der Transport mit Pferden nach der Erfahrung mancherlei Nachtheile hat. Die schweren Kanonen und Mörser liegen auf ihren Sattelwagen, auch wol die erstern auf ihren Laffeten, wenn sie auf denselben fortgebracht werden können. Das nöthige Geräthe, Ladezeug, Hebebäume u. s. w., sowie das Schanzzeug ist in Haufen abgesondert, zur leichtern Vertheilung an die Arbeiter; einige leichte Geschütze auf ihren Protzwagen mit der erfoderlichen Munition stehen auf einem Flügel des Parks zum Gebrauch gegen die Ausfälle in Bereitschaft. Das Pulver wird in eigens dazu erbauten Brethütten untergebracht, abgesondert von den Kunstfeuern und Bomben, für die andere, ähnliche Hütten bestimmt sind. Sie liegen alle mehre hundert Schritte hinterwärts des Parks, nach einer andern Seite als die verschiedenen Werkstätten der Schmiede und Schlosser, auch genugsam entfernt von vorhandenen Wohnplätzen, wo zufällige Feuersbrünste leicht gefährliche Folgen haben könnten.

Als Inbegriff der für den Artilleristen nöthigen, unentbehrlichen Wissenschaften zerfällt die Artillerie oder Geschützkunst in zwei scharf abgeschiedene Theile: 1) die Vorkenntnisse und Hülfswissenschaften, und 2) die eigentliche Geschützkunst. Unter den Vorkenntnissen steht die analytische Rechnenkunst oben an, die bei allen Zweigen der reinen und angewandten Mathematik zu Führung der Beweise und zu Erforschung der Resultate zu Hülfe kommen muß. Neben den geometrischen und trigonometrischen Lehren, dem Aufnehmen und Zeichnen bedarf der Artillerist besonders der Mechanik und Hydrostatik, wegen der ihm unentbehrlichen Lastenbewegung. Die allgemeinen Kenntnisse der Naturlehre und Chemie

dürfen ihm nicht fremd sein; er kann ohne sie die Bildung und die Kraftäußerungen des elastischen Pulvergases weder begreifen noch erklären, und schon die alten Büchsenmeister hielten Kenntniß der Aufbereitung und Zusammensetzung der Metalle, und ihrer Anwendung zum Gießen des Geschützes und der Projectilen für unentbehrlich. Sie ist es um so mehr, als dem Offizier gewöhnlich die Aufsicht über diese metallurgischen Operationen, stets aber die genaue Untersuchung derselben durch Probiren aufgetragen wird. Zur Geschützkunst selbst gehört dagegen: 1) die Zusammensetzung und Verfertigung des Pulvers; 2) das Verfahren bei dem Probiren der Geschütze und der Munition; 3) die Bestimmung und zweckmäßige Einrichtung der Laffeten, Mörser-, Munitions- und anderer Wagen; 4) die zur Lastenbewegung dienenden Maschinen- und Hülfsmittel; 5) die Verfertigung der Kunstfeuer, mit Einschluß der Geschützladungen, dem verschiedenen Zweck angemessen; 6) die Bedienung des Geschützes im Felde und auf Batterien, besonders die Richtung desselben nach Verhältniß der Entfernungen und der Gebrauch des Aufsatzes in Beziehung auf die Schußweiten und Aufschläge; 7) das praktische Bombenwerfen, mit möglichster Präcision und Geschwindigkeit; 8) die Ausrüstung der Artillerie zum Feldgebrauch sowol, als zum Angriff und zur Vertheidigung der Festungen; hierzu gehören: a) die allgemeinen Grundsätze der Kriegsbaukunst, b) des Angriffs, c) der Vertheidigung der Festungen, und d) die Feldverschanzungskunst; 9) der Batteriebau; 10) die Aufstellung der Geschütze und die Manoeuvres derselben zum Gefecht, je nachdem es reitende oder Fußartillerie ist; 11) die Aufbewahrung der Geschütze mit allem Zubehör in den Zeughäusern, nebst der innern Einrichtung der Pulvermagazine; endlich 12) die Kenntniß, Wartung und das Anschirren der Trainpferde. Vgl. Morla's „Lehrbuch der Artilleriewissenschaften", übersetzt von Hoyer (3 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1821—24); Scharnhorst's „Handbuch der Artillerie" (2 Bde., Lpz. 1804—6; neue Aufl., Bd. 1, 1815); Hoyer's „Wörterbuch der Artillerie" (3 Bde., Tüb. 1804—31); Rouvroy's „Vorlesungen über die Artillerie" (3 Bde., 2. Aufl., Dresd. 1821—25), und von Decker's „Artillerie für alle Waffen" (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1828).

Um die Artilleristen in den zu ihrem Fache gehörigen Wissenschaften zu unterrichten, dienen besondere Artillerieschulen, zu Anfange des 16. Jahrh. zuerst von den Venezianern errichtet, wo die angehenden Artilleristen die Rechnenkunst, die Geometrie, das Nivelliren, das Zeichnen geometrischer Figuren, der Geschütze und der Festungswerke, die Verfertigung der Ladeschaufeln nach Verhältniß der Stärke der Geschützladungen, das Vergleichen der Geschütze, den Gebrauch der Instrumente zum Richten, das Probiren der neu gegossenen Geschütze, die Verfertigung der Kunstfeuer, den Batteriebau, die Ausrüstung der Artillerie und die Anlegung der Minen erlernten, besonders aber im Zielschießen mit den verschiedenen Arten Geschütz geübt wurden. Karl V. errichtete nach dem Muster dieser Schulen ähnliche zu Burgos in Spanien und in Sicilien, doch blieb in Deutschland noch immer der alte Brauch, die Artillerie als Kunst für Geld zu lehren und zu treiben, wo besonders die Feuerwerkerei hervorgehoben und selbst von Fürsten zu ihrem Zeitvertreib ausgeübt ward. In Frankreich ward 1675 zu Montessen unweit Paris eine Übungsschule im Schießen und Werfen gestiftet, aus welcher 1679 eine wirkliche theoretische Artillerieschule zu Douay hervorging, an die sich 1721 andere ähnliche Schulen in allen Artilleriegarnisonen, Strasburg, Grenoble, Perpignan, Lafère und Metz schlossen. Aus ihnen wurden die fähigsten Schüler in die Artillerieschule zu Papaume versetzt, in derselben 24 Eleven unterrichtet, und wenn sie beim Examen gut bestanden, bei der Artillerie als Offiziers angestellt. Späterhin wurden die Zöglinge der polytechnischen Schule besonders für die Artillerie bestimmt und theoretisch in den nöthigen Wissenschaften unterrichtet, ihre Bildung aber nachher in den praktischen Schulen bei den Artillerieregimentern vollendet. Sachsen bekam schon 1766 eine Artillerieschule mit einem Stabs-

offizier und 4 Artillerieoffizieren als Lehrern, zum Unterricht in der theoretischen und praktischen Artillerie. Gleichzeitig entstanden in Östreich, Spanien, Preußen und allen Staaten ähnliche Institute für den Unterricht der Artilleristen, zum Theil in Verbindung mit den Ingenieurs, wodurch allerdings Ersparniß des Aufwandes, doch auch leicht Verringerung der speciellen Ausbildung in jedem der beiden besondern Fächer erzeugt werden kann.

Artischocke (Cynara), eine im südl. Europa wild wachsende, wahrscheinlich aus Asien stammende Pflanzengattung. Sie ist der Gestalt nach distelähnlich, der bauchige Kelch besteht aus fleischigen, ausgeschnittenen, in eine Spitze auslaufenden Schuppen, die dachziegelartig übereinanderliegen; die Blümchen sind einander gleich, und die Samen länglich viereckig, mit platt aufsitzender Haarkrone. Von der gemeinen Artischocke (C. scolymus), mit theils gefiederten, theils ungetheilten, ziemlich stacheligen Blättern, eirunden Kelchschuppen und blauer oder weißer Blüte, kennt man drei Spielarten: die große engl., die stachelige und die glatte Artischocke, welche alle, vornehmlich aber die letztere, in unsern Gärten als ein gesundes und wohlschmeckendes Gemüse gezogen werden. Der eigentlich eßbare Theil ist der dicke fleischige Blumenboden. Der Eiweiß- und Zuckerstoff der Pflanze macht sie sehr nahrhaft, besonders für Kranke, und ihr flüchtiges Princip befördert ihre Verdaulichkeit.

Artus oder **Arthur**, Fürst der Siluren im 6. Jahrh., ein altbrit. Nationalheld, dessen Name in der Ritterpoesie glänzt. Nach Gottfried von Monmouth, der wahrscheinlich aus Wistace's Reimchronik schöpfte, war er der Sohn der Fürstin Ingarna von Cornwall, gezeugt im Ehebruch mit Uther, dem Oberfeldherrn der Briten. Er folgte 516 seinem Vater in der Feldherrnwürde und verrichtete gegen die Sachsen, Scoten und Picten jene glänzenden Heldenthaten, die ihn berühmt gemacht haben. Er vermählte sich mit der vielbesungenen Ginevra, aus dem Hause der Herzoge von Cornwallis, stiftete den berühmten Ritterorden der **Tafelrunde** (s. d.) und herrschte, von einem glänzenden Hofe umgeben, zwölf Jahre in Frieden. Darauf lassen ihn die Dichter Dänemark, Norwegen und Frankreich erobern, die span. Riesen erschlagen und nach Rom ziehen, von dort aber, wegen der Treulosigkeit seines Neffen Modred und seiner Gemahlin, zurückeilen, die Aufrührer besiegen, aber an seinen Wunden 542 auf der Insel Avalon, wo man unter König Heinrich II. sein Grab gefunden haben will, sterben. Hume hält die Sage für historisch begründet. — **Arthur's-Sitz** (Arthur's seat), ein Berg bei Edinburg, von welchem A. nach der Sage das Land überschaut hat, ehe er die Sachsen in der Nähe schlug. Auf dem 700 Fuß hohen Gipfel öffnet sich eine herrliche Aussicht über den angebautesten Theil Schottlands.

Arundelianischer Marmor, s. **Marmorchronik**.

Arzneikunde, 1) die Summe von Kenntnissen, deren der Arzt bedarf, um Krankheiten ihrem Entstehen, Verlaufe und Ausgange nach richtig zu erkennen, von andern zu unterscheiden und zu behandeln, um sie zu heilen oder doch zu lindern; 2) im engern Sinne die Kenntnisse der Arzneien und ihre Anwendung auf den kranken Körper. (S. **Medicin**.)

Arzt ist Derjenige, welcher im Besitz aller zur Erhaltung der Gesundheit, und Abwehrung oder Erkenntniß und Heilung der Krankheit gehörigen Wissenschaften ist, und die Kunstfertigkeit erworben hat sie anzuwenden. Der Besitz der Heilwissenschaft allein macht den theoretischen, der Übergang des Wissens in wirkliches Heilen, oder doch das Streben nach diesem Ziele den praktischen Arzt. Der wahre Arzt in diesem Sinne muß also nicht blos im Besitze der Heilwissenschaft, sondern auch der Heilkunst sein. Beide stehen in gleichem Verhältniß, wie Wissenschaft und Kunst (im höhern Sinne) überhaupt. Wissenschaft erzeugt und leitet die Idee, Kunst sucht diese in der Wirklichkeit darzustellen. Die Kunst muß da, wo die Wissenschaft nur allgemeine Gesetze angibt, die Regeln für den bestimmten Fall

selbst erfinden, vorzüglich in den Fällen, wo der Verstand nicht nach einfachen und ganz bestimmten Grundsätzen, sondern nach vielen zusammengesetzten und veränderlichen Umständen schließen, wo er sich statt der Gewißheit oft mit Wahrscheinlichkeit begnügen muß. Die Kunst beruht demnach auf Genie, als dem höchsten Grade selbstschaffender Geistesthätigkeit überhaupt, oder dem harmonischen Verein von vorzüglichem Verstand und thätiger Einbildungskraft, als Schöpferin neuer Ideen. Gegenstand der Heilkunst ist der Mensch als lebendes geistiges Wesen, und welche unendliche Mannichfaltigkeit beut die Individualität der Menschen dar, welche Verschiedenheit im Stande der Gesundheit, welche Abweichungen von diesem Stande, durch Alter, Geschlecht, äußere Einflüsse, innere Geistesbewegungen bestimmt! Hier gibt die Wissenschaft dem Verstande nur wenige bestimmte, aber desto mehr schwankende, bedingte, zusammengesetzte Grundsätze; in vollem Maße muß die Kraft, aus dem gegebenen Bekannten das Verborgene zu finden, die Grade der Wahrscheinlichkeit zu messen und schnell das Richtige zu bestimmen, hervortreten. Die Heilkunst erfodert also ebensowol Genie als die Kunst überhaupt, und zwar in vorzüglichem Grade, weil das Feld der Wissenschaft hier schon so groß, der Spielraum der Kunst aber unermeßlich ist. Die Anlage zum Arzt beruht aber nicht sowol auf Genie im gewöhnlichen Sinne und auf einer vorwaltenden besondern Geistesfähigkeit, sondern vielmehr auf jener Vereinigung geistiger Kräfte, welche man mit dem Namen ärztliches Talent bezeichnet, und welches ebenso Naturgabe sein muß, wie das Talent zu jeder andern Kunst. Deshalb kann ein guter Kopf zwar die Arzneiwissenschaft erlernen, ist aber deswegen noch nicht zur ärztlichen Kunst befähigt, wenn ihm jenes Talent abgeht. Was die Ausbildung des Arztes betrifft, so bezieht sie sich auf Erlernung der Wissenschaft und Übung der Kunst. Die erstere erfodert die Aneignung aller zur Medicin (s. d.) gehörigen Kenntnisse. Kein Theil der Arzneikunde und keine ihrer Hülfswissenschaften darf davon ausgeschlossen werden, wenn nicht eine Lücke in der Ausbildung des Arztes entstehen soll. Man hat darüber gestritten, ob die Chirurgie von der Medicin getrennt bleiben oder mit ihr vereinigt werden soll. Es leidet aber keinen Zweifel, daß in der theoretischen Bildung des Arztes die Chirurgie nicht fehlen darf, obgleich die Ausübung oft getrennt ist und bleiben wird. Die Kunstbildung beruht, wie oben gezeigt wurde, auf natürlicher Anlage. Wo diese fehlt, da findet nie die Kunst sich ein. Das Genie des Arztes ist das Band, welches die Wissenschaft mit der Natur vereinigt; es ist der Lichtstrahl, welcher ihm in der Dunkelheit das Verborgene offenbart, und ihn schnell begreifen läßt, was aus der Fülle der Wissenschaft auf die Mannichfaltigkeit der einzelnen Fälle paßt. Genie kann nicht erworben, aber es kann geschärft werden durch öftere Anwendung der Wissenschaft auf besondere Krankheitsfälle, durch Vergleichung der Ähnlichkeit derselben und Unterscheidung ihrer innern Verschiedenheiten, durch Übung im Auffinden des richtigen Mittels gegen jeden derselben, und in Unterscheidung der Grade der Wahrscheinlichkeit, wodurch endlich die Kunstfertigkeit entsteht. Die nothwendigsten körperlichen, geistigen und moralischen Eigenschaften des wahren Arztes sind regelmäßige Bildung des Körpers, indem auffallende Misbildung einen unangenehmen Eindruck macht; Gesundheit, insofern sie auf die Wirksamkeit des Geistes und auf die Stimmung des Gemüths unbezweifelten Einfluß hat und dem Arzte die unvermeidlichen Beschwerden seines Berufes und die schädlichen Einflüsse, denen er mehr als jeder Andere ausgesetzt ist, überwinden hilft; Stärke der Sinne, zur schnellen Auffassung aller auf den Kranken sich beziehenden, sinnlich wahrnehmbaren Umstände. Unter den geistigen Eigenschaften sind vorzüglich Scharfsinn, Einbildungskraft, Gegenwart des Geistes, Beobachtungsgabe und Selbstdenken erfoderlich. Unter den moralischen Eigenschaften sind die vornehmsten: Religiosität, als zum Vertrauen des Kranken, zur Bewahrung des Pflichtgefühls und zur Erhebung des Muthes bei den das Gefühl bestürmenden widrigen Erfahrungen

unerlaßlich nothwendig; Geduld in Ertragung der Mühseligkeiten des ärztlichen Berufs und der Schwächen der Kranken, und nöthig zur Bewahrung einer gleichmüthigen Stimmung; Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in sinnlichen Genüssen, um jederzeit den Pflichten des ärztlichen Berufs genügen zu können; Verschwiegenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit. Die Pflichten des Arztes fließen aus den Begriffen des Zwecks und des Gegenstandes seiner Thätigkeit. Die kostbarsten der irdischen Güter übergibt ihm der Mensch: er hofft von ihm Erhaltung des Lebens und Wiederherstellung der Gesundheit. Der Arzt muß daher die Höhe des jedesmaligen Standpunkts der Arzneikunde zu erreichen streben, also beständig fortstudiren, mit den Beobachtungen und Belehrungen anderer Ärzte und mit den Bereicherungen der stets fortschreitenden Wissenschaft und Kunst sich bekannt machen, er muß treu und sorgfältig in Ausübung seines Berufs sein, er muß über Das, was der Kranke ihm anvertraut, was er von häuslichen Verhältnissen desselben sieht, Verschwiegenheit beobachten. Das Verhältniß des Arztes zum Publicum und zum Staate läßt sich gleichfalls aus dem Zwecke der Heilkunst ableiten. Das Publicum erwartet von dem Arzte Erhaltung oder Wiederherstellung der Gesundheit. Vor dem Arzte gilt kein Ansehen der Person; alle Menschen sind ihm gleich. Als Kranke können sie nur insoweit Rücksicht auf äußere Verhältnisse verlangen, als solche auf den Heilzweck Einfluß haben. Der Arzt, welcher sich von den äußern Verhältnissen des Kranken, von eigennützigen Rücksichten bestimmen läßt, verkennt seine Würde. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen den Arzt ist größer als bei jedem andern Künstler. Der Arzt muß für das Publicum arbeiten, er muß diese Arbeit zu jeder Zeit, sobald es die Noth erfodert, selbst unter Umständen, die ihm unangenehm, beschwerlich, die oft sogar gefahrvoll für ihn sind, übernehmen; er muß, um das Leben und die Gesundheit Anderer zu erhalten, seine Ruhe und seinen Lebensgenuß, ja seine eigne Gesundheit und sein Leben wagen. Halbwisser und Witzlinge beschuldigen gern die Arzneikunde überhaupt der Unsicherheit, weil sie die natürlichen Grenzen derselben nicht kennen. Was von Natur unheilbar ist, vermag kein Arzt zu heilen, was Alter allmälig herbeiführt, kann Krankheit schnell herbeiführen. Ob die Natur oder der Arzt die Krankheit geheilt habe, kann Derjenige freilich nicht einsehen, der weder die Kräfte der Natur, die Art und die Grenzen ihrer Wirksamkeit in Krankheiten, noch die Wirkung der Arzneimittel kennt, daher er lieber dem Zufall zuschreibt, was eine Wirkung der Arzneimittel ist. — Der Arzt steht gegen den Staat im Verhältnisse eines der ersten Staatsdiener. Diese Würde kommt ihm zu sowol wegen der Summe von Kenntnissen, die ihm nöthig sind, wegen der Wichtigkeit seiner Verpflichtungen, als auch wegen der Nothwendigkeit seiner Kunst. Der Staat wird nur erhalten durch gesunde Bürger. Es erfodert daher das erste Interesse des Staats, für die Gesundheit seiner Mitglieder zu sorgen. Darum liegt ihm ob, für die Ausbildung echter Ärzte Sorge zu tragen, die Unwürdigen von Ausübung der Arzneikunst abzuhalten, also auf die hinlängliche Prüfung der Ärzte, auf die Fortschritte derselben zu sehen, die Entweihung der Kunst von Pfuschern aller Art zu verhüten, für die Sicherung des Lebensunterhalts der Ärzte, für die Erhaltung ihrer Würde im Staate, ihrer Rechte und für ihre Belohnung zu wachen. Doch wird hier das Verhältniß zum Staate, wie es sein sollte, angenommen, obgleich die Erfahrung in vielen Ländern das Gegentheil zeigt, und theils Unkenntniß diesen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung vernachlässigt, theils Selbstsucht und kleinliche Rücksichten dem Arzte die Würde schmälern, die ihm als Staatsdiener zukommt. Vgl. Frank's „Anleitung zur Kenntniß und Wahl der Ärzte" (Wien 1800) und Henning, „Von den Pflichten der Kranken gegen die Ärzte" (Lpz. 1791).

As, in der Musik die neunte Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter von c an gerechnet, wenn sie zu f die kleine Terze macht; ist sie die große Terz zu e oder die Quinte zu cis, so wird sie gis genannt. **As-dur**, s. A. **Durch As wird**

1) ein Apothekerpfund (s. **Apotheke**); 2) ein Dukatengewicht (s. **Maße und Gewichte**); 3) eine altröm. Münze, die in den verschiedenen Zeiten einen sehr verschiedenen Werth hatte, bezeichnet.

Asbest, eine Fossiliengattung von grünlicher und graulicher Farbe, welche gewöhnlich in langen Fasern, in schmalen, den Serpentin durchsetzenden Gangtrümmern, besonders in Savoyen, Piemont, Tirol, Salzburg, auf Corsica, Cypern, Kandia, in Ungarn, am Ural, zu Reichenstein in Schlesien und bei Zöblitz in Sachsen vorkommt. Es ist sehr weich, biegsam und leicht. Gewöhnlich unterscheidet man folgende vier Arten des Asbest: Bergkork, Amiant, gemeinen Asbest und Bergholz. Aus Amiant fertigten die Alten die unverbrennliche Leinwand. Zu dem Ende wurde der Asbest in warmem Wasser eingeweicht, mit den Händen und mit scharfen Kämmen durchgearbeitet, darauf die Fäden durch eine Spindel vereinigt und auf die gewöhnliche Weise gewebt. In solche Leinwand wurden bei den Alten die Todten eingewickelt, damit sich beim Verbrennen die Überreste ihres Körpers nicht mit der Holzasche vermischten. Tischzeug aus Asbest hatte auch Kaiser Karl V.; allein es gehörte zu den Kostbarkeiten. Zur Belustigung seiner Gäste warf er es bisweilen nach aufgehobener Tafel ins Kaminfeuer. In neuern Zeiten hat man aus Asbest auch Lampendochte und Papier gefertigt, und auf Corsica soll man denselben unter den Töpferthon kneten, wodurch die Gefäße weniger brüchig werden. Ob die in der neuesten Zeit wieder in Vorschlag gebrachten, gegen das Feuer schützenden Gewänder aus Asbest dem Zwecke entsprechen, ist noch nicht hinlänglich bestätigt.

Ascanius, des Äneas und der Kreusa Sohn, verließ an der Hand seines Vaters das brennende Troja (s. **Äneas**) und kam mit ihm nach Italien, wo dieser mit Lavinia, der Tochter des Königs Latinus, sich vermählte und der Erbe seines Reiches ward. A. tödtete hier aus Unvorsichtigkeit einen den Kindern des Tyrrhenus gehörigen Hirsch, und verwickelte dadurch seinen Vater in einen Krieg, der diesem das Leben kostete. A. übernahm hierauf die Regierung. Als aber bald nach des Vaters Tode Lavinia von einem Sohne entbunden ward und aus Furcht vor A. in die Wälder floh, ließ er sie zurückführen, übergab ihr freiwillig das väterliche Reich und ging mit seinen Anhängern tiefer in das Land, wo er die Stadt Albalonga erbaute und ein eignes Reich stiftete, welches jedoch nach seinem Tode mit dem lat., das der Lavinia Sohn Sylvius beherrschte, vereinigt ward.

Ascendenten, aufsteigende Linie, s. **Absteigende Linie**.

Ascension, s. **Aufsteigung**.

Ascension, Himmelfahrtsinsel, nacktes Felseneiland im atlant. Meere, hat einen Umfang von sechs Meilen und einen trefflichen Hafen, der die Ostindienfahrer und Wallfischfänger aufnimmt. Das Ganze ist ein ausgebrannter Vulkan und gewährt einen furchtbaren Anblick, da es fast ganz mit Lava bedeckt ist. Fische, Seegeflügel und Turteltauben sind daselbst im Überfluß, aber an Quellwasser fehlt es gänzlich. Ein magerer Pflanzenwuchs findet sich nur südöstl. auf einer Anhöhe, doch reicht er kaum für einige Ziegen hin, welche sich sonst hier aufhielten. In einer Felsenspalte hat man ein sogenanntes Seepostamt angelegt, wo versiegelte Flaschen mit Briefen für Schiffe niedergelegt werden, die hier anlanden und in entgegengesetzter Richtung weiter segeln. Ehemals gehörte diese Insel den Portugiesen, welche sie 1501 entdeckt hatten; allein 1816 ließen sich hier einige engl. Familien von St.-Helena nieder, weil ihnen Napoleon's dortiger Aufenthalt unangenehm war. A. wurde hierauf von der brit. Regierung militairisch besetzt, und die 200 Mann starke Besatzung mit allem Nöthigen vom Cap her durch 60 Transportschiffe versorgt. Man legte eine Straße an, baute eine Schanze, und die Regierung hat 1821 beschlossen, diesen Militairposten auch ferner zu unterhalten.

Asceten, **Ascesis**, **Ascetik**, Namen, welche in der christlichen Kirche

seit dem 2. Jahrh. gangbar gewesen sind, denen aber einige Unbestimmtheit anhing. Das Wort war zugleich aus der griech. Lebens- und Schulsprache herübergekommen. In dieser bezeichnete Ascesis vornehmlich alles Das, worin sich Diejenigen, welche in Kampfspielen auftreten wollten, vorbereiteten, ziemlich gleichbedeutend mit der Gymnasie, worunter man die Übung, die Kraft und Fertigkeit selbst verstand. In der Sprache der philosophischen Schulen aber, vornehmlich unter den Stoikern, bedeutete Ascesis die Übung des Guten, um zur Fertigkeit, d. h. zur Tugend, zu gelangen. In der ersten Bedeutung wendete man in der alten Kirche das Wort auf das sittliche Leben an. Das Bild vom Kampfe der Tugend und des Lebens, in welches diese Bedeutung fiel, war von den heiligen Schriftstellern oft gebraucht worden, besonders von Paulus; dieser hatte auch 1 Tim. 4, 8 schon den ganzen Begriff einer solchen Ascesis zum Kampfe angewendet. Die uralten, auch von den Christen angenommenen Begriffe von der Enthaltung, aus denen sich dann das Mönchsleben entwickelte, weshalb die Mönche oft schlechthin Asceten genannt wurden, bildeten sich nun unter dem Namen der Ascesis so aus, daß, wie man drei Feinde der Tugend, nämlich Satan, Welt und Fleisch, anzunehmen gewohnt war, jene entsagende Bereitung für sie, als Gebet, Weltentsagung und Kasteiung aufgefaßt und geübt wurde. Oft aber wurde auch mit diesem Worte und dem entsprechenden exercitium spirituale vorzugsweise das Gebet bezeichnet. Die Protestanten thaten dies gewöhnlich ausschließlich; daher der noch bestehende Sprachgebrauch in den Namen, Ascetik und ascetische Schriften, für Erbauung, erbaulich. Endlich wurde unter dem Namen Ascetik in neuerer Zeit, besonders nach Reinhard's Vorgange, mehr in der zweiten oben erwähnten Bedeutung des Wortes, ein Theil der christlichen Sittenlehre, welcher von der Tugendübung oder den Mitteln handelt, die Hindernisse der Tugend zu entfernen und sich in der Pflichterfüllung zu befestigen, verstanden.

Aschaffenburg, das von den Römern angelegte Asciburgum, gehörte zur decumatischen Landschaft, in welche die Römer gall. Ansiedler versetzten. Jetzt ist A. ein Landgericht und eine Stadt im bair. Untermainkreise mit 7000 katholischen und etwa 200 protestantischen Einw., am Main und Aschaff, auf dem südwestl. Abhange des Spessarts. Es gehörte vormals mit seinem Gebiete zu Kurmainz und war der Jagdaufenthalt des Kurfürsten von Mainz, in einer so schönen Gegend und mit einem so schönen Schlosse, daß Gustav Adolf von Schweden, der es bei seinem Zuge nach dem Rhein in Besitz nahm, sich wünschte, solches mit der Aussicht nach Schweden an den Mälarsee zaubern zu können. Doch nahm er die Stiftsbibliothek und die des Capucinerklosters, sowie das alte Stadtarchiv mit sich nach Schweden, wo die Kisten noch vor einigen Jahren unausgepackt standen. Das im Viereck angelegte Schloß mit einem großen engl. Garten hat herrliche Aussicht in das Bachgau, in das Großherzogthum Hessen und den Main hinab nach Frankfurt. Von 1803—14 war es der Sommersitz des Fürsten Primas, nachherigen Großherzogs von Frankfurt. Den ehemaligen Kurfürsten verdankt A. sein reich ausgestattetes Hospital, dem Großherzoge von Dalberg das Forstlehrinstitut, welches am Ende 1832 aufgehoben und verlegt worden ist, der bair. Regierung, daß es jetzt Sitz eines Landgerichts, eines Rentamts, eines Kreisgerichts und eines Policeicommissariats ist, der gemeinschaftlichen Fürsorge seiner vormaligen geistlichen Regierung und der jetzigen bair. ein Lyceum und ein Gymnasium, ein Institut der englischen Fräulein für die Erziehung der weiblichen Jugend, ein phelloplastisches Cabinet, eine Zeichnen- und Modellirschule, eine Bibliothek mit einer großen Bibelsammlung, vielen Handschriften und Kupferstichen, und eine Gemäldesammlung. Der Fonds des geistlichen Seminariums wurde zu dem bischöflichen Seminar in Würzburg gezogen. Das ehemalige Collegiatstift A. ward im 9. Jahrh. gestiftet. In der Kirche sind das Denkmal des vorletzten Kurfürsten von Mainz und viele andere Grabmäler merkwürdig. Das ehemalige **Fürstenthum A.**, das von

der Hauptstadt desselben den Namen erhielt, entstand aus dem Vicedomamte A. und verschiedenen ehemals mainzischen Ämtern, aus dem Amte Orb und dem würzburgischen Amte Aura im Sinngrunde. Der größte Theil des Spessarts und Odenwalds liegen im Fürstenthume, und sie wurden militairisch merkwürdig, als der Freiherr Albini wider die am Main vordringenden Franzosen den Bauernaufstand im Landsturme mit Erfolg organisirte. Die Gegend umher ist reich an Fossilien. Das Fürstenthum A. fiel nach Auflösung des Kurfürstenthums Mainz dem Kurerzkanzler und Erzbischof, Karl von Dalberg, zu und gehörte seit 1806 zu dessen Großherzogthum Frankfurt. Im J. 1814 erhielt es Baiern als einen Theil der Entschädigungen für die Landstriche am Inn, in Salzburg und für Tirol, welche es an Östreich abgetreten hatte.

Asche, der feuerbeständige, mehr oder weniger weißliche oder weißgraue Rückstand, der nach dem völligen Verbrennen organischer Körper übrig bleibt und nicht mehr geschickt ist, das Feuer zu unterhalten. Die Bestandtheile der Asche sind, besonders in Hinsicht auf Zusammensetzung und Gehalt, nach den verschiedenen Körpern, aus denen sie herrührt, verschieden. Die Pflanzenasche besteht vornehmlich aus erdigen und salzigen Theilen, welche letztere man durch das Auslaugen absondern kann und vegetabilisches oder Pflanzenalkali nennt. Je fester und dichter gewebt eine Holzart ist, um so mehr Alkali gibt sie; manche Kräuter geben jedoch mehr als die Bäume, und das ästige Farrnkraut gibt am meisten. Je trockener die Gewächse geworden, desto weniger liefern sie. Das Pflanzenalkali führt immer Kohlensäure bei sich. Es ist daher um so ätzender, je größer die Hitze war, in welcher die Asche entstand, und je anhaltender und stärker die Verkalkung des Alkalis geschah. Völlig reinigen von allen fremdartigen Substanzen kann man es nur durch Krystallisation. (S. Pottasche.) Die beste im Handel vorkommende Pflanzenasche, Barilla, wird aus Valencia und Alicante eingeführt. Von ganz anderer Beschaffenheit ist die thierische Asche, besonders die aus Knochen gewonnene. Ihr bleibt ein gewisser innerer Zusammenhang; sie enthält keine Salztheile, sondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure, die den Namen Phosphorsäure führt. Seifensieder, Bleicher u. s. w. verbrauchen die Holzasche in Menge. Auch ist sie ein treffliches Düngungsmittel.

Äsche, eine in die Gattung der Lachse und Forellen gehörige Fischart des süßen Wassers, die in Deutschland, in der Schweiz u. s. w. einheimisch ist, von bräunlicher Farbe mit dunkeln Streifen und schwarzen, auch zuweilen rothen Punkten. Wegen ihres vortrefflichen Fleisches war sie schon in ältern Zeiten geschätzt und deshalb zu den Regalien geschlagen worden. Bei einer fürstlichen Hochzeit in Stuttgart 1609 wurden, die andern Fische ungerechnet, 3395 Stück verzehrt.

Aschenkrug, s. Urne.

Aschermittwoch oder **Aschertag**, der erste Tag der vierzigtägigen oder großen Fasten, welche die röm. Kirche kurz vor Ostern hält, deshalb auch caput jejunii genannt. Er hat seinen Namen von dem an diesem Tage in der katholischen Kirche gewöhnlichen Bestreuen des Hauptes mit Asche, welches an die Buße im Staub und in der Asche erinnern soll. Eine besondere Gewohnheit fand ehedem in Halberstadt an diesem Tage statt. Man führte einen Mann, der durch seine Lebensweise in üblem Rufe stand, mit Lumpen behangen in die Kirche und stieß ihn nach beendeter Messe wiederum heraus. Nun mußte er die ganze Fastenzeit hindurch bis zum grünen Donnerstage, wo er wieder in die Kirche aufgenommen wurde, barfuß gehen. Nach seiner Wiederaufnahme erhielt er den Namen Adam.

Äschines, der Philosoph, zum Unterschied der Sokratiker genannt, ein Athener und Schüler des Sokrates. Seine Armuth nöthigte ihn, für Geld zu unterrichten und gerichtliche Reden zu halten. Er lebte eine Zeit lang zu Syrakus am Hofe des Dionysios. Sieben seiner Dialoge über philosophische Gegenstände,

die das Alterthum erwähnt, sind verloren gegangen, drei noch vorhandene aber, die man ihm zuschrieb, „Von der Tugend", „Vom Reichthum" und „Vom Tode", hat die neuere Kritik für unecht erklärt. Die sorgfältigsten Ausgaben besorgten Fischer (Lpz. 1753, 4. Ausg. 1788) und Böckh (Heidelb. 1810). — Ein anderer Äschines, der Akademiker genannt, von Neapolis, Schüler des Karneades, lebte zu Ende des 2. Jahrh. v. Chr.

Äschines, der Redner, geb. zu Athen 393 v. Chr., Sohn eines geringen Mannes, der eine Schule hielt, und einer übel berüchtigten Mutter. Seine Jugend verbrachte er in niedrigen Lohndiensten. Später als Schreiber bei den einflußreichen Volksrednern Aristophon und Eubulos angestellt, eine Zeit lang auch tragischer Schauspieler, erlangte er solche Kenntniß der öffentlichen Geschäfte und bildete zugleich so die äußern Erfodernisse der Beredtsamkeit aus, daß er 33 Jahre alt als Staatsredner auftreten konnte. Er focht in der Schlacht von Mantinea gegen die Thebaner, und in dem Feldzuge gegen Euböa unter Phocion. Sein öffentlicher Einfluß begann durch Athens Stellung gegen Philipp von Macedonien. Er wurde in den Peloponnes geschickt, Bundesgenossen gegen den König zu gewinnen, und sprach zu Megalopolis in der Versammlung der Arkadier. Dann war er mit Demosthenes und Philokrates bei der Gesandtschaft, die wegen einer friedlichen Ausgleichung an Philipp nach Larissa geschickt wurde. Hier wurde er und Philokrates vom König gewonnen. Bei einer zweiten Gesandtschaft an den König, dem der Eid auf den abgeschlossenen Frieden abgenommen werden sollte, reiste er so langsam, daß jener seine kriegerischen Unternehmungen, die man hatte verhindern wollen, vor dem förmlichen Friedensabschluß vollenden konnte. Demosthenes und Timarchos klagten ihn des Hochverraths an; aber den Letztern besiegte er in einer eignen Anklage, und den Demosthenes brachte er um den heilsamen Einfluß auf die Rettung des Staats. Von jetzt an standen diese beiden Redner an der Spitze der Parteien für und gegen Philipp. Im J. 343 erhob Demosthenes gegen Ä. die öffentliche Anklage wegen Verraths bei der zweiten Gesandtschaft, und Ä. führte selbst seine Vertheidigung. Der Gefahr glücklich entkommen, hörte er nicht auf, gegen Demosthenes' Widerstand für Philipp zu wirken, bis die Schlacht von Chäronea 338 Athen und Theben den Macedoniern unterwarf. Jetzt in Antipater's Solde suchte er in der Rede gegen den Ktesiphon dem Demosthenes die goldene Krone zu rauben, die ihm auf jenes Antrag für seine Verdienste um das Vaterland zuerkannt worden war. Ä. unterlag, und da er die Geldbuße für unbegründete Anklage nicht bezahlen konnte, verließ er Athen, um zu Alexander nach Asien zu gehen. Nach dessen Tode begab er sich 324 nach Rhodos, wo er eine Rednerschule errichtete, später nach Samos, wo er 317, fünf Jahre nach Demosthenes, starb. Die oben erwähnten drei Reden des Ä. sind noch vorhanden, wahrscheinlich aus einer schriftlichen Überarbeitung des Redners selbst. Nach Photius wurden sie die drei Grazien genannt. Sie stehen in den Ausgaben der attischen Redner von Reiske, Bd. 3 und 4, und von Bekker, Bd. 3. Besonders herausgegeben hat sie Bremi (Zürich 1823 fg.). Zwölf Briefe, die des Ä. Namen tragen, hält die strengere Kritik für unecht.

Äschylus, der Vater des höhern griech. Trauerspiels, geb. von edlem Stamme 525 v. Chr. zu Eleusis in Attika. Von seinen Lebensumständen haben wir nur mangelhafte und unsichere Nachrichten. Er focht in den glorreichen Schlachten von Marathon, Salamis und Platää, sah die Riesenmacht des Darius und Xerxes untergehen und war begeistert von dem stolzen und freudigen Gefühle der geretteten Freiheit. Mit dieser hohen Begeisterung dichtete er seine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Thespis zuerst die tragische Kunst zu einer würdigen Gestalt erhob, sodaß er als der wahre Schöpfer derselben zu betrachten ist. Denn er machte die Handlung zu dem Hauptgegenstande der Tragödie und setzte sie mit dem allmälig mehr zurücktretenden Chor in eine innere Verbindung; er stellte statt des

Einen erzählenden Schauspielers, den Thespis, Phrynichos, Chörilos von Athen schon eingeführt hatten, zwei, später auch drei und vier auf, und begründete so den dramatischen Dialog; er vervollkommnete und verschönerte die Darstellung durch äußere Ausstattung der Scene und durch Bekleidung mit schönern Masken, Kothurn und langen Gewändern. Die Charaktere entwarf er mit wenigen kühnen und starken Zügen. Seine Plane sind äußerst einfach, aber großartig. Verwickelungen und Auflösungen kennt er nicht. Alle seine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernstes Gemüth. Nicht die sanftere Rührung, der Schrecken herrscht bei ihm; das Haupt der Medusa wird dem erstarrenden Zuschauer entgegengehalten. Seine Behandlung des Schicksals ist äußerst herb, in seiner ganzen düstern Herrlichkeit schwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Ä. hat gleichsam ein ehernes Gewicht; lauter riesenhafte Gestalten schreiten darauf einher. Es scheint ihm fast Überwindung zu kosten, bloße Menschen zu schildern; Götter läßt er häufig auftreten, am liebsten Titanen, jene ältern Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten und vorlängst in den Tartarus, unter die heiter geordnete Welt hinabgestoßen sind. Nach dem Maße seiner Personen sucht er die Sprache selbst, die sie führen, riesenmäßig anzuschwellen. Daraus entstehen schroffe Zusammensetzungen, überladen mit Beiworten, im Lyrischen oft Verschlungenheit der Wortfügungen und große Dunkelheit. In der Abenteuerlichkeit und Großartigkeit seiner Bilder und Ausdrücke gleicht er dem Dante und Shakspeare. Wir besitzen von seinen Tragödien, deren Gesammtzahl auf 70, von Andern sogar auf 90 angegeben wird, nur noch sieben; aber unter diesen, nach dem Zeugnisse der Alten, einige seiner vorzüglichsten Werke. Sie sind: „Der gefesselte Prometheus", „Die sieben Heerführer gegen Theben", „Die Perser", „Agamemnon", „Die Coëphoren", „Die Eumeniden" und „Die Schutzflehenden". Misvergnügt, geringere Stücke den seinigen vorgezogen zu sehen, und namentlich über den Sieg des jungen Sophokles, nach Andern aber wahrscheinlicher, weil man ihn der Irreligiosität anklagte, verließ Ä. sein Vaterland und begab sich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero sehr ehrenvoll aufnahm, und starb hier 456 v. Chr. Er wurde bei Gela begraben und erhielt von den Einwohnern dieser Stadt ein Denkmal. Die wichtigern Ausgaben des Ä. sind von Stanley (Lond. 1663), mit Porson's Verbesserungen (Glasgow 1795 und Lond. 1806), von Schütz (Halle 1782 fg., neue Aufl., 5 Bde., 1809 fg.), und von Wellauer (Lpz. 1825). Eine große kritische Ausgabe erwartet man noch von Hermann. Unter den Herausgebern einzelner Stücke sind Hermann, Blomfield, Wellauer, W. Dindorf zu nennen. Brunck gab (Strasb. 1779) des Ä. „Prometheus", „Perser", „Sieben vor Theben", mit des Sophokles „Antigone" und Euripides „Medea" heraus. Unter den Übersetzern zeichnen sich aus Stolberg, Conz, Voß (Heidelb. 1827), und vorzüglich W. v. Humboldt („Agamemnon", Lpz. 1816). Unter den Erklärungsschriften erwähnen wir Blümner: „Über die Idee des Schicksals in der Tragödie des Ä." (Lpz. 1814), und Welcker: „Die Äschylische Trilogie u. s. w." (Darmst. 1824, Nachtr. Frankf. a. M. 1826).

Asen, s. Nordische Mythologie.

Ashanti, ein kriegerisches Negervolk auf und unweit der Goldküste von Guinea in Afrika, in der Nähe der brit. Niederlassung Cape Coast Castle auf Sierra Leone, 75 Meilen von Georg de la Mina, das wir durch Bowdich's „Mission from Cape-Coast-Castle to Ashantee" (Lond. 1819), dann durch Jos. Dupuis' „Journ. of a residence in Ashantee" (Lond. 1824), sowie durch den mörderischen Krieg 1822—24 mit den Briten, in welchem der Gouverneur der genannten brit. Colonie, General M'Carthy, das Leben verlor, kennen gelernt haben. Nach verzweifelter Gegenwehr wurden die A. 1826 von Campbell, Gouverneur von Cape Coast, geschlagen, und er zwang ihren König zu einem Tribut. Vgl. Rickett's „Narrative of the Ashantee war, with a view of the present state of the colony of Sierra

Leone" (Lond. 1831). Das Reich der A. ward vor etwa 100 Jahren durch einen glücklichen Eroberer auf eine Art lehnherrlicher Verhältnisse gegründet. Der Wohnsitz des Königs ist die Hauptstadt Kumassi mit 12—15,000 Einw. Das Gesetz erlaubt ihm 3333 Weiber, da auf dieser mystischen Zahl das Wohl der Nation beruht. An seinem Grabe werden alle seine Kammerdiener und Hofbedienten geschlachtet, damit er mit einem standesmäßigen Gefolge in der Unterwelt ankomme. Mehre Negerstaaten unter eignen Fürsten sind von ihm abhängig. A. selbst, mit 1 Mill. Einw. auf 660 □M., ist ein Theil von Wangara, das außer jenem noch zwei Staaten enthält, nämlich Dahome und das mächtige Benin, dessen König 200,000 Mann in den Krieg führen kann.

Asiatische Gesellschaften und Museen. Die erste asiat. Gesellschaft oder Vereinigung von Gelehrten zur Erforschung der Literatur und Geschichte Asiens stiftete der Engländer William Jones zu Kalkutta 1784; und diese Gesellschaft hat seitdem die „Asiatic researches" (16 Bde., Kalk. 1799—1828) herausgegeben, durch welche die Kenntniß der Literatur Indiens und Chinas bedeutende Fortschritte gemacht hat. Zu den tüchtigsten und thätigsten Mitgliedern dieser Gesellschaft in der neuesten Zeit gehörten Colebrooke und Wilson. Darnach ward die zweite asiat. Gesellschaft gestiftet zu Bombay, welche seit 1819 drei Bände „Transactions" herausgegeben hat, und die dritte zu Madras, welche einen Band „Transactions" (1828) erscheinen ließ. Auch in Benkulen ward eine ähnliche gelehrte Vereinigung gegründet. Hierauf entstand die pariser „Société asiatique" 1822 unter der Oberaufsicht des jetzigen Königs und Silvestre de Sacy als Präsidenten. Die thätigsten Mitglieder waren Sacy, Rémusat, Burnouf, St.-Martin, Klaproth, Mohl, Kurz, Chézy, Lagrange, Quatremère, Schultz, Brosset, Stahl, Tassy. Diese Gesellschaft ließ 1823 das „Journal asiatique" erscheinen, welches seit 1828 unter der Redaction von St.-Martin in ein „Nouveau journal asiatique" umgewandelt wurde, sie ließ mehre Werke, sowol Originaltexte wie Übersetzungen, Grammatiken und Wörterbücher, theils auf ihre Kosten drucken, theils die Herausgabe derselben durch Subscriptionen unterstützen. Auch sammelt sie ein asiat. Museum, enthaltend Bücher, Handschriften und Alterthümer mancherlei Art. Eine Zeit lang war Remusat Präsident; nach seinem Absterben ist die Präsidentur wieder an Sacy übergegangen. Bald nach der pariser asiat. Gesellschaft ward die londoner gestiftet, die sich Royal asiatic society of Great-Britain and Ireland nannte und am 19. März 1823 durch Colebrooke eröffnet ward; mit ihr ist ein sehr thätig wirkender Oriental translation fund verbunden. Patron der Gesellschaft ist der König; nächst ihm gibt es eine große Anzahl Vicepatrons, wie der König der Belgier, die Herzoge von Sussex, Cambridge, Gloucester, Wellington u. A. Auf diese folgen der Vorstand Ouseley, die Vicevorsteher Graf Munster, die Herren Wynn, Staunton, Johnston, der Secretair Haughton und über 300 Mitglieder. Der Translation fund läßt auf seine Kosten engl., lat. und franz. Übersetzungen oriental. Werke drucken, und fügt mitunter auch die Originaltexte bei. Es sind schon viele Werke dieser Art durch den Translation fund herausgegeben worden. Anfangs sah man dabei nicht genug auf gründliche Arbeit. Aber seitdem der tüchtige Haughton Secretair geworden, und der deutsche Orientalist Rosen das Geschäft eines Foreign secretary verwaltet, werden viel gründlichere Arbeiten geliefert, wie z. B. Stenzler's „Raghuvansa", lat. nebst dem Sanskrittext (Lond. 1832). Außerdem gibt diese Gesellschaft seit 1824 die „Transactions of the Royal asiatic society of Great-Britain and Ireland" (3 Bde.) heraus, welche voll schätzbarer Abhandlungen sind. Auch sammelt sie ein asiat. Museum. In Petersburg besteht ein asiat. Museum unter der Direction des Staatsraths von Frähn aus Rostock; aber eine asiat. Gesellschaft gibt es dort nicht. Lehrstühle für die oriental. Sprachen sind mit den asiat. Gesellschaften nirgend verbunden und liegen nicht in ihrem Zwecke.

Asien, der größte der den Alten bekannten Erdtheile, in welchem nicht nur das Skelett des Erdballs seinen gemeinschaftlichen Centralpunkt fand, sondern auch Natur und Geschichte den ältesten Schauplatz ihrer Entwickelung eröffneten, ist mit Europa durch das Ural= und das werchoturische Gebirge, mit Afrika durch die Landenge von Suez verbunden. Die Meeresgrenzen sind im W. der pers. Golf und der arab. Busen, im S. das ind. Insel= und Weltmeer mit den Busen von Tunkin, Siam und Bengalen, im O. das stille Meer mit dem japan. Klippenmeer und den Golfs von Korea und Ochotzk, im NO. die 14 Meilen breite Berings= oder Cooksstraße. A., welches Europa viermal an Größe übertrifft, in einem Flächenraume von 768,000 □M. von 43°—207° Ö. L. und von 10° S. B. — 78° N. B. sich erstreckt, liegt zum größten Theil in dem gemäßigten, nur ein kleiner Strich desselben in dem heißen und der kleinste in dem kalten Erdgürtel. Nimmt man Naturgrenzen als die geeignetsten an, so kann A. der Länge nach in Vorder= und Hinterasien, der Breite nach aber in Nord=, Mittel= und Südasien eingetheilt werden. Vorderasien umfaßt die Länder am schwarzen und mittell. Meere: Turkestan, Syrien, Persien, Arabien u. s. w.; Hinterasien China mit der Halbinsel Korea und Japan mit den benachbarten Inseln; Nordasien Sibirien nebst den Eilanden im Polarocean; Mittelasien die Kaukasusländer, beide Dschagatai, die sines. Mongolei und Mandschurei mit Tibet und Kaschemir; Südasien die Halbinseln diesseit und jenseit des Ganges mit den Sundainseln, den Eilanden des östl. Meers, den Molukken und Philippinen. Das Herz dieses Erdtheils, wahrscheinlich der älteste Landrücken unserer Erde, heißt Hochasien, durch dessen Grenze und Lage die beiden andern Theile, Nord= und Südasien, sich von selbst bestimmen. Jenes enthält die Gebirgsskelette nordwärts vom Altai, dessen Mittelpunkt, der Bogdo=Ola, sich in dem Taurus, Lukan, Ararat oder Macis, Kaukasus, Belur=Tag, Mus=Tag (Imaus) und dem Sajan=, Hinkan=, Jablonaja= und Himalayagebirge verzweigt; dieses befaßt alles Hochland nach S. herab, vom Taurus und Hindukusch (Paropamisus) zwischen dem Euphrat und Tigris, dem Indus und Ganges nach der See hin. Die Gesammtmasse der asiat. Gebirge bildet ein sehr erhabenes Plateau mit auslaufenden Ästen nach allen Seiten, sich theils allmälig verflachend, theils schroff auf Niederland ruhend oder mit dem Meere abschneidend. Ganz dem großen Erdtheile angemessen sind die mit Salzdünen untermischte Steppe der Kirgisen, die vom Ural bis zur Wolga, vom kasp. See bis zur Samara reichende und manche fruchtbare Strecke enthaltende wolgaisch=kalmuckische Steppe; die zwischen dem Irtisch und Obi liegende Barbara; die Verflachung des mittlern Ural, welche unter dem Namen isettische Steppe bekannt ist; die arktischen Flächen; vor Allem aber die ungeheure von dem Urgan=Daga in eine Ost= und Westseite getheilte Ebene Kobi (mongol. „Wüste") oder Schamo (chines. „Sandmeer") mit Zwerggesträuch, Salzseen, Kieseln und Flugsand bedeckt, von dem die Orientalen sagen, daß er wie ein Fluß vor dem Winde fließe. Der Kobi ähnlich, doch weniger schreckbar sind die Wüsten von Arabien, Dschesire (Mesopotamien), Irak, Naubendan, Karak, Gasnak, Bursuk und Tatta oder Sind.

A. übertrifft alle übrigen Erdtheile der alten Welt an Reichthum seiner Gewässer. In Vorderasien sind die Binnenseen: 1) das kasp. Meer, von S. nach N. gegen 150 deutsche M. lang und zwischen 50—80 M. breit, mit salzigem Wasser, gleich dem Ocean, mit welchem es doch keine sichtbare Verbindung hat; 2) das todte Meer, 12 M. lang und 3 M. breit; 3) der See Tiberias oder Genesareth; 4) Eriwan in Armenien; 5) der Salzsee Schahi (Spauta bei Strabo); 6) der mit mehren Inseln versehene Wan (Lacus Mantiana); 7) der Bahr=Nedscheff im ehemaligen Babylonien; 8) der Bachtegan in der Landschaft von Istachar oder Persepolis; 9) der Sareh in Sistan (Lacus Aria); 10) der 25 M. lange und 12 M. breite Aralsee nebst dem Altan, nahe beim kasp. Meere. In Hinterasien der Balkasch=, Saihan=, Lop=, Choko=, Baikal=, Tschandroz, Terkivi=, Tinkal= und

Kolairsee. Im SO. von A. findet man den Tong-Ting-Hou, den Kao-Yeau-Hou und den Hong-Tse-Hou. An Flüssen ist die Westseite am ärmsten, besonders die arab. Halbinsel. Nach NO. und S. aber breiten sich die Gewässer polypenartig mit unzähligen Armen nach allen Weltgegenden aus. In das schwarze oder Mittelmeer strömen der Kisil-Irmak (Halys), der Seihân (Sarus), welcher sich mit dem Dscheihan (Pyramus) vereinigt, und der Mandres (Mäander), Fasch, der Assi oder Orond (Orontes), Naharkebir, d. i. große Fluß (Eleutherus), und der Leitane (Leontes). Der Kur und Arras (Araxes) ergießt sich in das kasp. Meer, der Euphrat und Tigris in den pers. Meerbusen. Das zweite Hauptwassersystem in Vorderasien ist das des Nilâb oder Sind (Indus); diesem entgegengesetzt ist dasjenige des Oschan (Orus) in Pehlwi mit den Dehâsch (Bactrus), und des Sirt (Jaxartes), welcher, Elphinstone's neuesten Nachrichten zufolge, im Hochgebirge Turkestans entspringt und, durch die große Bucharei strömend, in den Aralsee mündet. In den Baikalsee fallen der Bargusin, die Turka, die Selenga, die obere und untere Angara. Als die wichtigsten Steppenflüsse kennt man den Bahr el Arden (Jordan), der aus dem See Phiala kommt und sich im todten Meere verliert; den Turgai in der Kirgisensteppe, den Sarusu, Kurk und Darja, welche dem Locksee zufließen. Aus dem großen Südalpenlande A.'s (Tibet, Nepaul, Auhd u. s. w.) verbreitet sich das große Hauptwassersystem der vereinten Stammströme Ganges und Bramaputra, d. i. Sohn des Brama. Letztern hatte man bis vor wenigen Jahren für die Fortsetzung des großen tibetanischen Stroms Tsampa gehalten, jetzt aber haben die Briten Burlton und Wilcox bewiesen, daß der Lohit, welcher aus dem Bramakund, d. h. Wiege des Sohnes Brama's. hervorkommt, sich mit dem Dihong vereinige. Der Strom der Hindu wird aus zwei Hauptarmen gebildet, dem Bagiratha-Ganga und der Alikananga-Ganga, von welchen jener oberhalb Gangotri, dieser bei Badrinath aus dem südwestl. Abhange der Himalaya-Gletscher entspringt und nach einem Laufe von 270 M. in einer unendlichen Menge von Armen dem Busen von Bengalen zuströmt. Zu dem Wassersystem des Irawaddi oder Avastromes kann man den Miup oder großen Fluß von Pegu, den Lukiang oder Thaluan, den Tanasserim, der sich zu Malakka ins Meer ergießt, den Menam, den Mekon oder Maikaung in Kambodscha, den Hue und den Lau-Tse-Kiang rechnen. Das Flußgebiet des Amur erstreckt sich durch Daurien und das Land der Mantschu und Tungusen, wozu der in den Meerbusen gleiches Namens sich mündende Anadyr gerechnet werden kann. Außer den Wassersystemen der beiden Riesenströme Chinas, des Jang-Tse-Kiang (blauer Fluß) und des Hoang-ho (gelber Fluß) verdienen besonders die auf den Nordhöhen des Altai entspringenden Stromsysteme unsere Aufmerksamkeit, deren Gewässer in das Eismeer münden: die der Lena, Indigioka, Kolyma, Jenisei, Obi und Irtisch. Nach allen Weltgegenden hin hat sich das Meer an dem Küstenrande des asiat. Festlandes Bahn gebrochen und dadurch Inseln gebildet, die meist am Süd- und Ostrande des Erdtheils liegen: Ceylon, die Gruppe der Malediven und Lakediven, die Andamanen-, Nikobaren-Margui-, Philippinen-, Babujanen-, Ladronen- oder Marianen-, Molukken-, Amboina- und Bandagruppe, und endlich die Suluh- und großen und kleinen Sundainseln (Borneo, Sumatra, Celebes und Java); im O. Hainan, Formosa, die Lieu-Kieu-, Kurilen- und Japaninseln (Kiusju, Nipon, Sokok, Jesso); die Staaten- und Fuchs-Eilande, Aleuten u. s. w.; im N. die Lachows- und Lenainseln nebst Novaja-Semlja; im W. Rhodos, Cypern, Scio (Chios), Samos, Mitylene u. s. w.

Die Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse trägt ihren Stempel auch auf die Bewohner über, die sich in Hinsicht ihrer Gestalt, Hautfarbe, Sprache, Lebensart, Gewerbfleiß und Gesittung in unzähligen Stufenbildungen voneinander unterscheiden. Der Mensch, dessen früheste Spuren man in diesem Erdtheile findet, gehört dem weißen Hauptstamme an, oder nach Blumenbach den drei Stämmen:

1) dem kaukasischen, mit dickem, langem, schlichtem Haar, gerundeter Nase, eirunden, großen Augen, länglichem Gesicht, in Westasien (Kaukasier, Grusier, Armenier, Juden, Araber, Syrer, Tataren, Bucharen, Perser, Türken u. s. w.); 2) dem mongolischen, mit dünnem, kurzem, straffem Haar, gedrückter Nase, geschlitzten Augenlidern, plattem Gesicht, in Ostasien (Mongolen, Chinesen, Tibetaner, Birmanen, Siameser, Japaner, Samojeden, Ostjäcken, Kamtschadalen); 3) dem malaiischen, mit dickem, krausem Haar, tiefen Augen, breiter Nase, dickem Gesicht, in Südasien und auf den südl. Inseln (Malaien, Sumatraer, Javaer, Borneoer und die Bewohner der Molukken und Philippinen). Als Volkssprachen A.'s nimmt Balbi an: 1) die semitische Sprache im SW. des Erdtheils, nämlich Hebräisch nebst dem Phöniciscchen und Punischen, Syrisch nebst Chaldäischem, Medisch, Arabisch und Abyssinisch, welches letztere zu Afrika gehört; 2) die kaukasische Sprache, nämlich Georgisch, Armenisch, welches Bopp und Neumann zum Sanskrit rechnen, Lesgisch, Circassisch und Abassisch; 3) die persischen Sprachen, wozu man Zend, Parsi, Kurdisch, Ossetisch, Afghanisch, Beludschisch rechnet; 4) die indischen Sprachen, das ausgestorbene Sanskrit nebst Pali und die lebenden Mundarten oder das Prakrit; 5) die hinterindischen Sprachen oder Indo-Skythisch, nämlich Tibetisch oder Tamulitisch, Indo-chinesisch, Birmanisch, Peguisch, Siamisch u. s. w., Chinesisch, Koreisch und Japanisch; 6) die tatarischen Sprachen, wozu die tungusische nebst der mandschuischen, die mongolische nebst der kalmückischen, und die türkische nebst der jakutischen und tschuwaschischen gezählt wird; 7) die sibirischen Sprachen, nämlich Samojedisch, Jeniseisch, Koriäkisch, Kamtschadalisch und Kurilisch. Im Ganzen werden in A. mehr als 180 Mundarten gesprochen. Von dem untergegangenen Volke, den Uiguren in Hochasien, hat sich noch die Schrift in Tibet erhalten. Nur das uralte Zend ist gänzlich ausgestorben. Eine belehrende Übersicht der Sprachengeographie hat Heeren in seiner Abhandlung: „De ling. asiat. in Persar. imperio cognatione et varietate" in den „Comment. Societ. Gotting.", Bd. 12, gegeben. Die Gesammtbevölkerung des Festlandes beläuft sich auf 500 Mill., freilich in sehr ungleicher Vertheilung, sodaß, während in Sibirien im Durchschnitte 8 Menschen auf einer □M. leben, in Indien und China Gegenden sind, wo sich auf einer solchen über 6000 finden. Unter den heutigen Asiaten sind, wie jede mögliche physische Verschiedenheit, so auch alle Stufen des gesellschaftlichen Zustandes vorhanden, von der Roheit des Nomaden bis zu der verweichlichten Üppigkeit des Orientalen in der Türkei, Persien und Hindostan, nur nicht in den Formen der gesetzmäßigen Freiheit und der höhern Ausbildung des geselligen Lebens. Betrachtet man den Asiaten, sowol den Ureinwohner als den Eingewanderten, so treten zwei Hauptclassen, Nomaden und Ackerbau treibende Völker, hervor. Die Geschichte zeigt, daß jene, deren Lebensart das herumziehende, größtentheils mit Jagd verbundene Hirtenleben ist, die ursprüngliche Bevölkerung ausmachen, wie sie noch heutzutage die großen Ebenen Mittel-Asiens bewohnt, während in Vorder- und Südasien schon in den frühesten Zeiten der zündende Funke geistiger Gesittung das Bedürfniß größerer politischer Verbindungen zu Staaten und Reichen weckte und dadurch den Ursprung des Städtelebens begründete. Priesterkasten und Eroberer gaben beiden die Gestaltung, welche bis auf uns herab nach einer und derselben Regel blinden Gehorsams ein Werkzeug despotischer Willkür blieb. Daher ist Despotismus die herrschende Staatsform in A., der Untergebene ist Sklave seines Herrn, das Weib Werkzeug des Mannes. Nur hier und da hat sich in einigen Horden neben republikanischer Stammverbindung das patriarchalische Ansehen der Familienväter erhalten. Wie das Staatenleben und der Gewerbfleiß, so gingen auch die drei Hauptreligionen, die christliche, jüdische und mohammedanische, von A. aus. Die Christen, etwa 17 Mill., gehören meist zu der griech., armen. oder röm.-katholischen Kirche, doch finden sich auch Nestorianer, Jakobiten, Monophysiten, Maroniten und Protestan-

ten beider Bekenntnisse. Die Juden sind meist Talmudisten, nur in wenigen Ländern Karaïten. Außer dem reinen, aus Sunniten und Schiiten oder Anhängern des Ali bestehenden Mohammedanern, etwa 70 Mill., leben in Natolien viele aus einer Vermischung des Judenthums, Christenthums und des Islams hervorgegangene Sektirer, als: Sabäer oder Johannischristen, Drusen, Jesidier, Nassairier u. A. Unter den Übrigen, etwa 386 Mill., ist die Mehrzahl dem Götzendienste ergeben; dazu gehört vor Allem die Religion der Hindus, von der sich jedoch der reine Bramaismus der Kaste der Braminen selbst unterscheidet. Zu den Fetischanbetern sind die Anhänger des Lao-kiung in China, die sich Tao-tse (d. i. Söhne der Unsterblichkeit) nennen, und die Bewohner von Nordsibirien zu rechnen. Wenn die Religion der Schamanen, entstanden aus der Lehre der aus Indien vertriebenen alten Gymnosophisten, wozu sich die Mantschuren, Tungusen und viele andere Stämme in Hinterindien bekennen, nebst dem Buddhadienste in Mittelasien und auf Ceylon vorherrscht, so lebte Zoroaster's (Zerduscht's) reinere Lehre unter den Parsen oder Guebern in Persien und Kabulistan. Die Religion des Con-fu-tse (Confucius), deren Gesetze darin bestehen, der Natur und dem Lichte der Vernunft, als Ausfluß des höchsten Wesens, zu folgen, wird nur von dem Kaiser von China, seinen Mandarinen und den Gelehrten bekannt, das Volk aber hängt der Lehre des Fo oder des Heiligsten aus Westen an, der offenbar kein Anderer ist als der Buddha der Hinterindier. In Japan ist die Sinto-Religion vorherrschend, welche ein einziges unsichtbares höchstes Wesen und Unsterblichkeit der Seele feststellt. An ihrer Spitze steht ein geistliches Oberhaupt, der Kin-Rey, oder wie die Europäer ihn gewöhnlich nennen, Dairi heißt.

Die Fülle der Schöpfung ist in A. gleichsam in einer fortlaufenden Stufenbildung durch alle drei Zonen, doch nicht immer in gleichem Grade ausgebreitet. Wenn im höchsten N. kaum noch eine Flechte oder ein Moos gedeiht, wechseln in Mittelasien Salzsteppen mit den schönsten Grasebenen. Im S. zeigt sich die üppigste Fülle gewürzreicher Früchte neben Heerden von Elefanten und durch Sonnenglut grimmig gewordenen Thieren. Besonders enthält Indien die reichsten Schätze der Erde, und auf den Molukken veredelt der Strahl der Sonne die Pflanzensäfte zu Gewürzen, Balsam, Heilmitteln und Wohlgerüchen aller Art. Der heiße Erdgürtel erzeugt im Thierreiche besonders Löwen, Tiger, Leoparde, Hyänen, Elefanten, Nashörner, Gnus, Zebus, Bisam- und Schuppenthiere, Pfauen, Kasuare, Papageien, Seidenwürmer, Austern, Perlmuscheln u. s. w.; im Pflanzenreiche: Reis, Mais, Wein, Palmen, Gewürz-, Zucker- und Kaffeepflanzen; im Mineralreiche vorzüglich Gold, Zinn und Kupfer, Edelsteine. Die gemäßigte Zone enthält Kameele, Dromedare, Angoraziegen, tibetan. Schafe, Pferde, Fasanen; Thee, Rhabarber, Obst und Gartenfrüchte, die schönsten Blumen und kornreichsten Gräser. Viele von den Erzeugnissen des östl. A.'s sind ganz unbekannt.

Unter Denen, welche zuerst nach Herodot, Xenophon, Dionysius von Halikarnaß, Arrian und Andern den über A. verbreiteten Schleier lüfteten, stehen die Araber Massudi Kothbeddin und Ebn haukâl zu Anfange des 10. Jahrh. oben an. Auf sie folgte 1232 ihr Landsmann Ebn al wardi. Der erste Europäer, welcher A. im Mittelalter kennen lernte, war der 1245 von Innocenz IV. an den Tatarenkhan abgesendete Dominikaner Ascalinus, dessen Beschreibung von Syrien u. s. w. aber nur noch in Bruchstücken vorhanden ist. Der ital. Minorit Plano Carpini hielt sich um 1246 längere Zeit am Hoflager des Großkhans Ajuk auf, während die Mönche Lucimel und Rubruquis (Ruisbroek) in der Mongolei das Christenthum predigten. Letzterer war nebst dem Venetianer Marco Polo, der in 25 Jahren fast ganz A. durchwanderte, lange Zeit der Führer für alle Reisende. Nachdem aber Abulfeda im 14. Jahrh. mit seinem „Tackwim al boldan" (d. i. Beschreibung des Bewohnten) auftrat, wurde es auf einmal hell im Orient. Bald folgten ihm der Armenier Haithon, der Engländer Mandeville und der Mönch Oderich von Portenau. In die Jahre 1324—53 fallen die wichtigen Reisen des Arabers Ebn

batuta, dem man die meisten Aufschlüsse verdankt. Vgl. „The travels of Ibn-Batuta, translated from the Arab. manuscr. copies by S. Lee" (Lond. 1829). Weniger Bedeutung haben die Berichte Schildberger's, Clavigo's, Barbaro's, Abdul rizak's, Covilhao's, bis Vasco de Gama 1498, das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffend, bei Calicut an der Küste von Malabar landete. Nun war die eigentliche Entdeckungsstraße gebahnt. Der große Albuquerque faßte bald den Gedanken, Portugals Herrschaft über alle Länder und Meere Indiens zu verbreiten; er eroberte Goa, unterjochte ganz Malabar, Ceylon, die Sundainseln und Malakka. Almeida entdeckte 1508 die Anchediven; d'Abreux 1511 Amboina, die Bandainseln und die Molukken; Andrada 1512 die Malediven; Silveira Bengalen; Perez 1516 die Lieu-Kieu-Inseln; Magelhaens 1521 die Ladronen und Philippinen; Laurez 1526 Borneo; Moto 1542 Japan; Barbessa hat nebst Barros und Couto zuerst die Geschichte dieser Entdeckungen bekannt gemacht und die Gebräuche der Hindu kritisch geschildert. Wasiljewitsch lernte 1552 zuerst Sibirien kennen, und Houtman 1598 die Comoren nebst Sumatra. Ceylon ward bekannter durch Giedde, China durch Adams, Persien, Malakka und Cochinchina durch Rhodes, Tibet durch Andrada, Ostindien durch Wurffbain und Mandelsloh, die Kirgisen- und Kalmuckenländer durch Philipp a Sta.-Trinitate, Japan durch Caron, Nordsibirien durch Deschnew. Gamel fand und beschrieb Korea. Neuhof und Navarette gaben die beste Schilderung von China, Knox von Ceylon, Bernier 1664 von Mittelasien, Chardin von Persien, und Tavernier von dem Reiche des Großmoguls. Ein ganz neues Licht über das Räthselland Japan verbreitete der Deutsche Engelb. Kämpfer, welcher 1683—92 fast ganz A. bereiste und zwei Jahre jenem Inselreiche widmete. Um diese Zeit erwarben sich auch die Jesuiten große Verdienste um die Erdkunde A.'s. Außer dem die Erde zu Fuß umwandernden Ganelli-Carreri verdienen der Russe Mososko als Entdecker der Halbinsel Kamtschatka, Köping wegen seiner Nachrichten über Sumatra und Java, Bruyn, Cassini, Feuillé, Rocque, Frondat, Padilla, welcher 1710 die Pelewinseln entdeckte, vor Andern genannt zu werden. Im 18. Jahrh. erwarben sich um Sibirien Messerschmidt, Tobbert, Lacroyere, Chappe d'Auteroche, um China Mezzabarba und Viani, um Bengalen l'Huillier, um die Nordostküste und die Kurilen Bering und Lassenius, um Japan Thunberg und Spangenberg, um Persien Hanway, um Kleinasien Maritti und um Indien Ives große Verdienste. Dem Russen Nowosilzoff gebührt der Ruhm, die Aleuten entdeckt zu haben. Niebuhr und Forskål haben über Arabien, Deguignes über China, Gmelin, Pallas und Gamba über das russ. A. neue Aufschlüsse gegeben. In neuester Zeit vollendeten durch geistvolle Aufklärungen die brit. Seeleute Capell-Brooke, Beechey, Basil Hall für die Kenntniß der Ostküste, was der unglückliche Lapérouse und Wilson begonnen hatten; sowie sich um Tibet der russ. Geistliche Hyacinth Bitschurin, Saunder, Turner, Csoma de Körös, Frazer; um die Bucharei Eversmann, Meyendorf und Kaidaloff; um Japan, Korea und die ostasiat. Inseln Broughton, Titsing, Siebold; um die Steppenländer des Kaukasus Blankenagel, Marschall von Bieberstein, Graf Potocki, Bergmann, Clarke, Rheineggs, Spaßky, Klaproth, Schlatter; um die Türkei und Persien Olivier, Malcolm, Pottinger, Drouville, Morrier, Kotzebue, Forster, Elphinstone, Moorcroft, Rey und Crawfurd; um Bengalen und Hinterindien Forrest, Anderson, Marsden, Burney, Richardson, Pemberton, White, Finlayson, u. A.; um Syrien und Arabien Seetzen, O. v. Richter, Burckhardt, Buckingham, Ker-Porter, Heidenstam, Murawieff, Forbin, Leake u. s. w. verdient gemacht haben. Die Ebene von Troja erforschten Choiseul-Gouffier, Webb, Wittmann, W. Franklin, Wood, Al. Laborde und Violet; die Sundainseln Tomba, Renouard de St.-Croix. Der Brite Asley-Maude entdeckte am 14. Jul. 1816 acht neue Inseln im pers. Meerbusen. Basil Hall verbreitete über die Lieu-Kieu-Inseln, von denen man seit Hamel's, der 1653 an der Insel Quilpaart Schiffbruch litt, dürftigen Nachrichten

nichts Bestimmtes wußte, ein neues Licht. Während Dundas Cochrane, Hansteen und Erman Sibirien, Timkowski China, Golownin, Siebold und Meylan aber Japan aufhellten, haben Fontanier durch das treffliche Werk über die asiat. Türkei, Everest durch seine Gradmessung in Ostindien, Beechey durch seine Beobachtungen in Kamtschatka und längs der Beringsstraße, Kupfer und Lenz, welche den Elbrus (15,420′ F.) erstiegen, um die Erdkunde von Kaukasien Parrot, der den Ruhm seines Namens erblich machte, und früher schon Eichwald und Engelhardt durch ihre Forschungen im Macisgebirge (Ararat) und Ledebour, Meyer, Bunge, Hoffmann, Helmerssen, Heß um den Altai und seine Verzweigungen sich große Verdienste erworben. Äußerst wichtig für so viele Zweige der Natur- und Erdkunde war die 1829 von A. v. Humboldt in Begleitung Ehrenberg's und Gustav Rose's unternommene Reise durch das asiat. Rußland bis an die Grenze von China, wobei vorzüglich die Goldminen von Borrosowsk, die Malachitgruben von Gumesselewski und Tagilsk, und die Gold- und Platinawäschereien im Ural, welche nach Humboldt jährlich 12,000 Pf. abwerfen, untersucht wurden. Vgl. „Fragmens de géologie et de climatologie asiatiques" (2 Bde., Par. 1831). Über Laos in Hinterindien, ein seit der Mitte des vorigen Jahrh. von Europäern nicht besuchtes und uns beinahe ganz unbekanntes Land, welches man bisher als eine Provinz des Reiches Anam betrachtete, hat Richardson 1830 neue Aufschlüsse gegeben. Pemberton erforschte gleichzeitig den Lauf des Irawaddy und den Staat Ava, Burnes das Reich Sind und Walters die Landschaft Kosseah, eine den Birmanen tributpflichtige, wenig bekannte Provinz.

A. ist als der Ursitz der Menschheit und die Wiege aller Gesittung anzusehen. Die ganze alte Geschichte ist nichts Anderes, als die Geschichte asiat. Stämme und Völker. Sprache, Wissenschaft, Handel und Gewerbe haben dort ihren Ursprung. Den Nachrichten in den Mosaischen Schriften zufolge wohnten die ersten Menschen auf engem Raume in A. beieinander und zerstreuten sich erst beim Bau des Thurms zu Babel. In viel früherer Zeit, als nach Moses die Erde bevölkert wurde, beginnt die Geschichte Chinas, doch hat man in neuerer Zeit diese Angabe, welche sich in den Sanskritschriften und in den chinesischen Geschichtsbüchern findet, für übertrieben gehalten. Fortwährend widersteht dieser Staat aller Verbindung mit den Völkern Europas und behauptet seit mehr als tausend Jahren gegen das Ausland eine Energie, deren kein anderes Reich sich rühmen kann. Die frühesten Reiche, deren Gedächtniß geschichtlich begründet auf unsere Zeit gekommen ist, waren Assyrien und Babylonien 2500 v. Chr., aus deren Verschmelzung Medien gebildet ward, das unter Kyaxares zu Ende des 5. Jahrh. v. Chr. in seiner höchsten Blüte stand. Neben denselben zeichnete sich durch Umfang und Reichthum das Reich Lydien aus, dessen blühende Periode Krösus herbeiführte. Beide fielen in der Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. durch Cyrus, den Stifter der Monarchie Persien, welche durch Alexander den Großen von Macedonien 336 v. Chr. den Untergang fand. Griech. Cultur verbreitete sich hierauf über das ganze westl. A. bis nach Indien, und die Keime dieses regern Lebens hat der spätere Soldatendespotismus noch bis auf diesen Tag nicht zu ersticken vermocht. Doch das Reich Macedonien zerfiel schon nach Alexander's Tode unter seinem Sohne, und nach harten Kriegen und vielfacher Zerstückelung kam der größte Theil seiner Monarchie an Syrien, welches in weiter Ausdehnung von 301 bis 64 v. Chr. sich zu behaupten wußte. Das Streben der Römer nach einer Weltherrschaft führte sie immer weiter nach Osten, nach mannichfachen Eroberungen ward unter dem Kaiser Hadrian der Euphrat die Ostgrenze des Römerstaats, bei dessen Trennung in das abend- und morgenländ. Kaiserthum 395 n. Chr. alle asiat. Provinzen dem letztern zugetheilt wurden. Jetzt erhob sich A. von Neuem. Nacheinander brachen aus Nordasien Hunnen, Avaren, Bulgaren und Magyaren, ohne die spätern Horden, die im südl. Rußland und an der Donau sich vermischten und untergingen, zu nennen, aus den Pforten des Kaukasus und aus den Wild-

nissen des Ural hervor, um Europa zu unterjochen; ihr Vordringen veranlaßte die Völkerwanderung und den Untergang des weström. Reichs 476 n. Chr.; allein des Attila und der Ungarn rohe Macht zerstäubte im wilden Verheerungskampfe mit den Deutschen. Durch die Eroberung der oström. Provinzen und durch Ausbreitung über einen Theil Afrikas und Europas ward das arab. Reich, das Khalifat, 632 n. Chr. gegründet. Durch kriegerische Anführer ermuthigt griffen die Araber Konstantinopel, Italien und Frankreich an; aber ihrem fanatischen Ungestüm warf Karl Martell 732 mit glänzendem Erfolg sich entgegen, und der gothisch-christliche Rittermuth entriß ihnen sogar Spanien. Das Khalifat zerfiel, zuerst seit der Mitte des 10. Jahrh., in sich selbst, und nach vielen Kriegen ward es 1258 durch die Mongolen vernichtet. Unterdessen rüstete sich auch das Abendland, um den neuen Beherrschern des Orients, den Sultanen, das heilige Grab zu entreißen; allein in den Kreuzzügen seit dem Ende des 11. bis zu Ende des 13. Jahrh. lernte man erkennen, daß das Schwert allein keinen Welttheil erobert. Vielmehr sandte Hochasien aufs Neue seine Reiterhorden unter Dschingis-Khan nach allen Weltgegenden aus, doch abermals dämmten die Deutschen den verheerenden Strom mit ihren Leichen 1241 bei Wahlstadt in der Nähe von Liegnitz. Zuletzt warfen sich auf Europa die Tataren und die osmanischen Türken, seit 1299 der mächtigste Zweig der Turkomanen. Sie entrissen dem ausgearteten Oströmer den Bosporus und Griechenland und faßten durch die Eroberung von Konstantinopel 1453 festen Fuß in Europa. Sie, deren jetzt gebrochene Macht auch Deutschland mehrmals furchtbar aufschreckte, wurden seitdem der Schutz Europas gegen asiat. Horden. Zu gleicher Zeit erhob sich das Abendland immer mehr durch geistiges Fortschreiten über die Völker des Morgenlandes, Perser, Araber, Inder und Sinesen. So geschah es, daß Rußland die Wolga für Europa gewann, Sibirien entdeckte, den Stammsitz der alten und neuen nordasiatischen Horden, den Altai, bewachte und endlich den Kaukasus überwältigte, während die Portugiesen, dann die Holländer und Franzosen, Spanier und Dänen sich vorzüglich in Indien niederließen und vor Allen die Briten seit 1750 das Reich am Ganges gründeten. Die Geschichte A.'s hat jetzt wie in den frühesten Zeiten denselben Charakter, unbekannte Völker stiften ungeheure Reiche, die nach kurzem Bestehen in Unbedeutendheit versinken. Die Hauptstaaten A.'s sind gegenwärtig: 1) das schon erwähnte China oder Tschonkue; 2) Japan, welches fast noch strenger als China von Europa sich stets entfernt hielt und eine Selbständigkeit, die in der Geschichte ohne Beispiel ist, zu behaupten gewußt hat. Die Geschichte dieses Volkes, das Europa zuerst im 16. Jahrh. kennen lernte, umfaßt einen mythischen Zeitraum von mehren Millionen Jahren, und ihre Zeitrechnung beginnt mit 666 v. Chr.; 3) das Reich Anam oder Cochin-China, das mächtigste der hinterindischen Halbinsel; 4) das Reich Siam, welches von früherer Größe mächtig herabsank und jetzt das Flußgebiet Menam umfaßt; 5) Birma, das dritte große Reich der hinterindischen Inseln; 6) Assam, zwischen den Gebirgen von Butan und den Garrows; 7) die Staaten der unabhängigen Fürsten von Scindiah, der Sickhs und von Nepal, sowie der 17 von der brit.-ostind. Gesellschaft abhängigen Fürsten; 8) Afghanistan; 9) Beludchistan; 10) Iran; 11) Turkestan; 12) Jemen; 13) das Reich der Wahabiten und 14) Mascate. Vgl. Plath's „Geschichte des östl. A.'s" (Bd. 1, Gött. 1831).

Asiòli (Bonifacio), ital. Singlehrer, Tonkünstler und Componist, geb. 1769 zu Correggio im Modenesischen. Schon in seinem achten Jahre componirte er ohne Anleitung und im zwölften gab er zu Vicenza zwei öffentliche Akademien. Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig ging er nach Correggio zurück, wo er als Kapellmeister angestellt wurde und Musikstücke verschiedener Gattungen componirte. In seinem 18. J. ging er nach Turin zu dem kais. Minister Marchese Gherardini, wo er sich ungefähr neun Jahre aufhielt, während welcher Zeit er viele Compositionen lieferte. Hierauf begleitete er die Gemahlin Gherardini's 1796 nach Venedig

und 1799 nach Mailand, wo er bis 1813 blieb, Musikdirector des Vicekönigs Eugen wurde, sehr fleißig componirte, und als Censore des mailänd. Conservatoriums mehre ital. Unterrichtsbücher schrieb. Seit 1813 lebte er wieder in seiner Vaterstadt, stiftete und leitete daselbst eine Musikschule, und starb nach langer Krankheit am 18. Mai 1832. Seine Werke sind außer Italien wenig bekannt geworden; sie zeichnen sich aber durch Gründlichkeit aus. Außer vielen Kirchen- und Kammermusiken hat er auch zwölf Solfeggien für eine Stimme mit Baßbegleitung, eine Klavierschule: „L'allievo al cembalo", in 3 Bdn., Beobachtungen über die Temperatur der Instrumente und mehre Übungsstücke geschrieben. Aus dem Nachlasse A.'s wird in Mailand bei Ricordi eine große Compositionsschule gedruckt.

Askanien, das Stammland des Hauses Anhalt in der Gegend von Aschersleben, im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen. Die alte, jetzt längst zur Ruine gewordene Burg A. war der Hauptort der Grafschaft Askanien und Ballenstädt, welche bis 1315 von einer Nebenlinie des Hauses Anhalt regiert wurde. Nach der Erlöschung dieser Linie nahmen die Bischöfe von Halberstadt A. in Beschlag und weder durch Fehde, noch durch Reichstagsbeschlüsse und Kaisers Befehl konnte Anhalt das uralte Erbe seines Hauses wiedererlangen. Der westfäl. Friede erkannte das ganze secularisirte Bisthum Halberstadt dem Hause Brandenburg zu. Vergebens verlangte Anhalt von Seiten des Kaisers und Reichs eine Entschädigung bei sich eröffnenden Reichslehen für das entzogene A.; denn wegen der häufigen Erbverbrüderungen kam nach dem westfäl. Frieden nichts mehr zur Erledigung und zu des Kaisers Disposition. Vergebens unterstützte selbst das erbverbrüderte Haus Brandenburg die Ansprüche und Hoffnungen des Hauses Anhalt. Ein sonderbares Geschick verfolgte dies Fürstenhaus; es vermochte nicht wiederzuerlangen, was ihm die Kirche entriß, und mußte, obgleich eines Stammes mit den alten Markgrafen von Brandenburg, deren Lehn und Allodium an das Haus Brandenburg-Hohenzollern fallen sehen, sowie das alte Stammland an der Niederelbe, Lauenburg und Hadeln, an das glücklichere guelfische Haus.

Askariden, Spulwürmer, deren Körper rund, lang und an beiden Enden zugespitzt ist, gehören zu den Eingeweidewürmern, d. h. solchen, die in den Eingeweiden der Menschen und Thiere leben. Unter den vielen Arten, wozu auch die gewöhnlich ausschließend Askaride genannte Aftermade gehört, ist die bekannteste Art einem Regenwurme ähnlich und findet sich vorzüglich bei Menschen, Pferden und Rindern. Bei Kindern verursacht sie die sogenannte Wurmkrankheit, wenn sie, durch krankhaften Zustand, schlechte Nahrung u. s. w. begünstigt, sich allzu stark vermehrt. Die heftigsten Zufälle erregt sie besonders dann, wenn sie in den Magen gelangt, auch gibt es Fälle, wo ein solcher Wurm durch Erbrechen ausgestoßen wurde.

Asklepiaden heißen die Nachkommen des Äskulap, die von dessen Söhnen Podalirios und Machaon abstammten. Sie bildeten einen Priesterorden, der die in den Tempeln gemachten Erfahrungen der Heilkunst als Geheimniß erblich fortpflanzte, und waren mithin zugleich Ärzte, Seher und Priester, daher Plato sagt: Äskulap habe die Mitglieder seiner Familie als Lehrlinge der Arzneikunst hinterlassen. Sie lebten im Tempel des Gottes der Heilkunst, bereiteten die Kranken auf eine die Einbildungskraft anregende Weise auf die heilenden Träume und Gotteserscheinungen vor, beobachteten sorgfältig den Gang der Krankheiten, wendeten auch, wie man glaubt, außer den im Alterthume gebräuchlichen Besprechungen und Beschwörungen die eigentlich magnetischen Curmittel an, und sammelten die Erfahrungen, welche sie gemacht hatten. Sie waren sonach nicht blos die ersten uns bekannten Ärzte, sondern in der That auch Stifter der wissenschaftlichen Arzneikunde. Die Ordensverfassung dieses ärztlichen Geschlechts stammt ohne Zweifel aus Ägypten, woher auch die in Ägypten einheimische Backenschlange (coluber Aesculapii), die man als heilende und Wahrsagerschlange anwendete, durch Phönizier zuerst nach Epidaurus, dem Hauptsitze des Gottes, gekommen ist. Um diesen Schlan-

gengott sammelte sich eine Priesterkaste und verbreitete von da aus seinen Dienst und die bei demselben erworbenen Erfahrungen und Kenntnisse, in die man nur durch feierlichen Eid eingeweiht werden konnte, namentlich über ganz Griechenland und Kleinasien. So schickte man in späterer Zeit, 292 v. Chr., auch auf die Tiberinsel nach Rom eine solche Heilschlange. Anfangs blieb der Priesterorden Familienorden, und die A. führten sorgfältig ihre Geschlechtsregister fort. Aristides hat dieses Göttergeschlecht zu Smyrna durch Lobreden verherrlicht. Aus demselben stammte der Stifter der wissenschaftlichen Medicin, Hippokrates, aus Kos, in dessen Schriften auch jener Eid aufbehalten ist, welchen die Lehrlinge des Ordens schwören mußten, der deshalb jusjurandum Hippocratis heißt, sowie ein A. aus Prusa in Bithynien 20 v. Chr. als erster praktischer Arzt in Rom und Stifter der methodischen Schule genannt wird. In der Folge weihte man, wie Galen berichtet, auch Fremde in diese Geheimnisse und in den Orden ein. Übrigens finden wir den Namen der Asklepiaden auch in der Literatur der Griechen.

Asklepiadeische Verse, so benannt nach einem ältern lyrischen Dichter Asklepiades, bestehen aus zwei oder drei Choriamben und werden diesem zufolge in große und kleine unterschieden. Den Anfang macht jedes Mal ein Spondäus, und den Schluß ein Jambus:

Kl. — — | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | ◡ ≚
Gr. — — | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | | — ◡ ◡ — | ◡ ≚

Ihr Charakter ist lyrisch, Anmuth und Kraft vereinigend. Bei Horaz kommen fünf verschiedene, aus asklepiadeischen Versen gebildete Versmaße vor. Er gebraucht entweder den kleinern oder den größern asklepiadeischen Vers jeden allein, oder läßt den kleinern mit dem glykonischen Vers wechseln, oder läßt auf drei kleinere asklepiadeische einen glykonischen, oder auf zwei kleinere asklepiadeische einen pherekratischen und einen glykonischen Vers folgen.

Äskulap (bei den Griechen Asklepios), bei Homer ein verdienter Arzt sterblichen Geschlechts, in den Homerischen Hymnen schon der Gott der Heilkunde. Einige nennen ihn einen Sohn Apollo's und der Arsinoë, der Tochter des Leucippus; Andere des Apollo und der Koronis, der Tochter des Phlegyas. Verschieden werden auch die Wunder erzählt, welche seine Wiege umringten. Nach Einigen wurde er von seiner Mutter ausgesetzt, von einer Ziege gesäugt, von einem Lichtglanze umstrahlt gefunden und von Hirten aufgenommen. Nach Andern hatte Koronis zugleich Umgang mit Ischys gehabt; der erzürnte Apollo oder Diana statt seiner tödtete die Ungetreue, rettete aber das Kind, das sie in ihrem Schoße trug. Letztere Meinung war die allgemeinste und wurde auch durch das pythische Orakel bestätigt. Später brachte Apollo seinen Sohn zu Chiron, der ihn in der Heilkunst und Jagd unterrichtete. In der erstern erlangte er einen hohen Grad von Geschicklichkeit, daß er sogar den Ruhm seines Lehrers verdunkelte. Er vermochte nicht nur den Sterblichen das Leben zu erhalten, sondern rief selbst Verstorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch Pluto's bittere Klagen über Beeinträchtigung bewogen, erschlug mit seinem Blitze den Wohlthäter der Menschen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwiesen. Insbesondere ward er zu Epidaurus am ägäischen Meere im Peloponnes verehrt, wo ihm ein Tempel nebst einem Haine gewidmet war. Aus dem genauen Register, welches hier über die merkwürdigsten Krankheiten und deren Heilmittel geführt wurde, sammelten die Ärzte Erfahrung und Kenntnisse. Von da verbreitete sich sein Dienst über ganz Griechenland und kam endlich auch nach Rom. Als hier einst die Pest drei Jahre lang wüthete, wurden, auf Anrathen des delphischen Apollo, Gesandte zum Ä. nach Epidaurus geschickt. Kaum waren sie vor dem Gotte erschienen, als unter dem Bilde desselben eine Schlange hervorkam, welche grade nach dem röm. Schiffe zueilte. Da man die Schlange für den Ä. selbst hielt, ward sie mit großer Feierlichkeit nach Rom gebracht, worauf die Pest nachließ. Ä. hatte zwei Söhne, Machaon

und Podalirios, von denen die Asklepiaden stammen, deren mehre im trojanischen Kriege als Helden und Ärzte sich auszeichneten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaso, Panacea und Ägle, von denen erstere als Göttin der Gesundheit verehrt ward. Die frühere Kunst hatte Ä. jugendlich und bartlos gebildet, späterhin stellte sie ihn, vielleicht nach einem berühmten Urbilde zu Pergamus, meist als einen reifen Mann dar, ähnlich dem Zeus, von mildem Ausdruck, mit einem Stabe, um welchen das alte Symbol der Heilkunde, die wahrsagende Schlange, gewunden ist. Das knapp anliegende Gewand scheint seine hülfebringende Bewegung zu befördern. Oft ist sein volles Haupthaar mit Lorber umkränzt. Ihm zur Seite steht häufig in einen Mantel gehüllt und dadurch an altpelasgische Idole erinnernd, eine zwergartige Gestalt, die man zu Pergamus Telesphorus nannte; dieser kleine Telesphorus ist, wie Creuzer bewiesen hat, eine Darstellung des Ä. selbst in seinem alten bedeutsamen Symbole. Oft wird Ä. auch blos unter dem Bilde einer Schlange vorgestellt. Vgl. Sickler, „Die Hieroglyphen in dem Mythus des Ä." (Meiningen 1819).

Asmāi, eigentlich Abu Said Abdolmalak ben Korail, geb. 738, gest. 824, ein ausgezeichneter Grammatiker und Theolog, war der Erzieher der Söhne des Khalifen Arun al Raschid, der ihn in so hohen Ehren hielt, daß zum Zeichen der Erkenntlichkeit der älteste Prinz einstmals dem A. die Füße waschen mußte. A.'s vorzüglichstes Werk ist der arab. Roman „Antar" (s. d.). A. sammelte zuerst aus dem Munde der Überlieferung die Thaten der Araber in frühester Zeit und reihte an Antar's Namen die Thaten der berühmtesten andern Helden Arabiens. Mit diesem merkwürdigen und anziehenden Werke machte uns zuerst Jones bekannt, worauf von Hammer das vollständige Exemplar desselben in der kais. Bibliothek zu Wien, außer welchem man in Europa bis jetzt noch sechs kennt, genau in den „Fundgruben des Orients" (1812) beschrieb. Man findet in diesem Roman das vollständigste Bild von den Sitten und der Lebensweise, der Denk- und Vorstellungsart, den Meinungen und dem Aberglauben der alten Araber vor den Zeiten des Propheten, dessen Treue noch jetzt durch viele Züge der heutigen Beduinen verbürgt wird. Er ist in der reinsten arab. Sprache geschrieben und gilt daher als classisch. Durch den steten Wechsel poetischer Prosa mit reiner Poesie ist er so anziehend, daß er von Vielen der „Tausend und eine Nacht" vorgezogen wird; wenigstens steht er diesem Roman würdig zur Seite. Hamilton, Secretair der brit. Gesandtschaft zu Konstantinopel, lieferte eine engl. Übersetzung des „Antar" im Auszuge (4 Bde., Lond. 1819), nach welcher die später in Paris erschienene franz. Übersetzung gearbeitet ist. Eine Probe des Originals gab Kosegarten in der „Chrestomathia arabica" (Lpz. 1826).

Asmannshäuser Wein, eine ganz vorzügliche Gattung von Rheinwein, der im Großherzogthume Nassau bei dem Dorfe Asmannshausen im Amte Rüdesheim auf blauem Schiefergebirge wächst. Der rothe, welcher an Güte bisweilen den weißen übertrifft, ist das Erzeugniß einer kleinen Burgunderrebe, hat eine ihm ganz eigenthümliche hochrothe Farbe und besitzt, außer einem seltenen gewürzhaften Geschmacke, ungemein viel Stärke und Feuer. Die edelste Sorte desselben, welche manche Rheinweinkenner allen andern am Rheine gezogenen rothen Weinen, und selbst dem besten Burgunder vorziehen, wird in den Weinbergen der herzogl. Kammer zu Wiesbaden erbaut. Er steht stets in ansehnlichem Preise, hält sich aber nur drei bis vier Jahre in seiner höchsten Schönheit, geht dann von Jahr zu Jahr wieder zurück, indem sein Farbestoff sich niederschlägt.

Asmōdi, oder eigentlich **Aschmedāi**, d. i. der Zerstörer, ein böser Dämon, welcher in den spätern jüdischen Schriften oft erwähnt wird. Sein Name kommt von dem hebr. Verbum schamad, d. h. zerstören. Dieser Dämon wird als Urheber von mancherlei Arten des Unheils dargestellt. Im Buche Tobias tödtet er hintereinander die sieben Ehemänner der Sara, der Tochter Raguel's, und deshalb hat man ihn in neuerer Zeit scherzhaft auch wol den Eheteufel oder Störer der Ehen

genannt. Im Talmud heißt er auch der Fürst der Dämonen, und nach der Sage der Rabbiner soll er den König Salomo aus seinem Reiche vertrieben haben.

Äsōpus, der älteste griech. Fabeldichter, oder wenigstens der Name, auf den die im ganzen Alterthume geübte Kunst, praktische Lehren der Lebensweisheit in sinnbildlichen Erzählungen aus der Natur vorzutragen, zurückgeführt wird, sodaß die Fabel selbst die äsopische heißt. Man muß unterscheiden, was über Ä. von ältern Schriftstellern, namentlich von Herodot, gesagt wird, und was in einer elenden Sammlung von Märchen steht, welche gewöhnlich dem Maximus Planudes, einem byzantin. Mönche des 14. Jahrh., zugeschrieben wird. Nach den historischen Nachrichten lebte Ä. etwa im 6. Jahrh. v. Chr., ein Zeitgenosse der sieben Weisen, stammte aus Phrygien, diente als Sklav mehren Herren, genoß zuletzt das Vertrauen des Königs Krösus von Lydien, der ihn zu mehren Gesandtschaften brauchte und endlich nach Delphi schickte, wo er von den Priestern, die er durch eine Fabel beleidigt hatte, vom Felsen herabgestürzt ward. Ä.'s Fabeln werden schon vom Platon im Phädon erwähnt, und nach Diogenes von Laerte machte Demetrius Phalereus eine Sammlung derselben. Eine spätere Sammlung war die des Babrius (nach Andern Babrias und Gabrias), in ungewisser Zeit, jedoch vor Augustus, der sie in Hinkjamben (Choliamben, Skazonten) brachte, die eine spätere Zeit wieder in Prosa auflöste. Denn prosaische Fabeln finden sich in den Schriften des Sophisten Aphthonios von Antiochia, im 2. Jahrh. v. Chr., und des Rhetors Themistios, im 4. Jahrh. Die Ausgaben der Äsopischen Fabeln sind aus verschiedenen handschriftlichen Sammlungen entnommen. Die Sammlung des Maximus Planudes wurde zuerst vollständiger aus einem par. Manuscripte von Robert Stephanus (Par. 1546) abgedruckt. Aus fünf heidelb. Handschriften vermehrte diese Sammlung mit 133 Fabeln Nevelet (Frankf. a. M. 1610). Dieser Ausgabe schließen sich die von Hudson (Oxf. 1718), Hauptmann (Lpz. 1741) und Heusinger (Eisenach 1741) an. Andere 80 Fabeln, welche Rochefort in der par. Bibliothek gefunden, nahm nach Gail („Les trois Fabulistes", Par. 1797) auch Schäfer in die neuen Auflagen und Umarbeitungen der Heusinger'schen Ausgabe auf, welche 1810 und 1819 erschienen. Eine neue Vermehrung der Fabeln wurde aus einer Handschrift der Bibliothek von Monte Cassino bei Florenz und einer vaticanischen geschöpft, herausgegeben von Franc. de Furia (Florenz 1819) und von Schäfer (Lpz. 1810). Verbesserungen gaben die Ausgaben von Korais (Par. 1810) und von C. Ernst Christian Schneider (Lpz. 1810). Eine andere Sammlung aus einer augsb. Handschrift gibt die Ausgabe von Joh. Gottlob Schneider (Bresl. 1812).

Asōpus, der Name mehrer Flüsse im alten Griechenland. Als Zeus in Gestalt eines Adlers die Tochter des Flußgottes A. entführte, kämpfte dieser mit ihm, ward aber durch jenes Blitze besiegt.

Asow, Stadt im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, mit 3000 Einw., auf einer Insel am Ausflusse des Don in das asowsche Meer. Früher eine Besitzung der Genueser, ward A. 1392 von Timur Leng und 1471 von den Türken erobert und war seit dem 15. Jahrh. bald unter russ., bald unter türk. Botmäßigkeit. Peter der Große eroberte A., mußte es aber schon 1711 an die Türken zurückgeben; es ward 1733 von Neuem durch die Russen genommen, um es 1739 wieder abtreten zu müssen, bis Rußland 1774 zum ruhigen Besitz dieser Stadt gelangte. — Das **asowsche Meer**, sonst palus Maeotis genannt, ist ein Busen des schwarzen Meers. Unter der Herrschaft der Tataren und Türken hieß es Balik-Denghis, d. i. Fischmeer, wegen des Fischreichthums, und in neuern Zeiten zuweilen Meer von Zabache.

Aspasia, geb. zu Milet, eine Tochter des Axiochus, die sich die Thargelia aus Jonien, welche auf eine seltene Weise politische und wissenschaftliche Talente

mit der dem weiblichen Geschlechte eignen Anmuth in sich vereinigte, zum Muster genommen zu haben scheint. Der Umstand, daß in Athen alle fremde Frauen gleichsam geächtet waren und ihre Kinder, wenn auch in der Ehe gezeugt, nicht als rechtmäßige betrachtet wurden, hat bewirkt, daß A. öfter in die Reihe der Buhlerinnen gestellt wurde. Sie beschäftigte sich in Athen mit Politik und Beredtsamkeit, diesen mächtigsten Waffen der Freistaaten. Plato gedenkt einer sehr schönen Rede, die sie zum Lobe der bei Lechäum gebliebenen Athener hielt, und man behauptet, daß sie den Perikles in der Beredtsamkeit unterrichtet habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der angesehensten, geistvollsten und unbescholtensten Männer Griechenlands; Sokrates besuchte sie oft und soll ihr leidenschaftlich gehuldigt haben Dem Perikles, diesem großen Manne, der es verstand zugleich Bürger und König einer Republik zu sein, wußte sie die reinste und dauerhafteste Liebe einzuflößen Man nannte ihn den olympischen Zeus und A., seine Begleiterin, die Juno. Perikles trennte sich von seiner Gemahlin, heirathete die A. und fühlte stets die größte eheliche Zärtlichkeit für sie. Der muthwillige, aber nicht historisch treue Aristophanes beschuldigte sie, den Krieg zwischen Athenern und Samiern, wegen Milet, wo sie geboren war, und den zwischen Athenern und Lacedämoniern wegen Megara veranlaßt zu haben. Plutarch rechtfertigt sie wegen dieser Beschuldigung, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, obgleich er die Ursachen des peloponnes. Krieges mit den kleinsten Nebenumständen erzählt. Als die Athener, aufgebracht gegen den Perikles, den sie aber selbst nicht anzugreifen wagten, die A. wegen Verachtung der Götter anklagten, trat Perikles als ihr Vertheidiger auf und entwaffnete die Richter. Nach des Perikles Tode heirathete A. den Lysikles, einen sonst unbekannten Mann, der aber bald von ihrem Geiste durchdrungen, in Athen großen Einfluß erlangte. Man kann wol behaupten, daß A. Einfluß auf das ganze Volk hatte, denn in ihrer Gesellschaft wurden viele von Denen gebildet, die das Ruder des Staats führten. Ihr Name war so berühmt, daß der junge Cyrus seine Geliebte Milto nach ihr benannte, um dadurch den Eindruck zu bezeichnen, den sie auf ihn gemacht hatte. Überhaupt bezeichnete man später mit dem Namen A. die liebenswürdigsten Frauen.

Aspecte, in der Sternkunde die verschiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreise gegeneinander. Es gibt fünf Aspecte: die Conjunction oder Zusammenkunft, die Opposition oder der Gegenschein (die Syzygien), der Gedritt- oder Trigonalschein, der Geviert- oder Quadratschein (auch Quadratur genannt) und der Gesechst- oder Sextelschein. — Die Zusammenkunft, in den Kalendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet, ergibt sich, wenn zwei Planeten einerlei Länge haben. In diesem Falle sind ihre Orte im Thierkreise nur um die Summe der Differenz ihrer Breite, nachdem sie nämlich auf einer oder auf entgegengesetzten Seiten der Ekliptik liegen, verschieden, und also, da diese nie beträchtlich ist, wenig voneinander entfernt. Hätten sie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breite, so würden sie einander bedecken. Die Zusammenkunft des Mondes mit der Sonne verursacht den Neumond; fällt aber auch ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Sonnenfinsterniß. Für den Astronomen sind diese Conjunctionen und Oppositionen wichtig zur Bestimmung der Bahnen der Planeten, für die mathematische Geographie aber zur Bestimmung der geographischen Länge. Der Gegenschein, im Kalender ☍, ereignet sich, wenn die Länge zweier Planeten um 180 Grade verschieden ist, sodaß der eine aufgeht, wenn der andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenschein, so haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite fast oder ganz zusammen, so entsteht eine Mondfinsterniß. Der Gedrittschein △ findet statt, wenn sich die Längen zweier Planeten um den dritten, der Gevierschein □, wenn sie sich um den vierten, der Gesechstschein ✶, wenn sie sich um den sechsten Theil von 360 Graden unterscheiden. Für die Wissenschaft sind die drei letztern Aspecte von fast gar keinem Werthe,

aber die Astrologen schrieben ihnen allen einen großen Einfluß auf die Schicksale der Menschen und Staaten zu. Dieser Aberglaube ward Ursache, daß die Aspecte in die Kalender aufgenommen wurden.

Asper, Aspre oder **Aktsche**, die kleinste Silbermünze der Türken. Drei A. machen einen Para und 120 A. einen Piaster. Um 1760 hatte der türk. Piaster einen Werth von 16 Gr. $2\frac{2}{10}$ Pf. Conv.-Geld; seitdem ist er immer schlechter ausgeprägt worden, sodaß 1818 der Piaster nur noch 6 Gr. galt.

Aspern und Eßlingen, zwei Dörfer, bekannt durch die am 21. und 22. Mai 1809 von dem Erzherzog Karl über Napoleon gewonnene Schlacht, liegen auf dem Marchfelde, Wien östlich gegenüber. Nach dem Falle der Hauptstadt beschloß der östr. Feldherr, einen Theil des feindlichen Heers, welches aus 100,000 M. bestand, ungehindert über die Donau gehen zu lassen, ihn dann dermaßen anzugreifen, daß er, wo möglich, in den Fluß zurückgeworfen werde: ein Plan, welcher völlig den Umständen und dem Terrain angemessen war, aber durch die Energie des franz. Heerführers und die außerordentliche Tapferkeit seiner Truppen vereitelt wurde. Der Erzherzog nahm eine Stellung hinter Gerasdorf, zwischen dem Bisamberge und dem Rußbache, aus welcher er am 21. Mai Mittags, als Napoleon ungefähr mit der Hälfte seiner Armee von der Lobauinsel aus über den letzten Arm der Donau gegangen war, mit 75,000 Mann und 288 Geschützen in fünf Colonnen abmarschirte und in einem Halbkreise das franz. Heer fast gänzlich einschloß. In dem engen und ganz ebenen Raume zwischen A. und Eßlingen, etwa eine halbe Stunde voneinander entfernt, begann die mörderische Schlacht. Alles hing von dem Besitze der beiden Dörfer ab; A. wurde gleich anfangs von den Östreichern genommen, ihnen bald darauf entrissen, wiedererobert, bis es ihnen endlich blieb; in Eßlingen aber vermochten sie sich durchaus nicht zu halten. Wiederholt machte Napoleon den Versuch, das Centrum der Östreicher zu sprengen, allein er vermochte nichts gegen die Standhaftigkeit ihres Fußvolks. Die Nacht machte endlich dem erbitterten Kampfe auf einige Zeit ein Ende. Vorher schon war die Brücke, welche das rechte Donauufer mit der Lobauinsel verband, durch brennende Fahrzeuge und Schiffmühlen durchbrochen worden, sodaß die franz. Verstärkungen nur langsam und vereinzelt durch Überschiffung auf dem Schlachtfelde anlangen konnten, und das ganze Corps von Davoust dem Kampfe müßig zusehen mußte. Dessenungeachtet hatte sich, bei Erneuerung der Schlacht, am 22., das Verhältniß der Streitkräfte sehr zum Vortheil der Franzosen geändert, da diese, anfangs viel schwächer, jetzt wenigstens ebenso stark als die Östreicher waren. Die Schlacht hatte auch an diesem Tage gleichen verheerenden Charakter und fast denselben Gang als am vorigen; um den Besitz der beiden Dörfer wurden Tausende von Streitern geopfert; A. blieb den Östreichern und Eßlingen den Franzosen. Letzteres diente diesen, welche endlich die Hoffnung aufgaben, sich durch Sprengung der östr. Mitte den Sieg zu verschaffen, zur Sicherung ihres Rückzugs auf die Lobauinsel, den der Erzherzog nur durch Geschützfeuer beunruhigen ließ. Die Stellung der Franzosen auf der Insel, ihr durch diesen Rückzug keineswegs geschwächter Muth machten, daß die Schlacht in ihren Folgen nicht bedeutend wurde. Der Verlust der Östreicher soll 20,000 M., bei den Franzosen fast noch einmal so viel betragen haben; darunter war auch der Marschall **Lannes** (s. d.). Gefangene wurden, bei der gegenseitigen Erbitterung, nur wenige gemacht. Kraft's Gemälde von der Schlacht bei A., im Invalidenhause zu Wien, hat Rahl 1825 gestochen.

Asphyxie, Pulslosigkeit, s. **Scheintod**.

Assas (Nicolas, Chevalier d'), geb. zu Vigan, Hauptmann bei dem franz. Regimente Auvergne, machte sich durch seine Aufopferung fürs Vaterland der Bewunderung der Nachwelt würdig. Als Befehlshaber einer Feldwache in der Nacht vom 15. zum 16. Oct. 1760 bei Klosterkamp, in der Nähe von Geldern,

traf A., da er bei Anbruch des Tages ausging, um die Posten nachzusehen, auf eine Abtheilung feindlicher Truppen, welche die franz. Armee überfallen wollte, und wurde mit der Drohung ergriffen, daß der erste Laut, den er ausspräche, ihn das Leben kosten würde. Das Wohl des franz. Heeres stand auf dem Spiele; ohne sich einen Augenblick zu besinnen, sammelte A. seine ganze Kraft und rief: „Hierher, Auvergne, die Feinde sind da!" Die Drohung ward sogleich vollzogen, aber seinen Zweck hatte er erreicht, denn der Überfall mislang. A. war nicht verheirathet; man bestimmte aber für immer seiner Familie einen Jahrgehalt von 1000 Livres, welcher zwar durch die Revolution unterbrochen, aber später wieder ausgezahlt wurde.

Assassinen, s. Ismaeliten.

Assecuranz (contrat d'assurance, engl. insurance), eine Versicherung, ein Vertrag, wodurch die Parteien sich den Ersatz gewisser Beschädigungen (des Feuerschadens, der Unfälle zur See u. s. w.) entweder gegenseitig oder gegen eine gewisse Abgabe (Prämie, prime) versprechen. Das Erste führt nothwendig zu einer Gesellschaftsverbindung, das Zweite gestattet auch einzelne Verträge, allein die Natur der Dinge führt auch hier Verbindungen herbei, weil die Sicherheit größer wird, je größer die Zahl der Fälle ist, welche die Versicherungsverträge umfassen. Freilich wird bei größerer Ausdehnung die Verwaltung schwieriger. In Ansehung der Versicherungen gegen Feuer sind diese Verbindungen in sehr vielen Staaten gesetzlich gegründet und nothwendig geworden, in manchen Ländern und in Ansehung anderer Gegenstände, z. B. gegen Seeschäden, freiwillig geblieben. Die Prämie richtet sich nothwendigerweise nach der Gefahr, ist um so kleiner, je seltener die Gefahr ist, und umgekehrt. Die Seeassecuranzen sind die ältesten von allen, und aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst in Barcelona entstanden, indem hier ein Statut von 1435 darüber vorhanden, während das älteste ital. Statut erst von 1523 ist. Eine Nachricht, daß schon 1311 eine Assecuranzcompagnie in Brügge gestiftet worden sei, ist zu unbestimmt. Viel später kamen die Brandassecuranzen in Gang, und in neuerer Zeit erst die Lebensversicherungen. Die Versicherungen gegen Hagelschlag, wozu die ersten Statuten in Hildburghausen 1811 erschienen, gewinnen immer mehr gedeihlichen Fortgang. (S. Feuer-, Hagel-, Lebensversicherung, Seeassecuranz.)

Assemâni, Name einer maronitischen, d. h. syrisch-christlichen Familie am Libanon, aus welcher mehre Glieder in Rom lebten und als Orientalisten sich auszeichneten. Unter ihnen sind besonders folgende zu bemerken: Joseph Simon, geb. 1687 in Syrien. Er sammelte auf Reisen im Orient, besonders in Ägypten und Syrien, viele oriental. Handschriften für die päpstliche Bibliothek, ward Custos derselben und lieferte mehre große Werke, wie die reichhaltige „Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana" (4 Bde., Rom 1719—28, Fol.), betreffend die syr. Handschriften der vatican. Bibliothek, und die „Opera Ephraemi Syri, syr. et lat." (6 Bde., Rom 1732—34, Fol.) Er starb am 14. Jan. 1768. Sein bedeutender handschriftlicher Nachlaß wurde durch den Brand im Vatican gänzlich vernichtet. — Joseph Aloysius, Bruder des Vorigen, ward Prof. der oriental. Sprachen zu Rom, schrieb unter Anderm den „Codex liturgicus ecclesiae universalis" (13 Bde., Rom 1749—66, 4.), und „De Catholicis seu Patriarchis Chaldaeorum et Nestorianorum" (5 Bde., Rom 1775, 4.), und starb 1782. — Simon, geb. zu Tripolis in Syrien am 20. Febr. 1749, ein Verwandter der Vorigen, ward in Rom erzogen, war Bibliothekar in Wien, seit 1785 Professor der oriental. Sprachen zu Padua, schrieb das „Museo Cufico Naniano" (2 Bde., Vened. 1788, Fol.), ferner die Erläuterung eines arab. Himmelsglobus im Museum des Cardinals Borgia, und starb am 8. Apr. 1821. — Stephan Erodius, Neffe des Joseph Simon und nach diesem Custos bei der vaticanischen Bibliothek, lieferte die „Bibliothecae Mediceo-Laurent. et Palatinae codices ma-

nuscripti orient." (2 Bde., Florenz 1742, Fol.), und die „Acta sanctorum martyrum orient. et occident." (2 Bde., Rom 1748, Fol.).

Assiento (span.), Vertrag, nannte man die Bewilligung der span. Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausschließung anderer, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren Negersklaven aus Afrika in die span. Colonien in Amerika gegen eine gewisse Abgabe einführen und Handel damit treiben durfte. Schon Philipp IV. und Karl II. von Spanien schlossen mit den Engländern und Holländern einen solchen Handelstractat; dann aber waren die Engländer bis 1701 in dem alleinigen Besitze des Assiento. Sie verloren ihn, als Philipp V. von Anjou auf den span. Thron kam, indem dieser 1702 der franz. Guineacompagnie, welche seitdem auch den Namen Assientocompagnie annahm, diesen Handel auf zehn Jahre zugestand, binnen welcher Zeit sie das Recht haben sollte, jährlich 4800 Neger beiderlei Geschlechts nach dem festen Lande und den Inseln der Spanier in Amerika zu führen. Im J. 1713 ward zu Utrecht mit England ein neuer Assientotractat auf 30 Jahre abgeschlossen (Großbritannien überließ nachher den Handel der Südseecompagnie), vermöge dessen unter Anderm den Engländern gestattet ward, alle Jahre, während des Tractats, ein sogenanntes Permissions- oder Assientoschiff von 500 Tonnen mit allerhand Waaren nach jenen Colonien zu schicken. Dieses aber zog große Misbräuche und vielen Schleichhandel nach sich, und die Beschwerden und Irrungen darüber wurden so stark, daß es zuletzt 1739 zum Kriege zwischen beiden Mächten kam, worauf in dem aachner Frieden 1748 zwar der engl. Compagnie noch vier Jahre zugestanden, allein in der zwei Jahre darauf erfolgten madrider Convention der Tractat aufgehoben und der engl. Compagnie für die noch rückständigen Assientojahre 100,000 Pf. St. versprochen wurden.

Assignat bezeichnete während der franz. Revolution ein Nationalpapier, welches als Münze galt. Es wurden nämlich die ersten 400 Mill. dieses Papiergeldes, welche die constituirende Versammlung mit Genehmigung des Königs am 19. Apr. 1790 machte, auf den Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter assignirt oder angewiesen. Schon am 27. Aug. desselben Jahres drang Mirabeau auf die Ausstellung von 1900 Mill. neuer Assignaten, und es wurden aufs Neue 800 Mill. geschaffen. Bis zum 21. Sept. 1792 waren 2200 Mill. ausgegeben, die bis zu Ende 1792 sich ziemlich im Curs gehalten hatten, nun aber schnell bis auf 50 Proc. fielen. Sie wurden endlich bis auf 45,578 Mill. vermehrt, standen aber auch, ungeachtet sie noch zu Anfang 1795 bei den Steuern für voll genommen wurden, im Jan. 1795 zu 18 Proc.; für einen Louisdor baar bekam man im März 1796 7200 Fr. in Assignaten. Nun wurden sie gesetzlich außer Curs gesetzt und durch Mandate (s. d.) zu 1:30 eingelöst.

Assignation, gewöhnlich Bankassignation, ein russ. Papiergeld, ward seit 1769 zu 40 Mill. Rubel ausgegeben; das Sinken desselben seit 1787 hat den niedrigen Curs der Rubel verursacht. Mit Errichtung der Reichsleihebank wurden neue Assignationen ausgegeben. Man hat deren von 5, 10, 25, 50, 75 und 100 Rubeln. Im Curs wird unter Rubel der Assignationsrubel verstanden. Seit 1809 zahlte man in der Regel 4 Rubel, d. h. 400 Kopeken Assignationen für 1 Rubel Silbergeld. Dieser Stand schwankte bis 1818, wo der Silberrubel 375 Kopeken zu stehen kam. Im J. 1832 ward für den Rubel Gold 383½ Kopeken und für den Rubel Silber 372 Kopeken in Bankassignationen gewährt. — Assignation, in kaufmännischer Hinsicht, s. Anweisung.

Assimilation, Verähnlichung, in physiologischer Bedeutung ein Act der Ernährung, vermöge dessen der durch die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitete und aus den Gedärmen eingesogene Milchsaft den Stoffen des lebenden thierischen Körpers immer ähnlicher gemacht und belebt wird, und insofern könnte man ihn auch Animalisation nennen. Der Anfang geht schon in den Gekrösdrüsen vor sich, welche den Milchsaft länger in sich zurückhalten und auf eine höhere Stufe

der Animalisation bringen. Die höchste Stufe derselben erreicht er, nachdem er durch die Mündung des Brustganges (ductus thoracicus) in die linke Jugularvene sich ergossen, mit dem Blute in dieser vermischt in die rechte Herzkammer, von da in die Lungen kommt und, mit von dem Sauerstoffgase belebt, als wirkliches Blut in die linke Herzkammer zurückkehrt, aus welcher er in den ganzen Körper verbreitet wird. Diesen letzten Vorgang in den Lungen bezeichnet man auch als Blutbereitung (Sanguification). Im Pflanzenreiche findet eine ähnliche Assimilation statt, indem die Pflanzen ihre Nahrung aus der Erde und dem Wasser ziehen, die eingesogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze sich vertheilen, mit den durch die Blätter aufgenommenen Theilen aus der Luft sich vermischen und zum Wachsthum dienen. — Assimilation in grammatischer Bedeutung ist die Verwandlung eines Consonanten in den nächstfolgenden oder einen verwandten ähnlichen, wie in offendo für obfendo, summitto für submitto. Leichtigkeit der Aussprache, indem man Buchstaben nebeneinander setzte, die mit demselben Organ, Gaumen, Lippe oder Zunge vorgebracht werden, Wohlklang und auch Bequemlichkeit für das Schreiben sind der Grund der Assimilation. Daher ist sie in manchen Sprachen und in manchen Formen zur Regel geworden; in der lat. wird sie in vielen Handschriften und Drucken gleichmäßig beobachtet, während andere der grammatischen Zusammensetzung treu bleiben, oder nach dem Gehöre oder einem dunkeln Gefühle des Wohlklangs sie bald setzen, bald vernachlässigen.

Assisen hießen in Frankreich und im untern (normannischen) Italien die im Mittelalter gewöhnlichen Versammlungen und Gerichtstage der Lehnleute und freien Männer. Gottfried von Bouillon ließ, nachdem er 1099 Jerusalem eingenommen hatte, die Statuten für seine beiden Gerichtshöfe, das Hofgericht und das Landgericht, in solchen Versammlungen entwerfen, wovon dies merkwürdige Actenstück den Namen „Assises de Jérusalem" bekam (herausgeg. franz. von La Thaumassière, Bourges 1690, Fol.) Aus der Normandie kam der Name bei der Eroberung nach England und bezeichnet noch jetzt die Gerichtstage, welche die abgeordneten Richter des Königs jährlich in den Grafschaften halten. Heinrich II. gab dem Institut die große Ausdehnung, daß er den streitenden Parteien die Wahl ließ, ob sie in Eigenthumsstreitigkeiten das große Assisengericht oder ein Kampfrecht entscheiden lassen wollten. Dies große Assisengericht bestand aus allen Rittern oder kriegspflichtigen Gutsbesitzern der Grafschaft, das kleine Assisengericht, welches blos über den Besitz entschied, aus zwölf freien, ehrbaren Männern. Aus ihnen und in ihnen hat sich das Geschworenengericht (Schöffenrecht) ausgebildet. Die zwölf Mitglieder der drei obersten engl. Gerichtshöfe, des Oberhofgerichts (Kings bench), des Oberlandgerichts (Court of common pleas) und des (Schatz-) Kammergerichts (Court of exchequer), reisen jährlich zweimal in den 40 Grafschaften Englands umher, um diese Gerichtstage zu halten. Für Wallis sind zu diesem Geschäft acht Richter bestellt. Zu diesen Gerichtstagen müssen sich noch jetzt alle Friedensrichter der Grafschaft und diejenigen Personen einfinden, welche vom Sheriff, dem Oberamtmann oder Landvogt der Grafschaft zu Geschworenen vorgeschlagen sind. Noch jetzt aber gleichen sie allgemeinen Versammlungen der Grafschaft. Die Richter werden feierlich eingeholt, mit Glockengeläute empfangen. Den Gerichtssitzungen geht Gottesdienst und Predigt vorher. Der vorsitzende Richter eröffnet dieselben mit einer Rede an das große Schöffenrecht, welches aus den angesehensten Männern der Grafschaft erwählt ist. Vgl. Cottu, „De l'administration de la justice criminelle en Angleterre (Par. 1820; deutsch von Hornthal, Weim. 1821). Die Richter haben bei diesen Assisen fünf verschiedene Commissionen, welche sich theils auf bürgerliche Rechtssachen, theils auf die Strafrechtspflege beziehen. Diejenige, von welcher die Gerichtstage den Namen haben, die Assisencommission, berechtigt sie, Eigenthums- und Besitzstreitigkeiten zu entscheiden, welches aber selten mehr vorkommt, weil eine andere Art der Klagen aufgekommen ist. Die Commission nisi prius gibt

ihnen den Auftrag, in Sachen, welche bei den Obergerichten anhängig sind, das Beweisverfahren zu instruiren (wobei ein Schöffenrecht über die Frage urtheilt, was für bewiesen zu achten sei), und hiernach zu entscheiden, wenn nicht dieselben früher bei dem Gericht selbst vorgenommen werden. Alle, welche aus irgend einer Ursache, nur nicht zur Strafe, kraft eines Rechtsspruchs, sich in dem Gefängnisse der Grafschaft befinden, werden vermöge einer dritten Commission (of goal delivery) in den Assisen zur Untersuchung gezogen, oder, wenn dazu kein Grund vorhanden ist, in Freiheit gesetzt. Die wichtigste dieser Commissionen ist aber die, wodurch sie beauftragt werden, die Untersuchung wegen der gröbern Verbrechen, wie Verrath, Felonie, große Diebstähle, vorzunehmen und nach dem Spruche der Jury über die Thatsachen zu entscheiden (Commission of oyer and terminer). Endlich haben sie das Recht der Friedensrichter (Comm. of peace), d. h. Alles anzuordnen, was zur Erhaltung des Landfriedens nach engl. Grundsätzen gehört. (S. Friedensgerichte.)

In der neuern franz. Gerichtsverfassung sind zwar seit 1808 auch Assisengerichte, welche aber mit der engl. Einrichtung wenig mehr als den Namen gemein haben. Die Strafrechtspflege gehörte zu den greuelvollsten Seiten der alten Verfassung. Sie verband die zwei entgegengesetzten Übel der Tortur, welche oft nur als Schärfung der Todesstrafe angewendet wurde, und des Verurtheilens zum Tode auf bloße Verdachtsgründe. Die höhern und niedern Gerichte Frankreichs zeichneten sich durch einen Geist finsterer und dabei leichtsinniger Grausamkeit aus, wovon das 18. Jahrh. eine Reihe der empörendsten Fälle liefert. In der Revolution war die Reform der Criminalverfassung eine der ersten Arbeiten der constitutionnellen Versammlung. Man nahm die engl. Einrichtung zum Muster, besonders das Urtheilen über die Thatsachen durch Geschworene oder Schöffen. Die bürgerliche Justiz wurde, nach Aufhebung der alten Einrichtungen, den Kreisgerichten und Appellationsgerichten übertragen, für die Criminaljustiz aber durch das Gesetz vom 25. Febr. 1791 in jedem Departement ein Criminalgericht, bestehend aus einem Präsidenten und drei Räthen, angeordnet. Keiner dieser Beamten wurde von der Regierung ernannt; sie hatte aber bei jedem Gerichte einen Kronanwalt. Den Präsidenten und den öffentlichen Ankläger ernannten die Wahlmänner des Departements; als Richter dienten die Mitglieder der Kreisgerichte nach der Reihe. Diese Einrichtung blieb im Ganzen bis zur Consularverfassung, in welcher das Recht der Ernennung dem ersten Consul übertragen wurde. Durch die Criminalgerichtsordnung von 1808 (Code d'instruction criminelle) wurden diese stehenden Criminalgerichte wieder aufgehoben, die Strafrechtspflege den Appellationsgerichten (Hofgerichten) in der Art übergeben, daß das erste Urtheil über die Zulässigkeit einer Criminaluntersuchung von ihnen gefällt, für das öffentliche Verhör und die Entscheidung mit Geschworenen aber ein besonderes Gericht (Cour d'assises) gebildet wird, welches aus einem Hofgerichtsrathe als Präsidenten und aus den vier ältesten Mitgliedern des Kreis- oder Landgerichts (Tribunals erster Instanz), in dessen Bezirk die Sache gewiesen ist, besteht. Die kleinen Policeivergehen gehören vor die Ortsvorsteher (Maires) und die Friedensrichter, und die geringen Straffälle vor die Kreisgerichte. Das Verfahren vor den franz. Assisen ist folgendes: Jedes franz. Tribunal der ersten Instanz hat einen sogenannten Instructionsrichter. Er untersucht jedes Verbrechen, das ihm der Staatsanwalt, die Policeibehörde oder Privaten anmelden; er verfolgt die Spur der That und des Thäters, vernimmt Zeugen, erforscht Urkunden, erhebt Augenschein und protokollirt jeden Befund. Dann referirt er am Ende darüber mündlich dem Tribunal erster Instanz in nicht öffentlicher Sitzung (en chambre de conseil). Findet dies Tribunal nach Thatsachen und Umständen den Angeschuldigten unschuldig, oder wenigstens nach der Lage der Acten die Überweisung des Inculpaten (prévenu) sehr unwahrscheinlich, so erfolgt sofort die Entbindung desselben von der Klage. Findet das Tribunal erster Instanz, daß

der gerügte Straffall ein einfacher Policeifrevel (délit) ist, so wird das fernere Verfahren an das Zuchtpoliceigericht, und im Fall einer bloßen policeilichen Rüge (contravention) an die Policeibehörde verwiesen. Scheinen aber die vorläufigen Untersuchungsacten den Verdächtigen zu graviren, so berichtet, in dem Falle eines schweren Verbrechens (crime), das Tribunal mit Einsendung der Acten an das Obergericht (Cour royale). Dies deliberirt darüber (en chambre de conseil), hört die Abstimmung des Generalprocurators, und findet das Obergericht die angeschuldigte That criminell und erweislich, so erkennt solches im Bejahungsfalle zu Recht, daß der bisherige Verdächtige nunmehr als Inquisit (accusé) einer förmlichen Anklage und Specialuntersuchung über das genau zu bestimmende Verbrechen zu unterwerfen sei (arrêt des renvois aux assises). Diese Criminalgerichte halten in jedem Departement wenigstens ein Mal vierteljährlich eine Sitzung, um die sämmtlichen zur Entscheidung reif gewordenen Criminalfälle seit voriger Sitzung definitiv abzuurtheilen. Das Institut der Geschworenen beruht auf der liberalen Idee, daß das Recht über Leben und Tod in der Regel nicht in der Hand der eigentlichen Staatsdiener ist, sondern einer nach gewissen gesetzlichen Normen, zum Theil durch das Loos (gewissermaßen als judicium parium) aus der Mitte des Volkes berufenen Auswahl gehörig qualificirter Staatsbürger aufgetragen wird, welche nach vollbrachter Sitzung als Privaten in die Reihe ihrer Mitbürger zurücktreten. Der Präfect entwirft nach dem Gesetz vom 2. Jun. 1827 am 1. Aug. eines jeden Jahres eine Liste der Wahlberechtigten seines Departements, eine zweite Liste der unbesoldeten Beamten, Doctoren und Licenciaten der Rechte, Medicin und Philosophie, zieht daraus eine Liste der Geschworenen, welche ein Viertheil der in beiden Listen stehenden Namen enthält, jedoch nicht über 300 Namen enthalten darf, sendet dieses Verzeichniß an den Gerichtspräsidenten und dieser läßt daraus für den Dienst einer jeden Session 36 Geschworene und 4 Ersatzmänner durchs Loos erwählen. Vor diesem Assisengericht erscheint nun der Staatsanwalt als öffentlicher Ankläger, und der von seinem Defensor begleitete Inquisit, welchem vorher die Anklage, der Tag zur Verhandlung, die Urkunden in Abschrift, die Namen der Zeugen und der Geschworenen schriftlich mitgetheilt worden sind. Sowol der Staatsprocurator als der Angeklagte verwerfen einige Geschworene, und aus den Übrigbleibenden ernennt das Loos zwölf Geschworene für den Verhandlungsfall. Die ernannten Geschworenen nehmen Sitz auf einer Tribune, die Thüren der Gerichtssitzung werden für das Publicum geöffnet. Nun beeidigt der Präsident die zwölf Geschworenen; die Acte der erkannten Anklage, die Anklage selbst, die Localbesichtigungsprotokolle und Expertisen werden vorgelesen. Der Staatsanwalt bezeichnet das Wesentlichste in der Anklage, die Überführungsstücke und die materiellen corpora delicti werden vorgelegt und nach den Umständen recognoscirt. Verhört werden die erheblich befundenen frühern Zeugen und die Gegenzeugen zwar nach Anleitung der frühern Verhörprotokolle; zum Beweise der Schuld oder Unschuld dient aber blos die mündliche Zeugenvernehmung in den Assisen. Aber auch die andern Richter außer dem fragenden, die Geschworenen, der Staatsanwalt, der Angeklagte und sein Vertheidiger, der als Beschädigter auftretende Privatus haben das Recht, dem Zeugen fernere Fragen zu thun. Nun reden über das Verhandelte nacheinander, gemeiniglich zwei Mal, der Staatsanwalt, die Privatpartei und der Vertheidiger, und, wenn er will, auch der Angeklagte selbst. Man vernimmt über zweifelhafte Ausdrücke vielleicht nochmals einen Zeugen, erkennt über Incidentpunkte, und wenn in der Sitzung Alles schon zum Spruche reif wurde, so erklärt in der nämlichen Sitzung der Präsident die Verhandlung für geschlossen. In einem kurzen Vortrage stellt der Präsident die Beweise für und wider zusammen und legt den Geschworenen schriftlich die Fragen vor, worüber ihr Gewissen sich zu erklären hat. Dann treten die Geschworenen zusammen im Berathungszimmer, und wenn sie zurückgekehrt sind, sprechen sie das Resultat ihrer Berathung öffentlich

aus. Haben blos sieben von den zwölf Geschworenen den Angeklagten schuldig befunden, so deliberiren über die Thatfrage auch die Richter, und tritt die Majorität der Richter der Minorität der Geschworenen bei, so gilt die dem Angeklagten günstigere Meinung. Vereinigen sich ferner alle Richter zur Freisprechung des Angeklagten, die Jury mag eins gewesen sein in der Verurtheilung oder nicht, so wird die Sache ausgesetzt zur Verhandlung vor der nächsten Assise, die dann definitiv erkennt. Hat die Mehrheit der Geschworenen den Angeklagten freigesprochen, so läßt der Präsident den Angeklagten frei, wenn ihn nicht etwa auch irgend eine andere Anklage verhaftete. Ist der Angeklagte für schuldig erklärt worden, so fängt eine eigne Verhandlung über die Anwendung der Strafe und über die etwaige Privatgenugthuung an, und die Richter entscheiden hierüber mit Angabe der Entscheidungsgründe. Gegen dieses Criminalurtheil findet blos das Cassationsgesuch statt. Der Cassationshof (s. d.) nimmt dies Gesuch als gegründet an, wenn eine Nichtigkeit, ein Formalitätsfehler oder der Spruch wider das klare Gesetz nachgewiesen wurde, und verweist dann den Proceß an einen andern Assisenhof zur neuen Verhandlung und Urtheilfällung.

Association, Verbindung Mehrer zu irgend einem Zwecke. Neuerdings ist besonders die Frage wichtig geworden, ob sich zu Dem, was einem Einzelnen erlaubt ist (Adressen, Petitionen u. s. w.) auch Mehre vereinigen dürfen, zumal zu politischen Zwecken und zu einer dauernden Wirksamkeit. (S. Politische Vereine.)

Association der Ideen, oder richtiger, der Vorstellungen, nennen wir diejenige Verbindung unserer Vorstellungen, vermöge deren sie sich einander unwillkürlich erwecken und aufeinander führen. Da sich das Verhältniß unserer Vorstellungen überhaupt auf ein Äußeres (der Zeit, des Orts) und auf ein Inneres zurückführen läßt, welches von Verwandtschaft, Ähnlichkeit und Unähnlichkeit derselben abhängt, so ist jede sogenannte Ideenassociation von zwei allgemeinen Gesetzen abhängig, die man auch Associationsgesetze nennt, nämlich 1) Gesetz der Zeitfolge und Gleichzeitigkeit. Nach diesem Gesetze erwecken Vorstellungen, welche oft miteinander verbunden waren oder nacheinander folgten, einander wechselseitig in dieser Folge. Daher erinnern gewisse Orte an gewisse Ereignisse, welche dort vorgefallen sind; gleichzeitig wahrgenommene Ereignisse erinnern aneinander; so auch die unmittelbar aufeinander folgenden, und zwar erwecken sie sich am leichtesten in der bestimmten einmal dagewesenen Folge, z. B. die Worte eines auswendig gelernten Satzes, und je öfter man sie auf bestimmte Weise verbunden hat. Dies bestimmt auch unsere Fertigkeiten, indem eine bestimmte Folge der Vorstellungen durch Gewohnheit leichter von statten geht, was sich auch im Handeln nach denselben äußert. So spielt z. B. ein geübter Klavierspieler im Dunkeln oder ohne auf die Tasten zu sehen, richtig, weil er die Tasten sich in der bestimmten Lage schon oft vorgestellt und unter den Händen gehabt hat. 2) Gesetz der Verwandtschaft, Ähnlichkeit und Entgegensetzung der Vorstellungen. Nach diesem Gesetze erwecken und verdeutlichen sich Vorstellungen, deren Inhalt sich aufeinander bezieht. Ein Individuum erinnert an das andere, wenn es gewisse Züge mit demselben gemein hat, das Portrait an das Original, das Bejahende an das grade Gegentheil; daher ist auch die Wirksamkeit der Ironie zu erklären. In einem solchen Verhältnisse stehen ferner insbesondere Subject und Prädicat, Ursache und Wirkung, Ganzes und Theil, Gattung, Art und Individuum, Nebenumstände und Hauptsachen; doch kommt man leichter von dem Besondern auf das Allgemeine, als umgekehrt. Was in einem gewissen innern Zusammenhange steht, das merkt sich leicht vermöge dieses Gesetzes. Diese unwillkürliche Verbindung unserer Vorstellungen nun ist als unwillkürlicher Gedankenlauf in der ersten Zeit unsers Lebens und bei dem Ungebildeten immer vorherrschend. Bei eintretender Bildung des Verstandes wird der nach Absicht und Zweck geleitete Gedankengang herrschend. Gleichwol wirkt jener immer fort, tritt in unsere Unterhaltungen ein und bestimmt fast durchaus unsere

Träume. Jeder einzelne Mensch hat auch seine eigne Ideenassociation, d. h. gewisse Vorstellungen verbinden sich bei einem Individuum leichter als bei dem andern, werden oft herrschend und bringen manche Eigenheiten, gewisse Meinungen, Vorurtheile, Neigungen und Abneigungen hervor. Dieses ist der Grund, warum man die Kenntniß der Ideenassociation dem Menschenkenner als einen sehr wichtigen Gegenstand zuschreibt, und warum manche Menschen, welche dieselbe bei andern erforscht haben und benutzen, über dieselben oft eine sehr große Gewalt erlangen; denn sie gehört zu Dem, was die Gewohnheit in dem Menschen befestigt hat. Vgl. Maaß, „Versuch über die Einbildungskraft" (neue Aufl., Halle 1797).

Assonanz, ein musikalischer Vocalreim, nahe verwandt mit der **Alliteration** (s. d.); denn wie diese in einer Gleichheit der Consonanten in mehren nahe aufeinander folgenden Wörtern, so besteht jene vorzüglich in einem Gleichklange der Vocale. Sie ist der span. und portug. Poesie eigenthümlich und harmonirt sehr wohl mit dem Charakter dieser an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Im Deutschen hebt sie sich nur durch häufige Wiederholung in einer zusammenhangenden Versreihe vernehmlich genug hervor. Die Versuche unserer Dichter in ihrem Gebrauche haben indessen ihre Anwendbarkeit in unserer Sprache mindestens zweifelhaft gelassen, und immer noch findet sie ihre Gegner. Die zweisylbige Assonanz kann bei uns in der zweiten Sylbe fast nie anders als in dem stummen e gebildet werden, welches wir kaum hören, und auch die einsylbige wird zu sehr von den Consonanten übertönt, als daß sie ganz ihre Bestimmung erfüllte. Dennoch haben sie Einzelne, wie Fr. Schlegel im „Alarkos" und in seinen Rolandsromanzen und Apel in seinem „Gespensterbuche" mit Glück gebraucht. Nur der Übersetzer aus den oben genannten südeurop. Sprachen kann sie in vielen Fällen nicht entbehren, und Treffliches haben in dieser Beziehung Gries und Malsburg in ihren Übertragungen Calderon'scher Dramen geleistet. Vgl. Bärmann, „Die Assonanzen der deutschen Sprache" (Berl. 1829).

Assumption (Assuncion), Hauptstadt des Staates **Paraguay** (s. d.), am schiffbaren Paraguay, Sitz des Dictators Dr. **Francia** (s. d.), mit einer Kathedrale, drei Kirchen, vier Klöstern, einem Collegium und 8000 Einw., welche ansehnlichen Handel mit Leder, Taback und Zucker treiben.

Assyrien, ein im Alterthum berühmtes asiat. Reich, dessen Grenzen nicht zu allen Zeiten dieselben waren. Das ursprüngliche A. grenzte nördl. an den Berg Niphates in Großarmenien, westl. an Mesopotamien, südl. an Susiana und östl. an Medien, war mithin das heutige Kurdistan, umfaßte aber mehre Provinzen als dieses. Die Bewohner waren Semiten, eines der ältesten bekannten Völker der Erde, das von den Chaldäern seine Bildung erhielt. Sie waren ursprünglich Fetischanbeter, bekannten sich aber zur Zeit Alexander's des Großen zur Lehre des Zoroaster. Assur soll A. begründet und ihm den Namen gegeben haben. Unter den Beherrschern desselben sind vorzüglich **Ninus** (s. d.), der Erbauer der Hauptstadt Ninive, und seine Witwe und Thronfolgerin **Semiramis** (s. d.) berühmt. Ninus unterwarf sich das babylon., das medische und noch einige andere Reiche. Unter Sardanapal, ungefähr 900 v. Chr., ward Arbaces, Statthalter von Medien, Herr des assyr. Reichs, und es zerfiel, nachdem es, nach Herodot's Angabe, 520 Jahre in seiner Ausdehnung und Blüte sich erhalten hatte, 888 v. Chr. in Babylonien und (Neu-) Assyrien. Zwar erhob sich das neuassyr. Reich unter Salmanassar von Neuem und Babylonien mußte die Hoheit desselben anerkennen; allein um 700 riß sich Medien los, der medische König Cyaxares verband sich mit Nabopolasar, Statthalter von Babylon, worauf Beide 606 v. Chr. Ninive eroberten und zerstörten. A. wurde jetzt eine medische Provinz, Babylon aber durch Nebukadnezar's Eroberungen seit 600 ein mächtiges Reich. Endlich vereinigte sämmtliche Reiche um 550 v. Chr. der pers. Eroberer **Cyrus** (s. d.). Über den jetzigen Zustand dieser Landstriche vgl. Buckingham's „Travels in Assyria, Media and Persia" (Lond. 1829, 4.).

Ast, derjenige Theil eines Baumes, der nicht unmittelbar von der Wurzel, sondern erst vom Stamme ausgeht. Aus den Ästen gehen die Zweige und Blätter hervor. Wie man das Wort Stamm bildlich auf Völker und Familien anwendet, so sagt man auch z. B.: „Die Familie theilt sich in mehre Äste". Doch sind in diesem Sinne die Ausdrücke Zweig und Linie gebräuchlicher. In der Forstwissenschaft begreift man die Äste unter dem gemeinschaftlichen Ausdrucke von Obergehölz und scheidet bei der Berechnung des Werthes eines Baumes Stamm und Obergehölz. Die Richtung der Äste ist an jedem Baume charakteristisch und gibt auf den ersten Blick ein Merkmal, sie voneinander zu unterscheiden. Auch suchen die Äste gegen die Horizontalebene immer dieselbe Richtung zu beobachten, indem sie mit dem Boden durchaus einen spitzigen Winkel bilden, wenn das Erdreich emporsteigt.

Astarte, im A. T. **Astoreth** genannt. Sie war eine Göttin der Phönizier und Syrer und bezeichnete den Venusplaneten, welchen man als Quelle des Glücks, der Liebe und der Zeugung betrachtete. In ihren phöniz. und syr. Tempeln wurden daher ausschweifende Feste gefeiert. Auch von den Hebräern ward bisweilen ihre Verehrung angenommen.

Asteriscus, Sternchen (*), braucht man gewöhnlich im Texte, um damit auf untenstehende Anmerkungen zu verweisen. Man setzt sie zu dem Worte, auf welches sich die Anmerkung zunächst bezieht. Auch bezeichnet man Lücken damit. Die alten Kritiker bedienten sich des Asteriscus oder eines Kreuzes, obelus, um in den Handschriften irgend eine Unrichtigkeit des Textes anzudeuten; Andere bedienten sich des Sterns zur Angabe der Echtheit und Richtigkeit.

Asthenie, Schwäche (s. d.), kam durch Brown's Lehrsätze in Gebrauch und bezeichnet überhaupt bei ihm Schwäche der Erregung. Sie entsteht entweder, indem die Erregbarkeit des thierischen Körpers durch die auf sie zu schwach wirkenden Reize zu wenig in Thätigkeit gesetzt wird (directe Asthenie), oder indem durch vorhergegangene zu starke Reize die Erregbarkeit vermindert worden ist (indirecte Asthenie). Die asthenische Beschaffenheit wird nach Brown's Angabe durch Übermaß und zu lange Dauer der Kälte und Wärme, durch Pflanzennahrung, Wasser und wässerige Getränke, Mangel an verschiedenen Gewohnheitsreizen, z. B. an geistigen Getränken, an Gewürzen, Mangel an Blut, zu schwache oder zu starke Bewegung, Leidenschaften, Ansteckungsstoffe u. s. w. erzeugt. Die Asthenie beurkundet sich durch schwachen und sehr schnellen Puls, Frost, Kopfschmerz, Mangel an Eßlust, Ekel und Erbrechen, Betäubung, Schlafsucht, Zuckungen, Irrereden, Blutflüsse, Drüsengeschwülste u. s. w. **Asthenisch** heißt demnach überhaupt schwach, kraftlos. Jetzt gebraucht man das Wort in den medicinischen Schulen, um Schwächezustände des Gefäßsystems damit zu bezeichnen.

Ästhetik nannte man seit Alex. Baumgarten eine besondere Wissenschaft von dem Schönen und seinen mannichfaltigen Darstellungsarten, welche vor diesem Philosophen noch nicht vorhanden war und den Zweck hatte, die Beurtheilung des Schönen auf ein Vernunftprincip zurückzuführen. Von diesem Theile der Philosophie, gleichsam einer geahneten Metaphysik des Schönen, sollte die Theorie der Künste und der Kunstkritik abhängig sein. Eine Theorie des Schönen, und mit ihr gewisse allgemein gültige Gesetze zur Bildung und Beurtheilung desselben aufzustellen, welche auf dem Wesen der „schönen Erkenntniß selbst", bei welchem Ausdrucke man das Gefühlsvermögen und die sinnliche Erkenntniß verwechselte, beruhen sollte, fühlte man sich insbesondere veranlaßt, als durch Chr. Wolf's Bestrebungen, die Philosophie in ein System zu bringen, eine Übersicht des Ganzen der Philosophie und ihrer Theile möglich und nothwendig geworden war. Zu dieser Theorie legte Baumgarten, ein Schüler Wolf's, den ersten Grund. Der Standpunkt, von welchem man zuerst bei einer solchen Theorie ausging, war ein subjectiver, d. h. man betrachtete das Schöne zunächst nach seiner Wirkung auf Empfindung und Gefühl, oder von Seiten der Fähigkeiten und Organe, mit welchen man

dasselbe auffaßte. Da diese Betrachtung eine allgemeine Theorie des Empfindungsvermögens voraussetzte, so nannte man diese Wissenschaft Ästhetik, weil αἴσθησις, wovon jener Name herkommt, Empfindung, Gefühl, sinnliche Vorstellung und die sie begründenden Vermögen bezeichnet, welche nach den noch unausgebildeten psychologischen Ansichten der damaligen Zeit auch mit dem Namen niederes oder sinnliches Erkenntnißvermögen umfaßt und von einander wenig unterschieden wurden. Baumgarten kam durch Behandlung und Betrachtung des Empfindungsvermögens auf das Schöne, und meinte die Gesetze dieser sinnlich erkannten Vollkommenheit (die ästhetischen Gesetze) aus dem Begriffe aller Vollkommenheiten ableiten zu können. Was er nun aber als solche Wissenschaft in seinen Vorträgen und Schriften (s. Baumgarten) aufstellte, enthielt mehr praktische Regeln über Erfindung und Beurtheilung, Anordnung und Ausdruck des Schönen in der Kunst, vorzüglich der Dicht= und Redekunst, als eine Untersuchung über das Wesen der Schönheit überhaupt. Dieses Princip der sinnlichen Vollkommenheit aber, welches Baumgarten aufstellte, wurde von seinen Nachfolgern weiter ausgebildet, indem man die Natur des Empfindungsvermögens genauer untersuchte, und bald auf physiologischem und psychologischem Wege, welcher durch Locke's Sensualsystem und anderer Engländer, z. B. Burke's, Untersuchungen sehr gangbar geworden war, die Natur ästhetischer Empfindungen erforschte, bald, vorzüglich durch Batteux, du Bos und anderer Franzosen Beispiel geleitet, eine Theorie der Künste unter diesem Namen aufzustellen versuchte, welche jedoch, bevor nicht die reine Aesthetik, wovon sie abhängig ist, durch ein tieferes Princip begründet war, nothwendig schwankend ausfallen und eine empirische Kenntniß bleiben mußte. Kant, der das ganze Gebiet der philosophischen Wissenschaft seiner Beurtheilung unterwarf, und nach der Möglichkeit einer philosophischen Erkenntniß, welche über die Erfahrung hinausgehe, fragte, unterschied zwar genauer sinnliche Erkenntniß und Gefühl; aber er betrachtete das Schöne immer noch blos in seiner Wirkung auf das Gefühl und stellte so über das Schöne den Begriff des Ästhetischen. Und wenn ihm nun, nachdem er dem Vorstellungsvermögen und dem Begehrungsvermögen ihre besondern Theorien angewiesen hatte, das Gefühlsvermögen übrig blieb, auf welches das Schöne mit der Voraussetzung bezogen wurde, es könne nur durch das Gefühl wahrgenommen werden, sei blos für das Gefühl da, oder bestehe blos in einer besondern Beziehung auf das Gefühl, so ist es begreiflich, wie er früherhin eine solche Wissenschaft für eine unmögliche halten und selbst den Namen derselben verwerfen konnte; denn die Beurtheilung des Schönen (d. i. Dessen, was schön ist) ist nach jenen Voraussetzungen empirisch und subjectiv. Allein theils haben schon die bedeutendsten seiner Schüler, z. B. der um die Ästhetik verdiente Heydenreich, entgegnet, daß auch die Geschmacksurtheile, oder das ästhetische Wohlgefallen überhaupt, von gewissen ursprünglichen Bedingungen des Gemüths abhängig sein müssen, welche dann, zur Wissenschaft erhoben, eine Geschmackslehre werden und, sofern sie die Gegenstände nach ihrer Beziehung auf Lust oder Unlust, oder als Gegenstände eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens insbesondere betrachte, füglich Ästhetik genannt werden könnte; theils hatte auch Kant in seiner später erschienenen „Kritik der Urtheilskraft“ die Grundzüge zu einer solchen Geschmackslehre oder Kritik der ästhetischen Urtheilskraft (des Geschmacks) wirklich aufgestellt, und er wollte darin die Gesetze aufsuchen, nach welchen der Verstand bei der Beurtheilung Dessen verfahre, was durch sich selbst gefällt. Die Ansicht Kant's wurde von mehren denkenden Männern seiner Schule ausgebildet und als eine Wissenschaft von den Gründen des ästhetischen Wohlgefallens dargestellt. Aber gegen diese der Kunst wenig zusagende Ansicht, namentlich gegen die formale Bestimmung der Schönheit, als der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes ohne Vorstellung eines Zweckes, sträubte sich der wachsende Kunstsinn und die lebendigere Anschauung des Schönen, welche Kant zu fehlen schien. Um so dringender wurde bei täglicher Erweite=

rung des Kunstgebiets durch die Werke großer Zeitgenossen, bei erhöhtem Interesse für die Kunst, das Bedürfniß einer unbeschränktern Untersuchung über das Wesen des Schönen und über die Bedingungen, unter welchen es sich dem menschlichen Geiste darstellt. Göthe, Schiller, Herder, Winckelmann, Klopstock, Lessing, Moritz und Heinse wirkten theils durch die geistvollen Ergebnisse ihrer Dichterkraft, theils durch mitgetheilte Ansichten, Beurtheilungen und freie Behandlung mehrer der Kunst angehörigen Gegenstände, Schelling durch seine originelle Ansicht der Natur, sowie überhaupt durch eine Philosophie, welche, von dem Absoluten ausgehend, dasselbe auch in der Schönheit und im Geiste des Künstlers in eigenthümlicher Gestaltung wiederfindet, zu einer umfassenden und lebendigen Ansicht der Schönheit und Kunst. Letztern wird für die Ästhetik insbesondere das Verdienst bleiben müssen, auf die schaffende Kraft des Genius, durch welche das Schöne hervorgebracht wird, Rücksicht genommen und namentlich die durch Kant's Anhänger vernachlässigte Phantasie in dem Gebiete des Schönen wieder geltend gemacht zu haben. Zu demselben Zwecke wirkten, wiewol mehr auf polemischem und kritischem als auf dem systematischen Wege, A. W. und Fr. Schlegel, wenn auch im Kampfe die Grenze der Wahrheit oft überschreitend, zum Vortheile der Ästhetik und zu einer freiern, lebendigern und umfassendern Anschauung des Schönen in der Kunst. Schelling's Ansicht jedoch, nach welcher das Kunstwerk als eine bildliche Erscheinung des Absoluten, durch den Geist des Menschen hervorgebracht, erschien, wurde von mehren seiner Schüler im Dünkel einer Wissenschaft des schaffenden Genius, und, je mehr sie Kunstfreunde waren, so misverstanden, daß sie die Ästhetik gradezu für eine Kunstphilosophie erklärten, als offenbare sich das Schöne nur durch die Kunst des Menschen. Dieser Vorstellungsart sowol als dem Misbrauche seiner Methode, welche Einige anzuwenden glaubten, indem sie sich nur von den Gebilden ihrer Phantasie hinreißen ließen, und statt einer Philosophie über das Schöne in Natur und Kunst oft nur leere Phantasien über die Kunst hervorbrachten, hat jedoch Schelling kräftig widersprochen.

Ästhetisch in weitester Bedeutung ist, 1) was in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust steht, oder zunächst in dieser subjectiven Beziehung betrachtet wird, was mithin 2) dieses Gefühl, namentlich das Gefühl der Lust, durch innere oder äußere Anschauung entweder erweckt (ästhetischer Gegenstand, ästhetische Anschauung) — daher redet man auch von einer ästhetischen Deutlichkeit, im Gegensatze der logischen, d. i. von der Deutlichkeit, welche durch anschauliche Darstellung erlangt wird — oder durch das Gefühl bestimmt wird — und in dieser Beziehung redet man von einem ästhetischen Urtheil und von ästhetischer Urtheilskraft und Geschmack im weitern Sinne. In der engern Bedeutung ist ästhetisch, 1) was unabhängig von allen andern Beziehungen, lediglich durch die Anschauung seiner das Gemüth in harmonische Thätigkeit setzenden Form Lust zu erregen fähig ist und gefällt, oder das Schöne in weiterer Bedeutung nach Kant's Bestimmung: der Gegenstand eines höhern, nothwendigen Wohlgefallens. In dieser Bedeutung redet man auch von ästhetischen, d. i. solchen Gefühlen, welche nicht durch den Stoff (das Materielle) oder durch den Begriff vom Werthe der Dinge, sondern blos durch die angeschaute, in sich vollendete Form eines Gegenstandes, welche die Kräfte des Geistes in harmonische Thätigkeit versetzt, erregt sind. 2) Was durch ein Gefühl dieser Art bestimmt und von demselben abhängig ist, daher ästhetisches Wohlgefallen, ästhetisches Urtheil oder Geschmacksurtheil, ästhetische Urtheilskraft, d. i. Geschmack im engern Sinne, und sein Gegenstand Geschmacksobject. 3) Was zu dem Kreise der Ästhetik gehört, oder von ihr, als Wissenschaft des Schönen, abhängig und auf ihre Grundsätze wenigstens zurückgeführt werden sollte. Nach dieser Bedeutung haben die Ausdrücke ästhetisches Urtheil, ästhetische Beurtheilung, ästhetische Recension, ästhe-

tische Kritik noch einen höhern Sinn, als Viele meinen, von welchen sie doch sehr häufig gebraucht zu werden pflegen.

Astorga (Emanuele d') wurde um 1680 (wahrscheinlich 1681) in Sicilien geboren. Sein Vater, ein angesehener Reichsbaron, kämpfte in jenen unruhevollen Zeiten gegen die Vereinigung der Insel mit Spanien, wurde von seinen Söldnern ausgeliefert und 1701 öffentlich hingerichtet. Gezwungen, der schmählichen Hinrichtung des Vaters beizuwohnen, starb die Mutter vor Entsetzen, der Sohn verfiel in einen Zustand dumpfer Bewußtlosigkeit. Die Prinzessin Ursini nahm sich des Unglücklichen an und brachte es als Oberhofmeisterin der Königin bei Philipp V. dahin, daß er in einem Kloster der Stadt Astorga im span. Königreiche Leon, von welcher er seinen Namen entlehnte, verpflegt wurde. Hier ward er vorzüglich in der Musik gebildet, die damals in Italien in der Blüte stand und überall Nacheiferung erweckte. Nach einigen Jahren finden wir A. am Hofe des Herzogs von Parma, wo er viele Duetten für Sopran und Tenor und kleine rührende Cantaten schrieb. Der Herzog, der ihn liebte, sendete ihn eines geahneten Verhältnisses wegen, wobei er aber unschuldig war, zum Kaiser Leopold, der sich seiner sehr huldvoll annahm. Nach dessen Tode 1705 verließ er Wien und durchreiste, unterstützt vom span. Hofe, fast alle gebildete Länder Europas. In Oxford wurde sein Hauptwerk, die Meistercomposition des Stabat mater, aufgeführt und erntete ungetheilten Beifall. Als Heiligthum wird das Original von der Academy of ancient music bewahrt. Außer dem Stabat mater, von welchem es eine Abschrift auch in München gibt, wird ihm noch ein Requiem zugeschrieben. In Breslau wurde 1726 die „Daphne", sein einziges dramatisches Werk, aufgeführt. In Prag sehen wir ihn zuletzt. Vielleicht hat er sich in ein böhm. Kloster oder sonst an einen stillen Ort zurückgezogen und ist da gestorben. Vgl. Rochlitz, „Für Freunde der Tonkunst", Bd. 2.

Asträa, des Zeus und der Themis, nach Andern des Asträos und der Hemera oder Aurora Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit, deshalb auch **Dike** genannt, war die letzte aller Göttinnen, die im ehernen Zeitalter, als die Menschen Waffen schmiedeten und Gewaltthaten verübten, die Erde, auf welcher sie bis dahin gewohnt hatte, verließ. Seit ihrer Rückkehr nach dem Himmel glänzt sie unter dem Namen der **Jungfrau** als Sternbild im Thierkreise des Himmels. Die bildende Kunst stellt sie gewöhnlich mit einer Wage in der Hand dar und umgibt das Haupt mit einem Sternenkranze. Andere glaubten in der Sternenjungfrau die Erigone zu erkennen, die aus Schmerz über ihres Vaters Ikarios Tod sich erhing.

Astrachan, ein russ. Königreich, auf 16,400 □M. 2,900,000 Einw., ehedem ein Khanat, welches 1554 Iwan Wasiljiewitsch dem moskowitischen Scepter unterwarf, zerfällt in die Gouvernements Astrachan mit 230,000 Einw. auf 5200 □M., Saratow, Orenburg und die Provinz Kaukasien. Es ist begrenzt im N. von dem Lande der Bulgaren und Baschkiren, im S. vom kasp. Meere, im W. von der Wolga, die es von den Nogaier-Tataren und den donischen Kosacken trennt, und im O. von einer großen Gebirgskette, die es von der großen Tatarei scheidet. Der Sommer ist lang und sehr heiß, der Winter währt drei Monate und ist überaus streng. Der reiche und fruchtbare Boden wird von den Tataren nicht angebaut. Auf der West- und Südseite der Wolga sind große Haiden, welche ein schönes, feines Salz im Überfluß liefern. — Die Hauptstadt **Astrachan** liegt auf der Wolgainsel Seitza, sechs Meilen vom Einfluß der Wolga in das kasp. Meer. Sie ist der Sitz eines griech. Erzbischofs und eines armen. Bischofs, hat 23 griech.- und zwei röm.-katholische, eine lutherische, vier armen. Kirchen, 26 tatar. Moscheen, einen ind. Tempel, ein Gymnasium, ein Priesterseminar, einen botanischen Garten und viele Fabriken. Ihr Umfang beträgt mit den Vorstädten eine Meile, sie zählt mit den Armeniern, Tataren, Persern und Hindus 40,000 Einw.

ohne die 20 bis 25,000 Fremden, die zum größten Theil der Fischerei halber dort lange Zeit sich aufhalten. Die Häuser sind von Holz, schlecht und unbequem. Die Umgegend ist mit Gärten und Weinbergen bedeckt. Wichtig ist vorzüglich in der Wolga der Fang der Störe, welche gesalzen durch fast ganz Rußland versendet werden, die Kaviarbereitung und der Seehunds- und Hausenfang. Vom Jul. bis Oct. wird die Gegend häufig durch Heuschreckenschwärme heimgesucht. Sonst handelte A. nach Khiwa und Bokhara; jetzt beschränkt sich der Handel auf Persien und das Innere Rußlands, ist aber nicht unbedeutend. Ausgeführt wird Leder, Leinwand, Wollenzeuch und andere europ. Waaren; dagegen von Persien eingeführt goldgewirkte seidene Binden und Zeuche, Stoffe von Seide und Baumwolle, Reis, Baumwolle, Rhabarber und einige andere Apotheker- und Specereiwaaren, vornehmlich aber rohe Seide. Zum Gouvernement A. gehört auch **Uralsk** mit 18,000 Einw., die Hauptstadt der ural. Kosacken.

Astralgeister. Schon die Magier dachten sich die Möglichkeit einer Verbindung zwischen einem immateriellen und einem materiellen Wesen, und selbst das N. T. spricht im Geiste seiner Zeit von bösen Geistern unter dem Himmel und von einem Fürsten, der in der Luft herrscht. Die Kirchenväter modificirten das Dämonenwesen christlich. Origenes betrachtete das Universum als ein belebtes unermeßliches Wesen und ging so weit, zu behaupten, auch für die sündigen Wesen der andern Weltkörper habe Christus gelitten. Man beschäftigte sich eifrigst damit, das Wesen und die Natur der die Gestirne, Luft und Erde bewohnenden Geister auf das Genaueste kennen zu lernen. Die aus Luft und Feuer zusammengesetzten Geister nannte man Astralgeister. Solche Astralgeister glaubte man überall wahrzunehmen, in sie gingen nach Einiger Meinung die Seelen der Gestorbenen über und erhielten dadurch die Macht, wieder nach der Erde zurückzukehren. Paracelsus und Andere gingen gar so weit, zu behaupten, daß der Mensch aus Seele, Leib und Astralgeist bestehe, und daß der letztere einige Zeit nach dem Tode in Luft und Feuer sich auflöse.

Astrognosie, Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen Sterne. Das beste Mittel, die Gestirne des Himmels kennen zu lernen, ist ein Himmelsglobus. Zu diesem Zwecke muß aber der Globus zuerst orientirt werden. Dieses Orientiren besteht darin: 1) Man dreht den Globus sammt seinem Gestelle so, daß der Meridian (der messingene Kreis, welcher durch die beiden Pole geht) in der Richtung von S. nach N. zu liegen kommt, wozu man sich entweder der (gewöhnlich an dem untern Theile des Gestells angebrachten) Magnetnadel bedient, oder auch, da hier keine große Genauigkeit gefodert wird, nach der ziemlich bekannten Lage des Nord- oder Südpunkts richtet. 2) Man stellt den Globus auf die Polhöhe seines Ortes, d. h. man dreht die Kugel in ihrem Gestelle mit dem Pole auf- oder abwärts, bis der Nordpol ebenso hoch über dem Horizonte (dem horizontalen Ringe des Gestells) steht, als die geographische Breite des Orts beträgt, z. B. für Leipzig auf 51° 20′. 3) Man bringt den Ort der Sonne unter den Meridian und stellt den Index der Rose auf 12 Uhr. Man findet diesen Ort der Sonne für jeden Monatstag auf dem Horizonte des Gestells bemerkt; so z. B. für den 17. Dec. die Länge der Sonne gleich 8 Zeichen 25 Grad. Man sucht daher auf der Kugel des Globus in der Linie der Ekliptik das achte Zeichen und in diesem Zeichen den 25. Grad, und diesen Punkt der Ekliptik bringt man unter den messingenen Meridian, während man den Index der Rose auf 12 Uhr stellt. Auf diese Weise ist der Globus orientirt, d. h. er stellt genau die Lage des Himmels und aller seiner Sternbilder so dar, wie er an diesem Tage zu Mittage in dem Beobachtungsorte in der That erscheint. Will man daher auf dem Globus die Lage des Himmels für irgend eine nächtliche Stunde dieses Tages haben, z. B. für 10 Uhr Abends, so dreht man die Kugel um ihre Axe so lange von O. gegen W., bis der Index der Rose auf 10 Uhr steht. In dieser Lage wird der Globus als ein getreues

Bild des Himmels anzusehen sein. Beschränkt man sich blos auf die größern Sterne, so kann man in wenig Stunden einer hellen Nacht den ganzen sichtbaren Theil des Himmels kennen lernen. Vgl. Bode's „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" (9. Aufl., mit einer allgemeinen Himmelskarte und transparentem Horizont, Berl. 1823); Westphal's „Astrognosie" (Berl. 1822).

Astrolabium (Planisphärium, Analemma, Winkelmesser), ein Instrument, um Winkel nach Graden, Minuten und zuweilen auch nach Secunden zu messen. Es besteht gemeiniglich aus einer horizontalen Metallscheibe, die auf ihrem äußersten Umfange jene Eintheilung hat. Durch eine besondere Vorrichtung (Nonius) kann die genaueste Schärfe in dem Abnehmen der Winkel erreicht werden. Auf jener Scheibe sind zwei Absehlineale (Diopterlineale), gemeiniglich mit zwischenliegenden Fernröhren, angebracht; eines derselben steht fest, das andere bewegt sich um den Mittelpunkt des Instruments. Indem man von dem Scheitelpunkte eines Winkels aus nach zwei in den Richtungen seiner Schenkel befindlichen festen Punkten visirt, wird auf der Scheibe des Instruments ein Stück Bogen abgeschnitten, welches das Maß des Winkels ist. In der neuern Astronomie bedient man sich dieses Werkzeugs nicht mehr, da man jetzt die viel bessern Theodolithen hat; wol aber in der angewandten Geometrie. Die Erfindung, das Astrolabium bei der Schiffahrt anzuwenden, machten die Ärzte Roderich und Joseph, und Martin Behaim aus Nürnberg, als Johann II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels wünschte, wodurch man der Gefahr entginge, sich auf der See zu verirren; sie lehrten, wie man durch dasselbe auch ohne Magnetnadel auf der See wissen könne, in welcher Gegend man sei.

Astrologie oder Sterndeuterkunst, die trügerische Kunst, aus der Stellung der Gestirne künftige Dinge, besonders das Schicksal der Menschen vorherzusagen. Sie gehört zu den ältesten Arten des Aberglaubens und hat Jahrtausende hindurch den menschlichen Geist in ihren Fesseln gehalten. Sie soll in Ägypten, nach Andern in Babylon oder in Chaldäa entstanden sein. Schon in den Büchern des Moses wird ihrer erwähnt. Bei den abergläubigen Römern, wo die Astrologen Chaldäer oder auch Mathematiker genannt wurden, spielten sie eine wichtige Rolle und behaupteten sich sehr lange, obschon sie öfter durch kais. Verordnungen aus dem Reiche verwiesen wurden. Bei den Arabern und noch mehr im dunkeln Mittelalter feierte die Astrologie ihren Triumph; selbst aufgeklärte Fürsten und ausgezeichnete Gelehrte gaben sich ihr hin. In unsern Tagen ist endlich ihre Nichtigkeit allgemein anerkannt; doch fehlt es auch dieser kränkelnden Zeit nicht an Rückfällen, wie Pfaff's „Astrologie" (Bamb. 1816) und „Der Stern der drei Weisen" (Bamb. 1821) zeigen. Die Astrologie bleibt für die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes immer höchst merkwürdig. — **Positionskreise** nannten die Astrologen die größten Kreise der Sphäre, welche durch den nördl. und südl. Durchschnitt des Horizonts mit dem Meridian gingen. **Positionsbogen** aber war ihnen der zwischen dem Positionskreise und dem Meridian enthaltene Theil des Äquators. Eigne Tafeln gaben ihnen diese beiden Größen für jede Polhöhe und jeden Stundenwinkel eines Gestirns. Diejenigen zwölf Positionskreise, welche den Äquator in zwölf gleiche Theile theilten, bestimmten die zwölf Häuser des Himmels, die zwischen diesen Positionskreisen enthalten waren. **Horoskop** hieß der Punkt der Ekliptik, der im Augenblicke der Geburt eines Menschen eben aufgeht, und dieses Horoskop fängt zugleich das erste Haus an, von welchem man die übrigen zählt, indem man gegen O. unter den Horizont fortgeht. Es folgt 2) das Haus des Reichthums, 3) der Brüder, 4) der Verwandtschaft, 5) der Kinder, 6) der Gesundheit, 7) der Ehe, das mit dem untergehenden Punkte der Ekliptik aufhört, 8) das Haus des Todes, 9) des Mitleids, 10) der Würden, welches mit dem zur Zeit der Geburt eines Menschen culminirenden Punkte der Ekliptik anfängt, 11) das Haus der Freundschaft und 12) das der Feindschaft. Wenn die

Astrologen einem Menschen die Nativität stellen, d. h. sein künftiges Schicksal voraussagen wollten, so mußten sie zuerst diese zwölf Häuser des Himmels für die Zeit seiner Geburt suchen und dann den Ort der Planeten in jedem Hause sowol, als auch die gegenseitige Lage oder Aspecten (s. d.) bemerken, aus welchen sie dann ihre Vorhersagungen zogen. Was die heutigen Astronomen die Sternzeit oder die grade Aufsteigung der Mitte des Himmels nennen, ist gleichbedeutend mit dem Anfange des zehnten astrologischen Hauses. Was die aus der Zeit, wo man sich eifrig mit Astrologie beschäftigte, noch jetzt in den Kalendern vorkommenden Regenten des Jahres betrifft, so findet man sie, wenn die gegebene Jahreszahl durch 7 dividirt wird. Ist dieser Rest der Division 1, 2, 3, 4, 5, 6 oder 0, so ist in derselben Ordnung der Regent des Jahres die Sonne, Venus, der Mercur, Mond, Saturn, Jupiter oder Mars.

Astronomie, Sternkunde, ist die Lehre von den Weltkörpern und deren Bewegungen. Es ist ein unendlicher Unterschied zwischen der ersten gedankenlosen Betrachtung des Himmels bis zu der allgemeinen Übersicht, mit welcher man jetzt alle vergangenen und künftigen Ereignisse im Weltgebäude gleichsam mit einem einzigen Blicke übersieht. Dazu wurde die Vereinigung der vorzüglichsten Geister aller Zeiten und aller Nationen erfodert; man mußte viele Jahrhunderte hindurch Beobachtungen sammeln, sie zweckmäßig untereinander verbinden, aus den bloßen Erscheinungen die wahren Bewegungen hervorsuchen und allmälig zu der Erkenntniß der Gesetze jener Bewegungen und von diesen Gesetzen endlich zu dem Princip der allgemeinen Gravitation sich erheben, um dadurch alle Phänomene des Himmels, bis in ihre kleinsten Züge herab, vollständig zu erklären. Diesen Weg ging der menschliche Geist in dieser Wissenschaft und ist dadurch auf eine Höhe gelangt, die ihn, obschon sie ihm durch die Unermeßlichkeit ihres Gegenstandes seine eigne Geringfügigkeit zeigt, doch auch zugleich mit dem Bewußtsein einer höhern Abstammung und einer edlern Bestimmung über alle andern ihm bekannten Geschöpfe erhebt. Man theilt diese Wissenschaft gewöhnlich in drei, ihren Gegenständen nach verschiedene Abschnitte ein. 1) Die sphärische Astronomie beschäftigt sich blos mit den Erscheinungen des Himmels, wie sie unseren Sinnen sich darbieten. Da wir alle Himmelskörper gleichsam an der innern Fläche einer Kugel (Sphäre) erblicken, so wird zur Erklärung dieser Erscheinungen die sphärische Trigonometrie (daher die Benennung dieses ersten Theils der Astronomie) meist hinreichen. Hierher gehören also die Lehre von dem Auf- und Untergange der Gestirne, von ihren Lagen gegen den Horizont, den Äquator und die Ekliptik, die Lehren von der wahren und mittlern und von der Sternenzeit; die allgemeinen Erscheinungen der Präcession, Nutation, Aberration, Parallaxe, Refraction u. s. w. 2) Die theoretische Astronomie sucht aus diesen äußern Erscheinungen die wahren Bewegungen, welche denselben zu Grunde liegen, herauszuheben und sie für sich selbst darzustellen. Hierher gehört demnach die Bewegung der Erde um ihre eigne Axe und um die Sonne, die elliptische Bewegung der Planeten und Kometen nebst den von Kepler entdeckten Gesetzen dieser Bewegungen; die Verwandlungen der heliocentrischen Orte der Himmelskörper in gäocentrische und umgekehrt; die Bestimmung der Elemente der Planeten- und Kometenbahnen aus Beobachtungen; die Berechnung der Finsternisse und Sternbedeckungen u. s. w. 3) Die physische Astronomie endlich sucht die Ursache dieser Bewegungen in dem Gesetze der allgemeinen Schwere, welches sie in allen seinen Theilen entwickelt und auf die verschiedenen Erscheinungen des Himmels anwendet. Hierher gehört demnach die Theorie der elliptischen Bewegung der Planeten aus ihren ersten mechanischen Gründen; die Lehre von den gegenseitigen Störungen oder Perturbationen derselben; die Theorie der Bewegungen des Mondes und der übrigen Satelliten, die Lehre von den Ursachen der Präcession und Nutation; von der Ebbe und Flut u. s. w. Eine eigne Abthei-

lung dieser Wissenschaft, die von den Meisten zu einer der beiden erstgenannten gezählt wird, bildet die praktische Astronomie oder die Lehre von den verschiedenen Instrumenten, deren sich die Astronomen bedienen, von ihrer Einrichtung, Rectification und ihrem Gebrauche; dann die Art und Weise, auf welche man die Zeit, die geographische Länge und Breite, oder das Azimut eines Ortes, die Schiefe der Ekliptik, die Parallaxe der Himmelskörper, die Rotation des Mondes und der Sonne durch Beobachtungen bestimmt. Hierher kann man endlich noch die eigentlich beschauende Astronomie zählen, die sich blos oder doch vorzüglich mit der Betrachtung der Oberfläche der Himmelskörper und ihren Eigenschaften beschäftigt.

Der Anfang der Geschichte der Astronomie ist, wie die des Menschengeschlechts überhaupt, in Dunkel gehüllt. Sobald sich ein Volk dem ersten rohen Naturzustande entwunden und höhere Bedürfnisse des Lebens kennen gelernt hatte, mußte es seine Blicke nicht nur auf sich selbst und seine Umgebungen auf der Erde, sondern auch aufwärts gegen den Himmel richten. Die nothwendige Unterscheidung der Jahreszeiten, die Beschäftigung mit Ackerbau und Schiffahrt, der Wechsel der Gestalten des Mondes und seine Finsternisse, sowie der immer wiederkommende Auf- und Untergang der Gestirne mußte die Aufmerksamkeit des bereits an Nachdenken gewöhnten Menschen fesseln. In der That sind besonders diese letzten Erscheinungen auch zugleich die ältesten eigentlichen Beobachtungen, welche wir in den Annalen der Vorzeit antreffen. Die Wahrnehmung der täglichen und jährlichen Änderungen des Schattens jedes freistehenden Baumes mußte auf den Gebrauch des Gnomons leiten, dieses ersten und einfachsten astronomischen Instruments, welches schon in den frühesten Zeiten angewendet wurde, um dadurch die Abtheilungen des Tages, die Länge des Jahres und der Jahreszeiten, die Schiefe der Ekliptik und endlich die Polhöhen der verschiedenen Beobachtungsorte kennen zu lernen. Eine genaue Bezeichnung der Epoche dieser ersten wissenschaftlichen Schritte ist unmöglich; doch läßt sich an dem hohen Alterthume derselben nicht zweifeln, da die Umlaufszeiten der Sonne, des Mondes und der Planeten, welche wir von den Völkern der Vorwelt erhalten haben, und welche eine sehr lange Reihe von aufmerksamen Beobachtungen voraussetzen, so genau sind, daß die neuesten und genauesten Beobachter nur sehr wenig an ihnen zu verbessern gefunden haben. Das älteste Volk, von dem wir noch zuverlässige astronomische Nachrichten aus jenen dunkeln Zeiten haben, sind die Chinesen, bei welchen die Sternkunde stets nicht blos als Wissenschaft, sondern auch zugleich als Religions- und Staatsangelegenheit in hohem Ansehen stand. Die Geschichte dieses Volkes scheint sich bereits mit ihrem Kaiser Fohi gegen 3000 v. Chr. aufzuklären, der als ein hoher Beschützer der Astronomie verehrt wird. Unter Ho-ang-ti 2700 v. Chr., welcher das berühmte Tribunal der Astronomie und der Geschichte gründete, zeichnete sich der Astronom Yu-schi aus. Unter Schin-gu 1300 v. Chr. kannten die Chinesen bereits ausführliche Sternkarten und die beständige Richtung der Magnetnadel. Wie groß die Verehrung der Chinesen für diese Wissenschaft war, folgt schon daraus, daß, wie ihre Annalen erzählen, Schue-ni wegen seiner Tugenden und wegen seiner tiefen Kenntnisse in dieser Wisschenschaft 2513 v. Chr. zum Kaiser erhoben wurde. Ebenso war der Kaiser Yao 2360 v. Chr. einer der vorzüglichsten Beschützer der Sternkunde, unter welchem bereits das bürgerliche Jahr auf 365 1/4 Tage festgesetzt wurde. Die älteste Nachricht, die wir von einer Sonnenfinsterniß haben, betrifft die, welche unter Tschukong, 2159 v. Chr. eintrat, und den beiden Astronomen Hi und Ho, die sie unrichtig berechnet hatten, das Leben kostete. Die ersten eigentlichen Beobachtungen an einem Instrumente, deren Andenken sich erhalten hat, sind drei Solstitialbeobachtungen der Sonne an einem Gnomon, unter der Regierung Tschu-kong's 1100 v. Chr. in der Stadt Lo-yang, jetzt Ho-nan-fu, die erst in unsern Tagen Laplace mit der Theorie sehr wohl übereinstimmend gefunden hat. Um dieselbe Zeit kannten die Chinesen bereits den wichtigen Cyklus von 19 Sonnenjahren oder 235 synodischen

Mondsmonaten, sowie auch unsere Woche von 7 Tagen. Seit Tschu-kong bis gegen 500 v. Chr. litt China unter äußern und innern Kriegen, und die wissenschaftliche Cultur des Volkes schien sich ganz zu verlieren, besonders als der kriegliebende Tsin-si-hoang 240 v. Chr. alle Bücher des Reichs verbrennen ließ, weil sie, nach seiner Ansicht, die Kraft des Volkes schwächten. Liu-pang, sein Nachfolger, ließ die wenigen noch übrigen Schriften sorgfältig sammeln und suchte die beinahe erloschene Liebe zur Wissenschaft wieder zu beleben. Im J. 436 n. Chr. führte Hosingtien die erste Gradmessung zur Bestimmung der Gestalt der Erde aus. Da aber die Astronomie sich nur schwer von ihrem Verfalle wieder aufrichten konnte, so suchten die chines. Kaiser Hülfe bei dem Auslande, zuerst 721 bei dem Bonzen Y-hang und dann bei den Indiern und Persern. Ko-schu-king, gegen 1280, führte bessere Instrumente ein und suchte dem astronomischen Tribunal ein neues Leben zu geben. Aber auch er konnte die Wissenschaft nicht vor immer tieferem Sinken retten, bis endlich 1629 Hülfe von Westen kam, und die Jesuiten sich des astronomischen Tribunals zu bemächtigen und europ. Beobachtungs- und Rechnungsarten einzuführen suchten. Auch die Indier machten schon bedeutende Fortschritte in der Astronomie. Sie kannten die siderische Verlaufzeit der Sonne und des Mondes sehr genau, konnten die Finsternisse vorausberechnen, hatten schon sehr vollkommene Planetentafeln, über welche uns Laplace die besten Nachrichten gegeben hat, und sie waren es endlich, welche unsere gegenwärtige dekadische Rechnungsart erfunden haben. Vgl. Stuhr's „Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf ihre Bildung" (Berl. 1831). Bei den Chaldäern und Ägyptern war die Astronomie das ausschließende Eigenthum bestimmter Kasten, welche ihre Kenntnisse vor dem Volke geheimhielten. Es ist wol gewiß, daß die Erstern die Astronomie schon 2000 v. Chr. cultivirten. Sie kannten die Periode von 6585 $^1/_3$ Tagen, Saros genannt, sie wußten die Finsternisse vorauszuberechnen und scheinen die ersten eigentlichen astronomischen Beobachtungen gesammelt zu haben, von welchen uns noch mehre in des Ptolemäus „Almagest" erhalten worden sind. Nicht so weit sind die Ägypter vorgedrungen, wovon die religiösen Einrichtungen die größte Schuld tragen.

Die Astronomie der Griechen war anfangs mehr eine philosophisch-metaphysische Betrachtung der Natur, die zu keinem Resultate führte. Hierher gehören die Untersuchungen des Thales, Pherecydes, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Pythagoras, Philolaus, Eudoxius und selbst des Plato und Aristoteles. Dieser eitlen Speculationen müde, rieth endlich Sokrates von aller weitern Beschäftigung mit der Astronomie, als einer ganz unnützen Arbeit, ab, da es nach seiner Meinung höchst tadelnswerth sei, die Mittel untersuchen zu wollen, durch welche die Gottheit die Erscheinungen des Himmels hervorgebracht hat, weil sie dem Menschen doch immer ein Geheimniß bleiben und weil es den Göttern selbst nicht angenehm sein werde, Das entdeckt zu sehen, was sie vor unsern Augen verborgen halten wollen. Diese Grundsätze des großen Denkers wurden genau befolgt, sie führten aber Geringschätzung aller Wissenschaften und eine allgemeine Barbarei herbei. Aber die Mitglieder der alexandr. Schule theilten diese Ansichten nicht, sondern sie schlugen vielmehr den einzig wahren Weg ein, die Geheimnisse der Natur durch aufmerksame, fortgesetzte Beobachtungen zu erforschen. Unter diesen Beobachtern nennen wir hier Meton und Euktemon, Pytheas, der bis nach Island gekommen sein soll, Autolykus, Euklides, Aratus, Aristill und Timocharis, Aristarch von Samos, Eratosthenes, den größten Geographen des Alterthums, Apollonius von Perga, Hipparch, den berühmtesten Astronomen unter den Griechen, und Ptolemäus. Mit dem Letztern erlosch der Ruhm der alexandr. Schule, obschon sie sich noch ein halbes Jahrtausend nach ihm mühsam zu erhalten suchte. Die

Römer haben in der Astronomie wenig oder nichts geleistet. Sie waren in dieser wie in so vielen andern Wissenschaften bloße Schüler und Nachbeter der Griechen. Was Sulp. Gallus, Cäsar, Macrobius, Varro, Menelaus und Manilius geleistet haben, ist unbedeutend. Nach der Zerstörung des weström. Reichs lagerte sich die Nacht der Barbarei über die Völker Europas, und Jahrhunderte vergingen, ohne eine Spur ihres Einflusses auf wissenschaftliche Cultur zu hinterlassen. Zuerst verbreiteten wieder einige Aufklärung die Araber, nachdem sie ihren frühern kriegerischen Geist mit ausgedehnten Eroberungen gesättigt hatten. Ihre Khalifen Almansor 754 n. Chr., El raschid 786 und Al mamûn 813 glänzen als hohe Beförderer der Wissenschaften. Ihre vorzüglichsten Astronomen waren Thabet ben korrah, Alfargani und Albatâni oder Albategrini um 880, Al fragan 950, Abul wefa 987, Ebn junis 920, Arzachel 1080, Alhazen 1100, Averroes, Almansor und Abulfeda 1300. Unter den Persern der neuern Zeiten — denn die Geschichte ihrer frühern Astronomie ist uns beinahe gänzlich unbekannt — zeichnete sich aus Omar scheian gegen 1050, Holaku ilekan, der Neffe Dschingis-Khan's, Nasireddin und Ulugh beg gegen 1400. Von der Astronomie des Mittelalters hätte selbst eine umständliche Geschichte dieser Wissenschaft nur wenig zu erzählen. Scholastische Spitzfindigkeiten und eine theosophische Dialektik unterdrückten alle bessern Keime und ließen kaum eine fruchtbare Idee aufkommen. Es wird genügen, hier zu nennen den Duns Scotus, Alexander Halesius, Durandus, Occam, Berengar, Anselm von Canterbury, Abälard u. A. m., deren Andenken schon längst in astronomischer Beziehung in Vergessenheit gekommen ist. Höher erhoben sich Beda Venerabilis, Alcuin, Rhabanus Maurus, Gerbert, der als Sylvester II. den päpstlichen Stuhl bestieg, Michael Psellus, Joannes de Sacro Bosco, Albert der Große, die Fürsten Friedrich II. und Alfons X. und vor Allen Roger Baco, der weit über sein und selbst über die ihm nächstfolgenden Jahrhunderte hervorragte. Während sich das 14. Jahrh. vorzüglich den sogenannten schönen Wissenschaften hingab, suchte das 15. Jahrh. auch die strengen oder exacten Wissenschaften weiter auszubilden. Hier lebte Johann von Gmünden 1406, Petrus de Alliaco, Georg von Trapezunt, Blanchinus, Georgius Valla, der scharfsinnige Fernel, Dominicus Maria, Purbach, Joannes Müller oder Regiomontanus und Walther. Die Zeit von 1500—50 gehört ausschließend dem großen Kopernicus an, dem Vater der neuern Astronomie, der ihr die gegenwärtige, ja wol eine immer dauernde Gestalt gegeben hat. Ihm zur Seite stehen seine Gehülfen und Schüler Rheticus, Reinhold, Nonnius, Oronce Finé, Gemma Frisius, Apianus, Fracastor, Cardanus, Stöffler und Münster. Von 1550—1600 blühte Tycho Brahe, der erste Beobachter der neuern Zeiten. Ohne ihn hätten wir vielleicht weder die Entdeckungen Kepler's, noch selbst Newton's erhalten. Tycho's vorzüglichste Schüler und astronomische Zeitgenossen sind Longomontan, Rothmann, Byrgius, Reimarus, Ursus und Möstlin. Um dieselbe Zeit blühte auch Wilhelm IV., Landgraf von Hessen, Petrus Ramus, Bruno, Vieta, Pitiscus, Gerhard Mercator, Schoner, Maginus, Porta, Stevin u. A. In diese Periode fällt die Verbesserung unseres Kalenders, von Gregor XIII. durch Lilius und Clarius veranstaltet. In dem Zeitraume von 1600—50 glänzte Kepler, der Gründer unserer Planetentheorie, eins der seltenen Talente, wie sie die Natur selbst in vielen Jahrhunderten nur einmal erzeugt. Neben ihm zeichneten sich aus Bouillaud, Riccioli, Galilei, der Gründer der neuern Mechanik, Descartes, Torricelli, Cavalieri, Viviani, Simon Marius, Scheiner, Grimaldi, Borelli, Gassendi, Morin, der letzte noch einiges Aufsehen machende Astrolog, Hevelke, Joh. Bayer, Snellius, Auzout, Horrockes u. A. m. Am Schlusse dieses Zeitraums wurden die Logarithmen durch Neper erfunden und von Braggs und Vlacq weiter ausgebildet. Die Periode von 1650—1700 erfüllte Newton mit seinem Ruhme, der den aller seiner Vorgänger verdunkelte. Eine für alle künf-

tigen Zeiten denkwürdige Periode, durch die an das Wunderbare grenzenden Leistungen eines einzigen Mannes. Ihm zur Seite glänzten Roberval, Leibnitz, Pascal, die Bernoulli, St.-Vincent, Heuraet, Brounker, Hook, Gregori, Barrow, Wallis und Huyghens. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. wurden Newton's große Entdeckungen der Gegenstand der Arbeiten der vorzüglichsten Männer, wie Halley, Rougger, Tob. Mayer, Taylor, Moivre, Maclaurin, Cramer, Simpson und die jüngern Bernoulli. Große Beobachter hatten wir an Römer, Horrebow, Bradley, Cassini, Maraldi, Manfredi, ausgezeichnete Optiker und Mechaniker aber an Graham, Sisson, Bird, Berthoud, Gregori u. A. In der letzten Hälfte des 18. Jahrh. endlich zeichneten sich vor allen Andern aus die großen Analytiker Leonhard Euler, Lambert, d'Alembert, Clairout, Lagrange und Laplace; die berühmten Beobachter Méchain, Messier, Delambre, Maskelyne, Lacaille, Zach und Herschel; ferner de l'Isle, Bailly, Boscovich, Lalande, Mason, Condorcet, Bezout, Carnot, Legendre u. A. Der Anfang des 19. Jahrh. wurde durch die Entdeckung von vier neuen Planeten ausgezeichnet. Die dieser Periode angehörenden Astronomen leben größtentheils noch und arbeiten an ihrem künftigen Ruhme. Die vorzüglichsten Lehr- und Handbücher der Astronomie sind: Biot's „Traité élément. d'astr." (2. Aufl., 3 Bde., Par. 1810); Lalande's „Astronomie" (3. Aufl., 3 Bde., Par. 1793, 4.); Schubert's „Astronomie" (3. Aufl., Lpz. 1827); Delambre's „Astr. théor. et prat." (3 Bde., Par. 1814, 4.); Woodhouse's „Elementary treatise on astronomie" (Lond. 1823); Brandes' „Vorlesungen über die Astronomie" (2. Aufl., Lpz. 1827); Littrow's „Theor. und prakt. Astr. (3 Bde., Wien 1821), desselben „Vorlesungen über Astr." (2 Bde., Wien 1830), desselben „Populaire Astr." (2 Bde., Wien 1825) und Piazzi's „Astronomie" (deutsch von Westphal, Berl. 1822). Über die Geschichte dieser Wissenschaft vgl. Delambre's „Hist. de l'astron. ancienne, celle du moyen age, et moderne" (5 Bde., Par. 1817 fg., 4.), Bailly's „Hist. de l'astron. et traité de l'astron. indienne", Laplace's „Expos. du syst. du monde" und die geschichtlichen Werke Montucla's, Kästner's, Schaubach's, Ideler's u. A.

Asturien (span. Asturias), Fürstenthum mit 450,000 Einw. auf 173 □M., ist im N. vom biscayischen Meere, im O. von Burgos, im S. von Leon und im W. von Galizien begrenzt, ein völliges Gebirgsland, nur von wenigen Küstenflüssen bewässert. Nie drang in diese nördl. Bergprovinz Spaniens der Araber mit Erfolg; dorthin zog sich der Gothe im 8. Jahrh. vor dem Schwerte der Saracenen zurück. Jeder Asturier hält sich daher für einen freien Hidalgo; Stolz ist der Hauptzug seines Charakters, indem er sich rühmt, aus dem einzigen Volke Spaniens entsprossen zu sein, welches mit Juden und Arabern sich nicht vermischte. In A. werden vorzüglich Mais, Kastanien, Obst, Haselnüsse, Wild, Fische, Honig und Bohnen, weniger Halmgetraide erbaut. Trefflich sind Weide und Viehzucht, ausgezeichnet die leichten zierlichen Pferde, wahrscheinlich durch arab. Abkömmlinge veredelt, welche nebst den andalusischen für die besten in Spanien gehalten werden. Öl und Salz fehlen gänzlich. Der Asturier ist weniger arbeitsam als der Galizier und weniger gesellig als der Biscayer. Die freien Asturier vermögen sich nicht alle in ihren Gebirgen zu ernähren und dienen daher den in ihren Augen weniger edeln Spaniern als Kutscher und Bediente. Viele Freiheiten genoß dies Land vor den castilischen Provinzen sowol in der eignen Verwaltung als im Zollwesen. Die Revolution aber 1820, welche die Freiheiten und Lasten der Spanier gleich vertheilte, hob diese Vorrechte auf, die jedoch zum Theil 1823 wiederhergestellt wurden. Der König gab 1830 der Provinz ein seit 190 Jahren nicht geübtes Privilegium zurück, nämlich das Recht eine oberste Junta zu berufen, die über alle innere Verwaltungsgegenstände zu entscheiden hat und ohne deren Beistimmung kein Criminalurtheil zur Vollziehung kommen kann. Diese Junta bildet eine Art Provinzialcortes-Versammlung, zu welcher jeder der 47 Districte einen Deputirten sendet. Schon

seit 1388 führt der erstgeborene Sohn des Königs den Titel Prinz von Asturien. Die Hauptstadt der Provinz ist Oviedo mit 7000 Einw. und einer 1580 gestifteten Universität.

Äßung, Äsung, Aßung, bezeichnet in der Forstsprache die Nahrung des Roth-, Dam- und Rehwildes, der Gemsen, Hasen und Kaninchen, auch des Auer-, Birk- und Haselwildes und der Trappen; **sich äßen**, die Nahrung zu sich nehmen; **abäßen**, abfressen, auch verbeizen. **Das Geäße** nennt man gewöhnlich das Maul beim Roth-, Dam- und Rehwild, bei den Gemsen, Hasen und Kaninchen, dann auch zuweilen die Nahrung statt Äßung.

Asyl, Freistätte, wo Verbrecher Sicherheit finden. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre &c. eine solche Zuflucht, und es war ein Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt hinwegzureißen. Die Misbräuche aber, die daraus entstanden, gaben zuweilen Gelegenheit, die Heiligkeit eines solchen Asyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pausanias im Tempel der Minerva thaten. Ja man pflegte wol einen auf solche Weise Geflüchteten entweder auszuhungern oder Feuer um die Freistätte anzulegen, um ihn so zur Flucht zu nöthigen. Jedoch hatten nicht alle Tempel und heilige Örter das Recht der Freistätte, sondern nur die dazu besonders geweihten. Kaiser Tiberius schaffte sie, die im Tempel der Juno und des Äskulap ausgenommen, fast gänzlich ab. Jener heidnische Gebrauch ging auch in das Christenthum über; schon unter Konstantin dem Großen wurden die christlichen Kirchen Freistätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodosius dehnte dies Vorrecht 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuser aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten; auch die Franken bestätigten es, und die Synode zu Toledo 681 erweiterte die Freistätten bis 30 Schritte von jeder Kirche. Seitdem galt dies kirchliche Recht in der ganzen katholischen Christenheit und erhielt sich, so lange die Unabhängigkeit des päpstlichen Regiments bestand, wenigstens in Italien unangetastet. Es war als eine Schutzwehr gegen den wilden Geist der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, der Alles unsicher machte, sehr wohlthätig, aber auch eine Veranlassung, die bürgerlichen Strafen in kirchliche zu verwandeln, die landesherrliche Gerichtsbarkeit zu umgehen und den Bezirk der geistlichen zu erweitern. Daher ward es in den neuern Zeiten von den meisten Regenten abgeschafft. In frühern Zeiten wurden auch die Wohnungen der Gesandten, nach einer misbräuchlichen Ausdehnung der ihnen völkerrechtlich zustehenden Exterritorialität (s. Gesandte) als Freistätten für Verbrecher angesehen, die ohne Jener Einwilligung nicht zur Haft gebracht werden konnten, allein in neuern Zeiten ist dieses Recht in den meisten Staaten nicht mehr zugestanden worden.

Asymptōte, wörtlich das Nichtzusammenfallende, in der Geometrie eine gemeiniglich grade Linie, die neben einer andern krummen Linie von unbestimmter Länge fortläuft, dergestalt, daß ihre Abstände voneinander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß sich beide Linien jemals schneiden können. Unter den Kegelschnitten hat die Hyperbel allein Asymptoten. Auch eine krumme Linie kann Asymptote sein.

Asyndĕton, die Hinweglassung der im prosaischen Style sonst erfoderlichen Bindewörter, insofern dadurch die Rede an Nachdruck und Lebendigkeit gewinnt. Sie findet vorzüglich statt, wo mehre Begriffe, die sich auf einander beziehen, in einer Folge oder Steigerung nebeneinander gesetzt werden, um der Rede Raschheit und stärkern Ausdruck zu geben. Dies ist der Fall in denjenigen Stellen, wo die Rede eine schnelle Handlung oder einen bewegten Zustand des Gemüths ausdrückt, und hier wird also jenes Hinweglassen zur rhetorischen Figur. Klopstock bringt diese Figur fast zu häufig an. So heißt es im siebenten Gesange der „Messiade“:

Sie stürmten, ruften, standen, weinten, staunten, verfluchten, segneten.

Atalanta, 1) die Tochter des Jasus und der Klymene, eine Arkadierin, berühmt als bogenkundige Jägerin. Sie erlegte mit ihren Pfeilen die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten, zog mit den Argonauten nach Kolchis und war nachher bei der Jagd des kalydonischen Ebers, dem sie den ersten Wurf beibrachte, weshalb Meleager ihr den Preis des Kampfes darreichte. (S. **Kalydon** u. **Meleager.**) 2) Des Schöneus, Königs von Skyros, Tochter, berühmt durch ihre Schönheit und ihre Schnelligkeit im Wettlauf. Sie machte ihren Freiern harte Bedingungen. Jeder sollte mit ihr einen Wettlauf bestehen; er lief unbewaffnet voran, sie folgte mit einem Speer. Holte sie ihn nicht ein, so war sie die Seinige; im Gegentheil war der Tod sein Loos, und sein Kopf ward am Ziele aufgesteckt. Verschiedene hatte schon der Tod getroffen, als Hippomenes, des Megareus Sohn, sie durch der Venus Hülfe überlistete. Die Göttin hatte ihm einige goldene Äpfel gegeben, die er während des Laufs, einen nach dem andern, ihr in den Weg warf. Atalanta blieb zurück, um sie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Ihre Sprödigkeit verwandelte sich jetzt in so unmäßige Begierde, daß sie sogar den Tempel der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten worden, entweihte. Die erzürnte Göttin verwandelte zur Strafe die beiden Gatten in Löwen, und als solche zogen sie fortan den Wagen derselben. Beide Heroinen werden von den alten Mythographen sehr häufig verwechselt.

Ataraxie, Unerschütterlichkeit, s. **Skepticismus.**

Ate, bei den Griechen die Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung, nach Homer des Zeus, nach Hesiod der Dysnomia Tochter. Als sie den Zeus bei des Hercules Geburt zu Prahlereien verleitet hatte, wodurch er von der eifersüchtigen Here überlistet ward, faßte derselbe sie zornig bei den Locken, schleuderte sie auf die Erde und schwur, daß sie nie in den Olymp zurückkehren solle. Seitdem durcheilt sie die Erde mit ungemessener Schnelle und waltet überall verderblich.

Atellanen (fabulae Atellanae), auch **oscische Schauspiele** (ludi Osci, ludicrum Oscum) genannt, eine Art von Volksdrama, das aus der alten oscischen Stadt Atella, in Campanien zwischen Capua und Neapolis gelegen, stammte, in Rom sehr früh Eingang fand, und in veränderter Gestalt als Mime bis in die Kaiserzeit dort beliebt war. Denn auch nachdem durch Livius Andronicus das griech. Drama in Rom eingeführt worden war, ließ sich das Volk sein vaterländisches Lustspiel nicht nehmen, und es wurde entweder zwischen Tragödie und Komödie eingeschoben, oder zum Schluß der übrigen Schauspiele aufgeführt, um die Gemüther nach dem Trauerspiele wieder zu erheitern und fröhlich aufzuregen. Die Atellanen, ein echt italisches Lustspiel, sind daher mit dem griech. Satyrspiel nicht zu verwechseln, wiewol die Natur beider ihnen eine Verwandtschaft durch Entstehung und Ähnlichkeit des Zwecks gibt. Die Sprache derselben war die oscische, der Hauptstoff Darstellung des italischen Landlebens, die Behandlung anständiger und züchtiger als in den oft unsaubern Wechselgesängen, den Fescenninen. In ihnen traten röm. Jünglinge auf, da hingegen das Auftreten in dem eigentlichen, von den Griechen entlehnten, Schauspiele den Verlust der bürgerlichen Ehre nach sich zog. Noch kennen wir die Namen mehrer Atellanendichter, wie Fabius Dorsennus, Cn. Novius, L. Pomponius, Mummius; von den Gedichten selbst haben wir nur vereinzelte Nachrichten und spärliche Bruchstücke. Vgl. Schober's „Versuch über die Atellanischen Schauspiele der Römer" (Lpz. 1825) und Weyer „Über die Atellanen der Römer" (Manh. 1826).

Ath, Stadt und starke Festung der Niederlande in Hennegau, an der Dender, mit 9000 Einw. Sie ward mehrmals belagert, namentlich 1697 durch Vauban, der hier die Parallelen zuerst systematisch gebrauchte und die erste 800 Schritt, die zweite 400, die dritte aber 50 Schritt von den vorspringenden Winkeln des bedeckten Weges zog, auch sich des Ricochetschusses zuerst bediente. Die Festung ward

1706 von den Alliirten eingeschlossen und belagert, 1745 aber in wenig Tagen von den Franzosen erobert.

Athalĭa, Tochter Achab's, Königs von Israel, und Gemahlin Joram's, Königs von Juda, die nach dem Tode ihres Sohnes Ahasja sich durch die Ermordung von 42 Prinzen den Weg zum Throne bahnte. Sie herrschte sechs Jahre; darauf setzte der Hohepriester Joiada des Ahasja jungen Sohn, Joas, welchen Josabed, die Schwester Joram's und Gattin des Joiada, gerettet und heimlich im Tempel auferzogen hatte, wieder auf den Thron seiner Väter. A., herbeigezogen durch den Lärm des Volks, das hinzuströmte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor sich ging. Bei dem Anblick des neuen Königs, der auf dem Throne saß, umringt von den Priestern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth sie außer sich, zerriß ihre Kleider und schrie Verrath. Joiada ließ sie sogleich durch Trabanten aus dem Bezirke des Tempels führen, mit dem Befehl, Alle niederzuhauen, die sie vertheidigen würden; an der Thür ihres Palastes aber ward sie selbst ohne den geringsten Widerstand umgebracht. Dies geschah ungefähr 877 v. Chr. Die Altäre des Baal, die sie hatte wieder aufrichten lassen, wurden umgestürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, das die Abgöttische zerrissen hatte, erneuert. Racine bearbeitete diesen Stoff in einem Trauerspiele, die Chöre desselben wurden nach Cramer's Übersetzung von Joh. Abr. Pet. Schulz componirt (Kiel 1786).

Athămas, des Äolus und der Enareta Sohn, beherrschte einen Theil Böotiens. Mit Nephele vermählt, erzeugte er Helle und Phrixus, nachher von ihr getrennt, mit seiner zweiten Gemahlin Ino den Learchus, Melikertes und die Eurykleia. Ino beschloß, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, verursachte einen gänzlichen Miswachs und bestach des A. Abgesandte, die beim Orakel des Unglücks Ursache erkunden sollten, daß sie die Antwort brächten, der Nephele Kinder müßten geopfert werden. Diesen Gedanken hatte ihr Juno, der sie als des Bacchus Amme verhaßt war, eingegeben, um sie zu verderben. Aber der arglistige Plan schlug fehl; Nephele rettete ihre Kinder mittels des goldenen Widders, und die Abgeordneten entdeckten Ino's Verrath, die des A. Rache nicht entgangen sein würde, hätte nicht der dankbare Bacchus seine Pflegerin entrückt. A. wähnte sie hingerichtet zu haben, und vermählte sich zum dritten Male mit Themisto, des Lapithenkönigs Hypseus Tochter, mit der er mehre Söhne erzeugte. Ino trat wieder auf, gewann seine Liebe aufs Neue, und reizte dadurch Themisto zur Eifersucht, in welcher dieselbe beschloß, der Ino Kinder zu ermorden. Zu diesem Zweck befahl sie die Lager von Ino's Kindern mit schwarzen Decken zu belegen. Ino, mistrauend, verwechselte die Decken, und die irre geleitete Themisto ermordete ihre eignen Kinder, worüber sie in Verzweiflung sich erhenkte. Nach Andern soll A. durch Juno's Zorn in Raserei verfallen sein, Ino und ihre Kinder für eine Löwin mit ihren Jungen angesehen, in diesem Wahne den Learch ergriffen und gegen einen Stein geschmettert, Ino aber verfolgt haben, bis sie, den Melikertes im Arm, sich ins Meer stürzte. Mit Blutschuld belastet, habe darauf A. Böotien verlassen und sei nach Phthiotis geflüchtet, wo er Alos erbaut und sich nun mit Themisto vermählt habe. Nach Pausanias aber wendete er sich erst zu Andreus, der ihm die Gegend um den Berg Laphystia abtrat, welche später an des Phrixus Kinder kam.

Athanasius, der Heilige, ein berühmter Kirchenlehrer, Patriarch von Alexandria, geb. daselbst gegen 296, erhielt eine christliche Erziehung, kam in das Haus Alexander's, nachmaligen Patriarchen von Alexandria, dessen Geheimschreiber er ward, begab sich darauf zu dem h. Antonius, führte bei diesem berühmten Anachoreten ein ascetisches Leben und kehrte endlich nach Alexandrien zurück, wo er Diakonus wurde. Alexander nahm ihn mit sich auf die nicäische Kirchenversammlung, wo er in den Arianischen Streitigkeiten durch seine Talente sich die Hochachtung der Väter erwarb. Er hatte großen Antheil an den Beschlüssen, die hier gefaßt wurden,

und zog dadurch die Verfolgungen der Arianer auf sich. Nach einem halben Jahre ward er zum Nachfolger Alexander's ernannt. Die Anklagen und Beschuldigungen seiner Feinde bewogen den Kaiser Konstantin, ihn 334 vor die Synode von Tyrus vorladen zu lassen. Obgleich ein großer Theil der Anklagen, welche gegen ihn erhoben wurden, nicht erwiesen werden konnte, so entsetzte ihn doch die Synode seiner Würden, nachdem er sich den Nachstellungen seiner Feinde durch die Flucht entzogen hatte. Das Urtheil wurde auf der Synode zu Jerusalem 335 bestätigt und der Kaiser, durch neue Erdichtungen getäuscht, verwies ihn nach Trier. Diese Verbannung endigte nach Konstantin's Tode. Konstantius, Kaiser des Orients, rief den Patriarchen 338 zurück. Sein Einzug in Alexandrien glich einem Triumph. Die Arianer verbreiteten jedoch aufs Neue falsche Anklagen wider ihn, und 90 Arianische Bischöfe verurtheilten ihn 341 in Antiochia. Dagegen erklärten ihn 100 orthodoxe Bischöfe, die sich zu Alexandria versammelten, für unschuldig, und der Papst Julius bestätigte diesen Ausspruch unter der Zustimmung von mehr als 300 zu Sardica versammelten Bischöfen. Demzufolge kehrte er zum zweiten Male 346 zu seinem Sitze zurück. Als aber Konstans, der Kaiser des Occidents, gestorben, und Konstantius Herr des ganzen Reichs geworden war, durften die Arianer sich wieder gegen A. erheben. Sie verurtheilten ihn auf den Concilien zu Arles und Mailand, und da A. nur einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers gehorchen will, erscheinen plötzlich, als er sich grade zur Feier eines Festes in der Kirche befindet, 5000 Soldaten und dringen in die Kirche, um sich seiner zu bemächtigen. Aber die ihn umgebenden Geistlichen und Mönche bringen ihn in Sicherheit. A., zum dritten Male entsetzt, flüchtet in die Wüsten Ägyptens, es wird ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, und um die Einsiedler, die seinen Aufenthaltsort nicht verrathen wollten, vor den Mishandlungen seiner Verfolger sicher zu stellen, zieht er sich in den völlig unbewohnten Theil der Wüste, wohin ein treuer Diener ihm folgt, der ihm mit Lebensgefahr Nahrung verschafft. In dieser unzugänglichen Einöde verfaßte A. eine Menge von Schriften voll Beredtsamkeit, um die Gläubigen in ihrem Glauben zu stärken und die Kunstgriffe seiner Feinde zu enthüllen. Als Julian der Apostat den Thron bestieg, erlaubte er den orthodoxen Bischöfen, zu ihren Kirchen zurückzukehren. So kehrte nach sechsjähriger Abwesenheit auch A. 361 zurück. Die Milde, mit der er sich gegen seine Feinde betrug, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in die Kirche zurück. Aber dieser Friede ward durch die Anklagen der Heiden, deren Tempel durch A.'s Eifer immer leerer wurden, gestört. Sie reizten den Kaiser wider ihn auf, und A. mußte, um sein Leben zu retten, nach Thebais flüchten. Nach des Kaisers Tode, als Jovian den Thron bestiegen, kehrte auch A. zurück; als indeß nach acht Monaten Valens Kaiser ward und die Arianer die Oberhand gewannen, mußte er 367 abermals fliehen. Vier Monate verbarg er sich im Grabe seines Vaters, bis Valens, durch die dringenden Bitten und Drohungen der Alexandriner bewogen, ihm erlaubte zurückzukehren, worauf er ungestört bis zu seinem Tode 373 sein Amt verwaltete. Während seiner 46jährigen bischöflichen Amtsführung war er 20 Jahre in der Verbannung. A. gehört zu den bedeutendsten Männern, welche die Kirche aufweisen kann. Er war ein Mann von großem Verstande, vereinigte umfassende philosophische Kenntnisse mit Weltbildung in sich, war strengen und entschiedenen Charakters, vermochte aber nicht die rechte Linie des Eifers gegen Das, was ihm häretisch erschien, zu finden. Seine Schriften sind polemischen, historischen und moralischen Inhalts. Die polemischen betreffen hauptsächlich die Lehren von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Christi und der Göttlichkeit des heiligen Geistes; die historischen sind von höchster Wichtigkeit für die Kirchengeschichte. In allen ist die Schreibart durch Klarheit ausgezeichnet und der Ton angemessen. Die beste Ausgabe besorgte Montfaucon (3 Bde., Par. 1698, Fol.), zu welcher desselben „Bibliothek der Kirchenväter", Bd. 2 (1706), als Ergänzung zu betrachten ist. Vgl. Möhler's „A. der Große und die Kirche

seiner Zeit" (2 Bde., Mainz 1827). — **Athanasianisches Symbolum**, s. **Nicäa**.

Atheismus, Gottesleugnung, wird als Lehre und Ansicht dem Theismus oder Deismus, als Denkart und Gesinnung dem Glauben und der Religiosität entgegengesetzt. Darauf gründet sich die Unterscheidung zwischen theoretischem und praktischem Atheismus; passender wird jedoch letzterer Unglaube und Irreligiosität genannt. Den theoretischen hat man wieder eingetheilt in einen skeptischen, welcher die Möglichkeit des Daseins Gottes zugibt, und in einen dogmatischen, welcher das Nichtsein Gottes zu erweisen versucht. Doch kann der Atheismus nur skeptisch heißen, insofern er aus dem Skepticismus entspringen kann. Es entspringt aber der Atheismus aus jenem Skepticismus, welcher leugnet, daß der Mensch irgend etwas mit Sicherheit zu erkennen vermöge; oder aus dem Wahne, daß der Mensch keine höhere, von dem Sinnlichen verschiedene Natur in sich trage, daß seine Begriffe von Recht und Pflicht nicht aus ursprünglichen und nothwendigen Anlagen seines Gemüths hervorgehen, sondern nur zufällige Wirkungen der Erziehung und der bürgerlichen Verhältnisse seien, daß er mithin in keinem Verhältnisse zum Übersinnlichen stehe und keine sittliche Bestimmung habe. Da es vornehmlich das Bewußtsein seiner sittlichen Bestimmung ist, was den Menschen zu Gott führt, und zwischen der Philosophie und den Sitten jedes Zeitalters ein wechselseitiger Zusammenhang stattfindet, so ist es sehr natürlich, daß der Atheismus besonders in den Zeiten des Sittenverderbens zu entstehen pflegt. Dies war der Fall unter den Griechen seit den Zeiten des Perikles, wo die ebenso atheistische als sittenwidrige Lehre vieler Sophisten auf der einen Seite aus dem Leichtsinne und der Genußliebe des Zeitalters hervorging, und auf der andern wieder dazu diente, das Laster und den Unglauben sicher zu machen. Dies war der Fall unter den Römern seit den Zeiten August's, wo keine Lehre mehr Eingang fand als die der Epikuräer, welche Gott und die göttlichen Dinge leugnete, in der Natur nichts als das Wirken eines blinden Zufalls erkannte und den Genuß für die letzte Bestimmung des Menschen erklärte. Dies war der Fall in Frankreich in den Zeiten vor der Revolution, wo es sich die Encyklopädisten und andere Schriftsteller, namentlich der Verfasser des „Système de la nature", zum Zwecke machten, die religiösen Begriffe zu bestreiten und den Glauben in den Gemüthern der Menschen zu zerstören. Wie weit aber auch in solchen Zeiten der Atheismus sich ausbreite, nie kann er allgemeine Ansicht werden; denn unabweisbare Bedürfnisse des Geistes und des Herzens führen den Menschen zu Gott, und nie kann der in solchen Bedürfnissen gegründete Glaube, welcher allein den Menschen mit Tugendliebe zu erfüllen und über das Schicksal zu erheben vermag, untergehen. Das unverdorbene, tugendliebende Herz führt zu eben dem Ergebniß, in welchem die Forschung der weisesten Denker geendigt hat, zu dem Ergebnisse, daß über die menschlichen Dinge ein Gott walte, den der Mensch zwar nicht zu schauen, aber im Glauben zu ergreifen vermag. Häufig hat man aber auch eine Ansicht, welche mit der grade gangbaren Vorstellungsweise von Gott streitet, Atheismus genannt. So beschuldigten selbst die Griechen den Anaxagoras des Atheismus; Fichte wurde wegen seines Idealismus von seinen Gegnern des Atheismus beschuldigt; Viele nennen den Pantheismus gradezu Atheismus, weil derselbe einen persönlichen Gott nicht annimmt. Endlich nannten die verketzernden Lehrer der christlichen Kirche häufig Diejenigen Atheisten, welche in der orthodoxen kirchlichen Lehre sich von ihnen entfernten. (S. **Pantheismus** und **Unglauben**.)

Athem (Odem), die Luft, welche während der Exspiration aus den Lungen durch die Nase und den Mund ausgeschieden wird. Diese ausgeathmete Luft ist der Träger der Stimme und Sprache und enthält eine geringere Menge Sauerstoffgas, dagegen mehr kohlensaures Gas als die eingeathmete. Außerdem aber sind dem Athem viel wässerige Dünste, welche sich bei einiger Kälte der äußern Luft sichtbar nebelartig als Hauch niederschlagen, und andere Stoffe beigemischt,

welche von den Absonderungen in dem Munde, der Nase, der Luftröhre und den Lungen herrühren. Diese Absonderungen bewirken die Modificationen des Athems, welche sich, wie jede Beschaffenheit der Luft, durch den Geruch wahrnehmen lassen. In der Jugend ist der Athem säuerlich und fade; er verliert diesen Geruch nach der Pubertätsepoche und riecht vielmehr angenehm. Je älter man wird, desto mehr nimmt der Athem gewöhnlich einen unangenehmen Geruch an. Der übelriechende Athem aber hängt oft von örtlichen Krankheiten der Nase, des Mundes oder der Luftwege ab. Auch wird er von schlechten Zähnen, Unreinlichkeit des Mundes, von manchen Speisen und fieberhaften Krankheiten erzeugt. In dem letztern Falle entspricht er oft der Eigenthümlichkeit der Krankheit. Auch nimmt er öfters während der Menstruation, während der Schwangerschaft, während des Wochenbettes und Stillens diese üble Beschaffenheit an.

Athen, bei den Türken Athiniah, auch Setines, jene berühmte Stadt, aus deren Mitte sich das Licht hoher Geistesbildung durch Jahrtausende bis auf unsere Zeit verbreitet hat, zählte in ihrer blühendsten Epoche 21,000 freie Bürger, was auf eine Bevölkerung von mehr als 200,000 Einw. schließen läßt. Diese Hauptstadt des alten Königreichs Attika und des spätern Freistaats soll von Kekrops 1550 v. Chr. gegründet worden sein, und in den ältesten Zeiten den Namen Kekropia geführt haben, der in der folgenden Zeit blos der Burg eigen blieb. Unter der Regierung des Erichthonius verlor sie den alten Namen und erhielt den von Athen, wahrscheinlich von der Minerva, welche bei den Griechen Athene hieß. Die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Felsens mitten in einer weiten und angenehmen Ebene, welche bei Vermehrung der Einwohner mit Gebäuden bedeckt wurde; daraus entstand der Unterschied in Akropolis und Katapolis, oder in die obere und untere Stadt. Der Umfang der Festung oder der Akropolis betrug 60 Stadien und umschloß ansehnliche Gebäude. A. lag an dem saronischen Meerbusen, der östl. Küste des Peloponnes gegenüber und ward von zwei kleinen Flüssen, nördl. vom Kephissos, südl. vom Ilissos umflossen, welche die Stadt zur Halbinsel machten. Von der See, auf der seine Wichtigkeit wesentlich beruhte, lag es ungefähr vier Stunden entfernt. Die drei Häfen: Phaleros, der Stadt am nächsten, Munychia, der entfernteste, und Piräeus, der bequemste und als Stapelplatz des griech. Handels wichtigste, lagen südwestl., gegen W. Salamis, gegen NW. Eleusis, gegen N. Phylä und Dekelea, gegen NO. Marathon und gegen S. der Hymettos. An der Küste rings umher gab es prächtige Gebäude, deren Glanz mit denen der Stadt wetteiferte. Die Mauern, welche die Häfen mit der Stadt verbanden, waren von Bruchsteinen, und so breit, daß sich Wagen auf denselben ausweichen konnten. Die Akropolis schloß das Herrlichste an Kunstwerken ein, was A. aufzuweisen hatte. Ihre Hauptzierde war das Parthenon oder der Tempel der Minerva. Dieses prächtige Gebäude, welches noch in seinen Trümmern die Bewunderung der Welt ist, war 217 F. lang, 98 breit und 65 hoch. Von den Persern zerstört, wurde es herrlicher von Perikles um 444 v. Chr. aufgebaut. Hier stand die Bildsäule der Minerva von Phidias, dieses Meisterstück der Bildhauerkunst, von Elfenbein gebildet, 46 F. hoch und reich mit Gold geziert, dessen Gewicht auf 40—44 Talente (2000—2200 Pf.) geschätzt ward, welche nach unserm Gelde einen Werth von ungefähr 800,000 Thalern gehabt haben mögen. Den Eingang zum Parthenon bildeten die Propyläen, aus weißem Marmor gebaut. Dieses Gebäude lag auf der Nordseite der Akropolis, dicht dabei das Erechtheum, ebenfalls von weißem Marmor, bestehend aus zwei Tempeln, dem der Pallas und Minerva, und dem des Neptun, außer einem andern merkwürdigen Gebäude, Pandrosion benannt. Im Umkreise des Minerventempels stand auch der der Göttin heilige Ölbaum. Auf der vordern Seite der Akropolis und an jedem Ende derselben sah man die zwei Theater, das des Bacchus bei der heutigen Kirche Panagia Spiliotissa und das Odeum; ersteres für das eigentliche Schauspiel, letzteres für musikalische Un-

terhaltung, dieses besonders mit ausgezeichneter Pracht erbaut. Von hier führte nördl. eine Straße (Tripodos) nach dem Prytaneion, von da nordwestl. war das Anakeion, Tempel der Dioskuren, daneben ein heiliger Platz und der Tempel des Pan und des Apollo in einer Grotte des Akropolisfelsens. Breite Marmortreppen führten durch die Propyläen auf die Burg Kekropia. In der Gegend Cinná, gegen das Museion zu, lag der Tempel des Apollo Pythios. Auf dem Platze hinter der südöstl. Ecke der Burg erhob sich das von Hadrian vollendete Pantheon (allen Göttern heilig), die von demselben Kaiser angelegte, aber erst unter Antoninus ausgebaute Wasserleitung und das Didaskalion. Südl. von der Burg stand der alte von Pisistratos angefangene Tempel, Cimon's Haus, das Amazoneion, ein von Theseus zu Ehren seines Sieges über die Amazonen erbauter Tempel, und das Heiligthum des Herakles Menyses. In der nördlichsten Stadtgegend, Melite, hatten Themistokles und Phocion ihre Häuser. In der untern Stadt zeichneten sich ebenfalls mehre herrliche Werke der Baukunst aus, z. B. das Pöcile, oder die Galerie zur Aufstellung historischer Bilder, ferner der Thurm der Winde von Andronikos Kyrrhestes, und Denkmäler berühmter Männer. Zwei der herrlichsten Bauwerke befanden sich außerhalb der Stadt, der Tempel des Theseus und der des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord=, der andere auf der Südseite der Stadt. Der erstere war von dorischer Bauart und dem Parthenon ähnlich, und auf den Metopen sah man die vornehmsten Thaten des Theseus trefflich abgebildet. Der Tempel des Jupiter Olympius war von ion. Bauart und übertraf fast alle übrige Gebäude A.'s an Pracht und Schönheit. Man hatte unermeßliche Summen darauf verwendet; er wurde nach und nach immer mehr vergrößert und verschönert, und endlich von Hadrian vollendet: das Äußere zierten ungefähr 120 cannelirte Säulen, 60 F. hoch und 6 F. im Durchmesser haltend. Das Innere dieses Gebäudes hatte wol eine halbe Stunde im Umfange. Hier stand die berühmte Statue des olympischen Jupiter, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet.

Außer diesen Wunderwerken der Kunst zeigte A. noch andere Plätze und Punkte, welche durch die damit verbundene Erinnerung der Nachwelt ewig theuer bleiben werden. Die alten Philosophen pflegten sich nicht in Hörsäle einzuschließen, sondern hielten sich mit ihren Schülern am liebsten im Freien auf und suchten dazu stille entlegene Plätze aus. Ein solcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, ungefähr drei Viertelstunden nördl. von der Stadt gelegen, und einen Theil des Platzes ausmachend, der Keramikus hieß. Man hatte den ursprünglich sumpfigen und ungesunden Boden durch Baumpflanzungen und Durchleitung frischen Wassers zu einem angenehmen Lustorte gemacht. Ein solcher Ort war auch das Lyceum, wo Aristoteles lehrte, und das durch ihn der Sitz der peripatetischen Schule ward. Es lag jenseit des Ilissos auf der andern Seite der Stadt und ward auch zum Schauplatz gymnastischer Übungen gebraucht. Nicht weit davon lag der minder berühmte Cynosarges, wo Antisthenes, der Stifter der cynischen Schule, lehrte. Die Sekten von Zeno und Epikur hatten ihre Versammlungsorte in der Stadt. Zeno wählte dazu das bekannte Pöcile, Epikur aber legte sich einen Garten innerhalb der Mauern an, da er zugleich die Geselligkeit und ländliche Stille liebte. Allein nicht blos literarische, sondern auch politische Versammlungen gaben verschiedenen Gegenden A.'s ein besonderes Interesse. Hierher gehören der Hügel des Areopagus, wo diese würdige Versammlung ihre Entscheidungen aussprach; das Prytaneion oder Haus des Senats; der Pnyx, wo das freie Volk von A. sich berathschlagte u. a. m. Nachdem mehr als zwei Jahrtausende des Kriegs und der Zerstörung, sowie des Wechsels gebildeter und roher Beherrscher über die herrliche Stadt hingegangen sind, erwecken ihre Trümmer noch gegenwärtig Erstaunen und Bewunderung. Von der Akropolis steht noch ein nicht unbeträchtlicher Theil. Die Türken haben sie mit breiten unregelmäßigen Mauern umgeben. In diesen erblickt man Überbleibsel der alten Mauern nebst Bruchstücken von Säulen, die man zum

Behufe des neuen Baues aus den alten Trümmern genommen hat. Von den Propyläen, erbaut von Perikles mit einem Aufwande von 2012 Talenten, welche den ehemaligen Eingang bildeten, war der rechte Flügel ein Tempel des Sieges. Das Dach dieses Gebäudes stand noch 1656, wo es durch das Auffliegen eines darin aufbewahrten Pulvervorraths zerstört ward. In einem Theile der jetzigen Mauern befinden sich Bruchstücke von trefflicher Bildhauerarbeit in Basrelief, den Kampf der Athener mit den Amazonen darstellend. Von dem gegenüber stehenden Flügel der Propyläen sind noch sechs Säulen übrig, und zwischen ihnen hohe Bogen. Diese Säulen, zur Hälfte durch eine von den Türken an der Vorderseite derselben aufgeführte Mauer bedeckt, sind von Marmor, weiß wie Schnee und von der feinsten Arbeit. Jede derselben besteht aus drei bis vier Stücken, welche so künstlich zusammengesetzt sind, daß, obgleich sie stets der Witterung ausgesetzt waren, dennoch keine Trennung bemerkt wird. Aus den Propyläen treten wir in das Parthenon. An der östl. Vorderseite stehen noch acht Säulen, und mehre Säulengänge an den Seiten. Von dem Giebelfelde (frontispice), welches den Kampf des Neptun und der Minerva um A. vorstellte, ist nichts übrig als der Kopf eines Seepferdes und die Figuren von zwei Frauen, ohne die Köpfe; allein in Allem ist die höchste Wahrheit und Schönheit zu bewundern. Der Kampf der Centauren mit den Lapithen ist besser erhalten. Von allen Bildsäulen, womit dieses Gebäude geschmückt war, ist blos noch die des Hadrian vorhanden. Das Innere ward als eine Moschee gebraucht. Auf dem Ganzen dieses so sehr verstümmelten Gebäudes ruht noch ein unaussprechlicher Ausdruck von Hoheit und Größe. Das Parthenon beschreibt Bröndsted im zweiten Bande seiner „Reisen und Untersuchungen in Griechenland" (Stuttg. 1830). Auch von dem Erechtheum, dem Tempel des Neptunus Erechtheus, sind bedeutende Überreste zu sehen, vornehmlich die schönen weiblichen Bildsäulen, die man Karyatiden nennt, und welche zwei Bogengänge bilden.

Von den beiden Theatern ist nur so viel von den äußern Mauern übrig, daß man ihre Lage und ihre ungeheure Größe bestimmen kann. Die Arena ist versunken und es wird Getreide darauf gebaut. In der Stadt selbst finden sich keine Denkmale von gleicher Vortrefflichkeit und Größe mehr. Nahe bei einer Kirche, die der Jungfrau Maria geweiht ist, stehen drei sehr schöne korinthische Säulen, die einen Architrav tragen. Man hielt sie für Überreste von dem Tempel des Jupiter Olympius, allein dies ist nicht gegründet. Wahrscheinlicher sind sie die Überreste des alten Pöcile. Der Thurm der Winde von Andronikos Kyrrhestes ist noch ganz übrig. Seine Gestalt bildet ein Achteck; auf jeder Seite ist er mit erhabener Arbeit bedeckt, welche einen von den Hauptwinden darstellt; die Arbeit ist vortrefflich. Das Gebäude verdankt seine Erhaltung dem Umstande, daß es Moschee eines Derwischordens wurde. Von den Denkmälern ausgezeichneter Männer, womit eine ganze Straße angefüllt war, ist nur ein einziges, das treffliche Denkmal des Lysikrates, erhalten worden; es besteht aus einem Fußgestell, einem runden Säulengange und einer Kuppel von korinthischer Ordnung. Man hat es für den Ort gehalten, dessen sich Demosthenes zu seinem Studirzimmer bedient habe, allein diese Meinung ist ungegründet. Von dem prachtvollen Gymnasium, welches Ptolemäus baute, sind nur in einigen verfallenen Mauern noch Überreste zu schauen. Außerhalb der Stadt wird die Aufmerksamkeit gefesselt durch die erhabenen Trümmer von dem Tempel des olympischen Jupiter. Von 120 Säulen sind 16 übrig; Bildsäulen sind gar nicht mehr vorhanden. Von den Fußgestellen und Inschriften fand man Einiges hier und da zerstreut, zum Theil unter der Erde vergraben. Der Tempel des Theseus dagegen ist fast ganz erhalten, doch ist Manches daran neuern Ursprungs. Die Bildhauerarbeiten an der Außenseite sind fast gänzlich verdorben; allein die, welche die Friese im Innern schmücken, sind wohl erhalten. Sie stellen die Thaten des alten Helden dar. Sein Kampf mit einem Centaur zeichnet sich besonders aus. Auf der Anhöhe, wo der berühmte Areopag seine Sitzungen hielt, findet man noch

in den Felsen gehauene Stufen, sowie die Sitze der Richter, und diesen gegenüber die des Angeklagten und Anklägers. Der Hügel ist jetzt ein türk. Begräbnißplatz und mit Grabmälern bedeckt. Der Pnyx, der Versammlungsplatz des Volkes unweit des Areopags, ist fast ganz noch in seinem ursprünglichen Zustande. Man sieht den in den Fels gehauenen Rednerstuhl, die Sitze der Schreiber, und an beiden Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillschweigen geboten und die Ergebnisse der öffentlichen Verhandlungen bekannt machten. Auch die Nischen sind zu sehen, wo Die, welche vom Volk eine Gunst zu erhalten wünschten, die dargebrachten Geschenke hinlegten. Noch läßt sich die Rennbahn bezeichnen, wo die gymnastischen Übungen gehalten wurden, und welche Herodes Attikus aus weißem Marmor erbaute. Der Platz des Lyceums ist nur durch eine Menge umherliegender Steine bezeichnet. Ein neueres Haus nebst Garten steht an der Stelle der Akademie; in dem Umkreise lassen sich die Gänge der Peripatetiker noch jetzt bezeichnen, und einige Ölbäume von hohem Alterthume gebieten noch jetzt Ehrfurcht. Die langen Mauern sind gänzlich zerstört, doch findet man Grundsteine auf der Ebene. Der Piräeus hat fast gar nichts mehr von seinem alten Glanze, nur wenig Säulentrümmer finden sich hier und da; dasselbe ist der Fall bei dem Phaleros und bei Munychia. Wenige Handelsschiffe laufen hier zuweilen ein, weshalb auch ein Zollhaus dasteht. — Das heutige Athiniah in Livadien hat etwa 12,000 Einw., darunter 2000 Türken; die Griechen genossen hier einer mildern Behandlung von den Türken als anderwärts. Sie haben noch Spuren alter Sitten erhalten, und wählten sich jährlich vier Archonten. Der dasige griech. Erzbischof bezog ansehnliche Einkünfte. Die Akropolis kam 1822 nach langer Belagerung in den Besitz der freien Hellenen. Allein nach der Flucht der Hellenen vor den Mauern von A. mußte sich die durch Hunger bezwungene Burg am 7. Jun. 1827 an Reschid Pascha ergeben, bis 1829 durch die Vermittelung der europ. Mächte die Unabhängigkeit Griechenlands anerkannt wurde.

Gründliche Forschungen über die Trümmern A.'s enthält Leake's „Topography of Athens with some remarks on its antiquities" (Lond. 1821, mit einem Atlas, Querfol.; deutsch mit Anmerkungen von Meyer und Müller, herausgeg. von Rienäcker, Halle 1829, mit Kupfern und Karten). Vgl. Stuart's und Revett's Prachtwerk: „Die Alterthümer zu Athen" (Lond. 1762, neue Aufl. 1825, deutsch, 2 Bde., Darmst. 1830 fg.), welches der Architekt Eberhard nachgebildet und, auf Zinkplatten abgedruckt, herausgegeben hat (28 Lieferungen, Darmst. 1824 fg., gr. Fol.), Hager's und Hübsch's „Malerische Ansichten von Athen" (Darmst. 1823) und Thürmer's „Ansichten von Athen und seinen Denkmälern", nach der Natur gezeichnet und radirt (15 Blatt, Rom 1823). Leake macht es wahrscheinlich, daß zu des Pausanias Zeit noch manche Denkmäler übrig waren, die der Periode vor den pers. Kriegen angehörten, weil ein so vorübergehender Besitz, als Xerxes erzwang, ihm grade nur Zeit gab, die Vertheidigungswerke und die hauptsächlichsten öffentlichen Gebäude zu zerstören. Während Themistokles bei der Herstellung der Stadt mehr auf den Nutzen sah, Cimon durch eignen Reichthum und eine großartige Ansicht schon die Pracht beachtete, schien es Perikles vorbehalten, Beide durch seine Bauwerke weit zu überbieten. Doch was ihm mit dem Tribute der andern Staaten möglich gewesen war, konnte man in der Folgezeit nicht fortsetzen. So oft die Verwaltung der Staatseinkünfte in weise Hand fiel, sah zwar A. seinen alten Glanz zurückkehren; aber bald zeigte sich der Einfluß der Bildung, die von hier ausging, selbst bei Völkern, die in frühern Perioden nie in dem griech. Staatensysteme berechnet worden waren. Attika war keine Insel, und sobald folglich die natürlichen Hülfsquellen des fruchtbaren großen Macedoniens von einem kräftigen und aufgeklärten Beherrscher entwickelt worden waren, konnten die widerstrebenden Interessen einer Menge von Freistaaten nicht lange den strenggeübten Heeren eines kriegerischen Volks Widerstand leisten, die von einem thätigen, kräftigen und ehrgeizigen Monar-

chen geleitet wurden. Seit Sylla die Werke des Piräeus zerstörte, war der Verfall der Seemacht A.'s entschieden, und mit ihr der Verfall der ganzen Stadt. Geschmeichelt durch die Triumvirn, durch Hadrian's Kunstliebe begünstigt, war A. wol zu keiner Zeit so glänzend als unter den Antoninen. Die Pracht von acht bis zehn Jahrhunderten lag noch vor Augen, des Perikles Werke wetteiferten in Erhaltung mit den neuesten Bauten, und Plutarch bewundert selbst, wie die Gebäude des Iktinos, des Menesikles und des Phidias, die so überraschend schnell entstanden waren, diese aller Zeit trotzende Neuheit behalten konnten. Nirgend wol findet man so richtig gewürdigt als bei Leake, inwiefern die Nachrichten des Pausanias und Strabo über Griechenland beachtet werden müssen. Die Römer, aus Achtung vor einem Glauben, dem ihr eigner so verwandt war, und in der Absicht, ein Volk zu gewinnen, das höhere Bildung hatte als sie selbst, trugen Scheu, die Tempel zu berauben, wo die Herrlichkeit der Kunstwerke als Weihgeschenke aufgehoben war, und begnügten sich mit Zwangsteuern, wenn aus Sicilien, wegen des frühern Einflusses von Karthago und Phönizien, die Tempelschätze selbst weggebracht wurden. Gemälde möchten eher zu des Pausanias Zeit von ihrer Stelle gebracht worden sein. Der Kunstsammler Verschleppungen im Großen, die Verzierung Konstantinopels zu einer Zeit, als das Selbstschaffen neuer Kunstwerke den Baumeistern nicht mehr möglich schien, christlicher Eifer, Einfälle der Barbaren zerstörten nach und nach in A., was die Kaiser bisher unangetastet gelassen hatten. Noch nach Alarich's Zeit stand jedoch, wie man glauben darf, der Koloß der Athene Promachos. Ungefähr 420 ward der Paganismus zu A. vollständig vernichtet, und seit Justinian selbst die Schulen der Philosophen schließen ließ, verlor sich auch die Erinnerung an die Mythen. Aus dem Parthenon ward eine Kirche der Panagia, und an des Theseus Stelle trat der heilige Georg. Der Gewerbthätigkeit, die sich noch erhielt, brachte Roger von Sicilien dadurch eine Wunde bei, daß er die Seidenweber mit sich nahm, und 1456 fiel A. in Omar's Hände. Um die Schmach zu vollenden, erhielt die Stadt der Minerva das im Orient beneidete Vorrecht, als ein Leibgedinge des Harems von einem schwarzen Eunuchen verwaltet zu werden. Das Parthenon ward zur Moschee, und am Westende der Akropolis wurden die Veränderungen vorgenommen, die durch die neuern Erfindungen des Geschützwesens nothwendig geworden waren. Erst 1687, bei der Belagerung A.'s durch die Venetianer unter Morosini, scheint der Tempel der ungeflügelten Nike zerstört worden zu sein, von dem noch herrliche Überreste im brit. Museum aufbewahrt werden. Wahrscheinlich kannten die Venetianer nicht, was sie zerstörten; diese Wirkung des Geschützfeuers mochten sie nicht besorgen. Als Siegeszeichen wollten sie, nachdem ihnen die Burg am 29. Sept. geräumt worden, die Quadriga der Nike, die im westl. Fronton des Parthenon stand, nach Venedig einschiffen, aber beim Abnehmen stürzte die Gruppe und zerstäubte. Schon am 8. Apr. 1688 ward A. aber von den Venetianern wieder den Türken überlassen, trotz der Erbietungen der Einwohner, die der Rückkehrenden wilde Rache fürchteten. Gelehrte Reisende besuchten seitdem öfter A., und ihren Berichten und Zeichnungen verdanken wir das Verständniß einiger Denkmale, die in ihren Überresten jetzt unkenntlich geworden sind. Wenig sind die jetzigen Griechen mit der Bedeutung dieser Gebäude bekannt; von ihnen stammen die Namen: Tempel des unbekannten Gottes, Laterne des Demosthenes u. s. w. Es wäre ungerecht, den Türken allein die Zerstörung so vieler ehrwürdigen Überreste Schuld zu geben. Mit altem Material zu bauen, war Jahrhunderte lang der Gebrauch der Griechen. Dann sind Ruinen in der Nähe fortwährend bewohnter Orte, vor allen Seestädte der umwandelnden Verwüstung darum mehr ausgesetzt, weil die Leichtigkeit des Wegschaffens dem täglichen Bedürfniß entgegenkommt. Indeß blieben selbst in den zugänglichsten Theilen A.'s für den rechten Sucher noch reiche Fundgruben; aber jedes Fragment, das in A. zu Tage kommt, beweist für den Alles überflügelnden Kunstsinn und Geschmack seiner alten Bewohner.

Athenagoras, ein platonischer Philosoph in der ersten christlichen Kirche, angeblich aus Athen und zu Alexandria Lehrer, ist durch eine griech. Apologie für die Christen an den Kaiser Marc-Aurel, die er um 177 schrieb, als einer der ältesten Apologeten bekannt. In dieser „Friedensbotschaft", herausgegeben von Lindner (Langensalze 1774) rechtfertigt er die Christen gegen die unter den Heiden umlaufenden Beschuldigungen des Atheismus, der Blutschande und des Essens geschlachteter Kinder, mit philosophischem Geist und in lichtvollem, bündigem Vortrag. Auch eine für die philosophische Religionslehre noch jetzt wichtige Abhandlung über die Auferstehung der Todten ist von ihm vorhanden.

Athenäus, aus Naukratis in Ägypten, griech. Rhetor und Grammatiker, lebte zu Ende des 2. und zu Anfange des 3. Jahrh. v. Chr. früher in Alexandria, später in Rom. Er hat ein Werk: „Gastmahl der Gelehrten", in 15 Büchern geschrieben, welches in Gesprächsform fast alle Gegenstände der alten griech. Sitte, des häuslichen und öffentlichen Lebens, der Kunst und der Wissenschaft behandelt, und uns den Verlust einer Menge von Dichtern und andern Schriftstellern wenigstens zum Theil ersetzt. Die wichtige Ausgabe von Is. Casaubonus kam theilweis, zuerst Text und Übersetzung bei Commelin (Genf 1597), der Commentar (Lyon 1600) und beide zusammen (Lyon 1612 und 1621) heraus (wieder abgedruckt, Lyon 1657 und 1664). Vollständig und auf neue handschriftliche Vergleichungen begründet ist die Ausgabe von Schweighäuser (14 Bde., Strasb. 1801—7). Eine gute und besonders in metrischer Hinsicht durchaus verbesserte Handausgabe verdankt man Wilh. Dindorf (3 Bde., Lpz. 1827).

Athēne, s. **Minerva**.

Äther, wird in der heutigen **Physik** eine äußerst feine elastische Flüssigkeit genannt, von der die Physiker, um die Gesetze verschiedener Erscheinungen in der Natur zu bestimmen, annehmen, daß sie durch den ganzen Weltraum verbreitet sei. Scheinbar steht mit dieser Annahme in Widerspruch, daß die Planeten bei ihrer Bewegung um die Sonne keinen merklichen Widerstand erfahren, wie ihn eine im Weltraume verbreitete Flüssigkeit entgegensetzen müßte; allein dieser Umstand wird durch die im Verhältniß zur Dichtigkeit der Planeten sehr geringe Dichtigkeit des Äthers erklärlich, vermöge deren dieser Widerstand zu gering ist, um eine in die Beobachtung fallende Wirkung hervorzubringen; dagegen sich in der Bewegung einiger genau beobachteten Kometen, welches Körper von viel geringerer Dichte als die Planeten sind, wirklich Zeichen eines solchen Widerstandes mit großer Bestimmtheit zu erkennen gegeben haben. Nach Euler ist der Äther fast 39 Mill. mal dünner und 1278 mal elastischer als die atmosphärische Luft. Doch kann dieser Bestimmung keine große Zuverlässigkeit beigelegt werden. Viele Physiker erklären jetzt die Erscheinungen des Lichts durch Schwingungen des Äthers ebenso wie man die Erscheinungen des Schalls durch Schwingungen der Luft erklärt. (S. **Licht**.) In der **Chemie** bedeutet Äther eine feine, farblose, durchsichtige, sehr leichte, flüchtige und entzündliche Flüssigkeit von angenehmem und durchdringendem Geruche, die mittels der Säuren aus Alkohol erzeugt wird und nach der Verschiedenheit dieser Säuren verschiedene Namen hat. Der Äther wird als ein stark auf die Nerven wirkendes Mittel in der Medicin gebraucht. Auch in den Künsten wendet man den Äther vielfach an, z. B. zur Auflösung des elastischen Harzes, des Kopals u. s. w. (S. **Naphtha**.)

Äthiopier, ein unbestimmter Name, womit in den frühesten Zeiten alle Völker von dunkler oder schwarzer Farbe bezeichnet wurden. Homer setzt daher Äthiopier in den Aufgang und Niedergang. Früher verstand man darunter den größten Theil der Länder Mittelafrikas, später vorzugsweise die Bewohner Abyssiniens, sowie unter Äthiopien Abyssinien. (S. **Habesch** und **Meroë**.) In Asien führten diesen Namen die Länder an der phöniz. Küste, die sich sehr früh durch hohe Geistesbildung auszeichneten.

Athleten, Kämpfer, Theilnehmer an körperlichen Wettstreiten. Im engern Sinne nannte man Athleten Diejenigen, die aus der Athletik (s. Gymnastik) ihr Hauptgeschäft machten, besonders Ringer und Faustkämpfer. Ihre Bestimmung war, bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen, und ihre Lebensweise diesem Zwecke gemäß. Sie wurden wohl genährt und mußten sich der Liebe enthalten. Bevor sie aber zu öffentlichen Kämpfen zugelassen wurden, untersuchte man eines jeden Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief seinen Namen aus und foderte Jedermann auf, zu sprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wisse. Erst nach bestandener Prüfung, und nachdem der Athlet einen Eid geschworen, daß er allen Erfodernissen genügt habe und die Kampfgesetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos bestimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, sondern auch Kronen und Bildsäulen. Man führte ihn im Triumph auf, schrieb seinen Namen in die öffentlichen Verzeichnisse, nannte die Olympiade nach ihm, und Dichter priesen ihn in Lobgesängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmsten Platz. Besondere Ehre erwies ihm seine Vaterstadt, denn alle seine Mitbürger theilten seinen Ruhm.

Athmen ist die Verrichtung des thierischen Körpers, die in einer abwechselnden Einziehung und Ausstoßung von Luft besteht und daher mit abwechselnder Erweiterung und Verengerung der Brust verbunden ist. Es macht mit dem Blutumlaufe, mit dem es in enger Verbindung steht, den Grund des thierischen Lebens aus. Das Hauptorgan des Athmens ist die Lunge, deren Blutgefäße durch die wechselsweise Aufschwellung und Verengerung der Lungenbläschen bald angespannt, bald erschlafft werden, und welche mit der eingeathmeten Luft in die innigste Berührung kommen. Hierdurch werden dem Blute gewisse heilsame Theile aus der eingeathmeten Luft zu-, und andere schädliche oder nicht mehr brauchbare abgeführt. Es findet nämlich beim Einathmen eine Zersetzung der atmosphärischen Luft (s. Gasarten) statt; das Sauerstoffgas wird dem Blute zugeführt, dagegen das Stickgas unverändert, das kohlensaure Gas aber vermehrt wieder ausgeathmet. Ein erwachsener Mensch athmet bei jedem Zuge 40 Kubikzoll Luft ein, und wiederholt dies in einer Minute ungefähr 18 mal; folglich verschluckt er in dieser Zeit 720 Kubikzoll Luft, wovon sich 36 Kubikzoll in kohlensaures Gas verwandeln. Ein Theil des Sauerstoffgases der atmosphärischen Luft verbindet sich in der Lunge mit dem überflüssigen Wasserstoff und bildet Wasser, welches in der Gestalt von Dünsten wieder mit ausgeathmet wird, die bei 40° R. sichtbar sind. Ein anderer Theil des Sauerstoffgases vereinigt sich in der Lunge mit dem Überschuß an Kohlenstoff im Blute und bildet dadurch kohlenstoffsaures Gas, welches mit den wässerigen Dünsten zugleich ausgehaucht wird. Aus allen Beobachtungen erhellt, daß das Sauerstoffgas zum thierischen Leben unumgänglich nöthig ist. Wie es nach dem Einathmen im Körper wirke, darüber sind die Meinungen verschieden. Mit dem Athmen hängt auch die thierische Wärme zusammen, welche wenigstens bei den Säugthieren und Vögeln größer ist als die sie umgebende Luft. Vgl. Bartels, „Die Respiration" (Bresl. 1813).

Athos, jetzt Agion Oros, auch Monte Santo, ein hoher Berg und das Vorgebirge einer langen Bergreihe der türk. Provinz Macedonien auf der östlichsten der drei Erdzungen, welche durch die Meerbusen von Salonichi und Kontessa gebildet werden. Diese Erdzunge war es, welche Xerxes soll durchgraben haben, um seine Flotte an die thessal. Küste zu bringen. Da man aber von diesem Durchgraben nicht die geringste Spur bemerkt, so bezweifelt man diese Angabe. Der A. erhebt sich gegen 4200 F. über den Spiegel des Meers und ist großentheils von Griechen bewohnt. Auf dem Vorgebirge liegen gegen 500 griech. Klöster, Kapellen und Einsiedeleien, die zusammen mehr als 6000 Ordensgeistliche, besonders

ruff. Mönche vom Orden des h. Basilius, zählen sollen. Diese leben hier in völliger Abgeschiedenheit von der Welt und führen eine so strenge Clausur, daß sie kein weibliches Wesen, nicht einmal ein weibliches Hausthier um sich dulden; dabei sind sie äußerst arbeitsam, schnitzen Heiligenbilder, Agnus Dei und Paternoster, welche sie in dem auf dem Berge liegenden Marktflecken Kareis, wo Wochenmärkte gehalten werden, vorzüglich aber in Rußland, absetzen, und sammeln Almosen, um damit ihre beträchtlichen Abgaben an den Pascha und die Pforte bezahlen zu können. Übrigens unterhalten sie mehre Schulen; der heilige Berg wird für eine der berühmtesten Unterrichtsanstalten der Griechen gehalten, und ihre Bibliotheken sind reich an literarischen, besonders handschriftlichen Schätzen, die theils vor der Eroberung Konstantinopels 1453 hingeschafft, theils geschenkt, und zum großen Theile von den fleißigen Mönchen selbst geschrieben worden sind. Manches davon ist jedoch schon in die großen Büchersammlungen zu Paris, Wien u. s. w. gewandert. Ihre Klöster und Kirchen sind die einzigen im osman. Reiche, welche Glocken haben.

Ätiologie, die Lehre von den Ursachen der Krankheiten, s. **Pathologie**.

Atlanten heißen Säulen in Männergestalt, welche einem Gesimse, einem Vorsprunge u. s. w. zur Unterstützung dienen. Sie wurden häufiger bei Gefäßen aller Art als bei Gebäuden angewandt, wo man stets durch besondere Beziehungen sie zu motiviren bemüht war. (S. **Karyatiden**.)

Atlantis, bei den Alten der Name einer Insel im atlant. Ocean, von der ihnen durch einzelne Schiffer, die sich in das Weltmeer gewagt hatten, dunkle Kunde gekommen war. Über die Lage derselben mußten ihre Angaben sehr unzuverlässig sein, und da man sie in eine Gegend setzte, wo sich in späterer Zeit keine Insel fand, so war man der Meinung, daß sie untergegangen sei. Doch vermuthet man, daß vielleicht phöniz. oder karthag. Handelsschiffe, durch Stürme und Strömungen von ihrem Wege abgetrieben, an die amerik. Küste verschlagen worden und von dort späterhin glücklich nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt sein könnten, und daß also unter der Insel A. des Plato im „Kritias", sowie unter der großen namenlosen Insel, von welcher Diodor, Plinius und Arnobius sprechen, nichts Anderes als das heutige Amerika zu verstehen sei. Solon hatte jene Sage von den Priestern in Ägypten erfahren und dieselbe noch im hohen Alter zum Gegenstande eines epischen Gedichts gewählt, von dessen Trefflichkeit, obschon es nicht vollendet war, Plato im „Timäus" und „Kritias" viel Anziehendes sagt.

Atlantisches Meer heißt von dem Atlasgebirge das ganze Meer zwischen den Westküsten Europas und Afrikas und den Ostküsten Amerikas bis zum Eismeere.

Atlas, eine Gebirgskette, welche sich über den größten Theil von Nordafrika verbreitet. Der große A. zieht sich im Reiche Marokko bis zur Sahara herunter und mißt über 11,000 Fuß, der kleine A. streicht aus Marokko gegen NO. bis zur nördl. Küste. Die Mythologie der Griechen schuf dieses Gebirge zu einem Titanen, einem Sohne des Japetus und der Klymene. Zeus verurtheilte ihn, als Theilnehmer bei der Stürmung des Himmels, das Himmelsgewölbe zu tragen. Er war mit Weisheit begabt, und spätere Sagen legten ihm mannichfaltige Kenntnisse bei, besonders in der Astronomie. Mit der Pleione, des Oceanus Tochter, erzeugte er sieben Töchter, die unter dem Namen Plejaden (nach dem Vater hießen sie auch Atlantiden) am Himmel glänzen. Nach Andern war er auch der Vater der Hyaden. Im Nov. 1830 drangen die Franzosen unter Clauzel von Algier aus über den kleinen A. bis Belida und Mitidja vor, mußten aber nach 13 Tagen zurückkehren. Einen gleichen Zug machten sie im Jun. 1831 unter Berthezène, unterwarfen sich die Provinz Tittiri, vermochten sie aber nicht zu behaupten. — Bildlich nennt man **Atlas**, nach Mercator's Vorgange im 16. Jahrh., in Bezug auf den himmeltragenden Atlas, eine Sammlung von Land- und Himmelskarten, welchen Namen man in neuern Zeiten auch auf anderartige Sammlungen übergetragen hat. — **Atlas** (satin), ein geköpertes seidenes Zeuch von

vorzüglichem Glanze, welches hauptsächlich von der Art, wie Kette und Einschlag miteinander verbunden werden, herrührt. Man hat auch halbseidenen, wollenen und leinenen Atlas. Hinsichtlich der Güte theilt man ihn in schweren, mittlern und leichten. Den besten gemusterten Atlas liefern die Franzosen, hinsichtlich des glatten machen die Deutschen den Italienern den Rang streitig. Der engl. ist schön, aber sehr theuer. Die schlechtesten Sorten sind der chines., der moskowit., ostind., Roll= und Bällchenatlas.

Atmomēter, ein Werkzeug zum Messen der Ausdünstung des Wassers, besteht hauptsächlich aus einem Kessel von Metall, in welchem das Wasser bis zu einem gewissen Grade erhitzt wird. Es ist schwer, mit dergleichen Werkzeugen richtige Resultate zu gewinnen. Nach Halley's Versuchen verdunsten bei heißen Sommertagen in Zeit von zwei Stunden 233 Gran Wasser, die nach seiner Rechnung $\frac{1}{53}$ eines engl. Kubikzolls Raum betragen. Saussure bediente sich zu seinen Beobachtungen eines andern Werkzeugs, das aus einer in einem Rahmen ausgespannten Leinwand bestand, und seine Beobachtungen gaben das Resultat, daß, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Größe der Ausdünstung auf den Bergen, bei dreimal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr als das Doppelte so groß ist als im Thale. Vgl. Saussure's „Versuch über die Hygrometrie" (deutsch von Titius, Lpz. 1784).

Atmosphäre, Dunstkugel, wird zunächst die Luft, in welcher unser Erdball gleichsam zu schwimmen scheint, im weitesten Sinne aber jede Masse feiner elastischer Flüssigkeiten genannt, von welcher ein Körper allenthalben umgeben ist. Man spricht daher von einer Atmosphäre der Sonne, des Mondes, der Planeten, elektrischer, magnetischer Körper u. s. w., deren Dasein zwar nicht streng erwiesen, aber mit mehr oder weniger Gründen wahrscheinlich gemacht werden kann. Gewiß ist es dagegen, daß unsere Erde eine Atmosphäre hat, worunter wir die sie umgebende Luft= und Dunstmasse verstehen, die deshalb auch Luft= oder Dunstkreis genannt wird. Vermöge ihrer Schwere ist die Atmosphäre unzertrennlich mit der Erde verbunden und drückt auf sie nach den Gesetzen schwerer elastischer Flüssigkeiten. Ihr gesammter Druck ist ihrem Gewicht gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern schweren elastischen Flüssigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umstand an einem Orte ein stärkerer Druck verursacht, so nimmt man besondere Erscheinungen und Wirkungen wahr, die so lange fortdauern, bis das Gleichgewicht wiederhergestellt ist. So steigt z. B. in der Röhre einer Pumpe das Wasser, seiner Natur und den Gesetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, sobald zwischen demselben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entsteht. Die Ursache davon ist das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre befindliche Wasser drückt, innerhalb der Röhre aber keine Luft vorhanden ist. Durch diesen Druck wird das Wasser, wenn die Röhre lang genug ist, bis 32 Fuß emporgetrieben. Dies ist das Gewicht, mit welchem die Atmosphäre auf die Erde drückt, und welches ebenso viel beträgt als der Druck eines 32 F. hohen Oceans, wenn ein solcher über den ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergibt sich, daß die Atmosphäre auf dem menschlichen Körper, nimmt man diesen zu 32 Quadratfuß an, bei 28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewichte von 34,440 Pfund ruht. Daß der Mensch diesen Druck nicht empfindet, kommt daher, weil die Luft ihn von allen Seiten umgibt, überdies auch in seinem Innern befindlich ist, also vermöge ihrer Elasticität von allen Seiten und selbst von Innen nach Außen wirkt, und mithin der über dem Körper befindlichen Luft das Gleichgewicht hält. Daß die Atmosphäre nicht einerlei Dichtigkeit habe, läßt sich schon daraus vermuthen, daß die untern Luftschichten die Last der obern mitzutragen haben, wodurch sie mehr zusammengepreßt und dichter werden. Dem von Mariotte aufgestellten Gesetze gemäß nimmt die Dichtigkeit der Atmosphäre in

geometrischer Progression ab, sowie die Höhen in arithmetischer Progression zunehmen. Bis an die äußersten Grenzen der Atmosphäre mag indeß auch dieses Gesetz nicht stattfinden, weil dort die Luft, frei von allem Drucke, völlig in ihrem natürlichen Zustande, d. h. ohne irgend eine Äußerung der Elasticität sein muß. Die Höhe der Atmosphäre ist von den Physikern, theils nach dem Drucke, den sie ausübt, theils nach der Dämmerung (indem anzunehmen ist, daß die Luft, so weit sie Licht zurückwirft oder Erleuchtung annimmt, zu unserm Planeten gehört) auf acht geographische Meilen geschätzt worden. Nach Delambre beträgt diese Höhe indeß fast zehn solcher Meilen, wie sie, merkwürdig genug, schon Kepler angegeben hat. Ihrer Gestalt nach ist die Atmosphäre als ein Sphäroid zu betrachten, welches unter dem Äquator wegen der ununterbrochenen Schwungkraft, die daselbst stattfindet, und wegen der großen Verdünnung der Luft durch die daselbst heftig wirkenden Sonnenstrahlen sehr erhoben ist. Die Bestandtheile der irdischen Atmosphäre sind Stickstoffgas und Sauerstoffgas, welche sich überall und zu allen Zeiten in wenig veränderlich quantitativen Verhältnissen, nämlich dem Volumen nach = 79:21, vorfinden, und wozu ein geringer Antheil von Kohlensäure, gleichwie daneben eine wechselnde Menge Wasserdampf sammt einem sehr geringen, unbestimmbaren Quantum Wasserstoffgas tritt. Außerdem enthält sie aber, zum Theil in Dampfform, eine Menge mit fortgerissener Substanzen, derjenigen schädlichen Beimischungen nicht zu gedenken, welche unter dem Namen der Miasmen bekannt, ihrer Natur nach aber fast noch ganz unerforscht sind. Über die Art, wie diese verschiedenen Bestandtheile neben oder mit einander bestehen, sind vielfache Hypothesen aufgestellt worden, unter welchen Dalton's Annahme, der die chemische Mischung leugnet, am bekanntesten geworden, aber auch am meisten bestritten ist. Vgl. Deluc's „Recherches sur les modifications de l'atmosphère" (2 Bde., Genf 1772, 4.; deutsch von Gehler, Lpz. 1776—78).

Atmosphärische Luft, s. Gasarten.

Atmosphärologie, die Lehre von der Atmosphäre, ihrer Beschaffenheit, ihren Veränderungen und Erscheinungen.

Ätna (Mongibello, aus dem Ital. monte und dem Arab. Dschibel, der Berg, zusammengezogen), in Sicilien, ist der höchste von den drei großen feuerspeienden Bergen Europas, dessen senkrechte Höhe nach Spallanzani 11,400 F., nach Smith 10,874 F. beträgt. Der Fuß des Berges hat 15 deutsche Meilen im Umfange, besteht aus kleinen Bergen und wurde sonst von mehr als 100,000 Menschen bewohnt. Die Ansicht auf der Nordseite von dem Oliveto des Capuzinerklosters Trecastagne zeigt den üppigsten Vorgrund (die Dattelpalme, indische Feigen, Aloë, Lorberbäume, Orangen, Granaten) und die reichste Ferne. Man theilt den Berg in drei Regionen; die erste heißt die angebaute; sie ist mit Städten, Dörfern und Klöstern angefüllt und wird von kleinen Lavabergen gebildet; die zweite die Holz- oder Waldgegend, berühmt wegen des üppigen Wachsthums ihrer Platanen, Kastanien, Eichen; in dem Schatten eines großen Kastanienbaums haben 100 Pferde Raum, daher heißt er dei cento cavalli. Die dritte Region, die wüste oder nackte, ist mit Eis und Schnee bedeckt. Der Schnee ist unentbehrlich zu kühlenden Getränken und besser als Eis; der Ätna versorgt nicht nur einen großen Theil Italiens, sondern auch Malta damit, und der Schneehandel, welcher allein für Rechnung des Bischofs von Catania betrieben wird, soll einen jährlichen Gewinn von 5—6000 Thlrn. abwerfen. Hier ist ein altes Gemäuer, der sogenannte Philosophenthurm, den die Sage dem Empedokles zur Wohnung gibt und ein 1811 von Engländern zur bessern Beobachtung angelegtes Gebäude. Der Krater hat ziemlich eine Stunde im Umfange. Der Ätna erhebt sich sichtbar aus den Urgebirgsmassen; jedoch sind seine geognostischen Verhältnisse, weil überall mächtige Lavaströme eine Decke bilden, nicht gut zu ermitteln. Vor Chr. Geburt kennt man neun Ausbrüche desselben, unter denen die vom J. 477 und 121 am merkwürdig-

sten; nach Chr. sind es die von 1160, 1169, 1329, 1536, 1537, 1669, 1693, 1763, 1787, 1792, 1802, 1809, 1811, 1819 und im Nov. 1832, welcher letztere die Gegend um Bronte verwüstete. Die Lavenergüsse, die mehr aus Seitenöffnungen als aus dem Krater kommen, verhalten sich in Menge und Mächtigkeit zu denen des Vesuvs, wie gewaltige Ströme zu unbedeutenden Flüssen. Vgl. Denon's „Voyage pittoresque en Sicile", Bd. 4, und Graß's „Sicilische Reise in den Jahren 1808 und 1809" (2 Bde., Tüb. 1815). Um die Topographie und Naturgeschichte des Ä. machte sich Ferrara durch die „Descrizione del Etna" (Palermo 1818), und die zu Catania seit 1824 bestehende Gioenische Akademie, welche zu Ehren des Ritters Gioeni, Verf. einer „Litologia Vesuviana", so heißt, verdient, sowie Smith durch sein „Memoir descriptive of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily" (Lond. 1824, 4., mit Kpfrn.).

Ätolien, Landschaft in Griechenland, an der Nordküste des korinth. Meerbusens, so genannt von Ätolus, des elischen Königs Epeus Bruder, der, aus Elis weichend, sich zum Herrn des Landes machte. Das ältere Ä. wurde durch den Achelous von Akarnanien geschieden und ging von da bis Kalydon oder zum Flusse Evenus, gegen O. grenzte es an Lokris und Doris, gegen N. an Thessalien und Epirus, gegen W. an Akarnanien und gegen S. an den Meerbusen von Korinth. Als es durch spätere Eroberungen, welche man unter dem Namen Ätolia Epiktetos begriff, erweitert wurde, waren die Grenzen in N. der Öta und die Athamaner in Epirus; auch Thermopylä, Heraklea und ein großer Theil Thessaliens gehörten dazu. Östl. ward Dorien und die Küste bis Naupaktus und Eupalion dazu geschlagen. Das Land, rauh, unfruchtbar und durch seine Gebirge unzugänglich, hatte nach Herodot und Aristoteles in den ältesten Zeiten sogar Löwen. Hier wurde der Mythe zufolge vom Hercules der kalydonische Eber erlegt. Die ersten Stammväter der Aetolier waren Hellenen. In kleine Völkerschaften getheilt, hatten sie keine Hauptstadt; sie machten sich, mit Jagd und Raub beschäftigt, durch Räubereien zu Lande wie zur See furchtbar; auch behielten sie, als frei und keinem andern Volke unterworfen, die alten rohen Sitten am längsten bei. Früh schon errichteten sie den großen ätolischen Bund, der sich zu Therma jährlich versammelte, aber erst zur Zeit des achäischen Bundes merkwürdig ward. Wider diesen verbanden sie sich anfangs mit den Römern, dann aber, als sie bemerkten, daß die Römer auch ihre Unterdrückung beabsichtigten, gegen diese mit Antiochus von Syrien; endlich hielten sie es mit Perseus von Macedonien und mußten zuletzt das Schicksal der Unterjochung mit den Macedoniern theilen. Vgl. Merleker, „Die Geschichte des ätol.-achäischen Bundesgenossenkriegs" (Königsb. 1831). Jetzt macht Ä. einen Theil der Provinz Livadien aus.

Atomen (das Nichttheilbare), nach der Hypothese mehrer Naturforscher die untheilbaren, wiewol selbst noch körperlichen Grundbestandtheile der Körper, Grundtheilchen, Grundkörperchen; es läßt sich dabei denken, daß dieselben entweder nur weitere Theilung nicht gestatten, aber selbst noch Theile haben, oder daß sie überhaupt keine Theile haben. Es ist eine unglaubwürdige Sage, daß schon Moschus aus Sidon, der vor dem trojanischen Kriege gelebt haben soll, gelehrt habe, daß der Urstoff aus untheilbaren Körperchen zusammengesetzt sei. Bei den Griechen setzten zuerst Leucipp um 510 v. Chr. und Demokrit die Atomen an die Stelle der von den ältern ion. Philosophen bisher als Stoffprincipien angenommenen Elemente und wollten dadurch die Entstehung der Welt erklären. Epikur bildete dieses System bedeutend aus. Seine Lehre haben Lucrez und unter den Neuern Gassendi vorgetragen. Cartesius bildete daraus sein System von den Wirbeln; auch Newton und Boerhaave nehmen an, daß der Grundstoff aus einer Anhäufung fester, harter, schwerer, undurchdringlicher, träger und unbeweglicher Theilchen bestehe, von deren verschiedener Zusammenordnung die Verschiedenheit der Körper herrühre. Das auf jene Lehre von den Atomen gegründete System der Naturlehre

heißt das **atomistische**, z. B. das des Lesage; es wird auch Corpuscularphilosophie genannt und steht als mechanische Naturerklärung dem dynamischen entgegen (s. **Dynamik**), welches Kant begründete.

Atŏnie, eigentlich Abspannung, dann Erschlaffung, die sowol körperlich als geistig sein kann. In jedem Falle rührt sie entweder von allzu großer Anstrengung, oder Krankheit, oder endlich von Altersschwäche her. Die geistige Atonie nennt man gewöhnlich Stumpfsinn und in ihren höhern Graden Blödsinn.

Atreus, war der Sohn des Königs Pelops und der Hippodamia. Er und sein Bruder Thyestes ermordeten aus Eifersucht auf des Vaters größere Liebe ihren Stiefbruder Chrysippus, flüchteten darauf zu Eurystheus, mit dessen Tochter Ärope A. sich vermählte und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Thyestes, von Liebe gegen seines Bruders Gemahlin hingerissen, entehrte dessen Bett und zeugte mit ihr zwei Söhne. A. verjagte nach Entdeckung der Schmach den Thyestes sammt dessen Söhnen. Allein dieser hatte, Rache dürstend, seinem Bruder heimlich einen Sohn entwendet und denselben beredet, seinen eignen Vater zu morden. Dieses Vorhaben ward entdeckt, und der Jüngling, den A. für seines Bruders Sohn hielt, hingerichtet. Zu spät erfuhr der Vater den Irrthum; die furchtbarste Rache sollte ihm Trost gewähren. Er stellte sich versöhnt, lud den Bruder Thyestes mit seinen beiden Bastarden zu einem Gastmahle, und nachdem er die Letztern hatte heimlich schlachten lassen, setzte er das gekochte Fleisch dem Thyestes vor, warf ihm nach geendigtem Mahle die Gebeine seiner eignen Söhne entgegen und entdeckte ihm mit Hohngelächter die gräßliche Rache, über welche, wie die Dichter erzählen, die Sonne ihren Lauf zurückwandte, um eine so scheußliche That nicht zu beleuchten. Daß die griech. Bühne diesen grauenvollen Stoff nicht verschmähte, beweisen Fragmente des Sophokles.

Atrīden, Neffen oder Söhne des Atreus, s. **Agamemnon**.

Atrŏphie ist eine Form der Schwindsucht, wobei aus Mangel gehöriger Ernährung des Körpers Abmagerung, Kräftemangel und endlich der Tod eintritt. Ursachen derselben sind entweder anhaltende, niederdrückende oder aufreibende Affecte und Leidenschaften, oder organische Fehler, oder Mangel an gehöriger Nahrung oder reiner Luft, vorhergegangene, schwächende Krankheiten, z. B. Nerven- oder Faulfieber. Selbst einige Gifte bewirken sie; es gehören hierher der Sublimat, das Arsenik, der Grünspan, das Blei in kleinern Gaben, Aqua Tofana, die Mekonsäure u. s. w. Das Zellgewebe des Körpers leidet bei dieser Krankheitsform am ersten, das darin enthaltene Fett wird, als der am ersten entbehrliche Stoff, auch zuerst aufgesogen, wahrscheinlich in seine Urbestandtheile aufgelöst und so zu verschiedenen Zwecken verwendet, die die Natur nicht mehr anders zu erreichen vermag. Wenn diese Fetttheile einmal verschwunden sind, so beginnt das Zellgewebe selbst zu verschwinden, und wenn solche Kranke nach dem Tode zergliedert werden, findet man kaum eine Spur desselben. Was noch da ist, ist zäh, lederartig. Dieses Schwinden erstreckt sich fast auf jeden Theil des Körpers. Die Haut wird dünn, verliert ihre Geschmeidigkeit, wird trocken, runzlig, rauh, körnig, sandig anzufühlen, die Haarzwiebeln vertrocknen und die Haare fallen aus. Die Muskeln scheinen anfangs der Länge nach sich voneinander zu trennen, weil das Zellgewebe sie minder vereinigt; auch sie werden immer dünner und kraftloser. Am Ende scheinen kaum Spuren von ihnen zu bleiben, und der Mensch besteht fast blos aus Haut und Knochen. Aber auch diese erfahren, wenn schon in geringerm Grade, eine Verminderung ihres Umfanges, und gleich ihnen scheinen, wenigstens nicht selten, auch die Eingeweide abzunehmen. Eine Art dieser Krankheit ist das allmälige Schwinden aller Kräfte und die Abmagerung des Körpers im hohen Alter, wodurch der Tod herbeigeführt wird, wenn auch keine Krankheit denselben bewirkt. Sie ist unter dem Namen marasmus senilis (Verwelken, Vertrocknung) bekannt. Im kindlichen Alter findet ebenfalls eine eigenthümliche Atrophie statt, meistens eine Folge ungesunder, schwerer,

kleistriger Nahrung, feuchter kalter Luft, wovon zuerst Würmer, Verschleimung der ersten Wege, Verstopfung der Gekrösdrüsen und dann die Abmagerung selbst entsteht, die zwar immer gefährlich, aber doch, wo jene schädlichen Einflüsse wegfallen, sehr oft zu heilen ist. Auch einzelne Glieder pflegt diese Krankheit zu ergreifen. Gewöhnlich liegt dann ein organisches widernatürliches Verhältniß, z. B. gelähmte Nerven oder ein Aneurysma, zum Grunde, mit deren Entfernung das Uebel geheilt wird. Hierher gehört auch die Darrsucht der Berg- und Hüttenleute, gewöhnlich Bergsucht oder Hüttenkatze (atrophia metallica) genannt.

Atrŏpos, eine der drei Parzen (s. d.).

Attacca bezeichnet in der Musik, daß ein Satz unmittelbar nach dem vorhergehenden vorgetragen werden soll, z. B. attacca allegro.

Attentat, Unternehmung, und zwar gesetzwidrige. Besonders wird es so genannt, wenn 1) in einem bürgerlichen Rechtsstreite eine Partei sich erlaubt, mit dem Gegenstande des Streits eigenmächtig eine Veränderung vorzunehmen, oder der Richter noch sich Verfügungen anmaßt, nachdem seine Befugniß durch Appellationen gehemmt ist. 2) Im Criminalrecht ist das Attentat die Unternehmung eines Verbrechens, wohin die deutschen Criminalisten jede äußere Handlung rechnen, welche zu Begehung des Verbrechens führt, und selbst das nur attentirte Verbrechen von dem wirklich schon unternommenen unterscheiden, z. B. Mischung des Giftes wäre das Attentat, Darreichen zum Genuß das begonnene Verbrechen (delictum inchoatum). Die franz. und engl. Gesetze und Criminalisten hingegen nennen nur das ein Attentat, womit schon ein Anfang der Vollbringung (commencement d'exécution) enthalten ist. In dem Attentat kann schon ein vollbrachtes selbständiges Verbrechen liegen, z. B. Mord als Mittel eines Raubes oder Hochverraths.

Atterbom (Daniel Amadeus), schwed. Dichter, geb. am 19. Jan. 1790 im Kirchsprengel Åsbo in Ostgothland, nahe an der smålandischen Grenze, Sohn eines Landgeistlichen, wuchs in einer romantischen, einsamen Gegend auf. Träumereien, Märchen und Sagen waren seine gesuchteste Unterhaltung und liebsten Spiele. Früh schon legte A. den Grund in der deutschen Sprache, deren Kenntniß so wichtigen Einfluß auf seine literarische Laufbahn geübt hat. Auf dem Gymnasium von Linköping las er mehre gute historische Bücher. Auch die Zeitungslecture zog ihn an, und die franz. Revolution, die damals sich mit Bonaparte's lebenslänglichem Consulate zu endigen schien, erfüllte den Knaben mit republikanischem Enthusiasmus. Bürger's Schriften ergriffen ihn so gewaltig, daß ihm die meisten neuen schwed. Dichter langweilig schienen, obschon man ihm das Zeitalter Gustav III. als das goldene der vaterländischen Literatur angepriesen hatte. A. bezog 1805 die Universität Upsala. Einige jüngere Gelehrte, die, was damals eine seltene Erscheinung in Schweden war, die deutsche Literatur gründlich kannten, nahmen den Ankömmling freundlich auf und durch sie gelang es ihm, sich eine ziemlich vollständige Übersicht der deutschen Literatur zu verschaffen. Mit mehren Freunden stiftete er 1807 eine poetisch-kritische Gesellschaft: „Bund der Aurora". Der Zweck war, die vaterländische Literatur und vor Allem die Poesie aus den Banden der akademischen Steifheit und franz. Ziererei zu befreien und zu dem Urquell nationaler Begeisterung zurückzuführen. Um dieselbe Zeit ward auch die Liebe zu dem Studium der vaterländischen Geschichte in Schweden wieder aufgeregt, namentlich durch die Bemühungen des Professors Geijer, und diese Richtung der geschichtlichen Studien wirkte wohlthätig in jene poetischen Revolutionsplane ein, ohne sie zu theilen. Aus den mannichfachen Gedichten, Studien und Kritiken der Mitglieder des Bundes der Aurora entstand 1810 in Upsala die Zeitschrift „Phosphorus", die bis 1813 fortgesetzt wurde; von ihr entlehnten die Gegner für die Herausgeber den Namen Phosphoristen. Fast gleichzeitig ward von Askelöf in Lund und Hammersköld in Upsala, mit denen sich später auch die übrigen Phosphoristen verbanden, in Stockholm der „Polyphem", ein Zeitungsblatt, herausgegeben, das aber 1812 aufhörte,

nachdem es als literarisch-polemisches Volksblatt aufregend gewirkt hatte. Der oft schneidende und bittere Ton dieses Blattes war nicht im Plane des Bundes, wurde aber durch übermüthig höhnische Ausfälle der Gegenpartei veranlaßt und durch das heftige Entgegenkämpfen jener Partei rege erhalten. A.'s „Xenien" und einige seiner prosaischen Aufsätze, besonders sein sogenanntes tungusisches Schauspiel „Rimmarbandet" (der Reimerbund), sowie seine Abhandlung: „Bedenken der neuen Schule über die schwed. Akademie und den guten Geschmack", haben zum Zwecke jenes Blattes kräftig gewirkt, aber auch nicht wenig dazu beigetragen, daß die Erbitterung der Gegner noch immer hauptsächlich gegen ihn gerichtet ist, obschon er sich seit Jahren aller Polemik entzogen hat. Vortreffliche Recensionen lieferte A. in die von Palmblad und Hammerskőld zu Upsala seit 1813 herausgegebene „Svensk Literatur-Tidning". A. gab 1812 zum ersten Male seinen „Poetisk Kalender" heraus, der 1822 aufhörte. Die bedeutendsten Dichtungen A.'s in diesen Sammlungen sind: „Die Blumen", ein Cyklus von gefühlvollen, musikalischen Romanzen, und Fragmente einer dramatischen Bearbeitung des Märchens „Vogel Blau", das der Dichter in Italien vollendete. In den J. 1817—19 unternahm A. eine Reise durch Deutschland nach Italien. In Deutschland ließ er sich das Studium deutscher Poesie und Philosophie vornehmlich angelegen sein und ward mit den berühmtesten Dichtern und Gelehrten persönlich bekannt. Was seine Freunde gewünscht hatten, war vollkommen erreicht; diese Reise entriß ihn dem polemischen Strudel, in welchem seine Gesundheit und sein Talent unterzugehen drohte. Nach seiner Rückkehr nach Schweden ward A. im Herbste 1819 nach dem Wunsche des Kronprinzen Oskar als Lehrer in der deutschen Sprache und Literatur bei demselben angestellt. Von Upsala, wo der junge Fürst damals studirte, begleitete ihn A. im Winter 1819 nach Stockholm, und lebte nachher abwechselnd in der Hauptstadt und in Upsala als außerordentlicher Lehrer der Geschichte. Sein neuestes größeres Gedicht ist ein dramatisch-idyllisches Märchen: „Lycksalighetens Ö" (Upsala 1824; deutsch: Die Insel der Glückseligkeit", von Neus, 2 Abth., Lpz. 1831—33). In seinen philosophischen Schriften zeigt sich A. als tiefer Denker, der aber mit sich selbst noch nicht im Reinen ist; seine Prosa ist nicht frei von oratorischen Künsteleien, und seine Gedichte, wenn auch die wohllautendsten der schwed. Sprache, haben wenig Nationales. A. ward 1828 Professor der Philosophie zu Upsala und hat seit 1829 die Redaction der Zeitschrift „Svea" übernommen.

Attika, Provinz des alten Hellas, deren Hauptstadt, Athen, einst durch Gelehrsamkeit, Bildung und feine Sitten die erste Stadt der Welt war, ist eine Halbinsel, welche gegen N. mit Böotien, gegen W. mit Megaris zusammenhängt, und sich mit dem Vorgebirge Sunium (Cap Colonna), wo die Athener eine Festung und einen prächtigen Tempel der Minerva erbaut hatten, weit in das ägäische Meer erstreckt. Die Unfruchtbarkeit des Bodens und Mangel des Wassers schützte das Land vor fremden Einwanderungen, und die Athener rühmten sich einer uralten, unvermischten Abstammung. Sie nannten sich Söhne des Bodens, den sie bewohnten, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entstanden zu sein. Die Urbewohner A.'s lebten bis auf Kekrops, der um 1550 v. Chr. mit einer Colonie von Sais an der Mündung des Nils nach A. kam und als ihr erster König genannt wird, in ganz rohem Zustande. Er milderte ihre Sitten und führte sie zu einem genußvollern Leben, indem er sie den Ölbaum pflanzen, die Viehzucht pflegen und verschiedene Getreidearten bauen lehrte; vor Allem wurden die Bienen gepflegt; zugleich ordnete er die Verehrung der Götter und gebot, denselben von den Früchten des Landes zu opfern; er gab Ehegesetze und befahl die Todten zu begraben. Die Einwohner, etwa 20,000, theilte er in vier Stämme und vermochte sie, ihre Wohnsitze einander zu nähern und sie gegen räuberische Einfälle mit einer Umzäunung zu umgeben. Das war der Ursprung Athens, welches damals Kekropia hieß.

Einer von des Kekrops Nachfolgern, ihm gleich an Geist wie an Namen, gründete noch elf andere Städte, die sich aber in der Folgezeit gegenseitig befehdeten. Theseus vermochte daher sämmtliche Staaten, sich zu vereinigen, die einzelnen Obrigkeiten abzuschaffen und Kekropia, das nun Athen hieß, als der Hauptstadt des ganzen Landes, die gesetzliche Macht über den gesammten Verein zu geben. Er stiftete das große Volksfest, die Panathenäen. Er selbst wollte, als der Erste im Staate, über die Beobachtung der Gesetze wachen und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Classen: die Vornehmen, Ackerbauer und Handwerker. Aus der ersten wurden die Obrigkeiten gewählt, welche die Heiligthümer aufbewahrten und die Gesetze erklärten. Zugleich verschönerte und vergrößerte er Athen, und lud Fremdlinge ein, das Land zu bevölkern. Nach des Kodrus Tode ward 1068 v. Chr. die kön. Würde abgeschafft, welche, von Kekrops an, 487 Jahre gedauert hatte; statt des Königs herrschte ein Archon, der sein Amt lebenslänglich verwaltete. Nach 316 Jahren ward die Regierungszeit der Archonten auf zehn Jahre, und 70 Jahre später auf ein Jahr bestimmt; dagegen aber die Zahl der Archonten auf neun vermehrt. Noch fehlte eine förmliche Gesetzgebung. Der Archon Drakon erhielt den Auftrag dazu, aber seine Strenge empörte die Gemüther, und Solon gab 594 v. Chr. mildere Gesetze und eine bessere Verfassung. Die Regierungsform sollte demokratisch sein, und ein Senat von 400 Mitgliedern, gewählt aus den Volksstämmen, die Gewalt des Volkes leiten. Das Volk theilte er in vier Classen nach dem Vermögen. Aus den drei ersten sollten die Staatsämter besetzt, die vierte aber zur Volksversammlung gelassen werden, um durch ihre Stimme gleichfalls an der Gesetzgebung Theil zu nehmen. Allein diese Verfassung war zu künstlich, um zu bestehen. Pisistrat, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, trat an die Spitze der armen Classe und bemächtigte sich der Herrschaft Athens. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig, aber seine Söhne konnten sie nicht behaupten. Hipparch ward ermordet und Hippias vertrieben. Klisthenes, ein Freund des Volkes, bemühte sich, durch einige Änderungen in der Solon'schen Verfassung künftigen Misbräuchen vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Classen und ließ den Senat aus 500 Personen bestehen. Schon damals war A. gut angebaut. Die Weinlesen und Ernten wurden, wie alle Arbeiten dieses fröhlichen Volkes, durch Tänze und Gesänge, Feste und Opfer gefeiert. Die attische Wolle war durch die Sorgfalt, mit welcher die Schafzucht betrieben wurde, und durch die Kunst, ihr die schönste Farbe zu geben, allgemein berühmt. Der Berg Hymettus gab den kostbarsten Honig; der Berg Laurium enthielt reiche Silberminen, deren Ertrag zur Unterhaltung der Flotte bestimmt war. Jetzt trat die glänzende Zeit des pers. Kriegs ein, welcher Athen auf den höchsten Gipfel des Ansehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themistokles bei Salamis die Persermacht, jener zu Lande, dieser zur See; die Freiheit Griechenlands ging aus einem Kampfe hervor, der ihr anfangs den gewissen Untergang zu bereiten schien, und begeisterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden erweitert, die Archonten und andere Obrigkeiten ohne Unterschied aus allen Volksclassen gewählt. Der Zeitraum von den Perserkriegen bis Alexander, 500—336, war für die Entwickelung der Verfassung Athens der bedeutendste und eigenthümlichste. Nach Böckh's trefflichem Werke: „Die Staatshaushaltung der Athener" (2 Bde., Berl. 1817, franz. von Laligant, Par. 1829), hatte A., nebst den Inseln Salamis und Helene, einen Flächenraum von 40 □M. mit 500,000 Bewohnern, darunter 365,000 Sklaven. Für Stadt und Hafen nimmt Böckh 180,000, für die Bergwerke 20,000 M. an. Cimon und Perikles, um 444 v. Chr., führten die höchste Blüte Athens herbei, aber Letzterer legte auch schon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß und dem allmäligen Verfall des Staats. Unter ihm begann der peloponn. Krieg, der mit der Eroberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die Überwundenen mußten sehr demüthigende Bedingungen von den Siegern an-

nehmen; doch behielt der Staat noch den Schatten seines Daseins. Es wurden 30 obrigkeitliche Personen eingesetzt, welche den Staat regieren sollten, aber unter dem Schutze der lacedämon. Besatzung Willkür und Grausamkeit übten. Nach acht schrecklichen Monaten zertrümmerte Thrasybul diese Tyrannei, stellte die Freiheit her und führte die alte Verfassung mit einigen Verbesserungen wieder ein. Athen fing aufs Neue an, sich unter den griech. Staaten zu erheben, und war im Bündnisse mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein dieser neue Zeitraum der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind stand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phocischen Kriege hatten die Athener sich ihm widersetzt. Dafür nahm Philipp verschiedene mit ihnen verbündete Colonien weg. Die Griechen griffen zu den Waffen; allein die Schlacht bei Chäronea 338 war das Grab ihrer Freiheit. Athen, nebst andern Staaten Griechenlands wurde von Macedonien abhängig. Erfolglos versuchten die Athener nach Alexander's Tode ihre Freiheit wiederzuerlangen; sie mußten macedon. Besatzung in den Hafen Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur die Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen sollten, welche über 2000 Drachmen im Vermögen besaßen. Bald darauf wurde Athen von Kassander eingenommen, da es sich gegen Phocion's Rath auf die Seite seiner Feinde geschlagen hatte. Kassander führte die Oligarchie wieder ein und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staats, der zehn Jahre demselben rühmlich vorstand. Aber die Athener, die ihn haßten, weil sie ihn nicht selbst gewählt hatten, riefen den Demetrius Poliorketes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfassung wiederherstellte und dafür von den Athenern mit den ausschweifendsten Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Als er jedoch in den Krieg zog, erlosch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei seiner Rückkehr die Stadt verschloß. Allein er eroberte Athen, vergab den Bürgern und ließ ihnen die Freiheit, indem er blos Besatzungen in Munychia und den Piräeus legte. Diese wurden in der Folge von den Athenern vertrieben, die nun eine Zeit lang ihre Freiheit behaupteten. Antigonus Gonatas unterwarf sie wieder, und in diesem Zustande blieben sie, bis sie sich von Macedonien losrissen und dem achäischen Bunde beitraten. Nachher verbanden sie sich mit den Römern gegen Philipp und behielten unter diesen ihre Freiheit. Als sie sich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizustehen, zogen sie die Rache Roms auf sich. Sylla eroberte Athen und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es bis auf Vespasian behielt. Dieser Kaiser machte es förmlich zu einer röm. Provinz. Nach der Theilung des röm. Reichs gehörte A. zum morgenl. Kaiserthume. Es wurde 396 n. Chr. von Alarich, dem Gothen, erobert und das Land verheert. Jetzt ist A. ein Theil der griech. Provinz Livadien. Das genaueste und schönste Kupferwerk über die Alterthümer dieses Landes sind: „The unedited antiquities of Attica, comprising the architectural remains of Eleusis, Rhamnus, Sunium and Thoricus" (Lond. 1817, Fol.; deutsch mit Anmerkungen von Wagner, Darmst. 1829). (S. Athen.)

Attika in der Baukunst ursprünglich der über dem Hauptgesimse aufgeführte horizontale, für Inschriften u. s. w. geeignete Schluß der Gebäude, der bei Triumphbögen, Wassercastellen und ähnlichen Monumenten aus dem Bedürfnisse hervorging. Die moderne Architektur hat diese Attiken auf Wohnhäuser übertragen, Halbgeschosse dahinter versteckt und gemeint, dadurch Gebäude zu schmücken. Seit man in der Architektur aber jeden Schmuck unpaßlich findet, der nicht technisch oder im Systeme des Gebäudes begründet ist, wendet man sie selten an.

Attila, Etzel, der Sohn des Mandras, eines Hunnen von kön. Abkunft, folgte seinem Oheim Roas 434 n. Chr. und theilte das höchste Ansehen mit seinem Bruder Bleda. Diese beiden Anführer der Barbaren, die sich in Ungarn und Scythien niedergelassen hatten, bedrohten das morgenl. Kaiserthum und zwangen zweimal den schwachen Theodosius II., einen schimpflichen Frieden zu erkaufen.

Ihre Macht wurde allen Völkern Europas und Asiens furchtbar. Die Hunnen selbst betrachteten den A. als ihren unerschrockensten Krieger und als den erfahrensten Feldherrn. Ihre Achtung gegen ihn ging bald in abergläubige Ehrfurcht über. Er gab vor, das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und stolz auf diese Waffe, die seiner Macht ein höheres Ansehen gab, dachte er darauf, sie über die ganze Erde auszudehnen. Seinen Bruder Bleda ließ er 444 morden, und da er vorgab, es sei auf göttliche Eingebung geschehen, so ward dieser Brudermord wie ein Sieg gefeiert. Als alleiniger Gebieter eines kriegerischen Volks mußte A., bei dem unbegrenztesten Ehrgeize, alle Völker in Schrecken setzen und, wie er sich selbst nannte, die Geißel werden, deren Gott sich zur Züchtigung der Menschen bediente. In kurzer Zeit breitete er seine Herrschaft über alle Völker Germaniens und Scythiens aus, und die morgenl. und abendl. Kaiser wurden ihm zinsbar. Die Vandalen, seine Bundesgenossen, die Ostgothen, die Gepiden und ein Theil der Franken vereinigten sich unter seinen Fahnen. Einige Geschichtschreiber versichern, daß sein Heer aus 700,000 Mann bestanden habe. Da er die Macht und Reichthümer Persiens hatte rühmen hören, richtete er seinen Zug dahin. Aber in den Ebenen von Armenien ward er geschlagen, und zog sich zurück, um seine Raubsucht im morgenl. Kaiserthume zu stillen. Leicht fand er einen Vorwand zum Kriege denn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute versprachen, waren seine natürlichen Feinde, und alle Fürsten, die er zu besiegen hoffte, hatten Bündnisse gebrochen. So überzog er Illyrien und verwüstete alle Länder vom schwarzen bis zum adriat. Meere. Der Kaiser Theodosius sammelte ein Heer, um sich dem Vordringen der Barbaren zu widersetzen; aber in drei blutigen Schlachten erklärte sich das Glück für sie. Konstantinopel verdankte seine Rettung blos seiner Befestigung und der Unwissenheit der Feinde in der Belagerungskunst. Thrazien, Macedonien und Griechenland erlagen dem Eroberer, der 70 blühende Städte zerstörte Theodosius mußte die Gnade des Siegers anflehen, und durch Aufopferung seiner Schätze gelang es ihm, den Frieden zu erkaufen. Einer von A.'s Leuten, Edekon, ließ sich von einem Eunuchen, Chrysaphius, durch Bestechung zu dem Versprechen verleiten, seinen Herrn bei der Rückkehr an die Donau ermorden zu wollen; aber im Augenblicke der Ausführung schwand ihm der Muth; er stürzte zu seines Herrn Füßen und bekannte das verbrecherische Vorhaben. Man fürchtete A.'s Rache, und Konstantinopel zitterte; aber er begnügte sich, dem Theodosius wegen seiner Treulosigkeit Vorwürfe machen zu lassen und den Kopf des Chrysaphius zu verlangen. Der Kaiser verstand sich zu einem neuen Tribut. A. richtete nun sein Augenmerk auf Gallien. Mit einem ungeheuern Heere ging er über den Rhein, die Mosel und die Seine, kam an die Loire und lagerte sich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner dieser Stadt, durch ihren Bischof Agnan (Anianus) ermuthigt, hielten die ersten Angriffe der Barbaren ab, und durch die vereinigte Macht der Römer, unter dem Feldherrn Aëtius, und der Westgothen, unter ihrem König Theodorich, ward A. gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Er zog sich nach Champagne zurück und erwartete den Feind in den Ebenen bei Chalons. Bald trafen die beiden Heere zusammen. A., unruhig über den Ausgang der Schlacht, fragte die Wahrsager, und sie verkündigten ihm eine Niederlage. Er verbarg seine Bestürzung, durchlief die Reihen seiner Krieger, erinnerte sie an ihre Thaten und zeigte ihnen seine Freude über einen neuen Kampf und über die Belohnung ihrer Thaten. Durch die Reden und durch die Gegenwart ihres Anführers entflammt, waren die Hunnen ungeduldig, zu kämpfen. Beide Heere fochten tapfer; endlich wurden die Reihen der Römer und Gothen durchbrochen, und schon hielt A. sich des Siegs gewiß, als der gothische Prinz Thorismund, Theodorich's Sohn, von den benachbarten Anhöhen auf die Hunnen stürzte: er brachte sie in Unordnung, verbreitete Tod in ihren Reihen, und A., von allen Seiten bedrängt, zog sich mit Mühe in sein Lager zurück. Dies war

vielleicht die blutigste Schlacht, die je in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geschichtschreibern bedeckten 106,000 Todte das Schlachtfeld. Im Lager ließ A. alle seine Geräthschaften und Schätze auf einen Haufen zusammenbringen, um im äußersten Falle sich mit diesen zu verbrennen. Allein man begnügte sich, in der Nacht sich wieder zu sammeln, erwies dem mühsam aufgefundenen Leichnam des Königs Theodorich die letzte Ehre und rief Thorismund auf dem Schlachtfelde zum Könige aus. So entging A. seinem Untergange. Die Franken allein setzten ihm nach und verfolgten ihn seitwärts, bis er über den Rhein war. Mehr gereizt als muthlos suchte A. neue Gelegenheit, Italien anzugreifen, und begehrte die Honoria, Schwester Valentinian III., zur Gemahlin. Diese Prinzessin war wegen eines vertrauten Umgangs mit Eugenius, ihrem Kammerherrn, vom Hofe entfernt und in ein Kloster gebracht worden; sie trug dem A. ihre Liebe an. Er warb um sie und verlangte die Hälfte des Reichs als Mitgabe. Da diese Foderung abgeschlagen wurde, drang er mit einer furchtbaren Macht in Italien ein. Der Kaiser zitterte, und vergebens waren die Bitten der Gesandten. A. eroberte und zerstörte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo, und verwüstete die Ebenen der Lombardei. Die Einwohner flohen auf die Alpen, Apenninen und auf die unbeachteten Inseln in den Sümpfen (Lagunen) des adriat. Meers, wo sie Venedig erbauten. Der Kaiser hatte ihm kein Heer entgegenzusetzen. Das röm. Volk und der Senat nahmen ihre Zuflucht zu Thränen und Bitten. Papst Leo I. begab sich mit den röm. Gesandten ins feindliche Lager, und es gelang ihm, den Frieden zu vermitteln; A. kehrte nach Ungarn zurück. Die Römer sahen ihre Rettung für ein Wunder an, und die alten Chroniken erzählen, daß die Drohungen des h. Petrus und Paulus den A. geschreckt hätten: eine Legende, welche die Kunst Rafael's und Algardi's verewigt hat. Da A. die Honoria nicht zur Gemahlin erhalten hatte, wollte er sie zum zweiten Male mit dem Schwerte in der Hand fodern, und nur ein neuer Zuwachs zu seinen zahlreichen Weibern an der schönen Ildiko, mit welcher er sich feierlich vermählte, hielt ihn ab, seine Drohungen zu erfüllen. Er überließ sich bei dieser Gelegenheit allen Ausschweifungen der Wollust. Aber als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, ungeduldig, ihren Herrn zu grüßen, in das Zelt drangen, fanden sie Ildiko verschleiert bei dem erstarrten Leichname ihres Gemahls sitzen. Während der Nacht war er in seinem eignen Blute erstickt (453). Die Nachricht von seinem Tode verbreitete Trauer und Schrecken im Heere. Sein Körper ward in drei Särge verschlossen; der erste war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eisen. Die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden erwürgt. Das Bild, das Jornandes uns von diesem Barbarenkönig hinterlassen, erinnert an seinen tatar.-kalmuckischen Ursprung. Er hatte einen dicken Kopf, eine stumpfe Nase, breite Schultern, einen kurzen unförmlichen Wuchs. Sein Gang war stolz, seine Stimme stark und wohltönend. In A.'s Heere waren Sänger, die des berühmten Heerführers Thaten sangen, und Aretin versichert, daß noch in Baiern Gesänge auf A. in alter Mundart vorhanden seien. Vgl. Klemm's „A., nach der Geschichte, Sage und Legende" (Lpz. 1827).

Attische Philosophie wird besonders die seit Sokrates in Athen blühende Philosophie genannt, in welcher sich die frühern Richtungen der ion. und italischen Philosophie vereinigten.

Attitude, ein franz. Kunstausdruck, der, vorzüglich in den plastischen Künsten gebraucht, die Stellung oder Lage lebendiger Figuren, vornehmlich in Zuständen der Ruhe, bezeichnet. Weil die Kunst, vermöge ihres Zwecks, nur bedeutungsvolle Gegenstände wählt, so müssen diese Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen der Körper und ihre Verhältnisse an sich, oder durch den Reiz der Farbenbeleuchtung (in malerischer Hinsicht) in einem vortheilhaften, das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, sondern auch durch alles Dieses einen

bedeutungsvollen und interessanten Zustand des Lebens musterhaft darstellen. Auf diese Weise sind jene Stellungen nicht um ihrer selbst willen da, sondern erhalten eine höhere Bedeutung durch den Charakter der Figuren, welchen sie zugleich mit und an den Formen, denen sie beigelegt werden, bilden sollen, durch den Sinn der Handlung, in deren Darstellung sie verwebt sein können. Daß wir dieses selbst in unserer Sprache mit einem franz. Ausdrucke bezeichnen, scheint daher zu kommen, weil die Franzosen, welche Kant geborene Tanzmeister nennt, grade in diesem Stücke, d. h. wegen der durch Ausbildung ihres gesellschaftlichen Talents begünstigten feinen Auswahl wohlgefälliger Stellungen bis zu dem Äußersten, wo diese Wahl selbst bemerkt wird und diese Stellungen ins Gezierte, Gesuchte und Unwahre fallen, von den deutschen und andern Völkern neuerer Zeit zum Muster genommen worden sind. Diese Kunst wurde zu Ende des vorigen Jahrh. zuerst von der bewunderten Lady Hamilton dramatisch geübt, und fing, wie alle Kunst, mit Nachahmung des Vorhandenen an. Lady Hamilton wandte nämlich ihr ausgezeichnetes Talent, welches sie, wie mehre engl. Schauspieler, auch in der täuschenden Nachahmung lebender Personen (von den Engländern vorzugsweise imitations genannt) gezeigt hatte, bei ihrem Aufenthalte in Italien auf die Nachbildung der Antiken, und zeigte bald an mehren bedeutenden Orten, selbst in Deutschland, ihre pantomimischen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifalle, sodaß Lord Hamilton von ihr sagen durfte, er besitze in seiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. Ihr Anzug bestand dabei, wie uns erzählt wird, in einer langen, mit einem Bande einfach unter der Brust zusammengeknüpften Tunica, worüber sie einen Shawl warf, mit welchem sie alle erfoderliche Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte. Ihre Darstellungen wurden durch Rehberg nachgezeichnet und erschienen in diesen Abbildungen zu London. Vielfach erweitert und erhöht ward diese Kunsterfindung durch die unter uns berühmt gewordene Frau Händel-Schütz, welche, durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünstigt, und mit einem ebenso feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent, als einer reichen und echt künstlerischen Erfindungsgabe ausgerüstet, in ihren pantomimischen Darstellungen eine Reihe herrlicher Attituden, nicht nur im antiken (ägypt. und griech.), sondern auch im neuern (ital. und deutschen) Kunststyle zeigte. Es waren dieselben aber nicht blos Nachbildungen einzelner Statuen und Gemälde, sie suchte vielmehr den Geist der wichtigsten Veränderungen der antiken Plastik und modernen Malerkunst durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrer anziehenden Bilder der Mythologie und Geschichte sichtbar zu schildern. Dabei besaß sie das noch größere Talent, poetische Attituden zu erfinden und in dem ihnen angemessenen Style darzustellen, sodaß sie sowol in Hinsicht der Idealität, als an Reichthum der Charaktere und Gestalten, und in der Kenntniß der malerischen Wirkung, welche sich durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder und Anordnung einer sehr passenden Beleuchtung überall an den Tag legte, ihre Vorgängerin weit übertroffen zu haben scheint. Auch ihre Attituden sind, obwol nicht immer glücklich, von Peroux und Ritter (Frankf. a. M. 1809) gezeichnet und gestochen, einige auch in dem Taschenbuche „Urania" für 1812 nachgebildet und mit einem anziehenden Aufsatze von Falk begleitet worden. Weniger Glück hat Elise Bürger in der Nachahmung dieser Darstellungen gemacht. Unter den männlichen Künstlern kennen wir nur den in Amerika verstorbenen von Seckendorf, genannt Patrik Peale, welcher seine mimischen Stellungen, mit Vorlesungen begleitet, an mehren Orten gezeigt hat.

Attraction, s. Anziehung.

Attribut ist 1) im allgemeinsten Sinne jede, besonders aber eine ehrenvolle Eigenschaft, welche Jemandem beigelegt wird oder beigelegt werden kann; 2) in der Logik der Kant'schen Schule eine aus wesentlichen Merkmalen eines Begriffs folgende Bestimmung, z. B. die Bewegungsfähigkeit des Menschen als Folge des

thierischen Körpers. Vorzüglich wichtig aber ist die Bedeutung dieses Ausdrucks in der Kunst. Attribut ist nämlich 3) in den bildenden Künsten, besonders in der Bildhauerkunst, eine Art des Symbols oder Sinnbildes (s. d.), wodurch ein Gegenstand oder ein Begriff bezeichnet wird, z. B. der Dreizack des Neptuns, die Eule der Minerva u. s. w. Der Gebrauch und die Nothwendigkeit der Attribute in der bildenden Kunst gründet sich auf die Beschränktheit der letztern sowol in Hinsicht des Ausdrucks geistiger Eigenschaften und Begriffe, besonders wo diese als etwas Selbständiges dargestellt werden sollen (wie wenn man z. B. nicht die Stärke einer bestimmten Person, sondern die Stärke selbst darstellen will), als auch in der Darstellung und Bezeichnung besonderer Umstände und historischer Thatsachen, welche an sich der sichtbaren Darstellung unfähig sind oder doch nur in Darstellungen von größerm Umfange (durch Darstellung einer zusammengesetzten Handlung) sichtbar gemacht werden können. Man bedarf daher, um den Sinn der dargestellten Figuren zu erklären, gewisser äußerer Mittel, und wählt zu diesem Zwecke Gegenstände, welche bald an sich eine gewisse innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Ähnlichkeit mit den darzustellenden Gegenständen und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Übereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen. Solche Gegenstände gebraucht man als Zeichen jener Eigenschaften und Umstände, und fügt sie der Figur bei (daher Attribute), um dadurch den in irgend einer Hinsicht noch unbestimmten Sinn derselben zu bestimmen, mögliche Zweideutigkeiten zu heben und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen, und nennt sie im erstern Falle wesentliche, im letztern zufällige oder willkürliche (auch conventionnelle) Attribute. Wesentliche Attribute können und werden auch solche Gegenstände sein, welche, für sich allein gesetzt, schon bezeichnend (Sinnbilder) sein würden, z. B. die Biene das Sinnbild des Fleißes, der Mohn das Sinnbild des Schlafes u. s. w. Im eigentlichsten Sinne aber und dem Wesen des Kunstwerks am angemessensten werden Attribute diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Verbindung mit einer Figur bezeichnend sind, oder ihr grade diese besondere Bedeutung geben, für sich gesetzt aber nicht verständlich sein würden, und auf diese Weise gleichsam zur Figur selbst gehören, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf dem Munde des Harpokrates u. s. w. Denn auf diese Weise erscheint das Attribut nicht als ein äußerer Zusatz, sondern verschmilzt gleichsam mit der Figur und das Kunstwerk behauptet somit die ihm nothwendige Einheit. Zufällige oder conventionnelle Attribute beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. der Anker als Sinnbild der Hoffnung, die Wage der Gerechtigkeit, der Palmzweig des Friedens, das Kreuz als Attribut des Glaubens. Die Bestimmung des Attributs ist, die Bedeutung eines Gegenstandes erklären zu helfen, nicht aber den charakteristischen Ausdruck der Figur entbehrlich zu machen, wodurch die wahre Bedeutung derselben herabgewürdigt werden müßte. Oft hat der Gebrauch der Attribute nur in der persönlichen Beschränktheit des Künstlers ihren Grund, indeß im Gegentheile der geniale Künstler die Schwierigkeiten, welchen Jener nicht entgehen kann, durch sinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive (wo nicht blos von Darstellung einzelner Figuren die Rede ist), vor Allem aber durch charakteristischen Ausdruck überwindet. Einen einzigen Fall gibt es, wo der Gebrauch des Attributs der sichtbaren Darstellung eines Umstandes oder einer Handlung, welche dadurch bezeichnet werden kann, vorzuziehen ist: wenn nämlich, bei der gegebenen Wahl, dieselben entweder durch Attribute anzudeuten oder sichtbar auszuführen, die sichtbare Ausführung unintereſſant sein und den Schönheitssinn des Zuschauers beleidigen müßte, oder die sichtbare Handlung sich durch sich selbst noch nicht erklären würde. Wo aber der Künstler des Attributs bedarf, da hat das wesentliche den Vorzug vor dem conventionnellen. Denn obgleich das Attribut nicht Alles sein soll, so soll es doch den Ausdruck unterstützen. Es ist aber um so ausdrucksvoller und lebendiger, je wesentlicher es ist, und um so kälter und frostiger, je mehr es

auf Willkür beruht. Dieser Zweck des Attributs erfodert auch Deutlichkeit und Ungesuchtheit desselben. Auch darin hat das wesentliche Attribut vor dem conventionnellen den Vorzug; denn jenes wird allgemeiner verstanden, dieses aber nur da, wo die besondere Übereinkunft oder Gewohnheit, welche von verschiedenen Sitten, eigenthümlicher Denkweise oder zufälligen Umständen abhängt, herrschend ist. Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunst, vorzüglich der conventionnellen, macht eine Ikonologie, d. i. eine Sammlung der von alten und neuern Künstlern gebrauchten Attribute und Symbole, sehr brauchbar. Eine vollständige gibt es noch nirgend. Einen Versuch findet man in Breysig's „Wörterbuch der Bildersprache" (Lpz. 1830). (S. Ikonologie.) Was übrigens die Poesie betrifft, so wird aus dem Gesagten einleuchten, daß dieselbe, weil sie hier unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunst wegen ihrer natürlichen Beschränktheit nur andeuten kann, sich ihres Vorzugs unter den Künsten begeben und ihre Würde vergessen würde, ohne doch die Wirkung der bildenden Kunst zu erreichen, wenn sie durch sinnliche Attribute, aus der Malerei entlehnt, einen Gegenstand oder Begriff personificiren, oder gar diese Attribute unverbunden anhäufen wollte. Daher nennt auch Herder mit Recht die Beschreibung der Fortuna in des Horaz bekannter Ode (I, 35) eine frostige Composition, an welcher die freier bildende Einbildungskraft, durch und für welche der Dichter schafft, keinen Antheil nimmt. Vor dieser sollen nicht nebeneinander bestehende und ruhende räumliche Formen, die der Geist nicht mit einem Blicke, wie am sichtbaren Bilde, überschauen kann, aufgezählt werden; vor ihr sollen vielmehr die Gestalten gleichsam entstehen und lebendig wirken. Im Grunde gibt es also in der Poesie keine Attribute im engern Sinne, d. h. anhängende Sinnbilder, welche zur persönlichen Darstellung (z. B. des Glücks) angewendet werden müßten, weil es hier keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunst, bedarf. — Auch heißen in der Theologie seit dem Mittelalter die göttlichen Eigenschaften Attribute, zum Unterschiede von Prädicaten, welche man in Gott entweder gar nicht, oder nur als Begriffe von Verhältnissen, d. i. Wirksamkeiten Gottes denkt.

Atys oder **Attys**, 1) ein Sohn des Königs Kalaos von Phrygien, der Cybele (s. d.) Liebling, der, als er einst das der Göttin gethane Gelübde der Keuschheit gebrochen, zur Strafe seines Vergehens sich selbst entmannte, getödtet, später vom Tode wieder aufgeweckt und Cybele's steter Begleiter ward; 2) ein Trojaner, der dem Äneas nach Italien folgte und nach Einigen der Stifter des attischen Geschlechtes wurde; 3) ein Sohn des Krösus, Königs von Lydien. Von Geburt stumm, löste sich seine Zunge im Gewühle der Schlacht in dem Augenblicke, wo er seines Vaters Leben durch einen Krieger bedroht sah.

Ätzkunst, s. Kupferstecherkunst.

Ätzstein oder lapis causticus heißt in der Medicin das ätzende Kali (s. d.).

Aubaine (droit d'). 1) In Frankreich wurden die Ausländer im Mittelalter Albani oder Albini genannt. Einige leiten dieses Wort von dem Namen Albanach ab, welchen sich noch jetzt die Hochschotten geben, und es könnte sein, daß, wenn dieser Name allen gälischen Stämmen gemein gewesen oder wenigstens auch von den Bretagnern gebraucht worden wäre, die german. Stämme ihn von diesen auf alle Fremde übertragen hätten. Schon die Römer gestanden den Ausländern keine Erbfähigkeit zu: eine Bestimmung, welche erst Kaiser Friedrich I. aufhob, indem er allen Fremden das Recht ertheilte, ein Testament zu errichten, und verordnete, daß der Nachlaß der ohne Testament Gestorbenen durch den Bischof ihren auswärtigen Erben zugestellt oder, wenn dies nicht möglich sei, zu frommen Zwecken verwendet werden solle. Frankreich war das einzige Land, in welchem die Fremden nach dem Grundsatze behandelt wurden: Peregrinus liber vivit, servus moritur. Man gestattete ihnen den Erwerb aller Arten von Eigenthum, selbst der Grundstücke, nur erben konnten sie nicht und ebenso wenig vererben.

Vermöge des Fremdlingsrechts (droit d'aubaine) war der König, in dessen Frieden oder Schutz sie im Leben standen, nach ihrem Tode ihr einziger Erbe. Kein Lehnsherr konnte dies Recht erwerben. Es wurde schon früh zu Gunsten der im Reiche lebenden Verwandten gemildert. Einige Städte, wie Lyon, bekamen zu Beförderung des Handels das Privilegium, daß die Verlassenschaft der daselbst sterbenden Fremden deren auswärtigen Erben zu Gute kam, und durch Staatsverträge wurde es mit einzelnen Staaten aufgehoben. Die Nationalversammlung hob es durch die Decrete vom 6. Aug. 1790, 8. Aug. und 31. Aug. 1791 auf, und da es in keinem andern Lande von Europa gegolten hatte, sondern nur vergeltungsweise gegen Frankreich ausgeübt worden war, so bedurfte es nirgend einer besondern Aufhebung. Dies wußte man in Frankreich aber nicht, verwechselte es mit dem Abzugsrechte, und so wurde es im bürgerlichen Gesetzbuche (Code Napol., a. 11) wiederhergestellt, indem man sich beklagte, daß die übrigen Staaten, besonders Preußen, es nicht gegenseitig aufgehoben hätten. 2) In England gilt zwar kein droit d'aubaine, der Fremde kann dort, unter den Bedingungen des Alienact, jedes Gewerbe treiben, und sein Vermögen fällt an seine Erben, sie mögen sich befinden, wo sie wollen. Nur Grundstücke kann er nicht erwerben, weil sie alle lehnbar sind und also nicht ohne Lehnspflicht und Eid besessen werden können. Kauft daher ein Fremder ein Grundstück, so fällt es dem Könige nach Lehnrecht anheim. Davon kann der König dispensiren, indem er, wenn der Fremde den Unterthaneneid leistet, den Lehnsfehler erläßt und ihm das Recht gibt, Lehngüter zu besitzen. Ein solcher heißt Denizen. Die volle Naturalisation kann nur vom Parlamente ertheilt werden, und selbst diese gibt dem naturalisirten Ausländer nicht die Fähigkeit zu bürgerlichen Ämtern. Soll auch davon, wie etwa bei fremden, in die kön. Familie durch Heirath eintretenden Prinzen, eine Ausnahme gemacht werden, so muß das Parlament vor der Naturalisation von dieser Beschränkung dispensiren. Das Erbrecht an Grundstücke geht nur auf die Kinder über, welche nach der Naturalisation in England geboren sind, daher die schon vorhandenen, wenn sie erbfähig sein sollen, in dieselbe ausdrücklich mit aufgenommen sein müssen. (S. Naturalisation.)

Auber (David François Esprit), geb. 29. Jan. 1784 zu Caen in der Normandie, kam frühe mit seinen Ältern nach Paris. In seines Vaters Hause, der typographische Werke und Kupferstiche herausgab, hörte er treffliche Concerte; dies bewog ihn, sich der Musik zu widmen. Er wurde Boieldieu's und Cherubini's Schüler, ohne von seinen Meistern viel anzunehmen, und componirte zuerst für das Pianoforte und die Violine. Seine erste Oper: „Le séjour militaire" (1813), sowie mehre andere Operetten machten selbst in Paris wenig Glück, wurden aber doch bei Erard und Pleyel daselbst gedruckt. In Deutschland blieben „Emma" (1823), „Léocadie" (1824), „La bergère châtelaine" und „Le timide" unbekannt. Sein „La neige" (1823) und „Concert à la cour" (1824) machten vornehmlich Glück durch Leichtigkeit, oft anmuthige Melodie und gewandte Koketterie. Der Vortrag der berühmten Henr. Sonntag (im „Schnee") hat offenbar dem Componisten ungemein geholfen. A.'s „Maçon" (1825) fand daher nicht nur ein gutes Vorurtheil, er begründete es auch durch kluge Benutzung des geschickten Textes von Scribe, durch glücklich hervorgehobene Theatereffecte und durch Zierlichkeit eines gefälligen Conversationsstyls. Die Oper erhielt überall verdienten und rauschenden Beifall. Noch glänzenderes Glück machte „La muette de Portici" (1828), die namentlich in den unruhigen Zeiten des Jahres 1830 überall mit rauschendem Enthusiasmus aufgenommen wurde, obschon man zu weit geht, wenn man dieselbe, wie es zuweilen geschehen ist, deshalb eine welthistorische nennt. Können wir übrigens auch selbst diese seine glänzendste Oper kein gediegenes Meisterwerk nennen, so hat doch A. auf alle Fälle in derselben seinen Culminationspunkt erreicht. Von jetzt an wurden seine Leistungen schwächer. Die „Braut" nähert sich dem Vaudeville; „Fra Dia-

volo" (1830) hat nur wurfmäßig Pikantes und französisch Nationnelles; „Gott und die Bajadere" (1831) gab fast nichts als hübsche Balletmusik und sind durch nichts ausgezeichnet als durch Frivolität, mit welcher jedoch weder der Textmacher Scribe noch der Componist schwerlich etwas Anderes beabsichtigten als ein vorübergehendes Wohlgefallen der Menge. „Le philtre" (der Liebestrank) ist lahm und bizarr zugleich. Die Vorzüge des blos für die Menge arbeitenden Componisten bestehen in leicht eingänglichen Melodien, in naiven oder frappanten Einfällen, in effectvoller Behandlung glücklicher Orchestereinzelnheiten, in Kenntniß des Theaters überhaupt und in flitterhaft melodischer Ausschmückung. In seinen frühern bessern Werken treten jedoch öfter wahrhaft originelle Züge hervor, die ihn beachtenswerther machen, als es der Modelärm des vergänglichen Zeitbeifalls vermag.

Aubry de Montdidier, ein franz. Ritter zur Zeit König Karl V., welcher der Sage nach 1371 von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet, und dessen Mord dadurch entdeckt wurde, daß der Hund des Erschlagenen sich stets feindselig gegen den Mörder betrug. Der König zwang Macaire, mit dem anklägerischen Hunde seine Sache ordalienmäßig auszufechten, und der Mörder unterlag. Diese Anekdote ist für die Bühne zu einem Drama verarbeitet worden unter dem Titel: „Der Hund des Aubry oder der Wald bei Bondy", welches durch Anlockung des Pöbels die Kassen gefüllt und das deutsche Theater den beißendsten Satiren blosgestellt hat. Der Grund von dem Einen wie von dem Andern liegt darin, daß der Hund, meist ein dressirter Pudel, die Bühne betrat, beklatscht, herausgerufen und überhaupt als Schauspieler behandelt wurde. Er erschien, so viel Deutschland betrifft, zuerst in Wien auf den Nebentheatern, indem die Hoftheater ihn ausschlossen von der Theilnahme am Künstlerruhm. Aber im Sept. 1816 betrat er die kön. Bühne zu Berlin, deren Beispiel auch bald die großherzogl. zu Weimar folgte. Dieser Umstand hatte die für die deutsche Theatergeschichte merkwürdige Folge, daß Göthe die Leitung dieser Bühne niederlegte, noch ehe der Hund öffentlich erschien, worauf die Tagesblätter die Verse aus Schiller's Gedicht an Göthe:

> Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
> Und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

in dieser Parodie anwendeten:

> Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
> Und kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Auburn, ein schöner Flecken im Staate Neuyork, der Hauptort des Bezirks Cayuga, am nördlichen Ende des Owascosees, mit ungefähr 3000 Einw. Die Presbyterianer haben hier ein theologisches Seminarium, das 1820 als öffentliche Anstalt anerkannt wurde. Es hat vier Professoren für Dogmatik, Kirchengeschichte, Exegese und Homiletik. Die Zahl der Zöglinge ist gegen funfzig. Das Seminar besitzt ein großes Gebäude, das Wohnungen für die Zöglinge, eine Kapelle und eine gute Bibliothek enthält.

Auckland (William Eden, Baron), ein Staatsmann, der unter Pitt's Ministerium großen Einfluß hatte und zu den wichtigsten Sendungen auf dem festen Lande gebraucht wurde. Seine Laufbahn eröffnete er 1778 als Vermittler zwischen dem Mutterlande und den insurgirten amerik. Colonien. Obgleich er von Lord Howe, Sir Henry Clinton, Johnston und Lord Carlisle auf dieser wichtigen Sendung begleitet wurde, so entsprach der Erfolg doch den Erwartungen nicht, die man von den Talenten dieser ausgezeichneten Männer gehegt hatte, und es blieb England nichts übrig, als die Unabhängigkeit der Amerikaner anzuerkennen. Später hatte A. als Parlamentsglied einen großen Einfluß auf die Reform der Criminalgesetze und mit Howard und Blackstone auf die Organisation einer neuen Policeiverfassung und bessern Einrichtung der Gefängnisse. Dann erhielt er den wichtigen

Posten als Staatssecretair von Irland und 1785 den Gesandtschaftsposten am franz. Hofe, um zunächst den Abschluß eines Handelstractats zu bewirken, der 1786 auch zu Stande kam. Während der ersten Jahre des franz. Revolutionskriegs war er außerordentlicher Abgesandter bei den Generalstaaten in den Niederlanden, und hatte als solcher auf die Maßregeln bei den immer mehr sich verwickelnden Begebenheiten den größten Einfluß. Nach seiner Rückkehr wurde seine Amtsführung vom Parlament einer Untersuchung unterworfen, er vertheidigte sich jedoch trefflich und ward freigesprochen. A. starb 1814.

Auctor (jur.), 1) der Urheber eines Verbrechens; 2) Derjenige, der ein ihm zuständiges Recht auf einen Andern überträgt; 3) Derjenige, in dessen Namen ein Anderer handelt oder besitzt. Wird Letzterer wegen eines Gegenstandes, der nicht ihn, sondern seinen Auctor angeht, in rechtlichen Anspruch genommen, so ist er befugt, die gegen ihn angebrachte Klage durch Nennung des Auctors von sich abzuwehren.

Audh, Oude, eine Provinz Vorderindiens oder Bengalens mit etwa 4 Mill. Einw. auf 1373 □M. Das Land ist im N. sehr gebirgig, im S. ebener, wird durch den Ganges bewässert und ist sehr wenig angebaut. Der größte Theil der Einw. bekennt sich zur Lehre der Hindus. Die ganze Provinz ist theils engl. Gebiet, theils engl. Vasallenstaat, welcher letztere auf 950 □M. etwa 3 Mill. Einw. zählt und von einem Wessir, einem Schiiten aus pers. Geblüte, regiert wird. Von den 17 Mill. Gulden jährlicher Einkünfte zahlt der Wessir 4½ Mill. an die engl. Compagnie, welche als Souverain in seinem Lande die wichtige Stadt und Festung Allahabad besitzt. Hauptstadt und Residenz des Königreichs ist Lucknow am Gumty mit 300,000 Einw. und vielen herrlichen Gebäuden. In der heiligen Stadt Audh am Goggra steht ein berühmter Hindutempel und Aurengzeb's große Moschee. Der jetzige Wessir von A. ist Abul Muzuffer Moizuddeen, Schah Zumin Ghazi uddin Hyder. Sein Vater Ghazi uddin Hyder Redaet ud Dowlah, der am 20. Oct. 1827 starb, ist vorzüglich durch das Prachtwerk: „Heft Culsum, or the seven seas, a dictionary and grammar of the persian language, by H. Maj. the king of Oude“, berühmt geworden. Das Werk besteht aus 7 Bänden in Fol.; die ersten sechs Bände enthalten das Wörterbuch, bestehend aus 22,862 Artikeln, und der siebente die Grammatik. Der Schah selbst sammelte das Ganze, ließ es 1821 von den Gelehrten seines Hofes durchsehen und im J. 1822 in seiner Buchdruckerei zu Lucknow drucken. Zur Vertheilung nach Europa wurden der ostind. Gesellschaft mehre Exemplare von ihm ausgehändigt und durch diese kamen die Universitäten zu Wien, Göttingen, Rostock, Halle, Leipzig, Jena, sowie die kön. Bibliotheken zu Berlin, Dresden und München, in Besitz desselben. Obschon das Werk keine philosophische Verarbeitung des Sprachschatzes nach europ. Weise enthält, so ist es doch reichhaltiger als Meninski und gibt einen erfreulichen Beweis des umsichtigen Fleißes dieses königlichen Lexikographen.

Audebert (Jean Baptiste), vereinigte in hoher Vollkommenheit die Talente eines Malers mit den Kenntnissen eines Naturforschers. Geb. zu Rochefort 1759, kam er, 18 Jahre alt, nach Paris, um zeichnen und malen zu lernen, und bildete sich zu einem ungemein geschickten Miniaturmaler. Gigot d'Orcy, als ein reicher Liebhaber und Beförderer der Naturgeschichte im Besitze ungeheurer Sammlungen, lernte ihn 1789 kennen, ließ die seltensten Stücke von ihm malen und schickte ihn in der Folge nach England und Holland, woher A. eine Menge Zeichnungen zurückbrachte, von denen für Olivier's „Geschichte der Insekten“ Gebrauch gemacht worden. Diese Beschäftigungen weckten A.'s Geschmack für die Naturgeschichte, der bald bis zur Leidenschaft stieg. Er unternahm nun eigne Werke, die seinen Ruhm begründet haben. In seinen „Histoire naturelle des singes, des makis et des galéopithèques“ (Par. 1800, Fol.), zeigte er sich gleich geschickt als Zeichner, Kupferstecher und Schriftsteller. Hinsichtlich der für naturhistorische Gegenstände so wesentlichen Farben brachte er es zu einer vorher nicht erreichten Vollkommenheit. Nicht

zufrieden, die verschiedenen Farben auf eine einzige Platte aufzutragen, sodaß eine Art von Gemälde daraus ward, ging er weiter, und bediente sich dabei, statt der Wasserfarben, der dauerhaftern Ölfarben, brachte es auch dahin, mit Gold zu drucken, dessen Farben er mannichfach veränderte, um den Glanz seiner Vorbilder nachzuahmen. Die Naturgeschichte gewann ungemein durch seine Werke, deren Pracht in Erstaunen setzt. Seine „Histoire des colibris, des oiseaux-mouches, des jacamars et des promerops" (Par. 1802, Fol.) wird für das vollkommenste Werk gehalten, das je in dieser Gattung erschienen ist; 15 Exemplare desselben wurden mit goldenen Buchstaben gedruckt. Kaum hatte dieses Werk begonnen, als A. neue Plane entwarf, zu deren Ausführung kaum das längste Leben hingereicht haben würde. Er starb 1800, als er eben die „Histoire des grimpereaux et des oiseaux de paradis" begonnen hatte. Beide Werke wurden von Desray, der im Besitz seiner Materialien und der Verfahrungsart war, rühmlich beendigt. Um die Herausgabe von Levaillant's Werk über die Vögel Afrikas hatte A. großes Verdienst; er leitete den Abdruck der Platten bis zur 13. Lieferung.

Audianer oder **Audäaner**, s. **Anthropomorphismus**.

Audienz heißt eigentlich Verhör und mündliche Verhandlung vor einem Tribunal, dann im diplomatischen und Staatsverwaltungssinne der Zutritt zu Regenten und höhern Staatsbeamten, bald um für fremde Mächte, bald um dem eignen Landesherrn von Amtswegen Anträge zu machen, oder Beschwerden als Privatmann anzubringen, oder als Auszeichnung zu gewissen gebilligten Zwecken der Erscheinung vor dem Regenten. In Spanien und dessen Colonien nennt man die Provinzialjustiz und controlirende Behörde jeder andern Verwaltung Audiencia.

Auditeur, beim Militair der den Regimentern, Brigaden oder Divisionen beigegebene Richter, der das rechtliche Verfahren bei denselben leitet, die Criminal- und andere Untersuchungen führt und bei den Kriegs- und Standrechten den Instructor macht, nach dessen Vortrag die dazu commandirten Beisitzer entscheiden.

Auditor. In der ältern Gerichtssprache ein Beisitzer oder Abgeordneter des Gerichts, welchem die Vernehmung der Parteien übertragen war; in einem engern Sinne die Beamten zur Abnahme der Rechnungen. Der Auditeur du **Chatelêt** (s. d.) in Frankreich war ein Mitglied dieses Gerichtshofes für die Stadt Paris, welchem die summarische Instruction geringer persönlicher Rechtssachen (bis zu 50 Fr.) oblag. In den elf Oberrechnungskammern (Chambres des comptes) von Frankreich theilten sich die Mitglieder in Conseillers-maîtres und Conseillers-auditeurs, wie die deutschen Collegien in wirkliche Räthe und Assessoren. Von Napoleon wurde eine ähnliche Abtheilung in den Gerichtshöfen zwischen Conseillers und Juge-auditeurs eingeführt, welche in den Hofgerichten noch besteht. In England ist dieser Name für die Beamten zu Abhörung der Rechnungen gebräuchlich. Die Oberrechnungskammer heißt Office for auditing the public accounts. Die Mitglieder der span. Gerichtshöfe hießen meistentheils Oydores. Auch in den päpstlichen Behörden kommt diese Benennung vor. Die zwölf Räthe der berühmten Rota romana heißen Auditores sacri palatii apostolici oder Auditores rotae. In dem päpstlichen Finanzcollegium, der Camera apostolica, deren Vorsteher der Cardinal-Kämmerer ist, befindet sich ein Auditor camerae, welcher in den minder wichtigen Sachen die Gerichtsbarkeit des Collegiums auszuüben hat. Bei den deutschen Justiz- und Civilbehörden sind **Auditoren** junge Leute, welche bei den Sitzungen zugelassen werden, um sich zu Geschäftsmännern zu bilden; sie nehmen an den Verhandlungen keinen thätigen Antheil, ausgenommen wenn sie über ein besonderes ihnen anvertrautes Geschäft Bericht zu erstatten haben.

Audran (Gérard), einer der berühmtesten Kupferstecher der franz. Schule, geb. 1640 zu Lyon, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater **Claude**, geb. zu Paris 1597, gest. zu Lyon 1677, und dann zu Paris von seinem Oheim **Germain**,

geb. zu Lyon 1631, gest. daselbst 1700. Hierauf ging er nach Rom und studirte drei Jahre unter Carlo Maratti, während welcher Zeit er sich durch ein Bildniß Papst Clemens IX. berühmt machte. Sein Ruf bewog den Minister Colbert, ihn nach Paris kommen zu lassen, wo er zum kön. Kupferstecher ernannt wurde. Hier stach er die vorzüglichsten Werke des Lebrun, mit dem er in enger Verbindung lebte, und verherrlichte dessen Ruhm hauptsächlich durch die meisterhaften Stiche der Alexandersschlachten. Seine übrigen Werke sind sehr zahlreich. Er starb zu Paris 1703. — Seine Neffen Benoit, geb. zu Lyon 1661, gest. zu Paris 1721, Jean und Louis, geb. zu Lyon 1670, gest. zu Paris 1712, bildeten sich in seiner Schule zu vorzüglichen Kupferstechern, obgleich sie die Meisterschaft ihres Oheims nicht erreichten.

Aue wird jeder fruchtbare, durch sanfte Anhöhen eingeschlossene Acker- und Wiesengrund an kleinen und mittleren Flüssen im Innern eines Landes genannt. Man findet in solchen Auen immer die fruchtbarsten Bodenarten (Aueboden), die einen sehr reichlichen Ertrag geben, der jedoch nicht selten durch Überschwemmungen ganz oder theilweis vernichtet wird. Mehre solche Landstriche sind durch ihre ausgezeichnete Fruchtbarkeit vorzüglich berühmt geworden. So die sogenannte goldene Aue an der Helme und Unstrut, bei Nordhausen beginnend, bei Roßleben endigend; die pegauer Aue an der Elster auf- und abwärts von der Stadt Pegau u. s. w.

Auerbach, der Erbauer des nach ihm benannten Auerbach'schen Hofs in Leipzig, hieß Heinrich Stromer, und erhielt, nach der Sitte seiner Zeit, den Namen A. von seinem Geburtsorte Auerbach in Baiern. A. war geb. 1482, und, vom Herzoge von Sachsen, Georg dem Bärtigen, nach Leipzig berufen, ward er Doctor und Professor der Arzneikunde und hernach Senator. Als 1519 die bekannte Disputation zwischen Eck und Luther in Leipzig gehalten wurde, trug er kein Bedenken den Letztern zu Tische zu laden. A. starb 1542. Das von ihm 1530 an der grimmaischen Gasse erbaute große Gebäude und dessen bedeutender Hof erhielt seine Berühmtheit theils durch die Messen, indem früher während derselben hier das Neueste und Schönste aufgehäuft war, theils durch die Volkssage, daß aus dem Keller dieses Gebäudes 1525, der berühmte Johann Faust (s. d.) auf einem Fasse, welches die Weißkittel hatten herausziehen sollen, herausgeritten sei. An diese Sage erinnern noch jetzt zwei auf Holz gemalte Ölbilder mit der Jahrzahl 1525 in der Stube des Weinkellers. Vgl. darüber Stieglitz in den von dem Alterthumsverein zu Leipzig herausgegebenen „Beilagen zur vaterländ. Alterthumskunde", Bd. 1 (Leipz. 1826).

Auersperg (Fürsten und Grafen v.), ein östr.-krainisches, ehemals reichsunmittelbares Geschlecht, das seinen Namen von dem Stammschlosse im Marktflecken Auersperg, Majoratsherrschaft in Illyrien, die dem Hause seit 1067 gehört, entlehnte. Der Stammbaum desselben reicht bis in das 10. Jahrh. hinauf. Die Grafen v. A. theilten sich in mehre Linien. Eine davon wurde 1653 in den Reichsfürstenstand erhoben, erwarb durch Kauf die nachmals gefürstete Grafschaft Thengen in Schwaben, wodurch sie Sitz und Stimme auf dem schwäbischen Kreistage erhielt. Am 11. Nov. 1791 wurde ihr Herzogstitel von den Herzogthümern Münsterberg und Frankenstein in Schlesien, die sie an den König von Preußen verkaufte, auf ihre Grafschaft Gottschee von 14 □M. in Krain übertragen. Die Fürsten von A. sind zugleich Erblandmarschälle und Erbkämmerer in Krain und der windischen Mark. Durch die Rheinbundsacte kam Thengen 1812 unter badische Hoheit, und der Fürst gehört daher zu den badischen Standesherren. Das Haus ist katholisch, und Wien dessen gewöhnliche Residenz. Die ältere Pankrazische Linie blüht in einem fürstlichen und fünf gräflichen Ästen. Der jetzt regierende Fürst Karl (Wilh. Phil.), geb. 1. März 1814, folgte seinem Vater Wilhelm am 24. Jan. 1827, unter mütterlicher Vormundschaft. Graf Anton Alexander von A., geb. am 11. Apr. 1806, Besitzer der Grafschaft Thurn am Hart in Östreich, ist ein reich begabter Dichter, der unter dem Namen Anastasius Grün durch sein Ge-

dicht: „Der letzte Ritter“ (Münch. 1831) und die geistreichen satirischen „Spaziergänge eines wiener Poeten“ (2. Aufl., Hamburg 1832) die Aufmerksamkeit sehr auf sich gezogen hat. Vgl. Schönleben's „Geneal. illustriss. familiae Principum, Comitum et Baronum ab Auersperg“ (Laibach 1681, Fol.).

Auerstädt (Schlacht bei), am 14. Oct. 1806, s. Jena (Schlachten bei).

Aufbereitung nennt man die mehr oder weniger vollständige Trennung des Erzes von den demselben beigemengten fremdartigen Theilen. Der Zweck derselben ist die mechanische Absonderung der verschiedenartigen Gemengtheile, mit welchen das Erz in dem Zustande, wie es auf seiner Lagerstätte gewonnen wird, verbunden ist. Diejenige Aufbereitung ist die vollkommenste, bei welcher die fremdartigen Beimengungen am vollständigsten und mit dem geringsten Verlust an Erz abgesondert werden. Bestehen die Beimengungen nur in Gebirgsarten, so beschränkt sich die Aufbereitung blos auf die mechanische Trennung derselben von dem Erze; sind aber Erze von verschiedenen Metallen miteinander gemengt, so sollen in der Regel auch die verschiedenartigen Erze durch die Aufbereitung voneinander getrennt, und für sich dargestellt werden. Man unterscheidet die mechanische oder trockene, und die künstliche oder nasse Aufbereitung. Die erstere kann nur durch Menschenhände, nicht durch Maschinen bewerkstelligt werden. Die verschiedenen Aufbereitungsarbeiten sind folgende: 1) Das Aushalten in der Grube; bezweckt gewöhnlich nur eine Trennung des tauben von dem erzhaltigen Gestein, besonders um unnöthige Förderungskosten zu vermeiden. 2) Das Ausschlagen über Tage ist eine Fortsetzung der vorigen Arbeit und eine Vorbereitung zur folgenden; sie wird gewöhnlich ganz in der Nähe der Gruben ausgeführt. 3) Das Reinscheiden, der wichtigste Theil der Aufbereitung, geschieht gewöhnlich durch Knaben in Zimmern, auf Bänken, mit leichten Hämmern (Fäusteln). Die verschiedenen beim Reinscheiden erhaltenen Erzsorten sind sehr verschieden. An manchen Orten werden die beim Reinscheiden erhaltenen guten Erze, die keiner weitern Aufbereitung bedürfen, gekörnt, d. h. entweder mit Handhämmern oder unter Trockenpochwerken zermalmt; diese sind entweder Stempelpochwerke oder es sind Walzwerke. 4) Die Läuter- und Klaubarbeit für das Grubenklein. Dieses ist gewöhnlich mit Grubenschmand überzogen und muß daher gereinigt werden. Die Reinigung geschieht entweder in Handsieben, die in einem Wasserfasse auf- und niederbewegt werden, oder im Läutergraben, in einem gegen den Horizont geneigten Gerinne, unter Zufluß von vielem Wasser, oder in Maschinen, wohin die Fallwäsche, die Reibegitterwäsche, die Kipp- oder Erzwäsche, die Rätterwäsche, die Abläutertrommel und das Sprudelwaschwerk gehören. 5) Die Siebsetzarbeit hat den Zweck, das zur nassen Aufbereitung bestimmte Erz von dem tauben Gestein und auch vom reichern Erz zu trennen. Das Setzwerk muß zuvörderst mit Hand- und Wasserhämmern, oder unter Stempelpochwerken, oder in Mühlen, oder zwischen Walzen (Quetschwerken) zerkleinert werden; darauf wird es in sogenannten Durchlaßgefällen durch Abspülen gereinigt, und dann folgt das eigentliche Siebsetzen, wobei das Setzwerk in Siebe gethan und dieses durch Menschenhände oder durch mechanische Vorrichtungen in einem mit Wasser angefüllten Fasse auf- und niederbewegt wird, worauf die in dem Siebe befindlichen Erze und Berge sortirt (geklaubt) werden.

Die Behandlung der Pocherze oder die nasse Aufbereitung zerfällt in die Zerkleinerung der Pocherze, welches durch Stempelpochwerke unter stetem Wasserzuflusse geschieht, und in das Concentriren des Pochmehls. Dies geschieht 1) auf unbeweglichen Herden mit glatter Oberfläche und zwar durch wiederholte Operationen auf dem Schlämmgraben oder dem Schlämmherde, einem geneigtliegenden Kasten, worin der Vorrath durch zu- und abfließendes Wasser und durch Aufrühren mit einer Krücke gereinigt wird; oder durch eine einfache Operation auf sogenannten Kehrherden, Kurzherden, Glauchherden, von denen erstere in geneigten Flächen bestehen, auf denen der sehr verdünnte Erzschlamm ausgebreitet wird,

die leichtern Substanzen abfließen, die reinen Erztheile aber liegen bleiben und mit Besen abgefegt werden. 2) Das Concentriren auf unbeweglichen Herden mit rauher Oberfläche, oder auf Planenherden. Dies sind lange geneigte Flächen, die mit grober Leinwand oder mit Planen bedeckt sind, auf welchen die erzhaltigen Theilchen des darüber weggeführten Schlammes hängen bleiben. Die Planen werden darauf weggenommen, in einem Fasse ausgewaschen und wieder hingelegt, um von Neuem bedeckt zu werden. 3) Das Concentriren auf beweglichen Herden. Man unterscheidet Stoßherde und Sichertröge, die sich nur dadurch voneinander unterscheiden, daß letztere kleiner sind und einen stärkern Stoß erhalten. Auf beide wird das verdünnte Erzmehl gleichförmig aufgetragen, die Erztheilchen bleiben bei den Stößen liegen, und der Schlamm fließt, da sie eine geringe Neigung haben, ab. Vgl. Stifft's „Anleitung zur Aufbereitung der Erze" (Marb. 1818) und Karsten's „System der Metallurgie", Bd. 2.

Aufenthalts- oder Sicherheitskarten, Bescheinigungen, welche in großen Städten den Fremden gegen Zurücklassung ihres Passes ausgestellt werden, um sie bei sich zu tragen und jeder Zeit damit sich legitimiren zu können. Während der Revolution führte man sie in Frankreich zuerst ein, um dadurch zu verhindern, daß keine dem damaligen System abgeneigte Personen aus ihrer Gemeinde sich weder ins Ausland noch in insurgirte Departements begeben und dort die Waffen wider die Republik führen könnten. Sie sind dann auch in den meisten andern Ländern üblich geworden, werden auch wol in unruhigen Zeiten, im Kriege u. s. w. nur momentan gebraucht; in der neuesten Zeit gehörten sie auch mit zu den Maßregeln gegen das Einschleppen der Cholera.

Auferstehung kommt im kirchlichen Leben theils als Wiedererweckung Jesu Christi vom Tode, theils als die künftig zu erwartende Wiederherstellung des menschlichen durch den Tod zerstörten Leibes in Betracht. Die Glaubwürdigkeit der Auferstehung Christi beruht theils auf dem Zeugnisse der Apostel, theils darauf, daß es ohne sie nicht erklärbar sein würde, wie die Apostel, welche sich durch den Tod Jesu in ihren Messianischen Erwartungen getäuscht gesehen und das Zutrauen zu Christo verloren hatten, sich wieder zu dem lebendigsten Glauben an die göttliche Sendung Christi erhoben, zu einem Glauben, der ihnen Muth gab, unter Gefahr und Verfolgung das Evangelium zu verkündigen. Wer das Christenthum als Offenbarung, als eine durch Gottes unmittelbare Wirksamkeit gegründete Anstalt betrachtet, kann nichts Befremdendes darin finden, daß es durch Wunder gegründet ward, daß sich die Vorsehung, um einen außerordentlichen Zweck zu erreichen, außerordentlicher Mittel bediente. Wer aber nicht auf dem Standpunkte des Offenbarungsglaubens steht, kann doch darum die in die früheste Geschichte des Christenthums innigst verwebte Auferstehung seines Stifters nicht leugnen, obgleich er sie nicht als ein Wunder, sondern als eine durch natürliche Ursachen bewirkte Begebenheit ansehen wird. Von der Auferstehung des Leibes haben die Menschen oft grobsinnliche Vorstellungen gehegt. Die Kirche hat diese immer zu beseitigen gesucht; die Auferstehungslehre war das erste Dogma, über welches in der Kirche philosophirt wurde, weil es zuerst philosophisch von Heiden und Gnostikern angegriffen wurde. In dem Gedanken selbst, daß die Allmacht aus den Urstoffen des durch den Tod aufgelösten Leibes einen neuen Leib bilde, welcher dem Geiste in einer andern Ordnung der Dinge zum Werkzeug diene, liegt nichts, was der Vernunft widerspräche. Auf jeden Fall ist die Erwartung der Auferstehung ein das Gefühl mächtig anregendes Symbol der Idee der Unsterblichkeit. So wurde auch in der Kirche oft die Unsterblichkeit unter dem Namen der Auferstehung vertheidigt. Ein großer Vorzug dieses Dogmas liegt auch darin, daß vornehmlich durch dasselbe die Seelenwanderungslehre, die so verbreitet und mächtig im Alterthume war, in der Kirche wenig Freunde gefunden hat.

Auffodern, das, einer Festung zur Übergabe geschieht durch einen Parlementair; man benutzt dazu Vorfälle, die geeignet sind, den Befehlshaber zur Über-

gabe geneigt zu machen, z. B. eine vom Feinde gewonnene Schlacht. Den Parlementair begleitet allemal ein Trompeter oder auch nur ein Tambour, die bei der Annäherung zur Festung Appell geben. Der Belagerte sendet dann gewöhnlich Mannschaften entgegen, welche den Parlementair mit verbundenen Augen in den Platz führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieselbe Weise zurückgebracht. Die Feindseligkeiten pflegen während dieser Zeit aufzuhören. Ähnliche Auffoderungen geschehen an eingeschlossene Truppenabtheilungen, wenn sie sich ergeben sollen.

Aufführung, musikalische. Das Werk des Tonsetzers erhält erst, auch nachdem es in dem Geiste desselben vollendet und durch sichtbare Zeichen festgehalten worden ist, durch die hörbare Ausführung sein Leben. Jene Zeichen auf dem Papiere haben nur Sinn für den Kenner; der Verstand desselben urtheilt, gestützt auf lange Erfahrung und erworbene Wissenschaft, vorzüglich über die technische Ausbildung und Gesetzmäßigkeit des Werks; die Einbildungskraft desselben bestrebt sich es innerlich zu hören, vermag aber noch nicht über seine Wirkung auf Ohr und Herz der Menge völlig entscheidend zu urtheilen. Und doch erreicht es erst seine Bestimmung, wenn es durch die Ohren in das Herz der Zuhörer dringt. Zwischen den Tonsetzer und den Hörer tritt daher der Ausführende (wenn dies auch der Tonsetzer selbst wäre) als eine dritte Person, und da die Wirkung des Tonwerks immer von der Ausführung abhängt, so liegt das Geschick eines musikalischen Kunstwerks zunächst in den Händen der Ausführenden. Sonach zerfällt die Tonkunst selbst in Hinsicht der Art ihrer Ausübung in die Tonsetzkunst oder die Kunst, in Tönen zu dichten (d. h. sie in der Einbildungskraft zu einem geistvollen Ganzen zu verbinden), und in die musikalische Darstellungskunst, d. i. die Kunst, das so Gedachte hörbar zu verwirklichen. Die musikalische Darstellungskunst, die sich daher auch in der Ausübung als eine besondere Kunst entwickeln kann, ist doch, was den Werth der Ausübung anlangt, von der Tonsetzkunst abhängig und wird durch die Vorschrift des Tonsetzers bestimmt. Aber alle Genauigkeit, welche der Tonsetzer hierbei anwenden mag, ist nicht im Stande, den Geist mitzutheilen, mit welchem sein Werk aufgefaßt werden muß, wenn es seine gehörige Wirkung hervorbringen soll. Der darstellende Tonkünstler soll daher gleichsam Nachschöpfer des Werks sein, indem er dasselbe von Neuem im Geiste erzeugen muß, um es demgemäß auch zur Ausführung zu bringen. Es muß daher zwischen dem Tonsetzer und ihm gleichsam eine geistige Berührung stattfinden, wenigstens muß er eine gewandte Einbildungskraft besitzen, um sich durch die mitgetheilten Zeichen in die Stimmung zu versetzen, aus welcher die Tonschöpfung hervorging. Wenn man nun bedenkt, wie selten schon der Vortrag des Einzelnen den Geist und Sinn eines fremden Tonwerks völlig wiedergibt, so ist die Ausführung eines Werks in dieser Hinsicht um so schwieriger, je größer die Zahl Derer ist, welche eine solche Darstellung vereinigt hervorbringen sollen. Dieses ist bei jedem größern musikalischen Werke der Fall, und in diesem Falle spricht man vorzugsweise von einer Aufführung, d. i. von einer Darstellung mehrstimmiger Tonstücke durch mehre Tonkünstler, wohin vor Allem die öffentliche Darstellung der Orchesterstücke im weitern Sinne gehört. Damit nun eine solche Aufführung nicht dem Zufalle überlassen sei, und des Tonsetzers Idee nicht an der Ungeschicklichkeit und Unverträglichkeit der Einzelnen scheitere, bedarf es eines Meisters in der Tonkunst, der, die Partitur des aufzuführenden Werks vor Augen, die Kräfte der Einzelnen zu diesem Zwecke vereinige; er heiße nun Dirigent, Musikdirector, oder nach seiner besondern Function Concertmeister u. s. w. Überhaupt bedarf es zu einer guten Aufführung eines guten Directors, eines guten Orchesters und guter Proben. Die letztern haben den doppelten Zweck: 1) die darstellenden Tonkünstler mit den technischen und äußern Bedingungen, welche bei der gemeinschaftlichen Ausführung eines Tonwerks zu beobachten sind, bekannt zu machen; 2) sie zu übereinstimmendem und dem Charakter eines Tonwerks vollkommen angemessenem Vortrage hinzuleiten. Das Personal, welches zu einer musikalischen

Aufführung mitwirken muß, ist um so brauchbarer, je mehr die Einzelnen Musikkenntniß, namentlich Kenntniß der Harmonie, besitzen und dadurch im Stande sind, die Absichten des Tonsetzers und die Schönheiten seines Werks zu verstehen und das von dem Einzelnen Gefoderte in Übereinstimmung mit dem Ganzen zu leisten. Es bedarf nicht grade einer Vereinigung der ersten Virtuosen, um eine gute Aufführung großer Musikwerke zu Stande zu bringen, da solche Virtuosen, gewohnt, als Meister zu glänzen, sehr selten einer solchen Unterordnung fähig sind. Doch müssen wir hierbei auch einen Unterschied zwischen Solopartien und Ripienpartien machen. Den erstern ist überhaupt größere Freiheit im Vortrage verstattet, was vorzüglich vom Opernsänger gilt, der zugleich als mimischer Darsteller erscheint. Der Director darf Letzteren daher nur da entgegenwirken, wo sie von dieser Freiheit zum Nachtheil des Charakters und der wesentlichen Bestimmung eines Tonwerks Gebrauch machen wollen. Aber Ripienstimmen müssen immer ihre Partien ausführen, wie sie geschrieben sind; Verzierungen und Veränderungen in denselben sind hier am unrechten Orte. In dieser Beziehung hat der Director auf Gleichmäßigkeit im Vortrage sorgfältig zu sehen. Die Verbindung dieser Gleichmäßigkeit und Ordnung mit Freiheit und Ausdruck des Vortrags macht aber erst die Aufführung zu einer vollkommenen. Durch eine solche erscheint ein gutes Tonstück, auch bei öftern Wiederholungen, in immer neuen Reizen, ein minder gutes gewinnt durch sie an Wirkung. Herrschte blos strenge Genauigkeit und Gleichmäßigkeit im Vortrage, so würde eine Aufführung zwar richtig, aber ohne große Reize sein; wie wenn z. B. das Taktmaß in allen Theilen des Tonstücks gleichmäßig beobachtet würde, aber die feinern Schattirungen des Vortrags fehlten, die in der Art der Hervorbringung der Töne und ihrer Verbindung, in den verschiedenen Graden der Stärke und Schwäche, der Hebung und Senkung u. s. w. bestehen und sich nicht vorzeichnen lassen. Daß aber eine Masse von Stimmen und Instrumenten, wie das Spiel eines einzelnen geistvollen Virtuosen, sich frei und doch geordnet bewege, das ist der höchste Triumph der musikalischen Darstellungskunst, den die neuere Zeit bei Darstellung ihrer großen Tonwerke oft erreicht hat.

Aufgang der Sterne, das Hervortreten derselben am Horizont in die uns sichtbare Hälfte des Himmels. In Folge der Kugelgestalt der Erde ist dieser Aufgang an verschiedenen Orten sehr verschieden. Unter dem Äquator gehen alle Sterne, und zwar senkrecht gegen den Horizont, auf und unter. Zwischen dem Äquator und den Polen gehen alle Sterne in einer schiefen Lage gegen den Horizont und einige derselben gar nicht mehr auf und unter. Für die Bewohner der Pole endlich geht kein Stern mehr auf und unter, sondern sie beschreiben alle dem Horizont (der für die Polbewohner in den Äquator fällt) parallele Kreise. Ist die Poldistanz des Sterns (Entfernung des Sterns von dem Pole des Äquators) gleich der geographischen Breite des Orts, so geht der Stern nicht mehr auf und unter, sondern berührt nur in seiner untern Culmination den Horizont. Ist die Poldistanz noch kleiner als die geographische Breite, so erreicht der Stern nicht mehr den Horizont und ist daher immer über ihm oder immer sichtbar, wie dies für die dem Nordpole nahen Sterne bei uns der Fall ist. Ist endlich die Poldistanz des Sterns größer als die geographische Breite, so geht der Stern nicht mehr auf und ist für diese Breite immer unsichtbar, wie dies bei uns für die dem Südpole sehr nahen Sterne der Fall ist. Die Zeit, welche ein Stern über dem Horizonte eines Orts zubringt, oder die Zeit von seinem Aufgange bis zu seinem darauf folgenden Untergange heißt der Tagbogen des Sterns. Zur Berechnung des Auf- und Untergangs aller Sterne hat man eigne Tafeln, welche für alle Sterne und für alle geographische Breiten den halben Tagbogen geben. Vgl. Littrow's „Kalenderiographie" (Wien 1828).

Aufgebot, 1) in einigen Gegenden Deutschlands die Bestimmung des Preises, für welchen man die feilgebotene Sache kaufen will, richtiger Angebot; 2) die durch die Gesetze verordnete öffentliche Bekanntmachung jeder zu schließenden

Ehe, die in Sachsen und andern Ländern an drei auf einander folgenden Sonntagen von der Kanzel geschieht; sie wurde im 12. Jahrh. gebräuchlich; 3) der Aufruf zu den Waffen, den bei außerordentlichen Gefahren ein Landesfürst an seine Unterthanen ergehen läßt; 4) die auf solche Weise zusammenberufene Masse selbst.

Aufkauf, das Geschäft Desjenigen, welcher die Waare von dem Erzeuger kauft, um sie mit Vortheil dem Verbraucher wieder zu verkaufen. Gewöhnlich bedient er sich dazu gewisser Unterhändler, Auf- oder Vorkäufer mit verächtlicher Nebenbedeutung genannt, welche die einzelnen Ankäufe für ihn besorgen. Es ist viel darüber gestritten worden, inwiefern, wieweit und ob bei allen Waaren der Aufkauf zulässig sei. Da der Aufkauf dem Verlangen nach der Waare entgegenkommt, so wirkt er etwas im Allgemeinen Wünschenswerthes und ist gewiß nützlich. Nur in den Fällen wird er unzulässig, wo er die Preis- und Arbeitsverhältnisse stört oder in einen leeren Umtrieb zwischen den Großhändlern ausartet, um Mangel und hohe Theurung in allgemeinen Volksbedürfnissen zu veranlassen; diesem muß theils durch allgemeine Gesetze, theils durch besondere Verfügungen begegnet werden.

Aufklärung ist ein Begriff, dessen Bedeutung und Wahrheit so groß und so einleuchtend ist, daß man kaum begreift, wie er habe in üblen Ruf kommen können. Dennoch ist dieses seit der Mitte des 18. Jahrh. vielfach geschehen. Gewiß war bisweilen ein Misbrauch mit dem Worte getrieben worden, besonders aber trug die Scheu vor dem Illuminatismus dazu bei, daß man sich vor jenem, diesem verwandten Namen zu scheuen begann. Aber darum braucht man nicht den ganzen Gedanken wegzuwerfen; auch ist es unnütz, zwischen wahrer und falscher Aufklärung zu unterscheiden, da die Aufklärung nur eine wahre sein kann, und man muß sich hüten, von Gefahren allgemeiner Aufklärung zu sprechen, denn unter allen Verhältnissen ist der Mensch für Wahrheit und Licht bestimmt und dafür empfänglich, und Aufklärung ist etwas Anderes als gewisse Kenntnisse und Beschäftigungen höherer Art, welche allerdings nicht für Alle im Volke gehören; endlich sind die Unterscheidungen von Aufklärung und Aufklärerei oder Ausklärung unnütz, gesucht, und die letzte witzlos. Die Aufklärung unterscheidet sich nach dem eingeführten Sprachgebrauche darin von der Bildung, daß sie ganz besonders auf die Gesammtheit, auf das Volk bezogen, und weder in bloßer Begriffsaufhellung, noch in Unterweisung, sondern in Klarheit, Sicherheit und Anwendbarkeit solcher Gedanken gefunden wird, welche sich auf allgemein menschliche Interessen beziehen. Daher sie allerdings ganz vorzüglich in Sachen der Religion und des bürgerlichen Lebens verlangt und gefunden wird.

Auflage nennt man die Gesammtzahl der von einer Druckschrift gemachten Abdrücke. Die Stärke der Auflage wird in der Regel durch den Contract bestimmt, welchen der Verfasser mit dem Verleger abzuschließen pflegt. Von der richtigen Beurtheilung der Auflage nach dem Bedarf des Publicums hängt meistens das Gelingen einer buchhändlerischen Unternehmung, sowie der zu machende Preis einer Schrift ab, indem bei einem Buche, das den Absatz einer starken Auflage wahrscheinlich macht, der Preis progressiv sehr vermindert werden kann, weil die Kosten des Honorars und des Satzes sich auf so viel Exemplare mehr vertheilen lassen, indem bei diesen am Ende nur der Preis des dazu gebrauchten Papiers und die Kosten des Drucks selbst in Betracht kommen. Wenn daher der Preis eines Buchs, das zu 500 Exemplaren gedruckt wird, weil auf diese geringe Zahl die ganzen Kosten des Honorars, des Satzes und der Mühwaltung vertheilt werden müssen, relativ hoch sein muß, so kann er natürlich bei einer Auflage von 1, 2, 3, 4 und mehren Tausenden immer progressiv geringer gestellt werden. Den grammatischen und technischen Unterschied zwischen Ausgabe und Auflage bestimmt das „Preuß. Landrecht" (Th. I, Tit. 11, §. 1011 und 1012) so, daß, „wenn ein neuer unveränderter Abdruck einer Schrift in ebendemselben Formate veranlaßt werde, solches eine neue Auflage heiße", „wenn aber eine Schrift in verändertem Formate oder mit

Veränderungen im Inhalt von Neuem gedruckt werde, solches eine neue Ausgabe genannt werde". Man hat aber wol nicht mit Unrecht diese Unterscheidung willkürlich und die darauf gegründeten gesetzlichen Bestimmungen ungenügend gefunden. Das Landrecht bestimmt, daß, wenn der Autor im Verlagsvertrag die Zahl der Exemplare der ersten Auflage nicht festgesetzt habe, es dem Verleger freistehe, auch ohne ausdrückliche Einwilligung des Verfassers neue Auflagen zu veranstalten; im umgekehrten Falle finde Seitens des Verlegers eine neue Verbindlichkeit statt. Dann wird Auflage auch synonym mit Abgabe (s. d.) gebraucht.

Auflösung in der chemischen Bedeutung dieses Wortes kommt zu Stande durch die Anziehung, welche die Theilchen eines flüssigen Körpers auf die Theilchen eines damit in Berührung kommenden festen oder auch eines andern flüssigen Körpers äußern. Durch die Wärme wird die Auflöslichkeit fast aller Körper befördert. So lösen 100 Theile Wasser beim Frostpunkte des Wassers blos etwa 13 Theile, beim Siedepunkt aber mehr als 200 Theile Salpeter auf; und ähnliche Verhältnisse gelten für die meisten andern Salze, worauf es beruht, daß Auflösungen derselben, welche in der Wärme gesättigt waren, sich beim Erkalten durch Absatz eines Theils des Salzes trüben. Das Kochsalz jedoch macht eine merkwürdige Ausnahme, indem es sich in allen Temperaturen vom Frostpunkte bis zum Siedepunkte gleich gut im Wasser auflöst; und einige wenige Körper, die jedoch ebenfalls nur als Ausnahmen zu betrachten sind, lösen sich sogar in der Kälte reichlicher als in der Wärme auf, so der Kalk in Wasser. Manche Körper vermögen durch andere aus ihrer Auflösung verdrängt zu werden, wo dann Trübung der Auflösung oder Niederschlag daraus erfolgt; so wird, wenn man Eau de Cologne mit Wasser vermischt, das flüchtige Öl durch das Wasser aus der Verbindung mit dem Weingeiste ausgeschieden und dieser dadurch milchig. Umgekehrt vermögen manche Körper die Löslichkeit anderer zu befördern; so löst sich der Kalk für sich nur wenig in Wasser, dagegen reichlich, wenn man zugleich Zucker zusetzt. — In der Musik heißt Auflösung die durch die Natur eines musikalischen Intervalls gefoderte Fortbewegung der Melodie und im engern Sinne die nothwendige stufenweise Fortschreitung einer Dissonanz in ein consonirendes Intervall. Die Dissonanzen treten bei ihrer Auflösung gewöhnlich eine Stufe abwärts, und nur die sogenannten übermäßigen und einige große Intervallen gehen zur Auflösung eine Stufe aufwärts. Der Schritt, welchen dabei die Grundstimme macht, bestimmt das Intervall der Auflösung. Bei den regulair aufgeführten Dissonanzen, d. i. bei den in dem schlechten Takttheile vorbereiteten, fällt die Auflösung immer wieder auf den schlechten Takttheil; die irregulair, d. i. die im Durchgange gebrauchten Dissonanzen werden auf der guten Taktzeit aufgelöst. Über die Auflösung des Kanons s. d. Auflösungszeichen nennt man in der Notenschrift das sogenannte Bequadrat: ♮. — In der Poesie, besonders im Roman und im Drama, ist Auflösung, oder, wie man auch sagt, Entwickelung der mit der Katastrophe (s. d.) eintretende letzte Theil der Darstellung, durch welchen die verwickelte Begebenheit oder Handlung zu einem befriedigenden Ausgange geführt wird. Die Auflösung muß, wo die Darstellung wirkliche Entwickelung einer Idee ist, durch die Grundlage des Ganzen bedingt sein und sich ganz natürlich vor dem Leser oder Zuschauer entwickeln. — In der Mathematik endlich heißt Auflösung die gehörige Beantwortung jeder analytischen oder geometrischen Frage oder jedes mathematischen Problems. Auflösung der Gleichung ist z. B. die Bestimmung der Werthe, welche die in dieser Gleichung enthaltene veränderliche Größe, dieser Gleichung gemäß, haben kann.

Aufmerksamkeit (attentio animi) nennen wir die verstärkte Richtung des Bewußtseins auf einen Gegenstand. Diese Verstärkung wird theils durch überwiegende äußere Reize bewirkt und dann nennt man die Aufmerksamkeit unwillkürlich, oder sie geht vom Willen aus, um einen Gegenstand mit Abstraction von andern genau zu betrachten oder klar zu erkennen, und dann nennt man die Aufmerk-

samkeit willkürlich. Im Grunde aber ist bei der Aufmerksamkeit Vorstellen und Denken mit Wollen immer verbunden; und so deutet jene Unterscheidung nur auf die verschiedene Art hin, wie die Aufmerksamkeit in uns entsteht. Bei der willkürlichen Aufmerksamkeit wirkt aber Interesse an dem Gegenstande und ein bestimmter Vorsatz vor Allem ein. Die Aufmerksamkeit ist nach Schärfe, Ausdehnung und Dauer verschieden. Die erstere beruht auf dem Vermögen, von Allem zu abstrahiren, was nicht zu dem betrachteten Gegenstande gehört und in der Klarheit der Vorstellung, welche der Geist sich dadurch gegenwärtig macht; die zweite auf der Menge der Vorstellungen, welche in einer Zeit von der Seele aufgefaßt werden; beide Eigenschaften schränken sich in der Regel ein, je mehr der Geist mit vielen Gegenständen beschäftigt ist, desto weniger kann er das Einzelne klar auffassen. Die Dauer endlich betreffend, so muß der Anspannung des Bewußtseins nach dem Naturgesetz wiederum Erschlaffung folgen, und es gehört zur Gesundheit des Geistes, den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit mit Freiheit wechseln oder bei ihm verweilen zu können. Extreme sind dagegen Zerstreutheit des oberflächlichen, sinnlichen Menschen und die Vertieftheit des Überspannten, bei welchem die Vorstellungen zu fixen Ideen werden.

Aufnehmen, s. Messung.

Aufriß, in der Baukunst, die Zeichnung der Außenseite oder Façade eines Gebäudes, geometrisch und nach verjüngtem Maßstabe. Man nennt ihn auch, zum Unterschied eines perspectivischen Risses, den orthographischen, weil in einer solchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und seiner einzelnen Theile genau angegeben sein müssen, um den Werkleuten zur Richtschnur zu dienen.

Aufrollen (einen Flügel in der Schlacht) heißt, die dort stehenden Truppen von der Seite und im Rücken so angreifen, daß sie nicht dazu kommen können, eine neue Stellung gegen den Feind zu bilden, sondern in Unordnung auf die Mitte geworfen werden. Bei der sonstigen Aufstellung in Linien war dies eher thunlich als jetzt, wo die gewöhnliche Stellung in Abtheilungen nicht mehr so schwache Seiten darbietet. Wenn indeß starke Massen dazu verwendet werden, so pflegt sich doch bisweilen etwas Ähnliches zu begeben, wie z. B. in der Schlacht bei Wagram, wo der östr. linke Flügel bei Markgrafen-Neusiedel von Davoust, trotz einer schnell genommenen Aufstellung en potence, zurückgeworfen und so die Schlacht entschieden wurde.

Aufruhr, Tumult, das Zusammenlaufen mehrer Personen, um sich irgend einer obrigkeitlichen Anordnung mit Gewalt zu widersetzen; ein Staatsverbrechen, welches zum Hochverrath übergeht, wenn der Zweck des Aufruhrs Umsturz der Staatsverfassung selbst ist. Schon dieser Begriff unterscheidet den Aufruhr vom Aufstande, indem der erste wol der Anfang und die Veranlassung zu dem letztern werden kann, aber an sich in einer ungeordneten und gewaltsamen Widersetzlichkeit besteht, welche, wenn sie länger fortgesetzt und der bewaffnete Widerstand allgemeiner und heftiger wird, den Namen der Empörung (Rebellion) bekommt. Der **Aufstand** hingegen, die **Insurrection** (s. d.) ist die Erhebung eines Volkes zum geregelten Widerstande gegen eine für unrechtmäßig ausgegebene Herrschaft. Daher kann beim Aufruhr nie die Frage von seiner Rechtmäßigkeit sein, die Aufrührer sind vor dem bürgerlichen Gesetze immer strafbar; der Aufstand aber kann in der Idee wenigstens rechtmäßig sein, insofern er gegen eine unrechtmäßige Herrschaft gerichtet ist. Daher wird auch der Name Rebellen, welcher nur von einem strafbaren Widerstande gebraucht wird, mit dem der Insurgenten verwechselt, sobald das Urtheil über die Rechtmäßigkeit anfängt wenigstens zweifelhaft zu werden. Gefangene Rebellen haben keinen Anspruch, als Kriegsgefangene behandelt zu werden, wol aber Insurgenten, welche unter dem Schutze völkerrechtlicher Grundsätze stehen, da die Gerechtigkeit ihrer Sache von dem Gottesurtheil des Ausgangs abhängig gemacht worden ist. Zu dem rechtlichen Begriff des Aufruhrs gehören wenigstens zehn

Menschen; in England wird, sobald eine Versammlung einen tumultuirenden Charakter anzunehmen scheint, vermöge der Aufruhracte (riot-act) von 1817 eine Proclamation verlesen, daß alle Versammelte ruhig auseinandergehen sollen, bei Todesstrafe. Es muß nun eine Stunde Zeit gegeben werden, nach deren Ablauf die bewaffnete Macht gebraucht werden kann.

Aufschrift, Inschrift (inscriptio), nennt man in ästhetischer Hinsicht diejenige Schrift auf einem Denkmale, welche im Lapidarstyl, d. h. in sinnreicher Kürze, dessen Bestimmung ausdrückt. Die Aufschriften (tituli) der Römer enthalten nur die nothwendigsten Bestimmungen des Gegenstandes, auf und vor welchem sie stehen, und haben ohne Bezug auf diesen Gegenstand keine Bedeutung. Bei ihnen versank mit der Freiheit auch der gute Geschmack der Auf- und Inschriften; die Schmeichelei suchte durch Witz zu ersetzen, was ihr an Natürlichkeit abging. Am schönsten nimmt sich bei Inschriften die sogenannte Quadratschrift aus. In Frankreich gründete man unter Ludwig XIV. eine eigne Akademie der Inschriften, sowie man überhaupt sehr bemüht gewesen ist, die ältern Inschriften in Sammlungen zusammenzustellen. In orthographischer Hinsicht verfuhren die Römer bei öffentlichen Denkmälern mit vieler Sorgfalt, doch bedienten sie sich bei bekannten Worten der Abkürzung. Bei Privatdenkmälern verfuhr jedoch auch der röm. Steinmetz oft sehr willkürlich und unachtsam. An die Stelle der Einfachheit und Bescheidenheit, die auf röm. Denkmälern vorherrscht, trat in der spätern Zeit Schwulst und spitzfindige Witzelei. Unter den neuesten Aufschriften verdienen ihrer Kürze und Trefflichkeit wegen die am berliner Invalidenhause: „Laeso et invicto militi“ und die am potsdamer Armenhause: „Fridericus Rex civibus egenis M.D.C.C.LXXIV.“ rühmliche Erwähnung. — In diplomatischer Hinsicht nennt man **Aufschriften** auch die Anfangsformeln der Urkunden, dann die Bezeichnungen der Personen, in deren Namen die Urkunden ausgefertigt, und Derjenigen, an die sie besonders gerichtet sind. Da im ganzen Mittelalter die Geistlichen die Abfassung der Urkunden besorgten, so findet sich durchgängig in denselben eine Allgemeinheit des Styls, die sich vorzüglich auch in Hinsicht der Aufschriften und der Einleitung der Urkunden offenbart.

Aufstand, s. **Aufruhr** und **Insurrection**.

Aufsteigende Linie, s. **Absteigende Linie**.

Aufsteigung (ascensio), früher **Absteigung**. In der Sternkunde versteht man unter **grader** Aufsteigung (rectascensio) eines Gestirns denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem Abweichungskreise dieses Gestirns enthalten ist, unter dem Äquator mit ihm zugleich aufgeht oder mit ihm grade aufsteigt. Durch die grade Aufsteigung und Abweichung wird der Stand der Gestirne am Himmel ebenso bestimmt, wie die Lage der Örter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter **schiefer** Aufsteigung (ascensio obliqua) versteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwischen dem Frühlingspunkte und dem mit einem Gestirne zugleich auf- und untergehenden Punkte des Gleichers enthalten ist. Neuere Astronomen haben diese Ausdrücke überflüssig gefunden.

Auftritt, **Aufzug**, s. **Schauspiel**.

Auge, das Werkzeug des Gesichts, welches das Bild der äußern Gegenstände mittels der davon herkommenden Lichtstrahlen aufnimmt. Das Auge oder der Augapfel ist bei dem Menschen ziemlich kugelrund, hart anzufühlen, leicht beweglich in der Augenhöhle und durch Zellgewebe an kleine Muskeln und hinterwärts an den Sehnerven befestigt. Betrachten wir das menschliche Auge in seiner natürlichen Lage grade von vorn, so bemerken wir 1) einen schwarzen runden Flecken in der Mitte, die Pupille; 2) um diese einen breiten farbigen Kreis, die Iris; 3) auf beiden Seiten eine weiße gewölbte Fläche, das sogenannte Weiße im Auge. Betrachten wir das Auge von der Seite, so bemerken wir das die Iris und Pupille bedeckende durchsichtige Gewölbe, von der sogenannten Hornhaut gebildet. Das

übrige des Augapfels ist unter den Augenlidern und in der Augenhöhle verborgen. Er wird von drei übereinanderliegenden Häuten gebildet, welche verschiedene Flüssigkeiten einschließen. Die äußerste Haut ist die stärkste und härteste, wird deshalb die harte, auch feste und weiße Haut genannt und besteht aus mehren Blättern, ist elastisch, dick, weiß und umgibt den ganzen Augapfel. Nur nach Außen hin verdünnt sie sich und wird vorn ganz durchsichtig. Dieser durchsichtige Theil führt den Namen Hornhaut. Sie ist der Abschnitt einer Kugel von etwas kleinerm Durchmesser als der Durchmesser des ganzen Augapfels und sitzt gleichsam auf dem letztern, daher sich dieser auch bei der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theile des Augapfels befindet sich eine Öffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, dessen Ursprung im Gehirn ist, ins Auge geht. Unmittelbar unter der harten liegt die braune Haut oder Gefäßhaut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt und sich bis an die Hornhaut erstreckt. Sie sieht von Außen braun, inwendig aber fast schwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt sie sich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut in Gestalt eines weißen Kreises, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der nach Fontana benannte Strahlenkanal befindlich ist. Vor dem Ciliarkreise wendet sich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem Innern des Augapfels und bildet daselbst dicke, schön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem schwarzen Pigment überzogen sind und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entstehen die weiter aufwärts laufenden und bis an den Rand der Krystalllinse reichenden Strahlenfasern, welche um die Krystalllinse her einen schön gestreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwischen den Strahlenfasern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere, mit schwarzen Linien bekleidete Fläche die Traubenhaut heißt. Beide zusammen machen die Iris oder den Augenstern aus. In der Mitte dieser durchsichtigen Haut befindet sich die Pupille oder Öffnung des Augensterns, auch Sehe genannt, wodurch das Licht ins Auge fällt. Die Iris ist äußerst empfindlich gegen das Licht und dehnt sich aus oder zieht sich zusammen, wodurch die Pupille vergrößert oder verkleinert wird, je nachdem das Licht schwach oder stark ist. An die braune Haut schließt sich die Netz- oder Markhaut, eine Verbreitung des durch die harte und braune Haut ins Auge getretenen Sehnerven. Sie schmiegt sich allenthalben bis zum größern Kreise der Strahlenfasern der braunen Haut an. Die sogenannten Flüssigkeiten oder Feuchtigkeiten liegen alle in der Mitte der beschriebenen Häute oder sind vielmehr von ihnen umgeben. Die erste heißt die krystallene oder Morgagni'sche Feuchtigkeit; sie umgibt die Krystalllinse und ist zugleich mit dieser von einem besondern durchsichtigen Häutchen, der Kapsel der Krystalllinse, umgeben. Die Krystalllinse selbst ist ein linsenförmiger, gallertartiger, doch noch etwas festerer Körper und wird von den Strahlenfasern eingefaßt. Die wässerige Feuchtigkeit erfüllt den vordern Theil des Auges zwischen der Hornhaut und der Kapsel der Krystalllinse. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, ist dünnflüssig und sehr durchsichtig. Sie wird leicht wieder ersetzt, wenn sie durch eine Öffnung in der Hornhaut ausgeflossen ist. Die gläserne Feuchtigkeit füllt die ganze Höhle der Netzhaut aus und nimmt den größten Theil des innern Auges ein. Vorn hat sie eine durch die Gestalt der Krystalllinse, die sie berührt, hervorgebrachte Vertiefung und ist ihrem Wesen nach eine sehr durchsichtige Gallerte, die aus feinen Zellen besteht, in welchen die Flüssigkeit sich befindet. Wie das Bild eines äußern Gegenstandes in dem Auge entsteht, hat zuerst Kepler gezeigt. Es fahren von jedem Punkte eines leuchtenden oder erleuchteten in die Augen fallenden Körpers nach graden Linien Strahlenkegel aus, deren Spitze auf dem Körper, deren Grundfläche aber auf der vordern Fläche der Hornhaut ruht. Der Strahlenkegel dringt durch die Hornhaut und durch die wässerige Feuchtigkeit; ein Theil seiner Strahlen wird zwar von der vorliegenden Iris aufgefangen, das auf die Pupille fallende Licht aber trifft die Krystalllinse, dringt durch dieselbe und durch die gläserne Feuchtigkeit bis zur Netzhaut

durch und erleidet bei seinem Durchgange durch vier verschiedene Mittel, nämlich die Hornhaut und die drei Feuchtigkeiten, vier Brechungen, bis sich endlich die Strahlen des Kegels in einiger Entfernung von der Krystalllinse in einem Punkte vereinigen. Es geht also auf diese Weise im Auge eben Das vor, was in einem verfinsterten Zimmer geschieht, in welchem sich eine mit einem erhabenen Glase versehene Öffnung befindet. Wenn der Vereinigungspunkt der Lichtstrahlen genau auf die Netzhaut trifft, so bilden sie den Punkt, von welchem sie ausgingen, auf derselben deutlich ab. Da die Lichtstrahlen aus allen Punkten des sichtbaren Körpers ins Auge fallen, und also das Bild eines jeden Punktes auf der Netzhaut dargestellt wird, so entsteht aus den Bildern aller dieser Punkte zusammen ein umgekehrtes Bild des vor dem Auge befindlichen sichtbaren Körpers, wie in einem verfinsterten Zimmer umgekehrte Bilder der Gegenstände auf der dem Glase gegenüber befindlichen Wand entstehen. Auch ist der innere, mit der gläsernen Feuchtigkeit angefüllte Raum des Auges einem solchen Zimmer völlig ähnlich und wird durch das schwarze, die braune Haut von Innen bekleidende und durch die durchsichtige Netzhaut scheinende Pigment verdunkelt. Die genaue Wiedervereinigung der Strahlen, welche aus einerlei Punkt des sichtbaren Körpers ausgingen, ist die Ursache der Deutlichkeit des Bildes und der Deutlichkeit des Sehens zugleich. Diese wird auf der Netzhaut gestört, wenn die Vereinigungspunkte der Strahlen nicht genau auf dieselbe treffen, sondern entweder vor oder hinter ihr liegen. In beiden Fällen bilden sie statt des Punktes einen Kreis ab. Wenn sich aber jeder Punkt des Bildes auf der Netzhaut in einen Kreis ausbreitet, so muß nothwendig das Bild und folglich auch das Sehen undeutlich sein. Wiewol eigentlich jedes Auge seine eigne, von seiner eigenthümlichen Beschaffenheit abhängende Sehweite hat, so nimmt man sie doch für ein gewöhnliches, gut gebautes Auge auf acht Zoll an. Das Auge besitzt durch seine Muskeln zugleich ein Vermögen, seine Einrichtung zu ändern und dadurch auch auf kleinere und größere Weiten vollkommen deutlich zu sehen. Vgl. unter den ältern Werken Zinn's „Descriptio anatomica oculi humani" (Gött. 1753); unter den neuern Sömmerring's schönes Kupferwerk: „Abbildungen des menschlichen Auges" (Frankf. a. M. 1801, Fol.), und Schreger's „Versuch einer vergleichenden Anatomie des Auges" (Lpz. 1810).

Augenheilkunde, nach dem Griechischen **Ophthalmiatrik** genannt, bildete schon in sehr früher Zeit einen wichtigen Theil der Chirurgie und Medicin, da die Augenfehler und Augenkrankheiten, sowie die aus letztern entstehenden Augenübel um so verschiedenartiger und bedeutender sind, je zusammengesetzter und künstlicher der Bau, und je wichtiger und anhaltender die Thätigkeit des Auges ist. Unter den Augenfehlern sind die vorzüglichsten die Myopie, **Kurzsichtigkeit** (s. d.), die Presbyopie, **Weitsichtigkeit** (s. d.), das Schielen, wenn die Augen in verschiedener Richtung zugleich sehen, die Übersichtigkeit, indem man den Gegenstand nur mit höher gehobenem Auge, als die Lage des Gegenstandes fodert, zu erkennen vermag, und endlich die Augenschwäche, wenn bei anhaltendem Betrachten sehr bald alle Gegenstände, sowol entfernte als nahe, doch die letztern gewöhnlich zuerst, undeutlich werden. Obschon dieser letztere Fehler sehr oft mit den frühern verbunden und eine Folge derselben ist, so rührt er doch zum größern Theile von allzu großer Anstrengung der Sehkraft oder von Blutandrang nach dem Kopfe her. Dem Augenschwachen vergehen bei anhaltendem Lesen die Augen; die Buchstaben scheinen ineinander zu fließen; beim Betrachten eines Gegenstandes steigen Funken, Flecken und Figuren (Mücken, Fliegen) vor dem Auge auf und ab, die bald dunkel, bald durchsichtig sind. Diese Erscheinung ist gewöhnlich ohne bedenkliche Folgen und vergeht sehr oft wieder; nur wenn die Flecken größer und unbeweglich sind, ist schwarzer Staar zu befürchten. Die gewöhnlichsten Augenkrankheiten sind Entzündung der Augenlider, die sich durch Absonderung einer widernatürlichen Feuchtigkeit an den Rändern der Augenlider ankündigt; sie ist gewöhnlich die Folge von

Erkältung, längerm Aufenthalt in kalter und feuchter Luft bei Nord-, Nordwest- und Nordostwind, wird aber auch durch Gicht und andere Krankheiten veranlaßt. In den erstern Fällen ist sie sehr leicht, im letztern sehr schwer und langsam zu heilen. Das Gerstenkorn, die Entzündung eines einzigen Schleimsäckchens in dem Rande der Augenlider, heilt sich meist durch Eiterung sehr bald selbst und läßt nur in manchen Fällen eine Verhärtung zurück. Ferner gehört hierher die Entzündung des Auges auf seiner Vorderfläche, wobei das Weiße im Auge roth wird, aufschwillt und zuweilen einen Wulst um die Hornhaut bildet. Sie wird oft, namentlich bei neu geborenen Kindern, so heftig, daß sie in Form eines Bläschens die Hornhaut selbst ausdehnt, wovon sehr oft Flecken und Trübheit der Augen zurückbleiben, in manchen Fällen auch gänzliche Erblindung folgt. Erkältungen und mechanische Verletzungen erzeugen sie. Als Anzeichen der Augenkrankheiten sind zu betrachten Röthe des Auges, Schmerz in demselben, der sich durch Drücken äußert, Hitze, meist auch Feuchtigkeit und Geschwulst der Augenlider. Die beiden bekanntesten Arten der Erblindung sind der graue und schwarze Staar (s. d.). Vgl. Weller's „Krankheiten des menschlichen Auges" (4. Aufl., Berl. 1830); Benedict's „Handb. der prakt. Augenheilkunde" (5 Bde., Lpz. 1822—27) und Beck's „Handb. der Augenheilkunde" (Heidelb. 1833). — Die Geschichte der Augenheilkunde heißt Ophthalmologie. Eine eigne Classe von Ärzten, die sich allein mit Heilung der Augenkrankheiten beschäftigten, bildete sich schon zu Alexandria noch vor des Celsus Zeit. Doch viele Jahrhunderte ward hierauf diese Wissenschaft gänzlich vernachlässigt, bis seit dem 17. Jahrh. Franzosen, Engländer, Italiener und namentlich Deutsche dem Studium der Augenheilkunde sich ausschließend widmeten. Durch die vereinigten Bemühungen ist sie in der neuesten Zeit zu einem hohen Grade der Vollkommenheit geführt worden. Vgl. Wallroth's „Ophthalmologia veterum" (Halle 1818). Eine Zeitschrift für Ophthalmologie gab seit 1831 in Verbindung mit vielen andern Ärzten der Professor von Ammon in Dresden heraus (1. und 2. Bd., Dresd. 1831—32).

Augenlid, der Deckel des Auges, denn Lid, nach Wolke und andern Sprachforschern ein altdeutsches Wort, bedeutet Decke. Diese beinahe halbcirkelförmigen Augendeckel werden in ältern medicinischen Büchern tegumenta oculorum und coopercula genannt, wodurch jene deutsche Ableitung um so richtiger erscheint. Sie sind zahlreichen und mannichfaltigen Krankheiten ausgesetzt; aber auch der Nutzen der Augenlider ist sehr groß. Sie beschützen nicht nur das Auge gegen das Eindringen fremder Körper und reinigen dasselbe von den kleinen eindringenden Stäubchen, sondern sie mäßigen auch das zu starke Eindringen des Lichts, vertheilen die Thränen gleichförmig und schaffen sie aus dem Auge; ja sie verstärken sogar die Kraft des Gesichts durch die sie begrenzenden Augenwimpern.

Augenmaß, s. Messungen.

Augenpflege, dasjenige Verhalten, welches man beobachten muß, um das Sehvermögen so gut als nach Umständen möglich ist zu erhalten. Wer die Augen zu seinen Geschäften häufig anstrengen, viel lesen, schreiben, feine Gegenstände bearbeiten muß, hat dabei vorzüglich die Wahl der Zeit, die Art, wie man die Augen gebrauchen soll, und die Mittel, mit welchen man ihnen zu Hülfe kommen kann, zu beobachten. Die beste Zeit zum anstrengenden Gebrauch der Augen ist früh Morgens, überhaupt Vormittags und am Tage eher als beim Kerzenlichte. Abends ist die Sehkraft durch die Anstrengung den Tag hindurch schon mehr erschöpft. Man strenge die Augen nicht lange hintereinander an, ohne sie dazwischen zuweilen ruhen und sich erholen zu lassen. Beim Sehen muß man hinlängliches, doch nicht zu starkes Licht haben. Man hüte sich, daß die Lichtstrahlen unmittelbar in das Auge fallen. Bei dem Sonnenlichte vermeidet es Jedermann, weil die Folgen schnell und auffallend eintreten, und es eine vorübergehende Lähmung der Augennerven und schwarzen Staar verursachen kann. Allein auch die Strahlen eines Lichts, das öftere Blicken ins Feuer ist der Sehkraft des Auges nachtheilig und ver-

zehrt und vernichtet allmälig seine Nervenkraft. Wer daher viel bei Licht Abends lesen oder schreiben muß, bediene sich eines Schirms vor dem Lichte oder noch besser am Kopfe über die Stirn herunter. Das Licht darf aber nicht zu schwach sein, weil das Auge sich dabei zu sehr anstrengen muß, die Strahlen zu sammeln. Daher ist das Dämmerlicht zum Sehen so nachtheilig für die Augen. Am besten ist das milde Licht des Tages; nur darf beim Lesen, Schreiben, Nähen auf weißem Zeuche u. s. w. die Sonne nicht unmittelbar auf den weißen Gegenstand scheinen, weil durch dies zu starke Licht die Nervenkraft der Netzhaut im Auge zu sehr gereizt und daher erschöpft wird. Wer des Abends zu arbeiten nicht vermeiden kann, muß auf die Auswahl der Beleuchtung die gehörige Sorgfalt wenden, wenn er seinen Augen nicht schaden will. Die beste Beleuchtung des Abends ist die von einer guten Lampe mit breitem Dochte. Ihr Licht ist hell genug und doch mild, gleichmäßig, nicht flackernd. Weniger gut ist das Wachslicht; eins gibt nicht Hellung genug, mehre geben verschiedene Schatten, was schon unangenehm für die Augen ist. Am wenigsten tauglich sind die Unschlittlichter, theils weil sie ein unstetes flackerndes Licht geben, theils weil das öfters nöthige Putzen der Schnuppe den Arbeitenden nöthigt, zu oft in das Licht selbst zu sehen; Beides ist für die Augen, zumal für solche, die schon etwas schwach sind, sehr empfindlich. Die beste Art der Beleuchtung wäre die von oben. Der Arbeiter muß das Licht zur linken Hand haben und hoch stellen; auf diese Weise ist die Beleuchtung auf dem Papier am vortheilhaftesten. Das Zimmer, in welchem man am Tage arbeitet, sollte, der gleichmäßigen Beleuchtung wegen, nur auf einer Seite Fenster haben. Der Arbeitstisch muß so stehen, daß die Fenster zur linken Hand sind. Hat das Zimmer auf mehren Seiten Fenster, so bedecke man die der andern Seite mit grünen Vorhängen. Als Arbeitszimmer wähle man wo möglich keins mit der Aussicht auf eine hell erleuchtete, weiß, gelb oder roth angestrichene Wand; denn nichts ist schädlicher für die Augen als eine solche stete überreizende Einwirkung auf die Nervenkraft der Netzhaut, zumal wenn die Sonne auf die gegenüberliegende Seite scheint. Die Mittel, mit welchen man schwachen Augen zu Hülfe kommen kann, sind zunächst Brillen. Die grünen sind gewöhnlich flach, vergrößern und verkleinern nicht und sind nur für solche Personen nützlich, welche empfindliche Augen haben und viel auf weiße Gegenstände, z. B. Papier, Leinwand u. dgl. mehr, bei starkem Lichte sehen müssen. Sie mildern blos die zu starke Einwirkung des Lichts auf die Augen. Die erhaben geschliffenen (convexen) Brillengläser, welche nach Maßgabe ihrer Rundung die Gegenstände vergrößern, kommen den weitsichtigen Augen zu Hülfe, weil sie dieselben in der Kraft, die Lichtstrahlen so zu vereinigen, daß von den Gegenständen ein deutliches Bild im Auge entstehen kann, unterstützen. Das Glas muß grade nur so viel convex sein, als dem Auge Kraft fehlt, die Strahlen zu brechen; es darf also nicht als Vergrößerungsglas auf das Auge wirken, sondern blos dazu helfen, das Bild von nahen Gegenständen, das ohne Glas undeutlich ist, ganz deutlich zu machen. Dies ist das Zeichen, daß es für das Auge passend ist. Die hohl geschliffenen (concaven) Gläser kommen den kurzsichtigen Augen zu Hülfe, indem sie das undeutliche Bild von entferntern Gegenständen deutlicher machen. Auch diese müssen dem kurzsichtigen Auge grade anpassend sein; sie dürfen nämlich nur um so viel die Lichtstrahlen auseinanderstreuen, als das kurzsichtige Auge sie zu sehr bricht und daher zu bald vereinigt, und dürfen daher die Gegenstände nicht verkleinern, sondern nur deutlich machen. Bei der Auswahl einer Brille ist große Vorsicht anzuwenden, wenn man seinen Augen wirklich dadurch helfen will. Passende Brillen sind dem Auge sehr nützlich, unterstützen das Sehvermögen und erleichtern das Sehen so sehr, daß sich oft ein schwaches Auge wieder erholt. Unpassende Gläser schaden, sie zwingen das Auge, sich mehr anzustrengen, um wieder dem Fehler der Gläser entgegenzuarbeiten. Ein weitsichtiges Auge, dem man eine zu convexe Brille gibt, wodurch die nahen Gegenstände vergrößert werden, zwingt man, noch

weitsichtiger und also noch schwächer zu werden, um diesen Fehler zu verbessern. Ein kurzsichtiges Auge, dem man ein zu concaves, die Gegenstände verkleinerndes Glas gibt, zwingt man, sich anzustrengen, noch kurzsichtiger zu werden. Auch muß, wer weitsichtig ist, sich hüten, mit einer Brille, die ihm nahe Gegenstände deutlich macht, in die Ferne zu sehen; er muß, wenn er z. B. nicht mehr schreibt oder liest, die Brille sogleich ablegen. Ein zweites Mittel, den Augen zu Hülfe zu kommen, besteht darin, die Nervenkraft derselben zu erhöhen. Mittelbar geschieht dies dadurch, daß man dem krankhaften Blutandrange nach den Augen Einhalt thut. Die Nervenkraft und die Gewalt des Bluts stehen bis auf einen gewissen Punkt mit einander im Gegensatze. Ist die Nervenkraft noch ungeschwächt, so beherrscht sie die Bewegung des Blutes; umgekehrt erhält das Blutsystem ein Übergewicht. Bei Schwäche der Augen tritt demnach auch das Blut mehr nach denselben; sie bekommen nach jeder nur mäßigen Anstrengung Hitze, Röthe und Brennen. Man wasche daher die Augen mehrmals des Tages, besonders am Abend, mit frischem Wasser, mit einer Mischung von Wasser und Weingeist oder Arak. Ist die Schwäche mit ihren Folgen schon bedeutender, so lege man Abends Compressen, mit einem kühlenden Augenwasser befeuchtet, oder noch besser, halbe Pflaumen oder gefaulte, etwas ausgehöhlte Äpfel, auch geriebene oder gebratene und wieder kalt gewordene Äpfel, oder geriebene Erdäpfel, auf und lasse sie wenigstens einige Stunden lang liegen. Vgl. Weller's „Diätetik für gesunde und schwache Augen" (Berl. 1821).

Augenpunkt oder Gesichtspunkt, in der Perspective derjenige Punkt auf der Fläche, wo die vom Auge ausgehende senkrechte Linie die Fläche trifft.

Augereau (Pierre François Charles), Herzog von Castiglione, Marschall von Frankreich, Sohn eines Fruchthändlers, geb. zu Paris 1757, diente als Carabinier in der franz. Armee, ging dann in neapolit. Dienste, ließ sich 1787 in Neapel als Fechtmeister nieder und ward von da 1792 mit seinen Landsleuten verwiesen. Er diente hierauf als Freiwilliger bei der Armee in Italien und schwang sich durch Verwegenheit und Einsicht schnell empor. Im J. 1794 bei der Pyrenäenarmee als Brigade- und 1796 als Divisionsgeneral bei der Armee von Italien angestellt, nahm er die Pässe von Millesimo, eroberte am 16. Apr. 1796 das verschanzte Lager der Piemonteser von Ceva, machte sich zum Meister von Casale, stürzte sich auf die Brücke von Lodi und erstürmte sie nebst den feindlichen Verschanzungen. Am 16. Jun. ging er über den Po und machte die päpstlichen Truppen nebst dem Cardinal-Legaten und dem Generalstabe zu Gefangenen. In den ersten Tagen des Aug. kam er Masséna zu Hülfe, unterhielt einen Tag lang die hartnäckigsten Gefechte gegen eine überlegene Truppenzahl und nahm das Dorf Castiglione, von dem er den Herzogstitel erhielt. Am 25. Aug. ging er über die Etsch und schlug die Feinde bis Roveredo zurück. Als am Tage von Arcole die Colonnen wankten, ergriff A. zuerst und nach ihm Bonaparte die Fahne, stürzte sich dem Feinde entgegen und entschied den Sieg. Durch die gesetzgebende Versammlung ward ihm am 27. Jan. 1797 diese Fahne zum Geschenk gemacht. Am 9. Aug. zum Befehlshaber der 17. Militairdivision zu Paris an General Hatry's Stelle ernannt, vollzog er die Gewaltthat am 18. Fructidor und ward von dem decimirten gesetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. Im J. 1799 zum Deputirten im Rathe der 500 gewählt, gab er sein Commando auf. Allein wider sein Erwarten erhielt er vom Consul Bonaparte den Oberbefehl der Armee in Holland. A. führte das franz.-batavische Heer an den Niederrhein, um die Unternehmungen Moreau's zu unterstützen, rückte über Frankfurt vor und traf mit den kais. Generalen verschiedentlich mit wechselndem Glücke zusammen, bis die Schlacht von Hohenlinden den Feldzug endigte. Im Oct. 1801 vom General Victor abgelöst, blieb er ohne Anstellung bis 1803, wo er das bei Bayonne versammelte Heer gegen

Portugal führen sollte. Da dieser Zug unterblieb, ging er nach Paris zurück, ward am 19. Mai 1804 zum Reichsmarschall und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Zu Ende 1805 befehligte er ein Corps der großen Armee in Deutschland, das die früher zu Brest unter seinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verschiedenen Erfolgen bei, welche den presburger Frieden herbeiführten, und besetzte im März 1806 Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbste desselben Jahres nach Preußen rief. Die in der Schlacht bei Eylau (s. d.) erhaltenen Wunden nöthigten ihn, nach Frankreich zurückzukehren. In den ersten Monaten 1811 gab ihm Napoleon den Oberbefehl eines Armeecorps in Spanien. Späterhin kehrte er von dort zurück und blieb ohne Anstellung, bis er im Jul. 1813 das in Baiern aufgestellte Heer nach Sachsen führte, wo er an der leipziger Schlacht Theil nahm. Beim Einrücken der Verbündeten in Frankreich sollte er Lyon decken, ward aber von den Östreichern geschlagen. Nach dem Frieden von 1814 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Pair. A. hatte sich nach dem Sturze Napoleon's in einer Bekanntmachung an seine Armee harter Ausdrücke bedient; daher erklärte ihn Napoleon bei seiner Landung 1815 für einen Verräther. A. sprach sich nichtsdestoweniger zu Gunsten Napoleon's aus, nahm aber an den neuen Ereignissen keinen thätigen Antheil. Nach der Rückkunft des Königs erschien er wieder in der Pairskammer, war Mitglied des Kriegsgerichts über Ney, lebte hierauf ohne Anstellung und starb am 11. Jun. 1816 auf seinem Gute la Houssaie.

Augias, s. Hercules.

Augsburg, Hauptstadt im bair. Oberdonaukreise, von 1276—1806 eine freie Reichsstadt, liegt zwischen der Wertach und dem Lech, ist enge und unregelmäßig gebaut, hat aber gute Gebäude, schöne, mit Springbrunnen verzierte öffentliche Plätze, 35,000 Einw., darunter gegen 13,000 Evangelische, und ist der Sitz des Generalcommissariats, des Wechselappellationsgerichts und eines Bischofs, dessen Bisthum im 7. Jahrh. gestiftet sein soll, 39 □M. umfaßte und 1801 säcularisirt wurde. Vgl. Braun's „Geschichte der Bisch. zu A." (Augsb. 1829). Merkwürdig sind: der Bischofshof, die ehemalige kais. Pfalz, wo 1530 die protestantischen Fürsten dem Kaiser Karl V. ihr Glaubensbekenntniß, die sogenannte augsburgische Confession überreichten, der große Saal aber ist schon vor langer Zeit in mehre Zimmer verwandelt worden; das Rathhaus mit dem goldenen Saale, welches für das schönste in Deutschland gehalten wird; die Fuggerei (106 kleine, von den Gebrüdern Fugger 1519 erbaute und zur Wohnung für arme Einwohner der Stadt bestimmte Häuser), ein Denkmal der Mildthätigkeit jener reichen augsb. Bürger; die Domkirche, deren Bauart ein hohes Alter beurkundet (vgl. Braun's „Beschreibung der augsb. Domkirche", Augsb. 1829); das Hallgebäude; das polytechnische Realinstitut; das 1828 vom König errichtete katholische Studentenseminar; die Kunstschule und Gemäldegalerie (wichtig für die deutsche Schule); das Zeughaus; viele Manufacturen und Fabriken (Calico, Seide, Gold- und Silberarbeit, Stück- und Schriftgießerei, Uhr- und Instrumentenmacher u. s. w.); unter den Privatgebäuden die schönen Häuser der Freiherren von Liebert und von Schäzler, welcher Letztere seinen Wohlstand zur Stiftung mancher herrlichen Anstalt verwendet hat. Die Stadt treibt einen beträchtlichen Wechsel- und Speditionshandel, indem sie die wichtigsten Geschäfte mit Wien und Italien macht und zugleich ein Stapelplatz für die süddeutschen und ital. Waaren ist. Die augsb. Gold- und Silberwaaren werden im Auslande geschätzt, und die freilich auch fabrikmäßig behandelte Kupferstecherkunst ist ebenfalls ein einträglicher Nahrungszweig für die Stadt, in welcher man viele Lehranstalten, Bücher- und Kunstsammlungen und geschickte Künstler aller Art findet. A. ist noch immer der Hauptsitz des deutschen Kunstfleißes und Kunstsinnes. Es bildete sich 1818 ein polytechnischer Kreisverein, und eine jährliche Kunst- und Industrieausstellung zeigt die Leistungen der verschiedenen Kunstschulen. Auch ist hier die Expedition der vom verstorbenen

Freiherrn von Cotta begründeten „Allgemeinen Zeitung", die früher von Posselt und nach dessen Tode von Stegmann redigirt wurde. — Ob A. vor Ankunft der Römer in der dortigen Gegend den Namen Damasia geführt habe, ist nicht ganz erwiesen; gewiß aber, daß der Kaiser Augustus, etwa ums J. 12 v. Chr., nach der Besiegung der Vindelicier eine Colonie daselbst anlegte (Augusta Vindelicorum), welche als der Anfang des heutigen A. anzusehen ist. Im 5. Jahrh. n. Chr. ward sie von den Hunnen verwüstet, kam darauf unter die Botmäßigkeit der fränk. Könige und ward in dem Kriege Karl's des Großen mit Thassilo von Baiern abermals fast gänzlich zerstört. Nach der Theilung des fränk. Reichs gerieth A. unter die Botmäßigkeit der Herzoge in Schwaben und erkaufte, durch Handel und Gewerbe bereits reich geworden, von diesen nach und nach ihre Freiheit, die auch späterhin von den Kaisern bestätigt ward. Jetzt erreichte die Stadt den höchsten Gipfel ihres Wohlstandes und war nebst Nürnberg ein Hauptstapelplatz für den Handel des nördl. Europa mit dem Süden, bis gegen Ende des 15. Jahrh. die Entdeckungen der Portugiesen und Spanier dem Welthandel eine veränderte Richtung gaben. Ausgebreitete Geschäfte trieben damals die berühmte Familie Fugger und Welser (s. d.). In Folge eines Aufstandes der untern Bürgerclassen bekam 1368 die vorher aristokratische Regierung eine demokratische Form, bis 160 Jahre später die patrizischen Geschlechter, durch Unterstützung Kaiser Karl V., wieder die Oberhand gewannen. Zu A. wurden sehr viele Reichstage und Turniere gehalten und 1555 daselbst der Religionsfriede geschlossen. Es ist auch der Geburtsort Holbein's, Probst's, Rugendas' u. A. Vgl. Braun's „Histor.-topograph. Beschreibung der Diöces A." (Augsb. 1813—23).

Augsburgische Confession, das von den Protestanten auf dem Reichstage zu Augsburg am 25. Jun. 1530 dem Kaiser und Reich übergebene und vorgelesene, mit der Unterschrift der protestantischen Reichsstände bekräftigte Glaubensbekenntniß. Luther hatte das Glaubensbekenntniß auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen, Johann des Beständigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da sein Styl zu heftig war, hatte Melanchthon dasselbe, ebenfalls auf kurfürstlichen Befehl und mit Einwilligung der sämmtlichen protestantischen Fürsten und Theologen, umgearbeitet. Über diese Urschrift, die Schicksale der beiden Exemplare, des deutschen und lat., zu Augsburg und den Ursprung erster Ausgabe der augsb. Confession (Wittenb. 1531, 4.), ist die historisch-diplomatische Untersuchung noch nicht beendigt. Melanchthon nahm in allen folgenden Ausgaben kleine Änderungen vor; allein von größerer Bedeutsamkeit waren seine Veränderungen in der Ausgabe von 1540, die deshalb zum Unterschiede von der unveränderten, die veränderte augsb. Confession genannt wurde; jene wurde von den Lutheranern, diese von den deutschen Reformirten angenommen, welche sich dadurch die den augsb. Confessionsverwandten im Religionsfrieden 1555 zugestandenen Rechte sicherten. Das 300jährige Jubelfest der augsb. Confession 1830, welches allgemein von der protestantischen Kirche, wenn auch in verschiedenartiger Bedeutsamkeit gefeiert wurde, gab Veranlassung zu einer großen Menge Schriften. Eine vollständige Beschreibung der Jubelfeierlichkeiten gab F. W. Ph. von Ammon in dem „Denkmal der dritten Säcularfeier der augsb. Conf." (Erl. 1831). Von den vielen hierauf bezüglichen Schriften erwähnen wir nur Danz, „Die augsb. Conf. nach ihrer Geschichte, ihrem Inhalte und ihrer Bedeutung" (Jen. 1829), und Fickenscher's „Geschichte des Reichstags zu Augsburg 1530 und des evangelischen Glaubensbekenntnisses" (Nürnb. 1830). Einzelne neue Ausgaben der augsb. Confession gaben Tittmann (Dresd. u. Lpz. 1830), Schott (Lpz. 1830), Funk (Lüb. 1830) und Beischlag (Augsb. 1830).

Augurn, bei den Römern gewisse Priester, die aus dem Fluge und Geschrei der Vögel, aus dem Blitze u. s. w. die Zukunft und den Willen der Götter

verkündigten. Sie wurden sowol in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Ansehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren sehr groß. Durch das bloße „Alio die" („Einen andern Tag") konnten sie die Fortsetzung der Volksversammlungen hindern und alle gefaßte Beschlüsse ungültig machen. Ihre Aussprüche, sowie die Anzeichen, nach denen sie sich richteten, wurden Augurien genannt. Öffentliche Augurien waren: 1) Himmelserscheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entstehens und Niederfahrens des Blitzstrahls. Der Augur begab sich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Aussicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet setzte er sich mit bedecktem Haupte, das Gesicht nach Osten gekehrt, und bezeichnete mit seinem Stabe (lituus) die Gegenden des Himmels, in deren Grenzen er seine Beobachtungen anstellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2) Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorhersagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel hießen eigentlich Auspicien und waren schon bei den Griechen gewöhnlich, die sie von den Chaldäern entnommen hatten. Nach und nach stieg ihr Ansehen so hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres steten Umherfliegens die Kenntniß der geheimsten Dinge zuschrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach oder mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen sie sich zeigten. Überhaupt zerfielen die vorhersagenden Vögel in solche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in solche, deren Gesang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geschrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn und einige andere, durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren stets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3) Das Fressen oder Nichtfressen der Hühner; jenes bedeutete Glück, dieses Unglück. Man bediente sich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher dem Heere immer ein Pontifex, einige Augurn und Haruspices (s. Haruspex), nebst dem Pullarius mit seinem Hühnerkasten folgen mußten. Außer diesen drei Arten gab es noch gewisse, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen angenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte gesehen ward, plötzliches Traurigwerden, das Niesen, das Verschütten des Salzes auf den Tisch u. s. w. Die Augurn erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu versöhnen seien. Das Recht der Auspicien, d. h. das Recht, von den Göttern durch gewisse Anzeichen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforschen, stand nur dem Oberfeldherrn zu; die Unterbefehlshaber fochten unter seinen Auspicien, d. h. die Verkündigung, die Jener erhalten, galt auch ihnen, und der glückliche oder unglückliche Ausgang ward Jenem allein beigemessen.

August, im röm. Jahre, welches mit dem März anfing, der 6. Monat; er hieß daher sextilis, bis Kaiser Augustus zum Andenken mehrer glücklichen Ereignisse, die ihm in diesem Monate widerfahren waren, demselben seinen eignen Namen beilegte oder vielmehr vom Senate beilegen ließ. Diese Schmeichelei des Senats begann bereits mit Julius Cäsar, dem zu Ehren der Monat Quintilis Julius genannt wurde. Da aber der Sextilis, unser August, nur 30, der Julius aber 31 Tage hatte, so verordnete der Senat ferner, um Augustus nicht zurückstehen zu lassen, daß auch sein Monat 31 Tage haben solle, wofür man einen Tag aus dem Februar wegnahm. Diese Anordnung hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

August, Kurfürst von Sachsen, ward am 31. Jul. 1526 dem Herzog Heinrich dem Frommen von seiner Gemahlin Katharina von Mecklenburg zu Freiberg geboren, wo Heinrich, mit einem kleinen Gebietstheile abgefunden, seinen Hof

hielt, ehe er seinem ältern Bruder Georg, mit welchem er durch die Begünstigung der Reformation in Zwiespalt gerathen war, in der Regierung des Albertinischen Stammlandes 1539 folgte. Während sein älterer Bruder Moritz (s. d.) früh in Verhältnisse kam, die kriegerischen Sinn und hochstrebenden Ehrgeiz in ihm weckten, erhielt A.'s Geist die Richtung, die ihn auf eine friedlich schaffende und erhaltende Wirksamkeit leitete. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts unter dem gelehrten Johann Rivius wie ein schlichter Bürgerssohn, und als er hier auch zu höhern Kenntnissen den Grund gelegt, kam er auf einige Zeit an den Hof des Königs Ferdinand zu Prag, wo er mit dessen Sohn Maximilian, dem nachherigen Kaiser, eine innige Freundschaft schloß, die ihn noch mehr ermunterte, seinem kenntnißreichen Gespielen nachzueifern. Nach seiner Rückkehr besuchte er unter der Leitung des Rectors Rivius die Universität zu Leipzig, und empfing 1541 zugleich mit seinem Bruder die Huldigung im väterlichen Erblande, wie er auch 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg mit Moritz die Belehnung mit der dem geächteten Johann Friedrich genommenen Kurwürde erhielt. Sein Bruder trat ihm die Einkünfte eines kleinen, seiner Verwaltung überlassenen Gebiets ab, und A. lebte, wenn er nicht während des Kurfürsten Abwesenheit den Regierungsgeschäften vorstehen mußte, meist zu Weißenfels. Seit 1548 war er mit Anna, der Tochter Christian III. von Dänemark, vermählt, durch treue Zuneigung ihm verbunden, wie durch eine gleiche Gesinnung, die sich in der strengsten Anhänglichkeit an Luther's Lehre und in einer sorgsamen wirthschaftlichen Thätigkeit offenbarte. Nach seines Bruders Heldentode 1553 zur Regierung und zur Kurwürde berufen, hatte er eine doppelt schwere Aufgabe, die politischen Verwickelungen zu lösen, die aus den Wirren der deutschen Zustände, aus seines Bruders Fehden, und aus dem Zwiespalt mit den Ernestinischen Vettern, welche der ihrem Stammhaupt widerfahrenen Unbill eingedenk, auf Vergeltung und Wiedererwerbung des Verlorenen sannen, hervorgegangen waren, und zugleich die Wunden zu heilen, welche des Kurfürsten kriegerische Regierung dem Lande geschlagen. Vergrößerte Moritz sein Erbe mit dem Schwerte, so wußte A. durch kluge Benutzung der Ereignisse, durch schlaue Unterhandlung, durch Ansprüche auf des Kaisers Gunst, aber auch durch den Einfluß fürstlicher Gewalt seine landeshoheitlichen Rechte auszudehnen und Gebietserwerbungen zu machen; doch grade in diesen Bemühungen zog er sich Vorwürfe zu, gegen welche die richtende Geschichte ihn nicht ganz zu rechtfertigen vermag. Daß die drei geistlichen Stifter, Merseburg, Naumburg und Meißen, in eine entschiedenere Abhängigkeit von der landesfürstlichen Gewalt kamen, war eine nothwendige Folge der durch die Reformation veränderten kirchlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse, und diese Angelegenheiten wurden zum Vortheil des Kurhauses durch Verträge geordnet, wie auch andere Erwerbungen innerhalb der Grenzen des Erblandes durch Käufe, obgleich zuweilen gegen die Wünsche der Besitzer, erlangt wurden. Weit bedeutender war der Gebietszuwachs, den A. 1567 durch die Achtsvollziehung gegen den von dem meuterischen Wilhelm von Grumbach verleiteten Herzog Johann Friedrich von Gotha, des Kurfürsten Johann Friedrich Sohn, gewann, die unterpfändlich für die Kriegskosten abgetretenen Ämter Weida, Ziegenrück, Arnshaugk und Sachsenburg, die aber nicht eingelöst wurden. A. verhinderte die Freilassung des unglücklichen Fürsten, der 28 Jahre später im Gefängnisse zu Steyer starb. Auch läßt er sich kaum gegen den Vorwurf vertheidigen, daß er, die zudringlich übernommene Vormundschaft über seine Vettern, die Söhne Johann Wilhelm's von Weimar, benutzend, zum Nachtheil seiner Mündel durch diplomatische Künste die Hälfte der hennebergischen Erbschaft zu erlangen gewußt. Ein Hauptereigniß seiner Regierung war die Wendung, welche die Angelegenheiten der protestantischen Kirche durch seine eingreifende Mitwirkung nahmen. Der alte Streit über eine dogmatische Spitzfindigkeit in der Abendmahlslehre, den der vermittelnde Melanchthon zu sühnen gesucht hatte, wurde nach dessen Tode heftiger,

als seine Anhänger sich Zwingli's Ansichten näherten, und A.'s Hoftheologen, die sich dieser Meinung zuneigten, wußten ihn über den Sinn ihrer Glaubenslehre so schlau zu täuschen, daß er nicht nur im eignen Lande seinen dresdener Consens, der das vermittelnde Dogma aussprach, annehmen ließ, sondern auch als Vormund im Gebiete seiner weimar. Vettern die streng lutherischen Prediger vertrieb, die sich der Annahme des neuen Symbols weigerten. Als er aber endlich 1574 aus der langen Täuschung gezogen ward, und vor dem heimlichen Calvinismus erschrak, der in seinem Lande sich festgesetzt, mußte die Reaction im Geiste seines früher ausgesprochenen Wunsches erfolgen, daß, wenn er eine calvinische Ader in sich hätte, der Teufel sie ihm herausreißen möchte. Die kryptocalvinistische Partei, geistliche und weltliche Beamte, verloren Ämter und Freiheit; die Prediger, welche die von den lutherischen Altgläubigen entworfenen vier Artikel zu unterzeichnen sich weigerten, wurden verjagt, und mancher unterschrieb, damit er bei der Pfarre bliebe. Diese Streitigkeiten veranlaßten die eifrigen Bemühungen A.'s, das lutherische Dogma gegen künftige Gefahren zu schützen, und so kam endlich nach langen Unterhandlungen 1580 die Concordienformel zu Stande, welche die lutherische Lehre, ganz gegen den Geist ihres großen Urhebers, in eine starre Form bannte. Gleichzeitig wurden durch eine Kirchenordnung die kirchlichen Verhältnisse des Landes festgesetzt und einer Oberbehörde die Aufsicht über dieselben anvertraut.

Könnte die Geschichte nur aus den angedeuteten Ereignissen die Züge zu der Charakterschilderung eines der ausgezeichnetsten Fürsten Deutschlands im 16. Jahrh. nehmen, so würde sie mehr Schatten als Lichter hineinlegen müssen, und den Namen, den A. von den Zeitgenossen erhielt, des röm. Reichs Herz, Auge und Hand, nicht so entscheidend bekräftigen können, als es ihr Ausspruch thut. Der Gesetzgeber, der sorgsame Pfleger jeder Culturanstalt, der gewissenhafte und sparsame Ordner des Staatshaushalts hob sein Land auf eine Stufe, die zu seiner Zeit keins in Deutschland erstiegen. Von klugen Räthen unterstützt, die er trefflich zu wählen verstand, nach seinem Grundsatze, man müsse Dienste und Ämter mit Leuten, nicht aber Leute mit Diensten und Ämtern versehen, mit seinen Landständen oft sich berathend, legte er einen guten Grund der Staatsverwaltung, der nur durch die Misgriffe und die Sorglosigkeit einer langen Reihe ihm ganz unähnlicher Nachfolger und durch äußere Stürme erschüttert werden konnte. Der Staatsorganismus erhielt durch ihn die Einrichtung, welche für jene Zeit die passendste zur Vereinfachung des Geschäftsganges war. In der Finanzverwaltung wurden die Steuern von den Kammereinkünften geschieden und jene der ständischen Verwaltung überlassen. Die Rechtspflege wurde durch eine verbesserte Einrichtung der Gerichtsbehörden und durch neue Gesetze geordnet, welche unter dem Namen der Constitutionen ein gleichförmiges, die alten deutschen Rechtsgewohnheiten durch röm. Normen verdrängendes Landrecht einführten. Die glänzendste Seite der Regierungsthätigkeit A.'s war die Sorgfalt, die innern Kräfte des Landes durch Volks- und Staatswirthschaft zu erhöhen, und mit gleichem Eifer suchte er Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel zu beleben. Überall mit eignem Auge forschend, bereiste er sein Land nach allen Richtungen und ließ 1566 durch Hiob Magdeburg eine Karte von Sachsen entwerfen. Zum Anbau wüsten Landes und zur Theilung großer Gemeindegüter ward ermuntert. Der Ackerbau wurde besonders auch durch das Beispiel der musterhaften Bewirthschaftung der fürstlichen Domainen befördert, und das thätige Eingreifen der Kurfürstin Anna in die wirthschaftliche Leitung einiger Landgüter lebt nicht blos im Munde der Sage. Vorzüglich beförderte A. den Obstbau. Er führte auf seinen Reisen stets Kerne zur Austheilung bei sich, schrieb ein „Künstlich Obst- und Gartenbüchlein" und befahl, daß jedes junge Paar im ersten Ehejahre zwei Obstbäume pflanzen sollte. Mehre Kammergüter wurden getheilt und in Erbpacht gegeben, die Pachter der Domainen erhielten genaue, auf verständige Benutzung des Bodens berechnete Vorschriften, und selbst manche Frohnen wurden durch Geld

oder Fruchtzinsen abgelöst. Wie für bessere Waldwirthschaft, ward auch für die Förderung des Bergbaues gesorgt, und die Benutzung der Producte desselben durch die Gewinnung blauer Farbe aus Kobalt seit 1573 noch einträglicher gemacht. Den Gewerbfleiß erhöhte auch die Begünstigung niederländischer, durch Glaubensverfolgung vertriebener Ansiedler, welche die Tuchmanufactur hoben und die Anfänge der Baumwollenmanufactur nach Sachsen brachten. Der Handel, den die erhöhte Fabrikindustrie nährte, wurde durch Begünstigung der leipziger Messen, durch Verbesserung der Hauptstraßen, durch Aufsicht über das Münzwesen befördert. Ein großer Theil des baaren Ertrags der zahlreichen Kammergüter wurde dem Umlauf zurückgegeben, und während A. in den Ämtern bedeutende Capitalien niederlegte, um den bedürftigen Fleiß durch Darlehne gegen Wucher zu schützen, wurden nicht minder ansehnliche Summen zu großen Bauen in Dresden und andern Städten verwendet. Auch die geistige Bildung des Volkes fand Förderung. Die innern Einrichtungen der Schulen wurden geordnet, auf beiden Universitäten neue Lehrstühle errichtet, botanische Gärten angelegt und im Geiste damaliger Staatspflege die Studienplane bis ins Einzelne vorgezeichnet. Die Bibliothek zu Dresden verdankt A. ihre Grundlage, wie die Anfänge der meisten dortigen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst aus seiner Zeit stammen. A.'s Lieblingsbeschäftigung war, neben dem Drechseln und Punktiren, die Alchemie, so empfindlich er von Betrügern getäuscht wurde. Anna theilte auch diese Neigung, und bereitete in ihrem großen Laboratorium zu Annaburg mehre Arzneien, die sich lange in Ruf erhielten. Sie war nicht ohne Einfluß auf ihren Gemahl, und wollte sich gern, hätte er es geduldet, in Staatsangelegenheiten mischen; aber glücklich und dem Volke ein Vorbild war des fürstlichen Paars einfaches Leben im häuslichen Kreise, nur durch den frühen Tod von 11 Kindern aus 15 getrübt. Anna ward am 10. Oct. 1585 das Opfer einer Seuche. Zu Anfange des nächsten Jahres vermählte sich A. wieder mit der 13jährigen Tochter des Fürsten Joachim von Anhalt, aber schon am 11. Febr. 1586 ward er zu Moritzburg vom Schlage gerührt und starb am selbigen Tage zu Dresden. Er ward im Dome zu Freiberg begraben, wo die protestantischen Fürsten des Albertinischen Hauses von Heinrich dem Frommen bis auf Johann Georg IV. ruhen.

August II. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen und König von Polen, zweiter Sohn Johann Georg III., Kurfürsten von Sachsen, und der dänischen Prinzessin Anna Sophia, ward am 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung, welche durch Übung in allen ritterlichen Künsten seine außerordentliche Körperstärke und Gewandtheit entwickelte und seine vielseitigen geistigen Anlagen pflegte, ohne ihm aber Charakterstärke und Sinn für die ernsten Aufgaben des Fürstenlebens zu geben. Den väterlichen Hof, der nicht eine Schule strenger Sitten war, verließ er schon 1687 und reiste unter dem Namen eines Grafen von Meißen bis 1689 durch Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien — nur Rom durfte er auf des Vaters Verbot nicht besuchen — und Ungarn. Diese Reise hatte auf die Entwickelung seiner Neigungen, seines Charakters und seiner politischen Ansichten den wichtigsten Einfluß, und während die Üppigkeit und Prachtliebe, die er an den Höfen von London und Versailles fand, ihn hinrissen und blendeten, ward auch durch die Huldigungen, die seine persönlichen Vorzüge empfingen, ein Ehrgeiz in ihm genährt, dem sein Stammland zu klein werden mußte. Als sein Vater 1691 gestorben war, ging A. nach Wien, wo er glänzend empfangen ward und mit dem röm. König Joseph einen Freundschaftsbund knüpfte, der einen wesentlichen Einfluß auf seine Politik hatte, und die bereits früher begonnene Hinneigung des Kurhauses Sachsen zu Östreich auf lange Zeit zum Nachtheil des Landes entschied. Nach seines Bruders, Georg IV., Tode 1694 zur Kurwürde gelangt, übernahm er nach dem mit Östreich geschlossenen Bündniß, statt der anfänglich ihm bestimmten Führung des Reichsheers gegen

Frankreich, den Oberbefehl über das östr.-sächs. Heer gegen die Türken in Ungarn, welchen seine Körperstärke so gewaltig erschien, daß sie ihn die Eisenhand nannten. Die Türken waren siegreich und A. kehrte nach Wien zurück, wo der Plan, um die poln. Krone sich zu bewerben, von seinem eignen Ehrgeize ihm eingegeben oder von Östreichs Politik, um einen unwillkommenen Bewerber abzuhalten, angeregt wurde. Der Abbé von Polignac, franz. Gesandter in Warschau, suchte den Prinzen von Conti auf den poln. Thron zu bringen, den Alles zu begünstigen schien und die Ersten des Reichs unterstützten. Der nachmalige Feldmarschall Flemming arbeitete gewandt für A. und beide Unterhändler feilschten wetteifernd bei den feilen Großen um die Krone, die endlich der Kurfürst für 10 Millionen poln. Gulden erwarb. Er veräußerte oder verpfändete, um die Kosten zu decken, mehre Theile seines Erblandes, manche Rechte und Ansprüche, und selbst die letzten Überreste der Besitzungen des Stammhauses Wettin mit den Gebeinen seiner Ahnen im Kloster Petersberg wurden an Brandenburg verkauft. Ein anderes Hinderniß seiner Wahl entfernte er leicht, als er am 23. Mai 1697 zu Baden bei Wien zur katholischen Kirche überging. Der Reichstag versammelte sich am 25. Jun. 1697. Am 27. hatte eine doppelte Wahl statt, und A. verstärkte seinen Anhang, indem er mit 10,000 Sachsen in Polen einrückte. Er wurde gewählt und am 15. Sept. in Krakau gekrönt; Conti mußte Danzig verlassen und nach Frankreich zurückkehren. Als man in Dresden die Königswahl durch ein Te deum feierte, sang die Gemeinde darauf: „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ ꝛc." Sachsen fühlte auch bald die Last der neuen Krone. A. hatte bei seiner Thronbesteigung versprochen, die abgetretenen poln. Provinzen wieder mit dem Reiche zu vereinigen; er verband sich daher mit Dänemark und dem Zar Peter I. gegen Karl XII., König von Schweden, um Liefland wiederzuerobern. (S. Oliva.) Die Belagerung von Riga, das die Schweden tapfer vertheidigten, zog sich aber in die Länge, und da sich die Generalstaaten wegen der vielen Waaren, welche die Holländer in Riga hatten, bei A. für die Stadt verwendeten, so benutzte er diesen Vorwand, um die Belagerung aufzuheben. Karl XII. hatte nämlich den König von Dänemark geschlagen und am 18. Aug. 1700 den Frieden von Travendal geschlossen, hierauf die Russen bei Narva besiegt, und wollte nun in Polen eindringen; A. mußte daher an seine eigne Vertheidigung denken. Er schloß mit Peter zu Birsen am 8. März 1701 ein neues enges Bündniß. So entstand der 20jährige nordische Krieg. Karl, durch seinen Minister, den Grafen v. Piper, gut berathen, nannte A. einen Thronräuber und trennte beständig die Sache der Republik von der des Königs. A. erhielt von den durch Parteiungen getrennten Polen keine bedeutende Unterstützung. Es wurde für Sachsen um so schwerer die Kosten der Rüstungen zu tragen, da es noch an den Wunden des dreißigjährigen Krieges blutete, und ein verschwenderischer Hofhaushalt schon lange seine Kräfte erschöpft hatte. A.'s Heer, das aus 20,000 M. Sachsen unter dem Feldmarschall Steinau bestand, ward am 19. Jul. 1701 an der Düna geschlagen. Der Sieger, im Besitz von Kur- und Liefland, faßte den Entschluß, A. durch die Polen selbst entthronen zu lassen. Vergebens schickte A. die Gräfin Königsmark, seine Geliebte, an Karl, um einen günstigen Frieden zu bewirken; sie ward nicht einmal vorgelassen, und als der poln. Primas selbst ins schwedische Lager ging, um Unterhandlungen zu eröffnen, erklärte ihm Karl, daß er den Polen nicht eher Frieden geben werde, als bis sie einen andern König gewählt hätten. Der Kampf begann aufs Neue. Die beiden Heere trafen sich bei Klissow zwischen Warschau und Krakau; A. hatte 24,000 M., Karl nur die Hälfte; allein gleich beim Anfange des Gefechts wichen die Polen, und ungeachtet der Tapferkeit der Sachsen und A.'s Unerschrockenheit erfocht Karl am 20. Jul. 1702 einen vollständigen Sieg. Während Karl noch nach der Eroberung von Krakau an den Folgen eines unglücklichen Sturzes litt, gewann A. Zeit, sich neue Freunde in Polen zu machen. Der Gesandte, den Kaiser Leopold auf den Reichstag geschickt, unterstützte ihn ebenfalls,

und so ward ihm ein Heer von 50,000 M. und den Unzufriedenen eine sechswöchentliche Frist zur Unterwerfung zugestanden. A.'s Gegner hatten in Warschau eine Conföderation gebildet, die den König von Schweden zu unterstützen im Begriff stand, der darauf am 1. Mai 1703 die Reste des sächs. Heers bei Pultusk schlug. Die Schweden eroberten Thorn, und der zu Warschau versammelte Reichsrath erklärte am 14. Febr. 1704 A. der poln. Krone verlustig. Die öffentliche Meinung und Karl's Wille bezeichneten Jakob Sobieski zum Throne; allein Jakob ward nebst seinem Bruder Konstantin, als sie in der Gegend von Breslau auf der Jagd waren, von sächs. Reitern überfallen und gefangen nach Leipzig gebracht. Jetzt bot man ihrem dritten Bruder Alexander die Krone an; als dieser aber sie ablehnte, wählte man am 12. Jul. 1704 Stanislaus Lesczinski, Woiwoden von Posen. A. versuchte bald nachher, auch diesen in Warschau, das nur mit 1500 Mann besetzt war, aufzuheben, was ihm aber mislang, obgleich er die schwed. Besatzung zu Gefangenen machte. Der Anstrengungen A.'s und der ihm von Peter zugeschickten Hülfe ungeachtet, siegte Karl über alle Hindernisse, und der schwed. General Rhensköld erfocht bei Fraustadt am 14. Febr. 1706 einen vollständigen Sieg über den sächs. Feldmarschall Grafen Schulenburg. Karl drang in Sachsen ein. A., der in Polen beim ruff. Heere geblieben war, fühlte die Nothwendigkeit, Frieden zu schließen: allein Peter wollte von keinem Frieden wissen, und die Unterhandlungen mußten geheim bleiben. (S. Altranstädter Friede.) Indeß ward A. von den Russen, welchen die Verhandlungen in Sachsen unbekannt blieben, genöthigt, den schwed. General Mardefeld anzugreifen, der die von A. ihm insgeheim gegebenen Winke für eine Kriegslist hielt. A. erfocht bei Kalisch einen ausgezeichneten Sieg, zog triumphirend in Warschau ein und ließ eben das Te deum singen, als man ihm Karl's Bedingungen überbrachte. So sehr A. versucht sein mochte, von diesem glücklichen Vorfalle Vortheil zu ziehen, so erlaubten es doch jetzt die Umstände nicht mehr, da Sachsen bei der Fortsetzung des Kriegs auf jeden Fall verheert worden wäre. Er bestätigte den Vertrag und besuchte Karl am 18. Dec. 1706 im Lager zu Altranstädt. Um seine Demüthigung vollständig zu machen, nöthigte ihn der Sieger, Stanislaus mit einem Glückwünschungsbriefe die Juwelen und die Archive der Krone zu übersenden. A. kehrte nun nach Dresden zurück, wo er von dem heimkehrenden Karl unerwartet einen Besuch erhielt. Dem Lande hatte der feindliche Einfall 23 Mill. Thaler gekostet. Unter fremdem Namen wohnte A. 1708 dem Feldzuge gegen die Franzosen bei und ließ 9000 Sachsen zu Eugen's Heere in den Niederlanden stoßen. Er war schon zu einem neuen Zuge nach Polen bereit, als die Nachricht von Karl's Niederlage bei Pultawa (8. Jul. 1709) kam, und am 8. Aug. suchte er durch eine Bekanntmachung den Bruch des Vertrags von Altranstädt zu rechtfertigen. Er ging mit seinem glänzend gerüsteten Heere nach Polen, verkündete den Anhängern des Stanislaus allgemeine Verzeihung, und vermochte den Papst, die Polen ihres Eides der Treue gegen diesen Fürsten zu entbinden. Er verband sich aufs Neue mit Peter zu Thorn. Darauf ließen beide Monarchen, in Vereinigung mit Dänemark, Truppen in Pommern einrücken. Aber ungeachtet der Erschöpfung, worin sich Schweden befand, setzte es diesem Angriffe kräftigen Widerstand entgegen, und am 20. Dec. 1712 erfocht der schwed. General Stenbock bei Gadebusch einen glänzenden Sieg über die Verbündeten, welche die Belagerung von Wismar und Stralsund aufheben mußten. Die Bewegungen der Türken und Preußens Einmischung, das Pommern besetzte, beschäftigten im folg. Jahre A. und Peter, bis 1714 in Braunschweig Friedensunterhandlungen eröffnet wurden. Die übertriebenen Ansprüche Aller ließen nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, als Karl XII. auf einmal in Stralsund erschien mit dem Vorsatze, den Krieg eifrigst fortzusetzen. Ein neuer Bund, dessen Haupturheber A. war, bildete sich gegen Karl. Stralsund ergab sich am 11. Dec. 1715. Schweden schien seinem Untergange nahe zu sein; aber der kluge Graf v. Görz, der

mit Rußland Unterhandlungen anknüpfte, brachte Uneinigkeit unter die Verbündeten, und Peter wollte eben sich mit den Schweden gegen A. vereinigen, als der Tod Karl's 1718 der Sache ein Ende machte, worauf A. mit Schweden 1719 einen Waffenstillstand schloß, welcher 1732 in einen Frieden verwandelt wurde. In Polen aber bildete sich gegen die sächs. Truppen eine Conföderation an deren Spitze ein Edelmann, Ledekuski, stand. Die Sachsen wurden auf allen Punkten angegriffen und mußten sich ergeben. Endlich ward durch Peter's Vermittelung 1716 der warschauer Vergleich zwischen A. und der Republik geschlossen. Die sächs. Truppen verließen das Königreich, und A., den Gedanken aufgebend, die Nation mit Gewalt unterwürfig zu machen, suchte seinen Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Er gewann die Polen durch den Reiz eines glänzenden und üppigen Hofes und sie folgten nur zu sehr dem Beispiel ihres Königs. Der Schaden aber, der Sachsen durch die Vereinigung beider Länder unter einen Beherrscher traf, lag gewiß noch offener vor als das Übel, das Polen litt. Die glänzende europäische Stellung, die A. in seinen auswärtigen Verhältnissen einnahm, kostete dem verarmten Lande schwere Opfer. Die Zerrüttung des Staatshaushalts nahm seitdem rasch zu. Günstlinge, schöne Frauen, natürliche Kinder und nebenbei Goldmacher, die Lebenstincturen zu bereiten versprachen, verschlangen ungeheure Summen. Seine Prachtliebe verschönerte zwar die Hauptstadt seines Erblandes, in welche der Glanz seines Hofes und die von ihm selbst erfundenen und angeordneten Feste zahlreiche Fremde lockten, aber während 1719 bei der Vermählung seines Sohnes in Dresden 4 Mill. vergeudet wurden, war Theurung im Lande und Hungersnoth im Erzgebirge. Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung wenig zu erfreuen und die Kunst meist nur insofern sie zu seiner Verherrlichung beitrug und seiner Prachtliebe diente. An den Verbesserungen in der Gesetzgebung und Rechtspflege, die während seiner Regierung versucht wurden, hatte er persönlich wenig Antheil. Cabinetsregierung und hierarchisch-jesuitischer Einfluß hatten ihre Anfänge in jener Zeit. In seinem Charakter wechselten Milde, Gutmüthigkeit und ritterliche Gesinnung mit despotischen Gewohnheiten, Geschmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegerischer Neigungen mit der Weichlichkeit eines wollüstigen Lebens. Der Tod überraschte ihn mitten unter Festen und Entwürfen. Als er nach Warschau zu einem Reichstage reiste, kam der Brand zu einer kleinen Wunde am Knie; er starb dort am 1. Febr. 1733 und ward in Krakau begraben. Seine Gemahlin, Christine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, die lutherisch geblieben war und getrennt von ihm lebte, hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich August. Die Gräfin von Königsmark (s. d.) hatte ihm den berühmten Moritz von Sachsen, die Gräfin Cosel (s. d.) den Grafen Rutowski geboren.

August III. (Friedrich), Kurfürst von Sachsen und König von Polen, ward am 7. Oct. 1696 geboren, als sein Vater, August II., eben aus dem unglücklichen Feldzuge gegen die Türken zurückkehrte. Er ward unter den Augen seiner trefflichen Mutter und dem Einflusse seiner Großmutter im evangelischen Glauben erzogen, trotz den Abmahnungen des Papstes, der bei dem Vater auf einen katholischen Hofmeister drang. Als er 1711 auf dem Schlosse zu Lichtenau bei Torgau, wo seine Mutter lebte, das Abendmahl nach lutherischem Gebrauche empfangen hatte, trat er eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien an. Die röm. Curie, die auf den Übertritt des Albertinischen Hauses Sachsen große Hoffnungen für die Ausbreitung des Katholicismus baute, bot Alles auf, das glücklich begonnene Werk auszuführen, und wie mehre Umstände andeuten, wurde der unerfahrene und lenksame Jüngling bald nach dem Antritte seiner Reise zudringlich zum Glaubenswechsel ermahnt. Die Königin Anna von England dankte dem König August für die evangelische Erziehung des Prinzen, und rieth ihn aus Italien zurückzurufen, aber es war schon zu spät; der Prinz hatte am 12. Nov. 1712 sein Glaubensbekennt-

niß in die Hände des Cardinals Cusani zu Bologna heimlich abgelegt. Erst 1717, als er in Linz sich aufhielt, bat er den Papst um die Erlaubniß, das Geheimniß seines Übertritts zu brechen, und einige Tage vor dem zweiten Jubelfeste der Reformation erfolgte die öffentliche Bekanntmachung desselben in Sachsen. Die Aussicht auf die poln. Krone und auf seine Verbindung mit der östr. Prinzessin Josephe, mit welcher er 1719 vermählt wurde, mögen zu dem Entschlusse des Prinzen beigetragen haben. Er lebte als Kurprinz gewöhnlich auf dem Schlosse zu Hubertsburg, wo er sich leidenschaftlich den Vergnügungen der Jagd überließ, und folgte seinem Vater 1733 als Kurfürst. Gegen Ende dess. J. versuchte Ludwig XV., Stanislaus Lesczinski, mit dessen Tochter er sich vermählt hatte, wieder auf den poln. Thron zu bringen; aber Frankreich war zu entfernt, um zur Unterstützung der Wahl Truppen genug nach Polen schaffen zu können. Ein Theil des poln. Adels trennte sich vom Wahltage, und unterstützt von einem russ. Heere ward A. zum König gewählt, jedoch erst 1736 in dem warschauer Friedenscongreß allgemein als König anerkannt. Ohne seines Vaters große Geistesgaben, folgte er wenigstens in äußern Dingen ganz dessen Beispiele, indem auch er sich durch glänzende Feste und eine ausschweifende Hofhaltung auszeichnete. Auf Gemälde und auf die Unterhaltung seiner Kapelle verwendete er bedeutende Summen, und dem Kunstsinn, den er auf seinen Reisen ausgebildet hatte, verdankte seine Hauptstadt treffliche Erwerbungen. Um die Regierung bekümmerte er sich noch weniger als sein Vater und überließ die Angelegenheiten des Staats seinem ersten Minister und Günstlinge, dem Grafen v. Brühl (s. d.), der geschickt genug war, den trägen, schwachen, aber stolzen und auf seine Würde eifersüchtigen Monarchen in dem Glauben zu erhalten, daß er allein die höchste Gewalt ausübe. Beide hatten kein anderes politisches System, als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. A. lebte lieber in Dresden als in Warschau, aber durch seine lange Abwesenheit war Polen fast ohne Regierung. Nie waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloser durch den unbeugsamen Starrsinn der Mitglieder, die fast immer der unbedeutendsten Vorwände wegen auseinandergingen. A. war zufrieden, wenn er nach Sachsen zurückkehren konnte, und so blieb 30 Jahre jenes Reich fast ohne höhere Verwaltung, aber bei dieser Verwirrung schien Polen dennoch zufrieden und glücklich. Als Friedrich II. Schlesien erobert hatte, verband sich A., durch diese schnelle Vergrößerung Preußens beunruhigt, im Dec. 1742 und am 13. Mai 1744, und in dem Tractate zu Leipzig vom 18. Mai 1745, mit Maria Theresia. Er verpflichtete sich, dieser für die Gelder, welche England und Holland versprachen, 30,000 M. Hülfstruppen zu stellen, die er in Schlesien einrücken ließ, wo sie sich mit dem östr. Heere vereinigten, aber bei Hohenfriedberg am 4. Jun. 1745 eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich griff jetzt Sachsen selbst an, und der Fürst Leopold von Dessau schlug bei Kesselsdorf unter den Mauern von Dresden das sächs. Heer abermals am 15. Dec. 1745. A. verließ seine Hauptstadt und rettete seine Kunstschätze, vergaß aber die Staatsarchive, die in die Hände des Siegers fielen. Durch den Frieden zu Dresden am 25. Dec. 1745 erhielt A. im nächsten Jahre Sachsen zurück. Doch schon 1756 sah er sich aufs Neue in einen Krieg mit Preußen verwickelt. Da A.'s Neutralitätsvorschläge von Friedrich abgelehnt wurden, verließ er Dresden am 10. Sept. und begab sich ins Lager bei Pirna, wo 17,000 M. sächs. Truppen versammelt waren. Friedrich schloß hier die Sachsen ein, die sich am 14. Oct. zu Gefangenen ergeben mußten A. selbst flüchtete auf den Königstein und späterhin nach Polen. Hier, wo sein Ansehen schon vorher nicht sehr geachtet war, sank es nach dem Verluste Sachsens noch tiefer. Dazu kam, daß Katharina, auf den russ. Thron gelangt, die sächs. Fürsten, welche Verbündete Frankreichs geworden waren, auf alle Weise aus Polen zu verdrängen suchte. Bald nach dem Abschlusse des hubertsburger Friedens kehrte A. von Warschau nach Dresden zurück, wo er aber schon am 5. Oct. 1763 starb Sein

Sohn, Friedrich Christian, folgte ihm als Kurfürst von Sachsen, und Stanislaus Poniatowski als König von Polen.

August (Emil Leopold), Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, der fünfte Nachfolger Ernst des Frommen, Stammvaters des neuern Gesammthauses S. Gotha, ein durch Geist und Charakter ausgezeichneter Fürst, Sohn Ernst II. und der Prinzessin Charlotte Amalie von S.-Meiningen, geb. 23. Nov. 1772, studirte seit 1788 nebst seinem jüngern Bruder (und Nachfolger) Friedrich in Genf. Nach seiner Rückkehr 1791, als er sich selbständig fühlte, traten seine Anlagen in ihrer Eigenthümlichkeit hervor, während früher seine Neigungen und wissenschaftlichen Bestreben mit denen seines Vaters im Widerspruche standen und durch diesen Gegensatz bisweilen das gute Vernehmen zwischen Vater und Sohn gestört wurde. A. vermählte sich 1797 mit Luise Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, verlor sie aber in ihrem ersten Wochenbette, wo sie ihm 1800 eine Tochter geboren hatte, die sich 1817 mit dem Herzog Ernst von S.-Koburg vermählte, 1826 geschieden ward und 1832 starb. Aufs Neue vermählte sich A. 1802 mit Karoline Amalie, Prinzessin von Hessen-Kassel, diese Ehe blieb aber kinderlos. Nach dem Ableben seines Vaters trat er am 20. Apr. 1804 die Regierung an, wozu er bereits durch Theilnahme an den Geschäften des geheimen Ministeriums eingeweiht worden war. Er blieb 18 Jahre hindurch, in einer stürmisch bewegten Zeit, dem System einer geordneten, gerechten und milden Verwaltung treu, welches in seinem Lande seit Ernst dem Frommen, dem Urheber der Blüte desselben, unverbrüchlich befolgt worden war; und ohne die wesentlichen Einrichtungen desselben zu ändern, setzte er ihnen dennoch Vieles zu, was Gewerbe, Handel, Sicherheit und Lebensglück beförderte. Daher blieb, während der Herzog für die eigne Ökonomie allzu wenig Sorge trug, der Credit des Landes auch in den schwierigsten Zeiten ungeschwächt; der Wohlstand desselben vermehrte sich; die Bildungsanstalten aller Art blühten auf; die alten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen wurden ansehnlich vermehrt, neue hinzugefügt und dem Gebrauche geöffnet; die Städte verschönert, die Landstraßen verbessert und neu aufgebaut. Das Verdienst dieser Thätigkeit wurde durch die schwierigen Verhältnisse erhöht, in welche das Land seit dem Kriege Napoleon's in Deutschland 1805 gerieth. Die Bewunderung des Siegers von Austerlitz, in welchem er schon früher den Beförderer der Wissenschaften und Kunst geehrt hatte, riß ihn fort; er huldigte der Größe Napoleon's zum Besten des Landes. Mit unerschütterlichem Vertrauen auf die Gesinnungen des franz. Kaisers beharrte er darauf, seine Residenz nicht zu verlassen, gewann die Gunst des Siegers durch die Furchtlosigkeit und das Einnehmende seines Betragens, und Erlaß der Contribution und schonende Behandlung des Landes waren die günstigen Folgen. Sein freundschaftliches Verhältniß mit der franz. Regierung währte bis zum Umsturz des Kaiserthrons. In einem Zeitraume von acht Jahren war Becker's Entführung durch den Prinzen von Eckmühl der einzige Gewaltstreich, über den das Land Klage zu führen gehabt hat. Zwar blieben des Herzogs Bemühungen bei Davoust selbst ohne Erfolg; als aber Napoleon vor der Schlacht bei Lützen an Gotha vorüberkam, führte der Herzog Becker's Frau an den Wagen des Kaisers und erhielt auf der Stelle die Befreiung des in Magdeburg gefangen Gehaltenen. Auch bei dem Rückzuge der franz. Heere nach der Schlacht bei Leipzig blieb Gotha verschont. Nichts wurde im Lande verletzt, als wo es die dringende Noth gebot. Der Herzog selbst verließ seine Residenz nicht, die mehr als einer Familie zur sichern Freistatt diente. Überhaupt wurde der Herzog, welcher die Gunst des Kaisers nie zu seinem persönlichen Vortheil benutzt hatte, von Allen mit Achtung behandelt. Nach wiederhergestelltem Frieden wurde ihm für die musterhaften, zur Verpflegung und Fortschaffung der Truppen getroffenen Einrichtungen der Dank der Monarchen nicht weniger als der seiner Unterthanen. Als hierauf Misernten die Preise der nothwendigsten Bedürfnisse zu einer ungewöhnlichen Höhe hinauftrieben, und Viele den Krieg mit seinem

lebhaften Verkehr und die Continentalsperre als die fruchtbare Mutter blühender Fabriken zurückwünschten, hatte der Herzog, indem er sich der Anfoderung einer Fruchtsperre standhaft widersetzte, die Freude zu sehen, daß sich die Preise in seinem Lande niedriger als in den gesperrten hielten; und da zugleich nichts unterlassen wurde, was das Schicksal der Armen erleichtern konnte, so blieben auch die ärmsten Gegenden von den Schrecknissen des Hungers befreit. Schon öffnete sich die Aussicht auf sorgenfreiere Tage, als der Herzog am 17. Mai 1822 in der Blüte seiner Jahre einer kurzen Brustkrankheit unterlag. Obgleich als Kind von kränklichem Aussehen, hatte sich sein Körper doch in den Jahren der Reife glücklich entwickelt, und er genoß einer guten Gesundheit. Er liebte ein weichliches Leben, sodaß er einen großen Theil des Tages im Bette zubrachte, hier Besuche annahm und Geschäfte besorgte. Doch hatte er, wenn er sich einmal in Bewegung setzte, eine bewundernswürdige Ausdauer. Nach seinem Äußern konnte man ihn einen schönen Mann nennen. Dabei besaß er viele und mannichfaltige Kenntnisse; überwiegend waren in ihm Phantasie, Gemüth und ein lebendiger, oft spielender, bisweilen auch stechender Witz. Diese Eigenschaften, verbunden mit einem lebhaften Streben sich mitzutheilen, machten seinen Umgang anziehend, und es mag ihm selten mislungen sein, da zu gefallen, wo er es wünschte; aber die große Reizbarkeit seines Gemüths setzte ihn den Verstimmungen und schnellem Wechsel der Laune aus. Seine Geduld war schnell erschöpft: dann ging seine Lebhaftigkeit in Heftigkeit über; aber sein Zorn war kurz. Freigebigkeit bis zum Übermaß rechnete er insbesondere zu den fürstlichen Tugenden. Der Herzog unterhielt mit einigen Freundinnen, mehr noch als mit Freunden, einen regelmäßigen Briefwechsel. Alle seine Briefe haben ein originales Gepräge, und wie sie leer von Sachen und Ereignissen sind, so sind sie voll von Gedanken und überraschenden Wendungen. Seit seinem 30. Jahre beschäftigten ihn auch schriftstellerische Arbeiten. Das Erste, worin er sich versuchte, waren Portraits von bekannten Personen, an denen man Richtigkeit und Anmuth der Darstellung rühmte; dann ein größeres Werk, „Panedone" (Die All-Lust) betitelt, mehr Märchen als Roman, unvollendet, aber von allen seinen Erzeugnissen vielleicht das eigenthümlichste. Eine Art von Wette oder Herausfoderung gab dem „Jahre in Arkadien", auch „Kyllenion", das Dasein, dem einzigen Werke des fürstlichen Verfassers, das im Druck erschienen ist, eine Reihe von Idyllen oder landschaftlicher staffirter Gemälde, die in zwölf Abtheilungen, in Prosa, mit eingeflochtenen Liedern (von denen der Verfasser die meisten selbst in Musik gesetzt hat), die zwölf Monate des griech. Jahres darstellen sollen. Ein neues Werk wurde während des Kriegs 1806 gemeinschaftlich mit einer geistreichen Frau angefangen, welches zuerst in Briefen, dann als ein an die Freundin gerichtetes Tagebuch, das Hofleben einer Großherzogin Anna erzählt und mit mannichfaltigen Beziehungen auf das eigne Leben und die Verhältnisse des Verfassers durchwebt ist. Dieses Werk, zu welchem aber die erwähnte Freundin nur im Anfange zwei Briefe beigesteuert hat, wurde 1807 durch zufällige Störungen unterbrochen, drei Jahre darauf wieder aufgenommen, bald aber, nach veränderten äußern Verhältnissen, bei Seite gelegt. Ein neues Werk, mit dem Namen der „Emilianischen Briefe" bezeichnet, trat nun an die Stelle des vorigen, ebenfalls aus Briefen und Tagebuch zusammengesetzt, reichhaltiger an Ereignissen, aber noch reicher an Schilderungen einer romantischen Natur, mannichfaltiger Kunstwerke, herrlicher Gärten, von Palästen, Klöstern und Tempeln, die seine Phantasie mit jedem Reiz und jeder Herrlichkeit ausstattete. Fast zehn Jahre hindurch schrieb er an diesem Werke mit vorzüglicher Liebe; aber als er an die Herausgabe desselben dachte, überraschte ihn der Tod. In beiden Romanen war es der Herzog selbst, welcher sich, seine Gefühle und Ansichten, seine Verhältnisse und Neigungen in der Rolle der fürstlichen Jungfrauen darstellte, meist mit zärtlicher Selbstliebe, bisweilen auch mit scharfer Ironie, doch aber immer schonender, als wenn er sich, was auch bisweilen geschieht, gleichsam als Doppelgänger, in

männlicher Gestalt auftreten läßt. Ein anderes Werk: „Vierzehn Briefe eines Karthäusers", ist eine von ihm veranlaßte Übersetzung eines franz. Originals, welcher er am Ende eine oder zwei Seiten beigefügt hat. — Der Herzog liegt in dem von seinem Vater angelegten Garten auf einer schattenreichen Insel begraben, wo auch Ernst II. ruht. Vgl. „Memoria Augusti ducis Saxoniae principis Gothanorum etc." (2. Aufl., Gotha 1823).

August (Friedrich Wilhelm Heinrich), Prinz von Preußen, geb. 19. Sept. 1779, Sohn des 1813 gest. Prinzen August Ferdinand, Bruders Friedrich's des Großen, und der 1820 gest. Markgräfin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt. Zu den Waffen erzogen, war er bei Ausbruch des Kriegs 1806 Chef eines Grenadierbataillons, mit dem er an der Schlacht von Jena Theil nahm und Beweise von Tapferkeit gab, allein bei Prenzlau gefangen wurde. Die franz. Behörden wiesen ihm während der Dauer des Kriegs Nancy zum Aufenthaltsort an. Nach der Reorganisation der preuß. Armee ernannte ihn der König zum Generalmajor und Chef der Artillerie, und der Prinz bemühte sich, seine Kenntnisse in diesem Fache in theoretischer und praktischer Hinsicht bis zur größten Vollständigkeit und Genauigkeit auszubilden. Die preuß. Artillerie verdankte ihm schon damals wichtige Verbesserungen. Als Chef der Artillerie war er auch in dem Kriege 1813 bis zum Waffenstillstand thätig. Da er jedoch in dieser Eigenschaft nur anzuordnen hatte, ohne zum eigentlichen Kampfe zu gelangen, so übernahm er nach dem Waffenstillstand als Generallieutenant das Commando der zwölften Brigade, die bei dem zweiten (Kleist'schen) Armeecorps in Böhmen stand. An der Spitze dieser Heerabtheilung focht er in den Schlachten von Dresden, Kulm, Leipzig, Montmirail, Laon und Paris, sowie in vielen kleinern Gefechten. Mehrmals trugen er und seine Brigade zur Entscheidung des Siegs bei. Noch größer ward sein Wirken, als er 1815 das Commando über das zweite, norddeutsche Armeecorps erhielt, welches zur Belagerung der Festungen an der Nordgrenze Frankreichs bestimmt war. Prinz A. wich hierbei, ohne die Truppen zu sehr auszusetzen, von dem gewöhnlichen Gange der Belagerungen ab, er täuschte meist durch einen falschen Angriff, eröffnete die Parallellen sehr nahe, ging mit den Laufgräben rasch vor, ängstigte die Werke und die Stadt mit einem starken Feuer, besonders aus Wurfgeschütz, und bewirkte durch diese klugen und energischen Maßregeln in kurzer Zeit die Übergabe von Maubeuge, Philippeville, Marienburg, Longwy, Rocroy, Givet nebst dem Mont d'Haurs, Montmedy, Sedan und Mezières. Bei den meisten dieser Belagerungen war er selbst gegenwärtig. So erwarb sich der Prinz die meisten Orden Europas, nicht als Fürstensohn, sondern als verdienter Krieger. Nach dem Kriege nahm er sich der Artillerie auf das Thätigste an, sorgte für bessere Einrichtung der Geschütze, für vorzügliche Ausbildung der Offiziere und Truppen u. s. w.; er ist daher von der ganzen preuß. Armee als der tüchtigste Chef, den die preuß. Artillerie je gehabt hat, anerkannt. Der Prinz ist jetzt General der Infanterie, Generalinspector und Chef der Artillerie, lebt zu Berlin und besitzt durch die Erbschaften von seinem Vater und seinem bei Saalfeld 1806 gebliebenen Bruder, Louis Ferdinand, unstreitig das größte Privatvermögen im ganzen preuß. Staate. Er besuchte 1832 die süddeutschen Höfe und reiste durch die Schweiz nach Italien.

Augustinus (Aurelius), der Heilige, einer der berühmtesten und beinahe der einflußreichste unter den Lehrern der christlichen Kirche, geb. zu Tegaste, einer kleinen Stadt in Afrika, am 13. Nov. 354. Sein Leben erzählt er selbst in dem Buche: „Bekenntnisse", welches neuerdings von A. Neander (Berl. 1823) herausgegeben wurde. Den ersten Unterricht erhielt A. durch seine Mutter, Monica, eine edle, sehr verständige Frau. Hierauf schickten ihn seine Ältern zur Vollendung seiner Studien nach Madaura und Karthago; allein er entsprach ihren Erwartungen nicht ganz, da er jedes ernste und trockene Studium, besonders das der Sprachen, verabscheute und nur von solchen Dingen angezogen ward, die das Herz be-

schäftigen. Von seinem 16. Jahre an ward er ein großer Verehrer der Frauen, ließ sich dann 15 Jahre lang von einer Geliebten fesseln, die ihm auch einen Sohn gebar und sein Gefühl für sie erkaltete erst, als des Cicero „Hortensius", ein Buch, das nicht auf unsere Zeiten gekommen ist, ihn auf das Studium der Philosophie leitete. Doch diese konnte ihn, den Gefühlsmenschen, nicht lange fesseln; er trat zur Sekte der Manichäer, war neun Jahre lang ihr Zuhörer; als er aber zu deutlicher Erkenntniß gelangte, verließ er sie und begab sich von Afrika nach Rom und von da nach Mailand, um hier die Stelle eines Lehrers der Beredtsamkeit einzunehmen. Durch den dasigen Bischof Ambrosius lernte er das orthodoxe Christenthum hochachten und das fleißige Lesen der Briefe des Paulus brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor, welcher Begebenheit die katholische Kirche ein eignes Fest am 3. Mai gewidmet hat. A. begab sich hierauf einige Zeit in die Einsamkeit, schrieb dort mehre Bücher und bereitete sich auf die Taufe vor, die er 387 mit seinem Sohne Adeodat durch Ambrosius empfing. Als Christ kehrte er nach Afrika zurück, verkaufte zuvor seine Güter, behielt für sich so viel, um mäßig leben zu können und schenkte das Übrige den Armen. Als er einst in der Kirche zu Hippo gegenwärtig war, bezeigte der Bischof, der sehr alt war, das Verlangen, einen Priester zu weihen, der ihn unterstützen und einst als Bischof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volks trat A. in den geistlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge und ward 395 Bischof zu Hippo. Hier gerieth er mit dem Pelagius, einem ehrenwerthen Manne, und Cölestius (s. Pelagianer) in heftige Streitigkeiten über die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und der Prädestination (Gnadenwahl) und verfaßte viele Schriften über diese Gegenstände. A. behauptete nämlich, daß der Mensch blos durch die Gnade, d. i. durch die Wirksamkeit Gottes, gebessert und selig werde und daß nur der absolute göttliche Wille bestimme, wer unter den Menschen aus der tiefen moralischen Verderbniß oder der Erbsünde erlöst werden solle. (S. Gnade.) A. starb am 28. Aug. 403, während Hippo von den Vandalen belagert wurde. Es hat gelehrtere Kirchenväter gegeben als A., aber keinen scharfsinnigern, geistreichern und keinen, der es mehr verstanden hätte das menschliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Maler gaben ihm daher in ihren Gemälden zum Symbol ein flammendes Herz. A.'s Schriften erschienen zu Paris (1679—1700, Fol.) und zu Antwerpen (1700—1703, Fol.), in 11 Bdn., dann zu Venedig 1729—35; unter ihnen zeichnet sich das Werk: „De civitate Dei libri XXII" (Lpz. 1825, deutsch von Silbert, 2 Bde., Wien 1826) vorzüglich aus. A. hat seinem Eifer für das Mönchsleben durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöster in Afrika ein, freilich durch die Vandalen bald zerstörtes Denkmal gesetzt, keineswegs aber, wie die nach ihm benannten Augustiner behaupteten, einen Orden mit fester Regel gestiftet. Die Augustinerorden, regulirte Chorherren, Einsiedler und Einsiedlerinnen, sind erst im 11. und 12. Jahrh. entstanden, und ihre Regeln ein Werk der Päpste und Prioren. Pius V. setzte die vorher ohne Ordensverband zerstreuten, 1256 aber zum Klosterleben vereinigten Augustiner-Eremiten oder Einsiedler des h. A. 1567 unter die Bettelorden und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominikanern, Franziskanern und Carmelitern. Sie tragen schwarze Kleidung. Vor der Reformation hatten sie gegen 2000 Klöster mit 30,000 Mönchen und 300 Nonnenklöster. Nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbruders Luther vielen Abbruch gethan hatte, verzweigten sie sich in mehre ansehnliche Brüderschaften, unter denen die Augustiner-Barfüßer in Italien, Spanien und Frankreich die zahlreichsten wurden. Im Anfange des 18. Jahrh. zählte der ganze Augustinerorden 42 Provinzen. Jetzt hat er nur noch in Italien, Spanien, Portugal, in den östr. Staaten und in Amerika wenige Klöster. Mit mehr Recht leiten sich vom A. die kirchlichen Institute der Canonici oder Chorherren ab. (S. Stift.)

Augustinus, Apostel der Engländer, ein Benedictiner, wurde vom Bi-

schofe zu Rom, Gregor I., 596 mit 40 Mönchen über Gallien zu den Angelsachsen gesendet, um sie zum Christenthume der röm. Kirche, wiewol mit vieler Anbequemung zur herrschenden Religion, zu bekehren und dadurch unter die röm. Oberherrschaft zu bringen. Durch allerlei Wunder, die er vorspiegelte und durch den Umstand, daß Bertha, König Charibert's Gemahlin, schon vorher zum Christenthume übergetreten war, ward auch der König selbst und ein großer Theil seines Volkes sehr bald geneigt, sich taufen zu lassen; doch ein großer Theil dieser geistlichen Eroberungen ging unter seinem Nachfolger Laurenzius wieder verloren. Sein Eifer, die altbrit. Christen zur Anerkenntniß Roms zu vermögen, verwickelte ihn in lange Streitigkeiten. A. ward 598 Erzbischof von Canterbury und starb 610.

Augustulus (Romulus Momyllus), der letzte weström. Kaiser. Sein Vater, der röm. Patricier Orestes, war oberster Anführer der röm. Heere; ihm ward der Purpur angetragen, allein er schlug ihn aus, und man wählte 475 seinen Sohn A. zum Kaiser, doch schon 476 zwang ihn Odoacer, der Heerführer der Gothen, den ruhmlosen Thron wieder zu verlassen. Orestes ward enthauptet, und A. gab seine schriftliche Entlassung an den röm. Senat, der im Gefühle seiner ehemaligen Größe sich das Ansehen gab, als könnte er noch über das Reich verfügen. Nach dem Befehle Odoacer's, der den Titel eines Königs verschmähte, erklärte der Senat, daß die röm. Republik ferner keines Kaisers mehr bedürfe, daß ihre Freiheit wiederhergestellt und ihr Heil unter der Anführung Odoacer's vollkommen gesichert sei. Die Mutter des A. war die Tochter eines röm. Comes, Romulus, sodaß die Benennungen der zwei Gründer des Reichs, Romulus und Augustus, sich in Demjenigen vereinigten, der dasselbe zu Grabe trug. Odoacer ließ den schwachen Jüngling mit seinen Verwandten in Frieden ziehen, gab ihnen einen Jahrgehalt von 6000 Goldstücken und wies ihnen das Castell des Lucullus in Campanien zu ihrem Aufenthalte an, welches 20 Jahre nach A.'s Tode in eine Kirche mit einem Kloster verwandelt wurde.

Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavius), ursprünglich Cajus Octavius, Sohn von Cajus Octavius und der Attia, einer Tochter der Julia, der Schwester des Julius Cäsar, geb. 63 v. Chr. Die Familie der Octavier stammte aus Velletri im Lande der Volsker. Der Zweig, zu welchem A. gehörte, war reich und angesehen. A.'s Vater hatte sich bis zum Senator emporgeschwungen und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er sich in Krieg und Frieden rühmlich auszeichnete. Früh verlor Octavius seinen Vater, wurde aber durch die Sorgfalt seiner Mutter und des Lucius Marcus Philippus, mit dem Attia sich in zweiter Ehe vermählt hatte, sehr sorgfältig zu Rom erzogen. Seine Talente erwarben ihm die Gunst seines Großoheims, des Julius Cäsar, der sich geneigt erklärte, ihn an Kindesstatt anzunehmen, im Fall er kinderlos bleiben würde. Octavius befand sich zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Redner Apollodor die Beredtsamkeit studirte, als er die Nachricht von Cäsar's tragischem Ende und zugleich von seiner Adoption erhielt. Die Besorgnisse seiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien, um, wenn sich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption durch Julius Cäsar ihn berechtigte. Als er bei Brundusium landete, kamen ihm Abgeordnete der daselbst versammelten Veteranen entgegen. Im Triumph in die Stadt geführt und als Erbe und Rächer Cäsar's ausgerufen, machte er feierlich seine Adoption bekannt, und nannte sich nach seinem Oheim Cajus Julius Cäsar Octavianus. Sogleich stellte er sich, damals 19 Jahr alt, an die Spitze der Veteranen, bemächtigte sich aller öffentlichen Gelder in Brundusium und zog durch Campanien gegen Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Partei der Republikaner, die den Cäsar gestürzt hatte, und die Partei des Antonius und Lepidus, die unter dem Vorwande, Jenen zu rächen, ihre eigne Macht zu begründen strebte. Die letztere Partei hatte gesiegt, und der Consul Antonius übte eine fast unbeschränkte Gewalt. Octavian be-

gab sich zuerst zu Cicero, der sich auf seine Villá bei Cumá zurückgezogen hatte, um diesen großen Redner, der noch immer beim Volke beliebt war und der den Antonius haßte und fürchtete, für sich zu gewinnen. Darauf ging er nach Rom, wo der größte Theil der Magistratspersonen, Soldaten und Bürger ihm entgegenkam; nur Antonius würdigte seine Ankunft keiner Aufmerksamkeit. Nachdem Octavian seine Adoption auf die feierlichste Art hatte bestätigen lassen, besuchte er Antonius, bot ihm seine Freundschaft an und foderte ihm die Verlassenschaft Cäsar's ab, um die von demselben ausgesetzten Vermächtnisse zu bezahlen. Antonius wies anfangs diese Ansprüche stolz zurück, änderte aber bald sein Benehmen, als er des Octavian Ansehen immer mehr steigen, sein eignes aber in gleichem Maße sinken sah. Dauernd konnte jedoch eine Verbindung zwischen den beiden gleich herrschsüchtigen Nebenbuhlern nicht sein. Ihr Herz nährte gegenseitig Haß und Eifersucht; auch war ihre Feindschaft so wenig ein Geheimniß, daß man Octavian beschuldigte, er habe Antonius wollen morden lassen. Antonius zog sich hierauf in das cisalpinische Gallien, belagerte Mutina, während er zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde; Octavian ergriff die damals mächtige Partei des Senats, begleitete die gegen Antonius gesandten Consuln und übernahm nach dem Tode derselben den Oberbefehl, söhnte sich jedoch in der Folge mit dem Antonius aus, als dieser und Lepidus mit einem furchtbaren Heere nach Italien zurückkehrten. In Gemeinschaft mit Beiden errichtete Octavian ein Triumvirat, worauf sie, nach den schrecklichsten Blutscenen in Rom und Italien, das republikanische Heer unter Brutus und Cassius in Macedonien besiegten. (S. Antonius.) Antonius ehrte das Andenken des überwundenen Brutus; Octavian dagegen verhöhnte den Leichnam des Unglücklichen. Nachdem er in Rom angekommen war, befriedigte er die Habsucht der Soldaten durch Vertheilung der gewonnenen Ländereien, was aber zu großen Unruhen Anlaß gab. Mitten unter den stürmischen Auftritten, welche Italien erschütterten, hatte er mit der Fulvia, deren Tochter Clodia er ausgeschlagen, und mit Lucius, des Antonius Schwager, zu kämpfen. Nach mehren Gefechten warf Lucius sich in die Stadt Perusia, wo er sich bald darauf ergeben mußte. Man plünderte die Stadt, und es wurden 300 Senatoren, als ein den Manen des vergötterten Cäsar dargebrachtes Opfer, zum Tode verurtheilt. Nach des Antonius Rückkehr ward den Ächtungen Einhalt gethan. Octavian gestattete den Geächteten, die dem Tode entgangen waren und die er jetzt nicht mehr fürchtete, die Rückkehr. Die Unruhen in Gallien und der Seekrieg mit Sextus Pompejus dauerten noch mehre Jahre. Nach seiner Rückkehr aus Gallien vermählte sich Octavian mit der berühmten Livia, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, sich von ihr scheiden zu lassen, nachdem er selbst seine dritte Gemahlin, Scribonia, verstoßen hatte. Lepidus, der bisher noch einen Schein von Gewalt gehabt hatte, ward seines Ansehens beraubt und starb 13 v. Chr. als Privatmann. Antonius und Octavian theilten hierauf das Reich. Aber während Antonius sich im Orient allen Genüssen der Liebe und des Luxus hingab, verfolgte der junge Octavian seinen Plan, sich zum alleinigen Herrscher zu machen, und benutzte dabei die Fehler seines Nebenbuhlers. Vor Allem strebte er sich die Liebe des Volkes zu erwerben. Er zeigte Milde und Großmuth, ohne den Schein zu haben, als strebe er nach der höchsten Gewalt. Vielmehr erklärte er sich feierlich bereit, die Herrschaft niederzulegen, sobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt sein würde. Er schien es mehr zu erlauben als zu verlangen, daß man ihn zum beständigen Tribun ernenne: eine Würde, die ihn zur höchsten Macht führte. Je mehr er sich dem Volke näherte, um so offener erklärte er sich gegen Antonius. Besonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines Testaments, worin Antonius die mit der Kleopatra erzeugten Söhne zu seinen Erben erklärte, den Unwillen der Römer gegen denselben rege zu machen. Diese Stimmung benutzend, ließ Octavian der Königin von Ägypten den

Krieg erklären und führte eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande nach dem ambracischen Meerbusen, wo Agrippa (s. d.) die Schlacht bei Actium (s. d.) gewann, die den Octavian 31 v. Chr. zum Beherrscher der Welt machte. Er verfolgte seinen Nebenbuhler nach Ägypten und endigte den Krieg, nachdem er den Vorschlag des Antonius, ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entscheiden, verworfen hatte. Kleopatra und Antonius gaben sich selbst den Tod. Octavian ließ sie prachtvoll bestatten. Ein Sohn des Antonius und der Fulvia ward seiner Sicherheit geopfert. Gleiches Schicksal hatte Cäsarion, ein Sohn Cäsar's und der Kleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verschont, und Octavian brauchte im Ganzen seine Macht mit Mäßigung. Er verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Ägyptens, Griechenlands, Syriens, Kleinasiens und der Inseln zu ordnen; bei seiner Rückkehr nach Rom hielt er einen dreitägigen Triumph. Befreit von seinen Nebenbuhlern und Feinden, und Herr der Welt, war er einen Augenblick unentschieden über die Art seiner künftigen Gewalt und befragte darüber seine Vertrauten. Agrippa, dessen Siege ihm die Herrschaft gewonnen hatten, rieth ihm, darauf Verzicht zu leisten; Mäcenas war der entgegengesetzten Meinung, und diesem, oder vielmehr seiner eignen Neigung, folgte Octavian. Um dem Volke den Wunsch einzuflößen, ihn als unumschränkten Regenten zu sehen, schaffte er die Gesetze des Triumvirats ab, verschönerte die Stadt und beschäftigte sich mit Ausrottung der während der Bürgerkriege eingerissenen Misbräuche. Am Ende seines siebenten Consulats begab er sich in den Senat und erklärte seine Absicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erstaunt über seine Mäßigung, beschwor ihn, die höchste Gewalt auch ferner zu behalten. Octavian gab diesen dringenden Bitten nach und fuhr fort, durch den Senat zu regieren. Er erhielt jetzt den Beinamen Augustus, der die Hoheit seiner Person und seines Ranges bezeichnete, und vereinigte nach und nach in sich die Würde eines Imperators oder Oberherrn zu Wasser und zu Lande, der über Krieg und Frieden entschied; eines Proconsuls über alle Provinzen; eines beständigen Volkstribunen, wodurch seine Person für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, sich allen öffentlichen Beschlüssen widersetzen zu können; endlich eines Censors und eines Pontifex maximus oder Oberhauptes aller religiösen Angelegenheiten. Die Gesetze selbst wurden ihm untergeordnet, und die Beobachtung derselben seiner Willkür anheimgestellt. Zu allen diesen Vorrechten fügte man noch den Titel eines Vaters des Vaterlandes. So groß indeß auch die ihm verliehene Gewalt war, so übte sie A. doch mit weiser Mäßigung. Es lag im Geiste seiner Staatsklugheit, die alten Namen und Formen beizubehalten; daher verweigerte er es standhaft, den durch Sulla und Cäsar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen.

A. führte mehre Kriege in Afrika, Asien, und besonders in Gallien und Spanien, wo er nach großen Anstrengungen über die Cantabrer triumphirte. Seine Waffen unterwarfen Aquitanien, Pannonien, Dalmatien, Illyrien; sie hielten die Dacier, Numidier und Äthiopier in Schranken. Mit den Parthern schloß er ein Bündniß, dem zufolge sie Armenien abtraten und die dem Crassus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Am Fuße der Alpen errichtete er Denkmäler seiner Triumphe über die Bergvölker, von denen man noch zu Susa und Aosta stolze Überreste sieht. Nachdem er zu Lande und zur See die Welt beruhigt hatte, schloß er zum dritten Male seit Roms Erbauung 10 v. Chr. den Tempel des Janus. Aber dieser Friede ward 9 n. Chr. durch die Niederlage des Varus gestört, der drei Legionen gegen die Germanen unter Hermann (s. d.) verlor und verzweiflungsvoll sich selbst tödtete. Die Nachricht dieses Unglücks erschütterte A. tief. Er ließ seinen Bart und seine Haare wachsen und rief oft im äußersten Schmerz: „O Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Indeß wurden die Deutschen durch Tiberius in Schranken gehalten. Während des Friedens erließ A. viele nützliche Verordnungen

und stellte die Misbräuche in der Verwaltung ab. Er gab dem Senat eine neue Gestalt, beschäftigte sich mit der Verbesserung der Sitten, besonders durch Begünstigung der Ehen, gab Luxusgesetze und stellte die Kriegszucht bei den Heeren, sowie die Ordnung bei den circensischen Spielen wieder her; er verschönerte Rom, das er, wie er mit Wahrheit sich rühmte, aus Backsteinen erbaut gefunden hatte und aus Marmor erbaut hinterließ. Auch machte er Reisen, um allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten; er besuchte Sicilien und Griechenland, Kleinasien, Syrien und Gallien; in mehren Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die Völker errichteten ihm Altäre, und durch ein Decret des Senats ward dem Monate Sextilis der Name August gegeben. Zwei Verschwörungen, die A.'s Leben bedrohten, scheiterten. Cäpio, Murena, Egnatius wurden mit dem Tode bestraft. Glücklicher war Cinna, dem A. verzieh. Diese Großmuth vermehrte die Liebe der Römer und verminderte die Zahl der Misvergnügten, sodaß dem Beherrscher Roms nichts zu wünschen übrig geblieben wäre, hätte seine Familie sich seinem Willen ebenso gefügt, wie die Welt sich ihm fügte. Die Ausschweifungen seiner Tochter Julia verursachten ihm großen Kummer, und er zeigte sich härter gegen Diejenigen, welche die Ehre seiner Familie verletzt, als gegen Diejenigen, die sein Leben bedroht hatten. Die Geschichte sagt, daß er in seinem Alter von der Livia beherrscht wurde, vielleicht der einzigen Person, die er wahrhaft geliebt hatte. Er hatte keine Söhne und verlor durch den Tod sowol seinen Schwestersohn, Marcellus, als seine Tochtersöhne, Cajus und Lucius, die er zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte. Auch Drusus, sein Stiefsohn, den er liebte, starb frühzeitig, und Tiberius, der Bruder desselben, der ihm seiner bösen Eigenschaften wegen verhaßt war, blieb ihm allein übrig. Diese vielen Todesfälle, sein hohes Alter und seine stets schwächer werdende Gesundheit erweckten in ihm die Sehnsucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reise nach Campanien, von dessen gesunder Luft er sich eine günstige Wirkung versprach; allein sein Übelbefinden nahm zu, und er starb zu Nola am 19. Aug. 14 n. Chr., im 45. Jahre seiner Alleinherrschaft. Als er die Annäherung seines Todes fühlte, foderte er, wie erzählt wird, einen Spiegel, ordnete sein Haar und fragte die Umstehenden: „Habe ich meine Rolle gut gespielt?" Auf die bejahende Antwort fuhr er fort: „So klatscht in die Hände, sie ist aus!" Wäre dieser letzte Zug aus dem Leben des A. zuverlässig, so würde er seinen Charakter, seine Politik und selbst sein Glück treffend bezeichnen. Gewiß ist es, daß sein Betragen stets abgemessen und überlegt war, und daß er die große Gabe besaß, mitten unter den Stürmen der Herrschaft kalt und unerschüttert zu bleiben. Geschickt seine Plane verbergend, benutzte er die Leidenschaften wie die Talente Anderer, um jene zu erreichen. Er besiegte Brutus durch Antonius, und diesen durch Agrippa. Mehrmals wechselte er die Parteien, nie seine Plane, und wußte eine Herrschaft sich antragen, ja aufdringen zu lassen, die stets das Ziel aller seiner Bestrebungen gewesen. Man darf jedoch zu seinem Lobe nicht verschweigen, daß er seine Macht mit Weisheit gebrauchte und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch seine Regierung sich auszeichnete, ging von ihm aus. Er belebte den Ackerbau und begünstigte die Künste. Mit feinem Geschmack und gewandtem Geiste begabt, liebte und schätzte er die Wissenschaften und übte die Dichtkunst selbst, sodaß er nicht unwerth war, einem Zeitalter seinen Namen zu geben, das in der Geschichte des Menschengeschlechts sich durch geistige Bildung vortheilhaft auszeichnet. Sein Tod versetzte das Reich in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei und errichtete ihm Tempel und Altäre.

A und O, Anfang und Ende. Gott wird, Offenb. Joh. 1, 8, das A und O, der Erste und der Letzte, genannt. In dem griech. Alphabete, das auch mit A (Alpha) anfängt, ist nämlich ein O (Omega) der letzte Buchstabe. Der

Name des Ersten und Letzten war auch sonst im Alterthume, z. B. in den Hymnen des Orpheus, eine gewöhnliche Bezeichnung vom Ewigen und Allumfassenden. Aber die Bezeichnung durch jene Buchstaben war jüdischen Ursprungs. Bisweilen wird unter den Juden auch der mittelste Buchstabe des Alphabets (ein m) gebraucht, um den Gedanken auszudrücken, daß die Gottheit auch der Mittelpunkt des Weltalls sei. In dem ältern, halbdeutschen und halblat. Liede: „In dulci jubilo", schließt die eine Strophe: „Alpha es et O" (du bist das A und O). Früher hatten Prediger, Ärzte und andere Personen die Gewohnheit, ihre Concepte, Recepte und andere schriftliche Aufsätze mit einem α/ω anzufangen. Dies Zeichen bedeutet nichts Anderes als α, Alpha, und ω, Omega, und sie wollten damit ungefähr Das sagen, was unser: „Mit Gott!" ausdrückt.

Aunoy (Marie Catherine Jumelle de Berneville, Gräfin von), geb. 1650, gest. 1705, erhielt durch ihre Tante, die geistreiche M. Desloges, die an Ludwig XIII. Hofe lebte, eine romanhafte Richtung, welche durch ein Ereigniß in dem Leben ihres Gemahls, des Grafen d'Aunoy, noch mehr erhöht wurde. Einige seiner Landsleute aus der Normandie hatten ihn als Hochverräther angegeben. Er wurde in Untersuchung gezogen und war in Gefahr, trotz seiner Unschuld verurtheilt zu werden, als einer der Angeber erkrankte und, um von dem Beichtvater die Lossprechung zu erlangen, die Unwahrheit der Anklage darthat. Die Gräfin hat sich durch ihre „Contes des fées" einen Namen in der franz. Literatur erworben und dadurch, wie Perrault, die **Feenmärchen** (s. d.) in Aufnahme gebracht. Diesen Erzählungen liegen fast immer wahre, in ihrer Zeit durch besondere Umstände interessant gewordene Begebenheiten zum Grunde, die sie mit dem Märchenstoffe älterer Quellen verband, und leicht und witzig, aber oft redselig darstellte. Von ihren übrigen Schriften sind die „Mémoires de la cour d'Espagne", die „Voyage en Espagne", die „Mémoires de la cour d'Angleterre", die „Histoire d'Hippolyte comte de Douglas", worin sie die erfindungsreichere Frau von Lafayette nachahmte, fast nur als Proben des galanten Hoftons ihrer Zeit beachtenswerth.

Aurelius Victor, s. Victor.

Aureng-Zeyb, richtiger Awreng Sib, d. h. Zierde des Throns, geb. 20. Oct. 1619, ein Sohn des Großmoguls Schah Dschihân, erhielt den Namen von seinem Großvater Dschihângîr, der bei seiner Geburt in Hindostan regierte. A. war neun Jahre alt, als sein schwacher und unglücklicher Vater zur Regierung gelangte. Frühe schon von Herrschsucht entbrannt, suchte A. seine weitaussehenden Plane durch ernstes Äußere, durch häufiges Beten und durch Hang zur Einsamkeit zu verbergen. Er ließ sich unter die Fakirn aufnehmen, trug ihre Kleidung und wollte sich nach Medina zum Grabe des großen Propheten begeben. Im 20. Jahre jedoch legte er den Koran, den er bisher stets unter dem Arme getragen hatte, bei Seite, führte mit Glück und Geschicklichkeit eine Anzahl Truppen an und erhielt die Statthalterschaft von Dekhan. Hier wollte er einst den Fakirn einen Beweis seiner Liebe und Freundschaft geben, bat sie zu einem großen Gastmahle und nöthigte sie, so sehr sie sich auch sträubten, neue, anständigere Kleidung anzulegen. Die alten Gewänder ließ er verbrennen, und man fand darin eine Menge Gold- und Silberstücke, die ihm für seine Kriege gute Dienste thaten. Er veruneinigte nämlich seine Brüder, unterdrückte mit Hülfe des einen den andern und lockte seinen Vater in das Innere seines Harems, wo er ihn gefangen hielt. Dann ließ er einen nach dem andern umbringen, bestieg 1659 den Thron von Hindostan und nahm den Namen Alemgîr, d. i. Überwinder der Welten, an. Wie grausam die Mittel auch gewesen waren, deren er sich zur Erreichung seines Zweckes bedient hatte, so regierte er dennoch mit vieler Weisheit, beförderte den Wohlstand seines Volks, sah streng auf die Handhabung des Rechts und auf Sittlichkeit, und suchte dadurch seine Macht fester zu begründen. Zwei Söhne, die versucht hatten, sich eine Partei im Staate zu machen, ließ er fest-

setzen und durch langsam tödtendes Gift hinrichten. Er führte viele Kriege, eroberte Golkonda und Visapur, schlug die Rajubutten, vertrieb nach und nach die Maratten ganz aus ihrem Vaterlande und vergrößerte auf diese Weise sein Reich bedeutend. Er war ein großer Freund der Europäer, und stellte sie sehr gern sowol an seinem Hofe, als beim Heere an. Er liebte die Pracht und das Außerordentliche; so ließ er nach der Eroberung von Bidschapur eine Kanone gießen, die 14 engl. Fuß lang und für ein Caliber von 2640 engl. Pfund eingerichtet ist. Denselben Charakter hat die Münze, welche ihm von der Stadt Delhi 1673 zum Geschenk am Neujahrsmorgen überreicht wurde. Sie ist 1 Zoll dick, hat 5 Zoll im Durchmesser und wiegt 5 Pfund. Die Inschrift derselben enthält den vollständigen Titel des Großmoguls. Gegenwärtig wird sie im Münzcabinet zu Gotha aufbewahrt. A. starb am 21. Febr. 1707 und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Schah Alem, dem aber die Brüder die Herrschaft streitig machten. Das Reich kam sehr bald in Verfall, und mehre eroberte Provinzen suchten sich wieder unabhängig zu machen.

Aurengabad, Residenzstadt des Großmoguls von Hindostan, hieß früher Kirki. Durch Aureng-Zeyb ward sie verschönert, befestigt und nach ihm benannt. Der Verfall des Reichs bewirkte auch ihren Verfall. Vgl. Seely's „Wonders of Elora" (Lond. 1824). In einiger Entfernung von A. ist das herrliche Denkmal Aureng-Zeyb's. Von ihr entlehnte man den Namen für eine Provinz der Präsidentschaft Bombay im engl. Ostindien von 2800 □M. mit 8 Mill. Einw., die theils Mohammedaner, theils Hindus sind.

Aurich, hanöv. Landdrostei, das Fürstenthum Ostfriesland bildend, mit 152,000 Einw. auf $52^1/_2$ □M. Fast die Hälfte des Landes ist durch die Nordsee begrenzt, die hier den Meerbusen Dollart bildet. Das ganze Land ist eine Ebene, die nur durch kostbare Dämme und viele Schleusen gegen die Überflutung des Meeres geschützt wird; der Rand, die sogenannten Polder, d. h. vom Meere angesetztes Marschland, ist der fruchtbarste Boden des ganzen Königreichs, im Innern findet sich fast nur Moor und Heide. Die Einwohner treiben vorzugsweise Ackerbau, Viehzucht und Seehandel. Im blühendsten Zustande ist die Landwirthschaft in den Marschgegenden. Pferde, Rinder, Gänse, Getreide und Torf sind die Hauptproducte. Bedeutend ist die Heringsfischerei an den schot. Küsten und der Aalfang in den Binnenwässern. Der Fabrikfleiß ist gering. Es gibt wenig Waldung und außer den Hasen fast gar kein Wild, häufig aber sind wilde Enten, Rebhühner und Schnepfen. Die größte Zahl der Einwohner bekennt sich zur lutherischen und zur reformirten Kirche, doch gibt es auch einige katholische, mennonitische und jüdische Gemeinden. In frühesten Zeiten war dieses Land unter mehre sogenannte Häuptlinge vertheilt, bis es unter dem Namen einer Grafschaft an die Familie Zirksena kam, unter welcher es 1657 zum Fürstenthum erhoben wurde. Nach dem Tode des letzten Fürsten aus diesem Geschlechte, Karl Edgard, nahm es 1744 Preußen in Besitz, worauf es seit 1806 holl., dann seit 1810 franz. Provinz war, bis es im Frieden 1815 an Hanover abgetreten wurde. Die Hauptstadt der Landdrostei und des Fürstenthums ist **Aurich**, ziemlich in der Mitte gelegen, mit 3400 Einw., einem protestantischen Consistorium, einem Gymnasium und einer öffentlichen Bibliothek. Im Schlosse zu A. halten die Landdrostei und die Provinzialstände Ostfrieslands ihre Sitzungen. Auch hat A. mehre Pfeifen- und Tabacksfabriken und zahlreich besuchte Pferdemärkte. Zur Beförderung des Handels dient die Treckfurt, ein durch Moor und Marsch über drei Meilen von A. nach Emden gezogener Kanal. In der Nähe beim Dorfe Rahe ist der berühmte Upstalsboom, wo sich in uralten Zeiten die Friesen versammelten. Zu A. gehört auch die Insel **Norderney** (s. d.).

Aurikel (primula auricula), eine beliebte Gartenblume, wächst ursprünglich auf Alpen und Voralpen des mittlern und südl. Europas an schattigen, feuchten Orten. Durch die Cultur hat sie an Schönheit und Farbenpracht sehr gewonnen. Man kennt mehr als 300 Spielarten. Die wilde Aurikel ist immer einfach

gelb. Ihr Geruch ist angenehm und lieblich. Sie blüht im April und Mai, oft auch im Herbste zum zweiten Mal. Man pflanzt sie entweder durch Absenker oder durch Samen fort; letztere Art der Fortpflanzung fodert aber großen Fleiß.

Aurora (griech. Eos), Hyperion's und der Theia Tochter, und Schwester des Helios und der Selene, eine der alten Gottheiten aus dem Titanengeschlechte, die aber auch unter den neuen Göttern ihren Glanz behielt. Dem Titanen Asträos, einem Sohne des Krius, gebar sie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, den Morgenstern und die übrigen Gestirne. Sie fährt, von den göttlichen Rossen Lampus und Phaeton gezogen, aus den Tiefen des Oceans empor, und hebt mit Rosenfingern den Schleier der Nacht, der Welt leuchtend, bis der Glanz des Tages sie verscheucht. Unter den Sterblichen, deren Schönheit die Göttin fesselte, nennen die Dichter besonders Orion, Tithonos und Cephalus. — Das Wort hat auch eine vielfach mystische Bedeutung gehabt; wie denn auch die zuerst gedruckte und berühmteste Schrift Jakob Böhme's diesen Titel führt.

Ausbeute, im Bergwesen, der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Besitzer der Kuxe, nach Abzug aller Kosten. Zur Auszahlung des Gewinns schlägt man auch Ausbeutethaler, -Gulden und -Groschen.

Ausbruch heißen in Ungarn, vornehmlich zu Tokay, Eperies, St.-Georgen, Siklosch und Mengosch diejenigen Weine, welche aus den schönsten und reifsten Beeren, die man kurz vor der allgemeinen Lese besonders ausgebrochen hat, gekeltert worden sind. Der Ausbruch folgt auf die Essenz, welche von abgewelkten, gleichsam rosinenartigen Weinbeeren ohne Presse von selbst ausläuft, indem man die an der Sonne destillirten und am Weinstocke halb getrockneten Beeren in eine durchlöcherte Wanne bringt, wo ihr eignes Gewicht den besten Saft ausdrückt. Werden die Trauben, welche Essenz gegeben haben, mit Most von andern frischen guten Trauben begossen und gelind ausgepreßt, so wird auch diese Sorte oft Ausbruch, richtiger aber Maschlach oder Maschlasch genannt. Es geht sehr viel Betrug sowol mit dem Ausbruch als auch mit der Essenz vor, und selten bekommt man diese theuern Weinsorten rein und echt. Auch am Rheine hat man an einigen Orten das Ausbrechen der reifsten und schönsten Weinbeeren angefangen, um besonders edle Weine zu erzielen.

Ausdehnung, Erfüllung des Raums durch einen Körper, dann die allmälige Erweiterung seiner Raumerfüllung, s. Expansion und Elasticität.

Ausdruck bezeichnet figürlich das Kundgeben, das Äußern eines innern Zustandes. Worte, Töne, Mienen, Geberden, welche man in der gewöhnlichen Sprache wol auch Ausdruck nennt, sind die Ausdrucksmittel. Außer dem Zusammenhange ist in der Sprache eigentlich nichts Ausdruck als die Interjectionen. Sollen Wörter Ausdruck haben, so kommt es darauf an, ob sie genau Dem entsprechen, was der Darstellende uns durch sie mittheilen wollte. Dies ist aber nur aus dem Zusammenhange erkennbar; das einzelne Wort erweckt in uns nur die bloße Vorstellung, die, für sich betrachtet, weder wichtig noch unwichtig ist, sondern Beides erst durch die Verbindung wird, in welcher sie erscheint. Ebenso wenig ist Ausdruck mit Nachdruck zu verwechseln, wie so häufig von Denen geschieht, die Ausdruck nur in dem Starken, Kraftvollen finden, und daher dem Pathos nachjagen. Wenn wir nun den Ausdruck in seiner Vollkommenheit völlig angemessene Äußerung eines innern Zustandes nennen, so setzen wir den Zustand der Beschaffenheit, das Vorübergehende dem Beharrlichen entgegen, um anzudeuten, daß beim Ausdrucke nicht die allgemeine Art geistiger Mittheilung, sondern eine besondere stattfinde. Wir sagen z. B. von einem Gesichte oder von einem Bildnisse, daß es Ausdruck habe, wenn in demselben nicht blos die allgemeine Form eines menschlichen Gesichts überhaupt sich findet, sondern wenn die dem Individuum, welchem es angehört, inwohnende Seele in den Zügen des Gesichts oder Bildnisses sich ankündigt. Demnach bestände der Ausdruck in Ankündigung von Seele, und

jedes Wort, jeder Ton, jede Bewegung würde ein Ausdruck sein, insofern uns dadurch die Seele enthüllt wird. Die Seele aber nehmen wir nur wahr in bestimmten Zuständen. Der Ausdruck ist folglich die Äußerung eines Seelenzustandes, und zwar vornehmlich des Zustandes, in welchem die Seele von einem Gegenstande lebhaft berührt, von ihm durchdrungen und begeistert ist. Diese Äußerung aber muß völlig angemessen sein, damit die äußere Darstellung der innern so entspreche, daß grade dieselben Ideen und Gefühle in dem empfänglichen Andern entstehen, wie sie im Geiste und Gemüthe des Darstellenden vorhanden waren. Der Ausdruck muß daher in Beziehung auf den Gegenstand Bestimmtheit und Anschaulichkeit, in Beziehung auf den Darstellenden aber Beseelung und den richtigen Ton der Empfindung haben. Da aber die Äußerung des innern Seelenzustandes, worin das Wesen des Ausdrucks besteht, im eigentlichen Sinne Darstellung ist, so werden wir auf die Wirksamkeit der Einbildungskraft hingewiesen, ohne welche wir uns weder in jenen Zustand versetzen können, noch einer Darstellung desselben fähig sind. Den Gegenstand, welchen wir nicht durch die Einbildungskraft auffassen, stellen wir uns nicht so lebhaft vor, daß wir dadurch in einen besondern Zustand versetzt werden könnten, und ohne die erhöhte Thätigkeit der Seele in einem solchen Zustande drängt uns nichts, uns eigentlich auszudrücken. Alles dieses zusammenfassend, kann man sagen, Ausdruck sei beseelte Darstellung eines durch die Einbildungskraft aufgefaßten Gegenstandes, gemäß der Beschaffenheit und Wirksamkeit desselben, in dem Zustande eines zu lebhafter Thätigkeit aufgeregten Gemüths. Er ist schon seiner Natur nach ästhetisch, und in allen schönen Künsten nicht seinem Wesen, sondern nur den verschiedenen Darstellungsmitteln nach verschieden. Die jeder Kunst eigenthümlichen Mittel des Ausdrucks bestimmen ihre Sphäre. (S. Darstellung.) Der Anatom Charles Bell will ein besonderes Nervensystem als Vermittelung des Ausdrucks entdeckt haben. Vgl. dessen „Essays on the anatomy and philosophy of expression" (2. Aufl., Lond. 1824, 4.).

Ausdünstung heißt die Entwickelung von Dämpfen aus festen oder tropfbar-flüssigen Körpern. Geschieht diese Ausdünstung sehr rasch, so erhält sie den Namen **Verdampfung**, daher man z. B. vom Wasser in gewöhnlicher Temperatur sagt, es dünste aus, in der Wärme, es verdampfe. Alle Körper, feste sowol als flüssige, dünsten aus, um so mehr, je stärker sie erwärmt werden. Selbst Schnee und Eis entwickeln Dünste und verschwinden dadurch allmälig. Viele Dünste sind jedoch so dünn, daß sie durch physikalische Mittel nicht wahrnehmbar gemacht werden können. Wenn man annimmt, wozu die angestellten Versuche berechtigen, daß die jährliche Verdünstung des Wassers auf der Erdoberfläche im Durchschnitt 30 Zoll beträgt, so würden, die Oberfläche aller Gewässer auf unserer Erde zu vier Mill. geographischer □M. angenommen, jährlich 200 Kubikmeilen Wasser in Dämpfe verwandelt. Diese Masse vergrößert sich aber noch bedeutend dadurch, daß die feuchte Erde und das ganze Thier- und Pflanzenreich wässerige Theile ausdünsten. — Unter Ausdünstung des thierischen und menschlichen Körpers versteht man 1) diejenige Verrichtung der Haut, mittels welcher in dem dichten Netze von Haargefäßen derselben bestimmte flüssige Stoffe aus dem Blute abgesondert, in Dunst (oder in einen feinen Duft) verwandelt und als solcher durch die Öffnungen der Haut (die sogenannten Schweißlöcher, Poren) ausgehaucht werden; 2) zuweilen auch diese abgesonderten und durch die Thätigkeit der Haut aus dem Körper ausgeschiedenen Stoffe selbst. Dieser Duft ist unter den gewöhnlichen Verhältnissen so fein, daß man ihn mit bloßen Augen nicht sehen kann, daher man ihn auch die unmerkliche Ausdünstung nennt; er wird aber sichtbar, wenn man die Hand an ein kaltes Glas oder polirtes Metall hält, auch wenn man bei kalter Temperatur stark ausdünstet, oder wenn sich bei noch mehr verstärkter Ausdünstung dieser Duft nicht in der Luft schnell genug auflöst, sondern in Tropfen als Schweiß auf der Haut sammelt. Diese Ausdünstung durch die Haut hat die meiste Ähnlichkeit mit dem aus

den Lungen ausgehauchten Dunste, mit der Absonderung der Häute und Membranen innerer Höhlen des Körpers, der Bauch- und Brusthöhle, mit denen sie auch in einigem Zusammenhange zu stehen scheint. Ihre Wichtigkeit leuchtet noch mehr hervor, wenn man bedenkt, daß die ganze Hautoberfläche eines erwachsenen Menschen wenigstens 16 □Fuß enthält und deshalb die Menge der unaufhörlich ausdünstenden Stoffe sehr beträchtlich sein muß, welches sich auch durch die genauen Beobachtungen des Sanctorius („De medicina statica aphorismi", Vened. 1614) vollkommen bestätigt, welcher einen großen Theil seines Lebens auf der Wage zubrachte, und nicht nur alle Speisen und Getränke, die er zu sich nahm, sondern auch alle Abgänge genau wog und berechnete, und dadurch die Erfahrung machte, daß nicht nur von den Flüssigkeiten, sondern selbst von den festern Nahrungsstoffen, welche der Mensch zu sich nimmt, ein beträchtlicher Theil durch die Ausdünstung wieder aus dem Körper geht. Die Ausdünstung hat zwei für das Bestehen des Körpers sehr bedeutende Zwecke. Der eine ist die Reinigung des Bluts von gewissen schädlichen und überflüssigen Stoffen. Außer den durch zufällige Umstände in die Blutmasse übergegangenen zusammengesetzten Stoffen, von besondern Nahrungsmitteln, z. B. Zwiebelgewächsen, werden aus dem Blute Kohlenstoff, Wasserstoff und hauptsächlich der Überschuß an Stickstoff durch die Ausdünstung mittels des Wärmestoffs in Gas und Duft verwandelt und aus dem Körper geschafft. Die Umwandelung sogar zusammengesetzter, organischer, fester Stoffe in gasförmige Ausdünstung wird in manchen Krankheiten, besonders im Fieber, so außerordentlich vermehrt und beschleunigt, daß der stärkste Mensch in wenigen Tagen ganz abmagern kann, ohne andern Abgang als durch die Haut zu haben. Der andere Zweck der Ausdünstung ist die Erhaltung des gleichmäßigen Wärmegrades in dem Körper und Verminderung der übermäßig sich erhöhenden Hitze in demselben. Jeder lebende Körper hat seinen eigenthümlichen Stand der Wärme, welcher sich im Ganzen gleich bleibt, seine Umgebung mag noch so warm oder kalt sein. Die Temperatur des Menschen steht ungefähr von 32—34° R. Da bei der Ausdünstung durch Verflüchtigung der Stoffe viel Wärmestoff verbraucht wird, so ist sie ein bedeutendes Abkühlungsmittel für den Körper und eine Ableitung für die im Innern unaufhörlich sich erzeugende Wärme. Je mehr äußere Wärme auf den Körper wirkt, oder je mehr durch andere Ursachen, z. B. hitzige Getränke, Bewegung, die innere Wärmeerzeugung verstärkt wird, desto vermehrter wird die Ausdünstung, und also auch desto stärker die Ableitung der Wärme. Wirkt große Kälte von Außen auf den Körper, so wird die Hautverrichtung geschwächt, die Ausdünstung geht langsamer von statten, der Wärmestoff wird sparsamer verbraucht, sammelt sich also im Körper mehr an. Daher magern die Menschen gewöhnlich im Sommer ab und nehmen im Winter wieder zu, weil in jenem die verstärkte Ausdünstung mehr Stoffe aus dem Körper auflöst und fortschafft als im Winter. Daher kühlt sich der Mensch durch den Schweiß ab, und fühlt sich in der trockenen Fieberhitze erquickt, sobald ein kritischer Schweiß hervorbricht. Wird aber die Ausdünstung auf längere Zeit unterbrochen oder doch gestört, so müssen auch die Folgen davon höchst nachtheilig für die Gesundheit und selbst für das Leben des Menschen werden. Diese Folgen haben großentheils ihren Grund in dem nahen Verhältnisse des Geschäfts der Haut zu den innern Absonderungen und sind um so hartnäckiger und verderblicher, je anhaltender die Unterdrückung der Hautausdünstung ist. Die vermehrte innere Wärme erzeugt sehr oft Fieber; auch werden die schädlichen Stoffe im Blute angehäuft, von welchen dasselbe befreit werden sollte, daher es von seiner natürlichen Beschaffenheit abweicht und als regelwidriger Reiz wirkt. Endlich wird die Verrichtung anderer absondernden Werkzeuge übermäßig vermehrt, weil sie das Geschäft der Haut zum Theil mit übernehmen; daher stellen sich nach Erkältung so oft Schnupfen, Halsbräune, Husten, auch bedeutende innere Entzündungen, ferner Durchfall, Harnruhr, Wassersucht, langwierige Rheu-

matismen u. s. w. ein. In physiologischer Hinsicht verdient Erwähnung Will. Cruikshank's „Experiments on the insensible perspiration of the human body" (Lond. 1795; deutsch von Michaelis, Lpz. 1798).

Ausfall. Zur Vertheidigung einer Festung gehören, wenn nicht besondere Rücksichten zum Gegentheil bestimmen, öftere Ausfälle, um den Feind entfernt zu halten und seine Belagerungsarbeiten zu zerstören, wo möglich, nebenbei Lebensmittel aus der Umgegend herbeizuschaffen, der Unterstützung an Mannschaft oder Waffen den leichtern Eingang zu bereiten oder einen Entsatz zu begünstigen. Einer der merkwürdigsten Ausfälle war der bei der Belagerung von Gibraltar, wo alle Belagerungsarbeiten der Spanier zerstört und diese so unerwartet überfallen wurden, daß man in einem Wachthause der Laufgräben den schon fertig geschriebenen Rapport an den Commandirenden fand: Es sei nichts Veränderliches vorgefallen. — **Ausfallthor** (Porte du secours) ist der gewöhnliche Name des in das Feld hinausgehenden Thors einer Citadelle, das in der frühern Zeit niemals fehlte, sich aber mit Recht an keinem spätern Baue findet.

Ausgabe eines Buches nennt man seit Erfindung der Buchdruckerkunst eine Behufs der Vervielfältigung gedruckte Handschrift. Wird ein Werk öfter in demselben Formate und ohne Textesveränderungen abgedruckt, so unterscheidet man erste, zweite Ausgabe u. s. w.; allein da in neuerer Zeit wiederholt auch unveränderte Abdrücke einer frühern Ausgabe **Auflage** (s. d.) genannt wurden, so ist der Sprachgebrauch, welcher diese von jener zu unterscheiden suchte, schwankend geworden. Die Verschiedenheit der Ausgaben ist besonders bei alten Classikern und bei denjenigen Werken, wo auf die einzelnen Sylben und den Buchstaben Etwas ankommt, von hoher Wichtigkeit. Vorzüglich geschätzt sind die Ausgaben aus der frühesten Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst, die **Incunabeln** (s. d.) und die ersten Drucke eines Classikers (editiones principes) wegen der Seltenheit; die Ausgaben mancher Druckerei, wie der des Aldus, Giunti und Stephan wegen der Correctheit, der der Elzevire wegen der Reinheit und des saubern Drucks, endlich die Ausgaben Baskerville's, Didot's, Bodoni's wegen der Pracht der äußern Ausstattung. Vgl. Ebert's „Bibliographisches Lexikon" (2 Bde., Lpz. 1821—30, 4.).

Ausgeding heißt in einigen Gegenden Deutschlands Das, was sich Ältern vorbehalten (ausbedingen), wenn sie noch vor ihrem Tode den Kindern ihr Besitzthum oder Vermögen überlassen. Dies geschieht mittels eines gesetzlichen Vertrags, und das Ausgeding hat alle Eigenschaften und Folgen eines solchen.

Ausgrabungen. Die Geschichte der regelmäßigen Ausgrabungen von röm. Alterthümern beginnt mit dem Breve Papst Leo X. vom 27. Aug. 1515, das Rafael Sanzio zum Präfecten der Alterthümer machte. Die Worte dieses Befehls, noch mehr aber jener freimüthige Bericht an Leo X., der früher dem geistreichen Castiglione zugeschrieben wurde, jetzt aber durch Francesconi als ein Aufsatz des Rafael anerkannt ist, gaben den ausreichendsten Beweis, wie barbarisch und planlos mit den Überresten des Alterthums in Rom, damals der Hauptstadt europäischer Kunstbildung, umgegangen wurde. Durch Rafael's Anordnung und Beispiel kam einige Ordnung in die bisherige Willkür. (S. Fiorillo's „Geschichte der Malerei", I, S. 98 fg.) Noch war der Boden aber zu reich, als daß an die Stelle des aufraffenden Zusammenlesens eigentliche Ausgrabungen nach überlegtem Plane hätten treten sollen. Flam. Vacca's verdienstliche „Comment. de monumentis Romanis suo et majorum aevo deprehensis" von 1594, die Carlo Fea in seinen „Miscellanea philologica, critica et antiquaria" (Rom 1790, V, I) bereichert herausgegeben hat, ist daher mehr eine Geschichte der zufälligen Auffindungen als der geregelten Ausgrabungen. Überhaupt gingen diese in Rom erst in den neuern Zeiten sehr ins Große. Früher umfaßten sie einzelne Gräber (der Nasonen, der Scipionen u. s. w.) und einzelne Vignen. Während der Herrschaft der Franzosen wurden die Bäder des Titus, die Arena des Colosseum, der Triumphbogen

des Konstantin, das Forum des Trajan zum Theil zugängig gemacht, zum Theil weiter aufgedeckt, und die Aufdeckung der Via sacra, des Bodens um den Friedenstempel und die Säule des Phokas angefangen, die von der päpstlichen Regierung immer weiter fortgesetzt werden, um das alte Forum völlig vom Schutte zu befreien. Auf diesem Forum fand man 1824 den ersten Meilenstein, von welchem ab alle Meilensteine auf den von Rom ausgehenden Heerstraßen gezählt wurden. In der Campagna von Rom zog am frühesten die Villa des Hadrianus an; bekannt sind die Grabungen in Gabii 1792, in Velleja, in Ostia, unter Fea's Leitung, und die einzelnen zu Antium, das, sowie Otricoli und Friuli (Forum Julii) bei Udine 1817, sehr ergiebig war. In der Ausgrabung unweit Monte Cavo in der Sabina fand man die Reste einer Statuenreihe der Musen, 1826 bei Brescia zufällig den Tempel des Hercules mit Statuen, und 1828 bei Corneto Gräber des alten Tarquinii. Belohnend waren die verständig geleiteten Grabungen in Herculanum und Pompeji (s. d.). Das Wiederaufleben dieser ermunterte den Eifer der Humanisten und Sammler in allen Ländern, und die fortgesetzten Ausgrabungen haben dort in der neuesten Zeit wieder treffliche Ausbeute an Bildwerken und Mosaiken gegeben. Auf der Stelle des alten Päſtum wurde 1830 ein großer Tempel mit herrlichen Sculpturen ausgegraben, und in demselben Jahre gaben die in den Besitzungen des Prinzen von Canino unternommenen Ausgrabungen einen reichen Ertrag an alten Vasen. In Frankreich hatte Pelresc den Alterthumsfreunden durch sein Beispiel bewiesen, wie reich der Boden dieses Landes für den echten Sucher sei. Montfaucon, Caylus, und vor wenig Jahren Millin, gingen in seinen Spuren weiter. In den amtlichen Berichten des Instituts kommen öfter Nachrichten von Entdeckungen alter Städte und Gebäude vor, z. B. von denen zu Famars, wo man Vasen mit mehren tausend Münzen und zwei Badezimmer mit gemalten Wänden entdeckt hat, und zu Arles 1829. In Ungarn sind die Ausgrabungen zu Sabaria wichtig. Spanien scheint es von jeher dem Zufall überlassen zu haben, daß sein Boden Schätze liefere. Die Mosaik von Italica wurde zufällig entdeckt. In Ägypten war einer der frühesten Reisenden, der Grabungen anstellte, Pietro della Valle; in der neuesten Zeit reist dort kein Fremder, ohne Hacke und Spaten mit sich zu führen; Syrien ist weniger durchwühlt. In Persepolis und Tadmor ward öfter gezeichnet als gegraben. Die Gräber von Ilium störte Graf Choiseul-Gouffier auf, zu derselben Zeit, als Lord Hamilton die Todtenstätten Großgriechenlands durchsuchte. Die frühern Reisenden in Griechenland, die Nointel, Spon und Wheler, durften, wie es scheint, nur zeichnen lassen. Erst in neuern Zeiten gestanden die Türken zu, nach allen Regeln in der Nähe großer Trümmer den Boden umzuwühlen. Der bedeutendste Fund, der dort gewonnen wurde, waren die äginetischen Statuen beim Tempel des panhellenischen Zeus und die Friese von Phigalia. Weniger Ausbeute gab Sicilien, das die Aufmerksamkeit der Briten vorzugsweise anzieht. Zwar ließ ein Baron Giudica dort eine ganze Stadt (Acre) aufdecken, doch bestand der Erwerb dieses kostbaren Unternehmens nur in kleinem Geräthe. Während aber Griechenland, Italien, Kleinasien und Ägypten, ja selbst das ferne Indien von den kunstliebenden Reisenden durchwühlt und durchforscht worden, begnügt man sich im Norden von Europa nicht, die Überreste der Zeiten der Altvordern von dem Zufalle zu erwarten. In den Niederlanden kommt aus dem Moor eine hölzerne Brücke aus röm. Zeit zu Tage. In Deutschland wurden in neuern Zeiten bedeutende Überreste des Alterthums im Schooße der Erde aufgefunden, wie bei Salzburg das alte Juvavia mit merkwürdigen Mosaiken; bei Bonn, Neuwied, Mainz Denkmale der Römerherrschaft; in einigen Gegenden des Herzogthums Nassau ansehnliche röm. Ruinen, z. B. bei Hedernheim, bei Dolzheim und Marienfels; andere bei Alzei (Altisea) und im Breisgau; bei Steinsfurt in Baden; Ruinen, Mosaiken und Frescobilder bei Rotweil in Würtemberg. Die in mehren deutschen Ländern in reger Thätigkeit forschenden Alterthumsvereine haben vorzüglich zu die-

sen Entdeckungen beigetragen. Vgl. Wigand's „Jahrbücher der Vereine für Geschichte und Alterthumskunde" (4 Hefte, Lemgo 1831—32). Prof. von Muchar leitete 1829 Ausgrabungen bei Lienz im Pusterthale, und bei Nußdorf, wo das röm. Loncium gestanden haben soll. Selbst das alte Winfried blieb nicht ununtersucht, und die Heidengräber der Schlesier nicht unbeachtet. Kaiser Alexander hat die Trümmer vergangener Jahrhunderte entlang des schwarzen Meers und in Taurien durch den Archäologen, Staatsrath von Köhler, entweder weiter zu Tage fördern oder doch genauer zeichnen und messen und die nicht haltbaren abtragen lassen. Interessante Aufschlüsse über den Culturzustand der Urbewohner gaben die seit 20 Jahren in Nordamerika fortgesetzten Ausgrabungen, die nicht nur alte Geräthe, sondern auch große Bauwerke aufgedeckt haben.

Auslegung, s. Exegese, Hermeneutik.

Auslieferung wirklicher oder angeblicher Verbrecher, entlaufener Sklaven, Leibeigner, Kriegsdienstpflichtiger und Anderer, welche sich der Bestrafung, der Erfüllung einer Pflicht oder auch einer ungerechten Verfolgung durch die Flucht entzogen haben. Schon diese Zusammenstellung zeigt, daß dies einer der verwickeltsten Punkte des Völker- und Staatsrechts ist. Auf der einen Seite steht die Pflicht aller Staaten, sich zu Handhabung der Gerechtigkeit Beistand zu leisten, auf der andern die Verbindlichkeit, dem Unschuldigen Schutz zu gewähren und selbst dem Fremdling nicht ohne rechtliches Gehör und Urtheil ein Übel zuzufügen, bestände dies auch nur in einer Beraubung seiner Freiheit, sich einen beliebigen Aufenthaltsort zu wählen. Rom gestattete in seiner frühern bessern Zeit einem Jeden, sich durch freiwillige Verbannung der Strafe zu entziehen, wie z. B. Verres that. Darin ist man einig, daß an sich kein Staat schuldig ist, Angeschuldigte auszuliefern, und die Regierungen suchen sich durch Verträge die Verfolgung strafbarer Personen zu sichern. England kann, vermöge seiner Fundamentalgesetze, der Regel nach Niemand ausliefern, und selbst Fremde nur vermöge der Fremdenbill aus dem Lande schaffen, welche, als Ausnahmegesetz für einige Jahre gegeben, nunmehr aufgehört hat. Nur in Ansehung gemeiner Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Verfälschung, betrüglicher Bankrott u. s. w., wurde zwischen England, Frankreich, Spanien, Holland und andern alliirten Staaten Frankreichs im Frieden von Amiens am 23. und 27. März 1802 die Auslieferung gegenseitig versprochen, dabei aber zur Bedingung gemacht, daß solche Beweise beigebracht würden, welche hinreichend wären, den Auszuliefernden im Lande selbst den Gerichten zu übergeben. Gleiche Grundsätze gelten zwischen England und Nordamerika, vermöge des Vertrags vom 9. Nov. 1794; auch werden sie von der engl. Regierung, wie neuere Fälle bewiesen haben, gegen alle andere Staaten beobachtet. Dies sind offenbar die richtigsten Ansichten. Es muß ein Verbrechen vorhanden sein, welches überall und besonders nach den Gesetzen des Staats, welcher ausliefern soll, strafbar ist, und es müssen gegen den Auszuliefernden gesetzlich genügende Anzeigen vorgelegt werden. Die Beurtheilung beider Punkte gehört zum Richteramte; daher wird zur Rechtmäßigkeit der Auslieferung ein vorläufiges richterliches Urtheil nöthig. Wegen Mangels eines gemeinen Verbrechens schlug Frankreich den Spaniern 1780 die Auslieferung des Grafen Olavides, Preußen der franz. Regierung 1801 die Auslieferung des de Précy, Imbert Colomes und Anderer ab, welche wegen einer Verschwörung gegen die Consularverfassung zu Baireuth verhaftet worden waren. Gegen die Auslieferung des Obersten von Massenbach erhob sich im ersten Augenblick die öffentliche Stimme nur darum, weil er nach voreiligen Nachrichten ohne rechtliche Prüfung der Verdachtsgründe verhaftet und ausgeliefert zu sein schien. Später änderte sich darüber die öffentliche Meinung. Andere Grundsätze sind durch besondere Verträge aufgestellt worden, die sich aber in der neuesten Zeit sehr gehäuft haben und durch manche wichtige Fälle veranlaßt worden sind, z. B. durch die verlangte Auslieferung des Professors Cousin, jetzigen Pairs von Frankreich, zu Dresden 1824;

des Neapolitaners Galotti in Corsica 1829; vorzüglich des Geheimrathes von Schmidt-Phiselbeck von Braunschweig 1827. Darauf, daß für das angeschuldigte Verbrechen auch die gehörigen Beweise geliefert werden, wird jetzt sehr gesehen, und überhaupt beiweitem mehr in den Kreis der Gerichte gezogen als bisher. So sollten nach der preuß.-russ. Cartelconvention vom 23. Mai 1816 die Requisitionen wegen der Auslieferungen zwischen den Provinzialregierungen und den Gouverneurs erlassen werden; nach der Convention vom 17. März 1830 müssen sie von den Obergerichten ausgehen und an dieselben gerichtet, zugleich aber auch die nähern Umstände angegeben werden. Dasselbe wird in dem Vertrage zwischen Östreich und der Schweiz vom 14. Jul. 1828 bestimmt.

Ausnahmegesetze (lois d'exception), ein neuer Name für eine alte Sache. Wenn der Zustand eines Staats so verworren und gefährlich ist, daß die gewöhnlichen Kräfte und Gesetze nicht mehr für ausreichend gehalten werden, so greift man zu außerordentlichen und stärker wirkenden Mitteln. Die Römer hatten für solche Fälle die Formel, wodurch den beiden Consuln eine größere Macht eingeräumt wurde: Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat, und wenn dieses nicht hinreichte, ihre Dictatur. Das Heilmittel war schon damals oft schlimmer als das Übel, welches geheilt werden sollte, und als die Dictatoren zu Triumvirn reipublicae constituendae geworden waren, ging die Republik zu Grunde. Despotische Staaten brauchen keine Ausnahmegesetze, die öffentliche Gewalt ist dort immer von den Schranken frei, welche ihr in den constitutionnellen Verfassungen gesetzt sind. Allein in den letztern können Zeiten eintreten, in welchen die Macht der Regierung verstärkt werden muß, um schnell und nachdrücklich wirken zu können. In England besteht in solchen Lagen die erste und wichtigste Maßregel darin, daß das Habeas-Corpus-Recht für eine bestimmte Zeit suspendirt wird. Die Regierung kann dann verdächtige und gefährliche Leute in Verwahrung nehmen, ohne ihnen gerichtlich den Proceß machen zu lassen. Diese Suspension wird aber nur auf eine gewisse Zeit bewilligt, mit deren Ablauf alle solche Staatsgefangene wieder in Freiheit gesetzt oder zur förmlichen Untersuchung gezogen werden müssen, und nun schützt die Suspension die Minister keineswegs gegen die Entschädigungsansprüche der Verhafteten. Doch werden gewöhnlich diese Klagen in einem besondern Parlamentsact (indemnity-bill) niedergeschlagen, bei dessen Verhandlung im Parlament der Gebrauch, welchen die Minister von der bewilligten Suspension gemacht haben, von der Gegenpartei scharf geprüft zu werden pflegt. Eine zweite Maßregel dieser Art ist die Alienbill (s. Frembenbill), welche der Regierung eine Macht über die nach England kommenden Fremden einräumt, die ihr nach der Verfassung nicht zukommt, besonders ihr die Befugniß gibt, sie nach Belieben nicht nur aus dem Lande zu weisen, sondern auch nach Gutbefinden auf irgend einen Punkt des festen Landes zu schicken und dadurch auszuliefern. Eine Art individueller Ausnahmegesetze sind die Strafbills, welche in einzelnen Fällen stattfinden können. Das Parlament besitzt das Recht, welches bei einer richtigen Theilung der öffentlichen Gewalten ihm nicht zustehen könnte, einzelne Individuen ohne richterliches Urtheil mit Strafen zu belegen. Dies ist von seiner eignen richterlichen Function, wo die Reichsherren, die Pairskammer, als oberster Gerichtshof handelt und das Haus der Gemeinen als Kläger auftritt (wie bei Gouverneur Hastings), wohl zu unterscheiden. Dort sitzen die Lords förmlich zu Gericht, und dem Angeklagten wird volles rechtliches Gehör ertheilt; es kann auch seine Verurtheilung nicht anders als mit einer Mehrheit von 12 Stimmen (die Zahl der Schöffen in gewöhnlichen Fällen) ausgesprochen werden. In diesen Sachen entscheidet blos das Oberhaus, auf Anträge der Gemeinen und ganz ohne Zuthun des Königs, dessen Recht der Begnadigung sogar beschränkt ist. Aber wenn ein individuelles Strafgesetz (bill of attainder, oder bill of penalties) gemacht werden soll, so kann der Antrag dazu sowol vom Oberhause als vom Unterhause ausgehen, es findet kein eigentliches rechtliches Verfahren statt, son-

dern es hängt von dem Hause ab, wie es sich die Gewißheit der Thatsachen, auf welche der Strafantrag gegründet wird, verschaffen will, und es ist nur eine in der Sache liegende Billigkeit, daß dem Angeschuldigten auch dabei Gelegenheit sich zu vertheidigen gegeben wird. Der Beschluß selbst wird nach einfacher Mehrheit der Stimmen gefaßt, muß aber von beiden Häusern des Parlaments genehmigt werden und die Zustimmung des Königs erhalten, wie ein anderes Gesetz. Auch bei Zumessung der Strafe ist das Parlament nicht an das bestehende Recht gebunden, es kann sie größer und geringer aussprechen als die Gesetze mit sich bringen, und das Begnadigungsrecht des Königs fällt, wenn er einmal seine Zustimmung gegeben hat, ganz hinweg. Ein solches Verfahren, welches Blackstone nur erwähnt, aber, weil es kein rechtliches sei, nicht weiter abhandelt, hat immer etwas sehr Verhaßtes und wird daher nur selten angewendet. Thomas Wentworth, Graf v. Stafford, der bekannte vertraute Minister Karl I., wurde auf diesem Wege zum Tode verurtheilt, und es war eine ebenso ungerechte als unkluge Schwäche des Königs, daß er seine Zustimmung zu diesem Strafgesetze gab. Dasselbe Verfahren wurde gegen die Königin Karoline 1820 eingeleitet, und ganz abgesehen von ihrer Schuld oder Unschuld, lag schon darin Grund genug, es zu verwerfen.

In Frankreich brauchte man vor 1790 keine Ausnahmegesetze; die lettres de cachet (s. d.) waren für Alles gut. Die Parlamente wurden, wenn sie gegen kön. Befehle Vorstellungen machten und die Publication derselben, welche durch Eintragung in die Parlamentsregister bewirkt wurde, aufhielten, durch kön Sitzungen (lits de justice), durch Verweisungen nach einem kleinen Orte endlich zum Gehorsam gebracht, oder wenn ihr Widerstand anhaltend wurde, aufgehoben, wie in den letzten Jahren Ludwig XV. Allein als das gerechte Streben nach gesetzlicher Ordnung, durch Mangel an Aufrichtigkeit und Mäßigung von beiden Seiten, in einen wilden Parteikampf ausgeartet war, waren Ausnahmegesetze oft wirklich nothwendig, oft aber wurden sie blos ergriffen, um den Sieg der Parteien zu befestigen. Von Staatsstreichen (coups d'état) als ungesetzlichen, aber vielleicht nothwendigen Maßregeln in einzelnen Fällen, dergleichen die Schließung der Nationalversammlung, der 18. Fructidor 1797, die Aufhebung des Tribunats 1807 und andere waren, ist hier nicht die Rede. Aber die Suspension der Constitution (selbst der demokratischen), die revolutionnaire Regierung 1793, die Permanenz des Revolutionstribunals waren echte Ausnahmegesetze. Regelmäßige Herrschaft der Gesetze war das wichtigste Versprechen jeder neuen Regierung in Frankreich, bis jetzt aber ist es noch von keiner erfüllt worden. Die Preßfreiheit wurde mehrmals beschränkt und der ordentliche Lauf der Rechtspflege durch Specialgerichtshöfe gestört. Eins der merkwürdigsten Ausnahmegesetze war das vom 3. März 1810 über die Staatsgefängnisse, wodurch die alten lettres de cachet fast ganz wieder eingeführt wurden. Zwar sollte der Einsperrung in ein solches Gefängniß jederzeit ein Bericht des Justizministers und ein Befehl des Staatsraths vorhergehen, sie auch nicht länger dauern als ein Jahr; allein es fehlte an einer Einrichtung, wie das Habeas-Corpus-Recht in England, um die Befolgung dieser Bedingungen zu erzwingen. Auch unter Ludwig XVIII. Regierung dauerten eine Menge Ausnahmegesetze fort. Vergebens hieß es im Art. 3 der franz. Charte: „Die Franzosen haben das Recht, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen, wenn sie die Gesetze gegen den Misbrauch der Preßfreiheit beobachten". Durch wiederholte Ausnahmegesetze wurde aber die Censur nicht blos der politischen, sondern auch der wissenschaftlichen Journale öfter eingeführt. Besonders wurde das Verbrechen, welches der finstere Schwärmer Louvel an dem Herzog von Berry verübte, dazu benutzt, die Preßfreiheit zu beschränken und den Ministern die Befugniß zu verschaffen, Menschen, welche eines Verbrechens oder verbrecherischer Umtriebe gegen den König, den Staat und die kön. Familie verdächtig waren, einzusperren, ohne ihnen den gerichtlichen Proceß machen zu lassen. Diese Gesetze sollten bis zum Ende

der Kammersitzung von 1820 dauern. Das Gesetz, die Censur betreffend, wurde in der Sitzung von 1820 erneuert, und zwar bis auf drei Monate nach Anfang der Sitzung von 1821; hingegen das Gesetz wegen der Verhaftung verdächtiger Menschen ist stillschweigend aufgehoben worden. — Auch in Deutschland erhielten wir in Folge der fanatischen That Sand's Ausnahmegesetze (s. Karlsbader Beschlüsse), welche eine besondere Aufsicht über die Universitäten und eine verschärfte Censur mit sich gebracht haben. Die neuesten Ausnahmegesetze sind die der franz. Juliusregierung, oder des Ministeriums vom 11. Oct. 1832. Was der strenge Périer bei Lyon und Grenoble sich nicht erlaubt hatte, von der graden Bahn der vorhandenen Gesetze abzuweichen, das that das Ministerium Soult. Um die Karlisten und den durch die Anwesenheit der Herzogin von Berri unterhaltenen Aufstand der Vendée zu unterdrücken, wurden die in vier Departements, Maine und Loire, Vendée, untere Loire und beide Sevres, befindlichen Gemeinden 1,526,853 Einw., am 4. Jun. 1832 in Belagerungszustand erklärt, d. h. der Militairgewalt und -Gerichtsbarkeit unterworfen. Ein gleiches Schicksal traf zwei Tage nachher, am 6. Jun. Abends, selbst Paris. Bei Gelegenheit nämlich des Begräbnisses des Deputirten von der Opposition, Generals Lamarque, am 5. Jun., hatten die Republikaner, in Verbindung mit den Sectionnairs der Vorstädte, zu den Waffen gegriffen, um Ludwig Philipp's Thron zu stürzen. Der Kampf war hartnäckig. Die Minister Thiers und Soult hatten zu jener Verordnung gerathen und den Widerwillen des Königs gegen diese äußerste Maßregel besiegt. Einige Pressen wurden versiegelt, über 1200 Personen verhaftet, und Kriegsgerichte errichtet. Der „Temps“, das „Journal du commerce“ und andere Blätter protestirten und Dupin d. Ä. erklärte sich dagegen; allein die kön. Gerichtshöfe erklärten sich sogar zu Gunsten der rückwirkenden Kraft des Belagerungszustandes. Odilon-Barrot sprach dagegen vor dem Cassationshofe, und dieser erklärte am 29. Jun. die Einsetzung der Kriegsgerichte für ungesetzlich, worauf der König durch Ordonnanz vom 29. Jun. den Belagerungszustand der Stadt Paris aufhob.

Ausöner, ein Urvolk Italiens, welches Virgil in der Äneide irrig von den Troern abstammen läßt. Im weitern Sinne verstand man darunter die Bewohner Unteritaliens von der Grenze des alten Latium bis zur Meerenge von Sicilien, im engern Sinne aber blos die Aurunci, welche zwischen den Volskern und Campanern wohnten. Die Hellenen nannten ganz Italien Ausonia.

Ausonius (Decius Magnus), der berühmteste röm. Dichter des 4. Jahrh., geb. zu Burdegala (Bordeaux) gegen 309, ein Sohn des Leibarztes des Kaisers Valentinian, Julius A., ward Sachwalter in seiner Vaterstadt und erhielt später den Lehrstuhl der Beredtsamkeit daselbst, von wo aus sein Ruf sich durch das ganze Reich verbreitete. Valentinian vertraute ihm die Erziehung seines Sohns Gratian an und ernannte ihn später zum Quästor und Präfectus Prätorio. Als Gratian den Thron bestiegen hatte, bezeigte er sich nicht minder dankbar gegen seinen Lehrer; A. ward gegen 379 Consul in Gallien. Nach dem Tode Gratian's lebte er auf einem Landgute bei Burdegala seinen Freunden, den Wissenschaften und ländlichen Freuden, und starb um 394. Einige haben behauptet, daß A. Heide gewesen sei; dies läßt sich jedoch mit seiner Stellung zu den Kaisern Valentinian und Gratian nicht vereinigen. Man hat von ihm Epigramme, Eklogen (größtentheils Übersetzungen aus dem Griechischen), 20 sogenannte Idyllen, unter denen die zehnte, „Mosella“ überschrieben, der didaktischen oder beschreibenden Dichtkunst angehörig, die berühmteste, die dreizehnte: „Cento nuptialis“, die berüchtigtste ist, Briefe in Versen u. s. w. Die vorzüglichsten Ausgaben sind von Jos. Scaliger (Leyd. 1575), Tollius (Arnst. 1669 u. 1671) und Souchay (Par. 1730). Die „Mosella“ ist besonders mit deutscher metrischer Uebersetzung herausgegeben von Troß (Hamm 1821 u. 1824) und Böcking (Berl. 1828). Eine franz. Übersetzung sämmtlicher Werke erschien von Jaubert (Par. 1769). Vgl. über A. Heyne's Abhandlung in den „Opuscul. acad.“, Bd. 6 (Gött. 1812).

Auspicien, s. **Augur**.

Aussatz, eine bösartige, hartnäckige und gefährliche Krankheit der gesammten Constitution und nicht blos Hautkrankheit. Er ist uralt, eigentlich im Morgenlande, besonders in Ägypten und Palästina heimisch, jedoch schon früh durch röm. Heere nach Italien gebracht, und späterhin durch die nach Europa zurückkehrenden Kreuzfahrer noch mehr im Abendlande verbreitet, wo er am Ende des 15. Jahrh. verschwand und der Lustseuche Platz machte. Was die Alten Alles zum Aussatze rechneten, scheinen mehre hartnäckige Hautausschläge gewesen zu sein, welche nach dem Klima und der Lebensweise der Völker verschiedene Formen und Grade der Bösartigkeit hatten. Das Vorzeichen desselben war nach den verschiedenen Klimaten verschieden und bestand theils in allen jenen unbestimmten Ausschlägen, Flecken, Flechten und Grinden, theils und besonders aber in einer dunkeln Röthe der Haut und des Gesichts (die arge Röthe genannt). Der vollendeten Aussatzarten sind nach Hensler's Untersuchungen drei: 1) Der räudige Aussatz, Lepra und Psora bei den Griechen, wahrscheinlich Hiob's Krankheit. 2) Der weiße Aussatz, Zaraah bei Moses, Leuke der Griechen, der in seinem letzten Zeitraume in die Lepra Tyria der Abendländer übergeht. Diese beiden Hautausschläge sind theils dunkle derbe Rauden, theils feine weiße staubige Grinde und so bösartig, daß sie nur sehr schwer eine Heilung zulassen. 3) Der allgemeine knollige Aussatz, Elephantiasis der Griechen und Römer, ist jetzt noch besonders auf den westindischen Inseln zu finden. Er ist der schlimmste von allen; es entstehen wenig Rauden und Grinde auf der Haut, sondern diese wird durchaus, besonders im Gesichte, in Knollen umgewandelt. Er scheint weniger mit Jucken und Brennen, das bei den andern unausstehlich ist, verbunden zu sein, daher ihn auch die Abendländer den ruhigen Aussatz nannten, ist aber ganz unheilbar. Auch in den Nordländern ist ein eigner Aussatz zu Hause, der ebenso bösartig ist wie der tropische: die Radesyge in Norwegen und die Liktraa auf Island. Auch zählt man die krimische Krankheit in Taurien und das Pellagra in Oberitalien zu dem Aussatze. In weiterer Bedeutung nennt man zuweilen, wiewol fälschlich, weitverbreitete ansteckende krebshafte Geschwüre auf der Oberfläche des Körpers, ferner die Finnen bei den Schweinen Aussatz. Die Räudigkeit der Bäume, wenn der Stamm mit Flechten überzogen ist, wird zuweilen, aber uneigentlich, ebenfalls **Aussatz** genannt. Vgl. Hensler, „Vom abendländischen Aussatze im Mittelalter" (Hamb. 1790) und Sieber's „Reise nach der Insel Kreta im J. 1817", Bd. 2 (Lpz. 1823).

Ausschnitt, in der Geometrie, derjenige Theil einer Cirkelfläche, der durch zwei Radien und einen Theil des Umfangs (der Peripherie) eingeschlossen wird.

Außenwerke sind alle Werke einer Festung, die außerhalb des Hauptwalls dies= oder jenseit des Hauptgrabens liegen. Sie haben den Zweck, den Angriff auf den Hauptwall aufzuhalten, die Schüsse gegen denselben aufzufangen, und ihm Seitenvertheidigung zu geben. Alle Außenwerke müssen daher so eingerichtet sein, 1) daß sie der Feind angreifen muß, ehe er zum Hauptwalle gelangt; 2) daß sie dem Hauptwall Seitenvertheidigung geben; 3) daß sie den außerhalb des Glacis errichteten Batterien des Feindes alle Stellen der Futtermauer des Hauptwalls vollkommen verdecken; 4) vom Hauptwall aus eingesehen werden. Meist, jedoch nicht immer, sind sie einige Fuß niedriger als der Hauptwall. Die gewöhnlichsten Außenwerke sind: 1) Die Grabenschere (Grabentenaille), die im Graben zwischen zwei Bastions vor der Courtine liegt und gewöhnlich die Form eines eingehenden Winkels hat. 2) Das **Ravelin** (s. d.) (demi-lune). Neben ihm liegen zuweilen 3) Lunetten (**Brillen**, s. d.). 4) Contregarden (couvrefaces), liegen zur Deckung der Bollwerksfacen zuweilen in Form eines ausgehenden Winkels vor dem Bollwerke. Jenseit des Hauptgrabens, jedoch durch ihren Graben mit ihm verbunden, liegen zur Festhaltung irgend eines wichtigen Punktes 5) Hornwerke, die aus zwei halben mit einer Courtine verbundenen Bastions bestehen, die wieder durch zwei

Flügel, d. h. Wälle mit Graben, an der Festung hängen. 6) Kronwerke, wo statt zwei halber eine ganze und zwei halbe Bastions angelegt sind. 7) Scheren, Tenaillen, bestehen aus einem eingehenden Winkel, der durch Flügel an der Festung hängt. Sind zwei eingehende Winkel vorhanden, so heißt das Werk 8) eine doppelte Schere. Sind die Flügel nicht parallel, sondern hinten enger zusammen gezogen, so heißt die Schere mit zwei vorspringenden Spitzen 9) ein Schwalbenschwanz, mit drei Spitzen aber 10) eine Bischofsmütze (bonnet à prêtre). Alle außerhalb des Hauptwalles befindliche Werke, sowie die Waffenplätze des bedeckten Weges können eines Reduits nicht entbehren, das der Besatzung zum Rückzuge dient und vielleicht zu Wiedereroberung des verlorenen Werkes Gelegenheit gibt; es ist von mancherlei Gestalt, allezeit sturmfrei, bisweilen bombenfrei (Blockhaus oder Caponier). Schanzen, welche noch vor dem bedeckten Wege liegen, heißen vorgelegte oder Vorwerke. Man findet sie gewöhnlich als Flechen oder Lunetten am Fuße des Glacis, wol hinter einem Vorgraben oder noch weiter von der Festung entfernt, wo sie gewöhnlich die Namen betachirter Forts tragen.

Ausspielungsgeschäft, in rechtlicher Hinsicht. Man hat in neuern Zeiten häufig die Form des Glücksspiels angewendet, um sich des Eigenthums schwer oder mit größerm Verlust in baares Geld zu setzender Dinge gegen baares Geld zu entledigen, und so entweder größern Gewinn von seinem Eigenthum zu ziehen oder zerrüttete Vermögensumstände auf diese Weise wieder in Ordnung zu bringen. (S. Lotterie.) Je wichtiger nun das Übergehen des Eigenthums aus einer Hand in die andere ist (besonders sobald dieses Eigenthum großen Werth hat und vorzüglich in Grundstücken besteht, die zugleich einen wesentlichen Theil des Nationalvermögens ausmachen), je leichter auf der andern Seite die Hoffnung auf ein großes Glück bei geringer Aufopferung eine Menge Menschen verleiten kann, der Gewinnsucht Andrer unwissend zu fröhnen, um so mehr muß das Ausspielungsgeschäft unter Aufsicht einer rechtlichen Behörde stehen. Bei der Beurtheilung desselben ist vorzüglich in Hinsicht der vorkommenden Interessen zu betrachten: 1) das Verhältniß des Ausspielungsgeschäfts zum Staate, oder unter welchen Bedingungen das Geschäft nach allgemeinen Ansichten und positiven Gesetzen zulässig und rechtsgültig ist; 2) das Verhältniß des Unternehmers zu den Theilnehmern und umgekehrt, sowie insbesondere das Verhältniß des Unternehmers zu den Bevollmächtigten (Collecteurs) und zu dem Gewinner, wie auch des Letztern zur ausgespielten Sache. Nach diesen Beziehungen hat schon früher Grolman den Versuch einer „Entwickelung der rechtlichen Natur des Ausspielgeschäfts" (Gieß. 1797) angestellt; umfassender und praktisch unterrichtender aber ist Lange's „Rechtstheorie von dem Ausspielgeschäft" (Erlang. 1818), in welcher dieses Geschäft nicht nur nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit geschildert und gewürdigt, sondern auch auf positive Verordnungen darüber Rücksicht genommen wird. Der Verfasser nimmt an, daß das Ausspielgeschäft dem Hoffnungskaufe am nächsten komme, und daß der Vertrag zwischen dem Unternehmer und den Mitspielern erst, wenn das Ausspielen wirklich vor sich geht, und irgend einer der Theilnehmer nach den Gesetzen des Spiels gewinnt, zur Vollendung gelange, daß folglich vor diesem Zeitpunkte eine Verfügung über die Sache zu einem andern Zwecke nur mit Einverständniß sämmtlicher Theilnehmer geschehen dürfe, und bis zur Entscheidung des Gewinns weder für die Theilnehmer, welche zu gemeinschaftlicher Hoffnung berechtigt sind, ein Recht, die Übergabe der Sache zu fodern, entsteht, noch das Eigenthum, oder Nutzen und Gefahr derselben, noch endlich die Verbindlichkeit, den Aufwand zur Erhaltung der Sache zu tragen, auf sie übergeht; daß vielmehr, wenn aus irgend einem Grunde das Ausspielen nicht erfolgt, der Vertrag als aufgelöst zu betrachten und Jeder seinen Einsatz zurückzufodern berechtigt ist. Im Königreiche Sachsen ist das Ausspielen schon durch eine Verordnung vom 13. Febr. 1784, sowie auch in andern Staaten, verboten.

Ausstattung, s. Aussteuer.

Ausstellung nennt man die öffentliche Zusammenstellung der in einem Lande oder Bezirke von Zeit zu Zeit hervorgebrachten Gegenstände der Kunst und des Gewerbfleißes. Weil aber die (schöne) Kunst durch ihre Beziehung auf die höhern Zwecke und Bedürfnisse des gebildeten Menschen vor dem Gewerbfleiße, welcher zunächst nur auf Vervollkommnung und Verfeinerung künstlicher Befriedigungsmittel der nothwendigen Bedürfnisse des äußern Lebens gerichtet ist, den Vorrang hat, so pflegt man öfter von Kunstausstellung zu hören. In einem allgemeinern Sinne umfaßt die Kunst jedoch jede, höhere Geistesthätigkeit erfodernde, Bearbeitung und Bildung der von der Natur dargebotenen Stoffe. Da nun die Kunsterzeugnisse in diesem weitern Sinne einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig sind, theils in Hinsicht auf die Tauglichkeit zur Erreichung des äußern Zwecks, theils in Beziehung auf ihre Form, welche diesem Zwecke immer entsprechender und an sich selbst wohlgefälliger gebildet werden kann, wodurch sie sich zum schönen Kunstwerk erhebt, so sind auch sie einer solcher Ausstellung nicht nur werth, sondern beide können auch verbunden Kunstausstellungen genannt werden. Der Zweck dieser Ausstellungen aber leuchtet von selbst ein. Die Werke der Malerei, der bildenden Kunst und viele Gattungen von Industrieproducten werden in der Einsamkeit gebildet und sind also zunächst nur für den Künstler selbst oder doch nur für einige Wenige vorhanden. Bei einem solchen, gleichsam einseitigen Dasein ihrer Werke können aber diese Künste nicht wohl gedeihen. Die Kunst greift in das Leben ein und soll auch fortwährend von dem Leben berührt werden; das Kunstwerk wird erst lebendig in der Seele des Anschauenden. Damit das wahre Werk der bildenden Kunst und Malerei fortlebe und sich fortbilde in den Seelen der Zeitgenossen und der Nachwelt, muß es ans Licht gestellt werden. Die Künstler aber bedürfen ein Publicum und müssen mit demselben in fortdauernder Wechselwirkung stehen, nicht blos, weil sie äußerer Unterstützung bedürfen und diese nur durch einen ehrenvollen Preis ihrer Werke gewinnen können; sie bedürfen auch der Aufmunterung und Anregung durch Urtheile der Verständigen zu ihrer Bildung und zum Gedeihen der Kunst, der Auffoderung zu großen Unternehmungen und volksthümlichen Aufgaben und dieses wird ihnen durch Ausstellungen vollkommen möglich oder wenigstens erleichtert. Hier können zugleich die Fortschritte eines Volkes in Kunst- und Industrieproducten am besten erkannt werden; hier kann die Theilnahme der Zeitgenossen sich aufregend zum Bessern äußern; hier kann durch Aufstellung des Gleichartigen ein rühmlicher, der Kunst ersprießlicher Wetteifer begründet werden; hier lernt der Kunstkenner und Sammler den Künstler kennen; hier ist Belohnung möglich; hier können sich die Künstler gegenseitig verbinden und durch Vergleichung am besten wahrnehmen, woran es einem Jeden unter ihnen noch fehlt, worin der gemeinschaftliche Charakter ihrer Hervorbringungen bestehe; inwiefern sie das Gute oder Schlechtere sich zum Muster genommen haben, da sonst die Anerkennung manches großen Talents lediglich dem Zufall überlassen bleibt. Dadurch wird, in Verbindung mit den im Staate bestehenden Kunstsammlungen, der Geschmack des Volkes selbst fortdauernd ausgebildet, das Bessere wird von dem Schlechtern, die tüchtige Arbeit von der täuschenden leichter unterschieden, und so dem wahren Talente seine Laufbahn eröffnet. Dem Luxus wird durch Hinweisung auf das wahrhaft Schöne mächtiger als durch alle andere Maßregeln Einhalt gethan, und die Erzeugnisse des Gewerbfleißes werden immer mehr zur Tüchtigkeit erhoben. Aber dann müssen diese Ausstellungen auch nicht bloße öffentliche Aufstellungen sein. Vor Allem wird verlangt, daß sie unter einer kunstsinnigen Aufsicht stehen. Diese Aufsicht gehört dem Staate, welchem mehr Ansehen und Unterstützungsmittel zu Gebote stehen als dem Privatmann; sie wird mit Recht den Vorstehern seiner Kunstakademien und Industrieschulen übertragen. Denn der Staat, sofern ihm die Bildung seiner Bürger überhaupt nicht gleichgültig sein kann, soll auch ihrer ästhetischen Bildung seine Sorgfalt

widmen. Dieses geschieht, wenn er in seinem Gebiete zerstreute Kräfte und Talente durch weise, dieselben richtig würdigende Männer auf den Weg hinzuleiten sucht, welcher zu einem den Bedürfnissen des Volkes und der Zeit angemessenen höhern Ziele führt. Das Ansehen, welches der Staat den Künsten dadurch verleiht, daß er für Ermunterung und Begünstigung der Talente, für mögliche Hebung aller äußern Hindernisse eines freien Wirkens sorgt, das Errichten von Denkmälern, vorzüglich der Volksgeschichte und Religion, befördert, Verzierungen und Verschönerungen der Versammlungsörter, dem Wohlstande der Nation angemessen, anordnet, Belohnungen des Ausgezeichneten und Würdigung des Geleisteten durch Abstimmung kunsterfahrener Männer veranstaltet, macht die Kunst und den Gewerbfleiß zu wahrhaft volksthümlichen Bestrebungen und wirkt durch Aufmunterung und Unterstützung Vieler auf das Volk zurück. Dann muß aber auch das Äußere dieser Ausstellung des Zweckes würdig, die Anordnung der aufgestellten Werke sinnig, ohne Willkür und Parteilichkeit, die Aufgaben sinnreich und treffend gewählt, mannichfaltig, der Kunststufe des Volkes angemessen und der Bildung nicht widersprechend sein. Auch müssen alle äußere Störungen von der Beschauung entfernt sein, und Unsittlichkeiten aus diesen Vorhallen der höhern Bildung verbannt werden. Kunstausstellungen, diesem Ideale bald mehr, bald minder nahe, finden wir in den Hauptstädten der gebildetsten Länder, als den Mittelpunkten höherer und geselliger Bildung, z. B. in London, Paris, seit 1812 eine Ausstellung der Werke vaterländischer Künstler in Wien, welche sich der Akademie der bildenden Künste daselbst anschließt; ferner in Berlin, Hamburg, Dresden, München, Weimar und anderwärts. Mit einigen Kunstausstellungen sind zu bestimmten Zeiten Ausstellungen von Erzeugnissen des Gewerbfleißes verbunden, z. B. in Dresden. Bedeutend ist die jährliche Ausstellung von Industrieproducten in Prag.

Aussteuer, Ausstattung, Brautschatz, Brautwagen, nennt man Dasjenige, was Kinder bei der Trennung von der älterlichen Familie zur Errichtung einer selbständigen Wirthschaft, was besonders Töchter bei ihrer Verheirathung aus dem älterlichen Vermögen erhalten. Im weitern Sinne versteht man auch wol darunter die gänzliche Abfindung der Kinder. Kein Rechtsinstitut hat durch die Zeit, durch die mannichfaltige Verbindung in dieser Beziehung voneinander abweichender Grundsätze des röm. und deutschen Rechts und durch die Einwirkung von statutarischen Rechten und Observanzen eine solche verschiedenartige Ausbildung erhalten, als dieses. Namentlich bestehen über die Verbindlichkeit der Ältern zur Aussteuer, über die Größe derselben, über die Pflicht, sie bei gänzlicher Erbtheilung in Anrechnung bringen zu lassen, nicht nur in den einzelnen Rechtssystemen überhaupt, sondern auch für die verschiedenen Classen der bürgerlichen Gesellschaft die mannichfaltigsten Bestimmungen. Noch sind zwei besondere Arten von Aussteuer zu erwähnen, nämlich die fast in ganz Deutschland hergebrachte der Töchter verstorbener Lehnsbesitzer und dann die früher oft übertriebene Aussteuer der Klostergeistlichen von Seiten ihrer Familien bei dem Eintritt in das Kloster.

Aussüßen heißt in der Scheidekunst, aus einem Körper die darin befindlichen auflöslichen Theile durch Waschen mit Wasser hinwegschaffen, einen Körper von den anhängenden Salztheilen durch Wasser befreien und reinigen.

Auster (ostrea) heißt eine bekannte Muschelgattung mit zwei Schalen, von denen die eine gewölbt, die andere flach ist. Sie rechneten schon die Römer zu den Leckerbissen; auch die Griechen scheinen sie gekannt zu haben. (S. **Ostracismus**.) Die Austern leben in geringer Tiefe, an den Felsen, sowie am steinigen und sandigen Ufer des Meeres, wo dieses ruhig und ohne Strömung ist, in ungeheuern Massen beieinander. Solche Sammelplätze nennt man **Austerbänke**; sie haben oft sehr große Ausdehnung. So entdeckte man 1809 an einer der Inseln Seelands eine Austerbank, welche fast ein Jahr lang den Bedarf für die sämmtlichen Niederlande und in solchem Überflusse lieferte, daß der Preis der Austern sich bedeutend minderte. Gleich

den Römern, welche diese Thiere in besonders dazu an der Küste gegrabenen Teichen großzogen und mästeten, geschieht dies noch jetzt durch mehre Küstenbewohner, und es werden namentlich diejenigen Austern, welche in solchen Weihern einen ganz grünen Überzug erhielten, die sogenannten huîtres vertes der Franzosen, den andern vorgezogen. Die Nahrung derselben besteht hauptsächlich in Conferven und andern vegetabilischen Seeproducten und über ihr Geschlecht ist man noch im Dunkel. Einige nehmen es als vollkommen zwitterhaft, selbstbefruchtend und erzeugend an, da man in den meisten zu manchen Zeiten junge Muscheln (Eier) findet, welche nach einigen Jahren ihre vollkommene Größe erreichen. Man löst die Austern von ihrem Aufenthaltsorte, an welchem sie festsitzen, obschon sie nach neuern Beobachtungen die Fähigkeit haben, sich von ihrem Lager wegzubewegen, mittels Netzen, welche einen eisernen Rahmen haben, oder mit Schaufeln los. Sie geben einen bedeutenden Handelsartikel ab und werden theils lebendig in Schalen, theils aus diesen herausgenommen (die schlechtern!) marinirt versendet. Man unterscheidet gewöhnlich Berg-, Sand- und Thonaustern. Erstere, vom Felsengrund, sind die besten, von reinem Geschmack, ihre Schale ist fast durchscheinend. Diejenigen, in welchen sich Eier oder richtiger Junge finden, hält man für schädlich, sowie überhaupt manchmal nach dem Genusse der Austern üble Folgen eintreten. Von den holländ. Austern sind die seeländischen die besten; unter den franz. behaupten die von Cancale (die großen heißen Pied de cheval), unter den engl. die von Colchester und unter den deutschen die holsteinischen den Vorzug. In Italien werden die Pfahlaustern von Triest und die Arsenalaustern von Venedig als die vorzüglichsten gerühmt. Den Schalen, die aus kohlensaurem Kalk und thierischen Stoffen bestehen, schrieb man früher besondere Arzneikräfte zu. Sie haben jedoch vor mineralischem Kalke nur den Vorzug, daß sie frei von metallischen Mischungen sind. Der aus der Schale gebrannte Kalk ist sehr rein und wird gern zum Weißen genommen.

Austerlitz, Städtchen mit 2200 Einw. in der fürstl. Kaunitz-Rittbergischen Herrschaft gleiches Namens, im brünner Kreise in Mähren, zwei Meilen östl. von Brünn, an der Kunststraße über Göding nach Ungarn, ist bekannt durch die Schlacht am 2. Dec. und den Waffenstillstand am 6. Dec. 1805. Beide sind als Wendepunkte in Europas Schicksal und Napoleon's Erhebung welthistorische Ereignisse, deren nächste Folge der presburger Friede, die Hauptfolge aber der Untergang des deutschen Reichs und Preußens Demüthigung war. Denn der Sieg bei A. vereitelte nicht allein Pitt's großen Plan, Frankreichs Macht durch brit.-russ.-östr. Waffen in die Grenzen zurückzuführen, welche zehn Jahre später der pariser Friede ihr anwies, sondern er gründete auch recht eigentlich, durch franz. Diplomatik verdoppelt, Napoleon's Continental- und Föderativsystem. Napoleon hatte nach Mack's Capitulation in Ulm am 19. Oct. unaufgehalten bei Lambach und Mariazell von den Östreichern unter Meerveldt, und am 11. Nov., wo Mortier Verlust erlitt, bei Dürnstein von den Russen unter Kutusoff, am 13. Nov. Wien besetzt und sogleich der Donaubrücke nach Mähren sich bemächtigt, indem der Fürst Auersperg, welcher sie abbrennen sollte, durch angebliche Friedensverhandlungen sich täuschen ließ. Dadurch geschah es, daß Marschall Lannes schon am 15. das russ. Heer unter Kutusoff erreichte, der, um sich zu retten, die Nachhut von 6000 M., welche Fürst Bagration führte, aufzuopfern beschloß; doch gelang es diesem entschlossenen Feldherrn, ungeachtet er von 30,000 Franzosen bei Hollabrunn am 16. und bei Guntersdorf am 17. angegriffen wurde, sich durchzuschlagen und mit dem Reste seines Corps am 19. zu dem Hauptheere zu stoßen. Hier war Kaiser Alexander aus Berlin am 18. eingetroffen. An demselben Tage hatte sich das zweite russ. Heer unter Buxhöwden mit Kutusoff vereinigt. Als hierauf am 24. Nov. auch die russ. Garden, 10,000 M. stark, angelangt waren, so beschloß man im Hauptquartiere der beiden Kaiser, Alexander und Franz, zu Olmütz,

zumal da das Heer in Folge eines schlechten Verpflegungssystems an Lebensmitteln Mangel litt, am 27. Nov. aus der vortheilhaften Stellung von Olschan (8 Meilen von A.) in fünf Parallelcolonnen gegen Brünn, wo Napoleon schon am 20. sein Hauptquartier genommen hatte, zu marschiren und ihm die Schlacht anzubieten. Allein die Russen verloren durch wiederholte Veränderungen in ihrem Angriffsplane mehre Tage, und Napoleon täuschte sie, indem er nicht nur Unterhandlungen anknüpfte, wobei Fürst Dolgorucki sehr hohe Foderungen machte, sondern auch, als ob er den Angriff vermeiden wollte, sich zurückzog, und um seine Stärke zu verbergen, die Truppen auf einen engen Raum zusammendrängte. Dadurch gewann er Zeit, bis zum 1. Dec. das Corps unter Bernadotte und zwei Divisionen von Davoust an sich zu ziehen, worauf er sofort sein Heer, an Brünn gelehnt, zur Schlacht ordnete und den Sieg des kommenden Tages, des Jahrestags seiner Krönung, den Truppen verkündigte. Das franz. Heer, in einer Stellung, die Kutusoff nicht kannte, war gegen 80,000 M. stark; das Heer der Verbündeten zählte gegen 84,000 M. mit 16,000 Pferden, darunter 20,000 M. Östreicher. Am Morgen des 2., um 7 Uhr, begann der Kampf. Der östr. General Weyrotter hatte die Disposition zur Schlacht entworfen. Buxhöwden, der den linken Flügel des russ. Heers befehligte, befand sich bei der ersten, vom Generallieutenant Doctoroff geführten Colonne, welche, nebst der zweiten unter General Langeron und der dritten unter General Przybyszewski, den rechten Flügel der Franzosen unter Soult umgehen sollte. Das Dorf Telnitz wurde nach einem hartnäckigen Kampfe genommen; allein durch den Rückzug des Feindes getäuscht, drang Buxhöwden mit der ersten Colonne zu weit links vor und gerieth in einen Engweg, den zwei Divisionen von Davoust in der Nacht besetzt hatten. Gleichzeitig hatten die zweite und dritte Colonne, um den rechten Flügel auch von vorn anzugreifen, die Höhen von Pratzen, welche das Schlachtfeld beherrschten, verlassen; diese wurden darauf sofort von Soult eingenommen und nach einem zweistündigen Kampfe, als ein Theil des Mitteltreffens unter Bernadotte ihn unterstützte, gegen Kutusoff's Anstrengungen behauptet. Dies entschied den Sieg. Der russ. linke Flügel, der von vorn mit Davoust in Kampf verwickelt war und nach Soult's Abmarsch die franz. Reserve gegen sich hatte, ward dadurch vom Mitteltreffen abgeschnitten und sowol in der Flanke als im Rücken angegriffen. Die zweite und dritte Colonne geriethen in Unordnung. Zugleich rückte Lannes mit dem linken Flügel vor, und das franz. Mitteltreffen unter Bernadotte sprengte, von einem wohlgeleiteten Geschützfeuer unterstützt, das Mitteltreffen der Verbündeten, wo die Östreicher unter Kutusoff standen, und warf dasselbe auf den rechten Flügel der Russen, unter Bagration und dem Fürsten Liechtenstein, sodaß die russ. Reserve zu früh in das Gefecht kam, die unter dem Großfürsten Konstantin und dem Fürsten Dolgorucki eine Zeit lang tapfer widerstand. Als diese aber auch durch den Angriff des franz. linken Flügels unter Lannes in Unordnung geriethen, und der letzte Angriff der russ. Garden von den franz. Garden und der Reiterei, die Murat befehligte, zurückgeschlagen worden war, trat das verbündete Heer den Rückzug, welchen Bagration und Kienmayr deckten, um ein Uhr in guter Ordnung nach A. an und ging am 4. über die March. Das Ende dieser Schlacht war so sonderbar, daß franz. Truppen von dem rechten Flügel, mit dem Rücken gegen A. gelehnt, die Reste des linken Flügels der Verbündeten angriffen und zu dem Ende von denselben Anhöhen herabkamen, von welchen herab die Alliirten am Morgen gegen sie marschirt waren. Dadurch litt am meisten der linke Flügel, als er sich über die gefrorenen Teiche bei Kobolnitz und Satschau und über einen schmalen Damm zog. In jenen Teichen sollen, da Napoleon das Eis mit Kartätschen einschießen ließ, nach franz. Angaben einige tausend Mann ertrunken sein. In dieser Verwickelung mußte Generallieutenant Przybyszewski mit 113 Offizieren und 6000 M. das Gewehr strecken. Nach Kutusoff's Bericht verloren die Russen 12,000 M. Die Franzosen gaben den eignen

Verlust zu 4500 M., die Zahl der am 2. und 3. gemachten Gefangenen aber auf 20,000 M. und die der genommenen Kanonen, welche größtentheils in dem morastigen Boden stecken geblieben waren, auf mehr als 150 an. Die Östreicher hatten 5922 M. an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Vgl. Schönhals' Bericht in der „Östr. militair. Zeitschrift", 1822, Hft. 6. Die Schlacht, wird behauptet, hätte von den Russen entweder vor dem 1. Dec., also vor Bernadotte's und Davoust's Ankunft, geliefert werden sollen, oder später und nicht vor dem 15. Dec. Denn es nahte von Ungarns Grenze her, gegen die Donau und Wien zu Hülfe ein Heer von 80,000 M. unter den Erzherzogen Karl und Johann, welche sich am 27. Nov. bei Windisch-Feistritz in Steiermark vereinigt hatten (Masséna war nämlich am Isonzo stehen geblieben); zugleich versammelte sich das Aufgebot in Ungarn; außerdem war bereits am 3. ein neues, 12,000 M. starkes Corps Russen unter dem General Bennigsen in Oberschlesien eingetroffen, und in Böhmen das Volk bereit, sich in Masse zu erheben; endlich standen, in Folge des potsdamer Vertrags vom 3. Nov., durch den der König von Preußen dem petersburger Bündnisse beigetreten war, 180,000 M. Preußen, Sachsen und Hessen gerüstet, um, wenn Napoleon Preußens Vermittelung, auf den Fuß des luneviller Friedens, am 15. Dec. nicht annähme, in Franken vorzudringen und Napoleon's Verbindungslinie an der Donau zu durchbrechen, während 80,000 M. Preußen, Russen unter Tolstoi, Schweden, Hanoveraner und Engländer in Norddeutschland die Grenzen der Niederlande bedrohten; auch in Italien konnte durch die Landung der Engländer und Russen in Neapel eine wirksame Diversion gemacht werden. Dessenungeachtet bot Östreich die Hand zum Frieden. Am 3. Dec. erschien Fürst Johann von Liechtenstein in Napoleon's Hauptquartier, und am 4. hatte Kaiser Franz selbst eine zweistündige Unterredung mit Napoleon bei den franz. Vorposten unweit des Dorfes Nasedlowicz, bei einer Mühle zu Saroschütz, wo beide Monarchen über einen Waffenstillstand und die Grundlagen eines Friedens übereinkamen. Napoleon's Adjutant, General Savary, begleitete den deutschen Kaiser in sein Hauptquartier zurück, um zu erfahren, ob Alexander an dem Vergleiche Theil nehmen wolle. Nach russ. Berichten ließ der Monarch ihn gar nicht vor sich; die franz. Bulletins aber erzählten umständlich seine Audienz bei Alexander, die auch der östr. General von Stutterheim in den „Matériaux pour servir à l'hist. de la bataille d'Austerlitz" (1806) mit Noten von einem franz. Offizier, angeblich von Napoleon selbst dictirt, erwähnt. Prinz Berthier und Fürst Liechtenstein schlossen hierauf am 6. einen Waffenstillstand ab, nach welchem die franz. Armee Ober- und Niederöstreich, Venedig, einen Theil von Böhmen und Mähren, sowie Presburg besetzt hielt, das russ. Heer aber in bestimmten Fristen die kais. östr. Staaten räumen, in Böhmen und Ungarn kein Volksaufgebot stattfinden und kein fremdes Heer die Staaten des Hauses Östreich betreten sollte. Überdies legte Napoleon am 7. den von seinen Truppen besetzten Ländern eine Kriegssteuer von 100 Mill. Fr. auf. Alexander zog, nach dem Wunsche des Kaisers von Östreich, seine Armee zurück, trat jedoch nicht dem Waffenstillstande bei, sondern stellte seine Heere in Schlesien und in Niedersachsen zur Verfügung des Königs von Preußen; auch besetzten seine Truppen in Dalmatien am 4. März 1806 das von Östreich an Frankreich abgetretene Cattaro (s. d.). Der Waffenstillstand von A. lähmte alle Streitkräfte der östr. Monarchie und zerriß ihre bisherigen politischen Verbindungen, sodaß der preuß. Minister, Graf von Haugwitz, welcher, um als Vermittler entscheidend aufzutreten, schon im Nov. zu Wien angekommen war, von Napoleon aber erst am 9. Dec. vorgelassen wurde, unter diesen veränderten Umständen, wo ihm der franz. Kaiser nur die Wahl zwischen offenem Kriege oder einer Allianz ließ, seiner Instruction ganz entgegen, den so verhängnißvollen Vertrag vom 15. Dec. abschloß, welcher Preußen aus einem Verbündeten Rußlands in einen Verbündeten Frankreichs verwandelte. Östreich unterzeichnete hierauf am 26.

Dec. die harten Bedingungen des Friedens zu Presburg (s. d.), durch den es nicht nur einen Flächenraum von 1141 □M. mit 2,785,000 Bewohnern und 13,610,000 Gulden Einkünften abtrat, sondern auch seine Verbindung mit der Schweiz und Italien und seinen Einfluß auf das deutsche Reich verlor. So ward Napoleon's Oberherrschaft in Italien befestigt, die Abhängigkeit der Fürsten Süddeutschlands von der Politik Frankreichs entschieden, und Preußen von seinem Neutralitätssystem losgerissen.

Austrägalinstanz. Der Mangel einer festen und kraftvollen Gerichtsverfassung in Deutschland, welcher seinen vornehmsten Grund in der Schwäche der kais. Macht, besonders nach dem Falle der Hohenstaufen, hatte, nöthigte die Fürsten, Prälaten, Städte und Ritter, vorzüglich im südl. Deutschland, zu ihrer Sicherheit vielfache Verbindungen zu schließen, und ein wesentlicher Theil derselben war immer, für ihre Streitigkeiten untereinander Schiedsrichter aufzustellen, von welchen eine gütliche Beilegung oder eine rechtliche Entscheidung eingeleitet werden konnte. Man nannte dies Austräge. Als endlich durch die Anerkennung eines ewigen Landfriedens 1495 den Fehden und der bewaffneten Selbsthülfe ein gänzliches Ende gemacht wurde, war damit die Gründung eines allgemeinen obersten Gerichts für Streitigkeiten unter und mit den unmittelbaren Angehörigen des Reichs nothwendig verknüpft, und das Reichskammergericht kam gleichzeitig zu Stande. Doch behielten die Stände noch ihre bisherigen Austräge und das Recht, solche auch in Zukunft vertragsmäßig zu errichten. So gab es gesetzliche (für alle Fürsten und Unmittelbare des Reichs), gewillkürte (durch Verträge gegründete) und privilegirte Austräge, indem der Kaiser den meisten Reichsstädten und andern Angehörigen des Reichs dergleichen verwilligt hatte. Im Rheinbunde wurde die Entscheidung der Streitigkeiten einer Bundesversammlung übertragen, welche aber nie zu Stande kam. Im deutschen Bunde ist diese richterliche Gewalt für Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern gleichfalls der Bundesversammlung übertragen, welche alle Zwiste durch Commissarien aus ihrer Mitte gütlich beizulegen suchen, für die nöthig werdende rechtliche Entscheidung aber eine wohlgeordnete Austrägalinstanz aufstellen sollte. Östreich und Preußen bemühten sich schon auf dem wiener Congresse, ein bleibendes Gericht für diese wichtigen Angelegenheiten zu Stande zu bringen; allein andere Staaten zogen eine wechselnde Einrichtung vor, welche durch die Bundestagsbeschlüsse vom 16. Jun. 1817 und vom 3. Aug. 1820, sowie durch die Schlußacte der wiener Ministerialconferenzen vom 15. Mai 1820 ihre weitere Ausbildung erhalten hat. Das Wesentliche besteht darin, daß der verklagte Theil dem klagenden drei unparteiische Bundesglieder vorschlägt, woraus der Kläger einen zu erwählen hat, welche Wahlen bei Zögerung des dazu berechtigten Theiles auf die Bundesversammlung selbst übergehen. Das oberste Gericht des erwählten Bundesgliedes muß alsdann die rechtliche Verhandlung und Entscheidung des Streits nach den bei ihm geltenden Proceßnormen im Namen und an Statt der Bundesversammlung vornehmen und das Erkenntniß bekannt machen, wogegen nur eine Restitution wegen neu aufgefundener Beweismittel zulässig ist. Für die Vollziehung sorgt die Bundesversammlung nach der Executionsordnung vom 3. Aug. 1820. Durch die wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 (Art. 80) ist dieser Austrägalgerichtsbarkeit der Bundesversammlung noch die wichtige Ausdehnung gegeben worden, daß sie auch alsdann eintreten soll, wenn Foderungen von Privatpersonen deshalb nicht befriedigt werden können, weil die Verpflichtung, denselben Genüge zu leisten, zwischen mehren Bundesgliedern zweifelhaft oder bestritten ist. Schon sind mehre Streitigkeiten auf diesem Wege entschieden worden, z. B. zwischen Darmstadt und Nassau über die Theilung mainzischer Landesschulden vom Oberappellationsgerichte zu München; zwischen Baden, Baiern und Hessen über ehemalige kurpfälzische Landesschulden vom Oberappellationsgerichte zu Celle; zwischen Preu-

ßen, Baiern, Kurhessen und Frankfurt, Sustentationsrückstände des letzten Kurfürsten von Trier betreffend, von dem Oberappellationsgerichte zu Darmstadt.

Australasien, der äußerste Norden Neuhollands, den 1824 Barlow, von Sidney (s. d.) aus, in Besitz nahm, um hier und auf den drei Schiffstagereisen davon entfernt liegenden Inseln Melville und Bathurst eine brit. Colonie anzulegen. Sie erhielt den Namen Kings-Cove und liegt in einer durch Fruchtbarkeit und mildes Klima ausgezeichneten Gegend. Im weitern Sinne geben die Briten ihren sämmtlichen Niederlassungen in Australien diesen Namen. Vgl. Wentworth's „Statistical account of the british settlements in Australasia" (2 Bde., 3. Aufl., Lond. 1825). (S. Neuholland.)

Australien, Polynesien oder die Inselwelt, auch Südindien genannt, im stillen Ocean, besteht, wenn man das 140—150,000 □M. große Neuholland, das Continent des fünften Erdtheils, abrechnet, aus lauter Inseln, deren Kette in einem auswärts gekrümmten Bogen genau die Gestalt der Ost- und Nordküste des austral. Festlandes wiederholt und auf diese Weise in einem umgekehrten Verhältnisse zu den amerik. Vulkanen steht, die an der auswärts gebogenen Seite des Festlandes hinlaufen. Die Europa und Asien eigenthümliche Form des Hochplatten verschwindet auf den Inseln A.'s und tritt hier nur in der Form der Seehochländer hervor, die sich immer mehr aus der Tiefe des Meeres emporzuheben scheinen. Die weitesten Breitenpunkte bilden im N. die Silber- und Goldinsel (Rica de Plata und Rica de Oro), 30° N. B., im S. Kerguelensland, 50° S. B. A. ist noch fortwährend in der thätigsten Bildung begriffen, aber eben deswegen ohne Geschichte der darauf lebenden Völker, die, wie ihr Vaterland, noch im Zustande der Kindheit sich befinden. Die Erdkunde theilt die Archipele der seit 1616 gekannten, aber erst seit einem halben Jahrhundert erforschten Ostfeste ein: 1) in Neuholland, das Continent A.'s, wozu Vandiemensland und die Norfolkinsel gehört, und 2) in die Inseln. Diese umfassen den Archipel von Neubritannien sammt den Admiralitätsinseln, die Louisiade, den Salomons-Archipel oder Neugeorgia, die neuen Hebriden oder den Heil.-Geist-Archipel, Neucaledonia, Neuseeland, die Marianen oder Ladronen, die Carolinen oder neuen Philippinen, wozu die Pescadoren (Fischerinseln), den Archipel von Santa Cruz oder die Königin-Charlotten-Inseln, den Mulgraves-Archipel mit den zunächst liegenden Gruppen, die Freundschafts-, Mendana-, Tonga-, Schiffer-, Gesellschafts-, Fidschi-, Marquesas-, Washingtons- und Monteverdes-Inseln, den Archipel der niedrigen Eilande, Roggeween's und den aus elf Inseln bestehenden Sandwichsarchipel nebst der Vandiemens-, Egmont-, Espiritu Santo-, Nukahiwa- und Känguruh-Insel u. a. m. Das Festland dieses Erdtheils ist zwar am wenigsten von Buchten eingeschnitten, aber von Gebirgen durchkreuzt, die von N. nach S. streichen, deren oft schaudervolle Abgründe die Erforschung des Innern bedeutend erschweren; der Küstenrand ist sandig, zum Theil mit aufgeschwemmtem Boden, im S. und W. arm an Quellen, fast ohne alles frische Wasser. Wahrscheinlich war in der Urzeit der Raum, der jetzt zwischen der innern Reihe die beiden das Continent umgebenden Inselfluren ausfüllt, zusammenhängendes Land, das eine spätere Feuer- oder Wasserrevolution verschlang; und auf eine Verbindung eines ehemaligen Festlandes, wovon diese Inseln vielleicht noch Trümmer sind, mit dem südl. Asien scheint auch die Ähnlichkeit der organischen Natur hinzudeuten. Der Australocean, das größte aller Weltmeere, umfaßt nach Gauß's Berechnung 2,834,000 □M., verdient aber den ihm von Magelhaens beigelegten Namen des stillen Meeres keineswegs. Ein der Tropenregion desselben eigenthümliches Phänomen ist das Leuchten seiner Gewässer. Hier glänzt und flimmert sein Spiegel wie Silberstoff, dort breiten sich seine Wogen in ungeheure Flächen wie von entzündetem Schwefel und Pech aus; zuweilen gleicht der Ocean einem Milchmeere, zuweilen sieht er einem lange hin- und herwogenden Lichtstreifen ähnlich, dessen Enden sich im äußersten Horizont verlieren. Die Ursache

dieser Erscheinungen sind Mollusken und Zoophyten. Von den Meerengen, deren es in dem aus so vielartigen Ländermassen bestehenden Erdtheile sehr viele gibt, sind die wichtigsten: die Torresstraße, zwischen dem Festlande und Neuguinea; die Baßstraße, welche Vandiemensland von dem Australcontinente trennt; die Dampierstraße zwischen Neuguinea und Neubritannien; die Cooksstraße zwischen den beiden Hälften von Neuseeland. Vielleicht der größte Feuerherd unsers Planeten befindet sich innerhalb der Australgewässer. Von Java an, dessen Inneres eine Kette feuerspeiender Berge einschließt, haben alle Archipele mehr oder weniger thätige Vulkane. Die Philippinen und Molukken bestehen aus lauter Lavabergen. Selbst auf Neubritannien haben Dampier 1700, und Labillardière 1793 brennende Krater gesehen. Auf Owaihi, der Hauptinsel der Sandwichsgruppe, rauchen die Pics Muna=Roa und Worara beständig. Der meist aus Urgebirgsformation bestehende Kern des Continents thürmt sich in einem Hochkamme empor, welcher den Namen der blauen Berge führt und sich an 7000 F. über das Meer erhebt. Die dürre und sandige Küste ist noch lange nicht hinlänglich erforscht, und wol dürften noch mehre Strommündungen zu entdecken sein. Die wichtigsten Flüsse sind: der Brisbane, der im W. der blauen Berge entspringt, dieselben durchbricht und sich in die Glashousebai mündet; der Hastings an der Ostküste, dessen Mündung den Macquarie=Port bildet; der Hawkesbury, der aus dem Zusammenflusse des Groose und Nepean entsteht und den Cox aufnimmt; der George, der sich in die Botanybai ergießt; der Schwanenfluß (Swan-River) auf der Westküste des Edellandes; der Macquarie, der durch die Vereinigung des Fisch= und Campbellflusses entsteht; ein Strom im N. an der Küste des Arnheimlandes, welcher sich in die Vandiemensbai mündet. Hierzu kann man noch den Hunter, Tweed, Endeavour, Cockburn, Peel, Apsley, Parry, Castlereagh und viele andere kleinere Flüsse rechnen.

Das Klima, obwol meist tropenartig, ist wegen der Regelmäßigkeit der Passatwinde nicht so verzehrend heiß, als unter gleichen Breitengraden in Guinea und Angola, oder selbst auf Haiti, und bei der großen Ausdehnung der Inselreihen kann ein mehr oder minder hervortretender Gegensatz nicht auffallend sein. Neuholland bietet in seiner Thier= und Pflanzenwelt eine ganz eigenthümliche Schöpfung dar. Es hat wenige Bäume mit nährenden Früchten. Verschwenderisch scheint zwar die Natur in ihren organischen Reichen den Samen des Lebens ausgestreut zu haben, aber zu sparsam ist sie offenbar in Anweisung der Nahrung gewesen. Dünnbelaubte Eukalypten sind Neuholland, die Flachslilie (Phormium tenax) aber Neuseeland eigenthümlich. Die Flora, die auf den Asien zunächst liegenden Eilanden so reich ist, scheint auf den Inseln des großen Oceans von W. nach O. zu verarmen. Nach Chamisso schwinden die Palmen zuerst bis auf den Kokos, der den niedrigen Inseln anzugehören scheint, der Bambus aber tritt zurück. Nur Knollengewächse, als Yams, Aarons, Pataten und andere eßbare Wurzeln dienen da zur Nahrung. Das Thierreich liefert außer dem Schweine, dem Hunde und der Ratte kein einziges Hausthier. In mehren Gegenden, besonders auf der Ostküste, gedeihen die dahin verpflanzten europ. Hausthiere vortrefflich, und vor Allem hat sich die Schafzucht so sehr gehoben, daß 1832 aus Neuholland 6000 Centner Wolle nach Europa ausgeführt wurden. Der Süßwasserfische sind nur wenige, und unter den wenigen nur einige genießbare. Daher ist der Südindier nicht selten genöthigt, da, wo ihm Wald und Meer nicht hinlängliche Nahrungsmittel darbieten, zu Wurzeln, ja selbst zu ekelhaften Insekten und Amphibien seine Zuflucht zu nehmen. Wie die Pflanzenwelt, so bietet auch die Thierwelt große Eigenthümlichkeiten dar. Dahin gehören unter den vierfüßigen Thieren sämmtliche Arten von Beutelthieren. A. hat vor den andern Erdtheilen voraus das Känguruh, das Hepuna-Ru oder fliegende Eichhorn, den Wombat, den Kola, die Beutelmaus, das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus), vielleicht das abenteuerlichste Geschöpf

der Erde, dem die Natur zu dem Körper eines Säugthiers mit Schwimmhäuten den Schnabel eines Vogels gab, den Dingo oder stimmlosen Hund, den Hirscheber, den Olek, den Meerelefanten und die Opossumhyäne. Erwähnt man unter den Vögeln den weißen Adler, den schwarzen Schwan, die grünen Turteltauben, blauen und weißen Reiher, Vögel mit Haaren statt der Federn, den Nashornvogel, den Emu mit seinen am Ende der Fittige in eine scharfe Kralle sich endigenden Schwungfedern, unter den Reptilien die schwarze Schlange, die gelbe Natter u. s. w., so hat man Beweise, daß die Sonderbarkeit der organischen Bildung durch alle Naturreiche durchgeht. Man hat sogar unlängst auch eine Bienenart ohne Stacheln entdeckt.

Der Mensch selbst, zwischen Neger und Europäer die Mitte haltend, mit großem, affenartig hervorstehendem Munde, dicken Lefzen, aber weißen, gesunden Zähnen, tief liegenden schwarzen Augen von wildem Ausdruck, bald gekräuselten, bald struppigen Haaren, ist in keinem Theile der Erde, wenn wir die afrik. Hochlande ausnehmen, so dünn gesäet als in A. Die Bewohner dieses Erdtheils, deren Anzahl man auf drei bis vier Mill. schätzt (ungefähr zehn Menschen auf eine □M.) gehören zu zwei Hauptrassen des Menschengeschlechts, den Papuas oder Australnegern mit Wollhaaren, vorspringenden Kinnladen, wulstigen Lippen und schwarzer Hautfarbe, aber mit dünnern Beinen und Armen als die afrik. Neger, und den Australindiern aus malaiischem Stamme, mit regelmäßigen Formen, hohem, schlankem Wuchse, langem Haar, kriegerischer Haltung und einer Miene voll wilder Entschlossenheit. Die Muskeln sind ganz besonders ausgebildet, die Sehnen sichtbar hervortretend, die Nase schön gebaut und der Kopf häufig dem griech. Profile ähnlich. Die braune Hautfarbe ist lichter oder dunkler, je nachdem die Tropensonne mehr oder weniger einwirkt, aber durch die geschmackvollste Tätowirung ausgezeichnet. In keinem Erdtheile ist diese Kunst auf einen so hohen Grad gesteigert und deren Anwendung so allgemein; die schönsten Beispiele der Art finden sich unter den Bewohnern des Mulgrave-Archipels und auf der zur Washingtonsgruppe gehörenden Insel Nukahiwa. Wenn das Tätowiren nach Tilesius' Meinung, bei Einigen nicht sowol Putz als Bilderschrift ist, welche entweder den Ehe-, Tausch- oder Dienstbund, oder die Übereinkunft zum Fischfang, Kriegsdienst u. s. w. enthält, so dürften wol schwerlich Verträge irgendwo durch unvertilgbarere Urkunden abgeschlossen werden. Von dem schwächsten, obgleich weit verbreiteten Menschenstamme, dem malaiischen, gibt es in A. drei Abarten: eigentliche Malaien auf den meisten Inseln, Biadschuer ursprünglich auf Celebes, Borneo und andern Inseln, von wo aus sie sich im ind. Archipel zerstreuten, und Haraforen oder Alfuris im Innern von Neuguinea. Die Sprachen dieses Erdtheils sind so dürftig, als seine Bewohner arm an Begriffen, jedoch findet große Mannichfaltigkeit der Dialekte statt, deren Chamisso allein sieben auf den Philippinen anführt. Am kinderhaftesten erschien den Naturforschern der Krusenstern'schen Erdumsegelung die Sandwichssprache. Sie ist ein liebliches Lallen, das kaum eine Sprache genannt werden kann. Péron vermißt in der Sprache der Eingeborenen der Vandiemensinsel die Buchstaben S und F und vergleicht ihre Laute mit einer Art von Rollen (roulement). Alle Gebräuche des häuslichen Lebens, die abergläubig grausame Sitte, den mannbaren Jünglingen einen Vorderzahn gewaltsam auszubrechen, die Karadihs (Gaukler), das Lebendigbegraben der Kinder und der auf einigen Inseln herrschende gänzliche Mangel an Gottesverehrung drücken dem Neuholländer den Stempel roher Eigenthümlichkeit auf. Die Bande der Gesellschaft sind noch sehr locker um diese Naturmenschen geknüpft. Auf den meisten Archipelen leben sie einzeln in Familien, deren Haupt der mit patriarchalischer Gewalt ausgerüstete Stammvater bildet; jede sorgt nur für sich und steht höchstens mit ihren Nachbarn in engerer Verbindung. Unter den Malaien besteht eine Art Feudalherrschaft; es gibt Fürsten, Edle und Leibeigne. Die größte Gesittung findet man auf den Sandwichsinseln, denen die Gesellschaftseilande am

nächsten stehen. Seitdem König Pomare II. (s. d.) auf Tahiti mit dem größten Theile seiner Verwandten das Christenthum angenommen und seit 1815 die engl. Missionare bei Verbreitung desselben eifrig unterstützte, verschwand das interdictartige Raa oder Tabuh (heilig); die Morais (den Götzen geweihte Plätze) wurden zerstört und die Menschenopfer abgeschafft, dagegen sind, nach Kotzebue, Heuchelei und Unduldsamkeit, Trägheit, Völlerei und Verfall der Schiffahrt und des Gewerbfleißes eingetreten und die Bevölkerung von 400,000 Seelen auf 200,000 herabgesunken, und der Engländer Beechey fand 1829 die Fortschritte der Christuslehre und des dadurch bewirkten allgemeinen Wohles weit geringer, als die engl. und amerik. Missionare darzuthun sich bemühten.

Wenn Magelhaens, Maneses, Saavedra, Mendana und Quiros zuerst die austral. Inselwelt entdeckten, so gebührt doch den Holländern und namentlich dem Dirk Hartigh der Ruhm, 1616 Neuholland aufgefunden zu haben. Die Westküste, wo er landete, erhielt nach seinem Schiffe den Namen Eintrachtsland; Zeachaen aus Arnheim gab 1618 der Nordküste die Benennung Arnheimsland, und dem damaligen Statthalter in Ostindien verdankt Vandiemensland seinen Namen. Jan de Edels fand 1619 die Südwestküste, das Edelsland. Das Schiff „de Leuwin" landete 1622 an dem südwestl. Vorgebirge und gab der Umgebung den Namen Leuwinsland. Während Nuyts 1627 die Südküste erforschte, machte de Witt die Nordküste bekannt, und Roggeween fand den nach ihm benannten Archipel, jedoch bekam das Continent erst 1629 durch Franz Palsaert den Namen Neuholland. Die meisten Entdeckungen in diesem Erdtheil machten Abel Tasman, der 1642 Vandiemens- und Neuseeland, die Freundschafts-, Mack- und Prinz-Wilhelmsinseln nebst den Eilanden Pylstaat, Middelburg, Amsterdam, Rotterdam und einige von den Fidschiinseln auffand. Dampier war der Erste, welcher die Küste von Neuholland wissenschaftlich untersuchte und Neubritannien und Neuirland bekannt machte. Mit Bougainville, Wallis und Cook beginnt jedoch nach langem Stillstande eine neue Periode in der Entdeckungsgeschichte dieses Erdtheils. Cook hat allen Vorgängern die Palme abgerungen. Er kam 1778 nach dem Gesellschaftsarchipel, entdeckte die Straße zwischen den beiden Inseln von Neuseeland, umschiffte zuerst die Ostküste des Continents und nannte diese Neusüdwallis. Auf seiner zweiten Reise hob er den Schleier von den Hebriden, den Freundschafts- und Marquesasinseln und fügte auf der dritten Erdumsegelung die Sandwichsgruppe seinen Entdeckungen hinzu. Nach ihm wetteiferten Franzosen und Engländer mit einander, A.'s Kenntniß immer mehr zu verbreiten. Die Namen Marshal, Gilbert, Bligh, Hunter, Ingraham, Wilson, d'Entrecasteaux und Baß sind in A.'s Geschichte im 18. Jahrh. verewigt. Zu Anfange des 19. Jahrh. verdanken wir den Franzosen Baudin und Péron, den Briten Flinders und Grant und besonders Krusenstern, der zuerst die russ. Flagge in der Südsee wehen ließ, die Aufhellung des Australoceans. Was diese Männer unerforscht gelassen, vollendeten Crooker, Monteverde, Liddlard Nicholas, Savage, Cruize, Martin, Wilson, Bristow, Lasareff und Freycinet. Die durch die Meuterer Christian und John Adams, welche 1789 den Lieutenant Bligh auf einem Boote ausgesetzt hatten, gegründete Colonie auf der Insel Pitcairn (s. d.) wurde von Folger aufgefunden und 1814 von Breton weiter erkundet. Drei Pflanzern von Port Jackson: Blaxland, Wentworth und Lawson, gelang es 1810, die blauen Berge zu übersteigen. Der aufgefundene Gebirgspaß wurde 1813 von Evans besichtigt und 1814 durch Cox ein Weg gebahnt, auf welchem 1815 der brit. Gouverneur Macquarie in das Binnenland ging und die Ebene entdeckte, auf welcher später die Stadt Bathurst angelegt ward. Oxley und Cunningham haben die Entdeckung im Binnentheile des Festlandes fortgesetzt, während O. v. Kotzebue auf seiner ersten Erdumsegelung die Rurikskette, die Inseln Rumjänzoff, Spiridoff, Kutusoff, Krusenstern, Suworoff und den Radack-Archipel entdeckte. Der Schwede Granner fand 1820 die

Oskarinseln, Duperrey die Eilande Clermont-Tonnère und Costange, und Hunter 1823 die zweite Huntersinsel. In demselben Jahre fand der unermüdete Oxley den größten Strom des Continents, Brisbane, und die Flüsse Tweed, Boyne, Parry, Castlereagh, Field, Peel, Cockburn, Apsley; Archibald Bell aber einen bequemern Weg, als die Corstraße, über die blauen Berge nach Bathurst.

Seit der ersten 1788 gegründeten Niederlassung der Briten an der Botanybai unter Philipps, sind von Zeit zu Zeit ähnliche Unternehmungen versucht worden, die aber sämmtlich keines bleibenden Gedeihens sich erfreuten. Zu den schönsten Hoffnungen berechtigt bis jetzt die Ansiedelung am Schwanflusse auf der Westküste seit 1828, deren Zweck es ist, brotlosen Bewohnern Großbritanniens eine Pflanzstätte zu gewähren. Unter den Reisenden, die in neuester Zeit A. besuchten, sind zu erwähnen Dibbs, der 1823 in dem Cooksarchipel die Insel Mittiero, und Chemissard, der nebst den Eilanden La Rosa und Balguerin den gasconischen Archipel im O. von Celebes auffand, King, der 1824 die Küsten untersuchte, die Briten Hume und Howell, welche 1825 die mit Schnee bedeckten Südaustralalpen entdeckten; Stuart, der nur ungefähr 50 Meilen weiter, als Oxley im J. 1818, nach W. vordrang; Frazer, Logan, Jamison und Beechey. Eine der neuesten Entdeckungen ist die eines feuerspeienden Berges in Neusüdwallis durch den Pflanzer Mackie. A. schreitet, was den von Ansiedlern bewohnten Theil betrifft, selbst in der geistigen Cultur rascher vorwärts, als mancher Erdstrich des vielgesitteten Europas. Seit 1803 erscheint als politisch-literarisches Bildungsblatt täglich die „Sidney gazette", welche, von der Regierung begründet, talentvolle Männer redigiren. Ihr schlossen sich 1823 der „Australian", 1825 der „Monitor" (beides Oppositionsblätter), und 1827 der „Gleaner" an, welcher Letztere meist Auszüge aus den besten europ. Zeitungen enthält. Auf Vandiemensland erscheinen „The Hobart-Town gazette" seit 1825, „The colonial Times" seit 1826 und „The Tasmanian" seit 1827. Außerdem soll in neuester Zeit eine Quartalschrift: „The australian magazine or quarterly review of theology, literature and science" das Wissenswürdigste aus allen Fächern der Gelehrsamkeit mittheilen und eine unausgesetzte geistige Verbindung mit den übrigen Erdtheilen unterhalten. Vgl. Oxley's „Journals of two expeditions into the Interior of New-South-Wales" (Lond. 1820); King's „Survey of the coasts of Australia" (Lond. 1827); Lesson „Sur les îles océaniennes et sur les races humaines qui les habitent" (Par. 1828), der in Hinsicht der Charakteristik sämmtlicher Australvölker das Beste liefert; Beechey's „Narrative of a voyage to the Pacific and Behrings-Street" (Lond. 1831); Stewart's „Visit to the South-Sea" (Neuyork 1831), worin interessante Nachrichten über den neuesten Zustand mehrer Südseeinseln sich finden; Blosseville's „Histoire des colonies pénales de l'Angleterre dans l'Australie" (Par. 1832); Earle's „Narrative of nine months residence in New-Zeeland in 1827" (Lond. 1832).

Australocean, s. Südsee.

Auswanderung. Einer der wichtigsten Gegenstände der Politik, im rechtlichen Sinne, ist das Austreten aus einem Staate, um sich in einem andern anzusiedeln. Es gehört das Aufgeben des bisherigen Vaterlandes und der staatsbürgerlichen und Heimatsrechte, sowie die Absicht sich in einem andern anzusiedeln, zu den wesentlichen Merkmalen der Auswanderung, indem sie sich dadurch sowol von der Colonisation, welche die Ansiedelung in einem von dem Hauptstaate abhängigen Lande ist, wobei der Colonist in dem bisherigen Staatsverbande bleibt, als auch von der Emigration unterscheidet, der blos temporairen Auswanderung mit der Absicht unter veränderten Umständen zurückzukehren, auch wol diese Veränderung vom Auslande aus bewirken zu helfen. Dieses bringt in den rechtlichen Verhältnissen der Auswandernden sehr große Verschiedenheiten hervor. Der Colonist und der Emigrant in dem eben angegebenen engern Sinne bleiben Unterthanen ihres

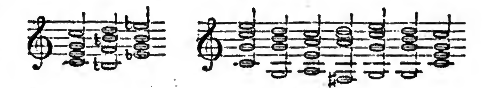
Vaterlandes, und seinen Gesetzen unterworfen, wenngleich der letztere der factischen Regierung desselben vielleicht keinen Gehorsam und keine Treue schuldig ist. Hingegen der völlig Ausgewanderte ist, so lange die Trennung von seiner frühern Heimat besteht, nicht mehr Unterthan und Staatsbürger, sondern Fremder, wiewol wegen der Möglichkeit der Rückkehr auch da noch gewisse Rechtsverhältnisse bestehen. Die Auswanderung selbst ist entweder eine freiwillige, wozu sich der Auswandernde aus eignem freien Willen entschließt, oder eine gezwungene, wenn der Staat selbst bisherige Unterthanen aus dem Lande treibt, wie der fanatische Erzbischof von Salzburg, Firmian, die Protestanten, und wie in ältern Zeiten öfters die Juden aus den Staaten getrieben worden sind. Ein so Vertriebener hat gegen sein bisheriges Vaterland und dessen Regierung natürlich gar keine Rechtspflichten mehr.

Was nun das Recht auszuwandern betrifft, so kann dieses keinem selbständigen Menschen verwehrt werden, und selbst die Bedingung, welche die Staaten in der neuern Zeit zu machen pflegen, daß der Auswandernde seine Militairverbindlichkeit erfüllt, seine gesetzlichen Dienstjahre abgehalten haben, oder einen Stellvertreter stellen, oder sich loskaufen müsse, dürfte wol nach allgemeinen Gründen manchen Zweifeln und Beschränkungen unterworfen sein. Dasselbe gilt von der Bedingung, daß der Auswandernde nachweisen muß, daß er in einem andern Staate werde aufgenommen werden. Das Recht der Auswanderung fließt schon aus dem Umstande, daß es für den Einzelnen Pflicht werden kann, ein Land zu verlassen, in welchem er nicht seiner religiösen oder moralischen Überzeugung gemäß handeln kann, und mit seinem Gewissen und dem bürgerlichen Gehorsam in eine wahre Collision geräth. So nachtheilig es auch für den Staat werden kann, wenn eine beträchtliche Zahl seiner Bürger das Land verläßt, zumal wenn darunter Menschen sind, welche Fabrikgeheimnisse und Geschicklichkeiten mit sich in das Ausland nehmen, so ist doch ein Auswanderungsverbot immer das am wenigsten wirkende Mittel, selbst bei der größten Strenge in der Anwendung, wie denn unter Ludwig XIV., obschon er die Grenzen scharf bewachen ließ, viele Tausende seiner protestantischen Unterthanen in fremde Länder gingen. Auch dürfte viel gegen die innere Gerechtigkeit eines solchen Verbots einzuwenden sein. Doch sie bestehen noch in manchen Staaten, theils allgemein, theils für besondere Fälle und Verhältnisse (vgl. Preuß. allg. Landrecht, Th. 2, Tit. 17, §. 127), wenn auch in der Ausübung sehr gelind. In England ist das Auswandern der Arbeiter in Wolle, Seide, Eisen u. s. w. verboten; und der König hat das Recht, alle außerhalb Landes Lebende durch Proclamation zurückzurufen und, wenn sie nicht kommen, ihre Güter zu sequestriren. Die Colonisation steht unter dem gemeinen Landesrecht und dem für die Colonien etwa bestehenden besondern Gesetze, vornehmlich wegen der Vortheile, welche den Colonisten gewährt werden und der Bedingungen, welche sie dagegen zu erfüllen haben. So fördert England die Übersiedelung arbeitsfähiger Menschen nach Canada, Südafrika und Neuholland. Die Emigration ist eine feindselige Erklärung gegen die bestehende Regierung, und in dieser Hinsicht können verbietende Gesetze und Strafdrohungen gegen sie erlassen werden. Die Auswanderung löst für den Augenblick das Band zwischen dem Einzelnen und dem Staate, aber nicht völlig; denn sowie auf der einen Seite dem Ausgewanderten immer sein Geburtsrecht noch nicht ganz entzogen wird, und wieder auflebt, wenn er zurückkehren will oder muß, wenn er etwa mit Gewalt aus seinem zweiten Vaterlande wieder vertrieben wird, so behält er auch Pflichten gegen das Land seiner Geburt, welche keine Gewalt aufhebt. Er darf die Waffen gegen sein Geburtsland unter keiner Bedingung ergreifen, außer in gerechter Auflehnung gegen eine Usurpationsherrschaft, und große Staaten, welche es genau nehmen, gestatten ihm nicht, vor seinem angeborenen Souverain als Repräsentant eines fremden Staats zu erscheinen, wie in England die Annahme des sonst hoch geachteten Grafen Rumford als bair. Gesandter abgelehnt wurde, weil er ein geborener Unterthan des Königs von England war.

Die Auswanderung im Großen ist einer der großen Hebel in der Culturgeschichte der Menschheit, dessen bewegende Kräfte die mannichfaltigsten sind, verständiges Streben nach Freiheit und Wohlstand wie unverständige Neuerungslust und ungeduldiges Jagen nach einem vermeintlich bessern Zustande. Die Auswanderung, zumal wenn sie mit eignen Kräften ausgeführt wird, verbreitet europ., d. h. menschliche höhere Cultur über Gegenden und Völker, über welche ohne sie vielleicht nie die Sonne der Humanität aufgehen würde. Denn was ist die gerühmte uralte Cultur der Urbewohner von Mexico und Peru anders als ein seltsames Gemisch von äußerer Verfeinerung mit der tiefsten Barbarei? Sei es daher wahre Noth, wie Übervölkerung, Arbeitslosigkeit, Unmöglichkeit den Anfoderungen des Staats und der Grundherrlichkeit zugleich zu genügen, Gewissenszwang oder nur krankhafte Unzufriedenheit mit der Gegenwart, welche auch einen Theil Deutschlands ergriffen hat und jährlich viele Tausende nach andern Welttheilen treibt: so ist doch das Resultat für die gesammte Menschheit von unendlicher Wichtigkeit. Und wenngleich ein großer Theil der Auswandernden nur neue Noth und frühere Gräber statt des gehofften Wohllebens findet; und ein anderer, dem seine Wünsche besser erfüllt werden, das Zerrbild eines rohen Egoismus und eines alle wahre Cultur von sich stoßenden Übermuthes aufstellt, wie so viele Reisende nach Nordamerika versichern: so ist dies doch nur ein Übergang, aus welchem sich kraft der bessern Tendenzen der menschlichen Natur bald das höhere Geistigere entwickelt. Auswanderungen in großen Verbindungen, woran große Capitalisten, Gelehrte aller Fächer, Künstler und Arbeiter Theil nehmen sollten, sind zuweilen angeregt, vielleicht schon vorbereitet worden, haben aber bis jetzt noch unüberwindliche Hindernisse gefunden. Plane, in Amerika ausgedehnte Herrschaften zu gründen, mit zahlreichen Erbpachtern, zu Zins und Dienst verpflichtet, und die verfallenden Ruinen der alten Herrlichkeit in Europa jenseit der Meere wieder neu und glänzender aufzubauen, waren mit dem Geiste der neuen Welt und neuen Zeit in allzu grellem Widerspruch, als daß sie hätten gestattet werden können. Über die Bedingungen, unter welchen dem Einzelnen die Auswanderung nach Amerika gelingen kann, haben wir eine Menge Schriften erhalten; vergl. Brauns' „Ideen über die Auswanderung nach den Verein. Staaten in Nordamerika" (Gött. 1827). Die Foderung, daß die Regierungen selbst die Auswanderungen leiten möchten, ist wol von keiner Seite gehörig begründet. Nur wenn sie mit Anlegung einer dem Mutterlande angehörigen Colonie zu verbinden wären, was aber nur den Seemächten möglich ist, könnte dieser Weg mit Nutzen eingeschlagen werden. Thäten übrigens die Regierungen Das, was sie stets als das höchste Ziel ihres Strebens erkennen müssen, so fielen die dringenden Aufreizungen zum Auswandern von selbst weg.

Auswechselung der **Kriegsgefangenen** (s. d.).

Ausweichung (in der Musik). Das Fortschreiten der Musik von einer Harmonie zur andern nennt man im weitern Sinne **Modulation**. Jedes Fortschreiten von einer Harmonie zur andern ist ein Accordenwechsel; aber nicht jeder Accordenwechsel ist auch ein Wechsel der Tonarten. Es gibt daher eine doppelte Art der Modulation im weitern Sinne, entweder geht man von einer Harmonie zu einer andern fort, die in derselben Tonart liegt, nach Gottfr. Weber eine leitereigne Modulation, oder zu einer dem vorigen Accord fremdartigen Tonart, und diese Art der Modulation, oder der Übergang von einer Tonart zur andern, ist Ausweichung, Modulation im engern Sinne, nach Weber leiterfremde Modulation. Eine solche findet also statt in folgenden Beispielen:



Diese Beispiele lehren zugleich zwei Hauptarten der Ausweichung kennen. In dem ersten nämlich ist der Fortschritt von der Art, daß man bei dem neuen Accord den ersten völlig vergißt, und diese Art der Ausweichung mag die vollkommene heißen. In dem andern Beispiele wird die erste Tonart nicht aus dem Ohre vertilgt, und die fremde Tonart kaum als neu empfunden, welches immer der Fall ist, wo eine Tonart vorübergehend zwischen die herrschende tritt, und dies nennt man eine unvollkommene Ausweichung. Weber berechnet in seiner „Theorie der Tonsetzkunst", daß man auf 46 verschiedene Arten von einer Tonart zur andern fortschreiten könne. Es gibt nämlich 11 Ausweichungen aus einer harten in eine andere harte, 11 aus einer weichen in die andern weichen, 12 aus einer harten in eine der 12 weichen, und 12 aus einer weichen in die 12 harten Tonarten. Erwägt man nun auch, daß jede Tonart verschiedene Harmonien hat, von welchen und zu welchen fortgeschritten werden kann, nämlich von jeder der 14 Harmonien einer Durtonart zu einer der 14 Harmonien der 11 übrigen, und von jeder der 10 Harmonien einer Molltonart zu den 10 der übrigen 11 Molltonarten; sowie ferner von jeder der 14 Harmonien einer Durtonart auf eine der 10 Harmonien der 12 Molltonarten, und von jeder der 10 Harmonien einer Molltonart zu einer der 14 Harmonien der 12 Durtonarten: so ergeben sich im Ganzen 6616 verschiedene mögliche Fälle der Ausweichung, die sich nach Anderer Systeme sogar noch vermehren lassen. Die meisten Ausweichungen sind Fortschreitungen von dem Dreiklang 1) zu dem tonischen Dreiklang einer neuen Tonart, und zwar von Durtonart zu Durtonart, z. B. von C-dur nach G-dur, D-dur, A-dur, E-dur, H-dur, F-dur, B-dur, Es-dur, As-dur, Des-dur; von Durtonart zur Molltonart, z. B. von C-dur nach dem weichen tonischen Dreiklang von D, G, E, A, und umgekehrt, z. B. von C-moll nach dem harten tonischen Dreiklang von As, Des, Es, G; 2) durch den Dreiklang der Dominante nach allen Tonarten, oder 3) durch den Hauptseptimenaccord. Die Ausweichung durch den Hauptseptimenaccord, auch mit hinzugefügter kleiner oder großer None, nur daß letztere immer in die Durtonart führt, ist die gewöhnlichste und bestimmteste. Außerdem weicht man, wiewol seltener, aus 4) durch den Dreiklang der Quarte oder Secunde der neuen Tonart oder durch andere Nebenharmonien. Im Allgemeinen ist eine Ausweichung um so leichter und natürlicher, je verwandter die Tonart, in die man ausweicht, der Tonart ist, von welcher man ausgeht. Solchen Ausweichungen ist das Ohr am leichtesten offen; dagegen Ausweichungen in entfernte Tonarten dem Gehör auffallender sind. Allein dieses Auffallende kann durch besondere Mittel gemildert werden, z. B. durch chromatische Übergänge der Melodie, ferner dadurch, daß der Übergang in die neue Tonart durch einen mehrdeutigen Accord, d. i. einen solchen, der das Ohr über die Tonart, zu welcher er gehört, zweifelhaft läßt, oder durch einen solchen geschieht, welcher sowol der Tonart, von welcher man ausgeht, als auch der Tonart, in welche man ausweicht, zukommen kann; ja, dieses Auffallende, Grellere gewisser Ausweichungen ist oft sogar der zweckmäßigste und wirksamste Ausdruck des stärkern und contrastirenden Gedankens. Bei dem Gebrauch der Ausweichungen in einem Tonstück im Allgemeinen verlangt die Einheit desselben vor Allem zwar eine herrschende Tonart, d. h. sie fodert, daß ein Tonstück sich zum größten Theil in einer bestimmten Tonart bewege und daher in der Regel mit derselben auch anfange und schließe. In dieser Beziehung sagt man auch, das Tonstück geht aus C, D u. s. w., obwol der Anfang nicht immer sogleich und entscheidend die herrschende Tonart bestimmt, und ein Stück oft in einer andern Tonart schließt, als in welcher es angefangen, z. B. Ouverturen, die zu andern Stücken vorbereiten, oder Stücke, deren Ende mit dem Anfange, des Inhalts wegen, contrastiren muß, sodaß sie etwa in Dur schließen, wenn sie in Moll angefangen haben, oder umgekehrt. In der Regel, und wenn nicht Bedingungen letzterer Art eintreten, findet man daher jene Einheit, die sich besonders durch Anfangen und Schließen in einer Tonart äußert, selbst in

Beziehung auf mehre Stücke, welche zusammengenommen ein größeres Ganzes bilden, z. B. Finales (s. d.) oder ganze Opern, beobachtet. Wenn nun aber eine Tonart sich dem Gehör als herrschende angekündigt und eingeprägt hat, so erfodert die harmonische Mannichfaltigkeit des Tonstücks, nach Maßgabe seiner Größe und seines umfassenden Charakters, auch Ausweichungen. Daraus ergibt sich aber, daß es auch kleine Tonstücke von leichtem, ruhigem Charakter geben könne, in welchen gar keine Ausweichungen vorkommen, wie z. B. in kleinen Liedern und Tänzen Ausweichungen nicht wesentlich sind, und Häufungen derselben den Charakter eines solchen Musikstückes oft ganz aufheben, sowie hingegen größere Tonstücke ohne den Reiz derselben leicht matt und einförmig werden würden. In der neuesten Zeit hat man sich überall so sehr an diesen Reiz gewöhnt, daß der Geschmack des großen Publicums fast nichts mehr pikant genug findet, und man nur immer darauf zu sinnen scheint, auch noch die Würze zu würzen. Die natürlichsten und üblichsten Ausweichungen eines Tonstücks gehen nun 1) in der Durtonart a) nach der harten Tonart der Dominante; diese nimmt den ersten Rang ein und wird mit Recht, wegen ihrer nächsten Verwandtschaft mit der Haupttonart, Hauptausweichung genannt; sie kommt gewöhnlich in der Mitte des Stücks vor und theilt das Stück in zwei Hälften ein; b) nach der harten Tonart der Unterdominante oder Quarte; ferner c) nach der weichen Tonart der Sexte des Grundtons und der übrigen Tonarten, deren tonische Dreiklänge in der Tonleiter der Haupttonart liegen. 2) In der Molltonart a) nach der harten Tonart der Tertie, Sexte und Quinte, b) oder nach der weichen Tonart der Dominante und Unterdominante. In den hier angegebenen Tonarten pflegt ein Tonstück, wenn es ausweicht, am längsten zu verweilen. Aber damit sind die Ausweichungen in entferntere Tonarten nicht ausgeschlossen; sie dürfen nur nicht willkürlich und ohne Grund vorkommen; vielmehr sind sie außerordentliche Mittel, die nur zu außerordentlichen Wirkungen aufbehalten werden müssen und ihre Wirkung verlieren, wenn sie zu oft gebraucht werden. Die Rückkehr eines Tonstücks zu der Haupttonart, in welcher, wie wir oben sagten, geschlossen wird, geschieht gewöhnlich und am besten durch den Dreiklang der Dominante oder den Hauptseptimenaccord, selten durch den Dreiklang der Unterdominante (plagalischer Schluß), weil durch einen solchen Schluß das Gehör vollkommen beruhigt wird, besonders wenn die Formel, in welche dieser Schluß gefaßt wird, denselben in mehren Figuren wiederholt. Die umfassendste und gründlichste Theorie der Ausweichungen hat Gottfr. Weber in seiner „Theorie der Tonsetzkunst“, Bd. 2, aufgestellt.

Auszehrung, s. Schwindsucht.

Autenrieth (Joh. Heinr. Ferd. v.), Kanzler der Universität Tübingen und Professor der Arzneiwissenschaft, geb. zu Tübingen 1772, entwickelte früh ausgezeichnete Gaben für das Fach naturwissenschaftlicher Thätigkeit. Feurige Vorstellungskraft und ein außerordentliches Gedächtniß begünstigten seine Studien. Nachdem er Doctor geworden, machte er eine Reise nach Nordamerika. Vom gelben Fieber befallen, allein und ohne Hülfe, rettete er sich selbst durch einen kühnen Aderlaß vom Tode. Nach seiner Rückkehr wurde er 1797 Professor der Arzneikunde in Tübingen, 1819 Vicekanzler und später Kanzler der Universität, auf deren neueste Organisation er bedeutend eingewirkt haben soll. Hier ist er unausgesetzt thätig durch geistvolle Vorträge, sowie durch eifrige Krankenbehandlung, und als Schriftsteller. Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie“ (3 Bde., Tüb. 1801 fg.). Mit Reil gab A. das „Archiv für Physiologie“ Bd. 7—12, und mit von Bohnenberger die „Tübing. Blätter für Naturwissenschaft und Arzneikunde“ (3 Bde., Tüb. 1815—17) heraus.

Auteuil, am Eingange des Gehölzes von Boulogne, eine kleine Meile von Paris, als Wohnort literarisch berühmter Männer bekannt. Noch zeigt man daselbst das Landhaus des Dichters Boileau (s. d.), der Frankreichs schöne Geister

oft um sich sammelte. Einst vom Weine erwärmt, bejammerten die Literatoren das entartete Zeitalter und fanden, es sei ein Unglück, geboren zu sein, und ein Glück, eine so verdorbene Welt bald zu verlassen. Alle wurden eins, sich in die Seine zu stürzen, und schon wandelten sie nach dem Flusse. Da fiel es Molière ein, eine so schöne Handlung berühmter Männer müsse nicht in nächtlicher Finsterniß vollbracht werden. Die Fröhlichen hielten inne und gaben ihm recht. Der gemüthliche Chapelle schlug nun vor, sich morgen bei Tage zu ersäufen und zum Mahle zurückzukehren, um die noch übrigen Flaschen zu leeren. Der witzige Andrieux brachte diese Anekdote im „Molière avec ses amis, ou le souper à Auteuil" auf die Bühne. Während der Arzt Gendron das Haus besaß, besuchte ihn Voltaire und setzte folgende Inschrift: „C'est ici le vrai Parnasse des vrais enfans d'Apollon. Sous le nom de Boileau ces lieux virent Horace; Esculape y parait sous celui de Gendron." Zuletzt besaß die Witwe des geistreichen Helvetius diesen Landsitz. Alles, was Ruf hatte durch Literatur oder Thaten, war dort stets willkommen, Franzose oder Fremder. Frei war dort Jeder. Man nannte die Gesellschaft deshalb „La société libre des égoistes". Bonaparte war hier 1798 und 1799 oft gern in der Mitte freisinniger Menschen. Die berühmte Eigenthümerin, die seinen schon damals lebhaften Ehrgeiz kannte, warf ihm einst lächelnd vor: „Vous ne vous doutez pas combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre". Auch Monumente berühmter Todten sieht man auf dortigem Kirchhofe, unter andern das des als Vertheidiger der Menschenrechte bekannten Kanzlers D'Aguesseau.

Authentie, von Schriften gebraucht, bezeichnet die Echtheit derselben, insofern sie in der That von dem Verfasser herrühren, dem sie beigelegt werden, und man nennt demnach eine echte, glaubwürdige Schrift eine *authentische*. Die Gesetzerklärung heißt authentisch, wenn sie von dem Gesetzgeber selbst oder dessen Bevollmächtigten gegeben wird; so heißt auch bei den Franzosen eine öffentliche, beglaubigte Urkunde titre authentique. — In der röm. Rechtswissenschaft heißt *Authentica* ein Auszug einer Novelle, wodurch ein Gesetz des Codex entweder abgeändert oder ganz aufgehoben ist. Sie wurden von den ersten Bearbeitern des röm. Rechts im Mittelalter aus einer Handschrift der Novellen (libro authentico) gezogen, den abgeänderten Stellen des Codex beigesetzt, und sind so in den Ausgaben des *Corpus juris* (s. d.) geblieben. Auch einige Gesetze der Kaiser Friedrich I. und II. sind auf diese Weise eingetragen worden. — *Authentisch* in der Musik bezeichnet eine Haupttonart oder echte Grundtonart, von welcher andere abgeleitet werden; *plagalisch* aber eine Nebentonart, eine von jener abgeleitete Tonart. Die letzten werden von den ersten so gebildet, daß sie immer eine Quarte tiefer ihre Tonreihe anfangen, weshalb sie auch *untere* genannt werden. Man pflegt sie auch gregorianische zu nennen, weil Gregor der Große sie den authentischen oder ambrosianischen beigefügt haben soll. Die acht Kirchentonarten werden daher so eingetheilt:

authentische oder ambrosianische:	plagalische oder gregorianische:
1) d, e, f, g, a, h, c, d.	2) a, h, c, d, e, f, g, a.
3) e, f, g, a, h, c, d, e.	4) h, c, d, e, f, g, a, h.
5) f, g, a, b (h), c, d, e, f.	6) c, d, e, f, g, a, h (b), c.
7) g, a, h, c, d, e, f, g.	8) d, e, f, g, a, h, c, d.

Dabei kommt es nicht allein auf die Tonleiter, sondern auch auf die Eintheilung derselben an. In den authentischen ist der harmonische Mittelton, in welchem die Hauptausweichung stattfindet und von welchem die Schlußcadenz gebildet wird, die Quinte; in den plagalischen dagegen ist die Quarte der eigentliche Stammgrundton. Daher heißt auch noch jetzt ein Schluß plagalisch, wenn z. B. die Schlußformel aus F in C fällt. Die gewöhnliche Schlußformel aus G, oft mit dem Septimenaccorde, in C ist also die authentische. Diese alten Kirchentonarten werden auch mit griech. Provinznamen belegt, z. B. die erste die dorische, wobei die

plagalischen immer mit dem Worte hypo (d. i. unter), nämlich als untergeordnete, eine Quarte tiefer anhebende, angezeigt werden. Man nimmt alsdann gewöhnlich sechs authentische und sechs plagalische Tonarten an.

Auto da Fe, s. **Inquisition**.

Autodidakten, Selbstgelehrte, Diejenigen, die sich in irgend einer Kunst und Wissenschaft ohne schulgerechte Beihülfe Anderer, vornehmlich ohne mündlichen Unterricht, Kenntniß und Fertigkeit erworben haben. Es bedarf eines großen Talentes, um nicht auf diesem Wege in manche Verirrungen zu gerathen und viele Zeit mit vergeblichen Versuchen zu verlieren.

Autographisch oder **Autographa**, Urschriften, Handschriften, die der Verfasser selbst geschrieben hat, zum Unterschied von Abschriften. Man achtet sie höher als letztere, nicht nur als interessante Überbleibsel, weshalb man oft Sammlungen derselben anlegt, sondern auch, weil man sie für richtiger und minder fehlerhaft halten kann, als Abschriften von fremder Hand.

Autokratie, Selbst- oder Alleinherrschaft, nennt man die Staatsform, vermöge welcher das Oberhaupt des Staats unbeschränkt regiert. Ein solcher Herrscher, der die gesetzgebende und vollziehende Staatsgewalt in sich vereinigt, heißt **Autokrat** oder **Autokrator**, d. i. Selbstherrscher, und eine solche Staatsform **autokratisch**. Diese Art der Staatsform haben fast alle morgenländ. Staaten; unter den europ. Regenten führt den Titel Selbstherrscher nur der russ. Kaiser, um dadurch seine verfassungsmäßige Unbeschränktheit anzudeuten. — Von Kant ward in der Philosophie durch Autokratie die Herrschaft der Vernunft über die widerstrebenden Neigungen bezeichnet.

Autolycus, griech. Astronom und Mathematiker aus Pitane in Äolis, um 300 v. Chr., schrieb „Von der sich bewegenden Sphäre" und „Vom Auf- und Untergange der Sterne". Beide Werke enthalten größtentheils nur solche Aufgaben der sphärischen Astronomie, welche mit Hülfe eines Globus gefunden werden können, und welche, statt die Kenntniß der sphärischen Trigonometrie vorauszusetzen, vielmehr zu beweisen scheinen, daß A. diese selbst noch nicht gekannt hat.

Automat, ein sich selbst bewegender lebloser Körper, überhaupt jede Maschine, welche ihre bewegende Kraft in sich verborgen hält und sich also von selbst zu bewegen scheint; stellt sie eine menschliche Figur dar, so heißt sie auch **Androide** (s. d.). Schon die Alten kannten sie; die wandelnden Statuen des Dädalus, die fliegende Taube des Archytas gehören hierher. Im Mittelalter erzählt man von einem redenden ehernen Haupte, das Roger Baco verfertigte, und der Bischof von Regensburg, Albertus Magnus, soll im 13. Jahrhundert 30 Jahre an einer menschlichen Figur gearbeitet haben, welche die Thüre öffnete und den Besuchenden grüßte. Hans Slottheim um 1581 und Christoph Schißler, fast um eben diese Zeit, verfertigten dergleichen Maschinen; besonders Achilles Langenbucher, welcher wegen seiner Geschicklichkeit 1610 in Augsburg das Bürgerrecht erhielt. Seine Hauptarbeiten waren selbstspielende musikalische Instrumente; er machte sogar eins, welches eine ganze Vesper von 2000 Takten von selbst schlug. Unter die bewundernswürdigsten Automate gehören die von **Vaucanson** (s. d.), dem die beiden Schweizer Gebrüder **Droz** (s. d.) am nächsten stehen. Der Schachspieler **Kempelen's** (s. d.) gehört nicht unter die Automate, weil die Hülfe eines (versteckten) Menschen dabei nöthig ist; weit merkwürdiger ist seine Sprachmaschine. Einige der sinnreichsten Automate neuerer Zeit verfertigte der Schweizer Maillardet; unter andern eine weibliche Figur, die 18 Tonstücke auf dem Pianoforte spielt, während ihr Busen sich hebt, die Augen sich bewegen und die Finger die natürlichen Bewegungen machen. Zu den neuesten gehören: Siegmeier's Flötenspieler, Mälzl's und Kaufmann's Trompeter; vor allen aber vielleicht eine von Frizard zu Biel für den damaligen ersten Consul Bonaparte verfertigte antike Vase, welche sich

bei der Berührung einer Feder zu einem Palmbaume entfaltet, unter dem eine spinnende Schäferin sitzt.

Autonomie, Selbstgesetzgebung, ist die Einrichtung, vermöge welcher der Staat, d. h. die Bürger eines Staats, ihre Gesetzgebung und Verwaltung selbst besorgen, im Gegensatze der Autokratie, wo dies durch einen Andern, ohne irgend eine Theilnahme des Bürgers geschieht. In der Moralphilosophie Kant's wird **Autonomie** die Vernunftgesetzgebung genannt, weil sie die eigne Gesetzgebung des Menschen ist, das Gesetz, welchem der Mensch folgt, wenn er seinem Begriffe gemäß handelt, und daher diejenige Beschaffenheit eines vernunftgemäßen Willens, wodurch er sich selbst Gesetz ist, sich selbst bestimmt, ohne Einfluß äußerer Triebfedern. Ihr entgegen steht die **Heteronomie** des Willens, wenn derselbe einer fremden, außer der Vernunft liegenden Foderung folgt. Als Sinnenwesen betrachtet, ist der Mensch freilich den Naturgesetzen unterworfen, aber als Vernunftwesen steht er unter Gesetzen, die von der Natur unabhängig, blos in der Vernunft gegründet sind. Unabhängigkeit von den bestimmten Ursachen der Sinnenwelt ist Freiheit in negativer Bedeutung, und mit dieser steht diese Autonomie des Willens in unzertrennlicher Verbindung.

Autopsie, die eigne Wahrnehmung irgend eines Naturgegenstandes, im Gegensatze der Kenntniß, welche man durch Beschreibung, Erzählung u. s. w. davon erhalten kann. In der Naturwissenschaft überhaupt und in der Arzneikunst insbesondere ist die Autopsie ein Bildungsmittel, welches alle andern übertrifft; doch darf die Anleitung dabei nicht fehlen.

Auvergne, eine in geognostischer Hinsicht, vorzüglich ihrer Basaltberge wegen höchst merkwürdige Landschaft in Frankreich mit 890,000 Einw. auf 302 □M. Unter mehr als 50 erloschenen Vulkanen, die Faujas de Saint-Fond und neuerlich vorzüglich der Engländer Daubeny untersucht haben, bemerkt man den 4800 F. hohen Puy de Dôme, wovon das Departement mit der Hauptstadt Clermont den Namen hat, den Cantal, 6000 F. hoch, und den Mont d'Or mit Mineral- und warmen Quellen. Die Bewohner, Averner, wurden in frühester Zeit durch eigne Könige regiert, dann zum fränkischen Reiche geschlagen, erhielten hierauf von Franken abhängige eigne Grafen, bis 1523 Franz I. die Provinz als heimgefallenes Reichslehn auf immer mit der Krone vereinigte. In der Folge bildete A. ein eignes Gouvernement. Vgl. Pradt's „Voyaye agronom. en A.“ (Par. 1828).

Auzout (Adrian), geb. zu Rouen, gest. zu Paris 1695, ein ausgezeichneter Astronom, beschäftigte sich besonders mit Verfertigung von Fernröhren. Da man damals die achromatische Lehre noch nicht kannte, so bestrebte man sich immer längere Fernröhre zu verfertigen. A. stellte zuerst Fernröhre von 600 F. Länge auf, doch sie konnten grade wegen dieser Länge nicht bequem zu Beobachtungen gebraucht werden, und sind seit der Erfindung der Spiegelteleskope und der achromatischen Fernröhre ganz in Vergessenheit gekommen. A. war es auch, der mit Picard die Abseher oder pinnules an den astronomischen Instrumenten, Quadranten, Astrolabien u. s. w. abschaffte und sie durch Fernröhre ersetzte. Um diese Vorrichtung noch nützlicher zu machen, erfand er das Schraubenmikrometer, durch welches der Abstand eines beweglichen Fadens von einem festen ihm parallelen mit Hülfe der gleichen Umgänge einer Schraube sehr genau gemessen werden konnte. Dieser Mikrometer, in dem Orte des Fernrohrs angebracht, wo das Bild des Gegenstandes steht, gab ein ebenso bequemes als sicheres Mittel, diesen Gegenstand selbst zu messen.

Ava, eigentlich Aiewa, früher ein mächtiges selbständiges Königreich in Hinterindien, welches sich 1752 vom Königreich Pegu trennte. Doch schon im folgenden Jahre ward A. durch den König von Pegu unterjocht, und als dieser 1757 durch die Birmanen gestürzt wurde, nebst Pegu mit dem Reiche **Birma** (s. d.) vereinigt. Die ehemalige Hauptstadt A. am Irawaddy ist fast ganz verödet. In den Überresten eines Tempels sieht man das gigantische Marmorbild des Gottes

Godama, das vom Fußgestell bis zum Kopf 24 Fuß mißt; der Kopf hat acht Fuß im Durchmesser und von einer Schulter zur andern mißt es zehn Fuß. Die Birmanen behaupten, es bestehe aus einem einzigen Blocke, und allerdings sieht man keine Fugen.

Avanien, Abgaben, Erpressungen, eine Art von Justiztyrannei in dem türk. Reiche, welche christlichen Kaufleuten widerfährt.

Avantgarde, Vorhut, Vortrab, derjenige Theil der Mannschaft, welchen marschirende Truppen, zu ihrer Sicherstellung gegen den Feind, vor sich hergehen lassen, um nicht durch einen Angriff überrascht zu werden. Die Stärke des Vortrabs richtet sich in der Regel nach der Stärke der marschirenden Heeresabtheilung und kann bei einer bedeutenden Armee selbst wieder ein aus allen Waffengattungen zusammengesetztes Corps bilden. Die Entfernung, in welcher sich der Vortrab von seiner Abtheilung zu halten hat, hängt theils von der Nähe des Feindes, theils von den Umständen ab und verändert sich mit der Beschaffenheit des Terrains. Immer gilt das Gesetz: der Vortrab muß kleinere Hindernisse der marschirenden Colonne aus dem Wege räumen und beträchtlichere feindliche Kräfte so lange aufhalten können, bis die Colonne sich zur Begegnung derselben gefaßt gemacht hat. Es ist daher eine Hauptsache der Avantgarde, den Feind zeitig zu entdecken und ihn aus jedem möglichen Verstecke aufzuspüren. Da hierzu größere Gewandtheit und ein schärferer, geistiger und physischer Blick erfodert werden, so pflegt man zu Avantcorps gern die beweglichsten Truppen zu wählen und ihnen einen besonders zu solchem Geschäfte geeigneten, erfahrenen Anführer zu geben. Dieser muß verstehen den sogenannten kleinen Krieg für sich zu führen und alle seine Unternehmungen dem Hauptzwecke der marschirenden Colonne gemäß einzurichten. Nicht selten bekommt auch der Vortrab den Auftrag, die Colonnenwege, wo sie unbrauchbar sind, herstellen zu lassen, Verpflegungsmittel herbeizutreiben, Nachrichten auszustreuen u. s. w.; jederzeit aber liegt es ihm ob, überall Nachrichten von der Lage der Dinge einzuziehen.

Avant la lettre, s. Kupferdruck.

Avaren, eine Völkerschaft, Überbleibsel der von den Türken verdrängten Scheu-Schen. Sie kamen 100 Jahre später als die Bulgaren in die Gegenden um den Don, das kaspische Meer und die Wolga. Ein Theil blieb in Circassien, wo sie noch jetzt fortdauern, ein anderer Theil drang um 555 an die Donau vor, ließ sich in Dacien nieder, diente unter Justinian's Heere, half den Longobarden das Gepidenreich zerstören und eroberte allmälig zu Ende des 5. Jahrh., besonders unter dem mächtigen Khan Bajan, Pannonien. Unter dessen Nachfolgern bemeisterten sie sich Dalmatiens, drangen in Deutschland bis Thüringen und in Italien ein, wo sie mit den Franken und Longobarden kriegten, und breiteten ihre Herrschaft über die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slawen, sowie über die Bulgaren bis ans schwarze Meer aus. Doch bald suchten sich diese Völker wieder frei zu machen, die A. wurden 640 aus Dalmatien vertrieben; auf Pannonien beschränkt, wurden sie von Karl dem Großen 796 besiegt, von den Mähren und Petschenegen ziemlich aufgerieben, sodaß sie sich nach 827 aus der Geschichte verlieren. Sie pflegten ihre Wohnsitze durch Umwallungen von eingerammten Pfählen und Erde zu umschließen, von denen sich in den von ihnen besessenen Ländern noch Spuren unter dem Namen der avarischen Ringe finden.

Avarie, Averie, s. Haverei.

Avellino, Hauptstadt der neapolit. Provinz Principato ulteriore oder Monte fusco, auf der Straße von Neapel nach Bari am Fuße des Monte Vergine, Sitz eines Bischofs, hat 12,000 Einw. und ist in der neuern Geschichte bekannt durch die Revolution von 1820. Die Stadt ist schlecht gebaut, liegt aber sehr angenehm. Der Marktplatz ist durch einen prachtvollen Obelisk geziert.

Sie gehört dem Fürsten Carraccioli, hat bedeutende Färbereien, welche durch das weiche Wasser der Umgegend sehr begünstigt werden, und treibt einen starken Handel mit Maccheroni und Getreide. Seit einigen Jahren ist hier eine Gesellschaft zur Beförderung des Landbaus (Società economica di Principato ulteriore) begründet. In der Umgegend wachsen häufig Kastanien und sehr große Haselnüsse, die dem Landmann oft das Brot ersetzen. Schon Plinius erwähnt der letztern unter dem Namen nuces avellanae. Zwischen A. und Benevento liegen unfern des Fleckens Arpaja die caudinischen Pässe (Furcae caudinae), in welche sich die Römer 392 v. Chr. durch die List der Samniter locken ließen, und ihre gänzliche Niederlage nur durch eine schmachvolle Demüthigung abwandten. Livius hat uns eine treffliche Beschreibung dieser Gegend hinterlassen. Vgl. Daniele's „Le Forche caudine" (Caserta 1778, 2. Ausg., Neap. 1811).

Ave Maria, s. Englischer Gruß.

Aventinus (Joh.), eigentlich Thurmayr, der Vater der bair. Geschichte, geb. 1477 zu Abensberg, studirte zu Ingolstadt und Paris, ward 1512 Lehrer der jüngern Brüder des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern, lehrte dann auf den Universitäten zu Krakau und zu Ingolstadt, begleitete den Prinzen Ernst von Baiern 1515 nach Italien und wurde 1517 bair. Historiograph. Nach manchen harten Schicksalen, indem man ihn sogar in den Verdacht der Ketzerei brachte, starb A. zu Regensburg am 9. Jan. 1534. Seine „Annales Bojorum", die zuletzt Gundling (Lpz. 1710, Fol.) herausgab, und seine „Bair. Chronik" (Nürnb. 1522) sind ausgezeichnete Werke seines Zeitalters. Auch durch seine „Rudimenta grammaticae lat." (1512) machte sich A. um die Philologie in Deutschland verdient.

Aventurin heißt bei den Mineralogen eine röthlich-braune Abänderung des Quarzes, welche durch zarte Sprünge, wodurch die Lichtstrahlen mannichfaltig gebrochen werden, einen Goldschimmer erhält. Man findet ihn vornehmlich in Aragon, aber auch in Deutschland und anderwärts. Bei den Chemikern ist Aventurin ein mit Messingfeilspänen vermischter Glasfluß, der dem natürlichen gleicht.

Averno (Avernus), ein See im Königreich Neapel, zwischen dem alten Cumä und Puteoli; er ist cirkelrund, an einigen Stellen 180 Fuß tief und von mäßig hohen Hügeln umgeben, die früher mit mächtigen Waldungen bedeckt waren, sodaß schauriges Dunkel den See umlagerte und die angehäuften Ausdünstungen desselben die Luft verpesteten. Obschon diese Wälder verschwunden sind, so ist doch die Umgebung des Sees noch immer ungesund. In alten Zeiten hatte ein wildes Volk sich hierher geflüchtet, das nur bei Nacht sich hervorwagte. Die dadurch in Furcht gesetzten Nachbarn gaben durch ihre Erzählungen Anlaß zu der Fabel von den Cimmeriern, die in ewiger Finsterniß lebten. Es entstand der Glaube, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Homer versetzt daher an diesen See den Eingang in die Unterwelt und die Mythe von dem Besuche des Ulysses in derselben. Virgil folgt ihm darin. Auch hatten schon früh in den Höhlen an diesem See gewisse Priester ihre Wohnung genommen, welche Geister beschwuren und nur zur Nachtzeit ihr Gewerbe trieben. Daher ward der Wald zum Haine der Hekate.

Averrhōes (verstümmelt aus Ebn roshd), der berühmteste Philosoph der Araber und des Moses Maimonides Lehrer, geb. zu Cordova in Spanien 1149. Sein Vater, Oberrichter und Mufti daselbst, unterrichtete ihn in dem mohammedanischen Gesetze und gab ihm den Tophail in der Theologie und Philosophie zum Lehrer. Sein Talent und seine Kenntnisse machten ihn zum Nachfolger seines Vaters; der König von Marokko berief ihn als Kadi in die Provinz Mauritanien. Aber Neider beschuldigten ihn der Abweichung von den Glaubenslehren, er wurde seiner Ämter entsetzt und nach Spanien verbannt. Er ging wieder nach Cordova, wo er bei seinem Schüler Maimonides Unterstützung fand, wurde aber auch da verfolgt und floh nach Fez. Hier wurde er von dem Glaubensgerichte zu Widerruf und öffentlicher Buße verdammt. Darauf kehrte er in sein Vaterland zurück, lebte in

großer Armuth daselbst, bis der Khalif Almansor ihn wieder in seine Würden einsetzte, worauf er abermals nach Marokko ging und daselbst 1217 starb. A. hielt den Aristoteles für den größten Philosophen und erläuterte dessen Schriften, wiewol mit tiefer Einsicht, doch so, daß er, wie die meisten dieser arab. Philosophen, auch alexandrinische Ansichten bei sich einwirken ließ. Gegen die arab. Orthodoxen, besonders gegen den Algazel, trat er als rationalistischer Vertheidiger der Philosophie auf. Man nennt ihn unter den Arabern vorzugsweise den Ausleger (des Aristoteles) und hielt sich sehr an seine aus dem Syrischen gearbeitete Übersetzung des Aristoteles. Auch hat er eine Art medicinisches System geschrieben, welches unter dem Namen des „Colligat" bekannt ist. Wir kennen seine Schriften meistens nur aus lat. Übersetzungen (11 Bde., Vened. 1560, Fol.). In der Kirche hatte er schon im 13. Jahrh. die größte Bedeutung; auch unter den orthodoxen Philosophen, wiewol viele seiner Lehren, besonders die allerdings ganz pantheistische von der Einheit des wirksamen Princips im Universum, oft als Irrthum verworfen, auch die Astrologie oft als Averrhoismus bezeichnet wurde. Seine Anhänger, im 15. und 16. Jahrh. vorzüglich, deren Haupt Alessandro Achillini war, nannten sich Aver.

Avers, s. Münzkunde.

Aviānus (Flavius), von Andern Avienus geschrieben, ungewissen Zeitalters, wahrscheinlich zu Ende des 4. Jahrh. n. Chr. Man hat von ihm eine Sammlung von 42 Äsopischen Fabeln in lat. elegischem Versmaße, die von Nevelet in der „Mythologia Aesopica" (1610) und Cannegieter (Amst. 1731) herausgegeben wurden.

Avicenna, eigentlich Ebn sina, ein als Philosoph und Arzt berühmter Araber, geb. zu Bokhara 978, studirte zu Bagdad Philosophie und Heilkunde, wurde als Arzt sehr berühmt und zuletzt Wessir von Hamdan und Ispahan. A. schrieb ein die gesammte damalige Arzneikunde umfassendes Buch unter dem Namen „Kanon", welches im Mittelalter einige Zeit für den Codex des medicinischen Wissens gehalten worden ist. Es erschien im Original zu Rom 1593 in Fol. und wurde sehr oft übersetzt. Von seinen philosophischen Schriften sind uns nur einige in lat. Übersetzungen aufbehalten, die Ven. 1523 und zuletzt 1564 in zwei Foliobänden gedruckt wurden. Unter ihnen zog besonders das Werk „Metaphysica" die Aufmerksamkeit der Scholastiker auf sich. A. starb zu Hamdan 1036, nach Andern 1053.

Aviēnus (Festus Rufus), wahrscheinlich im 4. Jahrh. n. Chr., Verfasser einer Metaphrase des griech. geographischen Gedichts des Dionysios, in lat. Hexametern, „Descriptio orbis terrae" überschrieben, und eines Werks in Jamben „Ora maritima", das unvollständig erhalten ist, herausgegeben in den Sammlungen der kleinern lat. Dichter von Maittaire und Wernsdorf (Bd. 5), auch in Hudson's „Geographi minores" (Bd. 4), und einzeln von Friesemann (Amst. 1786).

Avignon, Hauptstadt des Departements Vaucluse im südöstl. Frankreich, an der Rhone, enge und winkelig gebaut, hat eine Menge von Kirchen und geistlichen Gebäuden, worunter die Kathedrale und die Franziskanerkirche sowie das alte päpstliche Schloß sich auszeichnen, ein Athenäum und mehre andere wissenschaftliche Anstalten, über 31,000 Einw., ansehnliche Seidenmanufacturen, Seidenfärbereien und andere Fabriken. Das ehemalige Dominikanerkloster ist jetzt eine Kanonengießerei. Die Gegend ist reizend, äußerst fruchtbar an Korn, Wein, Oliven, Graines d'Avignon (eine gelbe Farbe), Kermes, Sumach und den herrlichsten Südfrüchten. Hier verlebte Petrarca mehre Jahre, hier sah er seine Laura, der er seine schönsten Lieder sang, und deren Grabmal in der Franziskanerkirche befindlich ist. Vaucluse, durch Petrarca verewigt, liegt fünf Stunden von A. A. mit seinem Gebiete war im Mittelalter eine Grafschaft, welche die Päpste, die bereits die Grafschaft Venaissin 1273 vom König Philipp III. zum Geschenk erhalten hatten, von Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, 1348

für 80,000 Flor. ankauften. Beide Länder regierte der Papst durch einen Vicelegaten und besaß sie bis 1790, wo nach mehren stürmischen Auftritten, zuletzt am 16. Oct. 1791, die Stadt mit ihrem Gebiete sich an die franz. Republik anschloß und 1791 förmlich mit ihr vereinigt ward, worauf der Papst im Frieden zu Tolentino am 19. Febr. 1797 auf A. und Venaissin Verzicht leistete. Historisch merkwürdig ist A. in der katholischen Kirchengeschichte, weil von 1308—77 sieben Päpste, Clemens V. bis Gregor IX., nach einander ihren Sitz daselbst hatten, welchen Zeitraum katholische Schriftsteller die babylonische Gefangenschaft der Päpste zu nennen pflegen. Auch später noch residirten zu A. mehre nicht anerkannte Päpste. Zwei Kirchenversammlungen, 1326 und 1337, wurden daselbst gehalten, auf deren erstern über das Verhältniß der Geistlichkeit zu den Laien, auf der andern über die schlechte Aufführung des Klerus berathen wurde. Sowol in als bei A. findet man noch Überreste aus der Römerzeit.

Avila, Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens im span. Königreiche Altcastilien, mit 12,000 Einw., Sitz eines Bischofs. Hier versammelte sich 1465 der altcastil. Adel, hielt über den König Heinrich IV. Gericht, erklärte ihn des Throns verlustig und wählte Alfonso, Heinrich's Bruder, zum König von Leon und Castilien. Hier ward auch 1520 die Versammlung des sogenannten dritten Standes oder des heiligen Bundes unter Juan Padilla's Anführung gehalten, zu welcher fast alle Städte Castiliens Abgeordnete sendeten. Die Universität zu A. ward 1807 aufgehoben.

Axel, s. Absalon.

Axiom, Grundsatz, im engern und wissenschaftlichen Sinne ein allgemeiner Satz, den der Verstand als richtig erkennen muß, sobald er nur den Sinn und die Worte desselben versteht, der also unmittelbar gewiß und aus keinem andern abzuleiten ist. Dahin gehören diejenigen Sätze, in denen Subject und Prädicat entweder einerlei oder nur durch verschiedene Worte ausgedrückt sind, weil wir nicht anders denken können, als daß jede Sache Das sei, was sie ist, z. B. jede Größe ist sich selbst gleich. Ferner gehören dahin die Sätze, deren Prädicat ein wesentliches Merkmal des Subjectbegriffs enthält. So ist der Satz: Ein Triangel hat drei Seiten, ein Axiom, weil das Subject Triangel nicht anders als dreiseitig gedacht werden kann. Jede Vernunftwissenschaft verlangt einen solchen Grundsatz; er ist die Basis derselben und gibt ihr die systematische Einheit. Alles, was zu der auf ihn gegründeten Wissenschaft gehört, wird von ihm abgeleitet; er selbst aber darf nicht aus der Wissenschaft erst bewiesen werden. Welcher Satz aber der absolut erste in der ganzen menschlichen Erkenntniß sei, darüber ist vielfach gestritten worden. Einige haben dafür gehalten den Satz des Widerspruchs oder der Identität und des ausgeschlossenen Dritten, Andere den Satz des zureichenden Grundes oder die sogenannten Grundsätze des Denkens. Alle diese Sätze sind nun zwar in der innern Einrichtung unserer Denkkraft begründet; wir können nicht anders, als die Äußerungen unserer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren diesen Gesetzen gemäß einzurichten; das Gemeinsame in ihnen ist also eine gewisse Nothwendigkeit, die als formeller Grundsatz des ganzen menschlichen Erkenntnißvermögens sich folgendermaßen aussprechen läßt: was der Mensch vermöge seiner ganzen innern Einrichtung nicht anders als wahr denken kann, das ist wahr, und was er nicht anders als nicht wahr denken kann, das ist nicht wahr; allein sowol jene Sätze als auch dieser Gesammtausdruck derselben können als blos formelle Norm des Urtheilens nicht absolut erste in der menschlichen Erkenntniß genannt werden, sowie es überhaupt keinen ersten Satz geben kann. Die kritische Philosophie nimmt das Wort Axiom in einer beschränkenden Bedeutung und versteht darunter synthetische Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anschaulicher Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die Axiome der Philosophie nur discursive Grundsätze, weil ihre Wahrheit nicht durch Anschauung bewiesen

werden kann, und es dazu vermittelnder Begriffe bedarf. — Die Mathematiker nennen ihre theoretisch gewissen Sätze Axiome, die praktischen Sätze aber, welche keines Beweises bedürfen, Postulate.

Axum, Stadt in Tigre, im Staate Habesch, einst die Hauptstadt Äthiopiens, Hauptort des Handels mit Arabien und Residenz der abyssinischen Könige, jetzt unbedeutend, mit einigen Manufacturen in baumwollenen Zeuchen und Pergament. Zu A. baute gegen 320 Frumentius die erste christliche Kirche in Äthiopien, und seit dieser Zeit ist das Christenthum in Abyssinien herrschend geblieben. Die Größe A.'s beurkundet vorzüglich der durch Salt daselbst aufgefundene Stein mit griech. Inschrift, der unter dem Namen axumitischer Marmor bekannt ist und durch Buttmann und Niebuhr in Wolf's und Buttmann's „Museum der Alterthumswissenschaften" (Bd. 2, S. 575 fg.) geistreich erklärt wurde. Die Inschrift enthält, wie ähnliche seitdem aus jenen Gegenden uns zugekommene, eine Aufzählung der Wohlthaten eines großsprecherischen Königs Aizanas, der sich für einen Sohn des Mars ausgibt, gegen mehre von ihm besiegte kleine Könige. Das Interesse an dieser Inschrift wurde erhöht durch die Aufschlüsse, die sie über die zweite Hälfte der Inschrift zu Adule (s. d.) gab. Unter den übrigen Trümmern alter Größe zeichnet sich der Königsstuhl aus und Gruppen von 40, sonst 55 Obelisken, deren einen Salt für den schönsten erklärte, den er je gesehen habe.

Ayrer (Jakob), ein Zeitgenosse des Hans Sachs und nach ihm der fruchtbarste dramatische Dichter seiner Zeit. Von seinen Lebensumständen wissen wir nicht viel mehr, als daß er gegen Ausgang des 16. und im Anfange des folgenden Jahrh. als Notar und Gerichtsprocurator zu Nürnberg gelebt hat. Nach Einigen war Nürnberg seine Vaterstadt, nach Andern kam er als ein armer Knabe dahin und erhielt erst 1594 das Bürgerrecht der Stadt. Manches von ihm ward seit 1585 und vielleicht schon früher einzeln gedruckt, Manches auch wol nur handschriftlich verbreitet, bis nach seinem Tode das Zerstreute unter dem Titel: „Opus theatricum, oder 30 außbündtige schöne Comedien und Tragedien, sampt noch andern 36 schönen und kurzweiligen Faßnachtsspielen" (Nürnb. 1618, Fol.), zu einem Ganzen vereinigt wurde. Wir finden hier wol das Meiste von Dem beisammen, was A. zur Erholung von mühevollen Berufsarbeiten, wie sein Vorredner bemerkt, Ernstes und Lustiges niedergeschrieben; dennoch mag noch Manches als Handschrift zurückbehalten worden sein. Auf jeden Fall aber ist, was uns in dem Drucke geboten wird, zur Beurtheilung der Art und Kunst unsers Dichters hinreichend. Geschichte, Volkssage und Legende bieten ihm die Stoffe; Livius, Plautus, das Heldenbuch, Frischlin, Boccaccio, Chroniken, Volksbücher und gleichzeitige Nachrichten sind die Quellen, aus denen er schöpft und die er in der Regel durch den Mund des Ehrenholds, der als Prologus das Stück einleitet und als Epilogus schließt, getreulich aufzählt. A.'s Tragödien sind dialogisirte Geschichten ohne wahre Einheit der Handlung. Auch Ort und Zeit wechseln in ihnen auf das Freieste. Gleich die erste: „Von Erbauung der Stadt Rom", in sechs Acten, hebt lange vor des Romulus Geburt an und geht bis zu dessen Tode, und was sich im Laufe dieser Zeit nur einigermaßen für scenische Darstellung oder dialogische Behandlung Geeignetes vorfindet, wird ohne ängstliche Sorge für planmäßige Verbindung aufgegriffen und aneinandergereiht. Ebenso willkürlich laufen in ihnen Ernst und Scherz durcheinander, und unverkennbar ist hier, wie in den Werken anderer gleichzeitigen Dichter, der Einfluß altengl. Stücke, die zu Anfange des 17. Jahrh. durch wandernde engl. Schauspieler in Deutschland bekannt wurden, auf die Gestaltung der deutschen Bühne. Fast jedes Stück hat seinen Lustigmacher, meist in der Person eines Bedienten, der es sich angelegen sein läßt, durch Wortspiele und derbe Volkswitze die etwaige Rührung der Zuhörer zu mäßigen. An Raschheit der Handlung und des Dialogs ist nicht zu denken; eine gewisse treuherzige, auf die Länge ermüdende Geschwätzigkeit, wie wir sie schon bei Hans Sachs bemerken, zieht

auch hier das Unbedeutendste in die Breite. Dessenungeachtet läßt sich unserm Dichter dramatisches Talent nicht absprechen. Manche seiner Stücke, vorzüglich unter den Lustspielen, sind in der Anlage fast tadellos. Seine Sprache ist körnig und gediegen und erhebt sich an Reinheit und Leichtigkeit weit über die seiner nächsten Vorgänger unter den Meistersängern. Wenn übrigens die Begeisterung der Lustigkeit, wie sie A. W. Schlegel nennt, auch bei ihm zuweilen die Linie überschreitet und in fescenninische Ausgelassenheit und tolle Possenreißerei ausartet, oder wenn dann und wann ein Ausdruck, den unsere verfeinerte Sitte verpönt hat, Anstoß erregt, so darf dies in einem Zeitalter nicht Wunder nehmen, wo die Sprache noch nicht gelernt hatte vor dem Natürlichen zu erröthen, und Vornehm und Gering sich einander in Geschmack und Sprache näher standen als jetzt. Merkwürdig sind auch die von ihm sogenannten singenden Spiele, als die ersten rohen Versuche des Singspiels unter den Deutschen. Jedes derselben besteht aus gleich langen, aber in dialogische Absätze ungleich zerschnittenen lyrischen Strophen, die alle nach einer Melodie meist bekannter Volkslieder gesungen wurden, und so waren sie denn wohl etwas Anderes, als die „Susanna" Paul Rebhuhn's und einige andere Stücke, in denen einzelne zum Gesang bestimmte lyrische Strophen mitunterlaufen. Auch in Tieck's „Deutschem Theater" (Th. 1) sind fünf Stücke von A. enthalten.

Azāra (Joseph Nicolo, Ritter von), geb. 1731 zu Barbenales in Aragon, zeigte schon während der Zeit, die er auf den Universitäten Huesca und Salamanca zubrachte, eine lebhafte Neigung zu Wissenschaft und Kunst, die sich noch mehr entwickelte, seit er 1765 als Geschäftsträger des Königs von Spanien in kirchlichen Angelegenheiten nach Rom gesandt, mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstlern, besonders aber mit Mengs, der in die Dienste des Königs von Spanien getreten war, in eine vertraute Verbindung kam. In seinen Verhandlungen mit Clemens XIII. zeichnete er sich durch diplomatische Gewandtheit sehr aus und behauptete fortwährend einen großen Einfluß auf die wichtigsten Verhältnisse seines Hofes zu dem päpstlichen Stuhle, vorzüglich unter Clemens XIV. Er trug zu den Beschlüssen wegen Parma und wegen der Jesuiten am meisten bei; auch hatte er den größten Einfluß auf die Wahl des Papstes Pius VI. Um für Rom Gnade zu erflehen, ward er 1796 dem Eroberer Italiens entgegengesandt. Bonaparte erkannte in ihm sogleich den Mann von Geist; machte aber auch bei dieser ersten Zusammenkunft auf A. einen solchen Eindruck, daß er diesem ein steter Gegenstand der Bewunderung ward. Bald darauf kam A. auch mit Joseph Bonaparte in Verbindung. In diplomatischen Aufträgen ward er 1798 nach Paris gesandt, wo ihn die Annehmlichkeit der Gesellschaft und die Aufnahme, die man ihm schenkte, für den Verlust seiner alten Freunde, einer schönen Bibliothek und reichen Gemälde- und Antikensammlung, die er zurückgelassen hatte, entschädigen mußte. Schon 1801 ward er zurückberufen, nach Barcelona verwiesen, im folgenden Jahre wieder als Botschafter nach Paris geschickt, und von Neuem 1803 dieses Postens beraubt. Seine schon sehr erschütterte Gesundheit erlag diesen mehrmaligen Stürmen. Er starb zu Paris am 26. Jan. 1804. A. gab die Werke seines Freundes Mengs (s. d.) heraus und beschrieb das Leben desselben.

Azīluth bedeutet in der kabbalistischen, d. h. der metaphysischen Sprache des spätern Judenthums, aus welcher es in die theosophistische der folgenden Zeiten überging, die geistigste Art des göttlichen Hervorbringens, nämlich durch Emanation. Daher auch: aziluthische Welt, im Gegensatze der drei andern niedern Welten.

Azīmuth eines Gestirns nennt man den zwischen dem Scheitelkreise dieses Gestirns und dem Meridian des Beobachters enthaltenen Bogen des Horizonts. Es ist östl., wenn der Stern vor, westl., wenn er nach, und = 0, wenn er im Augenblicke der Culmination selbst beobachtet wird. Man pflegt mit dem Quadranten einen eingetheilten horizontalen Kreis, den Azimuthalkreis, zu verbinden. Wird dann der zum Nullpunkt des letztern gehende Theilstrich in die Lage der Mit-

tagslinie gerückt, so hat man zugleich das Azimuth des Gestirns, dessen Höhe über dem Horizonte das Fernrohr des Quadranten angibt.

Azincourt, Dorf im Bezirk St.-Pol im Departement Pas de Calais, berühmt durch die Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen am 25. Oct. 1415. Heinrich V., König von England, war bei Honfleur gelandet, hatte diese Festung gestürmt und wollte durch die Picardie nach Calais marschiren, um in der Gegend Winterquartiere zu beziehen. Mit einer großen Macht rückte ihm der Dauphin entgegen. Viele Edle begleiteten ihn, und ihr Stolz war so groß, daß sie die angebotene Hülfe des Herzogs von Burgund und der Stadt Paris ausschlugen. Heinrich V. eilte der Somme zu, die Franzosen folgten ihm aber nicht nur neckend, sondern vertheidigten auch den Übergang, den er von Abbeville bis St.-Quentin vergebens versuchte und erst hier durch die Unachtsamkeit der Gegner erreichte. Dennoch fehlte es den Engländern an Allem; sie waren sehr geschwächt, und der König bot daher den Frieden und Schadenersatz an. Die Franzosen schlugen dies aus, in der Hoffnung ihn zu vernichten, und gewannen auch wirklich hinter dem Flüßchen Ternoise die Straße nach Calais eher als die Engländer. Diese waren noch 2000 Ritter und 12,000 Bogenschützen stark und stellten sich zwischen zwei Gehölzen in einem Treffen, die Bogenschützen an den Flügeln, auf. Vor der Fronte wurden Pfähle, von denen jeder Mann einen mit sich geführt, eingesteckt. Die Franzosen, von dem Connetable d'Albret befehligt, zählten 8000 Reiter und 44,000 andere Truppen. Sie stellten sich in zwei Treffen; die Ritter, von denen nur 2000 zu Pferde waren, befanden sich im ersten. Die Engländer setzten sich zuerst in Bewegung. Die franz. Ritter eilten ihnen sogleich entgegen, wurden aber von den Bogenschützen mit einem solchen Pfeilhagel empfangen, daß sie die Flucht ergriffen, sich auf das erste Treffen warfen und dieses in Unordnung brachten. Die leicht bewaffneten Bogenschützen griffen zu ihren Keulen und Streitäxten und brachen in die Reihen der Ritter zu Fuß ein, die sich wegen der schweren Panzer und der fehlerhaften Gedrängtheit ihrer Schlachtordnung nicht bewegen konnten. Nun rückten die engl. Ritter nach, das franz. erste Treffen floh, auch das zweite konnte die ungestümen Sieger nicht aufhalten, und bald löste sich die ganze franz. Armee völlig auf. Der Sieg war so vollständig, als wenige vorher. Einen Augenblick glaubte Heinrich, daß die sich sammelnden Haufen die Schlacht erneuern würden, und durch die Nachricht, daß eine Schar bewaffneter Bauern sein Gepäck plündere, noch mehr gereizt, befahl er, alle Gefangene niederzumetzeln. Schon ward der Befehl vollführt, als er die Grundlosigkeit seiner Furcht einsah. Dennoch erhielt das siegende Heer bei der fernern Verfolgung von Neuem 14,000 Gefangene. Gegen 10,000 getödtete Franzosen deckten außerdem das Schlachtfeld. Unter ihnen waren der Connetable nebst sechs Herzogen und Prinzen. Fünf Prinzen, unter ihnen die Herzöge von Orleans und Bourbon, waren gefangen. Die Engländer verloren 1600 Todte, unter ihnen den Herzog von York, des Königs Oheim, welchen der Herzog von Alençon, der, um den Tod zu suchen, auf den König Heinrich eindrang, an dessen Seite tödtete. Schon hatte er auch dem König die Krone vom Haupte geschlagen und die Hand zum zweiten Male zum tödtlichen Streich erhoben, als alle Anwesende ihn umringten und mit vielen Streichen tödteten. Nach der Schlacht setzten die Engländer ihren Marsch nach Calais fort und schifften dann nach England über, um dort eine neue Armee zu einer neuen Landung zu sammeln.

Azōren, Habichtsinseln, eine Gruppe von neun portug. Inseln im atlant. Meere zwischen Afrika und Amerika, zusammen 52 □M. mit 200,000 Einw., die von Portugiesen abstammen und nach portug. Gesetzen regiert werden. Sie heißen: S.-Miguel mit 85,000, Terceira mit der Hauptstadt Angra mit 30,000, Pico mit 25,000, Fayal mit 24,000, Sta.-Maria mit 5000, S.-Jorge mit 12,000, Graciosa mit 7500, Flores mit 13,000 und Corvo mit 800 Einw. Der vulkanische Boden ist gebirgig, aber gut bewässert und ungemein fruchtbar;

der höchste Berg, der Pic auf Pico, ist 7—8000 F. hoch. Ein mildes, gesundes Klima herrscht auf diesen Inseln, deren Haupterzeugnisse in Wein, Korn und Südfrüchten bestehen; auch treiben die Einwohner starke Viehzucht, Fischerei, Manufacturen und etwas Handel. Es fehlt jedoch an einem guten Hafen. Tournefort, Kircher, Raynal, Bory de St.-Vincent halten die A. und die Canarien für Reste der untergegangenen Atlantis; allein A. von Humboldt und von Buch haben zu beweisen gesucht, daß sie durch submarinische vulkanische Ausbrüche aus dem Boden des Meers emporgehoben wurden. Die Portugiesen haben die A. 1446 entdeckt, doch wollen niederländ. Seefahrer sie schon früher gesehen haben; daher die Holländer ihnen den Namen der flandrischen oder flämischen Inseln beilegen. — Terceira blieb, nach Miguel's Usurpation in Portugal 1828, der Königin Donna Maria treu, und der Graf von Villaflor kam von Havre in Maria's Namen dort an, wo er zu Angra am 23. Jun. 1829 den Oberbefehl als Gouverneur übernahm. Miguel ließ hierauf die Insel blokiren, allein seine Landung und sein Angriff auf Terceira am 11. Aug. 1829 scheiterten gänzlich. Später erklärten sich auch die Inseln Graciosa, Flores und Corvo für Maria. Im J. 1832 landete daselbst Pedro mit Expeditionstruppen gegen Portugal. Er trat am 10. März die Regentschaft auf Terceira im Namen seiner Tochter an. Auch S.-Miguel und die übrigen Inseln unterwarfen sich, nachdem die miguelistische Besatzung geschlagen war. Von S.-Miguel aus unternahm Pedro die Expedition gegen Portugal am 4. Jun. 1832 mit etwa 6000 Portugiesen und einigen hundert Engländern und Franzosen, die am 9. Jul. unweit Oporto landeten und am 10. diese Stadt besetzten. (S. Portugal.)

Azymiten wurden die röm. katholischen Christen, als die griech. Kirche im 11. Jahrh. von ihnen sich trennte, von Michael Cerulerius, Patriarchen von Konstantinopel, benannt, weil sie sich beim heiligen Abendmahle des Azyma, d. h. ungesäuerten Brotes bedienten. Der Name wurde vorzüglich nach den fehlgeschlagenen Vereinigungsversuchen zu Florenz, 1439, unter den Griechen gangbar, indem man immer mehr den Gebrauch des gesäuerten oder ungesäuerten Brotes als wesentliches Unterscheidungsmerkmal betrachtete.

B.

B ist unter den Klangstufen der diatonisch chromatischen Tonleiter der um eine halbe Stufe erniedrigte siebente Ton unsers Notensystems, und wird durch Vorsetzung eines b vor die Note h bezeichnet; er bildet somit die kleine Septime zu C, die kleine Terze zu G, die reine Quinte zu Es. (S. Ton.) Man bedient sich dieses Buchstabens überhaupt bei den Vorzeichnungen. (S. Versetzungszeichen.) Die Alten bezeichneten in ihrer Musik mit b die zweite Stufe ihres mit a anfangenden Tonsystems, die einzige Stufe bei ihnen, welche zwei um einen halben Ton verschiedene Saiten hatte. Die niedrigere wurde mit dem kleinen b, die höhere mit einem großen oder viereckigen B bezeichnet.

Baader (Joseph v.), bair. Oberbergrath, berühmt als Ingenieur und Mechaniker, geboren zu München 1763, studirte Medicin und promovirte in dieser Wissenschaft, entsagte ihr aber und ward 1798 wegen seiner ausgezeichneten Talente für die Technologie zum Director der Maschinen und des Bergbaues ernannt. Im J. 1808 ward er Geheimrath bei der Generaldirection des Bergbaus und der Salinen von Baiern. Auf seinen Reisen in England von 1787—95 und 1815, in Frankreich und andern Ländern sammelte B. einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen. Sinnreich waren seine Vorschläge zur Wiederherstellung der großen Wassermaschine zu Marly oder zur Ersetzung derselben durch eine an-

dere. Er machte viele glückliche Versuche und Erfindungen und wußte die Mängel der engl. Eisenbahnen, namentlich in Beziehung auf die Erleichterung des Transports, vielfach zu heben. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Beschreibung eines neu erfundenen Gebläses" (Gött. 1794, 4.); „Theorie der Saug- und Hebepumpen" (Bair. 1797, 4.); „Vorschläge zur Verbesserung der Wasserkünste beim Bergbau und bei den Salinen" (Bair. 1800, 4.); „Beschreibung des engl. Cylindergebläses" (Münch. 1805, 4.); und die Schrift: „Huskisson und die Eisenbahnen" (Münch. 1830). Seine Brüder sind Clemens Ludwig, Kanonikus zu Freisingen, seit 1816 Kreisschulrath zu Eichstädt, Verfasser mehrer zum Theil anonym erschienener Schriften, und Franz Xaver, geb. 1765, Oberbergrath und Professor an der Universität München, bekannt als mystisch-religiöser Philosoph. B. widmete sich früher der Medicin und den Naturwissenschaften, und schrieb eine Menge kleiner Schriften über Magnetismus, Physiologie u. s. w. Später hat er sich ganz der Philosophie gewidmet, und sein Hauptbestreben ist die Philosophie mit der positiven Religion auf dem Wege einer Mystik, welche sich Jak. Böhme anschließt, zu vermitteln. Seine Schriften haben keine streng wissenschaftliche Form, sind aber voller geistreicher Ansichten und tiefer kritischer Blicke. Er hat angefangen die frühern zu sammeln in den „Philosophischen Schriften und Aufsätzen", (2 Bde., Münst. 1831 fg.). In größerm Zusammenhange hat er seine speculative Mystik dargestellt in der „Vorschule zur speculativen Theologie des Christenthums" (Wien 1828 fg.).

Baaken, auch **Blüsen** oder **Bojen** heißen die zur Nachachtung der Schiffer und Lootsen am Strande oder in der See selbst, auch in großen Strömen unterhaltenen Zeichen, durch welche theils die Einfahrt, theils Klippen, Untiefen und andere gefährliche Punkte angedeutet werden. Als Signale am Ufer werden gewöhnlich Pechpfannen oder Steinkohlen in großen eisernen Körben angezündet, die im Kleinen den Nutzen der Leuchtthürme (s. d.) gewähren; auf der See selbst werden Tonnen an Ketten oder andere bemerkbare Dinge zum Zeichen gelegt. Die Errichtung der Baaken steht unter strenger Aufsicht der Regierung, welcher zur Unterhaltung derselben von den Schiffenden ein Baaken-, Blüse- oder Tonnengeld bezahlt wird, das der Baakmeister einfodert. Auch pflegen Schiffscapitaine, die in Seegefahr ein Tau kappen und einen Anker zurücklassen, durch ein Baakzeichen, das sie am Taue zurücklassen, andern Seefahrern bemerklich zu machen, daß sie ihr Eigenthum an den Anker noch nicht aufgegeben haben.

Baal oder **Bel**, d. h. der Herr, Name des Jupiterplaneten bei den Phöniziern, Syrern und Babyloniern, welche diesen Planeten als ein göttliches Wesen und als Quelle der männlichen, zeugenden Naturkraft verehrten. Die Form Baal ist bei den Phöniziern gebräuchlich. Zu Tyrus hatte dieser Gott einen prachtvollen Tempel, dessen Priester der erste Mann an Würde nächst dem Könige war. Dort hatte Baal, als besonderer Schutzgott der Stadt, auch noch die Benennung Melek karth oder Melkarth, d. i. König der Stadt, und die Griechen legten ihm den Namen Herakles bei. Auch in andern phönizischen und karthagischen Städten, z. B. zu Gades in Spanien, waren dem Baal Tempel errichtet. Da der phönizische Gottesdienst auch unter den Hebräern häufig Eingang fand, so finden wir den Baal und die Baalspriester im A. T. häufig erwähnt. Ihm zur Seite stand als Princip der weiblichen, gebärenden Naturkraft Baaltis, Astarte oder der Venusplanet. Baal kommt mit verschiedenen Nebenbezeichnungen auch als besonderer Gott mehrer Städte und Gegenden vor, z. B. unter der Benennung Baal peor als Gottheit der Moabiter. Da er die zeugende Kraft bezeichnete, so war sein Cultus häufig mit ausschweifenden Gebräuchen verknüpft. Der Ausdruck Baal scheint übrigens nicht ausschließend auf den Jupiterplaneten, sondern auch auf andere hohe Götter angewendet worden zu sein. So sagt der Phönizier Sanchuniathon, daß der Ausdruck Beel samen oder Baal schamâjim, d. i. Herr

des Himmels, bei den Phönizern die Sonne bezeichnet habe. Bel oder Beel ist eine etwas verkürzte, aramäische Form des Namens Baal, und war in Babylonien gebräuchlich. Hier war Bel gleichfalls der Jupiterplanet, und als solcher einer der vornehmsten Götter, mit welchem man auch, nach der Weise der alten Völker, den Stifter des Staats identificirte. Daher sagte man zu Babel, es habe Belus die Stadt gegründet, das Land urbar gemacht, den babylonischen Staat gestiftet und den König Ninus gezeugt. Der berühmte Belustempel, welchen wir den babylonischen Thurm zu nennen pflegen, war diesem Gotte in Babel geweiht. Man findet die Götternamen Baal und Bel auch zur Bildung vieler phönizischer und babylonischer Personennamen gebraucht, da alle Völker es liebten, die Götternamen in ihren Namen anzubringen. Der phönizische Name Hannibal bedeutet: Gnade des Baal; Asdrubal ist: Hülfe des Baal; Muthumballes bedeutet: Mann des Baal.

Babirussa, Hirscheber, ein noch wenig bekanntes Säugethier, welches aber doch schon bei Plinius erwähnt wird, gehört zur Gattung der Schweine, mit denen es im Bau der Zähne übereinkommt. Es hat fast die Größe des Hirsches, und seine Farbe ist röthlichgrau. Die obern Eckzähne treten bei ihm nach oben aus dem Kiefer hervor und biegen sich, gleich denen des Unterkiefers, in einem Cirkelbogen nach den Augen hin. Heimisch ist es auf den Inseln des indischen Archipels und nährt sich von Kräutern und Baumblättern. Eingefangen läßt es sich leicht zähmen.

Babo (Franz Joseph Maria von), geb. 14. Jan. 1756 zu Ehrenbreitstein, Prof. der Ästhetik zu München, seit 1799 Censurrath, Geheimsecretair und Intendant des deutschen Theaters daselbst, ist durch seine dramatischen Werke bekannt, die, wenn sie auch nicht zu den vollendeten gehören, doch von glücklichen Talenten zeugen. Selbst in seinen frühern Stücken, welche der bunten Reihe schwach motivirter Scenen einer Haupt- und Staatsaction ziemlich ähnlich sehen, ist Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, kräftiges Gefühl und natürlicher Beruf zu dramat. Arbeiten nicht zu verkennen. Epoche machte sein Trauerspiel „Otto von Wittelsbach" 1782, nach Göthe's „Götz" das erste Ritterschauspiel, welches aufführbar war und unter der großen Anzahl, die ihm folgten, weil sie Modegeschmack wurden, sich vortheilhaft auszeichnete. Späterhin versuchte der Dichter mit Erfolg das bürgerliche Schauspiel; sein „Bürgerglück" und sein „Puls" haben Glück auf mehren deutschen Bühnen gemacht. Die Sammlung: „Schauspiele von B." (Th. 1, Berl. 1793) enthält: „Otto von Wittelsbach"; „Die Maler", ein nicht unverdienstliches kleines Lustspiel; „Die Strelitzen" und „Bürgerglück". Die Sammlung „Neue Schauspiele" (Berl. 1804) enthält: „Der Puls" und „Genua und die Rache". A. starb zu München am 5. Febr. 1822.

Babrĭus oder **Babrĭas**, s. Äsop.

Babur, Baber, s. Mongolen.

Babylonien, jetzt Irak Arabi, ein altasiat. Reich, das östl. an Susiana, südl. an den pers. Meerbusen und Chaldäa, westl. an das wüste Arabien und nördl. an Medien und Armenien oder Mesopotamien grenzte. Bedeutendere Ausdehnung hatten die Grenzen des babylonischen Reichs unter Nebukadnezar. Da die Chaldäer das ganze Land inne hatten, so hieß es auch **Chaldäa**. Es ist ein ebenes Land, durchströmt von zwei großen Flüssen, dem Euphrat und Tigris. Jener, dessen Wasser fast immer bis zum Rande seiner niedrigen Ufer reicht, tritt bei dem geringsten Anschwellen über. Regelmäßig überschwemmt er jährlich das ganze Land, wenn die im Frühlinge von den armenischen Gebirgen herabströmenden Gewässer ihn anschwellen, und befruchtet es, wie der Nil Ägypten. Außerdem verbreiteten künstliche Seen und Kanäle, deren Wasser mit Maschinen auf die Felder geleitet wurde, überall Fruchtbarkeit. Hierher versetzt der Mythus den Garten Eden. Den Mangel an Baumaterial hat die Natur durch Ziegelerde ersetzt, die, an der

Sonne gedörrt oder in Öfen gebrannt, dauerhafte Steine gibt, welche in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerstehen. Zum Mörtel bedient man sich des Erdharzes, das allenthalben reichlich hervorquillt. Die Größe der alten vom Euphrat durchströmten Hauptstadt Babylon, wie sie aus jener Zeit geschildert wird, grenzt an das Wunderbare. Die Mauern sollen 200 Ellen hoch und 16 breit gewesen sein, sodaß sechs Wagen nebeneinander fahren konnten, sie soll 250 Thürme und 100 eherne Thore und über 360 Stadien im Umfange gehabt haben. Der Tempel des Belus und die hängenden Gärten gehörten zu den größten Merkwürdigkeiten dieser Riesenstadt, deren Mauern und Thore unter dem Perserkönige Darius Hystaspes niedergerissen wurden. Ihre Bevölkerung minderte sich vorzüglich unter den Seleuciden und den parthischen Königen, bis sie endlich so weit herabsank, daß nur noch Ruinen an ihrer Stätte sich finden.

Über die Ruinen Babylons, welche in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Reisenden sehr beschäftigen, enthält die genauesten Nachrichten Claude James Rich's „Memoir on the ruins of Babylon" (mit Kpfrn., 3. Aufl., Lond. 1818) und Keppel's „Personal narrative of a journey to England, by Bussorah, Bagdad, the ruins of Babylon etc." (Lond. 1826, 4.). Rich, Niebuhr und Rennel nehmen die Lage des alten Babylon im türk. Paschalik Bagdad, bei dem Orte Hill oder Hella an, der an der Ostseite des Euphrat liegt und etwa 7000 Einw. enthält. Die Ruinen bestehen in großen Haufen und Hügeln von gebrannten und ungebrannten Ziegeln, die auf der Oberfläche dieser Haufen wieder zu Erde geworden sind, während man sie im Innern noch unversehrt findet. Diese Haufen sind zum Theil Überreste von großen Mauern und ganzen Häusern, unter denen man Cylinder von Achaten, Intaglios auf Onyxen und auch Basreliefs findet. Eine dieser größern Ruinen, genannt El mukallibe, halten Della Valle und Rennel für den Thurm des Belus. Ihre größte Höhe beträgt 141 Fuß, und die Seiten sind nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Eine andere ist eine Schloßruine mit vielen Höhlen und Gängen. Eine dritte, ein ungeheures Oblongum an der Westseite des Euphrat, von den Arabern Birs Nimrud genannt, ward zuerst von Rich beschrieben. Er und Ker Porter halten diese für den Thurm des Belus. Auch von der alten Stadtmauer hat man Spuren entdeckt. Die Bauart aller dieser Ruinen ist durchgängig, wie sie auch Herodot beschreibt, von Backsteinen. Um die Entzifferung der an ihnen erhaltenen keilförmigen Inschriften hat sich vorzüglich Grotefend verdient gemacht.

Die Babylonier, eins der ältesten Völker auf der Erde, ihrer Sprache, einer aramäischen oder syrischen Mundart zufolge, ein semitischer Völkerstamm, erscheinen schon 2000 v. Chr. als ein Volk, das feste Wohnsitze und einen Grad wissenschaftlicher Bildung hatte. Ihre Religion war Sabäismus, sie beteten Sonne, Mond und Sterne an. Außerdem waren Baal und Baaltis die Hauptgottheiten. Vgl. Münter, „Die Religion der Babylonier" (Kopenh. 1827). Die Mosaischen Nachrichten nennen Nimrod als den Stifter des ersten Reichs in Babylonien, spätere Griechen den Belus; als große Eroberer werden von ihnen erwähnt Ninus und Semiramis. Um 630 v. Chr., nach Andern viel früher, kamen die Chaldäer, ein Nomadenvolk, unter Nabopolassar vom Taurus und Kaukasus herab, eroberten Westasien, hielten unter Nebukadnezar 606—562 Jerusalem unterjocht, unterwarfen sich Tyrus und Phönizien und gründeten das neubabylonische Reich, das sich bis zu den Ufern des mittelländ. Meeres erstreckte. Babylon, schon früher der Sitz wissenschaftlicher, besonders astronomischer und astrologischer Kenntnisse, war die Hauptstadt dieses Reichs. Handel und Kunstfleiß führten Reichthum herbei, und dieser weckte die Liebe zum Luxus und zur Pracht. Berühmt waren die Webereien in Leinen, Baumwolle und Seide. Die Gelehrsamkeit war das Eigenthum der Priester, die unter dem Namen Chaldäer (Chasdim) vorkommen und wahrscheinlich später dem Institute der Magier einverleibt worden sind. Unter Nabonides verfiel das Reich, bis Cyrus ihm durch die Zerstörung der Hauptstadt 536 ein Ende machte

und Babylonien mit Persien vereinigte. Es theilte Persiens Schicksale, bis es 640 n. Chr. Mohammed's Nachfolger eroberten und 755 Bagdad am Tigris erbauten. Hier war der Sitz der Khalifen, bis sie durch Holaku, den Tatarfürsten, 1258 verjagt wurden. 1534 fiel Bagdad in die Gewalt der türk. Sieger, denen es Shah Abbas 1613 wieder entriß, bis es 1637, nebst Babylonien, aufs Neue unter die Herrschaft der Türken kam, die es noch besitzen.

Baccalaureus, oder, wie es in alten Urkunden heißt, **Baccalarius**, **Bacularius** und **Bacillarius**, bezeichnete im Mittelalter 1) einen Krieger niedern Ranges (bachelier), der unter einem Ritter oder Bannerherrn stand; 2) auf die Geistlichkeit übergetragen, einen Kanonicus des untersten Ranges; 3) einen Candidaten, der drei akademische Cursus und Prüfungen bestanden hatte und nun selbst Vorlesungen zu halten berechtigt war, ohne jedoch den selbständigen Docenten beigezählt zu werden, mithin die niedrigste akademische Würde. In der letztern Bedeutung gab es drei Classen nach den drei verschiedenen Prüfungen; in der untersten Classe stand der Baccal. simplex, in der zweiten der Baccal. biblicus oder currens, dem es erlaubt war, über die Bibel Vorlesungen zu halten, und in der dritten der Baccal. sententiarius oder formatus, der des Petrus Lombardus Werk „Sententiae" erklären durfte. Der Letztere konnte nun Licentiat werden, d. h. alle Rechte eines akademischen Lehrers erlangen. Einige leiten das Wort von bacca laureata, Lorber, Andere von baculus, der Stock, noch Andere mit größerer Wahrscheinlichkeit von bachelier, ein angehender Ritter, ab. Als akademische Würde ward es durch Gregor IX. zuerst zu Paris eingeführt. In England gilt die ursprüngliche Einrichtung des Baccalaureats noch jetzt, der verfassungsmäßig creirte Baccalaureus heißt formed bachelor, der durch Diplom außerordentlich creirte current bachelor. In Oxford und Cambridge muß ein bachelor of arts (Baccal. artium) einer bestimmten Zahl von Lehrcursen beigewohnt haben, und ein Baccalaureus der Theologie Magister sein. Es gibt dort auch Baccal. der Rechte, der Medicin und der Musik. Die alten Formen bestanden auch in Frankreich bis zur Revolution. Seit 1822 wird hier nur Der zum Examen des Baccalaureus zugelassen, der wenigstens ein Jahr in einem der kön. Collegien Philosophie gehört hat. Zum Baccalauréat des lettres können auch die Candidaten zugelassen werden, welche im Hause ihres Vaters, ihres Bruders oder ihres Oheims erzogen und unterwiesen worden sind. Die meisten deutschen Universitäten haben diese Würde als ersten Grad für die Promotion zum Doctor beibehalten.

Bacchīus, **Bacchēus**, s. **Rhythmus**.

Bacchus (griech. Dionysos), der Gott jener bewältigenden und das Gemüth aufregenden Naturkraft, deren ausreichendstes Symbol der Wein ist, zwar von einer sterblichen Mutter geboren, aber dennoch von seiner Geburt an einer der himmlischen Götter. Seine Geschichte gehört zu den verwickeltsten in der griech. Mythologie. Zeus hatte ihn mit der **Semele** (s. d.) gezeugt, die noch vor der Geburt des B. ein Opfer des arglistigen Rathes der Here ward. Um die noch unreife Frucht seiner Umarmungen zu retten, verschloß sie Zeus bis zur Zeitigung in seine eigne Lende. Nach der Geburt übergab er den Knaben dem Hermes, der ihn zu Ino und Athamas und in der Folge zu den Nymphen von Nysa in Thrazien brachte, wo er gedeihlich aufwuchs. Als sein Lehrer und Erzieher wird sein nachmaliger beständiger Begleiter Silenus genannt. In Nysas Thälern war es, wo B. aus den Trauben einen Trank zu bereiten erfand und die Pflanzung des Weinstocks lehrte. Um seine Erfindung nicht auf einen kleinen Bezirk einzuschränken, durchzog er nach einer seit Alexander sich verbreitenden Sage fast die ganze damals bekannte Erde und breitete mit seiner Wohlthat zugleich seine Verehrung aus. Gezogen von Löwen (Andere nennen Panther, Tiger oder Luchse), begann er seine einem Siegesgepränge ähnliche Reise mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern, Silenen, Satyrn und Mänaden. Begeistert durch die Nähe des Gottes, laut aufjubelnd, den

Thyrsus schwingend, mit Reben und Epheu bekränzt, schwärmten und tanzten sie um ihn her, jauchzend scholl ihr Euoe! Eleleu! durch Gebirg und Thal, und in den jauchzenden Ruf mischte sich phrygisches Flötengetön und wirbelnder Paukenklang. In Theben wollte man seine Gottheit nicht anerkennen, und Pentheus rüstete sich sogar wider ihn. B. beschloß, den Frevel zu rächen; eine wilde Wuth trieb die Weiber aus den Häusern auf den Berg Cythäron, wo sie umherschwärmten; Pentheus aber ward von seiner eignen Mutter und deren Schwestern, denen er ein wildes Thier schien, zerrissen. Auf ähnliche Weise strafte er des Mynias Töchter, die seine Feste nicht feiern wollten, mit Raserei und Verwandlung. Als er nach Naxos übersetzte, gedachten die tyrrhenischen Schiffer ihn nach Italien zu entführen, weil sie aus seinem Purpurgewande auf einen Königssohn schlossen. Sie fesselten ihn; aber die Fesseln fielen ab, Reben und Epheu umschlangen das Schiff und hielten es mitten im Meere fest, der Gott verwandelte sich in einen Löwen, und die Schiffer, von Raserei ergriffen, stürzten sich ins Meer, wo sie in Delphine verwandelt wurden. Dagegen belohnte er Diejenigen, die ihn gastlich und mit Ehrfurcht empfingen, so den Midas (s. d.), der ihm den verlorenen, treuen Silen wieder zugeführt hatte. Seine Liebe gewannen Mehre; aber nur Ariadne (s. d.), die er auf Naxos verlassen fand, erhob er zu seiner Gemahlin. Sie ward durch ihn der Unsterblichkeit theilhaftig. Um ein Gleiches seiner Mutter Semele zu gewähren, stieg er in die Unterwelt hinab und führte sie, die fortan Thyone hieß, zum Olymp. In dem furchtbaren Gigantenkriege focht er als Held und rettete die Götter vom nahen Verderben. Nach Andern entging er der ihn in diesem Kampfe bedrohenden Gefahr nur dadurch, daß er sich in einen Löwen verwandelte. Da er als Sieger durch den Olymp jauchzte, rief der gerettete Zeus ihm freudig zu: „Euan Euie!" („Schön, mein Sohn!"), mit welchen Worten B. nachher gewöhnlich begrüßt wurde. Abgebildet finden wir ihn in den runden, weichen und anmuthigen Formen eher einer schönen Jungfrau als einem Jünglinge ähnlich. Charakteristisch ist in allen bessern Denkmalen der Ausdruck einer seligen Berauschung und eines unbestimmten, doch über das Bedürfniß erhabenen Schmachtens in den edeln Zügen des Antlitzes, die ihm eigenthümliche Stirnbinde, und die langen wellichten Haare, die hinten in einen Knoten geschürzt und mit Epheuranken und Weinlaub umkränzt sind. Gewöhnlich ist er ganz unbekleidet; zuweilen hat er eine weite Palla nachlässig umgehängt; manchmal hängt auch ein Rehfell über die Brust. Bärtig ist B. in der ältern Darstellungsweise. Seit man mit oriental. Gewandreichthum vertrauter ward, wurden reiche Gewande sein Schmuck. Die goldenen Hörner, das Symbol unbesiegter Kraft, auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunst der Griechen zu verstecken oder ließ sie nur wenig vorschimmern. Am ausführlichsten verbreitet sich hierüber Schön in der Abhandlung: „De personarum in Euripidis tragoediis habitu scenico" (Lpz. 1831). Zu Ehren des B. feierte man die Bacchanalien, auch Dionysien, oder Orgien im Allgemeinen genannt. Besonders feierlich und in spätern Zeiten ausschweifend wurden diese Feste, namentlich die Frühlings-Dionysien, in Athen begangen, wo man die Jahre danach zählte. Während ihrer Dauer war die geringste Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Todesverbrechen. Das Wichtigste der Feier bestand in nächtlichen Processionen, welche den Triumph des Bacchus vorstellten. Bacchanten und Bacchantinnen, von wahrem oder eingebildetem Weinrausche begeistert, zogen schwärmend und tobend umher und überließen sich dem zügellosesten Taumel ihrer aufgeregten Sinne. Sie waren maskirt, mit Hirschhäuten bekleidet und mit Epheu bekränzt, und trugen in den Händen Trinkgeschirre und Thyrsusstäbe. Mitten unter diesem wahnsinnigen Haufen zogen in schöner Ordnung die von den Phratrien (Bürgergemeinden) abgeordneten Chöre. Sie trugen auf ihren Köpfen heilige Körbe, welche die Erstlinge der Früchte, Kuchen von verschiedener Gestalt und andere geheimnißvolle Symbole enthielten. Am Tage aber während der Dionysien belustigte man sich durch Schauspiele, wo schon

früh theils Wettstreite der Chöre in Musik und Tanz, theils neue dramatische Stücke und andere Lustbarkeiten aufgeführt wurden. Von den Griechen kamen diese Feste zu den Römern, die sie mit noch ärgerer Zügellosigkeit begingen, bis der Senat sie 187 v. Chr. gänzlich untersagte. Vgl. die gekrönte Preisschrift Rolle's: „Recherches sur le culte de Bacchus etc." (3 Bde., Par. 1824).

Bacchylides, geb. zu Julis, einer Stadt der Insel Keos, blühte um 470 v. Chr. Als Verwandter des Simonides und Zeitgenosse des Pindar wird er als Dichter Beiden an die Seite gesetzt. Hiero, an dessen Hofe er lebte, schätzte ihn sehr hoch, und zog ihn, wie wenigstens die Scholiasten zu Pindar erzählen, selbst dem Pindar vor. Uns sind leider von seinen Siegsgesängen, Dithyramben, Hymnen, erotischen und partheniscchen Liedern nur wenige Bruchstücke geblieben, unter welchen ein Dithyrambus und ein Hymnus an die Friedensgöttin die vorzüglichsten sind. Diese beweisen, daß B. an Kraft und hinreißender Gewalt dem Pindar nachstand, dagegen durch Reinheit und Glätte des Ausdrucks, wie durch Tiefe der Empfindung und anmuthige Darstellung sich auszeichnete, daher er die tonreiche Sirene genannt wurde. Er bediente sich der für die lyrische Dichtkunst vorzüglich ausgebildeten dorischen Mundart, die bei ihm schon in die des attischen Chors übergeht. Die gesammelten Bruchstücke stehen in Brunck's „Analekten" (Bd. 1), und in Jacobs' „Anthologie" (Bd. 1). Besonders hat sie herausgegeben Neue (Berl. 1823).

Baccio della Porta, bekannter unter dem Namen **Fra Bartolomeo di S.-Marco**, geb. 1469 zu Savignano bei Prato in Toscana, lernte in Florenz die Anfangsgründe der Malerei bei Cosimo Rosselli, machte schnelle Fortschritte und gewann durch das Studium der Werke Leonardo da Vinci's jene schöne und große Manier, jene Kraft des Colorits und Umrisses, die seine spätern Arbeiten auszeichnet. Aus dieser Zeit ist sein berühmtes Frescogemälde auf dem Kirchhofe des Hospitals Sta.-Maria-Nuova, welches das jüngste Gericht vorstellt und von seinem Freunde Albertinelli vollendet wurde. Aufgeregt durch die hinreißende Beredtsamkeit des freisinnigen Savonarola, verließ er Alles, folgte ihm und schloß sich mit einer großen Anzahl Anhänger desselben in das Kloster S.-Marco zu Florenz ein, als dieser mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Das Kloster ward belagert, und B. that das Gelübde, Mönch zu werden, wenn er der Gefahr glücklich entginge. In Folge dieses Gelübdes nahm er 1500 in demselben Kloster das Kleid des h. Dominikus und nannte sich Fra Bartolomeo. Mehre Jahre rührte er keinen Pinsel an und erst später ergriff er ihn wieder, um Gegenstände der Andacht zu malen. Die Gemälde, welche B. in dieser letzten Periode ausführte, sind seine vollendetsten. Vorzüglich gewann B. durch Rafael, der 1504 nach Florenz kam, im Colorit, wofür er diesem Perspective lehrte. Einige Jahre nachher besuchte B. Michel Angelo und Rafael in Rom, und hatte die seltene Bescheidenheit, ihren großen Talenten durch das Bekenntniß, daß er ihnen nachstehe, zu huldigen. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, führte er mehre Bilder aus, unter denen die beiden Gemälde, der h. Marcus und der h. Sebastian, die Bewunderung aller Kenner erregen. Sein Styl ist streng und erhaben, aber dabei sehr anmuthig in jugendlichen Figuren; sein Colorit hat Kraft und Glanz; er nähert sich darin dem Tizian und Giorgione, und in dem Vertreiben und Verschmelzen der Farben weicht er kaum den besten lombardischen Coloristen. Besonders aber ist er ein Meister im Faltenwurf, den Keiner vor ihm mit so viel Wahrheit, Fülle und Leichtigkeit auszuführen verstand. Er starb 1517. Seine Schüler waren Cecchino del Frate, Benedetto Cianfanini, Gabriello Rusticci und Fra Paolo von Pistoja, der seine Zeichnungen erbte. Seine vortrefflichsten Bilder sind in der großherzoglichen Galerie und im Palaste Pitti zu Florenz.

Bacciocchi (Felice Pasquale), Exfürst von Lucca und Piombino, Gemahl von Elisa Bonaparte, der Schwester Napoleon's, geb. am 18. Mai 1762 in Corsica von einer edeln, aber armen Familie, kam als Cadet in Militairdienste,

und war Offizier, als Bonaparte das Heer von Italien befehligte. B. heirathete dessen Schwester, ward Oberster des 26. leichten Infanterieregiments, später Präsident des Wahlcollegiums der Ardennen, 1804 Senator und erhielt 1805 durch das seiner Gemahlin zugetheilte Fürstenthum Lucca und Piombino den Fürstentitel. Nach dem Sturze Napoleon's folgte er 1815 seiner Gattin in die Verbannung und lebte mit ihr, seinem Sohne und seiner Tochter unter Aufsicht der östr. Regierung. B. war 1831 in Bologna. Seine Tochter, Napoleone Elisa, geb. 3. Jun. 1806, die sehr lebhaft und geistreich ist und eine große Ähnlichkeit mit Napoleon haben soll, vermählte sich mit einem der reichsten Edelleute in der Mark Ancona. — Seine Gemahlin, Maria Anna Elisa Bonaparte, geb. zu Ajaccio am 8. Jan. 1777 und in der adeligen Erziehungsanstalt zu St.-Cyr erzogen, hatte während der Revolution mit ihrer Mutter zu Marseille gelebt. Mit B. vermählte sie sich 1797 nach dem Wunsche ihrer Mutter, jedoch ohne die Zustimmung ihres Bruders Napoleon, der damals Obergeneral war. In Paris, wo sie seit 1799 bei ihrem Bruder Lucian sich aufhielt, der zuerst den Sinn für Poesie und Kunst in ihr erweckte, versammelte sie um sich die gebildetsten Männer der Hauptstadt, unter denen Boufflers, Laharpe, Chateaubriand und Fontanes sich befanden. Gegen jedes ausgezeichnete Talent großmüthig, verpflichtete sie sich besonders die beiden Letztern. Fontanes wurde vorzüglich auf ihre Empfehlung von Napoleon erhoben. Im Gefühl ihrer geistigen Vorzüge hielt sie ihren Gemahl in einer ihr untergeordneten Stellung. Sie regierte eigentlich die Fürstenthümer Lucca und Piombino, und als Großherzogin von Toscana gefiel sie sich in der Rolle einer Königin. Wenn diese „Semiramis von Lucca", wie ein witziger Schriftsteller sie nannte, die Truppen musterte, versah ihr Gemahl die Stelle eines Adjutanten. Übrigens stiftete sie manches Gute, obwol sie von den Beamten, welche ihr Vertrauen besaßen, nicht mit Eifer unterstützt wurde. Sie zog sich 1814 nach Bologna zurück, mußte aber im folgenden Jahre ihren Aufenthalt in Östreich nehmen. Anfangs lebte sie bei ihrer Schwester Karoline, dann mit ihrer Familie zu Triest, wo sie sich Gräfin Compignano nannte. Auf ihrem Landgute, Villa Vicentina, unweit Triest starb sie am 7. Aug. 1820. Sie wurde in ihrem Palaste, in der von ihr gebauten Kapelle und Gruft, beigesetzt. Auch in Triest war ihr Leben durch Milde und Wohlthätigkeit ausgezeichnet. Ungeachtet sie gewünscht hatte, daß ihre Kinder unter die Vormundschaft ihres Bruders Hieronymus kommen sollten, so ward dennoch ihr Gemahl der gesetzliche Vormund derselben.

Bach, eine Familie der berühmtesten deutschen Tonkünstler des vorigen Jahrh. Sie stammte aus Presburg in Ungarn, welches Johann Ambrosius B., ein ziemlich guter Musiker, der Religion wegen verließ, um sich nach Deutschland zu begeben. Der ausgezeichnetste der ganzen Familie, von welcher sich mehr als 50 Tonkünstler aufzählen ließen, war der Sohn des erwähnten Auswanderers, Johann Sebastian, geb. 21. März 1685 zu Eisenach, wo sein Vater Hofmusikus geworden war. B. legte den Grund zum Klavierspielen bei seinem ältern Bruder, Joh. Christoph, in Ohrdruff. Nach dessen Tode studirte er die Musik zu Lüneburg und hörte später den berühmten Organisten Reinke in Hamburg. Er trat 1703 als Hofmusikus in die Dienste des Herzogs von Weimar, kam 1704 als Organist nach Arnstadt, wo er sich eigentlich zu dem großen Componisten und Organisten bildete, ward 1707 Organist zu Mühlhausen, 1708 Hoforganist in Weimar und 1714 Concertmeister daselbst, dann 1717 Kapellmeister zu Köthen, 1723 Cantor und Musikdirector an der Thomasschule zu Leipzig und 1736 sächs. Hofcomponist. Vgl. Forkel, „Über B.'s Leben, Kunst und Kunstwerke" (Lpz. 1802). Als Klavier- und Orgelspieler hatte B. in damaliger Zeit nicht seines Gleichen. Hiermit stehen seine großen, harmoniereichen Compositionen in Verbindung, welche eine originelle, von ausländischem Geschmack unbe-

rührte Begeisterung athmen und vorzüglich religiösen Inhalts sind. Sie bestehen aus erhabenen Chören und Doppelchören (Cantaten und Motetten), unter welchen besonders von seinen fünf Passionswerken die Passion nach dem Evangelium des Johannes und die große doppelchörige nach dem des Matthäus, die auch gedruckt sind, und viele Messen genannt werden müssen; ferner aus Chorälen und Orgel- und Klavierstücken in gebundenem strengen Styl. Darunter zeichnet sich vorzüglich aus sein „Wohltemperirtes Klavier", welches aus 48 Präludien und Fugen aus allen Tonarten besteht. Vieles von seinen Meisterwerken ist gedruckt; allein noch fehlt eine vollständige Ausgabe seiner Tonschöpfungen. B. starb am 28. Jul. 1750. Unter seinen 20 Kindern sind seine 11 Söhne sämmtlich als Musiker vortheilhaft bekannt. Die berühmtesten waren: Wilhelm Friedemann, geb. 1710 zu Weimar, starb mit dem Titel eines hessen-darmstädtischen Kapellmeisters 1784 zu Berlin. Er war einer der größten Harmonisten und geschicktesten Orgelspieler. Karl Philipp Emanuel, geb. 1714 zu Weimar, kam, nachdem er zu Leipzig die Rechtsgelehrsamkeit studirt hatte, als Musiker in preuß. Dienste nach Berlin und ward endlich Musikdirector zu Hamburg, wo er auch 1788 starb. Er hat meistentheils für das Klavier gearbeitet, aber auch Kirchencompositionen geschrieben und Melodien zu Gellert's geistlichen Liedern herausgegeben. Sein „Versuch über die wahre Art, Klavier zu spielen", ist noch immer ein classisches Werk in seiner Art. Johann Christoph Friedrich, geb. zu Weimar 1732, starb 1795 als Concertmeister zu Bückeburg, ein großer Orgelspieler, der auch durch seine Compositionen bekannt ist. Johann Christian (der englische genannt), geb. 1735 zu Leipzig, gest. zu London 1782, war wegen der galanten Manier, in der er geschrieben, lange Zeit Lieblingscomponist. Einen Stammbaum der Bach'schen Familie liefert die „Leipziger musik. Zeitung", Jahrg. 25, (Lpz. 1823) S. 187.

Bachaumont (François le Coigneux), geb. zu Paris 1624, gest. das. 1702, ward früh als geistlicher Rath bei dem Parlamente zu Paris angestellt, dessen Präsident sein Vater war. Er nahm in den 1648 begonnenen Unruhen Partei gegen den Hof, und ihm verdankt diese Faction den Namen Fronde. Er verglich sie mit den Schulknaben, die auf den Boulevards mit Schleudern sich belustigten, bei dem Anblick eines Policeibeamten schnell sich trennten, aber, sobald er den Rücken gewandt, wieder beisammen wären. Der Vergleich gefiel; Mazarin's Feinde trugen seitdem Hutschnüre in Form einer Schleuder und nannten sich Schleuderer (frondeurs). B. ließ bei diesen Streitigkeiten seinen Witz oft in Epigrammen gegen den Hof aus. Nach Wiederherstellung der Ruhe zog er sich zurück, um ganz seiner Neigung zur Dichtkunst zu folgen. Er war mit Chapelle durch innige Freundschaft verbunden, und Beide arbeiteten gemeinschaftlich an jener „Voyage à Montpellier", welche so vielen Beifall fand. Außerdem rühren noch mehre fröhliche Lieder von ihm her, die aber zu zerstreut sind, als daß man sie zu sammeln im Stande wäre. Lefevre de St.-Marc hat eine Sammlung veranstaltet; doch wagt er nicht zu behaupten, daß alle darin aufgenommene von B. herrühren.

Backhuysen oder Bakhuysen (Ludolf), einer der berühmtesten Maler der niederländ. Schule, Meister in Seestücken, geb. 1631 zu Emden, arbeitete bis in sein 18. Jahr bei seinem Vater, der Secretair der Generalstaaten war, als Schreiber, kam dann 1650 in ein Handelshaus nach Amsterdam und fing hier an, mit der Feder ohne Anweisung Schiffe zu zeichnen, die in dem Hafen lagen. Diese Versuche fanden Beifall und veranlaßten ihn, sich ganz der Malerei zu widmen. Er nahm Unterricht bei Everdingen und erlangte durch Fleiß und häufiges Besuchen der Werkstätten der besten Künstler in Kurzem eine außerordentliche Gewandtheit und Fertigkeit; aber am meisten wurden seine Fortschritte durch den Eifer befördert, womit er die Natur studirte. Oft bestieg er bei einem herannahenden Sturme ein leichtes Fahrzeug und beobachtete die Bewegung der Wellen, ihre furchtbaren Brandungen, den Sturm, der die Schiffe zerstreute und zertrüm-

mente. Oft setzten ihn die erschrockenen Matrosen, trotz seiner dringenden Vorstellung, ans Land. Voll des Gesehenen eilte er dann nach Hause und führte mit bewundernswürdiger Wahrheit in den Einzelheiten die früher entworfenen Skizzen aus. Dieses muthige Streben verschaffte seinen Gemälden den ersten Rang in dieser Gattung, und selbst mehre Fürsten besuchten seine Werkstätte. Das herrliche Seestück B.'s zu Paris malte er für den Magistrat zu Amsterdam, der es 1665 Ludwig XIV. als Geschenk übersandte. B. erhielt dafür 1300 Gulden. In allen seinen Bildern herrscht die äußerste Wahrheit, und doch sind sie noch poetischer als Vernet's Seestücke. Seine Farben sind trefflich, und sein Pinselstrich ist ganz vorzüglich geeignet, das Wasser und dessen Bewegung nachzuahmen; sein Himmel ist leicht und unendlich mannichfach. Außerdem versuchte sich B. noch in der Dichtkunst und unterrichtete in der Schreibkunst, zu deren Vervollkommnung er Vieles beitrug. Seine Heiterkeit und Seelenstärke verließen ihn auch in den langen Leiden nicht, die seinem Leben 1709 ein Ende machten. B.'s Gemälde werden stets einen hohen Werth behalten. Bei der Gemäldeversteigerung de Smeth's in Amsterdam 1810 wurden vier Stücke von B. mit 550, 805, 980 und 1400 Gulden bezahlt. Von ihm finden sich auch einige radirte Blätter. — B.'s Enkel, **Ludolf**, geb. 1717, war zuerst Kaufmann, dann Soldat, zuletzt Maler, zeichnete treffliche Kriegsscenen und starb zu Rotterdam 1782.

Baco, Bacon (Roger), ein engl. Mönch, der durch die Kraft seines Geistes sich weit über sein Zeitalter erhob, in mehren Wissenschaften bewundernswürdige Entdeckungen machte und zur Erweiterung der damals dürftigen Realkenntnisse viel beitrug, stammte aus einer alten und angesehenen Familie und wurde 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Somerset geboren. Er bezog die Universität Oxford und ging von da nach Paris, wo er ausgezeichnete Fortschritte machte und die theologische Doctorwürde erhielt. Wenn nicht schon in Frankreich, doch bald nach seiner Rückkehr in die Heimat, 1240, trat er in den Franziskanerorden und ließ sich zu Oxford nieder. Die Physik scheint damals der Hauptgegenstand seiner Arbeiten gewesen zu sein, und er fand großmüthige Freunde der Wissenschaft, die durch freiwillige Beiträge ihn in den Stand setzten, Bücher anzukaufen, Instrumente zu verfertigen und die nöthigen Versuche zu machen. Indem er die Geheimnisse der Natur untersuchte, machte er Entdeckungen und leitete daraus Wirkungen ab, die dem Einsichtsvollen, der ihren natürlichen Zusammenhang begriff, Bewunderung abnöthigten, dem Unwissenden aber so außerordentlich schienen, daß man sie für Werke höllischer Zauberkunst ansah. Dieser Wahn wurde durch die Eifersucht und den Haß noch mehr angefacht, womit die übrigen Mönche seines Klosters seine Überlegenheit betrachteten. Er selbst tadelte laut die Unwissenheit und das Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und hatte sogar einen Brief an den Papst geschrieben, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit vorstellte. Aus Rache verklagte man ihn am päpstlichen Hofe, sowol wegen seiner verdächtigen Grundsätze als auch wegen der außerordentlichen Dinge, die er verrichtete, und die man für die Werke des Teufels ausgab. Der Papst verbot ihm, auf der Universität zu lehren. Bald darauf sperrte man ihn in ein Gefängniß, wo jeder menschliche Umgang ihm abgeschnitten war und selbst die hinreichende Nahrung fehlte. Unter den wenigen Hellsehenden, die B.'s Geist bewunderten und sein Unglück bedauerten, war der Cardinal, Bischof von Sabina, päpstlicher Legat in England, der kaum den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Clemens IV. bestiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite und unter seinen Schutz nahm. Da Clemens eine Sammlung aller seiner Schriften foderte, schrieb B. sein „Opus majus", herausgegeben von Jebb (Lond. 1733, Fol.), das er ihm durch seinen Lieblingsschüler, Johann von Paris, 1267 überschickte und in welchem er die Nothwendigkeit einer Reform der Wissenschaften durch eifrigeres Studium der Spra-

chen und der Natur darstellte. Unter des Clemens Nachfolger, Nicolaus III., erklärte sich der General des Franziskanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen B., verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzukerkern, den der Papst bestätigte. Diese neue Gefangenschaft währte zehn Jahre; umsonst versuchte B., als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nicolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten (lat. zu Oxford 1590, und in einer engl. Übersetzung von Brown 1683 herausgegeben), von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen. Erst nach dem Tode Nicolaus IV. erlangte er auf Verwendung einiger vornehmen Engländer seine Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, schrieb einen Abriß der Theologie und starb bald darauf, nach Einigen 1292, nach Andern 1294. Obgleich ein außerordentlicher Geist, konnte sich B. doch nicht von allen Vorurtheilen seiner Zeit frei machen. Er glaubte an den Stein der Weisen und an die Astrologie. Seine Haupterfindung sind die Vergrößerungsgläser. Außerdem finden sich in seinen Schriften neue und sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die scheinbare Größe der Gegenstände, über den um Vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont. Dagegen ist er über andere Gegenstände in den größten Irrthümern befangen. Was er z. B. über die convexen und concaven Gläser sagt, sind offenbar Hypothesen, die auf keinen Versuchen beruhen. Aus seinen irrigen Angaben geht hervor, daß er den Gebrauch des Teleskops nicht kannte. Er machte mehre chemische Erfindungen, welche Geheimnisse für die damalige Zeit waren. Auch spricht er von einem unauslöschlichen Feuer, welches wahrscheinlich eine Art Phosphor war. An einem andern Orte sagt er, daß man aus Salpeter und andern Stoffen ein künstliches Feuer bereiten könne, das in der größten Entfernung brenne, und mittels dessen sich Donner und Blitz nachahmen lasse. Ein Theil dieser Mischung, von der Größe eines Zolls gehörig zugerichtet, könne ein ganzes Heer, eine Stadt unter schrecklichem, von einer ungeheuern Beleuchtung begleitetem Knall vernichten; und an einem andern Orte sagt er bestimmt, daß man mit Salpeter, Schwefel und Kohle den Donner und Blitz nachmachen könne. Sonach hatte er schon eine Idee vom Schießpulver. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er studirte mehre Sprachen und schrieb lateinisch mit großer Zierlichkeit und Klarheit. Ehrenvolle Erwähnung verdienen seine Entdeckungen der im Kalender obwaltenden Irrthümer, ihrer Ursachen, und seine Vorschläge und Angaben, denselben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam. Er verfertigte selbst einen berichtigten Kalender, von dem noch eine Abschrift auf der Bodlejanischen Bibliothek aufbewahrt wird. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse erhielt er den Beinamen Doctor mirabilis. Mehre seiner Schriften sind noch ungedruckt und werden im brit. Museum unter den Cottonischen Handschriften aufbewahrt.

Bacon (Francis), Baron von Verulam, geb. zu London am 22. Jan. 1561, der Sohn des großen Rechtsgelehrten, Sir Nicholas B., war einer der außerordentlichsten Geister, deren irgend ein Zeitalter sich zu rühmen hat, und als Reformator der Philosophie durch Richtung auf Erfahrung und Natur, gewissermaßen Roger B.'s Nachfolger. Von früher Kindheit an gab er Proben überlegener Geisteskraft und war wegen seiner Lebendigkeit ein Liebling der Königin Elisabeth, die ihn scherzend ihren kleinen Siegelbewahrer nannte. Schon im 14. Jahre bezog B. die Universität Cambridge, wo er in allen Wissenschaften bewundernswürdig schnelle Fortschritte machte, und schrieb zwei Jahre darauf gegen die scholastisch-aristotelische Philosophie, die ihm eher geeignet schien, den Geist in Streitigkeiten zu verwickeln, als aufzuklären. Der damals in England bestehenden Sitte gemäß, die für die Staatsämter bestimmten Jünglinge ins Ausland, besonders nach Frankreich zu schicken, ging B. im Gefolge des Sir Amias Paulet nach Paris. Dieser

bekam eine solche Achtung für ihn, daß er ihm bald nachher eine wichtige Sendung nach England auftrug. Er entledigte sich derselben zur Zufriedenheit der Königin, kehrte nach Frankreich zurück und bereiste mehre Provinzen dieses Landes, um die Sitten und Gesetze kennen zu lernen. B. war erst 19 Jahre alt, als er ein Werk über den Zustand Europas schrieb, in welchem er die auffallendsten Proben seiner früh gereiften Urtheilskraft gab. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England zurück, wo er, der jüngste unter fünf Brüdern, eine einträgliche Laufbahn wählen mußte, und er widmete sich dem Studium der vaterländischen Gesetze mit solchem Erfolge, daß er, noch nicht 28 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt wurde. Mitten unter diesen Arbeiten verlor er nie die früh gefaßte Idee aus den Augen, den Plan der scholastischen Studien zu verbessern und für eine gesunde Philosophie zweckmäßiger einzurichten. Seine Stelle war mehr ehrenvoll als einträglich; seine Talente schienen ihm die ersten Ämter zu versprechen; aber seine Verbindung mit dem Grafen Essex, welcher sein Freund und Beschützer war, hinderte seine Beförderung, da besonders sein Verwandter, der viel geltende Sir Robert Cecil, ihm entgegen war, indem er vorgab, daß B. als speculativer Gelehrter der praktischen Tüchtigkeit ermangele. Essex suchte ihn durch das Geschenk eines Landgutes zu entschädigen, das B. alsbald unter dem Werth verkaufte. B. aber vergaß bald nachher, was er einem so großmüthigen Wohlthäter schuldig war, und verließ ihn nicht nur, sobald er in Ungnade gefallen war, mit einer durch nichts zu entschuldigenden Kleinmüthigkeit, sondern übernahm sogar, als ihm der Proceß gemacht wurde, die Ausarbeitung der Klagschrift wider ihn und rechtfertigte das Verfahren der Regierung in einer Flugschrift. Gegen diesen schändlichen Undank erhob sich die allgemeine Stimme, und was B. zu seiner Rechtfertigung anführen mochte, er blieb am Hofe der Gegenstand des Hasses und der Eifersucht, und die Königin zeigte sich nicht geneigt, etwas für ihn zu thun. Von der Grafschaft Middlesex ins Unterhaus gewählt, stimmte er anfangs für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Minister, aber von Geldverlegenheiten gedrückt, näherte er sich in der letzten Zeit der Regierung der Königin Elisabeth wieder den Machthabern, und widersetzte sich allen Maßregeln, die das Parlament gegen Monopole nahm. Die Regierung Jakob I. war ihm günstiger. Dieser Fürst, der ein Beschützer der Wissenschaften sein wollte, ertheilte ihm 1603 die Ritterwürde. Darauf ward B. beauftragt, dem Könige feierliche Vorstellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche sich die kön. Lieferanten in seinem Namen erlaubten, und er vollzog diesen Auftrag mit so viel Talent und Glück, daß er sowol dem Parlament als dem König Genüge leistete. Das Haus der Gemeinen erkannte ihm eine öffentliche Danksagung zu, und Jakob I. ernannte ihn zu einem seiner Räthe mit einem Jahrgehalte. Sein schriftstellerischer Ruhm, der seit 1605 stieg, hob ihn in der Gunst des Königs, während zunehmender Sachwalterruf, eine reiche Heirath und Aufrücken im Staatsdienst seine Einkünfte mehrten; aber er war zu sorglos in der Aufsicht über seinen Hausstand und zu verschwenderisch, als daß er in eine unabhängige Lage hätte kommen können. Dem Günstling des Königs schmeichelnd, ward er 1617 Siegelbewahrer und endlich 1619 Lordkanzler von England, zugleich zum Baron von Verulam, und im folgenden Jahre zum Viscount von St.-Albans erhoben. Jetzt hätte er ein gemächliches und glänzendes Leben führen können, ohne seinen Charakter durch Handlungen der Habsucht und des Eigennutzes zu beflecken. Es wurden große Beschwerden wider ihn erhoben. Man klagte ihn 1621 vor der Kammer der Pairs an, Aemter und Privilegien für Geld unter dem Staatssiegel ertheilt zu haben. Nachdem er durch ein umständliches Bekenntniß die Richtigkeit fast aller gegen ihn erhobenen Klagen eingestanden hatte, verurtheilte ihn das Oberhaus zu einer Geldstrafe von 40,000 Pf. und zur Einkerkerung in den Tower auf kön. Gnade. Außerdem ward er für unfähig erklärt, je ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Parlamente zu sitzen und sich nur dem Orte zu nähern, wo der König Hof hielte. Unstreitig

war dies harte Urtheil gerecht für so große Verbrechen; dennoch müssen wir zu einiger Entschuldigung derselben hinzufügen, daß ihre Quelle weder Geiz noch Habsucht, noch eine Verderbtheit des Herzens, sondern vielmehr eine von Andern, besonders von seiner Dienerschaft gemisbrauchte Charakterschwäche war. Züge von Edelmuth und Festigkeit, die sein Leben ebenfalls aufzuweisen hat, zeigen deutlich, daß er die Tugend kannte und schätzte. Seine Gefängnißstrafe dauerte nicht lange, selbst die übrigen Verfügungen des Urtheils wurden gemildert, auch der König wendete ihm wieder seine Gunst zu und bediente sich seines Rathes. Nach Karl I. Thronbesteigung ward er völlig begnadigt und sogar wieder ins Parlament gewählt, doch erlaubte ihm seine Kränklichkeit nicht, seinen Sitz einzunehmen. Er starb auf einer Reise im Landhause des Grafen von Arundel zu Highgate im Apr. 1626.

Alle Studien und Bestrebungen dieses von Natur so herrlich ausgestatteten Mannes gingen auf eine Reform in den Systemen der Wissenschaften. Er übersah den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse, erforschte die Beziehungen, durch welche sie untereinander verbunden sind, und suchte sie nach den verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes, welche sie vorzugsweise in Anspruch nehmen, zu ordnen; obgleich dieses wegen des Mangels einer begründeten und naturgemäßen Eintheilung der Seelenkräfte nicht gelingen konnte: denn er theilte die Wissenschaften ein in Wissenschaften des Gedächtnisses, des Verstandes und der Einbildungskraft. Dies führt er völlig aus in seiner Encyklopädie der Wissenschaften unter dem Namen „De dignitate et augmentis scientiarum" (engl. Lond. 1605; lat. Lond. 1623; deutsch von Pfingsten, Pesth 1783). B. sah ferner ein, daß in allen Zweigen der positiven Wissenschaften der einzige Weg zur Wahrheit die Beobachtung der Natur sei. Wie diese Beobachtung kunstmäßig zu leiten, und wie durch sie die Natur zu befragen sei, hat er an mehren Orten auseinandergesetzt. Er behandelte diesen Gegenstand im erwähnten Werke und in dem „Novum organum scientiarum" (Lond. 1620, Fol.; deutsch von Brück, Lpz. 1830). Durch diese Methodenlehre der Erkenntniß, welche er auf Erforschung der Natur durch Induction gründete, widerlegte und verbannte er manche Vorurtheile, welche die scholastische Betreibung der Wissenschaften verbreitet hatte und führte die Forschung der Wahrheit von leblosen Begriffen auf Erfahrung zurück, welche Richtung von seinen Nachfolgern mit Einseitigkeit entwickelt, den Grundzug der engl. Philosophie bestimmte. Als Physiker hat er sehr sinnreiche Ansichten aufgestellt und sich auf dem Wege mehrer wichtigen Entdeckungen befunden. Er hatte eine Art von pneumatischer Maschine ersonnen, mittels welcher er der Elasticität und Schwere der Luft, die Galilei und Torricelli nach ihm entdeckten, auf die Spur gekommen zu sein scheint. Von der Anziehung der Körper, die Newton später bewies, hatte er die richtigsten Begriffe. Es fehlten ihm nur die Versuche, um die Grundsätze derselben zu bestimmen. Auch die Naturgeschichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in seinem Werke „Sylva sylvarum" u. s. w. Über die Arzneikunde hat er mehre Aufsätze geschrieben, unter andern einen über das Leben und den Tod. Allein die Physiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zustande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte verfallen müssen. Die Rechtswissenschaft hatte er nicht als bloßer Rechtsgelehrter, sondern auch als Gesetzgeber und Philosoph betrachtet. Man hat von ihm Aphorismen, ebenso merkwürdig durch Tiefe der Gedanken als durch die Kraft und Genauigkeit des Ausdrucks. Von der Moral handelt eins seiner schönsten Werke, „Sermones fideles" betitelt, ein Schatz der tiefsten Kenntniß des Menschen und der menschlichen Verhältnisse, vorgetragen in einem blühenden, kraftvollen Styl. Die „Nova Atlantis", eine Allegorie, beziehen Einige auf die Freimaurerei. Als Geschichtschreiber hat er in seiner Geschichte Heinrich VII. und VIII. nur wenig geleistet. Von seiner Kenntniß des Alterthums aber zeugt sein Werk über die Weisheit der Alten, worin er die Fabeln der alten Zeit durch sinnreiche Allegorien erklärt. Die einzige Wissenschaft, in der B. weni-

ger gründliche Kenntnisse besaß, war die Mathematik, und diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß er, der allenthalben die Irrthümer des menschlichen Geistes entdeckte und die richtigen Lehrarten anzeigte, das Kopernicanische System bestreiten konnte. In diesem Punkte allein stand er tiefer als die aufgeklärten Männer seiner Zeit. In allen übrigen Theilen der menschlichen Forschung hatte er sich zu einer Höhe emporgeschwungen, daß keiner seiner Zeitgenossen die Kraft seines Genies, die Richtigkeit seiner Ansichten und die Wichtigkeit seiner Arbeiten vollkommen zu würdigen vermochte. Er durfte daher mit gerechtem Stolze in seinem letzten Willen sagen: „Meinen Namen und mein Andenken vererbe ich den Nationen des Auslandes und meinen eignen Mitbürgern, wann einige Zeit verflossen sein wird." Die Schriften B.'s sind theils in engl., theils in lat. Sprache geschrieben. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke von Mallet, der auch das Leben B.'s schrieb, erschien in fünf Bänden (Lond. 1765, 4.) und wurde öfter wiederholt.

Bacon (John), ausgezeichneter engl. Bildhauer, wurde 1740 zu Southwark geboren und kam 1754 als Lehrling zu dem Eigenthümer einer Porzellanmanufactur, wo die von verschiedenen Künstlern gelieferten Modelle zuerst die Neigung zur Kunst in ihm erweckten. Schon vor dem Ende seiner Lehrjahre machte er verschiedene Bildwerke aus Porzellanthon. Erst im 23. Jahre versuchte er in Marmor zu arbeiten und erhielt 1769 die erste goldene Preismedaille der kön. Kunstakademie zu London. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören zwei Büsten Georg III., deren eine im Christchurch-College zu Oxford, die andere in der Universitätsbibliothek zu Göttingen aufgestellt ist; die Denkmale auf Lord Chatham in der Westminsterabtei und in Guildhall; Howard's und Samuel Johnson's Statuen in der Paulskirche zu London, und Blackstone's Marmorbild in Oxford. Er starb am 7. Aug. 1799.

Badajoz, bei den Römern Pax Augusta, befestigte Hauptstadt der span. Landschaft Estremadura, am linken Ufer der Guadiana, über welche eine steinerne Brücke von 22 Bogen führt, unfern der portug. Grenze, mit 15,000 Einw., einer Stückgießerei und einem Bisthume, der Geburtsort des Malers Morales und des Friedensfürsten. B. ward im franz. Kriege von den Engländern dreimal belagert. Nach der Vertreibung Masséna's aus Portugal und dessen Rückzuge durch Estremadura mußte es eine Hauptsorge des brit. Feldherrn sein, B., das die Franzosen seit dem 10. März 1811 besaßen, sowie Ciudad-Rodrigo und Almeida, wieder zu nehmen. Nach der Eroberung von Olivenza am 16. Apr. 1811 ließ Wellington B. einschließen, mußte aber, da Soult zum Entsatz anrückte, die Belagerung schon am 14. Mai aufheben. Nach den Schlachten von Fuentes d'Onor und bei Albuera ward B. am 25. Mai zum zweiten Male eingeschlossen; nach mehren vergeblichen Stürmen aber hob Wellington am 16. Jun. 1811 die Belagerung auf. Nach Eroberung von Ciudad-Rodrigo am 19. Jan. 1812 unternahm Wellington mit 16,000 Mann am 17. März die dritte Belagerung und eroberte am Morgen des 7. Apr. die Stadt, nach einem mörderischen Kampfe, mit Sturm. Die Besatzung mit dem commandirenden General Philippon ward gefangen. Im **Frieden** zu B., geschlossen zwischen Spanien und Portugal am 6. Jun. 1801, versprach **Portugal** (s. d.) seine Häfen den Engländern zu verschließen; Spanien behielt das eroberte Olivenza und dessen Gebiet an der Guadiana. Hierauf schloß auch Frankreich Frieden mit Portugal am 29. Sept., durch welchen es vortheilhaftere Handelsbewilligungen und eine neue Grenze in Guiana erhielt.

Baden, das Großherzogthum, mit einem Flächenraume von 279 ½ □M., von denen 66 ¾ standesherrlicher und 30 □M. grundherrlicher Besitz sind, ist eins der fruchtbarsten Länder Süddeutschlands, im N. vom Großherzogthum Hessen, im NO. von Baiern und im O. von Würtemberg begrenzt, erstreckt sich in einer ansehnlichen Länge, aber wenig beträchtlichen Breite, längs des Rheinstroms, von da an, wo er aus dem Bodensee tritt, bis zur Vereinigung

des Neckars mit demselben, und bildet größtentheils eine fruchtbare Ebene mit vortrefflichen Fruchtfeldern und Weinhügeln, vom Rhein bespült, der es im W. von Frankreich und im S. von der Schweiz und Rheinbaiern scheidet, und östl. vom Oden- und Schwarzwald begrenzt, von welchen beiden Gebirgen auch beträchtliche Theile zu diesem Großherzogthum gehören und zur Bildung der schönen Gegenden desselben beitragen, worunter die reizende Bergstraße und das romantische Murgthal sich auszeichnen. Das von Zentner (Freib. 1824) beschriebene Renchthal, bekannt durch seine fünf Heilquellen, mündet sich in das Rheinthal. B. erzeugt Getreide in Menge, vorzüglich Spelz oder Dinkel, einen außerordentlichen Überfluß an Baumfrüchten, in den warmen Gegenden der Bergstraße selbst Mandeln, Kastanien und wälsche Nüsse, wovon viele außer Landes gehen, Taback, Krapp und trefflichen Hanf. Der Wein, unter welchem der affenthaler, wertheimer, bergsträßer und der Seewein, der in den Gegenden des Bodensees wächst und zu den geringern Sorten des Landes gerechnet wird, die bekanntesten sind, wird in vielen Sorten ausgeführt. Auch die Waldungen befinden sich in einem trefflichen Zustande, indem sie der Großherzog Karl Friedrich auf alle Weise schonte, während andere Fürsten Deutschlands verschwenderisch mit den ihrigen umgingen. Geschlossene Gesellschaften treiben mittels der Flüsse Murg, Kinzig und Rhein einen beträchtlichen Holzhandel nach Frankreich und Holland. Die Viehzucht ist wichtig in den Gegenden des Schwarzwaldes, und die herrschaftliche Schäferei Gottsau bei Karlsruhe trägt zur Veredlung der Schafheerden bei, indem man aus Spanien Merinoschafe hat kommen lassen. Das Land hat in dem Innern seiner Gebirge vielerlei Mineralien, Salz jedoch nicht hinreichend. Aus dem Rheine wäscht man Gold, woraus ehemals B. Dukaten schlagen ließ mit der Umschrift: Sic fulgent litora Rheni. Die Fabriken sind nicht zahlreich und beschäftigen ungefähr 10,000 Menschen. Die meisten sind in Manheim, Pforzheim und Karlsruhe. Die Bijouteriefabriken zu Pforzheim liefern jährlich für mehr als 600,000 Gulden Waaren. Der Handel mit hölzernen Uhren ist ein eigenthümlicher Gewerbzweig der Schwarzwälder. Sie werden in fast 700 Werkstätten gefertigt, die jährlich über 100,000 Uhren liefern. Der Eigenhandel des Landes, welcher mehr in Ausfuhr der Naturerzeugnisse als des Gewerbfleißes besteht, wird durch gute Kunststraßen und die schiffbaren Flüsse Rhein, Neckar und Main befördert. Wegen der Lage zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz hat B. viele Vortheile vom Transito- und Speditionshandel. B. zählt 1,188,000 Einw., von denen die Mehrzahl der katholischen Kirche angehört; die allmälig vorbereitete Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche zu einer evangelischen kam am 28. Oct. 1821 zu Stande; zu ihr bekennt sich auch das regierende Haus. Auch gibt es in B. Mennoniten, Herrnhuter und Juden. Für den Unterricht der protestantischen Jugend in den überall bestehenden Landschulen werden Lehrer in dem Seminarium zu Karlsruhe gebildet. Die gelehrte Bildung befördern die lat. Schulen, Pädagogien, Gymnasien und die Universitäten zu Heidelberg und Freiburg. Die am 3. März 1819 festgesetzte Eintheilung B.'s, nach welcher die Residenzstadt Karlsruhe zu keinem Kreise gehörte, sondern unmittelbar dem Ministerialdepartement des Innern untergeordnet wurde, der übrige Staat in sechs Kreise zerfiel, nämlich Murg- und Pfinzkreis, Kinzigkreis, Treisam- und Wiesenkreis, See- und Donaukreis, Neckarkreis, und Main- und Tauberkreis, wurde 1832 aufgehoben und der ganze Staat in vier Kreise getheilt: 1) See-, 2) Oberrhein-, 3) Mittelrhein- und 4) Unterrheinkreis. Das Bundescontingent beträgt 10,000 M. und macht die zweite Division des achten Armeecorps aus. Das Finanzbudget für 1832 bestimmt die Staatseinnahme auf 10,393,606 Gulden, und die Staatsschuld betrug 1831 13,263,390 Gulden. Die drei Orden, deren Großmeister der regierende Großherzog ist, sind: 1) der Hausorden der Treue, gestiftet 1715 und erneuert am 8. Mai 1803, welcher in Großkreuze und Commandeure abgetheilt ist; 2) der Karl-Friedrich-Militairverdienstorden,

vom Großherzog Karl Friedrich am 4. April 1807 gestiftet und aus drei Classen, Großkreuzen, Commandeuren und Rittern, bestehend, und 3) der Orden des zähringer Löwen, gestiftet vom Großherzog Karl Ludwig Friedrich am 26. Dec. 1812, in dieselben Classen getheilt. Vgl. Dittenberger's „Geogr.-statist.-topogr. Darstellung des Großherzogth. B." (Karlsr. 1826).

Das Haus B. leitet seinen Ursprung aus dem Geschlechte Gottfrieds, eines Herzogs der Alemannen, her, der sein Vaterland bis an seinen Tod 709 gegen die Uebermacht der fränk. Majores Domus vertheidigte. Ein Abkömmling desselben, Gerold, sowie sein Sohn Berthold erscheinen in Urkunden gegen Ende des 8. Jahrh. als Gau- oder Landgrafen in der Baar, welche Landgrafschaft jetzt die Fürsten von Fürstenberg unter badischer Hoheit besitzen. Späterhin kommt ein Berthold, der von einem Berthold in der Baar abstammen soll, als Graf im Breisgau vor. Er ist der Vater desjenigen Herzogs Berthold, welcher das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute, und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürsten aus dem Hause Zähringen beginnt. Dieser Berthold, der vom Kaiser Heinrich III., auf den Sterbefall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt, die Anwartschaft auf das Herzogthum Schwaben bekam, nahm noch bei Lebzeiten desselben den herzoglichen Titel an. Als aber der Kaiser vor Otto starb, gab nach Otto's Tode die Kaiserin Agnes, Vormünderin ihres Sohnes Heinrich IV., Schwaben ihrem Eidam, dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, und entschädigte Berthold 1060 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona, worauf er die Landgrafschaft über den Breisgau behielt. Der launenhafte Heinrich IV. nahm ihm jedoch 1073 Kärnthen und Verona wieder. Zwar versöhnte er sich, als die Sachsen ihn auf der Harzburg eingeschlossen hatten, scheinbar mit Berthold und verdankte diesem seine Rettung; als ihm aber die Besiegung der Sachsen gelungen war, suchte er sich Berthold's durch Meuchelmord zu entledigen. Empört durch diese Untreue, erklärte sich Berthold öffentlich gegen Heinrich und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiser wählte, Rudolf von Schwaben seine Stimme. Doch Heinrich besiegte seine Feinde und ließ Berthold nebst den übrigen schwäbischen Grafen und Herren nach dem alemannischen Gesetz richten, wodurch sie ihre Würde verloren. Berthold verheerte Ostfranken, starb aber vor dem Ende dieses Kriegs 1078 und vererbte den Herzogstitel nebst seinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckargau auf seinen ältesten Sohn, Berthold II., dessen Nachkommen das Herzogthum Burgund erhielten, aber nur zum Theil behaupten konnten und 1218 mit Berthold V. in der männlichen Linie ausstarben. Diesen beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meisten zähringischen Güter in Schwaben, nebst Freiburg im Breisgau, und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die schweizerischen und burgundischen Freigüter erhielt. Das Übrige fiel dem Reiche zu. Berthold I. zweiter Sohn, Hermann I., besaß schon bei seines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch B. gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er sich in das Kloster zu Clugny zurück und starb hier noch vor seinem Vater 1074. Sein Erbe war sein Sohn Hermann II., der sich zuerst Markgraf von Baden nannte und der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauses B. ward. Er starb 1130, nachdem er den hohenstaufischen Kaisern, Konrad und Friedrich I., wichtige Dienste geleistet hatte und von diesen zum Herzog von Verona ernannt worden war. Sein Sohn Hermann III., der jenen Titel behielt, war ein Liebling Kaiser Friedrich I. und starb 1190 auf dem Kreuzzuge in Antiochien. Seine Söhne, Hermann IV. und Heinrich, theilten die Lande und stifteten zwei Linien, Jener die badische, Dieser die hochbergische. Hermann IV. erhielt vom Kaiser Friedrich II. für die durch seine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunschweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Freigut, und Ettlingen als Lehen. Von seinen beiden Söhnen pflanzte Rudolf den badischen Stamm fort; der ältere aber, Hermann V.,

erhielt durch seine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Östreich, ein Recht auf dieses Herzogthum, kam auch in den Besitz desselben, ward jedoch zwei Jahre darauf vergiftet, und sein Sohn Friedrich mit Konradin von Schwaben 1268 zu Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbschaft wieder verlor. Doch heirathete Elisabeth, Hermann V. Schwestertochter, den Herzog Albert, Kaiser Rudolf's von Habsburg Sohn, und dieser erhielt, nach der Meinung der damaligen Zeit, nun erst ein volles Recht auf Östreich. Hermann V. Bruder, Markgraf Rudolf von Baden, vereinigte die Herrschaft Eberstein mit seinen Landen und suchte auch mehre hohenstaufische Güter während des großen Zwischenreichs an sich zu ziehen; Kaiser Rudolf I. aber nahm sie ihm wieder ab. Ihm folgte Hermann VI., dessen Söhne Friedrich und Rudolf IV. abermals zwei Linien stifteten. Friedrich's Linie starb bald aus, Rudolf hingegen pflanzte seinen Stamm fort. Die weitere Geschichte von Baden enthält fortgesetzte Theilungen, die dem Lande sehr schädlich waren. Von Christoph I., gest. 1527, stammten die Linien von Baden-Baden und Baden-Durlach. Bernhard, gest. 1537, der Stifter des Hauses Baden-Baden, führte die protestantische Religion in seinen Landen ein. Sein Enkel Philipp stand unter der Vormundschaft des Herzogs von Baiern, welcher während derselben die evangelische Lehre abschaffte. Philipp starb 1588, und das Land fiel an seinen Vetter Eduard, der zur katholischen Kirche überging. Eduard bekümmerte sich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiser Rudolf II. übertrug daher die Verwaltung des Landes den Herzogen von Baiern und Lothringen, welchem der Markgraf Ernst Friedrich von Durlach widersprach und das Land 1595 in Besitz nahm; erst 1629 ward es dem Markgrafen Wilhelm, Eduard's Sohn, wieder eingeräumt. Christoph I. zweiter Sohn, Ernst, gest. 1553, war der Stifter der Linie Baden-Durlach. Er nahm die evangelische Lehre an, welche von seinem Sohne Karl II. im ganzen Lande eingeführt ward. Der Sohn desselben, Ernst Friedrich, regierte die ganze Markgrafschaft mit vielem Ruhme. Er starb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder, Georg Friedrich, der ihm folgte, trat seinem ältesten Sohne, Friedrich V., die Regierung ab, während er selbst mit einem neu geworbenen Kriegsheere gegen Kaiser Ferdinand II. und zur Beschützung des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckischen Freigüter erbte, aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., dessen Sohn, Friedrich Magnus, 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzosen mußte er sich bis 1697 zu Basel aufhalten. Nach dem ryswicker Frieden suchte er den Wohlstand des Landes wiederherzustellen und starb 1709. Ihm folgte sein Sohn Karl III., der 1715 die neue Residenz Karlsruhe erbaute und zum Andenken daran den Orden der Treue stiftete. Sein einziger Sohn Friedrich starb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteste, Karl Friedrich, geb. 1728, 1746 die Regierung antrat. Unter diesem musterhaften Regenten, dem die trefflichen Minister von Hahn und von Edelsheim zur Seite standen, gewann B. bedeutend an Größe. Bis zum luneviller Frieden 1801 umfaßten die badischen Länder 77 □M. mit 210,000 Einw. In diesem Frieden wurden nun zwar 8 □M. mit 25,000 Einw. abgetreten, allein dafür 60 □M. mit 245,000 Einw. erworben, worauf der Markgraf am 1. Mai 1803 die Kurwürde annahm. Durch den presburger Frieden 1805 kam auch der Breisgau, das alte Stammland der Herzoge von Zähringen, an B. Dem Beitritte zum Rheinbunde verdankt es den großherzoglichen Titel, die Landeshoheit über den größten Theil der fürstenbergischen Lande, über die Landgrafschaft Klettgau, das Fürstenthum Leiningen u. s. w. Der Länderaustausch mit Würtemberg verschaffte ihm fast 30,000 neue Unterthanen. Vgl. v. Drais' „Geschichtl. Darstellung der Regierung Karl Friedrich's u. s. w." (2 Bde., Karlsr. 1816). Der Großherzog Karl Friedrich starb am 10. Jun. 1811, und da sein ältester Sohn auf einer Reise in Schweden durch einen Sturz mit dem Wagen am 15. Dec. 1801 ums Leben gekommen war, so fiel die Regierung an

seinen Enkel, Karl Ludwig Friedrich, geb. 1786, der seit 1806 mit Stephanie Luise Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleon's, vermählt war. Dieser trat nach der Schlacht bei Leipzig vom Rheinbunde ab und schloß sich 1815 dem deutschen Bunde an, in dessen engerer Versammlung B. die siebente Stelle einnimmt; in der weitern Bundesversammlung aber führt es drei Stimmen. Kurz vor seinem Tode gab der Großherzog Karl in der Urkunde vom 22. Aug. 1818 eine landständische Verfassung mit zwei Kammern. Er starb ohne männliche Nachkommen am 8. Dec. 1818 und hatte seines Vaters Bruder, den Markgraf Ludwig Wilh. Aug., geb. 9. Febr. 1763, zum Nachfolger. Unter diesem ward, in Folge des Recesses der Commission zu Frankfurt vom 10. Jul. 1819, die seit 1814 von Östreich sequestrirte Grafschaft Hohengeroldseck, Standesherrschaft des Fürsten von der Leyen, am Schwarzwalde, mit B. vereinigt, wogegen es einen verhältnißmäßigen Theil des Amtes Wertheim an Östreich abtrat. Dagegen erhob Baiern, als durch diesen Receß die Integrität B.'s festgestellt war, am 3. Jul. 1827 eine Entschädigungsfoderung für den von B. an Frankreich abgetretenen Theil der Grafschaft Sponheim. Vgl. „Über die Ansprüche der Krone Baiern an Landestheile des Großherzogthums B." (Manh. 1828). Der Großherzog Ludwig starb am 30. März 1830 ohne Kinder, daher folgten ihm die durch das Patent vom 4. Oct. 1817 mit Successionsfähigkeit zu Markgrafen von Baden und großherzogl. Prinzen erklärten bisherigen Grafen von Hochberg, die Söhne Karl Friedrich's aus seiner Ehe mit der einem alten reichsritterschaftlichen Geschlechte angehörenden Gräfin Karoline Luise von Hochberg, geb. Geyer von Geyersberg, von denen der älteste, der jetzige Großherzog Leopold, geb. 29. Aug. 1790, sich 1819 mit Wilhelmine, der ältesten Tochter des ehemaligen Königs von Schweden, Gustav IV., vermählt hat. Da den Grafen von Hochberg, welche aus einer nicht morganatischen, am 24. Nov. 1787 zur linken Hand geschlossenen Ehe stammten, das eventuelle Erbfolgerecht, kraft der vor der Vermählung gegebenen Versicherungsurkunde, schon durch das Statut von 1806 und durch das erwähnte Patent von 1817 ertheilt worden war, so wurden sie 1819 auch von den Hauptmächten als erbfähig anerkannt. Mit Leopold's Regierungsantritt begann eigentlich das constitutionnelle Leben in B., da vorher unter Ludwig das Cabinet und Günstlinge geherrscht hatten. Doch war 1829 eine neue Maß- und Gewichtsordnung, abgeleitet von dem franz. Maßsystem, gegeben und durch einen Vergleich zwischen Frankreich und B. im Nov. 1828 festgesetzt worden, um Basel zu umgehen, einen neuen Straßenzug von der badischen Stadt Lörrach nach der neuen Brücke bei Großhüningen an den Rhein zu führen. Leopold's Regierung ist merkwürdig durch die Veranlassung, welche er erhielt, das unter dem 28. Dec. 1831 erlassene Preßgesetz, „weil es mit der dermaligen Bundesgesetzgebung über die Presse unvereinbar sei und daher nicht bestehen dürfe, insoweit es der Bundescommissionsbericht als der Preßgesetzgebung des Bundes widersprechend bezeichne", am 28. Jul. 1832 für unwirksam zu erklären. Vgl. Sach's „Geschichte der Markgrafschaft B." (5 Bde., Karlsr. 1764—78); „Histor.-statist. Tabellen des Großherz. B." (Karlsr. 1820).

Schon früh finden wir in der Markgrafschaft B. Landstände, welche aus Abgeordneten der Städte, Ämter und Abteien bestanden. Der Adel nahm keinen Theil daran, er hatte sich von der Landesherrlichkeit frei zu erhalten gewußt, sodaß es nur wenige landsässige adelige Güter gab. Seit der Mitte des 17. Jahrh. war aber die landständische Verfassung in Verfall gerathen. Auch in den neuen zu Baden gekommenen Landestheilen, der Rheinpfalz, Bisthum Konstanz, dem Johannitermeisterthum, waren keine Landstände, wol aber im Breisgau, wo sie aus den drei Bänken, der Prälaten, der Ritterschaft und der Städte nebst den Ämtern, bestanden. Unter den Prälaten erschienen der Johannitermeister, Fürst und Stand des Reichs, der Fürstabt von St.-Blasien und Andere. Bei den Verhandlungen zu Wien 1814 und 1815 gehörte Baden zu den Regierungen, welche sich gegen eine allgemeine Ver-

pflichtung der deutschen Bundesstaaten, eine repräsentative Verfassung einzurichten, erklärten. In der Folge aber wurde eine solche von den Unterthanen sehr dringend verlangt, und endlich in dem Zeitpunkte gegeben, wo die politische Existenz und Integrität des Großherzogthums sehr bedroht schien. Die Verfassungsurkunde vom 22. Aug. 1818, abgedruckt in Pölitz's „Europ. Verfassungen seit 1789" (2. Aufl., Lpz. 1832), Bd. 1, S. 459—551, gehört zu den octroyirten, d. h. denen, welche, wie die franz. von 1814, die bair. und andere, von der Regierungsgewalt allein ausgegangen, nicht zu den pactirten, welche, wie in mehren andern Staaten, durch Berathung mit einem Ausschuß von provisorisch ernannten Deputirten vertragsmäßig zu Stande gebracht wurden. Sie ist nicht bloße Ständeordnung, sondern Staatsconstitution. Man hat darin das System zweier Kammern befolgt; in der ersten Kammer sitzen die Prinzen des großherzogl. Hauses; die Häupter der standesherrlichen Familien (sieben Fürsten, drei Grafen), und der adeligen Familien, welchen, wenn sie ein Stamm- und Lehngut von wenigstens 300,000 Gulden besitzen, der Großherzog eine Würde des hohen Adels verleiht; der katholische Landesbischof und ein protestantischer Prälat; acht Abgeordnete des grundherrlichen Adels; zwei Abgeordnete der beiden Landesuniversitäten, und diejenigen Personen, welche der Großherzog ohne Rücksicht auf Stand und Rang zu Mitgliedern ernennen kann, deren aber höchstens acht sein dürfen. Hiernach besteht die erste Kammer ohne die Prinzen und großherzogl. Senatoren aus 22 Mitgliedern. Die zweite Kammer besteht aus 63 Abgeordneten der Städte und Ämter, also ungefähr einem Deputirten auf 16,000 Seelen. Es kommt aber auf dieses numerische Verhältniß wenig an, denn der Zweck der Repräsentation ist nicht, ein besonderes Interesse der einzelnen Districte und Bürger wahrzunehmen, sondern den ganzen Culturstand des Volkes mit allen davon abhängenden Bedürfnissen und Rechtsbegriffen darzustellen, daher auch die kleinern Staaten verhältnißmäßig eine größere Zahl von Abgeordneten haben müssen als die größern. Die Wahl der Abgeordneten ist nach der Wahlordnung vom 23. Dec. 1818 eine doppelte. In Baden hat man weniger als anderwärts bei dem Wahlrecht und der Wahlfähigkeit auf Besitz gesehen; jeder angesessene Staatsbürger und alle Staatsbeamten können an der Ernennung der Wahlmänner Theil nehmen und Wahlmänner werden. Nur Abgeordnete müssen entweder ein steuerbares Capital von 10,000 Gulden oder ein geistliches oder weltliches Amt besitzen, welches wenigstens 1500 Gulden einträgt. Diese so zusammengesetzten Stände kamen zum ersten Male 1819 zusammen, wurden aber nach dreimonatlicher Sitzung am 28. Jul. entlassen, weil sich weder zwischen dem Ministerium und den Ständen, noch zwischen der ersten und zweiten Kammer der letzten eine Übereinstimmung des Sinnes hatte ergeben wollen. Die Rechte der Standes- und Grundherren und das darüber ergangene Edict waren, wie es scheint, das vornehmste Hinderniß der Eintracht, und auch hier ließ sich der eine Theil verleiten, die Gesinnungen der Andern, welche gegen die Erweiterung der Standesvorrechte stimmten, als revolutionnair verdächtig zu machen. Die zweite Versammlung wurde im Jul. 1820 eröffnet, und obgleich die gegenseitige Stimmung im Anfange nicht günstiger schien (Versagung des Urlaubs für einige Deputirte zur Ständeversammlung, Verhaftung des Deputirten Winter von Heidelberg) als im vorigen Jahre, so erwies sich doch auch hier die heilende und ausgleichende Kraft der Zeit. Die beiden Kammern hatten sich in vielen wichtigen Dingen genähert (Aufhebung der Überbleibsel der Leibeigenschaft, Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister, Vorstellung gegen die Strenge des Censuredicts, Gemeindeverfassung), und die Regierung war gleichfalls versöhnend entgegengekommen. Am 5. Sept. 1820 wurde diese zweite Versammlung geschlossen. Die Namen Duttlinger, Winter, Liebenstein, Rotteck, Wessenberg u. A. waren durch diese Verhandlungen Allen werth geworden, welchen die Herstellung und Erhaltung eines wirklichen gesetzlichen Ordnung am Herzen liegt. Beide Kammern gaben ihre Ver-

handlungen selbst heraus, die erste 10 Hefte, die zweite 9 Hefte (Karlsr. 1819 und 1820). Vgl. von Rotteck's „Archiv für landständische Angelegenheiten im Großherzogthum Baden, mit Beiträgen, Abhandl. und Vorträgen von Paulus Wessenberg, Türkheim, Liebenstein u. A." (2 Bde., Karlsr. 1820). Der dritte Landtag trat 1822 zusammen, dauerte sieben volle Monate und ging endlich doch auseinander, ohne seine Geschäfte beendigt zu haben, oder vielmehr er wurde am 31. Jan. 1823 plötzlich entlassen, weil sich die zweite Kammer mit der Regierung über die für das Militair nöthige Summe nicht vereinigen konnte. Die Regierung verlangte jährlich 1,600,000 oder mindestens 1,550,000 Gulden, und die Stände wollten nur 1,500,000 Gulden verwilligen. Auf den letzten ablehnenden Beschluß folgte augenblickliche Entlassung mit öffentlichem strengem Tadel. Im Dec. 1824 wurde die zweite Kammer aufgelöst und eine neue Wahl angeordnet. Bei diesen Wahlen wurde viel über Einwirken der Regierung geklagt, wodurch die Kammer mit Männern erfüllt wurde, von welchen das Ministerium keinen Widerspruch erwartete. Eine der ersten Verhandlungen des vierten Landtags 1825 betraf eine Abänderung der Verfassung. Statt der bisherigen theilweisen Erneuerung der zweiten Kammer (aller zwei Jahre zu einem Viertheile, sodaß jeder Abgeordnete auf acht Jahre gewählt wurde) sollte nun die Kammer alle sechs Jahre gänzlich erneuert werden, und die Periode der Landtage wurde von zwei Jahren auf drei verlängert. Das Gesetz darüber ist vom 14. Apr. 1825. Dieser vierte Landtag wurde eröffnet am 24. Jan. und geschlossen am 14. Mai 1825. Die erste Kammer ließ 3 Bände, die zweite 10 Hefte Protokolle in Karlsruhe im Druck erscheinen. Der fünfte Landtag wurde am 29. Febr. 1828 eröffnet und am 14. Mai geschlossen, ohne etwas Bedeutendes bewirkt zu haben. Am 30. März 1830 starb der Großherzog Ludwig; gegen Ende des Jahres fanden die Wahlen für den neuen Landtag statt, welche sich schon dadurch auszeichneten, daß die Regierung sie ganz ihrem eignen freien Gange überließ, und am 17. März 1831 wurde der sechste Landtag unter großen Erwartungen eröffnet. Die Regierung hatte Gesetzentwürfe für eine Gemeindeordnung, für eine bürgerliche Proceßordnung mit Öffentlichkeit, und für Aufhebung der Staatsfrohnen vorbereitet. Die Kammer richtete ihrerseits wichtige Anträge an die Regierung, auf Preßfreiheit; auf Zurücknahme des Gesetzes vom 14. Apr. 1825, welche sehr bald zugestanden wurde; auf Vollendung der Gesetze über Verantwortlichkeit der Minister; auf Erleichterung der Frohnablösung nach dem Gesetz von 1820; auf Ablösung der Zehnten. Die Regierung kam der zweiten Kammer in dem Bemühen, die Staatshaushaltung mit mehr Sparsamkeit und Gerechtigkeit zu ordnen, entgegen, bei dem Militairetat trat gegen den frühern Anschlag eine Verminderung von 450,000 Gulden ein, und überhaupt wurden die öffentlichen Lasten gegen die Finanzperiode von 1825 um 747,000 Gulden vermindert, und dabei ohne neue Steuer noch 290,000 Gulden zu neuen Ausgaben für das allgemeine Beste, z. B. 30,000 Gulden zu Verbesserung der Landschullehrerstellen, gewonnen. Die Ablösung der Frohnen wurde mit anfänglichem Widerspruch der ersten Kammer erreicht, und eine Adresse der Fürsten von Löwenstein gegen die gesetzgebende Gewalt des Staats von dem Ministerium mit Nachdruck zurückgewiesen. Die Ablösung der Zehnten ist für den nächsten Landtag ausgesetzt. Ein Gesetz, welches volle Preßfreiheit aussprach, kam am 24. Dec. 1831 zu Stande, nachdem vorher schon eine Reihe wichtiger Verordnungen über Bestrafung der Injurien, eine Militairdienstpragmatik, Statuten der Amortisationskasse, ein Apanagegesetz und nach langem Zwiespalt mit der ersten Kammer auch die Gemeindeordnung durchgegangen war. Der Landtag von 1831 wird stets eine der merkwürdigsten Erscheinungen in dem öffentlichen Leben der deutschen Länder bleiben. Vgl. v. Weiler, „Die Ergebnisse des badischen Landtages von 1831" (Freib. 1831). Die Verhandlungen beider Kammern wurden amtlich herausgegeben.

Baden heißen drei durch Bäder berühmte Städte: 1) Baden im Groß-

herzogthume Baden mit 3200 Einw., in einem reizenden Thale des Schwarzwaldes, zwei Stunden vom Rhein, war seiner Heilquellen wegen schon den Römern bekannt, die es zu Ehren des Kaisers Aurelius Alexander Severus Aurelia aquensis nannten und Bäder anlegten, von denen Ort und Land später den Namen erhielten. Später war B. gegen 600 Jahre lang die Residenz der Markgrafen von B. Die Bäder kamen vorzüglich seit dem 16. Jahrh. von Neuem in Aufnahme, indem viele Fremde sie besuchten, und wurden 1804 mannichfach verschönert. Das Schloß zu B. bietet nach allen Seiten hin die herrlichsten Ansichten. Es enthält eine Menge unterirdischer Gewölbe, die, der Sage nach, der Fem zum Sitze gedient haben und wahrscheinlich ein Werk der Römer sind. Die Antiquitätenhalle (Museum palaeotechnicum) enthält röm. Denkmäler, die bei B. gefunden worden sind. Das Conversationshaus, ehedem ein Jesuitenkloster, jetzt ein Unterhaltungsort, wo man vorzüglich zu Spiel und Bällen zusammenkommt, hat eine herrliche Lage. Die Collegiat- oder Pfarrkirche zeichnet sich durch die Begräbnisse der Markgrafen seit 1431 aus. Sechs Altarblätter in derselben sind von Lill nach Guido Reni gemalt. B. hat 26 Mineralquellen. Die Hauptquelle, von 45° R. Wärme, liefert in 24 Stunden 7,345,440 Kubikzoll Wasser. Der Fels, aus welchem sie hervorbricht, ist noch zum Theil mit carrarischem Marmor bekleidet und war wahrscheinlich ein Römerbad. Auch bei dem vormaligen Armenbade finden sich Überreste röm. Bäder. Über Trajan als Gründer oder Mitstifter von B. und seine Verdienste um die Zehntlande (agri decumani, zwischen Rhein und Donau) s. Leichtlen im 1. Bde. der „Schriften der freib. Gesellschaft für Geschichtskunde" (Freib. 1828). An der Höllenquelle, von 50° Wärme, brühen die Einwohner Thiere ab. Das Armenbad vor dem geresbacher Thore ist zweckmäßig eingerichtet. Vgl. Kölreuter, „Die Mineralquellen im Großherzogthum B." (Karlsr. 1820). — 2) Baden in Niederöstreich mit 2400 Einw. Die Lage, an felsigen Kalkgebirgen, ist schön. Ungeachtet widriger Schicksale hat sie sich aus einem Dorfe zum Flecken, endlich zur Stadt emporgehoben, und ist jetzt Sommerresidenz mehrer Erzherzoge von Östreich. Die vorzüglichsten Gebäude sind: die Kirchen, das mit Speise- und Kaffeezimmern versehene Redoutengebäude, in welchem sich auch die Schaubühne befindet, die Häuser der Erzherzoge und das Casino. Neben dem Park beim Theresienbade mit seinen schönen Baumgängen ist der Kalkfelsen, aus welchem die wohlthätige Quelle hervorsprudelt. Die beständige Wärme der Bäder, deren es zwölf gibt, ist gewöhnlich 27—29° R.; die heißesten sind der Ursprung, das Frauen- und Josephsbad. Man badet gemeinschaftlich, jedes der Bäder faßt 40—150 Personen; doch kann man zu bestimmten Stunden auch allein baden. Vorzüglich gesucht ist das Frauenbad, dessen sich der Kaiser selbst bedient. Im Calvarienberg sind Dampfbäder angebracht. Die Höhle beim Ursprung zeichnet sich dadurch aus, daß auf ihrem Fußboden sich eine salzige Masse absetzt, welche badener Salz genannt wird. Das gewöhnliche Ziel aller Spaziergänger ist das Helenenthal. Je weiter man das Thal verfolgt, desto romantischer und wilder werden die Wald- und Felsenpartien. Jährlich kommen 7—8000 Fremde nach B. In der Nähe ist das Schloß Weilburg, welches dem Erzherzoge Karl gehört, und in dem Helenenthale die alten Rittersitze Rauhenstein, Rauhenegg und Felsenegg. Vgl. Schenk, „Die Schwefelquellen zu Baden in Nieder-Östreich" (2. Aufl., Wien 1825). — 3) Baden in der Schweiz, im Canton Aargau, an der Limmat, mit 1700 Einw., in einer sehr angenehmen Gegend. Schon die Römer legten der Heilquellen wegen hier eine Stadt an und bauten eine Feste, castellum thermarum genannt, wo jetzt die Stadt steht. Noch jetzt findet man röm. Inschriften, Bildsäulen, Münzen, Hausgeräthe und andere Alterthümer in und um B. Später waren der Stadt die bis 1712 hier gehaltenen eidgenossischen Tagsatzungen sehr vortheilhaft. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen die katholische Kirche und das Rathhaus, auf welchem 1714 Eugen von Savoyen als

Bevollmächtigter des Kaisers und des Reichs den badener Friedensschluß unterzeichnete. B. hat die Gerichtsbarkeit über die Bäder, die tief unten am Ufer der Limmat liegen. Eine breite, mit einer Reihe von Kirchen, Kapellen und Wohnhäusern besetzte Straße führt dahin. In den am linken Ufer der Limmat liegenden sogenannten großen Bädern befinden sich zwei öffentliche und 142 Privatbäder. Das wärmste oder Veronabad von 37° R. ist ein öffentliches und faßt 80—100 Menschen. In B. lebt die Dichterin Luise Egloff, welche den Ertrag ihrer Pension von 1000 Gulden für Badearme bestimmt hat. Die Figur auf einer Säule im Veronabade soll die Isis sein, von welcher man glaubt, daß sie zu B. einen Tempel gehabt habe. Vgl. Heß, „Badenfahrt" (Zürich 1818) und Schmid und Widerkehr's „Anleitung zum Gebrauch der Heilquellen zu B." (Bad. 1830).

Baden, in der Schweiz, Reichsfriede daselbst mit Frankreich, geschlossen am 7. Sept. 1714. (S. Rastadt.)

Baden, eine dän. Familie, aus welcher mehre Glieder sich als Schriftsteller und Gelehrte bekannt gemacht haben. Von ihnen erwähnen wir: **Jakob B.**, geb. 1735 zu Wordingborg in Seeland, berühmt als Philolog und Gelehrter, studirte zu Kopenhagen, dann seit 1756 zu Göttingen und Leipzig, und hielt, nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1760, zuerst kurze Zeit Vorlesungen in Kopenhagen, ward hierauf Rector am Gymnasium zu Altona, dann an der Gelehrtenschule zu Helsingör, und endlich 1779 Professor der Beredtsamkeit und der lat. Sprache zu Kopenhagen. Als Rector in Helsingör gab er mehre Jahre ein kritisches Journal: „Kiöbenhavns Adresse-Contoirs critiske Journal", in Kopenhagen heraus, worin er fast ohne fremde Beihülfe die mehrsten in Dänemark neu herauskommenden Schriften meistens mit Gründlichkeit und Geschmack beurtheilte. Als Professor förderte B. durch seine Vorlesungen ganz vorzüglich classische Bildung und humanistisches Studium, und war der Erste, der einen akademischen Vortrag über die dän. Sprache hielt. B. gab ein lat.-dän. und dän.-lat. Wörterbuch heraus und schrieb eine lat. Sprachlehre; beide werden noch in verbesserten Ausgaben in vielen gelehrten Schulen Dänemarks benutzt. Außerdem ist er Verfasser einer dän., einer deutschen und einer griech. Grammatik, und hat verschiedene griech. und lat. Autoren ins Dänische gut übersetzt und erläutert, z. B. Xenophon's „Cyropädie", des Tacitus und Horatius sämmtliche Werke u. s. w., letztere in Prosa und zuweilen etwas steif und geschmacklos. Zur Zeit der franz. Republik, als die Blätter und Flugschriften des Tages mit freigeisterischen Ideen angefüllt waren, ließ sich B. dadurch nicht abschrecken, seine entgegengesetzte Meinung unumwunden öffentlich auszusprechen. In einem „Universitets-Journal", das er seit 1793 herausgab, nahm er dann und wann auf jene Äußerungen Rücksicht und zog sich dadurch die Verfolgung der Freigeister zu. Ihre Anfeindungen, nicht Abneigung gegen gesunde liberale Ideen und Druckfreiheit, waren die Ursache, daß B. in diesem Kampfe zu weit ging. Er starb 1804. — Seine Gattin, **Sophie Louise Charlotte Klenov**, geb. 1740, hat sich als Fortsetzerin des „Grandison" (Kopenh. 1792) der literarischen Welt vortheilhaft bekannt gemacht. — Ihr Sohn, **Gustav Ludwig**, geb. 1764, hat, besonders in Beziehung auf vaterländische Geschichte, mehre Werke geschrieben und ist im Besitz trefflicher Sammlungen zur dän. Geschichte. In seinen frühern Arbeiten findet man weniger Paradoxen, und seine Urtheile über historische Personen und Begebenheiten waren damals billiger und gerechter als in seinen neuern Werken. Seine „Danmarks Riges Historie", von 833—1766 (4 Bde., Kopenh. 1829—32), ist seit Holberg die erste ausführlichere Geschichte des dän. Staats, und in dieser Rücksicht allerdings eine höchst verdienstliche Arbeit. Allein wegen der vielen einseitigen Meinungen des Verfassers, der Ungerechtigkeit und Bitterkeit, womit er Alles, was ihm nach persönlichen Anschauungen zuwider ist, behandelt, und auch wegen des öftern Mangels an historischer Kritik, kann das Werk nur mit Vorsicht benutzt werden. Die ihm eigne schlechte, nachlässige

Sprache findet man in dieser, sowie in allen seinen Schriften. — Sein Bruder **Thorlil**, geb. 1765, brachte nach vollendeten Studien mehre Jahre auf Reisen in Deutschland und Italien zu, war seit 1794 Professor der Beredtsamkeit und Philosophie in Kiel und seit 1804 als Secretair der dän. Kunstakademie in Kopenhagen; zugleich Schloßverwalter des Palastes Charlottenburg, welcher der Akademie eingeräumt ist. Letztere Stelle behielt er auch, als er 1823 das Secretariat abgab. In dän. Sprache schrieb er verschiedene, besonders zum Fache der Kunst gehörige kleinere Schriften, z. B.: „Et kort Begreb af det groske Maleries Historie", (Kopenh. 1825). Über den Werth der nordischen Alterthümer und die Anwendung der nordischen Mythologie in den schönen Künsten gerieth er 1820 mit dem gelehrten Forscher der nordischen Alterthümer, Finn Magnusen, in einen langen Streit, indem er zu behaupten suchte, daß die Sagen der nordischen Vorzeit nur als Producte einer neuern Zeit und als leere Erdichtungen einer eiteln Phantasie anzusehen seien. Seine erste Schrift in Beziehung auf diesen Gegenstand: „Om den nordiske Mythol. u. s. w." (1820) erschien etwas später deutsch: „Von der Unbrauchbarkeit der nordischen Mythologie für die bildenden Künste" (Hildesh. 1821). Als Gelehrter und Philolog ist B. im Auslande durch mehre in lat. Sprache geschriebene Abhandlungen und Aufsätze in Journalen, sowie durch eine Ausgabe der Tragödien Seneca's (2 Bde., Lpz. 1821) bekannt.

Baden-Baden (Ludw. Wilh., Markgraf von), s. **Ludwig Wilhelm I.**

Bäder. Die Natur war es, die zuerst den Menschen einlud, in Flüssen und im Meere zu baden, und ihn früh auf den Gedanken brachte, diesen Genuß auch in seine Wohnung zu verpflanzen. Schon bei Homer finden wir das Bad im Hause als eine gewohnte Sitte. Als Ulysses den Palast der Circe betritt, wird ihm zuvörderst das Bad gerüstet, nach welchem er mit köstlichen Essenzen gesalbt und mit einem schönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weise ward jeder Fremdling, der unter ein gastliches Dach einkehrte, zuerst in das reinigende und von der Ermüdung der Reise erquickende Bad geführt, welches das erste Erfoderniß der Bewirthung war. In den folgenden Zeiten legte man theils in den Gebäuden eigne Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder an. Die öffentlichen waren bei den Griechen meistentheils mit den Gymnasien verbunden, weil man sich ihrer nach den Übungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer üppigen Zeit auch hierin den Griechen nach und erbauten prachtvolle Bäder. Die Bäder waren bei Griechen und Römern ein länglich gestaltetes Gebäude, welches zwei Abtheilungen hatte, von denen die eine für Männer, die andere für Frauen bestimmt war. In jeder konnte man kalt und warm baden. In beiden Abtheilungen stießen, der Heizung wegen, die warmen Bäder aneinander. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand sich im Kellergeschoß das Heizzimmer, durch welches sowol das Wasser zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badestuben erwärmt wurde. Über dem Heizzimmer befand sich ein Gemach, in welchem drei kupferne Kessel dergestalt stufenweise über einander gemauert waren, daß der untere unmittelbar über dem Feuer, der zweite über dem ersten und der dritte über dem zweiten stand. So hatte man ein kochendes, laues und kaltes Wasser. Durch besondere mit Hähnen versehene Röhren ward das Wasser aus diesen Kesseln in die daneben befindlichen Badstuben geführt, der Abgang aber aus einem Wasserbehälter sogleich ersetzt. Neben dem Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badestuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem sich Sessel befanden, und um welches herum eine Galerie ging, wo sich die Badenden, ehe sie ins Bad stiegen, und die sie Bedienenden aufhielten. Außerdem befand sich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwitzbade, welches durch Wärmeröhren geheizt ward und laconicum hieß. Dieses Zimmer hatte oben eine Öffnung, durch welche das Licht fiel, und von welcher herab ein eherner Deckel

hing, den man aufziehen und niederlassen konnte, um nach Bedürfniß die Hitze zu vermindern oder wieder zu verstärken. Zum Auskleiden, zum Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es besondere Zimmer; ferner standen noch Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zu Ballspielen und Gärten damit in Verbindung. Alle diese Nebengebäude, nebst einer Menge von Badestuben, enthielt ein öffentliches Bad, das mit den köstlichsten Geräthen und allen zur Annehmlichkeit gehörigen Gegenständen ausgestattet war, in seinem Äußern aber einem weitläufigen Palaste glich. Der immer höhern Genüssen nachspähende Luxus der Römer erbaute in der Folge eigne Wasserleitungen, um Meerwasser in die Bäder zu führen, bediente sich des Schnees von den Gebirgen, und erweiterte diese Anstalten auf eine Weise, daß sie uns noch in ihren Überresten Bewunderung abnöthigen. Vgl. Wichelhausen „Über die Bäder des Alterthums" (Manh. 1807).

Unter den Europäern haben nur die Russen eigenthümliche Badeanstalten, die von allen Volksclassen das ganze Jahr hindurch benutzt werden. Das russ. Bad besteht in einem großen aus Holz gebauten Saale; in demselben erblickt man einen mächtigen metallenen Ofen, mit Flußkieseln bedeckt, welche die Ofenhitze glühend macht. Ringsumher sind breite Bänke. Nach dem Eintritt entkleidet man sich und legt sich ausgestreckt auf die terrassenförmig angebrachten Bänke. Es wird alsdann kaltes Wasser auf die glühenden Kiesel gegossen, ein dicker heißer Dampf erhebt sich, der den Badenden einschließt, auch ihn dergestalt erhitzt, daß der Schweiß über seinen ganzen Körper ausbricht. Von Zeit zu Zeit wird neues Wasser auf die Kiesel gegossen. Das Thermometer steigt in diesen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40—50° R. Nach dem Schwitzbade läßt sich der Russe noch mit eingeweichten Birkenruthen peitschen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Wasser waschen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegossen werden. In Ermangelung des kalten Wassers springt er auch wol unmittelbar nach diesem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder wirft sich in den Schnee. Diese Bäder sind ein Bedürfniß des Volkes, und man trifft sie in jedem Dorfe. Seit dem russ. Feldzuge 1813—15 sind diese Einrichtungen auch außerhalb Rußland bekannt geworden und jetzt fast in ganz Deutschland verbreitet. Bei den Asiaten sind die Bäder ebenfalls in allgemeinem Gebrauche. Die Türken sind vermöge ihrer Religion zu wiederholten täglichen Waschungen verpflichtet; außerdem müssen sich Männer und Weiber unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten besonders baden. Zu diesem Ende findet sich in jeder Stadt mit einer Moschee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatpersonen besitzen eigne Badeanstalten, die mit allen Gegenständen asiat. Üppigkeit ausgeschmückt sind. Außer diesen Bädern haben die Türken noch das trockene Bad der Alten. Die Gebäude, deren sie sich dazu bedienen, sind aus Stein erbaut und enthalten gewöhnlich mehre Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten besteht. Diese Zimmer werden mittels Röhren geheizt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man sich entkleidet hat, wickelt man sich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffeln an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, und geht in das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß; man wird hierauf gewaschen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche gerieben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer andern der Haut zuträglichen Salbe bestrichen. Die türk. Frauen baden auf diese Weise täglich; die Männer nicht so oft. Von eigenthümlicher Art sind die Bäder der Indier. Bei ihnen streckt der Badewärter den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Wasser und beginnt darauf den ganzen Körper desselben mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit zu drücken, zu pressen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt

und ausgereckt; ist er mit einer Seite fertig, so fängt er bei der andern an; bald kniet er auf den Badenden, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er das Rückgrat krachen, indem er alle Wirbel desselben erschüttert, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Theile. Darauf nimmt er ein härenes Tuch und reibt damit den ganzen Körper, bis er fast selbst darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimsstein die harte Haut an den Füßen ab, salbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschert. Diese Behandlung dauert etwa drei Viertelstunden, und man fühlt sich nach derselben gleichsam neu geboren. Ein Wohlbehagen von unaussprechlichem Reiz durchdringt den Körper und löst sich bald in süßen Schlaf auf. Ganz dasselbe Verfahren beobachtete Tilesius in China; er nennt es Massiren, Ramassiren. Vgl. dessen „Neueste ableitende Behandlungsart der krampfartigen Cholera asiatica" (Lpz. 1831). Dort wurde es auch gegen gichtische, krampfhafte und Drüsenkrankheiten mit Erfolg angewendet. In neuern Zeiten hat man in London ein solches Bad ganz nach indischer Art angelegt. Die Arzneikunde hat die heilsamen Wirkungen des Bades durch vielfache Abänderungen zu vermehren gesucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Stoffe, aus denen sie bestehen, durch den Grad der Wärme und durch die Einwirkungsart auf den Körper bestimmt. Man bereitet sie aus Wasser, Milch, Wein u. s. w., bald wärmer, bald kälter, in verschiedenen Abstufungen, mischt ihnen Kräuter, Eisen, Schwefel u. s. w. zu, wie es die Absicht erfodert. Außerdem gibt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf- und elektrische Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald nur auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere sind wieder Sturz- oder Tauch-, Douche-, Spritz- und Tropfbäder; zu den erstern gehört das Regenbad. Unter dem Namen **Bäder** begreift man wohl auch die Mineralquellen insbesondere. Vgl. Mayer's „Rathgeber vor, bei und nach dem Bade" (Pirna 1805); Osann, „Physikal.-medicin. Darstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas" (Berl. 1829). (S. **Brunnen- und Badereisen**, **Dampfbäder**, **Soolbad** u. s. w.)

Badeschwamm, Waschschwamm, ein noch immer räthselhaftes Seeproduct, welches Einige, wie schon Aristoteles, zu den Pflanzenthieren, Andere zu den Pflanzen rechnen. Nach den neuesten Untersuchungen gilt es für eine Pflanzengattung des niedrigsten Organismus, ja nach Anderer Meinung nur für ein Erzeugniß von Polypen. Im frischen Zustande erscheinen sie als ein faseriges Gewebe, bedeckt und durchdrungen von einer gallertartigen Materie, welche gleich Eiweiß abläuft. Indem man aus den verschiedenen Formen, unter welchen sie vorkommen, Arten machte, fand man deren mehr als 200. Im frischen Zustande ist ihre Farbe sehr schön, z. B. roth, gelb u. s. w.; getrocknet sind sie mehr oder weniger bräunlich und gelb. Auch ihre Größe ist sehr verschieden. Am häufigsten findet man sie zwischen den Wendekreisen, gegen den Norden gar nicht. Sie sitzen in verschiedenen Tiefen des Meers, meist da, wo es ohne Strömung ist, an Felsen, von wo sie durch Taucher heraufgeholt werden: ein Geschäft, welches an manchen Orten wegen der damit verknüpften Gefahr zu den ehrenvollsten gehört. Man unterscheidet gewöhnlich Pferde- oder Roßschwämme, die gröbern, und Bad- oder Waschschwämme, die feinern Sorten. Wir erhalten die Schwämme meist aus dem Orient, vorzüglich über Triest und sie sind ein sehr bedeutender Handelsartikel. Man braucht sie nicht blos als geeignetes Reinigungsmittel beim Baden und Waschen, sondern auch, besonders zugerichtet, in der Chirurgie. Nach neuern Untersuchungen enthalten sie **Jodine** (s. d.), weshalb man gebrannten Badeschwamm bei skrophulösen Leiden und gegen den Kropf anwendet. Im süßen Wasser findet sich ein ähnliches Erzeugniß, welches aber getrocknet spröde wird und sehr leicht zerbricht.

Baert (Jean), auch **Bart**, geb. 1651 zu Dünkirchen, nach Andern zu Corban in dem berner Oberamte Münster, der Sohn eines Fischers, schwang sich

unter Ludwig XIV. bis zum Befehlshaber eines Geschwaders empor. Ihm verdankt die franz. Seemacht zum Theil die Achtung, welche sie damals bei andern Nationen genoß. Einst war B. in Versailles, und der König redete ihn an: „Jean Baert, ich habe Euch zum Befehlshaber eines Geschwaders ernannt". „Sire, daran haben Sie wohl gethan", antwortete B. Die Hofleute lachten über die naive Antwort, aber Ludwig sagte zu ihnen: „So antwortet ein Mann, der seinen Werth fühlt". B. nahm seit 1689 eine Menge holl. und engl. Schiffe weg oder richtete sie zu Grunde, landete zu Newcastle und verheerte das Land. Mit drei Kriegsschiffen schlug er 1692 eine holl. Flotte, die, mit Getreide beladen, aus dem baltischen Meere kam, und nahm 16 Kauffahrteischiffe. Als 1694 in Frankreich Getreidemangel entstand, gelang es ihm, in den Hafen von Dünkirchen, ungeachtet der Wachsamkeit der Engländer, mehrmals Schiffe mit Getreide einlaufen zu lassen. Einst entriß er eine Anzahl solcher Schiffe auf die kühnste Art den Engländern, in deren Hände sie gefallen waren, und wurde zur Belohnung in den Adelstand erhoben. Engländer, Holländer und Spanier aber nannten ihn gewöhnlich den franz. Teufel. Der Friede zu Ryswick setzte den Thaten des tapfern Seehelden ein Ziel. Er brachte die letzten Jahre seines Lebens in Dünkirchen zu und starb daselbst 1702.

Baffinsbai, der größte und nördlichste Meerbusen Nordamerikas, eigentlich ein Meer, das vom brit. Steuermann Baffin, der 1612 seine erste Fahrt nach Westgrönland machte, wahrscheinlich auf seiner Reise von 1622—23 zuerst befahren, aber schon 1562 von Bears entdeckt wurde, liegt zwischen 65—78° N. Br. Durch die Baffins- und Davisstraße zwischen dem Cap Chidley an der Küste von Labrador und Cap Farewell an der Küste von Westgrönland strömt dieser Busen in das atlant. Meer. An der südwestl. Seite der Davisstraße hat durch eine Inselmasse die Baffinsbai Verbindung mit der an Walfischen reichen Hudsonsbai. Aus dieser Bai schiffte Capitain Parry 1819, um die nordwestl. Durchfahrt zu suchen. (S. Nordpolexpeditionen.)

Bagdad, Hauptstadt des türk. Paschaliks gleiches Namens, der südl. Theil der Provinz Irak Arabi, liegt größtentheils an der Ostseite des Tigris, über den eine 620 Fuß lange Schiffbrücke geht. Das alte B., die Residenz der Khalifen und einst die größte Stadt der Mohammedaner, jetzt in Trümmern, lag an der Westseite des Flusses. Das neue ist mit einer Mauer von Ziegelsteinen, ungefähr eine deutsche Meile im Umfange, und mit einem fünf bis sechs Klafter tiefen Graben, der aus dem Tigris mit Wasser gefüllt werden kann, umgeben; doch sind die Kanonen auf den zahlreichen Mauerthürmen alt und unbrauchbar. Das Castell bestreicht den Tigris und enthält ein Zeughaus, ist aber kein haltbarer Platz. Die Häuser, größtentheils aus Ziegelsteinen erbaut, sind nur ein Stockwerk hoch, die Straßen unreinlich, ungepflastert und so eng, daß kaum zwei Personen nebeneinander reiten können. Die Häuser der Vermögenden zeichnen sich durch eine bessere Bauart aus. Insbesondere ist der Palast des Statthalters geräumig und hat prachtvoll eingerichtete Zimmer. Die öffentlichen Bäder und die Kaffeehäuser, wiewol in schlechtem Zustande, werden häufig besucht. Auf den Märkten trifft man Überfluß von Lebensmitteln zu wohlfeilen Preisen. B. ist eine Hauptniederlage für arab., indische und pers. Erzeugnisse, sowie für europ. Manufacturwaaren. Einen glänzenden Anblick gewähren die Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orient. Waaren. Die Hauptfabrikate der Stadt bestehen in rothem und gelbem Leder, das in großem Rufe steht, auch in seidenen, baumwollenen und wollenen Zeuchen. Mit Hülfe der Engländer und Perser hat der Pascha eine Kanonengießerei angelegt. B. versieht Kleinasien, Syrien und einen Theil von Europa mit indischen Waaren, die zu Bassora eingeführt, den Tigris in Böten stromaufwärts geschifft und durch Karavanen nach Tokat, Konstantinopel, Aleppo, Damaskus und in die westl. Theile Persiens gebracht werden. Auch mit

Juwelen wird einiger Handel getrieben. Ein engl. Postschiff geht zwischen Bagdad und Bassora. Viele Fremde strömen in B. zusammen, theils in Handelsgeschäften, theils um die Gräber der Heiligen, unter denen sich das des Propheten Ezechiel befindet, zu besuchen. Die Sommerhitze nöthigt die Einwohner, in unterirdischen Gemächern Kühlung zu suchen; dagegen ist es im Winter so kalt, daß man der Heizung bedarf. Dennoch ist die Stadt angenehm, gesund und frei von pestartigen Übeln; doch leiden die Einwohner häufig an Hautkrankheiten. B. wird von Türken, Persern, Juden und einer geringen Anzahl armen. Christen bewohnt; die Türken machen drei Viertheile der Einwohner aus. Die Juden sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk beschränkt und in einem äußerst bedrängten Zustande. Mit Inbegriff der Araber, Hindostaner, Afghanen und Ägypter, die sich hier aufzuhalten pflegen, mag sich die Volksmenge auf 50,000 belaufen. Die Perser, die unter dem besondern Schutze der Regierung einen ausgebreiteten Handel treiben, haben den Ruf der Rechtlichkeit, Umsicht und Aufrichtigkeit. Die höhern Volksclassen sind gegen Fremde höflicher und aufmerksamer, als sonst bei den Mohammedanern der Fall zu sein pflegt; dagegen sind die untern Classen von allen vorherrschenden Lastern des Orients angesteckt, übrigens kühn, unternehmend und zur Widersetzlichkeit geneigt. — B. ward 766 vom Khalifen Abu giafar almansor gegründet, in vier Jahren vollendet und im 9. Jahrh. von Harun al raschid zu hohem Glanze erhoben, 100 Jahre später aber von den Türken zerstört. Im 13. Jahrh. ward es von Dschingis-Khan's Enkel, Holaku, erstürmt, der den regierenden Khalifen ums Leben bringen ließ und das Khalifat vernichtete. Die Nachkommenschaft des Eroberers ward 1416 durch Tamerlan und 1436 durch Kara Yusef vertrieben. Im folgenden Jahrh. bemeisterte sich Schah Ismael, der erste Regent Persiens aus dem Hause Sofi, der Stadt. Seitdem war sie unaufhörlich ein Zankapfel zwischen den Türken und Persern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward sie 1638 vom türk. Sultan Murad IV. erobert, und vergebens versuchte im 18. Jahrh. Nadir Schah, sie den Türken zu entreißen. B. erlangte vorzüglich durch die „Tausend und eine Nacht" romantische Berühmtheit, als der Schauplatz eines großen Theils der Märchen, die dort erzählt werden. Vgl. Buckingham's „Reise (1816) nach Mesopotamien u. s. w." (deutsch, Berl. 1828).

Baggesen (Jens, d.i. Immanuel), ein dän. Dichter, der auch der deutschen Literatur angehört, geb. 15. Febr. 1764 zu Korsör auf Seeland, ward zuerst durch Klopstock, Wieland und Wessel für deutsche Sprache und Poesie begeistert. Der Einfluß Wieland's, und B.'s Talent als humoristischer Dichter, die Mischung des Zarten mit dem Launigen und Possierlichen zeigte sich bereits in den „Comiske Fortällinger", welche dänisch 1785 und deutsch 1792 erschienen, sowie in der Oper: „Holger Danske" (Kopenh. 1790), während er in seinen Oden und Liedern den feierlichen Flug der Klopstock'schen Ode nicht ohne Erfolg versuchte. Sein „Halleluja" und Anderes ward von Kunzen in Musik gesetzt, Mehres von Sander für deutsche Musenalmanache übergetragen. Unterstützt von seinem Gönner, dem Prinzen von Augustenburg, machte er 1789 eine Reise durch Deutschland und die Schweiz nach Frankreich. Die nähere Berührung, in die er auf derselben mit gefeierten Männern und Frauen Deutschlands kam, blieb nicht ohne Einfluß auf seine literarische Thätigkeit. Zu Jena knüpfte er unter andern mit Reinhold eine vertraute Freundschaft. Seit der Zeit betrachtete und liebte er die deutsche Sprache als seine zweite Muttersprache und sang in ihr, was ihm das Liebste war. Der Aufenthalt zu Paris in den ersten Zeiten der Revolution gab seinem stürmischen Freiheitssinne Nahrung und brachte ihn in vielfach anregende Berührungen. Nachdem er sich zu Bern mit des großen Haller's Enkelin, Sophie, vermählt hatte, kehrte er mit ihr nach Kopenhagen zurück, war aber schon 1793 mit öffentlicher Unterstützung wieder in Bern, von wo er über Wien nach Italien reiste und in Fernow's Begleitung Rom besuchte. Die 1796 zu Kopenha-

gen erhaltene Anstellung konnte ihn nur kurze Zeit an das Vaterland fesseln. Auf einer dritten Reise nach dem Auslande 1797 starb seine Frau; in Paris angekommen, heirathete er eine geborene Genferin, die Tochter des Predigers Raybaz, die er 1798 nach Kopenhagen brachte. Schon zwei Jahre darauf verließ er wieder sein Vaterland, reiste nach Paris und beabsichtigte, sich mit seiner Familie für immer in Frankreich niederzulassen, wo er seit 1803 eine Pension aus Dänemark bezog. Er wurde jedoch 1811 mit dem Titel eines Justizraths zum Professor der dän. Sprache und Literatur zu Kiel ernannt, aber schon 1814 nahm er, ohne sein Amt je wirklich angetreten zu haben, seine Entlassung und ging nach Kopenhagen. Während des Aufenthaltes daselbst, wo B. eine jährliche Pension von 1500 Rthlrn. bezog, wandte er einen großen Theil dieser Zeit zu Streitschriften gegen Öhlenschläger an, der diese Angriffe nicht direct erwiederte. Verschiedene jüngere Schriftsteller, zur Öhlenschläger'schen Partei gehörig, griffen dagegen B. an und wurden von ihm wieder angegriffen; B. behandelte Öhlenschläger immer unwürdiger und ungerechter, der Streit ging ins Unendliche und verlor sich am Ende ganz im Nichtigen und Pöbelhaften. Öhlenschläger sah sich zuletzt 1818 gezwungen, eine Erklärung an das Publicum über seine ehemaligen persönlichen Verhältnisse zu B. herauszugeben. Damit schien der Streit einigermaßen beendigt zu sein; B. ließ diese kleine Schrift unbeantwortet; in den Jahren 1819 und 1820 schrieb er nur wenig, und am Schlusse des Jahres 1820 verließ er nebst seiner Familie Kopenhagen und Dänemark ganz, jedoch mit Beibehaltung seiner Pension. Mehre Unglücksfälle trafen in seinen letzten Jahren den leidenden Dichter. Er starb am 3. Oct. 1826, nachdem er, sich wiederum nach dem Vaterlande sehnend, auf der Reise nach Dänemark in Hamburg angelangt war. Wie in B.'s ganzem Wesen Stolz und Demuth, Empfindung und Reflexion, Liebe und Haß, Freidenkerei und Glaube in stetem Kampfe lagen, zeigt sich auch in seinen Gedichten, die oft ein großes Talent, ein inniges Gefühl und eine rege, nicht selten bis ins Riesenhafte bildende Phantasie, nie aber etwas durchaus Ganzes und Vollendetes erblicken lassen. Klopstock, Wieland und Voß waren die Meister, nach denen er sich bildete. Als ihren gelehrigen Schüler zeigte er sich schon in der ersten Sammlung seiner deutschen „Gedichte" (2 Bde., Hamb. 1803) und in den „Haideblumen" (2 Bde., Amsterd. 1808). Sein derselben Zeit angehöriges, an einzelnen Schönheiten reiches idyllisches Epos „Parthenais, oder die Alpenreise" bewährte, insbesondere in seiner letzten Umarbeitung (1812) eine in der Voß'schen Schule erworbene Meisterschaft in Handhabung des deutschen Hexameters. Seine Oper „Die Zauberharfe", componirt von Kuhlau, zog ihm die Anklage eines Plagiats zu. Von nicht hoher Bedeutung ist das 1810 unter doppeltem Namen (Baggesen und Danwaller) herausgegebene „Taschenbuch für Liebende". Immer mehr enthüllte sich von nun an die polemisch-satirische Seite seines Wesens. Fichte, Schelling und die Choragen der neuern deutschen ästhetischen Schule wurden die stehenden Gegenstände seiner Verspottung. In diesem Sinne sollte namentlich sein „Klingklingelalmanach" (Tübing. 1810) den, freilich um jene Zeit vielfach gemisbrauchten südl. Dichtformen das Garaus machen, und sein bis jetzt Handschrift gebliebener „Vollendeter Faust" Allem, was seiner philosophischen und Kunstansicht widerstrebte, namentlich der von ihm sogenannten mystisch-romantischen Schule den Todesstreich versetzen. Sein letztes und größtes Werk in deutscher Sprache: „Adam und Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls" (Lpz. 1826) nennt er selbst „ein humoristisches Epos"; es ist aber unmöglich, mit wenigen Worten die wunderbar gemischte, fast verworrene Natur dieses in gereimten, bald kürzern bald längern Jamben geschriebenen Gedichts zu bezeichnen. Es ist nicht durchgängig humoristisch; der Dichter wird zuweilen trivial-satirisch, zuweilen aber auch ernsthaft und pathetisch. Ermüdend ist die Weitschweifigkeit des Ganzen, und anstößig nicht selten die frivole, tändelnde Manier. Die in dän. Sprache gedruckten dichterischen

Werke B.'s bestehen in lyrischen, epischen und epistolarischen Gedichten, sowie in drei lyrischen Dramen. Seine dramatischen Gedichte sind unbedeutend; allein als Lyriker und komischer Epiker nimmt er in der dän. Literatur eine der höchsten Stellen ein, und in leichter, anmuthig gewandter Behandlung seiner Muttersprache stehen nur wenige Dichter neuerer Zeit in irgend einer Sprache ihm zur Seite. Unter seinen prosaischen dän. Schriften ist die bedeutendste: „Labyrinthen; Digtervandringer i Europa u. s. w." (Das Labyrinth; Dichterwanderungen in Europa, oder Reisen gegen Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrh.) in vier Bänden. Von seinen sämmtlichen poetischen und prosaischen Werken in dän. Sprache sind bis jetzt 11 Bände (1827—31) erschienen. Vgl. „B.'s Briefwechsel mit K. L. Reinhold und Fr. H. Jacobi" (2 Bde., Lpz. 1831). Diese Briefe wurden von B.'s Söhnen, Karl und August, herausgegeben, sind in den Jahren 1790—1801 geschrieben und verbreiten sich über die franz. Revolution und die Umgestaltung der Philosophie durch Kant, Fichte, Schelling u. s. w.

Bagno (ital.) eigentlich Bad, daher der Name mehrer Badeorte in Italien, die man gewöhnlich durch einen Zusatz unterscheidet; dann ein Aufbewahrungsort der Sklaven, und vorzugsweise der Ort bei Galata in der Nähe von Konstantinopel, wo sich auch eine griech. und zwei röm.-katholische Kirchen für die Sklaven befinden.

Bagnocavallo, eigentlich Bartolomeo Ramenghi, geb. um 1486, so genannt nach seinem Geburtsorte in Italien, einer der ausgezeichnetsten Schüler Rafael's, früher Francia's. B. malte mehre Gemälde in den Zimmern des Vaticans, lebte dann zu Bologna, wo seine herrlichen Schöpfungen in der Kirche des h. Petronius, die Carracci studirte, die Zeit vertilgt hat. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde, Maria mit dem Kinde, ist in Dresden. Ein edler Styl und kraftvolle Farbenmischung zeichneten seine Gemälde aus. Er starb 1542.

Bahāma- oder **Lucayainseln**, eine Gruppe von mehr als 500 Inseln und Felsenriffen, von denen aber nur 12 einige Bedeutung haben, meist an der Sandbank von Großbahama. Nebst den Antillen sind sie gewöhnlich in dem Namen **Westindien** (s. d.) miteinbegriffen.

Bahia, vormals S.-Salvador, bis 1771 die Hauptstadt Brasiliens, liegt auf einer durch mehre Forts geschützten Anhöhe von 600 F. an der Allerheiligenbai, welche der Portugiese Christovao Jacques 1503 entdeckte, und wo zuerst Diego Alvarez Correa sich ansiedelte, in einer reizenden Umgebung. B. hat über 180,000 Einw., darunter 40,000 Weiße, ist der Sitz eines Erzbischofs und einer Universität, hat ein sehr gesundes Klima, sowie einen der besten Häfen Brasiliens und treibt den lebhaftesten Handel mit Europa. Bedeutend ist für B. der Walfischfang am Südpol. Ausgeführt werden Farbe- und Nutzhölzer, Gewürz, Südfrüchte, Reis, Maniock, Rindvieh, Zucker, Taback, Baumwolle und eine geringe Sorte Kaffee, heimlich auch Gold und Diamanten. B. wurde 1549 gegründet, kam vorzüglich durch die Jesuiten in die Höhe, welche die Stadt auch 1588 gegen die Engländer vertheidigten. Von 1623—25 war B. im Besitz der Holländer und gewährte 1821 beim Ausbruch der Unruhen in Brasilien den Portugiesen bis 1823 einen Zufluchtsort. Die Statthalterschaft **Bahia** mit 600,000 Einw., von denen 173,000 Sklaven sind, auf 2579 □M. am Flusse S.-Francesco, wird von N. nach S. von den Gebirgen Erio und Champado durchzogen.

Bahrdt (Karl Friedrich), Theolog, geb. 1741 zu Bischofswerda in Sachsen, studirte in Schulpforte und Leipzig. Mit seltenen Fähigkeiten ausgerüstet, that er sich bald hervor, aber diese frühen Erfolge erzeugten einen Geist der Unruhe und Flüchtigkeit in allen seinen Studien, der auf seine ganze literarische Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. B. ward 1762 Katechet in Leipzig, und bei der Universität als außerordentlicher Professor der biblischen Philologie angestellt. Er hatte bereits einige Schriften über Theologie und biblische Kritik herausgegeben,

worin die Richtung seines Geistes und die Meinungen wahrzunehmen sind, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner erwarb ihm noch mehr Ruhm; allein eine jugendliche Ausschweifung nöthigte ihn, 1768 Leipzig zu verlassen. Er begab sich nach Erfurt, wo er als Professor der Philosophie und der hebr. Alterthümer angestellt ward, und erwarb 1769 die theologische Doctorwürde zu Erlangen. In Erfurt schrieb er seine „Briefe über die systematische Theologie" (2 Bde., Eisenach 1770—72), und ohne sich zu nennen, die „Wünsche eines stummen Patrioten" (Erfurt 1770), zwei Werke, deren heterodoxe Sätze ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theologische Facultät zu Wittenberg verurtheilte seine Lehre als ketzerisch, dagegen die göttinger theologische Facultät, minder ungünstig urtheilend, eine Vereinigung beider Parteien zu vermitteln suchte. Mancherlei Unannehmlichkeiten, verbunden mit seiner natürlichen Unruhe, machten ihm seinen Aufenthalt in Erfurt unerträglich. Er ging 1771 nach Gießen, wo er theologische Vorlesungen hielt und mit Beifall predigte; seine heterodoxen Meinungen aber und der Haß der Geistlichkeit, die er zu wenig schonte, zogen ihm neue Händel zu. Sein persönliches Betragen, das nie regelmäßig gewesen, brachte ihn in Kurzem um die öffentliche Achtung. Er nahm 1775 die Einladung an, die zu Marschlins in Graubündten unter dem Namen eines Philanthropins bestehende Erziehungsanstalt zu leiten, blieb aber daselbst, unzufrieden mit dem Vorsteher, nur ein Jahr und ging als Generalsuperintendent nach Türkheim im Fürstenthum Leiningen-Dachsburg. Aber auch hier war sein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ sich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um eine dem Philanthropin ähnliche Anstalt zu errichten, die aber, übel organisirt und geleitet, nicht bestehen konnte. Die zweite Ausgabe seiner Übersetzung des N. Test. veranlaßte den Urtheilsspruch des Reichshofraths, der ihn für unfähig erklärte, irgend ein geistliches Amt zu verwalten und ihm verbot, im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in seinen frühern Schriften ausgesprochenen religiösen Meinungen widerrufen habe. Aller Aussichten beraubt, fand er eine Zuflucht in den Ländern des Königs von Preußen. Er ging 1779 nach Halle, wo er sein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geistlichkeit schonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptsächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unsterblichkeit der Seele nicht zu seinen positiven Sätzen. Zu Halle las er über Philosophie, Rhetorik und alte Sprachen und setzte zugleich seine theologischen Arbeiten fort. Sein Ruf verschaffte ihm Zuhörer; aber sein unruhiger, streitsüchtiger Geist zog ihm neue Widerwärtigkeiten von Seiten der Geistlichen zu. Er verließ die Stadt, um vor den Thoren derselben einen Weinberg zu beziehen, wo er die Rolle eines Gastwirths übernahm und bald ehemalige Zuhörer, sowie Neugierige durch seinen Ruf herbeizog. Zwei Schriften aber, „Das Religionsedict", ein Pasquill auf das preuß. Religionsedict, und „Die deutsche Union", worin der Vorschlag zu einer religiösen Verbindung gemacht wurde, der sowol die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelte ihn in eine Untersuchung, in deren Folge er zu zweijähriger Festungshaft in Magdeburg verurtheilt wurde. Der König setzte diese Zeit auf die Hälfte herab. B. benutzte dieses Jahr, die Geschichte seines Lebens und seiner Meinungen zu schreiben, lebte nach wiedererlangter Freiheit auf die vorige Weise in Halle und starb 1792. Unregelmäßigkeit, selbst bereitetes Unglück und häuslicher Kummer kürzten sein Leben. B. sprach und schrieb mit einnehmender Leichtigkeit; es fehlte ihm, wenn es darauf ankam, nicht an Feuer und Nachdruck. Sein Styl war zierlich und sein mündlicher Vortrag angenehm. Seine Werke, selbst die gelehrtesten, verrathen Mangel an Kenntnissen; es fehlte ihm an der Muße und Geistesruhe, ohne die kein Studium mit Nutzen betrieben werden kann.

Bahrrecht, s. Ordalien.

Bai, ein kleiner sich ins Land erstreckender Meerbusen, der in seiner Spitze bisweilen einen Sack, bisweilen einen Hafen bildet. Die Bucht unterscheidet sich darin von der Bai, daß sie am Eingange sehr breit und am Ende nach dem Lande zu enger ist als die Bai.

Baiern. Das Königreich Baiern grenzt im N. an Kurhessen, die großherzogl. und herzogl. sächs. Lande, die Fürstenthümer und das Königreich Sachsen, im O. und S. an Östreich, im W. an Baden, Würtemberg, das Großherzogthum Hessen und durch den getrennten Rheinkreis an Frankreich, Preußen, Hessen und Baden. Es umfaßt 1382 und ohne den Rheinkreis 1282 □M. Bedeutende Gebirge durchziehen B., im S. die rhätischen und norischen Alpen, im NO. das Gebirge des Böhmerwaldes, im N. das Fichtelgebirge, der Thüringerwald und das Rhöngebirge, im W. die Vogesen und der Spessart. Die Hauptflüsse des Landes sind die schiffbare Donau, welcher die Iller, der Lech, die Isar und der Inn zuströmt, der Main und der Rhein. Nach der Donau zu verflacht sich das Land immer mehr, wird Ebene und bildet sogar bedeutende Moore oder Moose, unter denen das sogenannte Donaumoos bei Ingolstadt 4 □M. und das Erdingermoos an der Isar und Donau 5 □M. einnimmt. Der Boden ist verschieden, sehr fruchtbar sind die Donau- und untere Maingegend, zwischen Donau und Main mangelt es an Flüssen. Das Klima ist im Allgemeinen gesund und mild, nur in den Gebirgen rauh. In den großen Waldungen gibt es viel Wild, im Böhmerwalde Bären und Luchse, und auf den Alpen Gemsen und Murmelthiere. Die Landwirthschaft wird mit Eifer getrieben, ausgezeichnet ist die Rindviehzucht; man erbaut viel Getreide, Flachs, Hanf, Hopfen, Taback und am untern Main sehr guten Wein. In den Gebirgen wachsen viele Arzneipflanzen, namentlich das isländische Moos. Auch an Mineralien, vornehmlich Eisen und Quecksilber, ist B. reich, nur die edlern fehlen. Obschon die Industrie im Steigen ist, so steht B. doch in dieser Beziehung den Grenzstaaten bedeutend nach. Die Zahl der Einw. beträgt 4,120,000; sie sind mit Ausnahme von etwa 3000 Franzosen, 60,000 Juden und einigen Resten slawischer Völker sämmtlich deutschen Ursprungs; von ihnen bekennen sich etwa 2,800,000 zur katholischen und 1,200,000 zur protestantischen Kirche, mit welcher sich in Rheinbaiern seit 1818 die reformirte vereinigt hat. Außerdem gibt es etwa 1000 Mennoniten und Herrnhuter, welchen Freiheit des Cultus zugestanden ist. Vermöge des mit Papst Pius VII. am 5. Jun. 1817 geschlossenen Concordats, das seit 1821 als Staatsgesetz promulgirt worden ist, gibt es in B. zwei Erzbisthümer, zu München und Bamberg, und sechs Bisthümer, zu Augsburg, Eichstädt, Passau, Regensburg, Speier und Würzburg. Die Angelegenheiten der protestantischen Kirche ordnet ein Generalconsistorium. B. hat drei Universitäten, München, bis 1826 zu Landshut, Würzburg und Erlangen, und im J. 1829 7 Lyceen, 18 Gymnasien, 21 Progymnasien, 35 Vorbereitungs-, 16 Studienschulen, 2 Realinstitute und 5394 Volksschulen. Das ganze Königreich, welches 230 Städte, 351 Marktflecken und 15,120 Dörfer zählt, ist in acht Kreise getheilt: 1) Isar-, 2) Unterdonau-, 3) Regen-, 4) Oberdonau-, 5) Rezat-, 6) Obermain-, 7) Untermain-, und 8) Rheinkreis. Als Bundescontingent stellt B. 35,800 M., welche das siebente Armeecorps des deutschen Bundesheeres bilden. Die Militairpflichtigkeit ist allgemein, und seit 1829 auf das vollendete 21. Jahr gesetzt. Der Dienst dauert sechs Jahre. Außer dem Bürgermilitair ist 1813 noch eine Nationalgarde errichtet worden, die aus drei Classen besteht, deren erste die Reservebataillons für die active Armee ausmacht, während die zweite, die mobilen Legionen genannt, innerhalb der Grenzen in Zeiten wirklicher Gefahr dient, und die dritte nur zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit innerhalb der Landgerichtsbezirke verpflichtet ist. Die Constitution vom 26. Mai 1818 gewährt Sicherheit der Person und des Eigenthums, Gewissensfreiheit und Preßfreiheit; letztere jedoch ist durch das Censuredict noch sehr unter die Gewalt

der Policei gegeben, obschon eine strengere Censurordonnanz auf Antrag der Stände zurückgenommen wurde; die Leibeigenschaft ist aufgehoben, alle drei christliche Confessionen haben freie Religionsübung und können die Rechte der Staatsbürger erwerben. Allgemein gesetzliche Kraft erhielt seit dem 1. Jan. 1811 der Codex juris Bavarici judiciarii. Ein allgemeines Strafgesetzbuch wurde 1813 bekannt gemacht; allein es schien ebenso mangelhaft als die allgemeine Proceßordnung, weshalb diese und jenes jetzt der Prüfung unterliegt. Noch nicht vollendet ist das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch. Früher gab es in B., das so viele selbständige Länder in sich vereinigte, nicht weniger als 57 verschiedene Gesetzbücher, und noch jetzt bestehen in den verschiedenen bair. Landgerichten 64 verschiedene Rechtsnormen. Für die Staatsverwaltung gibt es einen Staatsrath, er besteht aus den vier Staatsministern, Kronbeamten und 12—16 Mitgliedern und berathschlagt in drei Sectionen über die wichtigsten innern Angelegenheiten des Reichs. An der Spitze jedes der acht Kreise steht ein Generalkreiscommissair mit einem ausgebreiteten, größtentheils executiven Wirkungskreise; außer ihm besteht noch in jedem Kreise eine Regierung unter einem Präsidenten und eine Kreisfinanzdeputation. Alle Untergerichte, Municipalräthe und Gemeinderäthe sind dem Generalcommissariat untergeben. Die Justizbehörden sind: das Oberappellationsgericht, zugleich der Cassationshof für die Rheinprovinz, die Appellationsgerichte in den einzelnen Kreisen und die Untergerichte. Der Handel wurde durch den Zollverein mit Würtemberg 1828, sowie durch die Aufhebung der Zollstationen auf dem Main, bis auf die von Oettingen, befördert. Indeß haben die Zolleinrichtungen in den nördl. Provinzen den einst bedeutenden Transitohandel sehr herabgebracht. Der Handelsverkehr bleibt daher fast nur auf das Innere des Landes beschränkt. Dagegen ist der Zunftverband seiner alten Fesseln entledigt, und durch mehre zweckmäßige Anstalten, insbesondere durch die öffentliche Ausstellung industrieller Producte, die Landwirthschaft und der Gewerbfleiß vielfach befördert worden. Vergl. Dillinger's „Repertorium der Staatsverwaltung des Königreichs B." (13 Bde., Münch. 1822—27, und 7 Supplem.-Bde., 1822—26). Im engern Rathe des deutschen Bundes nimmt B. die dritte Stelle ein und hat in der Plenarsitzung vier Stimmen. Die Einkünfte betragen nach dem Budget für die Periode von 1831—37 jährlich 28,185,139 Gulden; die Staatsschuld, auf deren Tilgungsfonds 8,100,668 Gulden kommen, betrug am 1. Oct. 1828 123,377,000 Gulden, und die Civilliste 3,188,800 Gulden. Die Prinzen und Prinzessinnen haben den Titel kön. Hoheit. **Wilhelm**, Sohn des Pfalzgrafen Johann von **Birkenfeld**, geb. 10. Nov. 1752, der in Bamberg residirt, und seine Nachkommen haben den Titel herzogl. Durchlaucht. Der pfalzbair. Receß mit Birkenfeld vom 30. Nov. 1803 und das bair. Familiengesetz vom 18. Jan. 1816 erneuerten die Anerkennung der Erbfähigkeit des zweibrückenbirkenfeld'schen Hauses, welche schon der Reichshofrath 1711 und dann der teschner Friede ausgesprochen hatten. Es gibt vier Kronämter: 1) Kron-Oberst-Hofmeister, 2) -Kämmerer, 3) -Marschall und 4) -Postmeister; und sieben Ritterorden: 1) Der St.-Hubertusorden, der erste des Reichs, gestiftet von Gerhard, Herzog zu Jülich und Berg, 1444, zum Andenken eines Sieges, vom Kurf. Johann Wilhelm von der Pfalz 1709 erneuert, und 1808 verändert. Der König ist oberster Ordensmeister. Mitglieder sind die Prinzen des kön. Hauses, 12 Capitulare, dann auswärtige Mitglieder, gekrönte Häupter oder Prinzen aus regierenden Häusern, und fürstliche Ritter aus nicht regierenden Häusern. Die 12 Capitulare erhalten jährliche, nach der Zeit ihrer Ernennung, verschiedene Pensionen. 2) Der Orden des h. Georg, vom Kurfürst Karl Albrecht (Kaiser Karl VII.) am 24. April 1729 gestiftet, oder, da man den Ursprung des Ordens in die Zeiten der Kreuzzüge setzen will, wenigstens hergestellt. Der König ist Großmeister. Mitglieder sind: drei Großpriore, blos Prinzen aus dem bair.

Hause, Großkreuze aus fürstlichen und gräflichen nicht regierenden Häusern, Commandeurs und Ritter. Außerdem ist noch ein Ordensbischof und ein Ordensgroßkanzler. 3) Der Civilverdienstorden der bair. Krone, mit vier Classen, gestiftet vom König Maximilian Joseph am 27. Mai 1808 für Personen, welche in Civilstaatsdiensten sich um das Vaterland besonders verdient gemacht haben. 4) Der militairische Max-Josephorden, gestiftet vom König Maximilian Joseph am 1. März 1806 für ausgezeichnete Kriegsdienste. Der König ist Großmeister des Ordens, der aus Großkreuzen, Commandeurs und Rittern besteht und auch an auswärtige Militairs verliehen wird. Mit ihm sind nach den Graden verschiedene Pensionen verbunden. 5) Der Hausorden vom h. Michael, gestiftet am 29. Sept. 1693 von Joseph Clemens, Kurfürsten zu Köln und geborenem Herzoge von Baiern, erneuert am 11. Sept. 1808 und 6. Aug. 1810, besteht aus drei Classen. Um in eine dieser Classen aufgenommen werden zu können, wird eine Ahnenprobe erfodert. Noch gibt es eine Classe unter der Benennung Ehrenritter, in welche, nach der Willkür des Großmeisters, Männer von Verdiensten, besonders Gelehrte, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand und Religion, aufgenommen werden können. Der dermalige Großmeister des Ordens ist Wilhelm, Herzog in Baiern. 6) Der Theresienorden, für Frauen gestiftet am 12. Dec. 1827, dessen Großmeisterin die Königin ist, und 7) der Ludwigsorden, gestiftet 1828 durch den König Ludwig für 50jährige Dienstleistung. Der ehemalige Verdienstorden des pfälz. Löwen, gestiftet 1768 vom Kurfürsten Karl Theodor, ist durch die Einrichtung des bair. Civilverdienstordens für erloschen erklärt worden. Der Orden der h. Elisabeth, gestiftet von der Kurfürstin Maria Elisabeth, wird den Prinzessinnen und Hofdamen verliehen und hat einen religiösen Zweck. Vgl. Römer's „Geschichte, Geographie and Statistik des Baierlandes" (3 Bde., Münch. 1825 fg.); Rudhart „Über den Zustand des Königreichs B." (Bd. 1, Stuttg. 1825, Bd. 2 und 3, Erl. 1827); und Jäck's „Statistik des Königreichs B. in Beziehung auf Gesetzgebung mit Ausschluß des Rheinkreises" (2. Aufl., Erl. 1829).

Nach Pallhausen und Buchner waren es die celtischen Bojer, ein Hauptbestandtheil der Bajoarier, von welchen die heutigen Baiern abstammen; allein nach Mannert sind die im südl. Deutschland ursprünglich ansässig gewesenen Donaucelten (Bojer) vertilgt oder ausgetrieben worden. In die verheerten Wohnsitze derselben, die um Cäsar's Zeit eine Wüste waren und seit Augustus die röm. Provinzen Vindelicien und Noricum bildeten, zogen um die Zeit der Völkerwanderung reingermanische Völker ein, und am Ende des 5. Jahrh. erwuchsen aus Herulern, Rugiern, Turcilingen und Skyren, vielleicht aus den Überresten der alten Bojer und Quaden, die B a j o a r i e r, ein Völkerbund gleich den Franken, den Markomannen. Sie breiteten sich von Noricum westl. aus bis zum Lech. Regensburg wurde Hauptort. Dieses Land hieß damals Noricum, und war, nach Mannert, den Ostgothen nie unterworfen. Zu dem ostgoth. Reiche gehörte 496 blos das zum Theil von den aufgenommenen Alemannen bewohnte Rhätien, welches der Lech von Baiern schied. Nach dem Falle des ostgoth. Reichs kamen die Franken in den Besitz von Rhätien, und die Bajoarier, obwol sie eigne Herzoge oder Könige hatten, wurden abhängig von den fränk. Königen in Austrasien und erhielten unter ihrem Herzoge Garibald vom fränk. Könige Dagobert (630—60) Gesetze. Diese Abhängigkeit ward aber erst unter den Karolingern befestigt. Die Baiern retteten ihre Vorrechte und die Freiheit, ihre Regenten und Feldherren selbst zu wählen; man ist nicht gewiß, ob sie ihre Fürsten Könige oder Herzoge nannten. Die Geschichte nennt uns um 556 das Geschlecht der A g i l o l f i n g e r, wahrscheinlich ein fränk. Geschlecht und ein Seitenzweig der Merovinger, das bis gegen das Ende des 8. Jahrh. sich in jener Würde behauptete; aus ihnen kennen wir Garibald, der zu Regensburg seinen Sitz hatte. Thassilo I. (590) Regierung wurde durch den Anfang der Kriege mit den slawischen Stämmen und deren Bundesgenossen, den Avaren, merkwürdig;

Odilo, der Schwiegersohn Karl Martell's, nahm den kön. Titel förmlich an, ward aber von seinen Schwägern Karlmann und Pipin besiegt, als er 743 der fränk. Oberhoheit sich förmlich entziehen wollte. Schon im 7. Jahrh. hatten fränk. Missionare, St. Emmeran zu Regensburg und Rupert zu Salzburg, das Christenthum eingeführt. Unter Odilo's Regierung theilte der Erzbischof Bonifacius die bair. Kirche in die vier Bisthümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freisingen. Thassilo II. (748) mußte dem fränk. Könige Pipin, dem Kleinen, auf dem Reichstage zu Compiegne den Vasalleneid schwören, erklärte diesen aber für ungültig und verband sich mit dem Longobardenkönige Desiderius, seinem Schwiegervater, und dem aquitanischen Herzoge. Er nahm 777 seinen Sohn Theodor zum Mitregenten an, schloß nach dem Falle der longobardischen Dynastie, deren Krone Karl der Große sich aufgesetzt hatte, gegen diesen mit den Avaren einen Bund, wurde von Karl besiegt, in der Folge von diesem aufs Neue der verletzten Lehnstreue beschuldigt, von dem Reichstage zu Ingelheim 788 zum Tode verurtheilt und von Karl mit seiner ganzen Familie in Klöster verbannt, wo sein Geschlecht erlosch. Karl hob nun auf einem Landtage in Regensburg 788 die herzogl. Würde in B. auf, obwol es den Titel und Rang eines Herzogthums behielt, bestellte seinen Schwager, den schwäbischen Grafen Gerold, zum Statthalter, und führte die fränk. Lehnsverfassung in Hinsicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein; damals wurde ein bair. Graf Guntram der erste Markgraf der bair. Ostmark, später Östreich genannt. Die Familienbesitzungen der Agilolfinger wurden kön. Kammergüter, der Zehnten für die Geistlichkeit ward eingeführt, der bischöfliche Stuhl zu Salzburg zum Erzbisthume erhoben, und an den Grenzen wurden Markgrafschaften gegen die feindlichen Nachbarn, die Sorben und Böhmen, errichtet. Der Einfluß der Raab in die Donau ward 799 B.'s Grenze, das nun, außer dem eigentlichen B., Tirol, Salzburg, den größten Theil von Östreich, die Oberpfalz, Neuburg, Eichstädt, Anspach, Baireuth, Bamberg, Nürnberg und die Gebiete von Weißenburg, Nördlingen und Dünkelsbühl umfaßte. Bei der Ländertheilung, die Karl der Große vornahm, erhielt Pipin nebst Italien auch B., wie Thassilo II. es besessen hatte. Nach des Kaisers Tode gab Ludwig der Fromme, der einzige seiner Söhne, welcher ihn überlebte, dies Land seinem ältesten Sohne Lothar als Königreich, welches nach dessen Erhebung zur Mitregentschaft auf dem Kaiserthrone 817 an Ludwig den Deutschen fiel. Die weltliche Macht der Bischöfe hatte bisher sich immer mehr befestigt, und die an die Stelle des Statthalters eingesetzten Pfalzgrafen gelangten zu großem Ansehen. Nach Ludwig's Tode 840 ward sein Sohn Karlmann König von B., wozu damals auch Kärnthen, Krain, Istrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Karlmann's Bruder, Ludwig III., folgte ihm 880 durch freie Wahl der Stände B.'s in diesem Lande, wovon aber Kärnthen abgerissen würde; durch seinem Tod 882 kam B. an Karl den Dicken, nach diesem 887 an Arnulf, und dann 899 an dessen Sohn Ludwig IV. Von Karl dem Dicken an machte B. einen Theil der wieder unter Einem Herrn vereinigten Staaten Karl's des Großen aus, litt aber besonders unter Ludwig's Regierung viel durch die Einfälle der Ungarn. Mit Ludwig IV. 911 war das karolingische Geschlecht ausgestorben, und Arnulf II., Sohn des bair. Feldherrn Luitpold, seit 907 Markgraf und Befehlshaber, nahm mit Zustimmung des Volkes die herzogliche Würde und souveraine Gewalt an, als „aus Gottes Vorsehung Herzog der Baiern und der umliegenden Länder", wie er sich selbst schrieb. Nach seinem Streite mit dem deutschen König Konrad empfing er von diesem B. als Lehen. Unter seinen Nachfolgern war B. der Schauplatz fortdauernder Kämpfe von Außen und im Innern, unter denen wir des Pfalzgrafen Arnulf von Scheyern Empörung gegen den Herzog Heinrich I. und der Streitigkeiten Heinrich II. mit Otto und Hezilo gedenken. Wie das deutsche Reich selbst oft mehre Könige neben sich und wider einander hatte, so besaß auch B. mehre Male zwei Herzoge zugleich. Nachdem es durch die entvöl-

kernden Kreuzzüge und den ewigen Wechsel der Herzoge, denen es von den Kaisern bald gegeben, bald genommen worden, einige Jahrhunderte hindurch vielfältig gelitten hatte, erhielt es 1180 nach der Achtserklärung Heinrich's des Löwen (s. d.) der bair. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des erwähnten Arnulf Grafen von Scheyern; jedoch waren Steiermark, die welfischen Familiengüter und mehre bedeutende Ländereien, die letztern zu Gunsten der Geistlichkeit, abgerissen worden.

Dieser Herzog Otto „der Größere", gest. 1183, ist der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauses. Unter seinem thätigen Nachfolger, Ludwig I., ward B.'s Gebiet beträchtlich erweitert; auch erwarb er die Rheinpfalz. Er ward 1231, wahrscheinlich auf Anstiften des deutschen Königs Heinrich, über dessen Empörung gegen seinen Vater, Kaiser Friedrich II., der Herzog sich misbilligend geäußert hatte, ermordet, und hatte seinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter diesem machten sich die Bischöfe unabhängig; doch ward das Gebiet des Staats nicht unbedeutend vermehrt; seine Hinneigung zum Kaiser zog ihm den päpstlichen Bannstrahl zu. Er starb 1253. Seine Söhne, Ludwig und Heinrich, regierten zwei Jahre gemeinschaftlich; sie theilten 1255 sich in das Land, sodaß Ludwig Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern erhielt, dessen Linie schon nach wenig Jahren wieder ausstarb; an Beide zusammen fiel die Erbschaft des unglücklichen Konradin von Hohenstaufen. Einer von Ludwig's beiden Söhnen, Ludwig, gelangte 1314 zur Kaiserwürde, genannt Ludwig IV. oder der Baier (s. d.). Dieser schloß 1329 zu Pavia mit seines Bruders Söhnen einen Theilungsvertrag, nach welchem er ihnen die Unter- und Oberpfalz überließ, für sich aber Oberbaiern behielt, worin auch das Wechseln der Kurstimme zwischen beiden Linien und die Erbfolge derselben nach dem Erlöschen des Mannsstammes der einen oder der andern Linie genau bestimmt wurde. Vermöge dieses Vertrags vereinigte der König Maximilian Joseph 1799 alle Staaten der wittelsbacher Dynastie. Nach dem Erlöschen der niederbair. Linie verband Kaiser Ludwig, nach dem Willen der Stände, ganz Niederbaiern mit Oberbaiern; die Ansprüche der Pfalzgrafen am Rheine und der Herzoge von Östreich wurden dabei nicht beachtet, und sie erhielten blos 1348 eine Abfindung. Kaiser Ludwig, groß als Kaiser Deutschlands und groß als Regent von B., erwarb sich um sein Stammland unendliche Verdienste; indem er ein neues Gesetzbuch für Oberbaiern, eine Gerichtsordnung für Niederbaiern einführte und München das Stadtrecht ertheilte, ordnete er auch die innere Verwaltung. Unleugbar legte er aber durch seine Zurücksetzung der pfälzer Linie den Grund zu dem Familienzwiste dieser und der bair. Linie. Dieser große Kaiser starb am 11. Oct. 1347. Er hinterließ sechs Söhne und ein reiches Erbe, das nicht nur aus B. bestand, sondern mit dem auch Brandenburg, die holländ. und seeländ. Provinzen, Tirol u. s. w. verbunden waren. Doch diese Provinzen gingen durch Theilungen und den Zwist der Linien bald verloren. Die meisten der von den sechs Brüdern gegründeten Linien starben schnell aus; und die Linie München vereinigte das zerrissene Erbe zum Theil wieder. Es vereinigten sich 1506 die ober- und niederbair. Landstände zu einer Landstandschaft, und Herzog Albert II., von der münchner Linie, von den Nachtheilen der bisherigen öftern Theilungen für den Regenten und die Unterthanen überzeugt, errichtete, mit Einwilligung seines Bruders Wolfgang und der Landstände, eine pragmatische Sanction, in welcher das Recht der Erstgeburt eingeführt und die jährliche Abfindung der nachgeborenen Söhne bestimmt wurde. Albert starb 1508. Von seinen drei Söhnen, Wilhelm IV., Ludwig und Ernst, sollte Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinschaftlichen Regierung Wilhelm IV. und Ludwigs, die von 1515 bis zu Ludwig's Tode 1534 dauerte. Beide Fürsten leisteten der Reformation den kräftigsten Widerstand. Luther's ergrimmtester Widersacher, Johann Eck zu Ingolstadt, lebte unter ihrem Schutze, den sie über-

haupt den Jesuiten angedeihen ließen. Wilhelm starb 1550; sein Sohn Albert V., der Großmüthige, folgte ihm. Auch er begünstigte die Jesuiten, war aber ein sehr freigebiger Beförderer der Wissenschaften und Künste. Auf der trienter Kirchenversammlung ermächtigte er seinen Gesandten, den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt vorzuschlagen. Die Landstände erlangten von ihm große Vorrechte. Er starb 1579. Von seinen drei Söhnen folgte ihm der älteste, Wilhelm V., genannt der Fromme, der schon 1596 seinem ältesten Sohne Maximilian I. die Regierung überließ und sich in klösterliche Einsamkeit zurückzog. Mit seiner Genehmigung hatte sich sein Bruder Ferdinand mit Maria Peterbeck, der Tochter eines Rentschreibers zu München, verheirathet, deren Kinder vom Kaiser zu Grafen von Wartenberg ernannt wurden. Maximilian I., mit seltenen Gaben ausgestattet, war die Seele der gegen die Union der Protestanten sich bildenden Liga. Während des dreißigjährigen Kriegs wurde Maximilian vom Kaiser Ferdinand II. 1623 mit der pfälz. Kurwürde und dem Erbtruchseßamte belehnt, und Beides 1628 auf die ganze Wilhelm'sche Linie ausgedehnt. Der westfäl. Friede sicherte Maximilian die Kurwürde, den Besitz der Oberpfalz gegen Verzichtleistung auf das wegen 13 Mill. Gulden liquidirter Kriegskosten verpfändete Oberöstreich, wogegen für die pfälz. Linie eine neue, die achte Kur, errichtet, und deren Nachfolge in Würden und Ländern, nach dem Erlöschen der Wilhelm'schen Linie, festgesetzt ward. Maximilian starb am 27. Sept. 1651 nach einer 55jährigen Regierung. Sein Sohn Ferdinand Maria folgte ihm, und diesem 1679 sein ältester Prinz, Maximilian Emanuel. Dieser erklärte sich in dem span. Erbfolgekriege für Frankreich; daher ward nach der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt 1704 B. von dem Kaiser als ein erobertes Land behandelt, der Kurfürst 1706 geächtet und erst im Frieden zu Baden 1714 wieder in seine Länder eingesetzt. Nach seinem Tode 1726 folgte ihm Karl Albrecht in der Kurwürde. Obgleich dieser die pragmatische Sanction Kaiser Karl VI. unterzeichnet hatte, so nahm er dennoch nach des Kaisers Tode und dem für den König von Preußen glücklichen Anfange des ersten schlesischen Krieges die ganze östr. Erbschaft in Anspruch mit Berufung auf den Ehevertrag zwischen Herzog Albert V. und dessen Gemahlin, Anna, Kaiser Ferdinand I. Tochter, der auch durch Ferdinand's Testament bekräftigt worden war, worin es ausdrücklich geheißen haben soll, „daß Anna, oder deren Nachkommen, alle östr. Staaten erben sollten, wenn Ferdinand's Stamm ohne männliche Erben aussterben würde". In Wien behauptete man dagegen, es stehe in jenem Vertrage: „ohne einige Erben", und dann war das Recht auf Maria Theresia's Seite. Karl Albrecht unterwarf sich mit Gewalt der Waffen ganz Oberöstreich, nahm 1741 den Titel eines Erzherzogs von Östreich an, ließ sich in demselben Jahre nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen und ward sogar 1742 zu Frankfurt zum deutschen Kaiser als Karl VII. gewählt. Doch hiermit hatte er den höchsten Gipfel seines Glücks erreicht. Wie er von Östreich und Böhmen sich hatte huldigen lassen, so ließ, nach der plötzlichen Wendung des Waffenglücks 1743, Maria Theresia sich von B.'s Ständen und der Oberpfalz huldigen. Ungeachtet der zwischen ihm, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und Friedrich II. 1744 geschlossenen Union und der Fortschritte, welche die preuß. Waffen machten, kam Karl besonders durch des östr Feldherrn, Karl's von Lothringen, Talent und Übermacht abermals in die Verlegenheit, B. preisgeben zu müssen. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, indem er am 20. Jan. 1745 starb. Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian Joseph III., der anfänglich auch den Titel eines Erzherzogs von Östreich angenommen hatte, versöhnte sich mit Östreich einige Monate darauf im Frieden zu Füssen am 22. Apr. 1745, trat der Gewährleistung der pragmatischen Sanction bei, sicherte dem Großherzoge seine Stimme zur Kaiserwahl zu, und erhielt dagegen alle von Östreich eroberten bair. Lande zurück. Maximilian Joseph widmete sich nun ganz dem Bestreben, sein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Gewerbfleiß, Bergbau, Ge-

richtspflege, Policei, Finanzwesen und Schulen wurden von ihm mit gleicher Umsicht und regem Eifer beachtet; die Wissenschaften erhielten 1759 einen Stütz- und Vereinigungspunkt durch die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu München, und die Künste fanden an ihm einen großmüthigen Beschützer. Alle seit dem Vertrage von Pavia 1329 bestehende Erbverträge mit dem pfälz. Kurhause bestätigte er, der ohne Kinder war, und vergönnte noch vor seinem Tode dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz die Rechte des Miteigenthums. Sowol nach den Verträgen des Wittelsbach'schen Hauses, als auch nach der Bestimmung des westfäl. Friedens gehörte dem Kurfürsten von der Pfalz unstreitig die Nachfolge in B., als mit dem Absterben Maximilian Joseph's am 30. Dec. 1777 die wittelsbach-bair. Linie erlosch. Aber plötzlich trat Östreich mit Ansprüchen auf Niederbaiern hervor, die es noch vor einer bestimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchsetzen wollte. Der kinderlose Karl Theodor ließ sich bereden, am 3. und 14. Jan. 1778 eine Übereinkunft zu unterschreiben, in welcher er auf die bair. Erbschaft förmlich verzichtete. Allein der Herzog von Zweibrücken erklärte sich als nächster Agnat und muthmaßlicher Erbe, von Friedrich II. dazu veranlaßt, gegen jene Verzichtleistung. Hierdurch wurde der bair. Erbfolgekrieg veranlaßt, der jedoch, ehe noch eine Schlacht geliefert worden war, hauptsächlich nach der russ. Erklärung wider Östreich, durch den teschner Frieden am 13. Mai 1779 beendigt wurde. Dem Kurfürsten von Pfalzbaiern wurde der Besitz B.'s, von welchem Östreich nur das Innviertel mit Braunau erhielt (38 □M.), auf die pfalzbair. Hausverträge zugesichert und verbürgt. Durch diese Vereinigung der bair. Lande erlosch zugleich, nach der Vorschrift des westfäl. Friedens, die achte Kurwürde. Doch 1784 erwachte in Wien der Wunsch nach dem Besitze B.'s mehr als je, und man schlug einen Tauschplan vor, der schon im Anfange des Jahrh. zur Sprache gekommen war. Kaiser Joseph II. nämlich ließ dem Kurfürsten den Antrag machen: B. gegen die östr. Niederlande mit Ausschluß Luxemburgs und Namurs, gegen die Summe von 3 Mill. Gulden für sich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Titels als König von Burgund zu vertauschen. Doch diese von Rußland begünstigten Unterhandlungen scheiterten an der Festigkeit des Herzogs von Zweibrücken, mit welcher dieser, auf Preußens Schutz rechnend, erklärte: „daß er nie seine Einwilligung in eine Vertauschung seiner Erblande geben werde". Der Ernst, mit welchem Friedrich II. der Sache B.'s sich annahm, da er einen solchen Tausch nicht nur als einen Bruch des teschner Friedens, sondern hauptsächlich auch als eine Verletzung des reichsverfassungsmäßigen Gleichgewichts der deutschen Staaten betrachtete, verursachte, daß man in Wien jene Idee wieder fallen ließ und zugleich erklärte: „daß man an einen erzwungenen oder gewaltsamen Tausch nie gedacht habe und nie denken werde". (S. Fürstenbund.) Merkwürdig ward außerdem Karl Theodor's Regierung noch durch den in B. entstandenen Orden der Illuminaten (s. d.), den gegen diese geführten Proceß und den sich wieder emporhebenden Jesuitismus; die Preßfreiheit ward unter diesen innern Kämpfen immer mehr beengt, und es drohte eine Zeit wahrer Verfinsterung einzubrechen. Während des Revolutionskrieges litt die Pfalz sehr viel, und 1796 ward B. selbst der Schauplatz des Krieges.

Mitten in dieser Krisis am 16. Febr. 1799 starb Karl Theodor, ohne Erben, sodaß mit ihm der sulzbachische Stamm des pfälz. Hauses erlosch, und der Herzog Maximilian Joseph (s. d.) von Zweibrücken zum Besitz der gesammten bair. Lande und der Kurwürde gelangte. Der Friede von Luneville am 9. Febr. 1801 machte dem wieder ausgebrochenen Kriege ein Ende, und sein hauptsächlichstes Ergebniß, die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, hatte für B. die wichtigsten Folgen. Indem es auf der einen Seite die sämmtlichen Besitzungen auf dem linken Rheinufer verlor, dazu aber auch noch seine diesseit des Rheins gelegenen pfälz. Lande abtrat, erhielt es dagegen durch den Reichsdeputationshauptschluß eine Entschädigung, wobei sein Gewinn 99¾ □M. mit 216,000 Einw. be-

trug. Die politische Wichtigkeit, welche B. für Östreich wie für Frankreich hatte, trat beim Ausbruche des Krieges von 1805 immer mehr hervor. Als Östreich zu dem neuen Kriege gegen Frankreich sich rüstete, war ihm unter den Fürsten zwischen dem Inn und Rhein der Kurfürst von B. vorzüglich wichtig. Es verlangte von demselben, daß er ohne Anstand seine Truppen mit dem östr. Heere vereinigen sollte, indem es ihm die gewünschte Neutralität verweigerte, die, wie Kaiser Franz am 3. Sept. 1804 an den Kurfürsten schrieb, „Frankreich selbst auch nur so lange wirklich bestehen lassen würde, als sie mit seinem Vortheile vereinbarlich sei". Doch B. fand es seinem Staatsinteresse nicht angemessen, sich Östreich hinzugeben. Bei dem Ausbruche des Krieges vereinigte der Kurfürst gegen 30,000 M. seiner Truppen mit den Franzosen, und der presburger Friede verschaffte diesem Staate eine Vergrößerung von 500 □M. und einer Mill. Einw., seinem Regenten aber die kön. Würde mit vollen Souverainetät, wogegen dieser Würzburg abtrat, welches, statt des an Östreich gefallenen Kurfürstenthums Salzburg, zu einem besondern Kurfürstenthum erhoben wurde. Jetzt setzte B., gleich Würtemberg und Baden, sich auch in den Besitz der in seinen Grenzen eingeschlossenen reichsritterschaftlichen Besitzungen. Das mit Frankreich neu geknüpfte politische Band ward durch die Vermählung der Prinzessin Augusta, des Königs Tochter, mit Eugen Napoleon, dem zum Vicekönig von Italien ernannten Stiefsohne des franz. Kaisers, noch fester geknüpft. Unmittelbare Folge dieser Vereinigung waren die Vertauschung von Berg, das B. an Napoleon abtrat, gegen Anspach, welches Preußen an Frankreich gegen Hanover überlassen hatte, und endlich der wichtigste Schritt: die Unterzeichnung der Rheinbundsacte am 12. Jul. 1806, in welcher B. sich zur Stellung eines Bundescontingents von 30,000 M. und zur Befestigung von Augsburg und Lindau verpflichtete. Dem zufolge mußte B.'s König 1806 an dem Kriege gegen Preußen Theil nehmen und 1809 an dem Kriege gegen Östreich, der den Aufstand in Tirol unter Hofer (s. d.) entflammte. Nach Beendigung des Kriegs erhielt B. bedeutende Vergrößerungen, theils auf Kosten Östreichs, theils durch Tauschverträge mit Würtemberg und Würzburg. Als 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, stellte B. das vertragsmäßige Contingent aufs Neue zur franz. Armee. Nur unbedeutende Trümmer kamen von 30,000 Baiern im Frühjahre 1813 zurück. Doch stellte Maximilian Joseph, ungeachtet aller Schwierigkeiten, abermals frische Truppen unter Napoleon's Befehle, als dieser in den letzten Tagen des Aprils den neuen Feldzug eröffnete. Nicht gering war der Verlust dieses Contingents, das unter dem Oberbefehle des Marschalls Oudinot mit gewohnter Tapferkeit in den Treffen von Luckau und Großbeeren sich auszeichnete. Da änderte sich plötzlich B.'s politisches System. Während eine franz. Beobachtungsarmee bei Würzburg unter Augereau gebildet worden war, hatte sich ein bair. Beobachtungsheer am Inn einer östr. Heeresabtheilung gegenübergestellt. Lange blieben beide Theile unthätig. Der Abmarsch des Augereau'schen Corps, wodurch B. auf dem verwundbarsten Punkte preisgegeben wurde, beschleunigte den Entschluß seines Königs. Der bair. General Wrede schloß mit dem östr. General Frimont am 8. Oct. zu Ried eine Übereinkunft ab, auf welche eine amtliche Erklärung vom 15. Oct. folgte, nach welcher sich B.'s König vom Rheinbunde lossagte und seine Streitkräfte gegen Frankreich wendete. Zugleich vereinigte Wrede, vermöge des Vertrags, worin dem König der bisherige Länderbesitz mit aller Souverainetät, und für die Abtretungen, die er etwa an Östreich machen würde, eine vortheilhafte Abrundung zugesichert wurde, mit seinem Corps das östr., zum Oberbefehlshaber über beide ernannt. In der Schlacht bei Hanau trafen die Franzosen zuerst mit den Baiern zusammen, und im ganzen Verfolg des Krieges bis zum Frieden von Paris 1814 bewährten B.'s Krieger den wohlerrungenen Ruf deutscher Tapferkeit. Beim Ausbruche des neuen Kampfes 1815 trat König Ludwig, als Kronprinz, an die Spitze des bair. Heers. Unterdessen hatte der Congreß zu Wien, und namentlich

die Bearbeitung der deutschen Bundesacte, sowie alle die verschiedenartigen Interessen, die aus dem neu erstehenden europ. und insbesondere deutschen Staatensysteme hervortraten, der bair. Regierung hinlängliche Gelegenheit gegeben, auch ihre diplomatische Kunst zu entwickeln; B. zeigte sich stets auf dem von ihm aufgefaßten Standpunkte eines unabhängigen, souverainen Staats. Nachdem es, in Folge des pariser Friedens vom 30. Mai 1814, Tirol und Vorarlberg an Östreich, gegen Ueberlassung des Großherzogthums Würzburg und Aschaffenburg, bereits abgetreten hatte, überließ es demselben vermöge eines am 14. Apr. 1816 abgeschlossenen Vertrags noch: 1) die Theile des Hausruckviertels und das Innviertel, sowie sie 1809 von Östreich an B. abgetreten worden waren; 2) das Fürstenthum Salzburg, mit Ausnahme der auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegenen vier Ämter, und 3) das Amt Vils. Dagegen erhielt es den ganzen jetzigen Rheinkreis, sowie die ehemaligen fuldaischen Bezirksämter Hammelburg mit Thulba und Saaleck, Brückenau mit Mollen, das Amt Weisers, ausgenommen die Dörfer Melters und Hattenrodt, dann einen Theil des Amts Bieberstein, und die Zusicherung, durch den badischen Main- und Tauberkreis und nach Aussterben der männlichen directen Linie des Großherzogs durch die ganze badische Rheinpfalz entschädigt zu werden. Nachdem aber der frankfurter Receß von 1819 Badens Integrität festgestellt hatte, verlangte B. am 3. Jul. 1827 eine Entschädigung für den einst von Baden an Frankreich abgetretenen Theil der Grafschaft Sponheim, die bis jetzt jedoch noch nicht gewährt worden ist. Durch Maximilian Joseph ward am 5. Jun. 1817 das Concordat mit dem päpstlichen Stuhle abgeschlossen, und durch ihn erhielt B. am 26. Mai 1818 eine Constitution. Er starb auf dem Schlosse Nymphenburg am 13. Oct. 1825. Ihm folgte sein Sohn, unter dem Namen Ludwig I. (s. d.), der im Interesse seines Volkes sogleich bedeutende Reformen im Militair- und Hofwesen vornahm; er verpflanzte am 7. Nov. 1826 die Universität Landshut nach München, um seiner Residenz mehr Glanz zu verleihen, berief an dieselbe freisinnige und gelehrte Männer Deutschlands, gab den Studirenden Freiheiten, deren sie sich nirgend anders erfreuten, häufte daselbst mit ungemeiner Liberalität Kunst- und andere wissenschaftliche Werke, sodaß die Universität schon im nächsten Jahre besuchter war als alle ihre übrigen deutschen Schwestern. Er ward dagegen aber auch der Wiederhersteller mehrer Klöster, selbst vom Bettelorden, und 1830 des von Karl dem Großen gestifteten, im J. 1803 aufgehobenen Benedictinerklosters Methen (Metten). Seit dem J. 1830 zeigte sich namentlich in Rheinbaiern eine größere geistige Aufregung als in irgend einem andern Staate, welche zu beschwichtigen der Fürst Wrede abgesandt werden mußte. Durch die Wahl des Prinzen Otto, geb. 1. Jun. 1815, zum Könige von Griechenland (s. d.) kam Baiern in die engste Verbindung mit diesem Staate. Vgl. Mannert's „Geschichte B.'s" (2 Bde., Lpz. 1826); Klemm's „Gesch. B.'s" (3 Bde., Dresd. 1828) und Böttiger's „Gesch. B.'s" (Erlang. 1832).

Das Herzogthum B. hatte von alten Zeiten her Landstände. Vgl. Rudhart's „Gesch. der Landstände in B." (2 Bde., 2. Aufl., Heidelb. 1819). Auch hat kein anderer deutscher Staat über seine ältere ständische Verfassung eine so reiche Literatur. Vgl. die „Samml. bair. und landständ. Freiheitsbriefe" (Münch. 1779, 4); Panzer: „Über den Ursprung und Umfang der landständ. Rechte in B. (1798);" die „Landtagsverhandlungen von 1429—1513", herausgegeben von Krenner (18 Bde., Münch. 1803—5); und Krenner's „Anleitung zur nähern Kenntniß der bair. Landtage im Mittelalter" (Münch. 1805). Die Stände bestanden aus den gewöhnlichen drei Classen: 1) den Prälaten, unter welchen die Landesuniversität den ersten Platz einnahm, und zu welchen eine Menge ansehnlicher Stifter und ein Großpriorat des Johanniterordens gehörten; 2) der Ritterschaft, deren Besitzungen in 900 Hofmarken bestanden, und 3) dem Bürgerstande der herzogl. Städte und Märkte. Ebenso bedeutend waren auch ihre

Rechte, welche aber früher als in andern Ländern, hauptsächlich durch die Uneinigkeit der Stände selbst, unwirksam wurden. Der letzte Landtag wurde 1669 gehalten, nur besucht von 47 Prälaten, 157 vom Adel und 78 städtischen Abgeordneten; ein Ausschuß der Stände (die Landschaftsverordnung genannt und zuerst nur auf neun Jahre gewählt) maßte sich an, die ständischen Rechte mit Ausschluß seiner Committenten auszuüben. Die Säcularisation der Stifter 1803 machte in die alte Verfassung einen unheilbaren Riß, und 1808 wurden alle alte landständische Einrichtungen ganz aufgehoben. Die meisten übrigen Theile des Königreichs hatten schon früher als selbständige Fürstenthümer des Reichs keine Landstände mehr, oder nie gehabt, wie Bamberg, Würzburg, Augsburg, Freisingen, Regensburg, Speier u. a. Die Constitution, welche für das Königreich Baiern unterm 1. Mai 1808 bekannt gemacht wurde (s. Pölitz's „Europ. Verfassungen", 2. Aufl., Lpz. 1832, B. 1, S. 96—100), enthielt im vierten Titel die Bestimmung über eine neu zu bildende Nationalrepräsentation. In jedem Kreise sollten aus den 200 reichsten Einwohnern sieben Deputirte auf sechs Jahre erwählt werden, welche zusammen die Reichsstände ausmachen sollten. Diese Einrichtung kam aber nicht zur Vollziehung und war nur ein dem Schattenbilde der westfäl. Reichsstände nachgeahmtes Phantom. Daß sie nicht ins Leben trat, war schon darum kein Verlust, weil in dieser Nationalrepräsentation durchaus keine freie Discussion, sondern blos stumme und geheime Abstimmung stattfinden sollte. Bei dem wiener Congresse war Baiern unter denen, welche gegen die damaligen Versuche, eine Art von Normalverfassung für die Landstände aller deutschen Staaten aufzustellen, stimmten, hat aber das Versprechen des 13. Artikel früher und in größerm Umfange erfüllt als andere Staaten, welche zu jener Zeit den Dank der deutschen Völker durch den Eifer verdient haben, mit welchem sie sich dieser Angelegenheit annahmen. Die bair. Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 (in Pölitz's „Europ. Verfassungen", 2. Aufl., 1832, Bd. 1, S. 132—147), mit ihren 10 Beilagen und der unterm 17. Mai 1818 vorangegangenen neuen Einrichtung der Gemeindeverfassung, begründet für das öffentliche Leben Baierns einen neuen Abschnitt. Sie umfaßt, wenn man noch das Concordat vom 24. Oct. 1817 damit verbindet, alle Theile des öffentlichen Rechts und ist, was auch im Einzelnen noch daran zu wünschen übrig bliebe, im Ganzen den innern Verhältnissen des Volkes in hohem Grade gemäß. Bei der Zusammensetzung der Stände hat man das System der zwei Kammern befolgt, und eine erste, oder Kammer der Reichsräthe, durch das Gesetz vom 9. Mai 1828 aus den Kronbeamten des Reichs, den beiden Erzbischöfen, den 16 Häuptern der ehemals reichsständischen Häuser, einem vom Könige dazu erlesenen Bischofe, dem Präsidenten des protestantischen Consistoriums, den vom Könige ernannten 15 erblichen und 12 lebenslänglichen Mitgliedern gebildet; die zweite, oder Kammer der Abgeordneten, hingegen aus fünf Classen zusammengesetzt, sodaß der Zahl nach auf 7000 Familien, also ungefähr auf 35,000 Seelen, ein Abgeordneter kommen soll. Die fünf Classen sind: 1) die Ritterschaft, oder die mit Gerichtsbarkeit versehenen Gutsbesitzer, welches nur Adelige sein können, vertreten durch 14; 2) die Universitäten durch 3; 3) die katholische und protestantische Geistlichkeit, jene durch 9, diese durch 5; 4) die Städte und Märkte, München durch 2, Augsburg und Nürnberg jede durch 1, die übrigen 24 durch gemeinschaftliche, und 5) die Landeigenthümer ohne Gerichtsbarkeit durch 56 Abgeordnete. Die Wahlen kann man vielleicht in Ansehung der Stadt- und Landeigenthümer zu complicirt finden, da sie sich auf die Gemeindeverfassung gründen und, mit Ausschluß aller unmittelbaren Theilnahme der Bürger, nur in die Hände der Magistråte und Gemeindebevollmächtigten gelegt sind. Hierdurch kann es in der Folge leicht dahin kommen, daß sich in diesen Ausschüssen der Gemeinden wieder jener schädliche Corporationsgeist entwickelt, welcher schon in der alten bair. landständi-

schen Verfassung den Ausschuß verleitete, sich für etwas Mehres als bloße Bevollmächtigte anzusehen. Noch bedenklicher ist es, daß alle Abgeordnete schlechterdings nur angesessene Männer aus dem Orte oder Bezirke der Wahl sein müssen. Man hat auch hierin dem falschen Princip nachgegeben, daß in der Ständeversammlung nur die zufälligen individuellen und corporativen Interessen (der Egoismus), nicht die allgemeine Bildung und Einsicht des Volks (die Vernunft), dargestellt werden müsse. Auch ist schon von Andern bemerkt worden, daß die Vermögensbedingungen, nämlich 10 Gulden Steuersimplum, welches ein Grundvermögen von 8000 Gulden voraussetzt, offenbar zu hoch sind und ganze Districte von der Repräsentation ausschließen. Von den nothwendigen Rechten der Repräsentation, wozu wir die wesentliche Concurrenz an Gesetzgebung und Steuerbewilligung, das Recht der Beschwerden und Bitten, auch des Antrags auf Abänderung der Gesetze rechnen, ist den bair. Ständen keins entzogen. Die Stände werden alle drei Jahre zu einem Landtage berufen. Der erste wurde 1819 gehalten, am 4. Febr. durch eine Rede vom Throne eröffnet, und am 25. Jul. durch Ablesung des vom Könige ertheilten Landtagsabschieds vom 22. Jul. geschlossen. Beide Kammern haben ihre Verhandlungen amtlich bekannt gemacht; die der zweiten füllen 14 Bde. (Münch. 1819—20), von der ersten Kammer erschien nur ein Band (Münch. 1819). Eine „Landtagszeitung" ward durch Christoph von Aretin (19 Hefte, Münch. 1819) herausgegeben. Die Öffentlichkeit, womit die Verhandlungen gepflogen wurden, und der echte Geist der Reform, welches der einzige echt-antirevolutionnaire ist, von dem die zweite Kammer belebt war, hat die Augen aller Deutschen auf diese wichtigen Discussionen gelenkt. Die Kammer der Reichsräthe hatte gleich anfangs in der Antwort auf die kön. Eröffnungsrede von einem gegen den Thron anwogenden Volke gesprochen, wogegen sie denselben zu beschützen habe, und dadurch eine Ansicht ihres Berufs und ihrer Stellung gegen die zweite Kammer zu erkennen gegeben, welche bei dieser großen Widerspruch erregte. Überhaupt wurde auf diesem ersten Landtage mehr angeregt als erreicht; denn manche laut ausgesprochene Wünsche, z. B. Nachahmung des engl.-franz. Gerichtsverfahrens, unterlagen damals noch einer reiflichen Prüfung. Der Landtagsabschied versprach künftig mehr Erwägung der ständischen Anträge, als er unmittelbare Genehmigungen ertheilte; er bezeigte Unzufriedenheit mit einigen Schritten der zweiten Kammer; aber im Ganzen schloß er den ersten Act dieser neuen Handlung auf eine würdige und beruhigende Weise, sowie sich in den Ständen ein Geist echter Opposition, welche nur den gesetzmäßigen Gang der Staatsmaschine erhalten, nicht aber ihn hemmen will, als herrschend bewiesen hat. Dies war auch der Fall bei den Verhandlungen während des zweiten bair. Landtags 1822 und des dritten 1825, dessen Verhandlungen Holzschuher in der Schrift: „Der bair. Landtag von 1825" (2 Abth., Erlang., 1826) skizzirt hat. Über den vierten Landtag vom 17. Nov. 1827 bis 18. Aug. 1828 vgl. von Freyberg's „Geschichte der bair. Landstände und ihrer Verhandlungen (2 Bde., Sulzbach 1828 fg.) und Bentzel-Sternau's „Bericht über die Ständeversammlung Baierns" (Zürich 1829). Diesem Landtage verdankt Baiern die Errichtung der Kreisstände oder Landräthe, und die Aufhebung der Militairgerichtsbarkeit in bürgerlichen Rechtssachen. Vgl. Bentzel-Sternau's „Baiernbriefe oder Geist der vier ersten Ständeversammlungen des Königreichs Baiern" (4 Bde., Stuttg. 1831—32). Der fünfte Landtag wurde am 1. März 1831 eröffnet und am 29. Dec. geschlossen. Es waren bei demselben neue Abgeordnete zugegen, da die sechs Jahre der vorigen Deputirten abgelaufen waren. Auch dieser Landtag hat wenig erreicht und sich weder unter sich in seinen beiden Kammern noch mit der Regierung vereinigen können. Die Abgaben sind herabgesetzt worden, und zwar die meisten directen Steuern um $^1/_5$; dem Adel ist der Lehnsreversstempel erlassen; die Wirksamkeit der Landräthe ist erhöht worden, indem ihnen die Hälfte der directen Steuern (zwei Mill.) zu besonderer Verwaltung

für die Provinz überlassen wurde; die Einlösung der Patrimonialgerichtsbarkeit ist zwar gesetzlich anerkannt, aber mit Entschädigungen für die Gutsherren, welche dem Lande fünf Mill. kosten werden. Sehr vielen Anträgen der Abgeordneten versagte die Kammer der Reichsräthe ihre Zustimmung, sodaß sie gar nicht an die Regierung gelangen konnten; andere wurden von der Regierung in dem Landtagsabschiede auf einen künftigen Landtag verwiesen, wie die Abfassung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, eines Handelsgesetzbuches, eines Gesetzes über die reellen Befugnisse und Verhältnisse der Administration zur Justiz, und vieles Andere. Ein Gesetz über Verhütung und Bestrafung der Preßvergehen legte die Regierung vor, allein auch darüber blieben die Kammern unter sich und mit der Regierung uneinig. Über die Staatshaushaltung dauerte der Zwiespalt fort bis zum Schluß; der Widerspruch der Stände gegen einige Ausgaben von 600,000 Gulden und die Verweigerung von 150,000 Fl. für die Krone, hatte noch im Landtagsabschiede eine Rechtsverwahrung zur Folge.

Baillot (Pierre), eins der Häupter der neuern franz. Violinschule, geb. 1771, studirte unter Viotti, kam 1791 in die Kapelle des Grafen von Artois und trat 1803 in das Conservatorium. Von 1805—8 reiste er in dem nördl. Europa und erwarb sich einen ausgebreiteten musikalischen Ruf. Sein Vortrag ist kühn und ernst. Er ist ein Hauptmitarbeiter an der Violinschule, welche zum Gebrauch des Conservatoriums in Paris gedruckt worden ist; sie erschien deutsch: „Violinschule von Rode, Kreutzer und B., geordnet von B.", zu Leipzig. An diese schließen sich seine „Exercices pour le violon" an. Auch mit Levasseur, Catel und Baudiot hat B. eine Violinschule zum Gebrauch des Conservatoriums herausgegeben und diese mit Übungsstücken begleitet. Gegen Ende des Jahres 1831 nahm B. mit einem großen Violinsolo in der kön. Musikakademie öffentlich vom Publicum Abschied. Seine Quartettunterhaltungen aber, die als vorzüglich gerühmt werden, setzt er in seinem Hause fort.

Bailly (Jean Sylvain), geb. zu Paris 1736. Von seinem Vater, Aufseher der kön. Bildergalerie, zum Maler bestimmt, folgte er seiner natürlichen Neigung zu literarischen Beschäftigungen. Er versuchte sich zuerst in der Dichtkunst, gesellschaftliche Verhältnisse aber führten ihn mit Lacaille zusammen, dessen Unterricht ihn ganz für die Astronomie gewann. Er trat 1763 nach Lacaille's Tode in die Akademie und gab die Berechnung vieler von jenem angestellten Beobachtungen von Sternen des Thierkreises heraus; besonders aber beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Trabanten des Jupiter, machte 1766 seinen „Essai sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leurs mouvemens" bekannt, und schrieb 1771 eine Abhandlung über das von den Jupiterstrabanten zurückgeworfene Licht, welches er auf eine sinnreiche Weise zu messen unternahm. Seine schön geschriebenen Lobreden auf Pierre Corneille, Leibnitz u. s. w. wurden so günstig aufgenommen, daß B. beschloß, einen wissenschaftlichen Gegenstand zu bearbeiten, der, eines schönen Vortrags fähig, seinen literarischen Ruf sichern könnte, und er schrieb die „Geschichte der Astronomie" (5 Bde., 1775—87, 4.). Sie fand allgemeinen Beifall, wozu auch die Erörterungen beitrugen, welche darüber zwischen dem Verfasser und Voltaire entstanden, und B. veranlaßten, seine „Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide de Platon" herauszugeben. Er wurde 1785 in die franz. Akademie und später in die Akademie der Inschriften aufgenommen und von der Regierung zum Mitgliede einer Commission ernannt, welche die Wirkungen des von Mesmer entdeckten thierischen Magnetismus prüfen sollte. B. stattete einen doppelten Bericht darüber ab, der seiner Einsicht und Beurtheilungskraft Ehre machte. Die Revolution riß ihn aus seiner friedlichen Laufbahn; er wurde von der Stadt Paris am 12. Mai 1789 zum ersten Deputirten des Bürgerstandes für die allgemeine Ständeversammlung gewählt und in der Ver-

sammlung selbst zum ersten Präsidenten ernannt. Er behielt diesen Platz, nachdem die Deputirten sich zur Nationalversammlung erklärt hatten, und als der König ihnen untersagte sich zu versammeln, war er es, der am 26. Jun. 1789 im Ballhause den Vorsitz führte, wo alle Abgeordnete durch einen Eid gelobten, nicht eher sich zu trennen, bis sie Frankreich eine neue Verfassung gegeben haben würden. Am 16. Jul. zum Maire von Paris ernannt, verwaltete B. auch dieses Amt mit seiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit; aber diese Privattugenden reichten nicht hin, eine aufgeregte Volksmasse in Schranken zu halten, die abwechselnd dem Einflusse entgegengesetzter Parteien preisgegeben war. Die unzureichenden Mittel, welche B. zur Erhaltung einer scheinbaren Ruhe anwendete, konnten wol den Ausbruch der Gährung verzögern, aber nicht ersticken; vielleicht war es selbst zum kräftigsten Widerstande schon zu spät. Ein einziges Mal und bei der gerechtesten Veranlassung griff er zu gewaltsamen Maßregeln, nämlich nach der Rückkehr des Königs von Varennes. Die erhitzten Revolutionnairs wollten, daß man diesen Augenblick benutze, um des Königs Absetzung auszusprechen. Eine große Menge versammelte sich (17. Jul. 1791) auf dem Marsfelde, um auf dem Altar des Vaterlandes eine darauf bezügliche Bittschrift zu unterzeichnen. B. begab sich, von Nationalgarden begleitet, auf das Marsfeld und befahl den Aufrührern, auseinanderzugehen; auf ihre Weigerung ließ er sie zerstreuen. Die Nationalversammlung billigte sein Betragen; dennoch nahm er am 19. Nov. 1791 seine Entlassung. Petion wurde sein Nachfolger. B. zog sich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und lebte auf dem Lande in der Gegend von Nantes. Als die zunehmenden Unruhen ihm auch hier keinen sichern Aufenthalt gestatteten, bot ihm sein Freund Laplace zu Melun Zuflucht in seinem eignen Hause an. Durch die Begebenheiten des 31. Mai 1793 waren indeß die Umstände verändert worden; es rückten Truppen in Melun ein. Laplace unterrichtete B. von der Gefahr, die ihm von Seiten der heftigen Republikaner drohte; aber unglücklicherweise achtete dieser auf die Warnung nicht, sondern kam dennoch. Gleich beim Eintritt in Melun wurde er erkannt. Man schickte ihn nach Paris, wo er am 11. Nov. 1793 von dem Revolutionsgerichte zum Tode verurtheilt und am 12. unter vielen Mishandlungen hingerichtet ward. Er starb mit der ruhigsten Fassung. Seine Verbrechen waren jene auf dem Marsfelde ergriffenen Maßregeln und die Offenheit, mit welcher er sich über die Grundlosigkeit der wider die Königin erhobenen Anklagepunkte geäußert hatte. Nachgelassene Werke von ihm sind: „Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes", und ein Tagebuch während der ersten Zeiten der Revolution vom 21. Apr. bis zum 2. Oct. 1789 (3 Bde., 1804, deutsch von Weyland, Lpz. 1805).

Baireuth: 1) Fürstenthum, s. Anspach; 2) Hauptstadt des bair. Obermainkreises und des ehemaligen Fürstenthums, Sitz der Kreisbehörden, mit Ausnahme des Appellationsgerichts, liegt am rothen Main, hat schöne Umgebungen, breite und regelmäßige Straßen, mit Inbegriff des Städtchens St.-Georg am See, wo ein Zuchthaus, eine Irrenanstalt, Glasschleiferei, Marmor- und Spielkartenfabrik ist, und der Vorstädte 12,000 Einw., ein Gymnasium, ein schönes Schloß, wo der Prinz Pius, Sohn des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, abwechselnd mit Triesdorf bei Anspach, residirt, ein Schauspielhaus, eine Münze, eine lutherische und eine reformirte Kirche. Die Fabriken bearbeiten Bergwerksproducte der Gegend, Taback, und liefern Pfeifen, Töpferwaaren, Tuch, Leder und Pergament. Eine Meile davon liegt das Lustschloß Eremitage; näher bei der Stadt die Lustschlösser Sanspareil und Phantasie, und das blühende Dorf Alt-Baireuth.

Baize, Baitze oder **Beize** nannte man die ehedem übliche Jagd mit abgerichteten Raubvögeln auf Hasen, Hühner, Reiher, Krähen u. s. w. Der bei dieser Jagd zum Aufsuchen und Aufjagen abgerichtete Hund hieß Baizhund.

Bajaderen heißen in Ostindien die öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen. Sie zerfallen in mehre Classen. Die erste Classe bilden die Deredaschis, die in den Tempeln wohnen, von den Priestern unterrichtet werden und durch Gesang und Tanz den Gottesdienst verschönen. Die zweite Classe, Natches, unterscheidet sich von der ersten nur dadurch, daß sie keinem bestimmten Tempel angehören. Die dritte und vierte Classe, die Vestiatris und Cancenis, stehen unter der Aufsicht von Matronen, die sie, namentlich in der Kunst zu gefallen, unterrichten. Die Bajaderen sind nach und nach so zum Gegenstande des Luxus geworden, daß sie bei den geringsten Festen erscheinen, um die Gesellschaft mit ihren Künsten zu unterhalten. Unter ihnen findet man die schönsten Mädchen, gewöhnlich schon von ihrem siebenten Jahre an für diesen Beruf erzogen. Äußerst reich, geschmackvoll und üppig gekleidet, werden die Bajaderen vorzüglich den Europäern gefährlich. Ihr Tanz ist sehr gewandt, zierlich und anständig. Übrigens wird der Stand der Bajaderen in Ostindien für nichts weniger als entehrend gehalten. Den Namen leiten Einige von dem portugiesischen Balladeiras her, Andere mit größerer Wahrscheinlichkeit von der gewöhnlichen Anrede der Frauen, Bhayatri, d. i. Furchtsame.

Bajä, eine kleine Stadt in der Nähe von Neapel, wo jetzt das Castell Baja ist, einst der Ort, wo Alles, was in Rom zur guten Gesellschaft gehörte, Landhäuser hatte, der Lieblingsaufenthalt der Ambubajen und Balatronen, liegt jetzt verödet, nur durch Trümmer alter Bäder, welche für Tempel ausgegeben werden, und durch Spuren ehemaliger Paläste, die unter den Wellen des Meers sichtbar sind, dem Fremden bemerklich. Den Namen soll B. von dem daselbst begrabenen Sohne des Odysseus erhalten haben. Seinen Ruhm verdankt es den warmen Bädern und seiner Lage am reizenden Meerbusen, den nahe Hügel vor den Winden schützen. Schon vor den Zeiten der Cäsaren war B. der Ort, wo die vornehmen Römer sich ohne Scheu den Ergötzungen und Wollüsten hingaben, die diesen bezaubernden Ort in so bösen Ruf brachten, daß der Dichter Properz sein Mädchen nicht schnell genug von dort zurückrufen kann, und Cicero in seiner Vertheidigung des jungen M. Cölius für nöthig hält, sich selbst zu rechtfertigen, daß er einen Menschen in Schutz nehme, der Bajä gesehen hat. Vielleicht haben die Dämpfe seiner heißen Quellen zum Theil die Ungesundheit verursacht, über die man in Cicero's Briefen, der daselbst zwei Landgüter hatte, schon Klagen findet, die jetzt aber bei der Unbewohntheit der Gegend, bei der Versumpfung der Wasserabzüge, in denen Flachs geröstet wird, bedeutend zugenommen hat. Doch unvertilgbar ist der Reiz seiner Lage am Golf, auf dem einzelne Fischerbarken an die Flotten erinnern, die einst, aus dem julischen und misenischen See auslaufend, hier vorüberzogen, im Angesichte von Puzzuoli, den Inseln und dem hochgelegenen Castelle, einem Werke des Vicekönigs Peter von Toledo. Eine geistreiche Schilderung des alten B. findet sich in Zell's „Ferienschriften", Bd. 1.

Bajäzet oder **Bajasid I.**, türk. Sultan, geb. 1347, folgte 1389 seinem Vater Murad I., der in der Schlacht bei Kossova gegen die Serbier geblieben war, nachdem er durch die Erdrosselung seines ältern Bruders Jakob sich den Weg zum Throne gebahnt hatte. In drei Jahren eroberte B. die Bulgarei, einen Theil von Serbien, Macedonien, Thessalien und unterwarf sich die meisten Staaten Kleinasiens. Wegen der außerordentlichen Eroberungen in solcher Schnelle erhielt er den Beinamen „der Blitz". Selbst Konstantinopel schloß B. zehn Jahre hindurch ein und glaubte es durch Hunger zu bezwingen. Um die Stadt zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn, der nachmalige deutsche Kaiser, ein großes Heer zusammen, bei welchem sich auch franz. Truppen unter Anführung des Herzogs v. Nivey mit 2000 Edelleuten befanden, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nikopolis in der Bulgarei an. Allein B. eilte herbei und errang über die verbundenen Ungern, Polen und Franzosen am 28. Sept. 1396 einen entscheidenden Sieg. Sigismund entging verkleidet durch eine schleunige Flucht der Gefangenschaft. Die

Franzosen, durch deren ungestüme Hitze die Schlacht verloren ging, wurden größtentheils gefangen, und B. ließ sie fast alle hinrichten. Jetzt würde B. das griech. Kaiserthum gestürzt haben, wenn nicht 1400 Timur (s. d.) seine Besitzungen in Natolien angegriffen hätte; B. zog ihm entgegen und erlitt am 16. Jun. 1401 bei Angora in Galatien eine gänzliche Niederlage. Er selbst fiel in die Gewalt seines Besiegers, der ihn jedoch mit Großmuth behandelte; denn die Erzählung, daß er von Timur in einem Käfig herumgeführt worden, ist ohne historischen Beweis. B. starb 1403, in Timur's Lager in Karamanien, und ihm folgte in der Regierung sein Sohn Soliman I.

Bajazzo, von dem ital. bajaccia, ein einfältiger Spaß, heißt bei Seiltänzern, Kunstreitern und anderen herumziehenden Gesellschaften der Spaßmacher oder Hanswurst. Andere wollen es von pagliajo, d. i. Häckerling, herleiten, weil der Pajazzo, wie sie ihn schreiben, auf geschnittenem Stroh schlafen mußte.

Bajonnet, s. Bayonnet.

Bajus oder de Bay (Michael), geb. 1513 zu Melin im Hennegau, studirte zu Löwen, war seit 1551 Professor der Theologie daselbst, 1563 und 1564 Mitglied der Kirchenversammlung zu Trient, und gehörte zu den größten Theologen der katholischen Kirche im 16. Jahrh. Er gründete die systematische Theologie, mit Beseitigung der scholastischen Methode, unmittelbar auf die Bibel und die Kirchenväter. Die Schriften des h. Augustinus hatte er neunmal gelesen und bewegte sich daher ganz in dem Ideenkreise dieses Kirchenvaters, dessen Lehren von der gänzlichen Unfähigkeit des menschlichen Willens zum Guten und von der Unverdienstlichkeit guter Werke er gegen die gefälligere Moral der Jesuiten zuerst geltend machte. Die Behauptung, daß der Wille des Menschen, so lange er sich selbst überlassen wäre, nur sündigen könne, daß auch die Mutter Jesu nicht frei von Erb- und wirklicher Sünde gewesen, daß jede Handlung, die nicht aus reiner Liebe zu Gott entspringe, Sünde, und kein Werk der Buße zur Rechtfertigung des Sünders wirksam, sondern Alles allein der Gnade Gottes in Christo zu verdanken sei, und andere Sätze zogen ihm Verketzerungen von Seiten der alten Scotisten und besonders der Jesuiten zu, die es ungeachtet der Gunst, in der B. am span. Hofe stand, doch endlich dahin brachten, daß eine päpstliche Bulle 1567 diese Sätze mit andern ihm angedichteten Lehren verdammte. Zwar unterwarf sich B., doch dauerten sowol die Verfolgungen gegen ihn, als auch die Vertheidigungen des strengen Augustinismus in seinen eignen Vorträgen fort, und da die theologische Facultät zu Löwen ganz auf seiner Seite war, blieb er nicht nur in seiner Würde, sondern wurde auch 1575 zum Dechant zu St. Peter und 1578 zum Kanzler der Universität ernannt, ja der König von Spanien übertrug ihm sogar das Amt eines Generalinquisitors in den Niederlanden. Er starb am 16. Dec. 1589 mit dem Ruhme großer Gelehrsamkeit, reiner Sitten und seltener Bescheidenheit. Seine Augustinischen Ansichten, die man damals **Bajanismus** nannte, erbten auf die Jansenisten fort, als deren Vorläufer er anzusehen ist, und unter ihren Händen erhielten sie eine dem Jesuitismus und den Misbräuchen der Papstgewalt furchtbare Bedeutung. Seine Lehre aber von der reinen, ungetheilten Liebe zu Gott ging auf die Quietisten über. Seine Schriften sind meist polemischen Inhalts; sie wurden von Gerberon (2 Bde., Köln 1696, 4.) herausgegeben.

Balanen, Meereicheln, Entenmuscheln, sind Weichthiere mit mehren kalkartigen Schalen umgeben, welche gegliederte gefranzte Fäden am Bauche herunter haben, die sie aus der Schale herausstecken. Manche haben einen Stiel (Entenmuscheln), andere sitzen auf (Meereicheln). Sie finden sich im Meere auf Felsen und andern Gegenständen, auch an Schiffen und auf anderen Muscheln aufgewachsen. Eine Art sitzt sogar im Speck der Walfische. Von der Entenmuschel fabelte man in früheren Zeiten, daß aus ihr junge Enten auskröchen.

Balbek oder **Baalbek**, das alte Heliopolis in Cölesyrien, auf einem Hü-

gel im türk. Paschalik Akre in Syrien, in einer fruchtbaren Gegend am Fuße des Antilibanon, 15 — 16 Stunden von Damaskus, eine kleine, schlecht gebaute, mit verfallenen Mauern umgebene Stadt, bewohnt von etwa 6 — 7000 Menschen, worunter auch Christen und Juden sind. Die Stadt steht unter einem Aga, der den Titel eines Emir führt. Man findet hier die schönsten Ruinen des Morgenlandes, wovon in der Mitte des 18. Jahrh. eine Gesellschaft reisender Engländer die vollständigste Beschreibung geliefert hat. Schon zu des Augustus Zeiten hatte Heliopolis röm. Besatzung. Ob der prachtvolle Sonnentempel, der, zum Theil noch unversehrt, zu den ausgezeichnetsten Überbleibseln des Alterthums gehört, vom Kaiser Antoninus Pius, auf dessen Münzen er sich zuerst zeigt, erbaut sei, ist ungewiß. Von 54 hohen Säulen stehen nur noch sechs; ihre Schäfte sind 54 F. lang, halten beinahe 22 im Umfange, und die Gesammthöhe mit Inbegriff des Fußgestells und Säulenkopfes beträgt 72 F. Noch sieht man treffliche marmorne Standbilder Jupiter's, Diana's und Leda's, und Abbildungen mehrer röm. Kaiser und Kaiserinnen in erhabener Arbeit und in Brustbildern. Bewundernswerth ist der ungeheure Umfang der Steine, woraus die Mauern des Tempels bestehen. Unter Kaiser Konstantin ward der Tempel in eine christliche Kirche umgewandelt. So blieb er, bis er nach dem Einfall der Araber in Verfall gerieth. Der große Palast, als dessen Erbauer gleichfalls Antoninus Pius genannt wird, und mehre andere Tempel sind ebenfalls von vorzüglicher Schönheit. Abu obeida, ein Feldherr des Khalifen Omar, eroberte die Stadt nach einer tapfern Vertheidigung. Im Jahr 1401 ward sie durch Timur eingenommen und durch ein Erdbeben 1759 fast gänzlich zerstört.

Balbōa (Vasco Nuñez de), geb. um 1475, einer von den span. Abenteurern, welche die Bahn, die Colombo ihnen gezeigt hatte, verfolgten und ihr Glück in Amerika zu machen suchten, indem der span. Hof die Erlaubniß ertheilte, Entdeckungen zu machen, ohne jedoch besondere Unterstützung zu gewähren. B. ging, nachdem er sein Vermögen in Spanien verschwendet hatte, nach Amerika, kam auf der Landenge Darien an und wurde bald der Anführer eines kleinen Haufens Spanier. Es gelang ihm, in dieser Provinz eine Niederlassung zu gründen, indem er die Einwohner theils durch Güte gewann, theils durch Gewalt sich unterwarf. Als er einst mit einem seiner Gefährten über die Theilung einer Summe Gold in Streit gerieth, erbot sich ein Indianer, der die Begierde der Spanier nach Gold bemerkte, ihnen ein Land zu zeigen, wo dieses Metall zu den gemeinsten Geschirren verbraucht würde. Er führte sie an die Küste der Südsee, also auf den Weg nach Peru. B. wagte jedoch nicht, mit seiner Truppe von 150 Mann Peru anzugreifen. Er begnügte sich, Erkundigungen einzuziehen und im Namen des Königs von Spanien Besitz von dem großen Ocean zu nehmen, dessen unabsehbare Fläche sich vor ihm ausbreitete. Als er vier Monate später, mit Gold und Perlen belastet, nach Darien zurückkehrte, fand er einen neuen Statthalter, Pedrarias, dem er nach Ferdinand's Willen gehorchen sollte. B., obschon empört über diesen Undank, fügte sich dennoch und ward im folgenden Jahre zum Vicekönig des Südmeers ernannt. Pedrarias söhnte sich scheinbar mit ihm aus, ließ ihm aber bald nachher wegen vorgeblicher Pflichtverletzungen den Proceß machen, ihn zum Tode verurtheilen und enthaupten. Unter B. hatte sich Pizarro gebildet, der nach ihm die Entdeckung und Besitznahme von Peru vollendete.

Balde (Jakob), geb. zu Ensisheim im Elsaß 1603, Jesuit und Hofprediger des Kurfürsten von Baiern, gehört zu den vorzüglichsten neuern lat. Dichtern. Herder hat dessen Andenken besonders durch treffliche Übersetzungen in der „Terpsichore" wieder geweckt und er sagt von ihm: „Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen für das Wohl der Menschheit und das Glück seines Vaterlandes, strömten aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Er sah die jammervollen Scenen des dreißigjährigen Kriegs. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Ver-

triebenen; zugleich suchte er Deutschlands bessern Geist zu wecken und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkene Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten sieht man seine ausgebreitete, tiefe Weltkenntniß, bei einer echt=philosophischen Geisteswürde. Er ist ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben." In gleichem Sinne sagt A. W. Schlegel: „Ein tiefes, regsames, oft schwärmerisch ungestümes Gefühl, eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen, ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz, ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift, große sittliche Schnellkraft und Selbständigkeit, kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigne Wege wählt und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in B.'s Werken allzu hervorstechend, als daß man ihn nicht für einen ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte." B. starb zu Neuburg in der Pfalz 1668. Es ist zu bedauern, daß er meist nur in lat. Sprache dichtete. Eine Sammlung seiner poetischen Schriften erschien zu Köln (4 Bde., 1660, 12.) und zu München (8 Bde., 1729), eine Auswahl besorgte Orelli (Zürich 1805, 2. Aufl., 1818) und von Clesca (2 Bde., Augsb. 1829). Ins Deutsche wurden B.'s Oden von Neubig (3 Bde., Kempten 1830) und Aigner (Augsb. 1831.) übersetzt.

Balduin III., geb. 1129, König von Jerusalem von 1143 — 62, ein Muster des Ritterthums, das sich in der Periode der Kreuzzüge aus den Begriffen von Ehre, Recht, Andacht und Minne gestaltete. Von der Vormundschaft seiner Mutter Melisenda, unter der er anfangs stand, befreite sich B. 1151 eigenmächtig. Siegreich focht er 1152 bei Jerusalem gegen den Sultan von Aleppo, Nureddin; von ihm 1157 bei der Jakobsfurt am Jordan geschlagen, demüthigte er denselben von Neuem sehr bald bei Putaha, worauf er in Ruhe regierte und sein Reich im Innern und nach Außen sicher zu stellen suchte. B. stand in so großem Ansehen, daß man selbst Sarazenen der Kreuzesfahne folgen und tapfer fechten sah. Durch seine Vermählung mit Theodora, der Tochter des griech. Kaisers Manuel, gewann er an demselben einen treuen Bundesgenossen. Seine Regierung war das letzte Aufstreben des christlich=orient. Ritterthums, das Ende der Lehnsverfassung in geistlicher und weltlicher Hierarchie. B. starb in der Blüte seiner Jahre 1162 zu Tripoliza in Syrien, nicht lange vor dem gänzlichen Untergange seines Reichs, wie man glaubt, an Gift. Als man nach dem Tode des Königs seinem großen Gegner Nureddin rieth, während der ritterlichen Leichenbestattung die Staaten des Verstorbenen anzufallen, antwortete dieser: „Laßt uns ihren Schmerz ehren, er ist gerecht, denn sie haben einen König verloren, wie es wenige gibt". Vgl. Funck's „Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge", Bd. 1.

Baldung (Hans), genannt **Grün**, einer der vorzüglichsten altdeutschen Maler, geb. zu Gmünd in Schwaben um 1470, ein Zeitgenosse Dürer's. Sein Hauptwerk ist ein Altarblatt im Dome zu Freiburg mit der Jahrzahl 1516. Man hat von ihm auch mehre Kupferstiche. B. starb 1545.

Baleāren heißen die beiden Inseln **Majorca** und **Minorca** (s. d.) im mittelländ. Meere, nicht weit von den Küsten von Valencia in Spanien. Sie bilden nebst den pityusischen Inseln, Iviça und Formentera, das span. Königreich Majorca, welches auf 83 □M. gegen 260,000 Einw. zählt. Der Name Balearen ist griech. Ursprungs; er ward ihnen gegeben wegen der außerordentlichen Fertigkeit der Bewohner im Schleudern. Die balearischen Schleuderer zeichneten sich namentlich in Hannibal's Heere sehr aus. In der Folge bemächtigten sich im J. 29 v. Chr. die Römer beider Inseln nebst den pityusischen, dann die Vandalen

unter Genserich 426, und im 8. Jahrh. die Mauren, denen sie Jakob I., König von Aragonien, 1220—34 entriß. Sie machten hierauf ein eignes Königreich aus, das 1375 mit Spanien vereinigt wurde. Minorca ward 1708 durch die Engländer erobert, die es aber 1782 wieder verloren und im Frieden 1783 Spanien überließen.

Balkan, d. i. schwieriger Engpaß, bei den Alten **Hämus**, von den Türken **Buluk-Balkan** oder **Emineh-Dag** genannt, ist das Hauptgebirge der europ. Türkei. Es zieht sich vom schwarzen Meere, wo es im Vorgebirge Emineh sich endigt, bis zum Vorgebirge S.-Steffano am adriat. Meere hin; der höchste Punkt desselben, Palis Cania, über welchen am 20. Jul. 1829 General Roth gegen Astro vordrang, erreicht die Schneelinie und steigt gegen 9000 F. über die Meeresfläche. Bei Sulu Derbent (Porta Trajani) trennt sich dieser Gebirgszug und scheidet Bulgarien von Rum-Ili. Ein Zweig läuft von N. aus gegen S. und bildet das Vorgebirge und den Berg Athos. Ein anderer Zweig, dem der Olymp, Öta, Pindus, Parnaß und Helikon angehören, durchschneidet das alte Griechenland. Die tiefen Schluchten und steilen Abhänge des Balkans machen den Übergang äußerst schwierig; am zugänglichsten ist noch der niedere Emineh-Dag, den auch in der Vorzeit alle von N. her eindringenden Völker als Übergangspunkt wählten. Die bedeutendsten Flüsse des Balkans, dessen Fuß etwa 20 Stunden vom rechten Donauufer anhebt, sind der Kamera-Kamezik und der Ake-Kamezik, die nach ihrer Vereinigung den Namen Buzuk-Kamezik führen und südl. von Varna ins schwarze Meer fließen; der Parawady, welcher nördl. von Schumna entspringt und gleichfalls bei Varna sich ins schwarze Meer ergießt; der Kara-Lom und Ake-Lom, die sich bei Rustschuk mit der Donau vereinigen. Zwischen den beiden Kamezik heißt das Gebirge Kutschuk-Balkan. Die ganze Breite des Balkans von Schumna bis Karinabad ist gegen acht Meilen, bei Faki aber in Rum-Ili gegen 15 Meilen. In seinen Hochebenen ist das Gebirge mit Laubholz bedeckt, die Thäler sind ziemlich angebaut und, zumal südlich von Karinabad, fruchtbar. Unter den sechs Straßen des Balkans führen zwei nach Konstantinopel. Der Hauptpaß ist bei **Schumna** (s.d.). Nach der Niederlage des Großwessirs bei Schumna und der Besiegung der Türken im verschanzten Lager am Kamezik 1829 zog das russ. Heer über den Hauptrücken des Balkan nach Haidhos und Karinabad. Wegen dieses Übergangs erhielt der russ. General Diebitsch vom Kaiser Nikolaus den Beinamen „Sabalkanskoi", d. i. Balkansbezwinger.

Balkh, das alte Baktrien, eine Provinz Afghanistans, durchströmt vom Amu, bewohnt von Usbeken, noch jetzt der Mittelpunkt des Handels mit Indien und China für die Bucharen. Im J. 1825 ward B. durch Mir Murad Bei, den unabhängigen Beherrscher des Staates Sindhy oder Sind in Beludschistan, erobert, der Statthalter (Nadschib-Ullah-Khan) des Königs von Kabul verjagt, und B. von Afghanistan getrennt. Hauptstadt der Provinz ist **Balkh**, sonst blühend, jetzt meist in Trümmern, mit bedeutenden Webereien, besonders in Seide. Sie wurde 1221 durch Dschingis-Khan und 1369 durch Tamerlan erobert.

Ball, ein Tanzfest, soll seinen Namen von der alten niederdeutschen Sitte erhalten haben, daß in den Dörfern sich die erwachsenen Mädchen am zweiten und dritten Osterfeiertage versammelten, um den jungen Frauen, auf deren Hochzeit sie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn angefüllten Ball zu überreichen. Erst wurde dieser auf einer geschmückten Stange durchs Dorf getragen, dann vor dem Hause aufgepflanzt, endlich im Hause selbst der jungen Frau überreicht, wogegen diese verpflichtet war, der auf eigne Kosten schmausenden Gesellschaft und ihren Begleitern freie Musik zum Tanze zu geben. Wahrscheinlicher aber ist die Ableitung dieses Wortes, sowie des franz. bal, woher es wol zunächst in unsere Sprache gekommen ist, von dem barbarisch-lat. und ital. Zeitworte ballare, tanzen, und dem danach gebildeten Hauptworte ballo.

Ballade und **Ballate**, s. **Romanze**.

Ballast nennt man eine Quantität Eisen, Steine oder Sand, welche alle größern Schiffe in den untersten Raum einnehmen, um das richtige Gleichgewicht zu erhalten, sodaß darauf die eigentliche Ladung nicht nachtheilig und dem Laufe des Schiffes hinderlich einwirken kann. Der beste Ballast, dessen sich gegenwärtig fast alle engl. Schiffe bedienen, ist Eisen, welches in den untersten Kielraum gebracht und zur Ausgleichung mit grobem Kies überdeckt wird. Ein engl. Kriegsschiff von 2290 Tonnen Gehalt und 110 Kanonen führt gewöhnlich 180 Tonnen Eisenballast und 370 Tonnen groben Kiesballast, zusammen gegen 11,000 Centner, mit sich. In keinem engl. Hafen darf Ballast ohne Genehmigung der Behörden oder der Admiralität weder eingenommen noch ausgeladen werden. Nur in Kriegszeiten können nach der engl. Navigationsacte Schiffe gezwungen werden, Ballast einzunehmen.

Balle (Nicolai Edinger), geb. auf der Insel Låland 1744, studirte und brachte mehre Jahre im Auslande auf Reisen zu, hielt auch in Leipzig Vorlesungen und stand im Begriff, in Göttingen eine Anstellung anzunehmen, als im Vaterlande sich ihm eine Bahn öffnete und er diese vorzog. B. ward Professor der Theologie zu Kopenhagen, seit 1783 zugleich Bischof in Seeland. Letztere Stelle legte er jedoch nieder, als er Beichtvater des Königs ward. Als Bischof in Seeland wirkte er viel und wohlthätig und erwarb sich als Beamter, Geistlicher und als Vertheidiger der Religion nicht nur die Liebe und Hochachtung eines ausgebreiteten Kreises, sondern auch einen dauernden Namen in der Geschichte und Literatur Dänemarks durch die Herausgabe eines Gesangbuchs, eines Lehrbuchs der Religion und durch die Stiftung eines Instituts zur Bildung der Katecheten. Ihm zu Ehren ließ ein Theil der Einwohner Kopenhagens eine Medaille mit seinem Bildniß prägen und ihm überreichen. B. starb 1816.

Ballei. Am griech. Kaiserhofe zu Konstantinopel gab es einen Groß-Bajulos, Oberhofmeister der kaiserlichen Kinder. Auch der Vorsteher der fremden Kaufmannschaft scheint Bajulos geheißen zu haben, und da derselbe von den Venetianern ernannt wurde, so ging der Titel Balio auf den venet. Gesandten über. Von Griechenland aus verbreitete sich der Staatsname Bajulos (Ballivus, und in Frankreich Bailli, in England Bailiff) in das südl. und westl. Europa und bezeichnete einen Vorsteher. Daher die acht Ballivi des Johanniterordens, welche den hohen Rath desselben ausmachten. In Frankreich waren die kön. Baillis in ihrem Bezirk Anführer des Heerbanns, Domainenverwalter und Richter. Allmälig blieb aber dem Bailli nur das erstere Geschäft übrig, daher er Bailli d'épée hieß, die Justiz aber wurde in seinem Namen durch einen rechtskundigen Amtsverweser, Lieutenant de robe, verwaltet. Auch die Gutsherrschaften, welche mit Obergerichten versehen waren, stellten Baillis an, welche also fast durchaus die erste Stufe der Gerichtsbarkeit bildeten. Von den adeligen Gerichten ging die Appellation an die kön. Ämter, von diesen an die Parlamenter. In den größern Ämtern der bedeutenden Städte hatte Heinrich II. denselben unter dem Namen der Präsidialgerichte eine collegiale Verfassung gegeben. Da alle Gerichtsstellen käuflich waren, bei den Untergerichten an eine Prüfung nicht gedacht wurde, indem man nur foderte, daß die Räthe in den Präsidialgerichten 25 Jahre alt, Licentiaten der Rechte und vom Kanzler examinirt seien, und da die Amtsbezirke in der Regel sehr klein waren, so stand dieser Theil des Richterstandes in der tiefsten Verachtung, und die Baillis waren wegen ihrer Unwissenheit, ihrer lächerlichen Anmaßungen, ihrer Betrügereien und Ungerechtigkeiten ein stehender Charakter auf der Bühne geworden. Deshalb wurden durch eine Verordnung vom 7. Sept. 1770 die kön. Ämter anders eingerichtet; durch die Gesetze vom 4. Aug. 1789 die gutsherrlichen Gerichte abgeschafft und durch die Kreis- oder Landgerichte (tribunaux de première instance) ersetzt. In England wurde der Name Bailiff unter Wilhelm I. gebräuchlich. Die Grafschaften wurden ballivae genannt, und die Unterabtheilungen derselben die Hun-

derschaften (Centen). Da aber die Gerichte der Hunderschaften (Centgerichte) schon lange eingegangen sind, so sind die engl. Bailiffs nur noch eine Art Gerichtsdiener, ähnlich den franz. Huissiers. In einigen Städten führt der oberste Staatsbeamte noch diesen Namen, wie der High Bailiff von Westminster. In London ist der Lord-Major gleichfalls Bailiff und verwaltet als solcher die Criminalgerichtsbarkeit der Stadt, in Oldbailey (dem alten Amt), wo jährlich acht Gerichtssitzungen für die Stadt London und die Grafschaft Middlesex gehalten werden. Gewöhnlich vertritt der Recorder von London (nach dem Wortsinn Stadtschreiber) die Stelle des Richters. Bei dem Johanniter- und dem deutschen Orden nannte man Kreise, in welche die Besitzungen und mit ihnen die Ritter getheilt waren, Balleien. Sie wurden von dem Land-Comthur (Commandeur) regiert. Die einzelnen Ordenshäuser hießen Commenden, Comthureien.

Ballenstedt, eine Stadt mit 3500 Einw. am Harz, in reizender Umgebung. Vor der Stadt ist das Residenzschloß des Herzogs von Anhalt-Bernburg mit einer schönen Kirche, in welcher die Gebeine Albrecht's des Bären beigesetzt wurden. Das Wappen der Grafschaft B. führen nicht allein die Herzoge von Anhalt, sondern auch das Haus Sachsen in ihren Wappen.

Ballet, gleicher Abstammung mit Ball, ist in weiterm Sinne die ästhetische Darstellung eine Reihe leidenschaftlicher Regungen und Gefühle durch mimische und tänzerische Bewegungen. Nach dieser Bedeutung begreift man unter dem Ballet auch Darstellungen von Gemüthsbewegungen ohne Handlung. Im engern Sinne nennt man Ballete Werke der Tanzkunst, deren Zweck es ist, durch mimische Bewegungen und Tänze eine Handlung, Charaktere, Gesinnungen, Leidenschaften und Gefühle mit der höchst möglichen ästhetischen Ausbildung und Schönheit darzustellen, und wobei also mehre Tanzende zusammenwirken. Man kann jene, nach der Analogie der lyrischen Dichtkunst, lyrische Ballete, diese aber, welche eine Handlung darstellen, dramatische Ballete nennen. Das lyrische und dramatische Ballet zusammen machen die höhere Tanzkunst aus, im Gegensatz der niedern, deren Zweck geselliges Vergnügen ist, da hingegen jene auf Erregung der Gefühle des Schönen hinarbeitet. Man theilt die dramatischen Ballete in historische, deren Stoff eine wirkliche Begebenheit ist, in fabelhafte, deren Stoff eine Fabel oder Sage ist, und in poetische, denen ein Werk der Dichtkunst zum Grunde liegt, und zu denen auch die allegorischen gehören, welche ihrer Natur nach die unvollkommensten sein müssen. Gewöhnlich ist ein Ballet in mehre Acte getheilt, deren jeder mehre Entréen hat. Entrée nennt man nämlich im Ballet eine oder mehre Quadrillen der Tänzer, die durch ihre Pas, Gesten und Attituden einen bestimmten Theil der Handlung darstellen. Bei der Beurtheilung eines Ballets hat man besonders zu berücksichtigen: erstens die Wahl des Gegenstandes, welcher Einheit der Handlung oder Leidenschaft haben und einer kunstgemäßen anschaulichen Darstellung durch mimische und tänzerische Bewegungen fähig sein muß; dann aber den Plan und die Ausführung der einzelnen Theile, die unter einander ein richtiges Verhältniß haben müssen, und endlich die Musik und Decorationen, durch welche Dasjenige ergänzt werden muß, was der Tanz dem Auge nicht anschaulich machen kann. Das Ballet ist eine Erfindung der neuern Zeit, wiewol einen pantomimischen Tanz schon die Alten kannten. (S. **Mimik** und **Pantomime**.) Die regelmäßige Form scheint das Ballet im 16. Jahrh. in Italien erhalten zu haben. Besondere Verdienste erwarben sich um dasselbe die Franzosen, und namentlich der Balletmeister Noverre zu Paris. Die häufig in die Oper verflochtenen Tänze verdienen größtentheils den Namen Ballet nicht, da ihnen gewöhnlich kaum eine Idee zum Grunde liegt, sondern ihr Zweck nur der ist, den Tänzern Gelegenheit zu geben, ihre Fertigkeit zu zeigen.

Ballhorn (Joh.), Buchdrucker zu Lübeck in der Zeit von 1531 bis 1599 Schon damals druckte man Fibeln, auf deren letzter Seite gewöhnlich das Bild

eines an den Füßen gespornten Hahns angebracht war. Auch B. druckte eine solche, ließ aber die Sporen weg, legte dem Hahne zwei Eier zur Seite und setzte in Betracht der Veränderungen auf den Titel: „Verbessert durch Johann Ballhorn". Hierdurch brachte B. seinen Namen auf die Nachwelt, und noch jetzt heißt **ballhornisiren** oder **verballhornen** so viel als abgeschmackte und unnütze Veränderungen machen, oder auch etwas verschlechtern statt verbessern.

Ballistik, die Lehre von der Bahn geschossener oder geworfener Körper durch die Vereinigung zweier Kräfte, der Impulsion und der Schwere, erzeugt, deren Gesetze Galilei zuerst entdeckte und de Challes 1674 auf die Geschützkunst anwandte. Die dadurch begründeten Lehren nahmen keine Rücksicht auf den Widerstand der Luft, sondern stellten die Flugbahn blos im leeren Raume als eine krumme, parabolische Linie dar, die auch später und bis auf die neuesten Zeiten bei dem Bombenwerfen zum Grunde gelegt und zu den Berechnungen der Wurfweite und der aus ihnen hergeleiteten Richtungswinkel angewendet wurde. Newton erwies jedoch, daß die Bewegung im widerstehenden Luftraume eine ganz andere sei, als im leeren; Robins setzte 1742 die Untersuchungen fort, konnte aber das wahre Gesetz des Widerstandes für die schnelle Bewegung einer Stückkugel, welche in einer Secunde 8000 F. durchläuft, nicht bestimmen, ohne einige dahin gehörende Differentialgleichungen zu integriren. Dieses geschah erst 1753 durch Euler, dessen Arbeiten der General Tempelhoff in seinem „Bombardier prussien" (Berl. 1781) zur Lösung des ballistischen Problems benutzte, das nachher von Massenbach und Komarzewsky erläutert wurde. In der neuern Zeit hat man es jedoch vorgezogen, für die Kanonen die entsprechenden Ladungen und Richtwinkel durch wiederholte Versuche zu bestimmen, bei dem Bombenwerfen aber der einfachern parabolischen Lehre zu folgen, auf einen mit demselben Pulver und aus dem nämlichen Mörser geschehenen Probewurf gestützt. Vgl. Obenheim's „Ballistique" (Strasb. 1814).

Ballotage nennt man das Abstimmen durch Kugelung. Jeder der Stimmenden erhält eine weiße und eine schwarze Marke oder Kugel (ballotte, und drückt dann beim Einsammeln derselben in das dazu bestimmte Gefäß durch die weiße Kugel die Bejahung, durch die schwarze die Verneinung aus.

Ballspiel, ein gymnastisches Spiel, womit sich bei den Alten sowol die Erwachsenen als die Jugend, vornehmlich auch in den Thermen, beschäftigten. Die Griechen und Römer hatten verschiedene Arten der Bälle. Die meisten waren von Leder und mit Luft aufgeblasen, mithin unsern Ballons ähnlich, oder mit Federn ausgestopft. Von prachtvollen Spielbällen, die aus zwölffarbigen Stücken zusammengesetzt waren, spricht Plato im „Phädrus". In späterer Zeit wurden Übungen im Ballspiel in den Gymnasien unter dem Namen der Sphäristik eingeführt, und Gewandtheit in diesem Spiele wurde hoch geehrt. Auch die Römer ahmten in ihren Ballons die Elementarfarben nach. Man warf sie theils in die Höhe, theils auf die Erde und lief darnach; auch warfen mehre Personen kleine Bälle einander zu, entweder um sich zu werfen oder um sie aufzufangen und zurückzuschlagen. Im Mittelalter hatte man eigne Ballhäuser. Es waren dabei gewisse Personen angestellt, um die Bälle der Spielenden aufzuheben, welche man nach dem Beispiele Frankreichs Nanquets, und späterhin Marqueurs nannte. In Italien gibt es öffentliche Plätze, wo man mit großen Bällen spielt, die mittels eines hölzernen Cylinders, den die Spielenden an der Hand befestigen, sehr hoch geworfen werden.

Balsame nennt man solche harzartige Materien, welche in der gewöhnlichen Temperatur flüssig sind und meist stark und angenehm riechen. Diese Flüssigkeit entsteht von den flüchtigen Ölen, welche allen Harzen beigemischt sind. An der Luft und durch die Länge der Zeit werden die Balsame fest und in concrete Harze umgeändert. Man theilt sie in natürliche und künstliche. Die natürlichen sind vegetabilischen Ursprungs, und fließen entweder aus dem Stamme verschiedener Bäume, oder man gewinnt sie durch das Auskochen der Zweige und Blätter. Die künstli-

chen entstehen durch verschiedene pharmaceutische Zusammensetzungen und sind theils dickflüssig wie Salbe und Öl, theils dünnflüssig und hell wie Wasser. Zu den letztern, welche auch geistige Balsame heißen und meist aus Auflösungen ätherischer Öle bestehen, gehören der Hoffmann'sche Lebensbalsam, der Kiesow'sche und Schauer'sche Balsam, der sogenannte Kopf-, Schlag- und Wundbalsam u. s. w. Unter den natürlichen Balsamen sind die vorzüglichsten: 1) der Balsam von Canada, welcher von der Balsamtanne, die in Canada und Virginien wächst, gewonnen wird; 2) der Copaivabalsam, welcher von dem in Südamerika einheimischen Balsamcopahubaume gesammelt wird; 3) der karpathische Balsam, auch Balsam von Libanon, kommt von der Zembratanne, welche auf den karpathischen Gebirgen in Ungarn, in der Schweiz, Tirol u. s. w. wächst; 4) der Balsam von Mekka oder Gilead, kommt von zwei Bäumen, welche hinter Azab längs der Küste bis an die Straße von Bab el Mandeb wild wachsen und nur in einigen Theilen Arabiens, in Palästina und Ägypten angebaut werden. Man gewinnt ihn durch vorsichtiges Aufritzen der Rinde; der beste aber tröpfelt von selbst aus den Zweigen, jedoch so sparsam, daß ein Zweig täglich nicht mehr als einige Tropfen von sich gibt. Diese Seltenheit, verbunden mit dem Vorurtheile von seiner Wunderkraft, hält ihn in ungemein hohem Preise. Nur selten gelangt er durch vornehme Araber und Türken als ein kostbares Geschenk in die Hände der Europäer. 5) Der Balsam von Peru, sowol von weißer als schwarzer Farbe, wird vom Balsamholzbaume, der im südl. Amerika, vornehmlich in Peru wächst, gewonnen. 6) Der flüssige Storax, auch flüssiger Amber, fließt aus dem Ambrabaume in Virginien, wird aber auch in Ostindien bereitet. 7) Der Balsam von Tolu wird vom Balsambaume, der bei Tolu, einer Stadt nicht weit von Cartagena in Colombia wächst, gewonnen. Bisweilen ist er ganz ausgetrocknet und heißt dann trockener Balsam von Tolu. 8) Unter dem Namen ungarischer Balsam wird oft blos ein reines, feines Terpenthinöl, und unter dem Namen Krummholzöl das Wachholderöl verkauft. Das eigentliche Krummholzöl soll aber aus den Aesten der Krummholzkiefer destillirt werden, und der wahre ungar. Balsam daraus im Frühjahre von selbst ausschwitzen. 9) Der Terpenthin (s. d.). Die Balsame werden meistens nur in der Wundarzneikunst gebraucht, und sie besitzen eine gelind reizende und heilende, schmerz- und krampfstillende Kraft; manche, wie der Copaivabalsam, dienen auch in der Ölmalerei zu verschiedenen Lackfirnissen, zum Auflösen des Gummi-Algarrobe u. s. w. Vgl. Thon's „Waarenlexikon u. s. w." (2 Bde., Ilmenau 1829—32).

Balsamiren oder **Einbalsamiren** besteht in der Kunst, organische Körper, insonderheit menschliche Leichen, mit balsamischen Stoffen dergestalt anzufüllen und zu umgeben, daß dieselben vor Verwesung geschützt bleiben. Die alten Ägypter waren die Erfinder dieser Kunst, welche schon Moses im ersten Buche Cap. 50, V. 2 und 3 erwähnt, und obwol andere Völker, z. B. die Assyrier, Scythen und Perser ihnen folgten, waren sie doch nicht im Stande, jene darin zu erreichen. Der Grund, daß diese Kunst von dem hohen Grade der Vollkommenheit, auf welchem sie bei den alten Ägyptern stand, später so sehr herabgesunken ist, liegt wahrscheinlich in den veränderten religiösen Begriffen und Gebräuchen, welche das Balsamiren der Todten immer seltener machte. In neuern Zeiten wurden nur vornehme und merkwürdige Personen einbalsamirt; allein dieses Balsamiren bewahrt nicht vor Verwesung, sondern hält sie nur auf. Welche antiseptische Mittel die Ägypter gebraucht haben, um ihren Leichen eine Dauer von Jahrtausenden zu geben, ist ungeachtet der eifrigsten chemischen Untersuchungen noch nicht ganz ermittelt. (S. **Mumien**.)

Baltimōre, Stadt und Hafen in der Grafschaft Baltimore im Staate Maryland, an der Nordseite des Flusses Patapsco, der 14 Meilen von da in die Chesapeakebai fällt. B. ward 1729 angelegt bestand 1765 aus etwa 50 Häu-

sern, wurde 1797 zur Stadt erhoben und stieg hierauf durch den Handel dermaßen, daß man die Einwohnerzahl zu 90,000 annimmt. Die Stadt wird in die alte Stadt und Fell's Point eingetheilt, durch ein Flüßchen getrennt, über welches drei schöne steinerne und vier hölzerne Brücken führen. Schiffe von 5—600 Tonnen liegen unterhalb der Stadt, denn nur mit 200 Tonnen können sie bis an selbige gelangen. Der Eingang des Hafens ist schmal und durch das Fort Mac Henry geschützt. Die Lage der Stadt war früher sehr ungesund, doch hat dieser Nachtheil durch die Bemühungen der Behörden aufgehört. Man hat Sümpfe ausgefüllt, und einige Wasserleitungen liefern vorzüglich gutes Trinkwasser. Die Stadt enthält viele ansehnliche Gebäude, unter denen sich das Stadtgefängniß, das Armenhaus, ein Hospital, zwei Theater, der Circus, die große Börse, das Museum und die Gemäldegalerie, fünf Verkaufhallen und über 40 Kirchen und Gotteshäuser für alle Confessionen auszeichnen. Die Paulskirche und die Bank sind vorzügliche Bauwerke, das zu Washington's Ehre errichtete Denkmal und das Monument zum Andenken der Schlacht, in welcher am 13. und 14. Sept. 1814 der Angriff der Engländer unter General Roß abgeschlagen wurden, sind großartig. Die Straßen sind regelmäßig; die Baltimorestraße ist eine engl. Meile lang und 80 F. breit. Das katholische Mariencollegium, gestiftet 1806, hat eine ansehnliche Bibliothek; die medicinische Lehranstalt wurde 1807 angelegt und 1812 zum Range einer Universität erhoben. Von hier nach dem Staate Ohio ist eine Eisenbahn in der Anlage begriffen. B. ist der Sitz des amerik. Tabackhandels, und es liefert die Provinz Maryland nebst Virginien den meisten und besten. Auch das Weizenmehl aus den Dampfmühlen bei B. wird wegen seiner besondern Güte sehr weit verführt. Das früher häufig herrschende gelbe Fieber ist jetzt viel seltener. Zu B. wurde 1831 das erste katholische Concil in der neuen Welt gehalten; zugegen waren sechs Bischöfe, ein Administrator und elf Theologen. Sie erließen einen Hirtenbrief an alle Katholiken in den Vereinigten Staaten, voll von Warnungen gegen den Protestantismus und den religiösen Indifferentismus.

Baltisches Meer, oder die Ostsee, ein großer, mit der Nordsee zusammenhangender Meerbusen, wird durch die Küsten von Dänemark, Deutschland, Preußen, Kurland, Liefland, Rußland und Schweden begrenzt, ist 190—200 deutsche Meilen lang, 24—48 breit, und sein Flächeninhalt beträgt, mit Inbegriff des finnischen und bothnischen Meerbusens, 7000 □M. Seine geringe Breite, die im Durchschnitt nur 15—20 Klafter, an sehr vielen Stellen aber kaum halb so viel betragende Tiefe des Wassers, die flachen preuß. und die meist felsigen schwed. Küsten, vor Allem aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechsel der Winde machen dies Meer für den Seefahrer gefahrvoll, obwol seine Wellen, an und für sich, minder furchtbar sind als die der Nordsee. Eine Inselkette scheidet den südl. Theil der Ostsee vom nördl. oder dem bothnischen Meerbusen. In NO. erstreckt sich bis tief in Finnland der finnische Meerbusen und scheidet diese Provinz von Esthland. Ein dritter Meerbusen ist der rigaische oder liefländische. Das kurische und das frische Haff sind Buchten an der preuß. Küste. Das Gewässer der Ostsee ist kälter und klarer als das des Oceans, es enthält weniger Salztheile, und das Eis hindert jährlich 3—4 Monate lang die Schiffahrt. Ebbe und Flut sind, wie in allen landumgebenen Meeren, unbemerkbar, doch steigt und fällt das Wasser zu Zeiten, wiewol aus andern Ursachen, insbesondere vermöge der reißenden Strömung durch die drei Durchfahrten nach dem Kattegat, nämlich den Sund, den großen und den kleinen Belt. Bei stürmischem Wetter findet man an den Küsten Preußens und Kurlands Bernstein, den die Wellen an das Ufer spülen. Es ergießen sich in die Ostsee gegen 40 Flüsse, darunter die Newa, Düna, Warnow, Trave, Eider, Peene, Oder, Persante, Wipper, Weichsel, Pregel, Niemen, die Dalelfver, die Angermanelfver in Nordschweden und die Masse größtentheils unbedeutender Flüsse des südl. und mittlern Schwedens. Unter den Inseln im baltischen

Meere sind die bedeutendsten: Seeland, Fünen, Bornholm, Sams Öe, Möen, Langeland, Låland, welche zu Dänemark gehören; die schwed. Gottland, Öland, Hween im Sunde; die zu Rußland gehörenden Ålandsinseln am Eingange des bothnischen Meerbusens und Dagoe nebst Oesel an der liefländischen Küste, und endlich die preuß. Insel Rügen. Die Zahl der Schiffe, welche jährlich aus dem baltischen Meere in die Nordsee und aus dieser in jenes einlaufen, ist sehr bedeutend und beträgt mehre Tausende. Durch den Eider- oder schleswig-holstein. Kanal, welcher in der Ostsee bei Friedrichsort seine Einfahrt und in der Nordsee seine Mündung bei Tönningen hat, hangen diese beiden Meere zusammen. Durch diese Verbindung wird vorzüglich in milden Wintern die Getreideausfuhr nach Holland und Frankreich erleichtert.

Balzac (Jean Louis Guez de), geb. zu Angoulême 1594, lebte einige Zeit als Geschäftsführer des Cardinals Lavalette in Rom, und als er nach Paris zurückkehrte, zog er durch sein Talent die Aufmerksamkeit des Cardinals Richelieu auf sich, der ihm ein Jahrgeld und den Titel eines Staatsraths und Historiographen gab. Ohne Tiefe des Geistes und ohne Originalität hatte er sich die Kunst des rhetorischen Vortrags angeeignet, und er gehört zu Denjenigen, die zur Ausbildung der franz. Prosa viel beigetragen haben. Unter seinen didaktischen Schriften ist vorzüglich „Le prince" zu bemerken; am meisten aber gewann er durch seine Briefe Beifall. Heftige literarische Streitigkeiten mit dem Pater Goulu veranlaßten ihn, Paris zu verlassen. Er zog sich auf sein Gut Balzac an der Charente zurück, wo er 1655 starb. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu Amsterdam (1684, 3 Bde., 12.).

Bamberg, ein merkwürdiger Punkt in Deutschlands Culturgeschichte, vormals Haupt- und Residenzstadt eines Hochstifts, jetzt Sitz der Provinzialbehörden des bair. Obermainkreises, einer Regierung, eines Appellationsgerichts und eines Erzbischofs, liegt in einer reizenden und fruchtbaren Gegend an der schiffbaren Regnitz, die vorzüglich den Handel befördert, und hat gegen 20,000 Einw. Unter die Sehenswürdigkeiten gehört das Schloß auf dem Petersberge, vom Bischof Lothar 1702 erbaut, jetzt die Residenz des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld; die gothische, 1110 erbaute und seit 1828 im ursprünglichen Baustyle hergestellte Domkirche mit ihrem Kirchenschatze und den Grabmälern Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde, Konrad III. und des Papstes Clemens II., die schöne Universitätskirche u. s. w. Die Universität zu B. entstand aus dem 1585 errichteten Gymnasium; sie ward 1647 vom Bischof Otto gestiftet und 1648 eingeweiht, vom Bischof Friedrich Karl durch die juristische und medicinische Facultät erweitert, 1803 aufgehoben und in ein Lyceum verwandelt, in welchem der vollständige philosophische und theologische Cursus vorgetragen wird. Das ehemalige prachtvolle Michaelískloster auf dem Mönchsberge ist in ein Hospital verwandelt, welches Ludwigshospital heißt; mit demselben steht die neuerrichtete medicinisch-chirurgische Lehranstalt in Verbindung. Die Bibliothek unter Jäck's Leitung hat einen Reichthum an seltenen Handschriften. Zur Anlegung einer vaterländischen Kunstsammlung hat der Kunsthistoriker Joseph Heller, der in B. lebt, ein bedeutendes Vermögen verwendet. Berühmt sind B.'s Bierbrauereien und Gärten. Mehr als 500 Gärtner treiben einen ausgebreiteten Handel mit Gartengewächsen, Obst, Süßholz, Anis, Koriander und Sämereien. Das beste Obst gedeiht im Landgerichte Scheßlitz; treffliche Baumschulen gibt es im Landgerichte Lichtenfels und die besten Wallnüsse findet man bei Würgau. Vgl. Jäck, „B., wie es war und wie es jetzt ist" (Bamb. 1818). B. entstand aus der alten Babenburg, deren Trümmer noch jetzt im W. von B. sichtbar sind. Dort hatte das alte Geschlecht der Grafen von Babenberg seinen Sitz und war im Besitze der Umgebung. Nach der Enthauptung Adalbert's von Babenberg 908 ward die Gegend durch Gaugrafen regiert. Heinrich, Herzog von Baiern erhielt diesen Gau 975; sein

Sohn Heinrich II., dem er als Erbe zufiel, erhob B., nachdem er deutscher König geworden war, 1007 zum Bisthum und setzte seinen Kanzler, Eberhard, als ersten Bischof von B. ein. Obschon die Kaiser und Päpste ursprünglich die Bischöfe von B. einsetzten und längere Zeit bedeutenden Einfluß auf die Wahl derselben äußerten so hatte doch das Capitel seit 1398 gänzliche Wahlfreiheit erlangt. Die fortwährend friedliche Regierung der Bischöfe zu B. ward nur einmal gestört, als 1435 die Bürger B.'s sich zusammenrotteten und mit Gewalt den Bischof Anton von Rotenhahn vertrieben. Durch die Reformation, welche der Bischof Wigand von Redwitz vergebens zu hindern sich bemühte, verlor das Bisthum 1535 mehr als die Hälfte seiner Besitzungen. Nach dieser Periode war es sehr oft mit Würzburg unter einem Bischofe vereinigt und erhielt sich bis 1802, wo es in Folge des luneviller Friedens säcularisirt und Pfalzbaiern zugetheilt ward. Es umfaßte damals 65 □M. mit 200,000 Einw. Große Verdienste um B. erwarben sich in den letzten Zeiten die Bischöfe Lothar Franz Graf von Schönborn, gest. 1729; Friedr. Karl Graf von Schönborn, gest. 1746; Phil. Ant. von Frankenstein, gest. 1757; Adam Friedr. Graf von Seinsheim, gest. 1779; und vor Allen Franz Ludw. von Erthal, gest. 1795. Der letzte, der Zahl nach 61. Fürstbischof B.'s war Christoph Franz von Buseck, der, pensionirt mit 40,000 Gulden, am 5. Oct. 1805 starb. Vgl. „Beschreibung der bischöflichen Grabdenkmäler im Dome zu B." (Bamb. 1827).

Bambocciaden, in der Malerei, solche Bilder, die Gegenstände und Scenen des gemeinen Lebens auf eine grotteske Weise darstellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeste u. dgl.; so genannt nach Peter von **Laar** (s. d.), der wegen seiner Misgestalt Bamboccio, Krüppel, hieß, obschon er diese Gattung nicht zuerst einführte.

Bambus, ein Gewächs aus der Familie der Gräser, welches man, ehe die Blüten bekannt waren, zu den Rohrarten zählte. Es ist baumartig, erreicht eine Höhe von 60 F. und wächst an sandigen Orten Ostindiens. Der in Westindien vorkommende Bambus soll von dem ostind. als Art verschieden sein. Aus einer Wurzel kommen 20—100 Halme, die sich nach oben vielfach verzweigen. Sie sind gegliedert, an den Gelenken mit festen Scheidewänden versehen, und ihre Höhlung mit lockerm Marke erfüllt. Die ausgehöhlten Zweige benutzt man zum Auffangen des Palmweins und anderer Flüssigkeiten. Aus den Blättern sollen die Chinesen Hüte flechten und aus der Oberhaut des Halms Papier verfertigen. Die jungen Triebe genießt man im Orient in Essig eingemacht; die größern Schößlinge erhalten wir als Stöcke. Aus den Knoten dieses halmenartigen Grases schwitzt ein zuckerhaltiger, an der Luft vertrocknender Saft, den die Griechen indischen Honig nannten. Man nennt ihn auch Tabaxis oder Tabaschir. Eigentlich belegt man aber mit diesem Namen eine kiesel- und kalkhaltige, phosphorescirende Substanz, in den Knoten der Bambus, wie auch anderer großer Grasarten, an trockenen Orten sich erzeugend. Diesen auch als Arzneimittel benutzten, aber gewiß unwirksamen Tabaschir hat Vauquelin chemisch, und Brewster hinsichtlich seiner merkwürdigen physikalischen und optischen Eigenschaften untersucht.

Ban (Banus, vom Slawischen Ban, d. i. Herr), war in frühern Zeiten Titel und Würde der Befehlshaber mehrer Grenzmarken des ungar. Reichs gegen O., die man mit den Markgrafen des deutschen Reichs vergleichen kann. Der Ban war in seinem Bezirke gleich dem Palatin in Ungarn der Nächste nach dem König und hatte in Beziehung auf Verwaltung und Gerichtsbarkeit dieselben Rechte und Pflichten wie jener; in Kriegszeiten war er der Feldherr der Truppen seines Banats und hatte, wenn der Feldzug sein eignes Banat betraf, nicht nur für den Unterhalt des Heers zu sorgen, sondern auch beim Vorrücken die Vorhut und beim Rückzuge die Nachhut zu decken. So gab es denn in den ältern Zeiten, als die Grenzen des ungar. Reichs sich in die Walachei, Bulgarien, Serbien und Bosnien hinein erstreckten, Bane und Banate von Krajowa, Machow, Belgrad, Srebernik,

Jaicza u. s. w., und auch das jetzige sogenannte temeswarer Banat hat, obgleich wir keinen eigentlichen Ban von Temes in der Geschichte finden, von seiner Grenzlage diesen Namen bekommen. Die vordringende osman. Macht verschlang alle Banate in der Walachei, Bulgarien, Serbien und Bosnien, nur zum Theil aber in Dalmatien und Kroatien, weshalb denn auch in diesen beiden Ländern immer noch Titel und Würde des Bans blieben. Niclas Zriny, sowie sein als Landesverräther hingerichteter Enkel Peter waren Bane von Kroatien und Dalmatien. Beim wachsenden Kriegsglücke Östreichs erhob sich dieses einzige, übrig gebliebene Banat des ungar. Reichs fast zur frühern Herrlichkeit; allein die neu eingeführte Verfassung der Militairgrenze brach die Macht des Bans, dem es ungeachtet seiner Bemühungen auf mehren Reichstagen nicht gelang, seine alten Rechte wieder geltend zu machen. Jetzt folgt der Ban von Kroatien, Slawonien und Dalmatien unmittelbar nach dem Judex curiae und ist der dritte der ungar. Reichsbarone. Bei Krönungen trägt er den Reichsapfel und hat in seinen drei Banaten die Stellung des Palatins. Er ist der Feldherr der Insurgenten (des Aufgebots), er hat das Generalat in den beiden slawonischen Militairgrenzdistricten Gradiska und Brod, welche daher die Banaten genannt werden, und an der Banattafel zu Agram den Vorsitz, die für sein Banat von derselben Bedeutung ist, welche für das übrige Ungarn die kön. Tafel hat. Sie erkennt nur die Septemviraltafel über sich an. Vgl. Bel, „De Archi-officiis regni Hungariae" (Lpz. 1794, 4.).

Banat, eine der schönsten und merkwürdigsten Landschaften Ungarns, welche aus den Gespanschaften Torontal, Temes und Krasso und aus den beiden Confinien des deutsch-banatischen und des walachisch-illyrischen Regiments besteht und etwa 540 □M. Flächeninhalt hat. Es ist gegen N. durch die Maros von den Comitaten Arod, Csongrad und Csanad, gegen W. durch die Theiß von den Gespanschaften Csongrad und Bacs und vom Csaikist-District, und durch die Donau von Slawonien, gegen S. durch die Donau von Serbien, gegen O. durch die Cserna und durch die von Siebenbürgen hereinstreichenden Ausläufe der Karpathen gegen die kleine Walachei und Siebenbürgen begrenzt. Bei den Römern wurde es größtentheils zur Dacia Riparia und Cisalpina gerechnet, bei den Maranen zum Ducatus Horomiensis, und die erobernden Magyaren begriffen es mit unter dem Capitanate Kant. Es war eine Grenzprovinz gegen die Walachen, Bulgaren und Türken, und erhielt daher den Namen Banat. Von der andringenden Macht der Osmanen verschlungen, war es der letzte Theil des ungar. Reichs, den Östreich den Türken wieder entriß und seit dem passarowitzer Frieden 1718 behauptete. Das Banat zeichnet sich besonders durch seine klimatischen Verschiedenheiten aus; es umfaßt alle Klimate; während an manchen Orten auf Hochalpen und in Bergklüften ewiger Schnee sich findet, fällt solcher an andern Orten nur in strengern Wintern. Ein Drittheil des Landes ist gebirgig und fast überall reich, oft sogar überflüssig bewässert; der in den Niederungen an der Theiß und Donau durch Entwässerung und in höhern Gegenden durch Ausrottung der Urwälder gewonnene Boden ist äußerst fruchtbar. In der Mitte der beiden Militairgrenzdistricte ist die größte Sandstrecke der ganzen östr. Monarchie, in welcher jedoch viele Oasen sich befinden. Zur Entwässerung der Sümpfe wurden 1745 und in den folgenden Jahren Kanäle gezogen, namentlich der große 16 Meilen lange Begakanal, welcher das ganze temeser und torontaler Comitat durchschneidet. Der Schutz, welchen die Gebirge wider die Ost- und Nordostwinde gewähren und die Sänftigung, welche die Nordwinde durch die große Ebene erleiden, erhöht und erhält hier die Temperatur eines Südlandes und sichert dem fetten Boden den reichsten Ertrag. Der banater Weizen und Kukurutzmais haben den Vorzug vor allen. Der Reisbau ist sehr bedeutend, Baumwollenzucht und Seidencultur sind mit Erfolg versucht worden, an einigen Orten gedeiht auch süßer Wein. Nirgend in

Ungarn hat die Colonisation durch fleißige Ausländer so ergiebige Fortschritte gemacht als im Banat, wo noch so viel unbebautes Land sich findet und aller übeln Gerüche ungeachtet, mit Ausnahme einiger Morastgegenden, eine sehr gesunde Luft herrscht. Die Hauptpunkte der Hochalpen sind Sarko, Gugu, Muraru und Godjan; auf den niedern Alpen sind mächtige Waldungen, herrliche Triften und viele Gießbäche. Auch finden sich häufig starke Mineralwasser, welche jedoch wenig benutzt werden. Nur die Heilquellen zu Menadia, welche schon bei den Römern unter dem Namen **Thermae Herculis** bekannt waren, werden noch jetzt, namentlich von den Bojaren der Moldau und Walachei, häufig besucht. Man findet hier wie auch anderwärts im Banate häufig röm. Alterthümer. Sonst sind noch militairisch-historisch merkwürdig die veteranische Höhle am Ufer der Donau und der nach Siebenbürgen führende Gebirgspaß des eisernen Thors. Die ansehnliche, besonders durch Einwanderer wachsende Bevölkerung des Banats besteht meist aus Walachen und Bulgaren, Zingaren, Raizen und Deutschen, unter welchen in den Gebirgsgegenden die walachische, in den Städten und colonisirten Niederungen die deutsche, und in den Militairgrenzdistricten die illyrische Sprache vorherrscht. Ackerbau und Viehzucht sind die hauptsächlichen Nahrungsquellen der Einwohner; von Fabriken ist keine Rede, und nur der Bergbau auf Kupfer, Bleiglätte, Zink und etwas Eisen, wovon die Direction zu Dravicza ist, beschäftigt 4—5000 Bergleute, meistens Walachen. Einige Goldwäscherei, größtentheils im walachisch-illyrischen Regimentsdistricte, treiben die Zigeuner. Die politische Verfassung ist in den drei Comitaten die ungar., in den Grenzdistricten die militairische der Confinien. Vgl. Griselini's „Versuch einer natürlichen und politischen Geschichte des temeswarer Banats" (Wien 1785), und Hietzinger's „Versuch einer Statistik der Militairgrenze des östr. Kaiserthums" (Wien 1817).

Banca, eine Insel an der Südostküste von Sumatra, mit 150,000 Einw. auf 160 □M., bekannt durch ihre Zinnbergwerke, aus denen die londoner Bancacompagnie reines und leichtes Zinn zu Tage fördert, und wegen der Perlenfischerei. Noch ist der südöstl. Theil B.'s nicht untersucht. Die Insel steht unter dem Sultan von Palembang, der seit 1817 niederl. Vasall ist.

Banda, s. Gewürzinseln.

Banda, früher eine Gesellschaft zusammen eingespielter Musiker; jetzt ein türk. Musikchor. Banda sul balco sagt man, wenn diese türkische Musik in Opern auf der Bühne erscheint.

Banda oriental, s. Montevideo und Uruguay.

Bandello (Matteo), ital. Novellendichter, geb. gegen 1480 zu Castelnuovo in Piemont, studirte zu Rom und Neapel fast ausschließlich schöne Wissenschaften, kehrte nach seiner Vaterstadt zurück und ward Dominikanermönch. Mehre Jahre scheint er in Mailand gelebt zu haben, wo Pirro Gonzaga und Camilla Bentivoglio ihre Tochter von ihm unterrichten ließen, bis ihn, einen Anhänger Frankreichs, nach der Schlacht von Pavia 1525, die Spanier vertrieben. Er ging anfangs zu Lodovico Gonzaga, dann zu Cesare Fregoso, der aus venetian. in franz. Dienste getreten war, lebte bei ihm in Piemont bis zum Abschluß des Waffenstillstandes zwischen den kriegführenden Mächten, und folgte ihm dann nach Frankreich. Nach dem Tode seines Beschützers lebte er zu Agen bei dessen Familie und ward 1550 zum Bischof dieser Stadt ernannt. Er übergab die Verwaltung seines Sprengels dem Bischof von Grasse und beschäftigte sich in einem Alter von 70 Jahren mit der Vollendung seiner Novellen, von denen er 1554 drei Bände herausgab; ein vierter erschien 1573 nach seinem Tode. Eine neue Ausgabe seiner Novellen besorgte Camillo Franceschini (Vened. 1566, 4). Außerdem sind von ihm gedruckt: „Canti XI delle lodi della S. Lucrezia Gonzaga di Ganzuela e del vero amore, col tempio di pudicitia" (Agen 1545), und noch zwei andere Gedichte die aber sämmtlich von nicht hohem Werthe sind. Andere Gedichte B.'s,

welche sich handschriftlich zu Turin befinden, gab Costa heraus unter dem Titel: „Rime di Matteo B." (Turin 1816). In seinen Novellen erreicht er zwar den Boccaccio nicht, allein natürliche Einfachheit, ein rascher Gang der Erzählung und harmonische Kürze der Perioden zeichnen sie aus; der Inhalt ist jedoch nicht selten ziemlich unzüchtig. Dieser Vorwurf trifft ihn mehr als den Boccaccio, da er gern bei schlüpfrigen Scenen verweilt und die Farben nicht spart, sie für die Phantasie auszumalen. Eine deutsche Übersetzung lieferte Adrian (Frankf. 1819).

Bande noire nannte man in Frankreich die Gesellschaften von Capitalisten und Bauverständigen, welche, als die Revolution viele geistliche Güter, Burgen und Rittersitze des emigrirten wie des im Lande gebliebenen Adels bei der Aufhebung der Fideicommisse und Majorate und gleichern Gütertheilung in diesen Familien entbehrlich gemacht hatte, die überflüssig gewordenen Gebäude, als Kirchen, Kapellen, Abteien, Klöster, Bischofssitze, Curien, Burgen mit Zubehör, Jagdhäuser, Warten u. s. w. käuflich erstanden, abbrechen ließen und die Materialien sowie Grund und Boden selbst in kleinen Abtheilungen wieder verkauften, ohne auf etwas Anderes als ihren Nutzen Rücksicht zu nehmen. Auch in Deutschland, nach der Säcularisation der Stifter und Klöster, traten besonders Judengesellschaften zusammen, welche mit Vortheil diesen Zweck verfolgten.

Bänder heißen in der Anatomie gewisse Theile des menschlichen und thierischen Körpers, welche Knochen und andere schwebende Theile beweglich verbinden und zugleich zur Fortpflanzung und Einschränkung der Bewegung dienen. Sie unterscheiden sich von den Knochen durch ihre Biegsamkeit und Schnellkraft, von den Muskeln durch die Farbe, von den Nerven durch die Festigkeit, von den Gefäßen durch die Dichtigkeit, von den Sehnen endlich durch ihre Lage und Bestimmung. Die Lehre von den Bändern heißt Syndesmologie. Vgl. Weitbrecht's „Syndesmologia" (Petersb. 1742, 4.), und Sömmerring's „Bänderlehre" (Frankf. 1791).

Banderien, vom lat. Worte banderium, d. i. Fahne oder Banner, ital. bandiera, hergeleitet, hießen die berittenen Dienstmannen, mit welchen in alten Zeiten ungar. Prälaten und Magnaten bei Aufgeboten zu Felde zogen, und bei Reichstagen sowie andern öffentlichen Versammlungen erschienen. Sie waren zu diesem Dienste verpflichtet und erhielten Waffen und Nahrung. So nannte sich auch das Gefolge minder mächtiger Prälaten und Edelleute, welche, weil sie nicht 50 Reiter unter einem Banner aufzustellen vermochten, entweder sich zu einer Fahne vereinigten, um dieser zu folgen, oder sich an das Banner des Comitats anschlossen. So schrieb es das Gesetz vor, und die Prälaten und Edelleute, welche eigne Banderien führten, hatten deshalb besondere Privilegien und hießen Domini Banderiati. Auch existirte ein besonderes Banderium regium, und selbst kön. Freistädte hatten ihre Banderien. Das Ganze war offenbar aus dem Lehnswesen der übrigen europ. Völker, namentlich der Deutschen und Italiener, entnommen, allein nirgend als in Ungarn blieb es so lange die Grundlage der Kriegsverfassung und besonders der Organisation des Heers. Aber mit der Niederlage bei Mohacs 1526, wo so viel Prälaten und Edle sammt ihren Bannern umkamen, ging das kriegerische Banderienwesen in Ungarn auf einmal ganz zu Grunde. Die Osmanen eroberten über zwei Drittheile des Reichs und wenigen Prälaten und Edelleuten blieb der zu Aufstellung eigner Banderien erfoderliche Grundbesitz, sowie denn auch überhaupt seit dieser Zeit in Kriegen von einem rein ungar. und nach alter ungar. Kriegsverfassung geordneten Heere nie mehr die Rede war. Jedoch kommen noch in der neuesten Zeit die Banderien auf Reichstagen und besonders bei Krönungen vor, aber nicht mehr als Gefolge einzelner Großen, sondern als national-uniformirte Banner der einzelnen Comitate. So erscheinen sie auch in den einzelnen Gespanschaften bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei Installationen eines Obergespans, bei Geleitung der heiligen Krone oder des Königs selbst u. s. w., und bestehen dann aus be-

rittenen Edelleuten des Comitats, besonders dem Kerne der adeligen Jugend, welche die militairischen Ehrenbezeigungen machen. Inzwischen, so sehr die Geschichte der Banderien ins Dunkel gehüllt und das Ganze jetzt nur eine prunkvolle Reliquie des alten ungar. Kriegswesens ist, welche sich noch in den Fahnen und Wappen jedes ungar. Comitats und der kön. Freistädte heraldisch-bildlich zeigt, so hat doch dessen Untersuchung noch jetzt so viel staatsrechtliche Wichtigkeit, daß die große Reichsdeputation 1828 eine besondere Unterdeputation für Insurrections- und Banderienangelegenheiten niedersetzte, welche letztere wiederum durch einen speciellen Ausschuß die Geschichte der Banderien bearbeiten ließ. Vgl. Piringer, „Ungarns Banderien" (2 Bde., Wien 1810—16).

Bandettini (Teresá), s. Improvisatoren.

Bandit (ital. bandito), ursprünglich ein Verbannter; dann ein gedungener Mörder, in Italien fast gleichbedeutend mit Räuber. Die Banditen machen gleichsam eine Gilde für sich aus, die, strengen Gesetzen unterworfen, mit der bürgerlichen Gesellschaft in offenem und geheimem Kriege lebt. Noch ist es keiner ital. Regierung gelungen, die Schande dieses Worts aus ihrer Rechtspflege zu vertilgen. Durch die strengen Maßregeln, welche die päpstliche Regierung 1820 gegen die Hehler der Banditen und Räuber ergriff, sind ihre Schlupfwinkel aufgestört und sie selbst heimatlos geworden. Diejenigen, welche die Grenzen von Neapel beunruhigen, sind dort angesessene Leute, die neben dem Feldbau Raub und Mord als einen Gewerbzweig betrachten. Die Todesstrafe schreckt sie davon zurück, wie ungefähr der Sturm den Matrosen vom Meere. Peter der Calabrese, der mächtigste unter den Häuptlingen dieser Räuber, nannte sich 1812 Kaiser der Gebirge, König der Wälder, Beschützer der Conscribirten und Vermittler der Straße von Florenz nach Neapel. Mit ihm sah sich die Regierung Ferdinand I. genöthigt, Verträge abzuschließen. Später verbanden sich mit den Banditen, die jedoch von andern Räubern, die man Malviventi nennt, wohl zu unterscheiden sind, Abenteurer aller Art, daher die östr. Truppen, welche Neapel besetzten, große Streifzüge gegen sie machen mußten. Eigen ist es diesen Räubern, daß sie im Innern des Landes die Reisenden unangefochten lassen. Dies gilt auch von denen, welche von Fremden und Einheimischen ein Schutzgeld nehmen und ihnen dafür Sicherheits- oder Geleitsbriefe geben, was vor Kurzem noch in Sicilien der Fall war, wo die Banditen am zahlreichsten im Val Demone hausen. Hier erklärte sich sogar der Fürst von Villa Franca, aus Policei- und andern Rücksichten, für ihren Patron; er gab ihnen Livree und behandelte sie mit vielem Zutrauen. Unter ihnen gilt eine gewisse romantische Ehre aus dem Mittelalter. Sie halten unverbrüchlich das gegebene Wort und sorgen oft besser für die ihnen anvertraute Sicherheit einer Gegend als die öffentlichen Behörden.

Bandwurm, ein namentlich in den dünnen Gedärmen des thierischen Körpers sich entwickelndes und dort lebendes thierisches Erzeugniß, welches seinen Namen von dem breitgedrückten bandartigen Ansehen seines ganzen Körpers erhalten hat. Man unterscheidet jetzt zwei Gattungen von Bandwürmern: taenia, Kettenwurm, und bothryocephalus, Grubenkopf, die beide früher unter dem Namen taenia in einer Gattung vereinigt waren. Aus beiden Gattungen kommt eine Art im menschlichen Körper vor, nämlich 1) taenia solium, der einsame oder langgliedrige Kettenwurm, bei welchem sich die Geschlechtsöffnungen an einer Seite jedes Gliedes finden; er ist der in Deutschland und Frankreich gewöhnlich vorkommende; 2) bothryocephalus latus, der eigentliche oder breite Bandwurm, bei welchem sich die Geschlechtsöffnung auf der Fläche der Glieder befindet; er kommt nur in Rußland, Polen, der Schweiz und einigen Gegenden von Frankreich vor und macht weniger Beschwerden. Beide Arten haben oft eine Länge von 20—30 Fuß, und gewöhnlich gehen nur einzelne Stücke, nicht aber das Kopfende ab; so lange aber nicht dieses letztere abgegangen ist, erzeugt sich der Wurm immer wieder; auch kom-

men, was man früher bezweifelt hat, oft wirklich mehre Individuen des Bandwurms in einem Darmkanale vor. Die Zeichen des Bandwurms sind ein eigenthümliches plötzliches Gefühl von Stechen in der Magengegend, Druck und wellenförmige Bewegungen im Unterleibe, Angst, Krämpfe, Verstimmungen, Ohnmachten u. s. w.; doch alle diese Zeichen sind auch trügerisch, und nur das Abgehen wirklicher Bandwurmstücke ist das einzig sichere Merkmal vom Dasein des Bandwurms. Die Cur ist immer schwierig; die vielen Geheimmittel dagegen, wie das Nuffer'sche, Herrenschwand'sche, Mathieu'sche u. s. w., sind unsicher und bedenklich.

Banér (Joh.), schwed. Feldherr im dreißigjährigen Kriege, geb. 1596, stammte aus einem alten adeligen Geschlechte Schwedens und genoß einer trefflichen Erziehung. Da er als Kind aus dem Schlosse Hörningsholm vier Stockwerke herabfiel, ohne beschädigt zu werden, so prophezeite man, daß er zu großen Thaten bestimmt sei. Schon 1615 trat er ins Heer, leistete 1626—29 ausgezeichnete Kriegsdienste in Polen und Rußland und ward 1630 Reichsrath und General; als solcher begleitete B. den König nach Deutschland, wo er beim Sturme auf Wallenstein's Lager bei Nürnberg schwer verwundet wurde. Nach Gustav Adolf's Tode 1632 erhielt er den Oberbefehl über ein Armeecorps und ward das Schrecken der Feinde. Als Feldmarschall und commandirender General drang er 1634 mit den Brandenburgern und Sachsen in Böhmen ein, sah aber nach der Schlacht bei Nördlingen, wo Brandenburg und Sachsen von Schweden abfielen, sich genöthigt, nach Thüringen zurückzugehen; doch schon 1635 schlug er die Sachsen bei Dömitz, drang bis Naumburg vor und trug nicht wenig bei zur neuen Ermuthigung der Schweden. Den größten Ruhm brachte ihm die Schlacht bei Wittstock am 24. Sept. 1636, wo er die Sachsen völlig schlug, hierauf Torgau nahm und bis Leipzig vordrang, wo ihn aber sein Glück verließ; doch entkam er glücklich nach Pommern. Erst zu Ende 1638 erhielt er aus Schweden Verstärkung, worauf er von Neuem in Sachsen einfiel, Alles gräßlich verwüstete, das sächs. Heer bei Chemnitz am 4. Apr. 1639 schlug, in Böhmen eindrang und sich dort bis 1640 behauptete. Abermals ward Sachsen verheert, Piccolomini bei Höxter geschlagen; doch die Belagerung Regensburgs im Winter 1641 mislang; B. zog sich nach Sachsen zurück und starb am 10. Mai 1641 zu Halberstadt, wie Einige meinen, an Gift, wahrscheinlicher aber in Folge der vielen ausgestandenen Strapazen und des im Übermaß genossenen Weins. Mit ihm verlor Schweden seinen einsichtsvollsten Feldherrn, und das kais. Heer den gefährlichsten Feind. B. ließ sich in seinen Unternehmungen nur durch die Wahrscheinlichkeit des guten Erfolgs leiten. Gefahr wußte er geschickt zu vermeiden und dem Feinde, der ihm zu stark war, zu entgehen. Immer befand er sich an der Spitze der Seinigen und hielt gute Mannszucht; doch Sachsen ließ er barbarisch verheeren. Zu Belagerungen fehlte ihm die Geduld. Er war stolz und rauh und den Freuden der Tafel und der Liebe sehr ergeben.

Bank. Das Geschäft des kaufmännischen Bankhaltens ist sehr alt und war schon zu den Zeiten der röm. Republik zu einer großen Ausbildung gekommen, vorzüglich in den Händen des Ritterstandes als der Zollpächter des Staats. Es umfaßt seiner Natur nach mehre Geschäfte, die sich aber im Wesentlichen alle darauf beziehen, den baaren Geldverkehr für Andere zu besorgen; Geld für Andere in Verwahrung zu nehmen, zu empfangen und auszuzahlen; auch in entfernten Orten, wie im Wechselverkehr, Gelder für die Rechnung Anderer einzuziehen und zu zahlen; Vorschüsse zu machen, und endlich durch ausgegebene Noten (Zahlungszusicherungen), welche die Stelle des baaren Geldes vertreten, den Umlauf und Transport des gemünzten Geldes zu erleichtern und zu vermehren. Dieses Geschäft wird von Kaufleuten ohne besondere Privilegien getrieben (Privatbanken); man ist aber auch schon frühe darauf gekommen, Anstalten dieser Art unter Autorität des Staats und mit besondern Privilegien zu errichten (öffentliche, Staatsban-

ken), welche jedoch oft auf Rechnung der Actionnairs geführt werden, und nur unter der Aufsicht des Staats und einer von der Regierung bestellten oder bestätigten Verwaltung stehen. Der Vortheil, welchen das Bankgeschäft dem Handelsstande, überhaupt dem Geldverkehr gewährt, ist sehr groß. Bei einem bedeutenden Handelsgeschäft würde schon das Einziehen der Gelder in den verschiedenen Gegenden eines Platzes, wie z. B. London oder Paris, einen oder mehre Handlungsgehülfen in Anspruch nehmen, die Zeit und den Verlust, welchen das Zählen und Hin- und Herschaffen des gemünzten Geldes kostet, ungerechnet. Auch für das gesammte Nationalcapital gewährt das Bankgeschäft eine viel größere Sicherheit. Gehen Papiere verloren, sodaß daraus ein Verlust des Capitals für den Inhaber entsteht, so wird das Nationalcapital nicht vermindert, indem Derjenige, welcher die Papiere zu zahlen gehabt hätte, grade Das gewinnt, was der Inhaber verlor; geht aber gemünztes Geld verloren, so vermindert sich dadurch das Nationalcapital. Die oben erwähnten Geschäfte des Einziehens und Auszahlens für Andere besorgen die londoner Bankiers und selbst die Staatsbank für ihre Kunden ganz umsonst, blos gegen den Vortheil, daß sie auch von den bei ihnen liegenden Geldern keine Zinsen vergüten. Die Bankiers in den Provinzen nehmen höchstens ¼ Procent von den durch ihre Hände gehenden Zahlungen, berechnen aber dafür 2—3 Procent Zinsen von den ihnen anvertrauten Summen. Der Bankier haftet dabei auch für das Präsentiren der Wechsel und anderer Papiere zur rechten Zeit, für die nöthigen Proteste und Alles, was sonst dabei noch zu besorgen ist. Wenn die Privatbanken und einzelne Bankiers (s. d.) bei diesen Geschäften manche größere Bequemlichkeiten darbieten (auch Vorschüsse auf persönlichen Credit), so geben die öffentlich autorisirten oder Staatsbanken dagegen eine größere Sicherheit, in welcher sie sich manche Jahrhunderte hindurch erhalten haben, während die Privatbanken durch übermäßig gegebenen Credit und Ausgeben von Noten über ihr wirkliches Vermögen bei ihrem eignen Falle viele andere mit hinabreißen und den ganzen Handelsstand mit einer großen Krisis bedrohen können. So fielen 1792 ein volles Drittheil aller engl. Privatbanken und 1825 in sechs Wochen über 70. Deshalb wurde 1826 ein Gesetz gegeben, daß die Privatbanken keine Noten unter 1 Pfund mehr ausgeben sollten. In London erleichtern sich die Bankiers ihren Geldverkehr durch ein tägliches Zusammentreten in einem eignen Gebäude (Clearing-house), wo sie die Anweisungen, die sie gegenseitig aufeinander haben, gegeneinander austauschen und ausgleichen. Die öffentlichen Banken werden nach der Hauptbestimmung für ihr Geschäft unterschieden in Depositen- und Girobanken (s. d.), welche nur Gelder in Verwahrung nehmen, Einkassirungen und Zahlungen besorgen, aber keine Banknoten (s. d.) ausgeben, und in Circulations- oder Zettelbanken (s. d.), welche letzteres thun; allein diese beiden Geschäfte greifen doch so ineinander ein, daß der Unterschied häufig nur in der Form liegt, in welcher die Empfangscheine der Bank ausgestellt, in der Art und Weise, wie die Ab- und Zuschreibungen besorgt werden, am wesentlichsten aber darin, zu welchem Grade das Ausgeben von Noten gesteigert und für die Bedürfnisse des Staats benutzt wird. Bei reinen Depositenbanken vertreten die Empfangsscheine zwar auch die Stelle des Papiergeldes, allein ihr Gesammtbetrag entspricht stets ganz genau dem Betrag des wirklich in die Bank eingelegten Geldes oder ungemünzten Metalls, und dies gibt ihnen, so lange diese Regel beobachtet wird, unstreitig einen unerschütterlichen Credit.

Die ältesten öffentlichen Banken entstanden in Italien. Zu der Bank von Venedig soll schon 1171 durch eine Vereinigung der Kaufleute bei einer der Republik gemachten Anleihe der Grund gelegt worden sein, und sie blieb immer die vornehmste Gläubigerin des Staats. Übrigens war sie Depositenbank. Ihr Credit sank, als 1797 Venedig von den Franzosen besetzt und dann an Östreich abgetreten wurde. Nach der Vereinigung Venedigs mit dem Königreiche Italien

wurde sie 1808 aufgehoben. Ebenso berühmt war einst die St.-Georgsbank von Genua. Sie war auf Actien (luoghi) gegründet, hatte dem Staate große Summen vorgeschossen und dafür fast alle Revenuen der Republik pfandweise in Besitz, besonders die Zölle. Nach der Plünderung durch ein östr. Heer mußte sie 1746 ihre Zahlungen einstellen, erholte sich jedoch bald wieder. Um seinen Truppen den Sold zu zahlen, nahm Masséna bei der Belagerung Genuas 1800 die Fonds der Bank weg, und diese Gelder sind nur sehr unvollständig erstattet worden; die Bankactien, ursprünglich von 200 Lire, stehen jetzt zu 16—17 Lire. In Rom ist die Staatsbank dello spirito santo verbunden mit dem Leihhause. Sie gibt Bankzettel für die Regierung aus, die nicht eingelöst werden können und daher immer verlieren.

Spanien hatte schon im 16. Jahrh. eine auf Actien zu 100 Piastern gegründete Nationalbank. Durch allmälige Vorschüsse schuldete ihr der Staat endlich gegen 320 Mill. Realen. Im J. 1829 ward diese Foderung auf 40 Mill. Realen herabgesetzt, und aus dieser Summe besteht der Fonds der jetzigen Nationalbank. Die Actien von 100 Pesos haben gegenwärtig ein Fünftel des Werthes. Die Noten der Bank dagegen verlieren nichts, indem solche zu jeder Zeit zu realisiren sind, ungeachtet eine Summe von 12 Mill. Realen in Umlauf ist.

Holland's erste Bank war die von Amsterdam, gestiftet 1609, um dem Metallgelde einen festen Curs zu geben. Sie war Depositenbank und gab Empfangscheine für eingezahltes baares Geld und für Gold- und Silberbarren. Man trug sich mit fabelhaften Sagen von den in den Gewölben der Bank liegenden Schätzen, und 1775 berechnete man sie etwa auf 33 Mill. Gulden. Die Bank wurde von der Stadt Amsterdam verwaltet. Als 1672 die franz. Heere bis Utrecht kamen, drängte sich Alles zu, um seine Bankpapiere in baares Geld umzusetzen. Die Bank zahlte ohne die geringste Stockung und befestigte also ihren Credit noch mehr. Aber 1790 fing sie an, ihre Zurückzahlungen in baarem Gelde zu beschränken, und 1794 mußte die Direction eingestehen, daß seit etwa 50 Jahren Vorschüsse an die ostind. Compagnie, an die Stadt Amsterdam und an die Staaten von Holland und Westfriesland bis zu einem Betrage von $10\frac{1}{2}$ Mill. gemacht worden seien. Sogleich fielen die Bankscheine, welche 5 Proc. Agio gegeben hatten, um 16 Proc. unter den Nominalwerth. Die meisten Einlagen wurden zurückgenommen, und die Bank setzte ihre Geschäfte in sehr beschränktem Maße fort bis 1814, wo sie von selbst aufhörte. Dagegen ist 1814 eine niederl. Bank mit einem Capital von 5 Mill. in Actien zu 1000 Fl. gestiftet, und dieses Capital 1819 verdoppelt worden. Der König ist mit einem Zehntel interessirt. Diese neue Bank ist Zettelbank, hat die Münze zu verwalten, leiht auf Unterpfänder und discontirt. An ihrer Spitze steht ein Präsident und fünf Directoren, deren jeder wenigstens 10 Actien besitzen muß. Zu Rotterdam war 1635 eine Girobank, welche auch auf Waaren Vorschüsse leistete.

Die freie Stadt Hamburg stiftete 1619 eine reine Depositenbank, hauptsächlich um einen unveränderlichen Geldcurs zu gewinnen. Vorzügliches Verdienst erwarb sich dabei der Bürgermeister Claen, indem sich die Bürgerschaft mehre Jahre seinen Bemühungen widersetzte. Sie gilt allgemein für die am besten verwaltete, und ihre Scheine haben sich in ganz Europa bis jetzt unveränderlich erhalten. Sie hat nur zwei Störungen erlitten; 1669, nur vorübergehend, und 1813—14, als der Marschall Davoust sich des noch in der Bank liegenden Privateigenthums, $7\frac{1}{2}$ Mill. Mark Banco (14 Mill. Fr.), bemächtigte. Die franz. Regierung erstattete nach dem Vertrage vom 27. Oct. 1816 dafür nur 10 Mill. Fr. in einer jährlichen Rente von $\frac{1}{2}$ Mill. Die Bank hat ihren alten Credit bald wieder behauptet.

Schweden hat zu Stockholm eine Reichsbank, welche 1657 gestiftet wurde und die bei dem Tode Karl XII. einen Fonds von 5 Mill. besaß. Die Stände errichteten eine zweite Bank, welche bald durch übermäßiges Ausgeben der

Zettel (600 Mill. Kupferthaler) den Nationalcredit untergrub. Gustav III. stellte einige Ordnung im Finanzwesen her, aber seine Kriege gegen Rußland machten eine neue Ausgabe von Papiergeld (Reichsschulden-Zettel) nöthig, und seitdem ist in Schweden das baare Geld ganz aus dem Umlauf verschwunden. Die Nationalbank wird von den Ständen verwaltet, die Scheine derselben stehen zu den Zetteln des Reichsschulden-Comptoirs wie 2 zu 3; doch werden die letzten aus dem Verkehr allmälig zurückgezogen. Außerdem besitzt das schwed. Königreich Norwegen in Christiania eine Zettelbank, welche ganz kleine Noten bis $^1/_5$ Species in Umlauf setzt.

Kein Reich in der Welt kann Bankanstalten aufweisen, die an Umfang und Zahl mit den in Großbritannien errichteten, blühenden Banken zu vergleichen wären. Die älteste der britischen Banken und gegenwärtig reichste in der Welt ist die von England, welche ihren Ursprung vom J. 1694 herschreibt. Ein sehr einsichtsvoller Kaufmann, William Paterson, ein Schottländer, entwarf für die engl. Regierung, die sich zu jener Zeit, namentlich durch den Krieg gegen Frankreich, noch mehr durch das System der willkürlichen Abschätzung der Steuerpflichtigen, welches in den Staatseinnahmen große Ausfälle hervorbrachte, in den drückendsten Geldverlegenheiten befand, den Plan zu einer Anleihe, und aus dieser entstand die erste Grundlage der gegenwärtigen Bank von England. Diese Anleihe von 1,200,000 Pf. Sterling wurde von einer Gesellschaft Kaufleute und Capitalisten der Hauptstadt gegen gewisse Vortheile und Privilegien aufgebracht. Den Darleihern wurden außer 8 Proc. jährlicher Zinsen noch 4000 Pf. St. für jährliche Verwaltungskosten, also überhaupt für jedes Jahr von der Regierung 100,000 Pf. St. vergütet. Die Gesellschaft hatte das Recht, sich völlig unabhängig zu constituiren; sie ernannte einen Gouverneur, einen Vicegouverneur und 24 Directoren, und Jeder, der wenigstens sechs Wochen vor der Wahl Inhaber von 500 Pf. St. Bankstocks gewesen, sollte eine Wahlstimme haben. Die Bank durfte sich auf keine Waarenunternehmungen, sondern allein auf den Handel mit Wechseln, mit Gold und Silber, und auf Discontogeschäfte einlassen. Schon 1696 bei der großen Umprägung des engl. Geldes gerieth die Bank in Verlegenheiten, doch unter dem Beistande der Regierung ging diese Krisis glücklich vorüber. Um aber einem solchen Falle nicht wiederholt ausgesetzt zu sein, wurde der Fonds durch Nachschuß der Actionnairs auf 2,201,171 Pf. St. und durch abermaliges Nachschießen auf das Doppelte erhöht. Im folgenden Jahre ward die Bank und ihr Vermögen für immer von allen Abgaben, Taxen, Schätzungen und Kosten, mit Ausnahme der Stempelgebühren, befreit. Sie beschloß 1708 1 $^1/_2$ Mill. von der kön. Regierung ausgegebene Schatzkammerscheine einzukaufen, wodurch ihre damalige Foderung an den Staat bis zur Summe von 3,375,025 Pf. St. stieg, wofür ihr, bis auf die unverzinslichen Darlehne, 6 Proc. Zinsen bewilligt wurden. Zu gleicher Zeit erlangte die Bank das Vorrecht, daß weder in England noch in Wales eine Bankgesellschaft aus mehr als sechs Theilnehmern zusammengesetzt sein dürfe, was jedoch in neuester Zeit vom Parlamente wieder aufgehoben worden ist. Die großen Vorschüsse, welche die Bank von England so bald nach ihrer Errichtung der kön. Regierung dadurch zu leisten vermochte, daß sie in Creirung ihrer Banknoten und Bankscheine nicht beschränkt war, waren der hauptsächlichste Grund ihres steigenden Reichthums, der sie in den Stand setzte, den Theilnehmern so beträchtliche Dividenden zu zahlen. Die erste bedeutende Verlängerung des Bankprivilegiums erfolgte 1708, und zwar in Betracht eines unverzinslichen Vorschusses der Bank von 400,000 Pf. St. bis 1733. Die letzte Erneuerung des Privilegiums geschah 1800, und sie läuft mit 1. Aug. 1833 ab. Die der Regierung von der Bank gewährten Vorschüsse beliefen sich 1825 auf 18,261,100 Pf. St. Ob übrigens die Bank, hinsichtlich der der kön. Regierung gemachten Mittheilungen über den Zustand und das Vermögen der Bank ganz aufrichtig gewesen, läßt sich aus mehren Gründen bezweifeln; doch fand dazu keine Verbind-

lichkeit von ihrer Seite statt, und bei der offenbaren Schonungslosigkeit, mit welcher die kön. Regierung und ihre Minister, namentlich Pitt, in den Jahren 1795—97 zu Werke gegangen sind, findet sich ein hinlänglicher Entschuldigungsgrund für solch ein kaufmännisch kluges Verfahren. Bekanntlich wurde die Bank von England, nachdem dieselbe für die Staatsbedürfnisse die außerordentlichsten Anstrengungen gemacht hatte, 1797, als das Land eine franz. Invasion befürchtete, und Jeder seine Papiere in klingende Münze zu verwandeln suchte, sehr bestürmt. Die Landbanken hatten großentheils zu zahlen aufgehört, und die, bei welchen dieses nicht der Fall war, brachten der Bank von England große Summen Staatspapiere, gegen welche baare Vorschüsse zu leisten sich diese nicht weigern durfte. Unter diesen ungünstigen Umständen wandten sich die Directoren der Bank an die kön. Regierung. Der geheime Rath wurde unter dem Vorsitze des Königs Sonntags am 26. Febr. 1797 zusammenberufen, und der merkwürdige Befehl, den man gewöhnlich die Restriction der Bank von England nennt, erlassen, welcher die Bank ermächtigte, die Zahlungen in Gold und klingender Münze einzustellen, bis das Parlament Beschlüsse zur Sicherstellung des allgemeinen Credits gefaßt haben würde. Zu gleicher Zeit aber hatte sich der gesammte Handelsstand von London versammelt und die Erklärung gegeben, die Noten und Scheine der Bank von England ferner unweigerlich in Zahlung zum vollen Werthe als baares Geld anzunehmen. Das Gesammtvermögen der Bank betrug an diesem Tage, nach Abzug aller erdenklichen Foderungen an dieselbe, 15,513,690 Pf. St., und darunter 1,172,000 Pf. St. baares Geld. Diese Restriction der baaren Zahlungen der londoner Bank dauerte bis 1819. Nach und nach haben sich die Geschäfte derselben so gestaltet, daß sie, zur Finanzmaschine des Staats erhoben, die Überschüsse aller Staatseinnahmen empfängt und dagegen die Zahlungen der Regierung an Zinsen und Capitalzahlungen der Staatsschuld u. s. w. zur festgesetzten Zeit besorgt. Der Disconto, welcher zu Zeiten zwischen 5 und 4 Proc. schwankte, hat sich seit 1824 auf 4 Proc. gehalten. Für deponirte Gelder vergütet die Bank keinen Zins und zahlt die auf dieselbe lautenden Zahlungen nur bis zur Erschöpfung der deponirten Summe. Das gegenwärtige große Bankvermögen und dessen Vermehrung, ungeachtet der gezahlten Dividenden, der im Laufe der Geschäfte erfahrenen großen Verluste, besonders auch durch nachgemachte Noten und Scheine der Bank, sowie anderer großer Opfer an Zinsen bei den permanenten Vorschüssen an die Regierung u. s. w., entstand lediglich durch die freie Benutzung sämmtlicher Staatsgelder, durch die Realisirung der von der Regierung von Zeit zu Zeit in Curs gesetzten Schatzkammerscheine, die ungehinderte Vermehrung des Papiergeldes, wie es Zeit und Bedürfniß erfoderten, und die Benutzung eines unbegrenzten Credits, durch welchen ihr ungeheuere Summen als Deposita aus allen Gegenden der Erde zuströmten. Die Stempelabgaben der Bank betragen vertragsweise jährlich 75,000 Pf. St. Hinsichtlich der Summe des auf einmal circulirenden Papiergeldes der Bank von England waren die Angaben immer sehr widersprechend und unrichtig. Nach einem dem Parlament erstatteten Berichte war die höchste Summe von Banknoten und Bankscheinen im Aug. 1817 im Umlauf; sie betrug nach authentischen Angaben 30,099,908 Pf. St. Zu Ende 1830 dagegen waren nur 21,934,940 Pf. St. ausgegeben. Auch die Zahl der wegen Verfälschung und Verbreitung falscher Banknoten Verurtheilten war fortwährend übertrieben. Obschon seit 1797—1829 in England und Wales deshalb 1816 Individuen in Untersuchung kamen, so wurden dennoch nur 29 des Verbrechens wirklich überführt, und in demselben Zeitraume kamen in Schottland in Allem nur 172 in Untersuchung. — In einem sehr nahen Bezuge zur Bank von England stehen die Land- oder Provinzialbanken. Zur Zeit der Bankrestriction 1797 gab es deren etwa 280, und 1813 gegen 700. Die damaligen hohen Getreidepreise, der dadurch erweiterte Kornhandel und der dafür

erfoderliche vermehrte Wechseldisconto hatte diesen Anstalten Ausdehnung und Beschäftigung gewährt; doch das Fallen der Getreidepreise im J. 1814 erschütterte dieselben dergestalt, daß in diesem und den folgenden beiden Jahren wenigstens 240 Land- oder Provinzialbanken in England und Wales stockten, und beinahe 100 in Concurs geriethen. Dieser Umstand erhöhte die Wirksamkeit der Bank von England und den Werth ihrer Noten bedeutend. Schon damals und später wiederholt wünschte man, daß es, um das Publicum gegen Leichtsinn und Betrug der Bankinhaber zu sichern, denselben nicht gestattet sein möge, so viel Banknoten auszugeben, als es ihnen beliebe; allein bis jetzt ist in dieser Beziehung noch kein durchgreifendes Gesetz erschienen. Man glaubte genug gethan zu haben zur Verminderung der häufigen Falliments der Landbanken, wenn man die Verordnung von 1708, nach welcher eine solche Bank nur sechs Theilnehmer haben darf, zurücknähme und die Bestimmung träfe, daß in einer Entfernung von 65 Meilen von London zu einem Banketablissement so viele Theilnehmer, als nur immer wollten, zusammentreten könnten. Zum großen Nutzen des Publicums aber war es, daß die Bank von England an allen Haupthandelsplätzen im Lande Töchterbanken errichtete, welche gleich große und sichere Hülfsmittel gewähren als die Mutterbank. Die neu errichteten Privatbanken, bei welchen die Zahl der Theilnehmer nicht beschränkt ist (joint stock-banks), werden nie zu großer Wichtigkeit gelangen. Jede Provinzialbank in Großbritannien, welche Noten auszugeben beabsichtigt, muß für jeden Theilnehmer sowie für jedes Nebencomptoir Licenzen lösen, die Kosten einer Licenz aber betragen jährlich 30 Pf. Sterling ohne die bedeutenden Stempelabgaben für die ausgegebenen Noten und Scheine, die nur in Irland niedriger sind. Der Betrag der durch Privatbanken in Umlauf gesetzten Noten betrug 1805—25 nie über 24 Mill., doch auch nie unter 9 Mill. Pf. St. Vgl. Lowe: „England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen", übersetzt von Jacob (Lpz. 1823). — Schottlands älteste Bank wurde 1695 errichtet und durch ein Privilegium berechtigt, Banknoten auszugeben. Ihr ursprünglicher Fonds von 100,000 ist auf 1,500,000 Pf. St. gestiegen. Eine zweite königliche Bank von Schottland wurde 1727 errichtet und hat gegenwärtig einen ebenso großen Fonds. Diese beiden Banken, sowie die 1746 gestiftete brit. Leinwandcompagnie, anfangs blos zur Unterstützung der Leinwandmanufactur errichtet, die aber gegenwärtig zur Deposito- und Zettelbank geworden ist, mit 500,000 Pf. St. Stammfonds, sind die einzigen in Schottland octroirten Banken. Bei den übrigen, in keiner Art bevorrechteten Privatbanken, deren in den Jahren 1826 und 1827 gegen 90 in Schottland in Thätigkeit waren, sind sämmtliche Theilnehmer oder Actionnairs mit ihrer gesammten liegenden und fahrenden Habe für die Geschäfte der Bank verbindlich. Als eine Folge dieser Einrichtung mag man es ansehen, daß ungeachtet der bedeutenden Geschäfte dieser Land- und Provinzialbanken in dem Zeitraume von 1793—1825 nicht ein einziges Falliment stattgefunden hat. — Irland erhielt erst um 1783 eine Nationalbank mit gleichen Freiheiten, wie sie die Bank von England genießt. Sie hatte 1797 nur 621,917, im J. 1825 aber 6,411,349 Pf. St. Banknoten im Umlauf; ihr Stammfonds, 600,000, ist jetzt 3 Mill. Pf. St. Die Mangelhaftigkeit der irländ. Gesetze ließ aber zu gleicher Zeit eine Menge Privatbanken entstehen; im J. 1804 waren deren mehr als 50. Sie brachten große Massen Papiergeldes in Umlauf, stellten nach und nach bis zum J. 1821 mit Ausnahme weniger ihre Zahlungen ein und brachten dadurch großes Elend über Irland. In Credit erhielten sich, außer den vier Banken in Dublin, nur drei zu Belfast und eine zu Mallow, zu denen 1825 die neue Provinzialbank gekommen ist.

In den östr. Staaten erhielt Wien schon 1703 eine Girobank und 1714 eine erweiterte Stadtbank, welche für Rechnung der Regierung verwaltet wurde

und bis 1784 für 32 Mill. Gulden Zettel ausgegeben hatte. In den Kriegen von 1792 an wurde die Masse der Bankzettel bis auf den Betrag von mehr als 1000 Mill. vermehrt, sie sanken aber auch bis auf ein Zwölftel ihres Nominalwerthes herab. Durch Finanzoperationen wurden die alten Banknoten zu einem Fünftel des ursprünglichen Nominalwerthes gegen neues Papier umgetauscht. (S. Staatspapiere.) Durch die Verordnung vom 1. Jul. 1817 wurde eine östr. Nationalbank mit einem Capital von 100 Mill. in Papier und 10 Mill. in baarem Gelde (in 100,000 Actien) errichtet, welche neben den gewöhnlichen Bankgeschäften (als Depositen-, Disconto- und Leihbank) besonders bestimmt ist, das alte Papiergeld aus dem Verkehr zu ziehen und den Tilgungsfonds der Staatsschulden zu verwalten.

Die erste franz. Bank wurde 1716 errichtet und erhielt 1718 den Namen kön. Bank, obgleich es nur eine concessionirte Unternehmung des Schottländers Law, des Generalcontroleurs der kön. Finanzen, war. Nach kurzer Dauer stellte sie 1721 mit einer Papiermasse von $2\frac{1}{2}$ Milliarde livres tournois die Zahlungen ein und brachte dadurch unsägliches Unglück über Frankreich. Der Grund ihres Falls war der zu geringe Fonds, der durch Actien zu 1200—5000 Livres zusammengebracht worden war, indem man sich genöthigt sah, die Noten der Bank so schnell zu vermehren, daß bald 1000 Mill. im Umlaufe waren. Die Regierung wünschte den Credit der Bank zu heben; allein sie ergriff ganz falsche Maßregeln. Der Versuch, die Banknoten auf die Hälfte des Werths zu setzen, dann die Verschmelzung dieser Bank mit den Unternehmungen der franz.-ostind. Compagnie und der Missisippi-Unternehmung mußten nothwendig den gänzlichen Fall dieser Anstalt herbeiführen, welche nun zugleich den andern Unternehmungen den Untergang bereitete. Der hierauf folgende schwankende Zustand der Finanzen Frankreichs, die kostspieligen Regierungsjahre Ludwig XIV. und XV. und die fortdauernden Kriege, die gewaltsame Umgestaltung waren nicht geeignet, eine ähnliche Anstalt ins Leben treten zu lassen, und nur durch die Unternehmungen von Privatleuten wurden dem Handel die Mittel zu einer schnellern und vermehrten Circulation der Handelscapitale dargeboten. Erst 1803, als der Friede auf dem festen Lande gesichert schien und die Ruhe im Innern herrschte, erließ die franz. Regierung eine Verordnung, vermöge welcher sämmtliche Privatzettelbanken in Paris in eine große Nationalbank, unter der Benennung: Bank von Frankreich, vereinigt wurden. Das Capital wurde auf 45 Mill. Fr. festgesetzt und sollte in 45,000 Actien, jede von 1000 Fr., abgetheilt werden. Die Anstalt erhielt auf 15 Jahre das ausschließende Privilegium, Noten, zahlbar auf Verlangen in Metallmünze, auszugeben; daneben macht sie der Regierung sowol als Privatleuten Vorschüsse auf hinlängliche Sicherheit, leiht auf Pfänder von Gold und Silber, übernimmt die Einnahme von öffentlichen und Privatgefällen und läßt auf den Betrag der Einnahme Zahlungsanweisungen auf sich ausstellen, verwahrt Depositengelder und nimmt die Baarschaften öffentlicher Kassen und Anstalten, sowie auch von Privatpersonen in Verzinsung, discontirt Wechsel und alle Papiere, worauf drei bekannte und begüterte Personen Zahlung zu leisten haben. Zugleich war festgesetzt, daß die Dividende für 1804 nicht über 8 Proc. steigen dürfe, der hiernach noch übrige reine Gewinn aber in den öffentlichen Schuldenfonds angelegt und als Reservefonds betrachtet werden solle. So begann die franz. Bank ihre Operationen, und schon am Schlusse des ersten Jahres betrug ihr reiner Gewinn 4,185,937 Fr., also über 12 Proc. vom ursprünglichen Bankcapitale: davon wurden 8 Proc. unter die Actieninhaber vertheilt, der Rest aber als Reservefonds aufgespart; im nächsten Jahre war der reine Gewinn auf 4,652,398 Fr. gestiegen. Aber zu Ende 1805 gerieth die Bank plötzlich in so große Verlegenheit wegen Metallmünze, daß sie 1806 die baaren Zahlungen einzustellen genöthigt war. Hauptursache waren die bedeutenden Vorschüsse, welche die Bank der Regierung zur Führung des Kriegs

mit Östreich leisten mußte, das Ausgeben einer übermäßig großen Anzahl von Noten, und des Publicums Besorgnisse wegen Zahlungsunfähigkeit der Bank. Die Noten fielen im Curs und konnten nur gegen Verlust in Metallmünze umgesetzt werden; bedeutende Bankrotte brachen aus und vermehrten die allgemeine Unruhe. Zum Glück war diese Verlegenheit nicht von Dauer; nach Abschluß des für Frankreich so günstigen presburger Friedens wurden die der Regierung geleisteten Vorschüsse zurückgezahlt, und mit dem Jahre 1807 nahm die Baarzahlung der Bank wieder ihren Anfang. In demselben Jahre erschien ein kais. Decret, wodurch die Verwaltung der Anstalt eine Abänderung erlitt. An die Stelle des bisherigen Centralausschusses wurde von der Regierung ein Gouverneur, Inhaber von 100 Actien, mit 60,000 Fr. Gehalt, mit zwei Untergouverneurs, Inhabern von 50 Actien und mit Besoldungen von 30,000 Fr., ernannt. Der Gouverneur sollte die Agenten der Bank ernennen und den Vorsitz bei allen Bankgeschäften führen. Zugleich ward das Bankcapital auf 90,000 Actien, also auf 90 Mill. Fr. erhöht, und das Privilegium der Anstalt auf 40 Jahre verlängert. Die Bank ward hierdurch in den Stand gesetzt, ihrem Wirkungskreise eine bedeutende Ausdehnung zu geben und auch auf die Industrie des Landes einen fördernden Einfluß auszuüben; ein Decret von 1808 ermächtigte dieselbe, in mehren Hauptstädten des Reichs Comptoire anzulegen, und es wurden dergleichen zu Lyon, Rouen und Lille errichtet. Als 1814 die fremden Heere in Frankreich eingerückt waren, mußte die Bank der Regierung bedeutende Summen vorschießen; die damals von ihr in Umlauf gesetzten Noten und sonst übernommene Verpflichtungen übertrafen um 20 Mill. Fr. den Werth der in ihrem Besitz befindlichen baaren Münze und sonstigen Effecten; es herrschte eine allgemeine Bestürzung, und man besorgte nicht ohne Grund, die Bank werde sich durch fortgesetzte Baarzahlung binnen Kurzem erschöpfen. Da erschien am 18. Febr. 1814 eine Verfügung, wodurch die Baarzahlungen zwar nicht gänzlich eingestellt, aber auf die Summe von 500,000 Fr. für jeden Tag beschränkt, und an Niemand mehr als 1000 Fr. ausgezahlt werden sollten. Bereits im Febr. hatte aber die Bank solche Einrichtungen getroffen, daß sie wieder alle Zahlungen ohne Einschränkung zu leisten vermochte, und sowol während der Belagerung als während der feindlichen Besetzung von Paris hat sie fortgefahren zu zahlen; ebenso sind auch während der feindlichen Besitznahme 1815 die baaren Zahlungen der Bank keinen Tag unterbrochen worden. Von 1820—28 ließ die Bank für 118,400,000 Fr. Gold und Silber münzen; mehr als 210 Mill. Fr. in Noten waren während dieser Zeit nie auf einmal im Umlauf. Sämmtliche Actien waren am 1. Jan. 1827 im Besitz von 3536 Individuen, und der Reservefonds betrug 8,480,598 Fr. Im J. 1828 wurden 407,226,391 Fr. Wechsel mit einem Zins von 2,519,492 Fr. discontirt; durch Darlehen auf Gold und Silber bezog die Bank 94,720 Fr. Zinsen.

In **Dänemark** wurde 1736 eine Depositen- und Zettelbank errichtet. Schon 1745 mußte sie ihre Baarzahlungen suspendiren, und seit dieser Zeit ist Dänemark mit Papiergeld überschwemmt worden. Im J. 1773 wurden alle Actionnairs abgefunden und die Bank auf kön. Rechnung übernommen; sie hatte bei einem Capital von 600,000 Thlr. für 11 Mill. Zettel ausgegeben, welche bis auf 16 Mill. vermehrt wurden. Man suchte dem Übel abzuhelfen; die Bank sollte keine Scheine mehr ausgeben und jährlich 750,000 Thlr. einlösen. Eine neue dän.-norweg. Speciesbank mit einem Capital von 2,400,000 Thlr., welches von Actionnairs zusammengelegt wurde, sollte unabhängig von der Regierung zu Herstellung des Nationalcredits wirken; allein 1804 verloren die neuen Bankzettel 25 und die alten 45 Proc., und 1813 bot man 1800 Thlr. in Bankzetteln für 1 Thlr. in Münze. Daher wurde 1813 eine neue kön. Bank errichtet, vornehmlich um das alte Papiergeld aus dem Verkehr zurückzuziehen, und diese wurde 1818 in eine Nationalbank verwandelt, für deren Scheine das ganze Land, d. i. alle Grundbesitzer mit

einem Theile ihres Grundeigenthums haften und jährliche Zahlungen leisten mußten. Eine Depositenbank bestand seit 1777 zu Altona, welche 1819 zur Nationalbank für das Herzogthum Schleswig und Holstein umgestaltet wurde.

Preußen errichtete 1765 eine Hauptbank zu Berlin. Sie war Depositen- und Zettelbank und hatte ihre Filialbanken in den verschiedenen Provinzen. Bei ihr müssen alle in gerichtlicher Verwahrung befindlichen Gelder, Mündelgelder, Gelder der Kirchen und milden Stiftungen u. s. w. niedergelegt werden, wofür sie 2, 2½ und 3 Proc. Zinsen zahlte. Der Krieg von 1806 nöthigte die Bank, ihre Zahlungen einzustellen; allein durch das kön. Edict aus Wien vom 3. Apr. 1815 wurde der Bankverkehr wiederhergestellt. Die Bank wird für Rechnung des Staats verwaltet, steht vermöge der Verordnung vom 3. Nov. 1817 unter keinem Ministerium, sondern hat einen eignen Chef mit unumschränkter Vollmacht, aber persönlicher Verantwortlichkeit. Die Bankobligationen circuliren als baares Geld und können jeder Zeit ohne allen Verlust realisirt werden. Durch Cabinetsordre vom 27. Jan. 1829 ist jeder Unterschied zwischen Obligationen des alten und neuen Verkehrs aufgehoben.

Rußland hat verschiedene allgemeine Staatsbanken. Die Assignatenbank wurde 1769 von der Kaiserin Katharina II. gegründet als eine Staatszettelbank. In den ersten 18 Jahren wurden nur 40 Mill. Assignaten ausgegeben, und diese hielten sich mit dem baaren Silbergelde fast gleich. Aber 1774 errichtete die Kaiserin eine Staatsleihbank, zugleich Depositenbank, welche auf Hypotheken Darlehne in Assignaten machen sollte, und zu dem Ende wurde die Masse derselben auf 100 Mill. erhöht. Die Kriege machten die Ausgabe neuer Bankzettel nöthig; sie betrugen bei dem Tode der Kaiserin 157 Mill. und stiegen nachher auf 577 Mill. Zugleich aber fiel ihr Curs bis auf ein Viertel des Nominalwerths. Jetzt werden keine mehr ausgegeben, und die Assignatenbank ist nur beschäftigt gewesen, von Zeit zu Zeit die alten Assignaten gegen neue umzutauschen, welche überhaupt durch neuere Finanzoperationen nach und nach eingezogen werden. Eine Discontokasse, welche für den kaufmännischen Verkehr 1797 errichtet wurde, ist aufgehoben und dagegen 1818 eine Handelsbank gegründet worden, welche als Depositenbank dient, discontirt und auf Unterpfand Darlehen gibt. Ihr Grundcapital besteht in 30 Mill. Rubel. Sie darf dem Staate keine Vorschüsse machen. Verwaltet wird sie von einem Gouverneur und acht Directoren, wovon die Regierung vier und die Kaufmannschaft von Petersburg die übrigen bestellt. Sie hat Filialbanken zu Moskau, Odessa, Archangel, Riga u. s. w.

In den Vereinigten Staaten war schon 1791 eine Nationalbank zu Philadelphia errichtet mit einem Capital von 10 Mill. Dollars in 25,000 Actien und mit einem Privilegium auf 21 Jahre. Dessenungeachtet war der Geldverkehr daselbst sehr schlecht geregelt. Es gab sehr viele Privatbanken, von welchen aber von 1811—30 nicht weniger als 165 ihre Zahlungen einstellten. Daher sind nunmehr durch Gesetze alle Privatbanken unter Aufsicht der Regierungen gestellt. Solcher Banken waren 1830 in sämmtlichen Staaten 330 mit einem Fonds von 110 Mill. Dollars. Das Privilegium der ersten Nationalbank wurde nicht erneuert, sondern 1816 eine neue gegründet mit einem Capital von 35 Mill. Dollars in 350,000 Actien, wovon die Congreßregierung für 7 Mill. genommen hat. Sie wird von 25 Directoren verwaltet, von welchen fünf durch die Regierung und die übrigen durch die Inhaber der Actien ernannt werden, und hat ihre Filiale in den größern Städten. Es werden Banknoten zu fünf Dollars ausgegeben, die aber auf Verlangen jedesmal in Gold oder Silber ausgewechselt werden müssen. Die Regierung hat sich das Recht vorbehalten, durch Ausschüsse des Senats oder des Hauses des Repräsentanten die Lage der Angelegenheiten der Anstalt untersuchen zu lassen, sich aber dagegen verpflichtet, während der Dauer des Privilegiums der Bank, das bis zum März 1836 geht, keine ähnlichen Corporationen zu bevor-

rechten, ausgenommen Banken im District Columbia mit einem Capital, das nicht über 6 Mill. Dollars steigt. Es ist der Bank verboten, einen Theil der Staatsschuld an sich zu kaufen, der Regierung über 500,000 und einem einzelnen Staate über 50,000 Dollars vorzuschießen. Wenn sie die Baarzahlung ihrer Noten oder die Auszahlung der Depositen verweigert, so muß sie jährlich 12 Proc. Zinsen bezahlen. Sie ist verpflichtet, für die Regierung die Übersendung öffentlicher Gelder aus einem Theile der Vereinigten Staaten in den andern ohne Vergütung zu besorgen. Ihrem Charakter nach ist die Bank wesentlich eine auf Beförderung des Verkehrs berechnete Anstalt, welche der Regierung nur mittelbar Dienste leistet und nur als Finanzmaschine ihrer Aufsicht unterworfen ist; und sie hat einen wichtigen Einfluß auf Betriebsamkeit und Handel, wie auf den Credit der Regierung gehabt. Bald nach der Stiftung gewannen die Actien durch Speculationen 56 Proc., in den letzten Jahren aber erhielten sie einen stetigen Marktpreis von 20—25 Proc. Der Betrag der umlaufenden Noten belief sich 1828 auf 12—13 Mill. Dollars. Die Dividenden schwankten zwischen 5 und 6 Proc. Man zählte 1829 außer der Bank zu Philadelphia 21 Discontobureaus in verschiedenen Städten der Vereinigten Staaten.

Mehre Staaten erhielten im 19. Jahrh. Banken. Würtemberg hat seit 1802 für alle finanziellen Angelegenheiten in Stuttgart eine Hofbank, welche einen sehr bedeutenden Fonds hat und deshalb auch im Auslande in hohem Ansehen steht. Zu Neapel besteht seit 1810 die jetzige Bank Beider Sicilien, eine Deposito-, Disconto- und Zettelbank, welche durch 4000 Actien zu 250 Ducati errichtet wurde und eines guten Credits genießt. Außer dieser besteht daselbst noch seit 1827 ein Leihhaus mit einem Capitale von 60 Mill. Ducati, vorzüglich zur Hülfe für Grundbesitzer, Manufactur- und Fabrikinhaber. Für Portugal ward 1822 eine Nationalbank zu Lissabon mit einem Fonds von 5000 Mill. Reis in Actien zu 500 Milreis gegründet. Der Einrichtung nach ist sie eine Disconto- und Zettelbank. Auf das Äußerste gemisbraucht, verlieren seit 1828 ihre Actien sehr beträchtlich. Im Königreich Belgien sind zwei Banken, die eine zu Brüssel seit 1823 mit einem Fonds von 50 Mill. Gulden, die andere zu Antwerpen seit 1827, welche nur Noten von 500 und 1000 Gulden zur Erleichterung der großen Geschäfte ausgibt, welche jeder Zeit zu realisiren sind. Polen besitzt seit 1828 zu Warschau eine Disconto- und Zettelbank mit einem Stammfonds von 40 Mill. poln. Gulden. Ihre Actien zu 50 Gulden standen fast immer bedeutend über dem Nominalwerthe. Über die Geschichte der Banken vergl. Büsch's „Sämmtliche Schriften über Banken und Münzwesen" (Hamb. 1801); Storch's „Cours d'économie politique" (Par. 1823), B. 4, und Giuſ. de Welz's „La magia del credito svelata" (2 Bde., Neap. 1824, 4.).

Bank, ursprünglich jede Erhöhung, daher Sandbank, Austerbank u. s. w., dann auch Pritsche oder Barbette genannt, eine Erhöhung von Erde hinter der Brustwehr eines Festungswerks oder einer Schanze, um mit Geschützen über die Brustwehr wegfeuern zu können. Die Höhe der Brüstung (des Stücks Brustwehr, welches das Geschütz deckt) beträgt gewöhnlich gegen 3¼ Fuß, die Länge der Bank 14—16 F., die Breite für jedes Geschütz 16—18 F. Eine Auffahrt führt vom Innern der Schanze auf die Bank. Wenn man viel schweres Geschütz gegen sich hat, oder mit Trancheen angegriffen zu werden erwartet, oder wenn die Schanze einen bestimmten Punkt, z. B. eine Brücke, einen Paß, zu beschießen bestimmt ist, die Richtung des Geschützes also nicht bedeutend geändert wird, schneidet man oft statt der Bank Schießscharten in die Brustwehr; dagegen ist das über Bank feuern dann zweckmäßig, wenn man blos von Infanterie angegriffen zu werden glaubt, oder die ganze umliegende Gegend beschießen will.

Bankassignationen; s. Assignationen.

Bankiers werden die Kaufleute genannt, deren Hauptgeschäft in dem

Geldverkehre besteht, im Ankaufen und Discontiren von Wechseln, Besorgung von Zahlungen nach entfernten Plätzen, Umsetzen von Geldsorten, im Unternehmen der Staatsanleihen und alle Dem, was zum Bankgeschäfte gehört. (S. Bank.) Auf den Handel mit Staatspapieren und den Curs derselben haben sie daher einen sehr großen Einfluß, und die neuere europ. Politik steht mit dem Gange des Geldverkehrs in so enger Verbindung, daß aus ihnen oft die leitenden Minister großer Staaten genommen wurden.

Banknoten. Unter den Papieren, welche von den Banken ausgehen, findet ein bedeutender Unterschied statt. 1) Die Scheine über die Einlage eines Antheils an dem Grundcapital der Bank, Bankactien, sind in der Regel auf bestimmte Personen ausgestellt, und können ohne förmliche Cession nicht auf andere übertragen werden. Oft sind dabei noch besondere Förmlichkeiten zu beobachten, und die höchste Zahl der Actien bestimmt, welche von Einer Person besessen werden können. Der Werth der Actien steigt mit dem Gewinne oder der Dividende; er fällt, wenn der Credit der Bank oder ihr Gewinn sich vermindert. Ein Theil des Gewinns muß zuweilen zurückgelassen werden oder wird zu andern Zwecken verwendet. 2) Scheine über deponirte Summen, welche auch auf bestimmte Personen lauten. Zuweilen wird dem Gläubiger ein Folium des Hauptbuchs der Bank bestimmt und auf diesem zu- und abgeschrieben, je nachdem er die eingelegte Summe zurücknimmt oder vermehrt. 3) Eigentliche Banknoten, Bankzettel, Versicherungen der Bank, auf Verlangen sogleich eine gewisse, zuweilen sehr kleine Summe, z. B. in Schweden 4 Gr., an den Vorzeiger zu bezahlen. Bei diesen Noten ist die Versuchung des Nachmachens sehr groß und die Geschicklichkeit der Verfälscher geht so weit, daß bis jetzt die künstlichsten Mittel, z. B. besonderes Papier, Wasserzeichen, sehr kleine und versteckte Zeichen, künstlich verschlungene Linien von verschiedenen Farben, dagegen nicht haben sichern können. Die beste Sicherung besteht darin, daß die Noten nicht auf gar zu kleine Summen lauten, weil bei den größern der Besitz in der Hand unbemittelter Menschen schon Verdacht erregt und das Unterbringen größere Schwierigkeit hat. Seit die engl. Bank keine Noten unter 5 Pf. mehr ausgibt, haben die Processe wegen Verfälschung sehr abgenommen. Da die Falschheit einer Note oft von Andern als den Bankofficianten gar nicht bemerkt wird, so ist es üblich geworden, bei dem Verkehr auf der Rückseite den Namen des Ausgebers setzen zu lassen, um sich allenfalls an ihn halten zu können. Zwischen den Noten der Staatsbanken und denen der Privatbanken findet der bedeutende Unterschied statt, daß eine Zahlung mit den ersten den Schuldner völlig frei macht; hingegen eine Zahlung in Privatbanknoten nur einer Anweisung gleichsteht, und der Zahlende also noch für die Zahlung der Privatbank haftet.

Bankrott, s. **Falliment**.

Banks (Sir Joseph), Baronet, ein eifriger Beförderer der Naturforschung, wurde 1743 zu Revesby Abbey in Lincolnshire geboren und stammt aus einer ursprünglich schwed. Familie, die seit einem Jahrhundert sich in England niedergelassen hatte, und von welcher auch der Trauerspieldichter John Banks herrührt. In Eton und Oxford bis 1761 gebildet, machte er 1765 eine Reise nach Neufundland und Labrador, um naturgeschichtliche Forschungen anzustellen, und schiffte sich in Gesellschaft seines Freundes Solander 1769 mit Cook zur Reise um die Welt ein. Bei einer Untersuchung im Innern des Feuerlandes, dessen vulkanische Merkwürdigkeiten sie kennen lernen wollten, waren beide Naturforscher nahe daran, während der furchtbar kalten Nacht zu erfrieren; nur mit äußerster Mühe erwehrten sie sich des Schlafs. Durch B. wurde der Brotbaum nach den amerikanischen Inseln gebracht, und er lieferte die botanischen Beschreibungen zu Cook's erster Reise. Er wollte Cook 1772 auch auf der zweiten Reise begleiten, konnte sich aber wegen der für die Zwecke der Naturforschung erfoderlichen Einrichtungen nicht mit ihm vereinigen, und besuchte in demselben Jahre die westlichen schottischen Inseln und Island, wo

er reiche Ausbeute für die Naturgeschichte sammelte. Bereits 1771 von der Universität Oxford zum Doctor der Rechte ernannt, ward er 1778 vom König zum Baronet erhoben und zu derselben Zeit, als John Pringle sein Amt niedergelegt hatte, zum Präsidenten der kön. Gesellschaft der Wissenschaften erwählt. Die Franzosen erwählten ihn 1801 zum Mitgliede des Nationalinstituts, weil sie es seiner Verwendung verdankten, daß sie die Papiere von Lapérouse, welche auf dessen Reise Bezug hatten und in die Hände der Engländer gefallen waren, zurück erhielten. Viele Naturforscher verdankten ihm eifrige und uneigennützige Unterstützung ihrer Bemühungen. Außer einzelnen Aufsätzen in Zeitschriften und Beiträgen zu den Schriften einiger gelehrten Gesellschaften, besonders zu den „Philosophical transactions", hat er nichts geschrieben als „A short account of the causes of the diseases in corn called the blight, the mildew, and the rust", zuerst 1803 in 4. für Freunde und 1805 in 8. für den Buchhandel gedruckt. Er starb am 19. Jun. 1820. Er hinterließ eine reiche Bibliothek, von welcher sein Freund Dryander einen trefflichen Katalog machte, und eine unvergleichliche naturhistorische Sammlung; beide fallen nach seines Bibliothekars Brown Tode dem brit. Museum anheim.

Bann, s. Kirchenbann und Acht.

Banner (Joh.), s. Banér.

Banner hieß im Mittelalter die Heeresfahne. Nach dem Vorbilde des hauptsächlich in den lombardischen Städten gebräuchlichen, von Ochsen gezogenen und reich geschmückten Fahnenwagens (carroccio) hatten auch einige deutsche Kaiser eine ähnliche Hauptfahne. Dem Banner zu folgen waren alle Vasallen verbunden. Auch nannte man Banner die Fahne, welche der Ritter erhielt, der so viel Ansehen und Vermögen hatte, daß er zehn Helme oder Spieße, d. h. andere Ritter mit ihren Dienern, gegen den Feind führen konnte, und ihn selbst einen Bannerherrn. Im Reichsbanner war in den frühesten Zeiten der Erzengel Michael, erst unter Kaiser Sigismund kam der Reichsadler hinein. Auch bei den Schweizern wurde in frühern Zeiten die Hauptfahne das Banner genannt und der Träger derselben Bannerherr. In der Folge war dies eine der ansehnlichsten Ehrenstellen in den schweizerischen Freistaaten, die auch in einigen Cantonen jetzt wieder eingeführt worden ist. In den neuesten Kriegen wurde Banner für Abtheilung oder Bataillon gebraucht. Banner der freiwilligen Sachsen nannte man die nach der Schlacht bei Leipzig 1813 unter dem russ. Gouvernement in Sachsen gegen die Franzosen ausgerüstete Kriegerschar, die vom Kaiser Alexander seinen Garden beigezählt, 1815 wieder aufgelöst und 1832 durch eine russ. Medaille ausgezeichnet ward.

Banquet, in der Kriegsbaukunst, die Erhöhung von Erde hinter einer Brustwehr, auf welche die Besatzung einer Schanze beim Herannahen des Feindes tritt, um auf diesen zu feuern. Das Stück Brustwehr über dem Banquet (die Vertheidigungshöhe) beträgt gewöhnlich etwas über 4 F., die Breite des Banquets wenn es mit einem Gliede besetzt wird, $2\frac{1}{2}$—3 F., soll es mit zwei Gliedern besetzt werden, 4—6 F. Oft macht man es doppelt, d. h. man legt tiefer noch ein zweites an.

Banz, Schloß und Herrschaft im Fürstenthume des bair. Obermainkreises, seit 1813 Sommerresidenz des Herzogs Wilhelm v. Baiern. Das Schloß umgeben herrliche Anlagen, in der schönen Kirche ist das Grabmal des franz. Marschalls Berthier, Fürsten von Neufchatel und Wagram. B. war früher Benedictinerstift, das sich durch wissenschaftliche Bildung auszeichnete und den Gelehrten, die aus allen Gegenden Deutschlands häufig dahin kamen, ohne Unterschied der christlichen Religionspartei, die freundlichste Aufnahme gewährte. Seine Stiftung im J. 1058 verdankt es der Gemahlin Albrecht's, Grafen von Babenberg. Zur Zeit der Aufhebung des Stifts 1802 betrug das Vermögen desselben 3,663,000 Gulden. Der letzte Abt war Gallus Dennerlein. Ihm, sowie mehren seiner Vorgänger gebührt der Ruhm, trefflich für Bildung und Wissenschaft gewirkt zu haben. Vgl.

Sprenger's „Diplomatische Geschichte des Klosters B." (Nürnb. 1803) und Schad's „Lebensabriß des Gallus Dennerlein" (Bamb. 1821).

Baphomet, der Name eines Symbols der Tempelherren (s. d.), das man schon in frühern Zeiten für den verdrehten Namen Mohammed hielt, indem man die Glieder des Ordens einer Hinneigung zum Islam beschuldigte. In mehren Alterthümersammlungen, z. B. in Wien und Weimar, findet man Bilder von Stein, mannweiblich mit zwei Köpfen oder zwei Gesichtern, einem bärtigen Manne gleich, übrigens von weiblicher Bildung, größtentheils mit Schlangen, Sonne und Mond und andern seltsamen Attributen umgeben und mit Inschriften, meist arabischen, versehen, welche Joseph von Hammer in den „Fundgruben des Orients" (Bd. 6, H. 1) für die Baphometidole der Templer erklärte, indem er darzuthun suchte, daß die Ritter, die er schon früher mit den Assassinen (s. Ismaeliten) in Verbindung gebracht hatte, als Gnostiker und zwar besonders als Schlangenbrüder oder Ophiten, des Abfalls vom Christenthum, des Götzendienstes und der Unsittlichkeit schuldig gewesen seien. Die Inschriften führt er fast sämmtlich auf die Mete zurück, die Sophia, oder Achamot Prunikos der Ophiten, als Symbol der unnatürlichen Wollust und Princip der Sinnlichkeit mannweiblich dargestellt, wie er behauptet. Er bringt damit in Verbindung, was in den Anklagen und Aussagen der Templer von Bildern und Baphometköpfen vorkommt, um die Beschuldigung des Gnosticismus zu begründen, und nach ihm soll Baphomet Taufe der Mete, Feuertaufe oder gnostische Taufe bedeuten: eine Geisteserleuchtung, die bei den Ophiten auf sinnliche Weise als Geschlechtsvermischung gedeutet ward. Auf das Symbol der Schlangen legt er dabei besonderes Gewicht. Diese gewagte Deutung ist vielfältig bestritten worden, namentlich von Raynouard, dem Vertheidiger der Templer, der im „Journal des savans" (März 1819) zeigte, daß die alte Erklärung des Wortes Baphomet als gleichbedeutend mit Mohammed die richtige sei, was auch Sylvestre de Sacy annahm. Ein Gegner des Herrn von Hammer, von Nell, will die von jenem für Baphometsymbole erklärten räthselhaften Bilder im Antikencabinet zu Wien für alchemistisch-theosophische halten, und bemerkt, daß sich die, für die Mete gehaltene Figur auch bei den Alchemisten finde, aber es ist dabei zu erinnern, daß die gnostischen Symbole in die Alchemie übergegangen oder aus derselben Quelle, aus welcher die Gnostiker schöpften, aus der morgenländischen Geheimlehre, entnommen worden sind.

Baptist, s. Taufgesinnte.

Bär, eine Säugthiergattung, welche zu den Raubthieren gerechnet wird, obgleich ihr Zahnbau, da sie nur einen Reißbackzahn besitzen, die übrigen Backzähne aber höckerig sind, mehr für vegetabilische Nahrung bestimmt erscheint; wie denn auch die meisten Arten von Pflanzennahrung leben. Alle sind große, plump gebaute Thiere mit kurzem Schwanze und verlängertem, beweglichem Nasenknorpel. Sie schlafen zum Theil während des Winters in Höhlen, in welchen sie sich auch sonst verbergen und in denen das Weibchen die Jungen wirft. Die bekannteste Art ist der braune europ. Bär (ursus arctos) mit convexer Stirn, braunem, und so lange sie jung sind, sehr wolligem Pelze, der in Europa und Asien einheimisch ist. Er wird 5 $^{1}/_{2}$ F. lang, wiegt oft gegen 400 Pf., lebt im Herbste meistentheils von Früchten und Honig; fällt aber auch zuweilen größere Thiere an. Die Bärin wirft in der Regel im Januar zwei Junge, die nicht größer sind als eine Ratte. Man jagt ihn vorzüglich des Pelzes und Fettes wegen; doch ist sein Fleisch auch eßbar und die Tatzen (Füße) gelten als Leckerbissen. Jung kann man den Bär zu allerlei Künsten abrichten. Eine andere, mehr graue Art (U. ferox) in Nordamerika wird wegen ihrer Stärke gefürchtet. Der Baribal (U. americanus), in Nordamerika einheimisch, wird häufig in Menagerien angetroffen, hat eine platte Stirn, schwarzen Pelz und gelbe Schnauze, seine Nahrung besteht meist in Früchten. Der lang-

rüsselige Bär, das bärenartige Faulthier (U. longirostris), ward wegen zufälligen Mangels der Schneidezähne lange für ein Faulthier gehalten, er ist in Ostindien einheimisch, und zeichnet sich durch ziemlich verlängerte Nase und Unterlippe aus. Der Eisbär, Seebär (U. maritimus), mit verlängertem abgeplatteten Kopf, schlichtem weißen Pelz, lebt in Norden, wird über acht Fuß lang und ist wegen seiner Stärke, zumal wenn ihm Nahrung mangelt, sehr gefährlich. Der Höhlenbär, eine untergegangene Art der Vorwelt, ist nur noch aus den Knochen bekannt, die sich von ihm in der Gailenreuther und vielen andern Höhlen Deutschlands und anderwärts finden.

Bär in der Kriegskunde, ein steinerner Damm in Festungsgräben, um, wenn sie mit Wasser angefüllt sind, dasselbe in einer gleichen Höhe von $5\frac{1}{2}$—6 Fuß zu erhalten, oder um, wenn der Graben trocken ist, einem vorbeifließenden Strome das Eindringen zu verwehren und denselben, zur Unterstützung der Vertheidigung, nach Willkür ein- oder abzulassen. Zu diesem Zwecke befindet sich auf der innern Seite gegen die Festung eine Schutzfalle. Der obere Theil des Bären aber hat einen dachförmigen Rücken, in dessen Mitte eine sechs Fuß hohe runde Säule aufgemauert ist, damit ihn der Feind nicht zum Übergange benutzen kann. In andern Fällen dient der Bär zugleich auch zur Verbindung mit dem bedeckten Wege oder mit einem Außenwerk, und ist deshalb hohl aufgeführt und mit Schießlöchern versehen; man findet auch wol doppelte Gänge über einander, von denen blos der obere mit Schießlöchern versehen ist, der untere aber völlig unter dem Wasser liegt.

Baratier (Jean Philippe), geb. 19. Jan. 1721 zu Schwabach im Fürstenthum Anspach, wo sein Vater, François, franz. reformirter Prediger war. Dieser hatte die Überzeugung, Kinder müßten von der Wiege an lernen; ohne ihnen den geringsten Zwang anzuthun, müsse die Erlernung von Allem reizend und angenehm gemacht werden und der ganze Unterricht einer gefälligen Unterhaltung ohne alle Absicht der Belehrung gleichen. Noch war der Sohn nicht zwei Jahre alt, so fing der Vater mit ihm den Unterricht in der franz. Sprache an. Die Buchstaben lehrte er ihn ohne Buch kennen, indem er ihm einen Buchstaben nach dem andern zeigte. Besonders gefiel es dem Kleinen, daß er ihm die Buchstaben als etwas Lebendiges vorstellte, das mit ihm rede; er malte sie beim Trinken mit Wasser auf den Tisch u. s. w. Auf ähnliche Art lehrte er ihn zu gleicher Zeit die Geographie. So lernte der Knabe in seinem dritten Jahre fertig lesen, im vierten fertig franz. und deutsch, im fünften lat. sprechen; mit gleicher Schnelligkeit begriff er die griech. und hebr. Sprache, worauf er auch noch andere orient. Sprachen lernte. In seinem zwölften Jahre studirte B. Philosophie, mathematische Wissenschaften und Kirchengeschichte; im dreizehnten Jahre gab er das „Itinéraire de Benjamin de Judele" mit Abhandlungen (2 Bde., Amsterd. 1734) heraus und im folgenden Jahre beendete er die Widerlegung der Schrift Samuel Crell's über den Anfang des Evangeliums des Johannes, welche in Nürnb. 1737 im Druck erschien. Als sein Vater 1735 als franz. Prediger nach Stettin berufen wurde und in Halle mit seinem Sohne bei dem Kanzler v. Ludwig eingeführt ward, veranlaßte dieser den jungen B., sich sofort immatriculiren und den Tag darauf von der ganzen philosophischen Facultät prüfen zu lassen. Hier entwarf derselbe gleich in der Versammlung 14 Theses, welche die Nacht gedruckt und den folgenden Tag in Gegenwart von mehr als 2000 Zuhörern von ihm zur Erlangung der Magisterwürde, die er unentgeltlich erhielt, vertheidigt wurden. Vater und Sohn setzten hierauf die Reise über Potsdam fort, wo sie dem König vorgestellt wurden, welcher dem jungen Genie auf vier Jahre 50 Thlr. jährlich aussetzte, ihm Geld zu mathematischen Werkzeugen gab und in Halle die Rechte zu studiren befahl. Auch ward ein Prediger der franz. Gemeinde zu Halle nach Stettin versetzt, und B.'s Vater erhielt dessen Stelle. Hier studirte er nicht nur die Rechte, sondern seine Forschungen berührten gleichzeitig das Gebiet aller Wissenschaften. Von seinen vielen Schriften in lat. und franz. Sprache, welche Formey,

der B.'s Leben (Utrecht 1741) beschrieb, aufzählt, erschienen im Druck die „Histoire abrégée de la dispute entre Clémens XI et le roi des deux Siciles" (Utrecht 1738), und die Abhandlung „De successione antiquissima rom. pontif." (Utrecht 1740, 4.). Doch eine so früh entfaltete Blume konnte unmöglich lange blühen; von Natur klein und kränklich, hatte er schon in seinem zehnten Jahre ein bösartiges Geschwür bekommen, an dem er viel litt, und zu welchem sich eine Auszehrung gesellte, an welcher er in einem Alter von 19 Jahren 1740 starb.

Barattohandel heißt der Tauschhandel, bei welchem Waaren gegen Waaren umgesetzt werden. Der reine Tauschhandel verliert sich immer mehr, indem die Kenntniß des Geldes und seines Werthes selbst zu den entlegensten und ungebildetsten Völkern gedrungen ist. Selbst beim nordamerik. Pelzhandel hat er abgenommen und nur beim afrik. Sklavenhandel findet er noch statt.

Barbarelli (Giorgio), s. **Giorgione**.

Barbaresken, die Staaten der Berberei, an der Nordküste von Afrika, westl. von Ägypten bis an das atlant. Meer: 1) Tripolis mit Barka, 2) Tunis, 3) Algier, 4) Fez und Marokko. Sie sind, mit Ausnahme einiger kleinen Republiken in Barka und seit 1830 auch **Algier's** (s. d.) sämmtlich Sitze des militairischen Despotismus der Türken und Mauren. Diesen Landstrich von 35,000 □M. durchzieht der Atlas, ein Gebirge, das sich in mehre Zweige theilt und dessen höchste Gipfel, darunter einer von 12,000 F. unweit der Stadt Marokko, beständig mit Schnee bedeckt sind. An der Küste, die zu felsig ist, um viele gute Häfen zu gewähren, weht das ganze Jahr eine milde, gesunde Frühlingsluft, mit Ausnahme der Monate Jul. und Aug., wenn der erstickende Südwind eintritt. Die Pest erzeugt sich nie, sondern wird nur aus der europ. Türkei dahin gebracht. Der Boden ist fruchtbar da, wo ihn die vom Atlas in das Mittelmeer fallenden Flüsse bewässern. Vom Jul. bis Oct., wenn alle andere Pflanzen von der Sonne verbrannt sind, belebt die Landschaft der Oleander. Im Winter befeuchten häufige Regengüsse den Boden aufs Neue. Schon im Januar sind die Wiesen mit Blumen geschmückt; im Apr. und Mai ist das ganze Land ein unermeßlicher Blumenteppich. Die feuchte Wärme ertheilt den Erzeugnissen eine ausnehmende Kraft und einen hohen Wuchs. Gerste wird am häufigsten gebaut, außerdem auch Weizen, Mais, Hirse, Reis und eine Art Kichererbsen (span. garbanços), die man gebraten in Menge genießt. Der leichtwurzelnde indische Feigenbaum wird zu undurchdringlichen Hecken für Gärten und Weinberge benutzt. Der hohe Weinstock rankt sich in prächtigen Gewinden von einem Baume zum andern hin. Sein Stamm ist oft so stark wie der eines mäßigen Baumes. Überall sieht man wohlunterhaltene Olivengärten. Die Granatäpfel sind dreimal so groß als in Italien. Vortreffliche Orangen reifen in Menge. Melonen, Gurken, Kohl, Salat sind im Überfluß. Die Artischocken wachsen wild. Die Henna, das Hauptbedürfniß für den Putztisch der morgenländischen Frauen, wird in den Gärten gezogen. Überall wachsen die hohe pyramidalische Cypresse, die Ceder, der Mandelbaum, der weiße Maulbeerbaum, die zur Färberei wichtige Indigofera glauca, die gegen den Stein wirksame Cineraria der Sümpfe, wohlriechende Cisten, die prachtvollen Cactus. Die Hügel sind mit Thymian und Rosmarin bedeckt, welche die Luft reinigen und als Brennholz dienen. Hin und wieder sieht man Gebüsche von weißen Rosen, aus denen die reinste Essenz gezogen wird. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Eine Abart desselben, Soliman, erreicht eine bedeutende Höhe und ist saftreicher als jede andere des Zuckerrohrs. Den größten Vortheil gewähren den Einwohnern der Lotus und der Palmbaum. Die Fächerpalme wächst auf der ganzen Küste, die Dattelpalme in den der Wüste Sahara näher liegenden Gegenden. Waldungen von Korkbäumen gibt es längs der Küste. Gummi wird aus den Acacienbäumen gewonnen. Unter die nützlichsten der dort einheimischen Thiere gehört das Kameel.

Das Pferd und der Esel, Schafe mit Fettschwänzen sind häufig, und Hunde oft zur Beschwerde. Wilde Schweine und anderes Wildpret gibt es in Menge, und im Innern des Landes Affen, Schakals, Hyänen, Löwen, Panther, Onzen und die freundliche Gazelle. Strauße leben in der Wüste. Geflügel ist zahlreich, eigenthümlich der Flammingo und Pelikan; Heuschrecken, Mücken, Fliegen, Wanzen, Kröten und Schlangen, letztere, 9 — 12 Fuß lang, werden oft zur fürchterlichsten Plage; Fluß- und Seefische, auch Schildkröten sind im Überfluß; die Bienen legen in die Felsen und Bäume ihren Honig nieder. Der Bergbau ist vernachlässigt; doch fand man schon Gold und Silber, besonders gibt es viel Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Gyps, Kalksteine, gute Thonarten, Mineralquellen u. s. w., nebst Quell- und Seesalz im Überfluß.

Dieses große, schöne, durch ein Seebecken von Europa geschiedene Land ist mehrmals der Mittelpunkt einer vorgerückten Bildung gewesen. Es war ausgezeichnet durch Wohlstand, Bevölkerung und Kunstfleiß unter den Karthagern, Römern, Vandalen und Arabern. Und welche Vortheile bietet es dem Verkehr der Völker dar! Seine Verbindung mit allen europäischen Küstenländern findet ungleich leichter und schneller statt als die Verbindung eben dieser Küsten mit ihren eignen Hauptstädten, und der Waarentransport ist minder kostbar von Marseille und Genua nach Tunis und Algier, als nach Paris, oder selbst nach Turin und Mailand. Cato zeigte dem röm. Senate frische Feigen, die unter den Mauern von Karthago gepflückt waren, da doch diese Frucht nach drei Tagen nicht mehr eßbar ist. Das Ganze kann 60 Mill. Einw. ernähren, und enthält jetzt kaum $10^1/_2$ Millionen. Nach Ägypten war es für Rom die ergiebigste und reichste Provinz und einer von den Kornspeichern der weltherrschenden Stadt. Die röm. Schriftsteller nannten sie die Seele der Republik, das Kleinod des Reichs, speciositas totius terrae florentis, und die vornehmsten Römer sahen den Besitz von Palästen und Landhäusern auf dieser lieblichen Küste für das höchste Wohlleben an. Auch die kleinen arab. Höfe von Fez, Tetuan, Tremezene, Garbi, Konstantineh ließen es an Aufmunterung der Künste und der Landwirthschaft nicht fehlen. Amalfi, Neapel, Messina, Pisa, Genua, Florenz bereicherten sich durch ihre mannichfache Verbindung mit jenem schönen Lande, und die venet. Flotte besuchte alle Städte der afrik. Küste. Seit drei Jahrhunderten ist dies Alles nicht mehr. Das Land wurde die Werkstätte des Verbrechens und des Elends, die Beute von etwa 14,000 Abenteurern, die, in einem andern Welttheile zusammengerafft, hier von den Einwohnern verabscheut werden. Die Bewohner des Landes theilen sich in Kabylen, Araber und Mauren, Neger, Juden und Türken. Erstere, die Ureinwohner, auch Barabra oder Berber (daher Berberei) genannt, Stammverwandte der Guanchen auf den canarischen Inseln, wohnen in den Gebirgen in kleinen Dörfern. Die Berbern sind wilde, kräftige, wohlgebildete Menschen von großer Muskelstärke, die Hunger und Beschwerden aller Art leicht ertragen. Alle Stämme derselben zeichnen sich durch dünnes Barthaar aus. Sie sind meistens Räuber, dabei unmenschlich und treulos; doch üben sie Gastfreundschaft, und man reist unter ihrem Schutze sicher. Auf ihre Freiheit eifersüchtig, gehorchen sie ihrem Oberherrn nur dem Namen nach und führen gewöhnlich Krieg mit den Truppen, welche die Steuern eintreiben. Sie verfertigen ihr Feuergewehr selbst und sind gute Schützen. Die Hirten auf den höhern Gebirgen wohnen in Höhlen wie die alten Troglodyten. Unter allen sind die Schilluh-Berbern in Marokko die unversöhnlichsten und rachsüchtigsten Feinde. Das zahlreichste von den Völkern Nordafrikas sind die Araber. Die Städtebewohner heißen vorzugsweise Mauren, die auf dem Lande nomadisch in Zelten Wohnenden nennt man Beduinen. Letztere stammen von den Sarazenen, den ersten Eroberern des Landes, ab. Sie sind groß, muskelkräftig, mit geistvollen, schönen Gesichtszügen, großen, schwarzen, durchdringenden Augen, etwas gebogener Nase, regelmäßigen Zähnen, weiß wie Elfenbein, vollem, starkem Bart und schwarzem Haupthaar.

Die Hauptfarbe in den nördl. Gegenden ist hellbraun und wird südwärts immer dunkler, endlich ganz schwarz; doch ohne die Negerphysiognomie, welche erst in Sudan sich zeigt. Es wohnen 12—100 Familien patriarchalisch in wandernden Zeltlagern, jeder Stamm unter seinem Scheikh, welcher den Koran erklärt und Rechtsstreitigkeiten schlichtet. Auch sie führen auf die wildeste Art beständig Krieg, entweder mit den Berbern oder mit den Steuereinnehmern des Oberherrn. Ihr Geschäft ist Krieg, ihr Einkommen Plünderung; wenn sie keinen Krieg mit ihren Nachbarn führen, vermiethen sie sich als Hülfstruppen an die Deis. Allgemein hassen sie die Christen; doch sind sie weniger verstellt und betrügerisch als die Mauren und Berbern. Das Recht der Gastfreundschaft gilt blos innerhalb ihres kleinen Lagers. Die Mauren sind ein Gemisch von allen Nationen, die sich in Nordafrika niedergelassen haben, doch dem Hauptcharakter nach Araber. Sie nennen sich selbst Moslimin, d. i. Gläubige, oder Medainin, d. i. Stadtvolk. Als eifrige Bekenner von Mohammed's Lehre verachten und hassen sie Christen und Juden. Sie sind eifersüchtig, argwöhnisch, ungesellig, verstellt, grausam, der Liebe und Freundschaft unfähig, dabei so träge und unthätig, daß sie ganze Tage mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen an die Mauer gelehnt sitzen und schweigsam die Vorübergehenden betrachten. Keine Spur findet sich mehr von jener geistigen Bildung, zu der sie im Mittelalter unter einer bessern Regierung in Spanien sich erhoben hatten. Sie sind im höchsten Grade abergläubig, und in ihren Augen ist es ein Verbrechen, ein gedrucktes Buch auch nur zu besitzen. Der Maure lacht nie; ernst, in sich vertieft, den Bart sich streichelnd, gibt er kein Zeichen von Wißbegier oder geistigem Leben. Sein größtes Vergnügen ist, ins Bad zu gehen, Taback zu rauchen, Kaffee zu schlürfen und Märchen zu hören. Die gewöhnliche Speise ist Kuskussu, eine Art Maccheroni. Auch trinken die Marokkaner viel Thee. Allgemein herrscht unter den Mauren der Glaube, daß sie einst an einem Freitage zur Stunde des Gebets von einem rothgekleideten Volke werden überfallen und unterjocht werden. Bei ihrem blinden Fatalismus ertragen sie jeden Wechsel des Schicksals gleichgültig und sterben unter den größten Schmerzen ruhig, wenn sie nur mit dem Gesichte nach Mekka gewandt liegen können. Unter den Mauren haben sich auch freie Neger angesiedelt, die in Marokko sogar Staatsämter bekleiden und im Heere dienen. Juden sind über die ganze Berberei zerstreut und treiben den auswärtigen Handel. Sie stammen von der frühesten Einwanderung der Israeliten aus Phönizien ab, zu denen noch die Hunderttausende, welche man aus Spanien und Portugal vertrieb, gekommen sind. Ungeachtet der Verachtung, in welcher sie in engern Bezirken von den übrigen Bewohnern der Städte abgesondert, vom Pöbel beschimpft und von den Reichen bedrückt leben, geschieht doch Alles durch sie. Der unwissende Maure verpachtet an den Juden seine Einkünfte, wählt unter ihnen seine Geschäftsleute, Zöllner, Schreiber, Dolmetscher u. s. w. Sie prägen die Münze und verfertigen alle Arten Schmuck. Man legt ihnen nach ihrem Alter schwere Abgaben auf; selten wird ein Mord bestraft, den ein Maure an einem Juden begeht. Nur die den Mauren verhaßte schwarze Farbe ist den Juden zu tragen erlaubt, desto mehr aber putzen sie sich in ihren Häusern. Die herrschende Volksclasse sind die Türken, obschon als eingedrungene Fremdlinge überall gehaßt. Ihre Abkömmlinge von eingeborenen Weibern heißen Chiulis. Seit sich 1518 durch den Verrath des Horuk Barbarossa, den man früher zur Hülfe herbeirief, türk. Seeräuber hier ansiedelten, verfielen Künste, Wissenschaften, Landwirthschaft und Handel, durch welche die arab. Staaten hier wie in Granada blühten. Mittels ihrer politischen Vorrechte und ihres durch Seeraub und Sklavenhandel erworbenen Reichthums tyrannisiren sie die Einwohner. Die Veranlassung zur Seeräuberpolitik dieser nordafrik. Militairstaaten gab zum Theil der beständige Krieg, den der Johanniterorden auf Malta mit den Ungläubigen führte. Die Ritter zerstörten den maurischen Handel. Nun foderten Selim und Soliman auch ihre

Unterthanen zu Raubzügen gegen die Christen auf. Bald bildeten sich unter der Flagge des Halbmondes treffliche Seeleute. Unter ihnen zeichneten sich aus die Brüder Horuk und Dschereddin, mit dem Zunamen Barbarossa, welcher letztere 1547 starb. Sie gründeten seit 1518 den Corsarenfreistaat Algier und gaben der Seeräuberei durch religiöse Schwärmerei einen heiligen Anstrich. Da der arab.-maurische Handel abnahm, indem der christliche sich hob, so machten die Malteser wenig, die Algierer hingegen viel Beute. Tunis, Tripolis und Marokko folgten dem lockenden Beispiele, doch zeichnete sich Algier stets vor den übrigen Barbaresken durch wilden Übermuth und Frevel aus. Hier ward sehr bald die Herrschaft ausschließlicher Besitz ausländischer Krieger. Das regierende Kriegsvolk ward durch freiwillige Werbungen in Ländern von gleichem Glauben, mit Ausschluß desjenigen, in welchem es herrschte, unterhalten. Die Miliz behielt sich das Recht der Wahl ihres Oberhauptes vor, und der Dei war der Erste unter seines Gleichen, für die Soldaten ein General und für die Landeseinwohner ein unbeschränkter Herrscher. Auch hinderte die algierische Regierung die Ehen ihrer Soldaten und schloß eifersüchtig die Kinder derselben von aller Theilnahme an der Regierung aus, indem sich die Türken die höhern Stellen vorbehielten. Daher ließ jedes zweite Jahr die Regierung Schiffe mit Commissarien nach der Levante zum Behufe neuer Werbungen abgehen. Man nahm die Recruten selbst unter den Verbrechern in Konstantinopel. Hier verachtet, wurden sie sogleich in Algier Effendis, mit allem Hochmuth von Emporkömmlingen und Glücksrittern. Ihrer waren nicht über 12—13,000, und doch herrschten sie über mehre Millionen.

Seit der Einnahme Nordafrikas durch Omar (647 n. Chr.) und andere Heerführer der arab. Khalifen entstanden an der Küste mehre kleine Staaten. Zeiri, ein vornehmer Araber, erbaute 935 Algier (Aschir) und erweiterte das Gebiet. Der fatimitische Khalif ertheilte der Familie des weisen Zeiri, gest. 970, die erbliche Gewalt. Sie regierte unter dem Namen der Zeiriten bis 1148, in welchem Jahre Roger, König von Sicilien, dem Letzten derselben, Hassan ben ali, Tripolis und einen großen Theil seines Landes abnahm, worauf sich die Moraviden, Gebieter von Marokko, des Restes bemächtigten. Die Dynastie der Moraviden beherrschte die ganze Küste bis 1269, in welchem Jahre die Negerfürsten Abouhafs ein Reich zu Tunis stifteten. Nach der Belagerung von Tunis durch Ludwig den Heiligen 1270, wobei dieser an der Pest starb, wurden die Beni zian Meister des größten Theils des algier. Staats, konnten aber nicht verhindern, daß sich die wichtigsten Städte, Oran, Algier, Tunis und Tripolis, zu Freistaaten erhoben, welche durch Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien seit 1492 sehr volkreich wurden. Um 1494 fingen diese an, sich für ihre Vertreibung aus Spanien durch Seeräuberei zu rächen. Ferdinand der Katholische rüstete sich daher mit ganzer Macht gegen sie. Er eroberte 1506 Oran und andere Städte, machte sich die Regenten von Tunis und Tremezene zinsbar; nahm 1509 Tripolis ein, unterwarf Algier, und erbaute vor dem Hafen dieser Stadt auf einer Insel ein Castell, welches, mit einer starken Besatzung versehen, den Handel dieser Stadt schützte. Aber nach Ferdinand's Tode riefen die Algierer den türk. Seeräuber, Horuk Barbarossa, zu Hülfe. Dieser ließ den Emir Selim eutemi, welcher bisher Algier vertheidigt hatte, erdrosseln und sich 1518 von seinen Türken zum König ausrufen. Jetzt trat in Algier eine solche Tyrannei von Seiten der Türken ein, daß die Einwohner sich genöthigt sahen, die Spanier selbst um Hülfe anzuflehen. Aber ein Sturm zerstreute die span. Flotte. Darauf schlug Horuk Barbarossa die Araber zurück und eroberte Tunis und Tremezene. Sein Bruder und Nachfolger, Dschereddin, übergab 1519 sein Königreich an den Sultan Soliman und regierte es nun als Pascha. Er nahm hierauf Tunis mit List, mußte es aber 1535 Karl V. überlassen, der den vertriebenen König wieder einsetzte, 20,000 Christensklaven befreite und die Citadelle Goletta für sich behielt. In der Folge eroberte der Pascha von Ägypten 1544 Tremezene, 1555 Bugia und 1569 Tunis, das sich aber 1628

wieder befreite, bis es 1694 zinsbar gemacht und 1754 zum zweiten Male erobert wurde. Seitdem war es von Algier bald mehr, bald weniger abhängig geblieben. Vergebens erneuerten die Spanier 1703 ihre Angriffe gegen Algier, sie verloren Oran 1708. Die Beschränktheit der Mittel, welche die Europäer drei Jahrhunderte hindurch zur Bändigung der fanatischen Algierer und der Barbaresken überhaupt anwandten, die Eifersucht der europ. Staaten, Alles trug dazu bei, Europas Demüthigung durch diese Seeräuber nur zu verlängern. Die Nordküste von Afrika kann nur, nach völliger Ausrottung der türk. Miliz, durch ein verständiges Colonialsystem gerettet werden. Zwar haben die Regierungen von Marokko, Tunis und Tripolis die christlichen Gefangenen nicht mehr als Sklaven, sondern mehr als Kriegsgefangene zu behandeln versprochen, allein dadurch ist das Loos der Unglücklichen, die in ihre Hände fallen, nicht besser geworden. Auch die Flagge der minder mächtigen Staaten wird ungeachtet der Verträge selten geachtet, und bis 1826 liefen aus Algier Raubflotten aus, um span., päpstliche u. a. Schiffe wegzunehmen. Auch gegen die deutsche Schifffahrt kehrte sich oft ihre Wuth. Deshalb ward in Hamburg ein antipiratischer Verein gebildet und auf dem Bundestage ein Ausschuß ernannt, der zweckdienliche Maßregeln vorschlagen sollte. Die meisten Mächte scheinen Englands Schutz zu suchen; nur Baden sah es als eine Nationalsache des deutschen Bundes an, selbstthätig Schiffe zum Schutze des deutschen Handels auszurüsten, wie schon die Hanse es vermochte. Großbritannien und Frankreich foderten daher, im Namen aller europ. Mächte, die Barbaresken 1819 auf, das europ. Völkerrecht als verbindlich zu beobachten. Allein der Kreuzzug, welchen Sir Sidney Smith, als Präsident des nun aufgelösten antipiratischen Vereins in Paris, den christlichen Mächten vorschlug, kam nicht zu Stande.

Unter den drei Seeräuberstaaten, Algier, Tunis und Tripolis, war Algier (s. d.) der Sitz des wildesten Soldatenpöbels. Die Erpressungen des ehemaligen Pascha machten seine Herrschaft so verhaßt, daß die Einwohner 1628 Abgeordnete nach Konstantinopel sandten, welche Achmed I. bewogen, in die Beschränkung der Macht des Pascha einzuwilligen. Man ernannte daher einen Dei als Oberhaupt der Finanzen und ließ dem Pascha nur Gehalt und Rang. Als hierauf die Paschen ihr voriges Ansehen wieder zu erlangen suchten, ließ der Dei, Babu ali, 1710 den Pascha auf ein Schiff werfen und sandte ihn mit der Erklärung nach Konstantinopel, daß die Algierer keinen Pascha mehr von der Pforte annehmen, sondern sich durch selbstgewählte Deis regieren würden. Achmed III. ernannte jetzt den jedesmaligen Dei zu seinem Pascha, und entsagte dadurch aller Einwirkung in die Regierung dieser Soldatenrepublik. Der Dei von Algier hatte eine unumschränkte Gewalt, obgleich die ersten Staatsbeamten und Officiere einen Divan bildeten. Die Wahl des Dei hing ganz von gemeinen Soldaten ab. Sie mußte einstimmig sein, daher gewöhnlich eine Partei die andere zum Beitritt nöthigte, und der Gewählte die Stelle annehmen. Der neue Dei ließ nicht selten, um seine Anhänger mit Stellen zu belohnen, alle Beamte seines Vorgängers umbringen. Er konnte, Religionsangelegenheiten ausgenommen, über Alles verfügen, hielt, mit Ausnahme des Donnerstags und Freitags, täglich Gericht, wobei sämmtliche Beamte zugegen waren, und die Urtheile wurden auf der Stelle vollzogen. Der vorige Dei bewaffnete die Eingeborenen des Landes, Mauren und Neger, gegen die eignen Landsleute, die türk. Miliz, und erkaufte deren Anhänglichkeit durch den heiligen Schatz im alten Schlosse, dessen er sich bemächtigt hatte. Die brit. Regierung wird von den Barbaresken mehr gefürchtet als jede andere. Sie beobachten die mit England geschlossenen Verträge, und in Marokko hat seit dem Vertrage von 1721 der brit. Consul stets in großem Ansehen gestanden. Auch ist der Zustand der Sklaven, wenigstens in Marokko und Tripolis, stets leidlich gewesen, und ihre Auslösung hat nie Schwierigkeiten gehabt; seit aber auch in Marokko die Sklaverei der Christen abgeschafft wurde, sollen Schiffbrüchige und andere Europäer, die in die

Hände der Araber und türk. Freibeuter fielen, oft ermordet worden sein, wenn man sie nicht in das Innere von Afrika schleppen konnte. Die meisten Christensklaven sind Italiener; aber auch die ital. Staaten behandeln die gefangenen Mauren als Sklaven. Die Seemacht der sämmtlichen nordafrik. Staaten ist von jeher, im Vergleich mit den europ. Flotten, unbedeutend gewesen. Vgl. Blaquiere's „Letters from the Mediterranean, containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta" (2 Bde., Lond. 1813); Richard Tully's „Narrative of a ten years residence at Tripoli etc." (Lond. 1816, 4.); Macgill's „Account of Tunis" (Glasgow 1811); Tonnin's „Mercantilisch-geschichtliche Darstellung der Barbareskenstaaten (Hamb. 1826) und Beauclerk's „Journey to Marocco etc." (Lond. 1829).

Barbarismen nennt die Rhetorik, nach dem Vorgange der Alten, die, was nicht griech. und röm. war, als „barbarisch" bezeichneten, alles Fehlerhafte, Fremdartige in Ausdrücken und Wendungen; insbesondere die Verletzung des sprachlich Ueblichen durch Aufnahme veralteter, mundartlicher und ausheimischer Formen. (S. **Sprachreinigung**.)

Barbié du Bocage (Jean Denis), ward am 28. Apr. 1760 zu Paris geboren, und seit früher Jugend zum Studium der Geographie hingezogen, bildete er sich unter Danville's Leitung so vollkommen aus, daß schon seine ersten Leistungen eines solchen Lehrers würdig waren. Seinen Ruhm gründete er durch den zu Barthélemy's „Reise des jüngern Anacharsis" 1789 gelieferten Atlas, der zwar der alten Geographie angehört, aber auch Reisenden, die jetzt Griechenland besuchen, als treuer Führer dient. Auch später beschäftigte er sich vorzüglich mit der Geographie des alten Griechenlands, wie seine Plane und Karten zu Choiseul-Gouffier's malerischer Reise durch Griechenland, und seine durch eine Denkschrift erläuterte Karte über den Rückzug der Zehntausend beweisen. Mit Sainte-Croix arbeitete er die „Mémoires historiq. et géograph. sur les pays situés entre la mer Noire et la mer Caspienne" (Paris 1797, 4.); sein Atlas für das Studium der ältern Geschichte erschien 1816. Schon 1780 bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und 1785 beim Münzcabinet angestellt, ward er 1792 Aufseher der Kartensammlung bei der kön. Bibliothek, 1793 aber ins Gefängniß geführt und verdankte nur dem Muthe seiner Gattin schnelle Befreiung. Seitdem lebte er ganz seinen geographischen Studien und wurde 1821 der Stifter der geographischen Gesellschaft, in deren Centralausschuß er lange den Vorsitz führte, und starb zu Paris am 28. Dec. 1825.

Barbier (Anton Alexander), Bibliograph, geb. zu Coulommiers 1765, war bei dem Anfange der Revolution Pfarrer. Er ging 1794 nach Paris, wo man ihn zum Mitgliede der Commission ernannte, welche mit der Sammlung der in den aufgehobenen Klöstern befindlichen Gegenstände der Literatur und Kunst beauftragt war. Dies bahnte ihm 1798 den Weg zu der Stelle eines Aufsehers der von ihm selbst gebildeten Bibliothek des Staatsraths, und als diese 1807 auf das Schloß nach Fontainebleau gebracht wurde, ernannte ihn Napoleon zu seinem Bibliothekar. Nach der Rückkehr des Königs erhielt er die Aufsicht über dessen Privatbibliothek. Er starb am 6. Dec. 1825. Sein trefflicher „Catalogue de la bibliothèque du conseil d'état" (2 Bde., Par. 1801—3, Fol.) ist jetzt sehr selten. Sein „Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes" (4 Bde., Par. 1806—9, 3. Aufl. 1824) ist durch Anlage, Genauigkeit und eine mit weiser Kürze verbundene befriedigende Vollständigkeit (wenigstens in Hinsicht der franz. Literatur) eins der besten, welche man bis jetzt über diesen Zweig der Bibliographie hat. Weniger gelungen ist sein „Examen critique et complément des dictionnaires historiques" (1. Thl., Par. 1820), da der enger beschränkte Kreis seiner Studien und Forschungen einem so umfassenden Plane nicht genügen konnte.

Barbieri (Giovanni Francesco), s. **Guercino**.

Barbour (John), ein schot. Dichter, um 1315 geboren, wurde zum geistlichen Stande erzogen und war 1357 Archidiakonus zu Aberdeen. In demselben Jahre schickte ihn der Bischof seines Sprengels nach England, um wegen des Lösegeldes des gefangenen Königs David II. zu unterhandeln. Erst um 1375 schrieb er sein Gedicht „The Bruce", das die Geschichte des heldenmüthigen Königs Robert I. Bruce (s. d.) erzählt, und 1616 zuerst im Druck, in der besten von Pinkerton besorgten Ausgabe aber zu Edinburg (3 Bde., 1790) nach einer Handschrift von 1489 in der dortigen Advocatenbibliothek erschien. Dieses Gedicht, eins der ältesten Denkmäler des schot. Dialekts, hat viel poetisches Verdienst, athmet Freiheitsgefühl und Vaterlandsliebe, und obgleich B. Zeitgenosse von Gower und Chaucer war, so ist doch seine Sprache der neuern ähnlicher als die der beiden engl. Dichter. B. starb 1396.

Barcarolla, ein Gesang der Gondelfahrer zu Venedig, öfters von diesen selbst componirt, aber von höchst angenehmer Melodie. Die meisten dieser Schiffer haben einen großen Theil von Tasso's „Befreitem Jerusalem" inne; sie singen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern, und man kann behaupten, daß unter den epischen Dichtern außer Tasso nur Homer so in dem Munde seiner Nation gelebt habe und lebe. Jetzt kommen ähnliche Gesänge unter diesem Namen oft in Opern vor.

Barcelōna, eine der größten Städte Spaniens, die Hauptstadt der Provinz Catalonien, liegt zwischen der Mündung des Llobregat und des Bezas, in Gestalt eines halben Mondes gebaut, am mittell. Meere. Die Stadt ist gut befestigt und hat auf der östl. Seite eine starke Citadelle, welche 1715, um die Einwohner im Zaume zu halten, aufgeführt ward und mit der am Meere liegenden Schanze S.-Carlos eine verborgene Verbindung hat. An der Abendseite der Stadt liegt der Berg Monjuy, mit einem Fort, das den Hafen beschützt. Sie ist in die obere und untere Stadt eingetheilt, und hat, mit Inbegriff der anstoßenden Stadt Barcelonette, welche seit 1752 regelmäßig gebaut wurde und etwa 10,000 Einw., meist Schiffswerkleute, Matrosen und Soldaten zählt, über 10,000 Häus. und gegen 140,000 Einw., eine Kathedrale, 9 Pfarr- und viele andere Kirchen, 27 Mönchs- und 18 Nonnenklöster, ein Schloß der alten Grafen von B., eine Universität, mehre öffentliche Bibliotheken, eine öffentliche Naturaliensammlung, eine Freischule im Zeichnen, eine Ingenieur- und Artillerieschule, eine Akademie der schönen Wissenschaften, ein Findelhaus, ein Hospital, welches 3000 Kranke aufnehmen kann, ein großes Zeughaus, eine Kanonengießerei, ein Schiffswerft u. s. w. B. ist der Sitz eines Bischofs, der Suffragan des Erzbischofs von Tarragona ist, eines Generalcapitains, eines hohen Gerichtshofes und früher auch eines Inquisitionsgerichts. Auf der letzten der vier zu B. in den Jahren 504, 599, 906 und 1064 gehaltenen Kirchenversammlungen wurden, ungeachtet des heftigen Widerspruchs der span. Geistlichkeit, die gothischen Kirchensatzungen aufgehoben. Schon im Mittelalter war B. wegen seiner Lage ein Hauptplatz für den Handel im mittell. Meere. Noch jetzt zählt man daselbst 30 Calicopressen, 150 Baumwollenmanufacturen, viele Seidenwebereien; auch werden Leinwand, Spitzen, Franzen, Stickereien, Tressen, Bänder, Hüte, Strümpfe, Seife, Stahl- und Kupferarbeiten, insbesondere treffliche Flinten, Pistolen und Seitengewehre für das span. Heer, früher auch für Neapel und die amerik. Colonien, in Menge verfertigt. Der Hafen ist geräumig, hat aber eine beschwerliche Einfahrt und ist für Kriegsschiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geschirmt, an dessen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk sind. Die Ausfuhr besteht außer den Manufacturartikeln in Wein und Branntwein; die Einfuhr in franz. und ital. Fabrikwaaren, Getreide, Reis, Bauholz aus der Ostsee, gelbem Wachs aus der Berberei, schwed. Eisen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer und Eisendraht aus Deutschland. Ein bedeutender Artikel

ist Stockfisch, den die Engländer aus Neufundland einbringen. Der Gesammtbetrag des Ein- und Ausfuhrhandels, der an 1500 Schiffe (darunter 120 eigne) beschäftigt, wird auf mehr als 10 Mill. Thaler angeschlagen. Unter dem Namen Barcinum, später Faventia, war B. schon den Römern bekannt; aus ihrer Zeit stammen die Ueberreste eines Tempels des Hercules und die verfallenen Bäder. Seit dem 12. Jahrh. stand es unter eignen Grafen, ward aber durch die Vermählung Raimund V. mit der Tochter Ramiro II., Königs von Aragonien, 1137 mit diesem Reiche vereinigt. Nebst ganz Catalonien entzog sich B. 1640 der span. Herrschaft und unterwarf sich der franz. Regierung; kehrte nothgezwungen 1652 zum Gehorsam gegen Spanien zurück, ward 1697 von den Franzosen erobert, jedoch im ryswicker Frieden wieder an Spanien zurückgegeben. Im span. Erbfolgekriege schlug sich B. auf die Seite des Erzherzogs Karl, ward von Philipp V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert und nach einem hartnäckigen Widerstande erobert. Am 16. Febr. 1809 ward B. von franz. Truppen unter dem General Duhesme durch Überrumpelung genommen und blieb im Besitz der Franzosen, bis 1814 die franz. Truppen aus Catalonien zurückgezogen wurden, um Frankreich zu vertheidigen. Große Verheerungen richtete in B. 1821 das gelbe Fieber an. Bei der franz. Occupation Spaniens im J. 1823 hielt sich B. unter dem General Rotten bis nach der Befreiung des Königs und ergab sich erst auf dessen Befehl. Seit 1827 nach Unterdrückung der Agraviados (s. Spanien) hatte B. und ganz Catalonien die blutige Strenge des Generalcapitains Grafen d'España zu erdulden, bis die Königin ihn im Nov. 1832 absetzte.

Barclay (John), wurde um 1582 zu Pont-a-Mousson geboren, wo sein Vater, der Schottländer William B., der sein Vaterland nach Entthronung seiner Gönnerin, Maria Stuart, verlassen hatte, ein angesehener Lehrer der Rechte war, und studirte im dortigen Jesuitencollegium. Die ausgezeichneten Fähigkeiten, die er früh entwickelte, veranlaßten die Jesuiten, ihn zum Eintritt in ihren Orden zu bewegen, und als er ihre Anträge verwarf, mußte er wie sein Vater viele Verfolgungen von ihnen erleiden. Er ging mit diesem 1603 nach England, wo er bald die Aufmerksamkeit Jakob I. auf sich zog, dem er eins seiner vorzüglichsten Werke, „Euphormionis Satyricon" (Lond. 1603, 12.), einen politisch-satirischen Roman, widmete, der in zierlichem Latein geschrieben und hauptsächlich wider die Jesuiten gerichtet ist, gegen welche B. einige ernste Anklagen vorbringt. Er ging 1615 nach Rom, wo er 1621 starb. In demselben Jahre erschien zu Paris sein berühmtes, gleichfalls lat. geschriebenes und in mehre Sprachen übersetztes Werk „Argenis" (Par. 1621), eine politische Allegorie, mit geistreichen Anspielungen auf den Zustand Europas, besonders Frankreichs zur Zeit der Ligue. Außerdem schrieb er auch eine „Geschichte der Pulververschwörung" (Lond. 1605, 12.) und das „Icon animarum" (Lond. 1614, 12).

Barclay (Robert), wurde 1648 zu Gordonstown in der schot. Grafschaft Moray geboren, und während der Unruhen in Schottland in früher Jugend von seinen Ältern nach Paris geschickt, wo sein Oheim Vorsteher des schot. Collegiums war. Unter dem Einflusse seiner Lehrer ließ er sich leicht verleiten, zum katholischen Glauben überzugehen; als aber seine Ältern Nachricht davon erhalten hatten, mußte er heimkehren, und da sein Vater bald nachher zu den Quäkern überging, folgte der Sohn diesem Beispiele. Die Vortheile einer gelehrten Bildung mit großen natürlichen Fähigkeiten vereinigend, zeichnete er sich bald durch eifrige und geschickte Vertheidigung seiner neuen Meinungen aus. Seine erste apologetische, gegen den presbyterianischen Prediger Mitchell gerichtete Schrift erschien 1670 zu Aberdeen unter dem Titel: „Truth against calumnies", und trug viel dazu bei, die öffentliche Meinung über die Quäker zu berichtigen und die Regierung nachsichtiger gegen sie zu machen. Ausführlichere Darstellungen der Glaubensansichten seiner Partei gab er später besonders in seinem Hauptwerke: „An apology for the true

christian divinity, as the same is preached and held forth by the people in scorn called Quakers", das er Karl II. mit einer merkwürdigen Zuschrift widmete, worin er sagte: „Du hast Glück erfahren und Misgeschick; du weißt, was es ist, verbannt zu sein aus deiner Heimat, überwältigt zu werden, wie zu herrschen und auf dem Throne zu sitzen, und der Unterdrückung kundig, mußt du wissen, wie verhaßt der Unterdrücker Gott und den Menschen ist." Diese ursprünglich lat. geschriebene, von ihm selbst ins Englische übersetzte Schrift schickte er an die seit 1676 in Nimwegen versammelten Gesandten. Sein Ruhm stieg, und als er mit William Penn mehre Reisen durch England, Holland und Deutschland machte, um die Lehrmeinungen der Quäker zu verbreiten, ward er überall mit Auszeichnung empfangen. Sein kräftiger Verstand zeigt sich auch in seinem an die Gesandten zu Nimwegen gerichteten merkwürdigen Schreiben über die politischen Angelegenheiten. Seine letzte, erst 1686 in England erschienene Vertheidigung der Quäker handelt von der Möglichkeit einer innern und unmittelbaren Offenbarung. Er fand viele Gegner; auch sie bewiesen seinem Charakter so viel Achtung als seinen Talenten, die er in seinen apologetischen Schriften allerdings oft nur als geschickter, die Gebrechen der Lehrmeinung verschleiernder Sachwalter erprobte. Nach vielen Verfolgungen in sein Vaterland heimgekehrt, starb er 1690 zu Urin bei Aberdeen und hinterließ sieben Kinder, die alle die funfzigste Gedächtnißfeier seines Todestages erlebten.

Bardale, vom alten Stammworte Bar, d. i. Schall, Klang, Lied, ward von Klopstock als altdeutscher Name der Lerche gebraucht.

Barden. Dieses Wort ist gleichen Stammes mit Bardale und bezeichnet die Dichter und Rhapsoden der Celten oder Galen, von den Römern Gallier genannt, welche die Thaten der Helden zur Harfe sangen, das Heer zur Tapferkeit anfeuerten, demselben zum Kampfe voranschritten und während der Schlacht die Streitenden beobachteten, um die Thaten der Gegenwart dem Andenken der Nachkommen im Liede zu überliefern. Sie waren so heilig geachtet, daß dem hitzigsten Kampfe Einhalt geschah, wenn sie sich zwischen die Kämpfenden stellten. Die Celten, welche zu Cäsar's Zeiten zwischen der Rhone und Garonne wohnten, brachten sie mit nach England, Irland, Schottland und auf die umliegenden Inseln. Hier, besonders in der nördl. Spitze Schottlands, erhielt sich ihre Sprache und mit ihr der Bardengesang am längsten, bis sie mit der wachsenden Herrschaft des Christenthums allmälig verschwanden. Ein solcher Barde war Ossian (s. d.). Man nennt die schot. Barden auch caledonische, und den Ossian vorzugsweise den caledonischen Barden. Nach Dav. Williams in der Schrift über die walliser und die brit. Barden („Ar Barddoniath Cimraey", Dolgelly 1828) war Tydain, genannt der Vater der Musen, der Stifter der Bardenvorrechte. Die Barden waren ursprünglich die Bewahrer der Zeit- und Familienbegebenheiten, der Volksmoral und der Lehre von der Seelenwanderung; sie sangen in der Bardenversammlung, Eisteddrodan, ihre Lieder ab, welche nach wiederholter öffentlicher Prüfung als Volksgesänge galten. Die Bardenzunft in Wales (s. d.) verlor ihre Rechte, als Eduard I. das Land eroberte. Die Barden erhielten sich jedoch noch lange nachher, wiewol meist auf das Geschäft beschränkt, Stammbäume einheimischer Geschlechter zu entwerfen. Seit 1818 bildete sich ein Verein in Wales (Cambrian society), in der Absicht, die Überreste der Bardenlieder zu erhalten und die vaterländische Muse wieder zu beleben. Sie hat einige alte Gesänge herausgegeben und Bardenversammlungen veranstaltet. Die alten Sänger der Germanen oder Deutschen werden bei keinem griech. oder lat. Schriftsteller des Alterthums mit diesem Namen bezeichnet, und erst in neuern Zeiten ist es gebräuchlich geworden, die ältesten Sänger der Vorzeit überhaupt, und namentlich der vaterländischen, Barden zu nennen. Es mögen demnach die Sänger der Deutschen nie eine besondere Dichterclasse ausgemacht, sondern allen Ständen angehört haben. (S. Bardiet und Skalden.)

Bardesānes, der Syrer, ein Gnostiker am Ende des 2. Jahrh. in Edessa,

Günstling des Königs Abgar bar maanu. Seine Gnosis war nicht dualistisch, sondern betrachtete das Böse in der Welt nur als eine vorübergehende Reaction der Materie. Alles Leben erklärte er durch absteigende Zeugungen oder Emanationen männlicher und weiblicher Äonen; aus Gott, dem unerforschlichen Grunde aller Substanzen, und seinem Weibe sollten Christus, der Sohn des Lebendigen, und ein weiblicher heiliger Geist, aus diesen wieder die Geister oder Bildungskräfte der vier Elemente ausgegangen sein, sodaß hieraus die heilige Acht oder die Gottesfülle entstand, deren sichtbare Nachbilder er in Sonne, Mond und Sternen fand und diesen daher alle Veränderungen in der Natur, sowie den Wechsel menschlicher Schicksale zuschrieb. Der weibliche heilige Geist, befruchtet vom Sohne des Lebendigen, war ihm Schöpfer der Welt; die menschliche Seele, ursprünglich von der Natur der Äonen, nur zur Strafe des Abfalls in den materiellen Leib eingeschlossen, doch der fatalistischen Regierung der Gestirne nicht unterworfen. Jesum, den zur Erlösung der Seelen gesandten Äon, hielt er nur für einen Scheinmenschen und seinen Tod für einen Scheintod, seine Lehre aber für das sichere Mittel, die Seelen mit Sehnsucht nach ihrer himmlischen Heimat zu erfüllen und zu Gott zurückzuführen, was gleich nach dem Tode und ohne Auferstehung des irdischen Leibes geschehen sollte. B. verbreitete diese Lehre durch Hymnen und ward dadurch der erste syr. Hymnendichter. Sein Sohn Harmonius studirte in Athen und suchte seiner Lehre ebenfalls durch Hymnen Beifall zu verschaffen. Seine Anhänger hießen Bardesanisten; sie trennten sich aber nie förmlich von der rechtgläubigen christlichen Kirche, und erhielten sich bis ins 5. Jahrh. Bruchstücke der Hymnen des B., die von einer reichen und feurigen Phantasie zeugen, findet man in den gegen dieselben gerichteten Hymnen des syr. Kirchenvaters Ephraim. Vgl. Hahn: „B. Gnosticus, Syrorum primus hymnologus" (Lpz. 1819).

Bardiet, auch Bardit, verdankt seinen Ursprung einer verderbten und übel verstandenen Stelle in des Tacitus „Germania", wo Einige barditus, Andere barritus, noch Andere baritus lesen und Mehre bei barditus an den Bardengesang in der Schlacht denken und daher auch bei den Deutschen Barden annehmen. Zur Bezeichnung einer Gattung der Dichtkunst ward Bardiet zuerst von Klopstock gebraucht, indem er darunter ein besonders religiöses und kriegerisches Lied verstand, welches in dem fingirten Charakter eines Barden oder ältesten Sängers der Nationalvorzeit gedichtet ist, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der Urzeit, vorzüglich der german. Völker. Die Dichter, welche zu Klopstock's Zeit das Bardiet bis zum Überdrusse erschallen ließen, ahmten in demselben meistentheils die empfindsame Weichheit Ossian's, der durch Macpherson wieder erweckt worden war, nach, oder ihre Gesänge arteten in kunstloses Gebrüll aus, welches schon Hölty und Andere in Parodien verspotteten. Im Ganzen konnte diese Gattung nicht lange gefallen, da sie nur Nachahmung eines sehr unbestimmten und nebelhaften Urbildes war, dem gebildeten Leser späterer Zeit zugemuthet wurde, sich einige Stufen zurück und in die Zeit der deutschen Rohheit zu versetzen, welche bei dem Mangel individueller Züge so wenig wie die eingeflochtenen Anspielungen auf deutsche Mythologie ohne beigegebene Erklärung verstanden werden konnten. Von diesen ausgearteten Bardiet sind aber zu unterscheiden die Versuche Klopstock's und einiger seiner Freunde. Klopstock nannte seine drei Hermannsdramen: „Hermannsschlacht", „Hermann und die Fürsten" und „Hermann's Tod", Bardiete. Denis und Gerstenberg behandelten diese Gattung in lyrischer Form; Kretschmann in epischer. Letzterer bildete sich auch eine Regel für das Bardiet, in welcher er den Bardengesang schon sehr idealisirt, und für das neuere nachgebildete Bardiet Gegenstände bestimmt, die dessen historischen Charakter aufheben müßten. Vgl. Kretschmann's „Sämmtliche Schriften" (Lpz. 1784), Bd. 1, und Klopstock's „Werke" (Lpz. 1804), Bd. 8.

Bardili (Christoph Gottfr.), heftiger Gegner der Vernunftkritik Kant's

und Begründer des Systems, welches das Absolute zum Princip der Philosophie erhob, geb. 1761 zu Blaubeuern in Würtemberg, war seit 1795 Professor der Philosophie am Gymnasium zu Stuttgart und starb daselbst 1808. Nachdem sich B. seit 1788 in mehren Schriften als philosophischen Denker gezeigt hatte, trat er mit der Schrift auf: „Grundriß der ersten Logik, gereinigt von den Irrthümern bisheriger Logiken überhaupt, der Kantischen insbesondere; keine Kritik, sondern eine medicina mentis, brauchbar hauptsächlich für Deutschlands kritische Philosophie" (Stuttg. 1800). Das Denken war ihm ein ununterbrochenes Rechnen des Einen als des Einen und Desselben in Vielen. Seine Ansicht blieb wegen der Dunkelheit, in welcher er sie darstellte, unbeachtet, bis Reinhold in ihr den einzigen und allein richtigen Grundgedanken entdeckt zu haben meinte. B. schrieb hierauf „Philosophische Elementarlehre" (2 Hefte, Landsh. 1802 und 1806) und „Beiträge zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes der Vernunftlehre" (Landsh. 1803); allein sein System ward dadurch nicht klarer. Vgl. B.'s und Reinhold's „Briefwechsel über das Wesen der Philosophie und das Unwesen der Speculation" (Münch. 1804).

Barfüßermönche heißen die Mönche, welche sich keiner Schuhe, sondern einfacher Sohlen (Sandalen), oder gar keiner Fußbekleidung bedienen. Sie bilden keinen besondern Orden, sondern es gibt nur in mehren Bettelorden z. B. den Karmelitern, Franziskanern, Augustinern, Congregationen von Barfüßern und Barfüßerinnen.

Baring (Alexander), Bankier in London, Parlamentsglied, einer der Directoren der ostind. Comp. und der engl. Bank, ist der zweite Sohn des 1810 verstorbenen Sir Francis B., der aus einer alten Familie in Devonshire stammte, ein ausgezeichneter vielerfahrener Kaufmann war, großen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten der ostind. Compagnie hatte, von Pitt oft zu Rathe gezogen und vom König 1793 zur Baronetwürde erhoben wurde. B. gehörte, wie seine Familie, stets zur Whigpartei, doch war er den Radicalen entgegen und neigte sich bei den Verhandlungen über die Reformbill sogar zu den Gegnern dieser Maßregel, weil er das Haus der Gemeinen in seiner alten Verfassung als ein wahres Bild der Volksrepräsentation ansah. In allen, die Angelegenheiten des Handels betreffenden Verhandlungen zeigt B. immer die gründlichsten Einsichten, und seine Meinung hatte großes Gewicht. Sein Handels- und Wechselhaus ist eins der ersten in der Welt und wird meist von ihm geleitet, obgleich einer seiner Brüder Antheil daran hat. Es erregte auch unter dem nicht kaufmännischen Publicum Aufsehen, als B. sich an die Spitze der großen franz. Staatsanleihe stellte und in dieser Angelegenheit 1818 beim Congresse zu Aachen erschien. Wie Necker, weiß B. die Feder trefflich zu führen, und unter den Schriftstellern über Staatshaushaltung nimmt er einen ehrenvollen Platz ein durch sein „Inquiry into the causes and consequences of the orders in council" (Lond. 1818). Er und sein Bruder Henry heiratheten zwei Schwestern, die Erbinnen des Nordamerikaners Bingham, deren jede 100,000 Pf. Sterl. zur Mitgift bekam. B.'s ältester Bruder, welcher den väterlichen Titel und den größten Theil des Vermögens erbte, ist der Baronet Sir **Thomas** B., welcher auf seinem Landgute Stratton-Park einen bedeutenden Theil seines fürstlichen Vermögens auf Kunstwerke verwendet und eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, geschnittenen Steinen u. s. w. hat, welche zu den vorzüglichsten in England gehört. Der dritte, **Henry** B., Theilhaber des Wechselhauses, begleitete Lord Macartney an den chines. Hof und war nachher in der Factorei der ostind. Compagnie zu Kanton angestellt. Der Jüngste der Brüder, **George**, ward auch nach China geschickt, verließ aber den Kaufmannsstand und wurde Geistlicher der englischen Kirche. Da ihm diese nicht Genüge leistete, so trat er zu einer in neuerer Zeit aufgekommenen Sekte, zu welcher auch sein Schwager, der Prediger Kamp in Brighton, gehört, und ließ in Exeter

auf seine Kosten eine Kirche bauen, in welcher er predigt. Eine Schwester B.'s hat Herrn Labouchère in Amsterdam, Disponenten und Associé des Hauses Hope und Comp., geheirathet.

Bariton (Bardon, Viola di Bordone), ein mit sieben Saiten bezogenes Instrument, an Gestalt fast der Viola di Gamba gleich, bei welchem unter dem Halse mehre Drahtsaiten angebracht sind, welche mit dem Daumen gerissen werden, während jene der Bogen streicht. Es ward um 1700 erfunden, nachher durch Anton Lidl, welcher die untern Saiten bis auf 27 vermehrte, und vorzüglich durch Karl Franz zu Wien verbessert, wird aber selten gebraucht. — In der Vocalmusik heißt **Bariton**, richtiger **Baryton** (ital. baritono, franz. basse-taille) diejenige männliche Stimme, welche sich zwischen Tenor und Baß bewegt, sodaß sie zwar nicht die ganze Höhe des Tenors erreicht, aber auch nicht die volle Tiefe des eigentlichen Basses hat.

Barka, ein wüstes, wegen des hoch mit Flugsand bedeckten Kalksteinbodens und der nackten Felsen nur an wenig Stellen zum Anbau taugliches Land an Afrikas Nordküste zwischen Tripolis und Ägypten, ein Theil der Sahara, mit 300,000 Einw. auf etwa 4150 □M. Es hat wenig Flüsse, und das im W. und S. hinziehende Gebirge Harutscht scheint vulkanischen Ursprungs. An Producten erzeugt es die in der Berberei gewöhnlichen. Zahlreich sind wilde Thiere, und die Heuschrecken eine Landplage. Die Einwohner sind meist arab. Beduinen, doch gibt es auch Mauren und Juden. Das Land ist theils dem Pascha von Ägypten, theils dem Bei von Tripolis zinsbar und zerfällt in mehre kleine Staaten. Das Küstenland steht unter einem Sandschak in der Stadt Barka. Hier liegt Tolometa, das alte Ptolemais, mit vielen griech. Ruinen, und Grenne, das alte **Cyrene** (s. d.) mit zahllosen Grabmälern, Ruinen von alten Gebäuden und in Felsen gehauenen Straßen. Die Stadt Derne nebst den umliegenden Gebirgen steht unter dem Bei von Derne, den der Bei von Tripolis ernennt. Unter demselben steht auch der Bei von Bingazi (sonst Berenice), sowie die kleine Handelsrepublik Augila im innern Lande. In der Wüste liegen vier Tagereisen westl. vom Nil einige bewohnte Oasen. Die Republik Siwah, mit der Hauptstadt **Siwah** (s. d.), dem alten Ammonium, welche 6000 Einw. zählt, ist dem Pascha von Ägypten zinspflichtig. Der Capitain Beechey unternahm 1821 in Begleitung seines Bruders auf Anordnung der brit. Regierung eine Küstenreise von Tripolis aus nach Lybien. Vgl. „Proceedings of the expedition to explore the northern coast of Africa from Tripoly eastward" (Lond. 1828, 4.). Die neuesten Nachrichten aber verdanken wir dem General **Minutoli** (s. d.).

Barke, ein Schiff, das man auf Flüssen zum Vergnügen, auf dem Meere zum Befrachten oder Ausladen größerer Schiffe gebraucht. Auf dem Mittelmeer hat man zweimastige Barken von 50 F. Länge. **Barkasse** heißt das größte Boot, welches Schiffe mit sich führen, und **Barkerole** (barcherolla) ein mastloses Fahrzeug zum Gebrauch auf der Rhede oder im Hafen, auch eine Gondel.

Barker (Edmond Henry), einer der berühmtesten der neuern engl. Philologen, geb. 22. Dec. 1788 zu Hollym in Yorkshire, wo sein Vater Prediger war, erhielt seine erste Erziehung in Privatanstalten in London und zu Louth in Lincolnshire. Von diesem in das Studium der Alten eingeführt, ergriff er dasselbe mit ungemeinem Eifer. Die Universität Cambridge, wo er in das Trinitätscollegium trat, sagte ihm weniger zu, weil ihm die mathematischen Wissenschaften, die dort den Vorrang hatten, zu trocken erschienen, und er, seinen eignen Weg wählend, ganz mit den Griechen lebte. Außer verschiedenen Ausgaben röm. Classiker, z. B. des Cicero „De amicitia" und des Tacitus „Agricola", und mehren Beiträgen zu Zeitschriften, besonders zum „Classical journal", widmete er seine Thätigkeit besonders der von Valpy unternommenen neuen Ausg. von „Henr. Stephani Thesaurus graecae linguae". B. kam durch sie in nähere Verbindung mit dem bekann-

ten engl. Philologen Parr zu Hatton, dessen Rath, Kenntnisse und Sammlungen er benutzte. So gerecht die Ausstellungen waren, die man gegen die zu große Erweiterung des Plans und die Anordnung der Materialien gemacht hat, so hat sich doch häufig nur der Neid Ausfälle auf B.'s Verdienst erlaubt. Über sein Lob haben deutsche Philologen, wie Schäfer, Hermann, Wolf, Sturz, sich laut ausgesprochen. Ein verdienstliches Werk B.'s ist auch die 1820 bei G. Fleischer in Leipzig unter Schäfer's Besorgung erschienene Ausg. des Arcadius „De accentibus" mit einer „Epistola critica" an Boissonade. Theilnahme an Werken deutscher Gelehrten hat B. bei vielen Gelegenheiten durch schätzbare Mittheilungen von Hülfsmitteln und Bemerkungen bewiesen. Seit 1814 lebt er verheirathet zu Thetford in Norfolk, durch eignes Vermögen und literarischen Erwerb in Stand gesetzt, sich ganz der classischen Philologie zu widmen. Er gab 1828 Denkwürdigkeiten seines Freundes Parr unter dem Titel „Parriana" heraus.

Barkochba (Simon), war der Anführer der Juden bei dem Aufstande unter Hadrian 127—135 n. Chr. Den Namen Barkochba, d. h. Kind des Gestirns, gab er sich, nachdem er vorher einen ähnlich lautenden geführt hatte, zu Folge einer Stelle im 4. Mos. 24, 17, wo geweissagt worden war, daß ein Stern über dem jüd. Lande aufgehen werde. Mit seinem Tode 135 im Treffen gegen Julius Severus, den Hadrian gegen die Aufrührer gesandt, war auch der Aufruhr beendet, und ein blutiges Gericht erging über die Juden.

Barlaam war nach der Sage ein Eremit und lebte im 3. oder 4. Jahrh. in Asien. Die Legende, welche um 740 durch Johannes von Damaskus in griech. Sprache aufgezeichnet sein soll, erzählt viel von ihm und der durch ihn bewirkten Bekehrung des indischen Prinzen Josaphat. Rudolf von Montfort bearbeitete diese Legende, und Köpke hat sie, mit einem Wörterbuche versehen (Königsb. 1818), in altdeutscher Sprache herausgegeben.

Barlow (Joel), ward um 1755 zu Reading, einem Dorfe in Connecticut, geboren, der Sohn eines wenig vermögenden Landwirths. Er erhielt seine Bildung hauptsächlich seit 1774 in dem Yale college in Neuhaven, wo seine früh entwickelte Neigung zur Dichtkunst Ermunterung fand. Schon 1778, als er die Lehranstalt verließ, machte er eine Sammlung seiner kleinern Gedichte: „American poems", bekannt. Er hatte bereits angefangen, auf dem damals in Amerika gewöhnlichen praktischen Wege die Rechte zu studiren, als man ihn bei dem Mangel an Feldpredigern auffoderte, sich zur theologischen Prüfung zu melden. Bei einer guten literarischen Vorbildung und in der Gemeinde der Congregationalisten aufgewachsen, wo fast Jeder einige Kenntniß der Theologie besitzt, studirte er so eifrig, daß er nach Verlauf von sechs Wochen Feldprediger war. Er versah sein Amt gewissenhaft, blieb aber auch unter dem Geräusch der Waffen den Musen treu und erwarb sich das Verdienst, durch seine Lieder den Muth und die Standhaftigkeit der Krieger zu beleben. Während dieser Zeit fing er schon an den Plan seines größern Gedichts „The vision of Columbus" auszuarbeiten. Als nach dem Frieden das Heer entlassen ward, entschloß sich B., der nie viel Neigung zum geistlichen Stande gehabt hatte, wieder zur Rechtswissenschaft überzugehen, und begab sich nach Hartford, wo er, um sich Unterhalt zu verschaffen, eine Zeitschrift herausgab, und zugleich den Druck seines Gedichts vorbereitete, das 1787 mit einer Widmung an Ludwig XVI. erschien und in London und Paris nachgedruckt wurde. Bald nachher gab er seine Zeitschrift auf und wurde Buchhändler in Hartfort, um den Vertrieb seines Gedichts und der von ihm bearbeiteten metrischen Übersetzung der Psalmen für die amerik. Kirchen zu befördern. Er machte indeß als praktischer Rechtsgelehrter so wenig Glück, daß er 1788 den Antrag annahm, für einige Mitglieder der Ohiocompagnie Ländereien an Auswanderungslustige in England und Frankreich auszubieten, ohne mit der zweideutigen Handlungsweise seiner Vollmachtgeber bekannt zu sein. In Frankreich nahm er warmen Antheil an der Revolution und trat mit

mehren Parteiführern, besonders den Girondisten, in enge Verbindung. Nach London zurückgekehrt, gab er 1791 den ersten Theil seines „Advice to the privileged orders" heraus, dem erst später der zweite und dritte folgten. Im folgenden Jahre erschien zu London sein Gedicht: „Die Verschwörung der Könige", veranlaßt durch den Bund der Continentalmächte gegen Frankreich, und bald nachher sein Schreiben an den Nationalconvent, den er auffoderte, das Königthum abzuschaffen, die Wahlversammlungen häufiger zu machen und die Verbindung zwischen der Regierung und der Landeskirche aufzuheben. Diese Schriften hatten hauptsächlich den Zweck, auf die Volksstimmung in England zu wirken, wo er mit den zahlreichen Reformfreunden in vertrauten Verhältnissen stand, und er wurde im Herbst 1792 von dem Constitutionsverein zu London in Gesellschaft eines andern Mitgliedes nach Paris geschickt, um dem Convent eine Adresse zu überreichen. Der Convent gab ihm das franz. Bürgerrecht. Er hielt es für bedenklich, nach England zurückzukehren, wo sich unruhige Bewegungen gezeigt hatten und seine Sendung ein Gegenstand poliзeilicher Untersuchungen geworden war. Bald nachher begleitete er seinen Freund Grégoire und andere Conventsmitglieder, die den Auftrag hatten, das neu erworbene Savoyen zu einem Departement einzurichten. Er brachte den Winter in Chambery zu und entwarf eine ins Französische und Italienische übersetzte Zuschrift an die Piemonteser, die er auffoderte, dem Mann in Turin, der sich ihren König nenne, den Gehorsam aufzusagen. Während seines Aufenthalts in Savoyen schrieb er ein komisches Heldengedicht „Hasty pudding", eine seiner vorzüglichsten und beliebtesten Arbeiten. Nach Frankreich zurückgekehrt, blieb er noch einige Jahre in Paris, wo er aber sich weniger mit literarischen Arbeiten, als mit kaufmännischen Speculationen beschäftigte, und er wußte dabei seine Bekanntschaft mit den politischen Verhältnissen zu benutzen, um von den plötzlichen Schwankungen des Eigenthumswerthes Vortheil zu ziehen. Er wurde 1795 als amerik. Consul in Algier angestellt, wo er trotz aller Schwierigkeiten, die andere Consuln ihm in den Weg legten, einen Vertrag über die Freilassung aller amerik. Gefangenen abschloß; aber schon 1797 gab er sein Amt auf und kehrte nach Paris zurück, wo er seine Speculationen fortsetzte und ein ansehnliches Vermögen erwarb. Vergebens bemühte er sich, die zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten entstandenen Irrungen auszugleichen. Er kehrte endlich 1805 nach Amerika zurück und machte 1806 einen Plan zur Gründung einer großen Nationalakademie bekannt, den er dem Congreß vorlegte. Die Arbeit seiner halben Lebenszeit „The Colombiad", eine Erweiterung der „Vision of Columbus", erschien 1808 zu Philadelphia, in einem prächtig ausgestatteten Quartbande, nur in wenigen Exemplaren, und 1809 in einem neuen Abdruck, 2 Bde., 12. Dieses Werk, reich an schönen Einzelheiten, wurde nicht so beliebt als „The vision of Columbus"; es ist überladen mit politischen und philosophischen Erörterungen und entstellt durch seltsame Wortbildungen. B. war seitdem mit Vorarbeiten zu einer allgemeinen Geschichte der Vereinigten Staaten beschäftigt, bis er 1811 zum Gesandten bei der franz. Regierung ernannt wurde, mit welcher er einen Handelsvertrag abschloß. Auf die Einladung des Herzogs von Bassano eilte er im Oct. 1812 zu einer Conferenz mit Napoleon nach Wilna, die Beschwerden der Reise aber griffen ihn so sehr an, daß er erkrankte und am 22. Dec. 1812 zu Zarnawicze bei Krakau starb.

Barmen, ein zwei Stunden langes überaus reizendes Thal an der Wupper im preuß. Herzogthume Berg, etwa zwei Stunden von Elberfeld, im Regierungsbezirke Düsseldorf der Provinz Jülich-Kleve-Berg, zerfällt in Ober- und Unterbarmen und begreift die Ortschaften Gemarke, Wipperfeld, Rittershausen, Hecklinghausen und Wichlinghausen. Vereinigt bilden diese Orte die Stadt B., mit 25,000 Einw., von denen sich 2800 zur katholischen, die übrigen zur lutherischen und reformirten Kirche bekennen. Auch haben sich seit einiger Zeit Juden angesiedelt. In Unterbarmen ist eine Mineralquelle und Badeanstalt. B. ist der Haupt-

sitz aller Bandmanufacturen auf dem Continente; seine Fabrikate gehen nach allen Welttheilen; es liefert leinene, wollene, baumwollene, seidene und halbseidene Bänder von jeder Qualität, alle Sorten Schnürbänder und Rundkordel; bedeutend sind die Manufacturen von gewebten Spitzen, Nähzwirn, Siamoisen u. s. w. Auch finden sich im Wupperthale zahlreiche Bleichereien und Färbereien. B. hat in Deutschland nicht seines Gleichen, denn nirgend findet sich der Gewerbfleiß in gleichem Maße auf einen Punkt zusammengedrängt.

Barmherzige Brüder und Schwestern, s. **Brüderschaften**.

Barnăbas, nach einer frühen Sage ein unmittelbarer Schüler Jesu, und nachher apostolischer Missionar und Stifter der Christengemeinde zu Antiochia. Wir finden ihn in der Apostelgeschichte als Begleiter des Paulus und des Marcus. Ob er als erster Bischof von Mailand eines natürlichen Todes gestorben, oder den Märtyrertod unter den cyprischen Juden 61 n. Chr. gefunden habe, ist ebenso ungewiß, als es gewiß ist, daß das Evangelium, welches seinen Namen führt, nicht von ihm herkommen kann. Die Echtheit des ihm in den ältesten Zeiten beigelegten Briefes ist zwar von Vielen bestritten, aber die Unechtheit desselben von Niemand erwiesen worden.

Barnabiten heißen die 1530 zu Mailand entstandenen, wie Weltgeistliche schwarz gekleideten, regulirten Chorherren des h. Paulus nach der ihnen daselbst eingeräumten Kirche des h. Barnabas. Sie widmeten sich der Mission, dem Predigen, der Seelsorge und dem Jugendunterrichte, und besaßen in Italien, wo sie auf den Akademien zu Mailand und Pavia die Theologie lehrten, in Frankreich, Östreich und Spanien Häuser, die sie Collegien nannten. Außer den drei gewöhnlichen Klostergelübden hatten sie noch ein viertes: sich nicht um höhere kirchliche Würden zu bewerben. In Frankreich und Östreich bediente man sich dieses Ordens zur Bekehrung der Protestanten. Jetzt besteht er nur noch in Spanien und an einigen Orten Italiens.

Barnave (Antoine Pierre Joseph Marie), Abgeordneter zu den franz. Reichsständen, großer Redner, eifriger Anhänger und frühes Opfer der Revolution, geb. in Grenoble 1761, Sohn eines reichen Procurators, protestantischer Religion, zeigte sich, als Abgeordneter des dritten Standes, als einen offenen Feind des Hofes. Die Nationalversammlung wählte ihn zu ihrem Secretair, zum Mitglied des Ausschusses für die Colonien, zum Mitglied des diplomatischen Ausschusses, und im Jan. 1791 zum Präsidenten. Nach der Flucht des Königs war er fast der Einzige, der ruhige Fassung behielt. Er vertheidigte Lafayette gegen die Beschuldigung des Mitwissens um diesen Schritt und ward nach Festnehmung der kön. Familie, nebst Pétion und Latour-Maubourg, derselben entgegengeschickt, um sie nach Paris zu begleiten. Der Anblick der Entweihung der kön. Würde scheint ihn erschüttert zu haben. Er behandelte die Gefangenen mit aller ihrem Range und Unglück gebührenden Ehrfurcht und machte einen trockenen Bericht, ohne alle Anmerkung. Von diesem Augenblick an ging eine sichtbare Veränderung in seinen Grundsätzen vor. Er vertheidigte die Unverletzbarkeit der Person des Königs und schilderte die Gefahren, die der Republik drohten; er widersetzte sich der Verordnung, welche scharfe Maßregeln gegen die widerspenstigen Priester befahl; er brachte es, wiewol mit Mühe, dahin, daß das die Colonien betreffende strenge Decret zurückgenommen wurde. Sein Ansehen sank bei der Revolutionspartei immer tiefer, und endlich ward er von ihr ganz aufgegeben. Als nach dem 10. Aug. 1792 die Correspondenz des Hofes in die Hände der siegenden Partei fiel, gab man vor, Beweise seiner geheimen Verbindungen mit demselben gefunden zu haben, und guillotinirte ihn am 29. Nov. 1793. Jules Janin's „Barnave" (4 Bde., Par. 1831) ist ein barockes Traumbild, zu welchem die Revolutionsgeschichte die Farben gegeben hat.

Barneveldt (Johann van Olden), s. **Oldenbarneveldt**.

Barocci oder Barozzi (Federico), ein berühmter Maler der röm. Schule, geb. zu Urbino 1528, starb daselbst 1612. Er hatte sich in Venedig gebildet und Vieles nach Tizian copirt. Wie früher Dieser, so wirkte später, als er nach Rom kam, Rafael auf ihn. Nachher suchte er auch Correggio's Eigenschaften, aber nicht mit gleichem Erfolg, sich anzueignen. Sein Colorit blieb einförmig. Mengs tadelt, daß er seine Gegenstände beständig so vorgestellt habe, als ob man sie in der Luft, zwischen durchsichtigen Wolken sähe, und daß er die entgegengesetztesten Farben blos durch die Helle miteinander in Übereinstimmung zu bringen suche. Correggio's schönes Helldunkel artete bei ihm ins Manierirte aus. Sein Fleischton ist blau und unnatürlich, doch haben seine Gemälde viele Harmonie. Unter seine vorzüglichsten Werke rechnet man die Flucht des Äneas, von Agostino Carracci gestochen und in der ehemaligen Galerie Borghese befindlich; die Abnehmung vom Kreuze, zu Perugia, und eine Grablegung, von Sideler gestochen.

Barock heißt im Leben und vorzüglich in der Kunst das willkürlich Seltsame, was, aus eigenthümlichen Einfällen des Einzelnen hervorgehend, gegen die allgemeine und natürliche Ansicht verstößt und ins Ungereimte und Närrische übergeht. Man gebraucht diesen Ausdruck z. B. von gewissen Handlungen und Charakterzügen, von der einer erzählenden oder dramatischen Dichtung zum Grunde gelegten Fabel, von der Art des poetischen Ausdrucks, von einer närrisch-seltsamen Composition und Ausführung, oder einzelnen wunderlichen Gestalten in der bildenden Kunst, sowie endlich auch von dem Seltsamen und willkürlich Zusammengestellten in der Tonkunst. Das Barocke fällt daher mit dem Bizarren (s. d.) zusammen, wenn man es nicht als den höhern Grad des Seltsamen ansehen und als Dasjenige betrachten will, was durch Überladung, Unnatürlichkeit, Buntscheckigkeit und Verworrenheit der Zusammenstellung auffällt und eine fast komische Wirkung hervorbringt. Der Geschmack am Barocken wird herrschend, wenn der Sinn für das Einfache und Natürliche verloren geht, und man zum Auffallenden, Ungewöhnlichen, Überladenen und stark Contrastirenden, als Reizmittel der Aufmerksamkeit und des Genusses, seine Zuflucht nimmt. Wenn jedoch Einige das Barocke in der Musik insbesondere durch eine in schwer zu intonirenden Intervallen fortschreitende Melodie, durch verworrene Harmonie und einen mit Dissonanzen und ungewöhnlichen Ausweichungen überladenen Satz bezeichnen, so sind damit mehr die Mittel genannt, an welchen sich das Barocke in der Musik vornehmlich zeigt, als diese Art des Barocken selbst erklärt, ja das Erstere würde fast von jeder neuern Musik gelten. Größere Übereinstimmung findet sowol in Hinsicht auf die Bedeutung als auf den Ursprung dieses Wortes statt. Nach Rousseau's Vermuthung (im „Dictionnaire de musique"), welcher Viele beigetreten sind, soll dieser Ausdruck aus dem barocco oder baroco der scholastischen Logik herkommen. Durch barocco wird nämlich eine Schlußart bezeichnet, welche der zweiten Schlußfigur angehört und, von der gewöhnlichen Gedankenstellung abweichend, etwas sehr Gezwungenes hat, was bei der Verwandlung in die durch jenes Wort bezeichnete Schlußart der uns geläufigern ersten Figur sich ganz vorzüglich zu Tage legt. Man habe, wird daher behauptet, den Namen jener Schlußart auf alles Schiefe und von der natürlichen Norm Abweichende übergetragen. Indessen ist doch der Einfluß der logischen Terminologie auf das gemeine Leben nie so groß gewesen, daß eine solche Entlehnung der Benennungen aus derselben sehr wahrscheinlich wäre. Natürlicher ist es, diesen Ausdruck von dem franz. baroque abzuleiten, welches Wort das Verschobenrunde oder Schiefrunde bezeichnet.

Barometer, ein Werkzeug, um den Druck der Luft und dessen Veränderungen zu messen. Gewöhnlich besteht es aus einer oben luftleeren und verschlossenen Glasröhre mit Quecksilber, in welcher bei stärkerm Drucke der Luft das Quecksilber steigt, bei geringerm sinkt. Evangelista Torricelli, ein Schüler Galilei's und dessen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik zu Florenz, ist der Erfinder des

Barometers. Er kam gegen die Mitte des 17. Jahrh. auf den Gedanken, daß dieselbe Ursache, welche das Wasser nur 32 F. hoch treibe und erhalte (s. Atmosphäre) auch das 14 Mal schwerere Quecksilber $\frac{32}{14}$ F. oder 27 ½ Zoll treiben und halten werde. Er schmelzte eine Glasröhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Öffnung füllte er sie mit Quecksilber, kehrte sie dann mit Vorhaltung des Fingers um und setzte sie, indem er den Finger von der Öffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Quecksilber. Er fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Das Quecksilber floß aus dem obern Theil der Röhre ab und blieb in einer 27½ Zoll hohen Säule stehen. Den bei diesem Versuche leer werdenden obern Theil der Röhre nannte man seitdem die Torricelli'sche Leere. Einiges Nachdenken brachte Torricelli zu der Überzeugung, daß die Erhaltung der Quecksilbersäule von 27 ½ Zoll nur von dem Drucke der auf der Quecksilbersäule im Gefäße ruhenden und sich bis an die Grenzen der Atmosphäre erstreckenden Luftsäule herrühre. Während sich Torricelli noch mit diesem Gegenstande beschäftigte, übereilte ihn 1647 der Tod. Die beschriebene Vorrichtung, die das Barometer selbst ist, führt von ihm den Namen der Torricelli'schen Röhre. Pascal machte sich Torricelli's Muthmaßungen zu eigen und stellte zu ihrer Bestätigung mehre Versuche an. Einem seiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Versuche auf dem Berge Puy de Dôme anzustellen. Dieser fand dabei, daß das Quecksilber der Torricelli'schen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Fuß hohen Berges über 3 par. Zoll niedriger stand, als es am Fuße des Berges gestanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewiesen, daß nicht „Abscheu vor dem leeren Raume" (horror vacui), wie man es bis dahin geglaubt hatte, sondern der Druck der Luftsäule, deren Höhe und also auch Schwere auf dem Berge abgenommen hatte, die Aufrechthaltung der Quecksilbersäule in der Röhre verursache. Man bemerkte auch das allmälige Fallen der letztern beim Besteigen des Berges. Schon den ersten Erfindern des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich der Stand des Quecksilbers in der Torricelli'schen Röhre fast täglich verändere. Sie schlossen hieraus, daß auch der Druck der Atmosphäre unaufhörlichen Veränderungen unterworfen sein müsse, und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Bestimmung dieser Veränderungen gebrauchen könne. Otto v. Guericke war darauf vorzüglich aufmerksam, und nach und nach wurden es Mehre. Man gab bald der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. ein Werkzeug, welches zur Beobachtung der Luftschwere dient, und fing an, aus dem Steigen und Fallen des Quecksilbers auf Wetterveränderungen zu schließen, wodurch beim großen Haufen der Name Wetterglas veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Bestimmung der Witterung kann das Barometer nur insofern gebraucht werden, als gutes Wetter mit trockener, schlechtes Wetter mit feuchter Luft verbunden zu sein pflegt, die Schwere der Luft aber sich nach ihrer trockenen oder feuchten Beschaffenheit verändert. Obwol die einfache Torricelli'sche Röhre hinreichte, diese Veränderungen wahrzunehmen, so hat man doch mancherlei Verbesserungen damit vorgenommen. Unter Andern wird die Torricelli'sche Röhre unten gekrümmt, und an das hinaufgekrümmte Ende derselben ein rundes oder längliches, oben offenes Gefäß angeschmelzt, in welches man das Quecksilber gießt, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befestigt man die ganze Röhre, nebst dem daran angeschmelzten Gefäß, auf ein Bret und zeichnet auf dasselbe einen Maßstab, um das Steigen und Fallen des Quecksilbers genauer zu beobachten. Diese Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer. Da das Fallen des Quecksilbers in einem gewissen Verhältniß zu der erstiegenen Höhe steht, so kann das Barometer auch zu Höhenmessungen (s. d.) angewendet werden, wozu aber die gewöhnliche Einrichtung nicht ausreicht. Deluc fand, daß in dieser Hinsicht das Heberbarometer, welches seinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die besten Dienste leiste.

In diesem Barometer haben die Quecksilbersäulen in beiden Schenkeln der Röhre gleichen Durchmesser; auch ist an beiden Schenkeln ein Maßstab angebracht. Zu einem genauen Barometer wird erfodert, daß allein die äußere Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn enthält sie Luft, so bekommt die Quecksilbersäule nicht die gehörige Höhe, und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Quecksilber. Um alle Luft herauszuschaffen, wird bei Verfertigung des Barometers das Quecksilber in der Röhre stark ausgekocht. Dann gehört dazu ein genauer Maßstab, und daß das Barometer ganz lothrecht hänge. Bei Beobachtung des Barometers muß übrigens das Auge völlig in einerlei Ebene mit dem Stande des Quecksilbers gehalten, und dieser beim höchsten Punkte seiner Rundung gemessen werden. Alexander Adir hat einen Barometer erfunden, in welchem die bewegliche Säule von Öl ist, das in einer Röhre einen gewissen Theil Salpetersäure einschließt, der seinen Umfang nach der Dichtigkeit der Atmosphäre vermindert. Er hat ihm den Namen Sympiesometer (Druckmesser) gegeben. Vgl. von Lindenau's „Tables barométriques" (Goth. 1808); Körner's „Anleit. zur Verfertigung übereinstimmender Thermometer und Barometer" (Jena 1824, mit Kpf.).

Baron (Michel), eigentlich Boyron, geb. zu Paris 1653, Sohn eines Schauspielers, wurde der Zögling und Freund Molière's. So sehr er seinen Lehrer als Schauspieler übertraf, so sehr stand er ihm als Schriftsteller nach. Von der Natur mit den herrlichsten Gaben ausgestattet, bemühte er sich, dieselben durch Kunst auszubilden, doch fühlte er, daß das Genie sich den Regeln der Kunst nicht sklavisch unterwerfen könne. „Die Regel will", sagt er, „daß der Schauspieler in der Action die Arme nicht über den Kopf erhebe; bringt jedoch die Leidenschaft eine solche Bewegung von selbst mit sich, so ist sie dennoch gut, denn die Leidenschaft gilt mehr als die Kunst." Mit einer Pension von 3000 Livres verließ er 1691 das Theater, betrat aber dasselbe 1720 in seinem 68. Jahre aufs Neue, fand seinen ehemaligen Beifall wieder, und man nannte ihn den Roscius seines Jahrhunderts. B. hatte eine sehr hohe Idee von seinem Stande; er pflegte zu sagen, die tragischen Schauspieler sollten an den Brüsten von Königinnen gesäugt werden. Nicht weniger groß war seine Eitelkeit; nach seiner Meinung sieht die Welt alle Jahrhunderte einen Cäsar, aber es werden Jahrtausende erfodert, einen Baron hervorzubringen. Unter dem Titel: „Pièces de théâtre" (3 Bde., Par. 1760) erschienen mehre seiner Theaterstücke, die jedoch nicht alle für echt gehalten werden. B. starb 1729.

Baron, ursprünglich auch Baro, ein aus der romanischen Sprache stammendes Wort, einen Mann, auch zuweilen Diener bedeutend; in der Lehnsverfassung des Mittelalters der Besitzer eines entweder allodialen oder lehnbaren Gutes, von welchem wieder andere Dienstleute abhängig sein konnten; auch das freie Mitglied einer Gemeinde (sachibarones, die Abgeordneten der fünf engl. Seestädte oder cinque ports), das Mitglied eines Mannengerichts; ein freier und edler Herr. In Frankreich nannten sich die Montmorency premiers barons de la chrétienté. Nach England kam der Name mit Wilhelm dem Eroberer und bezeichnete einen unmittelbaren Kronvasallen, welcher im kön. Hof- und Gerichtstage für seine Person Sitz und Stimme hatte, also auch später in der Pairskammer des Parlaments erschien. Es war dort die zweite Stufe des hohen Adels, bis die Herzoge und Marquis vor den Grafen, und die Viscounts vor den Baronen eingeschoben wurden. In Deutschland waren die alten Freiherren des Reichs Besitzer unmittelbarer Güter oder Dynasten; sie erschienen gleichfalls auf den kaiserl. Hof- und Reichstagen und gehörten zum hohen Adel. Allein diese alten Dynasten gingen schon früh zum Grafen- und Fürstenstande über; die neuen Freiherren bilden nur eine Stufe des niedern Adels, nach den Grafen. — **Baronet** ist eine erbliche Adelswürde in England und Irland, die zunächst den Pairs steht. Sie wurde von Jakob I. eingeführt, wie man sagt, auf den Vorschlag des Kanzlers Bacon. Aus dem Eingange der ursprünglichen Verleihungsurkunde geht hervor, daß sie

geschaffen ward, um Geld zum Unterhalt der Soldaten in Irland zu gewinnen. Wohlhabenden Männern wurde der Titel aufgedrungen, den sie mit 1000 Kronen erkaufen oder als Ersatz 30 Mann gegen die aufrührischen Irländer auf drei Jahre unterhalten mußten. Die Baronetwürde wird durch ein kön. Patent unter dem großen Siegel ertheilt und geht in der Regel auf die leiblichen männlichen Erben, zuweilen auch auf Seitenverwandte über. Man zählt gegen 700 Baronets in England. Sie haben den Rang vor allen Rittern, ausgenommen den Rittern des Hosenbandordens. Der Baronet, wie der Ritter, erhält den Titel Sir vor dem Tauf- und Geschlechtsnamen, z. B. Sir Robert Peel, nicht vor dem Geschlechtsnamen allein, wohl aber vor dem Taufnamen. Jakob I. schuf auch Baronets von Irland, in derselben Absicht und mit gleichen Vorrechten wie die englischen. Seit der Union sind jedoch nur Baronets des vereinigten Königreichs ernannt worden. Karl I. führte die Baronets of Nova Scotia ein, um die Colonisation Neuschottlands zu befördern, indem er jedem mit dieser Würde Beliehenen Ländereien in jenem Lande anwies.

Baronius, **Baronio** (Cäsar), geb. zu Sora im Königreich Neapel am 30. Oct. 1538, gebildet in Neapel und seit 1557 in Rom, einer der ersten Schüler des h. Philipp von Neri und Mitglied der von ihm gestifteten Congregation der Priester des Oratoriums, wurde nach Neri's Resignation 1593 Superior derselben, bald darauf auch Beichtvater des Papstes, apostolischer Protonotar, Cardinal, und auch endlich Bibliothekar der vaticanischen Bibliothek. Diese Würden verdankte er dem vom Papste anerkannten großen Verdienste, das er sich durch seine von 1580 an bis an seinen Tod am 30. Jun. 1607 mit unverdrossenem Fleiße ausgearbeiteten kirchlichen Annalen um die katholische Kirche erwarb. Sie entstanden durch seine Theilnahme an Neri's Congregation, in der er Vorlesungen über die Kirchengeschichte zu halten hatte, und gehören noch jetzt wegen ihres Reichthums an echten Urkunden aus den päpstlichen Archiven zu den unentbehrlichsten Hülfsmitteln des Studiums der Kirchengeschichte. Sie sind vorzüglich zur Widerlegung der magdeburgischen Centurien (s. d.) geschrieben, tragen aber zu stark das Gepräge unhistorischer Parteilichkeit für das Papstthum an sich, als daß die Darstellung der Thatsachen und der Gebrauch, den B. von seinen Quellen macht, Zutrauen verdienen könnten. Häufig sind jene entstellt und diese absichtlich, oder aus Unkunde der griech. Sprache verdunkelt oder gar verfälscht, je nachdem es der Hauptzweck des Werks zu erfodern schien; dieser war aber, zu beweisen, daß die Lehre und Verfassung der röm. Kirche seit den ersten Jahrhunderten ganz dieselbe gewesen sei, wie sie zur Zeit der Reformation war, und daß folglich die Protestanten der Vorwurf frevelhafter Abtrünnigkeit vom wahren Christenthum treffe. Ja, um die Anmaßungen und Misbräuche der Papstgewalt als uralte apostolische Einrichtungen zu beschönigen, erniedrigt sich B. bis zur Mittheilung erdichteter Urkunden und Erzählungen. Die List und Consequenz in der Ausführung solcher Beweise, die Kunst der Anordnung und die faßliche, zwar weder im lat. Ausdruck noch in der Darstellung des Stoffs vorzügliche, aber durch den Ton gründlicher Untersuchung blendende Sprache vermehrt nur die Gefahr der Unkundigen, dadurch ein ganz falsches Bild von der Geschichte der christlichen Kirche zu erhalten. Seine „Annales ecclesiastici a Chr. n. ad a. 1198, a. C. Baronio" (12 Bde., Rom 1588—1607, Fol.) wurden oft nachgedruckt. In der schönen Ausgabe zu Antwerpen 1589—1603 (10 Bde., Fol.) fehlt die Abhandlung „De monarchia Siciliae", welche die unter diesem Namen bekannten kirchlichen Gerechtsame des Königs von Sicilien bestreitet und daher von dem span. Hofe verboten wurde. Zu der mainzer Ausgabe (12 Bde., 1601—5, Fol.) lieferte der Verfasser selbst Verbesserungen. Viele, besonders chronologische Fehler des Werks, verbesserte der Franziskaner Anton Pagi in der „Critica in Ann. ecclesiast. Baronii" (4 Bde., Antwerp. 1705, Fol.), und auch andere katholische Gelehrte haben seine Mängel gerügt, die der Tadel der Protestanten natürlich am stärksten treffen mußte.

Unter den Fortsetzungen der Annalen, deren keine der Arbeit des B. gleichkommt, haben Bezovius von 1198—1564 (8 Bde., Rom 1616 fg., Fol.) und Raynaldus von 1198—1565 (8 Bde., Rom 1646 fg., Fol.) die reichhaltigsten geliefert.

Barras (Paul François Jean Nicolas, Vicomte de), Mitglied des Nationalconvents, nachher des vollziehenden Directoriums, geb. zu Fohempoux in der Provence am 30. Jun. 1755 aus der Familie der Barras, deren Alter in der Gegend zum Sprüchwort geworden war, diente bis 1775 als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc. Um diese Zeit machte er eine Reise nach Isle de France, wo einer seiner Verwandten Gouverneur war, und trat in das Regiment von Pondichery; dann diente er auf Suffren's Geschwader, war zweimal in Indien, rettete auf den Maldiven die gescheiterte Mannschaft eines Schiffs und vertheidigte Pondichery. Nach seiner Rückkunft überließ sich B. dem Hange zu Spiel und Weibern und zerrüttete dadurch sein Vermögen. Die Revolution trat ein; er zeigte sich als Gegner des Hofes und ward Deputirter des dritten Standes, während sein Bruder unter denen des Adels saß. Am 14. Jul. 1789 nahm er Theil an der Stürmung der Bastille, sowie der Tuilerien am 10. Aug. 1792. Darauf ward er zum Geschworenen bei dem Gerichtshofe von Orleans ernannt, und im Sept. zum Abgeordneten bei dem Nationalconvent, wo er für den Tod Ludwig XVI. stimmte. Im Oct. ward er nebst Fréron in die mittägigen Provinzen geschickt und zeigte sich zu Marseille minder heftig als dieser. Er bewirkte als Kriegscommissair den Übergang über den Var; auch nahm er unter Dugommier Theil an der Belagerung von Toulon, wo Bonaparte die Artillerie mit befehligte. So fest er seinen Ruf als Patriot begründet hatte, so misfiel er doch Robespierre. Nur B.'s Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielt Jenen zurück; Robespierre beschloß, ihn in die große Proscription, mit der er umging, zu verwickeln. B. vereinigte sich daher mit den Ausschußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall voraussahen und einen Machtstreich versuchen mußten, um ihren Unterdrücker zu stürzen; er spielte auf diese Art eine Hauptrolle am 9. Thermidor (27. Jul. 1794). Man gab ihm den Oberbefehl der bewaffneten Macht; er trieb die Truppen Henriot's zurück und bemächtigte sich Robespierre's. Am 4. Febr. 1795 ward er Präsident des Convents. Am 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795), als die royalistisch gesinnten Sectionen gegen den Convent anrückten, erhielt B. abermals den Oberbefehl über die Truppen des Convents und das Bataillon der zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. Bei dieser Gelegenheit rief er den General Bonaparte an seine Seite und machte von dessen Diensten trefflichen Gebrauch. In seinem Berichte schrieb er den Sieg diesem jungen Generale zu und erhielt wenige Tage darauf für ihn den Oberbefehl des Heers im Innern. Seine wichtigen Dienste beförderten ihn ins Directorium. Man hat gesagt, daß Bonaparte ihm das Commando der ital. Armee zu verdanken gehabt habe; wie dem auch sei, so fühlte doch B., daß Bonaparte Dem, der ihn zu leiten vermöchte, ein entschiedenes Übergewicht geben würde, und brachte von Carnot das Portefeuille des Kriegsministers an sich. Dieses entzweite Beide, und Carnot neigte sich deshalb einige Zeit auf die Seite des gesetzgebenden Körpers, in dessen Mitte sich eine Partei zur Einschränkung der Directorialmacht und besonders der Gewalt des B. gebildet hatte. Die Spaltung konnte sich nur mit dem Sturze der einen oder der andern Partei endigen; die der beiden Räthe des gesetzgebenden Körpers sank bei den Ereignissen des 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wovon B. einer der Haupturheber war. Von diesem Zeitpunkte an regierte er unumschränkt bis zum 13. Jun. 1799, wo Siéyes in das Directorium trat. B. wußte dessenungeachtet sich neben Jenem zu erhalten, während Merlin von Douay, Treilhard und Lareveillère-Lepaux sich genöthigt sahen, ihren Abschied zu nehmen. Er selbst aber ward ein Opfer des 18. Brumaire (9. Nov. 1799), wo Bonaparte als erster Consul auftrat. Er schrieb einen höchst ungeordneten Brief nach St.-Cloud, bat in demselben um seine Entlassung und ward auf sein Verlangen durch Bewaffnete nach seinem Gut Grosbois

begleitet. Später verkaufte er Grosbois und zog nach Brüssel, wo er mehre Jahre lang ein ansehnliches Haus machte, bis er 1814 die Erlaubniß erhielt, sich in das mittägige Frankreich zu begeben. Dann lebte er zurückgezogen zu Chaillot bei Paris, wohlthätig gegen Arme, deren 200 seiner Leiche folgten, als er am 30. Jan. 1829 starb. Man erwartete von ihm Memoiren; allein seine hinterlassenen Schriften wurden auf Befehl der Regierung versiegelt.

Barratterie, ein aus der franz. (barat) und engl. (barratry) in die deutsche Seemannssprache übergegangenes Wort, durch welches man im Allgemeinen die Veruntreuungen bezeichnet, welche ein Schiffscapitain oder dessen Mannschaft an der Ladung eines Kauffahrteischiffes begehen. Dann versteht man darunter auch viele andere Übertretungen der Gesetze, z. B. wenn der Capitain die Zölle in fremden Häfen umgeht; wenn er, obgleich für fremde Rechnung segelnd, in eignen Angelegenheiten vor Anker geht; mit dem Feinde unterhandelt u. s. w. In den Vereinigten Staaten ist durch eine Congreßacte von 1804 auf Barratterie Todesstrafe gesetzt, und die engl. Gesetze bestimmen gleichfalls sehr harte Strafen.

Barre, ein franz. Wort, welches im Deutschen eigentlich nur für probirtes und gereinigtes Gold und Silber, oder Platina, wie diese Metalle im Münzwesen oder Handel vorkommen, gebraucht wird. Wenn man es dagegen von Holzstücken, Riegeln, Schlagbäumen, Bäumen, mit welchen Häfen geschlossen werden, von einem gewissen Wellenschlag des Meers, von seichten Klippen an Landungsplätzen u. s. w. gebraucht, so steht das Wort nicht in seiner deutschen, sondern franz. Bedeutung.

Barre, engl. bar, heißen die Schranken, welche die Mitglieder eines Gerichtshofs von Denen absondern, welche etwas vorzutragen haben oder etwas anhören sollen. Auch das engl. Parlament hat am Eingange solche Schranken, und die Nationalversammlung Frankreichs behielt diese Einrichtung und den Gebrauch bei, Alle, von welchen sie Auskunft oder Rechenschaft verlangte, vor ihre Schranken zu fodern. Dieser Eingriff einer Behörde, welche blos discutiren sollte, in richterliche und executive Functionen hat die Greuel der Revolution zur Folge gehabt. Die Nationalversammlung herrschte durch den Pöbel von Paris und wurde von ihm beherrscht. Zu der Zeit, als in Paris täglich 50 Menschen der finstern Tyrannei Robespierre's zum Opfer gebracht wurden, als das Ungeheuer Carrier zu Nantes in einer Nacht 300 unschuldige Kinder ersäufen ließ, hatte die Nationalconvention nicht den Muth, Menschen abzuweisen, welche ihre Arbeiten unterbrachen, um an den Schranken einige patriotische Lieder zu singen. Am 16. März 1794 machte sie aber doch ein Decret: „Que dorénavant on n'entendra plus à la barre de la Convention que la raison en prose". — Von bar kommt Barrister, die erste Stufe der engl. Sachwalter in den Gerichten, wo engl. gemeines Recht gilt. Dazu werden mehre Prüfungsjahre erfodert, welche jetzt auf fünf Jahre herabgesetzt sind. Ein Jeder muß binnen dieser Zeit in den Jurys 12 große und 24 kleine Probeprocesse als Sachwalter durchführen, und wenn er als Barrister angenommen ist, noch drei Jahre bei den Gerichten blos zuhören (Vacation-barristers), wenn er nicht aus besonderer Gunst zum Plaidiren aufgerufen wird. Nach 16 Dienstjahren als Barrister kann er die höhere Stufe eines Serjeant at law (serviens ad legem) erlangen, welche ihn im Range den Obergerichtsräthen gleichstellt und verschiedene andere Vortheile, z. B. größere Sporteln, gewährt. Diese lange Vorbereitung zum Advocatenstande ist eine der Ursachen des ungemein großen Ansehens, dessen dieser Stand in England genießt.

Barrère (Bertrand, Baron de Vieuzac), geb. zu Tarbes am 10. Sept. 1755, aus einer angesehenen Familie, erregte als Parlamentsadvocat zu Toulouse durch seinen geschmackvollen und leichten Vortrag Aufmerksamkeit. Als Abgeordneter zu der Versammlung der Reichsstände 1789 äußerte er laut seine republikanischen Grundsätze, ward hierauf Mitglied des Convents und am 29. Nov. 1792 Präsident desselben. Unter seinem Vorsitze ward am 11. Dec. Ludwig XVI. zum ersten Mal verhört. B. stimmte für dessen Tod. Hierauf ward er eins der thätigsten

Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses (s. d.). Während der Dauer des Convents vom 21. Sept. 1792, wo derselbe eröffnet ward, bis zum 27. Jul. 1794 (9. Thermidor) sind wenige Sitzungen vergangen, in denen er nicht die Rednerbühne betreten hätte. Weil er über alle Maßregeln des Schreckens in schönen Phrasen sprach, nannte man ihn l'Anacréon de la guillotine. Noch den Tag vor Robespierre's Sturz hielt ihm B. eine Lobrede; als er aber sah, daß der Convent sich gegen ihn erklärte, verließ er ihn, nahm Theil an dem 9. Thermidor und erhielt sich dadurch noch einigen Einfluß. Im März 1795 ward er zur Deportation verurtheilt; er entzog sich derselben aber durch die Flucht. Nach der Revolution vom 18. Brumaire hob der erste Consul seine Verbannung auf, und B. zeigte sich seitdem bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Regierung Napoleon's, ohne jedoch unter derselben eine bedeutende Rolle zu spielen. Gleich allen Régicides, die unter Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba Dienste genommen hatten, ward er 1815 verbannt und lebte in der Gegend von Brüssel, erhielt aber später die Erlaubniß zur Rückkehr und starb in gänzlicher Zurückgezogenheit ums Jahr 1830. Zahlreich sind seine Schriften, die 1789—1815 erschienen; sein Styl ist nicht rein und weitschweifig.

Barri (Marie Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), s. **Dubarri**.

Barrieretractat. Als in Folge des utrechter Friedens Östreich 1715 die span. Niederlande erhielt, geschah diese Abtretung von Seiten der Holländer, welche jene Provinzen in Gemeinschaft mit England erobert hatten, unter der Bedingung, daß ihnen zur Sicherung ihrer Grenzen gegen den übermächtigen Nachbar das Recht gelassen ward, in verschiedenen Festungen des Landes, nämlich Namur, Doornik, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke eigne Besatzungen und in Dendermonde mit Östreich gemeinschaftliche Besatzung zu haben, und daß Östreich sich verpflichtete, zur Unterhaltung dieser Mannschaften jährlich 500,000 Thlr. an Holland zu zahlen. Der Vertrag, welcher dieserhalb zwischen beiden Mächten 1718 abgeschlossen ward, hieß der Barrieretractat, den aber 1781, aller Gegenvorstellungen der Generalstaaten ungeachtet, Kaiser Joseph II. eigenmächtig für aufgehoben erklärte.

Barrikaden nennt man Verrammelungen, die in Eile an einer engen Stelle, z. B. in einer Straße, einem Hohlwege, auf einer Brücke bewerkstelligt werden, entweder um diese Punkte selbst zu vertheidigen, oder den Feind bei dem Aufenthalte während des Wegräumens der Barrikaden durch in die Nähe gelegte Schützen wirksam beschießen zu lassen. Man nimmt dazu Wagen, Tonnen, Kasten, Baumstämme, kurz Alles, was zur Hand ist, und wenn der Feind, besonders die Cavalerie, nur für einen Moment an zu rascher Verfolgung gehindert werden soll, selbst umgeworfene Munitions- und Bagagewagen. Schon im 14. Jahrh. waren in Paris die Gassen an den Ecken mit Ketten versehen, um sie sperren zu können, wie dies beim Volksaufstande 1382 geschah. Doch die eigentlichen Barrikaden wurden erst am 12. Mai 1588 durch die katholische Ligue, an deren Spitze der Herzog von Guise stand, errichtet. Vgl. Vitet's „Les barricades, scènes historiques" (2. Aufl., Par. 1826). In neuern Zeiten wurden zu Saragossa 1808, zu Dresden und Kassel 1813, zu Sens 1814 und zu St.-Denis 1815 Barrikaden angelegt. Am erfolgreichsten wurden sie zu Paris in der Nacht vom 27. zum 28. Jul. und zu Brüssel am 23. Sept. 1830 zur Vertheidigung gegen die Truppen angewendet. In jener Nacht waren zu Paris über 4000 Barrikaden errichtet, und die Herstellung des aufgerissenen Pflasters kostete gegen 250,000 Francs. Vgl. Alix, „Bataille de Paris etc. en Juillet 1830" (Par. 1830). Auch beim Aufstande in Paris am 5. und 6. Jun. 1832 wurden viele Barrikaden errichtet.

Barros (João de), der berühmteste portug. Geschichtschreiber, geb. zu Viseu 1496 aus einer alten adeligen Familie, zeichnete sich als Page bei dem Kö-

nig Emanuel durch Verstand und Geschicklichkeit so aus, daß dieser ihn in einem Alter von 17 Jahren zum Gesellschafter des Kronprinzen machte. Er wendete seine Muße dazu an, den Sallust, Livius und Virgil zu lesen. Mitten unter den Zerstreuungen des Hofes, im Vorzimmer, schrieb er, 24 Jahr alt, sein erstes Werk, den historischen Roman „Kaiser Clarimond" (Coimbra 1520), der sich durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. B. überreichte es dem Könige, der ihm den Auftrag ertheilte, die Geschichte der Portugiesen in Indien zu schreiben. Zwar starb der König einige Monate darauf, aber sein Auftrag ward dennoch ausgeführt, und 32 Jahre später erschien dieses historische Werk. Johann III. ernannte B. zum Gouverneur der portug. Niederlassungen in Guinea und in der Folge zum Generalagenten dieser Länder. Er verwaltete diese Stelle mit Einsicht und Redlichkeit. 1530 schenkte ihm der König die Provinz Maranhon in Brasilien, um dort eine Niederlassung zu gründen. B. verlor aber dabei einen großen Theil seines Vermögens und gab die Provinz dem König zurück, der ihn auf andere Weise dafür entschädigte. In einem Alter von 72 Jahren zog er sich auf sein Landgut Alitem zurück, wo er drei Jahre nachher starb. Er bearbeitete von seinem Werke „Asia" nur drei Dekaden, die zu Lissabon 1552—63 (Fol.) und 1736 (3 Bde., Fol.) erschienen. Die Fortsetzung bis zur 12. lieferte Diego de Couto. Eine neue Ausgabe des Ganzen erschien zu Lissabon in 17 Bänden 1773—83. Soltau in Lüneburg lieferte daraus einen Auszug für deutsche Leser. Außerdem hat B. einen moralischen Dialog, „Rhopicancuma", geschrieben, worin er zeigt, wie verderblich es ist, seine Grundsätze zu verlassen, um sich nach den Umständen zu fügen; allein dieses Werk wurde von der Inquisition verboten. Noch gibt es von ihm einen Dialog über falsche Scham und eine portug. Grammatik, die erste, die herausgekommen ist.

Barrow (Isaak), geb. zu London 1630, studirte zu Cambridge neben der Theologie vorzüglich auch Mathematik und Naturwissenschaften, da die damaligen Parteiungen in Staat und Kirche seine Plane bei der Wahl eines Berufs durchkreuzten. Nach vergeblicher Bewerbung um die Professur der griech. Sprache zu Cambridge, verließ er England 1655, bereiste Frankreich und Italien, kämpfte auf einer Reise nach Smyrna tapfer gegen den Angriff eines algier. Corsaren, ging darauf nach Konstantinopel, kam 1659 nach England zurück und wurde bald nachher als Geistlicher der bischöflichen Kirche eingesetzt. Im folgenden Jahre ward er Lehrer der griech. Sprache zu Cambridge, später aber der mathematischen Wissenschaften. Hier lernte er den jungen Newton kennen und ahnete bald dessen künftige Größe; um der Universität ein solches Talent zu erhalten, trat er dem Schüler seine Lehrerstelle ab. In die Einsamkeit zurückgezogen, gab er sich ganz den theologischen Studien hin. Er ward 1670 Doctor der Theologie und Kaplan bei Karl II., 1675 Kanzler der Universität Cambridge und starb zu London 1677. Als Theolog zeichnete er sich so aus, daß Tillotson sich kein größeres Verdienst um die theologischen Studien zu erwerben glaubte, als durch die Herausgabe der Reden und theologischen Schriften B.'s (3 Bde., Lond. 1683, Fol., neueste Aufl. 1741). Aber auch in der Geschichte der mathematischen Literatur glänzt B.'s Name als ein Stern erster Größe. Er wird als der Erfinder des sogenannten Differentialdreiecks genannt, welches von dem Elemente einer krummen Linie und dem Elemente der beiden Coordinate derselben begrenzt wird, und wodurch er den Weg zur Anwendung der Differentialrechnung auf die Geometrie gebahnt hat. B.'s Darstellung gründet sich eigentlich auf Fermat's frühere Erfindung, aber sie hat vor dieser den großen Vorzug, daß sie einfacher ist, daß sie die bisher gleichsam nur abstracten Begriffe dem Auge sichtbar macht und daß sie dadurch die Bahn zu dem Algarithmus der neuern Analyse öffnete. Doch steht sie noch immer hinter der Methode der eigentlichen Differentialrechnung selbst zurück, als deren Erfinder manche Schriftsteller B. gern angesehen wissen wollten. B. trägt

diese Methode in seinen „Lectiones geometricae" (Lond. 1669, 4.) vor. Nicht minder verdienstlich sind seine „Lectiones opticae" (Cambridge 1674, 4.), die sich durch ihre einfache, methodische Darstellung und durch den Reichthum der in ihnen entwickelten Ideen empfehlen.

Barrow (John), Secretair der engl. Admiralität, widmete sich von früher Jugend an dem Studium der Erdkunde und der mathematischen Wissenschaften und lehrte von 1786—91 die Astronomie in der von Dr. James gegründeten Akademie zu Greenwich. Lord Macartney wählte ihn zu seinem Privatsecretair, als er die Gesandtschaft nach China übernommen hatte. B. war auf dieser Reise ein sorgfältiger, durch reiche Vorkenntnisse unterstützter Beobachter, und während die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft am Hoflager verweilen mußten, besuchte er auch Cochinchina. Sein Reisebericht, „Travels to China" (Lond. 1804, 4.) erschien zwar später als die Werke seiner Reisegefährten, übertrifft diese aber an Gründlichkeit und Reichthum der Nachrichten, und nicht minder bedeutend ist sein Werk „Voyage to Cochinchina" (Lond. 1806). Er trat wieder in sein früheres Verhältniß zu Lord Macartney, als dieser Gouverneur des Vorgebirgs der guten Hoffnung wurde, benutzte seinen Aufenthalt in Südafrika zu weit ausgedehnten Wanderungen ins Innere, und gab zuerst eine genaue Übersicht des Gebiets der europ. Colonien bis an den Orangefluß. Seine „Travels in the interior of southern Africa" (2 Bde., Lond. 1797—98, 4.) geben noch immer ziemlich den genauesten Aufschluß. Hatte er sich durch diese Werke und durch seine treffliche Übersicht der wichtigsten Nordpolreisen: „A chronological history of voyages into the arctic regions" (2 Bde., Lond. 1818) ausgezeichnete Verdienste erworben, so gaben ihm seine amtlichen Verhältnisse vielfältige Auffoderung und Veranlassung, die Erdkunde zu erweitern, indem er zu den wichtigsten, seit 20 Jahren von Briten unternommenen Entdeckungsreisen theils den Plan entworfen, wie zu Parry's, Franklin's und Beechey's Unternehmungen, theils gerathen hat. Er gab den ersten Gedanken zu der 1830 gegründeten geographischen Gesellschaft zu London, die er als Vicepräsident zu einer vielseitigen Thätigkeit anregt. Mehre der wichtigsten geographischen Artikel im „Quarterly review" sind von seiner Hand.

Barry (James), Maler und Schriftsteller über die Kunst, geb. zu Cork in Irland 1741, gest. 1806. Durch eins seiner ersten Ölgemälde, welches den Schutzpatron von Irland, den h. Patrik, darstellte, erwarb er sich die Unterstützung des berühmten Burke, der ihn in seinem 23. Jahre mit sich nach London nahm und ihn dem sogenannten Athener-Steward empfahl, bei dem er alte Ölgemälde copirte. Dann gaben ihm die Brüder Burke die nöthige Unterstützung, um nach Paris und Rom zu gehen, von wo er Ausflüge nach Florenz, Bologna und Neapel machte. Drei Jahre hielt er sich in Italien auf, bildete seinen Geschmack durch das Studium der großen Meisterwerke, lernte sie trefflich beurtheilen und schrieb gründliche Kritiken über sie. Unter seinen Werken werden Adam und Eva, Venus, Jupiter und Juno auf dem Ida, und besonders der Tod des Generals Wolf am meisten gerühmt. Doch hat man allen seinen Gemälden Unrichtigkeit in der Zeichnung zum Vorwurf gemacht. Nach seiner Rückkehr ward er zum Mitgliede der kön. Akademie und zum Professor der Malerkunst ernannt. In der kurzen Zeit von drei Jahren führte er eine Reihe von Gemälden aus, die den großen Saal der Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste verzieren. Großen Beifall fand sein Werk über die Hindernisse, welche in England dem Fortschreiten der Künste entgegen treten.

Bart nennt man die Haare an Kinn, Wange und Oberlippe, welche eine Eigenthümlichkeit des männlichen Geschlechts sind. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Haaren hauptsächlich durch größere Härte. Der Bart kommt mit der Mannbarkeit; früher besteht er blos in einem dünnen Flaum, welcher der Keim des Bartes zu sein scheint. Den Zusammenhang des Bartes mit der

Mannbarkeit beweist unter Anderm auch der Umstand, daß er sich bei den Verschnittenen gar nicht entwickelt; doch hat die Verschneidung im männlichen Alter den Verlust des vorhandenen Bartes nicht zur Folge. Die Deutschen sahen nach Cäsar's Bericht, und vielleicht mit Recht, die Verspätung des Bartes als günstig für die Entwickelung der Kräfte an. Indeß gibt es Fälle, wo die Verzögerung des Bartes ein Zeichen von Schwäche ist; diese Bemerkung macht man an Männern von zartem Bau, deren weiße Farbe wenig Lebenskraft verräth. Bei den Eingeborenen Amerikas, die von Natur weichlich und feigherzig sind, besteht der Bart aus wenig einzelnen Haaren, die sie als überflüssig ausraufen. Es ist nicht unwichtig, auf die Verschiedenheit in der Farbe, Dichtigkeit, Anzahl und Länge der Barthaare zu merken, weil diese Eigenschaften mit der Natur der Individuen, dem Klima, das sie bewohnen, ihrem Alter, ihrem Körperzustande und ihrer Nahrung in Beziehung stehen. Sie sind schwarz, trocken, hart und einzeln bei jähzornigen Männern, die im reifen Alter stehen, sowie bei Bewohnern heißer und trockener Länder, z. B. den Arabern, Äthiopiern, Indiern, Italienern und Spaniern. Dagegen haben Personen von lymphatischer Constitution, junge Leute, die Bewohner kalter und feuchter Länder, wie Holländer, Engländer, Schweden, gewöhnlich einen blonden, dichten, wenig krausen Bart. Je nachdem dabei die Umstände zusammenwirken, erzeugt sich eine unendliche Mannichfaltigkeit. Die Nahrung erzeugt in der Beschaffenheit der Haare sehr merkliche Veränderungen. Bei einer guten, kraft- und saftvollen Nahrung ist der Bart weich und sanft; er ist hart und spröde, wenn die Nahrung dürftig, trocken und unverdaulich ist. Die Farbe scheint größtentheils von zufälligen Ursachen abzuhängen. Im Allgemeinen ist von jeher und bei allen Völkern der Bart als eine Zierde des Mannes, als Zeichen der Weisen und Priester angesehen worden; den Juden verbot Moses das Scheren desselben; bei den alten Deutschen war die Beraubung des Bartes eine streng verpönte Schmach, bei den Indiern eine schwere Strafe. Bis zu Alexander's Zeit war es allgemein üblich, den Bart wachsen zu lassen, namentlich trugen die Philosophen lange Bärte, und nur zur Zeit der Trauer schoren sie dieselben ab. Auch die Römer trugen lange Zeit Bärte, erst ungefähr 300 v. Chr. kam unter ihnen die Gewohnheit auf, durch Herausreißen, Zwicken und Sengen den Bart zu vertilgen. Das erste Abnehmen des Bartes im 21. Jahre galt bei ihnen als Festtag. Nur die Philosophen legten auch bei den Römern den Bart nicht ab. Seit der Zeit des Kaisers Hadrian aber ward es allgemeine Sitte, den Bart wachsen zu lassen, und sie währte bis zur Regierung Konstantin des Großen. Noch jetzt ist bei vielen Völkern, besonders im Orient, der Bart ein Zeichen besonderer Würde und Hoheit. Das gegenwärtig in ganz Europa übliche Abscheren des Bartes schreibt sich von den Zeiten Ludwig XIII. und XIV. her, die Beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen sich die Hofleute und Bürger scheren, um ihren Königen ähnlich zu sein, und nachher ward eine immer allgemeiner gewordene Sitte daraus, welcher sich wenigstens der Vorzug größerer Sauberkeit nicht absprechen läßt; wogegen aber wol nicht zu leugnen sein möchte, daß das durch tägliches Abschneiden des Barthaars so ungemein beförderte Wachsthum desselben dem übrigen Körper nothwendigerweise einen Theil derjenigen Säfte rauben müsse, deren er zu seinem Gedeihen bedarf, daß folglich die Sitte des Bartscherens als eine mitwirkende Ursache der gegenwärtigen Verweichlichung des Männergeschlechts angesehen werden könne. Vgl. „Geschichte des männlichen Bartes unter allen Völkern" (Lpz. 1797).

Bartels (Joh. Heinr.), Doctor der Rechte und Bürgermeister der freien Stadt Hamburg, geboren daselbst 1761, studirte in Göttingen, machte 1786 eine Reise durch Deutschland und Italien und gab seine ebenso scharfsinnigen als vollständigen, größtentheils neuen Beobachtungen, und authentische Nachrichten über das südl. Italien und über Sicilien, die er von den ersten Männern des Landes empfangen hatte, in den „Briefen über Calabrien und Sicilien" (3 Bde.,

(Gött. 1792) heraus, die stets classischen Werth behalten werden. Seine literarischen Beschäftigungen in den ersten Jahren nach der Heimkehr in die Vaterstadt wurden durch juristische Praxis und 1798 durch den Eintritt als Senator in den Magistrat Hamburgs unterbrochen, in welcher Stellung er sich durch ausdauernde Thätigkeit und in mehren schwierigen Lagen Hamburgs während der franz. Herrschaft und in der herannahenden Krisis ihrer Befreiung durch männliche Festigkeit in den Verhandlungen, sowol mit den franz. als auch mit andern Militairbehörden auszeichnete. Auch in der franz. Occupationsperiode verwaltete er mit Ehre seine Ämter als Mitglied des hamburg. Oberjustizhofes und als Mitvorsteher der trefflichen Wohlthätigkeits- und der Departementalstrafanstalten. Seit der wiederhergestellten Verfassung dieses Freistaats übernahm er die Verwaltung der städtischen Policei, leitete sie bis zu seiner Erhebung zur Bürgermeisterwürde im Jahre 1820 mit Energie und kluger Umsicht und führte unter Anderm auch eine zweckmäßige Medicinal- und eine neue Feuerkassenordnung ein. Als 1830 die Versammlung der deutschen Ärzte in Hamburg gehalten wurde, hatte B. die Geschäfte derselben zu leiten und erwarb sich durch seine Anordnungen die dankbarste Anerkennung.

Barth-Barthenheim, ein altadeliges, dann reichsfrei- und bannerherrliches, 1810 in den östr. Grafenstand erhobenes Geschlecht, das, schon um 856 unter Ludwig dem Frommen berühmt, dem deutschen Orden in Palästina einen Hochmeister (1206—10) gegeben hat. — Graf Johann Baptist Ludwig Ehrenreich v. Barth-Barthenheim, k. k. östr. Kämmerer und niederöstr. Regierungssecretair, Malteserritter, geb. am 5. März 1784 zu Hagenau im Elsaß, studirte seit 1795 zu Karlsruhe, hierauf zu Freiburg und zu Göttingen Philosophie, Rechts- und Staatswissenschaften, sowie Diplomatie. Nachdem er seit 1804 in östr. Staatsdienste getreten war, bemühte er sich, die vorhandenen Gesetze und Anordnungen, welche sich auf die Landesverwaltung bezogen, zu ordnen und für den Geschäftsdienst lichtvoll zusammenzustellen. Eine Frucht seiner Studien war die Schrift: „Über das politische Verhältniß der verschiedenen Gattungen von Obrigkeiten zum Bauernstande in der Provinz Niederöstreich" (Wien 1818), die nicht nur an sich statistischen Werth hat, sondern auch überhaupt bei der Gesetzgebung für den Bauernstand in Deutschland beachtet zu werden verdient. Sein Werk: „Östr. Gewerbs- und Handelsgesetzkunde" (9 Bde., Wien 1819—24) empfahl die oberste Gewerbs- und Handelsbehörde in Östreich als Muster zur Bearbeitung der einzelnen Provinzialgesetzgebungen über diesen Gegenstand allen Landesstellen der Monarchie, sodaß bereits auf der Grundlage des Barthenheim'schen Systems ähnliche Bearbeitungen für Galizien, Steiermark und für das Venetianische erschienen sind. Seine „Beiträge zur politischen Gesetzkunde" (3 Bde., Wien 1821 fg.), die in freien Heften erschienen, enthalten meistens Abhandlungen über einzelne Gegenstände der östr. Landesverwaltung, z. B. über die östr. Staatsbürgerschaft, über die Israeliten in Östreich, über das freie Gemeindewesen, über den Zustand der Protestanten in den östr. Staaten u. s. w., die auch zum Theil einzeln gedruckt wurden. Das neueste Werk B.'s ist das „System der östr. administrativen Policei, mit Rücksicht auf Östreich unter der Ens" (4 Bde., Wien 1829).

Barthel, ein aus Bartholomäus zusammengezogener Name. Die sprüchwörtliche Redensart: „Der weiß, wo Barthel Most holt oder schenkt", hat, wie so manche andere, einem jetzt nicht mehr bekannten Umstande ihre Entstehung zu verdanken. Einige vermuthen, es habe einst einen Mostschenken dieses Namens gegeben, der seinen Gästen eine besonders gute Sorte vorgesetzt habe. Andere meinen, unter dem Barthel sei der am 24. Aug. im Kalender stehende Apostel Bartholomäus zu verstehen. Da nun in der Regel zu Bartholomäi noch kein Most zu haben ist, so weiß Derjenige, welcher weiß, wo Barthel Most holt oder schenkt, etwas, was Andere nicht wissen; er ist also gescheiter als Andere. In manchen Gegenden sind Benennungen üblich, welche aus dem zusammengezogenen Namen

eines Heiligen und einem um die Zeit, da dessen Name im Kalender steht, in der Natur oder im häuslichen Leben stattfindenden Umstande gebildet sind, wie: Rosenhans, weil um Johannes (zusammengezogen in Hans) die Rosen blühen; Kornjokel, weil zu Jacobi (zusammengezogen in Jokel) das Korn reif ist; Mostmichel, weil gegen Michaelis die Weinlese beginnt; Hasenbarthel, weil nach Bartholomäus die Jagd aufgeht.

Barthélemy (Jean Jacques), geb. 20. Jan. 1716 zu Cassis, unweit Aubagne in der Provence, erhielt eine gute Erziehung bei den Vätern vom Oratorium zu Marseille und später in der Jesuitenschule, wo er sich zum geistlichen Stande vorbereitete, aber unzufrieden mit dem Geiste dieser Lehranstalt, sich durch Privatstudium besonders auch in den alten Sprachen vervollkommnete. Nach einer durch seine Anstrengungen veranlaßten gefährlichen Krankheit trat er in das von den Lazaristen geleitete Seminar zu Marseille, wo er die Bekanntschaft mit einem jungen Maroniten benutzte, sich eine gründliche Kenntniß des Arabischen zu verschaffen. Bei dem Austritt aus dem Seminar hatte er den Gedanken, sich dem geistlichen Stande zu widmen, völlig aufgegeben, aber obgleich er nie die priesterliche Weihe erhalten hatte, behielt er doch die Tracht und den Titel eines Abbé bei. Sein unermüdeter Fleiß und der Scharfsinn, womit er alle Gegenstände der mühsamsten und trockensten Untersuchung erforschte, setzten ihn bald in den Stand, den Gelehrten neue Entdeckungen mitzutheilen, unter welchen das palmyrenische Alphabet, das er später (1758) bekannt machte, eine vorzügliche Stelle behauptet. Schon 1747 ward er Mitglied der par. Akademie der Inschriften, nachdem er bald nach seiner Ankunft in Paris (1744) dem Aufseher des kön. Medaillencabinets, Gros de Boze, zum Gehülfen beigesellt worden war. Er machte 1748 die Bekanntschaft des Grafen Stainville (nachmaligen Ministers Choiseul), welcher eben im Begriff stand, als Gesandter nach Rom abzugehen. B., seit 1747 Oberaufseher des Medaillencabinets, erhielt die Einladung, ihn zu begleiten, und folgte dem Gesandten. Er durchwanderte bis 1757 ganz Italien, sammelte neue Alterthumsschätze und machte sich besonders durch eine Erklärung des berühmten Mosaiks von Palestrina bekannt. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich mit der Einrichtung des Münzcabinets, das er mit einer großen Anzahl kostbarer Medaillen vermehrte. Sein Gönner, der Graf Choiseul, seit 1758 Minister, setzte ihn durch eine Pension und andere Begünstigungen in den Stand, sich ganz seinen gelehrten Forschungen zu widmen. Unter seinen Werken zeichnete sich keines durch Gelehrsamkeit und schöne Darstellung so sehr aus als die „Reise des jüngern Anacharsis nach Griechenland", die Frucht 30jähriger Vorarbeiten, die zuerst 1788 zu Paris (3 Bde., 4., mit einem Atlas) erschien, und fast in alle europ. Sprachen übersetzt ward. Er selbst war bescheiden genug, dieses Werk eine unbehülfliche Compilation zu nennen, während man allgemein die glückliche Darstellungsgabe des Verfassers bewunderte, der die ungleichartigsten Theile des griech. Alterthums aus verschiedenen Zeiten in ein so schönes Ganzes verwebt und mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Geschmack verarbeitet hatte, und dieser Ruhm wird ihm bleiben, obgleich die tiefere Kritik manche Gebrechen desselben nachgewiesen hat. B. wollte noch in seinem Alter ein vollständiges Verzeichniß des kön. Medaillencabinets ausarbeiten, ward aber durch die Revolutionsstürme daran verhindert. Zwar raubten ihm diese den größten Theil seines bedeutenden Einkommens; allein er ertrug diesen Verlust mit Gelassenheit. Am 20. Aug. 1793 ward er von einem Beamten bei der Nationalbibliothek des Aristokratismus beschuldigt und am 2. Sept. verhaftet, zwar nach wenigen Stunden wieder in Freiheit gesetzt, doch hatte der Vorfall auf seine ohnedies schwächliche Gesundheit den nachtheiligsten Einfluß. Als der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek, der berüchtigte Carra, am 31. Oct. 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm die Stelle an; er lehnte sie aber ab, um seine wenigen Lebenstage ruhig zuzubringen. Er starb am 30. Apr. 1795 mit dem Ruhme eines

durchaus rechtschaffenen Mannes und eines vielseitigen Gelehrten. Sérieys gab nach B.'s Tode aus dessen Originalbriefen „Voyage en Italie" (Par. 1802) heraus.

Barthélemy (François), Pair von Frankreich, ward um 1750 geboren, und verdankte der Sorgfalt seines Oheims, des Abbé B., seine Erziehung und die Eröffnung einer ehrenvollen Laufbahn im Staatsdienste. Er hatte unter der kön. Regierung mehre Gesandtschaften an auswärtige Höfe als Secretair begleitet, war lange Zeit Gesandter am schwed. Hofe und wurde beim Ausbruch der Revolution in dieser Eigenschaft nach London gesendet. Im Dec. 1791 ward er nach der Schweiz geschickt, vertrat dort mit Eifer Frankreichs Sache, schloß den Frieden zwischen Frankreich und Preußen in Basel und bald darauf auch mit Spanien und dem Landgrafen von Hessen-Kassel, bis er 1796 in sein Vaterland zurückkehrte, da man ihn im Rathe der Alten an die Stelle Letourneur's zum Mitgliede des vollziehenden Directoriums gewählt hatte. Alle Parteien waren mit dieser Wahl zufrieden, aber auch ihn traf das Schicksal des 18. Fructidors; er ward am 4. Sept. 1797 verhaftet und mit Pichegru und Andern nach Cayenne geführt. Nach kurzer Zeit wußte er jedoch mit sechs Andern und seinem treuen Kammerdiener, Letellier, der selbst die Verbannung mit seinem Herrn getheilt hatte, zu entfliehen, worauf er nach England kam und nach der Revolution vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) einer der Ersten war, welche wieder zurückgerufen wurden. Bald nachher ward er Senator und Reichsgraf. Er war 1802 an der Spitze der Deputation des Senats, welche Bonaparte das Consulat auf Lebenszeit übertrug, übrigens aber war sein Einfluß unter Napoleon's Regierung nicht bedeutend. Im April 1814 führte er den Vorsitz in den Sitzungen des Senats, wo des Kaisers Absetzung entschieden ward, und erhielt den Auftrag, dem Kaiser Alexander für seine Großmuth und Mäßigung zu danken. Er ward in der Folge zum Pair und zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt. Nach langem Schweigen überraschte er 1819 durch den Antrag, das Wahlgesetz von 1817 durch Beschränkungen des Wahlrechts im Sinne der Ultrapartei zu ändern.

Barthez (Paul Joseph), einer der gelehrtesten Ärzte Frankreichs im 18. Jahrh., geb. 11. Dec. 1734 in Montpellier, wurde als ein frühreifes Kind bewundert. Nach Vollendung seiner Studien kam er 1754 nach Paris, wo ihm eine glückliche Cur beim Grafen von Périgord eine glänzende Laufbahn öffnete. Näher schloß er sich hier an Barthélemy, Caylus, Hanaut, Mairan und d'Alembert an. Zwei Mémoires, welche er der Académie des inscriptions et des belles lettres überreichte, erhielten die ersten Preise. Er wurde 1756 Feldarzt, erkrankte, kehrte 1757 von der Armee nach Paris zurück und war hier Mitarbeiter des „Journal des savans" und des „Dict. encyclopédique". Nach Montpellier 1761 berufen, gründete er daselbst die Schule für die Medicin, welche in ganz Europa mit Achtung genannt wurde. Seine „Nouveaux élémens de la science de l'homme" (Montpell. 1778, 2. Aufl. in 2 Bdn., Par. 1806) wurden in die meisten europ. Sprachen übersetzt. Nicht zufrieden mit seinem Ruhme als Arzt, studirte er auch die Jurisprudenz und wurde 1780 Doctor der Rechte und Mitglied des Gerichthofes in Montpellier. Sein Ehrgeiz fand hier aber nicht Nahrung genug, während seine Reizbarkeit ihn mit seinen Collegen entzweite; er kehrte 1781 nach Paris zurück, wo ihn der König zum Médecin consultant, und der Herzog von Orleans zu seinem ersten Leibarzte ernannte. Er war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften. Nicht minder wurden von ihm aus allen Theilen der civilisirten Welt über wichtige Fälle Consultationen begehrt. Die Revolution raubte ihm den größten Theil seines Vermögens und seine Stellen, er verließ Paris und lebte als Schriftsteller an verschiedenen Orten. Erst Napoleon versetzte ihn in neue Thätigkeit und überhäufte ihn in seinem spätern Alter mit Ehre und Würden. Unter den zahlreichen Schriften B.'s verdienen besondere Erwähnung seine „Nouvelle mécanique des mouvemens de l'homme et des animaux" (Carcassonne 1798, 4.;

deutsch von Sprengel, Halle 1800), und sein „Traité des maladies goutteuses" (2 Bde., Par. 1802, neue Aufl. 1819; deutsch von Bischoff, Berl. 1803). B. starb am 15. Oct. 1806; sein Name aber wird in und außer Frankreich neben denen der ausgezeichnetsten Ärzte sich erhalten.

Bartholin ist der Name eines Geschlechts, welches sich in Dänemark durch Gelehrsamkeit und schriftstellerische Verdienste ausgezeichnet und viele wichtige Ämter, besonders an der Universität zu Kopenhagen bekleidet hat. **Kaspar** B., geb. 1585 zu Malmoe, wo sein Vater Prediger war, studirte zuerst Theologie, dann Medicin, ward als Doctor der Medicin 1613 Professor der griech. Sprache und der Medicin und 1624 auch der Theologie zu Kopenhagen und starb 1629. Seine Schriften sind vornehmlich medicinischen und philosophischen Inhalts. Unter seinen sechs Söhnen, die alle mehr oder weniger als Gelehrte bekannt sind, ist besonders der jüngste, **Thomas**, geb. 1616, berühmt geworden. Neun Jahre hielt er sich in den bekanntesten Städten Europas auf, um Medicin, Anatomie und Botanik zu studiren. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ward er Professor der Arzneiwissenschaft zu Kopenhagen, legte aber 1661 seine akademischen Ämter nieder und lebte in der Zurückgezogenheit. Nachdem eine Feuersbrunst 1670 ihm Alles geraubt hatte, ward er akademischer Bibliothekar und erhielt den Titel als kön. Leibarzt. Als Beisitzer des hohen Raths starb B. 1680. In der Anatomie entdeckte er die vasa lactea thoracica und vasa lymphatica, welche letztere Entdeckung ihm jedoch der schwed. Anatom Rudbeck streitig machte. Unter seinen zahlreichen Schriften ist seine „Anatomia" (Lond. 1641, 4. Aufl. 1686) die vorzüglichste; sie wurde später sehr oft gedruckt und ist in deutschen, holländ., engl., franz. und ital. Übersetzungen erschienen.

Bartholomäer, eine Verbindung von Weltgeistlichen in Baiern, gestiftet 1640 von Bartholomäus Holzhauser, einem Priester zu Ingolstadt, und vom Papste 1680 bestätigt. Sie beschäftigen sich mit der Erziehung junger Leute und haben Kostgänger. Kinder und Jünglinge, die kein Vermögen haben, erziehen sie unentgeltlich, lassen sie studiren und promoviren, wofür ihnen diese nichts schuldig sind als die Pflicht, wenn sie in gute Umstände kommen, gegen ihre Wohlthäter Dankbarkeit zu beweisen. Ihre Tracht besteht in einem langen Rocke und einer Binde um den Leib. Sie breiteten sich im südl. Deutschland vorzüglich im 17. Jahrh. aus; doch ihr Ansehen schwand allmälig, und nur wenige ihrer Anstalten erhielten sich bis ins 18. Jahrh.

Bartholomäus (Sohn des Tolmai), der Apostel, ist mit dem Nathanael, dessen das Evangelium Johannis als eines redlichen Israeliten und schnell überzeugten Jüngers Jesu gedenkt, wahrscheinlich eine und dieselbe Person. Er soll das Christenthum in dem südl. Arabien gelehrt und dahin auch das Evangelium Matthäi in hebr. Sprache gebracht haben, wie Eusebius meldet; Chrysostomus läßt ihn auch in Armenien und Kleinasien predigen, und ein späterer Legendenschreiber zu Albania pyla, dem heutigen Derbent in Rußland, den Kreuzestod leiden. Die alte Kirche hatte unter seinem Namen ein apokryphisches Evangelium, das aber untergegangen ist.

Bartholomäusnacht, s. Bluthochzeit.

Bartolozzi (Francesco), einer der berühmtesten Kupferstecher, geb. zu Florenz 1730, der Sohn eines Goldschmieds, erlernte daselbst, vorzüglich bei Hugford und Feretti, die Zeichnenkunst. In Venedig, wo er besonders in der Familie des Dichters Gozzi wegen seines Guitarrenspiels wohl gelitten war, arbeitete er längere Zeit im Hause seines Lehrers Jos. Wagner, dann in Florenz und Mailand, ging 1764 mit Rich. Dalton, Bibliothekar Georg III., nach London, wo er die ansehnlichsten Unterstützungen fand und sich ganz dem Nationalgeschmack hingab, sodaß er selbst in der beliebten punktirten Manier arbeitete. Seine Blätter wurden endlich so allgemein gesucht, daß eine vollständige Sammlung derselben sehr theuer

bezahlt wurde. Auch ward ihm die Stelle eines kön. Kupferstechers und ein Platz in der kön. Akademie der Künste in London zu Theil. Um das Portrait des Prinzregenten von Portugal in Kupfer zu stechen, ging er 1805 nach Lissabon und starb dort im Apr. 1815. Er war ein Meister in der Radirnadel und bediente sich des Grabstichels nur zur Vollendung seiner Blätter. Mit Richtigkeit der Zeichnung verband er eine hohe Zartheit der Ausführung. Eins seiner vorzüglichsten Blätter ist der Tod des Lord Chatam, nach Copley, wovon ein guter Abdruck mit mehr als 150 Thlrn. bezahlt ward; eins der lieblichsten seine Lady and child. Die Gesammtzahl seiner Werke, unter ihnen auch Nachahmungen von Handzeichnungen in radirten Blättern, steigt über 2000.

Barton (Elisabeth), gewöhnlich das heilige Mädchen von Kent genannt, diente um 1525 in einem Wirthshause zu Aldington in der Grafschaft Kent, und kam durch die krampfhaften Nervenleiden, welchen sie ausgesetzt war, bei dem unwissenden Volke in den Ruf einer begeisterten Seherin. Der Pfarrer des Dorfes sah in ihr ein Werkzeug, die sinkende Sache des alten Glaubens zu stützen, und unter seiner Leitung spielte sie ihre Rolle so gut, daß selbst Thomas More und der Erzbischof Warham von Canterbury eine außerordentliche Erscheinung in ihr sehen wollten. Man beredete sie, eine Nonne zu werden, und als Heinrich VIII. mit dem röm. Hofe in Unfrieden gerieth, verleitete man sie, ihren lauten Tadel gegen des Königs Scheidung von seiner ersten Gemahlin und seine Heirath mit Anna Boleyn auszusprechen, ja seinen Tod zu prophezeien. Auf Heinrich's Befehl mit ihren Mitschuldigen verhaftet, legte sie vor dem Gerichte das nachher öffentlich vor dem Volke wiederholte Geständniß des gespielten Betrugs ab. Sie wurde zu Kirchenbuße und Gefangenschaft verurtheilt, als aber die röm. Partei sie zum Widerruf zu bewegen suchte, wurde sie des Hochverraths angeklagt und mit einigen Mitschuldigen 1534 hingerichtet.

Bartsch (Joh. Adam Bernh. v.), erster Custos der Hofbibliothek und der Kupferstichsammlungen zu Wien, wurde daselbst am 17. Aug. 1757 geboren und starb am 21. Aug. 1821. Durch seinen „Catalogue raisonné de toutes les estampes de Rembrandt“ (2 Bde., Wien 1797) und das Werk: „Le peintre graveur“ (21 Bde., Wien 1802—21) hat er sich des Danks aller sammelnden Liebhaber versichert. In dem letztern beschreibt B. mit seltener Genauigkeit in bestimmter Ordnung die in Kupfer gestochenen oder radirten Blätter aller der Maler, welche in diesem Kunstzweige Ausgezeichnetes leisteten, verzeichnet die täuschenden Copien und gibt die Merkmale an, durch welche sich diese von den Originalen mit Sicherheit unterscheiden lassen. Dem Verzeichnisse der Werke eines jeden Künstlers geht eine kurze Biographie und Kritik der künstlerischen Eigenthümlichkeiten desselben voran. Durch sein letztes Werk, „Anleitung zur Kupferstecherkunst“ (2 Bde., Wien 1821), welches wenige Monate vor seinem Tode vollendet ward, hat er eine Menge Ungewißheiten und Betrügereien im Verkauf des Unechten statt des Echten auf immer beseitigt. Er gibt darin eine kurze, doch hinlängliche Theorie der verschiedenen Stichgattungen, spricht über die Vorzüge und Nachtheile einer jeden, handelt über die Merkmale, welche Copie vom Urbilde unterscheiden, und gibt eine Anweisung, wie man zur Fertigkeit gelange, aus dem Kupferstiche den Meister anzugeben. Auf 11 Kupfertafeln, die in weiser Raumsparung in 113 Figuren die am meisten bestrittenen Kennzeichen berühmter Blätter nach ihrer Echtheit und Unechtheit vorbilden, wird Alles versinnlicht. Seine eignen Kupferstiche, z. B. die Roma triumphans, seine Thierstudien, seine Nachstiche nach Rembrandt, Potter u. s. w. geben ihm den Rang unter den ersten Kupferstechern mit dem Grabstichel und der Radirnadel. Er hat in verschiedenen Manieren nach Gemälden jeder Periode und Schule nach und nach gegen 500 Blätter geliefert. Auch in der farbigen Lavismanier hat er sich in Landschaften mit großem Glück versucht. Ein genaues Verzeichniß seiner eignen Werke lieferte sein Sohn, **Friedr. Jos.**

Adam, im „Catalogue des estampes de J. A. de B.“ (Wien 1818). Als Custos der ausgezeichneten öffentlichen Kupferstichsammlung bei der Hofbibliothek, zu deren Vermehrung er mehre Reisen ins Ausland machte, als Ordner und Rathgeber bei der in ihrer Art einzigen Sammlung von Handzeichnungen und Kupfern des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, als Rathgeber der reichen Sammler in der Kaiserstadt, die alle Seltenheiten seinem Blicke zuerst zur Prüfung vorlegten, konnte er allerdings als Kenner sprechen, wo Andere nur im Finstern tappen, dessenungeachtet dachte er sehr bescheiden von seinem Wissen.

Baryt und Baryum, ersterer eine alkalische Erde, welche in Verbindung mit Schwefelsäure im Schwerspath und in Verbindung mit Flußsäure im Flußspath enthalten ist; letzteres das metallische Radical des Baryts. Der Baryt ist vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß er mit Schwefelsäure ein im Wasser ganz unauflösliches Salz bildet.

Baryton, s. **Bariton**.

Basalt (Basanit), eine Felsart, bestehend aus einem innigen Gemenge von Augit, Feldspath und Magneteisenstein, sehr dicht und hart; im Bruche flachmuschlig und uneben, fein- oder kleinkörnig, zuweilen auch erdig. Nicht selten enthält er Blasenräume, die mit verschiedenen Mineralien angefüllt sind, es finden sich Einmengungen in ihm, auch geht er in andere ihm verwandte Felsarten über. Durch Einwirkung der Witterung zersetzt er sich leicht, und aus dem verwitterten Gestein geht ein sehr fruchtbarer Boden, eine fette, schwärzliche Erde hervor, welche das üppige Wachsthum der Pflanzen, namentlich des Getreides, sehr bebefördert, und dies in desto höherm Grade, da um den Basalt sich meist viele Feuchtigkeiten sammeln; daher sieht man die Abhänge basaltischer Berge oft bis zur größten Höhe angebaut, auch mit Rasen oder mit Wald bewachsen. Der Basalt, auf der einen Seite mit den **Trachyten** (s. d.) zusammenhängend, von der andern in sehr inniger Beziehung mit den Laven der Vulkane, scheint durch Umwandlung anderer Felsarten mittels vulkanischer Agentien entstanden zu sein; seine Massen haben sich den Weg durch bereits vorhandene Gesteinschichten gebahnt. Im erweichten Zustande wurden sie, wahrscheinlich aus großer Tiefe, durch die durchbrochene Gebirgsdecke, durch entstandene Spaltungen und Risse oder durch rundliche Öffnungen in den Berggipfeln emporgehoben, und bei der Abkühlung, beim Übergange in den festen Zustand, eigneten sie sich zum Theil eine Art regelrechter Gestaltung in vier-, fünf-, sechs-, acht-, neunseitigen Prismen und symmetrischer Gruppirung an. Daß der Basalt aus einem nassen Niederschlag entstanden sei, glauben gut unterrichtete, vorurtheilsfreie Geognosten wol nicht mehr. Die Basaltberge zeichnen sich durch ihre Gestalt und Verhältnisse besonders aus; sie erheben sich entweder in der Gestalt von mehr oder minder abgestumpften Kegeln, oder sie steigen mit seltener Schroffheit bis zur scharfen Spitze hinan. Die Oberfläche der Berge zeigt kleine Erhabenheiten und Vertiefungen, oder sie ist besetzt mit bald regellos eckigen, senkrechten, bald aus Säulen bestehenden Felsmassen. Man findet den Basalt vorzüglich in der Eiffel, im Westerwalde, Rhöngebirge, in Sachsen bei Stolpen, in Hessen, Böhmen, in der Auvergne, auf den Hebriden (Staffa), in Irland (Riesenweg) u. s. w. Der Basalt dient als ein vorzügliches Baumaterial und ist auch zu Straßenpflastern und Chausseen nutzbar; gepocht unter Kalkmörtel gemengt, vermehrt er die bindende Kraft desselben. Die säulenartigen Stücke verwendet man zu Pfeilern, Ecksteinen, Thür- und Fensterstöcken u. s. w. Die dichtern Formationen werden zu Mühl- und Reibesteinen, Mörsern, Trögen, zu Ambosen für Goldschmiede, Goldschläger, Buchbinder u. s. w. verarbeitet; auch hat man Werke der ältern Bildhauerkunst in Basalt. Die röm. Bildhauer bedienen sich desselben zur Restauration der ägypt. Bildsäulen aus sogenanntem schwarzen Granit. Auch wird er der Glasfritte zugesetzt; für sich allein gibt er ein dunk-

les, sehr flüssiges Bouteillenglas. Endlich bedient man sich des Basalts als Zuschlag beim Schmelzen strengflüssiger und kalkhaltiger Eisenerze. Vgl. Leonhard, „Die Basaltgebirge in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen" (Stuttg. 1832, mit einem Atlas).

Baschkiren oder **Baschkurt** sind ihrer Abkunft nach wahrscheinlich Nogajer, welche die Bulgaren unter sich aufgenommen haben; wenigstens machen ihre Wohnsitze im russ. Gouvernement Orenburg und Perm einen Theil der ehemaligen Bulgarei aus. Vormals zogen sie unter eignen Fürsten im südl. Sibirien umher; von den sibir. Khanen beunruhigt, ließen sie sich in ihren jetzigen Besitzungen nieder, breiteten sich an der Wolga und dem Ural aus und unterwarfen sich dem kasanischen Khanat. Als dieser Staat durch Iwan II. um 1480 zerstört wurde, unterwarfen sie sich freiwillig Rußlands Scepter, empörten sich jedoch nachmals zu verschiedenen Zeiten, wodurch ihr Wohlstand und ihre Volksmenge bedeutend vermindert ward. Um 1779 machten sie etwa 27,000 Familien aus, die ihre Wohnsitze in den Statthalterschaften Ufa und Perm hatten. Ihre Gestalt und Gesichtszüge deuten auf mongol. Abstammung. Ihre Kleidung besteht in einem langen asiat. Oberkleide und einem großen Schafpelze; ihre Kopfbekleidung ist eine spitze Filzmütze. Sie sind Nomaden und leben von der Jagd, Vieh- und Bienenzucht. Aus gegohrener Pferde- und Kameelmilch bereiten sie ein berauschendes Getränk, Kumüß, das sie sehr lieben. Sie bekennen sich meist zum Mohammedanismus. Ihre Anführer, Starschinen oder Attamans wählen sie selbst. Pfeile und Bogen, die sie sehr gut zu gebrauchen wissen, und Lanzen sind ihre Waffen.

Basculesystem, das Schaukelsystem, ein von den franz. Ministerien seit den zwei Restaurationen der Bourbons in Gang gekommener Ausdruck, ist einem festen System entgegengesetzt, das nach den Grundsätzen des wahren Gemeinwohls den Staat verwaltet, ohne auf Parteien und Privilegirte und ohne auf die Hofgunst Rücksicht zu nehmen. Frankreichs Minister bis 1822 sind häufig von den liberalen Repräsentanten des Volkes und von den Schriftstellern wegen ihres schwankenden Systems getadelt worden, und haben gleichen Vorwurf von den Männern der Ultrapartei hören müssen: daß sie nämlich beständig zwischen den Extremen beider Oppositionen im Volke geschwankt hätten. Im Dec. 1821 vereinigten sich sogar die Ultras beider Parteien in der Deputirtenkammer gegen die Minister.

Basedow (Joh. Bernh.), auch Bernh. von Nordalbingen, wie er sich oft nannte, gehört zu den merkwürdigern Männern des 18. Jahrh. In Hamburg, wo sein Vater Perückenmacher war, am 11. Sept. 1723 geb., besuchte er das dasige Johanneum und studirte in Leipzig Philosophie und Theologie, von wo er als Hauslehrer nach dem Holsteinischen ging, 1753 Lehrer der Moral und der schönen Wissenschaften an der Ritterakademie zu Soroe und 1761 Lehrer am Gymnasium zu Altona ward, wo er mehre wegen ihrer Heterodoxie verbotene Schriften herausgab. Rousseau's „Emil" begeisterte ihn seit 1762 mit dem Gedanken, Verbesserer des Erziehungswesens zu werden und die Grundsätze Rousseau's und des von ihm sehr geschätzten Comenius in Ausübung zu bringen. An Talent und Kraft dazu fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und seine Zeit war nicht unempfänglich. Beiträge von Fürsten und Privatpersonen bis zu 15,000 Thlr. deckten die Kosten seines „Elementarwerks", das nach den pomphaftesten Ankündigungen als ein Orbis pictus mit 100 Kupfern von Chodowiecky (3 Bde., Altona 1774 und öfters) erschien und sowol ins Französische als Lateinische übersetzt wurde. Die Jugend erhielt hierin eine Masse Darstellungen aus der wirklichen Welt, wodurch B. zugleich die Augen zu ergötzen und den Weltbürgersinn, auf den er es bei seiner Erziehungsmethode abgesehen hatte, zu entwickeln strebte. Die Musterschule nach dieser Methode wurde seit 1774 zu Dessau, wohin der Fürst Leopold Friedrich Franz ihn schon 1771 berufen hatte, sein eröffnetes Philanthro-

pin. (S. **Philanthropinismus.**) Doch versprach er mehr als er leistete; sein unruhiger, immer mit weit aussehenden Planen beschäftigter Geist und eine seinen Mitarbeitern oft fühlbare Herrschsucht ließen ihn nicht ausharren. Schon 1778 verließ er nach vielen Händeln, besonders mit seinem fleißigen, aber eigensinnigen Mitarbeiter **Wolke** (s. d.), das Philanthropin, fuhr aber mit gleichem Eifer fort, durch viele pädagogische Schriften, die mehr nach Popularität als nach Gründlichkeit strebten, für seine Ideen thätig zu sein, bis er nach öfterm Wechsel seines Aufenthalts am 25. Jul. 1790 zu Magdeburg starb. Sein Einfluß auf die Denkart seiner Zeit war groß; um die damals anhebende Aufklärung von Deutschland hat er ein entschiedenes Verdienst, und wenn ihm auch die Humanisten die Herabwürdigung der Alten, wozu ihn am meisten der Mangel an eigner gründlicher Gelehrsamkeit verleitete, und eine Menge von Übertreibungen, Misgriffen und Spielereien mit Recht vorgeworfen haben, so wird ihm doch Niemand streitig machen, daß er durch seine siegende Beredtsamkeit für die von Vielen vergessene heilige Sache der Menschenerziehung Aufmerksamkeit und Begeisterung zu wecken, manche treffliche Ideen und wichtige Wahrheiten in schnellen Umlauf zu setzen und die Theilnahme der Regierungen zu gewinnen verstand, obwol er selbst lieber umwälzen und neu schaffen, als ausbilden, ordnen und vervollkommnen mochte. Zahlreich sind seine philosophischen und pädagogischen Schriften. Vgl. Meyer's „Leben, Charakter und Schriften B.'s" (2 Bde., Hamb. 1791 fg.).

Basel, die größte, aber an Bevölkerung Genf und Bern nachstehende Stadt der Schweiz, Hauptstadt des Cantons gleiches Namens, der auf 8³/₈ □M. 47,000 reformirte und 7500 katholische Einw. zählt und 918 M. zum ersten Bundescontingent stellt. B. liegt in einer schönen Gegend, ist im Ganzen wohlgebaut, hat 17,000 Einw. und wird durch den Rhein in die größere und kleinere Stadt getheilt, welche durch die 600 F. lange Brücke miteinander verbunden sind. Froben, Grynäus, die Buxtorf, die Bernoulli, Wettstein, Iselin, Euler wurden hier geboren; auch der Cardinal Fesch, Oheim Napoleon's, stammt aus dieser Stadt. Erasmus lebte lange Zeit hier und ward in der Domkirche begraben. Zu den Merkwürdigkeiten gehört die 1459 gestiftete Universität mit einer Bibliothek von 50—60,000 Bänden, einem Münzcabinet, botanischen Garten, naturwissenschaftlichen Museum (vgl. Lutz's „Geschichte der Universität B.", Aarau 1826); mehre Gemäldesammlungen; die von Iselin 1777 gestiftete, durch vielseitige Wirksamkeit ausgezeichnete Gesellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen; das zahlreich auch von Ausländern besuchte Seminar für Missionszöglinge, und die Bibelgesellschaft. Die frühere Eigenthümlichkeit der Stadt, daß die Uhren um eine Stunde früher gingen als an andern Orten, ist seit 1. Jan. 1798 abgeschafft und seit 1828 allgemeine Straßenbeleuchtung eingeführt. In Folge eines Vertrags der vier Diöcesanstände: Luzern, Bern, Solothurn und Zug, mit dem apostolischen Stuhle wurde das katholische Bisthum zu B. 1828 neu errichtet und demselben die Katholiken in Aarau einverleibt. Die gesetzgebende Gewalt im Canton steht einem vom Volke erwählten großen Rath von 154 Gliedern zu, aus dessen Mitte der kleinere Rath von 17 Gliedern erwählt wird, der die vollziehende Gewalt besitzt. Der Handel ist ziemlich ausgebreitet. Vorzüglich sind die Erzeugnisse der Seidenbandmanufacturen, welche auf dem Lande viele tausend Menschen beschäftigen, die Färbereien und die Papierhandlungen bedeutend. Die Finanzen des Cantons waren früher in so gutem Zustande, daß die Schulden von 800,000 Fr., welche von 1813—17 aufgenommen werden mußten, schon 1825 nicht nur getilgt waren, sondern einige Jahre später sich ein baares Ersparniß von 400,000 Fr. vorfand, welches aber die Ereignisse von 1831 wieder verschlungen haben. Die Stadt B. soll vom Kaiser Julianus zu Ehren seiner Mutter Basiliana gegründet worden sein. Bei der Theilung des

fränk. Reichs kam sie 870 an Ludwig den Deutschen, 1032 aber an Kaiser Konrad II. und blieb von dieser Zeit an unter einem Reichsvoigt, bis sie 1501 in den Bund der Eidgenossenschaft trat. Nachdem 1524 die Reformation in B. Eingang gefunden hatte, ward 1527 freie Religionsübung gewährt. Die Lage B.'s war die Ursache, daß öfter durch fremde Truppen sein Gebiet verletzt wurde. Da die Festung Hüningen ganz nahe bei B. liegt, litt es unter dem Bombardement derselben, 1815, mit. Das Ansinnen der heiligen Allianz im J. 1824 um Auslieferung mehrer in Deutschland wegen politischer Gesinnung gewissermaßen geächteter berühmter Lehrer, welche an der Universität zu B. Anstellung gefunden hatten, wies die Regierung muthvoll zurück. Fast zuerst in der Schweiz änderte B. 1830 die seit 1814 eingeführte Verfassung, welche die Volkswahl vielfältig beschränkt hatte, und gab dem Volke seine Rechte wieder. Ein Theil der Landbürgerschaft aber bestritt der Regierung das Recht, die Verfassung einseitig zu ändern, und foderte gleiche Repräsentation mit den Stadtbürgern. Die Landleute zogen, da die Regierung nicht nachgeben wollte, im Jan. 1831 gegen die Stadt; die Stadtbürger aber, wider das Landvolk aufgereizt, traten auf die Seite der Regierung, und es gelang ihnen, den Angriff zurückzuschlagen und das Städtchen Liestal, den Sitz des Aufstandes, zu besetzen, worauf die neue Verfassung bald von der Mehrheit der Landbürger angenommen wurde. Da aber die Regierung zu wahrer Versöhnung mit dem Lande keine wirksamen Schritte that und die Erbitterung zwischen beiden Parteien immer höher stieg, so brach im Aug. 1831 ein neuer allgemeiner Aufstand aus. Die eidgenössische Tagsatzung, in deren Mitte das Landvolk beredte Vertheidiger gefunden hatte, ließ den Canton im Sept. durch aufgebotene Kriegsvölker besetzen, um weiteres Blutvergießen zu verhüten. Während sie über die Mittel zur Schlichtung des Zwistes sich berieth, schien bei der Hartnäckigkeit der siegreichen Stadtpartei und der Standhaftigkeit der unzufriedenen Landgemeinden eine Trennung allein den Frieden sichern zu können. Sie erfolgte nach langen Verhandlungen am 15. März 1832, und in 46 abtrünnigen Gemeinden wurde die bisherige Verwaltung aufgehoben. Angriffe gegen die der Stadt treu gebliebenen Gemeinden gaben bald Anlaß zu einem neuen Kampfe, als die Regierung ihnen Hülfstruppen sandte, die auf Umwegen über das badische Gebiet zogen. Die endliche Ausgleichung des Streits, der ein Grundgebrechen der schweizerischen Gemeindeordnung betrifft, scheint nur durch die neue Bundesverfassung herbeigeführt werden zu können, die jetzt berathen wird. (S. Schweiz.) Vgl. Köllner's „Statistisch-topographische Darstellung des Cantons B." (Bas. 1823); Ochs' „Geschichte von B. bis 1798" (8 Bde., Bas. 1786—1822) und die „Darstellung der jüngsten Begebenheiten im Canton B." (Bas. 1831).

Basel, allgemeine Kirchenversammlung. Auf der Kirchenversammlung zu Konstanz angekündigt, vom Papst Martin V. und dessen Nachfolger Eugen IV. ausgeschrieben, begann sie am 14. Dec. 1431 unter Vorsitz des Cardinallegaten Julian Cesarini von St.-Angelo, um die Ketzereien, zunächst die hussitische, auszurotten, alle christliche Völker mit der katholischen Kirche zu vereinigen, die Kriege zwischen christlichen Fürsten zu beendigen und die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren. Doch schon ihre ersten Schritte zu friedlicher Versöhnung der Hussiten, die Julian mit einem Kreuzheere vergeblich bekriegt hatte, wollte der Papst nicht gutheißen und ermächtigte den Cardinallegaten zur Auflösung des Conciliums. Dieses wies das Ansinnen des Papstes mit scharfer Rüge ab und setzte ungeachtet wiederholter päpstlicher Befehle, es nach Italien zu verlegen, seine Verhandlungen fort. Um sich vor Störungen von Seiten Eugen IV. zu sichern, wiederholte es die konstanzer Beschlüsse von der Berechtigung einer allgemeinen Kirchenversammlung, in Sachen des Glaubens, des Schisma und der Reformation über den Papst wie über die ganze Christenheit zu gebieten, und vermöge ihrer richterlichen Gewalt als Stellvertreterin der ganzen Kirche Ungehorsame jedes Ranges, selbst den Papst,

bestrafen zu können, und erklärte alle Einreden desselben gegen ihr Verfahren für nichtig. Da er nun Bullen zu ihrer Auflösung erließ, leitete die Kirchenversammlung einen förmlichen Proceß wider ihn ein, setzte ihm Fristen auf Fristen, vor ihrem Gerichte zu erscheinen, und übte in Frankreich und Deutschland seine Gerechtsame aus. Inzwischen schloß sie im Namen der Kirche mit den Hussiten, deren Abgeordnete am 6. Jan. 1433 mit 300 Reitern zu Basel erschienen, durch die prager Compactaten am 20. Nov. 1433 einen von den Calixtinern, der mächtigsten, endlich siegenden hussitischen Partei, angenommenen Frieden ab, worin sie ihnen den Gebrauch des Kelches im Abendmahle bewilligte. Sie ging dadurch freilich von den konstanzer Beschlüssen ab, mußte aber dem Kaiser Siegmund durch Nachgiebigkeit gegen die mit Waffen nicht zu bezwingenden Hussiten zum Besitze Böhmens verhelfen. Dagegen vermittelte er ihre Aussöhnung mit Eugen IV., der, gedrängt durch Empörungen im Kirchenstaate, und um seinen Einfluß auf Deutschland und Frankreich nicht ganz zu verlieren, sie und alle ihre bisherigen Beschlüsse in einer von ihr selbst dictirten und am 5. Febr. 1435 angenommenen Bulle feierlich bestätigte. Stolz auf diesen Sieg über den Papst, wollte sie auch über eine Klage Herzog Erich's von Lauenburg gegen Friedrich den Streitbaren wegen Belehnung mit der sächs. Kur entscheiden, wurde aber durch Siegmund's Protestation gegen jede Einmischung in die Reichsangelegenheiten auf ihr Hauptgeschäft, die bisher vernachlässigte Reformation der Kirche, zurückgewiesen. Nur zur Einschränkung des Papstes hatte sie schon am 14. Jul. 1434, gestützt auf die altchristliche Kirchenverfassung, einen wichtigen Schritt gethan, indem sie ihm und seiner Curie die von seinen Vorgängern erschlichene Disposition über die Pfründen an Kathedral- und Collegiatkirchen absprach, die freie Wahl zu Capitular- und Kanonicatstellen den Capiteln selbst zurückgab und den Papst zu unentgeltlicher Bestätigung derselben verpflichtete. Zur Reformation des Klerus schritt sie aber erst durch die Beschlüsse, daß Geistliche, welche Beischläferinnen hielten, und Prälaten, die dies für Geld gestatteten, bestraft, Excommunicirte nicht vor der Bekanntmachung ihres Urtheils gemieden, Interdicte nie wegen einzelner Personen verhängt, wiederholte Appellationen wegen derselben Beschwerde nicht angenommen, Annaten, Gelder für Pallien und Deports (Annaten der Pfarrer an die Bischöfe) unter keinem Vorwande gefodert oder entrichtet, vielmehr als Simonie geahndet, Gottesdienst, Messen und kanonische Stunden von den Geistlichen jedes Standes regelmäßig abgewartet, Störungen der Andacht durch gute Kirchenpolicei abgewehrt, die Narrenfeste und alle zur Weihnachtszeit in den Kirchen üblichen Ungebührlichkeiten abgeschafft werden sollten. Hierauf wurde am 25. März 1436 die Form der Wahl, des Glaubensbekenntnisses und Amtseides jedes Papstes mit Verpflichtung auf die Beschlüsse des Conciliums, und jährliche Wiederholung derselben vorgeschrieben, jede Beförderung der Verwandten eines Papstes verboten und das Collegium der Cardinäle auf 24 verdiente Prälaten und Doctoren aus allen Nationen beschränkt, die durch freie Abstimmung des Collegiums gewählt werden, die Hälfte aller Einkünfte des Kirchenstaats genießen, über die Amtstreue des Papstes wachen und seine Bullen stets unterzeichnen sollten. Übrigens ließ man ihm nur das Recht, die zum Sprengel von Rom gehörigen Pfründen zu vergeben, und schaffte die Verleihung von Anwartschaften auf Kirchenämter ab. Vergebens hatte sich die franz. Geistlichkeit bemüht, diese heilsamen Beschlüsse durchzusetzen. Der Papst kehrte sich nicht daran. Waren allgemeine Kirchenversammlungen wegen der Schranken, die sie der Papstgewalt zu setzen pflegten, den Päpsten überhaupt verhaßt und oft von ihnen hintertrieben worden, so mußte das Verfahren der basler Versammlung Eugen IV. aufs Äußerste erbittern. Er bestürmte die Könige mit Beschwerden über die basler Beschlüsse und benutzte die Anstalten zur Vereinigung der bedrängten Griechen mit der röm. Kirche, um das Concilium aufzulösen. Die Griechen, diesen innern Zwist nicht ahnend, hatten sich gleichzeitig an den Papst und an das Concilium gewendet.

Beide wetteiferten, einander den Ruhm der Union aus den Händen zu winden, beide schickten Galeeren ab, die die Abgeordneten der Griechen an den Ort der Verhandlungen bringen sollten, und beide bestimmten dazu nach Maßgabe ihres Vortheils andere Städte. Aber die Galeeren der Kirchenversammlung kamen, durch Ränke päpstlicher Agenten zurückgehalten, nicht zum Zweck, die päpstlichen Schiffe brachten die Griechen nach Ferrara, und ein päpstlicher Legat zu Basel, der Erzbischof von Tarent, breitete im Namen der Kirchenversammlung eine mit Hülfe ihrer Siegel hinter ihrem Rücken geschmiedete Verordnung aus, worin nach den Wünschen Eugen's Udine oder Florenz zum Verhandlungsort empfohlen ward. Dieser Betrug zerriß das Band schonender Rücksicht, das die Kirchenversammlung bisher von neuen Angriffen auf den Papst abgehalten hatte. Am 31. Jan. 1437 begann sie wieder, ihn wegen Ungehorsams gegen ihre Decrete vorzufodern, Contumazerklärungen folgten, und nachdem Eugen sein Gegenconcilium zu Ferrara eröffnet hatte, sprach sie in der Versammlung am 24. Jan. 1438 seine Suspension von der Verwaltung des Papstthums aus. In derselben Sitzung verbot sie jede Appellation nach Rom mit Übergehung der Zwischeninstanzen, überließ der päpstlichen Disposition nur 1 von 10 und 2 von 50 Präbenden an einer Kirche und bestimmte den dritten Theil aller erledigten Kanonicate für graduirte Gelehrte. Die Suspension Eugen's schien jedoch wegen der Stärke seines Anhanges so wenig ausführbar, daß einige der Prälaten, die bisher die freimüthigsten und einflußreichsten Sprecher auf dem Concilium gewesen waren, z. B. der Cardinallegat Julian selbst und der große Kanonist Nicolaus von Cusa, Archidiakonus zu Lüttich, mit den meisten Italienern Basel verließen und auf Eugen's Seite traten. Mit desto größerer Festigkeit leitete nun der Erzbischof von Arles, Cardinal Ludwig Allemand, ein an Geist, Muth und Beredtsamkeit Allen überlegener Mann, als erster Präsident der Kirchenversammlung, die Schritte derselben. Obgleich ihre Zahl gesunken, ihr mächtigster Beschützer, Kaiser Siegmund, gestorben, und durch ihren entschiedenen Bruch mit dem Papste vielen Fürsten und Nationen selbst ihre Befugniß verdächtig geworden war, erklärte sie doch nach heftigen Debatten, bei denen auch noch einer ihrer Helden, der Erzbischof von Palermo, Nic. Tudeschi, unter dem Namen Panormitanus als der größte Kanonist seiner Zeit bekannt, sich im Auftrag des Königs von Aragon und Sicilien des Papstes annahm, diesen wegen hartnäckigen Ungehorsams gegen ihre Beschlüsse am 16. Mai 1439 für einen Ketzer und setzte ihn in der folgenden Session wegen Simonie, Meineid, Verletzung der Kirchengesetze und schlechter Amtsverwaltung förmlich ab. Bei dieser Session am 25. Jun. 1439 waren nur zwei Spanier und Italiener zugegen, aber der Präsident ergriff ein ebenso sinnreiches als wirksames Mittel, den Beschluß dennoch durchzusetzen. An die Stellen der fehlenden Bischöfe ließ er die in Basel vorhandenen Heiligenreliquien legen und brachte dadurch bei der noch aus 400 größtentheils franz. und deutschen Prälaten, Priestern und Doctoren bestehenden Versammlung eine so tiefe Erschütterung hervor, daß sie einmüthig in Eugen's Absetzung willigten. Darauf wählte sie, der Pest in Basel, die ihre Zahl abermals verminderte, nicht achtend, in regelmäßigem Conclave am 17. Nov. 1439 den Herzog Amadeus von Savoyen, der als Eremit zu Ripaglia am Genfersee lebte, zum Papste. Felix V., so ließ er sich nennen, fand jedoch nur bei wenigen Fürsten, Städten und Universitäten die gesuchte Anerkennung. Die Hauptmächte, Frankreich und Deutschland, nahmen zwar die basler Reformationsdecrete an, wollten aber in der Streitsache mit Eugen neutral bleiben. Dieser gewann inzwischen durch den Ruhm der mit den griech. Abgeordneten zu Florenz geschlossenen (von der griech. Kirche später verworfenen) Union und durch Kaiser Friedrich III. Freundschaft neues Ansehen, während das von ihm geächtete, von seinen Beschützern verlassene Concilium zu Basel unter seinem unmächtigen Papste immer mehr zusammenschmolz, und nur

noch auf die persönliche Sicherheit seiner Glieder und auf Erhaltung eines anständigen Scheines seiner Fortdauer bedacht, nach dreijähriger, durch wenige unbedeutende Beschlüsse unterbrochener Unthätigkeit seine letzte Sitzung am 16. Mai 1443 hielt, worin es sich nach Lausanne verlegte. Zu Lausanne blieben noch einige Prälaten unter dem Cardinal Ludwig Allemand bis 1449 beisammen, in welchem Jahre sie, nach Eugen's Tode und der Resignation des Gegenpapstes Felix V., die von dem neuen Papste Nicolaus V. angebotene Amnestie mit Freuden annahmen und das Concilium für geschlossen erklärten. Die basler Beschlüsse sind in keiner röm. Conciliensammlung aufgenommen und von den röm. Curialisten für nichtig erklärt worden. Dennoch blieben sie eine Quelle des kanonischen Rechtes für Frankreich und Deutschland, da die basler Reformationsdecrete in die pragmatischen Sanctionen beider Reiche aufgenommen und, soweit sie die Kirchenzucht betreffen, wirklich in Kraft gesetzt wurden. Spätere Concordate haben die Anwendung derselben modificirt, aber nicht förmlich und völlig aufgehoben. (Vgl. Deutsche Kirche, Gallicanische Kirche.) Keine allgemeine Kirchenversammlung hat zweckmäßigere und tiefer eindringende Beschlüsse zur Verbesserung des Kirchenregiments und der Kirchenzucht gefaßt, keine mehr gethan, das durch päpstliche Herrschsucht fast vernichtete Amtsansehen der Bischöfe und somit die alte echte apostolische Kirchenverfassung wiederherzustellen, als die basler; nur konnten die Kanonisten, von denen sie fast ganz geleitet wurde, sich von der damals herrschenden Idee eines allgemeinen Episkopats des Papstes noch nicht losmachen, und daher blieben ihre kräftigsten Beschlüsse zur Einschränkung desselben auf seinen ursprünglichen Beruf nur halbe Maßregeln, deren Inconsequenz ihre ganze Reformation unkräftig machte. Hätte sie ihren Hauptzweck, an die Stelle der päpstlichen Monarchie eine hierarchische Aristokratie zu setzen, in Ausführung bringen können, so würde zwar mancher Anlaß zur Klage über den päpstlichen Despotismus beseitigt, aber die Reformation durch Luther im 16. Jahrh. dennoch nicht überflüssig geworden sein.

Basel, Friedensschlüsse zu, am 5. Apr. und am 22. Jul. 1795. Den ersten unterzeichnete für Preußen der nachherige Staatskanzler Baron von Hardenberg, den zweiten für Spanien der Marquis Domingo d'Yriarte, beide für Frankreich der Gesandte der franz. Republik bei der Schweiz, Bürger Barthélemy. Preußen und Spanien trennten sich dadurch von der Coalition gegen Frankreich und erkannten die Republik an. Diese behielt die preuß. Provinzen auf dem linken Rheinufer im Besitz bis zum allgemeinen Reichsfrieden, und nahm Preußens Vermittelung an. wenn einzelne deutsche Fürsten mit der Republik besondere Friedensverträge schließen wollten. Die geheimen Artikel dieses basler Friedens sind noch nicht bekannt; man kennt nur den zu Basel am 17. Mai 1795 geschlossenen Tractat, der die Neutralität des nördl. Deutschlands festsetzte. Hierauf schloß der Landgraf von Hessen-Kassel einen Tractat mit der franz. Republik zu Basel am 28. Aug. 1795, nach welchem letztere die hessenkasselschen Bezirke auf dem linken Rheinufer bis zum Reichsfrieden behielt. Spanien bekam durch den basler Frieden Alles zurück, was die republikanischen Heere jenseit der Pyrenäen erobert hatten; dagegen trat es an Frankreich den bisher span. Theil der Insel S.-Domingo ab. Zur Belohnung für diesen Friedensschluß erhielt der span. Premierminister, Manuel de Godoy, Herzog von Alcudia, das Fürstenthum de la Paz.

Basilika heißt Königswohnung; zugleich wurden auch die an dieselbe stoßenden Hallen so genannt, in welchen den Bürgern Recht gesprochen wurde. Dann trug man in Rom und allen Städten des röm. Reichs diesen Namen auf Gebäude über, die in der Nähe des Marktes lagen und sich deshalb zu Gerichts- und Versammlungshäusern eigneten. Es waren in der Regel prächtige Gebäude, von länglich viereckiger Gestalt, in deren Innerm mehre Reihen Säulen standen. Hier wurde Gericht gehalten, hier versammelten sich die Bürger zu Berathungen über Gemeinwohl und

Geschäftsgegenstände, hier stellten Kaufleute ihre Waaren aus und junge Redner übten sich in Vorträgen. Da im westl. Theile des röm. Reichs mehre solche Basiliken den zahlreichen Christengemeinden als Kirchen eingeräumt wurden, so geschah es, daß die ersten christlichen Kirchen selbst den Namen der Basiliken erhielten, und daß man, als in der Folge neue Kirchen erbaut wurden, die Form der alten Basiliken für sie beibehielt. (S. Domkirchen.) — Basilika heißt auch das für das griech. Kaiserthum bestimmte Gesetzbuch, welches vom Kaiser Basilius Macedo, von dem es auch den Namen erhielt, angefangen, von seinem Sohne, Kaiser Leo dem Weisen, beendet und im J. 887 zuerst herausgegeben wurde. Es besteht aus 60 Büchern und ist eine nach eigenthümlichem Plane bearbeitete, hier und da abgekürzte und zuweilen geänderte griech. Übersetzung des Justinianischen Gesetzbuchs. Eine verbesserte Ausgabe der Basiliken ordnete 945 Leo's Sohn, Constantinus Porphyrogenneta, an. Sie wurden herausgegeben durch Hervetus (7 Bde., Par. 1557) und Fabrotus (7 Bde., Par. 1647); von der neuen Ausgabe Heimbach's ist die erste Abtheilung (Lpz. 1833) erschienen.

Basilides, s. Gnosis.

Basilisk (lacerta basiliscus), eine den Leguanen verwandte Eidechse mit einer Haube auf dem Kopf und großem Kamm auf dem Rücken, die in Südamerika einheimisch ist und wegen ihres Aussehens vom fabelhaften Basilisk den Namen erhielt. Dieser wurde als ein Wunderthier beschrieben, welches die Gestalt eines Hahns mit bunten Drachenflügeln und einem Drachenschwanze haben sollte. Schon sein Anblick sollte tödlich sein, und man konnte ihn, nach der Sage, nur dadurch tödten, daß man durch einen vorgehaltenen Spiegel seinen giftigen Blick gegen ihn selbst kehrte. In ältern Zeiten stutzten Betrüger Rochen auf allerlei Weise auf und verkauften sie als getrocknete Basilisken. Auch führten diesen Namen früher größere Kanonen oder die sogenannten doppelten Feldschlangen.

Basilius, der Heilige, der Große genannt, geb. 329 zu Cäsarea in Kappadocien, studirte unter den heidnischen Philosophen zu Athen, trat zuerst als Sachwalter in seiner Vaterstadt auf, stiftete hierauf eine Mönchsgesellschaft, ward 362 zum Presbyter geweiht, schon 364 seines Amtes entsetzt, im folgenden Jahre wieder zurückberufen und 370 Bischof; als solcher starb er 379. Im Streite mit den Arianern, den er zu schlichten suchte, kam er durch zu feines Unterscheiden auf Meinungen, die von der herrschenden Kirche als ketzerisch verdammt wurden. B. genoß unter den griech. Kirchenvätern das größte kirchliche Ansehen, in Anerkenntniß seiner Verdienste um die Regelung der Kirchenzucht, des Gottesdienstes und der Verhältnisse der Geistlichkeit, im Betracht der Menge gehaltreicher Predigten, in Hinsicht der Kraft, mit welcher er bei aller Friedfertigkeit gegen die Arianer kämpfte, und vor Allem wegen seiner erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens, für das er die noch jetzt geltenden Gelübde und Regeln entwarf, denen gemäß er selbst lebte. Die griech. Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichsten Schutzheiligen und feiert sein Fest den 1. Jan.; die Mönche und Nonnen sowol dieser als auch der übrigen orient. nicht unirten Kirchen folgen fast durchaus seiner Regel; auch in Italien gab es sonst, und in Sicilien, Spanien, Portugal und Amerika gibt es noch jetzt Klöster dieser Gattung, welche den Orden der Basilianer bilden. Sie tragen schwarze Kleidung und widmen sich nur dem beschauenden Leben. Die von B. verordneten Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth sind die Regel aller Ordensgeistlichen der Christenheit, obgleich er eigentlich nur Stammvater der morgenl. Ordensgeistlichen ist. Unter den Schriften des B., besonders den moralischen und ascetischen, sind viele, deren Echtheit bezweifelt wird.

Basis, die Grundlage einer Sache, in der Mathematik z. B. die ungleiche Seite eines gleichschenkeligen Dreiecks; überhaupt in jeder Figur der Theil, der als der unterste gedacht wird. In der Astronomie ist Basis eine grade Linie von beträchtlicher Länge, z. B. von einer halben oder einer ganzen Meile, die auf der

Oberfläche der Erde mit der größten Sorgfalt gemessen und an welche dann durch Rechnung und Beobachtung ein noch viel weiter ausgebreitetes Netz von Dreiecken angelegt wird. Der Zweck dieser Operationen ist entweder die Vermessung eines ganzen Landes oder die Bestimmung der Größe des Meridians, d. i. die Größe und Gestalt der Erde. (S. Meridianmessung.) Heinrich v. Bülow führte diesen Ausdruck in die Militairsprache ein. Er faßte nämlich die Idee, den Krieg im höhern Sinne auf mathematische Principien zurückzuführen und auf diese Weise festere Regeln als bisher für die Feldherren aufzustellen. Hierbei spielte die Basis eine Hauptrolle. Er verstand unter ihr eine Strecke Landes, welche durch Festungen unangreifbar gemacht sei, und von der die Operation des Heers ausgehe. Die Linie, auf der die Operation geschieht, nannte er die Operationslinie; die Festung, von der sie beginnt, das Subject; den Gegenstand, dessen Eroberung zunächst die Hauptabsicht des Feldzugs ist, das Object. So würde z. B. bei einem Offensivkriege Frankreichs gegen das südl. Deutschland, bei Neutralität Preußens und der Schweiz, der Rhein von Basel bis Karlsruhe die Basis, Strasburg das Subject, Ulm oder Regensburg das Object, die Straße von Strasburg dahinüber die Operationslinie sein. Da Bülow Magazine für unentbehrlich hielt, so schien ihm auch die vollkommene Sicherung der Operationslinie gegen Angriffe von der Seite unerlaßlich, und er stellte daher den Grundsatz auf, daß die beiden Linien, die man von den Endpunkten der Basis nach dem Object ziehe, bei demselben einen rechten oder noch besser einen stumpfen Winkel bilden müßten. Die alle Gegner verachtende Sprache Bülow's, die Neuheit des Gedankens, oft auch ein Misverstehen der Sache, am meisten aber Bülow's gänzlicher Mangel an Erfahrung, wodurch er oft in die gröbsten Irrthümer verfiel und den Anfänger in den Kriegswissenschaften, der das Wahre von dem blendenden Falschen nicht zu sichten verstand, auf die gefährlichsten Abwege brachte, veranlaßte viele Streitigkeiten über die neuen Grundsätze, und erst die gewaltigen Begebenheiten, welche von 1805—15 alles Andere in den Hintergrund rückten, brachten auch diesen Streit in Vergessenheit. Die 1814 erschienenen „Fragmente aus den Grundsätzen der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs in Deutschland 1796", regte die Sache aufs Neue an. Der Verfasser (Erzherzog Karl) geht in diesem classischen Werke im Allgemeinen in die Ideen Bülow's ein, er benutzt von ihm, was gut und wahr ist, verbessert die Irrthümer und Fehler des Unerfahrenen, trägt die ganze Lehre mit einer Klarheit, Bestimmtheit und Kürze vor, die an die gepriesensten Historiker des Alterthums erinnert, und bringt die Streitfrage so ins Reine, daß wol Niemand, den nicht Parteigeist verblendet, an der Richtigkeit der aufgestellten Grundsätze zweifeln kann. Auch er nimmt an, daß die Basis (nach seiner Definition die Linie, welche mehre nebeneinanderliegende Punkte, bei denen die Kriegsbedürfnisse aufgehäuft liegen, miteinander verbindet) gedeckt sein muß. Sie soll, da die Operation auf Einer Straße gefährlich sein würde, aus mehren durch gute Communication verbundenen, wo möglich befestigten Punkten bestehen, der Basis des Feindes so viel möglich parallel laufen und sie, wenn es sein kann, sogar überragen. Entfernt man sich durch Vordringen zu weit von der Basis, so soll man sich eine neue gründen. Der Erzherzog erläutert seine Grundsätze in einem angenommenen Kriegstheater im südl. Deutschland und durch den eben dort 1796 wirklich geführten Krieg, wo ihm die bedeutendste und ruhmvollste Rolle ward. Die letzten Kriege haben übrigens die furchtbarste Lehre gegeben, daß der Grundsatz der Basis in der Natur der Sache begründet, ewig wahr und nur früher nicht deutlich genug erkannt sei; die sie nicht achtenden Feldherren sind oft schrecklich bestraft oder wenigstens gefährdet worden. So drangen die Preußen 1792, ohne die Festungen Metz, Thionville, Landau rc. zu beachten, auf einer Operationslinie vor und waren bei Valmy dem Untergange nahe; so löste sich Jourdan's Armee 1796, da er ohne gehörige Basis zu weit vorgedrungen war, nach einigen unglücklichen Gefechten fast ganz auf; so erstarrten die verhungerten Scharen Napoleon's in dem russ. Schnee,

da er unterlassen hatte, vor dem Vordringen nach Moskau sich am Dnepr eine neue Basis zu gründen; so bestand der Krieg in der pyrenäischen Halbinsel jenseit Madrid nur aus Parteigängerstreichen großer mobiler Colonnen, die an dem Unterbrechen der Communication scheiterten; so war die kreisförmige Stellung in der Schlacht von Leipzig eine Folge der bei Dresden von Napoleon nicht geachteten Basis, und so waren endlich die Verbündeten 1814 in Frankreich oft der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt, und nur die Kühnheit Blücher's, die Beharrlichkeit anderer Generale und der gute Geist der Truppen rettete sie. Man kann zwar einwenden, daß ebenso viele Feldzüge, wo die Basis gänzlich vernachlässigt wurde, ein glückliches Ende nahmen, daß Napoleon 1805 und 1809 nach Östreich, früher mehrmals nach Italien, ohne den angegebenen Grundsatz zu berücksichtigen, vordrang und dort die glänzendsten Resultate errang; allein hätte er in einem dieser Feldzüge eine Hauptschlacht verloren, so würde sich die Vernachlässigung gerächt haben. Noch fester als die Regeln der Strategie steht also der Grundsatz, nach den Umständen und nach dem Charakter des Gegners zu handeln und lieber durch eine rasche und kühne That die Entscheidung herbeizuführen, als durch eine langsame, aber sichere Verzehrung an Entkräftung zu sterben.

Basken, Vascones oder **Biscayer**, in den baskischen Provinzen des Königreichs Spanien, Biscaya, Guipuscoa und Alava, welche auf 140 □M. etwa 370,000 Einw. zählen, außer welchen sich in den franz. Departements Ober- und Niederpyrenäen, Arriège und Obergaronne ungefähr 70,000 aufhalten. Sie sind die Nachkommen der Cantabrer (Gasconier) und wahrscheinlich Abkömmlinge der alten Iberier; haben eigne Sprache und uralte Sitten, z. B. die Nationaltänze. Vgl. Jouy's „L'hermite en province" (Par. 1818) und W. v. Humboldt's „Prüfung der Untersuchung über die Urbewohner Hispaniens vermittels der baskischen Sprache" (Berl. 1821, 4.). Sie sind äußerst thätig, sehr gute Seeleute, und waren die Ersten unter den Europäern, die auf Walfischfang ausgingen. Sie ließen sich gegen Ende des 6. Jahrh. an der Nordseite der Pyrenäen nieder und wurden nach langen Kämpfen den fränk. Königen unterthan. Unter den Karolingern wählten sie sich einen eignen Herzog; als aber die Familie desselben erloschen war, kamen sie im 11. Jahrh. unter die Herrschaft von Aquitanien, mit diesem 1453 an Frankreich und später an Spanien, doch behielten sie fortwährend ihre eigne Verfassung und besonderen Gesetze, bis ihnen 1805 die erstere und 1815 die letztern geraubt wurden.

Baskerville (John), engl. Buchdrucker und Schriftgießer, geb. 1706 zu Wolverley in der Grafschaft Worcester, war Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham, unternahm aber 1750, neue Schriften zu schneiden, die nach mehrjährigen Versuchen und vielen Kosten zu seiner Zufriedenheit ausfielen. Er druckte mit denselben zu Birmingham 1756 den Virgil in Medianquart, dem die Ausgabe von mehren lat. Classikern und einigen engl. Schriftstellern, z. B. Milton, und ital. folgten, unter denen der Ariosto auszuzeichnen ist. Seine Verdienste um die Buchdruckerkunst sind um so mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zu Theil ward. Seine Typen können wegen ihrer Schönheit noch jetzt als Muster dienen, wenn auch durch die Prachtdrucke eines Bodoni und Didot die Erzeugnisse seiner Pressen übertroffen worden sind. Sein Virgil und sein N. T. (Orf. 1763, 4.) werden in typographischer Hinsicht ganz besonders geschätzt. B. starb 1775. Beaumarchais kaufte die von ihm nachgelassenen Lettern für 700 Pfund und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaire's Werken. B. war ein durchaus rechtlicher, gefälliger, aber finsterer Mann, von schönem Äußern. Er hatte die entschiedenste Abneigung gegen allen äußern Gottesdienst, den er unter jeder Form für Aberglauben erklärte. Er machte es daher auch seinen Erben ausdrücklich zur Pflicht, seinen Leichnam nicht auf den Kirchhof und unter kirchlichen Gebräuchen, sondern ohne dieselben in einer auf seinem Grund und Boden zu diesem Zweck erbauten Pyramide zu begraben.

Basrah, **Bassora**, Hauptstadt des Paschaliks gleiches Namens, in der osman. Provinz Irâk Arabi, im südl. Theile Mesopotamiens (Dschesira), jetzt vereinigt mit dem Paschalik Bagdad, am westl. Ufer des Schat el arab, ungefähr sieben deutsche Meilen von der Mündung desselben. Der Strom ist für Schiffe von 500 Tonnen Last bis an die Stadt schiffbar, durchschneidet dieselbe in vielen Kanälen und macht durch die Ausdünstungen beim öftern Austreten das Klima ungesund. Ungeachtet der vielen Gärten innerhalb der Ringmauer, in welchen die kostbarsten Erzeugnisse des Orients sich finden, und der vielen Rosenpflanzungen in seiner Umgebung, ist B., welches meist aus niedrigen von Lehmsteinen aufgeführten Häusern besteht, sehr unreinlich. Die 60,000 Einw. sind zum größten Theil arme Araber, nur die Beamten und das Militair sind Türken und der Handel ist in den Händen der Armenier. Das schönste Haus in B. ist die engl. Factorei, wo der brit. Resident seinen Sitz hat, der die Verbindung zu Lande zwischen dem brit. Ostindien und England besorgt. B. ist eine der Hauptniederlagen der Türkei und Persiens für alle indische Erzeugnisse. Einfuhrartikel sind: Seidenwaaren, Mousselin, Tuch, Gold- und Silberstoffe, mancherlei Arten von Metallen, Sandelholz, Indigo, Perlen, Mokkakaffee, Shawls, Spécereien u. s. w. Europäische Waaren sind selten und theuer; unter ihnen haben die engl. Fabrikate einen entschiedenen Vorzug. Die Ausfuhrartikel bestehen größtentheils aus den eingebrachten Waaren, auch wird ein ausgedehnter Handel mit schönen und starken Pferden geführt. Der Karavanenzug geht nach Persien, sowie über Aleppo und Bagdad nach Konstantinopel. Um die Streifzüge der Araber abzuwehren, hat der Statthalter längs der nahen Wüste eine beinahe 20 deutsche Meilen lange Mauer aufführen und an allen Durchgängen mit Wachen besetzen lassen. B., 636 von dem Khalifen Omar gegründet, ward bald eine der berühmtesten Städte des Orients, um deren Besitz Türken und Perser seit Jahrhunderten gekämpft haben. Jene eroberten B. 1668, diese 1777; schon im folgenden Jahre wurde B. aufs Neue von den Türken besetzt und 1787 von den Arabern; allein dem Pascha von Bagdad gelang es, die Stadt wieder einzunehmen und zu behaupten.

Basrelief (ital. basso rilievo), gleichbedeutend mit Relief, nennt man mehr oder weniger in Stein, Gyps, Thon oder Metall erhaben gearbeitete Figuren auf einem flachen Grunde. Eigentlich bezeichnet Basrelief den niedrigsten Grad dieses Hervorragens; Hautrelief den höchsten, wo die Figuren zur Hälfte ihres scheinbaren Umfangs über die Fläche hervortreten. Einen völlig genügenden deutschen Ausdruck dafür haben wir noch nicht. Die Alten und die ihren Grundsätzen folgenden neuern Künstler bedienten sich in ihren Reliefs gemeiniglich nur einer einzigen Fläche; allein die Versuche mehrer Neuern, eines Bernini, Algardi, Angelo, Rossi, haben gezeigt, daß das Basrelief keineswegs in so enge Grenzen eingeschlossen ist, und daß es durch berechnete Anordnung der Figuren und Beobachtungen der Lichter und Schatten sehr wohl eine verhältnißmäßige Täuschung in Rücksicht der Flächen hervorzubringen vermag, wenn auch die Wirkungen der Malerei dabei nicht erreicht werden können. Stellt der Künstler im Relief mehre Flächen dar, so muß er allerdings die Figuren der ersten Fläche weit hervorspringen lassen, dessenungeachtet aber sind sie von einem talentvollen Künstler mit den Figuren der zweiten und dritten Fläche in Übereinstimmung zu bringen, sobald er nur den erfoderlichen Platz hat. Den Gesetzen der Composition gemäß, wird er die Hauptfiguren durch das höchste Licht und den höchsten Schatten herausheben. Bei jeder Anordnung wird er eingedenk sein, daß er ein plastisches Werk zu liefern beabsichtige und daher Alles vermeiden müsse, was mehr der malerischen Gruppirung angehört. Was diese Vorschrift verletzt, muß, und wenn es auch technisch ausgezeichnet wäre, doch verfehlt genannt worden. Vgl. Tölken: „Über das Basrelief" (Berl. 1815). Dient das Basrelief zur Verzierung von architektonischen Werken, so muß es stets mit dem Charakter des Gebäudes übereinstimmen. Bei den Alten, wo das Basrelief seit

sehr frühen Zeiten geübt und häufig durch Farben gehoben ward, findet man deren in den Giebelfeldern und Friesen der Tempel und Häuser, an Altären, Triumphbogen, Thronen, Monumenten, z. B. Sarkophagen, auf Schildern, Vasen und andern Geräthen von hartem und festem Material. Berühmt sind die von Bröndsted, Coquerel und Andern aufgefundenen Basreliefs in dem Tempel des Apollo zu Phigalia, welche an das brit. Museum für 15,000 Pf. verkauft worden sind und die des Bathykles an dem Throne des Apollo zu Amyklä. Unter den neuern Basreliefs sind die von Bandinelli, Ghiberti und Luca della Robbia in Florenz berühmt. In neuester Zeit hat sich Thorwaldsen auch in dieser Gattung ausgezeichnet.

Baß heißt in der Musik theils die unterste oder Grundnote eines Accords (Baßnote), theils die unterste oder tiefste Stimme (Partie) eines mehrstimmigen Tonstücks, und besonders die tiefste von den vier angenommenen Singstimmen. Der Baß ist der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher besonders gut und stark besetzt sein. Der gewöhnliche Umfang des Basses als Singstimme ist vom großen F bis zum eingestrichenen d oder e. Unter den Instrumenten übernehmen diese Stimme die tiefern, welche dem Singbaß an Umfang und Ton ähnlich sind, z. B. das Fagott. Vorzugsweise wird unter den Instrumenten die Baßgeige, und zwar der Contraviolon und das Violoncello so genannt. Ersterer hat jetzt gewöhnlich vier Saiten, und geht vom tiefen e (die Stimmung von unten herauf ist e, a, d, g) bis ins $\overline{d}$ und $\overline{c}$. Alle Baßstimmen und Baßinstrumente haben ihren eigenthümlichen Notenschlüssel, nämlich den Baßschlüssel, welcher auch der F-Schlüssel heißt, weil er auf die Stelle im Liniensysteme gesetzt wird, auf welche die Note, die das kleine f bezeichnet, zu stehen kommen soll. (S. Contraviolon und Generalbaß.)

Bassanello, am See Bassano, eine kleine Stadt im Kirchenstaate, Hauptort des Hauses Colonna, bei welcher die Fabier 477 v. Chr. den Heldentod starben.

Bassāno, Handelsstadt in der venet. Delegation Vicenza, an der Brenta, mit 10,000 Einw. und 30 Kirchen, in denen sich sehr schöne Gemälde finden. Bedeutend ist der Wein- und Olivenbau, für welchen das Klima sehr günstig ist, lebhaft der Handel mit Seide, Tuch und Leder, ausgezeichnet die Buchdruckerei Remondini's. Durch eine 182 F. lange Brücke wird B. mit dem großen Dorf Vicantino verbunden. B. ist der Geburtsort des Aldus Manutius, sowie dreier Maler, Francesco, Giacomo und Leandro da Ponte (s. d.), die sich deshalb Bassano nannten. Bei B. schlug am 8. Sept. 1796 Bonaparte den östr. General Quosdanowich. Auch am 6. Nov. 1796, am 11. Nov. 1801, am 5. Nov. 1805 und am 31. Oct. 1813 kam es zwischen Franzosen und Östreichern bei B. zum Gefechte. Durch Napoleon ward B. 1809 zu einem Herzogthum mit 15,000 Thlr. jährlicher Einkünfte erhoben und der Minister-Staatssecretair Maret damit beliehen. Vgl. „Due lettere sopra B." (Parma 1792).

Basselisse, s. Tapeten.

Basse taille, in der Musik so viel als tiefer Tenor, Bariton (s. d.), die Tenorgeige und Tenorflöte; in der Baukunst etwas erhobene oder halb erhobene Arbeit, gleichbedeutend mit Basrelief (s. d.).

Bassethorn, das tonreichste unter den Blasinstrumenten, wegen seiner krummen Biegung auch Krummhorn genannt und, wie man glaubt, gegen 1770 in Passau erfunden. Später hat es Theod. Lotz in Presburg vervollkommnet. Es ist, genau genommen, ein größeres Clarinet und gleicht demselben, ungeachtet der Verschiedenheit in der Form, nicht allein in Ansehung der Bestandtheile und des Tons, sondern auch in Hinsicht der Intonation, des Ansatzes und der Applicatur, sodaß es der Clarinettist leicht spielen kann. Außer dem Schnabel, vermittels dessen das Instrument intonirt wird, besteht es aus fünf Stücken, dem Kopfstück, Birn genannt, zwei Mittelstücken, dem Kästchen und der Stürze, die jetzt gewöhn-

lich von Messing ist. Sie enthalten zusammen 15 Tonlöcher, von denen vier mit offenen und vier mit verschlossenen Klappen versehen sind. Sein Umfang steigt bis drei und eine halbe Octave, nämlich vom großen F bis zum dreigestrichenen c; den Noten nach von c bis zum dreimalgestrichenen g, denn es klingt eine Quinte tiefer. Es kommt selten im Orchester vor, und ist dann gewöhnlich obligat, z. B. in Mozart's „Requiem", „Titus" und „Figaro". Das Bassethorn kann auch als Baßinstrument gebraucht werden; doch wird es in Hinsicht der Tiefe von dem Baßclarinett übertroffen, welches in neuester Zeit der Instrumentmacher Streitwolf in Göttingen erfunden hat.

Bassompierre (François de), Marschall von Frankreich, einer der ausgezeichnetsten Männer unter den Regierungen Heinrich IV. und Ludwig XIII., geb. 1579 in Lothringen, stammte von einem Zweige des kleveschen Hauses ab. Nachdem er Italien bereist hatte, erschien er am Hofe Heinrich IV., wo er durch Pracht und Galanterie bei den Festen und Lustbarkeiten der Hauptstadt glänzte. Er focht 1602 gegen den Herzog v. Savoyen und nicht minder rühmlich im folgenden Jahre in dem kaiserlichen Heere gegen die Türken. Nach Frankreich zurückgekehrt, bewarb er sich um die Tochter des Connetable v. Montmorency, deren Reize Heinrich IV. die heftigste Leidenschaft einflößten. B. gab den Bitten seines Königs nach und leistete auf die Verbindung mit ihr Verzicht. Ludwig XIII. ernannte ihn zum Marschall von Frankreich und gewann ihn so lieb, daß Luynes, der erklärte Günstling, darüber beunruhigt, ihm offen erklärte, daß er auf seiner Entfernung vom Hofe bestehe, wobei er ihm die Wahl ließ, ob er eine Gesandtschaft, den Oberbefehl eines Heers, oder eine Gouverneurstelle übernehmen wolle. B. entschied sich für einen Gesandtschaftsposten und bekleidete einen solchen nacheinander in Spanien, in der Schweiz und in England. Nach seiner Rückkehr trat er wieder in die militairische Laufbahn und wohnte den Belagerungen von Rochelle und Montauban bei. Der Cardinal Richelieu fürchtete B.'s Kühnheit und vertraute Verbindung mit dem Hause Lothringen, und nahm, da Jener sich in Anschläge gegen ihn einließ, diese zum Vorwand, ihn 1631 in die Bastille setzen zu lassen, aus welcher er erst 1643 nach des Cardinals Tode befreit wurde. Er starb 1646. B. arbeitete während seiner Gefangenschaft seine Denkwürdigkeiten und die Geschichte seiner Gesandtschaften in Spanien, der Schweiz und England aus, die über die Ereignisse jener Zeit viel Licht verbreiten.

Basson, s. Fagott.

Bastard, ein von ungleichen Ältern erzeugtes Geschöpf. Bei Menschen kann diese Ungleichheit nur in dem Range und Stande der Ältern bestehen. Man pflegt indeß hauptsächlich ein uneheliches Kind Bastard zu nennen; minder edel ist der Ausdruck Bankert. Unter den Thieren nennt man Bastarde diejenigen, die von zwei Thieren verschiedener Art gezeugt sind, wie z. B. das Maulthier, der Maulesel u. s. w. Die Natur hat allen aus einer solchen Vermischung entsprungenen Gattungen die Fähigkeit versagt, sich weiter fortzupflanzen, wodurch sonst die Thiergattungen und ihre Spielarten ins Unendliche vermehrt werden würden. Nur gewisse Gattungen von Thieren vermischen sich miteinander, andere hingegen bleiben durch eine natürliche Abneigung geschieden. Im Pflanzenreiche heißen Bastarde die unter einen fremden Himmelsstrich verpflanzten und dort ausgearteten Gewächse, sowie die durch Befruchtung der Blüte mit dem Blütenstaube einer andern entstandenen Pflanzen.

Bastia, ehemalige Hauptstadt der Insel Corsica mit 10,000 Einw., auf einem Hügel im nordöstl. Theile der Insel, in amphitheatralischer Form, übrigens schlecht gebaut, hat enge Gassen, eine starke Citadelle am Meere, einen geräumigen, aber nicht sehr bequemen Hafen. Die Einw. treiben beträchtlichen Handel mit Häuten, Wein, Öl, Feigen und Hülsenfrüchten. Die hier verfertigten Dolche werden vorzüglich von den Italienern geschätzt. B. ward 1380 durch den Genueser

Leonet Lomellino gegründet, fiel 1745 in die Hände der Engländer, ward aber im folgenden Jahre an die Genueser zurückgegeben. Vergeblich belagerten es 1748 Östreicher und Piemonteser. Nach der Vereinigung mit Frankreich 1768 ward es von den Engländern genommen, aber nur kurze Zeit von ihnen behauptet. Bei der neuen Eintheilung des franz. Gebiets 1791 ward B. die Hauptstadt des Departements Corsica, was jetzt Ajaccio ist.

Bastille hieß das Castell in Paris, welches 1369 durch Hugo Aubriot, Prevôt von Paris, am Thore St.-Antoine erbaut und wahrscheinlich erst 1382 vollendet wurde. Später diente dasselbe zur Verwahrung der Staatsgefangenen und der durch geheime Verhaftsbefehle (lettres de cachet) Festgenommenen. Diese Verhaftbriefe ergingen im Namen des Königs, allein die Namen der Betreffenden rückten erst die Minister ein, welche für die lettres de cachet verantwortlich waren. Fragt man, wie entstand dieser Gebrauch, durch Verhaftbriefe Unterthanen festzusetzen, von deren Befreiung oder Bestrafung hernach weder Justiz noch Policei Notiz nahm, so erläutert uns dies am besten Montesquieu's „Esprit des loix" durch die Bemerkung: „Die Ehre ist die Tugend und vertritt sie oft in den Monarchien". Ein Edelmann wollte ungern Schande haben von einem Gliede seiner Familie. Der Fall des kindlichen Ungehorsams und eines unehrenhaften Betragens fand im überfeinerten Adel Frankreichs häufig statt. In solchen Fällen suchten Väter und Verwandte selbst um Einsperrung eines unwürdigen Familiengliedes nach, bis das Haupt der Familie anzeigen würde, daß es nicht länger die Festhaltung wünsche. Der erste Grund der lettres de cachet und, vermöge derselben, der Verhaftungen in der Bastille war also ein Vorrecht der ersten Familien des Landes, die durch Vorfälle in ihren Familien dem Publicum keinen Anstoß geben wollten. Doch bald ward ein Schritt weiter gethan; was der Adel dem Ansehen seiner Familie, das glaubten die Minister auch ihrem Ministerium schuldig zu sein. Begegnete ihnen daher irgend etwas, das, wenn es zur Kenntniß der Gerichte gelangt wäre, auch zuweilen auf den Minister einen Schatten geworfen hätte, so wurden geheime Verhaftungen vorgenommen. Auf diese Weise suchte man kleine Veruntreuungen und Subordinationsverstöße der Beamten der Kenntniß des Publicums zu entziehen. Auch auf bloße Verdachtgründe fing man allmälig an einzusperren. Wurde nachher die fernere Untersuchung oder Loslassung eines Eingezogenen vergessen und war die Ursache der Verhaftung nirgend niedergeschrieben, so blieb bisweilen ein solcher Unglücklicher viele Jahre, oft bis zu seinem Tode sitzen, indem der Nachfolger im Amte der Gesetzlichkeit des Verfahrens seines Vorgängers blind vertraute. Da in Autokratien die Strafe nicht immer blos durch das Gesetz, sondern oft durch die Ansicht des Monarchen, der Staatsdiener oder Günstlinge bestimmt wird, so wurden die Verhaftungen immer willkürlicher, und es verschafften sich die Günstlinge der Monarchen sowie der Minister lettres de cachet, um mittels derselben, unter dem gefälligen Bilde, daß sie eine kön. Gnade sei, welche die Autokratie statt eines strengern Rechts ausübe, Personen, welche ihnen in Amts- oder Privatverhältnissen lästig waren, der Freiheit zu berauben und in Haft bringen zu lassen. Dies war der Grund, daß die Bastille als ein Zwinger der abscheulichsten Willkür furchtbar gehaßt wurde. Daher geschah es auch, daß die Wuth des Volkes, als der König durch Entlassung Necker's und Montmorin's sich den Wünschen desselben feindlich entgegenzustellen schien, zuerst gegen die Bastille gerichtet war. Ungeachtet des Kartätschenfeuers, mit welchem der Commandant derselben, Launoy, die Stürmenden empfing, ward sie am 14. Jul. 1789 erobert und noch im selbigen Jahre geschleift. Zwar fand man grade damals nur wenige Gefangene darin, doch reichten sie hin, das Volk zu überzeugen, daß der König sich nie vom Gebrauch der **Lettres de cachet** (s. d.) habe Rechenschaft ablegen lassen, und die Empörung gegen die Autokratie erreichte den höchsten Grad. Die Männer vom 14. Jul., wie man während der Revolution die Bastillenstürmer nannte, kamen in der Napoleonischen Zeit

allmälig in Vergessenheit und freuten sich derselben, als nach dem Sturze des Kaisers die Bourbons nach Frankreich zurückkehrten. Die Juliusrevolution im J. 1830 aber lenkte aufs Neue die Aufmerksamkeit auf sie; sie wurden mit Ehrenbezeigungen überhäuft, Pensionen für sie ausgesetzt, und an die Stelle der ehemaligen Bastille, wo schon Napoleon einen Elefanten als Monument aufzustellen gedachte, beabsichtigt man gegenwärtig eine Ehrensäule für die Kämpfer der Juliustage zu errichten.

Bastion (Bollwerk). Um einen mit Wall und Graben umgebenen Ort zu vertheidigen, ist es nöthig, jeden Punkt an dem Fuße des Walls, im Graben und vor der Festung mit möglichst vielfachem Feuer bestreichen zu können; dies geschieht aber durch Brechen der Linien, wodurch eine Seitenvertheidigung erreicht wird. Vor und kurz nach Erfindung des Schießpulvers glaubte man dies genügend durch an der Mauer hervorspringende Thürme erreichen zu können; diese verwandelten sich aber bald in die geräumigen und weiter vorspringenden Bastions oder Bollwerke, die anfangs von runder Form, nachher von S.-Micheli zu Verona mit zwei auswärts gegen das Feld sehenden Facen und zwei senkrecht auf der Courtine stehenden Flanken, zu Bestreichung des Grabens vor denselben, erbaut wurden. Sie waren zum Theil inwendig hohl und gewölbt, gewöhnlicher hatten sie doppelte, gemauerte Flanken, die oben offen waren, weil die Kunst des Bombenwerfens damals noch unbekannt war. Die hintere, oft concave Flanke hat nachher Vauban bei seiner ältern, ersten Befestigungsweise angebracht. Ist das Bollwerk massiv von Erde aufgeführt, so heißt es ein volles; besteht es im Gegentheil blos aus einem Wallgange, mit der darauf liegenden Brustwehr, so führt es den Namen einer hohlen Bastion. Die Niederländer machten diese Walltheile bei ihrem Erdbau gewöhnlich sehr spitz und weit in das Feld vorspringend, um ein bestreichendes Feuer gegen die feindlichen Laufgräben zu erhalten. Die Flanken, welche dadurch ebenfalls sehr lang wurden, haben Cormontaigne und die neuern Franzosen sehr verkürzt, ohne auf die dadurch entstehende Überlegenheit der Contrebatterie Rücksicht zu nehmen, die nun im Stande ist, das Feuer der Flanken um so eher zu dämpfen. In dem Tracé moderne der Franzosen hat das Bastion, ganz hinter dem **Ravelin** (s. d.) liegend, einen großen Theil seiner Wirksamkeit und seines Werthes verloren, indem es jetzt nur noch einen Theil des Hauptwalles vorstellt, der nun durch seine Masse dem Feuer der feindlichen Breschebatterie Widerstand leistet und, einmal geöffnet, nur noch durch seinen Abschnitt den Feind aufzuhalten vermag. Man findet auch wol Cavaliere (Katzen) auf den vollen Bollwerken, um den Feind desto weiter entdecken zu können; aber auch, um sich seinem zerstörenden Feuer desto früher bloszustellen. Gewiß ist es, daß die Bauart mit Bollwerken bei richtiger Anordnung keinen Punkt im Graben unbestrichen läßt; ebenso gegründet ist aber auch Montalembert's Bemerkung, daß ein und dieselbe Kugel die eine Face von vorn beschießt, die andere der Länge nach bestreicht und zugleich die umliegende Flanke im Rücken trifft. Ist das Bastion von dem Hauptwalle durch einen Graben abgeschnitten, so heißt es ein abgesondertes oder detaschirtes, das aber nur dann einigen Werth besitzt und in die Kategorie der Außenwerke tritt, wenn der Absonderungsgraben nicht im Todten liegt, sondern durch irgend eine zweckmäßige Einrichtung gut bestrichen ist.

Bastonnade, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe, die in Schlägen auf den Rücken oder auf die Fußsohlen besteht, welche mit einem leichten hölzernen Stabe oder auch mit einem knotigen Stricke gegeben werden.

Bataillon, früher **Bataglia**, hieß ein Schlachthaufen, der gewöhnlich in viereckiger Ordnung, so lang als breit aufgestellt wurde. Die Hakenschützen waren auf den vier Ecken des Haufens in vier Flügel mit geöffneten Reihen gestellt, um nach abgefeuertem Gewehre hindurch zu gehen und hinten wieder zu laden. Nach und nach verringerte sich jedoch die Tiefe der Stellung auf zehn und die der Schweden unter Gustav Adolf auf sechs Mann; doch stand die Infanterie noch immer in Regimentern. Nur die Franzosen theilten ihre Regimenter jedes in

zwei Bataillons zu 5—600 M., worin ihnen später auch die übrigen Heere folgten und gleich ihnen die Stärke der Infanterie nach Bataillons berechneten. Die letztern waren bald aus vier, bald aus fünf oder sechs Compagnien zusammengesetzt, je nachdem man das eine oder andere der nothwendigen Beweglichkeit für angemessen hielt. Gegenwärtig enthalten die Bataillons bei den Östreichern und Preußen vier Compagnien, um die Eintheilung des Bataillons in acht Züge zu erhalten, auf welche alle taktische Bewegungen begründet sind. Bei den südeurop. Armeen werden die Flügel des Bataillons fast allgemein durch Grenadier- und Jäger-Züge gedeckt; bei den deutschen hingegen werden aus letztern beiden immer besondere Bataillons formirt und deshalb die vier Grenadiercompagnien zweier Infanterieregimenter zusammengezogen. Man hat daher besondere Grenadier-, Jäger-, Schützen-, Füsilier- und Voltigeurbataillons.

Batalha, ein Dorf, 12 deutsche Meilen von Lissabon, mit einem adeligen Dominikanerkloster, welches König Johann I. zum Andenken des Siegs über den König von Castilien bei Aljubarota 1385 stiftete. Dies Kloster, in gothischem Geschmacke von einem Irländer, Hacket, aufgeführt, gehört zu den prächtigsten Gebäuden in Europa. Verschwenderisch sind am Klostergebäude und an der Begräbnißkapelle gothische Verzierungen angebracht. Letztere sind zum Theil mystisch und hieroglyphisch, und viele derselben, namentlich die am Mausoleum des Gründers, noch unentziffert. Auch fremde Herrscher haben das Kloster zu bereichern und zu schmücken gesucht; unter Andern sieht man daselbst kostbare Reliquien vom griech. Kaiser Emanuel Paläologus, der 1401 in Paris sich aufhielt, um Hülfe wider die ihn hart drängenden Türken zu erlangen. Vgl. Link's „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und besonders Portugal" (3 Bde., Kiel 1801—4) und S.-Luiz, „Mem. histor. sobre as obras do real mosterio de S.-Mar. da Vittoria" (gewöhnlich la Batalha) (Lissab. 1827).

Batăver, ein altdeutsches Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands, eigentlich die Insel bewohnte, welche derjenige Arm des Rheins, der sich bei Leyden in das Meer ergießt, nebst der Waal mit der Maas bildet, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erstreckte sich ihr Land noch über die Waal. Nach Tacitus, der ihre Tapferkeit lobt, waren sie ursprünglich Katten, die sich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hierher zogen. Dies muß vor Cäsar's Zeiten geschehen sein. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Insel zum Sammelplatz seiner Flotte. Den Römern unterworfen, leisteten sie diesen gute Dienste und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des röm. Volkes. Man verschonte sie daher mit Schatzungen und Steuern, und erlaubte ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Besonders war ihre Reiterei vortrefflich. Während Vespasian's Regierung empörten sie sich unter des Civilis Anführung gegen die Römer und zwangen diese zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen sie wieder. Zu Ende des 3. Jahrh. nahmen die salischen Franken die Bataverinsel in Besitz. Von 1798 an, wo unter franz. Leitung die bis dahin bestandene Verfassung der Vereinigten Niederlande aufgehoben ward, bis zur Ernennung Ludwig Napoleon's zum König von Holland 1806, führte dieser Staat den Namen der batavischen Republik.

Batavia, Stadt und Seehafen an der Nordküste der Insel Java, die Hauptstadt des niederländ. Indiens, an der Mündung des kleinen Flusses, der von dem Gebiete, welches er durchströmt, Jakkatarg heißt. Die Stadt ward 1618 von den Holländern gegründet und in der Folge der Mittelpunkt ihrer Macht und ihres Handels in Ostindien, sowie der Sitz des Oberstatthalters und des hohen Raths. Von ihrer Pracht, welche ihr den Beinamen der „Königin des Orients" erwarb, ist wenig übrig. Die Stadtmauer, das Castell mit dem Palaste des Gouverneurs sind verschwunden, die meisten Kirchen in baufälligem Zustande und einer Menge Privathäuser öde und verlassen. B. hatte vor seinem Verfall zwei

deutsche Meilen im Umfange und ward von 20 schnurgraden Straßen durchschnitten; allein die Häuser und selbst die öffentlichen Gebäude sind in schlechtem Style gebaut. Als Hauptgebäude zeichnen sich noch aus das Rathhaus, mehre christliche Kirchen und mohammedanische Moscheen, sowie die Hospitäler. Die Gesammtzahl der Einw. in Stadt und Weichbild belief sich 1824 auf 53,900, darunter 14,700 Chinesen, 600 Araber, 12,400 Sklaven, 23,000 Javaner und Malaien, 3000 Europäer und Abkömmlinge der Europäer. Die Verwaltung und Sicherheit der Stadt ist in den Händen der Regierung, welche den Magistrat ernennt und besoldet. Eine besondere Waisenkammer verwaltet das Vermögen aller Derjenigen, die unbeerbt sterben oder deren Testamentsvollstrecker abwesend sind. Unter den öffentlichen Anstalten zeichnet sich die 1777 errichtete und während der Dauer der brit. Regierung erneuerte Gesellschaft der Wissenschaften aus, der wir treffliche Nachrichten über den Zustand Javas verdanken. Die äußerst ungesunde Luft, welche die fauligen Dünste der morastigen Kanäle und das Zurückweichen des Meers erzeugen, haben für B. eine Menge tödtlicher Fieberkrankheiten zur Folge, obschon die Regierung und namentlich die beiden letzten Generalgouverneure, Daendels und van der Capellen, sich bemüht haben, den Gesundheitszustand in B. zu verbessern. Dies ist der Grund, weshalb die Stadt nach der gesunden höhern Gegend zu immer mehr sich erweitert, während sie in der Nähe des Meers verödet. Unter den Vorstädten, wo vorzüglich die Chinesen wohnen, ist eine der schönsten Molenvliet mit der herrlichen Prinzenallee, dem chines. Begräbnißplatze, einer Freimaurerloge, einem Theater und einer Landesbuchdruckerei, worin das Staatsblatt „Der batavische Courier", der Almanach und die Verhandlungen der batav. Gesellschaft gedruckt werden. Die Südseite des Kanals, der die Stadt mit Weltevreden verbindet, wird Ryswick, die gegenüberliegende Nordryswick genannt. Im Ryswick residirt jetzt der Generalgouverneur. Die Regierung erlaubt den Einwohnern gegen mäßige Abgaben den Boden ganz beliebig zu benutzen. Der Handel hat sich bedeutend gehoben in Folge der liberalen Handelsansichten der niederländ. Regierung und seitdem Nordamerikaner asiat. und selbst europ. Waaren aus B. beziehen. Seitdem die Holländer 1617 sich der Niederlassungen der Engländer auf Java bemächtigt hatten, blieben sie fast zwei Jahrh. im ungestörten Besitze derselben. Sie verdankten diese Sicherheit, außer ihren Vertheidigungsmitteln, besonders dem ungesunden Klima von B., welches vornehmlich der Grund war, weshalb der Angriff der Engländer 1799 scheiterte. Allein 1811 hatte der Statthalter von B., General Janssens, nach Verbrennung der Magazine B. verlassen und sich mit seiner Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen, sodaß die Engländer am 19. Aug. die Stadt ohne Widerstand besetzten. General Janssens hielt sich im Fort Cornelis bis zum 26., wo die Engländer es mit Sturm nahmen, leistete alsdann noch in verschiedenen Stellungen Widerstand und übergab endlich am 18. Sept. die Colonie mit Capitulation. Nach hergestelltem Frieden jedoch ward B. am 19. Aug. 1816 der niederländ. Regierung zurückgegeben. Vgl. Raffles' „History of Java" (2. Ausg., Lond. 1830), Crawfurd's „History of the indian archipelago" (3 Bde., Edinb. 1830) und Strehler's „Mittheilungen aus einem Tagebuche über meine zweimalige Reise von Rotterdam nach Batavia in den J. 1828—30" (Nürnb. 1832).

Bath, eine der schönsten Städte Englands, deren Häuser durchgängig von schönem in der Nähe gebrochenem weißen Marmor erbaut sind, berühmter Badeort, Sitz eines Bischofs, mit 38,000 Einw., in Somerset, an dem schiffbaren Avon. Die heißen Quellen, denen B. wahrscheinlich sein Dasein verdankt, wurden, allem Anscheine nach, schon vor der Ankunft der röm. Legionen im J. 44 benutzt. Mönchische Sagen versetzen die Entdeckung derselben in das J. 870 v. Chr. Die Römer trafen zuerst zu deren Gebrauche die nöthigen Einrichtungen, und ihre prachtvollen und zweckmäßigen Badehäuser nebst den übrigen Anstalten, wovon es noch jetzt eine

Menge Überreste gibt, gehörten zu den frühesten in Britannien von ihnen errichteten öffentlichen Gebäuden. Noch sieht man sorgfältig erhaltene Säulenbruchstücke eines prachtvollen Minerventempels, dessen ehemalige Grundfläche jetzt zu einem großen, 85 F. langen und 46 F. breiten, Pumpzimmer dient. Fünf öffentliche Bäder gehören der Stadt; ein sechstes ist das Eigenthum des Grafen Manvers. Sie sind sehr wirksam gegen die Gicht, rheumatische Übel, Unverdaulichkeit, Lähmungen und gallige Verstopfungen. Die Römer nannten B. Aquae salis, auch Fontes calidi, die Britannier Caer Badun, die Sachsen Hat Bathun und Accamannum, oder die Stadt der Kranken. Neue Versammlungssäle für die Badegäste wurden 1750 erbaut und 1771 mit einem ausgezeichnet schönen Tanzsaale, 106 F. lang, 42 F. breit und ebenso hoch, sowie mit einem 70 F. hohen und einem dritten achteckigen, 48 F. im Durchmesser haltenden Saale vermehrt. Die 1805 eröffnete, sehr geräumige Schaubühne ist das erste Provinzialtheater in Großbritannien. Fast das ganze Jahr hindurch kann man hier, unter gesetzlicher Verbannung aller Rangstreitigkeiten, zu mäßigen Preisen Vergnügungen aller Art genießen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich das Rathhaus, die Markthalle, das Krankenhaus und zwei prachtvolle Reitschulen aus. Die Hauptkirche ist das jüngste, im reinsten Geschmack aufgeführte Werk gothischer Baukunst in ganz England; sie ward 1495 begonnen. Unter den öffentlichen Plätzen werden der Königinplatz, der Circus, der halbe Mond und der Paradeplatz bewundert. Es gibt zu B. eine Ackerbaugesellschaft, eine philosophische und harmonische Gesellschaft, ein großes Hospital für 150 Kranke und mehre andere Krankenhäuser, endlich verschiedene Gesellschaften zur Beförderung des Gewerbfleißes und der Religion. Die Umgegend ist reizend, die Luft gesund. Vgl. Falconer's „Medical effects of the Bath waters" (Bath 1790) und „The original Bath guide" (Lond. 1815).

Bathori, ein berühmtes altadeliges, nachher fürstliches Geschlecht in Siebenbürgen. Um 1010 ward Wenzelin B. vom Könige Stephan dem Heiligen mit großen Gütern in Ungarn belehnt und nationalisirt; in großem Ansehen stand um 1070 am ungar. Hofe Opos B. Stephan B. war Palatin von Ungarn und fiel bei Varna 1444. Stephan B. III. ward 1571, nachdem das in Siebenbürgen regierende Haus Zapolya mit Joh. Sigismund erloschen war, zum Fürsten dieses Landes erwählt, und sowol vom röm. Kaiser als vom Sultan anerkannt, leistete jedoch, nachdem er 1575 auch die polnische Krone erhalten hatte, zu Gunsten seines Bruders, Christoph, auf Siebenbürgen Verzicht. Nach Christoph's Tode, 1581, kam zwar sein Sohn Sigismund zur Regierung, trat dieselbe aber 1599 an seinen Vetter, Andreas, ab. Als dieser noch in demselben Jahre auf dem Schlachtfelde am Schellenberge blieb, ward Sigismund 1601 aufs Neue erwählt, mußte sich aber bald darauf dem Kaiser Rudolf II., der die ältern Ansprüche seines Hauses auf Siebenbürgen mit gewaffneter Hand durchsetzen wollte, ergeben, und starb 1613 zu Prag in der Gefangenschaft. Während dieser Unruhen waren andere Fürsten, namentlich Michael, Woiwode der Walachei, Georg Basta, östr. General, Stephan Bocskay und Sigismund Ragoczy, Beide aus angesehenen siebenbürg. Geschlechtern, nach und nach auf kurze Zeit zur Regierung gekommen. Ragoczy überließ dieselbe 1608 dem letzten Sprößlinge des Hauses B., Gabriel, welcher wegen der Empörung des von den Türken begünstigten Gabriel Bethlen (s. d.) bei dem Kaiser Matthias Hülfe suchte, wegen der harten Bedingungen aber, die dieser ihm vorschrieb, mit den Türken Unterhandlungen anknüpfte und aus diesem Grunde auf Anstiften des östr. Generals Apaffi, der bereits mit sogenannten Hülfsvölkern ins Land gerückt war, im Oct. 1613 meuchelmörderisch erschossen ward.

Bathos, das Tiefe, bei den Alten das Erhabene. Seit Swift bezeichnet man mit diesem Worte das Niedrige, Gemeine, Kriechende in der Schreibart und

poetischen Darstellung. Eine lustige mit Beispielen ausgestattete Theorie dieses Bathos findet man in Swift's „Kunst, in der Poesie zu sinken".

Bathyllos, aus Alexandrien gebürtig, der Nebenbuhler des Pylades als Pantomim, besonders ausgezeichnet in heitern und üppigen Darstellungen. Er war ein Sklave des Mäcen, der ihn frei ließ und nach dem Zeugnisse des Tacitus in vertrauten Verbindungen mit ihm stand. — **Bathyllos** hieß auch der Liebling des Anakreon, welcher dessen Schönheit in seinen Liedern besingt. Auf der Insel Samos, wo er geboren war, ward ihm eine Statue errichtet.

Batist, die feinste, dichteste und weißeste Leinwand, die sich durch ihre sehr zarten, festen und gleichen Fäden von jedem andern leinenen Gewebe unterscheidet. Der indische, welcher in seinem Vaterlande Bastas genannt wird, wovon Viele den Namen herleiten, ist der vorzüglichste. Er ist auf jedem Ende mit feinen Gold- und Silberfäden durchzogen, und auf dem ersten Blatte eines jeden Stücks findet sich eine arab. Blume von geschlagenem Golde. Diese Fäden bezeichnen die Güte des ind. Batistes, denn je feiner er ist, desto mehr solcher Fäden sind durchgezogen. Da aber diese Fäden den Preis des Batistes erhöhen, so machen die europ. Kaufleute nicht selten ihre Bestellungen ohne Fäden. Der europ. Batist wird vorzüglich in Frankreich, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Schlesien, Böhmen und Sachsen verfertigt. Der franz., den besonders Arras, Baxaume, Cambray, Lille, Peronne, St.-Quentin, Troyes und Valenciennes liefern, zeichnet sich durch Feinheit und Weiße aus; er wird aus dem besten Flachs gefertigt, der unter dem Namen Ramé bekannt ist und besonders im franz. Hennegau gedeiht. Die niederländ. Batiste, vorzüglich die zu Nivelles gefertigten, stehen den franz. am nächsten. Schon im 13. Jahrh. wurde die Leinwandweberei in Flandern von Baptiste Chambray aus Cantaing in Gang gebracht, weshalb auch Einige meinen, daß diese Leinwand nach demselben den Namen Batist oder Camertuch (toile de Chambray), was aber gar nicht einerlei ist, erhalten habe. Die deutschen Batiste erreichen weder den franz. und niederländ., noch weniger den indischen an Feinheit und Güte.

Batocken oder **Padoggen** hießen die dünnen Stöcke, womit sonst in Rußland Verbrecher auf den bloßen Rücken, oder auch, wenn der Rücken schon sehr zerhauen war, auf die Brust und den Bauch geschlagen wurden. Der Verbrecher lag dabei auf der Erde, und einer der Zuchtmeister setzte sich ihm auf den Kopf, der andere auf die Füße. Durch das Gesetzbuch Katharina II. ward diese Strafe abgeschafft.

Batōni (Pompeo Girolamo), geb. zu Lucca 1708, gest. zu Rom 1787. Dieser berühmte Führer der neuern röm. Schule würde der erste Maler seines Jahrh. sein, wenn Mengs ihm nicht den Vorzug streitig machte. Seinen Lehrern verdankte er nur die Anfangsgründe der Kunst; seit er, noch sehr jung, nach Rom kam, studirte er nur die Antiken und Rafael's Werke. Durch sie lernte er auf die Natur achten und sie mit Einsicht und Wahrheit darstellen. Er componirte keine Scene, die er nicht in der Natur gesehen hatte; sein Colorit ist glänzend, lebhaft und hat sich in seiner ganzen Reinheit erhalten. Sonderbar ist die Art, wie er seine Gemälde ausführte. Er bedeckte seine Zeichnungen mit einem Tuche, fing links oben zu malen an und rückte dann stellenweise zur rechten Seite fort, deckte aber die neue Stelle nicht eher auf, bis die frühere ganz fertig war. Der Ritter Boni, der ihn Mengs vergleicht, nennt diesen den Maler der Philosophie, ihn aber den Maler der Natur. B. malte viele Altarblätter und eine große Menge Portraits, z. B. die in der kais. Galerie befindlichen des Kaisers Joseph und der Kaiserin Maria Theresia. Am berühmtesten sind B.'s Magdalena in Dresden und die Rückkehr des verlorenen Sohnes in Wien. Zahlreich sind seine Schüler. Er war übrigens ein religiöser, grader, oft rauher Mann, mit vielen Sonderbarkeiten.

Batrachier (batrachii), werden die froschartigen Amphibien genannt,

welche entweder durchaus, oder doch wenigstens in ihrem frühern Lebensalter mittels Kiemen, wie die Fische athmen. Diese Thiere legen meist Eier, aus denen Junge (die sogenannten Kaulquappen) hervorkommen, welche zum Theil wenig Aehnlichkeit mit der Gestalt haben, die sie später erhalten, indem sie fußlos und geschwänzt sind. Es gehören hierher die Frösche, Salamander, der Proteus und Axolotte.

Batrachomyomachīa, der Frosch- und Mäusekrieg, ein dem Homer fälschlich zugeschriebenes komisches Heldengedicht; wie es scheint, eine Travestie der „Ilias", wahrscheinlich von einem Alexandriner gedichtet, worin ein Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen mit vieler Laune besungen wird. (S. Homer.)

Batterie heißt jede größere oder kleinere Abtheilung Geschütz, zum Gefecht gegen den Feind aufgestellt, ohne Rücksicht, ob sie durch einen Aufwurf gegen das feindliche Feuer gedeckt ist, oder nicht. Nach ihrer Verwendung erhält sie den Namen Feldbatterie, Festungsbatterie oder Belagerungsbatterie. Die Feldbatterien, die fast immer der Deckung entbehren, bestehen aus 4—8 Kanonen und 2—4 Haubitzen, oder auch aus 6—8 Haubitzen allein, nebst den nöthigen Wagen und der Bedienung, die entweder zu Fuß oder reitend ist, wovon sie auch den Namen Fuß- oder reitende Batterien erhalten. Zu den taktischen Bewegungen findet eine Unterabtheilung der Batterien in halbe Batterien und Züge statt; zur Vergrößerung der Wirkung aber pflegt man nach Napoleon's Beispiel im Treffen mehre Batterien zu einer zu vereinigen, die nach Umständen aus 48—100 Geschützen bestehen können, wie dies auch Napoleon in der Schlacht bei Wagram 1809 anordnete, um die Unordnung und Flucht seines zurückweichenden linken Flügels zu verbergen. Überhaupt eröffnete Napoleon alle seine spätern Schlachten durch das Feuer einer Batterie von wenigstens 48 Geschützen, während man früher nur kleinere Geschützabtheilungen einzeln in die Schlachtordnung vertheilte. Die Geschützaufstellungen heißen 1) directe, wenn die Richtungslinie senkrecht auf die Fronte des Feindes geht; 2) schräge (en écharpe), wenn sie einen mehr oder weniger spitzen Winkel mit jener macht; 3) enfilirende oder nach der Länge bestreichende (en flanc oder en rouage), wenn die Richtungslinie der Geschütze der feindlichen Frontlinie beinahe parallel ist; 4) Rückenbatterien (de revers), welche den Feind im Rücken treffen, und endlich 5) kreuzende Batterien, durch welche die feindliche Fronte von zwei Seiten schräg beschossen wird. Die Belagerungsbatterien zerfallen ihrer Lage nach in die ersten und zweiten Belagerungsbatterien. Die ersten, welche in der ersten und zweiten Parallele oder unmittelbar vor derselben liegen und entweder direct gegen die Schießscharten der Festungswerke, oder enfilirend nach der Länge ihrer Wallgänge wirken, schießen gewöhnlich mit schwachen Ladungen und heißen dann Ricochet- oder Schleuderschußbatterien. Nach ihrer Lage und Bauart werden sie entweder horizontale, oder erhöhte, oder endlich versenkte Batterien genannt. Die horizontalen sind auf gleichem Erdboden erbaut, die erhöheten, um ein vielleicht tief liegendes Festungswerk sehen und mit Erfolg beschießen zu können, waren ehemals sehr gebräuchlich, zuweilen von außerordentlicher Höhe; eine solche Batterie von 115 F. ins Gevierte und 135 F. Höhe erbaute 1579 der Prinz von Parma vor Mastricht. Die versenkten Batterien, schon von Heinrich IV. in Frankreich häufig angewendet, vertreten gegenwärtig beinahe ganz die Stelle der vorerwähnten, weil sie, durch Vergrößerung der Parallele hervorgebracht, nur einer 3½ Fuß hohen Brustwehr bedürfen, und vermittels der durch die Laufgraben gewährten Deckung mit ziemlicher Sicherheit erbaut werden können. Die zweiten Belagerungsbatterien werden von dem Belagerer erst nach Eroberung des bedeckten Wegs angelegt, um die Flanke zu zerstören (Contrebatterien) und die Wallmauern niederzulegen (Brechebatterien), sie sind daher immer versenkte, deren unterer Theil allezeit mit Faschinen bekleidet ist, deren oberer hingegen öfter aus Schanzkörben besteht, weil sich mit diesen die Merlons zwischen den Schießscharten leichter aufsetzen lassen. Die Mörserbatterien, welche auch Kessel genannt werden, gehören zu beiden Gattungen. Die Schulterwehr der

Batterien ist gewöhnlich 18 F., durch dieselbe gehen die Schießscharten. Hinter den Scharten, oder in der Directionslinie der Mörser werden die Bettungen gelegt, die möglichst fest, um der Erschütterung zu widerstehen, und durchaus wagerecht sein müssen, wovon das genaue Schießen abhängt. In den ersten Batterien stehen die Kanonen 18, in den zweiten hingegen, wo es gewöhnlich an Raum fehlt, nur 12 F. voneinander. Bei allen Belagerungs- und Festungsbatterien sind in der Nähe derselben Pulverkammern, etwa 36 F. hinter ihnen angelegt, die man 4 F. tief in die Erde senkt, an den Wänden mit Schanzkörben aussetzt, und mit Holz, Faschinen und Erde bedeckt. Andere Kammern dienen zum Laden der Granaten und Bomben. Auch schwimmende Batterien, auf zwei Schiffen oder auf einer Flöße, sind öfter vorgeschlagen und bisweilen angewendet worden, aber ohne besondern Erfolg. Arçon's schwimmende Batterien, mit denen 1782 Gibraltar von der Seeseite her angegriffen werden sollte, gingen, weil man bei der Wahl der Unterlage nicht vorsichtig genug gewesen war, verloren. Festungsbatterien heißen die Geschützaufstellungen in den Festungswerken gegen den feindlichen Angriff, und sind entweder offene, bedeckte oder kasemattirte. Bei jenen stehen die Geschütze blos auf den Wallgängen hinter der Brustwehr, in welche, nach Erfodern, Schießscharten eingeschnitten sind. Früher waren sie gewöhnlich mit steinernen Bettungen versehen, die jedoch durch den Bombenschlag beschädigt, nur mit Schwierigkeit wiederhergestellt werden konnten, deshalb hat man neuerlich in Frankreich die Bettungen etwa 6—9 Zoll hoch in einem dazu ausgegrabenen Raum von Steingrus, Ziegelmehl und frischem Kalk aufgeschüttet, welcher letztere durch den Regen sich nachher zu einer festen Masse verhärtet. Die bedeckten Batterien bestehen aus einem gezimmerten Gerüste von etwa 8 Zoll starken Balken, das oben mit 10—12 Zoll dicken Hölzern, Faschinen und mindestens 3 Fuß hoch mit Erde bedeckt ist. Sie sind neuerlich vielfach empfohlen worden, aber ihres einleuchtenden Nutzens ungeachtet noch in keiner Belagerung vorgekommen. Für Mörser ward ein solcher bedeckter Stand von den Franzosen in der Vertheidigung von Wittenberg 1813 erbaut; sie sind aber für dieses Geschütz um so eher entbehrlich, weil seine schmale und kurze Laffete (Block) nicht leicht getroffen, oder von den herumfliegenden Bombenstücken beschädigt werden kann, und weil auch seine Aufstellung ungehindert verändert werden kann, sobald man es für vortheilhaft oder nothwendig hält. Kasemattirte Batterien sind hauptsächlich durch die Niederländer und Franzosen, und durch Vauban's Gewölbebau in seinen Bollwerksthürmen aus der Mode gekommen, gegen Ende des 18. Jahrh. aber von Östreichern und Preußen auf mancherlei Art angewendet worden. Die Strandbatterien zur Vertheidigung der Küsten und Abwehrung feindlicher Landungen liegen gewöhnlich am Eingange der Buchten, an den Mündungen der Flüsse und andern zum Landen günstigen Punkten. In Frankreich wurde nach und nach ihre Anzahl ungemein vermehrt und über 3000 Geschütze dazu verwendet. Gewöhnlich finden sich auf diesen Batterien, die entweder ganz als geschlossene Schanze erbaut oder wenigstens in der Kehle mit Palissaden geschlossen sein müssen, Windöfen zur Bereitung glühender Kugeln, weil diese am meisten von den Schiffen gescheut werden. Auf den Kriegsschiffen wird jede Geschützlage, oder die auf demselben Verdeck zu beiden Seiten stehenden Kanonen eine Batterie genannt, und die unterste heißt die erste Batterie. Der Batteriebau macht einen besondern Theil der praktischen Geschützkunst aus, der Lehrer derselben heißt bei mehren Armeen der Batteriemeister. Batteriegeschütz nennt man die schweren Kanonen und Haubitzen, welche nebst den Mörsern nicht für den Feldkrieg, sondern blos zum Angriff und zur Vertheidigung der Festungen bestimmt sind. Die Kanonen zeichnen sich gewöhnlich durch die größere Länge des Rohres aus, damit sie tiefer in die Schießscharte reichen und die Seitenwände derselben weniger durch den Pulverdunst beschädigen und verbrennen.

Batteux (Charles), lange als ästhetischer Kunstrichter berühmt, ward zu

Allond'hui, einem Dorfe im Bisthume Rheims, 1713 geboren, würde daselbst Kanonicus und 1730 Lehrer der Rhetorik und der Humaniora, 1761 Mitglied der franz. Akademie der Wissenschaften und Professor am kön. Collegium zu Paris, und starb 1780. Seine Untersuchungen gingen, wie die der meisten Ästhetiker, zunächst auf Poesie, von welcher er dann vergleichend zu dem Begriffe der Kunst aufstieg. Nach der Ansicht, daß die für classisch geachteten dramatischen Werke seiner Nation den classischen Dramen der Griechen an die Seite zu stellen wären, schien es, als müßten die theoretischen Grundsätze, welche von jenen Mustern abgeleitet wurden, auch von den Werken der Nachfolger gelten. So wurde B. auf Aristoteles geführt und für dessen Grundsatz der Poesie, Nachahmung der Natur, so eingenommen, daß er denselben auch auf die Malerei anwandte und mit einer geringen Veränderung als „Nachahmung der schönen Natur" für alle Künste aufstellte. Der Gegensatz zwischen dem Pathos der Dichterwerke seines Zeitalters und der prosaischen Wirklichkeit konnte ihm nicht entgehen, ja er war wol selbst in einer ästhetischen Grundmeinung seiner Nation befangen, welche die Schönheit in der Kunst für eine verzierte Wirklichkeit hält; wie er denn in das Wesen der Schönheit nicht tiefer eingedrungen ist. War daher bei Aristoteles die Ansicht von einer Nachahmung der Natur, vorzüglich weil derselbe vom Drama ausging und bei einem schon poetischen Volke, welches das ideale Leben der Gegenwart und Vorzeit in den Werken seiner Kunst nur nachgebildet zu haben schien, eine sehr verzeihliche Abstraction der ersten Kunsttheorie, durch welche zuerst die Außenseite der Kunst bezeichnet wurde: so mußte sie zu B.'s Zeit auf mancherlei Irrthümer führen, da jene poetische Ansicht der Natur, vermöge deren der Künstler nur das Äußere wie im Spiegel aufzufangen scheint und gleichsam nur das Schöne sieht, verschwunden oder wenigstens nicht mehr die herrschende war. Es mußte dagegen von einer Auswahl der Gegenstände der Natur die Rede sein, für welche kein Maßstab, kein Kennzeichen gegeben werden konnte; und die Aufgabe, die schöne Natur nachzuahmen, verleitete den noch schwankenden Künstler entweder sich zu den Alten zu wenden und ihnen blind zu folgen, oder zu einem sogenannten Verschönern des äußerlich gegebenen Stoffes. So leuchtet ein, welchen unbestimmten Sinn dieser von B. aufgestellte Grundsatz hatte, welcher in der Theorie der Musik und der ihr verwandten Künste nicht einmal durchzuführen ist. Der Werth des Aristotelischen Grundsatzes beruht, richtig verstanden, blos auf einer Vergleichung der Natur nach ihrem Wesen (nicht nach ihren einzelnen Erscheinungen) und des lebendig gestaltenden Künstlergeistes als einer höhern Natur. Übrigens war B. der Erste, der in die aufgehäufte Summe der Kunstregeln, welche man nach und nach gewonnen hatte, Einheit und Anordnung durch jenen Grundsatz zu bringen suchte, wodurch der tiefern Kritik die Prüfung derselben und ein weiteres Fortschreiten erleichtert werden mußte. Von der andern Seite aber blieb er, wie andere seiner Zeitgenossen, welche die Theorie der Kunst vor der Ästhetik bearbeiteten, bei einem unbefriedigenden Empirismus stehen, der über das Gebiet des Technischen hinaus keine Wahrheit hat; ja er stellte so Manches, was aus des Aristoteles Abstraction von den Werken der griech. Bühne natürlich folgte, als nothwendige und allgemein gültige Regel für alle Zeit auf. Seine Hauptwerke sind: „Les beaux arts reduits à un même principe" (Par. 1746, deutsch von Adolf Schlegel, 2 Bde., Lpz. 1769 fg., und in einem Auszuge von Gottsched), der „Cours de belles lettres, ou principes de la littérature" (Par. 1740—50 und mehrmals), eine erweiterte Bearbeitung des erstern (deutsch von Ramler, 4 Bde., 5. Aufl. 1802).

Battuecas (Las), zwei von hohen Gebirgen eingeschlossene Thäler in der span. Landschaft Estremadura, 14 Stunden von Salamanca, so unzugänglich, daß behauptet wird, das übrige Spanien habe Jahrhunderte lang von den Bewohnern derselben gar nichts gewußt. Doch wurde schon 1559 in den Battuecasthälern ein Carmeliterkloster erbaut. Sie liegen so tief, daß sie in den längsten Tagen

von der Sonne nur vier Stunden lang beschienen werden. Die Sage, daß diese Thäler im 16. Jahrh. von zwei Liebenden, die sich vor der Verfolgung ihrer Familie dahin geflüchtet, entdeckt worden seien, hat schon Pater Feyjoo für eine Lächerlichkeit erklärt. Frau v. Genlis hat sie ihrem Romane: „Les Battuécas" (2 Bde., Par. 1816) zum Grunde gelegt; allein sie irrt sich, wenn sie behauptet, daß Bourgoing in seiner „Reise durch Spanien" Dasjenige, was sie von den Battuecas erzählt, als eine historische Thatsache angeführt habe.

Bauart, der eigenthümliche Geschmack in der Anordnung und Verzierung der äußern und innern Theile der Gebäude. Die ägypt. Bauart zeigt eine außerordentliche Festigkeit und Stärke, welche jedoch zum Theil noch in Roheit besteht. Die griech. hat Geschmack und Schönheit, vorzüglich Regelmäßigkeit; die drei Hauptzweige derselben sind: die dorische, welche sich durch edle Einfalt und erhabene Größe, die ionische, welche sich durch ein gefälligeres Ansehen, und die korinthische, die sich durch alle mit der Haupteigenschaft der griech. Gebäude verträgliche Pracht auszeichnet. Die röm. Bauart, eine Schülerin der griech., wich von dieser oft durch zu große Pracht ab. Später herrschte neben der gothischen Bauart die arab., welche nach der griech., und die maurische, welche nach den Überresten röm. Gebäude in Spanien gebildet war. Was die letztere betrifft, so kann der Kenner bei allen ihren Fehlern dennoch die Überbleibsel der maurischen Gebäude zu Granada, Sevilla und Cordova nicht ohne Bewunderung betrachten. Die arab. zeichnet sich vorzüglich durch leichte Verzierung und Pracht aus. Die altgothische Bauart, welche wahrscheinlich unter Theodorich, König der Ostgothen, entstand, zu dessen Zeit in Italien die Römer, ohne Gefühl fürs Schöne, die altröm. Bauart nachahmten, ist plump und schwerfällig; die neugothische dagegen, welche auch vorzugsweise die gothische heißt, und die nach der Zerstörung des Gothenreichs durch die Araber und Mauren üblich wurde, zeigt eine wunderbare Größe und Pracht, die zugleich mit der sorgfältigsten, nur von den Unkundigen kleinlich gescholtenen Ausarbeitung verbunden ist; erst in neuern Zeiten hat man ihre großen Meisterwerke, als den Münster in Strasburg, den Dom zu Köln u. s. w. richtiger gewürdigt. Die italien. Bauart, welche nach den röm. Mustern, vorzüglich nach denen aus den spätern Zeiten, gebildet wurde, verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, nur daß sie zuweilen etwas Nachlässigkeit zeigt. Nach der italien. ist die engl. Bauart gebildet worden, welche sich aber mehr der griech. Genauigkeit nähert. Die franz. ist leicht, flüchtig und gefällig. Die Bauart der Deutschen war anfangs gothisch und näherte sich der altgothischen ebenso sehr als der neugothischen, welche letztere die Deutschen unstreitig aus Frankreich bekamen. In den neuern Zeiten nahm sie sich bald die italien., bald die franz. zum Muster, je nachdem die Großen, welche bauen ließen, eine Vorliebe für die eine oder die andere dieser Nationen hatten. (S. Baukunst.)

Bauchredner, Personen, welche durch eine besondere Organisation der Stimmwerkzeuge oder durch eingeübte Fertigkeit Töne und Worte hervorbringen können, ohne daß sie den Mund bewegen, und so, daß der Zuhörer glauben muß, die Stimme komme von irgend wo anders her. Der Name entstand aus der irrigen Voraussetzung, daß die Stimme im Bauche gebildet werde. Untersuchungen der Akademie der Wissenschaften zu Paris im Jahr 1770 hatten das Ergebniß, daß der Bauchredner grade keine eigenthümliche Organisation der Stimmorgane, sondern nur Übung nöthig habe, um die Kunst der Täuschung auf einen hohen Grad zu bringen, daß die Stimme und Sprache hierbei von den gewöhnlichen Organen gebildet werde; daß der Ton nicht durch das Einathmen hinabgedrückt werde, sondern wie gewöhnlich während des Ausathmens mit dem wenig geöffneten Munde hervorgehe. Vgl. de la Chapelle, „Le ventriloque ou l'engastrimythe" (2 Bde., Par. 1771). Die Kunst des Bauchredners besteht blos darin, daß er nach einem tiefen Einathmen langsam, graduirt auszuathmen und die Luft einzutheilen, den Ton

der Stimme aber mittels der Muskeln des Kehlkopfs und des Gaumens zu mindern versteht. Die Bewegungen und die Öffnung der Lippen sind nur gering und werden überdies noch der Aufmerksamkeit der Zuhörer künstlich entzogen. Der Witz in der Erfindung der Scenen, welche der Bauchredner spielt, vollendet die Täuschung, indem die Stimme bald verändert, bald eine fremde nachgeahmt wird, bald von einem entfernten Orte und von einer andern Person herzukommen scheint. Die Bauchrednerkunst ist sehr alt; schon Jesaias 29, 4 gedenkt eines Bauchredners. Die Griechen, die diese Kunst für ein Werk der Dämonen hielten, nannten die Bauchredner Engastrimanteis. Sie heißen auch Euryklyten von Eurykles, der zu Athen die Bauchrednerei trieb. Ostindien hat die geschicktesten Bauchredner. In neuern Zeiten machte sich der Franzose Alexander, geb. zu Paris 1797, als Ventriloquist und Künstler in mimischen Darstellungen berühmt.

Baudin (Nicolas), Schiffscapitain, Botaniker und Weltumsegler, geb. auf der Insel Ré um 1750, diente auf Kauffahrteischiffen und trat 1786, als der Marschall de Castries die franz. Marine organisirte, als Schiffslieutenant in den Dienst des Staats. Als Capitain eines Schiffs unter östr. Flagge ging er von Livorno nach Indien unter Segel, um für den Kaiser von Östreich naturhistorische Seltenheiten zu sammeln. Von einer zweiten Reise nach den Antillen brachte er dem franz. Directorium eine schätzbare naturhistorische Sammlung zurück; er wurde Schiffscapitain, und das Directorium übergab ihm einen jungen Chinesen, A-Sam, um denselben in sein Vaterland zurückzuführen. Von China segelte B. nach Isle de France, darauf nach Neuholland, dessen Küsten er erforschen sollte. Er fand sie im NW. unzugänglich; daher wandte er seine Sorgfalt auf die genaueste Untersuchung der großen Seehundsbai. Zuletzt erforschte er von Neusüdwallis den Theil, welcher zwischen der östlichsten Spitze des Nuitslandes und der Baßstraße liegt. Allein die Hälfte seiner Schiffsmannschaft unterlag den Beschwerden dieser Reise, und B. selbst starb an den Folgen derselben zu Isle de France am 16. Sept. 1803. Sein rauhes und hartes Betragen gegen die Naturforscher, welche ihn begleiteten, ist bitter gerügt worden; sein Begleiter Péron beschrieb diese Entdeckungsreise unter dem Titel: „Voyage aux terres australes" (3 Bde., Par. 1807—9, 4.).

Bauerhof ist eine Wohnung nebst Wirthschaftsgebäuden und den um diese liegenden Ländereien, Wiesen und Waldungen, welche, besonders in Westfalen, aber auch in Baiern, Franken u. s. w., ein Ganzes für sich bilden, auf dem eine Bauernfamilie wohnt. Die Rechte und Verhältnisse eines solchen kleinen Staats zu kennen, ist ungemein wichtig, da aus der Natur desselben die des großen Staats hervorgeht, der eine Zusammensetzung einer Menge kleinerer ist. Als die Jäger- und Hirtenvölker anfingen, Ackerbau zu treiben und das bewegliche Zelt in die feste Hütte zu verwandeln, ward der erste Grund zu den kleinen Staaten gelegt, die wir Bauerhöfe nennen. Bei den alten Sachsen bildete jeder Bauerhof (Weiler), nach unserer Art zu reden, eine Staatsactie, die nicht durfte getheilt werden, wenn sie nur, wie in früher Zeit der Fall war, der Cultur von zwei Pferden oder einem Paar Ochsen bedurfte. Hier war der Bauerhof geschlossen. In Westfalen lagen nämlich in der Vorzeit mehre Höfe in einem Verbande und standen unter ihrem Oberhofe. Wahrscheinlich hatten zuerst Geschwister und Verwandte diese Unterhöfe gebaut und waren unter der väterlichen Gewalt des Oberhofes geblieben, auf dem die Erstgeburt forterbte. Übrigens waren alle freie Männer ein und desselben Blutes und Stammes und in keiner Art von Hörigkeit. Aus den Besitzern der Oberhöfe hat sich nach und nach der Adel entwickelt, der ein reiner Bauernadel ist, sowie in Schwyz, Uri und Unterwalden. Die Unterhöfe sind aber nach und nach in große Abhängigkeit vom Oberhofe gerathen. Wenn ein Unterhof ausstarb, indem das Bauerngeschlecht, welches auf ihm wohnte, erlosch, so mußte ihn der Oberhof binnen Jahr und Tag wieder mit einer neuen freien Bauernfamilie besetzen. Diese gab beim Einzuge eine kleine Erkenntlichkeit an den Oberhof, die

von Seiten des Oberhofes bald höher, bald niedriger bestimmt war, auch wol von Jahr zu Jahr wiederholt werden mußte; so verwandelten sich nach und nach, nachdem der ursprüngliche Hofesverband schwach geworden, die freien Unterhöfe in Pachtgüter von ihren Oberhöfen. Dieses war die Quelle der Streitigkeiten zwischen den Gutsherren und den Bauern in der Grafschaft Mark, indem die Unterhöfe wieder Eigenthümer werden wollten. Vgl. Möller, „Über die Entstehung der westf. Leibeigenschaft" (Dortmund 1799). In den Ländern, wohin ein fremder Eroberer kam, ist der Bauerhof in Dienstbarkeit gerathen, indem ihn der Eroberer mit seinem Knechte besetzte, über den er das Dominium hatte, so z. B. in Schlesien, in Preußen, in Brandenburg. In diesen Staaten ist der Eroberer der Edelmann, der Unterworfene war hörig, und blos die Rittergüter bildeten den Staat, indeß die Bauernnahrungen, welche zu ihrem Dominium gehörten, keine eigne Selbständigkeit hatten. Durch die preuß. Ackergesetze von 1810 und 1820 sind jedoch alle Dominien gesprengt, und die Bauernnahrungen in freie Bauerhöfe verwandelt worden. Eine große Anzahl freier Ackerbauern ist aber die erste Bedingung zu einer starken und freien Staatsverfassung.

Bauernkrieg, in der deutschen Geschichte, jener Zeitraum innerer Zerrüttung, in welchem die Landleute in Franken und Schwaben und später auch in Sachsen und Thüringen die Waffen ergriffen, anfänglich um sich einer traurigen Lage zu entreißen, nach und nach aber, um eine eingebildete Freiheit zu erkämpfen. Mehre katholische Schriftsteller suchen den Grund dieser Unruhen in Luther's Reformation. Allein die ersten Spuren derselben zeigten sich weit früher, als Luther auftrat. Die wahren Ursachen dieses „gräßlichen Nothschreis der gedrückten Menschheit", wie Zschokke den Bauernkrieg nennt, waren die Bedrückungen, denen die Bauern fast unterlagen, ungeachtet sich nicht leugnen läßt, daß Luther's misverstandene Lehren späterhin einigen, wiewol geringen und zufälligen Einfluß darauf gehabt haben. Viele Bauern waren leibeigen, oder mußten wenigstens so viele Zinsen, Zölle, Steuern und Frohnen entrichten, daß ihnen dieselben nach und nach unerschwinglich wurden; es war daher natürlich, daß sie sich nach Befreiung sehnten. Da jedoch weder der Adel noch die Geistlichkeit von ihren Gerechtsamen etwas nachlassen wollten, und die Landesherren selbst nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Leistungen gradezu aufzuheben, so wurden die Bedrückten von einigen Schwärmern leicht hingerissen, sich eigenmächtig Hülfe zu schaffen. Das Beispiel der Schweiz reizte zuerst die sehr bedrückten Landleute im Elsaß zum Aufstand. Ein **Bundschuh** (s. d.) war ihre Fahne. Bedeutende Unruhen brachen schon 1476 im Würzburgischen aus, wo Johann Böhme, ein junger Mann, der sich durch Liedersingen in den Herbergen sein Brot verdiente, als Freiheitsprediger auftrat und, wie er sagte, auf Eingebung der Mutter Gottes bekannt machte, daß nun bald unter den Menschen gänzliche Freiheit und Gleichheit hergestellt werden, Papst, Kaiser, Fürsten und Obrigkeiten nicht mehr bestehen, sondern das ganze Menschengeschlecht durch gemeinschaftlichen Fleiß sein Brot, Einer wie der Andere, gewinnen, und Wälder, Weiden und Gewässer zu Jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen würden. Durch dergleichen verführerische Vorspiegelungen, die man Predigten nannte, machte er sich weit und breit bekannt, und aus Franken, Schwaben, Baiern und am Rheine herauf strömten ihm Zuhörer in solcher Menge herbei, daß einmal an 40,000 Menschen um ihn versammelt gewesen sein sollen. Er beschied diese auf einen bestimmten Abend und gebot ihnen, bewaffnet zu erscheinen, Weiber und Kinder aber zu Hause zu lassen: eine Verfügung, die über seine Absichten, einen Aufruhr zu erregen, keinen Zweifel übrig ließ. Auf die Nachricht davon ließ zwar Bischof Rudolf von Würzburg den Schwärmer gefänglich einziehen; allein seine Zuhörer fanden sich zur bestimmten Zeit ein, und als sie seine Gefangenschaft erfuhren, rückten 46,000 Mann vor das Schloß zu Würzburg. Vergebens ließ sie der Bischof durch seinen

Marschall zur Ruhe verweisen; dieser mußte, um nicht gesteinigt zu werden, sich schnell entfernen. Nur nachdem der Bischof Geschütz gegen die Rebellen hatte aufführen lassen, gehorchten sie der Auffoderung, sich zurückzuziehen. Beim Abzuge wurden die Rädelsführer ergriffen, gefänglich eingezogen und zugleich mit dem Freiheitsprediger Böhme zu Würzburg hingerichtet. Auch in Speier traten 1502 ähnliche Aufrührer unter den Bauern gegen den Bischof und die Geistlichkeit auf und 1513 und 1514 im Breisgau und in Würtemberg. Zum völligen Ausbruch kamen die Unruhen in Würzburg 1525. Damals schickten die Bauern ihre in zwölf Artikeln abgefaßten Beschwerden schriftlich nach Würzburg und baten um schleunige Abstellung derselben, indem sie sich in Ansehung der Rechtmäßigkeit ihrer Foderung besonders auf die Bibel gründeten. Ihre Hauptfoderungen waren: 1) freie Wahl ihrer Pfarrherren; 2) die Zehentabgabe nur zur Unterhaltung der Pfarrer; 3) Aufhebung der Leibeigenschaft; 4) Vernichtung der ausschließenden Gerechtsame des Fürsten und des Adels auf Jagd und Fischerei; 5) billigere Bestimmung und genaue Festsetzung der Frohndienste u. s. w. Mit Unrecht ward der Prediger Joh. Heuglin von Lindau beschuldigt, die zwölf Artikel aufgesetzt zu haben, und als Märtyrer der Reformation verbrannt. Vgl. Walchner in den „Schriften der freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde", Bd. 1 (1828). Der Bischof versprach diese Foderungen zu erfüllen; allein die Bauern, die ihm nur halb glaubten, ergriffen die Waffen, und selbst die Bürger, die er zu Hülfe rief, traten auf ihre Seite. Vergebens schrieb der Bischof einen Landtag aus, um die Unruhen zu stillen, vergebens ließ er einen Anführer hinrichten; die Bauern zogen nach Ostern 1525 bewaffnet gegen Würzburg, sodaß der Bischof sich genöthigt sah, nach Heidelberg zu flüchten. Nun durchzogen die Aufrührer ganz Franken; in den Klöstern, Rittergütern und an den Orten, wo man ihnen Widerstand leistete, wurde Alles ausgeplündert, zerschlagen, gemishandelt, und die Orte selbst in Brand gesteckt. Auch die Stadt Würzburg ergab sich ihnen; die Festung Marienberg aber konnten sie nicht erobern, ungeachtet sie solche mit schwerem Geschütz beschossen. Sie zogen darauf weiter und wurden von den gegen sie ausgesandten Truppen bei Königshofen und bei Sulzdorf geschlagen. Beide Schlachten kosteten ihnen 9000 Mann, und jeder gefangene Bauer wurde niedergehauen, weil man ihnen Schuld gab, daß sie geschworen hätten, keinen Gefangenen leben zu lassen. Würzburg mußte sich an die Sieger ergeben, und der Bischof kehrte am 8. Jun. 1525 dahin zurück. 189 Schlösser und Burgen nebst 26 Klöstern waren in diesen Unruhen theils zerstört, theils verbrannt worden, und gegen 12,000 Menschen hatten dabei ihr Leben verloren. Zu gleicher Zeit hatten auch die Bauern in Lothringen, am Oberrhein und im Breisgau die Waffen ergriffen; doch überall geschah ihren Unternehmungen sehr bald Einhalt. Mehr als 50,000 Bauern opferten bei dem Aufstande in Franken und Schwaben das Leben, ohne ihren Zweck, Verminderung ihrer Lasten, zu erreichen, die vielmehr hier und da noch vermehrt wurden. Auf die Unruhen in Franken und Schwaben folgte der Bauernkrieg in Sachsen und Thüringen, den besonders Thomas Münzer (s. d.) veranlaßte. Vgl. Sartorius, „Versuch einer Gesch. des deutschen Bauernkriegs" (Berl. 1795); Öchsle's „Beiträge zur Gesch. des Bauernkriegs" (Heilbronn 1829), und Burckhardt's „Gesch. des deutschen Bauernkrieges im J. 1525" (2 Bdch., Lpz. 1832).

Bauernstand heißt die Gesammtheit Derjenigen, welche sich unmittelbar mit Feldbau und Viehzucht beschäftigen und durch eigne Arbeit der Erde die Früchte abgewinnen, die zur Ernährung des Menschengeschlechts dienen. Der Bauer, Baumann (Colon, Nachbar, Nahbauer) ist Derjenige, welcher entweder als Zeitpachter (farmer) oder gegen Abgaben und Dienste (Zinsmann, Erbpachter) unter den verschiedenartigsten Formen und Namen, oder als freier Eigenthümer seines Gutes den größten Theil der Nation und die breiteste Basis des Staats bildet, für welchen er fast Alles liefert und leistet, Steuern und Kriegsdienst. Der Tagarbei-

ter kann im eigentlichen Sinne nicht dazu gerechnet werden. Dem Bauernstande gegenüber steht der städtische Bürgerstand und der gelehrte Stand, der alte Klerus. Es ist eine sehr müßige Frage, wie die frühere Unfreiheit, Hörigkeit, Leibeigenschaft der Bauern in Deutschland und andern Ländern entstanden sei, ob durch Eroberung, freiwillige und vertragsmäßige Unterwerfung, oder wie es wol am häufigsten der Fall war, durch eine lange fortgesetzte allmälige Usurpation Derer, die auf solche Weise aus bloßen Vorstehern Grund- und Leibherren geworden sind. Denn dies mag zugegangen sein wie es will, so fodert die Natur der Dinge und die Gerechtigkeit immer gleich stark, daß die persönliche Freiheit Aller anerkannt und der Bauer seinen Boden nicht nur als sein Eigenthum behandeln könne, sondern daß dieses Eigenthum auch von allen die Cultur hindernden Beschwerden und Beschränkungen frei werde. Das Erste, die persönliche Freiheit, ist jetzt in Deutschland allenthalben erreicht, das Zweite überall in Anregung, und was auch dagegen noch versucht werden mag, seiner Vollendung nahe. Dazu ist die Landstandschaft der Bauern, welche jetzt fast in allen deutschen Ländern eingeführt ist, ein großes Förderungsmittel, so Vieles sich sonst auch gegen die ihnen meistentheils auferlegte Nothwendigkeit, ihre Repräsentanten auch nur aus ihrer Mitte zu wählen, einwenden ließe. Denn wenn man den Landständen das Geschäft überträgt, die Rechtsverfassung durch neue Gesetze fortzubilden, so ist es doch allerdings auffallend, dazu Männer auszuwählen, welche grade von dem Zusammenhange, den Grundlagen und den Wirkungen der Gesetze keine Kenntniß haben. Das trifft freilich nicht den Bauernstand allein. Übrigens ist die Aufhebung der Leibeigenschaft noch beiweitem nicht Herstellung eines freien und tüchtigen Bauernstandes, wenn dem bisherigen Leibeignen nichts gegeben wird als die Freiheit, und nicht zugleich auch ein festes Recht an einem Grundstücke, groß genug, ihn zu nähren. Es gehören dazu noch Gesetze, wie sie Preußen seit 1808 gegeben hat. Eine weitere Frage, ob es besser sei, die Güter geschlossen zu halten oder ihre Zerstückelung zu gestatten, ist wol nicht mit einem einfachen Ja oder Nein zu entscheiden. Die physischen Verhältnisse, der Grad der Fruchtbarkeit und manches Andere ist dabei zu betrachten. Eine mäßige Wohlhabenheit, eine den eignen Bedarf überschreitende Production wird durch Geschlossenheit der Güter freilich am besten gesichert, und das Maß nach beiden Seiten, wo die Theilbarkeit und Untheilbarkeit aufhört, muß nach den besondern Umständen jedes Landes bestimmt werden. Eine besondere Berücksichtigung fodern die Gemeindeverhältnisse der Bauerschaften, die hier und da sehr verwickelt sind. Im Ganzen ist der Bauernstand in den letzten Jahrzehnden außerordentlich vorgeschritten, und Garve's einst schätzbare Schrift: „Über den Charakter der Bauern" (Bresl. 1796), nicht mehr völlig entsprechend.

Baukunst ist, im Allgemeinen (subjectiv), die methodisch erworbene Geschicklichkeit, oder (objectiv) das System von Regeln, alle Arten von Gebäuden nach Zweck und Bedürfniß dauerhaft, bequem und wohlgefällig aufzuführen. Da nun diese Absichten sehr verschieden sein können, so wird die Baukunst im weitern Sinne, je nach den Gegenständen, mit denen sie beschäftigt ist, eingetheilt in bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Wasser-, Brücken- und Straßenbaukunst. Im engern Sinne versteht man darunter blos die bürgerliche Baukunst, die für den in der bürgerlichen Gesellschaft lebenden Menschen baut und welche wieder die Häuser-, land- und staatswirthschaftliche Baukunst in sich faßt. Die landwirthschaftliche bezieht sich auf die Errichtung landwirthschaftlicher Gebäude und den Gartenbau; die staatswirthschaftliche begreift Wasser-, Mühlen-, Straßen- und Bergbau und die Errichtung öffentlicher Gebäude. Da mehre dieser Arten Nützlichkeit zum einzigen Zwecke haben, so hat man ziemlich allgemein die schöne Baukunst auf die Sphäre der bürgerlichen Baukunst im obigen Sinne eingeschränkt und auch hier vornehmlich die eigentliche Wohnung berücksichtigt. Wie verschieden nun die Zwecke des Baues sein können und sind, so läßt sich doch seine Zweckmäßigkeit auf

zwei Eigenschaften zurückführen, nämlich auf Festigkeit und Bequemlichkeit. Diese aber beziehen sich nur auf die Nützlichkeit; erst wo zugleich dem Zwecke eines allgemeinen Wohlgefallens Einfluß auf den Bau gestattet wird, hebt das Gebiet ästhetischer Zweckmäßigkeit an. Die gefällige Zusammenstimmung der durch zweckmäßige Eintheilung entstehenden Verhältnisse der Theile zueinander und zum Ganzen macht die an sich blos regelmäßige Figur eines Gebäudes der Schönheit fähig, denn die bloße Anschauung des Werks erregt Wohlgefallen, ohne daß wir nöthig haben, an den Zweck desselben zu denken; und jenes gefallende Etwas könnte mangeln, ohne daß die sonstige Zweckmäßigkeit des Gebäudes darunter litte, wiewol ein völlig unzweckmäßiges Gebäude nie schön sein könnte, da die architektonische Schönheit durch den Zweck bedingt und bestimmt ist. Der Begriff des Gebrauchs ist so wesentlich mit den Werken der Baukunst verknüpft, daß sie selbst da, wo sie nicht nützen, sondern nur zieren will, den Schein des Gebrauchs annehmen muß. Ohne ihn würde ihren Werken der Gehalt, die Bedeutung fehlen, sie würden willkürlich, leer und zwecklos erscheinen. Soll aber die Baukunst sich als schöne Kunst erweisen, insofern sie ihre, dem Zwecke des Gebrauchs gemäß erfundenen, und nach mechanischen Gesetzen ausgeführten Werke zugleich mit Rücksicht auf Wohlgefallen durch den bloßen Anblick bildet, so hat sie das Nützliche und Zweckmäßige mit dem Wohlgefälligen zu verbinden. Charakter enthält ein Gebäude, wenn seine Gestalt und Verhältnisse genau den Zweck ausdrücken, wozu es da ist; er entsteht durch eine dem Zwecke gemäße Ausführung von selbst, kann aber auch absichtlich von dem Künstler um der ästhetischen Wirkung willen stärker ausgedrückt und durch Verzierungen gehoben werden. Ästhetischer Künstler wird der Baumeister erst, wenn er durch seine Werke ästhetische Eindrücke hervorzubringen versteht, wenn er von einer ästhetischen Idee ausgeht, nach welcher er Alles in seinem Werke anordnet, womit er zugleich die beengenden Schranken objectiver Zweckmäßigkeit überwindet. Wo die äußere Zweckmäßigkeit vorzuherrschen anfängt, da scheiden sich ästhetische und bürgerliche (d. h. hier mechanische) Baukunst im engern Sinne; in Fällen aber, wo die Grenzen ineinander überzugehen scheinen, wird man auf das Überwiegende sehen müssen. Wichtiger ist es, die Darstellungsfähigkeit und daraus entspringende eigenthümliche Wirksamkeit der Architektur, in Beziehung auf die übrigen schönen Künste, zu erforschen. Die Darstellungsfähigkeit einer jeden schönen Kunst ist durch ihre Mittel bedingt. Die Architektur ist durch die ihrigen eine Kunst des Raumes; dies unterscheidet sie von Poesie und Musik; sie ist eine bildende Kunst, die aber nicht durch Sinnenschein wirkt, wodurch sie von der *Malerei*, und keine schon fertigen Vorbilder in der Natur nachahmen kann, wodurch sie von der Plastik unterschieden ist.

Was die Theorie der Baukunst betrifft, so sind für ihren wissenschaftlichen und technischen Theil eine Menge Regeln von den vorhandenen Werken abgezogen und in vielen trefflichen Lehrbüchern zusammengestellt worden. Der ästhetische Theil kann sich nicht eines gleichen Vorzugs rühmen. Ohne die Idee dieser Kunst gefaßt zu haben, ging man nicht über das Vorhandene hinaus, und verfuhr auch dabei höchst einseitig. Die großen Verschiedenheiten, die man in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern in der Baukunst wahrnahm, machten, daß man beim Mangel an architektonischer Eigenthümlichkeit sich für die Baukunst früherer Zeiten entschied. So in der neuesten Zeit ziemlich allgemein für die griech. Architektur. Aber wenn wir dies ins Auge gefaßt und uns überzeugt haben, daß keine Nation die Kunst allein und ganz besessen habe, daß die griech. Baukunst als schöne im engern Sinne, die ägypt. in ihrer Düsterheit und Größe, die gothische in ihrer Erhabenheit und Feierlichkeit, die maurische in ihrer phantastischen Leichtigkeit, die franz. in ihrer Zierlichkeit und Niedlichkeit u. s. w. zu schätzen sei, und bei vorurtheilsfreier Vergleichung aller dieser Bauarten untereinander, werden wir zu einer Theorie der ästhetischen Architektur gelangen und einen Schatz bewährter Re-

geln erhalten. In allen Fällen aber wird sich folgende allgemeine Regel bewährt finden: Nie darf der Künstler seinen Zweck unter willkürlichen Formen und Zierathen verbergen, noch weniger um der Zierlichkeit willen die Zweckmäßigkeit aufopfern. Der Zweck muß rein und bestimmt vor Augen liegen, und Alles bis auf die geringste Verzierung in Bezug auf denselben als nothwendig erscheinen. Vgl. Rosenthal, „Über die Entstehung und Bedeutung der architektonischen Formen der Griechen" (Berl. 1830, 4.), und Douliot's „Praktisches Lehrbuch des Steinschnitts von Bogen, Gewölben, Treppen u. s. w." (deutsch von Deyhle, 2 Bde., Stuttg. 1826, 4.).

Die frühesten Wohnungen waren, nach Maßgabe der Hülfsmittel und Bedürfnisse ihrer Erbauer, Hütten, Höhlen und Zelte. Als aber die Menschen aus dem ersten Zustande der Roheit heraustraten, sich gesellschaftlich vereinigten und den Boden, den sie bewohnten, zu bauen anfingen, dachten sie auch darauf, sich dauerhaftere und bequemere Wohnungen zu erbauen. Man bearbeitete das Holz sorgfältiger und verband die einzelnen Stämme miteinander, bereitete Ziegel aus Lehm und Erde, die man anfangs nur an der Luft trocknete, nachher aber am Feuer brannte, glättete die in der Natur vorhandenen Steinmassen und fügte sie, anfänglich ohne ein Bindemittel, zusammen. Nachdem der Mensch Häuser zu bauen gelernt hatte, errichtete er auch seinen Göttern, die früher mit ihm in Höhlen, Hütten und Zelten gewohnt hatten, zur würdigern Verehrung, Tempel, größer und kostbarer als die Wohnungen der Menschen. So entstand die schöne Baukunst, welche sich zuerst an Göttertempeln entwickelte, späterhin auf die Wohnungen der Fürsten und auf die öffentlichen Gebäude überging und endlich, bei immer steigender Verfeinerung und zunehmendem Wohlstande, allgemeines Bedürfniß der Gesellschaft wurde. So trat an die Stelle der armseligen Rohr- und Lehmhütte der stolze Palast, der rohe Baumstamm wurde zur schlank emporstrebenden Säule, und das natürliche Gewölbe einer Felsenhöhle zum prächtigen Pantheon. Alles wurde mit Säulengängen, Hallen, Höfen und allerlei Zierath ausgeschmückt. Wahrscheinlich rühren die Grundformen der alten ägypt. und griech. Baukunst vom Steinbau her, wie Stieglitz behauptet, nicht vom Holzbau, wie Hirt annahm, da der älteste Bau der Indier vom Höhlenbau ausging. Zu den ältesten uns bekannten Völkern, bei welchen die Baukunst einige Ausbildung erhielt, gehören die Babylonier, deren berühmteste Gebäude der Tempel des Belus, der Palast und die schwebenden Gärten der Semiramis waren; die Assyrier, deren Hauptstadt Ninive reich an prächtigen Gebäuden war; die Phönizier, deren Städte, Sidon, Tyrus, Aradus und Sarephta, sich auf gleiche Weise auszeichneten; die Israeliten, deren Tempel als ein Wunder der Baukunst gepriesen wird (vgl. Hirt, „Der Tempel Salomonis", Berl. 1809); die Syrer und Philister. Doch von allen diesen Völkern ist kein architektonisches Denkmal auf uns gekommen. Von den Indiern dagegen sehen wir noch auf den Inseln Elephanta und Salsetta unterirdische, in Felsen gehauene Tempel; von den Persern die Ruinen von Persepolis; von den Ägyptern Obelisken, Pyramiden, Tempel, Paläste, Grabmäler; von den Etruskern einige Grabmäler und Überbleibsel von Stadtmauern. Der Charakter jener frühern Baukunst war unerschütterliche Festigkeit, riesenhafte Größe, verschwenderische Pracht, welche Erstaunen und Bewunderung, aber kein wahres Wohlgefallen erweckten. Die Griechen zuerst gingen von dem Rohen und Riesenhaften zu edler Einfalt und Erhabenheit über, und diese erste Periode charakterisirt die dorische Säulenordnung. Unter ihnen wetteiferten, nachdem die Ruhe von Außen und Innen erkämpft war, die größten Meister, ein Phidias, Iktinus, Kallikrates u. A., von Perikles aufgemuntert und unterstützt. Es erhoben sich der schöne Minerventempel (Parthenon) auf der Burg zu Athen, die Propyläen, das Odeon und andere Prachtgebäude. Gleicher Kunstsinn regte sich im Peloponnes und in Kleinasien. Hohe Einfalt verband sich mit majestätischer Größe und Schönheit in der Form. Man wandte die veredelte Kunst nicht blos auf Tempel, sondern auch auf Theater, Odeen,

Säulengänge, Marktplätze, Gymnasien an. Neben der dorischen Säule entstand noch die ionische und korinthische. Mit dem peloponnes. Kriege war die Blüte der Baukunst dahin. Edle Einfalt ging in Zierlichkeit über. Diesen Charakter trägt die Kunst zu Alexander's Zeiten, der eine Menge neuer Städte anlegte. Immer aber herrschte neben der Zierlichkeit noch strenge Regelmäßigkeit. Nach Alexander's Tode, 323 v. Chr., brachte das stets zunehmende Bestreben nach Schmuck und Putz die Kunst ihrem Falle immer näher. In Griechenland selbst ward sie immer weniger getrieben, und in Asien unter den Seleuciden, in Ägypten unter den Ptolemäern in einem unreinen Geschmacke ausgeübt.

Die Römer hatten in der bürgerlichen Baukunst nichts den griech. Meisterwerken Ähnliches aufzuweisen, wiewol sie schon früher ihren Fleiß an andere Gegenstände der Baukunst, nämlich an Wasserleitungen und Cloaken, gewendet hatten. Das Capitol und den Tempel des capitolinischen Jupiter hatten etruskische Baumeister aufgeführt. Bald nach dem zweiten punischen Kriege aber, 200 v. Chr., wurden die Römer mit den Griechen bekannt. Sulla brachte zuerst die griech. Baukunst nach Rom; er, Marius und Cäsar errichteten in Rom und andern Städten große Tempel. Aber erst unter August erhob sich die Kunst zu der Vollkommenheit, deren sie zu dieser Zeit fähig war. Er munterte griech. Künstler auf, ihr Vaterland mit Rom zu vertauschen, und führte, zum Theil aus Politik, viele prächtige Bauwerke auf. Agrippa baute Tempel, unter Andern das Pantheon, Wasserleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden mit Säulen und Marmor verziert. Nicht minder prächtig erbaute man die Landhäuser. Das Innere ward mit Kunstwerken, in Griechenland erbeutet, ausgeschmückt. Die Wände überzog man mit dünnen Marmorplatten oder malte sie aus und theilte sie in Felder, in deren Mitte Gegenstände aus der Mythologie oder Geschichte vorgestellt, und die ringsum mit den zierlichsten Einfassungen versehen waren. Diese Einfassungen waren Das, was wir Grottesken nennen. Des Augustus Nachfolger verschönerten fast alle mehr oder weniger die Stadt, errichteten die prächtigsten Paläste und Tempel und schmückten, wie vorzüglich Hadrian that, auch die eroberten Länder damit; bis endlich Konstantin der Große die Residenz von Rom nach Konstantinopel verlegte, wo denn für Roms Verschönerung nichts weiter geschah. Als aber die Römer die Baukunst von den Griechen empfingen, war sie bei diesen schon von ihrer Vollkommenheit und Reinheit herabgesunken. Zwar erhob sie sich kurze Zeit in Rom zu ihrer frühern Höhe, artete aber, bei der immer steigenden Prachtliebe der Kaiser, durch Überladung und Spielerei bald wieder aus. Um diese Zeit entstand die römische oder zusammengesetzte Säule, welcher man sich bei Tempeln und Prachtgebäuden zu bedienen pflegte. Schon von Nero an, dessen goldener Palast berühmt ist, nahm der Luxus in Verzierungen überhand. Hadrian, der die Künstler sehr aufmunterte, konnte den edeln Geschmack in der Baukunst nicht zurückführen. Statt das Vorhandene nachzuahmen, wollte man Neues erfinden und das Schöne noch schöner machen. Dadurch aber entfernte man sich immer mehr von dem Großen. Jetzt entstanden die Verschröpfungen, die Fußgestelle unter den Säulen, die vielen Basreliefs an den Außenseiten der Gebäude, die Cannelirungen der Säulen, die Verjüngung derselben nach einer krummen Linie, die gekuppelten Säulen, die verjüngten Pilaster hinter den Säulen, kleine Säulen zwischen großen, runde und durchschnittene Giebel, die ausgebauchten Friese. So ward die Kunst von den Zeiten Vespasian's bis zur Regierung der Antonine ausgeübt. Sie lieferte Werke, die zwar immer noch als Meisterstücke angesehen werden können, denen aber doch der große, edle Styl der Griechen fehlte. In den Provinzen war der Geschmack noch tiefer gesunken. Nach den Antoninen verfiel die Kunst immer mehr; man bemühte sich, noch mehre Verzierungen anzubringen als bisher, welches besonders der sogenannte Bogen der Goldschmiede bezeugt. Alexander Severus half ihr als Kenner zwar einigermaßen auf; allein sie versank unter seinen

Nachfolgern nur desto schneller und nahte sich allmälig ihrem gänzlichen Verfalle. Die Gebäude aus dieser Zeit sind entweder mit tändelnden und kleinlichen Verzierungen überladen, wie die zu Palmyra um 260 n. Chr., oder grenzen an das Rohe, wie die unter Konstantin zu Rom erbauten. Unter den folgenden Kaisern geschah, wegen der steten Unruhen der Völker, wenig für die Verschönerung der Städte. (S. Byzantinische Kunst.) Justinian baute wieder viel. Sein vorzüglichstes Gebäude war die Sophienkirche in Konstantinopel, das Muster der byzantinischen Baukunst. Die alten schönen Bauwerke sanken durch die Einfälle der Gothen, Vandalen und anderer Barbaren in Italien, Spanien, Griechenland, Asien und Afrika größtentheils in Trümmer, und was der Zerstörung entgangen war, blieb unbeachtet. Theodorich, König der Ostgothen, ein Freund der Künste, zeigte sich sorgsam für die Erhaltung und Herstellung der alten Gebäude und ließ selbst viele neue aufführen, wovon noch Überreste in Ravenna und Verona sind. Wie wir überhaupt diesen Zeitraum als den Scheidepunkt zwischen alter und neuer Kunst betrachten können, so sehen wir auch jetzt an die Stelle der alten classischen Baukunst mehr und mehr eine abweichende treten, die jedoch ganz folgerecht aus den alten Kunstformen hervorging. Man hat diese Bauweise, welche erst, nachdem die goth. Reiche schon längst zerfallen waren, sich über Europa verbreitete, ohne allen Grund die gothische genannt, denn an den unter Theodorich aufgeführten Gebäuden finden wir das Bestreben, blos Einfaches, Starkes und Nationales in dem Äußern der Gebäude (das Innere kennen wir nicht) hervorzubringen. Alle Bauart aber aus der Zeit longobard. Herrschaft in Italien von 568 an und die ganze Mönchsbauart jener Zeit hat man neuerdings, als man den Irrthum einsah, durch den Namen der altgothischen Bauart von der eigentlich gothischen, die man nur des Gegensatzes wegen die neugothische nannte, unterschieden.

Die Longobarden hegten keine Achtung für die Alterthümer und mochten sie weder schonen noch erhalten. Was sie bauten, war geschmacklos und fehlerhaft Ihre Kirchen erhielten im Äußern halbrunde Säulchen und kümmerlich in einer Reihe längs dem Kranz der Giebel hinaufsteigende Pfeiler, im Innern aber plumpe Pfeiler, durch gewölbte Halbkreise verbunden; die kleinen Fenster und Pforten waren mit Halbkreisen geschlossen; die Säulen, Capitäler und Bogen wurden nicht selten mit geschmacklosen Steinhauerarbeiten belegt, oft die Decken der Kirchenschiffe mit Balken und Bretern bedeckt, die erst späterhin in Gewölbe verwandelt wurden und daher zuweilen von Außen aufgeführte Strebe- oder Stützbogen nothwendig machten. Dieser lombardische Baustyl bezeichnet den Verfall der Kunst; er ward im 7. Jahrh. zu Pavia, dem Hauptsitze des lombard. Reichs, bei dem Bau der Kirchen St.-Johann und St.-Michael, dann in Parma bei der Johanniskirche und zu Bergamo bei der Kirche Sta.-Julia, bei der Gruftkirche zu Freising, bei den Kapellen zu Altenötting in Baiern, zu Eger und der Burg zu Nürnberg, bei der Schottenkirche in Regensburg und anderwärts angewendet. Dann vermischten die aus Konstantinopel (Byzanz) verschriebenen Baumeister zuerst mit demselben auch den Gebrauch der Säulen, die mit ionischen Fußgestellen und mit den nach ihrer Zusammensetzung gebildeten Capitälern versehen waren und deren es auch gewundene gab. In diesem lombard.-neugriech. Style sind die Dome zu Bamberg, zu Worms und zu Mainz, sowie die Kirche Miniato al Monte bei Florenz und der ältere Theil des strasburger Münsters erbaut. Dann fügte man die im Orient gebräuchlichen Kuppeln hinzu; in ihrer Anwendung, sowie im Gebrauche der geschmacklosen Capitäler und der vielen dünnen Säulen und Säulchen, deren man öfters zwei Reihen aufeinanderstellte, findet man den eigentlichen byzantin. oder morgenländ. Baustyl. Nach ihm ist außer der Sophienkirche zu Konstantinopel die Markuskirche zu Venedig, das Baptisterium und der Dom zu Pisa, sowie die Kirche S.-Vitale zu Ravenna erbaut. Die Normannen, die sich in Sicilien festgesetzt hatten, bauten den Dom von Messina auf den Grund eines alten Tempels,

ein großes, aber geschmackloses Gebäude, an welchem man, nach den damit in verschiedenen Jahrhunderten vorgenommenen Veränderungen, das Sinken und Steigen der Kunst nebeneinander sieht. Die Vandalen, Alanen, Sueven und Westgothen waren in Spanien und Portugal eingedrungen; die Araber und Mauren vertrieben sie im 8. Jahrh. und zerstörten das goth. Reich. Diese waren jetzt fast allein im Besitze der Künste und Wissenschaften. Sarazen. Baumeister traten in Griechenland, Italien, Sicilien und andern Ländern auf; mit ihnen verbanden sich nach einiger Zeit viele christliche, besonders griech. Meister, und sie stifteten untereinander eine Zunft, die ihre Kunst und Regeln geheim hielt und deren Mitglieder sich an gewissen Zeichen erkannten. (S. Freimaurer.) In diesem Zeitraume sind drei verschiedene Bauarten herrschend: die arabische, eine eigne, nach griech. Mustern gebildete Bauart; die maurische, in Spanien aus den Überresten röm. Gebäude entstanden, und die neugothische, welche in dem westgoth. Reiche in Spanien durch Dazwischenkunft der arab. und maurischen Baukunst entstand und ihre Periode vom 11. bis ins 15. Jahrh. hatte. Die beiden ersten Bauarten weichen nur wenig voneinander ab, vorzüglich zeichnet sich die maurische durch ihre Bogen in Hufeisenform vor der arab. aus. Sehr verschieden aber ist die gothische oder altdeutsche. Swinburne gibt folgende Unterscheidungszeichen an: die goth. Bogen sind spitzig, die arab. nach einem Cirkelbogen gebildet; die goth. Kirchen haben spitzige und grade Thürme; die Moscheen endigen sich in Kugeln, haben hin und wieder schlanke Minarete, die mit einem Balle oder mit einem Tannzapfen bedeckt sind; die arab. Mauern sind mit Mosaik und Stuck verziert, welchen man in keiner alten goth. Kirche findet. Die goth. Säulen stehen oft in Gruppen beisammen und sind ineinander gewachsen, worüber entweder ein sehr niedriges Gebälk angebracht ist, auf welchem sich Bogen erheben, oder die Bogen stehen unmittelbar auf den Capitälern der Säulen. Die arab. und maurischen Säulen stehen einzeln, und wenn ja einige nebeneinander angebracht sind, um einen sehr schweren Theil des Gebäudes zu tragen, so berühren sie sich doch nie einander; die Bogen aber werden von einem starken und dicken Unterbogen unterstützt. Trifft es sich in einem arab. Gebäude, daß vier Säulen nebeneinander vereinigt sind, so geschieht dies durch eine kleine viereckige Mauer unten zwischen den Säulen. Die goth. Kirchen sind außerordentlich leicht gebaut und haben große Fenster, oft mit bunten Scheiben. In den arab. Moscheen ist meistentheils die Decke niedrig, ihre Fenster sind von geringer Höhe und oft noch mit vieler Bildhauerarbeit bedeckt, sodaß man das Licht weniger durch sie als durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der goth. Kirchen gehen tief hinein und sind an den Anschlag- oder Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Nischen und andern Zierathen geschmückt; die Thore der Moscheen aber und anderer arab., sowie auch der maurischen Gebäude sind flach und auf die Art, wie man die Thore jetzt baut. Überdies bemerkt Swinburne, daß er unter den verschiedenen arab. Capitälern, die er gesehen, keins gefunden, das in Absicht der Zeichnung und Anordnung denen gleiche, die man in den goth. Kirchen in England und Frankreich antrifft. Die maurische Baukunst erscheint in ihrer ganzen Herrlichkeit an dem alten Palaste der mohammedan. Fürsten zu Granada, welcher das rothe Haus heißt und eher einem Zauberpalaste als einem Werke von Menschenhänden gleicht. Der Charakter der arab. Baukunst war Leichtigkeit und Pracht. Reiche Verzierungen und Leichtigkeit in den einzelnen Theilen machen sie dem Auge gefällig. Die neugoth. Baukunst, welche dadurch entstand, daß die griech. Baumeister aus der byzantin. Kunstschule das Plumpe und Schwerfällige der altgoth. durch den Anschein der Leichtigkeit zu verdecken suchten, erregt die Einbildungskraft durch ihre reich geschmückten Gewölbe, ihre großen Perspectiven und ihr heiliges, durch gemalte Fenster hervorgebrachtes Dunkel. Sie behielt von der altgoth. Bauart die hohen, kühnen Gewölbe, die festen und starken Mauern bei, verkleidete sie aber durch mancherlei Schnörkel, Blumen, Nischen, durchbrochene

Thürmchen, sodaß sie leicht und schwach zu sein scheinen. Man ging in der Folge noch weiter, durchbrach die hohen, ungeheuern Thürme, daß die Treppen in der Luft zu schweben schienen, gab den Fenstern eine außerordentliche Größe und zierte das Gebäude selbst mit Bildsäulen. Dieser Styl, in dem sehr viele Kirchen, Klöster und Abteien erbaut wurden, bildete sich in Spanien und verbreitete sich von da über Frankreich, England und Deutschland.

Die Deutschen waren bis auf Karl den Großen mit der Baukunst, als solcher, unbekannt geblieben. Karl brachte die Kunst aus Italien nach Deutschland, und dies war die damals übliche neugriech. Bauart. Nachher hatte die arab. Kunst Einfluß auf die Kunst der Abendländer; auch zeigte bereits die deutsche Kunst ihre durch Fortschritte in der Kunst des Wölbens und durch das Bedürfniß bedingte Eigenthümlichkeit in den Spitzbogen, Strebepfeilern u. s. w. Diese wurde mit der neugriech. Baukunst vereinigt, der man damals noch im Ganzen treu blieb, und hieraus entstand eine gemischte Bauart, die bis in die Mitte des 13. Jahrh. sich erhielt. Aus ihr ging die deutsche Bauart hervor, die wir auch die romantische, weil sie sich durch den romantischen Geist des Mittelalters ausbildete, nennen können. In Deutschland ausgebildet und in den Thürmen des Münsters zu Strasburg (s. Münster), in dem Dom zu Köln, der Stephanskirche zu Wien, dem Dom zu Erfurt, der St.-Sebalduskirche zu Nürnberg, der Elisabethkirche in Marburg zur Vollendung erhoben, verbreitete sie sich von da nach Frankreich, England, Spanien und Italien. Auch die deutsche Baukunst zeigt einen klimatischen und religiösen Charakter, der vorzüglich in den deutschen Kirchen sichtbar wird. Hoch streben die schlanken Säulenbüschel auf, immer mehre sich fest aneinander schmiegend, gleich den Stämmen des Hains, in dessen Umschattungen der alte Teutone seinen Altar baute. Im Helldunkel des Doms muß das Gemüth sich sammeln aus der Zerstreuung des Irdischen, sich, wie der Dom, zu dem Unendlichen erheben und die Weihe zum höhern Leben empfangen. Darum sind auch die Verzierungen an den alten christlichen Kirchen nichts weniger als ein zufälliger Schmuck. Es ist eine religiöse Bildersprache und ein Heiligthum; wo die Monstranz steht, ist sinnbildlich der ganze Tempel im Kleinen wiederholt. In diesen Gebäuden wird Jeder tiefe Zweckmäßigkeit des Plans, kühne, wohlverstandene Anordnungen, unermeßlichen redlichen Fleiß, großen Eindruck der kühnen Massen von Außen, hohen Ernst im Innern, der den Hineintretenden zu frommen Gefühlen erweckt, bewundern und ehren müssen. Demnach müssen wir der deutschen Baukunst mehr symbolische als hieroglyphische Beredtsamkeit, mehr Würde, die sich nicht selten ins Seltsame verliert, als selbständige Schönheit beilegen. Vgl. Costenoble, „Über altdeutsche Architektur und deren Ursprung" (Halle 1812), und Rumohr's „Ital. Forschungen", Bd. 3.

In Italien machte man sich erst allmälig von dem neugriech. Geschmacke los. Im 11. Jahrh. bauten noch griech. Baumeister die Kathedrale zu Pisa und die Marcuskirche in Venedig. Im 12. Jahrh. aber wird ein deutscher Baumeister in Italien, Namens Wilhelm, und im 13. Jakob, mit dem Beinamen Lapo, gest. 1262, nebst seinem Schüler oder Sohn Arnolf angeführt, welche in Florenz Kirchen und Klöster bauten. Von den Kirchen und Abteien ging die goth. Bauart mit Spitzbogen auch auf Schlösser, Paläste, Brücken und Stadtthore über. In Mailand wurden 16 Stadtthore von Marmor und viele neue Paläste, in Padua sieben Brücken und drei neue Paläste, in Genua zwei verschlossene Häfen und eine prächtige Wasserleitung, und die Stadt Asti 1280 fast von Grund auf neu erbaut. Immer mehr erhob sich die Baukunst in Italien, besonders im 14. Jahrh. Galeazzo Visconti endigte die große Brücke zu Pavia und erbaute einen Palast, der seines Gleichen noch nicht hatte. Um dieselbe Zeit ward der Dom zu Mailand aufgeführt. Die Markgrafen von Este bauten zu Ferrara, und Albert den prächtigen

Palast von Belfiore; in Bononien fing man die große Kirche des h. Petronius und in Florenz den Thurm der Domkirche an. Am vortheilhaftesten zeichnete sich das 15. Jahrh. aus, in welchem sich wieder das Studium der antiken Architektur erhob. Die Herzoge von Ferrara, Borso und Hercules von Este, ermunterten die Baumeister zum thätigsten Eifer. Herzog Franz verschönerte Mailand mit dem herzoglichen Palaste, dem Castel Porta di Giova, dem Hospital und andern Gebäuden; Ludwig Sforza errichtete das Universitätsgebäude zu Pavia und das Lazareth zu Mailand. Die Päpste verzierten Rom, und Lorenz von Medici Florenz mit herrlichen Gebäuden. Man kehrte zu den Denkmälern des Alterthums zurück und studirte an ihnen die schönen Formen und richtigen Verhältnisse. Die berühmtesten Baumeister dieser Zeit waren Filippo Brunelleschi, der zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche S.-Spirito und den Palast Pitti, außerdem viele Gebäude zu Mailand, Pisa, Pesaro und Mantua errichtete; Battista Alberti, der zugleich über die Baukunst schrieb; Michelozzi, Bramante, der den Bau der Peterskirche begann; Michel Angelo Buonarotti, der nach ihm die stolze Kuppel derselben aufführte, und Giocondo, der Vieles in Frankreich baute und auf kurze Zeit nebst Rafael ebenfalls dem Bau der Peterskirche vorstand. Diesen Männern, welche die Bahn gebrochen hatten, folgten Andere, die in ihrem Geiste weiter strebten: Palladio, Scamozzi, Serlio und Barozzio, unter dem Namen Vignola bekannt. Sie sind die Begründer des noch jetzt in der Baukunst herrschenden Geschmacks. Daß sie indeß ihre Kunst an Werken des Alterthums studirten, die sich schon weit von ihrer ersten Reinheit und erhabenen Größe entfernt hatten, beweisen an ihren Gebäuden die vielen Verkröpfungen, die runden, ausgeschweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen, Fußgestelle und Anderes, was die Kunst zu des Perikles Zeiten nicht kannte. So hatte in Italien eine neue Periode der Baukunst begonnen, und italien. Meister sowie nach Italien geschickte junge Künstler brachten den röm. Geschmack ins Ausland, der nach und nach an die Stelle des goth. trat. Seitdem erfuhr die Baukunst in verschiedenen Ländern Europas noch mancherlei Schicksale; sie stieg und fiel in verschiedenen Zeiträumen; doch äußert sich in der neuesten Zeit allenthalben ein rühmliches Bestreben, die Kunst ihrer wahren Vollkommenheit näher zu bringen. Vgl. Stieglitz's „Geschichte der Baukunst der Alten" (Nürnb. 1828); Hirt's „Geschichte der Baukunst bei den Alten" (3 Bde., Berlin 1827, 4.); Normand's „Darstellung der architektonischen Ordnung der Griechen und Römer" (Potsd. 1829, mit 65 Kpf., Fol.); Murphy, „Über die Grundregeln der gothischen Baukunst" (a. d. Engl. von Engelhard, Darmst. 1829, 4., m. Kpf.); „Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Oberrhein" (11 Lieferungen, Strasb. 1825 fg., mit lithogr. Abbild.); und Quatremère de Quincy's „Histoire de la vie et des ouvrages des plus célèbres architectes du 11ième siècle jusqu'à la fin du 18ième accompagnée de la vue du plus remarquable édifice de chacun d'eux" (2 Bde., mit 47 Abbild.; deutsch, Darmst. 1830).

Baum heißen die Gewächse, welche mit Stamm und Ästen mehre Jahre dauern, und deren Wurzel, Stamm und Zweige holzig sind. In der Regel hat ein Baum nur Einen Stamm, der sich oben in Äste und Zweige verbreitet, der Strauch dagegen treibt mehre Stämme aus einer Wurzel und ist zum Theil auch von unten auf mit Ästen und Zweigen besetzt. Beide Gewächsarten gehen ineinander über, und mancher Strauch bildet sich unter gewissen Umständen entweder von selbst oder mit Hülfe der Kunst zum Baum, sowie umgekehrt mancher Baum zum Strauche wird. Der dikotyledonische Baumstamm, sowie die im Bau ihm ganz ähnlichen Äste und Zweige, bestehen aus verschiedenen Lagen, wovon die äußere die Rinde, die unterliegende das Holz und die innere Substanz das Mark genannt wird. So lange der Baumstamm überhaupt oder ein Baumzweig insbesondere noch jung und weich ist, dehnt er sich in die Länge und Dicke aus; wird er

aber allmälig härter, welches von unten nach oben geschieht, so nimmt die Ausdehnung in die Länge immer mehr ab und hört endlich bei vollkommener Verhärtung (Verholzung) ganz auf. Alles völlig ausgebildete Holz dehnt sich weder in die Länge noch in die Dicke weiter aus. Dennoch nehmen sowol der Stamm als die Äste an Dicke zu. Dies geschieht aber durch keine Ausdehnung von Innen nach Außen, sondern dadurch, daß sich neue Holzlagen von Außen ansetzen. Diese Holzlagen bilden sich aus der Rinde, deren das Holz zunächst umgebende Theile (Bast) sich zu ganz dünnen und feinen Blättchen verdicken, welche den sogenannten Holz- oder Jahresring bilden. Wenn man einen von aller Rinde entblößten Baumstamm mit Stroh dergestalt umwindet, daß dieses noch einen Raum zwischen sich und dem Stamme läßt, alles Eindringen der Luft und Sonne aber verhindert wird, so bildet sich nach zwei Jahren aus den gallertartigen Erhebungen, die aus den Fibern des Splints hervortreten, eine neue Rinde. Auch an Höhe und Größe der Krone nimmt der Baum jährlich zu. Dies geschieht aber ebenfalls, wie bei dem Zunehmen an Dicke, durch ein wirkliches Hinzukommen neuer Theile, die sich den alten ansetzen. Die dünnen jährigen Zweige führen nämlich den an ihnen befindlichen Augen oder Blattknospen Nahrungssäfte zu, wodurch dieselben zu neuen Zweigen ausgebildet werden, welche sich so lange nach allen Richtungen ausdehnen, bis sie sich allmälig von unten nach oben verhärten. Auf diese Weise lebt oder wächst der Baum fort, bis er allmälig abstirbt. Sehr verschieden ist die Bildung des Baumstammes der Monokotyledonen, z. B. der Palme, und der Akotyledonen, wie der Farrnkräuter, hier findet keine deutliche Trennung der Holzfasern vom Marke statt; es ist kein eigentliches Holz mit Jahresringen vorhanden, und das Zunehmen des Stammes geschieht von Innen heraus. Man hat dieser Eigenthümlichkeit der Stammbildung wegen jene auch exogonae, von Außen wachsende, diese endogonae, von Innen wachsende, genannt. Letztere sind zum Bauen wenig geeignet, da sie nach Zerstörung der äußern harten Rinde bald zerfallen.

Baumannshöhle, eine natürliche Höhle auf dem Harz, im braunschweig. Fürstenthum Blankenburg, am linken Ufer der Bode, zwei Stunden von Blankenburg, in der Nähe des Dorfes Rübeland. Sie besteht aus sechs Haupt- und mehren kleinen Abtheilungen, die eine Länge von 768 F. haben und überall mit Tropfstein oder Stalaktit überzogen sind, dessen erdige Bestandtheile das allenthalben durchdringende Wasser mit sich führt und als kalkigen Stein ansetzt. Der Eingang ist 136 F. über der Sohle des Bodethals erhoben. Die erste Höhle von 31 F. Höhe ist die größte und schauerlichste. Überall findet man von Tropfstein gebildete Figuren und Säulen, welche in der dritten Höhle am vorzüglichsten sind, und worunter eine, die sogenannte klingende Säule, wenn man daran schlägt, einen starken Klang von sich gibt. Die Höhle hat den Namen von dem Bergmanne Baumann, welcher sie in der Absicht, Erze darin zu finden, 1672 zuerst befuhr, und, da er den Ausgang erst nach zweitägigem vergeblichem Suchen wiedergefunden hatte, bald darauf starb.

Baumgarten (Siegmund Jakob), geb. zu Wolmirstädt 1706, gest. zu Halle als Professor der Theologie 1757. Er ist nicht nur überhaupt als einer der gelehrtesten unter den ältern protestantischen Theologen, als fleißiger Schriftsteller in den Fächern der Philosophie, Geschichte, Exegese, Kirchen- und Literaturgeschichte und praktischen Theologie, sondern auch als derjenige Theolog zu bemerken, in welchem sich der damals in Halle herrschende Pietismus mit Philosophie und Gelehrsamkeit vereinigte, eine Vereinigung, die durch Semler erhalten und erfolgreich durchgeführt wurde. Von B.'s Übersetzung der von engl. Gelehrten bearbeiteten „Allgemeinen Weltgeschichte" erschienen 16 Bände (Halle 1744—56, 4.), die Fortsetzung lieferte nach seinem Tode Semler, später aber wurde das Werk selbständig von deutschen Gelehrten fortgesetzt. Von seinen übrigen bändereichen

Werken erwähnen wir „Nachrichten von der hallischen Bibliothek" (8 Bde., Halle 1748—51); „Nachrichten von merkwürdigen Büchern" (12 Bde., Halle 1752—57). Vgl. Semler's „Biographie B.'s" (Halle 1758, 4.).

Baumgarten (Alexander Gottlieb), Bruder des Vorigen, geb. 17. Jul. 1714 zu Berlin, ein scharfsinniger und klarer Denker, aus Wolf's Schule, studirte zu Halle, war daselbst eine Zeit lang außerordentlicher Professor, seit 1740 ordentlicher Professor der Philosophie zu Frankfurt a. d. O. und starb daselbst am 26. Mai 1762. Er ist der Gründer der Ästhetik als einer systematischen Wissenschaft des Schönen. Er sah nämlich das Verwirrende der von einzelnen Kunstwerken und ihrer Wirkung abstrahirten Kunstregeln ein. Er suchte daher die Kunsttheorie selbst wissenschaftlich zu begründen. Die Ergebnisse einer solchen, behauptete er, müßten allgemeingültig sein, dies sind sie nicht, wenn sie sich blos auf Folgerungen oder Autorität gründen. Man müsse also zu den ersten, allgemeinen, aus der Natur des menschlichen Geistes geschöpften Grundsätzen aufsteigen, wofern eine wahre Philosophie des Geschmacks entstehen solle. In der Schönheit aber bestehe das Wesen aller Künste. Die Schönheit selbst aber erschien ihm unter dem Begriffe der Wolf'schen Schule, als sinnlich erkannte Vollkommenheit, sinnlich vollkommene Erkenntniß des sinnlich Vollkommenen. Durch diese Erklärung machte er einestheils das Schöne blos zu einem Gegenstande der sinnlichen Empfindung, wobei das Wesen desselben ganz übersehen wurde, anderntheils wurde die Wissenschaft desselben, als Wissenschaft der sinnlichen Erkenntniß, was er auch mit dem von ihm gewählten Ausdruck **Ästhetik** (s. d.) andeutet, eine von der Logik abgesonderte, in ihrem Wesen aber ganz logische Theorie der Sinnlichkeit oder des sogenannten niedern Erkenntnißvermögens. Denn er folgerte aus seinen Begriffen des Schönen, daß die Regeln der Ästhetik aus den allgemeinen Regeln der Vollkommenheit fließen; und Vollkommenheit ist ihm, wie seinem Lehrer Wolf, Übereinstimmung des Gegenstandes mit seinem Begriffe. Die Idee einer solchen Wissenschaft stellte er zuerst in der Schrift „De nonnullis ad poema pertinentibus" (Halle 1735, 4.) auf. Aus seinen Dictaten entstanden Meier's „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften" (3 Thle., Halle 1748—50), worauf B. seine „Aesthetica" (2 Bde., Ffk. a. d. O. 1750—58) herausgab, deren Vollendung aber sein Tod verhinderte. Nur die Einleitung, worin er den Grund des Ganzen legte, nebst der Heuristik, ist vollendet. Übrigens hatte er fast überall bei Aufstellung seiner Regeln nur die sogenannten redenden Künste vor Augen. Vgl. Meier's „Leben B.'s" (Halle 1763).

Baumschlag heißt in der Natur der Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach ihrer charakteristischen Verschiedenheit; in den zeichnenden Künsten die Art der Darstellung derselben, besonders die Darstellung der Belaubungsart. Der Künstler hat dabei den Anfoderungen der Natur, der ästhetischen Charakterisirung und der Technik Genüge zu leisten. Jede Gattung von Bäumen hat ihre Eigenthümlichkeiten im Stamme, in der Stärke, dem Ansatze, der Stellung der Äste und Zweige, in der Form, Farbe und Stellung der Blätter, und der aus diesem Allen sich bildenden Krone. Einige dieser Eigenschaften sind wieder dem Wechsel unterworfen, z. B. die Blätter und Zweige nach den verschiedenen Jahreszeiten. Ferner hat die nächste Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Gestalt eines Baumes und seiner einzelnen Theile. Alles dieses kann der Künstler nur durch unmittelbares Studium der Natur kennen lernen. Es fragt sich aber, wie weit er in der treuen Darstellung der Natur zu gehen habe, da die Erfahrung lehrt, daß man sich oft bei allzu genauer Nachahmung der Natur in Kleinlichkeit verwickelt, welche die Wirkung des Ganzen stört. Diese Untersuchung weist auf die Anfoderung der zweiten Art hin. Dem ästhetischen Charakter, welcher hier ausgedrückt werden soll, liegt nämlich der natürliche zum Grunde; denn ohne das Wahre und Charakteristische kann das Schöne gar nicht zur Erscheinung kommen. Aber eben darum ist an keine bloße Nachbildung zu denken, sondern vielmehr grade

darum, weil der Charakter im Ganzen mit reinster Bestimmtheit sich aussprechen soll, muß der Künstler Nebendinge von dem Wesentlichen sondern. Deshalb ist eine geschickte Technik hierzu wesentlich nothwendig. Der Baumschlag soll nicht massen- und klumpenartig, sondern hohl und luftig erscheinen, d. h. die untere Ansicht von Laubmassen, die über dem Auge oder Horizonte vorkommen, soll man ebenso deutlich, als die hinter derselben befindlichen Massen, rundum, wenigstens zum Theil bemerken. Licht und Schatten, Farbengebung, Perspective sind die Mittel zur Erreichung dieses Zwecks, wozu Studium der Natur insofern verhilft, als man das Auge übt, die Natur wie ein Gemälde zu betrachten.

Baumwerke, eins der wichtigsten Mittel der Gartenkunst, um ästhetische Zwecke zu erreichen. Der Baum spricht durch sein ganzes Wesen Geist und Gemüth an. Der Gartenkünstler, der ihn zu seinem Zwecke benutzen will, muß zuvörderst den Unterschied zwischen Baum und Strauch ins Auge fassen, dann sehen, was Jedes einzeln, was es in Verbindung wirkt. Aus Verbindung der Bäume entsteht die Allee, die Baumgruppe, der Hain, der Wald; aus Verbindung der Sträucher entsteht Hecke, Gebüsch, Wildniß, Labyrinth, aus beiden vereint Waldung. Alles zusammen umfaßt die Benennung Baumwerk. Seit man, die französische Künstelei in der Gartenkunst verlassend, die Natur selbst zum Muster nahm, ward Bestimmtheit in dem charakteristischen Ausdrucke der Form der Bäume, Belaubung, Malerei des Laubwerks und der Blüten, Zeit der Blüte, Dauer der Belaubung, Beschattung Hauptaugenmerk des Künstlers. In ihrer höchsten Vollkommenheit erscheint diese ästhetische Eindrucksfähigkeit in der wechselnd gleichförmigen Bekleidung des Frühlings und Sommers. Um also eine Charakteristik des Baumwerks zu ästhetischen Gartenanlagen zu Stande zu bringen, muß der Künstler auf Stamm, Zweigbildung, Belaubung, Blüte und Frucht sehen, je nachdem diese ästhetische Ideen zu wecken fähig sind, wozu in Hirschfeld's „Gartenkunst" (5 Bde., Lpz. 1775—80, 4., mit Kpfrn.) treffliche Fingerzeige gegeben werden. Hat er sich eine natürliche Charateristik dieser Darstellungsmittel seiner ästhetischen Ideen entworfen, so bleibt ihm nur noch übrig, die Anwendung davon zu machen. Diese geschieht entweder im Einzelnen oder, wovon die Hauptwirkung abhängt, in Zusammenstellung mehrer, wobei es vorzüglich auf Form der Gruppen, Malerei des Laubwerks, Licht und Schatten ankommt, Alles dem eigenthümlichen Charakter einzelner Partien gemäß. Sir Henry Stewart hat in seinem höchst interessanten Werke „The planter's guide" (Edinb. 1828) die Mittel angegeben, die Verpflanzung großer ausgewachsener Bäume zu ästhetischen Zwecken zu benutzen, wie er es auf seinem Landsitz Allanton in der schotischen Grafschaft Lanark mit dem glücklichsten Erfolge ausgeführt hat. Dasselbe versuchte mit großem Aufwande der Fürst von Pückler auf seinen Besitzungen zu Muskau in der preuß. Provinz Schlesien.

Baumwolle. Das Gewächs aus der natürlichen Familie der Malvaceen, welches die Baumwolle hervorbringt, ist entweder Baum oder Staude, oder auch wol Kraut, je nachdem die Art der Pflanze und die Beschaffenheit des Bodens und Klimas verschieden ist. Die gemeine oder krautartige Baumwollenpflanze (gossypium herbaceum) ist ein Sommergewächs, hat eine faserige Wurzel, einen aufrechtstehenden, zwei bis drei Fuß hohen, etwas rauhen, krautartigen Stengel, der unterwärts braun, oben aber mit schwärzlichen Punkten gezeichnet ist. Das Samenbehältniß hat bei dieser Gattung gemeiniglich nur drei Fächer und ebenso viele Klappen. Wenn es sich öffnet, quillt gleichsam ein Knaul verwickelter weißer Wolle hervor, welcher an die Samenkörner befestigt ist. In Arabien und Persien wächst diese Pflanze wild. In Menge wird sie im Orient, auf Malta, in Sicilien, Griechenland, Ungarn und Spanien gebaut. Zur Zeit, wo die Samenkapseln sich öffnen, wird jeden Morgen die Baumwolle gesammelt. Demnächst ist die wichtigste Arbeit das Absondern der anhängenden Samenkörner, welches mittels einer aus zwei übereinander liegenden Cylindern bestehenden Maschine geschieht Dann wird die Wolle nachdem sie ge-

reinigt und gut getrocknet worden, in grobe Haardecken gepackt und versandt. Die Baumwolle, welche in Natolien und den benachbarten Ländern gewonnen wird, kommt meistentheils über Smyrna nach Europa, die syrische über Akre und Said. Die in Macedonien gebaute steht der oriental. nach; sie kommt theils über Salonichi zu Wasser, theils über Semlin zu Lande. Persien gewinnt besonders in Masanderan von der krautartigen Staude viel Baumwolle, die jedoch außer Rußland wenig in Europa gebraucht wird. Von noch geringerer Güte ist die in Italien und Spanien gewonnene. Die baum- oder staudenartige Baumwollenpflanze (G. arboreum oder barbadense) hat einen strauchartigen, mehre Jahre dauernden Stamm und wächst in Ostindien auf dürrem Boden wild. In Ägypten, der Levante, auf Cypern, den westind. Inseln und in Amerika wird sie angebaut. Ihre Cultur ist fast die nämliche wie bei der vorigen; ebenso die Gewinnung und Behandlung der Baumwolle. Unser Klima ist für die Baumwollenpflanze zu kalt. Selbst im Sommer muß sie bei uns im Glashause gehalten werden, außerdem bringt sie nur selten reife Früchte. Die beste und feinste Art wird in Siam und Bengalen, und zwar von dem baumartigen G. religiosum gewonnen. Sie kommt wenig oder gar nicht nach Europa, sondern wird in China und Ostindien zu den feinsten Zeuchen verarbeitet. Unter den übrigen Sorten ist die syrische und cyprische die beste; schlechter ist die smyrnische und die in Nordafrika gewonnene. Die westindische soll der ostindischen am nächsten kommen.

Baumwollengarne, s. Twiste.

Baumwollenspinnmaschinen, s. Spinnmaschinen.

Baumwollenzeuche nennt man alle aus Baumwollengarn verfertigte Gewebe. Das Vorzüglichste in dieser Gattung liefert Indien, weniger in Folge ausschließender Kenntnisse und Geschicklichkeit, als vielmehr wegen der Beharrlichkeit und Geduld der Arbeiter und der ganz besondern Güte der Baumwolle Indiens. Ihren Fabriken zunächst kommen die Baumwollenmanufacturen der Engländer, an die sich die der Schweizer und Franzosen anschließen. Ganz besonders günstige Resultate gab dieser Industriezweig in neuester Zeit unter den Deutschen und vorzüglich im Königreich Sachsen. Die Kunst baumwollene Zeuche zu verfertigen, zu bedrucken oder zu bemalen, ist sehr alt, und scheint aus Ägypten nach Indien gekommen zu sein, wo diese Gewebe, wie überhaupt in den Morgenländern, seit den frühsten Zeiten das vorzüglichste Bekleidungsmittel gewesen sind. In Europa kamen sie spät, und namentlich erst dann, als der Seeweg nach Ostindien aufgefunden war, in Aufnahme und waren lange Zeit ein Hauptartikel der Einfuhr aus jenen Ländern. Seitdem aber England zuerst in Europa diesen Industriezweig begründete, hat die ehemals so bedeutende Einfuhr von Baumwollenzeuchen aus Ostindien nicht nur fast ganz aufgehört, sondern europäische Zeuche dieser Art haben den Weg dahin bereits gefunden, da sie in den Mustern mannichfaltiger und viel billiger sind. Nur was die Feinheit des Baumwollengarnes und die Schönheit und Dauer der Farben betrifft, sind die in Ostindien verfertigten Baumwollenzeuche bis jetzt noch unerreicht. Die Sorten dieser Zeuche sind ebenso zahlreich als ihre Namen, da Kunstfleiß, Modesucht und Speculation stets neue erfinden. Die gewöhnlichsten Sorten sind Barchent, Ginghams, Haman, Jaquenotte, Kanefas, Kattun, Manchester, Mull, Muslin, Nanking, Piqué und Wallis. Vgl. Bernoulli, „Über den Aufschwung der Baumwollenfabrikation u. s. w. (Basel 1825).

Bause (Joh. Friedr.), ausgezeichneter deutscher Kupferstecher, geb. 1738 zu Halle, wo er sich seit seinem 18. Jahre ganz der Kupferstecherkunst widmete. Nachdem er 1759 ein Jahr in Augsburg sich aufgehalten hatte, kehrte er nach Halle zurück, wo er sich vollends ausbildete. Höchst vortheilhaft wirkte auf ihn Wille in Paris, den er sich zu seinem Muster wählte und mit dem er in fortwährender Verbindung blieb. Seit 1766 ließ er sich in Leipzig nieder und ward in der Folge Professor der Kupferstecherkunst bei der dasigen Kunstakademie. B. starb zu Weimar

1814. Er hat glückliche Versuche in verschiedenen Manieren gemacht; sein bleibendes Verdienst aber ist die Festigkeit und Reinheit seines Grabstichels. Seine historischen Blätter und vorzüglich seine Portraits, besonders nach Gemälden von A. Graff, sind am meisten geschätzt. Sein ganzes Kupferstichwerk enthält über 200 Blätter. Er hinterließ eine reiche Sammlung von Kupferstichen und Radirungen, die sich jetzt im Besitze des Hofraths Keil zu Leipzig befindet. — Seine Tochter, Juliane Wilhelmine, die sich mit dem Bankier Löhr in Leipzig vermählte, zeichnete sich durch ihr Talent namentlich für Musik und Zeichnen aus. Von ihr erschienen mehre Versuche im Radiren.

Bautzen oder (wie immer in der amtlichen Sprache) **Budissin**, Hauptstadt der sächs. Oberlausitz, auf einer westl. von steilen Felsen umgebenen Anhöhe, an deren Fuße die Spree vorüberfließt. Sie beherrscht eine weite, meist ebene, nur im S. von bedeutenden Bergen begrenzte und größtentheils von Wenden bewohnte Gegend. Das in den Ringmauern gelegene kön. Schloß Ortenburg ist der Sitz der Oberamtsregierung, der Provinzial-, Verwaltungs- und Justizbehörde der Oberlausitz. Unter den 12,000 meist protestantischen Einw. gibt es viele Wenden, für welche in einer protestantischen und in einer katholischen Kirche in ihrer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Das katholische Domstift St.-Petri mit protestantischem Dompropst hat 13 Glieder und 10,500 Unterthanen. Die Dechantenwürde erhielt nach dem Tode des würdigen Bischofs Lock der Bischof in partibus Mauermann zu Dresden. Das Stift hat das für die kleine katholisch-deutsche Gemeinde hinreichende Drittheil der Hauptkirche mit dem Hochaltar inne, das Schiff derselben dient der protestantischen Stadtgemeinde zur Pfarrkirche, und der gegenseitige Duldungsgeist beider Parteien hat bis in die neuesten Zeiten jede von diesem Verhältniß zu besorgende Störung zu verhüten gewußt. Auch in dem Gymnasium und im Seminarium sitzen Protestanten und Katholiken friedlich beieinander. Die wichtigsten Gebäude sind außerdem die zu den Versammlungen der Provinzialstände bestimmten zwei Gebäude, ferner das Rathhaus und das Waisen-, Zucht- und Krankenhaus. Die Einw. verfertigen Tuche, Barchent, Leinwand, wollene Strümpfe und Lederwaaren, mit welchen, sowie mit Wolle, ein bedeutender Handel getrieben wird. B. war schon gegründet, als Heinrich I. 931 die Markgrafschaft Lausitz errichtete; doch erst unter seinem Nachfolger ward es Stadt und Feste. Die Begünstigung ihrer Beherrscher, wunderthätige Reliquien in der Kirche zu St.-Petri beförderten sehr schnell das Aufblühen der Stadt. Am meisten litt B. während des dreißigjährigen Krieges. Die Papiermühle in B. ist die vorzüglichste Sachsens. An den Schlachttagen vom 20. und 21. Mai 1813 blieb, nach einer zum Vortheil Napoleon's getroffenen Übereinkunft, die Stadt selbst aus der Linie des Gefechts, und nur ihre öffentlichen Gebäude wurden durch das Beherbergen der Verwundeten auf lange Zeit unbrauchbar.

Bautzen (Schlacht bei) und **Wurschen** am 20. und 21. Mai 1813. Nach der Schlacht bei Groß-Görschen (s. Lützen) am 2. Mai war Napoleon im Besitze von Leipzig, hinter ihm lag Wittenberg und seitwärts Torgau. Daher zog sich das Heer der Verbündeten, unter dem General Grafen von Witgenstein, welcher sich nicht für stark genug hielt, um die Schlacht mit sicherm Erfolg am 3. zu erneuern, in zwei Colonnen, die Blücher und York führten, gedeckt durch die zahlreiche Reiterei und den Nachtrab unter Miloradowitsch, über Dresden, Meißen und Mühlberg, am 8. und 9. auf das rechte Elbufer zurück. Napoleon, dem es an Reiterei fehlte, rückte nur langsam nach. Er besetzte Dresden am 8. Abends, und die Neustadt am 11. Das Heer der Verbündeten aber nahm am 14. eine durch Natur und Kunst befestigte Stellung bei B. am rechten Ufer der Spree. Zu demselben waren nach und nach an 25,000 M. frische Truppen, theils Preußen unter Kleist, theils Russen unter Barclay de Tolly, gestoßen, sodaß es an 96,000 M. (68,000 Russen und 28,000 Preußen) zählte. Auch Napoleon, der jetzt Meister der Ober-

elbe von Wittenberg und Torgau bis an die böhmische Grenze war, verstärkte sein Heer durch Sachsen, Würtemberger, Baiern und neue Bataillons aus Frankreich und Italien bis auf 148,000 M. Das 3., 5. und 7. Corps (Ney, Lauriston und Reynier), welche anfangs unter Ney von Torgau aus gegen die Marken ihre Richtung nehmen sollten, wurden zurückgerufen, als Napoleon die Absicht der Verbündeten erkannte. Durch den Kaiser Alexander und den König Friedrich Wilhelm ward im russ.-preuß. Hauptquartiere zu Wurschen, einem Dorfe östl. von Bautzen, wo sich auch die Gesandten von England, Östreich und Schweden befanden, beschlossen, den Feind in der im siebenjährigen Kriege berühmt gewordenen Stellung zwischen Hochkirch (s. d.) und Bautzen zu erwarten. Das Heer war hinter einer zweifachen Reihe von Verschanzungen, in einer Ausdehnung von beinahe zwei Stunden, vortheilhaft aufgestellt. Der linke Flügel lehnte sich an Hochkirchs bewaldeten Bergrücken, der sich oberhalb des steilen Spreeufers bis an die nahe böhmische Grenze hinzieht; das Mitteltreffen war durch Sümpfe, verschanzte Dörfer, die Anhöhen bei Burg, das durch Palisadirung befestigte B. und die Spree gedeckt; der rechte Flügel stützte sich an befestigte Hügel, welche die Übergangspunkte über die Spree beherrschten. Allein dieser Flügel konnte umgangen werden, und seine Verbindung mit den übrigen Armeetheilen war durch eine Menge Teiche sehr erschwert. Schon bei dem ersten Vordringen des franz. Heers auf der Straße von Dresden nach Bautzen kam es zwischen dem Nachtrab unter Miloradowitsch und dem Marschall Macdonald, der den franz. Vortrab führte, am 11. bei Bischofswerda, und noch mehr am 12. beim Kapellenberge, zu einem hitzigen Gefechte, wobei jenes Städtchen gänzlich in Asche gelegt wurde. Napoleon verließ Dresden, wo er am 16. dem von Östreich an ihn gesandten General Grafen Bubna die Versammlung eines Friedenscongresses zu Prag vorgeschlagen hatte, erst am 18. Mai. Am 19. überzeugte er sich von der taktischen Klugheit, mit welcher die Verbündeten ihr Lager gewählt und befestigt hatten; allein schon war sein Plan gemacht, den Feind auf seiner rechten Flanke zu überflügeln. In dieser Absicht hatte er bereits am 18. die Division Pery nach Königswartha entsendet, um die Verbindung mit dem von Hoyerswerda heranrückenden Corps des Marschalls Ney zu eröffnen. Dagegen setzten sich von Seiten der Verbündeten in der Nacht zum 19. 18,000 M. Russen unter Barclay und 5600 Preußen unter York in Marsch. Barclay stieß am 19. Mittags bei Königswartha auf Lauriston und schlug ihn; zwei Stunden später bestand York eine Stunde davon, bei Weissig, ein heftiges Gefecht mit dem Marschall Ney, den er bis zum Abend aufhielt. Allein die Vereinigung des 3. und 5. Corps und ihre Verbindung mit dem Heere unter Napoleon, wodurch die rechte Flanke der Verbündeten gewissermaßen schon überflügelt war, konnte nicht verhindert werden. Barclay und York zogen sich daher in der Nacht auf die Hauptarmee zurück, wo Barclay mit 14,000 M. auf dem rechten Flügel sich aufstellte und den Windmühlenberg vor dem Dorfe Gleina besetzte. Am 20. früh entwickelte sich Napoleon's Angriffsplan. Das franz. Heer ging auf mehren Punkten über die Spree; Oudinot rückte gegen den linken Flügel der Verbündeten vor; Ney und Lauriston bedroheten den rechten von Weissig her und gingen bis gegen Klix vor, während das 7. Corps unter Reynier von Kalau her Hoyerswerda erreichte; im Mittelpunkte, wo Soult den Oberbefehl hatte, begann um 1 Uhr Mittags der erste Angriff von Macdonald und Marmont auf die von Witgenstein und Blücher vorgeschobenen Abtheilungen, welche unter Miloradowitsch und Kleist in und bei B. aufgestellt waren. Erst um 6 Uhr Abends besetzte das 6. Corps unter Marmont die vom Feinde verlassene Stadt Bautzen und bemächtigte sich hierauf am späten Abend der Anhöhen von Niederkayna; am längsten widerstand Kleist auf den Anhöhen bei Burg dem Angriffe des 4. Corps unter Bertrand; doch nach Zurückweisung aller Frontangriffe mußte er Abends 9 Uhr nach Litten zurückgehen, da ihm nach der Besetzung der Höhen von Niederkayna durch das 6. Corps eine überlegene

Masse des Feindes im Rücken stand. Napoleon war jetzt im Besitze des Spreethals und nahm sein Hauptquartier in Bautzen. Am folgenden Morgen wurde zuerst der linke Flügel der Verbündeten, den jetzt Miloradowitsch befehligte, angegriffen; nach dem heftigsten Gefechte aber, am Mittage, ließen die Franzosen auf dieser Seite vom Kampfe ab. Unterdessen hatte Ney bereits den rechten Flügel der Verbündeten aus seiner vorigen Stellung zurückgedrängt, sich der Höhen von Baruth bemächtigt und durch die Wegnahme des Dorfes Preititz, im Rücken von Blücher's rechtem Flügel, die Verbindung des Barclay'schen Corps mit Blücher, welcher das Centrum an den klein-bautzner und kreckwitzer Bergen befehligte, aufgehoben. Zwar nahm Blücher das Dorf wieder; allein mit aller Macht in seiner Fronte angegriffen, wo der Feind den Schlüssel der feindlichen Stellung, die Anhöhen von Kreckwitz, erstürmte, während auf dem rechten Flügel Preititz wieder verloren ging und Ney immer weiter in die Flanke und den Rücken von Barclay und Blücher vordrang, sah sich der Letztere in der Nothwendigkeit, entweder sein Mitteltreffen noch mehr durch Truppenentsendungen nach dem rechten Flügel zu schwächen, worauf Napoleon dessen Verbindung mit dem linken Flügel ganz durchbrochen und die Verbündeten von der böhmischen Grenze abgedrängt haben würde, oder den Rückzug nach Purschwitz anzutreten. Da nun um dieselbe Zeit das 7. Corps bei Gleina eingetroffen und sogleich in der Richtung nach Weißenberg im Rücken Blücher's vorgeschoben worden war, so wagten die Heerführer der Verbündeten es nicht, durch Verwendung der Reserve gegen den nun concentrirten Feind, das Heer einem entscheidenden Schlage auszusetzen, sondern ordneten um 4 Uhr Nachmittags den allgemeinen Rückzug in drei Colonnen über Weißenberg und Löbau nach Görlitz und Schlesien an. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt und wurde von 30 brennenden Dörfern erleuchtet. Der Verlust des franz. Heers war bedeutender als der der Verbündeten. Um den Siegesmuth seiner Völker zu erhöhen, verordnete Napoleon am 22. Mai, daß zum Andenken der Siege bei Bautzen und Wurschen auf dem Mont Cenis ein Denkmal errichtet werden sollte, das seine Dankbarkeit gegen die Völker Frankreichs und Italiens bezeugte, wozu er die Summe von 25 Mill. Fr. bestimmte. Zwar rückte Napoleon dem russ.-preuß. Heere nach; allein am 22. widerstand ihm der Nachtrab, den Miloradowitsch führte, wobei Duroc tödtlich verwundet wurde, und bei Haynau erlitt Ney's Vortrab unter Maison am 26. eine Niederlage von Blücher's Nachtrab. Hierauf zog sich, gegen Napoleon's Erwarten, das russ.-preuß. Heer, über welches jetzt an Witgenstein's Stelle Barclay de Tolly den Oberbefehl übernahm, nicht auf Breslau, sondern seitwärts auf Schweidnitz zurück, wo dasselbe am 29. Mai das verschanzte Lager von Pülzen bezog; Lauriston aber besetzte, nach dem Gefechte bei Mark-Neukirchen, am 1. Jun. ohne Widerstand Breslau. Jene drohende und zugleich gesicherte Aufstellung der Verbündeten in der rechten Flanke des franz. Heers, der Verlust, den dieses erlitten, und die fliegenden Corps, welche Napoleon's Verbindungslinie mit Frankreich in Sachsen störten, bewogen jetzt den franz. Kaiser, den ihm von den Verbündeten nach dem Gefechte bei Haynau angetragenen Waffenstillstand in dem Dorfe Pläswitz bei Jauer am 4. Jun. einzugehen. (S. **Russisch-deutscher Krieg**.)

Bavius (Marcus) und sein Geistesverwandter **Mävius**, zwei elende Versemacher und anmaßliche Kunstrichter zur Zeit des Horaz und Virgil. In der neuern Poesie wird besonders Bavius (Bav) als Vertreter des Ungeschmacks, kurzsichtiger Kritelei und schlechter Verskunst verhöhnt. Vgl. Weichert, „De Q. Horatii obtrectatoribus" (Grimma 1821, 4.).

Bayard (Pierre du Terrail, Herr v.), genannt der Ritter ohne Furcht und Tadel, geb. 1476 auf dem Schlosse Bayard bei Grenoble, vielleicht der einzige Held des Mittelalters, der uneingeschränkt Lob und Bewunderung verdient. Einfach, bescheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menschlich und hochherzig, vereinigte er alle Tugenden in einem Grade, daß man

ohne das einstimmige Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller versucht sein möchte zu bezweifeln, daß je in der Wirklichkeit eine solche Vollkommenheit zu erreichen gewesen. Das Haus Terrail, eins der ältesten in der Dauphiné, war berühmt durch Adel und Ritterthaten. B., auferzogen unter den Augen seines Oheims George du Terrail, Bischofs von Grenoble, sog früh in der Schule dieses würdigen Prälaten die Tugenden ein, die ihn einst auszeichnen sollten. Früh trat er als Page in die Dienste des Herzogs von Savoyen. Karl VIII., erstaunt über die Geschicklichkeit, mit welcher der Jüngling sein Roß bändigte, erbat ihn sich von dem Herzog und übergab ihn der Sorgfalt Paul's von Luxemburg, Grafen von Ligny. Die Turniere eröffneten ihm zuerst ein Feld des Ruhms und der Ehre. B. begleitete Karl VIII. nach Italien, verrichtete in der Schlacht bei Verona Wunder der Tapferkeit und eroberte eine Fahne. Zu Anfang der Regierung Ludwig XII. verfolgte er die Flüchtlinge mit solcher Hast in einem Treffen bei Mailand, daß er zugleich mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen ward, doch Ludwig Sforza entließ ihn ohne Lösegeld. Während die Franzosen in Apulien standen, schlug B. ein span. Corps und machte den Anführer, Don Alonzo de Sotomayor, zum Gefangenen. Er behandelte ihn mit Edelmuth; dennoch nahm jener nicht nur wortbrüchig die Flucht, sondern verleumdete noch B., der seinen Gegner zum Zweikampf foderte und ihn besiegte. Dann vertheidigte er allein gegen die Spanier eine Brücke über den Garigliano und rettete dadurch das franz. Heer. Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueser und Venetianer. Als Papst Julius II. sich gegen Frankreich erklärt hatte, zog B. dem Herzog von Ferrara zu Hülfe; doch sein Plan, den Papst gefangen zu nehmen, scheiterte. Schwer verwundet bei der Bestürmung von Brescia, ward B. in das Haus eines Edelmanns gebracht, der entflohen war und dessen Frau nebst zwei Töchtern dem Übermuthe und der Roheit der Soldaten preisgegeben waren. B. war der Schutz der Wehrlosen, schlug die ihm von der dankbaren Familie dargebotene Belohnung von 2500 Dukaten aus und kehrte, sobald er genesen war, in das Lager Gaston's zurück, der vor Ravenna stand. Er stimmte für die Schlacht, nahm den Spaniern zwei Fahnen und verfolgte die Flüchtlinge. In dem von Ferdinand dem Katholischen begonnenen Kriege bewies B. jenseit der Pyrenäen denselben Heldenmuth, der ihn jenseit der Alpen berühmt gemacht hatte. Im Bunde mit Ferdinand und Maximilian bedrohte Heinrich VIII. von England die Picardie 1513 und belagerte Terouane. Das franz. Heer nahm schimpflich die Flucht; umsonst bot B. mit gewohnter Unerschrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl, waren seine Kriegsgefährten im Begriff, die Waffen niederzulegen, da erblickte er in einiger Entfernung einen engl. Officier, sogleich sprengte er auf ihn zu, setzte ihm das Schwert auf die Brust und rief: „Ergib dich, oder ich durchbohre dich". Der Engländer gab ihm seinen Degen; B. reichte ihm sogleich den seinigen mit den Worten hin: „Ich bin Bayard und Euer Gefangener, wie Ihr der meinige." Dies sinnreiche und kühne Benehmen ward dem Kaiser und dem Könige von England hinterbracht, welche entschieden, daß B. keines Lösegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenseitig ihres Wortes entbunden seien. Als Franz I. den Thron bestiegen hatte, sandte er B. in die Dauphiné, um seinem Heere den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. Prosper Colonna erwartete ihn auf dem Zuge und hoffte ihn zu überfallen, aber B. nahm ihn gefangen. Diese glänzende That war das Vorspiel zu der Schlacht von Marignano, in welcher B. an des Königs Seite den Sieg entschied. Nach diesem ruhmvollen Tage ließ Franz sich von B. mit dessen Schwerte zum Ritter schlagen. Als Karl V. mit einer großen Macht in Champagne eingebrochen war und in das Herz Frankreichs vorzudringen drohte, eilte B. herbei und vertheidigte das schwach befestigte Mezières gegen alle Angriffe, bis Uneinigkeit die feindlichen Heerführer zum Abzuge nöthigte. B. ward in Paris als der Retter des Vaterlandes begrüßt, der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens des h. Michael und übergab ihm eine Compagnie von 100

M., um sie in seinem eignen Namen anzuführen, welche Ehre bisher nur Prinzen vom Geblüt ertheilt worden war. Bald darauf stand Genua gegen Frankreich auf; B.'s Gegenwart unterwarf es. Nach der Einnahme von Lodi aber wandte sich das Glück, und die Heere Frankreichs wurden aus ihren Eroberungen vertrieben. Bonnivet mußte sich durch das Aostathal zurückziehen; sein Nachtrab ward geschlagen und er selbst schwer verwundet; B. sollte das Heer retten. Es kam darauf an, im Angesichte eines überlegenen Feindes über die Sesia zu gehen; B., stets der Letzte auf dem Rückzuge, griff mit Nachdruck die Spanier an, als eine Doppelhakenkugel ihn in die rechte Seite traf und ihm das Rückgrath zerschmetterte. Mit den Worten: „Jesus, mein Gott, ich bin des Todes!" sank der Held nieder. Man eilte herbei. „Setzt mich unter jenen Baum", sagte er, „also daß mein Gesicht den Feind sieht." Dann küßte er, in Ermangelung eines Crucifixes, das Kreuz seines Schwertes, beichtete seinem Stallmeister, tröstete seine Diener und Freunde und empfahl ihnen einen Gruß an seinen König und sein Vaterland. Von Freunden und Feinden umringt, starb er am 30. Apr. 1524. Der Leichnam, der in den Händen der Feinde geblieben war, ward von ihnen den Franzosen übergeben und in der Kirche eines Minoritenklosters unweit Grenoble beigesetzt. Vgl. Gayard de Berville's „Hist. de P. Terrail, dit le Chev. Bayard sans peur et sans reproche" (neue Ausg., Par. 1824), und Malot's „Chronique des Preux de France" (Par. 1827), Bd. 1.

Bayer (Joh.), ausgezeichnet als Astronom, geb. gegen Ende des 16. Jahrh. zu Augsburg, war an mehren Orten Prediger und ein so eifriger Vertheidiger seiner Kirche, daß man ihn „Os Protestantium" nannte. Doch bleibenderes Verdienst erwarb er sich durch das Entwerfen von Himmelskarten, 51 Blätter, die unter dem Titel: „Uranometria" (Augsb. 1603, Fol.) erschienen, denen er noch die „Explicatio caracterum aeneis tabulis insculptorum" (Augsb. 1654) hinzufügte. Beide Werke haben später viele Auflagen erlebt. Obschon seine Nachfolger Manches an seinen Arbeiten auszusetzen fanden, und namentlich die Umkehrung der Figuren der Sternbilder vielfach tadelten, da B. dieselben so darstellte, wie sie uns erscheinen würden, wenn sie uns das Gesicht zuwendeten und wir sie aus dem Mittelpunkte der Kugel betrachteten, so bleibt ihm doch das Verdienst, die ersten vollständigen und zweckmäßig angelegten Himmelskarten geliefert zu haben. B. brachte durch dieselben Ordnung und Festigkeit in die Astrognosie, indem er die Grenzen der Sternbilder genauer bestimmte und die vorzüglichsten Sterne nicht mehr durch fremde Namen, sondern durch die Buchstaben des griech. und röm. Alphabets so bezeichnete, daß die größten Sterne jedes Sternbildes immer die ersten Buchstaben des griech. Alphabets erhielten, was als die einfachste und bequemste Bezeichnung noch jetzt beibehalten worden ist. Zwar hatte schon Alessandro Piccolomini gegen 1560 eine ähnliche Idee gehabt und auch ausgeführt in seiner „Sfera del mondo" (Vened. 1573), aber das Unternehmen war unfruchtbar und ohne Folgen, da Piccolomini's Atlas bald wieder vergessen und außer Italien wol nicht bekannt worden ist.

Bayle (Pierre), geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix (Languedoc) 1647, empfing den ersten Unterricht von seinem Vater, einem reformirten Geistlichen. Mit 19 Jahren kam er auf die Schule von Puy-Laurens. Die Leidenschaft, mit der er studirte, schwächte seine Gesundheit für immer. Sein Geschmack an der Dialektik zog ihn besonders zu den religiösen Streitschriften; aber Amyot's Plutarch und Montaigne waren seine Lieblingswerke. In Toulouse studirte er Philosophie bei den Jesuiten. Die Argumentationen seines Professors, noch mehr aber die freundschaftlichen Disputationen mit einem katholischen Geistlichen, der neben ihm wohnte, bestärkte ihn in seinen Zweifeln gegen die Orthodoxie des Protestantismus, und er beschloß die Religion zu vertauschen. Sein Übertritt war ein Triumph für die Katholiken. Seine Familie wandte jedoch Alles an, ihn wieder zu gewinnen,

und er kehrte nach 17 Monaten zu ihr zurück; um sich aber der Strafe des ewigen Bannes zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Copet, wo er die Philosophie des Descartes studirte. Nach einigen Jahren aber kehrte er nach Frankreich zurück und ließ sich zuerst in Rouen nieder, kam von da nach Paris, wo er Unterricht ertheilte, bis er 1675 den philosophischen Lehrstuhl zu Sedan erhielt, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieser Akademie 1681 lehrte. Er kam in derselben Eigenschaft nach Rotterdam. Veranlaßt durch die Erscheinung eines Kometen 1680, der ein fast allgemeines Schrecken verursacht hatte, gab er 1682 seine „Pensées diverses sur la comète" heraus, ein Werk voll Gelehrsamkeit, in welchem viele Gegenstände aus der Metaphysik, Moral, Theologie, Geschichte und Politik abgehandelt werden. Diesem folgte die „Critique générale de l'histoire du calvinisme de Maimbourg", ein Werk, von Katholiken und Protestanten gleich beifällig aufgenommen und von Maimbourg selbst mit Achtung genannt. Die in Holland herrschende Preßfreiheit veranlaßte ihn, mehre in Frankreich unterdrückte Bücher herauszugeben, unter andern einige auf Descartes sich beziehende Schriften, mit einer Vorrede über die Nachtheile inquisitorischer Bücherverfolgung. Er unternahm darauf seit 1684 eine periodische Schrift: „Nouvelles de la république des lettres". Die Religionsverfolgungen in Frankreich veranlaßten seinen angeblich aus dem Englischen übersetzten „Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains les d'entrer", eine kräftige Vertheidigung der Grundsätze der Toleranz. Sein Feind, der Theolog Jurieu, griff das Werk mit Wuth an. Sein Haß wartete nur auf einen Vorwand, um öffentlich gegen B. selbst auszubrechen; diesen gab ihm der „Avis important aux réfugiés", ein Werk, worin die Protestanten mit wenig Schonung behandelt sind. Jurieu beschuldigte B. nicht nur, der Verfasser dieser Schrift zu sein (die nicht von ihm ist), sondern stellte ihn zugleich als die Seele einer Frankreich ergebenen Partei gegen die Protestanten und vereinigten Mächte dar. B. widerlegte diese Beschuldigungen; aber die Verleumdung siegte. B. wurde 1693 seines Amtes entsetzt und selbst die Ertheilung von Privatunterricht ihm verboten. Von allen Geschäften frei, widmete er jetzt seinen ganzen Fleiß dem „Dictionnaire historique et critique", das er zuerst 1696 in 2 Bdn., Fol., herausgab. Dieses Werk war das erste, das unter seinem Namen erschien, und durch die Ankündigung desselben war eine so hohe Erwartung erregt worden, daß der Herzog von Shrewsbury vergebens 200 Pf. St. bot, wenn ihm das Werk gewidmet würde. Jurieu trat abermals als B.'s Gegner auf und veranlaßte das Consistorium, dem Verfasser heftige Vorwürfe zu machen, besonders in Beziehung auf den Tadel des Königs David und das der Moral einiger Atheisten ertheilte Lob. B. versprach zwar Alles, was das Consistorium anstößig gefunden, zu vertilgen; da er indeß fand, daß die Welt andere Ansichten habe, und ihm mehr an der Zufriedenheit seiner Leser als seiner Richter gelegen war, so ließ er das Werk, bis auf einige Kleinigkeiten, unverändert. Seine „Reponse aux questions d'un provincial" und die Fortsetzung seiner „Pensées sur la comète" erweckten ihm neue Feinde, Jacquelot und Leclerc, die Beide seine Religion angriffen; Andere verfolgten ihn als einen Feind seiner Religionspartei und seines neuen Vaterlandes. Diese Streitigkeiten vermehrten seine Körperleiden. B. wollte keine ärztliche Hülfe gegen eine Krankheit anwenden, die er für erblich und unheilbar ansah. Er starb am 28. Dec. 1706. B. steht an der Spitze der neuern Dialektiker und Skeptiker. Gewohnt, jede Frage von allen Seiten zu betrachten, ward er auf Zweifel geführt, wo die Menge es für ein Verbrechen hält, sich nicht zu überzeugen. Er bezweifelte aber meist nur Dinge, die wirklich zweifelhaft sind, wiewol er nach und nach das Ziel übersprang, da sein Scharfsinn ihn reizte, selbst die erwiesensten Thatsachen in Zweifel zu ziehen. Doch blieb das Moralische und Rechtliche davon ausgenommen. So groß er als Dialektiker war, so wenig verstand er von der Physik; nicht einmal die Entdeckungen Newton's waren ihm bekannt. Sein

Styl ist zwar natürlich und klar, aber oft weitschweifig und unrein. Die Artikel selbst sind meist nur der Noten wegen da, in denen der Verfasser zugleich seine Gelehrsamkeit und die Stärke seiner Dialektik zeigt. B. war sanft, gefällig, uneigennützig, höchst bescheiden und friedliebend. Die geschätzteste Ausgabe seines „Dictionnaire historique" ist die von 1740 in 4 Bdn., Fol. (einen baseler Nachdruck gibt es von demselben Jahre); im Haag erschienen die „Oeuvres diverses de P. Bayle" (4 Bde., Fol.). Zu Paris erschien 1820 fg. eine Ausgabe des „Dict. histor." in 16 Bdn., die mit großer typographischer Schönheit gedruckt ist; sie enthält Noten und B.'s Leben. In dem „Disc. prélimin." mustert der Herausgeber, Beuchot, die 11 frühern Ausgaben. Gottsched übersetzte das „Dict." (Lpz. 1741—44, 4 Bde., Fol.). S. Demaizeau's „Leben Peter Bayle's" (deutsch von J. P. Kohl, Hamb. 1731).

Baylen, eine Stadt und Villa des Herzogs von Arco in der span. Provinz Jaen, merkwürdig wegen der Capitulation des Generals Dupont im Jul. 1808, wodurch der Muth der Spanier erhoben und der allgemeine Aufstand in den schon beruhigten Provinzen beschleunigt wurde. Schon war Joseph Bonaparte als König in Madrid eingezogen; die Provinzen Leon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca waren unterworfen und entwaffnet. Nur im Süden, am Guadalquivir, in dem von der Natur selbst befestigten Andalusien, in Cordova, Granada und Jaen herrschte noch der Geist der Insurrection, den die Junta zu Sevilla möglichst unterhielt. Dorthin zog mit drei Divisionen gegen Ende des Mai General Dupont. Cordova und Jaen wurden unter den schrecklichsten Scenen mit Sturm erobert. Da versprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegefeuer, einem Jeden, welcher drei Franzosen geopfert haben würde. Bald wuchs das Heer von Castaños auf 30,000 M. an. Die geschickten Bewegungen dieses Feldherrn, Hungersnoth und zunehmende Krankheiten im franz. Heere, erhöht durch den gänzlichen Mangel an Lazarethbedürfnissen, bereiteten dem General Dupont sein Schicksal vor. In Dupont's Rücken hatten 3000 Spanier die Sierra Morena besetzt. Um daher seine Verbindung mit der Hauptstadt wiederherzustellen, ließ Dupont die Stadt B. und Carolina besetzen, während er eine Stellung bei Andujar am Guadalquivir, unter dem Schutze eines angelegten Brückenkopfs, nahm. Allein am 14. Jul. rückten 18,000 M. mit schwerem Geschütz vor die Fronte der franz. Stellung bei Andujar; andere 3000 M. kamen durch die Engpässe der Sierra Morena ihren Feinden in den Rücken, und noch 6000 M. stellten sich auf Dupont's linke Flanke. Dupont hielt sich mit Tapferkeit und Besonnenheit drei Tage lang; doch der 18. Jul. entschied. Die span. Generale Reding und Compigny griffen B. an, Peñas und Jones beschäftigten das Hauptcorps unter Dupont. Dieser mußte Andujar räumen, nachdem B. von den Spaniern genommen war. Nach einem neunstündigen Kampfe trug Dupont auf einen Waffenstillstand an, der aber nur unter der Bedingung: „sich unbedingt zu ergeben", verwilligt werden sollte. Unterdessen hatte die Division Wedel, von dem Schritte Dupont's nicht unterrichtet, die Spanier noch einmal angegriffen und das Regiment Cordova mit zwei Kanonen gefangen genommen; allein sie unterlag zuletzt dennoch der Übermacht. Darauf capitulirte am 23. Jul. das ganze eingeschlossene franz. Heer, 17,000 M. stark, nachdem 3000 auf dem Platze geblieben waren. Die Divisionen Dupont und Wedel wurden kriegsgefangen; doch sollte die letztere von Cadiz nach Rochefort eingeschifft werden. Später ward dasselbe auch Dupont's Division zugesichert, aber nicht erfüllt. Dupont kehrte mit seinem Generalstabe nach Frankreich zurück, ward in Toulon verhaftet und vor Gericht gestellt. Noch vor Entscheidung seiner Sache befreite ihn die Einnahme von Paris am 30. März 1814. Darauf wurde er Ludwig XVIII. Kriegsminister, aber schon im Dec. 1814 durch Soult ersetzt.

Bayonne, eine wohlgebaute, reiche Handelsstadt, die größte im franz. Departement der Unterpyrenäen, sonst der Hauptort des Bezirks von Labour in

Gascogne, am Zusammenflusse der Nive und des Adour, etwa ½ deutsche Meile von der Bai von Biscaya. Sie hat 14,500 Einw., wovon 6000 in den Vorstädten wohnen. Unter der niedern Volksclasse ist die biscayische oder baskische Sprache üblich. Die Nive und der Adour, von denen der erstere Fluß ungefähr 6, und der letztere 15 deutsche Meilen weit schiffbar ist, bilden einen Hafen, in welchen kleinere Kriegsschiffe einlaufen, der aber eine etwas beschwerliche Einfahrt hat. Auf jenen beiden Flüssen wird Bauholz, Theer und Eisen aus den Pyrenäen nach B. verschifft. Durch sie wird die Stadt in drei Theile getheilt: die große Stadt am linken Ufer der Nive; die kleine Stadt zwischen der Nive und dem Adour; und die Vorstadt St.-Esprit, welche durch eine hölzerne Zugbrücke mit der Stadt in Verbindung steht, größtentheils von portug. Juden bewohnt, am rechten Ufer des Adour. Eine Citadelle mit vier Bastionen, von Vauban erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Vorstadt, bestreicht den durch zwei lange Mauern vor Überschwemmung gesicherten Hafen und die Stadt. Der Bischof von B. steht unter dem Erzbischof von Toulouse und übt die geistliche Gerichtsbarkeit über drei Departements. Die Hauptkirche ist ein alterthümlich schönes Gebäude. B. treibt beträchtlichen Handel mit Spanien und Frankreich und tauscht ausländische Waaren für Eisen, Früchte, Gold und Silber ein. Die Hauptgegenstände der Schiffahrt sind der Stockfisch- und Walfischfang. Mastbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen werden nach Brest und mehren Häfen Frankreichs ausgeführt, Weine und Chocolade ins nördl. Europa. Berühmt sind die bayonner Schinken. In B. hatte Katharina von Medici im Jun. 1565 mit dem Herzog von Alba, der ihr Rathschläge zur Unterdrückung der Protestanten in Frankreich gab, eine Unterredung. Hier fand auch im Mai 1808 die Zusammenkunft Napoleon's mit dem König von Spanien, Karl IV., und dem Prinzen von Asturien statt, in deren Folge am 5. und 10. Mai von Letztern eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin sie und sämmtliche Infanten ihre Rechte auf die span. Reiche in Europa und in Indien dem franz. Kaiser übertrugen, worauf Napoleon eine span. Generaljunta am 15. Jun. nach B. zur Abfassung einer Constitution berief, die am 6. Jul. bekannt gemacht wurde, und am 9. reiste Joseph Napoleon von B. nach Madrid. Zu gleicher Zeit ward am 10. Mai 1808 die **bayonner Convention** zwischen dem Großherzogthum Warschau und Frankreich unterzeichnet, durch welche unter Anderm die berliner Bank und Seehandlung gegen 26 Mill. Thaler verloren. (Vgl. Schöll's „Traités de paix", Bd. 9, S. 28 fg.)

Bayonnet oder **Bajonett**. So heißt die kurze Stoßklinge auf der Mündung der Infanterieflinte, auf welcher sie mittels der angeschweißten Dille befestigt ist und dadurch diese in ein Stoßgewehr verwandelt. Sie hatte anfangs nur eine Schneide, dann ward sie zwei- und endlich dreischneidig. Man nimmt gewöhnlich an, daß das Bayonnet um 1640 zuerst in Bayonne gearbeitet worden und daher seinen Namen erhalten habe, allein schon im 16. Jahrh. wird es unter diesem Namen in einem Briefe des Hotomannus erwähnt. Schon 1647 ward es in den Niederlanden gebraucht, aber erst zu Anfang des 18. Jahrh., nach gänzlicher Abschaffung der Pike, allgemein eingeführt. Bei allen Mängeln des Bayonnets fand sich bis jetzt nichts Besseres an dessen Stelle, und es wurde oft mit Vortheil gegen Reiterangriffe, bei Vertheidigung von Schanzen und im Einzelngefechte angewendet. Seit dem franz. Kriege haben einige Infanterieoffiziere die Idee früherer Militaire, z. B. Guibert's, dem Bayonnette durch zweckmäßigere Übung des Infanteristen in seinem Gebrauche größere Wirksamkeit zu verschaffen, wieder aufgenommen. Der sächs. Hauptmann von Selmnitz hat das Verdienst, zuerst diese Idee in einem System ausgebildet zu haben. Vgl. dessen „Bayonnetfechtkunst" (2 Bde., 2. Aufl., Berl. 1832, mit Kpf.). So wenig sich auch zuvor bestimmen läßt, wieweit diese Kunst sich im Kriege bewähren werde, so läßt sich doch nicht leugnen, daß durch zweckmäßige Fechtübungen das Vertrauen des Fußsoldaten zu dem Bayonnet

ungemein erhöht werde, und daß namentlich die früher herrschende Meinung, der Kampf des einzelnen Infanteristen, welcher seine Munition verschossen, sei in der Ebene gegen einen Reiter, bei gleicher Tapferkeit, stets sehr gewagt, und gegen zwei schon im Voraus zum Vortheil des letzten entschieden, völlig grundlos sei.

Bazar heißt bei den Morgenländern der Marktplatz, der bald offen, bald bedeckt ist. Dort findet man alle Handelsartikel, selbst die Sklaven, zum Verkauf ausgestellt, auch versammeln sich dort die Kaufleute, wie auf den Handelsbörsen in Europa. Der Bazar in Ispahan ist einer der schönsten, der Bazar in Tauris der größte. In London, Paris, München und andern großen Städten hat man in neuerer Zeit prächtige Bazars eingerichtet, in denen alle Arten von Handelsartikeln, vorzüglich Luxusgegenstände, blühende Gewächse u. s. w. aufgestellt sind.

Beatification, die feierliche Handlung, wodurch der Papst eine Person nach ihrem Tode selig spricht. Sie ist die erste Stufe zur **Kanonisation** (s. d.). Niemand kann vor dem 50. Jahre nach seinem Tode beatificirt werden. Zuvor werden, oft mehre Jahre lang, die Zeugnisse von den Tugenden und Wundern des Verstorbenen, deren es zu seiner Heiligkeit bedarf, von der Congregation dei riti geprüft. Der Leichnam oder die Reliquie des künftigen Heiligen werden sodann zur Verehrung des Volkes ausgestellt, seine Bildnisse mit Strahlen gekrönt und ihm ein eignes Officium angeordnet. Auch werden am Tage seiner Beatification Ablässe ertheilt. Ueber die Feierlichkeiten der Seligsprechung des vor 100 Jahren verstorbenen Jesuiten Franc. di Girolamo zu Rom 1806 vgl. Elise v. d. Recke's „Tagebuch einer Reise durch Deutschland und Italien", Bd. 4, S. 131—143. Auch bei Gelegenheit des Jubeljahres 1825 fand in Rom die Seligsprechung eines Capuziners aus Acri statt, der, wie die Abbildung in der Peterskirche bezeigt, Vögel, die schon am Spieße gebraten wurden, wieder lebendig gemacht hatte.

Beaton oder **Bethune** (David), Cardinal und Primas von Schottland, aus einer franz., lange in Schottland angesiedelten Familie stammend, wurde 1494 geboren und auf den Universitäten zu St.-Andrews und Paris gebildet. Er trat früh in den geistlichen Stand, ward aber bei seiner ausgezeichneten Geschäftsgewandtheit während der Minderjährigkeit Jakob V. von dem Regenten, dem Herzog von Arran, in Staatsangelegenheiten gebraucht und als Gesandter nach Frankreich geschickt. Bald nach seiner Rückkehr 1528 ward er Siegelbewahrer, und trug so viel dazu bei, das Einverständniß zwischen Frankreich und Schottland zu erhalten, daß Franz I. ihm eine reiche Pfründe in Frankreich gab. Er unterhandelte die für Schottland verhängnißvolle Verbindung Jakob's mit Maria, der Tochter des Herzogs von Guise. Papst Paul III. machte ihn zum Cardinal. Zum Erzbischof von St.-Andrews erhoben, begann er alsbald eine strenge Verfolgung der Protestanten, die bereits zahlreich in Schottland waren. Er war an des Königs Seite, als dieser in der Schlacht von Solway gegen das engl. Heer fiel, und man beschuldigte ihn, ein Testament untergeschoben zu haben, das ihn und einige Edlen zu Regenten während der Minderjährigkeit der Königin Maria Stuart ernannte. Sein Plan wurde vereitelt und er kam ins Gefängniß, ward aber bald in Freiheit gesetzt und zum Kanzler erhoben. Der Papst bevollmächtigte ihn als seinen Legaten, und B. arbeitete nun mit verdoppeltem Eifer an der Ausrottung der Ketzerei. Mehre angesehene Protestanten wurden hingerichtet, und unter ihnen Georg Wishart, ein unerschrockener Wahrheitszeuge, mit empörender Grausamkeit vor B.'s Augen verbrannt. Bald nachher verschworen sich zwei Glieder des Hauses Lesley, die B. beleidigt hatte, gegen ihn, und mit Andern verbündet, drangen sie im Mai 1546 in das Schloß zu St.-Andrews, wo er unter ihren Schwertern fiel. Einer der Verschworenen nannte die blutige That ausdrücklich die Rache für Wishart's Verfolgung. B.'s Tod war der Anfang des Falls der katholischen Kirche in Schottland.

Beattie (James), geb. 1735 zu Lawrencekirk in der Grafschaft Kincardine in Schottland, Professor der Moralphilosophie an der Universität zu Aberdeen, wo er 1803 starb, erwarb sich zuerst einen Namen durch seinen „Essay on truth" (Edinb. 1770; deutsch Lpz. 1777), worin er Hume's Skepticismus von dem philosophischen Standpunkte, den Locke zu dem gewöhnlichen in England gemacht hatte, in einer gefälligen Darstellung zu bekämpfen suchte, ohne seinem tiefdenkenden Gegner gewachsen zu sein. Nicht höher erhob er sich in seinen „Dissertations moral and critical" (Lond. 1783, 4.; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1789) und in den „Elements of moral science" (2 Bde., Lond. 1790—93). Sein erster poetischer Versuch, wozu „The judgment of Paris" (1765) gehört, erregten weniger Aufmerksamkeit als „The Minstrel" in zwei Büchern (1770—74), eine beschreibende Dichtung, die zwar nicht durch Originalität, aber durch gefällige Darstellung ausgezeichnet, B.'s Namen erhalten hat.

Beaucaire, kleine, wohlgebaute Handelsstadt Frankreichs mit 10,000 Einw., in Niederlanguedoc, jetzt im Departement des Gard, am rechten Ufer der Rhone, Tarascon gegenüber, wohin eine Schiffbrücke und unter dem Flusse ein Gang, aus der Römer Zeit, führt. Sie hat einen bequemen Hafen für Schiffe, welche aus dem sieben Stunden weit entfernten mittelländ. Meere stromaufwärts fahren, und ist berühmt wegen ihrer, 1217 von Raimund II., Grafen von Toulouse, gestifteten großen Messe, welche jährlich am 21. Jul. eröffnet wird und sieben Tage dauert. In frühern Zeiten, wo die Messe zu B. von allen Abgaben frei war, ward sie von Kaufleuten und Fabrikanten aus den meisten Ländern Europas, aus der Levante und selbst aus Persien und Armenien besucht, sodaß jede Waarengattung hier zu finden war, und für die Fremden Tausende von Hütten in einem naheliegenden Thale errichtet werden mußten. Doch die mehrfachen Abgaben, welche seit 1632 gefodert wurden, auswärtige Kriege, sowie die zu Marseille, Lyon und andern großen Städten errichteten Waarenlager haben ihre Wichtigkeit bedeutend geschmälert. Noch mehr sank der Handel in B. durch die Revolution; jetzt besteht er nur noch in Seide, Weinen, Öl, Mandeln und andern Südfrüchten, Specereien, Materialwaaren, Leder, Wolle und Baumwolle.

Beauharnais (François, Marquis de), geb. zu Rochelle am 12. Aug. 1756, war in der Nationalversammlung ein eifriger Vertheidiger der Bourbons. Mit Nachdruck widersetzte er sich dem Antrage seines jüngern Bruders, des Vicomte Alexander, daß man dem Könige den Oberbefehl der Armeen nehmen solle, und rief endlich aus: „Il n'y a point d'amendement avec l'honneur", weshalb man ihn le féal Beauharnais sans amendement nannte. Nebst dem Grafen d'Hervilly, dem Baron de Vioménil und Andern entwarf er 1792 den Plan zur abermaligen Flucht der kön. Familie; allein die Verhaftung seines Begleiters, des Baron Chambon, vereitelte die Unternehmung. In dem Heere des Prinzen Condé zum Generalmajor ernannt, schrieb er 1792 an den Präsidenten der Nationalversammlung, protestirte gegen das Gesetzwidrige des Verfahrens gegen den König, und erbot sich, unter den Vertheidigern desselben aufzutreten. Nachdem in der Folge die Kaiserin Josephine die Tochter des Marquis, ihre Nichte, mit dem Adjutanten des Kaisers, Lavalette, vermählt hatte, erhielt B. 1804 die Erlaubniß zurückzukehren. Napoleon gebrauchte ihn 1805 als Gesandten an die Königin von Etrurien und später am Hofe zu Madrid. Hier verband er sich 1807 mit dem Prinzen von Asturien (jetzt Ferdinand VII.) gegen den Friedensfürsten, weshalb er bei Napoleon in Ungnade fiel und verwiesen wurde. Erst nach der Wiedereinsetzung der Bourbons durfte auch er nach Frankreich zurückkehren und starb zu Paris am 10. Jan. 1819.

Beauharnais (Alexander, Vicomte de), Bruder des Vorigen, geb. 1760 auf der Insel Martinique, focht mit Auszeichnung unter Rochambeau im amerik. Freiheitskriege, zeichnete sich bei Hofe durch Talent und Liebenswürdigkeit aus und

heirathete eine begüterte Landsmännin, Josephine Tascher de la Pagerie. Beim Ausbruche der Revolution war B. Major und ward zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt. Hier machte er, als ein eifriger Vertheidiger der neuen Constitution, im Namen des Militaircomités mehre Anträge in philosophischem Sinne, wie z. B. für die Gleichheit der Strafen der Bürger und deren Wählbarkeit zu jeder Stelle im Staate. Bei der Flucht des Königs, am 21. Jun. 1791, war er Präsident der Versammlung. Darauf ging er als Generaladjutant zur Nordarmee, wurde 1792 Obergeneral der Rheinarmee und erhielt einen Ruf als Kriegsminister, den er ausschlug. In Folge der Decrete, welche die Adeligen von der Armee ausschlossen, zog er sich nach la Ferté-Beauharnais zurück. Hier sollte er „Bemerkungen über die Verbannung der Adeligen" herausgegeben haben, ward deshalb in das Carmelitergefängniß gebracht, obgleich man ihm nichts zur Last legen konnte, zum Tode verurtheilt und, nachdem er noch Tags vorher an seine Gattin geschrieben und sie gebeten hatte, für seine Kinder zu sorgen und seinen Namen wieder zu Ehren zu bringen, am 23. Jul. 1794 hingerichtet. Seine Witwe vermählte sich 1796 mit Napoleon Bonaparte (s. d.), sein Sohn Eugen war zuletzt Herzog von Leuchtenberg (s. d.), und seine Tochter Hortensia ward Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte (s. d.) von Holland.

Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de), geb. zu Paris 1732, Sohn eines Uhrmachers, der ihn für seine Kunst bestimmte. Er widmete sich anfangs mit Leidenschaft der Musik, durch die er den Grund zu einem dauernden Glücke legte, als er bei den Töchtern Ludwig XV. eingeführt ward, um ihnen Unterricht auf der Harfe und Guitarre zu geben, und bald Zutritt zu ihrer Gesellschaft erhielt. Reiche Heirathen verhalfen ihm zu einem bedeutenden Vermögen. Seinen etwas zweideutigen Ruf zu heben, strebte er nach literarischer Berühmtheit. Seine Schauspiele „Eugénie" und „Les deux amis" erschienen 1767 und 1770, aber nur das erste dieser Dramen erhielt sich auf der Bühne. Sein eigenthümliches Talent entwickelte sich in seinem Proceß gegen La Blanche und Goëzmann. Die Streitigkeiten des Ministeriums und der Gerichtshöfe theilten damals die Meinungen, oder vielmehr Alles vereinigte sich gegen das sogenannte Parlament Maupeou, dessen Mitglied Goëzmann war. B. schrieb gegen ihn seine berühmten „Mémoires" (Par. 1774, 4.), welche mit scharfer Logik die bitterste Satire verbanden. Hätte er die Thatsachen ruhig auseinandergesetzt, so würde er seinen Proceß ohne Aufsehen gewonnen haben, da er aber mit ebenso viel Gewandtheit als Muth die Leidenschaften in Anspruch nahm, so verlor er ihn. Jene „Mémoires" verschafften ihm einen Ruf, der selbst den auf jede Art des Ruhms eifersüchtigen Voltaire beunruhigte und B. eine Gunst des Publicums verschaffte, die allen seinen Werken eine vortheilhafte Aufnahme vorbereitete. Der „Barbier von Sevilla", der bald auf das erste Mémoire folgte, ein sehr unterhaltendes Intriguenstück, in welchem der Verf. auf eine eigenthümliche Weise die ältesten Theaterpersonnagen, schelmische Bediente und hintergangene Vormünder, verjüngte, und die „Hochzeit des Figaro" haben ihm einen dauernden Namen in den Annalen der franz. Bühne erworben. Kurz vor der Revolution ward er in den Proceß des Banquiers Kornmann verwickelt und fand in Bergasse einen Gegner, dessen Beredtsamkeit weit über das Talent erhaben war, welches Goëzmann zu Boden geschlagen hatte. B. verlor um diese Zeit einen Theil des öffentlichen Wohlwollens, und seine Oper „Tarare" (1787) verschaffte es ihm nicht wieder, noch weniger das werthlose Schauspiel „La mère coupable". B. fand nur noch einmal sein wahres Talent wieder in dem Mémoire: „Mes six époques", worin er die Gefahren erzählt, denen er in der ersten Zeit der Revolution ausgesetzt war. Schon über 60 Jahre alt, besaß er noch die ganze Kraft seiner Jugend; nichts als die Heiterkeit hatte er verloren. Während des amerik. Unabhängigkeitskrieges hatte er durch die den Amerikanern zugeführten Kriegsbedürfnisse sein Vermögen bedeutend

vermehrt, von welchem er stets einen edlen Gebrauch machte; aber nachdem er schon durch seine Ausgabe der Werke Voltaire's, deren sehr unvollkommene Ausführung keineswegs dem ungeheuern Kostenaufwande entspricht, fast eine Mill. verloren hatte, verlor er 1792 noch mehr durch das Unternehmen, 60,000 Flinten nach Frankreich zu schaffen, deren die Heere bedurften. Misvergnügt mit der Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, müde mit der Revolution und seinen Gläubigern über die Trümmer seines Vermögens zu streiten, starb er, ohne eigentlich krank gewesen zu sein, im Mai 1799. Eine Ausgabe seiner Werke erschien 1809 zu Paris in 7 Bdn. B. besaß eine feurige Einbildungskraft, die sich immer mit voller Energie ihres Gegenstandes bemächtigt, dabei aber so eindringenden Verstand, so treffende Beurtheilungskraft, so viel übersehende Klugheit, daß er seiner Einbildungskraft stets Herr bleibt. Neben diesen Eigenschaften wohnte in ihm ein so vollkommener Geschäftsgeist, daß das Verwickeltste ihn nur wie ein Spiel beschäftigte, und eine Thätigkeit, die Alles aufbot, um den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Gab ihm sein Verstand die Mittel an die Hand, so sicherten ihm sein Muth und seine Kraft den Erfolg, zumal da seiner Überredungskraft nicht leicht Jemand widerstand, seine Gleichheit der Laune ihn vor Verzagtheit bewahrte, beständige Gegenwart des Geistes ihn den geltenden Augenblick ergreifen, Festigkeit ihn beharren ließ, und ausgebreitete Welt- und Menschenkenntniß, List und Gewandtheit ihm zu Gebote standen. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung setzten. Sein zur Intrigue geneigter Geist trieb ihn daher zu den gewagtesten Unternehmungen, und er gefiel sich am meisten in den verwickeltsten, worin er freilich bisweilen zweideutig erscheint.

Beaumont (Francis) und John **Fletcher**, zwei in ihren dramatischen Leistungen innig verbrüderte Dichter. B. war 1585 auf dem Familiensitze seines Geschlechts Grace Dieu in der Grafschaft Leicester geboren, studirte zu Oxford und darauf eine Zeit lang zu London die Rechtswissenschaft und starb 1616. F., der Sohn des Bischofs von London, Richard F., wurde 1576 zu Peterborough, nach Andern zu London geboren und war einige Zeit in Cambridge, ohne sich einem wissenschaftlichen Berufe zu widmen, da die Dichtkunst ihn früh ausschließend beschäftigte. Er starb 1625 zu London an der Pest. Die Verbindung der beiden Dichter begann um 1605. Die Schauspiele, die unter Beider Namen (Lond. 1679, 1778 und zuletzt in 14 Bdn. 1812) erschienen, waren ihre gemeinschaftliche Arbeit, und nur die Überlieferung sagt, daß F. das erfindende Genie, B., dem phantasiereichern Mitarbeiter an Beurtheilungskraft überlegen, der ordnende und gestaltende Verstand in der Anlage und Ausführung des Plans gewesen sei, und diese Angabe wird auch dadurch wahrscheinlich, daß in dem dramatischen Idyll „The faithful shepherdess", F.'s alleiniger Arbeit, üppige Phantasie und lebhaftes Gefühl vorwalten. Nach B.'s Tode soll er bei seinen dramatischen Erzeugnissen **Shirley** (s. d.) zu Rathe gezogen haben. Shakspeare diente den beiden Dichtern zum Muster; sie lassen wie er pathetische und niedrig-komische Scenen miteinander abwechseln, aber die Absicht, ihr Vorbild zu überbieten, bringt zuweilen Mistöne hervor, wie es ihnen denn bei den ausgezeichnetsten Talenten nur an Mäßigung und Besonnenheit gefehlt zu haben scheint, um das Vollkommenste in ihrer Gattung zu leisten. Der Wunsch, dem Publicum, welches damals leichter Ausschweifungen als Schlaffheit vergab, zu genügen, führte sie von der reinen künstlerischen Ansicht ab; aber die genaue Kenntniß dieses Publicums und der Mittel, ihm zu gefallen, läßt sie mit Zuversicht auf dem gewagtesten Wege gehen, und dadurch ersetzen sie zum Theil, was an innerer Harmonie und Übereinstimmung ihnen abgeht. Am besten gelingen ihnen komische und possenhafte Scenen, minder die tragischen. Ihre Zeitgenossen zogen sie selbst Shakspeare vor, mit der Behauptung, daß durch sie erst die engl. Bühne den höchsten Gipfel erreicht habe. Die Nachwelt hat dieses Urtheil verworfen und Shakspeare die Palme zuerkannt.

Man erzählt von ihnen, daß sie Schenken und Wirthshäuser gern besuchten, um dort die menschlichen Charaktere zu studiren, und daß sie einst, als sie an einem solchen Orte über den Schluß eines Stücks gestritten, wobei der Eine auf der Ermordung des Königs, der Andere auf dem Gegentheile bestand, Beide verhaftet worden seien, weil man sie für Leute angesehen, die das Leben des Königs bedrohten. Das Lustspiel: „Stille Wasser sind tief", ist eine freie Bearbeitung ihres „Rule a wife and have a wife". K. L. Kannegießer hat eine Auswahl ihrer Schauspiele in einer deutschen Übersetzung gegeben.

Beaune, Stadt im ehemaligen Burgund, mit einem Schlosse, jetzt der Hauptort eines gleichnamigen Bezirks im Departement des Côte d'or, liegt in einer angenehmen Gegend unweit der Saone, am rechten Ufer des Bourgeoise. Sie hat 10,500 Einw., von denen ein großer Theil starken Handel mit Burgunder- und Champagnerweinen treibt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich ein vom Kanzler Rollin gestiftetes schönes Hospital aus.

Beaune (Florimond), ein trefflicher Mathematiker, geb. zu Blois 1601, diente in seinen jüngern Jahren beim Militair, und kaufte sich später eine Rathsstelle in seiner Vaterstadt, wo er auch als Hofgerichtsrath 1652 an der Gicht starb, die auch veranlaßte, daß zwei Jahre vor seinem Tode ihm ein Bein abgenommen werden mußte. B. war Jugendfreund des Descartes, und trug durch seine Arbeiten und Entdeckungen wesentlich zur Vervollkommnung der neuern analytischen Geometrie bei, die Descartes selbst zuerst in die Mathematik einführte. Man kann ihn gewissermaßen als den eigentlichen Gründer der Integralrechnung ansehen, da er zuerst die Natur der krummen Linien aus den Eigenschaften ihrer Tangenten abzuleiten suchte, während man sich vor ihm begnügte, die Eigenschaften dieser Tangenten für bereits gegebene Curven zu bestimmen. Auch beschäftigte er sich viel mit der Verbesserung der Fernröhre, deren er mehre von vorzüglicher Güte verfertigt haben soll. Die sogenannte **Beaune'sche Aufgabe**, welche er den Geometern vorlegte, wird jetzt noch unter diesem Namen in der Integralrechnung aufgeführt.

Bebung, in der Musik das abwechselnd stärkere und schwächere Angeben eines ununterbrochen ausgehaltenen Tons, welches durch menschliche Stimme, sowie auf Geigen- und Blasinstrumenten möglich ist und im Gesang den Ausdruck sehr unterstützen kann. Über den Noten wird es durch Punkte bezeichnet. Andere verstehen unter Bebung auch das **Tremoliren**, die zitternde Bewegung mehrer Töne.

Beccaria (Giovanni Battista), geb. 3. Oct. 1716 zu Mondovi, ging 1732 nach Rom, wo er studirte, dann Grammatik und Rhetorik lehrte und zu gleicher Zeit sich dem Studium der Mathematik widmete. Nachdem er zu Palermo und dann zu Rom Philosophie gelehrt hatte, berief ihn der König von Sardinien, Karl Emanuel, als Professor der Physik an die Universität zu Turin. Um jene Zeit war die Elektricität durch Franklin's und Anderer Versuche ein Gegenstand allgemeinen Interesses geworden, und B. schrieb „Dell' elettricismo naturale ed artifiziale" (Turin 1753, 4.). Die Versuche, die dieses Werk über die atmosphärische Elektricität enthält, sind so mannichfaltig, daß Priestley in seiner „History of electricity" (Lond. 1767) behauptet, B.'s Arbeit übertreffe weit alle andere, die vor und nach ihm über diesen Gegenstand geschrieben worden seien. Die Akademien in London und Bologna nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Unter mehren andern werthvollen Schriften B.'s über diesen Gegenstand ist die wichtigste und vollständigste „Dell' elettricismo artifiziale" (Turin 1772, 4.), die auch durch Franklin ins Englische übersetzt wurde. B. hatte 1759 vom Könige den Auftrag erhalten, einen Grad des Meridians in Piemont zu messen. Er begann die Messung 1760, gemeinschaftlich mit dem Abt Canonica, und machte das Resultat derselben unter dem Titel „Gradus Taurinensis" (Turin 1774, 4.) bekannt. Veranlaßt durch die Zweifel Cassini's gegen die Genauigkeit seiner Messung, schrieb er bald darauf

„Lettere d'un Italiano ad un Parigino", und zeigte darin, welchen Einfluß man der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels einräumen müsse. Da sein Geist unablässig der Wissenschaft zugewendet war, so ließ er sich oft kleine Verletzungen des Wohlstandes zu Schulden kommen, allein dadurch minderte sich keineswegs die Achtung, welche man allgemein ihm zollte. B. starb zu Turin am 27. Apr. 1781.

Beccaria (Cesare Bonesano, Marchese di), geb. zu Mailand 1735, nach Andern 1738, ward früh durch die Schriften Montesquieu's, Helvetius' und Anderer, die er eifrig las, zur Entwickelung seines philosophischen Talents angeregt und nachher durch seine, von edlem Feuer für die Menschheit zeugende Schrift: „Dei delitti e delle pene", die zuerst anonym (Monaco 1764) und dann öfter, auch in mehren, besonders deutschen Übersetzungen, z. B. von Hommel und Bergk (Lpz. 1798), erschien, als philosophischer Schriftsteller rühmlich bekannt. Veranlaßt durch die Härten und Misbräuche der Criminaljustiz seiner Zeit trat B. in diesem Werke gegen dieselben auf und bestritt mit der Beredtsamkeit des Gefühls und einer lebendigen Einbildungskraft die Todesstrafe und Tortur. Für die Sache war durch dieses Werk gewonnen, daß man nun desto eifriger auf eine festere und wissenschaftlichere Begründung des peinlichen Rechts, als das trügliche Gefühl sein kann, hinzuarbeiten aufgefodert, und der Abscheu gegen unmenschliche Strafen allgemeiner verbreitet wurde. Schon Kant zeigte jedoch die Schwäche der Gründe, welche B. gegen die Todesstrafe angeführt hatte; allein mit Unrecht beschuldigte er ihn, den die edelsten Bewegungsgründe, „Liebe für die Wissenschaften, Liebe für Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menschen, als Sklaven so vieler Irrthümer und Vorurtheile" belebten, „einer theilnehmenden Empfindelei aus affectirter Humanität". In jedem Falle hat sich B. durch dieses Werk in Europa den Ruf eines Menschenfreundes erworben. Übrigens ist er noch durch eine philosophische Sprachlehre und Theorie des Styls: „Ricerche intorno alla natura dello stilo" (Mail. 1770), und als Verfasser mehrer guten Abhandlungen über den Styl, den rednerischen Schmuck u. s. w., in der von ihm in Verbindung mit seinen Freunden Visconti, Veri und Andern herausgegebenen ital. Zeitschrift „Il caffe" in seinem Vaterlande bekannt. Er war seit 1768 Lehrer der Staatswirthschaft zu Mailand und starb daselbst im Nov. 1793.

Becher (Joh. Joach.), Verfasser der ersten Theorie der Chemie, geb. 1625 zu Speier, war nach dem frühen Tode seines Vaters genöthigt, durch Unterricht sich und seine Familie zu erhalten. Sein Eifer und seine großen Anlagen überwanden alle Hindernisse. Er erwarb sich ausgebreitete Kenntnisse in der Medicin, Physik, Chemie und selbst in der Politik und Staatsverwaltung, ward Professor in Mainz, später kais. Hofrath in Wien und erster Leibarzt des Kurfürsten von Baiern. In Wien, wo er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und den Plan zu einer indischen Handelsgesellschaft entworfen hatte, fiel er in Ungnade, begab sich von da nach Mainz, hielt sich in München, Würzburg, Harlem und andern Städten auf, und endigte 1682 sein unruhiges Leben in London. Er hatte viele Feinde, und man beschuldigte ihn nicht ganz mit Unrecht der Marktschreierei; doch ist sein Verdienst um die Chemie bleibend. Er war der Erste, der sie der Physik näher brachte und in beiden Wissenschaften die Ursachen aller unorganischen Erscheinungen in der Welt suchte. Dies ist der Zweck seiner wichtigen „Physica subterranea" (Frankf. 1669). Zugleich fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; er suchte eine Grundsäure, von der alle andern nur Abarten wären. Auch den Proceß des Verbrennens untersuchte er. Er lehrte, jedes Metall bestehe aus einem allen gemeinschaftlichen erdigen Stoffe, aus einem gleichfalls identischen verbrennlichen Principe und aus einer eigenthümlichen merkurialischen Substanz. Erhitze man ein Metall, sodaß es seine Gestalt verändere, so entbinde man die merkuriale Substanz, und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin liegt der erste Keim

der von Stahl weiter ausgeführten Theorie, die bis auf Lavoisier galt. B.'s zahlreiche Schriften sind noch jetzt nicht ohne Interesse. Vgl. Bucher's „Leben B.'s" (Nürnb. 1782).

Bechstein (Joh. Matthäus), ein hochverdienter Forstmann, geb. 11. Jul. 1757 zu Waltershausen im Herzogthume Gotha. Jagd und Wald waren von frühester Jugend an sein Element, und er legte dadurch den Grund zu den Studien, die später seinen Ruf begründeten. Nach dem Willen seines Vaters besuchte er das Gymnasium zu Gotha und studirte vier Jahre lang Theologie zu Jena, ohne seine Lieblingsstudien aufzugeben. Salzmann berief ihn 1785 als Lehrer nach Schnepfenthal; allein zuvor machte er eine Reise, lernte in Dessau nicht nur die berühmten Jagden und Jagdmethoden, sondern in den flachen Gegenden eine Menge Sumpf- und Wasservögel kennen, wozu er vorher keine Gelegenheit gehabt hatte, und diese Reise brachte ihn zu dem Entschlusse, die Forst-, Jagd- und Naturkunde zum Hauptberuf seines Lebens zu machen. Er schrieb hierauf das in diesem Fache classische Hauptwerk, die „Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands" (4 Bde., Lpz. 1789—95), wo er besonders als Meister in der Ornithologie dasteht. Da er hierin Jagd und Fang der Thiere sorgfältig und nach eignen Erfahrungen berücksichtigte, so erwarb sie ihm die Bekanntschaft aller denkenden Forstmänner Deutschlands, vorzüglich Wangenheim's und Burgsdorf's, welcher Letztere ihm den Lehrbrief als geprüftem Forstmanne ertheilte. B. erkannte das Bedürfniß besserer Bildungsanstalten, beschloß die Errichtung einer solchen, reichte den dazu entworfenen Plan 1791 bei dem Herzog ein und beschloß, da dies ohne Erfolg war, ihn in Waltershausen auf eigne Hand auszuführen. Kaum war seine Ankündigung erschienen, so strömten ihm die Söhne der angesehensten Männer zu. Der Unterricht konnte schon 1794 beginnen und die Anstalt im folgenden Jahre eröffnet werden. Zu gleicher Zeit stiftete er die Societät für Forst- und Jagdkunde, von deren nützlicher Wirksamkeit die „Annalen" und die Zeitschrift „Diana" Beweise enthalten. Gleichwol konnte B. für seine Anstalt nicht die mindeste Unterstützung von Seiten der Regierung erhalten, sondern hatte sogar noch Hindernisse zu bekämpfen. Dies bewog ihn 1800 den Antrag des Herzogs Georg von Meiningen anzunehmen und als Director der neu zu gründenden Forstakademie **Dreißigacker** (s. d.) in dessen Dienste zu treten. Durch ihn ward diese Akademie eine der vorzüglichsten Forstlehranstalten Deutschlands. B. starb zu Dreißigacker 1822. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir als die wichtigsten die „Forstinsectologie" (3 Bde., Gotha 1818); die „Forstbotanik" (Erf. 1810, 4. Aufl. 1821); und vor Allem die „Forst- und Jagdwissenschaft nach allen ihren Theilen" (5 Bde., Erf. 1818—21), die von Laurop fortgesetzt wurde.

Bechteltag nennt man in der Schweiz den zweiten Tag im Jahre, von dem altdeutschen Worte „becheln", sich gütlich thun. Wie so viele Gebräuche noch aus der Zeit des Heidenthums sich erhalten haben, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß dieser Festtag ein Überbleibsel der Saturnalien sei, welche bei den Römern um diese Zeit begangen wurden.

Beck (Christian Daniel), einer der bedeutendsten Literatoren, Archäologen, Philologen und Historiker der neuern Zeit, geb. zu Leipzig am 22. Jan. 1757, wo er studirte und seit dem 8. Mai 1779 durch seine vielseitigen und gehaltvollen Vorlesungen im Fache der Exegese, Philologie, Archäologie, allgemeinen und Kirchengeschichte der Universität daselbst, sowie durch praktische Übungen und Disputatorien dem Vaterlande und den gelehrten Studien in Deutschland überhaupt mit ununterbrochenem Fleiße genützt hat. B. ward 1785 Professor der griech. und lat. Sprache, 1803 kön. sächs. Hofrath, und erhielt 1809 das Directorium des aus der von ihm gestifteten philologischen Gesellschaft entstandenen kön. philologischen Seminars, das er bis an seinen Tod mit großer Umsicht leitete. Die Professur der Geschichte, welche er seit 1815 hatte, vertauschte er 1825 wieder mit der der griech.

und röm. Literatur. Bei seinem Magisterjubiläum am 21. Febr. 1828 erhielt er vom In- und Auslande vielfache Beweise dankbarer Verehrung; unter Andern aus Erlangen durch Übersendung des Diploms als Doctor der Theologie. Am 8. Mai 1829 feierte er sein Jubiläum als akademischer Lehrer. Er starb am 13. Dec. 1832, nachdem er seit dem Constitutionsfeste, zu dessen Feier am 4. Sept. 1832 er noch durch ein gehaltvolles Programm eingeladen hatte, abwechselnd zwar gekränkelt, jedoch seine akademische Thätigkeit erst in den letzten Wochen seines Lebens unterbrochen hatte. Alle Zeit, welche ihm seine vielfachen akademischen Ämter und Würden, die er bekleidete, und das Censoramt, welches er mit Ängstlichkeit handhabte, übrig ließen, wandte er der alten Literatur zu und es werden seine zahlreichen literarischen, historischen, archäologischen und philologischen Werke, von denen mehre unvollendet sind, stets in hohem Werthe bleiben. Wir erwähnen seine Ausgaben der alten Classiker, z. B. des Pindar, Apollonius, Euripides, Aristophanes, Calpurnius; seine lehrreichen Programme über historische und archäologische Gegenstände; sein reichhaltiges geschichtliches Werk: „Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte" bis zur Entdeckung von Amerika (4 Bde., Lpz. 1787—1807, des 1. Bds. 1. Abth. 1813 in einer umgearbeiteten Ausgabe); seinen „Grundriß der Archäologie zur Kenntniß der Geschichte der alten Kunst" (Lpz. 1816), seine Übersetzungen von Muradgea d'Ohsson's „Schilderung des ottoman. Reichs" (2 Bde., Lpz. 1788—96), Ferguson's „Geschichte der röm. Republik" (3 Bde., Lpz. 1784—87), Goldsmith's „Geschichte der Griechen" (2 Bde., Lpz. 1792, 2. Aufl. 1816), und seine „Commentarii historici decretorum religionis Christianae et formulae Luther." (Lpz. 1800), welche alle von ungemeiner Belesenheit und seltener Schärfe und Feinheit des kritischen Urtheils zeugen. Seit 1819 redigirte er das „Allgem. Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur", dessen Redaction nach B.'s Tode Professor Pölitz übernahm. Erinnerungen aus seinem Leben gab B. selbst in einem Programme 1828.

Becken heißt, in seiner anatomischen Bedeutung, die am untern Theile des Unterleibs bei Menschen und Thieren befindliche, aus vier Knochen zusammengesetzte, oben völlig offene, unten unterbrochene und bis auf die Steißbeine meist unveränderliche Höhle. Auswendig ist dieselbe rundlich, oben breiter, unten schmaler. Im Stehen ruht es auf dem dicksten Theile des Hüftbeins, im Sitzen auf dem Sitzknorren. Das ganze Becken ist auf den Schenkeln beweglich, daher steigt das Hüftbein beim Gehen in die Höhe, und zwar allemal auf der Seite, mit welcher man sich auf den Schenkel stützt; es sinkt hingegen zugleich mit dem Rumpfe auf der Seite, auf welcher der Fuß aufgehoben und fortgesetzt wird. Die Wände der Beckenhöhle sind eben, glatt und mit Fleisch bedeckt. Eine fast in der Mitte des Beckens hervorragende Querlinie theilt dasselbe in zwei Theile, wovon der eine das obere oder große, der andere das untere oder kleine Becken genannt wird. In wohlgebauten Personen von mittler Größe beträgt der Durchmesser des großen Beckens oder die Entfernung der einen Spitze des Hüftknochens von der andern beim männlichen Geschlechte neun, beim weiblichen elf Zoll. Daß das Becken bei den Menschen wegen ihres grade aufgerichteten Körpers eine andere Richtung haben müsse als bei Thieren, liegt in der Natur der Sache. In dem Becken liegen ein Theil der dünnen Gedärme, der Mastdarm, die Urinblase, die innern Zeugungswerkzeuge, die großen Nerven und Blutgefäße der untern Gliedmaßen und viele Saugadern mit ihren Drüsen. Vgl. Creve, „Vom Bau des weiblichen Beckens" (Lpz. 1794, 4., mit Kupfern). — In der Musik sind **Becken** messingene Schlaginstrumente, die keinen eigentlichen Ton, sondern nur einen durchdringenden Schall geben, der zuweilen von guter Wirkung ist. Vorzüglich werden sie bei der Janitscharenmusik gebraucht, weshalb sie auch türk. Becken heißen oder Cinellen (piatti). Die besten bezieht man auch jetzt noch aus der Türkei.

Becker (Wilh. Gottlieb), geb. 4. Nov. 1753 zu Oberkallenberg im Schön-

burgischen, gest. 3. Jun. 1813 zu Dresden als Hofrath und Inspector der Antikengalerie, hat sich als angenehmer Erzähler und Kunstkenner bekannt gemacht. B. studirte von 1773—76 in Leipzig. Er ging 1776 als Lehrer an das Philanthropin nach Dessau, und im nächsten Jahre nach Basel. Hier, in Mecheln's Umgang, bildete sich sein Geschmack an Kupferstichen und seine Kenntniß alter Meister. Er bereiste hierauf die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Oberitalien. Die auf dieser Reise gemachte Bekanntschaft Girardin's veranlaßte ihn, dessen Schrift über die Verschönerung ländlicher Wohnungen zu übersetzen. Auch bekam er von diesem das Bruchstück aus Rousseau's noch geheim gehaltenen Bekenntnissen über den Banddiebstahl, durch dessen Mittheilung er Wieland so heftig erzürnte, daß er sich in einem eignen Schreiben deshalb rechtfertigen mußte. Hans Holbein's Malereien und satirische Einfälle hatten B. in Basel vielfach beschäftigt. Eine Folge davon war eine neue Ausgabe von des Erasmus „Lob der Narrheit" (Bas. 1780 und Berl. 1781), sowol im Original, als in einer Übersetzung, mit den Holbein'schen Federzeichnungen dazu, aufs Neue in Kupfer gestochen. B. erhielt 1782 die Stelle eines Professors der Moral und Geschichte bei der Ritterakademie in Dresden, welcher er bis 1795 vorstand, worauf er die Aufsicht über die Antikengalerie und das Münzcabinet und seit 1805 auch über das grüne Gewölbe erhielt, die er bis zu seinem Tode verwaltete. Früh schon war B. als Schriftsteller aufgetreten. Gern wurden damals seine „Briefe an Elise", und die „Episteln an Gärtner" gelesen. Früchte seiner Kunststudien waren die Übersetzung von Bardon's „Costume der ältesten Völker" (Lpz. 1776); und seine Schrift „Vom Costume an Denkmälern" (Lpz. 1776). Mäßige Amtsgeschäfte erlaubten ihm auch später mannichfaltige schriftstellerische Unternehmungen. Um die Lesewelt erwarb er sich ein wesentliches Verdienst durch die Herausgabe des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen" (Lpz. 1794—1815), und durch eine Sammlung Erzählungen, unter dem Titel: „Erholungen" (Lpz. 1796—1810) und: „Neue Erholungen" (1808—10). Auch verdienen sein „Taschenbuch für Gartenfreunde" (Lpz. 1795—1800), seine „Garten- und Landwirthschaftsgebäude" (4 Hefte, Lpz. 1798 fg., Fol.), und die beiden Werke: „Der plauensche Grund bei Dresden, mit Hinsicht auf Naturgeschichte und schöne Gartenkunst" (Nürnb. 1799, 4.), und „Das seifersdorfer Thal" (4 Hefte, Lpz. 1800, 4.) rühmliche Erwähnung. In einer besondern Schrift zeigte B., wie das plauensche Thal durch Hinzutritt der Kunst in einen großen Naturgarten umgeschaffen werden könne. Großen Beifall erhielt sein prachtvoll ausgestattetes „Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend", auf 154 Kupfertafeln nebst einem erläuternden Texte (2 Bde., Dresd. 1805—9, 2. wohlfeile Aufl., Lpz. 1832 fg.). Auch die Schätze des dresdener Münzcabinets gedachte B. in einem eignen Werke bekannt zu machen, und gab vorläufig „Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen mit historischen Erläuterungen" heraus, welches Werk in Ansehung der Genauigkeit der Münzabbildungen Alles übertraf, was bis dahin in dieser Art erschienen war. Vgl. „Becker's Leben" von Hasse, in Kind's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" (1815).

Becker (Rud. Zachar.), Begründer des „Allgemeinen Reichsanzeigers", geb. zu Erfurt 1751, ward 1782 Lehrer am Erziehungsinstitut zu Dessau, ließ sich 1783 in Gotha nieder und begründete eine Buchhandlung. Durch rastloses Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit bildete er sich zu einem weltbürgerlichen Volksschriftsteller, und steht in dieser Hinsicht sowol durch seine vielfachen schriftstellerischen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, sondern auch unter den höhern Classen gestiftet hat, vielleicht einzig vor allen deutschen Schriftstellern da. Mehr als 30 Jahre lang war er bemüht, Grundsätze echter Lebensweisheit in den untern Volksclassen zu verbreiten. Unter seinen schriftstellerischen Unternehmungen zu diesem Zwecke steht das „Noth- und Hülfsbüchlein" (Bd. 1, Gotha 1787, Bd. 2, 1798), in welchem er das Beispiel einer

zweckmäßig geleiteten Selbstbildung einer vorher verwilderten Dorfgemeinde aufstellt, dem sich das „Mildheimische Liederbuch" (Gotha 1799) anschließt, oben an, von welchem erstern, nach B.'s eigner Angabe, binnen 25 Jahren eine Mill. Exemplare gedruckt und nachgedruckt worden sind. Dieser beispiellose Absatz bezeugt die richtige Ansicht des Verfassers und die Zweckmäßigkeit seines Werkes. Nicht minder verdienstlich ist sein „Allgemeiner Reichsanzeiger", der 1791 begann, 1806 wegen der veränderten Lage Deutschlands den Titel: „Allgemeiner Anzeiger der Deutschen" erhielt, und noch jetzt unter Hennicke's Leitung besteht. Auch die „Nationalzeitung der Deutschen", welche 1797 an die Stelle der „Zeitung für die Jugend" trat, die 1784 begonnen hatte, bewährte die lobenswürdige Absicht und den rastlosen Eifer, mit welchem B. für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu wirken strebte. Ein unbekannter Anlaß, wahrscheinlich irgend ein freimüthiges Wort im „Allgemeinen Anzeiger", machte B. der franz. Regierung verdächtig, gewaltsamerweise ward er am 30. Nov. 1811 von Gotha nach Magdeburg gebracht, und erst auf Verwendung des Herzogs von Gotha bei Napoleon seiner Familie wiedergegeben. Während seiner Gefangenschaft unterwarf er das „Noth- und Hülfsbüchlein" einer gänzlichen Umarbeitung (Gotha 1814; neue Aufl. 1825). B. war seit 1802 fürstl. schwarzburg.-sondersh. Hofrath und starb 1822.

Becket (Thomas), berühmt unter dem Namen Thomas von Canterbury, geb. zu London 1119, studirte Theologie zu Oxford, Paris, und später die Rechte zu Bologna, worauf ihn der König Heinrich II., auf Empfehlung Theobald's, Erzbischofs von Canterbury, zum Großkanzler und zum Lehrer seines Sohnes ernannte. Auf diesem Posten war B. ebenso sehr bemüht, sich bei dem Volke durch seine Freigebigkeit, als durch unbegrenzte Ergebenheit bei dem Könige beliebt zu machen, sodaß dieser, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde, allen seinen Einfluß anwendete, die Wahl zu dieser hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf B. zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er sich von einer dem König höchst unerwarteten Seite zeigte. Von dem höchsten Wohlleben ging er plötzlich zu der Strenge des andächtigsten Geistlichen über und trat zugleich als eifrigster Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König auf, während er zugleich mehre Adelige und andere Laien, welche ehemalige Kirchengüter besaßen, verfolgte und mit dem Bann belegte. Heinrich, welcher, wie alle Könige normannischen Stammes, die Geistlichkeit dem Staate zu unterwerfen strebte, berief eine allgemeine Versammlung des Adels und der Geistlichkeit nach Clarendon, wo mehre die Rechte der Staatsgewalt festsetzende Verordnungen gemacht wurden, denen sich B., unvermögend zum Widerstande, anfänglich unterwarf. Als aber der Papst ihnen seine Genehmigung versagte, trat B., ungeachtet seines geleisteten Eides, laut dagegen auf; Heinrich, um sich an dem Meineidigen zu rächen, ließ ihn verurtheilen, seine Güter einziehen, die Einkünfte des Erzbisthums mit Beschlag belegen, und B. entfloh nach Frankreich. Er blieb unbeugsam, und Heinrich, dem daran lag, sich mit ihm auszusöhnen, ließ sich zu einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm auf der Grenze der Normandie herab. B. kehrte zwar nach England zurück, zeigte sich aber ebenso trotzig gegen die kön. Gewalt als zuvor. Eine Äußerung des Unwillens, die der König einst vor seinem Hofe darüber fallen ließ, bestimmte vier Edelleute, sich zur Rache zu verbinden. Sie begaben sich nach Canterbury, und ermordeten dort B., der sich zur Vesper in die Kirche begeben hatte, 1170 am Fuße des Altars. Die Mörder gingen nach Rom, und als sie dort Buße gethan, ward ihnen gestattet, durch eine Wallfahrt nach Palästina ihr Verbrechen zu sühnen. Nur mit vielen Opfern gelang es dem König, den furchtbaren Bannstrahl, der für B.'s Ermordung England drohte, abzuwenden; B. aber ward zwei Jahre darauf, als ein Märtyrer des Glaubens, unter die Heiligen vom ersten Range versetzt. Heinrich III. ließ 1221 B.'s Gebeine in eine eigne Kapelle bringen, wohin Gläubige in großer An-

zahl Wallfahrten machten, deren Andenken Chaucer (s. d.) in seinen „Canterbury tales" aufbewahrt hat. Jährlich ward ein großes Fest, und alle funfzig Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach seiner Trennung von der röm. Kirche sich des reichen, in B.'s Kapelle aufgehäuften Schatzes bemächtigte, den Heiligen vor seinen Gerichtshof laden, und da er ausblieb, als Verräther verurtheilen ließ. Sein Name ward aus dem Kalender gestrichen, die Feier seines Festes untersagt, seine Gebeine wurden verbrannt und in die Winde gestreut.

Beckmann (Joh.), geb. zu Hoya 1739, besuchte die Schule in Stade und studirte hierauf in Göttingen nach dem Willen seiner Mutter, da der Vater ihm früh schon gestorben war, Theologie. Allein seit 1759 änderte er seinen Entschluß und wendete sein Studium auf Naturwissenschaft und deren nützliche Anwendung für Volks- und Staatswirthschaft. Auf den Antrag des Geographen Büsching nahm er 1763 die Stelle eines Professors der Physik und Naturgeschichte am lutherischen Gymnasium zu Petersburg an; als aber Büsching Petersburg verließ, legte auch B. seine Stelle 1765 nieder und machte eine Reise nach Schweden, um sich eine genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und ihrer Bearbeitung zu verschaffen. In Upsala genoß er längere Zeit Linné's Umgang und Unterricht. Auf Büsching's Empfehlung ward er 1766 Professor der Philosophie und 1770 ordentlicher Professor der Ökonomie in Göttingen, wo er am 4. Febr. 1811 starb. Wir verdanken ihm mehre schätzbare Werke über Naturwissenschaft und Landwirthschaft, welche letztere er zuerst in wissenschaftlicher Form bearbeitete; hier erwähnen wir blos: „Grundsätze der deutschen Landwirthschaft" (Gött. 1769, 6. Aufl. 1806), „Anleitung zur Technologie" (5. Aufl., Gött. 1809), und von seinen andern Schriften die „Beiträge zur Geschichte der Erfindungen" (5 Bde., Lpz. 1780—1805).

Beda, mit dem Beinamen Venerabilis, der Ehrwürdige, ein angelsächs. Mönch und Schriftsteller, geb. 673 zu Girvy im Bisthum Durham. Schon in seinem siebenten Jahre kam er in das St.-Peterskloster zu Wearmouth. Hier erhielt er den ersten Unterricht, studirte daselbst, ward 691 Diakonus, 702 Presbyter und starb 735, ohne das Kloster je verlassen zu haben. Er hatte Alles gelesen und gelernt, was man zu seiner Zeit in lat. Schriftstellern lesen und lernen konnte. Unter seinen Schriften, die sämmtlich in lat. Sprache geschrieben sind und sich über Grammatik, Rhetorik, Mathematik, Physik, Chronologie, Geschichte, Bibelerklärung u. s. w. verbreiten, ist für uns von der größten Wichtigkeit die „Historia ecclesiae gentis Anglorum" (beste Ausg., Cambridge 1722), welche die politische und kirchliche Geschichte Englands von Cäsar's Landung bis zum Könige von Northumberland Ceolulf, 731 n. Chr. umschließt. B.'s „Chronikon" ist vorzüglich darum merkwürdig, weil er darin zuerst die christliche Zeitrechnung nach der Bestimmung des röm. Abtes Dionysius des Kleinen zum Grunde legte, und dieselbe dadurch im Occident einführte. Auch verdanken wir ihm die Beschreibung des verlorenen Dionysianischen Cyklus (Ostertafel). Aus seinen philosophischen Compendien, die er aus Cicero, Boëthius und Augustinus zusammentrug, haben Alcuin und Spätere geschöpft. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zuerst Par. 1521 (3 Bde., Fol.), die beste zu Basel 1583 (8 Bde., Fol.).

Beddoes (Thomas), Arzt und Schriftsteller, geb. 1760 zu Shiffnal in Shropshire, gest. zu Bristol 1808. Von seinem Großvater erzogen, machte er schon auf der Schule glänzende Fortschritte in den classischen Studien; auch auf der Universität Oxford, später zu Edinburg, zeichnete er sich nicht allein durch gründliche Kenntniß der alten Literatur, sondern auch durch eine seltene Bekanntschaft mit den neuern Sprachen aus. Vor Allem aber zogen ihn die großen Entdeckungen in der Naturlehre, der Chemie und Physiologie an. B. ward 1786 erster Professor der Chemie zu Oxford und reiste im folgenden Jahre nach Frankreich, wo er vorzüglich in Paris durch Lavoisier die neuern Grundsätze der Chemie kennen lernte. Nach seiner Rückkehr schrieb er einige treffliche chemische Abhandlungen und Beobachtun-

gen über den Skorbut, den Blasenstein u. s. w. Bald aber fesselte ihn die glänzende Außenseite der franz. Revolution dergestalt, daß er, um seinen Sinn für Freiheit durch nichts beschränkt zu sehen, 1792 seine Stelle niederlegte und sich aufs Land zu einem seiner Freunde, Reynolds, begab. Hier arbeitete er seine Bemerkungen über das Wesen der Mathematik aus, worin er zu beweisen sucht, daß diese Wissenschaft auf der Evidenz der Sinne, und die Geometrie auf Experimenten beruht, sowie mehre patriotische Flugschriften. Dann erschien seine „Geschichte des Isaak Jenkins", die darauf berechnet war, der arbeitenden Classe Lebensregeln und Sittenlehren in anziehendem Gewande mitzutheilen. Von dieser trefflichen Volksschrift wurden in kurzer Zeit über 40,000 Exemplare verkauft. Nachdem er 1794 sich verheirathet hatte, machte er den Plan einer Anstalt, durch künstliche Luftarten mehre Krankheiten, besonders die Schwindsucht, zu heilen. Durch Wedgwood's Unterstützung gelang es ihm, diese Anstalt 1798 eröffnen zu können. Er nahm als Aufseher des Ganzen einen jungen Mann, Humphry Davy (s. d.), an, dessen nachmaliger Ruhm hier gegründet ward. Indeß zeigte sich, daß der Hauptzweck der Anstalt nicht erreicht werden konnte, und B.'s Eifer erkaltete endlich so sehr, daß er ein Jahr vor seinem Tode sich gänzlich zurückzog, nachdem er eine Menge gründlicher Schriften über die Anwendung künstlicher Luftarten herausgegeben hatte. In den spätern Jahren seines Lebens erwarb er sich den Ruf des geachtetsten medicinischen Volksschriftstellers in Großbritannien, insbesondere durch seine „Hygiea" (3 Bde., Bristol 1802), ein gemeinnütziges Werk, das sich auch durch eine gute Darstellung empfiehlt.

Bedeckter Weg heißt die äußerste Umwallung einer Festung, jenseit des Grabens und der Außenwerke, mit einer sich in das Feld verlaufenden Brustwehr (Glacis) zu Unterstützung und Aufnahme der Ausfälle; er ward zuerst gegen die Mitte des 16. Jahrh. bei dem Schlosse von Mailand angebracht und dann überall nachgeahmt. In dem niederl. Unabhängigkeitskriege fing man an, ihn auch zur Vertheidigung zu benutzen und versah ihn mit Auftritten für die Schützen, umschloß ihn auch mit einem Vorgraben. Bald fügte man auch Palisaden hinzu, die anfangs auf dem Kamme des Glacis standen; da sie hier aber dem feindlichen Geschütz zu sehr ausgesetzt waren, wurden sie später noch weiter vorgerückt und durch ein zweites, vorgelegtes Glacis gedeckt. Weil man zugleich anfing, einen höhern Werth auf die Vertheidigung des bedeckten Weges zu legen, brach man seine dem Graben gleichlaufenden, langen Linien und bildete die sogenannten Waffenplätze (places d'armes), um Truppen darin aufzustellen und die langen Schenkel zu bestreichen, zu welchem Zwecke man auch Querwälle, Palisadenabschnitte, bombenfeste Caponieren und mit Kanonen besetzte Reduits darin anbrachte.

Bedingung, im Allgemeinen jede Voraussetzung, unter der etwas Anderes vorgestellt wird; so redet man von einer logischen Bedingung, d. i. die Voraussetzung, unter welcher man etwas von einem Begriffe aussagt oder urtheilt, und von der realen Bedingung, unter welcher ein Ereigniß, eine Begebenheit wirklich wird. Für beide Arten von Bedingungen gilt das logische Gesetz: Ist die Bedingung gesetzt, so ist damit auch das Bedingte anzunehmen, und ist das Bedingende aufgehoben, so ist es auch das Bedingte. Aus der erstern entspringen die logisch bedingten Sätze und Schlüsse. In metaphysischer Hinsicht setzt z. B. die Veränderung der Eigenschaften und Zustände etwas Beharrliches voraus, an dem sie erscheinen; eine Begebenheit, eine Ursache, woraus sie entsteht, und das Zugleichsein der Dinge ihre Wechselwirkung. Hier ist das Beharrliche der Grund, welcher vorausgesetzt werden muß, wenn etwas wechselt; Ursache der Grund, woraus das Entstehen eines andern Dinges begriffen wird. Die Philosophie nennt sie daher Bedingungen, conditiones sine quibus non. Nicht jede Bedingung ist also Ursache, vielmehr ist die Bedingung oft nur ein mitwirkender Umstand einer an sich ungewissen Voraussetzung, unter der etwas Grund oder Ursache wird, weshalb

auch Das, was aus ihr folgt, nur bedingt nothwendig genannt wird. Was keine Bedingung hat, ist das Unbedingte. Die kritische Philosophie nimmt daher drei Arten des Unbedingten an, das Unbedingte der Inhärenz, der Dependenz und der Concurrenz, Seele, Gottheit und Welt. Da aber nur die Gottheit überhaupt als ohne alle Bedingung außer ihr zu denken ist, so ist sie allein das wahre Unbedingte, das Absolute. — **Bedingung** in juristischer Beziehung heißt das Verknüpfen eines Rechts, der Erwerbung oder des Bestehens desselben mit dem Eintreten oder Ausbleiben irgend eines Ereignisses oder eines Thuns, einer Leistung von irgend einer Seite. Die Bedingung ist nicht zu verwechseln mit manchen andern Bestimmungen der rechtlichen Verhältnisse, mit der Zeit, in welcher etwas erfüllt werden soll, mit Beschränkungen und Zwecken. Aufschiebend ist die Bedingung (suspensiv), wenn ein Geschäft nicht eher verbindlich, ein Recht nicht eher erworben werden soll, bis die Bedingung eintritt; auflösend (resolutiv), wenn das Geschäft zurückgehen, das Recht aufhören soll, sobald sie eintritt. Unmöglich ist die Bedingung nicht nur, wenn sie den Naturgesetzen, sondern auch wenn sie dem Rechte, der Religion und den guten Sitten zuwiderläuft (physisch, moralisch unmöglich). Zu etwas Unsittlichem kann sich niemand verpflichten. Ein Versprechen, welches an eine physisch oder moralisch unmögliche Bedingung geknüpft wird, ist nichtig; eine solche in einem Testamente einem Erben oder Legatar auferlegte Bedingung wird als nicht vorhanden angesehen. Wer eine Bedingung macht und dem Andern selbst die Erfüllung unmöglich macht, verliert das Recht, diese zu fodern.

Bedlam, das Hospital für Wahnsinnige in **London** (s. d.).

Beduinen, Bedewi, d. i. Feldleute, ein zahlreicher mohammedan. Völkerstamm, welcher die Wüsten Arabiens, Ägyptens und des nördl. Afrikas bewohnt. Die Verschiedenheit der Beduinen von den übrigen Arabern, welche Einige zu der Annahme verleitete, daß dieses Volk zu einem ganz andern Menschenstamme gehöre, mag wol nur durch ihre besondere Lebensweise bedingt sein, wenigstens weichen sie in Betracht der Sitten und Gebräuche im Wesentlichen nur wenig von den Arabern ab. Sie wohnen fern von Städten und andern festen Wohnplätzen in Familien unter Schechs (Scheikhs), oder in zahlreichern Stämmen unter Emirn beisammen. Zelte, Hütten, Grotten, Höhlen und Ruinen sind ihre Wohnungen. Mit ihren Heerden und Lastthieren, welche ihr geringes Eigenthum tragen, ziehen sie dem frischen Wasser und der Weide nach. Alle Beduinen sind gute Reiter; viele lieben die Jagd. Gegen Pferde, die sie mit Sorgfalt erziehen, und gegen Schlachtvieh tauschen die friedlichen Stämme ihre Bedürfnisse an Waffen und Kleidern von den Grenzbewohnern der benachbarten Länder ein. Andere Stämme dagegen sind so offenbare Räuber, daß es höchst gefährlich ist, ohne hinlängliche Macht oder ohne einen Sicherheitspaß, wie ihn die einzelnen Oberhäupter verkaufen, die Gegenden, wo sie streifen, zu bereisen, zumal da sie nicht blos plündern, sondern auch den Wehrlosen morden. Dieses Hanges zur Grausamkeit ungeachtet, halten die Beduinen die Rechte der Gastfreundschaft für heilig, und der wehrloseste Feind ist ihres Schutzes gewiß, wenn ihm einmal die Zuflucht gestattet ward. Als Feind betrachtet der Beduine aber Jeden, der nicht sein Bruder, Bundesverwandter oder Schutzgenosse ist. Stets auf seine Sicherheit bedacht, greift er keine Karavane, kein Lager an, ohne seiner Überlegenheit gewiß zu sein. Der Mehrzahl und dem kraftvollen Widerstande weicht er in schneller Flucht. Ringsum ein Schrecken aller Nachbarvölker, lebt der räuberische Beduine in steter Wachsamkeit, arm, unwissend, wild und roh, aber frei und auf seine Freiheit stolz. In Syrien gibt man den Namen Beduinen einer großen Anzahl arab. Stämme, die, obwol sie unter Zelten wohnen, dem Nomadenleben entsagt haben und den Boden bebauen. Ein solcher Stamm sind die Änezas, welcher gegen 350,000 Köpfe zählt. Im Winter ziehen sie sich in das Innere der Wüste zurück. Diese Lebensweise erhält unter ihnen einen Geist der Unabhängigkeit, welcher an Anarchie grenzt. Zwar

hat jeder Stamm seinen Scheikh, allein nur dem Scheikh wird Gehorsam geleistet, der sich durch seinen Lebenswandel Achtung zu erwerben weiß. Er darf einen Streit wol zu schlichten versuchen, nie aber ihn zu entscheiden wagen. Der Beduine erkennt keinen andern Herrn an als seinen Gott. Daher irrt man sich sehr, wenn man die Scheikhs, von denen sich einige auch den Titel Emir geben, als die Fürsten der Wüste betrachtet. Vgl. Darrieux's „Sitten der Beduinen-Araber" (deutsch von Rosenmüller, Lpz. 1789), und Burckhardt's „Notes on the Bedouins and Wahabys" (Lond. 1830, 4.).

Bedürfniß ist das Verhältniß eines Menschen zu etwas, dessen Abwesenheit oder Mangel ihm unangenehm ist, auch das Gefühl dieses Mangels. Der Gegenstand, welcher diese Unannehmlichkeit hebt, wird Bedürfnißmittel oder auch wol selbst Bedürfniß genannt. Die Bedürfnisse sind geistige und körperliche. Einige dieser Bedürfnisse hat die Natur begründet, indem sie den Menschen so geschaffen hat, daß er ohne die Befriedigung derselben entweder gar nicht existiren oder sich doch durchaus nicht wohl befinden kann; sie heißen natürliche Bedürfnisse. Andere bringt der Mensch erst durch Kunst oder durch seinen Willen in sich hervor; dergleichen erzeugen sich im Verlaufe des menschlichen Lebens erst durch besondere Verhältnisse und Umstände und hangen mehr oder weniger von Willkür ab, z. B. von Gewöhnung an bestimmten Genuß; sie heißen künstliche oder willkürliche. Die natürlichen Bedürfnisse, welche die natürliche Abhängigkeit und Beschränktheit des Menschen beurkunden, sind angeborene, wie z. B. die körperlichen Bedürfnisse der Nahrung, oder solche, durch deren Befriedigung erst der Mensch sich seiner Bestimmung gemäß ausbildet, wie die intellectuellen, und heißen ästhetische und moralische Bedürfnisse. Man kann, im Allgemeinen betrachtet, die natürlichen, angeborenen Bedürfnisse auch unentbehrliche nennen, weil der Mensch, ohne sie zu befriedigen, nicht leben kann, oder sich wenigstens, wenn er sie entbehren muß, übel befindet. Bedürfnisse der Bequemlichkeit oder Behaglichkeit und des Wohllebens aber sind solche, von deren Befriedigung ein behagliches, ruhiges und angenehmes Leben abhängt; sie erhöhen das menschliche Wohlsein und werden entbehrliche genannt, weil der Mensch auch ohne sie leben kann. Indessen kann doch, subjectiv betrachtet, auch das Entbehrliche durch Gewohnheit, Hang und Leidenschaft unentbehrlich werden. Der Grad der Tauglichkeit der Dinge zur Befriedigung der Bedürfnisse heißt ihr Bedürfnißwerth, und da nothwendige Bedürfnisse zu befriedigen für den Menschen wichtiger sein muß als entbehrliche, so haben die Güter der Nothwendigkeit einen größern Bedürfnißwerth als die der Bequemlichkeit, und diese einen größern als die des Wohllebens, obgleich letztere einen größern Tauschwerth haben können.

Beelzebub, eigentlich Baal sebûb, d. i. der Baal der Fliegen, war ein besonderer Gott der Philistäer zu Ekron, welcher im A. T. erwähnt wird, oder der Gott Baal in der speciellen Auffassung als Fliegenabwehrer gedacht. So hatten auch die Griechen einen Zeus apomyios oder Zeus Fliegenabwehrer, und einen Herakles ipoktonos oder Herakles Wurmtödter. Im N. T. erscheint dieser Gott der Philistäer in der allgemeinern Bedeutung eines bösen Dämons.

Beer (Meyer), oder auch **Meyerbeer**, ein talentvoller deutscher Theatercomponist, welcher durch seinen langen Aufenthalt in Italien, wo er sich ganz der ital. Musik anschloß und auf mehren Theatern seine Siege feierte, einen Ruf erworben hat, geb. zu Berlin 1791, ein Sohn des verstorbenen jüdischen Bankiers B. in Berlin. Schon in seinem neunten Jahre trat er in Berlin als Pianofortespieler auf und wurde an mehren Orten, an welchen er sich hören ließ, wegen seines geistvollen Vortrags und der Eigenthümlichkeit seiner Compositionen ausgezeichnet. In der Composition war B. zugleich mit K. M. von Weber von 1810—11 Schüler des Abts Vogler, unter dessen Leitung er auch seine ersten größern Werke, die Cantate „Gott und die Natur" und die Oper „Jephtha", zu welchen beiden Schreiber den

Text lieferte, bearbeitete; die erstere erwarb sich in Berlin großen Beifall, die letztere aber misfiel auf dem münchner Theater. Dasselbe Schicksal hatte die komische Oper „Die beiden Khalifen" 1814 in Stuttgart und in Wien, wo B. in Privatcirkeln, in welchen er auftrat, sich als einen der größten Klavierspieler zeigte. K. M. v. Weber empfahl jedoch diese Oper, die auch in Prag unter dem Namen „Abimelek, oder Wirth und Gast" gegeben wurde, mit großer Theilnahme. Um die seinen Compositionen bisher fehlende Kenntniß des Gesangs sich zu eigen zu machen, reiste B. 1815 nach Frankreich und dann nach Italien. Mit Beifall ward in Padua seine Oper „Romilda e Costanza" (1817) aufgenommen; noch größern Beifall erhielten „Margaritta d'Anjou" und „Emma di Resburgo". Alle diese aber übertraf sein „Crociato in Egitto", der auch in Paris und Deutschland einen großen Ruf erhielt. Nach der Rückkehr ins Vaterland im Jahre 1825 verstrich lange Zeit, ehe B. etwas Bedeutendes zu Tage förderte. Da erschien 1831 zuerst in Paris, dann in London seine Oper „Robert le diable", zu welcher Scribe den Text gearbeitet hatte. B. hatte daran gegen sechs Jahre gearbeitet. In Paris und London ward sie mit rauschendem Beifall aufgenommen, doch in Berlin, wo sie im Sommer 1832 zur Aufführung kam, war das Urtheil verschieden. Einzelne Partien dieser Oper sind trefflich; allein im Ganzen ist sie ein buntes Gemisch ital., franz. und deutscher Musik und kann als solches keinen Anspruch auf den Namen eines vaterländischen Products machen. — Der Bruder B.'s, Michael, geb. zu Berlin 1800, machte sich durch Trauerspiele bekannt, unter denen wir „Die Bräute von Aragonien" (Lpz. 1823), „Klytemnestra" (Lpz. 1823) und vornehmlich „Der Paria", in der „Urania für 1826" erwähnen.

Beerdigung, das Einsenken eines menschlichen Leichnams in die Erde. Schon bei den Alten war man eifrigst besorgt, das zu frühe Beerdigen der Todten zu verhüten, und machte, um sich vom wirklichen Tode zu überzeugen, mancherlei Vorkehrungen. Die alten Ägypter ließen ihre Todten einbalsamiren, die Römer schnitten den einen Finger ab, ehe sie sie verbrannten, andere Völker ließen sie vielmals waschen und salben. In Deutschland ist man hinsichtlich des Beerdigens der Todten immer noch leichtsinnig, oft gewissenlos. Nie sollte eine Beerdigung stattfinden dürfen, bevor sich nicht die gewissesten Merkmale der Fäulniß eingestellt haben. Die sicherste Maßregel, um das Lebendigbegraben zu verhüten, wäre, da es doch in manchen Fällen, z. B. bei ansteckenden Krankheiten oder gänzlichem Mangel an Raum, gefährlich oder nicht möglich ist, den Todten mehre Tage in der Wohnung zu behalten, nach dem Beispiele mehrer Städte Todtenhäuser einzurichten, wohin jeder Todte gleich nach den ersten Stunden gebracht, bei obwaltendem Zweifel seines Todes alle Mittel zu Wiederbelebung angewendet und der Verstorbene bis zum Eintritt der unbezweifelten Merkmale eines wirklichen Todes aufbewahrt werden kann. Vgl. Berger, „Über das zu frühe Begraben, die zu seichten Gräber und das zu frühzeitige Ausgraben der Leichen" (Eisenach 1804).

Beethoven (Ludw. van), der größte neuere Instrumentalcomponist, geb. 16. Dec. 1770 zu Bonn, wo sein Vater Tenorist in der kurfürstlichen Kapelle war, von der Natur selbst zur Musik bestimmt, setzte in seinem achten Jahre Alle, die ihn hörten, durch sein Klavierspiel in Verwunderung. Der Hoforganist van der Eden ertheilte ihm den ersten musikalischen Unterricht, der Componist Neefe machte ihn mit Bach's Werken bekannt. Schon im 11. Jahre spielte B. Bach's „Wohltemperirtes Klavier", ließ Variationen über ein Marschthema, drei Sonaten und einige Lieder in Speier und Manheim stechen. Die ausgezeichneten, viel versprechenden Talente B.'s bewogen 1792 den Kurfürsten von Köln, ihn mit dem Charakter eines Hoforganisten nach Wien zu schicken, um sich dort unter Haydn's Leitung im Satze zu vervollkommnen. Haydn schenkte dem talentvollen Jünglinge große Aufmerksamkeit und übergab ihn, als er nach England reiste, dem großen Theoretiker Albrechtsberger, unter welchem er vorzüglich den Contrapunkt studirte.

Die Beweise davon liefern die von Seyfried herausgegebenen „B.'s Studien" (Wien 1832). Auch bildete sich B. hier zu einem Pianofortespieler, der mit Wölfl wetteifern konnte und durch seine freie Phantasie Alles in Erstaunen setzte. Er fand Aufnahme in einem fürstlichen Hause; allein er konnte sich in die häusliche Ordnung desselben nicht fügen. Am liebsten componirte er im Freien, skizzirte blos und schrieb zu Hause die Partitur aus. Obgleich B. 1801 seinen Gönner verloren hatte, so blieb er doch in Wien, wo damals die Musik ihren Glanzpunkt erreicht hatte, und schlug, als zwei jüngere Brüder ihm nach Wien gefolgt waren, selbst einen Ruf nach England aus, weil er Familienfreuden in hohem Grade liebte. Aus dieser Zeit stammen B.'s größte Meisterwerke. Doch nur zu schnell verging die Zeit seiner Blüte; der Krieg änderte seine Lage; Schmerzen, welche durch eine Täuschung seines Herzens veranlaßt worden waren und die sich in allen damals erschienenen Werken B.'s aussprechen, vergrößerten die Unzufriedenheit mit seinen Verhältnissen. Dessenungeachtet schlug er einen Ruf an den neuen Hof des Königs von Westfalen aus und blieb in Wien, wo ihm mehre vornehme Familien und sein Schüler in der Musik, der Erzherzog Rudolf, nachmaliger Bischof von Olmütz, eine jährliche Rente zusicherten. Noch in seiner Blüte verlor er durch eine Erkältung die Schärfe seines Gehörs und wurde endlich ganz taub. Von dieser Zeit an lebte er einsam und zurückgezogen in dem Dorfe Mödling nahe bei Wien und ließ nur von Zeit zu Zeit in kühnen Phantasien etwas von sich vernehmen. Hier starb er an der Wassersucht am 26. März 1827. B. war von Charakter etwas rauh und düster, doch graden Sinnes und trefflichen Herzens, und Feind aller Heuchelei. Seine ökonomischen Angelegenheiten mußten Andere verwalten, sowie er überhaupt, auch in Beziehung auf sein Äußeres, sich nicht an Ordnung gewöhnen konnte. Seinen Geist beschäftigte das Reich der Töne und die Natur; doch schätzte er auch wissenschaftliche Leistungen und gab sich vor Allem gern dem Studium der Geschichte hin. Er war gedrungenen Körperbaus, mittler Statur, starkknochig, ein wahres Bild der Kraft. Krankheit lernte er erst in der letzten Zeit seines Lebens kennen. Seinen Neffen, den er väterlich liebte und selbst in der Musik unterrichtete, setzte er zu seinem Universalerben ein. B. eröffnete der Tonkunst ein ganz neues Gebiet in der Instrumentalcomposition. Seine reichen Tongemälde, die er in seinen größten Werken, den Symphonien, aufgestellt hat, schildern mit ergreifender Macht und Tiefe das Leben eines freien Geistes in der Natur, der bald mit tiefem Ernste in ihre Stürme blickt und sie in harmonische Ruhe zurückkehren läßt, bald mit leichtem Humor und munterm Scherz ihren Spielen lauscht, bald mit der Inbrunst eines Geliebten sich in ihr Anschauen vertieft. In ihm vereinigten sich Haydn's Humor und Mozart's Schwermuth; im Charakteristischen zeigte er sich vornehmlich Cherubini geistesverwandt. Aber er hatte, auf dem Wege seiner Vorgänger einherschreitend, kühnere Bahnen gebrochen, und die Musik scheint durch ihn das Äußerste gewagt zu haben. „Haydn", sagt Reichardt in seinen „Briefen aus Wien", „erschuf das Quartett aus der reinen Quelle seiner lieblichen originellen Natur. An Naivetät und heiterer Laune bleibt er daher auch immer der Einzige. Mozart's kräftigere Natur und reichere Phantasie griff weiter um sich und sprach in manchem Satz das Höchste und Tiefste seines innern Wesens aus; er war selbst mehr executirender Virtuos, setzte auch mehr Werth in künstlich durchgeführte Arbeit und baute so auf Haydn's lieblich phantastisches Gartenhaus seinen Palast. B. hatte sich früh schon in diesem Palaste eingewohnt, und so blieb ihm nur, um seine eigne Natur auch in eignen Formen auszudrücken, der kühne, trotzige Thurmbau, auf den so leicht Keiner weiter etwas setzen soll, ohne den Hals zu brechen." Außer seinen neun großen Symphonien und den Ouverturen, seinen Quintetts, Quartetts und in ihrer Art einzigen Trios für Bogeninstrumente, seinen zahlreichen Klaviersonaten, Variationen und andern kleinen Stücken, in welchen sich der große Reichthum seiner musikalischen Phantasie zeigt, hat er auch für

den Gesang, doch zuweilen minder glücklich, geschrieben. Hierher gehört seine großartige Oper „Leonore", die er in der Umarbeitung „Fidelio" nannte, einige Missen, ein Oratorium „Christus am Ölberge" und Gesänge zum Klavier, worunter die Composition von Matthisson's „Adelaide", einiger Lieder Göthe's und Gellert's sich auszeichnen. In der großen Symphonie aus D-moll Nr. 9 suchte er die Massen Instrumentalorchesters mit der Macht der Singstimmen in dem Schlußsatze zu verbinden. Diese nebst einer großen Ouverture, seine große Misse und ein Violinquartett in Cis-moll waren seine letzten bedeutenden Werke, denn viele zwar später erschienene gehören einer frühern Zeit an. Vgl. Schlosser's sehr ungenügende „Biographie Ludw. v. B.'s mit Urtheil über seine Werke" (Prag 1828).

Besana, vielleicht aus epiphanias verstümmelt, heißt eine bekleidete Gliederpuppe, die in Florenz und in einigen andern Städten Italiens beim Carneval, besonders am Dreikönigsvorabend, vom Volke in komischen Processionen herumgetragen wird.

Befestigungskunst, s. **Kriegsbaukunst**.

Befriedigung oder **Einfriedigung** nennt man die Einfassung der Äcker, Wiesen, Gärten und anderer Räume, um sie gegen den Anlauf und jegliche Beschädigung zu schützen. In manchen Ländern, wie in England und Holstein, sind fast alle Äcker eingefriedigt.

Befruchtung. Jeder organisirte Körper wird von andern ihm ähnlichen erzeugt. Dies gilt vom Thier- und Pflanzenreiche. Zur Fortpflanzung seines Geschlechts erhielt jeder zu diesen beiden gehörige Körper eigne Theile, welche man Zeugungs- und Befruchtungswerkzeuge nennt. Sie sind ebenso verschieden als bewundernswürdig, und bezwecken, daß der befruchtende Stoff oder Samen mit dem zu befruchtenden Keime in Berührung gebracht wird. Das Geschäft, welches diese Befruchtung bewirkt, heißt Begattung. Bei den Menschen und Säugthieren geschieht nach allgemeiner Annahme die Befruchtung dadurch, daß sich ein oder mehre Bläschen, die den ersten Keim des jungen Geschöpfs enthalten, von dem weiblichen Eierstocke losreißen und durch die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben werden, wo die Berührung des befruchtenden Stoffes mit dem Keime vor sich geht. Die Frage, wie aus dem befruchtenden Keime durch allmälige Ausbildung die Frucht entstehe, sucht die Evolutions- oder Entwickelungshypothese (s. **Epigenesie**) durch die Annahme zu lösen, daß die Keime, in der Mutter vorräthig liegend, sich erst durch den befruchtenden Stoff entwickeln. Wäre dies, woher bei Menschen und Thieren die Ähnlichkeit zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten? Warum erzeugen Neger und Weiße einen Mittelschlag? Woher die Bastarde bei Befruchtung von ungleichen Gattungen, die Ähnlichkeit sowol mit dem Vater als mit der Mutter haben? Die Vorstellung, daß die neu entstehenden organisirten Körper durch allmälige Ausbildung hervorgebracht werden, nimmt an, daß der Zeugungsstoff der Ältern, der an sich ungeformt ist, wenn er zur rechten Zeit und unter den erfoderlichen Umständen an den Ort seiner Bestimmung gelangt, für eine in demselben nun zweckmäßig wirkende Lebenskraft, nämlich den Bildungstrieb, zuerst empfänglich wird, kraft dessen bei der Empfängniß die allmälige Ausbildung erfolgt. Durch die bestimmte zweckmäßige Wirksamkeit des Bildungstriebes in den bestimmten dafür empfänglichen Stoffen wird nun die ebenso bestimmte Form und Beschaffenheit aller einzelnen Gattungen von organisirten Körpern erhalten. Die Befruchtung der Gewächse, folglich ihre Erzeugung, geschieht auf eine ähnliche Art, wie bei den Thieren. Die Gewächse haben ebenfalls männliche und weibliche Geschlechtstheile, die sich mit bloßen Augen sehen und unterscheiden lassen, doch sind bei ihnen diese Theile gewöhnlich nicht, wie bei den Thieren, bleibend, sondern verschwinden nach der Befruchtung. Der Samenstaub wird in eignen hierzu bestimmten Behältnissen (den Staubbeuteln) bereitet und aufbewahrt. Sein feinster Theil dringt durch die in dem weiblichen Geschlechtstheile, der Narbe, befindliche

Öffnung, durch den Griffel oder Staubweg zu dem Eierstock oder Fruchtknoten, und befruchtet die darin liegenden Keime oder Eier auf einmal. Diese Befruchtungstheorie der Pflanzen, welche Linné zuerst aufstellte und von der sein System den Namen Sexualsystem erhielt, haben neuerlich Schelver und Henschel mit Gründen bestritten, welche, ungeachtet manche Beobachtungen dafür zu sprechen scheinen, doch starken Widerspruch gefunden haben. (S. Pflanzen.)

Befugniß nennen wir jede Vollmacht, etwas zu thun oder zu lassen, besonders die Erlaubniß zu einer Handlung und die daraus hervorgehende moralische Möglichkeit, sie zu verrichten, ja auch die Handlung selbst, deren Möglichkeit durch eine solche Erlaubniß begründet, oder welche dadurch gerechtfertigt wird. Die Erlaubniß selbst kann entweder daraus entspringen, daß durch ein Gesetz eine gewisse Classe von Handlungen verboten wird, wodurch die übrigen (nicht verbotenen) erlaubt sind, oder daß die Befugniß dazu vor Andern ausdrücklich zugestanden wird, wie z. B. durch ein Privilegium, durch einen Vertrag. Ist jenes Gesetz ein solches, durch welches die Vernunft überhaupt das Freiheitsgebiet der einzelnen Menschen gegeneinander oder zur ganzen Gesellschaft innerlich oder äußerlich festsetzt, ein Gesetz für die vernünftige Gemeinschaft unter den Menschen in Beziehung auf ihr gegenseitiges äußeres Handeln, d. i. ein Rechtsgesetz, oder ist die ausdrücklich ertheilte Befugniß einem solchen gemäß, so hat der Handelnde einen Anspruch oder eine Foderung an Andere, welche von ihrer Seite eine Verpflichtung, Rechtsverbindlichkeit ist, ihn in der Verrichtung oder Unterlassung einer Handlung nicht zu stören: eine Foderung, die, wenn sie Wirkung haben soll, auch gegen den Willen des Andern muß geltend gemacht werden können. Dieses nennen wir aber eine rechtliche Befugniß, oder ein Recht, welches mithin seinem Wesen nach ein Rechtsverhältniß voraussetzt, das erst im Staate vollkommen vorhanden ist. Nicht jede Befugniß ist daher ein Recht, weil nicht jedes Dürfen auf einem Rechtsgesetz oder einer rechtlichen Thatsache beruht. Doch finden wir im gemeinen Leben die Ausdrücke: ein Recht und eine Befugniß, oft verwechselt und der Rechtsverbindlichkeit gegenübergestellt, besonders wenn von einer Handlungsweise geredet wird, welche durch ein Gesetz im Staate gerechtfertigt ist.

Beg, Fürst oder Herr, ist ein Titel türk. Beamten, deren mehre unter einem Beglerbeg stehen.

Begas (Karl), Historienmaler, Professor und Mitglied des Senats der Akademie der Künste in Berlin, geb. 23. Sept. 1794 zu Heinsberg bei Köln am Rhein, zeigte schon in der frühesten Jugend ein entschiedenes Talent zum Zeichnen und Malen. Der Vater, welcher 1801 als Vicepräsident des Tribunals nach Köln versetzt wurde, hatte den Sohn für die juristische Laufbahn bestimmt und deshalb auf das Lyceum nach Bonn geschickt. Hier erhielt B. in seinem 14. Jahre den ersten Unterricht in der Ölmalerei bei dem Maler Philippart. Eine gelungene Copie des Rafael'schen Johannes der düsseldorfer Galerie verschaffte ihm die Auszeichnung, in seinem 15. Jahre von der literarischen Gesellschaft zu Bonn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt zu werden. B. verließ Bonn 1808, lebte hierauf drei Jahre in Köln und begab sich zu seiner weitern Ausbildung 1812 nach Paris, wo er in dem Atelier des berühmten Malers Gros freundliche Aufnahme und tüchtigen Unterricht fand. Während der Anwesenheit der Verbündeten in Paris zog die von B. auf der Galerie des Louvre angefangene Copie der Madonna della Sedia die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen auf den Künstler. Der König kaufte die Copie, und als ihm B. 1816 bei seiner abermaligen Anwesenheit in Paris sein erstes größeres Bild: Hiob, von seinen Freunden umgeben, übergab, bezahlte er dafür nicht nur 2000 Fr., sondern bewilligte auch dem Künstler eine Pension von 2000 Fr. Im Jahre 1818 hatte B. seinen Christus am Ölberg vollendet; der König bestimmte dies Bild für die Garnisonkirche in Berlin, und B. ward mit der Ausführung eines größern Ölgemäldes für den Dom in Berlin: die Ausgießung

des heiligen Geistes, beauftragt. Dies Bild brachte B. selbst nach Berlin, wo es 1821 aufgestellt und Veranlassung wurde, daß der König dem Künstler aufs Neue eine dreijährige Pension zu einer Reise nach Italien gewährte. Bei seiner Rückkehr aus Italien brachte B. eine im strengen Styl der alten Florentiner gemalte Taufe Christi mit, welche in der Garnisonkirche zu Potsdam aufgestellt wurde. Mehre Portraits von ihm, namentlich die lebensgroßen Bildnisse des Königs, der Prinzessin Albrecht von Preußen, ferner die Brustbilder von Thorwaldsen und Zelter, gewannen sämmtlich die verdiente Anerkennung; nicht minder gelangen ihm mehre weibliche Portraits. Im Jahre 1830 vollendete B. für die neue werdersche Kirche in Berlin eine Auferstehung Christi, ein Altarbild von 19 F. Höhe und 12 F. Breite, das größte Altarbild, was in neuester Zeit gemalt worden ist. Seit 1826 lebt er in Berlin und hat sich in der Nähe der Stadt ein Landhaus gebaut, da er ein für seine großen Arbeiten und für seine Schule angemessenes Atelier in der Stadt nicht finden konnte.

Begehrungsvermögen nennt die Erfahrungsseelenlehre gewöhnlich ein Hauptvermögen der Seele, welches den Willen und Widerwillen, die Neigungen und Abneigungen unter sich begreift. Kant bestimmt es als „das Vermögen eines Wesens, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichkeit der Gegenstände dieser Vorstellung zu sein". Allein Letzteres ist keine wesentliche Bestimmung des Begehrens, da wir oft etwas begehren, was wir nicht erlangen noch verwirklichen können. Hiermit ist auch Begehren vom Handeln unterschieden. Es gibt ein sinnliches und blos verständiges, und ein vernünftiges Begehren. Jenes ist auf das Angenehme und Unangenehme, Nützliche und Schädliche, dieses auf das sittlich Gute gerichtet und wird Wille im engern Sinne genannt. Statt des Ausdrucks: Begehrungsvermögen, der mehr das Unwillkürliche bezeichnet und oft mit Herz und Gemüth gleichbedeutend gebraucht wird, bedient man sich lieber des Ausdrucks: Bestrebungsvermögen.

Begeisterung (Enthusiasmus), der Zustand gesteigerter Thätigkeit des Geistes, in welchem gleichsam ein höherer Geist über den Menschen kommt und in ihm wirkt. Sie unterscheidet sich von der zügellosen und verworrenen Schwärmerei durch die festere Richtung der Geisteskräfte auf einen bestimmten Gegenstand, welcher die Seele so erfüllt, daß derselbe lebendig, aber mit klarem Bewußtsein, aufgefaßt und das bewegte Gefühl sich mitzutheilen angetrieben wird; von dem Affecte dadurch, daß dieser eine die Besonnenheit raubende Überwallung des Gefühls, von dem Entzücken aber dadurch, daß dieses eine stillere, sprachlose, jedoch tiefe und durch verklärtere Geberde sich ankündigende Begeisterung ist. Der Zustand der Begeisterung kann übrigens entweder unmittelbar durch einen äußern Gegenstand oder durch Gedanken und Bilder, welche die Seele erfüllen, veranlaßt werden. Vgl. Bettinelli, „Dell' entusiasmo nelle belle arti" (Mail. 1769; deutsch von Werthes, Bern 1778); und Fernow, „Über die Begeisterung des Künstlers" in dessen „Röm. Studien", Bd. 1, und „Vom Unterschiede zwischen Enthusiasmus und Schwärmerei" (Frankf. 1786).

Begharden, s. Beguinen.

Begierden sind durch Sinnlichkeit erregte Begehrungen, besonders wenn sie sich stark äußern und auf eine Verbindung mit einem Gegenstande gerichtet sind; dahingegen der Abscheu, das Gegentheil der Begierde, den Gegenstand zu entfernen sucht, um der unangenehmen Empfindung, welche er erregt, zu entgehen.

Beglaubigungsschreiben, s. Gesandte.

Begleitung (franz. accompagnement, ital. accompagnamento) nennt man im Allgemeinen denjenigen Theil der Musik, welcher zur Unterstützung einer Hauptmelodie (Solo- oder obligate Stimme) dient. Dies kann durch alle, oder doch wenigstens die gebräuchlichsten, oder auch nur einzelne Instrumente, sowie

durch untergeordnete Stimmen, geschehen. In künstlerischer Hinsicht kann die musikalische Begleitung aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden: einmal als Erzeugniß des Tonsetzers, und dann als Aufgabe des vortragenden Tonkünstlers. Die Wirkung, welche die Begleitung, als musikalischer Satz genommen, zu machen im Stande ist, beruht auf noch so wenig bestimmten Grundsätzen, daß die Erfindung der Begleitung oft schwieriger ist als die Hervorbringung der Melodie (Hauptstimme) selbst. Die Italiener waren im Besitze des Verdienstes einer klaren, sich auf wenige Noten beschränkenden und dennoch höchst wirksamen Begleitung. Jetzt sind sie hierin bedeutend zurückgegangen. Die Franzosen dagegen stehen auch in diesem Theile der Composition den Italienern und Deutschen nach. Ein besonderer Gegenstand der Erfindung ist die Wahl der begleitenden Stimmen oder Instrumente, welche sich durch eigenthümliche Klangweise, sowie durch rhythmische und melodische Bewegung der Hauptstimme harmonisch anschließen sollen. Was nun die Begleitung als Werk des ausübenden Tonkünstlers betrifft, so erfodert diese ebenfalls das sorgfältigste Studium und die sinnigste, feinste Ausübung des darstellenden Künstlers. Besonders ist die Begleitung der einzelnen Soloinstrumente, wie z. B. der Geige, der Flöte, des Klaviers u. s. w. von der höchsten Schwierigkeit und setzt, wenn sie zweckmäßig sein soll, große Einsicht und Gewandtheit voraus. So machen die ital. Tonsetzer aus der Begleitung des Flügels, besonders bei dem **Recitative** (s. d.), eine eigentliche Kunstaufgabe. Denn da der Zweck aller musikalischen Begleitung kein anderer sein kann und sein soll, als die Wirkung der Hauptstimme zu erhöhen, so geht daraus hervor, daß die Pflicht des Begleiters besonders in der Kunst bestehe, sich jener anzuschmiegen, sie zu unterstützen, keineswegs aber sie beherrschen oder gar unterdrücken zu wollen. Übrigens aber muß bemerkt werden, daß in einem mehrstimmigen Tonstücke die Instrumente und Stimmen nicht stets als Begleitung oder Unterstützung einer Hauptstimme dienen, sondern auch zu selbständigem und eigenthümlichem Ausdrucke der musikalischen Idee angewendet werden.

Beglerbeg, Fürst der Fürsten, oder Herr der Herren, ist der Titel eines türk. hohen Beamten, der als Statthalter über eine Provinz, welche alsdann Beglerbeglik heißt, gesetzt ist und verschiedene Sandschaks, Begs, Agas u. s. w. unter sich hat. Die Statthalter zu Sophia, Kutaseh und Damaskus haben vorzugsweise diesen Titel.

Begnadigung heißt die Gewährung eines Rechts, Dispensation, Erlaß einer Strafe u. s. w. nicht aus Rechtsgründen, sondern aus Gründen der Milde und des Wohlwollens, besonders Erlaß oder Milderung einer nach dem strengen Recht verwirkten Strafe, entweder vor gefälltem richterlichen Urtheil (s. **Abolition**) oder nach der Verurtheilung. Das Recht der Begnadigung (jus aggratiandi) steht der höchsten Gewalt zu, in monarchischen Staaten dem Souverain, ist aber häufig durch die Verfassung eingeschränkt, um nicht zu Untergrabung der Verfassung und gesetzlicher Ordnung auszuschlagen; z. B. ein auf Anklage der Stände verurtheilter Staatsdiener kann durch Begnadigung nicht der Strafe entzogen werden, oder gar im Amte bleiben. Auch kann die Begnadigung nicht Privatrechte, z. B. die Entschädigungsansprüche wegen eines Verbrechens, aufheben.

Begräbniß. Den Gebrauch, die Todten an gemeinschaftlichen Orten zu begraben, findet man schon bei den ältesten Nationen. Auch die Römer hatten ihn in den früheſten Zeiten; allein zur Zeit der Republik wurden die Todten verbrannt, und nur die Asche, in Krügen (urnae) gesammelt, begraben. Die alten Deutschen begruben ihre Verstorbenen in den von ihren Priestern geheiligten Hainen. Nach Einführung der christlichen Religion weihte man bestimmte Plätze zu gemeinschaftlichen Begräbnißstätten, und es ward für Schande gehalten, nicht in die geweihte Erde zu kommen; weshalb auch die Verweigerung des Begräbnisses in geweihter Erde zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre

Grabhügel wenigstens mit einem Steine zu versehen, auf welchem gewöhnlich der Name des Verstorbenen und der Wunsch: „Sit illi terra levis" (d. i. die Erde sei ihm leicht) zu lesen war. Diese Gewohnheit ging auch in die christliche Kirche über. Die Begräbnisse in den Kirchen rühren von dem den Menschen aller Zeiten und Nationen gemeinschaftlichen Hange her, die Angehörigen noch im Tode zu ehren. Daher wurden schon bei den Ägyptern, Griechen und Römern über die Gräber vornehmer oder merkwürdiger Personen Gebäude, Pyramiden, Mausoleen oder Tempel erbaut. In den ersten Zeiten des Christenthums begrub man die Märtyrer in Felsenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdischen Gewölben erweiterte und Schlafkammern (coëmeteria) nannte, indem Andere es wünschten, daß ihre Gebeine neben denen eines Märtyrers ruhten. Nachdem man zuerst die Gräber derselben durch weiße Altäre ausgezeichnet hatte, überbaute man sie im 4. Jahrh. mit kleinen Kirchen, die man Kapellen nannte, welche sich später zu größern Kirchen erweiterten. Hierdurch aber bildete sich der Glaube, daß ein Ort erst durch die Asche eines Märtyrers einen vorzüglichen Grad der Heiligkeit erlange; darum suchte man bei Erbauung neuer Kirchen oder bei Umwandlung heidnischer Tempel in christliche Kirchen die Gebeine der Märtyrer auf und begrub solche unter dem Altare der neuen Kirche, um diese dadurch zu heiligen. Kaiser Konstantin war der Erste, der in der Apostelkirche zu Konstantinopel eine Grabstätte erhielt. Ihm machten es die Bischöfe bald nach, und endlich kamen alle Diejenigen, welche die Kirche reichlich beschenkten, zu gleicher Ehre. Die Kaiser Theodosius und Justinian untersagten zwar die Begräbnisse in den Kirchen; allein Leo der Weise erlaubte sie von Neuem. Erst in neuern Zeiten überzeugte man sich, wie nachtheilig für die Gesundheit der Lebenden es sei, in Gesellschaft der Todten längere Zeit zuzubringen, vollends wenn die Leichen in bloßen Särgen stehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie es der Fall meistens in den Grabgewölben in Kirchen ist, wo die Dünste der Fäulniß um so eher aufsteigen und sich in der Luft verbreiten können. Es trug sich zu, daß, wenn solche Begräbnißgewölbe geöffnet wurden, nicht nur Die, welche zunächst dabei standen, todt niederfielen, sondern daß es sogar lange Zeit Niemand wagen durfte, in diese Kirchen zu gehen, ohne sich gefährlichen Zufällen auszusetzen. Auch wenn sie nicht geöffnet werden, steigt doch, zumal bei heißer Witterung, der Leichendunst in die Luft und gibt Veranlassung zu Krankheiten. Auch durch Einstürzen solcher Grabgewölbe kann Unglück geschehen, wie 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg. Deshalb hat man jetzt beinahe allenthalben das Begraben in Kirchen abgeschafft oder doch beschränkt. Selbst in Neapel und in Rom wurden 1809 die bis dahin allgemein üblichen Begräbnisse in den Kirchen verboten, und die Anlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Nachahmungswürdig ist die Sitte der Brüdergemeinde, welche aus ihrem Begräbnißplatze einen Garten bildet.

Begriff. Kant's Schule lehrt Folgendes darüber: Wir haben einen Begriff (conceptus, notio) von einer Sache, wenn wir die Merkmale derselben oder Dasjenige, was eine Sache dergestalt von der andern unterscheidet, daß der Verstand beide miteinander nicht verwechseln kann, aufgefunden und uns gehörig vergegenwärtigt haben. Es erhellt von selbst, daß wir dazu des Bewußtseins bedürfen; die Thätigkeit aber, durch welche wir Begriffe bilden, ist der Verstand. Begriffe von sinnlichen Gegenständen setzen die Wirkung dieser Gegenstände auf die Sinne voraus und werden insofern empirisch genannt. Die Merkmale, welche den Begriff bilden, werden von den Wahrnehmungen abstrahirt, d. h. indem wir das Besondere und Verschiedene im Gedanken fallen lassen und das Gemeinsame der wahrgenommenen Dinge festhalten. Die sogenannten reinen Begriffe sind solche, deren Gegenstände in der reinen Anschauung liegen, wie z. B. Dreiecke; oder reine Verstandesbegriffe, wie z. B. Ursache. Letztere sind entweder reine Stammbegriffe des Verstandes (Kategorien, Elementarbegriffe, Prädicamente), oder abgeleitete Verstandesbegriffe (Prädi-

cabilien, Schemata), welche letztere durch die Verknüpfung mehrer Kategorien unter sich und durch Beziehung derselben auf reine Anschauung oder auf Empfindung überhaupt entstehen. Transscendental heißen Begriffe, wenn die Formen derselben so beschaffen sind, daß ihnen kein Stoff in der Anschauung und Erfahrung angemessen sein kann, sodaß sie mithin alle Möglichkeit der Erfahrung übersteigen und in der Sinnenwelt kein ihnen entsprechender Gegenstand vorhanden ist, wie z. B. Wesen aller Wesen. Problematisch heißt ein Begriff, wenn weder die Möglichkeit noch die Unmöglichkeit seines Gegenstandes erkannt wird. In Hinsicht auf die Form unterscheidet man 1) die Quantität oder Größe der Begriffe. Diese begreift die Extension oder den Umfang (Sphäre, ambitus), welche das Gebiet ist, über welches sich der Begriff erstreckt, und die Intension (Inhalt, complexus) der Begriffe. Letztere ist der Inbegriff aller Merkmale, welche in dem Begriff überhaupt gedacht werden, z. B. ein von drei Linien eingeschlossener Raum. Hierbei ist die Regel der Logiker zu bemerken: je größer die Intension, desto geringer die Extension, und umgekehrt. Je mehr Merkmale ein Begriff hat, auf desto weniger Gegenstände erstreckt er sich. Der Inhalt wird durch die Erklärung des Begriffs (Definition), der Umfang durch die Eintheilung (Division) bestimmt und zum Bewußtsein gebracht. 2) Die Qualität der Begriffe betreffend, so sind sie positiv, insofern sie bejahen, negativ, insofern sie etwas verneinen. 3) Der Relation nach sind die Begriffe absolute, in welchen ein Gegenstand für sich und ohne Beziehung auf einen andern, relative, in welchen das Verhältniß eines Gegenstandes zu einem andern vorgestellt wird. 4) Der Modalität nach, d. i. in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen, ist ein Begriff klar und deutlich, oder dunkel und verworren. Die Deutlichkeit aber hat verschiedene Grade. Analytische Begriffe sind solche, welche durch Zergliederung gewisser Vorstellungen, synthetische, die durch Verknüpfung derselben gewonnen werden. Andere unterscheiden in Hinsicht der Modalität den möglichen von dem wirklichen und nothwendigen Begriffe. Genauer betrachtet ist nun, was die Kant'sche Schule Begriff nennt, blos allgemeine Vorstellung, und zwar Gattungsbegriff, eine durch Abstraction gewonnene Allgemeinheit, welche dem Besondern, das außer ihm liegt, entgegengesetzt ist; nicht der lebendige Begriff, der das Besondere und Verschiedene in sich enthält und begreift; nicht das erkannte Innere und Wesentliche der Sache. Nach Hegel ist der Begriff das Allgemeine, welches sich besonders darstellt, die Idee (s. d.) die Einheit des Begriffs und der Objectivität. Der Begriff schlechthin ist ihm das Absolute selbst, die Einheit des Seins und Wesens, sowie des Subjects und Objects. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet Begriff (Inbegriff) ebenfalls die Zusammenfassung eines Mannichfaltigen.

Begrüßung nennt man die durch Sitte, Gewohnheit oder stillschweigende Übereinkunft gewöhnlich gewordenen Zeichen, durch die man Andern im Umgange seine Achtung, Ergebenheit oder Wohlwollen zu erkennen gibt. Grüßen kommt von dem plattdeutschen Gröten, d. i. groß machen, her. Gott grüße dich! heißt demnach: Gott mache dich groß, beglücke, segne dich! Die Verschiedenheit beim Grüßen geht oft so weit, daß Das, was bei einem Volke als Höflichkeitsbezeigung gilt, bei einem andern für ein Merkmal der Ungeschliffenheit gehalten wird. Wenn man es in den meisten deutschen Ländern für eine Pflicht des Anstandes hielt, Damen die Hand zu küssen, so gilt dieser Handkuß in Italien für ein Zeichen der Vertraulichkeit, die sich nur die nächsten Freunde erlauben dürfen; dagegen lassen sich die russ. Damen nicht die Hand, sondern die Stirn küssen. Statt der in dem protestantischen Deutschland üblichen Grußformeln: Guten Morgen! Ihr Diener! u. s. w. grüßt man in mehren katholischen Ländern Deutschlands mit dem vom Papst Benedict XIII. 1728 empfohlenen katholischen Bundesgruß: Gelobt sei Jesus Christus! welcher mit dem Gegengruß: In Ewigkeit Amen! erwidert wird. Der Bergmann ruft dem Bergmann zu: Glück auf! Die unter dem Namen des Salutirens bekannten militairischen Begrüßungen, welche zu Anfange des 16. Jahrh. bei den Deutschen

auftamen, geschehen durch Berührung der Kopfbedeckung, Senkung der Fahnen und des Degens, oder auch durch Präsentiren der Gewehre. Schiffe, welche sich begegnen, grüßen sich durch Abfeuerung des Geschützes, durch das Senken der Flagge oder durch Erhebung des Seegeschreis u. s. w. Bezeigen wir selbst den vornehmsten Personen unsere Achtung nur durch Verbeugung und Kopfentblößung, so wirft sich dagegen der Russe vor seinem Herrn hin, umfaßt seine Knie und küßt sie. Bei den slawischen Völkern ist vorzüglich das Küssen der Kleider Desjenigen, dem sie tiefe Ehrfurcht bezeigen wollen, Sitte. Fast bei allen Völkern gelten wechselseitige Berührungen als Ausdruck freundschaftlicher Gesinnungen. Händedruck, Umarmung und Kuß sind auch bei nichteurop. Völkern Zeichen der Achtung und Liebe; aber bei den Europäern ist in dieser Beziehung die Sitte nicht gleichförmig, und während z. B. bei den Franzosen und andern Völkern Männer sich küssen, halten dies die Engländer nur unter den nächsten Verwandten für anständig, und beschränken sich auf traulichen Händedruck. Die Lappländer drücken, wenn sie sich begrüßen, die Nasen fest aneinander. Auf einer der größern Cykladen benetzt man sich die Haare beim gegenseitigen Begegnen, und die Franken sollen sich ein Haar ausgerauft und es der Person, die sie begrüßten, überreicht haben. Der Türke kreuzt beide Hände auf der Brust und beugt sich mit dem Kopfe gegen Den, welchen er grüßt. Der Gruß der Hindus in Bengalen besteht darin, daß sie mit der rechten Hand die Stirn berühren und dabei den Kopf vorwärts beugen. Bei einer tiefen Verbeugung legen sie erst die rechte Hand auf die Brust, berühren dann mit dieser Hand die Erde und zuletzt die Stirn. Die meisten Begrüßungsarten im Oriente tragen das Gepräge einer sklavischen Denkart. Die uralte Sitte, sich vor vornehmen Personen niederzuwerfen, oft auch ihnen die Füße zu küssen, hat sich daselbst bis auf diesen Tag erhalten. Wenn sich in China zwei Personen zu Pferde begegnen, so steigt der Niedere vor dem Höhern vom Pferde und läßt stehend diesen vorbei. Hier gibt es auch eigne Grüße für Mannspersonen, andere für Frauenzimmer. Treffen sich bekannte Männer, so schlagen sie die Hände auf der Brust oder über dem Kopfe zusammen, beugen den Kopf ein wenig nieder und sagen dabei: Tsin, Tsin. Bei den Begrüßungen solcher Personen, denen sie höhere Achtung schuldig zu sein glauben, schlagen sie erst die Hände zusammen, heben sie dann in die Höhe und lassen sie endlich bis auf die Erde sinken. Frauenzimmer grüßen sich mit den Worten: Van fo (Alles Glück sei auf deiner Seite). Mannspersonen dürfen aber von ihnen nicht gegrüßt werden. In Japan zieht der Geringere vor dem Vornehmern die Sandalen aus, steckt die rechte Hand in den linken Ärmel, läßt die so verschränkten Arme langsam bis an die Knie hinabgleiten, geht mit kurzen, abgemessenen Schritten vor dem Andern vorüber und ruft: Augh! Augh! (Füge mir kein Leid zu!) In Siam wirft sich der Geringere vor dem Vornehmern zur Erde. Dieser schickt dann Jemand aus seiner Begleitung zu ihm und läßt untersuchen, ob er etwas Übelriechendes gegessen habe oder bei sich führe. Ist dies der Fall, so empfängt er von dem Vornehmen einen Fußtritt und muß sich sogleich entfernen. Frauen, auch wenn sie schon bei Jahren sind, werden mit Namen, von den kostbarsten und schönsten Dingen entlehnt, begrüßt, bei welchen aber nie das Beiwort jung fehlen darf, als: junger Diamant, junges Gold, junger Himmel, junge Blume u. s. w. Wollen Freunde sich ihre gegenseitige Freundschaft zu erkennen geben, so ritzen sie sich in die Hand und saugen sich das Blut aus der Wunde. Auf Ceylon bringt man bei dem Gruße die flache Hand an die Stirn und macht dabei eine tiefe Verbeugung. Vor einem Obern wirft man sich auf die Erde und wiederholt dessen Namen und Würde wol funfzig Mal, indessen der Vornehmere sehr ernsthaft vorüberschreitet und den Grüßenden kaum eines Kopfnickens würdigt. Der gemeine Araber ruft dem ihm Begegnenden zu: Salâm aleikum! (Friede sei mit Euch!), legt die linke Hand auf die Brust, und der Begrüßte antwortet: Aleikum salâm! (Mit Euch sei Friede!) Allein vornehmere Araber umarmen sich mehrmals, küssen sich die Wangen und er-

kundigen sich zu wiederholten Malen nach dem Befinden, wobei jeder seine eigne Hand küßt. In Afrika ist die Begrüßung durchaus sklavisch. Abyssinier und andere Nationen fallen auf die Knie und küssen die Erde. Viele Negernationen fassen sich bei den Händen und ziehen sich die Finger so heftig an, daß diese knacken. Die Neger auf Sierra Leone beugen den rechten Ellenbogen so, daß die Hand an den Mund kommt. Der Begrüßte thut ein Gleiches, sodann werden Daumen und Zeigefinger zusammengelegt und langsam zurückgezogen. Andere Neger schnippen mit den Fingern, wenn sie Jemanden begegnen, ziehen sich den Kamm aus den Haaren und stecken ihn wieder ein. In Unterguinea ergreift der Grüßende die Finger Desjenigen, welchen er grüßt, bringt sie in eine besondere Lage, drückt sie, schnappt schnell damit und ruft dabei aus: Akkio! akkio! (Dein Diener! dein Diener!) Auf der Goldküste von Oberguinea umarmen sich Freunde, fügen die zwei ersten Finger der rechten Hand so zusammen, daß sie knacken, beugen den Kopf und sprechen wiederholt: Auzi! auzi! (Guten Tag! guten Tag!) Standespersonen rufen nach dem Fingerknacken: Bere! bere! (Friede! Friede!) Wenn die Mandingos eine Frau grüßen, so fassen sie die Hand derselben, bringen sie an ihre Nase und beriechen sie zweimal. Die Ägypter strecken die Hand aus, legen sie auf die Brust und neigen den Kopf. Die größte Artigkeit besteht in einem Kuß auf die eigne Hand, welche man dann auf den Kopf legt. Nur den vornehmen Männern, nicht den Frauen, küßt man die Hand. In andern Gegenden Afrikas zieht man sich die Kleider aus, fällt auf das Knie, senkt den Kopf bis auf die Erde und bedeckt sich Kopf und Schultern mit Sand. Die Äthiopier fassen die rechte Hand des Begrüßten und bringen sie an ihren Mund, nehmen ihm auch wol die Leibbinde ab und binden sich dieselbe um, sodaß der Andere einige Zeit halb nackend bleibt. Sehr umständlich sind die Begrüßungen unter den Völkerstämmen des nordwestl. Amerika. Begegnen sich zwei Haufen Wilde, so machen sie in einiger Entfernung voneinander Halt, legen sich auf die Erde und bleiben ganz still liegen. Hierauf treten die beiden Ältesten jeder Partei hervor und erzählen sich die auf der Reise bestandenen Gefahren, worauf Alle zu seufzen anfangen. Unter diesen Seufzern, die endlich in ein abscheuliches Geheul übergehen, nähern sich beide Theile, aber jedes Geschlecht besonders. Es werden Tabackspfeifen herumgegeben, und das Trauerconcert verwandelt sich in fröhliches Lachen. Die Eingeborenen des südl. Amerika begrüßen sich mit Ama re ka! (Du?), worauf die Antwort: A! (Ja!) erfolgt. Auf Otaheiti und den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln berührt man sich die Nasenspitzen. Dieser Gruß wird dadurch erwidert, daß man die Hand des Grüßenden ihm derb an Nase und Mund reibt. Die Bewohner von Neuguinea bedecken ihr Haupt mit Baumblättern und drücken dadurch nicht nur ihren Gruß aus, sondern diese Bedeckung gilt auch als ein Zeichen des Friedens.

Beguinen oder **Begharden** und unter den Frauen **Begutten**, von beggen, d. h. begehren, dann beten oder auch betten, hießen die Personen, welche sich, ohne Klostergelübde gethan und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben, zu Übungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten und Gesellschaften bildeten, in eignen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäusern (Beguinagien oder Beguinerien) zusammenlebten und sich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien auszeichneten. Solche Gesellschaften waren seit Ende des 11. Jahrh. in Deutschland und den Niederlanden entstanden und im 12. und 13. Jahrh. sehr blühend. Sie waren die Pietisten des Mittelalters und mußten durch die Eifersucht der geistlichen Orden manche Verfolgungen leiden. Bisweilen wurden sie auch mit den Lollharden (s. d.) verwechselt. Am längsten erhielten sich die Begutten in Deutschland, wo sie zur Zeit der Reformation, weil sie sich der Seelsorge ihres Geschlechtes annahmen, Seelenweiber hießen, und in den Niederlanden, wo sie noch gegen Ende des 18. Jahrh. vorkamen. Zu ihnen gehören auch die ohne päpstliche Berechtigung und ohne Regel zusammen-

getretenen Gesellschaften der Reuer und Reuerinnen, die als Büßende im 12. und 13. Jahrh. in Deutschland umherzogen, und die Fraticellen oder Freroten, meist Reste der 1260 aufgehobenen Tertiarier vom Franziskanerorden in der Lombardei, welche jedoch bald unterdrückt wurden. Noch jetzt gibt es hier und da in Deutschland Beguinenhäuser, welche jedoch nichts weiter sind als fromme Stiftungen, in denen unverheirathete Personen des weiblichen Geschlechts aus dem niedern Bürgerstande freie Wohnung erhalten und zuweilen auch andere Vortheile genießen. Vgl. Mosheim „De Beghardis et Beguinabus commentatio" (Lpz. 1790).

Behaim (Martin), aus der böhm. Familie von Schwarzbach, welche sich im 10. Jahrh. in Nürnberg niedergelassen hatte, geb. zu Nürnberg gegen 1430, einer der gelehrtesten Mathematiker und Astronomen seines Jahrhunderts, erlernte die Handlung, reiste dann in Kaufmannsgeschäften von 1455 — 79, trieb aber nebenbei eifrigst mathematische und nautische Wissenschaften, worin Regiomontanus sein Lehrer gewesen sein soll. Von Antwerpen ging er 1480 nach Lissabon, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm. Er machte auf der Flotte des Diego Cano eine Entdeckungsreise und untersuchte die Inseln an der Küste von Afrika bis an den Fluß Zaire. Auch soll er die Insel Fayal entdeckt oder doch colonisirt haben, wo er mehre Jahre lang sich aufhielt und zur Entdeckung der übrigen Azoren beitrug. Dann zum Ritter ernannt, ging er in seine Vaterstadt zurück, wo er 1492 einen Erdglobus verfertigte, der indeß alle Spuren der damaligen Unbekanntschaft mit dem wahren Umfange der Erde an sich trägt. Nach mehren Reisen starb B. 1506 in Lissabon. Ältere span. Geschichtschreiber behaupten, daß er noch mehre Entdeckungen gemacht und seinem Freunde Colombo die Idee von dem Dasein eines andern Erdtheils gegeben habe, doch Robertson, in der „Geschichte von Amerika", Washington Irving und Andere haben dieser Behauptung widersprochen. Vgl. Mondo Trigozo's „Memoiras de litteratura portugueza", Bd. 8.

Behandlung ist, in Beziehung auf das Ästhetische, die Art und Weise, einem Stoffe, gemäß einer ästhetischen Idee und demnach entsprechend dem Zwecke schöner Kunst, eine Form zu ertheilen. Ist der Gegenstand glücklich gefunden, sagt Göthe, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten. Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm und erfreulich wird. Die mechanische endlich wäre diejenige, welche durch irgend ein körperliches Werkzeug auf bestimmte Stoffe wirkt und so der Arbeit ihr Dasein, ihre Wirklichkeit verschafft. Regeln für die geistige Behandlung, welche das Werk des Genies und die Frucht der Begeisterung ist, lassen sich nur finden durch Erforschung derselben an den vollkommenen Werken solcher Künstler, die mit Genie und Begeisterung darstellten. Man könnte jene drei Arten, ästhetische Stoffe zu schönen Kunstwerken zu gestalten, auch die Behandlung des Genies, des Verstandes und des Geschmacks nennen, welche nur im vereinten Zusammenwirken ein Werk schöner Kunst hervorbringen können. Das erste erfindet und entwirft, das zweite regelt die Ausführung und bietet dazu die Mittel dar, das dritte urtheilt so hier wie dort über die Zweckmäßigkeit.

Behr (Wilh. Jos.), bair. Hofrath und vormaliger erster Bürgermeister in Würzburg, geb. zu Sulzheim 1775, studirte in Würzburg und Göttingen die Rechte, hierauf die Praxis der beiden Reichstribunale in Wien und Wetzlar, und war von 1799 — 1821 Professor des Staatsrechts zu Würzburg. Theils durch mündlichen Vortrag, theils durch gediegene Schriften hat er zur Verbreitung der constitutionnellen Lehren in Deutschland mitgewirkt, und durch die Biederkeit seines Charakters selbst bei seinen Gegnern eine hohe Achtung gewonnen. Als Lehrer

einer Hochschule, in der Periode öfterer Umwandlung des deutschen Staatsrechts, prüfte er sorgfältig die neu aufgestellten Grundsätze. Er bemühte sich, die wahren Absichten Derjenigen, welche jene Umwälzung veranlaßten, ins Licht zu setzen und was daraus folgen würde freimüthig darzustellen, zugleich aber durch zarte Behandlung keinen Gegner zu reizen. Seine Andeutungen in Beziehung auf die finanziellen Momente der neuen bair. Verfassung von 1818 bahnten ihm, als einem Manne, der die Wünsche des Volks kannte, wol den Weg zum Abgeordneten der Universität in der bair. Ständeversammlung von 1819—21, wo er zur Opposition gehörte. Nach beendigtem Landtage erregten einige seiner besonders auf dem Lehrstuhl ausgesprochenen und wahrscheinlich misverstandenen Äußerungen Anstoß. Als daher die Stadt Würzburg ihn zum ersten Bürgermeister wählte und er diese ehrenvolle Wahl nicht unbedingt annahm, sondern nur in dem Falle, daß die Regierung ihm gestatten würde, die Bürgermeisterstelle neben der Professur zu verwalten, wurde er als Professor einstweilen in Ruhestand versetzt und ihm nun freigelassen, die Bürgermeisterstelle anzunehmen. Letzteres geschah, doch äußerte er seine Empfindlichkeit über die Quiescirung in seiner durch den Druck bekannt gemachten Anrede an den Stadtmagistrat. In seinem neuen Verhältnisse stellte er nun kräftig Verwaltungsmisbräuche ab, veranlaßte gute Einrichtungen und suchte durch seine Zeitschrift: „Unterhaltung des Bürgermeisters mit seinen Mitbürgern“, sich als deren Freund und Rathgeber zu bethätigen und die Bedingungen des Gemeindewohls redlich zu erforschen. Zu der Ständeversammlung 1831 abermals erwählt, ward ihm die kön. Genehmigung versagt. Eine Anzahl würzburger Bürger wandten sich deshalb mit einer Vorstellung an den König, um seine Zulassung zu erhalten. Sie richteten damit nichts aus, und die Opposition äußerte sich seitdem in würzburger Privatvereinen und Provinzialblättern so heftig, daß die Regierung einzuschreiten für nöthig fand. Um diese Zeit hatte B. eine Flugschrift über die öffentlichen Angelegenheiten drucken lassen; auch hielt er an dem bair. Constitutionsfeste zu Gaibach am 27. Mai 1832 einige Reden, welche misfielen. Obgleich er nichts Gesetzwidriges geäußert hatte, ward dennoch eine Untersuchung für nöthig befunden. Indeß glaubten die Gemeindebevollmächtigten, in dem Interesse der Stadt, durch eine Deputation an den König auf die Quiescirung ihres ersten Bürgermeisters antragen zu müssen, weil nach des Appellationsraths Kiliani Erklärung auf diesem Manne die Ungnade des Königs schwer laste. Dieser Antrag wurde genehmigt, doch B. soll hierauf um Untersuchung der geheimen Denunciationen, auf denen allein die kön. Ungnade gegen ihn beruhen könne, gebeten haben. Die um diese Zeit in mehren Städten des Königreichs gegen die Redactoren der Tagesblätter, namentlich gegen Eisenmann in Würzburg, erlassenen Haftbefehle hatten aber auch gegen B. neuen Verdacht, als ob er mit diesen Blättern in Verbindung gestanden, erregt, und er wurde am 24. Jan. 1833 in Würzburg verhaftet. Unter B.'s zahlreichen und gründlichen Schriften zeichnen wir aus: „Versuch über die Lehenherrlichkeit und Lehenhoheit“ (Würzb. 1799); „System der Staatslehre“ (3 Bde., Frankf. 1810); „Verfassung und Verwaltung des Staats“ (2 Bde., Nürnb. 1811 fg.); „Darstellung der Wünsche und Hoffnungen deutscher Nation“ (Aschaffenb. 1816); „Lehre von der Wirthschaft des Staates“ (Lpz. 1822); „Von den rechtlichen Grenzen der Einwirkung des deutschen Bundes auf die Verfassung, Gesetzgebung und Rechtspflege seiner Gliederstaaten“ (2. Aufl., Stuttg. 1820); „Anfoderungen an Baierns Landtag im J. 1827 und unparteiische wissenschaftliche Beurtheilung seiner Verhandlungen“ (3 Bde., Würzb. 1827—28), und „Bedürfnisse und Wünsche der Baiern“ (Stuttg. 1830).

Beichtbrief nannte man in der katholischen Kirche den Brief eines Bischofs, worin Jemandem die Erlaubniß ertheilt ward, sich von einem freiwillig erwählten Geistlichen absolviren zu lassen. Schwachheitssünden konnten die Geistlichen einem jeden Kleriker beichten, Todsünden aber nur dem Archipresbyter, und dieser dem Archidiakon.

Beichte ist der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Christ zu gewissen Zeiten, namentlich vor dem Genusse des heiligen Abendmahls, ein Bekenntniß seiner Sünden vor dem Geistlichen ablegt. Die katholische Kirche fodert von dem Beichtenden das Bekenntniß seiner einzelnen Vergehungen; die evangelische Kirche verlangt blos ein allgemeines Bekenntniß. Doch stellt es auch diese Kirche ihren Mitgliedern frei, einzelne Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren und das schuldbewußte Herz durch ein solches Bekenntniß zu erleichtern. Die griech. Kirche verlangt kein Bekenntniß der einzelnen Vergehungen, sondern nur vollständige Darlegung des sittlichen Zustandes. Sie nennt die Beichtväter Männer des heiligen Geistes, Pneumatiker, wegen der Absolution nach der Beichte. In der evangelischen Kirche ist die Beichte an einigen Orten eine besondere, indem Jeder einzeln das Bekenntniß seiner Sünden ablegt, an andern eine allgemeine, indem diese von Mehren, welche sich zu diesem Zwecke versammelt haben, zugleich geschieht oder vorausgesetzt wird. Da, wo der Geistliche die einzelnen Gemeindeglieder näher kennt, scheint die besondere Beichte zweckmäßiger zu sein, weil sie es dem Geistlichen möglich macht, bei seinen Ermahnungen und Tröstungen besondere Verhältnisse zu berücksichtigen und darum eindringlicher zu sprechen. Durch die Gelegenheit, welche die Beichte dem Geistlichen darbietet, Anleitung zur Selbstprüfung zu geben, zu erwecken, zu warnen, zu ermahnen und zu trösten, wird sie ein den Zweck der öffentlichen Religionsübung wirksam befördernder Gebrauch. Darum behielten die Reformatoren diesen Gebrauch bei, obgleich sie wußten, daß er nicht von Christo vorgeschrieben ist, weshalb sie auch keine unumschränkte Nothwendigkeit desselben behaupteten. Mit Unrecht verwarfen die Pietisten das ganze Beichtwesen, denn daß mit der Beichte, namentlich in der katholischen Kirche, mancher Misbrauch getrieben worden ist, kann ihr selbst nicht zum Vorwurf gereichen; es ist das Loos aller, auch der heilsamsten Anstalten, daß sie von dem Wahne und der Leidenschaft entstellt und zu unwürdigen Zwecken gebraucht werden. Die Beichte kam mit der Absolution auf; das vierte Concilium im Lateran 1215 setzte sie ein als Ohrenbeichte, dem Abendmahl vorangehend. In der alten Kirche war sie nur bei der Wiederaufnahme der Gefallenen gebräuchlich. (S. **Buße**.)

Beichtsiegel (sigillum confessionis). Nicht blos die katholische, auch die evangelische christliche Kirche legt dem Geistlichen die strenge Pflicht auf, Dasjenige zu verschweigen, was ihm in der Beichte anvertraut wird, selbst Verbrechen. Nur wenn der Beichtende ein Verbrechen entdeckt, welches er erst begehen will, ist der Geistliche verpflichtet, zu Verhinderung desselben die nöthigen Anzeigen zu machen oder warnende Winke zu geben, aber auch dieses, ohne das Beichtgeheimniß zu verrathen. Ein Zeugniß über Das, was der Geistliche in der Beichte erfahren hat, darf von ihm weder gefodert noch abgelegt werden.

Beil (Joh. David), Schauspieler, geb. 1754 zu Chemnitz, war von der Natur an Körper und Geist vortheilhaft ausgestattet und mit einem glücklichen, leichten Sinne begabt. Früh schon fühlte er sich zur Dichtkunst hingezogen und besang mit komischer Laune die Begebenheiten, welche in seiner Vaterstadt vorfielen. Die Erfüllung seines Wunsches, in Leipzig die Rechte zu studiren, dankte er einem würdigen Offizier, der sich für ihn interessirte. Die Vorliebe zu Platner's Vortrage entzog ihn indeß sehr bald dem Rechtsstudium, und die Launen des Spiels, dem er übermäßig ergeben war, führten ihn dem Theater zu. Nachdem er bei der Seyler'schen Schauspielergesellschaft, welche sich damals in Leipzig aufhielt, vergeblich eine Anstellung gesucht hatte, ging er zu einer Gesellschaft nach Naumburg. In Erfurt, wohin diese Gesellschaft sich später wendete, lernte ihn der damalige Statthalter, Karl von Dalberg, kennen und empfahl ihn dem Herzoge von Gotha. B. ward 1777 Mitglied des gothaischen Hoftheaters und gefiel ausnehmend. Komische Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Bursche waren sein Fach. Als der Herzog 1779 das Hoftheater aufgab,

ließ sich B. bei dem neu zu errichtenden kurfürstl. Theater zu Manheim anstellen. In spätern Jahren ergab er sich abermals der Spielsucht, doch wußte er diesen Hang zu überwinden. Mismuth bemächtigte sich endlich seiner Seele und zehrte seine Körperkraft auf. Er starb 1794. Wir besitzen von B. Schau- und Lustspiele (2 Bde., Zürich 1794). Vgl. Iffland's Biographie B.'s im „Theateralmanach" 1808.

Beilager heißt die mit verschiedenen Feierlichkeiten verbundene Vermählung und Vollziehung der Ehe, wie sie namentlich früher bei fürstlichen und andern Standespersonen Sitte war.

Beilbrief oder **Bylbrief** heißt das obrigkeitliche Zeugniß über den Bau eines Schiffes. Ohne ein solches Zeugniß, welches das Alter, die Größe, die Beschaffenheit, die Tragbarkeit u. s. w. angibt, darf kein Schiff zum Waarentransport gebraucht werden, weil diese Angaben für die Assecuranten von hoher Wichtigkeit sind.

Beilegen heißt in der Schiffersprache die Segel des Schiffes so gegeneinander richten, daß sich der Wind darin fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt, wodurch solches zum Stillstehen gebracht wird. Dies geschieht gemeiniglich bei heftigem Sturme, oder wenn das Schiff in einer Gegend bleiben soll, wo man keine Anker auswerfen kann oder will. Man mäßigt dadurch nur die Kraft des Windes, macht aber das Schiff von der Strömung um so abhängiger. In solcher Lage ist eine nahe, zumal unter dem Winde gelegene Küste sehr gefährlich. Auch bezeichnet beilegen das Einziehen der Segel, namentlich wenn ein Kriegsschiff oder Kreuzer solches durch Signale von einem Kauffahrer verlangt, um dessen Schiffspapiere zu untersuchen.

Beiram, ein türk. Wort, welches Fest bedeutet. Die Mohammedaner haben zwei religiöse Feste, welche bei den Türken Beiram heißen. Das große Beiram, arab. Id el fitr, d. i. Fest des Fastenbrechens, tritt gleich nach Beendigung des Ramasanfastens ein, am ersten Tage des Monat Schewwâl, und dauert bei dem Volke gewöhnlich drei Tage. Ein Festgebet wird gehalten, und Geschenke werden an Freunde und Arme gegeben. Das kleine Beiram, arab. Id el korbân, d. i. Fest des Opfers, tritt 70 Tage später ein, am zehnten Tage des Monats Sil hiddsche, und dauert bei dem Volke gewöhnlich vier Tage. Das Festgebet wird gehalten, und ein Schaf als Opferthier zur Ehre des Höchsten geschlachtet. Diese beiden Feste sind die einzigen Vergnügungstage des türk. Volkes im ganzen Jahre. Nur an ihnen werden die Läden geschlossen und die Arbeiten eingestellt.

Beireis (Gottfr. Christoph), Professor der Naturgeschichte, Physik, Chemie und Medicin auf der Universität Helmstädt, ein gelehrter Sonderling, geb. am 28. Febr. 1730 zu Mühlhausen, wo sein Vater, städtischer Beamter, sich mit Pharmacie beschäftigte, studirte seit 1750 in Jena die Rechte, aus Neigung aber Mathematik, Physik, Chemie und Medicin. Nach beendeter Studienzeit ging er auf Reisen, theils um seine Kenntnisse zu erweitern, theils aber auch, um seine in der Chemie gemachten Entdeckungen ins Geld zu setzen. Diese Reisen, welche ein undurchdringliches Dunkel deckt, gingen nicht durch Indien, wie er vorgab, sondern wahrscheinlich durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutschland. B. kehrte 1756 zurück und brachte bedeutende Geldsummen mit. Jetzt ging er nach Helmstädt, studirte unter Heister die Chirurgie, dessen Praxis nach Jenes Tode meistens auf B. überging. Nachdem ihn 1759 der Herzog Karl zum ordentlichen Professor der Physik ernannt hatte, ward er 1762 ordentlicher Professor der Medicin, 1767 Hofrath, 1768 Professor der Chirurgie, und 1802 Leibarzt des Herzog Karl Wilhelm Ferdinand. Er starb am 17. Sept. 1809. B. war sehr fromm, hatte viel natürlichen Verstand und einen großen Reichthum an Kenntnissen; er war ein uneigennütziger, sorgfältiger Arzt und nützlicher Lehrer; seine Gespräche waren anziehend; Gelehrte und vornehme Reisende, die ihn häufig besuchten, empfing er mit freundlichem Wohlwollen. Eitelkeit und Charlatanerie waren jedoch die eigentlichen Triebfedern seiner Handlungen. Er lebte fast ohne allen Umgang,

blieb unverheirathet und war bemüht, sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben. Sein Haus war mit vielen Gegenständen angefüllt, die theils wirklich selten und kostbar waren, theils mit besonderer Geschicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte 17 verschiedene Sammlungen von Gegenständen schöner Kunst, der Wissenschaften, der Natur, Mechanik u. s. w., und hatte sein ganzes Leben und große Summen darauf verwendet, sie zusammenzubringen. Seine Gemäldesammlung enthielt manches kostbare Stück, obgleich er auch Nachahmungen für Originale ausgab, wie z. B. die Nacht von Correggio, und sogar behauptete, von jedem großen Meister die vorzüglichsten Stücke zu besitzen, sodaß seine Sammlung unter allen die reichste sei. Außerdem besaß er die drei berühmten Vaucanson'schen Automate, die von Droz verfertigte sogenannte Zauberuhr und andere Kunstwerke. Von großer Wichtigkeit waren seine physiologisch-anatomischen Präparate, und unter diesen als einzig die Lieberkühn'schen. Sein Münzcabinet enthielt viele alte Goldmünzen und war von einem ansehnlichen Werthe. Selten, und am wenigsten Kennern, zeigte er eine durchsichtige Masse, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß sie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht sei, den alle Fürsten der Erde nicht zu bezahlen im Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiser von China dies kostbare Juwel bei ihm versetzt habe, und wußte diese Fabel mit allen Einzelnheiten auszuführen. Nach seinem Tode fand man diese vorgebliche Kostbarkeit nicht mehr in seiner Verlassenschaft. Kunstverständige behaupten, daß es ein madagaskarischer Kiesel gewesen sei. So übertrieben auch der Werth sein mochte, den B. selbst diesen Sammlungen beilegte, so kann man doch nicht leugnen, daß sie ein außerordentliches Vermögen erfodert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um Andern dieses Räthsel zu lösen, gab B. vor, daß er Gold zu machen verstehe, und zeigte auch Beweise seiner Kunst. Das Wahrscheinlichste ist, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch so sehr zurück war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die bessere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß den Holländern mittheilte, welche sich sehr dankbar dafür bewiesen; ferner die Kunst, aus bisher unbekannten Mitteln Essig zu bereiten, die er Andern unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Seine physiologischen Abhandlungen sind unbedeutend. Vgl. „Zeitgenossen", erste Reihe, Heft 8.

Beispiel nennt man die Nachweisung des Inhalts eines Urtheils an einzelnen aus der Erfahrung entlehnten oder erdichteten Fällen. Der Hauptzweck desselben ist, Allgemeines durch Besonderes zu erläutern und zu veranschaulichen. In der Beweisführung gebraucht, entbehrt es zwar der vollen Beweiskraft und gibt höchstens nur einen Beweis durch **Induction** (s. d.), trägt aber durch seine Anschaulichkeit dazu bei, die zu beweisende Wahrheit in ein helleres Licht zu setzen. Ist das Beispiel aus der Erfahrung entlehnt, so heißt es historisches, im Gegensatze zu dem erdichteten, zu welchem auch die Fabel und die Parabel gerechnet werden können.

Beitöne sind entweder akustische oder harmonische. Die erstern sind höhere Töne, die ein klingender Körper außer seinem tiefsten Tone hervorbringen kann. Eine in zwei Theilen schwingende Saite schwingt noch einmal so schnell als die ganze und gibt die Octave. Der dritte Theil vollbringt drei Schwingungen, während die ganze Saite eine vollbringt, und gibt die Quinte u. s. w. Die Theile der Saiten verhalten sich also in der Geschwindigkeit ihrer Schwingungen wie 1 zu 2, 2 zu 3, 3 zu 4 u. s. w. Je kleiner die Theile werden, desto näher treten die Töne aneinander, sind dann aber nicht immer ganz rein. Dies sind also die eigentlichen Aliquot- oder Theiltöne, auch die akustischen genannt. Auf diesen Gesetzen beruhen bei Streichinstrumenten die Flageolettöne (sons flûtés). Sehr merkwürdig sind die Beitöne, die eine tiefe Saite bei ganz freier Schwingung hören läßt, nämlich die Octave, deren Quinte und die über der zweiten Octave liegende große Terz. Man will auch noch die kleine Septime vernehmen. Weil nun Rameau und nach ihm

d'Alembert die Harmonielehre darauf haben gründen wollen, nennt man diese Beitöne einer frei schwingenden Saite auch wol zuweilen harmonische Beitöne. Andere Beitöne geben Glas- und Metallplatten, Glocken, Stäbe u. s. w., von deren Beitönen man in der Musik keinen Gebrauch macht. Vgl. Chladni's „Akustik" (neue Aufl., Lpz. 1830). Bedeutend für den Gebrauch sind die Beitöne der Blasinstrumente. Alle Töne, die eine Röhre hervorbringen kann, heißen ihre natürlichen Töne. Auf größere Geschwindigkeit, Heftigkeit und Dünne der einströmenden Luftsäule kommt das Hauptsächlichste an. Alle Blasinstrumente bringen sie hervor; nur sprechen sie nicht alle in jedem Instrumente gleich leicht und gut an, wovon der physikalische Grund noch nicht genau entwickelt ist. Aus gedeckten Pfeifen, deren anderes Ende verschlossen ist, kommen ganz andere Beitöne, von denen abermals in der Musik kein Gebrauch gemacht wird. — In der Harmonie heißt jeder Ton **Beiton**, der nicht der Grundton selbst ist. Nimmt der Baß statt des Grundtons einen andern oder einen Beiton des Accords, so heißt der Accord ein verwechselter oder umgekehrter. Vgl. Kirnberger's „Kunst des reinen Satzes", Bd. 1.

Beiwerk nennt man in Werken der bildenden Kunst alle Gegenstände, welche, streng genommen, zur Darstellung des Hauptgegenstandes nicht wesentlich nothwendig sind, dem Künstler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakterisirung der dabei obwaltenden Nebenumstände, theils zur Ausführung und Ausfüllung seiner Darstellung dienen. Bisweilen erscheint auch das Beiwerk als Anspielung, wodurch es eine größere Bedeutung gewinnt. In jedem Falle muß der Künstler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, so sparsam wie möglich damit sein, es weder in Menge noch Ausführung auf Kosten des Hauptgegenstandes hervortreten lassen, und es so passend anbringen, daß es fast nothwendig scheine.

Beiwort, im Sinne der Grammatik, s. **Adjectiv**. — Das Beiwort, im Allgemeinen auch Epitheton genannt, heißt, wenn es einen im Umfange des Hauptworts wesentlich liegenden oder durch den Zusammenhang bedingten Begriff ausdrückt, nothwendiges Beiwort (epitheton necessarium), und fällt alsdann in seiner rein logischen Bedeutung gänzlich dem Gebiete des Verstandes anheim, z. B. die willkommene Gelegenheit. Dagegen erhält es in der Rhetorik den Namen verschönerndes Beiwort (epitheton ornans), wenn es dazu dient, durch Veranschaulichung den Hauptbegriff nach einem oder mehren seiner Merkmale der Phantasie näher zu bringen, z. B. das rosige Mädchen. Vorzüglich wirksam sind, wegen des in ihnen enthaltenen Nebenbegriffs von Thätigkeit und Leben, die *epithetisch* gebrauchten Participien. Die meiste veranschaulichende Kraft aber haben im Allgemeinen die einen Tropus (Metonymie oder Metapher) in sich schließenden Beiwörter. Daß dieselben übrigens in der Poesie mit Bedeutung gewählt und nicht zwecklos angewendet werden müssen, ergibt sich von selbst; denn so sehr sie, mit Sorgfalt gebraucht, zur Verschönerung und zur Verstärkung des Sinnes beizutragen im Stande sind, ebenso sehr können sie auch, zur Unzeit und zu häufig angewandt, Schwächung oder gänzliche Störung des Ausdrucks verursachen.

Beizen heißt dasjenige chemische Verfahren, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zusammenhange der Theile gewisser fester Körper eine bestimmte Veränderung hervorbringt, indem man sie der Einwirkung einer eignen, meistentheils salzartigen Feuchtigkeit auf einige Zeit aussetzt, ohne daß dadurch der Zusammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung dringen die Theile des Beizmittels in den zu beizenden Körper mehr oder weniger tief ein, je nachdem jenes aus gelindern oder schärfern Theilen besteht und dieser ein feineres oder gröberes Gewebe hat, und machen entweder denselben mürbe oder verringern die Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpökeln des Fleisches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Essig; oder sie machen seine Oberfläche reiner und zur Annahme eines andern Überzuges geschickter, wie beim verzinnten Eisen, oder sie färben die

Oberfläche, wie beim Beizen des Holzes durch Scheidewasser. Von vorzüglicher Wichtigkeit sind die Beizen in der Färberei. Vergl. Thon's „Holzbeizekunst" (Ilmen. 1822). — Beizen in der Forstsprache s. Baize.

Bekenner (confessores) hießen in der frühern christlichen Kirche Solche, welche standhaft im christlichen Glauben und bereit waren, für denselben zu leiden. doch nicht dazu kamen, Märtyrer zu werden, d. h. für ihren Glauben zu sterben.

Bekker (Balthasar), ein aufgeklärter Theolog der reformirten Kirche, geb. 20. März 1634 zu Metzlawier in Friesland, wo sein Vater Prediger war, studirte in Gröningen und Franecker, ward dann Prediger in Osterlittens, wo er einige kleine Schriften schrieb, welche ihm wegen der darin geäußerten Meinungen über einige Glaubenslehren Verfolgungen zuzogen. Man beschuldigte ihn des Socinianismus und Cartesianismus. Er verließ daher seinen Wohnort, ward Pfarrer in Loenen und Weesp, dann Feldprediger. Seit 1679 ließ er sich in Amsterdam nieder, erregte aber bald durch neue Schriften den Haß seiner Amtsbrüder, indem er in einer Untersuchung über die Kometen bewies, daß sie weder Vorbedeutungen noch Vorläufer von Unglücksfällen wären, und in dem Buche: „De betoverde weereld" (Amsterd. 1691—94, deutsch 3 Bde., Lpz. 1781—82) die abergläubischen Meinungen über die Macht böser Geister, ihren Einfluß auf die Menschen, über Zauberer, Hexen u. s. w. angreift. Namentlich die letztere Schrift setzte alle Federn in Bewegung. B. trug selbst darauf an, daß man seine Schrift durch eine Synode prüfen lassen möge, und schrieb eine Rechtfertigung derselben; aber die Synode verwarf die Meinungen dieses Werks und entsetzte B. 1692 seines Predigtamts. Er starb, ohne seine Überzeugung zu ändern, 1698.

Bekker (Immanuel), Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor an der Universität zu Berlin, als Philolog durch die wichtigsten Arbeiten vortheilhaft bekannt, geb. 1785 zu Berlin, genoß daselbst eines guten Schulunterrichts unter Spalding auf dem grauen Kloster. In Halle, wo B. seit 1803 studirte, hörte er besonders bei F. A. Wolf. Dieser erklärte B. in der Folge für seinen ausgezeichnetsten Schüler, der am meisten befähigt sei, sich des Vermächtnisses seiner philologischen Wissenschaft anzunehmen und sie weiter zu führen. B. ward 1807 von der preuß. Regierung zu einer philologischen Lehrstelle an der Universität zu Berlin bestimmt, deren Errichtung damals im Werke war, aber erst später zu Stande kam. Nach Antritt seiner Professur reiste er im Mai 1810 nach Paris, wo er bis zum Dec. 1812 blieb, die Schätze der Bibliothek benutzte und hauptsächlich die Handschriften des Plato sowie einiger Redner und Grammatiker verglich. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin erwählte ihn 1815 zu ihrem Mitgliede und sandte ihn mit dem Auftrage, für die von ihr beabsichtigte Ausgabe eines „Corpus inscriptionum graecarum" die Papiere von Fourmont zu benutzen, wieder nach Paris, von wo er noch im nämlichen Jahre zurückkehrte. Eine Reise nach Italien trat er 1817 an, beauftragt, zunächst mit seinem Collegen, dem Juristen Göschen, die in Verona von Niebuhr in einem Palimpsest entdeckten Institutionen des Gajus ans Licht zu ziehen und sodann eine von der Akademie zu veranstaltende Ausgabe des Aristoteles vorzubereiten. Zwei Winter brachte er in Rom zu, im Gebrauche der Bibliotheken ungewöhnlich begünstigt auf Verwendung seines Freundes Niebuhr. Dann hielt er sich in Florenz, Venedig, Neapel, Monte Cassino, Cesena, Ravenna und Mailand auf, reiste 1819 über Turin nach Paris, brachte den Sommer 1820 in England, vorzüglich in Oxford, Cambridge und London zu, und kehrte sodann über Leyden und Heidelberg nach Berlin zurück. Mit welchem Fleiß und Geiste er an allen diesen Orten wissenschaftliche Schätze eingesammelt, ist aus dem bisher im Druck Erschienenen, wie bedeutend es auch sei, nur unvollständig zu ermessen. Es genüge hier, die „Analecta graeca", aus Handschriften herausgegebene Schriften griech. Grammatiker (3 Bde., Berl. 1814—21), die Ausgaben des Apollonius Dyscolus

(Berl. 1817, und dessen Buch „De pronomine", Berl. 1813), des Theognis (Lpz. 1815), des Coluthus (Berl. 1816), des Thucydides (Berl. 1821 und Oxford 1824), der „Oratores attici" (7 Bde., Oxford 1822, und 5 Bde., Lpz. 1823), der „Bibliothek" des Photius (Berl. 1825), der „Scholien zu Homer's Ilias" (2 Bde., Berl. 1825), und des Tacitus (2 Bde., Lpz. 1831) anzuführen. Von der ihm übertragenen großen Ausgabe des Aristoteles sind bis jetzt drei Bände (Berl. 1831, 4.) erschienen.

Bekker (Elisabeth), eine Zierde der holländ. Literatur im Fache der schönen Künste, geb. zu Vliessingen 1738, verheirathete sich mit dem reformirten Prediger Adrian Wolff, lebte nach dessen Tode in der innigsten Freundschaft mit der geistreichen Agathe Deken (s. d.) und starb im Haag 1804. Neben ihrer Freundin, die ihr wenige Tage darauf im Tode folgte, ruht sie auf dem Friedhofe zu Scheveningen. Wenig Schriftstellerinnen verbanden mit großen Talenten so viel Würde und strenge Sittlichkeit als Elisabeth. Um so größer war auch die Wirkung ihrer zahlreichen Schriften, von welchen mehre, besonders ihre Romane „Historie van Willam Levend" (8 Bde., Amsterd. 1785) und die „Historie van Sara Burgerhart" (2 Bde., Amsterd. 1790) in der holländ. Literatur für classisch gelten. Ihre wichtigsten Werke schrieb sie in Verbindung mit ihrer Freundin Deken, und es ist unbekannt geblieben, wer von ihnen den größern Theil an der Zusammenstellung gehabt hat. Müller in Itzehoe hat einige ihrer Schriften ins Deutsche übersetzt.

Bekleidungsmaterialien nennt man beim Festungsbau die Dinge, womit die aufgeführten Erdwälle aufrecht stehend und steil gemacht werden, z. B. Mauerwerk, Holzverkleidung, Faschinen (s. d.), Flechtwerk, Schanzkörbe, Rasenstücke, Tonnen u. s. w.

Bel, s. Baal.

Belagerung, die einzige, allgemein wirksame Art, eine feindliche Festung anzugreifen, die bei der gewöhnlichen Form der letztern und bei dem gegenwärtigen Verhältnisse der Angriffs- und der Vertheidigungsmittel nie ihres Zweckes verfehlt, wenn auch Umstände bisweilen die Erreichung desselben weiter hinausrücken. Sie zerfällt in folgende Operationen: 1) Die Berennung, d. h. die schnelle, unerwartete Einschließung der Festung, um ihr alle Gemeinschaft abzuschneiden und ihre Hülfsquellen so viel möglich zu beschränken, anfangs durch leichte Truppen, die nachher durch Linieninfanterie und Geschütz unterstützt werden, damit der Angreifer Zeit hat, seine Belagerungsmittel, Geschütz, Munition u. s. w. heranzubringen, das erfoderliche Material: Schanzkörbe, Faschinen, Stückbettungen, anfertigen zu lassen, sich durch wiederholtes Recognosciren die Lage der Festung bekannt zu machen, ihre Stärke und Schwäche zu erforschen und dadurch die Angriffsseite auszumitteln. 2) Die Eröffnung der Tranchée, nach vorläufigem Abstecken der ersten Parallele und Erstürmung der vielleicht vorliegenden Werke, die aber zuweilen eine eigne Belagerung erfodern; mit welcher gleichzeitig der Bau der ersten Batterie angefangen wird. Die Tranchéearbeit wird in der Abenddämmerung begonnen. Einige Bataillone dienen zur Bedeckung der Arbeiter, doch führen auch die letztern seit 1815 gewöhnlich Gewehre mit sich, um sich im Nothfall vertheidigen zu können. Die Bedeckung geht in Abtheilungen vor, legt sich etwa 200 Schritt vor den Arbeitern näher an die Festung platt auf den Erdboden und erhebt sich erst dann, wenn der Feind Ausfälle macht, um die Arbeit zu stören. Die Arbeiter kommen in der bezeichneten Linie zwei Schritt voneinander zu stehen, fangen einen Fuß hinter derselben zu graben an und werfen die Erde vorwärts gegen die Festung, wodurch schon nach drei Fuß tief ausgegrabener Erde sich eine Brustwehr bildet, welche die Arbeiter ziemlich deckt. Durch Tagarbeiter wird sodann die Parallele bis auf 8 F. Breite gebracht. 3) Das Feuer der ersten Batterien, die die äußerste Sorgfalt anwenden müssen, das Festungsgeschütz durch enfilirende Ricochetschüsse und Bomben zum Schweigen zu bringen, um mit geringerer Gefahr

und Verluste 4) die zweite Parallele durch die halbe Sappe (s. d.) mit Schanzkörben zu Stande zu bringen und sich aus dieser durch Sappiren bis an den Fuß des Glacis heranzuarbeiten, wo auf diese Weise die dritte oder auch wol eine vierte Parallele gezogen wird, wenn die erste vielleicht in zu großer Entfernung liegt. Auf diese Weise kommt man dem bedeckten Wege nahe genug, um sich 5) desselben entweder stürmend zu bemeistern, oder ihn mittels der Sappe zu couronniren, indem man etwa 100 Schritt seitwärts der Capitale aus der dritten Parallele geht und dadurch eine bogenförmige Sappe quer über den ausspringenden Winkel bildet, aus der man nachher eine doppelte Wendesappe vortreibt, um auf dem Kamme des Glacis selbst eine Laufgrabenkatze (cavalier de tranchée) oder eine Batterie für zwei Haubitzen zu Reinigung des bedeckten Weges zu erbauen. 6) Die Erbauung der zweiten Batterie zum Brechen der Futtermauern und Zerstörung der Flanken auf dem Glacis oder bei schmalen und tiefen Festungsgräben im bedeckten Wege selbst findet sodann keine Schwierigkeit; mit ihnen zugleich wird 7) der Übergang über den Graben vorbereitet, indem man die Contrescarpenmauer durch Schachtminen herunterwirft und dadurch die Absteigung (descente) bildet, zugleich aber bei einem nassen Graben die Arbeit an dem Faschinendamme abkürzt und erleichtert, damit der Belagerer 8) den Sturm antreten und sich auf dem Wallbruche festsetzen, oder mit einem Schlage die Festung erobern kann, wenn man nicht durch ein festes Reduit im Ravelin oder durch einen haltbaren Abschnitt im Bastion daran verhindert wird. Findet eine Minenvertheidigung statt, so kommt auch von der dritten Parallele der Minenangriff in Anwendung, durch den nach dem gewöhnlichen Glauben die Belagerung um vier Wochen verlängert wird. Merkwürdig waren die Belagerungen von Baza 1325, Martos 1326, Tariffa 1340, Algesiras in Spanien 1342, wo zuerst Pulvergeschütze angewendet wurden; die von Konstantinopel, welches vom Jahr 559—1453 24 Mal belagert wurde, von Belgrad, welches ebenfalls von 1442—1813 11 Mal belagert und mehrmals eingenommen wurde, von Gerona, das in 9 Belagerungen unerobert blieb; die von Grenada 1492, Kandia 1645—69, Gibraltar 1779—82, Saragossa (1808 und 1809) durch lange und tapfere Gegenwehr; und in der neuesten die der Citadelle von Antwerpen, welche in Friedenszeiten durch die Franzosen im Interesse der Belgier 1832 erobert ward.

Belehnung, Beleihung, Investitur, heißt die wirkliche Übertragung eines Lehens gegen die Angelobung der Treue. Die ehemaligen größern Lehen des Reichs (Thronlehen) wurden vom Kaiser selbst in Person verliehen und ebenso von den Fürsten empfangen, doch waren zuletzt auch Bevollmächtigte zugelassen. Auch jetzt werden die Erbhofämter und einige größere Lehen noch mit gewissen Feierlichkeiten in Person empfangen. Die Beleihung muß zu rechter Zeit gesucht werden, bei Verlust des Lehens oder wenigstens mit einer ansehnlichen Geldbuße oder Emende.

Beleidigung ist die Verletzung eines persönlichen Anspruchs, und insbesondere des Rechts eines Andern (injuria), sofern dieselbe von ihm mit Verlust (Leid) empfunden wird. Sie ist entweder wörtlich (verbalis) oder thätlich (realis); absichtlich (dolosa) oder unvorsätzlich (culposa), und ist, wenn sie die Ehre des Andern betrifft Injurie, (s. d.) im engern Sinne. Beleidigung der Majestät, s. Majestätsverbrechen.

Belem (spr. Belängh), eigentlich Bethlehem, ein Stadttheil oder Quartier von Lissabon; ehemals ein Marktflecken, dann seit 1754 eine Stadt, an dem Platze, wo einst König Emanuel, nach Vasco da Gama's erster Rückkehr aus Indien 1499, eine Kirche zu Ehren der Geburt Christi gebaut und das berühmte Hieronymitenkloster gestiftet hatte, in welchem sich die prachtvolle, mit weißem Marmor bekleidete Gruft der kön. Familie befindet. Nach dem Erdbeben von 1755 wurde die Begräbnißkirche wieder im gothischen Style aufgebaut. In B. residirte die kön. Familie bis zum Brande des Schlosses, worauf sie das sehr einsam gelegene Schloß Queluz bis zu ihrer Abreise nach Rio Janeiro zu ihrem Aufenthalte wählte. Das

neue kön. Schloß in B. hat eine vortreffliche Lage mit der Aussicht nach dem Hafen und Meere. In der Nähe der Kirche Nossa Senhora da Ajuda ist der botanische Garten, das chemische Laboratorium und das Naturaliencabinet. Letzteres enthält merkwürdige Stufen von gediegenem Kupfer aus Brasilien und ein großes Stück von elastischem Sandstein mit Kalkspathkrystallen. Noch sind bei B. der kön. Garten (a Quinta da Raynha) mit einer Menagerie und der große kön. Thiergarten, vorzüglich aber der alte, im Tajo erbaute, mit Batterien versehene und gegenwärtig als Staatsgefängniß benutzte Thurm, Torre de Belem, zu bemerken.

Beleuchtung, in der Malerei die Art und Weise, wie sich in einem Gemälde das natürliche oder künstliche Licht über die Gegenstände verbreitet. Dieses hängt ab von der angenommenen Scene, der Tages- und Jahreszeit, der Witterung u.s.w., und ist zum Theil eine Folge der malerischen Anordnung (Disposition). Anders ist die Abend-, anders die Mittagsbeleuchtung, anders die Beleuchtung im Winter, anders im Sommer, anders im Freien, anders im verschlossenen Raume, und die Gegenstände werden, je nachdem man die eine oder die andere Beleuchtung wählt, ein verschiedenes Ansehen gewinnen. Die Beleuchtung ist demnach ein wichtiges Mittel des Ausdrucks, mit welchem der Künstler nur durch genaues Studium der Natur, sowol in Rücksicht der besondern Wirkung der eigenthümlichen Farben, als auch in Rücksicht der Änderung derselben durch die größern oder kleinern dazwischen liegenden Luftmassen, vertraut werden kann. Einheit der Beleuchtung ist einem Gemälde ebenso nothwendig als Einheit der Zeit; sie wird den Künstler, besonders in historischen Stücken, oft zu einer angemessenen Wahl oder doch zu einer Milderung oder Verstärkung der eigenthümlichen Farben nöthigen, indem er nach dem besondern Orte der Gegenstände sie oft heller oder dunkler darstellen muß, als sie in der Natur sind. (S. Farbengebung.)

Belfast, Handelsstadt in Irland, mit einem Hafen, in der Grafschaft Antrim, nördl. von Dublin, im Hintergrunde der schönen Bucht Carrickfergusbai, worein sich das Flüßchen Lagan ergießt. Ein schiffbarer Kanal in der Mündung des Lagan vereinigt den Hafen mit dem Landsee Lough-Neagh. Die Häuser sind fast alle aus Backsteinen gut gebaut, die Straßen breit und bei Nacht durch Gas erleuchtet. Seit 1758, wo B. nur 8549 Einw. zählte, ist die Bevölkerung bis auf 45,000 gestiegen. Zu den schönsten öffentlichen Gebäuden gehören die zwei engl. bischöflichen Kirchen und die Börse. B. ist der Sitz eines katholischen Bischofs, hat zwei katholische und vier presbyterianische Kirchen und überdies Bethäuser für Methodisten, Quäker, Wiedertäufer und andere Glaubensparteien, ein Gymnasium und mehre Anstalten für wohlthätige Zwecke. Baumwollen- und besonders Leinwandmanufacturen beschäftigen viele Menschen. Bedeutend ist der Ausfuhrhandel B.'s nach Westindien, Amerika und England mit gesalzenem Fleische, Schinken, Butter, Leinwand, Baumwollenzeuchen, Tuch und Steingut.

Belgien, das jüngste der europ. Königreiche, hat seinen Namen von Belgium im alten Gallien. Dieses Land der Bellowaken und Atrebaten lag in der Gegend von Amiens und vielleicht auch von Senlis. Vgl. Raoux, „Sur l'origine du nom de Belge etc." (Brüssel 1826). Den Namen Belgien führten dann die östr. Niederlande, nachdem sie während der Revolution durch die Franzosen erobert worden waren, und er ward auch nachher zur Bezeichnung des südl. Theils des Königreichs der Niederlande im gewöhnlichen Leben beibehalten. Das jetzige Königreich B. grenzt an die Nordsee, die Niederlande, Preußen, Luxemburg und Frankreich und besteht aus den Provinzen Südbrabant, Ost- und Westflandern, Hennegau, Antwerpen, Namur, Lüttich, einem Theile von Limburg und von Luxemburg, und zählt auf einem Flächenraume von etwa 516 □M. 3,807,000 Einw. in 108 Städten, 113 Marktflecken und 4489 Dörfern. Die Bewohner sind ein Gemisch deutscher und celtischer Völkerschaften, die am westl. Ocean zwischen dem Rhein, der Marne und Seine wohnten. Cäsar nennt sie tapferer als die übrigen Gallier, besonders

diejenigen, welche nördl. an den Grenzen Deutschlands wohnten und mit den Deutschen noch in genauer Verbindung standen. Sie nähern sich in Hinsicht des Charakters mehr den Franzosen als den Holländern, denn der Belgier ist feurig, beredt, lebenslustig und glanzliebend. Die Landesreligion ist die röm.-katholische; es gibt aber auch über 30,000 Juden und 10,000 Reformirte. Die Haupt- und Residenzstadt B.'s ist Brüssel. Die Landesuniversitäten sind Löwen, gestiftet 1426, Gent und Lüttich, welche letztern 1816 begründet wurden. Der Staat ist ein erbliches constitutionnelles Königreich, dem die fünf großen Mächte eine ewige Neutralität zugesichert haben. Nach dem Verfassungsgesetze vom 3. März 1831 hat der König die vollziehende Gewalt, und theilt die gesetzgebende Macht wie das Besteurungsrecht mit der Nation, die durch einen Senat und die Repräsentantenkammer vertreten wird. Die Civilliste des Königs beträgt 1,300,000 Gulden. Die gewöhnliche Einnahme wird auf 66 Mill. Gulden geschätzt; die Ausgaben betrugen 1832, mit Einschluß des dem Kriegsminister bewilligten Credits, 91,885,000 Gulden; das Deficit von 25 Mill. muß zunehmen, da die Nationalschuld bereits, mit Einschluß der Anleihe von 48 Mill. und der von der holl. Schuld übernommenen Zahlung von 8,400,000 Gulden jährlicher Renten, nebst der Hälfte des Syndikatsdeficits von 50 Mill., zusammen auf 308 Mill. Gulden Capital gestiegen ist. Der Bestand der Armee auf dem jetzigen Kriegsfuße wird zu 100,000 M. angenommen. Die innere Verwaltung, sehr gestört durch die Ungewißheit der Verhältnisse zu dem Königreiche der Niederlande und durch die fortdauernde Reibung der Parteien im Innern, unter welchen jedoch die katholische den meisten Einfluß, auch bei den Wahlen zu der am 13. Nov. 1832 eröffneten gesetzgebenden Versammlung, bis jetzt ausgeübt hat, beschäftigt sich hauptsächlich mit der Herstellung des durch die Revolution zerrütteten Wohlstandes der Provinzen. Seit dem 1. Jan. 1833 ist in B. der franz. Münzfuß nach Francs eingeführt. B. steht gegenwärtig in diplomatischer Verbindung mit den meisten europ. und außereurop. Staaten; nur Rußland hat noch keinen belg. Gesandten angenommen. Der Monarch führt den Titel: König der Belgier. B. hat zwei Orden: den Ehrenstern in drei Classen zur Auszeichnung Derer, die während der Revolution im Interesse des Staats sich ausgezeichnet, und den Leopoldsorden in vier Classen, gestiftet 1832 zur Belohnung für Staats- und Militairdienst. Vgl. Vandermaelen's „Statistik des Königreichs Belgien" (1831). — In den fränkischen Kriegen verlor das Land und dessen Bewohner sehr bald den ursprünglichen Namen; in mehre Grafschaften und Gebiete zersplittert, gehörte es theilweise zum fränk. und deutschen Reiche. Das Niederland machte einen Theil des alten Lothringens aus, dann kam es an das Herzogthum Burgund, seit 1477 an Östreich und 1555 an Spanien; bei diesem blieb auch Südniederland oder der burgundische Kreis, nach dem Abfalle Nordniederlands, bis es 1713 wieder eine östr. Provinz ward. Von diesen östr. Niederlanden eroberten die Franzosen einzelne Grenzstriche, welche nebst den Festungen noch jetzt zu Frankreich gehören. Die franz. Revolution 1789 reizte auch sie zum Abfall (s. Noot), doch wurden durch die Convention im Haag vom 10. Dec. 1790 die Unruhen beigelegt. Im Jul. 1794 eroberten die Franzosen unter Jourdan die östr. Niederlande, und durch den Frieden von Campo Formio 1797 und den zu Luneville 1801 fiel endlich ganz Südniederland nebst Lüttich an Frankreich und erhielt den Namen Belgien. Von den Alliirten 1814 erobert, wurde B. auf dem Congresse zu Wien 1815 mit Nordniederland wieder vereinigt. Seitdem bildeten die gesammten Niederlande ein constitutionnelles Königreich. Der Haß der katholischen Priesterpartei und des republikanischen Ultraliberalismus aber (s. Potter) erzeugte eine heftige Opposition gegen das protestantische, minder volkreiche, durch Sprache und Sitten von den Brabantern und Wallonen geschiedene Nordniederland. Die Juliusrevolution

in Paris fand in Brüssel Anklang. Der Aufruhr daselbst am 25. Aug. 1830, worauf Lüttich und andere Städte an Brüssel sich anschlossen, hatte eine Übereinkunft mit dem Prinzen von Oranien am 3. Sept. zur Folge, nach welcher Belgien in legislativer und administrativer Hinsicht von Holland getrennt werden, der oranischen Dynastie aber treu bleiben sollte. Der König versammelte deswegen die Generalstaaten im Haag, welche am 29. Sept. jene Trennung aussprachen. Unterdessen hatte aber die Volkspartei von Brüssel und Lüttich in Brüssel am 20. Sept. die Interimsregierung gestürzt und eine Revolution begonnen, die ihren Stützpunkt von oben in der pariser Propaganda und von unten in dem belg. Pöbel hatte. Die Clubbisten Ducpétiaux, Rogier, Gendebien, Raikem, Felix von Mérode, van de Weyer u. A. wurden die Mitglieder einer Volksregierung, an deren Spitze Potter treten sollte, welcher sich noch in Paris befand. Dagegen baten die belg. Abgeordneten im Haag den König, und eine Deputation aus Brüssel den Prinzen Friedrich, der mit den Truppen in Antwerpen stand, um Beistand und Schirm gegen die Empörer. Der Prinz erließ in diesem Sinne eine Proclamation; nun entbrannte in Brüssel die Kampfbegier, und geleitet von franz. Militairs, errichteten die Insurgenten Barrikaden und griffen das am 22. Sept. in die Stadt eingedrungene Heer des Prinzen mit allen Waffen der Erbitterung an. Juan van Halen und der franz. General Mellinet führten den Oberbefehl in diesem viertägigen Straßenkampfe. Der Prinz konnte die Stadt nicht überwältigen, er zog daher am 26. Sept. Abends die Truppen aus der brennenden Stadt nach Antwerpen. Der Sieg der Brüsseler stellte ganz B. unter die brabantische Fahne. Die provisorische Regierung erklärte am 4. Oct. die von Holland abgerissenen Provinzen nebst Luxemburg für einen unabhängigen Staat. Vergebens suchte der Prinz von Oranien in Antwerpen einen Kern treuer Belgier um sich zu bilden. Der Haß gegen das Haus Oranien wurde national, sodaß die immer noch zahlreiche Partei der Orangisten nirgend eine Stütze im Volke fand, besonders seit der Commandant der Citadelle von Antwerpen, General Chassé, am 27. Oct. die Stadt Antwerpen (s. d.) beschossen hatte. England gebot jetzt zwischen B. und Holland Waffenruhe, und eine Conferenz der Großmächte unternahm es, den großen politischen Scheidungsproceß zwischen Nord- und Südniederland zu schlichten. Unterdessen hatten Potter, Rogier, van de Weyer und Graf Mérode ein Grundgesetz entworfen. Sie beriefen einen Nationalcongreß von 200 Mitgliedern, der sich am 10. Nov. versammelte. In diesem erlangte die franz. Partei über die republikanische, an deren Spitze Potter stand, das Übergewicht. Die Großmächte gaben jedoch die Vereinigung B.'s mit Frankreich nicht zu; nicht einmal die Wahl eines franz. Prinzen zum König von B. Der Präsident des Congresses, Surlet de Chokier, proclamirte hierauf am 19. Nov. die Unabhängigkeit B.'s, am 22. die monarchische Verfassung, und am 24. die Ausschließung des Hauses Oranien vom belg. Throne. Da Frankreich die beabsichtigte Wahl des Herzogs von Leuchtenberg zum König der Belgier nicht genehmigte und die Wahl des Herzogs von Nemours nicht annahm, so wurde der Baron Surlet de Chokier am 24. Febr. 1831 zum Regenten erwählt. Der Regent eröffnete den zweiten Congreß am 29. März, welcher den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg (s. d.) am 4. Jun. zum König wählte. Leopold beschwor am 21. Jul. 1831 die Verfassung und bestieg den Thron. Wenige Tage nachher ward er von Holland angegriffen; doch Frankreichs rasches Einschreiten endigte den 13tägigen Krieg vom 2. bis 15. Aug. Die neu gewählten und am 8. Sept. versammelten Kammern ordneten nunmehr den jungen Staat und nahmen das von der londoner Conferenz gegebene Protokoll der 24 Artikel an, worauf die Gesandten der fünf Mächte in London diesen Tractat als die Grundlage eines Friedensvertrages zwischen Holland und B. am 15. Nov. unterzeichneten. Da der König der Niederlande diesen Tractat verwarf, England und Frankreich aber die Garantie desselben übernommen hatten, so beschlossen beide Mächte, den König Wilhelm zur Annahme, wenigstens zur Räumung des von

ihm abzutretenden Gebiets, zu zwingen. Vergebens widersprachen Preußen, Rußland und Östreich jeder Anwendung von Gewalt. England und Frankreich schlossen am 22. Oct. 1832 eine Convention, vermöge welcher sie die holl. Küsten blockiren und die Schiffe mit Embargo belegen wollten, Frankreich aber mit einer Landarmee die Räumung der Citadelle von Antwerpen erzwingen sollte. Die franz. Nordarmee unter Gérard rückte am 15. Nov. in B. ein, und die Citadelle capitulirte am 23. Dec. 1832. (S. Antwerpen.) Darauf zog sich die franz. Armee nach Frankreich zurück, und die belg. Truppen besetzten die Citadelle und die dazu gehörigen Forts. Die Unterhandlungen mit Holland wegen Annahme der 24 Artikel wurden seitdem von England und Frankreich fortgesetzt, und im Febr. 1833 war nur noch die Freiheit der Scheldeschiffahrt der einzige streitige Punkt. (S. Niederlande.)

Belgrad (Weißenburg), türk. Handelsstadt und Festung in Serbien, am Zusammenflusse der Save und Donau, mit 30,000 Einw., begreift: 1) Die Festung oder das Oberschloß, in der Mitte des Ganzen, welches die Donau beherrscht, hohe Wälle, feste Thürme, dreifache Gräben hat und mit Minen und bombenfesten Kasematten versehen ist; Residenz des Pascha von Serbien, mit der Hauptmoschee, deren es überhaupt 14 in B. gibt. Zwischen der Festung und den übrigen Stadttheilen ist ein leerer, 400 Schritte breiter Zwischenraum. 2) Die Wasserstadt, der gefälligste Theil der Stadt, mit Wällen und Gräben, gegen N. am Zusammenflusse der beiden Ströme. 3) Die Raitzenstadt, westl. am Savestrom, mit Palisaden umgeben. 4) Die Palanka, welche gegen S. und O. die Festung umgibt. B. ist schlecht gebaut; die Straßen sind nicht gepflastert. Oberhalb der Stadt ankern die Donauschiffe zwischen drei Inseln. An der Mündung des Savestroms liegt die Zigeunerinsel. Bis gegen Ende des 11. Jahrh. waren die Griechen im Besitze B.'s; aber 1073 eroberte es der ungar. König Salomo. In den folgenden Zeiten war die Stadt abwechselnd im Besitz der Griechen, Bulgaren, Bosnier und Serbier, von welchen letztern sie im Anfange des 15. Jahrh. an Kaiser Sigismund verkauft ward. In den J. 1442 und 1456 von den Türken mit großem Zeit- und Kostenaufwande vergeblich belagert und am 14. Jul. 1456, als Joh. Hunyad und der 70jährige Franziskaner Joh. Capistran die Belagerten zu Helden begeisterte, vergeblich gestürmt, ward sie endlich 1521 durch Soliman II. erobert. Von dem Kurfürsten von Baiern 1688 stürmend eingenommen, wo Besatzung und Einwohner unter dem Schwerte des Siegers fielen, ging es 1690 wieder, ebenfalls mit Sturm, an die Türken über, nachdem die christliche Besatzung bis auf 500 Mann geschmolzen war. Vergebens von dem Herzog von Croy 1693 belagert, fiel es 1717 durch Capitulation in die Hände des Prinzen Eugen, der als Belagerer von 150,000 Türken eingeschlossen, sich durch einen Sieg über dieselben den Weg in die Festung bahnte. Ohne einen Schuß übergab sich B. 1739 den Türken, ward im Frieden zu B., obgleich mit demolirten Werken, der ottoman. Pforte übergeben, 1789 vom Feldmarschall Laudon wieder eingenommen, den Türken aber im Frieden 1791 zurückgegeben; dann fiel es in die Hände der Serbier, bei deren Unterwerfung aber wieder an die Türken, die es noch besitzen.

Belial, eigentlich Belijjal, ein hebr. Wort, bedeutet nichtsnutzig, Verderben, Verderber, und nur in diesem Sinne kommt es im A. T. vor. Von den Juden ward es später auf einen bösen Dämon übergetragen, und so kommt es auch im N. T. vor.

Belidor (Bernard Forest de), einer der ausgezeichnetsten Hydrauliker, geb. um 1698 in Catalonien, studirte mit Eifer die Mathematik und ward auf Empfehlung der Akademiker Cassini und Lahire an der neu errichteten Artillerieschule zu Lafère als Professor angestellt. Als Adjutant wohnte er 1742 dem Feldzuge in Baiern bei, ward dann sehr bald Obristlieutenant, war 1744 mit dem Prinzen von Conti in Italien und 1745 in den Niederlanden, wo er wegen seiner

Verdienste bei der Eroberung von Charleroi Obrist ward. Nachdem er 1758 Director des Arsenals geworden war, ward er bald darauf Brigadier und Generalinspector der Minirer. Vom Schlage getroffen, starb B. zu Paris 1761. Sein Werk: „Architecture hydraulique" (4 Bde., Par. 1737—51), ist ein wahrer Schatz, der in der Geschichte dieser Wissenschaft immer eine glänzende Stelle einnehmen wird. Unter seinen übrigen Schriften ist die genannteste „Bombardier français" (Par. 1731, 4.). B.'s handschriftliche Sammlungen über Minenkrieg, Festungsbau und Artilleriewissenschaften wurden sogleich nach seinem Tode von der franz. Regierung mit Beschlag belegt und unterdrückt; dessenungeachtet ist später doch Manches davon im Druck erschienen.

Belisar, einer der größten Helden seiner Zeit, dem der Kaiser Justinian den größten Theil des Glanzes seiner Regierung verdankte. B. war ein Illyrier, wahrscheinlich zu Germania, vielleicht dem jetzigen Tschermen, eine Tagereise von Adrianopel, aus einer edeln Familie Thraziens geboren. Er diente anfangs unter der Leibwache des Kaisers, erhielt bald den Oberbefehl eines Heeres von 25,000 M. an der pers. Grenze und trug 530 über des pers. Königs Kobad Heer von 40,000 M. einen vollständigen Sieg davon. Procopius war damals sein Secretair. Als aber die Perser im nächsten Jahre in Syrien eingedrungen waren, um Antiochien zu überfallen, verlor er eine Schlacht, zu der ihn die Ungeduld seiner Soldaten gezwungen hatte; diese von ihm vorhergesehene Niederlage, die einzige, die er als Feldherr erlitt, bewirkte seine Zurückberufung. Auch jetzt war B. die Stütze seines Fürsten. Die Unruhen von zwei Parteien, die sich die Grünen und die Blauen nannten und große Verheerungen in Konstantinopel anrichteten, setzten 532 das Leben und die Herrschaft Justinian's in die größte Gefahr, und schon war Hypatius zum Kaiser gewählt, als B. mit einer kleinen Anzahl treuer Anhänger die Ruhe herstellte. Justinian schickte ihn 533 mit 15,000 M. nach Afrika, um das Reich des Vandalenkönigs Gelimer zu erobern. Nach zwei Siegen nahm B. den König mit seinen Schätzen gefangen. Gelimer ward zu Konstantinopel im Triumph aufgeführt, und Justinian ließ Münzen mit der Aufschrift: „Belisarius gloria Romanorum", schlagen, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Mit Gelimer's Schätzen kamen die heiligen, von Geiserich entführten Tempelgefäße aus Jerusalem (der goldene Tisch und der sechsarmige Leuchter), die einst den Triumph des Titus geschmückt hatten, nach Konstantinopel und von da später nach Jerusalem zurück. Die Spaltungen in der ostgoth. Königsfamilie (s. **Gothen**) reizten Justinian, Italien und Rom unter seine Herrschaft zu bringen. B. eroberte Rom am 10. Dec. 536, schlug den gothischen König Vitiges, machte ihn 540 in Ravenna zum Gefangenen und führte ihn mit vielen andern Gothen nach Konstantinopel. Hierauf zog er gegen die Perser und schützte Jerusalem. Dann kämpfte er wieder gegen die Gothen 546 in Italien; vom Kaiser aber nicht gehörig mit Geld und Truppen unterstützt, verlangte er 548 seine Zurückberufung. **Narses** (s. d.) ward sein Nachfolger. Späterhin zog B. gegen die Bulgaren und schlug sie 559. Als er nach Konstantinopel zurückgekehrt war, wurde er, der zu Ravenna die ihm angebotene Krone des Westreichs ausgeschlagen hatte, der Theilnahme an einer Verschwörung beschuldigt und am 5. Dec. 563 seiner Würden und der Freiheit beraubt. Allein Justinian überzeugte sich von seiner Unschuld und setzte ihn am 9. Jul. 564 in seine Würden wieder ein, doch B. starb schon am 13. März 565. Dichter, besonders Marmontel in seinem philosophisch-politischen Roman, haben die Geschichte B.'s vielfach entstellt. Nach diesem ließ der Kaiser ihm die Augen ausstechen, und B. mußte auf den Straßen von Konstantinopel sein Brot erbetteln. Nach Tzetzes, einem der glaubwürdigern Schriftsteller des 12. Jahrh., soll B., als ihn Justinian ins Gefängniß hatte setzen lassen, einen Beutel herabgelassen und die Vorübergehenden angesprochen haben: „Date Belisario obolum, quem virtus evexit, invidia depressit" („Gebt dem Belisar, den die Tugend er-

ben, der Neid unterdrückt hat, einen Obolus"). Doch gedenkt weder dieses noch ner Blendung ein gleichzeitiger Geschichtschreiber. Zuverlässig ist es, daß die chwäche gegen seine Gattin Antonina den B. zu mancher Ungerechtigkeit veran-ßte, und daß er eine knechtische Gefälligkeit gegen die abscheuliche Theodora, die emahlin des Justinian, bewies. Auch Mahon's „Life of Belisarius" (Lond. 329) versucht die Blendung und das Bettlerthum B.'s durch die Stelle eines zantinischen Topographen, jedoch nicht überzeugend, zu beweisen. Ein ausge-chnetes Gemälde des blinden B. lieferte Gérard; zu einem Trauerspiele benutzte se Geschichte Eduard von Schenck.

Bell, s. Lancaster's und Bell's System.

Belladonna, Wolfskirsche, Tollkraut (atropa belladonna), s der Familie der nachtschattenartigen Gewächse, eine krautartige Giftpflanze mit sdauernder Wurzel in Gestalt eines 4—6 Fuß hohen Strauches. Sie trägt Bee-n, die einer mittelmäßigen Kirsche gleichen, und wenn sie reif sind, glänzend hwarz aussehen. Die Pflanze ist in allen Theilen, von der Wurzel bis zum Sa-en, narkotisch giftig. Der Giftstoff heißt vorzugsweise Atropin. Schon die Aus-ınstung der Pflanze ist widrig und betäubend, und reibt man mit den abgeschnit-nen Zweigen oder Blättern die Hand, so entsteht Entzündung; doch vorsichtig ıgewendet, wird sie zu einem wichtigen Arzneimittel für Menschen und Thiere. ahnemann schreibt ihr Schutzkraft gegen das Scharlachfieber zu. Dieses in Arz-cien vielfach verwendete Gewächs trifft man fast in allen europ. Ländern an. Den Namen Belladonna oder schöne Frau soll es erhalten haben, weil man den Saft zu Schminken verwendet.

Bellamy (Jakob), ein Dichter, dessen lyrische Gesänge zu den schönsten ezählt werden, welche die holländ. Poesie besitzt; geb. 1757 zu Vliessingen in niedri-gem Stande, hatte er schon sehr jung in seiner Vaterstadt den Ruf eines gewandten Verskünstlers. Ein Gönner bildete seinen Geschmack und gab seinem Talent eine veredelte Richtung; durch seine Unterstützung studirte er in Utrecht Theologie. Von seinen Poesien werden die „Vaterländischen Gesänge" am höchsten geschätzt. B. starb 1796. Er kann mit Bilderdyk, Helmers, Loots, R. Feith und einigen andern holl. Dichtern für einen der Wiederhersteller der niederl. Poesie angesehen werden.

Bellarmin (Robert), einer der berühmtesten Jesuiten, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit, Bescheidenheit und Mäßigung in seinen Schriften, durch Anspruchlosigkeit, Freigebigkeit und Frömmigkeit in seinem Leben, geb. 4. Oct. 1542 zu Montepulciano im Florentinischen, gest. 17. Sept. 1621 im Noviziat-hause der Jesuiten zu Rom. Sein Hauptwerk sind die im Jesuitencollegium zu Rom gehaltenen Vorlesungen über Polemik, welche unter dem Titel: „Disputationes de controversiis fidei adversus hujus temporis haereticos" (3 Bde., Rom 1581; neueste Ausg., 4 Bde., Prag 1721, Fol.) herausgekommen, und zur Widerlegung der protestantischen Lehrsätze bestimmt sind. Sie gelten in der katholischen Kirche für die beste Rechtfertigung ihres Glaubens; die gelehrteste ist sie offenbar und die gewandteste, aber, wie Gerhard und Dalläus nachgewiesen haben, nicht die gründlichste und ehrlichste. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke erschien zu Köln 1619 (7 Bde., Fol.).

Belle-Alliance, s. Waterloo.

Bellegarde (Graf v.), aus einer der ältesten savoyischen Familien, geb. zu Chambery in Savoyen 1760, trat früh in östr. Dienste und zeichnete sich in den Feldzügen 1793—95 so aus, daß er Mitglied des Kriegsraths beim Erzherzoge Karl und 1796 Feldmarschallieutenant wurde. Als solcher schloß er 1797 den Waffenstillstand zu Leoben mit Bonaparte und führte 1799 den Oberbefehl über das Heer, welches die Verbindung zwischen Suworoff und dem Erzherzog Karl erhalten sollte. Nach dem Feldzuge von 1800 in Italien erhielt er eine der ersten Stellen im Hofkriegsrath und übernahm 1805 nach dem Abgange des Erzherzogs Karl

das Präsidium. Im Jul. 1805 ward ihm der Oberbefehl im Venetianischen übertragen und im folgenden Jahre ward er zum Feldmarschall und Civil- und Militairgouverneur von beiden Galizien ernannt, auch erhielt er bald nachher das Amt eines Gouverneurs des Kronprinzen. Im Feldzug 1809 zeichnete er sich bei Großaspern aus. Nach dem Frieden von Wien übernahm er zum zweiten Male den Oberbefehl in Galizien, wo er bis zum Kriege 1813 blieb. Dann ward er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, mußte jedoch bald zur Armee nach Italien abgehen, wo er bis Piacenza vordrang und dort am 16. Apr. einen Waffenstillstand mit dem Vicekönig Eugen abschloß. Als Generalgouverneur der wiedereroberten östr. Provinzen in Italien erwarb er sich die Liebe der Völker in hohem Grade, wodurch er beim Einbruch Murat's 1815 nicht weniger zur Erhaltung der Ordnung beitrug als durch seine Vertheidigungssiege bei Ferrara und bei der Brücke von Occhio Bello. Er blieb als Gouverneur zu Mailand, bis der Erzherzog Anton zum Vicekönig des lombard.-venet. Königreichs, und Graf Saurau zum Gouverneur der Lombardei ernannt war. Hierauf lebte B. einige Zeit in Paris als Privatmann. Dann stand er wieder an der Spitze des Hofkriegsraths, bis er im Sept. 1825 wegen Augenschwäche seine Entlassung nahm.

Belleisle (Charles Louis Auguste Fouquet, Graf v.), Marschall von Frankreich, geb. 22. Sept. 1684 zu Villefranche, zeichnete 1708 sich aus bei der berühmten Belagerung von Lille und ward Brigadier der Armeen des Königs. Nach dem span. Erbfolgekriege ging er mit dem Marschall Villars nach Rastadt, wo er sich als gewandten Staatsmann zeigte. Die Abtretung Lothringens an Frankreich 1736 war besonders sein Werk. Der Cardinal Fleury schenkte ihm sein volles Vertrauen; Ludwig XV. gab ihm das Gouvernement von Metz und den drei lothringischen Bisthümern, das er bis an seinen Tod behielt. Vor dem Ausbruche des Kriegs 1741 reiste er an die ersten Höfe Deutschlands, um sie nach Karl VI. Tode für die Ernennung des Kurfürsten von Baiern zum röm. Kaiser zu gewinnen, und zeigte dabei so viel Geschicklichkeit, daß er die Bewunderung Friedrich II. erregte. Dann trat er nebst Broglio an die Spitze der franz. Armeen, um die Heere Maria Theresia's zu bekämpfen. Er nahm Prag durch Sturm, mußte sich aber zurückziehen, als der König von Preußen einen besondern Frieden geschlossen hatte, und machte diesen Rückzug mit bewundernswürdiger Klugheit. Im Dec. 1744 ward er, auf einer diplomatischen Reise nach Berlin, in Elbingerode von dem hannöver. Amtmann verhaftet und nach England geschickt, 1746 aber ausgewechselt. Den östr. General Browne, der 1747 von Italien aus in das südl. Frankreich gedrungen war, nöthigte B., die Belagerung von Antibes aufzuheben und über den Var zurückzugehen. Nachdem ihn der König 1748 zum Herzog und Pair des Reichs erhoben, ihm auch das Kriegsdepartement übertragen hatte, schaffte B. bei dem Militair eine Menge Misbräuche ab, erweiterte die Militairschulen und veranlaßte die Stiftung eines Verdienstordens. Metz erhielt durch ihn eine Akademie. B. starb 1761.

Bellerophon, d. i. Tödter des Belleroos, ursprünglich Hipponoos, ein Sohn des Glaukos und einer Tochter des Sisyphos, Königs von Korinth. Als er ohne Vorsatz seinen Bruder tödtete, flüchtete er zu Prötus, König von Argos, der den Verwandten gastfreundlich aufnahm und sühnte. Aber die Königin Antea faßte bald eine sträfliche Liebe für den Jüngling, und als B. aus Achtung für das Gastrecht ihre Neigung nicht erwiderte, rächte sie sich durch Verleumdung des Unschuldigen bei ihrem Gemahl. Prötus schickte ihn zu seinem Schwiegervater Jobates, König von Lycien, mit einer Tafel, worauf für den Überbringer verderbliche Zeichen eingegraben waren. Jobates bewirthete den Ankömmling, nach gastfreundlichem Heldengebrauch, neun Tage, ehe er ihn um seine Aufträge befragte, und als er am zehnten die Zeichen erkannte und die Absicht der ganzen Sendung verstanden hatte, da scheute auch er sich, Hand an den Fremdling zu legen. Er befahl ihm

aber, die feuerspeiende, dreigestaltete Chimära (s. d.) zu erlegen, weil er überzeugt war, daß auch der Tapferste diesen Kampf nicht zu bestehen vermöge. Aber B. bekämpfte sie auf dem Pegasus, den Pallas ihm geschenkt hatte, aus den Lüften, und seine starke Hand erlegte das Ungeheuer. Hierauf bezwang er die Solymer und endlich die mannhaften Amazonen. Jobates erkannte nun des Jünglings göttlichen Ursprung, vermählte ihm seine Tochter Philenoe und theilte das Reich mit ihm. Mit seiner Gemahlin erzeugte B. den Isandros, den Hippolochos und die Hippodamia. Endlich wollte er, aus wahnsinnigem Übermuth, sich auf dem Flügelrosse zum Olymp emporschwingen; da traf ihn, nach Einigen, der Blitz des Zeus, nach Andern ward er vom Pegasus, den eine Bremse stach, abgeworfen, und durchirrte menschenscheu die Wüste von Aleia in Cilicien, wo er vor Hunger umkam.

Bellevue, d. i. reizende Aussicht. Diesen Namen führen mehre Lustörter und Schlösser, z. B. in Kassel, nahe bei Berlin, nahe bei Stuttgart. Was die Franzosen Bellevue, das nennen die Italiener Belvedere, daher auch dieser Name mehren fürstlichen Lustschlössern beigelegt ward, z. B. das Belvedere in Wien, bei Weimar u. s. w. Am bekanntesten ist das reizende Lustschloß Bellevue in der Nähe von Paris, auf dem Bergrücken gelegen, der sich von St.-Cloud nach Meudon zieht, welches Frau von Pompadour (s. d.) 1748 mit einer seltenen Geschwindigkeit, großer Pracht und ungeheuerm Aufwande aufführen ließ. Ludwig XV. besuchte es wenige Tage nachher und war so entzückt von der Lage und der Einrichtung, daß er es selbst zu besitzen wünschte. Indessen ließ er den Gebrauch seiner Begünstigten. Nach dem Tode Ludwig XV. erhielten es die Tanten Ludwig XVI. zu ihrer Benutzung. Die ersten franz. Künstler jener Zeit, Coustou, Adam, Salu, Pigalle, Gragenard, Laprenue, hatten zur Verschönerung B.'s beigetragen, und allgemein galt es zu dieser Zeit für das reizendste Lustschloß in ganz Europa. Während der Revolution beschloß der Nationalconvent, daß B. auf Kosten der Nation unterhalten werden und zu Volksbelustigungen dienen sollte, allein dessenungeachtet kam es im Revolutionssturme unter den Hammer und ward im Geiste der Bande noire (s. d.) demolirt. Jetzt ist das Ganze eine Ruine, die aber der schönen Aussicht auf Paris wegen oft besucht wird.

Bellini, eine verdiente Malerfamilie in Venedig. Von Giacomo ist nichts mehr vorhanden; von seinem ältesten Sohne Gentile nur Einiges, z. B. St.-Markus. Gentile wurde 1479 nach Konstantinopel an Mohammed II., der einen geschickten Maler verlangte, gesandt; dort soll er die Basreliefs der Theodosianischen Ehrensäule copirt haben und nach seiner Rückkehr zu Venedig 1501 gestorben sein. Mehr zeichnete sich sein jüngerer Bruder aus, Gian oder Giovanni, auch Sanbellini genannt, geb. um 1426 zu Venedig, wo ihn kurz vor seinem Tode, der um 1516 erfolgte, Albrecht Dürer kennen lernte. Er studirte die Natur, ohne sich noch über sie zu erheben, und war ein guter Zeichner. Er verbannte die alterthümliche Härte und zeigte zuerst den Weg zum guten Colorit. Auch verbreitete er die Ölmalerei und lieferte viele treffliche Bilder, von denen eins der größten in der Kirche S.-Zacharia zu Venedig, die thronende Madonna mit vier Heiligen zur Seite und mit einem Engel am Fuße des Thrones vorstellend, sich findet. Ein anderes treffliches Bild B.'s, der segnende Heiland, ist in der dresdener Galerie. Am berühmtesten aber ist er geworden durch seine Schüler, nämlich Tizian und Giorgione, weshalb ihn auch Einige den Stifter der venetian. Schule nennen.

Bellman (Karl Michael), oder, wie er sich in seinen Episteln nannte, Fredman, der originellste schwed. Dichter, geb. zu Stockholm 1741, wuchs auf in stiller Häuslichkeit. Die ersten Proben seines Dichtertalents waren fromme Lieder und andächtige Herzensergießungen. Später zog das lockere Leben junger Wüstlinge in Stockholm seine Aufmerksamkeit so an, daß er ihre lustigen Abenteuer zum Gegenstand scherzhafter Gesänge wählte. Diese machten des Dichters Namen durch ganz Schweden bekannt. Selbst Gustav III. würdigte ihn seiner Gunst und

setzte ihn durch ein bequemes Amt in den Stand, bis an seinen Tod, 1795, in sorgenfreier Unabhängigkeit der Dichtkunst zu leben. Die Ergebnisse derselben sind echt volksthümliche Lieder, meist orgische Scenen, scharf und tief aus der Natur und dem Leben der Wüstlinge aufgegriffen, sowie es sich, besonders damals, unter dem Einflusse des schwed. Himmels eigenthümlich gestaltete. Selbst in den geringsten Einzelheiten treu und wahr, und doch mit großer poetischer Kraft und nie verletzter Schicklichkeit bei den Darstellungen, herrscht in B.'s Dichtungen ein elegischer Grundton vor, der ihrem Charakter eine tiefere Bedeutung gibt. Der größte Theil seiner Lieder sind Erzeugnisse einer improvisirenden Begeisterung; er suchte freudige Gelage auf, setzte sich an einen Tisch, um welchen lustige Gesellschaft sich gelagert hatte, sann einige Augenblicke nach und dann brach der Strom seiner Begeisterung unwiderstehlich hervor, während er mit dem Daumen, sich selbst accompagnirend, auf dem Tische auf ganz eigne Weise strich. Die lieblichen Melodien seiner Lieder waren theils eigne, theils von Andern entlehnte, aber stets auf eigenthümliche Weise umgebildet. Selten schrieb er die Lieder selbst auf. Seine nicht improvisirten Lieder mangeln des Feuers. Die neue Schule würdigt diesen Volksdichter der gebührenden Aufmerksamkeit, während früher die sogenannte classische ihn mit vornehmem Achselzucken ansah. Von seinen Schriften erwähnen wir: „Sions Högtid" (Stockh. 1767); „Bachi Tempel" (Stockh. 1783) und Fredman's „Episteler och Sånger" (2 Bde., Stockh. 1791). Erst spät nach seinem Tode wurden herausgegeben die „Skaldestykken" (2 Bde., Stockh. 1812) und (Fredman's) „Handskrifter" (Upsala 1813). Wegen der Eigenthümlichkeiten konnte ihre Übertragung ins Deutsche, die Rühs versuchte, nur misglücken.

Bellōna, die Kriegsgöttin der Römer, die Repräsentantin des Begriffs der griech. Enyo, der Wuth im Kriege, scheint zu den altital. Gottheiten gehört zu haben, da ihr schon in der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. von Appius Claudius ein Tempel geweiht ward. Nach den Dichtern war sie die Gefährtin des Mars im Kriegsgetümmel und führte Spieß und Geißel. Ihre Priester begingen den Dienst mit wüthiger Aufregung, was auf thrazische Abkunft weisen könnte. In ihrem Tempel wurden häufig Rathsversammlungen gehalten. Auf den Münzen der Mamertiner erscheint das der B. entsprechende Bild der Enyo.

Belloy (Pierre Laurent Buyrette de), der erste franz. Dramatiker, welcher mit Erfolg, statt der griech. und röm. oder ausländischen Helden, vaterländische auf die franz. Bühne brachte, geb. 1727 zu St.-Flour in Auvergne. Er kam als Kind nach Paris und fand nach seines Vaters Tode eine Stütze an seinem Oheim, der ihn zum Rechtsgelehrten bestimmte. Während er sein Berufsstudium mit Widerwillen trieb, zeigte er viel Talent für die dramatische Kunst. Sein Oheim kämpfte diesem Geschmacke entgegen und veranlaßte ihn dadurch, sich heimlich zu entfernen. Er erschien nun an mehren nordischen Höfen als Schauspieler unter dem Namen Dormont de Belloy. Sein Charakter erwarb ihm überall Liebe und Achtung. Mehre Jahre verlebte er zu Petersburg, wo die Kaiserin Elisabeth ihm viel Güte erwies, und ging darauf 1758 nach Frankreich zurück, um seine Tragödie „Titus" aufführen zu lassen. Sein Oheim wirkte einen Verhaftsbefehl aus, auf den Fall, daß sein Neffe die Bühne beträte. B. hoffte durch den Erfolg des „Titus" seine Familie zu versöhnen; aber diese Hoffnung schlug fehl, das Stück misfiel, und er ging wieder nach Petersburg. Nach seines Oheims Tode kehrte B. abermals nach Frankreich zurück, wo er seine Tragödie „Zelmire" mit dem entschiedensten Beifall gab. Hierauf folgte 1765 „Le siège de Calais", ein Trauerspiel, das noch immer geschätzt wird. Er erhielt die Medaille, welche der König für solche Dichter gestiftet hatte, von denen drei Stücke mit Beifall aufgenommen worden, und der große Beifall, welchen „Le siège de Calais" gefunden hatte, wurde dem Dichter hier als ein doppelter Erfolg angerechnet, da diese Tragödie erst sein zweites gelungenes Stück war. Seitdem ward diese Preismedaille nie wieder ausge-

theilt. Die Stadt Calais überschickte B. das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel, mit der Aufschrift: „Lauream tulit, civicam recipit". B. schrieb noch mehre Theaterstücke, worunter ihm „Gaston et Bayard", 1771, die Aufnahme in die Académie française verschaffte. Im Allgemeinen verstand er sich nicht auf den Ausdruck des tragischen Pathos. Er starb 1775.

Bell-Rock oder **Inch Cape**, ein für die Schiffer höchst gefährlicher Felsen an der Küste von Schottland in der Grafschaft Forfar, unweit der Mündung des Tayflusses. Der Name Bell-Rock, Glockenfelsen, soll von einer Glocke (bell) herrühren, welche die Mönche von Aberbrothok ehemals dort aufgehangen und zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Flut geläutet haben. Dieser Felsen bleibt bei gewöhnlicher Flut 12 F. hoch vom Wasser bedeckt; nur bei der niedrigsten Ebbe aber ragt er oft 427 F. lang, 230 F. breit, gegen 4 F. hoch über der Meeresfläche hervor. Ungeachtet seine, allen Küstenfahrern und insbesondere allen nach dem Tay-Haf (Frith of Tay) segelnden Fahrzeugen höchst gefährliche Lage längst anerkannt war, wußte man doch nicht, was man thun sollte, da das Erbauen eines Leuchtthurms fast unübersteigliche Hindernisse hatte. Endlich entschloß man sich doch 1807 dazu, und unter Leitung des berühmten Baumeisters Stevenson war dieses kühne Werk der Baukunst 1811 vollendet. Der Fuß dieses kreisrunden 115 Schuh hohen Gebäudes, welches bei gewöhnlicher Ebbe vom Wasser frei ist, wird bei Springfluten bis auf die Höhe von 15 F. unter Wasser gesetzt. Das Signal auf diesem Leuchtthurme besteht aus einem abwechselnd weißen und rothen Lichte, welches durch das Umwenden der Reflectoren hervorgebracht wird, und aus Zwischenräumen von Dunkelheit. Bei Nebelwetter, wenn das Licht nicht gesehen werden kann, läutet die nämliche Maschine, welche den Wechsel des Lichts bewirkt, bei Tag und Nacht zwei Glocken von beträchtlicher Größe.

Belt, der **große** und **kleine**, heißen die beiden Meerengen, welche nebst dem Sunde die Ostsee mit dem Kattegat verbinden. Der **große Belt** trennt die dän. Inseln Seeland und Laland von Fühnen und Langeland. Seine Breite ist verschieden und steigt bis zu $2^1/_2$ M.; Sandbänke und kleine Inseln machen die Schiffahrt schwierig. Die den Belt Durchschiffenden müssen bei Nyborg auf Fühnen einen Zoll entrichten. Der **kleine Belt** scheidet die Insel Fühnen von Jütland und verengt sich bei der Festung Fridericia, wo der Zoll erhoben wird, bis auf eine Viertelmeile, sodaß die Einfahrt aus dem Kattegat vollkommen beherrscht ist. Die Küste ist nur an wenig Orten steil, aber voll Sandbänke, die Strömung aus der Ostsee heftig. Da die Schiffahrt durch beide Belte, namentlich für große Schiffe, höchst gefährlich ist, so gehen sie meistens durch den Sund.

Beludschistan, ein asiat. Reich von 9154 □M. und 2,700,000 Einw., das im N. von Afghanistan, im O. von Hindostan, im S. durch den ind. Ocean und im W. durch Persien begrenzt ist. Außer der Landschaft **Sind** (s. d.), welche seit 1779, und Makran, die 1809 sich von B. unabhängig machten, besteht das Reich aus den fünf Provinzen Sarawan, Gundawa, Jhalawan, Lus und Kuhistan. Boden, Klima und Oberfläche sind sehr verschieden. Während mehre hohe Gebirge mit Schnee bedeckt sind, ist die Hitze in den Ebenen zur Sommerzeit fast unerträglich. Im Allgemeinen ist das Wasser selten, und die fließenden Gewässer sind wenig mehr als Bergbäche, die sich im Sande verlieren oder als seichte Flüßchen ihren Weg nach dem Meere nehmen. Der Dasti oder Kaschi ist der breiteste und soll seinen Weg unter mancherlei Namen über 200 deutsche Meilen fortsetzen. Die Wüste von B. ist ungefähr 65 deutsche Meilen lang und etwas über 40 breit, sie besteht aus klarem Flugsand und ist ungemein schwer zu durchreisen. Ein großer Theil des Landes, namentlich der östliche, ist bergig, mit Ausnahme Kuhistans. Eine große Gebirgskette, die Brahugebirge, erhebt sich vom Meeresufer bei Cap Monza, oder Mowari, wo sie bis zu einer Höhe von 8000 F. sich erheben, streicht nordwärts über die Grenzen B.'s hinaus und scheint mit dem Hazarah oder den paropamisischen

Bergen westl. von der Stadt Kelat zusammenzuhängen. Verschiedene andere Gebirgszüge durchschneiden das Land in andern Gegenden und Richtungen. Gold, Silber, Blei, Eisen, Kupfer und Zinn finden sich in Menge. Steinsalz, Alaun, Salpeter und Schwefel haben verschiedene Gegenden in Überfluß. Der Boden ist fruchtbar, es wird viel Getreide erbaut, und die Gärten in der Nähe der Stadt Kelat bringen die feinsten Früchte hervor. In den nördl. Gegenden baut man Krapp, Baumwolle und einen Indigo von vorzüglicher Güte. Der Stinkasandstrauch wächst zwischen den Hügeln. B. ist im Allgemeinen kein Holzland; doch gibt es daselbst Bäume von ausgezeichneter Größe und Stärke. Hausthiere sind: Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Dromedare, Büffel, schwarzes Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben, doch Truthühner, Gänse und Enten fehlen gänzlich. Von wilden Thieren finden sich Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, Tigerkatzen, wilde Hunde, Füchse, Hasen, Mongus, Bergziegen, Antilopen, rothe und andere Elenthiere, wilde Esel u. s. w. Fast alle europ. und asiat. Vögelgattungen findet man hier. Zwei Völkerschaften theilen sich vorzugsweise in den Besitz des Landes, die Beludschen und die Brahus; jene zerfallen in 48, diese in 74 Stämme. Beide sind sowol durch ihr äußeres Ansehen als durch ihre Gebräuche voneinander verschieden. Die drei Hauptstämme der Beludschen sind die Nharus, die Rhinds und die Mugschis. Alle sind schlank, wohlgebildet und thätig, aber von geringer Körperkraft. Ihre Farbe ist dunkel, das Haar schwarz. Alle haben einen Hang zum Rauben, sie fürchten keine Gefahr und sind tapfer im Gefechte. Die Nharus halten das Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll. Ihre Lebensweise zu Hause ist, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein patriarchalisches Hirtenleben. Sie wohnen meistens unter Zelten oder Hütten. Die Brahus sind von kurzem, stämmigem Wuchs, haben runde Gesichter und flache Züge. Bei manchen sind Haupthaar und Bart braun. Als Nomaden wechseln sie der Weideplätze wegen ihren Wohnort nach Maßgabe jeder Jahreszeit. Frei von dem räuberischen Sinne der Beludschen sind sie ein ruhiges und betriebsames Volk. Übrigens sind die Sitten beider Völker in vielen Stücken auch einander ähnlich. Beide halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich, sind gastfrei und nehmen mehre Weiber. Sie bekennen sich zum sunnitischen Islam. Außer ihnen leben im Lande zerstreut Hindus und Perser. B. wird von einem Khan regiert, der jedoch nicht viel mehr als ein Anführer im Kriege ist, denn im Frieden bedarf das Volk keines Regenten, jeder Stamm regiert sich selbst. Der jetzige Khan von B., Mahmud, geb. 1781, der 1795 seinem Vater Nahir in der Regierung folgte, hat nicht die Kraft, welche zur Leitung eines halbrohen Volkes unentbehrlich ist, weshalb mehre Häuptlinge ihm immer geringern Gehorsam bezeigen. Seine Residenz ist Kelat, die Hauptstadt der Provinz Sarawan, mit 20,000 Einw. Die jährlichen Einkünfte desselben betragen etwa 250,000 Thlr.; ein großer Theil davon besteht in Naturallieferungen. Seine Truppen bestehen aus etwa 4000 M., entsteht aber Krieg, so stellt der Staat gegen 150,000 Krieger. B. war den Europäern wenig bekannt, ehe Pottinger und einige andere unternehmende Männer im Dienste der ostind. Compagnie das Land 1809 und 1810 erforschten. Vgl. Pottinger's „Travels into Beloochistan and Sind" (Lond. 1811; deutsch, Weimar 1817).

Belvedēre, s. Bellevue.

Belzōni (Giambattista), aus einer röm. Familie, der Sohn eines armen Barbiers, geb. zu Padua 1778 und in Rom zum Mönch erzogen, verließ diese Stadt, als sie von den franz. Heeren besetzt wurde, und kam 1803 nach England, wo er auf Astley's Theater zu London als Apollo und Hercules auftrat und sich außer der Kenntniß der engl. Sprache auch tiefere Einsicht in die Wasserbaukunst erwarb, die schon zu Rom seine Hauptbeschäftigung gewesen war und ihn später zur Reise nach Ägypten veranlaßte. Nach einem Aufenthalte von neun Jahren verließ

er mit seiner Frau, einer Amazone an Muth, die im Nothfalle den Arabern selbst mit Pistolen zu begegnen wußte, England und ging über Portugal, Spanien, Malta nach Ägypten. Hier lebte er von 1815—19, anfangs als Tänzer, dann gewann er die Gunst des Pascha, der ihn für seine Plane zu brauchen verstand. B., obgleich oft allein unter den rohen Bewohnern des Landes, setzte sich durch seine auffallende Größe und Körperkraft in Ansehen; so gelang es ihm, jene von Peter della Valle schon im 17. Jahrh. eröffnete Pyramide in Ghize (Dschische), zu der die Franzosen während ihres Feldzugs den Zugang nicht fanden, und außerdem eine andere, Chiephreme genannt, zu öffnen, dann mehre Königsgräber zu Theben, namentlich jenes so prächtig erhaltene im Thale Biban el moluk, das für das Grab des Psammuthis (400 v. Chr.) gehalten wird. Die Zeichnungen, die er davon gegeben, gehören zu den genauesten. Seiner Ausdauer und Geschicklichkeit gelang es 1816, die Büste des Jupiter Memnon, nebst einem alabasternen Sarkophage aus den Königsgräbern, von Theben nach Alexandria zu schaffen, von wo sie ins brit. Museum gekommen sind. Näher der zweiten Katarakte des Nils öffnete er am 1. Aug. 1817 den Tempel von Ypsambul, den die beiden Franzosen Cailliaud und Drovetti zwar ein Jahr früher auffanden, den zu erbrechen ihnen aber damals nicht gelang. B. entdeckte in den Ruinen desselben einen bisher nicht gekannten Tempel unter der Erde. Hierauf besuchte er die Küsten des rothen Meers und die Stadt Berenice und machte endlich eine Reise in die Oase des Jupiter Ammon. Seine Reise nach Berenice ward durch die Auffindung der Smaragdgruben von Zubara belohnt. B. widerlegte Cailliaud's Behauptung, daß derselbe den großen Stapelort für die alte Welt von Europa und Indien, das berühmte Berenice, aufgefunden habe, durch spätere Untersuchung an Ort und Stelle, indem er die Überreste jener großen Stadt, vier Tagreisen entfernt von dem Orte, den Cailliaud für Berenice hielt, wirklich entdeckte. B.'s „Narrative of the operation and recent discoveries with the pyramids, temples, tombs and excavations in Egypt and Nubia, and of a journey to the coast of the Red Sea, in search of the ancient Berenice and another to the oasis of Jupiter Ammon" (Lond. 1821, nebst einem Foliobande von 44 illum. Kpfrn.) wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. B.'s Vaterstadt, Padua, erwiderte das Geschenk zweier ägypt. Statuen aus Theben, die im Saal der Universität, genannt della Ragione, aufgestellt sind, durch eine von Manfredini gravirte Denkmünze. Im Nov. 1823 traf B. Anstalten, um von Benin aus nach Hussa und Timbuktu vorzudringen, als er, auf dem Wege nach Benin, zu Gata am 3. Dec. 1823 starb. Auch er nahm zuletzt an, daß der Nil und der Niger nicht Ein Fluß seien, und daß der Niger in das atlantische Meer falle. B.'s Gattin und Begleiterin gab die Originalzeichnungen ihres Mannes von dem durch ihn eröffneten großen ägypt. Grabmale heraus (Lond. 1829).

Bembo (Pietro), einer der berühmtesten Gelehrten Italiens im 16. Jahrh., geb. zu Venedig 1470, erlernte früh die lat., dann zu Messina unter Laskaris die griech. Sprache, kehrte darauf in sein Vaterland zurück, wo er eine kleine Schrift über den Ätna herausgab. Nach dem Willen seines Vaters betrat er die Laufbahn der öffentlichen Geschäfte; aber bald fand er Misbehagen daran und widmete sich den Wissenschaften und dem geistlichen Stande. Zu Ferrara, wo er seine philosophischen Studien vollendete, verband er sich mit Hercules Strozzi, Tibaldeo und besonders mit Sadoleto. Von Ferrara kehrte er nach Venedig zurück, wo sich in dem Hause des Buchdruckers Aldus Manutius eine gelehrte Akademie gebildet hatte. B. ward eins der vorzüglichsten Mitglieder derselben und fand einige Zeit lang Vergnügen daran, die schönen Ausgaben zu corrigiren, die aus dieser berühmten Offizin hervorgingen. Er besuchte Rom und 1506 den Hof von Urbino, damals einer von denen in Italien, wo die Wissenschaften am meisten in Ansehen standen. Hier verlebte er ungefähr sechs Jahre, erwarb sich mächtige Freunde und folgte 1512 Julius von Medici nach Rom, dessen Bruder, Papst Leo X.

ihn zu seinem Secretair ernannte und ihm seinen Freund Sadoleto zum Amtsgenossen gab. Um diese Zeit machte B. die Bekanntschaft mit der jungen und liebenswürdigen Morosina, mit welcher er 22 Jahre lang in dem zärtlichsten Einverständniß lebte. Sie gebahr ihm zwei Söhne und eine Tochter, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Seine vielen Amtsgeschäfte, seine literarischen Arbeiten, verbunden mit einem zu anhaltenden Genuß der Lebensfreuden, hatten seine Gesundheit so geschwächt, daß er zu ihrer Wiederherstellung die Bäder von Padua brauchte. Unterdeß starb Leo X., und B., der bereits hinlänglich mit Kirchengütern ausgestattet war, beschloß, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen und seine Tage in Padua, dessen Luft ihm ausgezeichnet zusagte, in der Beschäftigung mit den Wissenschaften und dem Umgange mit seinen Freunden zu verleben. Mit den Gelehrten der dasigen Universität ward er sehr bald befreundet, und Fremde aus allen Gegenden strömten seinem Hause zu. B. brachte eine ansehnliche Bibliothek, eine Sammlung von alten Münzen und Denkmälern zusammen, die damals für eine der reichsten in Italien galt, und legte auf seiner Villa, Bozza, welche von Alters her seiner Familie gehörte, einen schönen botanischen Garten an. Die Muße des Landlebens wandte er besonders für seine Arbeiten in den schönen Wissenschaften an. Nach Andreas Navagero's Tode ward ihm 1529 von der Republik Venedig das Amt eines Geschichtschreibers angetragen, das er, wiewol mit einigem Widerstreben und unter Ablehnung des damit verbundenen Gehalts, annahm. Zugleich ward er zum Bibliothekar der St.-Marcusbibliothek ernannt. Papst Paul III., der bei einer von ihm beschlossenen Cardinalbeförderung die Augen auf die berühmtesten Männer seiner Zeit warf, ertheilte ihm 1539 den Cardinalshut. Von jetzt an entsagte B. den schönen Wissenschaften und machte die Kirchenväter und die heilige Schrift zu seinem Hauptstudium. Von seinen frühern Arbeiten setzte er allein die „Geschichte von Venedig" fort. Zwei Jahre nachher ertheilte ihm Paul III. das Bisthum von Gubbio und bald darauf das reiche Bisthum von Bergamo. Mit Ehren überhäuft, starb er 1547. B. vereinigte in seiner Person, seinem Charakter und seiner Unterhaltung Alles, was liebenswürdig genannt werden kann. Er war der Wiederhersteller des guten Styls sowol in der lat. Sprache, wo er Cicero, Virgil und Julius Cäsar zu steten Mustern wählte, als auch in der ital., wo er besonders Petrarca nachahmte. In Ansehung der Reinheit des Styls war er so streng, daß er, wie man erzählt, gegen 40 verschiedene Fächer hatte, welche seine Schriften nach und nach, sowie er sie immer mehr und mehr gefeilt hatte, durchwandern mußten, und erst wenn sie 40 Prüfungen bestanden hatten, machte er sie bekannt. Seine sämmtlichen Werke, die vielfach einzeln gedruckt wurden, erschienen in 4 Bänden Venedig 1729 (Fol.). Die wichtigsten sind: „Rerum veneticarum libri XII" von 1487—1513, welche zuerst unverstümmelt zu Venedig 1790 (2 Bde., 4.) gedruckt wurden. Er selbst übersetzte später dieses Werk ins Italienische, und es erschien unter dem Titel: „Istoria veneziana" (2 Bde., Vened. 1552, 4.). Dann sind zu erwähnen: „Prose", Dialogen, in welchen die Regeln der toscan. Sprache aufgestellt werden; „Gli Asolani", Dialogen über die Natur der Liebe; „Rime", eine Sammlung trefflicher Sonette und Canzonen; seine Briefe, sowol die ital. als die lat. geschriebenen; sein Werk „De Virgilii culice et Terentii fabulis"; und seine „Carmina", die ebenso geistreich als geschmackvoll sind, aber zum Theil von einem freiern Geiste zeugen, als der Stand des Verfassers erwarten ließ.

Ben (der Sohn), eine Vorsetzsylbe vieler jüd. Namen, wie z. B. Bendavid, Benasser u. s. w., welche bei den Israeliten in Deutschland sich in das deutsche „Sohn" verwandelt hat, z. B. Mendelssohn, Jakobssohn u. s. w.: eine Benennungsart, deren Ursprung in dem altherkömmlichen und in vielen Ländern noch jetzt bestehenden Gebrauche der Israeliten zu suchen ist, daß sie keinen Familiennamen führen.

Benares, in der Sanskrit Varanaschi eine fruchtbare Landschaft in der

Provinz Allahabâd der brit. Präsidentschaft Kalkutta in Vorderindien, auf beiden Seiten des Ganges, von 591½ □M., mit 3 Mill. Einw. Die Hauptstädte sind Benares, Joanpur, Ghazypur und Mirzapur, nebst den Festungen Chunar und Bijaghur. Der ehemals unabhängige Rajah von B., Cheit Sing, ward 1775 von den Engländern zinsbar gemacht, 1781 durch den Generalgouverneur Hastings vertrieben, sein Land für England in Besitz genommen, der Neffe desselben, Babu Sing, zum Scheinregenten eingesetzt und der jährliche Tribut von 900,000 Thlr. auf mehr als 2 Mill. erhöht. Die Hauptstadt Benares oder Kaschy am Ganges, zu welcher marmorne Prachttreppen hinabführen, im großen Halbkreise gebaut, die heilige Stadt der Hindus, eine der größten indischen Städte, mit beinahe 600,000 Einw., hat keine Mauern, meistens enge schmuzige Gassen, 12,000 Häuser von gehauenen und Backsteinen, deren manche fünf bis sechs Stockwerk hoch sind, und 16,000 Lehmhäuser; gegen 7500 Häuser werden allein von den Braminen bewohnt. Zur Dienerschaft der drei Hindu-Rajahs, welche zu B. ihren Sitz haben, gehören über 3000 Menschen; sie besorgen statt ihrer Herren die nöthigen Opfer und Reinigungen. Zur Zeit der religiösen Feste ist die Zahl der Bewohner nicht zu berechnen. B. ist der Hauptsitz der indischen Gelehrsamkeit, wo die Braminen in der Sanskritsprache, in der Astronomie, zu deren Behuf eine Sternwarte vorhanden ist, und in andern Kenntnissen regelmäßigen Unterricht ertheilen. Die Stadt enthält an 1000 Tempel und Pagoden, von welchen die sogenannte Visvisor als Wallfahrtsort für besonders heilig gehalten wird. Nach dem Glauben der Hindus kommt der in B. Verstorbene unmittelbar ins Paradies. Ein Gegenstand der Bewunderung und ein Denkmal der mohamm. Übermacht sowol, als der Unterdrückung von Indien ist die prächtige in der Mitte der Hindutempel im 17. Jahrh. von Aureng-Zeyb erbaute Moschee. Die Einwohner von B. sind meistens Kaufleute, deren viele beträchtliche Geldgeschäfte durch ganz Indien, ja sogar bis an die russ. Grenze treiben. Baumwollene Zeuche, Shawls, Gold- und Silbertressen, Brokate und Seidenzeuche werden von B. durch den ganzen Osten ausgeführt; auch ist hier der Hauptmarkt für die Diamanten und andere Edelsteine aus den Gruben von Bundelkund. B. ist der Sitz aller indischen Üppigkeit; nirgend findet man so viele und so schöne Bajaderen, nirgend so viele Gaukler, Jongleurs u. s. w. Der alte Palast des Rajahs ist zu Ramnaghur oberhalb der Stadt, auf dem jenseitigen Ufer des Ganges. Das engl. Obergericht ist die letzte Instanz der Provinz B. Die demselben untergeordneten Richter haben Tribunäle zu Mirzapur, Allahabad, Bundelkund, Joanpur, Gorukpur und B., aber keine Criminalrechtspflege, die über Leben und Tod entscheidet. Interessante Nachrichten über B. gibt Heber in seiner „Narrative of a journey through the upper provinces of India" (Lond. 1828; deutsch, 2 Bde., Weim. 1831—32).

Benda (Franz), ältester Sohn eines böhm. Leinwebers, geb. 1709 zu Altbenatky in Böhmen, ist als der Stifter einer eignen Violinschule in Deutschland zu betrachten. Er spielte die Geige, aber es gebrach ihm so sehr an allen Hülfsmitteln, daß er sich zu einer Truppe herumziehender Musikanten begab. Unter diesen befand sich ein blinder Jude, Namens Löbel, der die Geige mit bewundernswürdiger Kühnheit und Vollkommenheit spielte. Nach ihm bildete sich B. Des unstäten Lebens müde, kehrte er in seinem 18. Jahre nach Prag zurück, wo er schon vorher Sopransänger an der Nicolaikirche gewesen war. Nachdem er daselbst einige Zeit bei dem dortigen vortrefflichen Violinspieler Konyczeck Unterricht genossen hatte, unternahm er eine Reise nach Wien und fand daselbst Gelegenheit, den Unterricht des berühmten Franciscello zu benutzen. Dann war er Kapellmeister bei dem Starosten Szaniawski, bis ihn 1740 der damalige Kronprinz von Preußen, nachmals Friedrich II., auf Quanz's Empfehlung in seine Dienste nahm. Nachdem er 1771 an Graun's Stelle zum kön. Concertmeister ernannt worden war, starb er als solcher 1788 zu Potsdam. Von seinen vielen Compositionen

hat er nur 12 Solos für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Unter seinen Zöglingen im Gesange zeichneten sich seine beiden Töchter, die Gattinnen der Kapellmeister Reichardt und Wolff, aus.

Benda (Georg), Bruder des Franz B., geb. 1721, wurde von Friedrich II. bei der zweiten Geige in der Kapelle zu Berlin angestellt, trat aber 1748 als Kapellmeister in die Dienste des Herzogs von Gotha, Friedrich III., wo er sein Talent für Composition, besonders für den Kirchenstyl, immer mehr ausbildete. Der Herzog von Gotha, selbst ein großer Freund der Tonkunst, ließ ihn 1765 eine Reise nach Italien machen, auf welcher B. in Venedig den Kapellmeister Schweizer und den berühmten Hasse traf, deren freundschaftlichen Umgang er auf eine ausgezeichnete Weise genoß. Seine Talente hatten geraume Zeit gleichsam geschlummert, denn mit dem Tode Friedrich III., 1772, hörte die Kirchenmusik in der Hofkirche auf, für welche B. seine vorzüglichsten Werke geschrieben hatte. Da kam Schweizer, der damals durch die Composition der Wieland'schen Oper „Alceste" bekannt geworden war, mit der Seiler'schen Schauspielergesellschaft nach Gotha, und von dieser Zeit begann in B.'s Leben eine glänzendere Periode. Er lernte das declamatorische Talent der Schauspielerin Brandes kennen, faßte die Idee zu einem Melodrama und componirte seine „Ariadne", wozu der Schauspieler Brandes den Text gab, eine Idee, die Rousseau schon einige Jahre früher gehabt und auch in seinem „Pygmalion" ausgeführt hatte. Doch ist erwiesen, daß B. von Rousseau's Unternehmung nichts wußte. „Ariadne" wurde bald in ganz Deutschland und nachher auch in dem übrigen Europa mit schwärmerischem Beifall aufgenommen, und sie verdiente ihn wegen ihrer Originalität, melodischen Lieblichkeit und wegen des eigenthümlichen Ausdrucks. Der „Ariadne" ließ B. in derselben Gattung die „Medea" von Gotter folgen, in welcher er jedoch mehre Stellen arienmäßig behandelte. Dann setzte er die Opern: „Der Dorfjahrmarkt", „Walder", Romeo und Julie", „Der Holzbauer", das Monodram „Pygmalion" und andere. Alle haben zu ihrer Zeit einen mehr oder minder großen Beifall erhalten. Gegen 1778 suchte B. um seinen Abschied in Gotha nach, weil er seinem Nebenbuhler Schweizer nachgesetzt zu sein glaubte, und beharrte, trotz der Bitten des ganzen Hofes und seiner sämmtlichen Freunde, auf seinem Entschlusse, worauf er eine Reise durch Deutschland machte, bald aber, seines unstäten Herumirrens müde, wieder nach Gotha zurückkehrte. In diese Zeit fällt seine Reise nach Paris, wohin er 1781 gerufen ward, um dort seine „Ariadne", der man einen franz. Text unterlegt hatte, selbst aufzuführen. Obgleich der Beifall, den diese Arbeit in Paris fand, getheilt war, so kehrte B. doch, hinlänglich für seine Reise entschädigt, nach Gotha zurück, von wo er sich nach Georgenthal, einem angenehmen Dorfe in der Nähe Gothas, 1785 aber nach Ronneburg und von da nach dem nahe gelegenen Köstritz begab, wo er in der Stille lebte und von der Musik ganz Abschied nahm. Hier starb er 1795. Seine Zerstreutheit sowie seine Eigenthümlichkeiten überhaupt haben zu mancher Anekdote Anlaß gegeben.

Bendavid (Lazarus), ein scharfsinniger Philosoph und Mathematiker, von jüd. Ältern am 18. Oct. 1762 zu Berlin geboren, wo er auch durch sich selbst sich bildete. Nachdem er hier längere Zeit durch Glasschleifen sich seinen Unterhalt erworben hatte, besuchte er die Universität Göttingen und studirte unter Lichtenberg und Kästner die Mathematik mit solchem Eifer, daß ihm der Letztere das epigrammatische Zeugniß ausstellte, B. könne jeden Lehrstuhl der Mathematik besteigen, nur den zu Göttingen nicht, so lange er lebe. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde er von dem Studium der Kant'schen Philosophie so lebhaft ergriffen, daß sein Eifer für dieselbe einige Spannung mit seinen Freunden veranlaßte. Er ging nach Wien und hielt unter allgemeinem Beifall mehre Jahre Vorlesungen über die kritische Philosophie und Geschmackslehre, zuerst in einem öffentlichen Hörsaale an der Universität, dann, als ihm das öffentliche Lehren unter-

sagt wurde, in einem Saale des Grafen von Harrach. Heimtückische Verfolgungen nöthigten ihn zur Rückkehr nach seiner Vaterstadt, die er dann nie auf längere Zeit wieder verlassen hat und wo er fortwährend bemüht war, durch mündliche Vorträge und schriftstellerische Thätigkeit sich der Welt nützlich zu machen. Große Umsicht bewährte er als Redacteur der Haude= und Spener'schen Zeitung zur Zeit der Franzosenherrschaft in Deutschland. Vorzügliches Verdienst erwarb er sich als Director der jüd. Freischule, indem er ohne alle Vergeltung kein Opfer scheute, dieses wohlthätige Institut in Aufnahme zu bringen. Seine Blütenzeit als Schriftsteller fällt in die ersten Jahre der Ausbreitung der Kant'schen Philosophie, sowie überhaupt seine ganze geistige Ausbildung dem vorigen Jahrhundert angehört, denn mit Hartnäckigkeit hielt er bis an sein Ende, welches am 28. März 1832 erfolgte, an Kant und den einmal gewonnenen Resultaten seines Forschens. Unter seinen vielen Schriften erwähnen wir: „Versuch über das Vergnügen" (2 Bde., Wien 1794), „Vorlesungen über die Kritik der reinen Vernunft" (Wien 1795, 2. Aufl., Berl. 1802); „Vorlesungen über die Kritik der praktischen Vernunft" (Wien 1796); „Vorlesungen über die Kritik der Urtheilskraft" (Wien 1796); „Beiträge zur Kritik des Geschmacks" (Wien 1797); „Versuch einer Geschmackslehre" (Berl. 1798); „Versuch einer Rechtslehre" (Berl. 1802) und die Preisschrift: „Über den Ursprung unserer Erkenntniß" (Berl. 1802).

Bender, moldauisch Teckin oder Tigino, Stadt und Festung in der russ. Provinz Bessarabien am Dniester, an dessen Ufern sie halbmondförmig erbaut, halb nach alter, halb nach neuer Art stark befestigt und mit Gräben und Wällen umgeben ist, mit einem auf der Anhöhe liegenden Castell, hat 2 Vorstädte, 7 Thore, 12 Moscheen, eine armen. Kirche, dunkle, enge, schmuzige Gassen, 5000 Einw., worunter viele armen. Familien, ferner Tataren, Moldauer, Juden u. s. w. sind. Der Handel ist bedeutend, auch finden sich hier Papiermühlen, Gerbereien, Eisenschmieden und eine Salpetersiederei. Unter dem General Panin ward 1770 B., welches bis dahin den Türken gehörte, durch die Russen erstürmt, in Brand gesteckt und die Besatzung nebst Einw., gegen 30,000 Menschen, niedergehauen; doch erhielten es die Türken im Frieden zu Kainardschi 1774 zurück. Mit geringer Anstrengung eroberten die Russen B. abermals am 15. Nov. 1809, doch auch diesmal ward es im Frieden an die Türkei zurückgegeben. Als aber die Russen 1811 B. zum dritten Male erobert hatten, ward es im Frieden zu Bukarescht 1812 mit Rußland vereinigt. — Im nahen Dorfe **Warniza** lebte 1709—12 Karl XII., König von Schweden.

Benedict, der Heilige, der Gründer des abendländ. Mönchswesens, geb. 480 zu Nursia in Umbrien, im jetzigen Kirchenstaate, suchte schon im 14. Jahre die Einsamkeit in einer in der Wüste Subiaco gelegenen Höhle, und entwarf 515 eine Regel für seine Mönche, die zuerst in dem von ihm auf Monte Cassino bei Neapel, in einem Hain des Apollo, nach Zerstörung des Tempels, 529 gestifteten Mönchskloster eingeführt, und dann, da sie vernünftiger und wohlthätiger als die bisherigen war, nach und nach die Regel alles abendländ. Mönchthums ward. B. wollte die Geschäftslosigkeit verbannen und verordnete daher, außer dem Werke Gottes, wie er das Gebet und das Lesen geistlicher Bücher nannte, Unterweisung der Jugend im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Christenthum, ferner Handarbeit und Besorgung der Ökonomie des Klosters. Kleidung und Leibespflege waren strenge, doch nicht übertrieben. B. ließ eine Bibliothek anlegen, wozu die alten gebrechlichen Brüder Handschriften abschreiben mußten. Dadurch trug er, ohne eigentlich die Absicht zu haben, nicht wenig dazu bei, die literarischen Kenntnisse vom Untergange zu retten. Denn obschon er nur das Abschreiben religiöser Bücher verstanden hatte, so ward dies doch in der Folge auch auf classische Werke aller Art ausgedehnt; und dem Benedictinerorden verdankt die gelehrte Welt die

Erhaltung großer literarischer Schätze. B. starb am 21. März 543. Die Legende ist reich an Wundern, die B. im Leben und Tode verrichtet haben soll.

Benedict XIV. Unter den 14 Päpsten, die diesen Namen geführt haben, ist der letzte der einzige, der sich merkwürdig gemacht hat. Er hieß vorher Prosper Lambertini, war geb. 1675 zu Bologna und stammte aus einer angesehenen Familie. Schon in seiner Jugend zeichnete er sich durch schnelle Fortschritte in allen Wissenschaften aus. Mit Vorliebe studirte er die Kirchenväter, legte sich mit Erfolg auf das kanonische und bürgerliche Recht, und ward zu Rom Consistorialadvocat. In der Folge ernannte man ihn zum Promotor fidei, wodurch er veranlaßt wurde, ein schätzbares Werk über die bei den Seligsprechungen üblichen Gebräuche zu schreiben (4 Bde., Bologna 1734, Fol.). Leidenschaftlich für die Wissenschaften, für historische Forschungen und für die Denkmäler der Kunst eingenommen, verband Lambertini sich mit allen berühmten Männern seiner Zeit, namentlich auch mit Montfaucon, der ihm scherzhaft zwei Seelen beilegte, eine für die Wissenschaften und eine für die Gesellschaft. Er machte sich mit den trefflichsten Dichterwerken vertraut, durch die er seinen Geist erhob und seinen Ausdruck belebte. Benedict XIII. ernannte ihn 1727 zum Bischof von Ancona, 1728 zum Cardinal und 1732 zum Erzbischof von Bologna. Allenthalben zeigte er große Talente und erfüllte seine Pflichten mit dem gewissenhaftesten Eifer. Er widerstand der Religionsschwärmerei selbst mit Gefahr seiner eignen Sicherheit, nahm sich der Unterdrückten an und äußerte sich gegen Clemens XII. mit seltener Freimüthigkeit, ohne darum das Wohlwollen desselben zu verlieren. Als nach Clemens XII. Tode 1740 im Conclave die Umtriebe des Cardinals Tencin die Wahl verzögerten, und die Cardinäle sich nicht vereinigen konnten, sagte Lambertini mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit zu ihnen: „Wollt Ihr einen Heiligen, so nehmt Gotti, einen Politiker, Aldobrandi, einen guten Alten, mich." Diese hingeworfenen Worte wirkten wie eine plötzliche Eingebung auf das Conclave, und Lambertini bestieg unter dem Namen Benedict XIV. den päpstlichen Stuhl. Die Wahl der Staatsdiener und Freunde, mit welchen er sich umgab, gereichte seiner Urtheilskraft zur höchsten Ehre. Der Zustand der Kirche und die Lage des röm. Hofes waren dem Scharfblicke und der Klugheit B.'s nicht entgangen. Seit der Reformation zitterten die Fürsten nicht mehr vor dem Bannstrahle des Vaticans. Die Päpste hatten ihren Ansprüchen auf die zeitliche Oberherrschaft entsagt, und B. sah ein, daß das Ansehen des päpstlichen Stuhls nur durch Nachgiebigkeit und weise Mäßigung erhalten werden könne. In diesem Geiste handelte er unabweichlich, und so gelang es ihm, selbst unter widerstreitenden Verhältnissen, nicht nur die katholischen, sondern durch Willfährigkeit und Duldung auch die protestantischen Fürsten zufrieden zu stellen. Die Wissenschaften waren ein besonderer Gegenstand seiner Sorgfalt. Er stiftete Akademien zu Rom, erhöhte den Flor der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians messen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St.-Marcellin nach einem selbst entworfenen Plane erbauen, die schönen Gemälde in St.-Peter in Mosaik ausführen, die besten engl. und franz. Werke ins Italienische übersetzen, und auf seinen Befehl fing man an, ein Verzeichniß der Handschriften der vaticanischen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Die Verwaltung des Innern gereicht seiner Weisheit nicht minder zur Ehre. Er gab strenge Gesetze gegen den Wucher, begünstigte die Handelsfreiheit und verminderte die Zahl der Festtage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und duldsam. Er bemühte sich, die Glaubenssätze und die guten Sitten aufrecht zu erhalten, wozu er selbst das löblichste Beispiel gab. Nach einer schmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit seiner Seele noch die Lebhaftigkeit seines Geistes verlor, starb er am 3. Mai 1758. Der einzige Vorwurf, den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel schreibe und zu wenig regiere. Seine

wichtigste Schrift ist die von den Synoden, in welcher man den großen Kanonisten erkennt. B.'s Werke erschienen zu Rom in 12 Bden., 1747—51, 4.

Benedictbeurn, ehemals eine Abtei, im bair. Isarkreise, 15 Stunden von München, am Fuße der Vorgebirge gegen Tirol. Das Kloster stifteten um 740 die drei Brüder Landfried, Waltram und Eliland, welche aus altherzogl. bair. Geschlechte stammten. Die prächtige Stiftskirche ward unter dem Abt Placidus erbaut und 1686 dem h. Benedict geweiht. Bei der Aufhebung der Klöster in Baiern ward auch B. 1804 verkauft. Jos. von Utzschneider, der es seit 1805 besitzt, errichtete daselbst 1806 eine Kunstglashütte, um das mechanische Institut in München, welches er 1804 mit Georg Reichenbach und dem Mechanikus Jos. Liebherr gegründet hatte, mit dem erfoderlichen Flint- und Crownglas zu versehen. So bildete sich hier in kurzer Zeit das optische Institut, das zu allen astronomischen Instrumenten, die in den Werkstätten Reichenbach's und Liebherr's für die meisten Sternwarten von Europa verfertigt wurden, die Gläser geliefert hat. In der Nähe liegt das Wildbad Heilbrunn.

Benedictiner heißen zunächst diejenigen Mönche, welche die Klosterregel des h. **Benedict** von Nursia (s. d.) befolgen. Weil aber diese Regel die Grundlage fast aller andern im Mittelalter geworden war, so gehörten auch fast alle Mönchsorden, bis auf die Zeit der Entstehung der Bettelmönche, dieser Regel mehr oder weniger an. Die Benedictiner hatten sich nach und nach über den ganzen Occident verbreitet, und die Klöster derselben wurden mit ihren Schulen die Hauptanstalten zur Bildung des Abendlandes. Die wichtigsten dieser Schulen waren die zu St.-Gallen, weltberühmt durch ihre schönen Handschriften, Fulda, Reichenau, Corvey, Hirschau, Bremen, Hersfeld u. s. w., wo besonders der Adel und die Bischöfe ihre Kenntnisse und Erziehung erhielten. Der große Reichthum, zu dem die Benedictinerklöster in kurzer Zeit gelangten (so hatte z. B. der Abt von Reichenau jährlich 60,000 Guld. Einkünfte), brachte die Klosterzucht in Verfall, und es wurden Reformen nöthig, unter denen die von Clugny in Burgund 927 und von Hirschau auf dem Schwarzwalde 1080 ausgegangenen die merkwürdigsten sind. Aber auch die hierdurch bewirkten Verbesserungen dauerten nicht lange, und die neu entstandenen oder fortdauernden Unordnungen und Verderbnisse veranlaßten mehre Päpste zu den Versuchen, die alte bessere Zucht und Ordnung wiederherzustellen. Auch die Kirchenversammlung zu Basel 1416 unterzog sich dem Reformationsgeschäft, konnte aber ebenso wenig allgemein als auf die Dauer durchdringen. Am heilsamsten wirkte noch die Congregation vom h. Maurus, die angeblich ersten Benedictiner in Frankreich, welche an die Stelle der Handarbeiten und des Psalmsingens nach Benedict's Regel, Geschäfte des Geistes und gelehrte Übungen setzten, und so aus einem Mönchsorden eine Akademie theologisch-historischer Wissenschaften bildeten, die sich bald durch ihren Mabillon, Montfaucon, Dachery, Martène und Andere in großes Ansehen brachte. Diese Congregation machte sich besonders durch die Herausgabe der „Art de vérifier les dates" verdient. Im 15. Jahrh. hatten die Benedictiner 15,107 Klöster, von denen ihnen aber die Reformation nur etwa 5000 ließ, und jetzt zählt man deren ungefähr 800. Der Benedictinerorden rühmt sich, unter seinen Gliedern 24 Päpste, 200 Cardinäle, 1600 Erzbischöfe, 4000 Bischöfe, 15,000 Schriftsteller, 1560 kanonisirte und 5000 der Kanonisation würdige Heilige, sowie 43 kais. und 44 kön. Personen gehabt zu haben. Übrigens haben die Klöster von der Regel des h. Benedict niemals ein verfassungsmäßig geordnetes und aristokratisch oder monarchisch regiertes Ganze ausgemacht; es mußten vielmehr eine Menge Klöster, welche von den alten Benedictinern abstammten, sich auf Befehl der tridentiner Kirchenversammlung nach und nach zu besondern Brüderschaften vereinigen. Unter diesen verdienen vorzügliche Erwähnung: die Benedictiner von

Monte Cassino, Monte Vergine, Monte Oliveto (Olivetaner) in Italien und Sicilien, wo sie bis jetzt ununterbrochen geblüht haben; von Valladolid mit Montserrat in Spanien, wo sie noch gegenwärtig zu den reichsten Orden gehören; von Hirschau, Fulda mit Bursfelde, welche beide eingegangen sind, und Mölk in Deutschland, wegen der Größe ihrer Besitzungen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer Regel. Zu der noch jetzt bestehenden Brüderschaft von Mölk, die durch die vom Staate angeordnete Verwendung ihrer Mitglieder und Einkünfte zu gemeinnützigen Zwecken wirkt, halten sich die übrigen Benedictinerklöster im Östreichischen, z. B. Kremsmünster, Mariazell, das Schottenkloster in Wien u. s. w. An vielen der weiblichen Klöster dieses Ordens hat ausschließend der Adel Antheil, weil die Stellen darin den einträglichsten Pfründen gleichen. Das ungebundenste Leben führen die Benedictiner in Sicilien, meist jüngere Söhne vornehmer Familien.

Benediction (benedictio) heißt in der katholischen Kirche die Weihung einer Sache oder Person. Zum Ritus der Benediction gehören Gebetsformeln, die oft selbst die Benediction genannt werden, Besprengung mit Weihwasser, Räucherung, Salbung u. s. w. Die Benediction, welche der Papst, die Cardinäle, Bischöfe und päpstlichen Nuntien entweder einem ganzen Volke oder auch einer einzelnen Person in der Kirche oder auf der Straße ertheilen, besteht in der Segnung unter dem Zeichen des Kreuzes. Der Papst gibt dreimal im Jahre feierliche Benediction (urbi et orbi), nämlich am grünen Donnerstage, am Osterfeste und am Himmelfahrtstage. Dieser allgemeine kirchliche Segen wurde von jeher am liebsten in der Mosaischen Formel aus 4 Mos. 6, 24—26. ertheilt. **Benedictio beatica** oder auch das Viaticum heißt der Segen, welcher den Büßenden bei Krankheiten ertheilt wird, und **benedictio sacerdotalis** die priesterliche Einsegnung oder Trauung verlobter Personen.

Benevento, eine der Delegationen des Kirchenstaats, mit 20,000 Einw. auf $4\frac{1}{2}$ □M. Sie ist eingeschlossen von der neapolitan. Provinz Principato ulteriore; die Gegend ist eben und fruchtbar, ausgeführt werden Rinder, Getreide, Wein, Südfrüchte und Wildpret. In den frühesten Zeiten gehörte dieser damals weit ausgedehntere Staat zum Lande der Samniter und hieß Maleventum; erst nachdem ihn die Römer erobert hatten, erhielt er den Namen Beneventum. Die Lombarden erhoben ihn 571 zu einem Herzogthum, welches noch lange nach dem Fall des lombard. Königreichs unabhängig blieb. Nachdem dasselbe 840 in zwei und 850 in drei besondere Staaten, nämlich Beneventum, Salerno und Capua sich geschieden hatte, fiel es 1077 in die Hände der Normannen. Nur die Stadt und deren heutiger Bezirk blieben von den letztern verschont, weil Kaiser Heinrich III. dieselben 1053 dem Papst Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger abgetretenen Lehnrechte auf Bamberg in Franken überließ. Nachdem B. 1798 durch die Franzosen erobert worden war, ward es an Neapel abgetreten, dann 1806 durch Napoleon dem Minister Talleyrand geschenkt, der davon den Titel eines Prinzen von B. annahm, und im Frieden 1815 an den päpstlichen Stuhl zurückgegeben. Der Aufstand, welcher 1820 ausbrach, wurde sehr bald beschwichtigt, und 1831 sorgte Neapel, welches Militair einrücken ließ, dafür, daß B. nicht gleich den andern Delegationen unruhig werde. Die einzige Stadt der Delegation, das befestigte **Benevento**, auf einer Anhöhe zwischen den Flüssen Sabato und Calore, welche sich unweit derselben vereinigen, hat 14,000 Einw., ein Erzbisthum, welches 969 gestiftet wurde, drei Collegiatstifte, 8 Kirchen, 19 Klöster und mehre Fabriken von gold- und silberplattirten Waaren, Leder und Pergament. Der Getreidehandel ist beträchtlich, die fünf Messen aber sind unbedeutend. Wenig Städte in Italien verdienen wegen ihrer Alterthümer so viel Aufmerksamkeit als B. Beinahe jede Mauer besteht aus Bruchstücken von Altären, Grabmälern, Säulen und Gebälken. Unter Andern zeichnet sich der prächtige, wohlerhaltene, 114 erbaute Triumph-

bogen Trajan's aus, welcher jetzt unter dem Namen des goldenen Thors (Porta aurea) ein Stadtthor von B. ausmacht. Er besteht aus einem einfachen, sehr wohl erhaltenen Bogen mit einer auf beiden Seiten gleichen, noch lesbaren Inschrift; zur Rechten derselben sind Darstellungen aus Trajan's Leben, links mehre Götter und Göttinnen, z. B. Jupiter, Juno, Minerva u. s. w. in halberhabener Arbeit. Bemerkenswerth sind auch der Dom in gothischem Style mit bronzenen Thüren und schönen Gemälden, sowie ein kleiner ägypt. Obelisk.

Bengalen, s. **Indien**.

Bengel (Joh. Albrecht), ein berühmter Theolog, geb. 24. Jun. 1687 zu Winneden in Würtemberg, studirte zu Stuttgart und Tübingen, machte hierauf eine gelehrte Reise und ward 1713 Prediger und Professor an der Schule zu Denkendorf, wo die griech. Sprache ein Hauptgegenstand seines Unterrichts war. Besonders beschäftigte er sich mit den Kirchenvätern und dem N. T., ohne jedoch das Studium der andern Wissenschaften zu vernachlässigen. B. ward 1741 Rath und Propst zu Herbrechtlingen, 1747 in den weiten und 1748 in den engen Ausschuß der Landschaft gezogen, 1749 Prälat zu Alpirsbach und starb am 2. Dec. 1752. Er war der erste lutherische Theolog, der die Kritik der Schriften des N. T. in ihrem ganzen Umfange mit dem Scharfsinn, der Geduld und Reife des Urtheils behandelte, die eine solche Arbeit erfodert. Besonders hat er sich um die Berichtigung des Textes große Verdienste erworben. Mit Recht hat man die kurzen Bemerkungen zum N. T., welche er in dem Buche „Gnomon N. T." (Tüb. 1742, 4.) mittheilte, fortwährend vielfach beachtet. Sie sind sinnvoll, oft überraschend treffend, wenngleich er bisweilen in einfachen Stellen zu viel gesucht haben mag. Seine „Erklärte Offenbarung St.-Johannis" (Stuttg. 1740) und die darin enthaltenen Verkündigungen vom J. 1836, so wie das chronologische Werk „Ordo temporum a principio per periodos oeconomiae divinae historicus atque propheticus" (Tüb. 1741, deutsch 1753), hat ihm bei Einigen den Ruf eines begeisterten Propheten, bei den Meisten aber den eines Schwärmers erworben, doch war er in Hinsicht seiner Sitten und seines Charakters allgemein geschätzt. Vgl. Burk, „B's Leben und Wirken, meist nach handschriftlichen Materialien" (Stuttg. 1831). Die chronologischen Fehler in B.'s apokalyptischen Berechnungen hat der Astronom Wurm nachgewiesen in der Schrift: „Über die Beweisgründe für B.'s apokalyptische Zeitrechnung, mit Rücksicht auf die Erwartungen im J. 1836" (Stuttg. 1832).

Benjowsky (Mor. Aug., Graf v.), ein Mann von rastloser Thätigkeit und von außerordentlichen Schicksalen, geb. 1741 zu Werbowa in der neutraer Gespanschaft in Ungarn, wo sein Vater General in östr. Diensten war, diente als kais. Lieutenant im siebenjährigen Kriege bis 1758, wo ihn ein Oheim, den er beerben sollte, nach Lithauen rief. Streitigkeiten mit seinen Stiefschwestern nach seiner Mutter Tode veranlaßten ihn auf Reisen zu gehen. In Hamburg, welches er zuerst zu seinem Aufenthaltsorte wählte, studirte er fleißig Schiffahrtskunde, und um sich hierin noch mehr zu vervollkommnen, besuchte er Amsterdam und Plymouth. Darauf ging er nach Polen, trat der Conföderation gegen die Russen bei, ward Oberster, Befehlshaber der Cavalerie und Generalquartiermeister. Von den Russen 1769 gefangen, ward er 1770 nach Kamtschatka verwiesen. Auf der Reise dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug; dieser Umstand verschaffte ihm bei dem Statthalter Niloff eine gute Aufnahme, dessen Kinder er in der franz. und deutschen Sprache unterrichtete. Hier verliebte sich Aphanasia, Niloff's jüngere Tochter, in ihn; B.'s Talente vermochten ihren Vater, ihn in Freiheit zu setzen und ihn mit derselben zu verloben. Während dessen hatte er aber schon den Plan entworfen, mit mehren Mitverschworenen aus Kamtschatka zu entfliehen. Aphanasia erfuhr sein Vorhaben; aber sie verließ ihn nicht, sondern warnte ihn, als man damit umging, sich seiner Person zu bemächtigen. In Begleitung Aphana-

siens, die ihm unveränderlich treu blieb, obgleich sie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet sei, verließ B. Kamtschatka im Mai 1771 mit 96 Personen. Er segelte nach Formosa, dann nach Macao, wo viele von seinen Begleitern starben, unter ihnen auch die treue Aphanasia. Endlich kam er nach Frankreich und erhielt den Auftrag, auf Madagaskar eine Niederlassung zu gründen: ein Unternehmen, dessen Schwierigkeit er vorhersah, besonders da der Erfolg ganz von dem Willen der Beamten von Isle de France abhing, an die er wegen des größten Theils seiner Ausrüstung und Unterstützung verwiesen war. Im Jun. 1774 kam B. in Madagaskar an, gründete eine Niederlassung zu Foul Point und gewann die Achtung verschiedener Völkerschaften, die 1776 ihn zu ihrem Ampansacabe oder König ernannten. In der Folge reiste er nach Europa, um der Nation einen mächtigen Verbündeten und Handelsaussichten zu verschaffen. Allein bei seiner Ankunft in Frankreich ward er durch die Verfolgungen des franz. Ministeriums genöthigt, in kais. Dienste zu treten, in welchen er 1778 im Gefechte von Habelschwerdt gegen die Preußen commandirte. Im J. 1783 suchte er in England eine Expedition nach Madagaskar zu Stande zu bringen, fand bald bei londoner Privatleuten, und vorzüglich bei einem Handelshause zu Baltimore in Amerika Unterstützung, reiste im Oct. 1784 ab, ließ seine Gemahlin in Amerika zurück und landete 1785 auf Madagaskar. Als er hier aber Feindseligkeiten gegen die Franzosen anfing, schickte die Regierung von Isle de France Truppen gegen ihn. In einem Gefecht am 23. Mai 1786 ward er von einer Kugel in die Brust tödtlich verwundet. Seine Witwe, geb. Henschel aus der Zips, starb am 4. Dec. 1825 auf ihrem Gute Vieska bei Betzko. Die von B. französisch niedergeschriebenen Begebenheiten seines Lebens wurden durch Will. Nicholson nach seiner Handschrift englisch herausgegeben und am besten von Georg Forster (2 Bde., Lpz. 1791) ins Deutsche übergetragen. Kotzebue hat diesen merkwürdigen Mann auf die Bühne gebracht.

Benningsen (Levin Aug. Theophil., Graf von), einer der berühmtesten russ. Feldherren, geb. zu Braunschweig am 10. Febr. 1745, kam 1755, da sein Vater als Besitzer des Stammgutes Banteln hanöv. Vasall war, in das kön. Pagencorps nach Hanover und trat 1760 als Lieutenant in die hanöv. Fußgarde. Doch B. hatte nicht die geringste Neigung für den Soldatenstand, er liebte vielmehr die Freuden des geselligen, häuslichen Lebens und die Frauen. Deshalb nahm er auch, als nach dem Tode seines Vaters das Familiengut Banteln ihm zufiel, seinen Abschied und vermählte sich. Mehre Jahre lebte er in voller Befriedigung aller seiner Wünsche, doch geriethen seine Vermögensumstände dadurch in großen Verfall. Jetzt kam ihm der Gedanke, unter den Fahnen der großen Katharina im Kampfe gegen die Pforte zu dienen. Um sich den Weg zu höherm Range zu bahnen, war es nöthig, daß er schon vorher eine höhere militairische Würde bekleidet hatte; er hielt deshalb beim Ministerium in Hanover an, ihn zum Obristlieutenant zu ernennen, doch man trug Bedenken, dem jungen Manne diese Auszeichnung zu ertheilen, weil er in seinem frühern Dienste auch nicht die geringsten Anlagen für die militairische Laufbahn gezeigt hatte. Nur durch die Vermittelung seiner Freunde ward ihm kurz vor seiner Abreise 1773 die Ernennung zugestanden. Im russ. Heere ward er sogleich als Premiermajor angestellt und kämpfte zuerst unter Rumjanzoff gegen die Türken, dann gegen den Insurgenten Pugatscheff. Militairischen Ruhm erntete er zuerst im zweiten türk. Kriege 1787 als Oberster, indem er sich bei dem Sturme auf Oczakow 1788 auszeichnete. Seine Thätigkeit in diesem Kriege blieb der Kaiserin nicht unbekannt. Nach dem Frieden von Gallaz 1791 mußte er ihre Absichten auf Polen ausführen. Dort commandirte er 1793 und 1794 ein bedeutendes fliegendes Corps, focht glücklich gegen die Polen bei Ewia, Oschmiani und ward nach dem Siege bei Soli außer der Reihe zum Generalmajor ernannt. Als Befehlshaber der russ. Cavalerie in Lithauen entschied er durch kühnen Angriff den Sieg bei Wilna und sprengte durch einen gewagten Überfall bei Olita fast das ganze poln. Corps.

Im Kriege gegen Persien 1796 gebührt ihm der Ruhm der Eroberung der Festung Derbent am kaspischen Meere, da von der Seite, wo B. angriff, die Übergabe erfolgte. Bald darauf starb Katharina, und Paul I. folgte ihr auf dem Throne. B. lebte hierauf am kais. Hofe zu Petersburg und ward, da er der Gunst Paul's sich nicht besonders zu erfreuen hatte, auch in den franz. Kriegen nicht gebraucht, doch ernannte ihn der Kaiser 1798 zum Generallieutenant. Unter den zur Entthronung Paul's Verschworenen war B. einer der Hauptanführer; seiner Festigkeit und Geistesgegenwart allein gelang das Unternehmen, doch war er bei der Katastrophe nicht zugegen. Alexander bestieg den russ. Thron 1801 und ernannte B. noch in selbigem Jahre zum Generalgouverneur von Lithauen und im folgenden zum General der Cavalerie. Im Kampfe Rußlands, Östreichs und Englands gegen Frankreich 1805 erhielt B. zuerst den Befehl über die Nordarmee, focht ziemlich glücklich am 26. Dec. 1806 bei Pultusk gegen Napoleon, übernahm hierauf an Kamensky's Stelle den Oberbefehl über die gegen Frankreich aufgestellten Heere und lieferte am 7. und 8. Febr. 1807 die Schlacht bei Eylau, nach welcher beide Theile Siegesfeste feierten. Doch B. verkannte das Misliche seiner Lage nicht und bat deshalb dringend um seine Entlassung, ward jedoch vom Kaiser zurückgehalten. Nach dem Frieden zu Tilsit 1807 zog sich B. auf seine Landgüter zurück und trat erst 1812 wieder aus seinem Asyle, als der Kampf zwischen Frankreich und Rußland von Neuem entbrannte. In dem mörderischen Kampfe bei Borodino oder am Flusse Moskwa am 7. Sept. 1812 befehligte B. die Mitte des russ. Treffens, und er und der General Doctorow waren es, die am 8. Sept. dem Kaiser riethen, das Heer vor den Mauern von Moskau aufzustellen und eine zweite Schlacht zu liefern. Einen glänzenden Sieg erfocht er durch raschen Überfall am 18. Oct. bei Woronowa über Murat. Streitigkeiten mit Kutusow, der in den Plan B.'s, den Franzosen den Übergang über die Beresina unmöglich zu machen, nicht eingehen wollte, veranlaßten B. das Heer zu verlassen und sich vom Kriegsschauplatze zurückzuziehen. Erst nach Kutusow's Tode am 28. Apr. 1813 übernahm B. den Befehl über das Reservecorps, welches unter dem Namen des poln. Heeres im Jul. nach Sachsen aufbrach. In der Völkerschlacht bei Leipzig stand B. auf dem rechten Flügel, kämpfte siegreich am 18. Oct. bei Zweinaundorf und ward am selbigen Abend auf dem Schlachtfelde vom Kaiser in den Grafenstand erhoben. Bei der Einnahme Leipzigs drang er durch die grimmaische Vorstadt ein und erhielt von den Verbündeten den Auftrag, dem Könige von Sachsen die Gefangenschaft anzukündigen. Am Ende des Feldzugs erhielt B. den Oberbefehl über die große Armee, den er aber am 3. März 1814 an den Grafen von Wittgenstein abtrat. Nach dem par. Frieden erhielt B. den Oberbefehl über die südl. Armee, welche Rußland in Bessarabien gegen die Türken aufstellte; körperliche Schwäche nöthigte ihn jedoch 1818 seine Entlassung zu nehmen, worauf er in sein Vaterland zurückkehrte und sich auf seinem Stammgute niederließ. In Folge eines Sturzes vom Pferde in Bessarabien erblindete er später gänzlich und starb am 3. Oct. 1826. B. ist der Verfasser der „Gedanken über einige dem Offiziere der leichten Cavalerie nothwendige Kenntnisse des Kriegsdienstes und der Pferde" (Riga 1794 und Wilna 1805). Auch zeichnete er in den letzten Jahren Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Zeit auf. Vgl. „Zeitgenossen", neue Reihe, Heft 10 (Lpz. 1822).

Benno, der Heilige, geb. 1010 zu Hildesheim, aus dem Geschlechte der Grafen von Woldenberg, wurde 1028 Benedictinermönch im Kloster St.-Michael daselbst, 1051 Kanonikus des Stifts Simon und Judä zu Goslar und Lehrer der jungen Kanoniker desselben. Heinrich IV. erhob ihn 1066 zum Bischof von Meißen und begünstigte ihn durch wiederholte Schenkungen an Landgütern für seine Kirche. Dennoch nahm B. an der Verschwörung der ihm verwandten sächs. Großen gegen den Kaiser heimlich Theil, daher ihn Heinrich nach der Schlacht an der Unstrut auf seinem Zuge durch Meißen 1075 als Gefangenen wegführte. Im folgenden Jahre

entlassen und in sein Bisthum eingesetzt, aber bald neuer Untreue verdächtig, da er auch von dem Gegenkaiser Rudolf Schenkungen angenommen hatte, ward er 1078 abermals Heinrich's Gefangener und blieb es, bis dessen Zug nach Italien ihm 1081 die Freiheit wieder verschaffte. Auch nun hielt er es mit Heinrich's Feinden und wohnte 1085 der Synode zu Quedlinburg bei, die unter dem Vorsitz eines Legaten Gregor VII. dessen Bann gegen den Kaiser bestätigte. Eine zu derselben Zeit in Mainz unter Heinrich's Einfluß gehaltene Synode entsetzte mit andern Empörern auch Benno seines Amtes, und Gregor VII., dem er anhing, starb 1085. Daher wendete er sich nun reuig an den vom Kaiser eingesetzten Gegenpapst, Clemens III., und erhielt dessen Verzeihung. Von Rom begab er sich zu dem ihm schon früher befreundeten Herzog Wratislaw von Böhmen, verrichtete die Feierlichkeit bei dessen Krönung zu Prag und erlangte, da der von Clemens 1085 an seine Stelle gesetzte Bischof Felix in Meißen 1087 starb, durch Wratislaw's Vermittelung sein Bisthum und die Gunst des Kaisers wieder, wie eine Schenkung desselben an die Kirche zu Meißen 1098 beweist. An diese letzte Rückkehr B.'s nach Meißen knüpft Emser in seiner durch ältere Urkunden oft widerlegten „Vita Bennonis" (Lpz. 1512, Fol.) die Sage, daß der Schlüssel zur Domkirche in Meißen, den er bei seinem Abzuge 1085 in die Elbe geworfen habe, um dem excommunicirten Kaiser Heinrich den Eingang in diese Kirche zu versperren, da B. auf dem Wege nach Meißen 1088 bei einem Wirth an der Elbe eingekehrt, von diesem in einem zur selbigen Zeit gefangenen großen Fische gefunden worden sei. Schon in den ersten Jahren der Verwaltung des Bisthums Meißen hatte B. viel für die Bekehrung der heidnischen Wenden in seinem Sprengel gethan. Durch die unaufhörlichen Heereszüge in Sachsen fand er ihn bei seiner Rückkehr so verwüstet, daß er sich vor allen Dingen der Herstellung und Verbesserung des Ackerbaus befleißigte und dadurch den Wohlstand seiner Untergebenen wieder in Aufnahme brachte. Sein Versuch, den liturgischen Gesang in Meißen auf röm. Art einzurichten, hatte keinen Fortgang; überhaupt wurden ihm die letzten Jahre seines Lebens durch Streitigkeiten mit seinen Capitularen und den Markgrafen von Meißen verbittert, daher er meist auf dem Lande lebte. Er starb am 16. Jun. 1107. Kein Schriftsteller seiner Zeit erwähnt die Wunder, welche die spätere Legende auf seine Rechnung gebracht hat. Erst 1270 wurden seine Gebeine in die Domkirche zu Meißen versetzt und dabei Krankenheilungen gerühmt, die sie bewirkt haben sollten. Die Wallfahrer erhielten seit 1285 an seinem Grabe 40 Tage Ablaß, woraus Papst Calixt III. 1405 100 Tage machte. Eine jährliche Gedächtnißfeier stiftete ihm ein meißner Kanonikus und Archidiakonus über die Lausitz, Konrad Pouse, 1366 in Meißen und 1377 in Bautzen. So kam die Verehrung B.'s allmälig in Gang, doch erst 1523 versetzte ihn Papst Adrian VI., nachdem seit 1498 das Capitel zu Meißen, Herzog Georg von Sachsen, Kaiser Karl V. und andere Fürsten Bitten und schweres Geld dafür in Rom verwendet hatten, unter die Heiligen, vorzüglich um dem durch die Reformation in Sachsen gesunkenen Katholicismus eine neue Stütze zu geben. Durch B.'s Heiligsprechung ward besonders Luther aufgereizt und schrieb die sehr heftige Schrift: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden". Bei dem glücklichen Fortgange der Reformation in Sachsen nach Herzog Georg's Tode 1539 kamen B.'s Gebeine erst nach Stolpen, dann nach Wurzen, bis 1576 München sie aufnahm.

Bensley (Thomas), Buchdrucker in London, theilt mit Bulmer den Ruhm, der erste typographische Künstler Englands zu sein. Zuerst zeichnete er sich durch seinen Druck der engl. Übersetzung von Lavater's „Physiognomische Fragmente" (5 Bde., Lond. 1789, 4.) aus und schritt auf dem rühmlich betretenen Wege mit eben solchem Eifer als Glück fort. Die schönsten Erzeugnisse seiner Officin sind die Macklin'sche Prachtausgabe der engl. Bibelübersetzung (7 Bde., 1800—15, Fol.) und die Prachtausgabe von Hume's „Geschichte von England"

(10 Bde., 1806, Fol.), beide mit ausgezeichneten Kupfern. Unter seinen Drucken in kleinerm Formate zeichnen sich Ausgaben des Shakspeare (7 Bde., 1803) und Hume (10 Bde., 1803) aus. Auch hat er mehre gelungene Pergamentdrucke geliefert und zuerst die von König und Bauer, mit denen er in Compagnie trat, erfundene Druckmaschine bei Elliotson's engl. Übersetzung von Blumenbach's „Physiologie" (Lond. 1818) auf Bücherdruck angewandt. B.'s Druckerei brannte 1819 ab.

Bentham (Jeremy), einer der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten Englands, wurde 1747 zu London geboren und zeigte schon in seiner frühesten Kindheit so große Fähigkeiten, daß er in seinem dritten Jahre Rapin's Geschichte von England zum Zeitvertreibe las, im achten die Violine spielte, und im dreizehnten seine Studien in Oxford begann. Von seinem Vater, einem berühmten Sachwalter, ward er 1772 unter den günstigsten Aussichten in das öffentliche Leben eingeführt und gab bald glänzende Proben seiner praktischen Tüchtigkeit; nicht lange nachher verließ er jedoch die betretene Laufbahn, als er mit den Misbräuchen der engl. Rechtspflege im Kanzleigerichtshofe genauer bekannt ward, und namentlich erfuhr, daß die Advocaten herkömmlich erst auf die dritte Ladung zum Termine erscheinen, aber ihren Clienten für sich und den Gerichtsrath drei Termine in Rechnung brachten. Als er seines Vaters Zustimmung erhalten hatte, entschloß er sich, lieber für die Abschaffung solcher Ungehörigkeiten wirksam zu sein, als Nutzen von denselben zu ziehen. Nach dem Tode seines Vaters kam er zu dem Besitze eines mäßigen Vermögens, und entsagte jeder Aussicht, zu Ämtern und Ehren zu gelangen, um ganz für die große Aufgabe zu leben, die Verbesserung der Rechtspflege und verderbter Staatseinrichtungen herbeizuführen. Seine Schrift: „A fragment on government" (Lond. 1776), womit er zuerst auftrat, eine Erläuterung zu einem Abschnitte in Blackstone's „Commentaries", verkündigte schon den scharfsinnigen Denker; großes Aufsehen aber erregte „Defense of usury" (Lond. 1787), worin er darthat, daß es unpolitisch ist, dem Geldverkehr Beschränkungen aufzulegen. Tief eindringend behandelt die wichtigsten Gegenstände der Regierungskunst seine „Introduction to the principles of morals and legislation" (Lond. 1789, 4., neue Aufl., 2 Bde., Lond. 1823). Sein „Rationale of judicial evidence" (5 Bde., Lond. 1827) liefert nebst der Theorie des Beweises eine umfassende Prüfung des Verfahrens der engl. Gerichtshöfe. Zu seinen gehaltreichsten Schriften gehört „Plan of a judicial establishment", für das wiedergeborene Frankreich bestimmt, zwar 1792 zu London gedruckt, aber nie durch den Buchhandel verbreitet. Zwei seiner vorzüglichsten Werke wurden bis jetzt noch nicht im Original gedruckt, sondern von seinem Freunde, dem Genfer Dumont, aus der Handschrift übersetzt: „Traité de la législation civile et pénale" (3 Bde., Paris 1801) und „Théorie des peines et récompenses" (2 Bde., Lond. 1812). Diese Werke verbreiteten B.'s Ruhm namentlich in Frankreich so sehr, daß, als er 1825 bei seinem Aufenthalt in Paris einen Gerichtshof besuchte, alle Sachwalter sich von ihren Sitzen erhoben und ihm ihre Ehrerbietung bezeigten. Kaiser Alexander schickte ihm einen Diamantring, den B. aber zurücksandte mit den Worten, es sei nicht seine Absicht, von Fürsten Ringe zu erhalten, sondern der Welt Gutes zu erweisen. Auch sein interessantes „Essay on political tactics", das zuerst 1791 erschien, bearbeitete Dumont nach B.'s ausführlicherer Handschrift unter dem Titel „Essai sur la tactique des assemblées législatives" (Genf 1815, deutsch Erlangen 1817). Gegen den gerichtlichen Misbrauch des Eides war B.'s kleine Schrift „Swear not at all" (Lond. 1813) gerichtet, und gegen den gesetzwidrigen Einfluß der Behörden bei der Bildung der Geschworenenvereine „The art of packing juries" (Lond. 1821). Das Ausschließungssystem der engl. Kirche bekämpfte er in „Church-of-englandism" (Lond. 1817), und seine Ansichten von der Nothwendigkeit einer Radicalreform legte er in dem „Plan of parliamentary reform" (London 1817) und „Radical reform bill" (Lond. 1819) dar. Diese und viele andere Schriften traten so kräftig und unerschrocken gegen das Ver-

derbniß in Staat und Kirche auf, daß von den Schriftstellern der Torypartei Niemand heftiger angefeindet, bitterer geschmäht ward, als B., und dies hat nicht wenig dazu beigetragen, die Verbreitung seiner Werke in England lange zu hindern. Unter seinem Einflusse entstand 1824 das „Westminster review", das sich die Vertheidigung und Anwendung seiner politischen Grundsätze zur Aufgabe machte. Unter seinen frühern Schriften verdient auch Beachtung das „Panopticon or the inspection house" (2 Bde., Lond. 1791), worin er den Plan zu einer neuen Bauart der Gefängnisse, Arbeitshäuser, Irrenhäuser und ähnlicher Anstalten darlegte, der später in dem Milbank-Gefängnisse zu London zum Theil ausgeführt ward. Im Leben war B. einfach und würdig, praktische Weisheit übend, heiterer Geselligkeit hold und ungemein wohlthätig. Sein Äußeres, der schöne Kopf, das offene Auge, das lang herabwallende Haar und die Milde seiner Züge bei kräftigem Verstandesausdruck gaben ihm eine auffallende Ähnlichkeit mit Benjamin Franklin. Noch in hohem Alter spielte er gern die Orgel, und hatte dazu ein Haus in seinem Garten eingerichtet, das einst Milton's Wohnung gewesen und mit des Dichters Büste geziert war. Er liebte die Dichtkunst, und Botanik war seine Lieblingsunterhaltung. Der Sieg der Reform hatte seine letzten Tage erheitert, als er am 1. Jun. 1832 starb. Seinen ausgebreiteten Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern seiner Zeit, ein Bruchstück seiner Selbstbiographie, und seine sämmtlichen Handschriften erhielt Dr. Bowring, mit dem Auftrage eine vollständige Ausgabe seiner Werke zu besorgen. In seinem letzten Willen verordnete er, daß sein Leichnam einem Anatomen überliefert werden sollte, um dem herrschenden Vorurtheile entgegenzuwirken, und er nahm seinen Freunden das feierliche Versprechen ab, seine Anordnung, trotz allen Hindernissen, treulich zu vollziehen.

Bentheim, Grafschaft der hanöv. Landdrostei Osnabrück, im W. von der Ems an der Vechte, begrenzt durch die Niederlande, die hanöv. Fürstenthümer Aremberg und Rheina-Wolbeck und das preuß. Fürstenthum Salm, mit 26,000 Einw. auf 19 □M. Ein Theil des Bodens besteht aus Moorland und hat nur Viehweiden und Torfgräbereien. Der übrige Theil ist fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Flachs und Holz. Die Einkünfte betragen gegen 100,000 Gulden. Die Landesreligion ist die reformirte. Lutheraner und Katholiken haben freie Religionsübung. — Sonst war Bentheim eine unmittelbare Reichsgrafschaft. Die alten Grafen von B. starben 1421 aus. Der Erbe der Grafschaft, ein Edler von Güterwyk, erheirathete die Grafschaft Steinfurt, und dessen Enkel, Eberwyn IV., gest. 1562, die Grafschaft Tecklenburg. Durch dessen Enkel, die sich in das väterliche Erbe theilten, entstanden zu Anfange des 17. Jahrh. die drei Linien: Tecklenburg, Bentheim und Steinfurt. Die letztere Linie erlosch, und es bestehen nur noch die Linien B.-Tecklenburg und B.-Bentheim. Schulden nöthigten 1753 den Grafen Friedrich Karl Philipp, sein Land auf 30 Jahre an Hanover zu verpfänden, welcher Vertrag 1783 auf andere 30 Jahre verlängert ward. Nach der Besitznahme Hanovers durch die Franzosen ward der Graf bewogen, 1804 sein Land durch Erlegung einer gewissen Summe auszulösen. Aber dessenungeachtet unterwarf es Napoleon 1807 der Oberherrschaft des Großherzogs von Berg und vereinigte es 1810 ganz mit Frankreich. Im J. 1817 wurden die Grafen von B. vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben. Gegenwärtig besitzt der Standesherr von B.-Tecklenburg, Fürst **Emil**, geb. 1765, der zu Hohenlimburg residirte, die Grafschaft Hohenlimburg und die Herrschaft Rheda, beide unter preuß. Hoheit, mit etwa 10,500 Einw. auf 3¼ □M., ferner die Herrschaft Gronau und Wevelinghofen. Seine Einkünfte betragen 60,000 Gulden. Die Grafschaft Tecklenburg selbst gehört durch Kauf seit 1706 der Krone Preußen. Der Standesherr von B.-B., Fürst **Alexius**, geb. 1781, der zu B. residirt, ist wegen Steinfurt unter preuß., wegen B., welches er 1822 auslöste, unter hanöv. Hoheit. B. und Steinfurt zählen auf 20 □M. gegen 26,000 Einw. Die Einkünfte des Fürsten betragen jährlich gegen 160,000

Gulden. — Sein Bruder Wilhelm, östr. Feldmarschalllieutenant, geb. zu Steinfurt am 17. Apr. 1782, erhielt in der Taufe, da die Generalstaaten von Holland Pathenstelle bei ihm vertraten, den Beinamen Belgicus. Nachdem er auf dem väterlichen Schlosse die erste Bildung erhalten hatte, trat er 1799 in das östr. Heer ein und ward schon 1809 auf dem Schlachtfelde von Aspern Oberst. Mit der Fahne in der Hand führte er bei Wagram sein zurückgeworfenes Regiment von Neuem dem Feinde entgegen. Nicht minder ruhmvoll focht er 1813 bei Dresden und Kulm. Bald darauf ward er General, erhielt dann den Auftrag, eine deutsche Legion zu errichten, welche gegen Ende des franz. Kriegs im südl. Frankreich noch wesentliche Dienste leistete. Nach dem pariser Frieden beschäftigten ihn zunächst Familienangelegenheiten, dann die Interessen der mediatisirten deutschen Fürsten, als deren Bevollmächtigter er auftrat. Im J. 1827 ward B. zum Feldmarschalllieutenant ernannt und kam mit seinem Regimente nach Padua. Durch schnelles Handeln und zweckmäßige Anordnungen trug er beim Einrücken der Östreicher im Kirchenstaate 1831 nicht wenig bei, die Unruhen glücklich zu stillen.

Bentivoglio (Cornelio), Cardinal und Dichter, geb. zu Ferrara 1668, aus einer Familie, die in der ehemaligen Republik Bologna die höchsten obrigkeitlichen Ämter bekleidete. Von schönen Künsten und Wissenschaften, Philosophie, Theologie und Rechtskunde gleich mächtig angezogen, begünstigte er schon in Ferrara alle dortige wissenschaftliche Anstalten. Papst Clemens XI. ernannte ihn zum Hausprälaten und Secretair der apostolischen Kammer und sandte ihn 1712 als Nuntius nach Paris, woselbst er in den damaligen Umtrieben über die Bulle Unigenitus während Ludwig XIV. letzter Lebensjahre eine wichtige Rolle spielte. Ganz anders über die Bulle dachte der Regent, Herzog von Orleans, der weder die Bulle noch den Nuntius und seine wissenschaftliche Bildung schätzte. Der Papst versetzte ihn deshalb nach Ferrara, bis er ihm 1719 den Cardinalshut ertheilte und ihn bald in Rom in seiner Nähe, bald als Legatus a latere in der Romagna oder als Nuntius in Madrid gebrauchte. B. starb in Rom 1732. In seinen Erholungsstunden beschäftigte er sich vorzüglich mit Dichtkunst. Unter dem Namen Selvaggio Porpora übersetzte er des Statius „Thebais“ ins Italienische (2 Bde., Rom 1729, 4.). In den Kunstanstalten hielt er gern öffentliche Reden, unter welchen seine Vertheidigungsrede für den weltlichen Nutzen und die kirchliche Moralität der Malerei, der Bildhauerkunst und der Architektur, gehalten in der Zeichnungsakademie zu Rom 1707, in die Annalen der Akademie der Arkadier aufgenommen wurde.

Bentley (Richard), einer der gelehrtesten und genialsten Philologen, Sohn eines Hufschmieds, geb. 27. Jan. 1662 in Oulton bei Wakefield in der Grafschaft York, zeigte früh außerordentliche Talente, mit einem seltenen Fleiß verbunden. Er besuchte die Schule von Wakefield, studirte seit 1676 zu Cambridge, wurde 1681 Schulmeister zu Spalding in Lincolnshire, dann Begleiter des Sohnes des Dr. Stillingfleet nach der Universität Orford, und hierauf Kaplan desselben Principals als Bischofs von Worcester. Seinen Ruf gründete er durch die Epistel an Dr. Mill, worin er die ersten Proben seiner umfassenden Gelehrsamkeit und seines kritischen Scharfsinns in der Erklärung schwieriger Stellen der Classiker ablegte. Da Robert Boyle, einer von den Söhnen des Grafen Cork, ein Vermächtniß für eine bestimmte Anzahl Predigten, die jedes Jahr zur Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion gehalten werden sollten, gegründet hatte, wurde B. 1692 gewählt, den Willen dieser Stiftung zu erfüllen, und arbeitete acht Reden aus, deren Gegenstand die Widerlegung des Atheismus ist. Er zeigte hier nicht nur die gründlichste Kenntniß der Philosophen des Alterthums, sondern auch der neueren Forschungen, und entwickelte Newton's System in einer trefflichen Darstellung, welche die Kraft seines Geistes wie das stolze Bewußtsein dieser Kraft darlegt. B. erhielt 1693 oder 1694 die Aufsicht über die kön. Bibliothek zu St.-James. Als Grävius 1697 den Kallimachus herausgegeben hatte, schickte ihm B. eine große Sammlung von Bruch-

stücken dieses Dichters, nebst seinen Bemerkungen; in demselben Jahre schrieb er durch Wotton's Schrift über die Gelehrsamkeit der Alten und Neuen veranlaßt eine Abhandlung über die Briefe des Themistokles, Sokrates, Euripides, Phalaris und über die Fabeln des Äsop. Boyle, Graf v. Orrery, hatte zwei Jahre vorher die Briefe des Phalaris herausgegeben und sich in der Vorrede über Bentley's Ungefälligkeit beklagt, der ihm eine Handschrift von der St.-Jamesbibliothek nur auf so kurze Zeit vergönnt hatte, daß er sie nicht benutzen konnte. Um sich für diesen Angriff zu rächen, bewies B. die Unechtheit der Briefe. Er wurde 1700 Lehrer der Theologie an dem Trinitycollegium zu Cambridge, und nachdem er auf das Kanonikat von Worcester verzichtet hatte, wurde er das Jahr darauf zum Archidiakonus von Ely ernannt. Während er sich hier in die verdrüßlichsten Streitigkeiten verwickelte, setzte er seine gelehrten Arbeiten fort und gab 1710 seine kritischen Bemerkungen über zwei Lustspiele des Aristophanes und unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis seine Verbesserungen der Bruchstücke des Menander und Philemon, seinen Horaz (1711, 3. Ausg., Amsterd. 1723) und 1726 seinen Terenz und Phädrus heraus, welcher letztere aber von Hare in der berühmten „Epistola critica" scharf getadelt wurde. Seine Ausgabe des Horaz, die noch jetzt für die beste gelten darf, ist als sein vorzüglichstes Werk zu betrachten. In seiner Ausgabe des „Verlorenen Paradieses" von Milton hatte er ohne Rücksicht Veränderungen vorgenommen und dadurch manche Eigenthümlichkeit und Schönheit verwischt, wie er denn auch in seinen Erklärungen der Dichter des classischen Alterthums den Mangel an Sinn für Poesie verrieth. Sein ganzes Leben war eine endlose Fehde, und so unbedeutend an sich jene akademischen Streitigkeiten waren, so lag doch etwas in dem Charakter des Mannes, in seinem kühnen Selbstvertrauen, seiner Verachtung der Gegner, seiner unerschütterlichen Entschlossenheit, seiner unbezwinglichen Neigung sich in Schwierigkeiten zu verwickeln, und seiner Gewandtheit sich herauszuziehen, was jenen Zwisten Interesse gibt. Er starb 1742. Vgl. B.'s Biographie, von F. A. Wolf, in den „Literarischen Analekten", Bd. 1 (Berl. 1816). Zwar ebenso groß als Gelehrter, aber weniger rühmlich in seinen amtlichen und bürgerlichen Verhältnissen erscheint B. in der neuesten, aus den zuverlässigsten Quellen geschöpften Biographie, welche James Henry Monk, Bischof von Gloucester, unter dem Titel: „The life of Rich. Bentley" (Lond. 1830, 4.) herausgegeben hat. Aus dieser ist Wolf's Darstellung vielfältig zu berichtigen.

Benzel-Sternau (Christian Ernst, Graf v.), ein als humoristischer Schriftsteller wie durch Freisinnigkeit ausgezeichneter Mann, geb. zu Mainz 1767, trat 1791 in die Dienste des Kurstaats Mainz als Regierungsrath zu Erfurt, wurde 1803 Geh. Staatsrath, trat 1806 in badische Dienste als Director des Ministeriums des Innern, bis ihn 1812 der Großherzog von Frankfurt zu seinem Staats- und Finanzminister ernannte. Nach der Auflösung dieses Staats im J. 1813 lebte B. in der Schweiz, später auf seinen Gütern Emrichshofen bei Hanau und Mariahalden am Bodensee. „Das goldene Kalb, eine Biographie" (4 Bde., Gotha 1802—4) erwarb ihm den Ruhm eines der ausgezeichneteren humoristischen Schriftsteller Deutschlands; diesem folgten die „Lebensgeister aus dem Klarfeld'schen Archive" (4 Bde., Gotha 1804); „Gespräche im Labyrinth" (3 Bde., Gotha 1806); „Der steinerne Gast" (4 Bde., Gotha 1808); die Zeitschrift „Jason" (Gotha 1808—10); „Der alte Adam, eine neue Familiengeschichte" (2 Bde., Gotha 1819) u. a. Mannichfaltigkeit und Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üppiger Witz, Feinheit der Beobachtung, tiefe Weltkenntniß, die sich vorzüglich in Ausmalung der Charaktere und Einwebung feiner Bemerkungen und kräftiger Sittensprüche zeigt, dunkle Mischung von Scherz und Ernst sind seinen Werken ebenso eigen, als die mangelhafte Erfindung und eine oft nach Witz jagende, räthselhafte und spitzfindige Behandlung seiner Gegenstände, welche nebst dem Seltsamen und Überladenen der Composition den reinen

Genuß nicht selten stört. Er versuchte sich später auch im dramatischen Gebiete, obwol mit ungleichem Erfolge. Sein „Hoftheater von Barataria" (4 Bde, Lpz. 1828), eine Sammlung dramatischer Sprüchwörter, gibt mehre zum Theil geistreich entworfene und in einzelnen Partien gelungene Scenen, aber keine dramatischen Kunstwerke, und auch dem Lustspiele: „Mein ist die Welt" (Hanau 1831) fehlt es bei guter Charakteristik doch an kräftiger Komik und rascher Entwickelung. Er hatte in seinen Schriften stets eine freie protestantische Geistesrichtung gezeigt, aber, wie er selber in seiner kräftigen Erklärung sagte, nur die Überzeugung, daß in einer Zeit, wo die Bestrebungen der Hierarchie sich offen ankündigten, jeder redliche Mann seine Gesinnung laut bekennen müsse, bewog ihn, zugleich mit seinem 1832 verstorbenen Bruder Gottfried, am 19. August 1827 zu Frankfurt zur evangelischen Kirche überzugehen. Als geistreicher Kämpfer für Freiheit und Recht und als Verfechter einer ehrlich-freisinnigen Opposition, wenn auch mit einer theilweise aristokratischen Färbung, zeigte er sich in seinem „Bericht über die bair. Ständeversammlung von 1827—28" (Zürich 1828), wie in seinen „Baiernbriefen, oder Geist der vier ersten Ständeversammlungen des Königreichs Baiern" (4 Bde., Stuttg. 1831—32), in denen er in wohlgeordneten Auszügen aus den Protokollen eine willkommene Übersicht über die bisherigen ständischen Verhandlungen in Baiern zu geben angefangen hat.

Benzenberg (Joh. Friedr.), ein geachteter Physiker und besonders Meteorolog, geb. 5. Mai 1777 in Schöller bei Elberfeld, der einzige Sohn eines Landpredigers, studirte in Marburg Theologie, dann in Göttingen, unter Lichtenberg und Kästner, Physik und Mathematik. Hierauf hielt er sich einige Zeit in Hamburg auf, wo er auf dem dortigen Michaelisthurme Versuche mit fallenden Bleikugeln machte, um daraus Folgerungen über das Gesetz des Falles, über den Widerstand der Luft und über die Umdrehung der Erde zu ziehen. Er ging dann nach Paris, wo er vorzüglich Fourcroy und Hauy hörte, und wiederholte nach seiner Rückkehr die Versuche über die Umdrehung der Erde in einem Kohlenschachte der Grafschaft Mark. Der Kurfürst von Baiern ernannte ihn 1805 zum Professor der Physik und Astronomie an dem Lyceum zu Düsseldorf; auch wurde ihm die Leitung der allgemeinen Landesvermessung, welche seit 1801 zum Behuf eines neuen Katasters im Gange war, übertragen. Er gründete zugleich eine Schule für Landmesser, entwarf eine Landmesserordnung, die eingeführt wurde, und schrieb für jene das „Lehrbuch der Geometrie" (3 Bde., Düsseld. 1810; 2. Aufl., 1818). Die Regierungsveränderungen im Bergischen veranlaßten B. 1810 zu einer Reise nach der Schweiz, wo ihn vorzüglich Höhenmessungen mit dem Barometer beschäftigten. Seine Absicht, 1815 nach Napoleon's Rückkehr eine allgemeine Landesbewaffnung zu Wege zu bringen, ward durch die Schlacht bei Waterloo unnöthig. B. ging hierauf wieder nach Paris, wo er seine erste politische Schrift: „Wünsche und Hoffnungen eines Rheinländers" (2. Aufl., Dortmund 1815) schrieb. Bei der Versammlung der drei Oberpräsidenten der westl. Provinzen in Godesberg, welche sich auf die Katasterarbeit bezog, sammelte B. die Materialien zu seinem Werke „Über das Kataster" (2 Bde., Bonn 1818). Später schrieb B. „Über Handel und Gewerbe, Steuern und Zölle" (Elberf. 1819) und „Über Provinzialverfassung mit besonderer Rücksicht auf die vier Länder: Jülich, Kleve, Berg und Mark" (2 Bde., Hanov. 1819—22). Durch die Schriften „Über Preußens Geldhaushalt und Steuersystem" (Lpz. 1820), „Über die Staatsverwaltung des Fürsten von Hardenberg" (Lpz. 1821), „Friedrich Wilhelm III." (Leipz. 1821) und durch geniale derbe Aufsätze im „Westfäl. Anzeiger" zog er sich die Ungunst der preuß. Regierung zu. Unter seinen Schriften in neuester Zeit enthält die „Über die Dalton'sche Theorie" (Düsseld. 1830) manche nicht ganz haltbare Ansichten. Ohne Anstellung lebt B. gegenwärtig auf einer Besitzung in der Nähe von Krefeld.

Benzoe, der an der Luft ausgetrocknete milchige Saft aus dem Stamme

des styrax benzoin, eines in Ostindien, Siam und Sumatra wachsenden Baums. Wir erhalten die Benzoe in Form röthlichgelber, durchsichtiger, aromatischer Massen. Sie liefert durch Sublimation eine in feinen Spießchen oder Nadeln krystallisirte Säure, Benzoesäure, früher Benzoeblumen genannt, welche in der Medicin gebraucht wird, und auch sonst noch in mehren natürlichen Balsamen, dem Bibergeil u. s. w. vorkommt. Daß sie im Harne der Kinder und grasfressenden Thiere vorkomme, scheint durch neuere Versuche widerlegt.

Beobachtung ist der Zustand der gespannten Aufmerksamkeit, in welchem man die Gegenstände auf sich einwirken läßt, um das Eigenthümliche und Unterscheidende derselben genau kennen zu lernen. **Beobachten** heißt die Natur und das Verhalten eines Gegenstandes mit Aufmerksamkeit betrachten und wahrnehmen. Die **gemeine** Beobachtung, d. i. die Beobachtung zu Zwecken des gemeinen Lebens, unterscheidet sich von der **wissenschaftlichen** dadurch, daß letztere methodisch, d. h. nach bestimmten und leitenden Grundsätzen, angestellt werden muß, welche aus dem Wesen der Wissenschaft, zu deren Behuf die Beobachtung gemacht wird, hervorgehen, und daß sie auf das Auffinden allgemeiner Gesetze, sowie auf Unterscheidung des Wesentlichen und Zufälligen ausgeht. Auch ist sie verschieden nach den verschiedenen Gegenständen und Gebieten der Erfahrung. In dieser Hinsicht unterscheidet man die äußere Beobachtung, z. B. des Naturforschers, und die innere des Psychologen. Beide verbinden sich zu praktischen Zwecken in der Beobachtung des Geschichtsforschers, des Staatsmanns, des Künstlers und alle Derer, welche auf Menschen zweckmäßig einzuwirken streben oder deren Handlungen und Werke richtig beurtheilen wollen. Eine besondere Art der Beobachtungen wird durch Versuche oder Veränderungen bewirkt, welche man mit einem Gegenstande vornimmt, um ihn in verschiedenen Lagen und von verschiedenen Seiten zu betrachten und dadurch das Wesentliche von dem Zufälligen genauer abzusondern. Darum unterscheidet man auch oft Versuche von Beobachtungen und setzt für die letztern, obwol willkürlich, voraus, daß der Gegenstand in seinem ruhigen, von dem Beobachter nicht veränderten Zustande betrachtet werde. Vgl. Senebier, „Sur l'art d'observer et de faire des expériences" (3 Bde., 2. Ausg., Genf 1802; deutsch von Gmelin, 2 Bde., Lpz. 1776).

Béranger (Pierre Jean de), unter den neuern Liederdichtern Frankreichs der originellste und volksthümlichste, ward am 19. Aug. 1780 zu Paris geboren, der Enkel eines armen Schneiders, der ihn erzog und zum Buchdrucker bestimmte, nachdem der Knabe früher Aufwärter in einem Wirthshause gewesen war. Alles, was er vor dem Schriftkasten und der Druckerpresse von literarischen Dingen lernte, beschränkte sich auf Kenntniß der Orthographie und die Regeln der Verskunst, und die ersten Bücher, die seinen Geist erweckten, waren die Bibel und eine Übersetzung des Homer. Lucian Bonaparte ward aufmerksam auf B.'s erste dichterische Versuche und gab ihm Beweise seines Wohlwollens, bis B., mit Napoleon zerfallen, Frankreich 1804 verließ. Bei der neuen Einrichtung der Universität erhielt B., weil er literarischer Kenntnisse ermangelte, nur ein kleines Amt in dem untersten Verwaltungszweige. Zu seinen ersten Liedern, die seit 1813 im Munde des Volkes waren, gehörten „Le roi d'Yvetot" und das treffliche „Le sénateur". Er schmeichelte Napoleon nicht, als Schmeicheln Geld und Ehre brachte, und schmähte ihn nicht, als man durch Schmähen sich erheben konnte, aber als Bürger und Dichter von vaterländischem Geiste beseelt, ergoß er seinen Unmuth in heiterm Spotte, oder erhob sich in lyrischem Schwunge, wenn er die Demüthigung seines Vaterlandes sah oder das verkehrte und lächerliche Streben der wiederhergestellten Machthaber, den fortgeschrittenen Volksgeist in das alte Gleis zurückzuschieben. Seine Lieder sind in der Zeit der Restauration ein wichtiges historisches Moment geworden, indem sie die in Frankreich allgewaltige Waffe des Lächerlichen mit hinreißender Kraft und Gewandtheit führten oder dem gekränkten Volksgefühle die verhüllten Siegeszeichen

seines Ruhmes zeigten. Die Regierung verfolgte ihn, aber er trat nur kühner hervor und lauter sang das Volk seine Lieder. Als seine Freunde 1821 für eine neue Ausgabe seiner Gedichte 10,000 Unterzeichner gesammelt hatten, zog ihn der kön. Fiscal, auch auf diesen Umstand Gewicht legend, vor das Gericht, indem er mehre Lieder als gottlos und aufrührisch anklagte. Die Richter verurtheilten ihn, aber die verurtheilten Lieder wurden dadurch nur noch mehr verbreitet. Seine „Chansons inédites“ die einen kaum verschleierten Spott gegen Karl X. enthielten, gaben 1828 Anlaß zu einer neuen Verfolgung. Er wurde zu neunmonatlicher Haft und 10,000 Francs Strafe verurtheilt, und seine Freunde sammelten mehr, als die Geldbuße betrug. An der Juliusrevolution nahm er thätigen Antheil, aber die Ämter und Würden, die man ihm anbot, schlug er aus, um seine Unabhängigkeit zu bewahren. Seitdem machte er nur wenige Gedichte bekannt; mit Karl X. Vertreibung war, wie er selber sagte, sein Geschäft geendigt. Eine vollständige Sammlung seiner Lieder erschien 1831 zu Paris: „Chansons de P. J. Béranger nouvelles, anciennes et inédites“. Erst 1833 trat er mit einer neuen Sammlung „Chansons nouvelles et dernières“ hervor, worin er von seiner Muse Abschied nahm. Seine dichterische Eigenthümlichkeit zeigt sich in der freien Entwickelung eines echt nationalen Geistes, in heiterm Frohsinn, in frischer, oft kecker Sinnlichkeit, in sprudelndem Witze und verwundendem Spotte, und unter der anmuthigsten Leichtigkeit verbirgt sich in seinen Liedern die höchste Vollendung des darstellenden Vermögens.

Berberei, s. Barbaresken.

Berbice, brit. Colonie in Guyana am Flusse gleiches Namens, mit 34,000 Einw., wovon 21,000 Sklaven sind. Nebst Essequebo und Demerary ward sie 1814 von den Niederländern an England abgetreten. Die Lage dieser drei Colonien in der Nähe der südamerik. Freistaaten und ihre Fruchtbarkeit geben ihnen, verglichen mit den kostspieligen kleinen Antillencolonien, als Eingangspunkten der brit. Industrie auf dem südamerik. Continent, eine große Wichtigkeit für ihr jetziges Mutterland. Es liegen ungefähr 100 Plantagen von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao und Taback am Ufer des Berbice von der Mündung bis zum Fort Nassau. Durch die Ausrottung der Waldungen von Manglebäumen und die Trockenlegung der Gegend wurde das Land, in welchem die Fieber früher gar nicht aufhörten, gesund. Von B. nach Demerary, welche früher nur ein Waldpfad verband, führt jetzt ein trockener Straßendamm. Kaffee, Baumwolle und Cacao sind Haupterzeugnisse, die auch nach den Niederlanden ausgeführt werden können. In der Hauptstadt der Colonien, Neuamsterdam, ist der Sitz der Regierung. Am Corentin liegt die Herrnhutercolonie Hoop.

Berchtesgaden, ein Landgericht im bair. Isarkreise, ziemlich hoch gelegen, umgeben von den salzburger Alpen, deren höchste Spitze der Wazmann ist, hat sehr gute Viehzucht und viel Wild. Hauptort desselben ist der Marktflecken gleiches Namens mit 3000 Einw., berühmt durch seine herrliche Lage, die Eigenthümlichkeit seiner Bewohner, die hier und in der Umgegend aus Holz, Knochen und Elfenbein gefertigten Kunstwaaren, ganz vorzüglich aber durch den Steinsalzbergbau, durch die Saline Frauenreith und durch die große, von hier nach den Salinen **Reichenhall** (s. d.), Traunstein und Rosenheim führende Soolenleitung. Das Steinsalz wird hier in dem nahen Salzberge, sowie in dem zu derselben Niederlage gehörenden Dürrenberge des benachbarten östr. Hallein, auf eine eigenthümliche Weise durch das Auffieden gewonnen, indem es nicht derb, sondern in kleinen Theilchen in dem Salzthon eingesprengt vorkommt. Das derbe Steinsalz kommt nur an wenigen Punkten in der Grube vor. Um das Salz aus dem Salzthon zu gewinnen, führt man durch Röhren süßes Wasser in eingehauene Räume in den Salzthon, Sinkwerke und im Östreichischen Wehren oder Sulzenstücke genannt; in denselben nimmt es die Salztheile durch Auslaugen auf; und ist es mit Salz gesättigt, so wird die Soole durch Röhrenleitungen aus den verschiedenen Sinkwerken in Reservoire gelei-

tet. Aus diesen erhält einen Theil die Saline Frauenreith, welche jährlich 130,000 Ctnr. Siedesalz producirt, und einen andern Theil die Soolenleitung, welche nach Reichenhall und Rosenheim führt. Eine 1613 zu Reichenhall aufgefundene Edelquelle, deren Soole dort wegen Holzmangel nicht völlig versotten werden konnte, gab die Veranlassung zur Anlegung einer Soolenleitung von dort nach dem acht Stunden weit entfernten, waldigen Traunstein, wo die Anlegung einer Saline 1619 zu Stande gebracht wurde. Um aber alle salzhaltigen Quellen Reichenhalls benutzen zu können, wurde unter der Regierung des Königs Max Joseph eine ähnliche, 14 Stunden lange Soolenleitung nach dem holzreichen Rosenheim am Inn unternommen und 1809 ausgeführt. Dieses ausgedehnte Soolenleitungssystem ward, um die Salinen zu Reichenhall, Traunstein und Rosenheim völlig zu sichern, 1817 in Verbindung mit den reichen Salzbergwerken von B. gebracht. Die erste Soolenhebungsmaschine dieser Leitung befindet sich in der Nähe des Stollenmundloches vom Ferdinandsberge oder Salzberge unweit B. Ein Wasserrad hebt die Soole 50 F. hoch, von wo dieselbe in einer 3500 F. langen Röhrenleitung, mit 17 F. Gefälle, dem zweiten Brunnenhause an der Pfisterleiten, nahe am Marktflecken B. zufließt. In diesem Brunnenhause ist eine Wassersäulenmaschine aufgestellt, welche die gesättigte Soole in 934 F. langen Steigeröhren von Gußeisen 311 F. senkrecht hoch hebt. Von hier fließt die Soole in einer 7480 F. langen Röhrenleitung mit 37 F. Gefälle bis an das linke Gehänge der Thalschlucht und übersetzt dieselbe in eine 1225 F. lange gußeiserne Röhrenleitung; von der Höhe des rechten Gehänges fließt sie mit freiem Lauf, in einer 12,073 F. langen Fahrt, dem dritten Brunnenhaus an der Ilsangmühle im Ramsauerthale zu. Hier ist eine zweite Wassersäulenmaschine, welche eine bisher noch nicht versuchte Aufgabe der Hydraulik vollkommen löst, indem sie die gesättigte Soole mittels eines Druckwerks in 3506 F. langen Röhren 1218 F. senkrecht hoch hebt. Von hier fließt die Soole in 73,000 F. langen Röhrenfahrten durch das Schwarzbachthal bis nach Reichenhall. Die ganze Länge der Röhrenfahrt von B. bis hierher beträgt daher 101,800 F. Von Reichenhall bis Siegsdorf ist die Soolenleitung nach Traunstein und Rosenheim gemeinschaftlich; sie ist bis dahin 94,800 F. lang, und die Soole wird auf dieser Strecke sechsmal durch Maschinen gehoben, und zwar zweimal durch Radkünste und viermal durch Wassersäulenmaschinen. Von Siegsdorf geht die Soole mit natürlichem Gefälle nach Traunstein, welche Saline jährlich 140,000 Ctnr. Salz producirt; der andere Theil der Soole geht in einer 78,000 F. langen Röhrenfahrt, und indem sie einmal durch eine Radkunst und viermal durch Wassersäulenmaschinen gehoben wird, nach Rosenheim, dessen jährliche Salzproduction 180,000 Ctnr. beträgt. Die Betriebswasser zu den Maschinen werden oft sehr weit, an einigen Punkten 16—19,000 F., herbeigeführt. — B. war früher eine, 1088 gestiftete, seit 1486 gefürstete Propstei, wurde 1803 säcularisirt und dem Kurfürstenthum Salzburg einverleibt, 1805 mit Östreich und 1809 mit Baiern vereinigt.

Berchtold (Leop., Graf v.), östr. Kämmerer, geb. 1758, ein Menschenfreund, der fortwährend bemüht war, die Thränen der Leidenden zu trocknen und Diejenigen, die dem Verderben nahe waren, demselben zu entreißen. Um Menschenglück zu befördern und Menschenelend zu mildern, reiste er 13 Jahre in Europa und vier Jahre in Asien und Afrika umher. Seine Erfahrungen enthält sein Werk: „Essay to direct and extend the inquiries of patriotic travellers" (2 Bde., Lond. 1789). Mehre von ihm verfaßte kleinere Schriften zur Verbesserung der policeilichen Verfassung ließ er auf seine Kosten drucken und überall unentgeltlich austheilen. Durch seine Preisaufgaben veranlaßte er mancherlei Schriften über die Rettungsmittel der Ertrunkenen und Scheintodten u. s. w. Auch stiftete er die Humanitätsgesellschaft in Mähren, sowie Rettungsanstalten in Prag und Brünn. Von 1795—97 bereiste er die asiat. und europ. Türkei hauptsächlich in der Absicht,

um den Verheerungen der Pest entgegenzuarbeiten. Späterhin beschäftigte ihn die Verbreitung der Schutzpocken. In der Hungersnoth, welche 1805—6 in dem Riesengebirge herrschte, schaffte er Korn und Nahrungsmittel aus entfernten Gegenden herbei. Zuletzt hatte er auf seinem Gute Buchlau in Mähren das schöne Schloß Buchlowitz zu einem Spital für die kranken und verwundeten östr. Krieger eingerichtet. Hier raffte den Patrioten und Menschenfreund am 26. Jul. 1809 ein ansteckendes Nervenfieber hinweg.

Bercy, Dorf im Departement Seine, an der Seine bei ihrem Zusammenfluß mit der Marne, in der Nähe von Paris, mit 3000 Einw. Die pariser Kaufleute haben hier ihre Niederlagen nicht blos von Wein, sondern auch von Weinessig, gebrannten Wassern u. s. w., sodaß der Verkehr von B. mit der Hauptstadt außerordentlich belebt ist, wozu auch wichtige Gerbereien, Zuckerraffinerien, Papierfabriken beitragen. Ein großes Schloß wurde daselbst zu Ende des 17. Jahrh. von Leveau gebaut.

Beredtsamkeit, im weitesten Sinne, die Fähigkeit oder Kunst, sich richtig und angenehm in Worten auszudrücken. Diese Kunst des wohlgefälligen Ausdrucks in allen Arten der ungebundenen Rede nennt man auch Wohlredenheit. Im engern Sinne bedeutet Beredtsamkeit (eloquentia) die Fähigkeit und Kunst, in mündlicher Darstellung, durch Redevorträge, auf die Überzeugung und den Willen Anderer zu wirken, Gesinnungen und Entschließungen in ihnen zu erwecken; in ihrer höchsten Gestalt, wo die Rede als Kunstwerk betrachtet wird, die Fertigkeit, öffentliche kunstmäßige Vorträge zu halten, welche geeignet sind, den Willen der Zuhörer für bestimmte Zwecke zu gewinnen. Doch kann die **Redekunst** (s. d.), als unter dem Begriffe der Zweckmäßigkeit, und damit unter der Herrschaft des Verstandes stehend, nicht als eine rein schöne Kunst betrachtet werden, wie die Poesie, der sie sich übrigens auf mannichfaltige Weise, besonders aber durch den concreten Ausdruck nähert. Der Werth der Beredtsamkeit in dieser Bedeutung beruht auf dem Bedürfnisse, durch Rede sich mitzutheilen und den Willen Mehrer zu einem Zwecke zu vereinigen. Der Besitz der Beredtsamkeit ist daher zugleich ein Besitz großer geistiger Kräfte, welcher Vertrauen auf sich selbst und Einfluß über Andere, ja ein gewisses Übergewicht gewährt. Sie ist zum Theil Naturgabe, welche aber durch kunstgemäße Ausbildung sehr erhöht wird, und ohne alle Bildung überhaupt nicht stattfindet. Durch die Verschiedenheit der Zwecke aber erhält die Ausübung dieser Kunst größern oder geringern Werth. Sie kann der Eitelkeit und eigennützigen Zwecken ebensowol dienen, als der Förderung rein menschlicher Zwecke gewidmet sein. Daher ist sie oft auch als eine Kunst der Gaukelei und des Betrugs angesehen worden, und selbst Isokrates sagte von ihr: sie sei die Kunst, Kleines groß und Großes klein zu machen. Allein ihr Misbrauch hebt ihre Bestimmung nicht auf. Sie kann als Überredungskunst glänzen; aber die wahre Beredtsamkeit will überzeugen und durch Überzeugung von der Wahrheit der dargestellten Gedanken auf den Willen wirken. Man theilt die Beredtsamkeit in die geistliche und weltliche. Die erstere dient unmittelbar religiösen Zwecken und hat sich erst im Christenthum entwickelt. Ihr Charakter ist Milde, Würde und Ruhe. Die weltliche Beredtsamkeit ist diejenige, deren Gegenstände aus dem Kreise des Privat- und öffentlichen Lebens genommen sind. Das öffentliche Leben betrifft Kunst und Wissenschaft oder den Staat und seine Verhältnisse. Im letztern Falle ist von politischer Beredtsamkeit im weitern Sinne die Rede, die nun wieder in gerichtliche und außergerichtliche getheilt werden kann. Erstere bezieht sich auf die Gerechtigkeitspflege und dient ihrem Wesen nach dazu, das streitige Recht auszumitteln. Sie setzt vornehmlich Öffentlichkeit der Rechtspflege voraus. Die außergerichtliche Staatsberedtsamkeit kann sich auf alle Zwecke der Staatsverwaltung nach Innen und Außen erstrecken. Auf die politische Beredtsamkeit nach diesen beiden Gattungen bezog sich vorzüglich die **Rhetorik** (s. d.) der Alten und ihre Eintheilung der Reden, sowie die Bestim-

mung der Theile derselben. Sie blühte vornehmlich in den Freistaaten des Alterthums, in welchen alle wichtige Verhältnisse im Staate öffentlich verhandelt wurden. Der Kreis der politischen Beredtsamkeit in den neuern Staaten ist beschränkter, und was in England und Frankreich, vorzüglich bei den Parlamentsverhandlungen, geleistet worden ist, reicht doch nicht an Das, was die größten Muster des classischen Alterthums in diesem Gebiete geleistet haben. Die repräsentativen Verfassungen haben auch in Deutschland der politischen Beredtsamkeit einen erweiterten Wirkungskreis eröffnet, obgleich das Geleistete noch nicht Englands und Frankreichs Muster erreicht. (S. Staatsberedtsamkeit.) Da das Äußere des Redners den Eindruck seiner Mittheilung sehr zu verstärken vermag, so hat man die Fähigkeit oder Kunst des angemessenen Vortrags der Rede durch Declamation und Gesticulation die äußere Beredtsamkeit genannt. (S. Redekunst.)

Berengar von Tours, wo er 998 geboren wurde, Lehrer der philosophischen Schule daselbst und 1040 Archidiakonus zu Angers, ist sowol durch seinen philosophischen Scharfsinn unter den Scholastikern, als durch die Freimüthigkeit, mit der er sich seit 1050 gegen die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahle erklärte, und seine dadurch veranlaßten Leiden berühmt. Mehre Male zum Widerruf gezwungen, und immer wieder zu der Ansicht zurückgekehrt, das Brot im Abendmahle sei ein Zeichen und Unterpfand des Leibes Christi, worin er mit Joh. Erigena, Scotus genannt, übereinstimmte, rechneten ihn die Orthodoxen unter die schlimmsten Ketzer, und wenn auch Gregor VII. ihn glimpflich behandelte, waren doch die Scholastiker von der Partei des Lanfrank von Canterbury so sehr gegen ihn aufgebracht, daß er sich 1080 auf die Insel St.-Cosmas bei Tours zurückzog, wo er sein Leben unter frommen Übungen in einem hohen Alter 1088 beschloß. Über die sehr entstellte Geschichte seines Streites haben Lessing in seinem „Berengar" (1770) und Stäudlin, der auch B.'s bedeutendste Schrift gegen Lanfrank, welche Lessing in Wolfenbüttel entdeckt hatte, in mehren Programmen herauszugeben anfing, neues Licht verbreitet. Der Name Berengar ist übrigens mehren bedeutenden Männern des Mittelalters gemein. (S. Abälard.)

Berenhorst (Georg Heinr. v.), der Vorgänger Bülow's in der kräftigen Bestreitung veralteter Ansichten der Kriegskunst, geb. 1733 zu Sandersleben in Anhalt-Dessau, ein natürlicher Sohn des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, trat 1748 als Lieutenant bei dem Infanterieregiment von Anhalt in preuß. Dienste. Schon 1757 ward er Brigademajor im Generalstabe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrich II. Nach dem siebenjährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau, ging mit diesem, und späterhin mit dem Prinzen Hans Gürge auf Reisen nach Frankreich, Italien und England, bekleidete ansehnliche Ämter am Hofe, erhielt den Charakter als Oberhofmeister und lebte seit 1790, frei von Geschäften, sich und den Musen. Er starb 1814. In seinen „Betrachtungen über die Kriegskunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit" (Lpz. 1797—99, 3. Aufl., 1827) stellte er ganz neue Grundsätze auf und suchte herrschende Vorurtheile und Irrthümer zu verdrängen. Auch seine „Aphorismen" (Lpz. 1805) verdienen Erwähnung.

Berenice, d. i. Bringerin des Sieges, hieß 1) die Gemahlin des pontischen Königs Mithridates des Großen. Ihr Gemahl ließ sie, als er sich vom Römer Lucullus geschlagen sah, gegen 71 v. Chr. umbringen, damit sie nicht in die Hände seiner Feinde fallen möchte. Ebenso verfuhr er gegen seine andere Gemahlin, Monime, und seine beiden Schwestern, Roxane und Statira. 2) Die Gemahlin des Herodes, des Bruders ihres Vaters, des großen Agrippa, auf dessen Fürbitte jener vom Kaiser Claudius zum König von Chalcis gemacht wurde, aber bald starb. Trotz ihrer Ausschweifungen wußte sie sich dem Kaiser Vespasian und seinem Sohn Titus so gefällig zu machen, daß Letzterer sie fast zu seiner Gemahlin gewählt hätte. 3) Die Gemahlin des Ptolemäus Evergetes, welche ihren Gemahl

mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte und, als dieser nach Syrien in den Krieg zog, ein Gelübde that, ihr schönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies geschah, und B. schnitt die Locken ab, um sie in dem Tempel der Venus den Göttern darzubringen. Bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Astronom Konon aus Samos breitete aus, die Götter hätten dasselbe als Sternbild an den Himmel versetzt. Daher heißen die sieben Sterne nahe am Schweife des Löwen das Haupthaar der Berenice.

Beresford (William, Baron B., Herzog von Elvas und Marquis von Campo Mayor) zeigte in dem Kriege Portugals mit Frankreich so viele Kenntnisse, einen so richtigen Blick und so hohen Muth, daß er zu den ausgezeichneten Feldherren Großbritanniens gezählt wird. Er bildete nicht nur das portug. Heer, sondern auch die Milizen so trefflich, daß sie in dem span. Insurrectionskriege mit dem Kern des verbündeten Heers wetteiferten. B. allein gewann 1811 den Sieg an der Albuera über Soult. Unter Wellington commandirte er 1812 ein Armeecorps und hatte an den großen Siegen bei Vittoria, Bayonne und Toulouse den bedeutendsten Antheil. Er zog am 13. März 1814 mit dem Herzog von Angoulême in Bordeaux ein. Am 6. Mai ward er zum Baronet erhoben und bald darauf nach Brasilien gesandt, von wo er 1815 nach England zurückkehrte. Der Prinz-Regent von Portugal übertrug ihm die Stelle eines Generalissimus über die Armeen in Portugal. Kaum war er zu Lissabon eingetroffen, als ihn wichtige Aufträge seines Hofes nach Rio Janeiro riefen. Die Strenge, mit welcher er 1817 in Lissabon eine gegen das brit. Heer und die Regentschaft gerichtete Verschwörung des Generals Freyre unterdrückte, machte ihn dem portug. Militair verhaßt. Nachdem er 1820 von den Cortes verabschiedet worden war, ging er wieder nach Brasilien, dann nach England, und trat im Dec. 1826 abermals in Lissabon auf, um die engl. Hülfstruppen gegen die Rebellen zu führen; allein die Truppen blieben unthätig, er ging nach England zurück, und unterhielt seitdem, unterstützt von der Torypartei in England, Verbindungen mit der miguelistischen Partei.

Beresina, ein Fluß in Lithauen im russ. Gouvernement Minsk, der zwischen sehr sumpfigen Ufern von N. gegen S. fließt und sich in den Dnieper ergießt, berühmt wegen des Überganges des franz. Heers auf dem Rückzuge von Moskau am 26. und 27. Nov. 1812, bei welchem die Thätigkeit und Entschlossenheit der franz. Pontoniers sich ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Von den Russen lebhaft verfolgt und überall umgeben, mußte Napoleon alle Mittel aufbieten, seinen Rückzug zu beschleunigen, der durch die bei der Armee eingerissene Unordnung, den Mangel an Pferden und den eingetretenen Frost auf das Äußerste erschwert ward. Die Armee befand sich bei ihrer Ankunft an der B. ohne alle Mittel, den Fluß zu überschreiten. Zuerst ward durch den Kaiser selbst der Bau der Brücke dem General Chasseloup übertragen; allein sie kam nicht zu Stande, sondern dieser stellte seine Truppen zur Disposition des Generals Eblé, der, als er gegen 5 Uhr von Borissow, wo die Russen unter Lambert wieder über den Fluß zurückgeworfen worden waren, anlangte, sogleich einige Häuser einreißen ließ, um das nöthige Holz zu der Brücke zu bekommen. Vorläufig hatte man aus einigen Stämmen drei kleine Flöße verfertigt, die aber nur zehn Mann trugen; auf ihnen gingen nach und nach 400 Infanteristen über, nachdem schon vorher eine Anzahl Reiter durch das Wasser geschwommen waren, um gemeinschaftlich mit der diesseit aufgefahrenen Artillerie des zweiten Armeecorps den Brückenbau und den Übergang gegen Tschitschakoff zu decken, der mit seiner Armee das jenseitige Ufer besetzt hielt und leicht den Uebergang der Franzosen hätte unmöglich machen können. Der Brückenbau selbst ward in Napoleon's Gegenwart um 8 Uhr Morgens angefangen. Der sumpfige Grund des Flusses und das Treibeis auf demselben erschwerte die Arbeit sehr; die Pontoniers gingen bei 17° Grad Kälte bis an die Brust in das Wasser,

um die Böcke aufzustellen und die Balken aufzulegen, obgleich sie nichts zu ihrer Stärkung hatten; daher auch die meisten von ihnen in den folgenden Tagen umkamen. Am 26. Nov. Mittags um 1 Uhr war die blos für die Truppen bestimmte Brücke vollendet; sogleich ging das zweite Armeecorps unter Oudinot über, die Reiterbrigade Castex an der Spitze, und drängte fechtend die Russen zurück. Mit einiger Mühe hatte man auch einen Achtpfünder und eine Haubitze mit einigen Munitionswagen über diese Brücke gebracht; denn die zweite, eigentlich für das Geschütz und die Wagen bestimmte Brücke ward erst um 4 Uhr Nachmittags fertig; diese war anstatt der Breter mit Knüppeln belegt, die kein festes Lager bildeten, sondern von den im Trabe übergehenden Pferden immer in Unordnung gebracht wurden. Mehrmals wurde sie durch den Bruch der Böcke unbrauchbar; allein stets ohne alle Weigerung, oft mit den größten Anstrengungen von den Pontoniers wiederhergestellt. Bei der andern Brücke, blos für den Übergang der Infanterie und Cavalerie erbauet, brachen zwar die Böcke nicht; aber die schwachen und abgenutzten Breter zerbrachen unter dem Tritte der Pferde und mußten öfter erneuert werden. Dessenungeachtet erfolgte der Übergang schnell genug, so lange die Truppen geordnet marschirten. Am 27. Abends aber fing das Drängen an stärker zu werden, das schon durch den Aufenthalt bei dem dreimaligen Brechen der Böcke entstanden war. Soldaten, Nachzügler, Pferde und Wagen kamen in verwirrten Haufen bei den Brücken an und bildeten eine undurchdringliche Masse vor denselben, durch die man sich nur mit Mühe und Gefahr einen Weg bahnen konnte. Keiner wollte dem Andern weichen, Keiner zurückbleiben. Wer auf den Brücken sich nicht retten zu können glaubte, suchte sein Heil auf dem Treibeise der Bereszina, oder versuchte hinüberzuschwimmen; der Kamerad stieß den Kamerad in den Strom hinein, doch erreichten nur sehr Wenige das jenseitige Ufer. Als nun vollends am 28. Nov. früh die Russen ankamen und die Queue der Colonnen mit Kanonen und Haubitzen beschossen, während gleichzeitig Tschitschakoff die schon übergegangenen Truppen auf dem rechten Ufer des Flusses angriff, stieg die Verwirrung aufs Höchste. Der General Partonneaux war in Borissow schon Tages vorher von Wittgenstein abgeschnitten worden und hatte sich mit seiner ganzen Division nach einem hitzigen Gefechte ergeben müssen; Marschall Victor aber, hinter jenem undurchdringlichen Haufen aufgestellt, behauptete sich mit bewundernswerther Ausdauer, bald angreifend, bald zurückweichend, gegen eine wol fünfmal stärkere Macht bis zum Abend, wo die Dunkelheit die Kämpfenden schied. Damit in der Nacht das neunte Corps übergehen konnte, ließ der General Eblé durch die Pontoniers eine Art von Laufgraben durch die hier angehäuften todten Körper und zerbrochenen Wagen machen. Um 1 Uhr Nachts war Marschall Victor hinüber, und nur noch eine schwache Arrieregarde zurück, die erst am 29. früh 6 Uhr eingezogen ward. Die Brücken waren jetzt völlig frei, doch eine bedeutende Anzahl Verwundeter oder Kranker, einzelner Soldaten, Weiber, Kinder, Marketender u. s. w. waren noch zurück, und blieben ungeachtet der Bitten und Ermahnungen des Marschalls Victor und des Generals Eblé ruhig liegen, bis endlich der Morgen und die Vorbereitungen zum Verbrennen der Brücken sie zum Aufbruche mahnten. Jetzt fingen sie an, sich nach der Brücke zu drängen, und verstopften den Zugang von Neuem. Erst um 8½ Uhr, wo keine Zeit mehr zu verlieren war, ließ Eblé die Brücken anzünden; die noch Zurückgebliebenen erhoben ein lautes Geschrei und stürzten sich in die Flamme oder in den Fluß; bald erschienen die Kosacken, machten eine große Zahl Gefangene und unermeßliche Beute. Von 70,000 Mann, welche Napoleon an die B. führte, erreichten kaum 40,000 M. das jenseitige Ufer.

Berettini (Pietro), s. **Cortona** (Pietro di).

Berg, vormals ein selbständiges Herzogthum, jetzt ein Theil der preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg im Regierungsbezirke Düsseldorf, das erste Fabrikland Deutschlands. Die ganze Provinz ist bergig, erzeugt lange nicht so viel Ge-

treide, als die Volksmenge bedarf, die nirgend in Deutschland auf gleichem Raume gleich groß ist, hat aber Überfluß an Eisen, Blei und Steinkohlen. Die Industrie und der Handel sind in B., namentlich im Wupperthale mit Elberfeld und Barmen, im blühendsten Zustande. Beides förderten theils die Lage, theils die Localität des Landes, theils die Regierung. Vorzüglich vortheilhaft war die fast beständige Neutralität des Landes in den Kriegen des 17. und 18. Jahrh., denn diese veranlaßte eine Menge gewerbfleißiger und reicher Leute aus den Niederlanden und aus Frankreich, wo sie um der Religion willen bedrückt wurden, hierher auszuwandern. Das Land war zur Römerzeit von Ubiern bewohnt, die sich unabhängig erhielten, bis sie in der Zeit der allgemeinen Völkerwanderung verschwanden und ihr Land den Ripuariern zufiel. Seit Anfang des 12. Jahrh. hatte B. erbliche Herzoge, erfuhr Theilung und Vererbung, bis es 1348 durch Heirath an Jülich kam, dessen Schicksale es hierauf theilte. Als 1609 der jülich-bergische Regentenstamm ausstarb, machte Östreich auf das Land als ein Reichslehen Anspruch, wobei Spanien Hülfleistung versprach. Dies aber wollte weder Kursachsen noch die Häuser Pfalz-Neuburg und Kurbrandenburg zugeben. Die beiden letzten Bewerber erlangten die Zustimmung der Landschaft zu gemeinschaftlicher Regierung, welche die Republik der Niederlande garantirte. Diese für das Land höchst vortheilhafte gemeinschaftliche Regierung dauerte bis 1666, wo nach Beseitigung aller Erbstreitigkeiten B. an Kurpfalz fiel. Die Verfolgungen der Protestanten unter Ludwig XIV. führten neue gewerbthätige Ansiedler nach Berg, wo sie in der Fabrikation den Geschmack der franz. Industrie in Seide und Baumwolle, im Bleichen, in Spitzen und feinen Leinen einführten. B. blieb bei Kurpfalz bis 1804, wo es gegen Anspach an Baiern und von diesem noch im selbigen Jahre an Frankreich abgetreten wurde. Napoleon schenkte B. nebst dem von dem Könige von Preußen abgetretenen Kleve seinem Schwager Murat, der nach seinem Beitritte zum Rheinbunde den Titel eines Großherzogs annahm. B. gewann sehr bald an Umfang; es wurden die nassauischen Besitzungen, das Fürstenthum Münster, die Grafschaft Mark nebst Essen, Werden und Elten; dann die Grafschaften Lingen, Tecklenburg und Dortmund hinzugeschlagen, es erhielt die Oberhoheit über das Fürstenthum Rheina-Wolbeck und die Grafschaften Leiningen-Westerburg, sodaß es auf einem Flächenraume von 300 □M. gegen 900,000 Einw. zählte. Als Murat 1808 König von Neapel ward, erhielt 1809 B. den unmündigen Kronprinzen von Holland, Ludwig Napoleon, zum Großherzog, ward aber 1810 etwas verkleinert. Ehe Ludwig noch volljährig ward, besetzten B. 1813 die Verbündeten, und durch den wiener Congreß ward es 1815 dem Könige von Preußen zugetheilt.

Bergakademien, Bergschulen, Institute, wo junge Leute in den **Bergwerkswissenschaften** (s. d.) unterrichtet und zu künftigen Berg-, Hütten- und Salinenbeamten gebildet werden. In diesen Akademien kann der Zweck nicht vollständig erreicht werden, so lange man versäumt, die Zöglinge zu gleicher Zeit theoretisch und praktisch zu bilden, und zwar durch Lehrer, welche sich auf ähnliche Art gebildet haben. Die praktische Ausbildung muß nothwendig in den Gruben und Hütten vorgenommen werden; zu der theoretischen aber, welche Laboratorien, Mineralien-, Modell- und technische Sammlungen unterstützen müssen, wird mehr als das bloße Anhören von Vorlesungen erfodert. Die vorzüglichste Bergakademie ist zu Freiberg in Sachsen. Andere berühmte Institute sind die Akademien zu Paris, zu St.-Etienne im Loiredepartement, zu Petersburg, zu Falun in Schweden, zu Schemnitz in Ungarn und zu Kielce in Polen.

Bergamo, früher **Bergamum**, Hauptstadt der Delegation Bergamo, welche auf 60 □M. 330,000 Einw. zählt, im lombard.-venet. Königreiche, mit 32,000 Einw., liegt auf Hügeln zwischen den Flüssen Brembo und Serio, hat eine Citadelle in der Stadt und eine zweite, la Capella, außer derselben. Auf der hiesigen

Bartholomäusmesse, die in einem besonders dazu eingerichten Kaufhofe, wo gegen 600 Buden symmetrisch geordnet aufgestellt sind, in der Vorstadt S.-Leonardo gehalten wird, sind Seidenwaaren der Haupthandelsartikel. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof von Mailand steht, und der Provinzialbehörden; sie hat eine Maler- und Bildhauerakademie, ein Museum, ein Athenäum, eine öffentliche Bibliothek, mehre Schulen, Fabriken, vorzüglich in Seide, Tuch und Eisen. Auch befindet sich hier eine kleine protestantische Gemeinde. B. ist der Geburtsort nicht allein des Bernardo Tasso, des Vaters des Torquato, welches Letztern Statue auf dem Marktplatze aufgestellt ist, sondern auch des Giov. Pietro Maffei und des Girolamo Tiraboschi. Da die Bewohner von B. unter den übrigen Italienern für plump gelten und eine Menge lächerlicher Geschichten, die sich bei ihnen zugetragen haben sollen, im Umlaufe sind, so heißen die komischen Bedienten der ital. Komödie, Arlechino oder Truffaldino und Brighella, Bergamasker und bemühen sich, im eigentlichen Dialekte der Bewohner B.'s zu sprechen.

Bergasse (Nicolas), Staatsmann und Schriftsteller, wurde 1750 in Lyon geboren, wo er als Advocat lebte, bis er Parlamentsadvocat zu Paris wurde. Hier zeigte er seine Talente in dem berühmten Processe von Beaumarchais (s. d.) mit dem Bankier Kornmann. Beim Ausbruche der Revolution von der Stadt Lyon zu den Reichsständen erwählt, nahm er bald seine Entlassung, und noch früher als Mounier und Lally-Tolendal, was auch an ihm allgemein gemisbilligt wurde. Zur Zeit des Terrorismus rettete ihm nur der 9. Thermidor das Leben. Seitdem hat B. sich der Philosophie gewidmet. Ein glänzender Styl und Ideenreichthum zeichnen ihn vor andern modernen franz. Ideologen aus. Wir nennen seine „Morale religieuse"; „De l'influence de la volonté"; „Sur l'intelligence" und „De la propriété" (1807). Auch war B. einer der ersten und feurigsten Apostel der Mesmer'schen Lehre über den Magnetismus. Bei der Anwesenheit des russ. Kaisers in Paris 1815 erhielt er von diesem Monarchen einen Besuch. Später lebte er bis zu seinem Tode in gänzlicher Zurückgezogenheit.

Bergbau, Bergbaukunde, Bergbaukunst, s. **Bergwerke**.

Berge heißen die beträchtlichen Erhöhungen der Oberfläche unserer Erde, sowie auch anderer Planeten. Mehre Berge zusammen, die eine Fläche bedecken, heißen ein Gebirge, auch Gebirgsstock; Berge, die in meilenlangen Reihen fortlaufen, Bergketten oder Bergrücken. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen. Die Seeküsten sind insgemein die niedrigsten Stellen des festen Landes, das von ihnen her sich allmälig erhebt, sodaß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Festlandes der höchste und mit ansehnlichen Gebirgen bedeckt ist. Die Hauptgebirge hängen mittels großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zusammen. Das Uralgebirge, das Asien und Europa scheidet und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Semlja sendet, hängt mit dem Sewobergrücken zusammen, der die Grenze zwischen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein anderes Gebirge erstreckt sich aus dem nördl. Indien bis nach Tibet und Kaschemir, wo es die höchste Gegend nicht allein von Mittelasien, sondern auch von der ganzen bekannten Erde bildet, nach W. durch Persien und nach O. durch China hinläuft. Von der höchsten Landhöhe Nordasiens, beim Gebirge Berghdo, welches die Wohnsitze der Kalmücken von denen der Mongolen scheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Mussart südl. nach Tibet; eine andere zieht sich westl. unter dem Namen Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei und kommt mit dem Uralgebirge zusammen; eine dritte läuft ostwärts unter dem Namen Khanghai, in der Mongolei, wendet sich dann und bildet Korea und die Klippen und Inseln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaische Gebirge, welches Sibirien vom Irtisch bis zum Amur begrenzt. Die Nebenzweige dieser hohen asiat. Gebirge sind unzählbar. Zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere liegt der Kaukasus (s. d.). Er sendet Zweige durch Kleinasien bis nach Arabien, die den Taurus

Libanon und Sinai bilden, andere um das schwarze Meer nach Europa. Vom schwarzen Meere erstreckt sich zwischen der Moldau, Walachei und Siebenbürgen das Karpathengebirge, welches durch Polen und Ungarn streicht und in Schlesien mit Deutschlands Gebirgsländern zusammenhängt. Das Sudetengebirge läuft zwischen Böhmen und Schlesien hin und sendet nord- und westwärts durch die Lausitz nach dem sächs. Erzgebirge und dem Voigtland einige Zweige. Das Fichtelgebirge und der Thüringerwald, mit dem Eichsfeld und dem nördl. gelegenen Harzgebirge, verbreiten sich durch die Mitte von Deutschland. Europas höchste Länder sind die Schweiz und Savoyen, deren Alpen (s. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutschlands, Italiens und Frankreichs zusammenhängen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchschneidet ganz Italien bis Reggio hin und reicht, wahrscheinlich unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrikas. Die rhätischen Alpen gehen zwischen Graubündten und Mailand, die tridentinischen zwischen Tirol und dem Venetianischen, die norischen zwischen Tirol und Salzburg, und die kärnthischen zwischen Kärnthen, Krain, Friaul und Istrien. Westwärts erstrecken sich Alpenzweige durch Frankreich; die Pyrenäen bilden den Grenzwall und die Höhenzüge der spanischen Halbinsel. In Afrika ist der große und kleine Atlas das berühmteste Gebirge. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zusammenhängt, läuft westwärts nach der Berberei, die er von Biledulgerid scheidet; dieser reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs den Ufern des Nils niedrige Bergreihen durch Oberägypten, Nubien und Habesch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo sie mit den Mondbergen zusammenhängen. Von da mögen sich Bergketten in das südl. Afrika erstrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden sind. Amerika hat nächst Asien die höchsten Gebirge. Mit den Cordilleren (s. d.), längs der Westküste von Chile und Peru, stehen andere Bergketten in Verbindung, die sich durch das übrige Südamerika erstrecken. Von ihnen geht eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo sie längs der Westküste gegen Mitternacht läuft und verschiedene Zweige landeinwärts oder nach Osten sendet, die im höchsten Norden wahrscheinlich mit den Bergreihen des nördlichsten Asiens zusammenhängen.

Über die Höhe der bedeutendsten Berge unserer Erde ist noch viel Unrichtiges verbreitet. Wo nicht unmittelbare Messungen mit Barometern oder geodätischen Instrumenten zu Grunde liegen, ist keine Zuverlässigkeit zu erwarten; bloße Nachrichten der Reisenden nach dem Augenscheine verdienen kein Vertrauen. So wurde bis zum Anfange des 18. Jahrh. der Pic von Teneriffa für den höchsten Berg der ganzen Erde gehalten, obschon selbst in unsern Alpen viel höhere Berge sind. Selbst der Montblanc, der noch vor wenigen Jahren den ersten Rang unter den Bergen Europas behauptete, wird von dem Monte Rosa, zuverlässigen Beobachtungen zufolge, übertroffen. Ebenso trat der Chimborasso, der nach den Messungen Humboldt's und Anderer der höchste Berg der ganzen Erde sein sollte, diese Ehrenstelle nicht nur dem Himalaja in Indien, sondern selbst einigen ihm nahe stehenden Bergen der Cordilleras ab. Einige der neuesten und zugleich zuverlässigsten Bestimmungen, da sie durchaus auf sehr zuverlässigen Beobachtungen beruhen, sind von dem Engländer Pentland, der sich zu diesem Zwecke lange in Peru und Chile aufgehalten hat, gegeben worden. Die höchsten Berge der Erde sind in Asien der 24,000 F. hohe Dschawahir des Himalajagebirgs, in Amerika der Nevado de Sorata (23,600 F.), der Nevado de Illimani (22,400 F.) und der Chimborasso (20,100 F.), in Europa der Monte Rosa (15,200 F.), der Montblanc (14,700 F.). Die Höhe aber der höchsten Berge ist unbedeutend im Vergleich mit der großen Masse der Erde, deren Kugelgestalt durch sie nicht wesentlich verändert wird. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgestalt, d. h. sie steigen vom Fuße allmälig in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger spitzigen Gipfel. Den Rücken

eines Gebirgs nennt man die schmalen, auf der Oberfläche zugerundeten Massen, die bei einer Zuschärfung Gebirgsrücken, bei kreisförmiger Vertiefung zwischen zwei solchen Erhöhungen Sattelrücken und bei fortlaufender Vorragung über die andern Kamm heißen. Die abnehmende Höhe zu beiden Seiten des Gebirgsrückens heißt der Abfall. Erhabene Punkte, die sich zuweilen an den Abfällen zeigen, nennt man Gebirgshöhen, welche, wenn es Ebenen sind, Plateaus heißen. In Ansehung der Höhe theilt man die Gebirge in Hochgebirge (die höchsten Bergreihen), Mittelgebirge (die Abfälle) und Vorgebirge, oder das hügelige Land am Fuße. Gebirge, die bei ihrem Ansteigen in die Höhe einen Winkel von 45° bilden, heißen sanfte, und diejenigen, die diesen Winkel übersteigen, jähe Gebirge. Hauptgebirge nennt man Gebirge, die eine Ausdehnung in der Länge von 50 Meilen haben, Gebirge mittlerer Größe haben eine Ausdehnung von 30—10 Meilen, und unter 10 Meilen lange heißen kleine Gebirge. In Beziehung auf die Richtung, nach welcher sie fortlaufen, nennt man die Gebirge Bergzüge, wobei der nach einerlei Richtung fortlaufende der Hauptzug, andere aber die Mittel-, Seiten- und Nebenzüge heißen. Alpengebirge, wie die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen, bestehen aus einer ungeheuern Sammlung der verschiedensten Berge, die in mehre gleichlaufende Ketten geordnet sind. Von diesen Bergketten befindet sich die höchste, der Gebirgsstock, in der Mitte der ganzen Gebirgsmasse; die sich anschließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer mehr an Höhe ab. Dazwischen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchste Kette ist mit steilen Felsen besetzt, die mit Eis und Schnee bedeckt sind. Zwischen den Felsenmassen, die in Gestalt von Pyramiden und dergleichen die höchste Bergkette krönen, befinden sich Thäler, in welchen, weil sie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeschmolzenen Schnee gebildete Eis selbst im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit schönem Grün bedeckt sind und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß ist, Getreide und Obstbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach diesen begrünten Thälern erstrecken sich von den obersten Felsthälern Schluchten herab, die, wie jene, mit ewigem Eise ausgefüllt sind und Gletscher (s. d.) heißen. Diejenigen Bergketten, welche sich zunächst an die Hauptkette anschließen, von der sie durch tiefe, begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieselben Erscheinungen, nur nach einem kleinern Maßstabe, dar. Ihre Gipfel bestehen nämlich auch aus Felsenspitzen mit Schluchten, die selbst im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter sich die Ketten von der Hauptkette entfernen, desto niedriger werden sie. Alles gewinnt einen minder rauhen Anblick. Die einzelnen Berge erscheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit schönem Grün bedeckt, und verlieren sich allmälig in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verschiedenen Höhen die Erscheinungen verschiedener Himmelsgegenden innerhalb eines sehr beschränkten Raumes dar. Man steigt allmälig aus den blühendsten, entzückendsten Thälern, welche mit Getreide, Obstbäumen und Weinreben prangen, zu den mit duftenden Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, sieht das Wachsthum immer mehr und mehr abnehmen, bis es endlich, sowie alles organische Leben, aufhört, und die Kälte das Weiterdringen verhindert. Diese Grenze ist nach der Lage des Landes sehr verschieden; sie liegt um so höher, je heißer, und um so tiefer, je kälter das Land ist. Daß die Luft auf Bergen kälter ist als in Ebenen, davon scheinen die Ursachen nicht allein darin zu liegen, weil die Sonnenstrahlen in niedrigen Ebenen stärker wirken und heftiger zurückprallen, sondern es kommt unstreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die stärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Die Bergluft ist reiner als die gewöhnliche, allein nur in mäßiger Höhe ist sie gesünder. In beträchtlichen Höhen fühlt man sich ungemein beschwert, und ein fast unnennbares Übelbefinden, verbunden mit großer Kraftlosigkeit, bemächtigt sich des ganzen Körpers.

Bergen heißt in der Seemannssprache überhaupt in Sicherheit bringen, daher gebraucht man es sowol vom Schiffe selbst, welches in Sicherheit gebracht ist, als von den Gütern gescheiterter und gestrandeter Schiffe, welche gerettet und für den Eigenthümer aufbewahrt werden. Unter **Bergelohn** oder **Bergegeld** versteht man sowol die Entschädigung, welche schon nach den ältesten Schiffahrtsgesetzen und Rechten Dem zuerkannt wird, der das Eigenthum verunglückter Schiffe rettet, aufbewahrt und der Behörde davon Anzeige macht, als auch die Abgabe, welche der Eigenthümer eines verunglückten Schiffes, um es zurückzuerhalten, in manchen Staaten bezahlen mußte. Das Bergegeld bestimmt in England nach den jedesmaligen Umständen das Admiralitätsgericht. Vgl. Pöhl's „Darstellung des gemeinen deutschen und des hamburg. Handelsrechts", Bd. 3.

Bergen, Hauptstadt im Stiftsamte Bergenhuus, mit einer Citadelle gleiches Namens, die volkreichste Stadt im Königreich Norwegen, liegt am Ende des Meerbusens Waag, der tief in das Land hineingeht und einen sehr guten, rings mit hohen und steilen Felsen umgebenen Hafen bildet. Den Zugang auf der Landseite macht die felsige Umgebung beschwerlich, gegen die Seeseite liegen nächst der Citadelle mehre Batterien. Das Klima ist wegen der geschützten Lage verhältnißmäßig mild, aber regnicht. B. ist wohlgebaut, doch sind wegen des Felsengrundes manche Straßen krumm und uneben; die meisten Häuser sind nur aus Zimmerholz erbaut, nach der eigenthümlichen norweg. Bauart. Die Stadt hat gegen 22,000 Einw., eine deutsche und drei dänische Pfarrkirchen, einen Bischof, ein Nationalmuseum, eine lat. Schule, ein Seminarium für 12 Zöglinge, welche in den höhern Wissenschaften unterrichtet werden, eine Schiffahrtsschule, ein Hospital für Skorbutkranke, die bei dem häufigen Genusse von geräuchertem oder gesalzenem Fleisch und Fischen hier nicht selten sind, und andere gemeinnützige Anstalten. Die Bewohner der nördlichern Küste bringen ihre Erzeugnisse, Breter, Masten, Latten, Brennholz, Theer, Thran, Häute u. s. w., vornehmlich aber getrocknete Fische nach B., um sie gegen Getreide und andere Lebensbedürfnisse zu vertauschen, welche die Dänen, Engländer, Niederländer und Deutschen dahin bringen. B. treibt mit etwa 100 eignen Schiffen ziemlich lebhaften Handel. Im J. 1445 legten zu B. die deutschen Hansestädte eine Factorei und Waarenhäuser an; auch genossen eine Zeit lang die sogenannten deutschen Handwerker in B. des Schutzes der Hanse. Aus jener Zeit stammen noch die deutsche Kirche, die einzige in Norwegen, das deutsche Armenhaus und das deutsche Comptoir. Dieses letztere bestand aus etwa 60 Waarenspeichern, welche die deutschen Factoren bewohnten, jetzt sind solche fast sämmtlich Eigenthum der Bürger, die sie als Waarenlager benutzen. Die Straßen von hier ins Innere pflegen nur im Winter mit Schlitten befahren zu werden. B. ist der Geburtsort des Dichters Holberg und des Landschaftsmalers Dahl.

Bergen op Zoom, eine starke Festung in der niederländ. Provinz Nordbrabant, am Ausflusse der jetzt kaum noch kennbaren Zoom in die Ostschelde, mit welcher die Stadt durch einen guten Hafen verbunden ist. B. hat 6000 Einw., ein altes Schloß, drei Kirchen, ein Zeichnen- und Architekturinstitut, und liefert vorzüglich viele feine Töpferwaaren. Ausgeführt werden vorzüglich Anjovis, die man in der Ostschelde fängt. B. war früher ein Marquisat, ward aber von der Statthalterin Margaretha von Parma eingezogen und trat 1576 der Verbindung der Niederländer bei. Zum Schutze gegen die Spanier ward es 1577 befestigt, zu größerer Sicherheit 1628 durch die Holländer auf der Südseite mit einem verschanzten Lager versehen und mittels dreier Forts mit dem östl. liegenden Steenbergen verbunden. Noch stärker befestigt ward B. 1688. Der zwischen beiden Festungen befindliche Sumpf ward 1727 durch zusammenhängende bastionnirte Linien befestigt, und dadurch entstand eine beinahe unangreifbare Stellung, denn gegen O. ist sie durch diese Linien und den Sumpf, gegen N. und W. durch Steen-

bergen und gegen S. durch B. gedeckt, das eine doppelte völlig gesicherte Verbindung mit Holland hat, durch Seeland vermittels des Postens or Tholen, auf der gleichnamigen Insel, und dann gegen N. durch das Fort Lier bei Steenbergen, welches den Übergang über den Kanal von Dintel bewahrt, sowie Willemstadt, noch weiter nördl. am Hollandsdiep, einem starken Arme des Rheins, der Brabant von Holland scheidet. Die Wichtigkeit des Orts reizte schon während des großen niederländ. Kriegs die Spanier zu öftern Unternehmungen, sich den Besitz wieder zu verschaffen, nachdem die span. Besatzung 1577 vertrieben worden war. Schon 1581 hatten sie eine Überrumpelung so gut eingeleitet, daß, ehe es die Einwohner bemerkten, 400 Soldaten mitten in der Stadt waren, jedoch mit Verlust wieder herausgejagt wurden. Glücklicher war der Herzog von Alençon, der als Freund der Niederländer kam und dessen Truppen 1583 B. nebst andern flandrischen Städten für Frankreich in Besitz nahmen, sie jedoch bei der Rückkehr den Staaten wieder zurückgaben. Vergebens belagerte 1588 der Prinz von Parma die Festung. Ein anderer Ueberfall, vom Erzherzog Albert von Östreich 1597 angeordnet, kam wegen der Wachsamkeit der Niederländer nicht zur Ausführung. Auch drei Überfälle der Spanier im März, August und September 1605, die letztern beiden mit vielen Hülfsmitteln veranstaltet, mislangen; ebenso wenig gelang die von dem umsichtigen und tapfern Marchese Spinola 1622 unternommene Belagerung. Er mußte sie wegen der Ankunft des Prinzen Moritz von Oranien nach 78 Tagen wieder aufheben, nachdem er gegen 10,000 Mann dabei verloren. Glücklicher waren die Franzosen in der Belagerung 1747, wo der Graf von Löwendal sich nach einer zweimonatlichen Belagerung der Stadt durch eine Art von Überfall bemächtigte, nachdem 41 Minen zum Angriff und 38 zur Vertheidigung gesprengt worden waren. Bei dem nach den Regeln der Kriegskunst zu frühzeitigen Sturme war noch keine Bresche ersteiglich. Die Franzosen mußten sich der Leitern bedienen, um auf die 16 F. hohen Futtermauern der niedern Bollwerksflanke zu kommen; sie drangen durch den schmalen und gewölbten Eingang in die Kehle des Ravelins und zugleich durch die große Poterne in der Courtine in die Stadt, wo sie durch die Nachlässigkeit der Besatzung nur geringen Widerstand fanden. Diese ward aus der Stadt gejagt, und die letztere von den Franzosen geplündert. Bei dem Frieden an Holland zurückgegeben, ward die Festung 1795 im Winter, nebst ganz Holland, von Pichegru eingenommen und nachher 1810 Frankreich einverleibt, worauf die Engländer 1814 mit 3950 Mann unter dem General Goore einen Überfall unternahmen, der nur durch die beispiellose Tapferkeit der franz. Besatzung vereitelt wurde. Vgl. Legrand, „Relation de la surprise de Bergen op Zoom le 8 et 9 Mars 1814".

Bergerac, ein lieblicher, sowol weißer als rother franz. Wein, der an den beiden Ufern der Dordogne, in den Departements Dordogne, von dessen Bezirk und Stadt Bergerac er seinen Namen führt, und Gironde gebaut wird und zu den Bordeauxweinen gehört. Er ist anfangs süß, wird aber mit der Zeit trocken, und heißt auch zuweilen petit Champagne.

Berggerichte, die zur Verwaltung der Berggerichtsbarkeit von dem Landesherrn eingesetzten Behörden, welche gewöhnlich den Bergämtern, d. h. denjenigen Behörden, welche Namens des Landesherrn, oder des Inhabers des Bergregals über den für frei erklärten Bergbau die Verwaltung führen, beigegeben sind. Jahrhunderte sprechen für die Jurisdiction derselben in eigentlichen Berg- und Hüttensachen; der beste Beweis aber für die Zweckmäßigkeit derselben liegt in der Natur der Sache selbst. Zu der Instruction und Entscheidung der Bergwerkssachen gehört, außer den Kenntnissen des gemeinen Rechts, auch noch die Kenntniß der Bergwerksgesetze und Observanzen und eine Kenntniß der Bergwerkstechnik, die der gewöhnliche Civilrichter selten besitzen wird.

Berghem (Nikolaus), einer der berühmtesten niederl. Maler, geb. 1624 zu Harlem erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, Peter von Harlem,

einem sehr mittelmäßigen Maler; dann setzte er unter van Goyen, Weeninx dem Ältern seine Studien fort. Seinen neuen Namen soll er von „Berg hem" (verbergt ihn) erhalten haben, was Goyen seinen Schülern zugerufen haben soll, als B., von seinem Vater verfolgt, in die Werkstätte Jenes sich flüchtete. Liebe für seine Kunst und die Nachfrage nach seinen Gemälden, sowie die Habsucht seiner Frau, waren Ursache, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Um Kupferstiche, die er sehr liebte, kaufen zu können, mußte er oft Geld von seinen Schülern borgen, welches er nur dadurch zurückzahlen konnte, daß er seine Frau über den Ertrag seiner Gemälde täuschte. B.'s Landschaften und Thierstücke sind eine Zierde der ersten Galerien. Ihr Reiz besteht in einer leichten und heitern Composition, einem hinreißenden, warmen Colorit, natürlichen und originellen Gruppen. Obgleich er seine Werkstatt fast nie verließ, so hatte er doch bei einem langen Aufenthalt auf dem Schlosse Bentheim die Natur genau beobachtet. Die strengere Kritik könnte ihm allerdings eine zu große Leichtigkeit zum Vorwurf machen, weniger Kunst und eine größere Einfalt in Nachahmung der Natur und einen fleißigern und richtigern Umriß der Thiergestalten verlangen; aber diese geringen Fehler B.'s werden durch so viele Vorzüge aufgewogen, daß man ihn mit Recht in die Reihe der größten Landschaftmaler stellt. Auch hat B. eine Folge von 36 Blättern radirt, die sehr geschätzt sind. Er starb in seiner Vaterstadt 1683. Unter seinen Schülern waren Karl Dujardin und Glauber.

Bergisches Buch, s. Concordienformel.

Bergman (Torbern Olof), Naturforscher und Chemiker, geb. 9. März 1735 in Katharinberg, in der schwed. Provinz Westgothland, erhielt nach vielen Schwierigkeiten von seiner Familie die Erlaubniß, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Damals strömten Schüler aus allen Gegenden zu Linné nach Upsala. Zu diesen gesellte sich 1752 auch B. und erregte durch Thätigkeit, Scharfsinn und Entdeckungen, die durch seine Kenntnisse in der Geometrie und Physik erleichtert und vervielfältigt wurden, dieses berühmten Mannes Aufmerksamkeit. B. ward 1758 Lehrer der Physik in Upsala, als er sich jedoch zur Professur der Chemie und Mineralogie meldete, beschuldigten ihn seine Mitbewerber, daß er von diesem Gegenstande nichts verstehe, weil er nie etwas darüber geschrieben hatte. Sie zu widerlegen, verschloß B. sich einige Zeit in ein Laboratorium und arbeitete dort seine Abhandlung über die Fabrikation des Alauns aus, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er ward hierauf 1767 Professor der Chemie und trieb diese Wissenschaft mit aller Liebe und Kraft. Er erfand die Bereitung künstlicher Mineralwässer und entdeckte in den mineralischen Wässern das geschwefelte Wasserstoffgas. Man verdankte ihm die Angabe der Kennzeichen, wodurch sich der Nickel von andern Metallen unterscheidet. Eine Menge von Mineralien untersuchte er chemisch und verfuhr dabei mit einer ungewöhnlichen Genauigkeit. Er gab eine Classification der Mineralien heraus, in der die Hauptabtheilungen nach ihrer chemischen Natur und die Unterabtheilungen nach der Verschiedenheit ihrer äußern Form gemacht sind. Hierauf führte ihn besonders die schon vor ihm gemachte Entdeckung über die geometrischen Verhältnisse, die unter den verschiedenen Krystallisationen desselben Stoffes stattfinden, sich von einer Grundform herleiten lassen und durch Ansetzen ähnlicher Theilchen nach bestimmten und leicht zu berechnenden Gesetzen geschehen. Seine Theorie der chemischen Verwandtschaften hat bis auf die neuesten Zeiten in Ansehen gestanden, und durch Berthollet's allgemeinere Begründung derselben zwar nähere Bestimmungen, aber keinen Umsturz erlitten. B. starb 1784 zu Medevi, als er zur Wiederherstellung seiner durch übertriebenen Fleiß zerrütteten Gesundheit die dortigen Bäder benutzte. Unter seinen Schriften verdienen besondere Erwähnung: „Opuscula physica, chemica et mineralogica" (6 Bde., Lpz. 1779—81; deutsch, 6 Bde., Frankf. a. M. 1782—90) und „Physikalische Beschreibung der Erdkugel" (Stockh. 1770—75; deutsch von Rühl, 2 Bde., Greifsw. 1791).

Bergprofil. Jeder Berg oder Abhang stellt sich dar unter drei Ansichten: eine, wo der Beschauer auf der Höhe oder Abdachung, die andere, wo er ihr gegenüber, die dritte, wo er ihr zur Seite steht, den Berg also im Profil betrachtet. Die letztere Ansicht ist die geeignetste, um die Abdachung gehörig zu beurtheilen und sie bildlich darzustellen. Für den Baumeister, Ökonomen, besonders aber für den Soldaten ist das Bergprofil wichtig, da die größere oder geringere Steilheit einer Terrainstrecke die Anlage von Chausseen und Wasserleitungen, die Cultivirung des Bodens, den Marsch und besonders die Aufstellung von Truppen, und namentlich von Geschütz begünstigt oder erschwert. Für die Baukunst sah man dies schon von jeher ein, und eine nach richtigem Nivellement entworfene Profilzeichnung belehrte den Architekten vollkommen, wie er seine Ideen der Beschaffenheit des Bodens anzupassen habe; in der Kriegskunst dagegen übersah man lange die Wichtigkeit einer genauen Kenntniß der Abdachung, und noch Friedrich der Große hatte höchst unklare Vorstellungen davon. Erst in neuerer Zeit begriff man, daß eine klare Ansicht des Terrains dem Artilleristen, dem Ingenieur und dem Offizier des Generalstabes von gleich großer Wichtigkeit sei, und man brachte besonders dadurch Licht und Bestimmtheit in die Sache, daß man die Horizontalebene, welche stillstehendes Wasser überall bilden würde, als Grundebene annahm, mit der oder mit deren Parallellinien verglichen, jede Abdachung einen Winkel bilden muß, den man den Abdachungs-, Neigungs- oder Böschungswinkel nennt und gleich andern Winkeln durch Grade bezeichnet. Da es nur zu besondern Zwecken wichtig ist, zu wissen, ob dieser Winkel ein wenig größer oder kleiner ist, so übersieht man im Allgemeinen die geringen Differenzen und bezeichnet die Steilheit nur von 5 zu 5 Grad, sodaß man von Abdachungswinkeln von 5, 10, 15, 20, 25° u. s. w. spricht. Der sächs. Major Lehmann, der sich um die Ausbildung dieser ganzen Lehre die größten Verdienste erwarb, ging noch weiter und entwarf eine Theorie der Situationszeichnung, nach der Das, was bisher nur durch Entwurf von Bergprofilzeichnungen anschaulich gemacht werden konnte, nämlich welche Gradation ein Abhang hat und welche Truppengattung folglich ihn passiren und auf ihm fechten könne, schon durch Ansicht eines Plans, bei dem sich der Zeichner stets senkrecht über dem darzustellenden Gegenstande gedacht hat, klar wird. Er erreicht dies dadurch, daß er die Striche, welche auf einem Plane den Abhang eines Berges bezeichnen, bei steilen Abdachungen schwärzer und dichter, bei flächern feiner und weiter macht. Ganz weiß bezeichnet die völlige Ebene, ganz schwarz die Abdachung von 45°, als die stärkste, welche, wenn die Senkung nicht Felswand und also gar nicht zu passiren ist, vorkommen kann; dünne, weit voneinander entfernte Striche die Abdachung von 5°, stärkere und dichtere die von 10°, noch dichtere die von 15° und so fort von 5 zu 5° bis 45°. Das Ganze gründet sich auf mathematische Principien und auf den Satz, daß das Auge, sobald es in einiger Entfernung eine Gegend überschaut, die Abhänge, je steiler sie sind, auch desto dunkler, die Ebene aber am allerhellsten sehen wird. Anfangs fand die neue Methode vielen Widerspruch; man glaubte, daß sie zu schwierig zu erlernen und auszuführen sei. Bald sah man indessen, daß junge Leute nicht längere Zeit zu Erlernung dieser Zeichnungsmethode brauchten als zu der einer andern, und daß Plane, nach dieser Manier entworfen, im Felde die ersprießlichsten Dienste leisteten. Vgl. Lehmann, „Die Lehre der Situationszeichnung" (4. Aufl. vom Major Becker und Prof. Fischer, Dresd. 1828).

Bergrecht heißen die Rechtswissenschaften und die Gesetze in Beziehung auf die Verhältnisse des Bergbaues. Unter dem Bergrechte sind sowol die Verhältnisse des Staats zu dem Bergwesen, Regalität, Aufsicht über den Betrieb durch Privatpersonen, oder Bergstaatsrecht und Bergpolicei, als auch die dahin gehörigen Rechtsverhältnisse der Privatpersonen begriffen. Zu dem Bergstaatsrecht gehören die Privilegien des Bergbaues und die Befugnisse des Staats bei demselben; das Bergpoliceirecht enthält die Vorschriften, durch welche der Bergbau in Hinsicht auf das Wohl

des Staats überhaupt geordnet, und zugleich für die Sicherheit und Gesundheit der Bergleute und des Publicums gesorgt wird. Auch die Versorgung alter und gebrechlicher Bergleute gehört hierher. Das Bergprivatrecht umfaßt die Rechtsverhältnisse der Unternehmer (Gewerke) gegeneinander, die Grenzen der Fundgruben, die Rechte der Stollenbesitzer, die Verhältnisse mit den Eigenthümern des Bodens und mit den Arbeitern (Knappschaften). Die Rechte des Staats und die Policei werden durch Bergämter in mehren Abstufungen bis zu den Ministerien ausgeübt; für die Entscheidung der bei dem Bergbau entstehenden Streitigkeiten, welche ohne technische Kenntnisse von den einzelnen Geschäften des Bergbaues nicht wol möglich ist, sind Berggerichte (höhere und niedere) angeordnet, die mit Rechtsgelehrten und Sachverständigen besetzt und häufig mit den Bergämtern combinirt sind. Quellen des Bergrechts sind die besondern den Bergbau betreffenden Gesetze, welche, wenn sie die Verhältnisse des Bergbaues mehr oder weniger in vollständigem Zusammenhange umfassen, Bergordnungen genannt werden, und die Berggewohnheiten, welche sich aus den ältern bergrechtlichen Entscheidungen entnehmen lassen. Es bestehen auch besondere Schöppenstühle für Bergsachen, wie zu Freiberg in Sachsen. Die Grundsätze des gemeinen positiven Rechts und die allgemeinen wissenschaftlichen Principien des Rechts müssen zur Anwendung kommen, wo es an besondern positiven Quellen fehlt. Von einem Bergcriminalrechte läßt sich nur insoweit reden, als für manche Vergehen im Bergbau besondere positive Strafbestimmungen gegeben sind; der Bergproceß endlich hat an und für sich nichts Eigenthümliches und richtet sich in Ermangelung besonderer Gesetze nach den Gerichtsordnungen des Landes. Die Natur der Sache fodert aber ein kurzes und einfaches (summarisches) Verfahren. Vgl. Schulz's „Handb. des preuß. Bergrechts“ (Essen 1820); Tausch's „Bergrecht des östr. Kaiserstaats“ (2 Bde., Wien 1822); Köhler's „Anleitung zu den Rechten und der Verfassung bei dem Bergbau im Königreich Sachsen“ (2. Aufl., Freib. 1824) und Karsten's „Grundriß der deutschen Bergrechtslehre“ (Berl. 1828).

Bergregal, Bergwerksregal, heißt das ausschließliche Recht des Staats, die unter der Erdoberfläche liegenden Metalle und andere nützliche Gegenstände für seine Rechnung aufsuchen zu lassen. Dieses Recht wurde schon von den alten Staaten ausgeübt und Gold- und Silberbergwerke entweder unmittelbar für Rechnung des gemeinen Wesens betrieben oder verpachtet. Dieses geschah dann auch in den neuern, germanischen Reichen, wo theils die Meinung, daß nur der Fürst Gold und Silber besitzen dürfe, theils die Ansicht herrschend wurde, daß alles herrenlose Gut und die in der Erde verborgenen Schätze dem Fürsten oder dem Staate gehörten, und das Grundeigenthum der Privatleute nichts enthalte, als die Benutzung der Oberfläche zu bestimmten Zwecken. Daraus entwickelte sich die Regalität des Bergbaues und zwar in Deutschland so, daß nur dem König das Recht des Bergbaues und die Verleihung dieses Rechts an Andere zustand. Indessen die alten großen Stammesfürsten (Herzoge) der Sachsen, Baiern u. s. w. übten neben andern Regalien auch dieses Königsrecht aus; den Kurfürsten ward es später durch die goldene Bulle als Ausfluß der Kurwürde zugestanden, andern großen und freien Städten besonders verliehen, endlich aber, als sich die Landeshoheit völlig ausgebildet hatte, von allen Landesherren unbestritten ausgeübt. Der Umfang desselben ist nicht allenthalben gleich. Auf die edlen Metalle ist es nirgend mehr beschränkt, sondern erstreckt sich auf alle Metalle und Halbmetalle, meist aber auch auf Salz, Steinkohlen, Braunkohlen und selbst auf gewisse Stein- und Erdarten. Es wird ausgeübt theils durch eigne Benutzung auf landesherrliche Rechnung, theils durch Verleihung des Regals in größern Districten (Standesherrschaften), theils endlich durch das sogenannte Freigeben des Bergbaues, welches einen Jeden berechtigt, nach Mineralien zu suchen (zu schürfen); die Benutzung der gefundenen Lager und Adern gegen die herkömmlichen Abgaben (den Zehnten von dem rohen

Ertrage an gewonnenen Mineralien, Quatembergelder u. s. w.) in Lehn zu nehmen (die Fundgrube zu muthen), und, wenn er sich mit dem Eigenthümer wegen des zur Grube selbst, zu dem Aufschütten der ausgegrabenen Erde und Steine (Haldensturz), zu den Wasserleitungen und Gebäuden erfoderlichen Platzes abgefunden hat, die gewonnenen Erze und andere Mineralien zu seinem Vortheil weiter zu benutzen. Gegen den Bergzehnten gibt der Landesherr hier und da das zum Grubenbau nöthige Holz (nicht aber zum Schmelzen u. s. w.) unentgeltlich ab, hat aber auch das Vorkaufsrecht an den gewonnenen Mineralien, wenn er solches nöthig findet. Der Beliehene erhält zuweilen einen ganzen District; aber wenn nur einzelne Fundgruben gemuthet werden, so werden die Grenzen des Feldes, in welchem er den Bergbau unter der Erde treiben darf, durch die Verleihung bestimmt (Recht der Vierung). Der Beliehene ist Eigenthümer, wenn er den Bau auf eigne Rechnung entweder allein, oder in Gesellschaft mit Mehren (doch nicht über acht) betreibt; wird das Recht an der Grube in ideale Theile, Kuxe (Actien) getheilt, deren außer den Freikuxen für die Landesherrschaft, den Eigenthümer, die Kirche und Schule, gewöhnlich 128 gemacht werden, so bildet dies eine Gewerkschaft. Das Recht der Beliehenen geht wieder verloren (fällt in das Freie), wenn der Bau nicht in den gesetzlichen Fristen angefangen, und regelmäßig fortgesetzt wird, oder sämmtliche Theilhaber die zum Betrieb nöthigen Gelder (Zubußen) nicht erlegen, sondern in Rückstand (Retardat) gerathen. Dann kann die Grube aufs Neue verliehen werden. Von dem Bergregal, als dem Benutzungsrechte des Bergbaues, ist sehr zu unterscheiden die Berghoheit, oder der Inbegriff der in der Staatsgewalt liegenden Rechte in Anwendung auf den Bergbau, also die Befugniß der Gesetzgebung, der obersten Gerichtsbarkeit und Aufsicht über die Verwaltung. Vermöge der Berghoheit errichtet der Staat Bergämter und Berggerichte und stellt die dazu nöthigen Beamten an: Befugnisse, welche aus der bloßen Regalität nicht abgeleitet werden können. Vgl. Hüllmann's „Gesch. des Ursprungs der deutschen Regalien" (2. Aufl., Frankf. 1824).

Bergstraße heißt vorzugsweise der fruchtbare Strich Landes diesseit des Rheins im Großherzogthum Baden, welcher eine herrliche mit Nuß- und andern Obstbäumen besetzte Straße am Odenwalde und Melibocus, welche östl. liegen, von ungefähr sechs Meilen bildet. Diese wahrscheinlich schon von den Römern angelegte Kunststraße fängt bei Bessungen, eine Viertelstunde von Darmstadt, an und läuft bis an das Stift Neuburg, eine halbe Stunde von Heidelberg. Natur und Kunstfleiß haben sich vereinigt, diesen Strich zu einem der reizendsten Deutschlands zu machen. Sie erreicht bei den Ruinen der Burg Windeck, nahe bei der *alten* Stadt Weinheim, ihren schönsten Punkt. Vgl. Grimm's „Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwalde" (2. Aufl., Darmst. 1828, m. Kpfrn).

Bergwerke nennt man alle die, an oder in der Erdoberfläche befindlichen Räume, in denen nutzbare Mineralien gewonnen werden. Im weitern Sinne gehören auch die Steinbrüche dazu. Man kann die Bergwerke in technischer und in statistischer Hinsicht betrachten, und sie sind der Gegenstand eines sehr weitläufigen und verwickelten Lehrgebäudes, der **Bergwerkskunde**, die aber nicht allein die Gewinnung, sondern auch die Zugutemachung der gewonnenen Mineralien zu den mannichfaltigsten Producten umfaßt. Die Gewinnung der nutzbaren Mineralien ist Gegenstand des **Bergbaus** und des wissenschaftlichen Systems desselben, der **Bergbaukunde** oder **Bergbaukunst**. Während wir in technischer Hinsicht die Bergwerke unter den Artikeln **Grubenbaue**, **Aufbereitung**, **Hüttenwesen**, **Steinbrüche** und **Salzwerke** betrachten, geben wir hier blos einen statistischen Umriß der uns bekannten wichtigsten Bergwerke und besonders ihrer Production.

Obgleich die Ergiebigkeit der Bergwerke in Deutschland in neuerer Zeit im Allgemeinen abgenommen hat, so stehen sie doch in den meisten Staaten hinsichtlich der Kunst in der höchsten Blüte. **Östreichs Staaten** sind sehr gesegnet an

Mineralreichthum, und in ihm liegt seine vorzüglichste Quelle der Wohlhabenheit und Erhaltung bei so vielen erschöpfenden Kriegen u. s. w. Östreich ist der einzige Staat, in welchem sich alle Erzeugnisse, zum Theil über sein Bedürfniß, vorfinden. Gold wird besonders in Ungarn, dann auch in Salzburg, am Rathhausberge bei Bockstein, am Goldberge im Rauristhale und zu Hirzbach im Pinzgau, ferner in Tirol im Zillerthale gewonnen und die Production zu ungefähr 7700 Mark angegeben, wovon freilich Ungarn 19/20 liefert. Die Silberproduction beläuft sich auf 82,000 Mark, wovon die wichtigen Bergwerke in der Gegend von Schemnitz und Kremnitz in Niederungarn, die von Schmöllnitz in Oberungarn und die in der Gegend von Zalathna in Siebenbürgen und von Dognatzka im Banat über 70,000 Mark, Tirol, Salzburg, Steiermark, Illyrien und Böhmen das Übrige liefern. Die Kupfergewinnung wird zu 26,900 Ctr. angegeben, wozu die bei dem Silber genannten Bergwerke Ungarns das Meiste, Tirol, Salzburg, Steiermark, Illyrien und Böhmen weniger beitragen. Die Bleiproduction beträgt 81,000, die der Glätte 16,000 Ctr., und am bedeutendsten tragen dazu die berühmten Bergwerke am Bleiberge bei Villach in Illyrien bei. Eisen aller Art und im Allgemeinen von großer und bekannter Güte wird in den verschiedenen Provinzen 1,200,000 Ctr., wozu Steiermark, Illyrien, Böhmen und Ungarn das Meiste beitragen, erzeugt. Zinn wird in Böhmen, am südl. Abhange des Erzgebirges, 1000—1200 Ctr. gewonnen. Zinkgewinnung findet zu Dölach in Kärnthen statt, allein sie ist zur Zeit gering, beträgt aber bei gehörigem Absatze jährlich 1500 Ctr. Außerdem werden in den östr. Staaten noch gewonnen: 850 Ctr. Braunstein, 1600 Ctr. Kobaltarten, 2000 Ctr. Spießglanz, 700 Ctr. Wismuth, 17 Ctr. Arsenik, 2752 Ctr. Quecksilber, die größtentheils aus den berühmten Bergwerken von Idria in Krain kommen; 5½ Mill. Ctr. Küchensalz, welches vorzugsweise in den Steinsalzbergwerken von Hallein, dem Salzkammergute u. s. w. gewonnen wird; 10,000 Ctr. Vitriol, eine nicht bekannte Menge Salpeter, 8000 Ctr. Alaun, 3000 Ctr. Schwefel, 2¼ Mill. Ctr. Steinkohlen (allein in Böhmen, Mähren und östr. Schlesien), 600,000 Ctr. Braunkohlen und eine unbestimmte Quantität Torf. Preußen, auch im Bergwerks- und Hüttenbetriebe hoch stehend, gibt die zuverlässigsten Nachrichten über deren Production, die nur in Hinsicht des Eisens, der Braunkohlen und des Torfes mangelhaft sind, weil diese nur theilweise zu den Regalien gehören. Gold wird in Preußen jetzt gar nicht mehr gewonnen, Silber wird in den Rheinprovinzen bei Linz, Müsen, Gosenbach u. s. w., im Mannsfeldschen und zu Tarnowitz in Schlesien fast 22,000 Mark producirt; Kupfer in den Rheinprovinzen, in Schlesien und besonders im Mannsfeldischen 17,000 Ctr.; Blei, Glätte und Glasurerz (alquifoux) in den Rheinprovinzen (Bleiberg bei Commern) und Tarnowitz in Schlesien 43,000 Ctr.; Eisen aller Art, besonders in den Rheinprovinzen und in Schlesien, fast 2 Mill. Ctr.; Zink in Schlesien 180,000 Ctr., früher viel mehr; Braunstein 700 Ctr.; Kobaltarten fast 7000 Ctr.; Arsenik 1900 Ctr.; Küchensalz 1½ Mill. Ctr.; Vitriole 22,000 Ctr.; Salpeter 2000 Ctr.; Alaun 32,000 Ctr.; Schwefel 460 Ctr.; Stein- und Braunkohlen mindestens 30 Mill. Ctr.; Torf 70—80 Mill. Stück. Baierns Bergbau auf Metalle ist nicht erheblich, obgleich die Gebirge zu dessen Betriebe auffodern sollten; namentlich wirkt in manchen Gegenden der hohe Holzpreis auf gewerkschaftliche Werke sehr nachtheilig. Die Goldwäschereien in mehren Gegenden des Staats sind ins Stocken gerathen, der Silber- und Kupferbergbau sind auch lässig; Eisen wird jetzt an 82,000 Ctr. producirt; Braunstein 100 Ctr.; Kobalt 300 Ctr.; Quecksilber bei Obermoschel im Rheinkreise 300 Ctr.; Küchensalz 550,000 Ctr.; Vitriol 3000 Ctr.; Alaun 1000 Ctr.; Steinkohlen 150,000 Ctr.; Braunkohlen und Torf in nicht bekannten Quantitäten. Sachsen hat in dem Erzgebirge alte berühmte Bergwerke von großer Erheblichkeit für das Land und dessen Wohlstand, obgleich ihr reiner unmittelbarer

Ertrag gering sein dürfte. Die jährliche Production beläuft sich auf 64,400 Mark Silber, 440 Ctr. Kupfer, 5000 Ctr. Blei und Glätte, 66,000 Ctr. Eisen aller Art, 2800 Ctr. Zinn, an 1000 Ctr. Braunstein, 12,400 Ctr. Kobaltarten, 70 Ctr. Wismuth, 3000 Ctr. Arsenik, 20,000 Ctr. Vitriole, 20,000 Ctr. Schwefel, 600,000 Ctr. Steinkohlen und eine uns unbekannte Quantität Braunkohlen und Torf. Hanover hat auf dem Harze einen sehr alten, berühmten und noch immer ergiebigen Bergbau, der zwar oft in Gefahr geschwebt hat, aber immer durch neue Anbrüche und große Ausrichtungen gesichert worden ist. Die jährliche Production beläuft sich auf 7 Mark Gold, an 50,000 Mark Silber, 2200 Ctr. Kupfer, 57,000 Ctr. Blei, 28,000 Ctr. Glätte, ungefähr 80,000 Ctr. Eisen aller Art, 50 Ctr. Zink, fast 300,000 Ctr. Salz, 2500 Ctr. Vitriol, 1200 Ctr. Schwefel, 470,000 Ctr. Steinkohlen, unbekannte Quantitäten von Braunkohlen und Torf. Braunschweig, in Hinsicht des Bergbaus mit Hanover eng verbunden, indem es mit diesem Staate gemeinschaftlich den berühmten rammelsberger Bergbau (Hanover $^4/_7$, Braunschweig $^3/_7$) betreibt, und für sich allein nur Eisenwerke und einige Salinen hat, producirt jährlich: 5 Mark Gold, 1600 Mark Silber, 1200 Ctr. Kupfer, 5000 Ctr. Blei und Glätte. 60,000 Ctr. Eisen, 30 Ctr. Zink, 40,000 Ctr. Salz, 1800 Ctr. Vitriol, 870 Ctr. Schwefel und eine unbekannte Quantität Braunkohlen. Würtemberg ist sehr spärlich mit Bergwerkssegen bedacht; einige Eisenwerke produciren ungefähr 24,000 Ctr., und die nicht unbedeutenden Salinen 300,000 Ctr. Salz. Baden hat zwar keine große, aber eine ziemlich mannichfaltige Production; diese besteht in: 40 Mark Waschgold aus dem Rhein, 550 Mark Silber, 400 Ctr. Kupfer, 1900 Ctr. Blei, 9000 Ctr. Eisen, 320 Ctr. Kobalt, 250,000 Ctr. Salz und außerdem noch in Vitriol, Alaun und Steinkohlen, deren Quantitäten unbekannt sind. Kurhessen hat einen nicht ganz unbedeutenden Bergbau und Hüttenbetrieb und producirt jährlich: 50 Mark Silber, 600 Ctr. Kupfer, an 30,000 Ctr. Eisen, 7300 Ctr. Kobaltarten, 200,000 Ctr. Salz, 350 Ctr. Vitriol, 340 Ctr. Alaun, 80,000 Ctr. Stein- und 200,000 Ctr. Braunkohlen. Kürzlich hat man auch den lange eingestellt gewesenen Betrieb der Goldwaschwerke in dem Ederflüßchen wieder aufgenommen. Das Großherzogthum Hessen hat nur unbedeutende Bergwerke und producirt 7000 Ctr. Kupfer, 14,000 Ctr. Eisen, 600 Ctr. Kobalt, 105,000 Ctr. Salz, 200,000 Ctr. Stein- und viele Braunkohlen. Die herzoglich. sächs. Länder nehmen unter den Bergbau treibenden Staaten eine geringe Stellung ein, da der Bergbau auf Metalle sehr gering ist. Sie produciren etwas Silber, Kupfer und Blei, 35,000 Ctr. Eisen, etwas Braunstein und Kobalt, 96,000 Ctr. Salz, außerdem Vitriol, Alaun, 40,000 Ctr. Steinkohlen und eine nicht bekannte Quantität Braunkohlen und Torf. Mecklenburgs und Oldenburgs ganzer Mineralreichthum beschränkt sich auf wenig Eisen, auf 50,000 Ctr. Salz und auf Torf. Nassau ist dagegen für den Bergmann von Interesse und der Mineralreichthum für das Land von großer Bedeutung; besonders wichtig ist der Bergbau in der Grafschaft Holzappel. Die jährliche Production besteht in 3850 Mark Silber, 250 Ctr. Kupfer, 7000 Ctr. Blei, 5000 Ctr. Glätte, 100,000 Ctr. Eisen, in wenigem Salz und Braunkohlen. Unter den anhaltschen Ländern hat Bernburg in der Nähe des reizenden Alexisbades einen kleinen, aber mannichfaltigen, interessanten und blühenden Bergbau. Die jährliche Gewinnung besteht in 1200 Mark Silber, 2400 Ctr. Blei, 9400 Ctr. Eisen, 1100 Ctr. Spießglanz und 1200 Ctr. Vitriol. Auch sind geringe Mengen Gold aus dem Silber ausgeschieden worden. Die übrigen deutschen Staaten sind in bergmännischer Hinsicht von geringer Erheblichkeit. Schwarzburg und Reuß produciren 300 Ctr. Blei, 16,000 Ctr. Eisen, 2000 Ctr. Kobalt, 55,000 Ctr. Salz; Lippe 11,000 Ctr. Salz und 21,500 Ctr. Steinkohlen; Waldeck 840 Ctr. Kupfer, 4300 Ctr. Eisen und 4000 Ctr. Salz; die noch übrigen deutschen Staaten ungefähr 30,000 Ctr. Eisen.

Die so sehr gebirgige Schweiz hat dennoch wenig metallischen Bergbau. Gold wurde ehedem sowol als Waschgold als aus Erzen gewonnen; die Silberproduction ist gering, die Kupfergruben werden nicht bebaut, Blei wird nur wenig, Eisen ungefähr 35,000 Ctr. gewonnen, und die Salzerzeugung beläuft sich auf 15,000 Ctr. Holland, Belgien und Luxemburg, die wir hier noch zusammen betrachten müssen, produciren jährlich 700 Mark Silber, 4000 Ctr. Blei, 33,500 Ctr. Eisen, 5800 Ctr. Zink, 12,000 Ctr. Alaun, 55½ Mill. Ctr. Steinkohlen, 120 Mill. Stück Torf. Dänemark hat keine Bergwerke; es producirt etwas Eisen aus Raseneisenstein, ungefähr 35,000 Ctr. Salz und eine ansehnliche Menge Torf. Schweden und Norwegen sind von großer bergmännischer Wichtigkeit, obwol in früherer Zeit weit einträglicher als in der neuern, wo viele Bergwerke, weil sie nichts mehr einbrachten, auflässig wurden und der Wohlstand des Landes gelitten hat. Doch hält sich der Hauptzweig des metallischen Gewerbes, die Eisenerzeugung, auf einer erfreulichen Höhe, sowie auch das Kupferausbringen. Die jährliche Production beläuft sich auf 8 Mark Gold, zu Ädelforß und Fahlun, 6060 Mark Silber, wovon ein Drittheil zu Sala und Fahlun in Schweden und zwei Drittheile zu Kongsberg in Norwegen gewonnen werden; 24,000 Ctr. Kupfer zu Fahlun, Atvidaberg, Gustavsberg u. s. w. in Schweden und zu Röraas und Sando in Norwegen, 740 Ctr. Blei zu Sala, 1,730,000 Ctr. Eisen aller Art, größtentheils von vorzüglicher Güte, besonders das aus den berühmten Dannemoraerzen erzeugte; 2800 Ctr. Kobaltarten, 67,000 Ctr. Salz, Vitriole aller Art, 65,200 Ctr. Salpeter, 22,500 Ctr. Alaun, eine nicht unbedeutende Menge Schwefel, 613,000 Ctr. Steinkohlen und eine uns unbekannte Quantität Torf. Großbritannien, wo der Bergbau, wie jeder andere Erwerbszweig, ohne besondere Gesetze und Verfassung betrieben wird, hat dessenungeachtet einen riesenhaften Bergbau und Hüttenbetrieb, sodaß sich auch in dieser Hinsicht mit ihm kein anderer Staat messen kann. Dem Bergbau und der Schiffahrt aber verdankt es auch seinen Wohlstand und seine politische Höhe, auf welcher es sich bei den ungeheuern Schätzen seines Innern noch Jahrhunderte erhalten kann. Die jährliche Production, welche in Bezug auf die unedeln Metalle noch immer im Steigen ist, dürfte jetzt anzunehmen sein, mit Ausschluß wenigen Goldes, zu 12,000 Mark Silber, welches lediglich aus dem silberhaltigen Blei gewonnen wird, zu 240,000 Ctr. Kupfer, zu fast 1 Mill. Ctr. Blei, zu fast 14 Mill. Ctr. Eisen aller Art, wovon Staffordshire in Südwales in 185 von 284 Hohöfen weit über zwei Drittheile producirt, zu 80,500 Ctr. Zinn, zu 3½ Mill. Ctr. Salz, zu 50,000 Ctr. Vitriol, zu 30,000 Ctr. Alaun, zu 400 Mill. Ctr. Steinkohlen und zu einer unbekannten Menge von Torf. So ungeheuer die Steinkohlengewinnung auch hervortritt, so ist sie doch keineswegs übertrieben, wenn man erwägt, daß allein in einer Provinz 70 Mill. Ctr., ja auf einem einzigen großen Eisenwerke 4 Mill. Ctr. jährlich verbraucht werden. Frankreich nimmt vorzüglich in neuern Zeiten, bei zunehmender Gewinnung von Eisen und Steinkohlen, obgleich dem eignen Bedarf noch nicht genügend, einen bedeutenden Rang hinsichtlich seines Mineralreichthums ein. Es producirt jährlich etwas Waschgold, an 5000 Mark Silber, 3000 Ctr. Kupfer, 15—16,000 Ctr. Blei, Glätte und Alquifour, fast 4 Mill. Ctr. Eisen, 14,700 Ctr. Braunstein, 800 Ctr. Spießglanz, 97 Ctr. Arsenik, 5 Mill. Ctr. Küchensalz, 50,500 Ctr. Vitriol, 41,000 Ctr. Alaun, 30 Mill. Ctr. Steinkohlen, fast 200,000 Ctr. Braunkohlen und 25 Mill. Stück Torf. Spanien, mit den herrlichsten, reichsten Gebirgen, aus denen schon die Völker des Alterthums unermeßliche Reichthümer zu Tage gefördert haben, hat seine Bergwerke vorzüglich seit der Entdeckung von Amerika sehr vernachlässigt; nur erst ganz neuerlich scheint etwas Leben hineingekommen zu sein, und schon ist die Bleigewinnung bis zu einer erstaunenswürdigen, die deutschen Bleibergwerke sehr drückenden Höhe gestiegen. Die Production beträgt ungefähr jährlich 1000 Ctr. Kupfer, 450,000 Ctr.

Blei, 180,000 Ctr. Eisen, 7000 Ctr. Quecksilber, 5,800,000 Ctr. Salz, 2500 Ctr. Vitriol, 1500 Ctr. Alaun und 800 Ctr. Schwefel. Die übrige Production ist unbekannt. Portugal hat ebenfalls alten Bergbau gehabt und besitzt reiche Berge, allein jetzt liegt alle Industrie danieder. Die jährliche Production wird angegeben zu 61 Mark Gold, 6000 Ctr. Eisen, 2,650,000 Ctr. Salz; aller übrige Bergbau ist zum Theil geringfügig. In Italien gibt es sehr wenig Bergbau, obgleich zum Theil die Gebirgszüge viel versprechen. Die Production ist wenig bekannt und die Angaben darüber sind sehr unzuverlässig; man führt an: etwas Gold, über 2300 Mark Silber, 500 Ctr. Kupfer, 2600 Ctr. Blei, fast 280,000 Ctr. Eisen, 3¼ Mill. Ctr. Salz, eine bedeutende Menge Alaun, viel Schwefel, über 100,000 Ctr. Steinkohlen. Rußland, mit Einschluß seiner asiat. Länder, besitzt einen bedeutenden Mineralreichthum. Seine Production ist theils noch im Entstehen und tritt in neuester Zeit in den asiat. Provinzen, vorzüglich in Hinsicht der edeln Metalle, mit Amerika in die Wage. Die jährliche Production beträgt ungefähr 6570 Mark Platin, 22,200 Mark Gold, an 89,000 Mark Silber, 65,000 Ctr. Kupfer, fast 5 Mill. Ctr. Eisen und nur in den europ. Provinzen allein fast 2 Mill. Ctr. Salz. Die Angaben über die andern Producte der Bergwerke Rußlands fehlen. Polens Bergwerke sind im Aufblühen begriffen. Die jährliche Production dürfte ungefähr betragen: 53 Mark Silber, 250 Ctr. Kupfer, fast 2000 Ctr. Blei, 25,000 Ctr. Eisen, eine unbekannte Masse Zink, eine sehr bedeutende Menge Salz und 150,000 Ctr. Steinkohlen. Der Mineralreichthum der Türkei ist zwar sehr bedeutend, allein die Production gänzlich unbekannt; wir wissen nur, daß es reich an Gold, Silber, Kupfer, Blei, Eisen und Salz ist.

Über den Mineralreichthum Afrikas besitzen wir wenig Nachrichten; man nimmt an, daß jährlich an 63,000 Mark Gold aus Afrika in den Handel kommen. Über das Vorkommen und die Darstellung des Silbers, des Kupfers und Eisens wissen wir fast gar nichts. Über die Production des asiat. Rußlands war schon weiter oben die Rede, über die der übrigen Länder Asiens wissen wir aber wenig; jedoch sind alle reich an Metallen. Die jährliche Goldproduction der Inseln des ind. Archipels wird auf 20,000 Mark angegeben; sie besteht in Waschgold. Unbeschreiblich reich an Silber soll die große Bucharei sein, allein wir wissen ebenso wenig Sicheres darüber als über das Vorkommen und die Darstellung des berühmten japan. Kupfers und über die Eisen- und Stahlbereitung in Mittel- und Südasien und in Indien, worunter vorzügliche Producte und auch der unter dem Namen Wootz bekannte Stahl befindlich sind. Amerikas Bergwerke sind ebenso berühmt als reich, und haben Jahrhunderte hindurch die Geldgier der Europäer befriedigt und in neuerer Zeit wieder gereizt, ohne sie zu befriedigen. Das Gold ist größtentheils Waschgold. In Nordcarolina in Nordamerika werden jährlich etwa 100 Mark gewonnen, in Mexico 1000 Mark, in Colombia 18—20,000 Mark, in Chile 12,000 Mark, in Brasilien jetzt höchstens noch 2000 Mark. Über die Goldgewinnung der übrigen amerik. Länder und Inseln, unter welchen letztern die Antillen reich sind, wissen wir nichts Bestimmtes. Dasselbe ist der Fall mit der Silberproduction in den engl.-nordamerik. Besitzungen und in den Vereinigten Staaten. Mexico erzeugt noch jährlich 2½ Mill. Mark, Colombia jetzt gar nichts, obgleich es bedeutende Silbererzlagerstätten hat; Peru 610,000 Mark, Bolivia 456,000 Mark, Chile fast 30,000 Mark. Kupfer gehört in Amerika zu den noch wenig aufgesuchten Metallen, und dessen Gewinnung ist bis jetzt nur noch auf einzelne Gegenden beschränkt. Im nordwestl. Theile der Vereinigten Staaten, besonders am Obersee, ist es häufig; in den meisten südl. Staaten aber ist der Kupferbergbau vernachlässigt und nur in Chile von Bedeutung. Blei wurde 1829 in den nordamerik. Districten von Missouri, Arkansas und Illinois zu 220,000 Ctr. gewonnen, und die Production ist seitdem noch gestiegen. In Mexico kommt viel Blei vor, es wird aber nicht gewonnen. Über die Bleiproduction von Südamerika wissen

wir nichts. Eisen ist in Amerika erst spät gewonnen, und die Bereitungsart von Europa dorthin verpflanzt worden. In den Vereinigten Staaten beläuft sich die jährliche Production auf wenigstens 1 Mill. Ctr. In Südamerika finden sich zwar viele Eisenerze, allein die Eisenhüttenanlagen gedeihen nicht, weil das engl. Eisen dort wohlfeiler als das selbstproducirte ist. Quecksilber findet sich in Mexico, Columbien und besonders in Peru, wo die einzige Grube von Huancavelica jährlich 3500 Ctr. liefert. Vgl. Karsten's „System der Metallurgie", Bd. 1; Villefosse's „Mineralreichthum", Bd. 1; Beaumont's „Coup d'oeil sur les mines" (Par. 1824), und Schmid's „Tabellarische Übersicht der ungefähren jährlichen Erzeugnisse des Berg-, Hütten- und Salzwesens in Europa" (Eisleb. 1832).

Bergwerkskunde oder **Bergwerkswissenschaften** nennen wir den systematischen Inbegriff aller der Kenntnisse, die zur Eröffnung und zu dem Betriebe der Gruben, sowie zu der Zugutemachung der gewonnenen Mineralien erfoderlich sind. Es gehören dahin zuvörderst Hülfswissenschaften, die das Berg- und Hüttenwesen entweder mit andern technischen Fächern gemein hat oder die in besonderer Beziehung dazu stehen: 1) Mineralogie; 2) Geognosie; 3) Physik; 4) Chemie; 5) Mathematik, sowol die reine als die angewandte, wohin die Markscheidekunst und die Maschinenkunde gehören; 6) Baukunst, sowol die gemeine, welche sich mit der Anlage von Gebäuden, als die Wasserbaukunst, die sich mit dem Teich- und Grabenbau, und die unterirdische Baukunst, die sich mit der Grubenzimmerung und Mauerung beschäftigt; 7) Rechtslehre und insbesondere Bergrechtslehre; 8) Kenntnisse vom Rechnungswesen; 9) Bergcommerz- und 10) Bergkameralwissenschaft; und endlich 11) Bergwerksgeschichte und Statistik. Den zweiten Haupttheil der Bergwerkskunde bilden eigentlich technische Kenntnisse, verbunden mit den erfoderlichen ökonomischen. Zu den technischen gehören: 1) die Bergbaukunde; 2) die Aufbereitungskunde und 3) die Hüttenkunde; zu den ökonomischen: 1) der Gruben- und 2) der Hüttenhaushalt, welche sich mit der zweckmäßigen Veranstaltung der Grubenbaue und Anlage der Hüttenwerke, mit der Einrichtung der Hüttenprocesse, mit der gehörigen Anlegung der Arbeiten und mit der zweckmäßigen Anschaffung, Aufbewahrung und Benutzung sämmtlicher Materialien beschäftigt.

Bering, häufiger **Behring** (Vitus), Entdecker der nach ihm benannten Meerenge, geb. zu Horsens in Jütland, wurde, als ein geschickter Seemann, von Peter dem Großen als Seecapitain bei der kaum entstandenen Marine zu Kronstadt angestellt. Seine Talente und seine Unerschrockenheit, die er in den Seekriegen gegen die Schweden bewies, erwarben ihm die Ehre, zur Leitung einer Entdeckungsreise ins Meer von Kamtschatka gewählt zu werden. Er reiste von Petersburg am 5. Febr. 1725 nach Sibirien. Hierauf untersuchte er 1728 die nördl. Küsten dieser großen Halbinsel bis 67° 18′ N. Br. und fand die Bestätigung, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhänge. Da es aber der Zweck der Reise B.'s war, zu entscheiden, ob die Kamtschatka gegenüber liegenden Küsten auch wirklich Küsten des festen Landes oder nur dazwischen liegender Inseln wären, so lief er am 4. Jun. 1741 abermals mit zwei Schiffen von Ochozk aus und landete an der nordwestl. Küste von Amerika zwischen 35 und 69° N. Br. Stürme und Krankheit hinderten seine weitern Entdeckungen; er ward weit ab auf die wüste Insel Awatscha geworfen, die mit Schnee und Eis bedeckt war. Hier erkrankend starb B. am 8. Dec. 1741, und nach ihm ward die Insel Beringsinsel genannt. Vgl. Müller's „Voyages et découv. faites par les Russes" (Amsterd. 1766).

Beringsstraße, auch **Anian**, bei den Briten **Cooksstraße** genannt, heißt die Meerenge zwischen der Westküste von Nordamerika und der Ostküste von Asien. Den Beweis dafür, daß Asien von Amerika geschieden sei, gab zuerst die Fahrt des Kosaken Deschneew, der 1648 aus einem sibir. Hafen am Polarocean ausfuhr

und durch diese Straße in das Meer von Kamtschatka eindrang. Lange hielten die Europäer die ganze Fahrt für eine Fabel, bis sie durch Bering 1728 Bestätigung fand. Dieselbe Straße untersuchte 1778 Capitain Cook; nach ihm hat die Meerenge unterm 66° N. Br., wo sie am schmalsten ist, nicht mehr als 10 deutsche Meilen in der Breite. Weiter hinauf weicht das Land gegen N. O., gegen O. und W. N. W. zurück, sodaß die Entfernung unterm 69° mehr als 75 deutsche Meilen beträgt. Auffallend ist die Ähnlichkeit beider Länder, nördl. von der Meerenge. Beide sind ohne Holz; die Küsten niedrig, aber tiefer in das Land hinein erheben sich beträchtliche Gebirge. Die Wassertiefe in der Mitte der Straße beträgt 29—30 Faden und nimmt gegen beide Küsten hin langsam ab, nur daß bei gleicher Entfernung vom Lande die See an der amerik. Seite seichter als an der asiat. ist.

Berka an der Ilm, eine Stadt mit 1000 Einw. im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, bekannt wegen einer 1813 entdeckten, von Döbereiner chemisch untersuchten Schwefelquelle, welche vorzugsweise zum Bade benutzt wird. Durch Badeanlagen ist die Stadt in neuern Zeiten vielfach verschönert worden.

Berkeley (Georg), oder **Berkley**, Bischof zu Cloyne in Irland, berühmt durch seinen **Idealismus** (s. d.), nach welchem die Annahme der äußern Körperwelt ein Wahn ist, der Mensch nur seine Empfindungen und Vorstellungen wahrnimmt und in Hinsicht seiner ursprünglichen Vorstellungen von Gott, dem Geiste aller Geister, abhängig, in Hinsicht seiner Handlungen aber frei ist. B. war geb. 1684 zu Kilcrin in Irland, besuchte nach vollendeten Schulstudien die Universität Dublin, ward 1707 Mitglied des Dreieinigkeitscollegiums daselbst, reiste 1713 und 1714 in Italien bis Livorno und war später auf einer Reise nach Italien, Sicilien und Frankreich Begleiter der Söhne des brit. Bischofs Asher. Nachdem er 1721 Hofprediger des Statthalters in Irland, Herzogs von Grafton, geworden war, erhielt er 1733 das Bisthum Cloyne. Gegen sein 60. Jahr befiel ihn eine Nervenkolik, von welcher er sich durch den Gebrauch des Theerwassers zu heilen suchte, auch deshalb zwei Abhandlungen über den Nutzen dieses Wassers herausgab. Bald darauf starb er plötzlich 1753 zu Oxford. B. erwarb sich einen großen Ruf durch seine philosophischen und mathematischen Schriften, unter welchen insbesondere seine „Theorie des Sehens", welche schon 1709 erschien, von dem Scharfsinne ihres Verf. die glänzendsten Beweise ablegt. In derselben unterschied er zuerst genau die Betastungs- und Gesichtseindrücke. Nachdem durch ein Vermächtniß der Mistreß Vanhomrigh, der berühmten Vanessa, welche durch ihre Liebe zu Swift so bekannt geworden ist, sein Vermögen einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte, machte er seine „Vorschläge zur Bekehrung der amerik. Wilden zum Christenthume durch die Gründung einer Lehranstalt auf den bermudischen Inseln" bekannt. Diese Schrift erregte einen solchen Eifer für B.'s Unternehmen, daß die angesehensten Personen beträchtliche Subscriptionen veranstalteten, sodaß B. nach Niederlegung seiner Stelle in Gesellschaft gleichgesinnter Personen sich nach Rhode-Island einschiffte, um daselbst zur Unterhaltung seines Collegiums Ländereien anzukaufen. Da aber nachher die verheißene Unterstützung des Parlaments ausblieb, scheiterte seine Unternehmung, nachdem er sieben Jahre seines Lebens und einen bedeutenden Theil seines Vermögens darauf verwandt hatte. Groß ist die Zahl seiner übrigen philosophischen, religiösen und staatswirthschaftlichen Schriften. B. wird als ein fast in allen Fächern des menschlichen Wissens bewanderter Mann geschildert, dessen edler Charakter Allen, die ihn kannten, Verehrung einflößte, weshalb auch Pope, sein beständiger Freund, von ihm sagte, er besäße alle Tugenden, die unter dem Himmel zu finden wären. Seine philosophische Ansicht entwickelte sich im Gegensatze des zu seiner Zeit herrschenden empirischen Realismus und Materialismus, welcher wiederum zu Skepticismus und Atheismus führte. Er fand die Lehre, nach welcher alle unsere Erkenntnisse durch den äußern und innern Sinn entstehen, wie dieselbe von Locke aufgestellt worden war, und die Annahme einer wirklichen Körperwelt außer uns

als der Religion gefährlich. Das Wirkliche, behauptet er dagegen, ist nur der Geist; die Körperwelt ist nur ein Schein, der aus unsern Vorstellungen entspringt; das Unwillkürliche dieses Scheins hat seinen Grund in ursprünglichen Vorstellungen, welche von dem Geiste aller Geister (Gott selbst) bewirkt sind. Dieser Idealismus fand natürlich bei seinen Landsleuten wenig Beifall, obgleich die Darstellung gerühmt ward. Seine berühmtesten philosophischen Schriften, in welchen er denselben vortrug, sind: „Treatise on the principles of human knowledge" (Lond. 1710); „Three dialogues between Hylas and Philonous" (Lond. 1713, deutsch, Lpz. 1781); „Alciphron or the minute philosopher" (Lond. 1732). Seine „Works" erschienen Lond. 1784 (2 Bde., 4.), voran seine Biographie von Arbuthnot.

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eisernen Hand, ein tapferer Ritter des Mittelalters, geb. zu Jaxthausen im Würtembergischen, dem Stammschlosse seines Geschlechtes, welches sich bis ins 10. Jahrh. zurückführen läßt. Ihn erzog sein Vetter Konrad v. B., den er auch 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Später trat B. zum Heere des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, diente dann dem Kurfürsten von Baiern in dem Kriege gegen die Pfalz, und da er in demselben bei der Belagerung von Landshut seine Hand verloren hatte, ließ er sich eine eiserne machen, wovon er den Beinamen erhalten hat. Als durch Kaiser Maximilian I. der Landfriede zu Stande gekommen war, zog sich B. auf sein Schloß zurück, doch hatte er fortwährend Händel mit seinen Nachbarn, die in Fehden übergingen, in denen sich B. auch bald durch seine Tapferkeit Allen furchtbar machte; aber auch Aller Achtung sich erwarb durch seine Biederkeit. Als er dem Herzog Ulrich von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund beistand, gerieth er 1522 in Gefangenschaft und mußte sich nach des Herzogs Vertreibung aus seinem Lande durch ein Lösegeld von 2000 Gulden loskaufen. Als Anführer der Bauern bei dem Aufstande im J. 1525 ward er von Neuem gefangen und erhielt nur unter dem Versprechen auf Ritterwort, daß er nie wieder den Landfrieden brechen wolle, die Freiheit. In unthätiger Ruhe, wozu ihn sein Ritterwort verpflichtete, starb B. am 23. Jul. 1562. Aus seiner eigenen Lebensbeschreibung, die auch im Druck erschienen ist (Nürnb. 1731 und Berl. 1813) und ein treffliches Gemälde des geselligen Lebens und der Sitten des Mittelalters enthält, entnahm Göthe den Stoff zu seinem Schauspiele „Götz von Berlichingen".

Berlin, Hauptstadt des preuß. Staats, erste Residenz des Königs, Sitz des Oberpräsidiums der Provinz Brandenburg, durch Schönheit und Großartigkeit seiner Gebäude, Regelmäßigkeit der Straßen, durch die Bedeutsamkeit seiner wissenschaftlichen und artistischen Institute, durch reges Kunst-, Industrie- und Gewerbsleben eine der ersten Städte Europas und der Hauptsitz der norddeutschen Intelligenz und Cultur. In einer Sandebene, an den trockenen Ufern der Spree seit einer Reihe von Jahrhunderten allmälig emporgestiegen und aus sechs Städten: dem eigentlichen Berlin, Kölln an der Spree (Alt- und Neu-Kölln), Friedrichswerder, Dorotheen- oder Neustadt, Friedrichsstadt und der durch eine Cabinetsordre vom 3. Dec. 1828 zu einem selbständigen Stadttheile erhobenen Friedrich-Wilhelmsstadt ineinandergefügt, trägt B. in seiner Entstehungsgeschichte ebenfalls den Grundtypus des ganzen Staats an sich, den es als Hauptstadt repräsentirt, nämlich den des stufenweisen angestrengten Emporsteigens aus einzelnen und zerstreuten Theilen zu einem mächtigen Ganzen, des künstlichen und fleißigen Entwickelns mitten aus den ungünstigsten, unfruchtbarsten und ödesten Verhältnissen heraus. So gewann B., wie Preußen selbst, aus kleinen, unscheinbaren und zerstückelten Anfängen eine immer umfassendere und ansehnlichere Gestalt. Über die erste Gründung von B. und Kölln, den beiden ältesten Städten des gesammten Stadtverbandes, sowie über den Namen **Berlin**, was nach wendischer Abstammung einen wüsten Lehmboden bezeichnen soll, sind die Meinungen von jeher getheilt gewesen. Wilken

(im „Berliner Taschenkalender", 1820, S. 6) bezeichnet als den wahrscheinlichsten Gründer von B. und Kölln den Enkel Markgraf Albrecht des Bären, Albrecht II., der von 1206—20 regierte, und für diese Angabe sprechen Inschriften einiger der ältesten Bauwerke des Stadtviertels Berlin, wonach z. B. die dortige Nicolaikirche bestimmt im Jahre 1223 erbaut worden ist. Unter den Fürsten aus dem Hause Hohenzollern begann zuerst für den Ausbau der aus B. und Kölln bestehenden Stadt eine entscheidendere Periode einzutreten. Der Kurfürst Friedrich II. mit den eisernen Zähnen erbaute sich 1442 in B. eine Burg, aus welcher das jetzige Schloßgebäude auf derselben Stelle hervorgegangen ist, trennte jedoch wieder den bis dahin für beide Städte vereinigt gewesenen Magistrat. Johann Cicero erhob B. zuerst zur bleibenden fürstlichen Residenz und trug dadurch bedeutend zur Belebung und Hebung aller städtischen Verhältnisse bei. Als zweiter Schöpfer B.'s und eigentlicher Städteerbauer desselben muß aber Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, angesehen werden, welcher die Stadt nicht nur wesentlich verschönerte, sondern sie auch durch Ausdehnung ihrer Räume und Bevölkerung derselben durch Herbeiziehen von Colonisten, besonders ausgewanderter Franzosen, um ein Ansehnliches erweiterte. Der Anbau des Friedrichswerders, der damaligen spandauer Vorstadt, der Dorotheenstadt, ferner der damaligen Georgen-, köllnischen und stralauer Vorstädte und Neukölln̈s, folgten sich in den Jahren 1658—81 rasch aufeinander. Unter seiner Regierung wurde B. auch mit Festungswerken umgeben. Er stiftete ferner die jetzige kön. Bibliothek, die Gemäldegalerie und Kunstkammer, Kirchen und Schulen, unter den letztern vornehmlich das Friedrichswerdersche Gymnasium, und traf überhaupt auch für das Gedeihen der Wissenschaften mancherlei wohlthätige Einrichtungen, wodurch er den ersten Grund zu der intelligenten Richtung seines Landes legte. B. zählte unter dem großen Kurfürsten bereits 20,000 Einw. Unter seinem Nachfolger, dem Kurfürsten Friedrich III., ersten Könige Preußens, wurde der erste Anbau der Friedrichsstadt unternommen und B. selbst zur kön. Residenzstadt erhoben. Auch führte derselbe mehre bedeutende Gebäude auf, erweiterte die Vorstädte und gab seiner Residenz, deren Einwohnerzahl zu Ende seiner Regierung bis auf 50,000 stieg, in politischer wie in mercantiler Hinsicht immer mehr das Ansehen und die Wichtigkeit einer europ. Hauptstadt. Unter Friedrich Wilhelm I. wurde 1716 der kolossale Bau des kön. Schlosses vollendet, der Anbau der Friedrichsstadt fortgesetzt, in welcher sich besonders die wegen Glaubensverfolgung emigrirten Böhmen, die sich 1727 in großer Anzahl nach B. wandten, ansiedelten, und sämmtliche Stadttheile erweitert. Unter diesem Könige vermehrte sich die Bevölkerung der Stadt zu einer Zahl von 90,000 Seelen. Unter Friedrich dem Großen wurde B. mit den herrlichsten Gebäuden und Palästen bereichert. Es entstand das Opernhaus, eins der geschmackvollsten Bauwerke B.'s, die katholische Kirche, die Domkirche und mehre andere Bauten, die, sowie die Umschaffung des Thiergartens zu einem Park, zur Verschönerung der Residenz wesentlich beitrugen. Auch ließ Friedrich die Festungswerke B.'s abtragen, womit schon sein Vorgänger den Anfang gemacht hatte. Gewerbfleiß und Handel belebten sich unter seiner Regierung sichtlich; 1751 wurde in B. die erste Zuckersiederei angelegt, mehre Jahre darauf die Bank und die Seehandlung gegründet und viele andere Institute ins Leben gerufen, deren B. jetzt bedurfte, um den Rang und Glanz der Hauptstadt eines Staats würdig vertreten zu können, welcher durch den großen König zu dem Ansehen einer ersten Macht in Europa erhoben worden war. Als Friedrich der Große starb, zählte B. über 145,000 Einw. Unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., welcher das brandenburger Thor, das Schloß von Monbijou und mehre andere öffentliche Gebäude aufführen ließ, hoben sich vornehmlich Fabriken und Manufacturen, besonders in Seide und Baumwolle. Mehr als alle seine Vorgänger that jedoch Friedrich Wilhelm III. durch Errichtung großartiger Gebäude und öffentlicher Kunstdenkmale, wie durch Verbesserung aller städtischen Einrichtungen für eine erhabene Ausstat-

tung des preuß. Königssitzes. Unter seiner Regierung faßte sich der Staat zugleich am Entschiedensten in dem Bewußtsein zusammen, daß Intelligenz, Cultur und Wissenschaftlichkeit die mächtigsten Grundprincipien seien, durch welche er auf die Höhe des deutschen Lebens getreten und seinen wesentlichsten Halt gefunden, und in diesem Gedanken wurde 1809, wo unter den Stürmen jener verhängnißvollen Zeit alle äußern Verhältnisse des Staats erschüttert waren, die Hauptstadt B. selbst zum Sitz einer Universität erhoben, welche bald durch ausgezeichnete und berühmte Lehrer der Mittelpunkt der bedeutendsten wissenschaftlichen Richtungen der Zeit wurde. Die Bevölkerung B.'s belief sich zu Ende des Jahres 1828 mit Einschluß der Garnison auf 236,830 Seelen. Darunter befinden sich 222,446 Evangelische, 5338 franz. Reformirte, 4614 Katholiken und 4432 Juden, die, obwol früher sehr unterdrückt, seit dem 11. März 1812 das preuß. Staatsbürgerrecht erhalten haben und gegenwärtig zu den reichsten Einwohnern B.'s gehören. Die Abstammung der Bevölkerung weist im Allgemeinen auf einen wendischen und slawischen Ursprung hin, doch sind durch die vielen Colonistenansiedelungen, die zu verschiedenen Zeiten in B. stattgefunden haben, zugleich starke nationelle Vermischungen eingetreten. Unter der obbenannten Einwohnerzahl befinden sich 209,591 deutsche, 5338 franz. und 860 böhm. Abkömmlinge. B. hat innerhalb der Ringmauer (mit Ausnahme der Vorstädte) 158 Straßen, die bei Nacht theils durch Laternen, theils seit dem Jahre 1826 durch Gas erleuchtet werden. Die Häuserzahl belief sich im Jahre 1828 auf 11,971. Der geographischen Lage nach erhebt sich B., nach den verschiedenen Angaben, 120—150 F. über den Spiegel des Meeres und liegt unter 52° 33′ der Breite und 31° 2′ der Länge. Der Umfang der Stadt beträgt ungefähr 2½ deutsche Meilen.

B. zerfällt gegenwärtig in 11 Stadttheile, nämlich: Berlin, Alt- und Neukölln, Friedrichswerder, Luisenstadt, Friedrichsstadt, Dorotheenstadt, Friedrich-Wilhelmsstadt, spandauer Viertel, Königsstadt und stralauer Viertel. Vorstädte sind die rosenthaler und oranienburger Vorstadt. Im eigentlichen **Berlin** sind die bedeutendsten öffentlichen Gebäude: das Lagerhaus, eins der ältesten Bauwerke der Stadt, und die ehemalige kurfürstliche Residenz, in welche später eine große Wollenmanufactur gelegt wurde. Gegenwärtig haben mehre kön. Behörden und Kassen darin ihre Bureaus. Ferner das kön. Posthaus; das Rathhaus; das Stadtgerichtshaus; die allgemeine Kriegsschule; das Cadettenhaus; das Gymnasium zum grauen Kloster; das joachimsthalsche Gymnasium, das 1655 nach B. verlegt wurde; das Landschaftsgebäude, das jetzt zur Versammlung der brandenburg. und niederlausitz. Provinzialstände dient; die Marienkirche mit einem 286′ 8″ hohen Thurme; die Nicolaikirche; die Garnisonkirche u. s. w. In **Altkölln**, so genannt von dem wend. Worte Koll, Kollne, d. h. Pfähle, weil die Häuser dieses Stadttheils zumeist auf Pfählen erbaut wurden, sieht man das kön. Schloß, zwischen dem Schloßplatz, dem Lustgarten, der Schloßfreiheit und der Spree gelegen, in seiner jetzigen erhabenen Gestalt von Schlüter erbaut, in einem länglichen Viereck sich darstellend, 101½ F. hoch, mit der Kunstkammer und andern Sammlungen. Dem Schlosse zunächst erblickt man die Kurfürstenbrücke (auch, wiewol mit Unrecht, die lange Brücke genannt), welche Altkölln mit B. verbindet und mit der von Schlüter modellirten und von Jacobi gegossenen ehernen Reiterstatue des großen Kurfürsten geziert ist. Dem kön. Schlosse gegenüber liegt ferner der Lustgarten mit dem 1824—28 nach Schinkel's Entwurf neu erbauten Museum, in welchem sämmtliche bisher in B. und Potsdam zerstreute Kunstschätze und Sammlungen vereinigt wurden. Den Lustgarten, welchen die neuen Anlagen seines Namens wieder würdiger zu machen anfangen, verschönert jetzt die unmittelbar vor dem Museum aufgestellte, 1500 Ctr. schwere, kolossale Granitschale, sowie der Springbrunnen, der von einer neben der Börse befindlichen Dampfmaschine getrieben wird. Im **Friedrichswerder** sind die merk-

würdigsten Gebäude: die im mittelalterlich=gothischen Style erbaute werdersche Kirche, die 1830 vollendet wurde, im Innern auf das Kunstreichste ausgeschmückt, mit einem Altargemälde von Begas und den vier Evangelisten von Schadow; ferner das Zeughaus, eins der schönsten Bauwerke Deutschlands, in einem freistehenden regelmäßigen Viereck aufgeführt, mit dem über dem Portal befindlichen, in Erz gegossenen Brustbilde des Königs Friedrich I. Im Hofe sieht man über den 21 untern Fenstern die von Schlüter in Hautrelief gearbeiteten Köpfe sterbender Krieger, welche zu den ausgezeichnetsten Kunstwerken B.'s gehören. Außerdem sind in diesem Stadttheile zu nennen: der Palast des Königs, das Prinzessinnenpalais, die Königswache, nach Schinkel's Plan nach der Idee eines altröm. Castrums erbaut, zu beiden Seiten umgeben von den aus carrarischem Marmor gefertigten Bildsäulen Scharnhorst's und Bülow's, zweien Meisterwerken des genialen Rauch; ihnen gegenüber erblickt man auf dem kleinen Opernplatze das nach einem Modell Rauch's in Erz gegossene Standbild Blücher's. Hier ist auch die Singakademie, die 156 F. lange und 100 F. breite Schloßbrücke und das Münzgebäude. Der am schönsten und regelmäßigsten gebaute Stadttheil ist die Friedrichsstadt mit der 4250 F. langen Friedrichsstraße und der schönen leipziger und Wilhelmsstraße. In der letztern ist außer einer Reihe ansehnlicher Paläste zu bemerken der Wilhelmsplatz, mit den sechs marmornen Bildsäulen, des Fürsten von Anhalt-Dessau, Schwerin's, Winterfeld's, Keith's, Ziethen's und Seidlitz's, geziert. Unter den Gebäuden, welche die Friedrichsstadt auszeichnen, sind zu nennen: das Schauspielhaus auf dem Gensdarmenmarkt, an der Stelle des 1817 abgebrannten nach Schinkel's Entwurf erbaut, mit einem prächtig ausgeschmückten Concertsaale; ferner die katholische Kirche, nach dem Pantheon zu Rom erbaut; die Luisenstiftung; die Porzellanfabrik; die Gebäude der Ministerien und das neue, geschmackvoll aufgebaute leipziger Thor. In der Neu= oder Dorotheenstadt, so benannt von der Gemahlin des großen Kurfürsten, bietet sich vor Allem der Lieblingsspaziergang der Berliner, die 1600 Schritte lange, 72 Schritte breite und mit 4 Reihen Bäumen besetzte Lindenallee dar. An Gebäuden sieht man hier: das Universitätsgebäude, ehemals das Palais des Prinzen Heinrich, Bruders Friedrich des Großen; die Bibliothek, die Akademie, die Artillerie= und Ingenieurschule, das Opernhaus und das 80 F. hohe und 195 F. breite, mit 5 Portalen versehene brandenburger Thor, in den Jahren 1789—93 in der Form des Propyläums zu Athen durch Langhans erbaut, mit der berühmten Victoria in einer Quadriga, welche, 1807 von den Franzosen nach Paris entführt, seit 1814 wieder auf der Zinne des Thores prangt. Vor dem brandenburger Thore befindet sich der Thiergarten, der besuchteste und schönste Theil der Umgegend B.'s, ein 716 rheinl. Ruthen langer und 280 breiter Lustwald, mit den mannichfaltigsten Spaziergängen, Anlagen und Villen der reichen Berliner, besonders der Juden, weshalb auch die zu dem sogenannten Hofjäger führende Reihe von Landhäusern mit dem Namen Neujerusalem belegt zu werden pflegt. Der bis jetzt noch unbewohnteste Theil der Stadt ist die Luisenstadt, früher die köllnische und köpenicker Vorstadt genannt, deren umfangsreiche Räume aber auch rastlos durch neue Anbauten belebt zu werden anfangen. Unter den öffentlichen Gebäuden ist hier in der Lindenstraße das Kammergericht zu bemerken, gewöhnlich das Collegienhaus genannt, in welchem das geheime Obertribunal, das Kammergericht und das kurmärkische Pupillencollegium ihren Sitz haben. Vor dem halleschen Thore befindet sich die Gaserleuchtungsanstalt, die von einer dazu vereinigten Compagnie, einer Abzweigung der Imperial-Continental-Gasassociation zu London, geleitet wird und von wo aus das dort bereitete Gas in die die ganze Stadt durchlaufenden und selbst unter dem Bette der Spree hinweggeführten Röhren sich verbreitet. Auf dem Kreuzberge vor dem halleschen Thore (dem ehemaligen Tempelhoferberge) erblickt man das 1821 errichtete, echt vaterländische Denkmal, das der Erinnerung an die glorreichen Ereignisse und

Schlachten der Befreiungskriege von 1813—15 geweiht ist. Das auf der kön. Eisengießerei nach Schinkel's Entwurf gegossene Monument ist 60 F. hoch und bildet einen thurmartigen Baldachin mit 12 Kapellen, die den 12 Hauptschlachten aus den gedachten Kriegsjahren gewidmet sind.

Das wissenschaftliche und geistige Leben, mannichfaltig in seinen Richtungen und blühend in allen seinen Erfolgen, gleicht gewissermaßen einer universalen Treibhausstätte der modernen Intelligenz. Es gibt kaum eine Tendenz, eine Facultät und selbst eine Verirrung in der Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Geistes, die hier nicht durch bedeutende Kräfte repräsentirt würde. Der Betrieb der hiesigen Bildungs- und Unterrichtsanstalten gewährt einen wahrhaft großartigen Anblick und wird durch die liberale und in Herbeischaffung neuer Hülfsmittel für diese Zwecke unermüdete Freigebigkeit der Regierung befördert und begünstigt. Die berliner Universität hat nach mehren Seiten hin in der Wissenschaft Epoche gemacht und rechnet gegenwärtig unter ihre Lehrer die berühmtesten und verdientesten Männer. In der philosophischen Facultät, in der von Fichte und Hegel bedeutend in den Entwickelungsgang der deutschen Philosophie eingegriffen worden, ist der durch den Tod des Letztern erledigte Lehrstuhl noch nicht wieder besetzt, wenngleich der geniale Steffens seitdem, obwol nicht unmittelbar als Nachfolger Hegel's, und auch nicht als logischer Philosoph wirkend, in dieselbe berufen ist. Die Theologie wird durch Schleiermacher, Neander, Marheineke, Strauß und Hengstenberg, obwol nach ebenso viel verschiedenen und einander entgegenstreitenden Richtungen hin, als Namen genannt sind, vertreten. In der juristischen Facultät lehren Savigny, Eichhorn, Homeyer, von Lancizolle und der mit philosophischen Rechtsprincipien der historischen Schule seines Collegen Savigny polemisch gegenüber getretene Gans. In der Philologie und alten Literatur sind Böckh, Bekker, Zumpt allgemein geachtete Namen. In den orient. Studien steht Bopp als Gründer einer eigenthümlichen Schule da. Geschichte lehren Friedrich von Raumer, Wilken und Ranke; Mathematik Ohm, Dirksen und Dirichlet; Physik und Chemie Mitscherlich, Rose, Schubarth und Andere. Den ausgezeichnetsten Ruf behauptet aber fortwährend die medicinische Facultät, durch Namen wie Hufeland, Horn, Gräfe, Hecker, Rust, Bartels, Wagner, Jüngken und Andere, und durch die musterhaft geleiteten Anstalten, die mit ihr in Verbindung stehen. Es gehören in dieser Hinsicht zur Universität als Neben- und Hülfsinstitute: der botanische Garten außerhalb der Stadt bei Schöneberg, das anatomische Theater, das anatomische und zoologische Museum, das Mineraliencabinet, das klinische Institut, die Entbindungsanstalt u. s. w. Zum Gebrauch bei kameralistischen und technologischen Vorlesungen wurde hinter dem Universitätsgebäude eine kleinere botanische Anpflanzung, nebst einem Winterhause für die Pflanzen, angelegt. Zur Ausbildung der jungen Theologen und Philologen dienen das theologische und philologische Seminar. Während des Winterhalbjahrs 1832—33 zählte die Universität im Ganzen 1732 Studirende. Unter den allgemeinen Bildungsanstalten steht obenan die kön. Bibliothek, unter der Leitung des Oberbibliothekars Wilken. Sie zählt über 250,000 Bände und besitzt einen reichen Schatz von Handschriften. Als eine selbständige Abtheilung ist neuerdings eine Universitätsbibliothek hinzugefügt worden, die vornehmlich für die besondern Bedürfnisse der Facultäten berechnet und gesammelt wird. Außerdem sind in B. eine Akademie der Künste und Wissenschaften, sieben Gymnasien, eine technische und eine Baugewerksschule, zwei Seminare zur Bildung der Schullehrer, eins für Missionare, eine Akademie für Militairchirurgen, eine Kriegs-, Artillerie- und Ingenieurschule, eine Thierarzneischule, neun Gewerbsschulen, mehre Sonntagsschulen, sowie eine große Anzahl Privatbürgerschulen. Durch die vielen hier bestehenden gelehrten Gesellschaften und Vereine wird die Wissenschaft zugleich zu einem geistreichen Bindemittel der geselligen Unterhaltung, und dadurch immer unmittelbarer in die Kreise des Lebens selbst

hinübergeführt. Unter diesen Vereinen sind zu nennen: die Gesellschaft der naturforschenden Freunde, die philomathische Gesellschaft, die Humanitätsgesellschaft, die Gesellschaft für deutsche Sprache, der wissenschaftliche Kunstverein, die Gesellschaft für Erdkunde, die Societät für wissenschaftliche Kritik u. s. w. B. zählte 1825 (nach Hitzig's „Gelehrtes Berlin") 409 Schriftsteller in allen Fächern und 8 Schriftstellerinnen in seinen Mauern.

Betrachten wir neben dem wissenschaftlichen Leben das Kunstleben B.'s, so stellt sich ein nicht minder bewegtes und durch die mannichfaltigsten Institute, Vereine und Bestrebungen begünstigtes Treiben vor Augen. Das ununterbrochene Emporsteigen neuer geschmackvoller Gebäude in der Stadt, die Baulust des Königs, die große Anzahl ausgezeichneter Künstler, die hier ansässig sind, und der empfängliche und gebildete Sinn des Publicums geben der Kunstliebe eine nie mangelnde Nahrung. Die Ateliers der berühmten Künstler Rauch, Tieck, Wach, Begas, Fischer sind den theilnehmenden Freunden der Kunst gastlich geöffnet. Vornehmlich ist es aber die alle zwei Jahre wiederkehrende öffentliche Kunstausstellung im Akademiegebäude, welche von Arbeiten besonders einheimischer Talente, und namentlich derer aus der genialen Schule des düsseldorfer Schadow, in den letzten Jahren stets eine glänzende Schau darzubieten pflegte. Das Museum begreift außer den darin zusammengestellten Kunstschätzen der kön. Schlösser auch die Giustiniani'sche und Solly'sche Gemäldegalerie und die Koller'sche Vasensammlung in sich. In dem Schlosse Monbijou befindet sich das ägypt. Museum, das die von Passalacqua und Minutoli erworbenen Sammlungen ägypt. Alterthümer und Kunstschätze in sich vereinigt. Permanente Kunstausstellungen bilden gewissermaßen der Kunstsaal der Gebrüder Gropius, mit dem Diorama, sowie Enslen's malerische Reisen im Zimmer. Für Musik zeigt sich eine vorherrschende Neigung in B., und Geschmack und Theilnahme für diese Kunst erstrecken sich selbst bis auf die untern Kreise der Gesellschaft. Unter den hiesigen musikalischen Vereinen steht die von Fasch 1790 gestiftete Singakademie obenan, die das Verdienst hat, bei festlichen Gelegenheiten besonders geistliche Musiken, und die großen Oratorien deutscher Meister mit einer seltenen Vollendung zur Aufführung zu bringen. Außerdem vereinigen die beiden Liedertafeln, im Winter die musikalischen Soiréen bei Möser, und viele andere Gesang- und Musikvereine die musikliebende Welt zu den ausgesuchtesten Genüssen. Die königliche Oper ist indeß für den Augenblick äußerst mangelhaft und erwartet dringend eine ihrem frühern Glanz und Rufe entsprechende Erneuerung durch Herbeiziehung bedeutenderer Talente. Noch schlechter steht es fast mit der hiesigen Schauspielkunst, die nach dem Tode ihrer großen Heroen Wolff und Devrient sich ziemlich verwaist ausnimmt und überhaupt in der letzten Zeit mehre ihrer brauchbarsten Mitglieder eingebüßt hat. Die Richtung des berliner Theaters zeigt sich neuerdings im Allgemeinen als eine kunstwidrige durch das beispiellose Übergewicht, das sie dem Ballet einräumt. Dagegen erfreut die hier engagirte franz. Schauspielergesellschaft, die jährlich neun Monate im kön. Schauspielhause ihre Vorstellungen gibt, ein auserwähltes Publicum durch manche feinsinnige Leistung im Lust- und Singspiel. Das seit 1824 hier bestehende königsstädtische Theater, unter der Leitung einer Privatdirection, das zur Zeit der Henriette Sontag seine glänzende Periode feierte, ist gegenwärtig sehr herabgesunken.

Werfen wir einen Blick auf das gewerbliche Leben B.'s, auf seinen Handel und seine Fabriken, so finden wir hier schon seit Jahrhunderten einen bedeutenden und rastlos fortschreitenden Betrieb. Zur Begünstigung des Aufschwunges der vaterländischen Gewerbe dient der hiesige Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen, welcher vornehmlich durch Eröffnung von Concurrenzen und Aussetzung von Prämien wirkt und alle vier Jahre eine Gewerbeausstellung veranstaltet. Die seit 1810 eingeführte Gewerbefreiheit begünstigt nach allen Seiten hin die rege Arbeitsamkeit der Einwohner. Der Handel B.'s ist wichtig und wird durch die

hiesige kön. Bank, die Seehandlung, Elbschiffahrtsgesellschaft, Dampfschiffahrtsgesellschaft, Assecuranzcompagnie, eine große Anzahl von Fabriken und Manufacturen, mehre Jahrmärkte u. s. w. belebt. Die Fabriken liefern vorzüglich Tuch, Fußteppiche, seidene und baumwollene Waaren, Leinwand, Tapeten, Papier, Porzellan, Gold-, Silber-, Eisen-, lackirte Blech- und hölzerne Waaren, chirurgische, mathematische, optische und musikalische Instrumente. — Zu bemerken sind noch die öffentlichen Wohlthätigkeitsinstitute, welche den mildthätigen Sinn B.'s vornehmlich charakterisiren. Unter diesen ist zuerst zu nennen die Charité, welche Kranke aller Art aufnimmt und zum großen Theil unentgeltlich verpflegt, verbunden mit einem Gebär- und Irrenhause. Diese Anstalt ist zugleich die umfassendste Bildungsstätte für die praktische Medicin, Chirurgie, Geburtshülfe und Psychiatrie. Zum Besten verarmter Bürger dient das Bürgerrettungsinstitut, 1796 vom Geheimrath Baumgarten gestiftet, welches den Zweck hat, besonders zurückgekommenen Gewerbtreibenden durch Vorschüsse wieder emporzuhelfen. Ferner sind zu erwähnen die verschiedenen Waisenhäuser; die Wadzecks-Anstalt, eine von dem Professor Wadzeck 1819 gegründete milde Stiftung zur Pflege und Erziehung armer Kinder; die Luisenstiftung; das kön. Taubstummeninstitut; die vom Professor Zeune gegründete Blindenanstalt; das Invalidenhaus u. s. w. Zur Verbreitung und Vertheilung der Bibel unter den ärmern Volksclassen besteht seit 1814 die preuß. Hauptbibelgesellschaft, welche in B. ihren Sitz hat und im ganzen Staate bereits 44 Töchtergesellschaften zählt. Sie hat seit ihrem Bestehen mehr als 70,000 Bibeln in verschiedenen Sprachen und mehr als 40,000 Neue Testamente unentgeltlich vertheilt. — Der Stadt B. wurde am 19. Nov. 1808 die Städteordnung verliehen, und damit eine selbständige Verfassung, vermöge deren sie ihre eignen Interessen verwaltet. Die von der Bürgerschaft zu ihren Repräsentanten gewählten Stadtverordneten versammeln sich wöchentlich einmal zu einer Sitzung. Der Magistrat hat die alleinige Verwaltung der Stadt- und Kämmereiangelegenheiten. Er besteht aus dem Oberbürgermeister, einem Bürgermeister, 11 besoldeten und 14 unbesoldeten Stadträthen und 39 Bureaubeamten, und wird, mit Ausnahme des Oberbürgermeisters, welchen der König selbst ernennt, von den Stadtverordneten gewählt. Als eine Unterbehörde des Magistrats sind die Bezirksvorsteher anzusehen, welche als Organ der Bürgerschaft für die einzelnen Stadtbezirke auf sechs Jahre gewählt werden. Die besten topographischen und statistischen Hülfsmittel zur Kenntniß B.'s sind: „Wegweiser durch B. und Potsdam und die umliegende Gegend" (6. Aufl., Berl. 1829, mit Kpfrn. und Karten); Helling's „Geschichtlich-statistisch-topographisches Taschenbuch von B. und seinen nächsten Umgebungen" (Berl. 1830); Gädicke's „Berliner Nachweiser" (Berl. 1828); Mila's „B., oder Geschichte des Ursprungs und des jetzigen Zustandes dieser Hauptstadt" (Berl. 1829) und Spiker's „B. und seine Umgebungen im 19. Jahrh." (Berl. 1833, 4., mit Kpfrn.).

Berlinerblau, Preußischblau, auch blausaures Eisen, ein wichtiges Farbematerial, welches eine reine, dunkelblaue Farbe und einen matten Bruch hat, geruch- und geschmacklos, in Wasser, Weingeist, Äther und Ölen unauflösbar und nur durch die Auflösungen der ätzenden Alkalien zersetzbar ist. Es ist ein inniges Gemenge von blausaurem Eisenoxyd und einer willkürlichen Menge Alaunerde, dessen Farbe um so heller ausfällt, je größer der Gehalt der Alaunerde ist. Die Erfindung dieser Farbe wurde 1704, nach Andern 1707 von dem Farbefabrikanten Diesbach in Dippel's Laboratorium zu Berlin zufällig gemacht und blieb bis 1724 ein Geheimniß; jetzt wird es an vielen Orten auf verschiedene Art bereitet. Vorschriften dazu findet man in Hermbstädt's „Kameralchemie", Trommsdorff's „Apothekerkunst", Bd. 1, Stöckel's „Handbuch", Bd. 4. Vgl. Delius, „Vom preuß. Blau" (Erl. 1774) und Hänle's „Chemisch-technische Abhandl. über das Berlinerblau" (Frankf. 1810). Der Gebrauch des Berlinerblaus ist sehr aus-

gedehnt; sowol die Maler als auch die Färber wenden es vielfältig an; übrigens ist die Farbe zur Öl- und Wassermalerei gleich gut und von solcher Dauer, daß ihr sogar das Scheidewasser nichts benimmt. Außer diesem künstlichen Berlinerblau, wovon man viele Sorten, auch unter dem Namen Pariserblau, Erlangerblau u. s. w. hat, gibt es auch ein natürliches Berlinerblau, welches aus Eisen und Phosphorsäure besteht, sich hauptsächlich an morastigen Orten findet, an der freien Luft sehr bald die angenehme Farbe verliert und schmuziggelb wird. Endlich ist vom eigentlichen Berlinerblau noch ein anderes Blau zu unterscheiden, welches im Handel unter dem Namen Mineral- oder Wunderblau vorkommt und das nichts Anderes als ein blauer Zinkvitriol ist.

Berme heißt der einen oder einige Fuß breite Zwischenraum, welcher bei einer Schanze zwischen Brustwehr und Graben gelassen wird, um das Herabrollen der von der Brustwehr sich lösenden Erdstücke in den Graben zu hindern. Gewöhnlich sind auf der Berme Sturmpfähle angebracht. Ist dies nicht der Fall und die Brustwehr zu niedrig, so bringt die Berme mehr Schaden als Nutzen, indem der Angreifende das Gewehr auf die Brustwehr legen und in die Schanze hineinschießen kann. In Festungen wird die Berme gewöhnlich mit Dornsträuchen besetzt, um den stürmenden Feind aufzuhalten.

Bern, der größte Canton der Schweiz mit 367,000 Einw. auf 173 □M., von denen 47,900 sich zur katholischen, die übrigen, mit Ausnahme weniger Juden, zur reformirten Kirche bekennen. Der nördliche Theil des Cantons ist hügelig mit schönen Ebenen und Thälern und hat einen fruchtbaren, sorgfältig angebauten Boden, Getreide-, Wein- und Obstbau. Hier ist das Emmenthal, eins der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Thäler der Schweiz, wo die Rindviehzucht vortrefflich ist und die bekannten emmenthaler Käse verfertigt werden. Schöne Gebäude, gute Kleidung und Fröhlichkeit zeugen von dem Wohlstande der Bewohner dieses Thales. Der südl. Theil des Cantons hingegen, das Oberland (wozu die Hauptthäler Hasli, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kander, Frutigen, Adelboden, Simmen und Saanen mit zahlreichen Seitenthälern gehören), nimmt am Fuße der hohen Bergreihe gegen Wallis seinen Anfang und zieht sich bis auf ihre oberste Höhe. Die tiefsten Thäler bringen gutes Obst hervor, sind fruchtbar und angenehm; höher hinauf sind vortreffliche Alpenweiden, dann folgen kahle Felsen, ausgedehnte Gletscher, der Quell prächtiger Wasserfälle und die höchsten Gebirge der Schweiz, das Finsteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau. Die Einw. des Oberlandes nähren sich vorzüglich von der Viehzucht. Der Hauptzweig des Gewerbfleißes besteht in Leinwand- und Tuchmanufacturen, vorzüglich im Emmenthal. Die Staatseinnahme beträgt 1,800,000 schweizer Francs. Der Canton stellt zum Bundesheere 5824 M. und zahlt als Beitrag 104,080 Fr. B. ist verhältnißmäßig der reichste Staat in ganz Europa, weshalb auch die Abgaben unbedeutend sind. Alle öffentlichen Anstalten sind in großartigem Geiste unternommen und verwaltet worden.

Schon im 12. Jahrh. umgab Kuno von Bubenberg den kleinen Ort Bern bei der Feste Nydeck, der gegenwärtig die Hauptstadt des Cantons ist, mit Graben und Mauern, und der Herzog von Zähringen, welchem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Gesetze, worauf dieselbe im 13. Jahrh. immer mehr bevölkert ward. Hier suchte der niedere Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen des höhern, wozu noch Landleute und besonders Bürger aus Freiburg und Zürich kamen. Kaiser Friedrich II. erklärte die Stadt 1218 zu einer freien Reichsstadt und bestätigte ihre Freiheiten durch eine Urkunde, die noch im dortigen Archive aufbewahrt und die kais. Handfeste genannt wird. B. wurde 1288 von Rudolf von Habsburg belagert, aber nicht genommen, und 1291 fochten die Berner, unter Anführung Ulrich's von Erlach, gegen ihren eignen feindlich gesinnten Adel. Nach Besiegung desselben ward B. eine Freistätte für alle Diejenigen,

welche von Östreichs Adel gedrückt wurden, wodurch die Stadt selbst zu einer Macht gelangte, die den Neid der übrigen Städte und des eignen Adels erregte. Beide schlossen daher ein Bündniß mit einander, um B. zu unterdrücken. Allein ihr Heer von 18,000 M., welches 700 Herren mit gekrönten Helmen und 1200 Ritter anführten, wurde von den dreimal schwächern Bernern, unter Anführung Rudolf's von Erlach, am 21. Jun. 1339 bei Laupen gänzlich geschlagen. Nach diesem Siege ward die Stadt sehr erweitert, worauf sie 1353 in den ewigen Bund der Eidgenossen trat, in welchem sie die zweite Stelle erhielt. Bis zu Ende dieses Jahrh. vergrößerte B. sein Gebiet theils durch Kauf, theils durch Eroberung. Nachdem 1405 der größte Theil der Stadt abgebrannt und darauf regelmäßig wieder aufgebaut worden war, begannen die langen Kriege mit Östreich, Mailand, Burgund und Savoyen, aus denen allen die Eidgenossen als Sieger hervorgingen und in welchen B. das Aargau eroberte. Im J. 1528 fand bei ihnen die Kirchenverbesserung Eingang. Später in dem Kriege mit dem Herzoge von Savoyen eroberte B. auch das Waadtland und ließ es, wie die andern eroberten Länder, durch Landvögte, die auf den Festen wohnten, verwalten. Von nun an bis zum 5. März 1798 waren der Wohlstand und Reichthum B.'s in stetem Wachsthume; der Flächeninhalt des Cantons war bis auf 236 □M. gestiegen. Aber an jenem Tage zogen 30,000 Franzosen gegen B.; zwar führte wieder ein Erlach 18,000 Berner und 8000 andere Eidgenossen ins Feld; aber die Tage von Morgarten, von Laupen, von Murten begeisterten sie nicht zum Siege; die Eidgenossen ermordeten auf dem Rückzuge ihren eignen Anführer. B. öffnete zum ersten Mal dem Feinde seine Thore und verlor ungefähr die Hälfte seines Länderbesitzes, indem der nördl. Theil zu dem jetzigen Canton Aargau geschlagen und aus dem südwestl. (pays de Vaud) der jetzige Canton Waadt gebildet wurde. Durch die Beschlüsse des wiener Congresses wurde jedoch der größere Theil des Bisthums Basel dem Canton B. zugetheilt. Bis zu den Veränderungen im J. 1831 wurde die souveraine und oberste Gewalt ausgeübt durch Schultheiß, Kleine und Große Räthe der Stadt und Republik B., bestehend aus 200 von der Stadt B., welche etwa 1400 Stadtbürger, und 99 von Städten und Landschaft gewählten Mitgliedern, welche letztere über 109,000 Cantonsbürger repräsentirten. Die 200 der Stadt B. wurden aus dem Mittel der regimentsfähigen Bürger, die das 29. Jahr zurückgelegt hatten, durch ein aus den Mitgliedern des kleinen Raths und einem Ausschusse des großen Raths bestehendes Wahlcollegium gewählt. Die 99 Mitglieder aus Städten und Landschaft wurden theils von den Städten durch ihre Ortsbehörden, theils von jedem der 22 Amtsbezirke durch ein aus seinem Mittel zusammengesetztes Wahlcollegium, theils unmittelbar von dem großen Rathe selbst gewählt. Zwei Schultheiße hatten abwechselnd, jeder ein Jahr lang, den Vorsitz im großen und kleinen Rathe. Der große Rath hatte die gesetzgebende, der kleine Rath die vollziehende Gewalt. Dieser bestand aus den beiden Schultheißen, 23 Mitgliedern und zwei Heimlichern, und wurde von dem großen Rathe aus seiner Mitte gewählt. Als im J. 1830 die demokratische Bewegung der Schweiz auch im Canton B. sich verbreitete, ernannte der große Rath in B. am 6. Dec. eine Standescommission zur Würdigung der Volkswünsche, und am 13. Jan. 1831 machten der „Schultheiß (R. von Wattenwyl), kleine und große Rath" die Auflösung der berner Regierung und ein Provisorium bis zur Einführung einer neuen Verfassung bekannt; zugleich ertheilten sie der Standescommission Vollmacht, die Wahl eines Verfassungsrathes durch das Volk einzuleiten. Dieser bestand aus 111 Mitgliedern. Schon am 6. Jul. 1831 legte der Verfassungsrath den Entwurf einer freisinnigen Verfassung dem Volke vor, nach welcher die Urversammlungen der Kirchgemeinden die Wahlmänner, diese aber in den Wahlversammlungen jedes Amtsbezirks und des Stadtbezirks B. die Mitglieder des großen und kleinen Raths wählen. Dieser ward im Canton mit großer Mehrheit, in der Stadt B. aber nur von 329 gegen 287 Stimmen angenommen

und hierauf am 20. Oct. 1831 die neue Regierung eingesetzt. So ward das Familienregiment der berner Aristokratie gestürzt und die Souverainetät der Gesammtheit des Volkes übergeben, die einzig und allein durch einen großen Rath aus 240 Mitgliedern, als Stellvertretern des Volks, verfassungsmäßig geübt wird. Ein Landamman, als erster Staatsbeamter der Republik, leitet als Präsident die Arbeiten desselben. Nach Ablauf eines Jahres tritt er wieder in den großen Rath zurück, aus dem er gewählt wird. Dieser ernennt auch durch absolute Stimmenmehrheit den Staatsschreiber (Kanzler) frei aus allen Staatsbürgern des Cantons, dessen Amtsdauer sechs Jahre beträgt. Ein Regierungsrath von 15 Gliedern, unter dem Vorsitz eines Schultheißen, bildet die oberste Vollziehungsbehörde. Er wird aus der Mitte des großen Raths gewählt und zerfällt in sieben Departements. Ein aus zehn rechtskundigen Gliedern und einem Präsidenten bestehendes und vom großen Rathe gewähltes Obergericht übt die richterliche Gewalt in höchster Instanz; die Sitzungen desselben sind öffentlich. Am 3. Apr. 1832 schloß B. mit den Cantonen Luzern, Zürich, Solothurn, St.-Gallen, Aargau und Thurgau einen Verein, um eine Revision des Eidgenossenbundesvertrags zu veranlassen. (S. Schweiz.) Über eine angebliche Verschwörung der aristokratischen Partei, welche im Sept. 1832 ausbrechen sollte, aber schon am 29. Aug. und in den folgenden Tagen durch die Verhaftung vieler Verdächtigen erstickt wurde, dauert die Untersuchung noch fort. Nach einer fast sechsmonatlichen Haft wurde der gewesene Schultheiß Fischer am 21. Febr. 1833 durch Spruch des berner Obergerichts in Freiheit gesetzt und andere Verhaftete zu gleicher Zeit gegen Caution entlassen.

Die Hauptstadt des Cantons ist Bern, mit 20,500 Einw., eine der wohlgebautesten Städte in der Schweiz, auf einer Halbinsel, welche die Aar umfließt, 1673 F. über dem mittell. Meere. Die Straßen sind meistentheils grade, breit und gut gepflastert, und die Häuser zum Theil mit Arcaden versehen. Merkwürdig sind: das gothische, 160 F. lange und 30 F. breite Münster mit einem 190 F. hohen Thurme; die 1122 erbaute Heiligegeistkirche; die Stadtbibliothek mit dem Museum; die Münze; das Waisenhaus; das geräumige und prächtige Bürgerhospital; das palastähnliche Krankenhaus, die Insel genannt; das aus schönem Eisengitterwerke bestehende Murtnerthor, und das vornehmlich an Harnischen und Waffen des Mittelalters reiche Zeughaus. Unter den wissenschaftlichen Anstalten B.'s erwähnen wir: die Akademie, das Gymnasium, die akademische Zeichnenschule, den Künstlerverein und mehre gelehrte Gesellschaften. Unter den letztern hat sich insbesondere die ökonomische Gesellschaft große Verdienste um die Verbesserung der Landwirthschaft und die Kenntniß der Schweiz in naturhistorischer Hinsicht erworben. Die schweizer. geschichtforschende Gesellschaft hat unter dem Vorsitze des berner Schultheiß von Mülinen mehre die Vorzeit B.'s betreffende Chroniken, wie die von Justinger (bis 1421) 1819, die von Schachtlan 1820, und die von Anshelm (bis 1526) 1825 herausgegeben. Die 1802 gestiftete Galerie der vaterländischen Naturgeschichte enthält die Säugthiere, Vögel, Schmetterlinge, Insekten, Kräuter der Schweiz. Die öffentliche Bibliothek zählt 30,000 Bände und besitzt sowol an gedruckten Büchern als Handschriften große Schätze; unter den letztern finden sich allein über 1000 helvetische Manuscripte. Außerdem haben mehre Privatpersonen Kunstsammlungen, die den Fremden meistens offen stehen. Gewerbfleiß und Handel haben guten Fortgang; die Fabriken liefern Wollentuch, gedruckte Leinwand, Seidenzeuch, Strümpfe u. s. w. Wenige Städte haben schönere Spaziergänge, unter ihnen zeichnet sich besonders die mit großen Kosten aufgefahrene und mit vier Baumreihen besetzte Plateforme, worauf das Münster steht, aus. Die nach der Aar zu gehende Seite erhebt sich 108 F. über den Fluß, welcher hier einen schönen Fall bildet, der dem des Rheins bei Laufen zwar nicht an Höhe, wol aber an Breite gleich kommt. B. ist der Geburtsort der Familie Haller, Bonstetten's und mehrer anderer ausgezeichneter Männer. Vgl. Tzscharner's „Historie

der Stadt B." (2 Bde., Bern 1765); Haller's und Geizmann's „Beschreibung der Stadt B." (2 Bde., Bern 1794—96) und Walthard's „Descript. topogr. et histor. de la ville de B." (Bern 1829).

Bernadotte, s. Karl XIV. Johann.

Bernardin de Saint-Pierre, s. Saint-Pierre.

Bernauer (Agnes), die Tochter eines Bürgers von Augsburg. Dieses ungemein schöne Mädchen sah der Herzog Albrecht von Baiern, einziger Sohn des regierenden Herzogs Ernst, beim Turnier und verliebte sich in sie. Unbescholten und rein in ihren Sitten, bescheiden und einfach, lehnte sie lange alle ihr gemachten Anträge ab, bis sie sich endlich zu einer heimlichen Vermählung überreden ließ. Der Vater Albrecht's erfuhr es erst, als der Sohn mehre Heirathsanträge ablehnte, und beschloß hierauf gewaltthätig durchzugreifen. Den Herzog Albrecht entfernte man auf ein Turnier, und Agnes wurde zu Straubing, wo sie gewöhnlich lebte, am 30. Oct. 1436 ergriffen und von der Brücke herab in die Donau gestürzt. Sie hielt sich eine Zeit lang schwimmend über dem Wasser und rief die umstehende Menge um Hülfe; da ergriff der Scherge eine Stange, verwickelte sie in das lange Goldhaar des Todesopfers und tauchte den Kopf unter. Ergrimmt über diese Unthat, griff Albrecht zu den Waffen gegen seinen Vater, versöhnte sich jedoch bald mit ihm und vermählte sich 1437 mit Anna von Braunschweig. Sein Vater hatte das Opfer der legitimen Nachfolge ehrenvoll begraben lassen; Albrecht errichtete ihr ein stattliches Grabmal in der Peterskirche zu Straubing und stiftete 1447 eine ewige Seelenmesse für „die Ersame Frau Agnesen der Pernawerin". Diesen Stoff bearbeitete Graf Törring in dem Trauerspiele: „Agnes Bernauerin" (München 1780; n. Aufl., Manh. 1791).

Bernburg, eins der Fürstenthümer **Anhalt** (s. d.), von 16 □M. mit 40,000 Einw., die sich, mit Ausnahme von 400 Juden, zur evangelischen Kirche bekennen, zu welcher sich 1820 Reformirte und Lutheraner vereinigt haben. Das Land zerfällt in das obere und untere Fürstenthum. Die Verfassung ist monarchisch, in Hinsicht der Besteuerung aber durch Landstände beschränkt. Die Einkünfte schätzt man auf 450,000 Gulden und das Bundescontingent beträgt 370 Mann. B. ward selbständiges Fürstenthum nach der Theilung Anhalts 1603. Damals kam es an Joachim Ernst's fünften Sohn, Ludwig, dessen Nachkommen noch jetzt regieren. Nachdem 1660 Victor Amadeus das Erstgeburtsrecht eingeführt hatte, erhielt nach seinem Tode 1718 sein jüngster Sohn, Friedrich Lebrecht, die Grafschaft Hoym nur als Paragium und war Stifter der anhalt-bernburg.-hoym-schaumburger Linie, da er durch Heirath die Grafschaft Holzapfel nebst den Herrschaften Schaumburg und Laurenburg eigenthümlich erworben hatte, die im Mannsstamme mit dem Fürsten Friedr. Ludw. Adolf 1812 erlosch, worauf das Paragium an die Hauptlinie zurückfiel. Erbin in Schaumburg und Laurenburg war seine Tochter, Hermine, die Gemahlin des Erzherzogs Joseph von Östreich, welche 1817 starb. Der jetzt regierende Herzog von B., welcher zu Ballenstedt residirt, Alexius Friedrich Christian, geb. 12. Jun. 1767, folgte seinem Vater in der Regierung 1796, erhielt 1806 vom deutschen Kaiser die herzogl. Würde und trat 1807 dem Rheinbunde bei. Durch die Verordnung vom 22. Jul. 1826 schloß sich B. dem preuß. Zollsysteme an. Die Hauptstadt des Herzogthums ist **Bernburg** an der Saale, mit 5800 Einw., einem herzoglichen Schlosse und einigen Fabriken.

Berner (Friedr. Wilh.), geb. zu Breslau am 16. Mai 1780, zeichnete sich schon im neunten Jahre als Klavierspieler aus, machte seit 1794 bereits Versuche in der Composition, erlernte mehre musikalische Instrumente und benutzte jede Gelegenheit, sich in der Tonkunst weiter zu bilden. Namentlich zog er von K. M. v. Weber's Freundschaft, der bis 1806 sich in Breslau aufhielt, bedeutenden Vortheil. Mit Schnabel lebte er, vielleicht um Weber's willen, anfangs gespannt,

was er später bereute, als er ihn auf einer Geschäftsreise nach Berlin 1812 näher kennen gelernt hatte. Seitdem wirkten Beide gemeinschaftlich vortheilhaft für musikalische Bildung; Schnabel für ein gutes Orchester, B. für den Gesang. Als sowol an der Universität als am Schullehrerseminar im Musikunterricht wichtige Verbesserungen vorgenommen wurden, ward B. Lehrer der theoretischen und Schnabel Lehrer der praktischen Musik. Auch wurde das akademische Singinstitut für die Kirche eröffnet, dessen Musikdirectoren Beide wurden. B. war zugleich Organist an der Elisabethkirche und gehörte unter die vorzüglichsten Organisten. Einer seiner Schüler ist Adolf Hesse. Außer einigen Reisen in seinem Vaterlande wirkte er stets in und für Breslau. Mehre seiner Liederhefte fanden großen Beifall, besonders wird er als Kirchencomponist hochgeschätzt; ausgezeichnet ist sein 150. Psalm. Er schrieb auch einige Operetten und selbst einige theoretische Werke, z. B. „Die Lehre der musikalischen Interpunction". Einer nicht dauerhaften Gesundheit genießend, starb er schon am 9. Mai 1827.

Bernhard von Clairvaux, der Heilige, der einflußreichste Geistliche des Mittelalters, geb. 1091 zu Fontaines in Burgund, aus adeligem Geschlecht, ward 1113 Mönch in Citeaux und 1115 erster Abt von Clairvaux bei Langres. Strenge Lebensweise, einsame Studien, ergreifende Beredtsamkeit, freimüthige Sprache, der Ruf eines Propheten machten ihn zu einem Orakel des christlichen Europa. Man nannte ihn den „honigfließenden Lehrer" und seine Schriften „einen Fluß des Paradieses". Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Maria's, die sich damals in der franz. Kirche geltend zu machen suchte, verwarf er. Große Verdienste erwarb er sich um den Cistercienserorden (s. d.). Er beförderte vorzüglich den Kreuzzug 1146 und stillte die damals in Deutschland von Mönchen erregte Gährung gegen die Juden. Jede Erhebung zu höhern Würden lehnte er ab und war immer nur als Abt seines geliebten Jerusalems, wie er Clairvaux zu nennen pflegte, in aller Demuth der freimüthigste Sittenrichter der Geistlichkeit, der Rathgeber der Päpste, unter denen ihm Innocenz II. die Erhaltung des Investiturrechts in Deutschland und Eugen III. seine Bildung verdankten, der Schiedsrichter der Fürsten und Bischöfe, und seine Stimme galt auf den Kirchenversammlungen wie eine göttliche. Der kalten Speculation und Dialektik der scholastischen Philosophen hielt seine strenge Rechtgläubigkeit und wol bisweilen schwärmende, doch immer auf thätiges Christenthum dringende Mystik ein heilsames Gegengewicht, wenn auch seine Unduldsamkeit gegen Abälard und Gilbert von Porrée keineswegs gebilligt werden kann. Luther sagt von ihm: „Ist jemals ein gottesfürchtiger und frommer Mönch gewesen, so war's St.-Bernhard, den ich allein viel höher halte denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden." B. starb am 20. Aug. 1153 und wurde von Alexander III. 1174 heilig gesprochen. Die beste Ausgabe seiner Schriften, die im Geiste der reinern Mystik geschrieben sind, besorgte Mabillon (2 Bde., Par. 1696, 2. Aufl. 1719). Vgl. Aug. Neander, „Der h. Bernhard und sein Zeitalter" (Berl. 1813).

Bernhard, Herzog von Weimar, Feldherr im dreißigjährigen Kriege, geb. 6. Aug. 1604, der vierte unter den acht Söhnen des Herzogs Johann von Sachsen-Weimar, ward von seiner Mutter, Sophie Dorothee, und von dem als Staatsmann und Geschichtschreiber geschätzten Hortleder trefflich erzogen. Er ging in holländ. Dienste, die beste Kriegsschule damaliger Zeit, wo Prinz Moritz von Oranien, der Schöpfer einer bessern Taktik, und dessen Bruder Friedrich Heinrich, gegen den Marchese Spinola und andere große Generale fochten. B. nahm später Dienste im dän. Heere, welches der Markgraf von Baden-Durlach in Holstein gegen die Kaiserlichen befehligte, und war 1629 beim Friedenscongresse zu Lübeck. Als Gustav Adolf nach Deutschland kam, vereinigte sich B. mit ihm und zeichnete sich am 24. Aug. 1632 bei dem Sturme auf Wallenstein's Lager bei Nürnberg sehr aus. In der Schlacht bei Lützen am 6. Nov. 1632 befehligte er den schwed. linken

Flügel, rächte Gustav Adolf's Tod, und obgleich selbst hart verwundet, schlug er doch den rechten Flügel der Östreicher in die Flucht. Der Kanzler Orenstierna, schwed. Kriegsdirector in Deutschland, übertrug ihm nach des Königs Tode den Befehl über die Hälfte des Heers. B. nahm 1633 Bamberg, Kronach, Höchstädt und Eichstädt ein, der Versuch auf Ingolstadt aber mislang; dann bemächtigte er sich der Städte Regensburg und Straubingen und vereitelte Wallenstein's Absichten. Nach diesen glänzenden Thaten erklärte ihn Schweden zum Herzog in Franken. Seine zu große Lebhaftigkeit war Ursache der Niederlage am 24. Aug. 1634 bei Nördlingen (s. d.), wo er selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entkam. Doch Orenstierna's kluges Benehmen und B.'s Tapferkeit glichen den begangenen Fehler bald wieder aus. Frankreich verband sich enger mit Schweden und schloß mit B., der am 16. Oct. 1634 nach Paris reiste, einen besondern Vertrag. B. verpflichtete sich, für 4 Mill. Livres 18,000 M. am Rhein gegen Östreich aufzustellen. Er führte nun den Krieg in der Rheingegend, eroberte die Festung Zabern im Elsaß, breitete sich in Lothringen und Burgund aus und schlug die Östreicher in verschiedenen Gefechten. Zu Anfange 1638 belagerte er Rheinfelden unweit Basel. Ein östr. Heer kam zum Entsatze herbei und griff ihn in seinem Lager am 18. Febr. unvermuthet an. B. mußte der Übermacht weichen, sammelte aber seine Truppen bald wieder, griff am 21. Febr. die Östreicher, die es nicht erwarteten, an und erfocht einen vollkommenen Sieg. Mehre kais. Generale wurden gefangen, und die Festung Rheinfelden mußte sich am 13. Mai ergeben. Hierauf unternahm er die Belagerung von Breisach, das ihm zur Behauptung des Elsasses nothwendig war. Ein kais. Heer unter dem General Götze kam zum Entsatz herbei, ward aber von B. am 30. Jul. mit großem Verluste geschlagen. B. eroberte nun verschiedene kleine Orte und setzte die Belagerung von Breisach fort, das sich jedoch erst, nachdem er die Östreicher noch einige Mal geschlagen hatte, auf sehr billige Bedingungen ergab, die B. in seinem Namen, ohne Frankreich dabei zu erwähnen, unterzeichnete. Der Besitz des Elsasses, das ihm Frankreich schon vorher unter gewissen Bedingungen überlassen hatte, war ihm nun gesichert; aber er verlangte auch Breisach als Zubehör vom Elsaß. Er besetzte alle von ihm eroberte Plätze mit deutschen Truppen und ließ eine Münze mit dem sächs. und breisach. Wappen schlagen. Umsonst versuchte man von Seiten Frankreichs, Breisach dem Herzog zu entreißen, indem man ihm den Antrag machte, neben seinen Truppen auch franz. in diese Festung zu legen; der Herzog schlug sowol dieses Anerbieten als auch eine Einladung nach Paris, sowie die Heirath mit einer Nichte des Cardinals Richelieu, der Herzogin von Aiguillon, aus. Dagegen trug er auf eine Heirath mit der Prinzessin Rohan an, welche aber der franz. Hof nicht zugeben wollte, um die Partei der Hugenotten nicht zu verstärken. Es ist wahrscheinlich, daß Richelieu geheime Mittel angewendet habe, Frankreich von dem Herzoge, als einem durch seine wachsende Macht furchtbaren Nachbar, zu befreien. Denn dieser verfiel in eine Krankheit, die so geschwind zunahm, daß er am 8. Jul. 1639 sein Heldenleben endigte. Die meisten gleichzeitigen Schriftsteller vermuthen, daß er durch Richelieu vergiftet worden sei; der Herzog selbst zweifelte nicht, daß er Gift bekommen habe. Gleich nach seinem Tode kamen franz. Bevollmächtigte, welche seine Truppen in franz. Dienste nahmen, und dem Marschall Guebriant ward der Oberbefehl derselben übergeben. Mit B. fiel zwar eine der mächtigsten Stützen der Protestanten, allein seine Nachfolger, Banèr und Torstenson (s. d.) verfolgten dessen Siegesbahn, und Frankreich selbst nahm zum Vortheil der Protestanten ernstlichern Antheil an dem Kriege. B. verband mit Anmuth im Betragen Verstand und Tapferkeit, eine Seelenstärke, die auch durch widrige Vorfälle nicht erschüttert werden konnte; sein einziger Fehler war zu große Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugsam überlegten Unternehmungen verleitete. Vgl. Röse, „Herzog Bernhard der Große von S.-Weimar" (2 Bde., Weim. 1828 fg.).

Bernhardi (Aug. Friedr.), rühmlich bekannter Sprachforscher, geb. zu Berlin 1768, studirte Philologie in Halle, wo ihn Wolf zum eifrigen Philologen bildete; doch blieb er seinem Vorsatze, Schulmann zu werden, treu und behielt die Pädagogik im Auge. Mit dem festen Entschlusse, später eine allgemeine Grammatik zu schreiben, verließ er die Universität und las zu diesem Behufe die Prosaiker und Dichter. Auf dem werderschen Gymnasium zu Berlin, wo er seine erste Anstellung fand, machte er die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck, der damals Gymnasiast der ersten Classe war. Durch diesen gewann er eine ganz neue Ansicht der Dichtkunst, ward dem Theater, das ihn schon früher sehr angezogen, von Neuem zurückgeführt, lernte es aber von einem andern Standpunkte aus betrachten. Die Früchte des Freundschaftsverhältnisses zwischen B. und Tieck sind zum Theil in den Theateranzeigen in der „Deutschen Monatsschrift" (Berl. 1790 fg.) niedergelegt. Gemeinschaftlich mit diesem gab er dann die „Bambocciaden" (3 Bde., Berl. 1797—1800) heraus, welche komische Erzählungen und dramatische Darstellungen voll feinen leichten Witzes und gesellschaftlicher Ironie enthalten. Seinen Ruhm aber als Sprachforscher begründete B. durch die „Sprachlehre" (2 Bde., Berl. 1801—3) und „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft" (Berl. 1805), die von einem nicht gewöhnlichen kritischen, philosophischen und grammatischen Sinne zeugen. Er deutet darin an, daß sich die Sprache ansehen lasse als ein fertig gewordenes Gebilde und als ein wirkendes Wesen. Jenes ist ihm die streng grammatische Seite mit der feststehenden Regel, dieses die historische, bei welcher die Regel in stetem Übergang zur Analogie und Anomalie anzutreffen ist. Das, was beide Seiten vermittelt und umfaßt, ist ihm die philosophische Grammatik. So ahnete er schon, was später erst vollständig erkannt wurde, wie unerläßlich es sei, im Studium der Sprachen die historische Seite nicht zu übersehen. Er fühlte vollkommen das Dasein von etwas nicht sowol Stehendem oder Ruhendem als vielmehr Ständigem in der Sprache, und zugleich dessen Veränderungsfähigkeit. Daher war es ihm möglich, auf der einmal gelegten Grundlage fortwährend fortzuarbeiten. Für das Fach der Pädagogik leistete er ungleich weniger als für die Grammatik. Erst als ihn sein Amt als Director des werderschen Gymnasiums und der Realschule und als Consistorialrath zu verflichten schien, sich öffentlich als Pädagog zu zeigen, schrieb er seit 1808 mehre Programme, die fast sämmtlich, insofern sie sich auf Erziehung beziehen, geistreiche Constructionen pädagogischer Hypothesen sind, die von einer Willkürlichkeit ausgehen, aber in der wissenschaftlichen Darstellung den Schein einer begründeten Nothwendigkeit davongetragen haben. Einige derselben erschienen zusammengedruckt unter dem Titel: „Ansichten über die Organisation der gelehrten Schulen" (Jena 1818). Derselbe, der früher eine Mathematik der Erziehungskunst gesucht, wollte später im Freiheitskriege 1813 beweisen, daß die Erziehung den jedesmaligen nationalen und staatsmäßigen Anfoderungen und Bedürfnissen sich anschließen müsse. B. starb am 2. Jun. 1820.

Bernhardiner, s. Cistercienser.

Bernhardsberg (der große St.-) in Unterwallis auf der Grenze des piemontes. Aostathals, dessen höchste Spitze, der Velan, 10,400 F. über die Meeresfläche sich erhebt. Auf der Höhe des Passes stand in früher Zeit ein Tempel des Jupiter, weshalb dieser den Namen mons Jovis führte. Nach Einigen soll schon Konstantin der Jüngere 339 diesen Tempel zerstört haben, und an dessen Stelle durch ihn eine Meilensäule gesetzt worden sein, die noch im Dorfe St.-Pierre steht; nach Andern aber wurde der Tempel durch den h. Bernhard niedergerissen; noch lange wurde die Bildsäule des Jupiter penninus im Kloster des Mont Joux aufbewahrt. Die Gründung des Augustinerklosters auf diesem Berge um 962 wird allgemein dem Bernhard von Menthon, Kanonikus zu Aosta, zugeschrieben. Er war sehr lange Abt des Klosters und starb 1008. Zwei Feuersbrünste vernichteten die Archive des Klosters, welches sich bedeutende Besitzungen in mehren Ländern erworben

hatte und im ruhigen Besitze derselben bis 1587 blieb. Durch einen Ausspruch des Papstes verlor es in diesem Jahre, da König Karl Emanuel III. von Sardinien wegen der Besetzung des Propstes sich mit den Schweizercantonen nicht vereinigen konnte, seine Besitzungen in jenem Königreiche, und es blieben demselben von dieser Zeit an nur die im Canton Wallis und Bern gelegenen. Das Kloster liegt 7576 F. hoch an einem kleinen See und ist in Europa der höchste bewohnte Punkt. Die Anzahl der Mönche, die zu den Chorherren der regulirten Augustiner gehören, beträgt zwischen 20—30, von denen aber nur 10—12 im Kloster wohnen. Ihre Pflichten, die sie mit der größten Aufopferung treulichst erfüllen, bestehen darin, alle über den Berg Reisenden ohne Rücksicht auf Stand und Glauben zu beherbergen und zu speisen, in den sieben bis acht gefährlichen Monaten des Jahres mit großen, besonders abgerichteten Hunden (Marons genannt) die Straße zu besuchen, den in Gefahr schwebenden Reisenden zu helfen, sie zu retten, zu pflegen und bis zur gänzlichen Erholung im Kloster zu behalten, ohne je mehr als eine freiwillige Gabe anzunehmen. Selbst wohlhabenden Reisenden wird nie eine Bezahlung für die ihnen gereichten Erquickungen abverlangt, die oft mehr als bloßes Bedürfniß befriedigen. Im Winter ist hier die Kälte gewöhnlich 20—22° R. und selbst in den Sommermonaten gefriert es des Morgens, im ganzen Jahr sind nur einige helle Tage, dagegen acht bis neun Monate Winter, kein Baum und Strauch gedeiht in dieser Nähe des ewigen Schnees, sodaß das nöthige Holz sechs Stunden weit herbeigeschafft werden muß. Seit einigen Jahren wird dieser Paß nicht mehr so stark als sonst bereist, doch mögen jährlich noch immer 7—8000 Personen denselben übersteigen, die alle im Kloster einsprechen, in welchem oft 100 Wanderer zugleich beherbergt werden. Alle Jahre finden die Mönche Verunglückte, welche in einer an der Ostseite des Klosters stehenden Kapelle in Leichentüchern nebeneinander aufgestellt werden, wo die feine scharfe Luft die Verwesung hindert; auf diese Weise behalten diese Leichen zwei bis drei Jahr ihre Gesichtszüge unverändert und vertrocknen nach und nach zu Mumien. Seit mehren Jahren ist durch in Europa gesammelte Beiträge der baufällige Zustand des Klosters verbessert, das Wohnhaus noch mit einem zweiten Stockwerk versehen und durch Röhren eine bessere Heizung des ganzen Gebäudes bewirkt worden. Vom 21.—23. Jun. 1829 hielt im Kloster, auf ergangene Einladung der Geistlichen, die allgemeine schweizerische Gesellschaft für Naturwissenschaften ihre Zusammenkunft; es hatten gegen 100 Personen sich eingefunden, die bestens bewirthet wurden und dort mannichfache Beobachtungen anstellten. Außer mehren Heereszügen über den St.-Bernhard seit der Zeit des Kaisers Augustus (denn Hannibal zog über den kleinen St.-Bernhard) und im Mittelalter, ist am merkwürdigsten der Übergang des 30,000 M. starken franz. Heers unter Bonaparte am 15.—21. Mai 1800. Unglaubliche Hindernisse mußten überwunden werden, die Kanonen wurden über den Berg getragen und zu jeder einige 60 M. erfodert. Es war dies dasselbe Heer, welches dann die Schlacht bei Marengo focht, wo General Desaix fiel, der in der Kapelle des Klosters beigesetzt wurde. Ihm wurde von Bonaparte daselbst ein Denkmal errichtet, das, sowie eine schwarze Marmortafel zum Andenken des Übergangs, noch gegenwärtig zu den Merkwürdigkeiten des Klosters gehört. — Der **kleine St.-Bernhard** in Piemont, zwischen dem Aosta- und Tarantaisethal, ist der bequemste aller Alpenpässe; über ihn zog zuverlässig Hannibal nach Italien. Auf dem 6750 F. hohen Übergangspunkte steht ein Hospitium, mit zwei Geistlichen aus Tarantaise, die die größte Gastfreundschaft so uneigennützig als wohlthuend ausüben.

Berni (Francesco), auch Berna und Bernia, ein Dichter des 16. Jahrh., geb. gegen das Ende des 15. Jahrh. im Großherzogthum Toscana, aus einer armen, aber edeln florentin. Familie, kam zuerst nach Florenz, dann in seinem 19. Jahre nach Rom zu dem Cardinal Bibbiena, seinem Verwandten. Da ihm dieser,

wie er selbst sagte, weder Gutes noch Böses erwies, so war er endlich genöthigt, als Secretair sich zu dem Bischof von Verona, Ghiberti, zu begeben, welcher päpstlicher Kanzleipräsident war. In Erwartung vortheilhafter Verhältnisse trat er in den geistlichen Stand, aber der Überdruß, den ihm die Geschäfte seines Amtes einflößten, veranlaßte ihn, Zerstreuungen zu suchen, welche dem Prälaten misfielen. Es hatte sich zu Rom eine Gesellschaft junger Geistlichen gebildet, welche, um ihre Liebe für den Wein und ihre Sorglosigkeit zu bezeichnen, sich I vignajuoli (Winzer) nannten. Sie belachten und bespotteten in Versen die ernstesten Sachen. Die Verse B.'s waren die anziehendsten und hatten einen so eigenthümlichen Ton, daß sein Name der Gattung, in welcher er sie abfaßte, verblieben ist (maniera bernesca oder berniesca). Als 1527 Rom von den Truppen des Connetable von Bourbon geplündert ward, verlor B. seine ganze Habe. Er machte darauf mehre Reisen mit seinem Gönner Ghiberti nach Verona, Venedig und Padua. Endlich, müde zu dienen, zog er sich nach Florenz zurück, wo er schon seit mehren Jahren Kanonikus an der dasigen Domkirche war. Aber die Gunst der Großen, die zu entbehren er nicht stark genug war, versetzte ihn in eine schwierige Lage, in welcher ihm die Ausübung eines Verbrechens zugemuthet wurde, deren Verweigerung ihm das Leben kostete. Alexander von Medici, damals Herzog von Florenz, war in offener Feindschaft mit dem jungen Cardinal Hippolyt von Medici. B. war mit Beiden so vertraut, daß es zweifelhaft ist, wer von Beiden ihm den Antrag machte, den Andern zu vergiften. Gewiß ist, daß der Cardinal 1535 an Gift starb. Am 26. Jul. 1536 starb B., wahrscheinlich in Folge durch den Herzog Alexander erhaltenen Giftes. B. gilt noch jetzt in der burlesken Gattung für das beste Muster. Er wird oft sehr bitter; in seinen Satiren verbindet er nicht selten die Gemüthlichkeit des Horaz mit der Schärfe des Juvenal. Die höchste Ausgelassenheit aber an allen seinen Werken ist nur damit zu entschuldigen, daß er seine Verse blos für seine Freunde schrieb, und daß sie erst nach seinem Tode gedruckt wurden. Die bewunderungswürdige Leichtigkeit, die seine Werke auszeichnet, war die Frucht einer großen Anstrengung, indem er fast alle seine Verse mehrmals umarbeitete. Man sagt Dasselbe von Ariosto, und doch sind dies die beiden ital. Dichter, deren Verse die fließendsten und leichtesten sind. Vorzüglich sind seine „Rime burlesche“ und sein „Orlando innamorato, composto già dal Sig. Bojardo conte di Scandiano, ed ora rifatto tutto di nuovo da M. Fr. Berni“ (Vened. 1541), in welchem er freilich den Bojardo entstellt hat. — Nicht zu verwechseln mit diesem Dichter ist der Graf Francesco Berni, geb. 1610 und gest. 1693, welcher 11 Dramen (Ferrara 1666) und verschiedene lyrische Gedichte verfaßt hat.

Bernini (Giovanni Lorenzo), genannt der Chevalier Bernini, geb. zu Neapel 1598, von seinen Zeitgenossen als der Michel Angelo der neuern Zeit gepriesen, weil er sich als Maler, Bildhauer und Baukünstler in einem vorzüglichen Grade auszeichnete, verdient am meisten in letzter Eigenschaft seinen Ruhm. Ebenso reich an Gaben der Natur als begünstigt durch die Umstände, erhob er sich über die Regeln der Kunst und schuf sich eine leichte Manier, deren Fehler er durch glänzenden Firniß zu verdecken wußte. Von früher Jugend auf zeigte er eine bewunderungswürdige Leichtigkeit in dem Studium der zeichnenden Künste, und in einem Alter von acht Jahren führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wurde. Um so glückliche Anlagen auszubilden, brachte ihn sein Vater nach Rom. Eins der ersten Werke B.'s war die Marmorbüste des Prälaten Montajo, welcher die Büste des Papstes, einiger Cardinäle und mehre Figuren in natürlicher Größe folgten. Er war noch nicht 18 Jahre alt, als er Apollo und Daphne in Marmor arbeitete, die durch Anmuth und Ausführung sich auszeichnen. Als er diese Gruppe gegen das Ende seines Lebens wiedersah, gestand er, daß er seitdem wenige Fortschritte gemacht habe. Wirklich war früher sein Styl reiner und minder geziert als in der Folge. Winckelmann sagt von ihm: „Vor dem Rafael waren

alle Figuren gleichsam schwindsüchtig, durch den B. wurden sie wie wassersüchtig." Den Gipfel seines Ansehens erreichte er, als nach Gregor XV. Tode der Cardinal Maffeo Barberini zum Papst erwählt wurde. Dieser trug ihm auf, Vorschläge zur Verschönerung der Basilica von St.-Peter zu machen, und sicherte ihm eine monatliche Pension von 300 Thlr. zu, die später noch erhöht ward. Ohne die Bildhauerei zu verlassen, wandte sich B.'s Genie auf die Baukunst und entwarf einen Plan zu dem Baldachin, zu der Kanzel des h. Petrus und zu dem runden Platze vor der Kirche. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir blos den Palast Barberini, den Glockenthurm von St.-Peter, das Modell des Grabmals der Gräfin Mathilde und das Grabmal seines Wohlthäters Urban VIII. Kaum hatte Urban VIII. die Augen geschlossen und Innocenz X. den päpstlichen Stuhl bestiegen, als der Neid gegen den begünstigten Künstler laut ward. Seine Feinde triumphirten; doch ein Modell zu einem Springbrunnen gewann ihm des Papstes Gunst wieder. B. führte um dieselbe Zeit den Palast von Monte Citorio aus. Alexander VII., des Innocenz Nachfolger, zeigte ebenso viel Geschmack für die Künste als Wohlwollen gegen B., und bat ihn um einen Vorschlag zur Verzierung des Petersplatzes. Nach B.'s Angabe ward jener Säulengang erbaut, der in so schöner Übereinstimmung mit der Basilica steht. Sein Werk sind auch der Palast Odescalchi, die Rotonda della Riccia und das Novizenhaus der Jesuiten auf dem Monte Cavallo. Ludwig XIV. lud ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken nach Paris ein, und B. folgte dieser Einladung 1665, begleitet von einem seiner Söhne und einem zahlreichen Gefolge. Nie reiste ein Künstler mit so viel Pomp und Annehmlichkeit. Seine Aufnahme in Paris war höchst ehrenvoll. Er beschäftigte sich zuerst mit den Entwürfen zur Wiederherstellung des Louvre. Als ihm jedoch Perrault's zu gleichem Zweck entworfene Plane vorgelegt wurden, bezeigte er dem König seine Bewunderung über die Trefflichkeit dieser Arbeiten und erklärte, in Frankreich nichts mehr zu thun zu haben. Reichlich beschenkt, verließ er Paris und kehrte nach Rom zurück. Als der Cardinal Rospigliosi Papst geworden war, zog ihn dieser in seinen vertrauten Umgang und beauftragte ihn mit verschiedenen Arbeiten, unter andern mit der Verschönerung der Engelsbrücke. Nach schon zurückgelegtem 70. Lebensjahre vollendete der unermüdliche Künstler eins seiner schönsten Werke, das Grabmal Alexander VII., und widmete sich verschiedenen architektonischen und Bildhauerarbeiten mit seltener Ausdauer. Er starb am 28. Nov. 1680 und ward mit großer Pracht in der Kirche Sta.-Maria Maggiore beerdigt. Seinen Kindern hinterließ er ein Vermögen von fast einer Million Thalern. B.'s Lieblingsregel war: Chi non esce talvolta della regola, non passa mai. Er glaubte also, um in den Künsten sich hervorzuthun, müsse man sich bisweilen über die Regeln erheben und sich eine eigne Gattung bilden. Dies hat B. mit einem seltenen Glück, aber mit nur vorübergehendem Beifall gethan. Seine vorzüglichsten Schüler waren Pietro Bernini, sein Bruder, Mattia Rossi, François Duquesnoi, mit dem Beinamen der Flamländer, und Borromini.

Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de), geb. zu St.-Marcel de l'Ardeche 1715, aus einem alten, aber vom Glück wenig begünstigten Geschlechte stammend, sollte sich dem geistlichen Stande widmen, aber nachdem er einige Jahre zu Paris in dem Seminar von St.-Sulpice zugebracht hatte, trat er in die Welt, wo eine einnehmende Gesichtsbildung, gefällige Sitten, ein heiterer Sinn und das Talent, leichte und angenehme Verse zu machen, sowie seine Rechtschaffenheit ihn empfahlen. Die Pompadour stellte ihn Ludwig XV. vor, welcher Geschmack an ihm fand und ihm eine Wohnung in den Tuilerien nebst einer Pension von 1500 Livres gab. Später kam er als Gesandter nach Venedig und erwarb sich auf diesem schwierigen Posten große Achtung. Nach seiner Zurückkunft stand er in Gunst am Hofe und erhielt bald darauf das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Damals wechselte das politische System von Europa. Frankreich und

Östreich, bisher Feinde, verbanden sich durch ein Schutz- und Trutzbündniß, und diesem folgte der für Frankreich so unglücklich geführte siebenjährige Krieg. Mehre Schriftsteller haben B. als Haupturheber dieses Bündnisses genannt; allein nach Duclos hatte B. das alte System aufrecht erhalten wollen, das seit Heinrich IV. und besonders seit Richelieu Frankreich zum Beschützer der mindermächtigen deutschen Staaten und zum Nebenbuhler Östreichs machte. Niedergebeugt von den Unfällen seines Vaterlandes, gab B. das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab, und wurde bald darauf vom Hofe verwiesen. Seine Ungnade dauerte bis 1764, wo ihn der König zum Erzbischof von Alby, und fünf Jahr nachher zu seinem Gesandten in Rom ernannte. Hier blieb B. bis zum Ende seines Lebens. Er betrieb daselbst im Namen seines Hofs, doch gegen seine eigne Meinung, die Aufhebung der Jesuiten. Die Revolution unterbrach sein Glück und hinderte ihn fortan wohlthätig zu wirken. Als die Tanten Ludwig XVI. 1791 Frankreich verlassen hatten, nahmen sie ihre Zuflucht zu ihm. Er versank endlich in Hülflosigkeit, aus welcher ihn der span. Hof durch eine ansehnliche Pension zu retten suchte. B. starb zu Rom am 2. Nov. 1794. Die leichten Poesien seiner Jugend hatten ihm einen Platz in der franz. Akademie verschafft. Er selbst beurtheilte sie am strengsten. Man hat ihnen Ziererei, Nachlässigkeiten und eine zu große Fülle von mythologischen Bildern und Blumen vorgeworfen. Voltaire hatte viel Achtung für seinen Geist, sein Urtheil, seine Kritik, wie aus dem von Bourgoing 1799 herausgegebenen Briefwechsel zwischen Beiden hervorgeht, welcher B. in jeder Rücksicht zur besondern Ehre gereicht. Ein anderer Briefwechsel zwischen B. und Paris Duverney ist 1790 im Druck erschienen. Nach seinem Tode gab Azara B.'s Gedicht: „La religion vengée", heraus, in welchem man zwar schöne Verse und edle Gedanken findet, dem es aber im Ganzen an Feuer und Lebendigkeit fehlt. B.'s sämmtliche Werke erschienen 1797 bei Didot.

Bernoulli, eine Familie, die in einer bis jetzt einzigen Folge acht ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat, welche sämmtlich die mathematischen Wissenschaften zum Gegenstande ihrer Studien wählten. Die Familie B. wanderte unter der Verwaltung des Herzogs von Alba der Religionsbedrückungen wegen von Antwerpen aus, flüchtete anfangs nach Frankfurt und ging dann nach Basel, wo sie zu den ersten Ämtern der Republik emporstieg. 1) Jakob B., geb. zu Basel 1654, ward daselbst 1687 Professor der Mathematik und starb 1705. Die von Leibnitz und Newton erfundene Rechnung des Unendlichen wandte er auf die schwersten Fragen der Geometrie und Mechanik an, berechnete die loxodromische und die Kettenlinie, die logarithmische Spirale und die Evolute verschiedener krummen Linien, und erfand die sogenannten Bernoulli'schen Zahlen. Eine Sammlung seiner Werke erschien unter dem Titel: „Jac. B. opera" (2 Bde., Genf 1744, 4.). 2) Johann B., geb. zu Basel 1667, glänzte als einer der größten Mathematiker seiner Zeit und durfte sich einem Newton und Leibnitz an die Seite stellen. Er sollte die Kaufmannschaft erlernen, hatte aber mehr Neigung zu den Wissenschaften und studirte seit 1683 vorzüglich Medicin und Mathematik. Ihm und seinem Bruder Jakob verdanken wir eine ausgezeichnete Bearbeitung der Differentialrechnung; auch dachte er selbst auf eine Erfindung, wie er von unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könne, wovon jene die Elemente oder die Differenzen sind, und diese Methode benannte er calculus integralis. Als er 1690—92 reiste und sich auch in Paris aufhielt, unterrichtete er den Marquis de l'Hopital in der Mathematik. Bei dieser Gelegenheit erfand er den calculus exponentialis eher, als Leibnitz etwas davon mitgetheilt hatte, und machte solchen 1697 bekannt. Er ward 1694 zu Basel Doctor der Medicin, und ging 1695 als Professor der Mathematik nach Gröningen, wo er das leuchtende Wetterglas erfand. Nach seines Bruders Tode, 1705, übernahm er die Professur der Mathematik in Basel und verwaltete dieselbe bis an seinen Tod am 1. Jan. 1748. Seine sämmtlichen Schriften erschienen in zwei Bänden Genf 1742, 4. 3) Nikolaus B., Neffe der Vorigen, geb. zu Basel 1687, studirte die

Rechte, mehr aber die Mathematik, ging 1705 nach Gröningen, kehrte aber mit seinem Oheim Johann gegen Ende dieses Jahres nach Basel zurück und ward Professor der Mathematik daselbst. Er bereiste die Schweiz, Frankreich, Holland und England, ward auf Leibnitz's Empfehlung 1716 Professor der Mathematik in Padua, kehrte aber 1722 wieder in seine Vaterstadt, als Professor der Logik, zurück. Nachdem er 1731 Professor des röm. und Lehnrechts geworden, starb er daselbst 1759. Des oben genannten Joh. B. drei Söhne waren: 4) Nikolaus B., geb. zu Basel 1695, ward daselbst 1723 Professor der Rechte und starb 1726 in Petersburg. 5) Daniel B., geb. zu Gröningen 9. Febr. 1700, studirte neben der Medicin, in welcher er die Doctorwürde annahm, zugleich Mathematik, in der ihn sein Vater unterrichtet hatte. Er besuchte Basel, Heidelberg, Strasburg, Venedig und Padua. In einem Alter von 24 Jahren ward ihm die Präsidentenstelle einer Akademie angetragen, die Genua errichten wollte. Er nahm aber im folgenden Jahre einen Ruf nach Petersburg an. In Gesellschaft seines jüngern Bruders, Johann, ging er 1733 nach Basel, ward daselbst Professor der Anatomie und Botanik, 1750 Professor der Physik, trat 1777 die Stelle Alters halber seines Bruders Sohne, dem jüngern Daniel B., ab, und starb am 17. März 1782. Er war einer der größten Physiker und Mathematiker seiner Zeit. Zehn Mal erhielt er den Preis der pariser Akademie. Mit seinem Vater theilte er 1734 einen doppelten Preis bei der genannten Akademie für die Abhandlung: „Über die Ursachen der verschiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator". In den Acten der petersburger, pariser, berliner und anderer Akademien, deren Mitglied er war, sind eine Menge seiner Abhandlungen gedruckt. Sein Hauptwerk ist die „Hydrodynamik" (Strasb. 1738, 4.). 6) Johann B., geb. zu Basel am 18. Mai 1710, ging 1732 nach Petersburg, erhielt 1743 zu Basel die Professur der Beredtsamkeit, 1748 die der Mathematik und starb am 17. Jul. 1790. Seine beiden Söhne waren: 7) Johann B., geb. zu Basel 4. Nov. 1744, starb zu Berlin als kön. Astronom 13. Jul. 1807, wohin er in seinem 19. Jahre berufen worden war. Er bereiste später fast alle Länder Europas. Von seinen sehr zahlreichen Schriften erwähnen wir: „Recueil pour les astronomes" (2 Bde., Berl. 1772—76); „Sammlung kurzer Reisebeschreibungen" (15 Bde., Berl. 1782—93) und „Archiv zur neuern Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntniß" (8 Bde., Berl. 1783—88). 8) Jakob B., geb. 1759 zu Basel, ging nach Petersburg, wo er Professor der Mathematik ward, sich mit einer Enkelin Euler's verheirathete, aber schon 1789 am Schlagflusse starb, als er sich in der Newa badete.

Bernstein oder **Agtstein** (electrum), den man früher für ein Mineral hielt, ist nach der Überzeugung neuerer Chemiker unbezweifelt vegetabilischen Ursprungs und wird von ihnen den Pflanzenharzen beigezählt, obgleich einige Eigenschaften derselben ihm abgehen. Er floß nach Einiger Annahme aus dem zur Abtheilung der Dikotyledonen gehörenden Bernsteinbaume, der durch eine Erdumgestaltung untergegangen ist; daß er wenigstens einer Periode vor der letzten Gestaltung unserer Erde angehöre, beweisen die gegenwärtig nicht mehr vorhandenen Insekten, welche man zuweilen darin eingeschlossen findet, z. B. Spinnen von Gestalt der Ameise u. s. w. Man unterscheidet Bernstein als Fossil und Seebernstein. Jener findet sich am häufigsten in Preußen, außerdem in Frankreich, in den Niederlanden, in Schweden, Sibirien, Italien, Sicilien und Spanien, dieser wird von der Ostsee und dem kurischen Haff in stumpfeckigen Stücken ausgeworfen, oder auch daselbst mit kleinen Netzen aufgefischt. Die Farbe des Bernsteins ist honiggelb, zuweilen auch röthlich oder braun; er ist fest, mehr oder wenig durchscheinend, springt leicht, entwickelt durch Reiben einen angenehmen Geruch und verbrennt mit gelber Flamme. Der Bernstein war schon den ältesten Völkern bekannt, seiner gedenkt Homer unter dem Namen elektron. Die Griechen erhielten ihn wahrscheinlich durch die Phönizier, wie der Name zu beweisen scheint, denn im Arabischen bedeutet elek oder jik Harz.

Von ihnen stammt wahrscheinlich auch die Sage, daß die in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaethon am Eridanus den Bernstein ausschwitzten und ins Meer träufelten. Daß man in sehr frühen Zeiten den Bernstein an Preußens Küste holte, erzählen sowol Diodor von Sicilien wie Tacitus und Plinius. Man gebraucht denselben vorzüglich zu Schmucksachen; schon die Frauen zur Zeit des trojan. Krieges tragen bei Homer Hals- und Armbänder von Elektron. Im Mittelalter diente er als Heilmittel, und der Aberglaube empfahl Amulete von Bernstein zur Sicherung gegen viele Gefährlichkeiten. Eine sehr schöne Sammlung von Bernsteinarbeiten besitzt die Universität Erlangen, für welche sie vom Markgrafen Friedrich von Baden gekauft wurde, die vollständigste Sammlung aber solcher Arbeiten findet sich in Dresden. Die meisten Schmucksachen dieser Gattung liefern gegenwärtig Königsberg, Danzig, Catania auf Sicilien und Konstantinopel. Aus dem Bernstein werden das Bernsteinsalz, die Bernsteinsäure und Bernsteinöl gewonnen; auch werden feine Firnisse daraus bereitet. Sowol allein als mit wohlriechenden Harzen und andern Ingredienzen vermengt, gibt der Bernstein ein angenehmes Räucherpulver.

Bernstorff (Grafen von), ein deutsches Geschlecht, das viele verdiente Staatsmänner hervorgebracht hat. Johann Hartwig Ernst Graf v. B., dän. Staatsminister und Geheimrath, geb. zu Hanover am 13. Mai 1712, erhielt durch seinen Vetter, den hanöver. ersten Staatsminister, Andreas Gottlieb v. B., gest. 1726, eine sehr gute Erziehung, kam ungefähr im 20. Jahre in dän. Dienste, wo er seit 1732 zu Gesandtschaften gebraucht, seit 1737 zu Regensburg und seit 1744 zu Paris angestellt ward. Seit 1750 als Staatssecretair und Geheimrath, und im folgenden Jahre als Mitglied des geheimen Staatsraths, zeigte er eine seltene Thätigkeit bei den edelsten Gesinnungen. Er war der Erste in Dänemark, der seinen Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienste aufhob und Hebammenschulen errichtete. Vorzüglich sorgte er für die Armen, unter die er jährlich den vierten Theil seiner Einkünfte vertheilte und auch nach seinem Weggange aus Dänemark jährlich 3000 Thlr. auszahlen ließ. Er bewirkte Dänemarks Neutralität im siebenjährigen Kriege, brachte es dahin, daß König Friedrich V. nach dem Tode des letzten Herzogs von Holstein-Plön. 1761 dessen Lande mit Dänemark vereinigte, und als der Herzog von Holstein und nachmalige russ. Kaiser Peter III. sowol deshalb als wegen Schleswig seine Foderungen geltend machen wollte, sorgte B. für die möglichsten Zurüstungen zum Kriege. Allein er sollte so glücklich sein, seinem Staate Vergrößerung zu schaffen ohne Blutvergießen. Peter's Tod, 1762, hinderte den Ausbruch des Kriegs, Katharina II. setzte diese Streitigkeiten auf gütliche Ausgleichung aus, die 1773 durch die Vertauschung Oldenburgs und Delmenhorsts gegen Holstein erfolgte. B. war zugleich Kenner und Beförderer der Gelehrsamkeit. Als Friedrich V., dessen Regierung er so trefflich geleitet hatte, 1766 starb, erhielt er die Gunst auch des neuen Königs Christian VII., der ihn 1767 in den Grafenstand erhob. Allein dessen neuer Liebling, Struensee, wußte es dahin zu bringen, daß B. am 13. Sept. 1770 durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs, mit dem er eben von einer Reise aus Schleswig und Holstein zurückgekommen war, seine Entlassung mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Thlrn. erhielt. Er lebte hierauf in Hamburg, von wo er nach Struensee's Falle auf die ausgezeichnetste Art zurückberufen wurde. Im Begriff, diesen Ruf anzunehmen, starb er am 19. Febr. 1772. Die Bauern seines Gutes in Dänemark ließen ihm am 28. Aug. 1783 wegen der von ihm aufgehobenen Leibeigenschaft und bewirkten landwirthschaftlichen Verbesserungen eine schöne Ehrensäule errichten, die als ein freiwilliges Denkmal der Dankbarkeit merkwürdig ist. Spittler sagt von diesem großen Manne: „In der Reihe trefflicher Minister, die König Friedrich V. von Dänemark hatte, glänzt Graf B. als ein Mann von erster Größe. Was irgend ein Minister in seiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine großen, durchgreifenden Unternehmungen ausführte, sondern Alles dem all-

mäligen Besserwerden überließ, das sich von selbst ergibt, sobald die wichtigsten vacant werdenden Plätze mit fähigen, edeln Männern besetzt werden, so folgte er einem Reformationsplane, der hier seinen Einsichten ebenso viel Ehre machte als seinem Herzen." In mancher Hinsicht noch größere Verdienste um den dän. Staat erwarb sich der Vetter des Vorigen, Andreas Peter Graf v. B., dän. Staatsminister, geb. zu Gartow im Herzogthum Braunschweig-Lüneburg am 28. Aug. 1735, wo sein Vater, welcher hanover'scher Landrath war, beträchtliche Güter besaß. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien und Reisen kam er 1755 als Kammerjunker in dän. Dienste, bildete sich unter seinem Onkel zum Staatsmann und suchte seit 1767 als Mitglied des obersten Finanzcollegiums, in Verbindung mit seinem Onkel und einigen Andern die Freiheit und das Eigenthumsrecht des Bauerstandes zu bewirken. Schon war er 1767 mit seinem Vetter zugleich in den dän. Grafenstand erhoben und 1769 zum Geheimrath ernannt worden, als auch er, bei Struensee's Eintritt ins Ministerium, seine Entlassung erhielt. Allein zu Ende des Jahres 1772 zurückgerufen, stieg er bald zum Minister. Er brachte 1773 die Austauschung des gottorpschen Antheils von Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst, sowie die Erneuerung der freundschaftlichen Verbindung zwischen England und Dänemark zu Stande und that im Oct. 1778 dem schwed. Hofe den ersten Vorschlag zur bewaffneten Neutralität. Wahrscheinlich um sich den Ränken seiner Feinde zu entziehen, nahm er 1780 seine Entlassung, ward aber 1784 zurückberufen und erhielt seine vorher bekleideten Stellen wieder. Nun unterstützte er die Einführung eines neuen Finanzplans und bereitete die Aufhebung der Leibeigenschaft in Schleswig und Holstein vor, die nach seinem Tode erfolgte. Ebenso war er ein standhafter Beschützer der bürgerlichen Freiheit und erklärte sich stets gegen Einschränkung der Preßfreiheit. Ungeachtet er kein Freund der franz. Revolution war, so erklärte er doch, daß Dänemark sich nur dann in ein Bündniß gegen Frankreich einlassen wolle, wenn die Verbündeten zur ersten Grundlage ihres Bündnisses sich gegenseitig das Versprechen gäben, blos zur allgemeinen Sicherheit und zur Wiederherstellung der Ruhe Europas, nicht aber zur Erreichung geheimer und eigennütziger Absichten, sich zu vereinigen. Da er überhaupt für den innern Wohlstand Dänemarks, und ebensowol für das Militair als für den Handel, die Manufacturen, Fabriken und Schiffahrt, und in gleichem Maße für den Ackerbau sorgte, so verursachte sein Tod am 21. Jun. 1797 allgemeine Trauer. Der Kronprinz, der jetzige König Friedrich VI., war täglich an B.'s Krankenbette. Uneingeladen folgten seinem Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, unter ihnen der Kronprinz, der seinen Platz unter B.'s Söhnen nahm. Vgl. von Eggers' „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Staatsministers von B." (Kopenh. 1800). — Sein Sohn, Christian Graf von B., preuß. Staatsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. 1769 zu Kopenhagen, ward in der Mitte alles Ausgezeichneten und Edeln, was den Kreis der heimischen Umgebung erfüllte, sorgfältig erzogen und trat nach vollendeten Studien in dän. Staatsdienste. Seine erste Anstellung war bei der Gesandtschaft in Berlin, späterhin ging er als Gesandter nach Stockholm und lebte darauf eine Zeit lang ohne Anstellung in Kopenhagen. Nach dem Tode seines Vaters, 1797, wurde er Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welchem Posten er in schwierigen Zeiten mit Auszeichnung vorstand. In der Folge ging er als dän. Gesandter an den kais. Hof nach Wien, wo er auch 1814 dem europ. Congresse als dän. Bevollmächtigter beiwohnte. Hierauf kam er in gleicher Eigenschaft nach Berlin, während sein Bruder ihm in Wien als Gesandter nachfolgte. Höhern Beweggründen nachgebend, trat B. 1818 aus dem dän. Staatsdienst in den preuß., und daselbst als Wirklicher Geheimer Staatsminister an die Spitze des Departements der auswärtigen Angelegenheiten. Er wohnte dem Congresse zu Aachen bei und erschien im folgenden Jahre auf dem Ministercongresse in Karlsbad. Dem folgenden Congresse zu Wien zur Befestigung

und Erweiterung der deutschen Bundesverhältnisse wohnte Graf B. von Seiten Preußens gleichfalls bei, sowie den spätern Congressen von Troppau, Laibach und Verona, wo die Angelegenheiten Italiens und Spaniens zur Entscheidung gebracht wurden. Seit dem J. 1831 ward B. nach seinem Wunsche in Ruhestand versetzt; doch hat sich der König vorbehalten, ihn in außerordentlichen Angelegenheiten zu Rathe ziehen zu dürfen.

Berri (Charles Ferd., Herzog von), zweiter Sohn des Grafen von Artois und der Maria Theresia von Savoyen, geb. zu Versailles am 24. Jan. 1778. Mit dem Herzoge von Angoulême ward er vom Herzog von Serent erzogen und entwickelte früh schon Züge einer freundlichen Gutmüthigkeit, steter Geistesgegenwart und einer hohen Kunst, dem Charakter der Umgebung gemäß zu sprechen. Mit seinem Vater floh er 1792 nach Turin, machte mit ihm und unter Condé seine ersten Feldzüge am Rhein und wußte damals schon sich bei den Soldaten beliebt zu machen. Mit seiner Familie zog er nach Rußland und 1801 nach England, wo er abwechselnd in London und Hartwell lebte, stets mit Planen zur Wiederherstellung der Bourbons beschäftigt. Diese Zeit erschien endlich 1814, und B. landete am 13. Apr. im Hafen von Cherbourg, von wo er die Städte Bajeux, Caen, Rouen u. s. w. besuchte, überall Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbons und mehr noch für seine Person zu gewinnen wußte, reiche Almosen austheilte und Gefangene befreite. Am 21. Apr. hielt er seinen Einzug in Paris, wo er sich beliebt machte, indem er Handelsleute, Fabrikanten und Künstler besuchte. Am 15. Mai ward er zum Generalobersten ernannt und erhielt eine Civilliste von 1,500,000 Fr. Vom 1. Aug. an bereiste er die Depart. des Nordens und die Festungen in Lothringen, Franche-Comté und Elsaß. Als 1815 Bonaparte von Elba gelandet war, gab ihm der König den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris. Alle seine Schritte, diese treu zu erhalten, waren vergebens; er mußte zwischen dem 19. und 20. März mit den Haustruppen sich nach Gent und Alost zum König zurückziehen, bis die Schlacht von Waterloo den Rückweg nach Paris öffnete, wo er am 8. Jul. eintraf und seinen Oberbefehl über die Haustruppen in die Hände des Königs niederlegte. Im Aug. ward er zum Präsidenten des Wahlcollegiums der nördl. Departements ernannt; hierauf beschwor er in der Sitzung der Kammern die constitutionnelle Charte und ward zum Präsidenten des vierten Bureau ernannt; allein er zog sich vom öffentlichen Leben zurück und wußte durch ein geschicktes Benehmen sich Popularität zu erwerben. Damals schon brütete Louvel (s. d.) über den Plan, durch die Ermordung des Herzogs die Bourbons zu vertilgen. Dieser Fanatiker fiel den Prinzen, als er am 13. Febr. 1820 seine Gemahlin aus der Oper nach dem Wagen geleitete, mörderisch an und versetzte ihm eine tödtliche Stichwunde. Der Herzog bewies bis zu seinem Tode am 14. Febr. früh um 6 Uhr die größte Standhaftigkeit und christliche Ergebung. Man hatte ihn in den Versammlungssaal des Opernhauses getragen. Hier tröstete er seine Gemahlin: „Ménagez-vous pour l'enfant que vous portez dans votre sein!" Dann ließ er seine Kinder aus einer frühern Verbindung in London rufen und empfahl sie seiner Gemahlin; hierauf bereitete er sich zum Tode, vergab seinem Mörder und erbat selbst dessen Begnadigung vom König. Wohlthätigkeit, Dankbarkeit und Edelmuth waren Hauptzüge in dem Charakter dieses Prinzen, dessen Tod ganz Frankreich in die größte Bestürzung versetzte. So wenig übrigens Louvel's Mordthat mit einem Verschwörungsplane zusammenhing, indem man durchaus keinen Mitschuldigen entdecken konnte, so brachte sie dennoch durch feindselige Anschuldigungen die Parteien aufs Neue in Bewegung und veranlaßte mehre Ausnahmegesetze. Vgl. Chateaubriand's „Mémoires touchant la vie et la mort du duc de Berri" (Par. 1820). Der Herzog hinterließ von seiner Gemahlin Karoline Ferdinande Luise, oder Marie Karoline, wie sie sich auch schreibt, ältesten Tochter des nachmaligen Königs Franz I. beider Sicilien, mit der er sich am 17. Jun. 1816 vermählt hatte, nur eine Tochter, Luise Marie

Therese von Artois, Mademoiselle de France, geb. 21. Febr. 1819. Desto größer war die Freude des kön. Hauses, als die Witwe des Herzogs am 29. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden wurde, der den Namen Heinrich, Herzog von Bordeaux (Henri Charles Ferdinand Dieudonné d'Artois, Petit-fils de France) erhielt. Als die Julius revolution 1830 den Herzog von Orleans auf den Thron von Frankreich erhoben hatte, folgte die Herzogin von B. mit ihren Kindern dem Exkönige Karl X. (s. d.) nach Holyrood. In Frankreich aber arbeitete eine zahlreiche Partei im Süden und in der Vendée für die Interessen Heinrich V., als des nach ihrer Ansicht rechtmäßigen Königs von Frankreich. Um mit dieser Partei der Henriquinquisten in nähere Verbindung zu treten, begab sich die Herzogin von B., der es ohnehin bei ihrem fröhlichen, lebenslustigen und leichtsinnigen Sinne, den sie während ihres Glücks durch großen Aufwand, viele Reisen in den Provinzen und häufigen Aufenthalt in dem Seebade Dieppe gezeigt, an dem einsamen Hofe Karl's in Holyrood nicht gefiel, 1831 nach Italien, wo sie zuletzt in Massa sich aufhielt. Hier fanden sich Anhänger der vertriebenen Linie bei ihr ein und entwarfen den Plan zu einer Landung in Frankreich, um die Fahne Heinrich V. daselbst aufzupflanzen. Ein Dampfschiff, der Carlo Alberto, führte die Herzogin und ihre Anhänger, den Vicomte de St.-Priest, den Grafen Kergorlay, Vater und Sohn, den Sohn des Marschalls Bourmont, den Grafen von Menars, ehemaligen Stallmeister der Herzogin, und Andere, unter dem falschen Namen einer Herzogin Rosa Staglieno, am 24. Apr. 1832 von Livorno nach Marseille, in dessen Nähe sie am 29. um 3 Uhr Morgens mit sechs Begleitern landete. Ein Aufstand der Karlisten in Marseille am 30. ward jedoch unterdrückt, und als der Carlo Alberto am 3. Mai bei La Ciotat angehalten wurde, wo er wegen Havarie einlaufen mußte, entdeckte die Behörde, daß die Herzogin sich auf demselben befunden habe. Sie war indeß in die Vendée entflohen, wo nun die Flamme des Aufruhrs aufloderte. Hier trat sie als Regentin auf und erließ Proclamationen im Namen Heinrich V. Nach vielen Gefahren und Abenteuern ward sie endlich von einem getauften Juden, Deutz, verrathen und am 8. Nov. in Nantes nebst den Herren von Guibourg und von Menars verhaftet, nachdem sie 24 Stunden in einem Kamine hinter dem Feuer, in der Wohnung der Fräulein Guibourg, sich verborgen hatte. Von dort brachte man sie als Staatsgefangene in die Citadelle von Blaye. Die Regierung sah dies als eine politische Maßregel an, entzog daher die Herzogin den ordentlichen Gerichten und wollte die Kammern über die weitern Maßregeln entscheiden lassen. Unterdessen äußerte sich für die Gefangene die lebhafteste Theilnahme, und die Verlegenheit der Regierung, was sie thun solle, war nicht gering; da erhielt man durch die Ärzte der Herzogin die Nachricht, daß diese schwanger sei. Diese Entdeckung löste die ganze Verwickelung mit einem Male auf. Die Herzogin stellte nämlich am 22. Febr. 1833 die schriftliche Erklärung aus, daß sie sich während ihres Aufenthaltes in Italien heimlich vermählt habe. Noch hat sich das Räthsel der Vermählung nicht gelöst; allein die Herzogin ist selbst in den Augen der Legitimisten nur noch Gegenstand des Mitleids.

Berruguāte (Alonso), einer der berühmtesten span. Maler und Architekten, geb. zu Paredes de Nava, studirte zu Florenz und Rom. Er war ein vertrauter Freund des Andrea del Sarto und ahmte vorzüglich den Michel Angelo nach. Seine vorzüglichsten Gemälde befinden sich in Valladolid, Toledo und Salamanca. Für Kaiser Karl V. arbeitete er als Architekt am Palaste Pardo und Alhambra. B. starb zu Toledo 1545.

Berserker, so genannt von ber, d. h. blos oder nackt, und serkr, d. h. der Panzer, nach der skandinav. Sage ein Enkel des achthändigen Starkaders und der schönen Alfhilde, und ein gefürchteter Kriegsheld. Er verachtete Panzer und Helm und ging, gegen die Sitte seines Zeitalters, ganz ungeharnischt zu jedem Kampfe. Seine Wuth ersetzte ihm die Waffen, er glich im Kampfe einem Rasenden. Mit

der Tochter des Königs Swafurlam, den er im Kampfe getödtet, zeugte er 12 Söhne, ebenso keck und wild als er selbst. Diese erbten den Namen Berserker und seine Kampfeswuth. Dann hat man den Namen Berserker auf wilde, ungeschlachte und wüthige Menschen übergetragen und jede wilde Kampfeswuth oft Berserkerwuth genannt.

Berthier (Alexander), Fürst von Neufchatel und Wagram, Marschall, Viceconnetable von Frankreich u. s. w., geb. zu Paris am 30. Dec. 1753, Sohn des Gouverneurs vom Kriegsgebäude, ward jung im Generalstabe angestellt, diente in Amerika und focht mit Lafayette für die Freiheit der Verein. Staaten. In den ersten Jahren der Revolution ward er zum Generalmajor der Nationalgarde von Versailles ernannt und zeigte dabei eine sich stets gleich bleibende Mäßigung. Nachdem er am 28. Dec. 1791 bei des Marschalls Luckner Armee Chef des Generalstabs geworden war, ging er 1793 gegen die Vendée und 1796 mit dem Grade eines Divisionsgenerals zur italien. Armee, wo er als Chef des Generalstabs viel zu den Erfolgen dieses Feldzugs beitrug. Im Oct. 1797 schickte ihn der General Bonaparte nach Paris, dem Directorium den Friedensvertrag von Campo Formio zu überbringen. Im Jan. 1798 erhielt er den Oberbefehl des Heers in Italien, und von dem Directorium den Auftrag, gegen den röm. Staat zu ziehen. In den ersten Tagen des Febr. zog er in Rom ein, vertrieb die päpstliche Regierung und proclamirte die Republik. Allein das Directorium war mit der abgeschlossenen Convention unzufrieden, sie wurde cassirt, und Masséna erhielt an B.'s Stelle den Oberbefehl. Aus Anhänglichkeit an den General Bonaparte folgte er diesem nach Ägypten als Chef des Generalstabes. Nach seiner Zurückkunft ernannte ihn Bonaparte nach dem 18. Brumaire zum Kriegsminister. Darauf ward er Obergeneral der Reservearmee, begleitete 1800 Bonaparte nach Italien und trug zum Übergange über den St.-Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den Waffenstillstand von Alessandria, richtete die provisorische Regierung von Piemont ein und ging mit einer außerordentlichen Sendung nach Spanien. Dann übernahm er das Kriegsministerium wieder, welches unterdessen Carnot geleitet hatte. Nach der Thronbesteigung Napoleon's begleitete er im Jun. 1805 den Kaiser zur Krönung nach Mailand und ward im Oct. zum Chef des Generalstabs der großen Armee in Deutschland ernannt. Am 19. Oct. unterzeichnete er mit Mack die Capitulation von Ulm und am 6. Dec. den Waffenstillstand von Austerlitz. Er begleitete 1806 den Kaiser in den franz.-preuß. Feldzug und unterzeichnete im Jun. 1807 den Waffenstillstand von Tilsit. Seitdem legte er die Kriegsministerstelle nieder, ward zum Viceconnetable von Frankreich erhoben, vermählte sich 1808 mit Maria Elisabeth Amalia, Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, geb. 1784, und war der stete Begleiter Napoleon's auf allen Reisen. In dem Feldzuge gegen Östreich, 1809, zeichnete er sich bei Wagram aus und erhielt den Titel eines Fürsten von Wagram. Er vollzog 1810 in Napoleon's Auftrag die Brautwerbung und Übernahme der Erzherzogin Marie Luise, Tochter Kaiser Franz I. Später erhob ihn Napoleon noch zum Generalobersten der Schweizertruppen. Bei der Armee in Rußland 1812 war er als Chef des Generalstabs und bekleidete diesen Posten auch 1813. Nach Napoleon's Absetzung verlor er sein Fürstenthum Neufchatel, behielt aber seine übrigen Würden und stand in Gunst und Vertrauen bei Ludwig XVIII., den er nach Bonaparte's Wiederkehr in die Niederlande begleitete und sich dann zu seiner Familie nach Bamberg begab, wo er am 30. Mai sehr schwermüthig ankam. Am 1. Jun. 1815 Nachmittags, als eine Colonne russ., gegen die franz. Grenzen ziehender Truppen mit ihrer Feldmusik in Bamberg einrückte, endete er durch einen Sturz aus einem Fenster im dritten Stock des Schlosses sein Leben. Vgl. „Mém. d'Alex. B., Prince de Neufchatel et de Wagram" (Par. 1826) und Bausset's „Mémoires", Bd. 3.

Berthold, der zweite Apostel des Christenthums unter den Liefländern,

erhielt als Abt des Cistercienserklosters Loccum in Niedersachsen, da der erste Missionar und Bischof bei jenem heidnischen Volke, Meinhard, 1196 gestorben war, von dem Erzbischof Hartwig zu Bremen und Hamburg den Auftrag zur Mission in Liefland und die bischöfliche Würde. Er suchte nach seiner Ankunft in Yrküll an der Düna, dem Sitze der ersten Christen in Liefland, die Letten durch Milde zu gewinnen, wurde aber von ihnen vertrieben. Doch bald kehrte er mit Kreuzfahrern aus Niedersachsen nach Liefland zurück, um durch Gewalt der Waffen die Letten zur Annahme des Christenthums zu zwingen, ward aber in einem Treffen 1198 erschlagen. Die Kreuzfahrer siegten zwar und erzwangen die Bekehrung der Letten, diese jedoch gingen, sobald das Kreuzheer sie verlassen hatte, wieder zum Heidenthum über. Erst dem Nachfolger Berthold's, Albrecht, gelang es mit Hülfe der Schwertritter, Liefland zu erobern und die Letten an christliche Gebräuche zu gewöhnen. (S. Liefland.)

Berthollet (Claude Louis, Graf von), einer der ersten theoretischen Chemiker seiner Zeit, geb. zu Talloire in Savoyen am 9. Dec. 1748, studirte Arzneikunde zu Turin, ging 1772 nach Paris, wo er mit Lavoisier in Verbindung kam, wurde 1780 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, erhielt 1794 eine Professur an der Normalschule zu Paris und ward 1796 nach Italien geschickt, um dort verschiedene Denkmäler auszuwählen, die nach Frankreich geschafft werden sollten. Er folgte Bonaparte nach Ägypten und kam 1799 mit ihm zurück. Nach dem 18. Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungssenats, dann Graf und Großoffizier der Ehrenlegion. Im J. 1804 gab ihm Napoleon die Senatorie von Montpellier. Aber am 1. Apr. 1814 stimmte er für die Errichtung einer provisorischen Regierung und die Absetzung Napoleon's. Ludwig XVIII. ernannte ihn darauf zum Pair; Napoleon dagegen überging ihn 1815, daher trat er nach Ludwig XVIII. zweiter Rückkehr wieder in die Pairskammer und starb zu Paris am 7. Nov. 1822. Unter den Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wissenschaften und Künste bereichert hat, sind die wichtigsten das Auskohlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Wassers auf Schiffen, das Appretiren des Leinenzeuchs u. a., vorzüglich aber das Bleichen von Pflanzenstoffen durch Chlor, welches seit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet worden. Außer verschiedenen Abhandlungen in den Sammlungen der Akademie und des Instituts, hat er einige größere Werke geliefert, unter denen sein „Essai de statique chimique" (2 Bde., Par. 1803; deutsch von Bertholdy, Berl. 1811) als das wichtigste und überhaupt als eins der trefflichsten Werke anzusehen ist. Die so zusammengesetzten Erscheinungen der Chemie sind darin den strengen und einfachen Gesetzen der Mechanik unterworfen. Großen Antheil hat er auch an der Reformation der chemischen Nomenclatur und Herausgabe des darüber 1787 zu Paris erschienenen Werkes „Méthode de nomenclature chimique" gehabt. Das von B. erfundene Knallsilber hat den Namen Berthollet'sches Knallpulver erhalten. (S. Knall.)

Berthoud (Ferdinand), Verfertiger der besten Seeuhren, geb. 1727 zu Plancemont in der Grafschaft Neufchatel, war zum geistlichen Stande bestimmt; als er aber in seinem 16. Jahre den Mechanismus einer Uhr gesehen hatte, faßte er eine leidenschaftliche Neigung für die Mechanik. Sein Vater ließ ihn in der Uhrmacherkunst unterrichten, und erlaubte ihm alsdann, sich nach Paris zu begeben, um dort seine Kenntnisse zu vervollkommnen. Hier verfertigte er seit 1745 seine ersten Seeuhren, die von den franz. Seefahrern vielfach benutzt wurden, um die Geographie zu erweitern und zu berichtigen. Er wird namentlich für den Erfinder der Compensation der Seeuhren gehalten, einer sehr sinnreichen Erfindung, durch welche die Uhren von der Wärme und Kälte unabhängig werden. B. schrieb mehre diese Kunst betreffende Werke, und starb 1807. Sein Neffe, Ludwig B., der bei ihm lernte, hat die Grenzen dieser Kunst noch erweitert.

Seiner Seeuhren bedienen sich jetzt alle Seefahrer, und sie sind noch bequemer als die seines Oheims.

Bertöli (Giovanni Domenico, Graf), Literator und Antiquar, geb. 1676 zu Moreto in Friaul, ward Patriarch in Aquileja, dem Vaterlande vieler Alterthümer, um die sich aber bis dahin Niemand bekümmert hatte. Die dortigen Einwohner hatten sogar seit geraumer Zeit zu dem Bau ihrer Häuser keine andern Steine gebraucht, als welche ihnen die Ruinen in und um Aquileja lieferten. Um diesen Zerstörungen vorzubeugen, kaufte B. in Verbindung mit mehren Gelehrten alle Steine, welche man in den dortigen Gegenden ausgrub. Von denselben ließ er einen Porticus bauen, welcher bald die Bewunderung der Fremden und selbst der Einwohner von Aquileja auf sich zog. Zugleich nahm er Zeichnungen von den Ruinen in der Stadt und in der Provinz, oder ließ sie abbilden, zu welchem Ende er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Briefwechsel trat. Aufgemuntert durch Muratori und Apostolo Zeno, gab er mehre Abhandlungen über Gegenstände des Alterthums heraus. Er starb nach 1758. Sein vorzüglichstes Werk ist: „Le antichità di Aquileja profane e sacre" (Ven. 1739, Fol.). Der 2. und 3. Th. dieses Werks, welche B. schon für den Druck vorbereitet hatte, sind nie erschienen.

Berton (Henri Montan), fruchtbarer Componist, geb. 17. Dec. 1767 zu Paris, lernte von seinem 6. Jahre an Musik, und bildete sich als Componist unter den großen Meistern Gluck, Piccini, Paisiello und Sacchini. Ungeachtet ihm von einem seiner Lehrer vorausgesagt worden war, daß er sich nie als Tonsetzer auszeichnen würde, arbeitete er dennoch eine Oper aus und ließ sie Sacchini zur Durchsicht überreichen, der über dieselbe sich sehr günstig äußerte und B. unter seiner Anleitung zu arbeiten erlaubte. B.'s erste Compositionen waren Oratorien, sie fanden ungemeinen Beifall, sodaß er schon 1787 sein erstes Werk: „Die Heirathsversprechungen", aufs Theater brachte. Als das Musikconservatorium errichtet ward, stellte man ihn als Lehrer der Composition bei demselben an, worauf er 1807 bei der ital., in der Folge aber bei der kais. großen Oper als Director des Gesanges angestellt ward. Später trat er in russ. Dienste, kehrte aber sehr bald nach Paris zurück. Er hat mehr als 20 Opern componirt, unter ihnen ist die berühmteste: „Aline, reine de Golconde". Zur Feier der Krönung des Königs von Frankreich im J. 1825 componirte B. den zweiten Act der Oper „Pharamond", während Boyeldieu den ersten, Kreutzer den dritten Act und Dausoigne die Tanzmusik übernommen hatten. Auch ist er Verfasser einiger mit Beifall aufgenommener Schriften über die Theorie der Musik. — B.'s Vater, **Pierre Montan**, geb. zu Paris 1727, gest. 1780, hat ebenfalls einige Operetten componirt.

Bertrand (Henri Gratien, Graf), Divisionsgeneral, Adjutant bei Napoleon, Großmarschall des Palastes u. s. w., berühmt durch seine Anhänglichkeit an Napoleon, bei dem er nebst Frau und Kindern freiwillig in St.-Helena lebte. Von bürgerlichen Ältern geboren, widmete er sich dem Kriegsdienst, zeichnete sich im Ingenieurcorps aus und stieg bis zum Brigadegeneral. Im boulogner Lager 1804 hatte Napoleon Gelegenheit, seinen Werth kennen zu lernen. Von dieser Zeit an folgte ihm B. in allen Feldzügen und that sich überall hervor, namentlich bei Austerlitz, wo er Adjutant des Kaisers ward; 1806 nahm er Spandau nach einer Berennung von wenig Tagen, und trug 1807 zur Entscheidung des Sieges bei Friedland über die Russen bei; was aber selbst die Bewunderung des Feindes erregte, war der meisterhafte Bau jener zwei Übergangsbrücken über die Donau nach der Schlacht bei Aspern, in dem östr. Kriege von 1809. Auch in den Feldzügen von 1812 und 1813 focht er mit gleicher Ehre, besonders bei Lützen und Bautzen. Im Oct. 1813 vertheidigte er wichtige Posten gegen eine beträchtliche Übermacht und nahm nach der Schlacht von Leipzig, wo er den Punkt von Lindenau gegen Giulay behauptete, seinen Rückzug mit Ordnung. Nach der Schlacht bei Hanau deckte er Mainz, bis die Armee über den Rhein war. Den Feldzug von

1814 machte er an Napoleon's Seite mit. Er begleitete ihn nach Elba, kehrte mit ihm zurück und folgte ihm endlich auch nach St.-Helena. Nach Napoleon's Tode kehrte er von dort nach Frankreich zurück, trat nach der Juliusrevolution von 1830 wieder in den activen Dienst und ward zum Deputirten gewählt.

Bertuch (Friedr. Justin), ein um Kunst und Literatur vielfach verdienter Mann, geb. zu Weimar am 30. Sept. 1748. Während er in Jena 1765—69 studirte, fand er in der alten und neuen Poesie seine Erholung, wovon seine schon in Jena gearbeiteten „Copien für meine Freunde" (Altenb. 1770), „Wiegenlieder" (Altenb. 1772) u. s. w. zeugen. Seine Verbindung in Weimar, wo er seit 1769 die Söhne des als Dichter bekannten Baron von Echt unterrichtete, mit Wieland, Musäus, von Seckendorf dem Ältern, Bode, späterhin mit Göthe, von Einsiedel und Andern, sowie das weimar. Hoftheater unterhielt in ihm die Liebe zur schönen Literatur; dies zeigt seine Theilnahme an der Herausgabe des „Deutschen Mercur". Auch lieferte er Übersetzungen von St.-Albine's „Schauspieler" (Altenb. 1772) und Marmontel's „Über die dramatische Dichtkunst" (Lpz. 1774). Für die Oper schrieb er: „Das große Loos" (Weim. 1774) und „Polyxena" (1774), ein lyrisches Monodrama, das Schweizer trefflich componirte. „Elfriede", Trauerspiel in drei Acten (Weimar 1775) ward mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Aus dem Englischen übersetzte er die „Geschichte des Bruders Gerundio von Campazas" (2 Bde., Lpz. 1773). Der Baron von Echt, dieser vielseitig gebildete Mann, der einige Zeit als dän. Gesandter in Spanien gelebt hatte, weckte B.'s Liebe zur span. und portugies. Literatur, welche damals nur von Einzelnen in Deutschland gekannt, durch ihn aber verbreiteter und beliebter wurde. B.'s Verdeutschung von des Cervantes Meisterwerk: „Leben und Thaten des weisen Junkers Don Quixote von la Mancha" (6 Bde., Weim. 1775—79), mit der Fortsetzung von Avellaneda, war für die damalige Zeit eine außerordentliche Erscheinung. Was Meinhard für die ital. Poesie geleistet hatte, versuchte B., in Verbindung mit Seckendorf und Zanthier, durch das „Magazin der span. und portug. Literatur" (1780—82) für diese Sprachen zu leisten. Seit 1775 war B. als Rath und Geheimer Cabinetssecretair in herzogl. sächs.-weimar. Dienste getreten, die ihn jedoch der literarischen Thätigkeit nicht entzogen. Sein für die deutsche Dichtkunst so ersprießliches Unternehmen einer neuen Herausgabe der sämmtlichen Werke des Meistersängers, Hans Sachs, fand nicht die gewünschte Unterstützung. Mit Wieland und Schütz entwarf er 1784 den Plan zur „Allgemeinen Literaturzeitung. Seit 1786 erschien von ihm, in Verbindung mit seinem Freunde Kraus, das „Journal des Luxus und der Moden", und 1790 begann sein „Bilderbuch für Kinder". Zu gleicher Zeit erschien sein „Handbuch der span. Sprache" (Lpz. 1790). Im J. 1791 ward er der Stifter des weimar. Landes-Industrie-Comptoirs. Mit diesem hing die weit frühere Stiftung der weimar. freien Zeichnenakademie unter Göthe's Leitung zusammen, an deren Spitze sonst Kraus und später Meyer stand. Auch um diese Anstalt hat B. große Verdienste. Daß er die Liebe zur Poesie und Kunst nicht verlor, bewies sein Plan zur „Blauen Bibliothek aller Nationen" (12 Bde., Gotha 1790—1800), einer schätzbaren Sammlung von Feenmärchen, in guten, zum Theil vortrefflichen Übersetzungen, mit zweckmäßigen Biographien und guten Charakteristiken, wozu B. Vieles geliefert hat. Auch gründete er eine große Anstalt für Landkartenstich, das Geographische Institut in Weimar, welches, in Verbindung mit den zuerst von ihm und von Zach, nachher von ihm mit Gaspari, Ehrmann und Andern herausgegebenen „Geographischen Ephemeriden", zur Beförderung des geographischen Studiums vielfach gewirkt hat und noch wirkt. Das von ihm veranstaltete, von mehren Gelehrten bearbeitete „Vollständige Handbuch der neuesten Erdbeschreibung" wurde beendet mit des 20. Bandes 4. Lieferung 1832. Von der von B. früher herausgegebenen „Länder- und Völkerkunde" erschien der 23 Band 1823, und von der „Neuen Bibliothek

der Reisebeschreibungen" der 59. Band 1832. Nach dem Tode seines einzigen Sohnes, 1815, entschloß sich sein Schwiegersohn, Professor v. Froriep, seine Stelle als Leibarzt des Königs von Würtemberg aufzugeben und nach Weimar zurückzukehren, um dort mit B. vereint die verschiedenen Unternehmungen desselben fortzusetzen, unter welchen das „Oppositionsblatt" genannt werden muß, das 1817 anfing und 1820 unterdrückt wurde. B. starb als Legationsrath zu Weimar am 3. Apr. 1822. Vgl. „Zeitgenossen", neue Reihe, Nr. XIX.

Beruf ist die Bestimmung für ein besonderes Lebensgeschäft; auch das Geschäft selbst, zu welchem Jemand bestimmt ist. Der innere Beruf ist vorhanden, wenn wir uns durch Anlagen des Geistes oder Körpers zu einer Art von Wirksamkeit hingezogen fühlen; den äußern Beruf hat der Mensch, wenn er durch seine Verhältnisse vorzugsweise zu einem gewissen Geschäfte mehr als zu einem andern aufgefodert wird. Das glücklichste Verhältniß findet statt, wenn innerer und äußerer Beruf zusammentrifft. Übrigens ist es für jeden Menschen Pflicht, einen bestimmten Beruf zu übernehmen, sofern er in der Gesellschaft zu leben und Andern nützlich zu werden verpflichtet ist. Was nun den Beruf des Menschen im Allgemeinen betrifft, so ist gewiß, daß die wenigsten Menschen im Stande sind, sich aus freiem Willen einen ihnen zusagenden Beruf, d. i. Wirkungskreis, zu wählen, sondern daß sie vielmehr durch äußere Umstände zur Wahl desselben bestimmt werden. Hierbei ist ferner wahrhaft zu beklagen, daß es, den bürgerlichen Einrichtungen zufolge, nun einmal unmöglich zu sein scheint, die Menschen nach demjenigen Berufe, den sie in sich fühlen, anzustellen. Auch täuschen sich Viele durch eine nicht dauernde und hinreichende Neigung über ihren Beruf. Hieraus entspringen die meisten derjenigen Misbräuche, welche in der menschlichen Gesellschaft wahrgenommen werden; man pflegt dann zu sagen, Dieser oder Jener stehe nicht auf seiner rechten Stelle. Die größere Masse der Menschen kann jedoch die Wahl eines Berufs gar nicht anstellen; Natur und Gewohnheit überhebt sie derselben. Denn die Beschäftigungen der Ältern, unter welchen das Kind aufwächst, üben auf dasselbe einen so tiefen Eindruck, daß dem erwachsenen Knaben das Geschäft des Vaters als Beruf erscheint. Dies veranlaßte auch bei den Ägyptern und Lacedämoniern das einseitige Gesetz, daß die Kinder die väterliche Kunst erlernen und die Ältern sie darin unterrichten mußten.

Bervic (Charles Clement), einer der größten Kupferstecher der franz. Schule, geb. 1756 in Paris, studirte seine Kunst unter Georg Wille, als dessen erster Schüler er betrachtet werden darf, und starb 1822. Die Werke B.'s gehören zu den gesuchtesten der franz. Schule, sind aber nicht zahlreich. Seine berühmteste Arbeit ist das Bildniß Ludwig XVI. in ganzer Figur nach einem Gemälde von Callot. Da die Platte hierzu in den Revolutionsstürmen 1793 zerschlagen worden ist, so sind Abdrücke von derselben äußerst selten und theuer. Die Richtigkeit seiner Zeichnung, die Reinheit und der Glanz seines Grabstichels gaben seinen Arbeiten classischen Werth.

Berwick (James Fitz-James, Herzog von), Pair von England und Frankreich, Grand von Spanien und Ritter aller hohen Orden Englands, Frankreichs und Spaniens, geb. 1670, war der natürliche Sohn des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jakob II., und der Arabella Churchill, Schwester des Herzogs von Marlborough, und führte anfangs den Namen Fitz-James. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und seine ersten Kriegsdienste that er unter dem Herzog Karl von Lothringen, Leopold I. Feldherrn in Ungarn. Kurz nachher brach die engl. Revolution aus; B. folgte seinem Vater in den Unternehmungen auf Irland, ward in einem Kampfe 1689 zum ersten Male verwundet und dann bis zu seinem Tode nicht wieder. Darauf diente er unter Luxemburg in Flandern, 1702 und 1703 unter dem Herzog von Burgund, dann unter dem Marschall Villeroi, und ließ sich in Frankreich nationalisiren. Er ward 1706 Marschall

von Frankreich und nach Spanien gesandt, wo er die Schlacht von Almanza gewann, die den König Philipp V. wieder zum Herrn von Valencia machte. Aber 1718 und 1719 war er genöthigt, gegen Philipp V., der aus Erkenntlichkeit einen Sohn des Marschalls in Spanien angestellt hatte, selbst zu kämpfen. Als er das span. Gebiet betrat, schrieb er an seinen Sohn, der unter dem Namen Herzog von Liria bekannt ist, und ermahnte ihn, seine Pflicht zu thun und nach allen seinen Kräften für seinen Herrscher zu kämpfen. 1733 hatte er den Oberbefehl über ein Heer, welches bei Strasburg den Rhein überschritt, worauf bei der Belagerung von Philippsburg 1734 eine Kanonenkugel sein Leben endete.

Beryll, s. Smaragd.

Berzelius (Jakob), einer der verdienstvollsten Chemiker, geb. 1779 in Linköping in Ostgothland, studirte von 1796 an in Upsala Medicin und Naturwissenschaften, vorzüglich aber Chemie, machte auch deshalb späterhin mehre wissenschaftliche Reisen, ward Professor der Chemie und Pharmacie, Assessor am schwed. Sanitätscollegium und Secretair der kön. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. König Karl XIV. Johann erhob ihn in den Adelstand. Auch ward er als Abgeordneter zur Ständeversammlung gewählt. Seine Verdienste in der Chemie sind so zahlreich, daß es schwer ist, sie in einem kurzen Überblick zusammenzufassen; unbestritten hat er unter den jetzt lebenden Chemikern die größte Autorität, und die ganze jetzige Gestaltung der Chemie beruht großentheils auf seinen Entdeckungen und Ansichten. Er entwickelte zuerst das elektro-chemische System auf eine fruchtbare Weise, unterwarf die stöchiometrischen Zahlen (Atomenzahlen) der einfachen Körper einer Revision und bewies gegen Thomson und einige Andere, daß sie nicht genaue Multiple von der Zahl des Wasserstoffs seien, entdeckte von einfachen Stoffen das Selen und Thorium, stellte Calcium, Baryum, Strontium, Tantal, Silicium, Zirkonium zuerst in metallischem Zustande dar, entdeckte oder untersuchte große Classen von Verbindungen, so die der Flußsäure, der Platinerzmetalle, des Tantals, Molybdäns, Vanadins, die Schwefelsalze u. s. w.; zeichnete sich nicht minder durch Untersuchungen in der organischen Chemie aus, ja er begründete eigentlich erst die thierische Chemie; erwarb sich die ausgebreitetsten Verdienste um die organische sowol als unorganische Analyse; stellte eine neue oder ganz umgeänderte Nomenclatur und Classification der chemischen Verbindungen auf, die, obwol von einigen Seiten angefochten, sich doch immer allgemeinern Eingang verschafft, hat auch ein chemisches Mineralsystem aufgestellt: kurz es ist kein Zweig der Chemie, in dem er sich nicht die größten Verdienste erworben hätte, und seine Arbeiten sind so zahlreich, daß es bei der Genauigkeit, mit der sie zugleich ausgeführt sind, fast unbegreiflich scheint, wie Ein Mann dies Alles zu leisten vermochte; doch soll er die Mithülfe tüchtiger, unter seiner Aufsicht arbeitender Schüler hierbei benutzen, deren Ausbildung ebenfalls seinen Verdiensten beigezählt werden kann, denn mehre der geschicktesten jetzt lebenden Chemiker rechnen sich zu seinen Schülern. Auch jetzt noch ist er unermüdet in seiner Thätigkeit, und jedes Jahr hat neue wichtige Entdeckungen von ihm aufzuweisen. Ein allgemeines Verdienst von ihm ist, daß er sich nie blos mit Aufsuchung vereinzelter Thatsachen begnügt, sondern stets so durchgreifende Untersuchungen über größere Gebiete anstellt, daß die Chemie als Ganzes dadurch Gewinn erhält. Außer unzähligen Arbeiten in Journalen für Chemie hat er auch mehre besondere Werke, sämmtlich von großer Wichtigkeit für die chemischen Wissenschaften, herausgegeben. Die Resultate der thierisch-chemischen Versuche, mit denen er sich vorzüglich in seiner Jugend beschäftigte, legte er in den „Föreläsningar i Djur Chemien" (2 Bde., 1806—8) nieder. Seine zahlreichen Entdeckungen und neuen in die Wissenschaft tief eingreifenden Ansichten finden sich theils in einzelnen von ihm herausgegebenen Schriften, theils in „Afhandlingar i Fysik, Chemie och Mineralogie" (6 Bde., 1806—18), welche er zuerst mit Hisinger, später aber in Gesellschaft mit mehren schwed. Gelehrten herausgab, theils auch in den Schrif-

ten der kön. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm, sowie in seinem „Lärbok i Chemien", welches zwei Auflagen erlebte. Ins Deutsche ward es übersetzt von Wöhler (4 Bde., Dresd. 1825—31), ins Französische von Jourdan (Par. 1829), und beide Übersetzungen durch des Verfassers Zusätze und Verbesserungen bereichert. Schweigger-Seidel hat B.'s „Überblick über die Zusammensetzungen der thierischen Flüssigkeiten" (Nürnb. 1815), Siegwart die „Übersicht der Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der thierischen Chemie" (Nürnb. 1815), Wöhler „Die Anwendung des Löthrohrs in der Chemie und Mineralogie" (2. Aufl., Nürnb. 1828) übersetzt. Auch sind die meisten seiner Schriften in das Englische und Französische übertragen. Seine „Jahresberichte über die Fortschritte der physischen Wissenschaften" übersetzt Wöhler; der 11. Jahrg. erschien Tübing. 1831.

Besançon, eine große, alte, wohlgebaute und von Ludwig XIV. stark befestigte Stadt, am Doubs, der die Stadt in die obere und untere theilt, welche durch eine steinerne Brücke verbunden sind, der Hauptort eines Bezirks von 26 □M. mit 95,000 Einw. im Departement Doubs. B. hat 31,000 Einw., eine Citadelle, mehre Kirchen, unter denen der Dom sich auszeichnet, Hospitäler und andere öffentliche Gebäude, unter denen das durch seine halb gothische, halb röm. Bauart merkwürdige Palais des Cardinals Granvella besondere Erwähnung verdient. Zu B. ist der Sitz eines Erzbischofs, dem die Bischöfe von Autun, Metz, Nancy, Strasburg und Dijon untergeordnet sind; eine jetzt ziemlich ausgezeichnete Facultät der katholischen Theologie, ein 1801 errichtetes Lyceum, eine 1752 gestiftete Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Maler- und Bildhauerakademie, eine Artillerieschule, eine Secondairschule für die Medicin, eine Stadtbibliothek mit einer Münzsammlung, ein Naturaliencabinet, ein Museum, ein botanischer Garten, eine Ackerbaugesellschaft, eine Taubstummenanstalt, eine Congregation barmherziger Schwestern u. s. w. Die Gegenstände der hiesigen sehr bedeutenden Fabriken sind: Eisen, Stahl, Waffen, Leinwand, Wolle, Baumwolle, Seide, Taback, besonders aber Taschen- und Stutzuhren. Unter den zu B. geborenen gelehrten und merkwürdigen Männern zeichnen wir aus den schon erwähnten Cardinal Granvella, Chifflet, Millot, den General Pajol, Nodier, Victor Hugo und Abel Rémusat. B., vor Alters Visontium, war schon zu Cäsar's Zeiten, der die Sequaner daraus vertrieb und hier den Ariovist schlug, ein bedeutender Waffenplatz. Mehre Straßen führen noch die alten röm. Namen, noch sieht man die Trümmer eines Triumphbogens, einer Wasserleitung und eines Amphitheaters. Dann war es deutsche Reichsstadt und Hauptort der Franche-Comté, mit welcher es durch den Frieden zu Nymwegen 1679 an Frankreich kam. In der Nähe von B. entdeckte man in der neuesten Zeit ein röm. Theater, welches gegen 20,000 Menschen fassen mag. Für die Polen, welche ein freiwilliges Exil in Frankreich der Unterwerfung unter den russ. Scepter vorzogen, sind B. sowie Avignon und Bourges als Hauptdepots bestimmt.

Besatzung einer Stadt, Festung oder Verschanzung heißen die zur Bewachung und Vertheidigung derselben bestimmten Soldaten, deren Zahl von dem Umfang und von der Beschaffenheit der Vertheidigungsmittel abhängt. Vauban fodert auf jedes Bastion 5—600 Mann und ein Zehntel der ganzen Summe Cavalerie. Bourmand hingegen berechnet die im Laufe der Belagerung zu jeder besondern Dienstverrichtung, der Vertheidigung und den gewöhnlich vorfallenden Arbeiten nöthige Anzahl, um die ganze Summe der Besatzung zu erhalten. Dem zufolge würden für ein Sechseck 276 Artilleristen, 534 Infanteristen als Gehülfen derselben, 4192 desgl. zum Dienst, 50 Minirer, 200 Reiter, zusammen 5252 Mann erfodert. Bei einer langen und nachdrücklichen Vertheidigung steigt aber der Verlust der Besatzung oft über die Hälfte derselben; bei der Uebergabe Danzigs 1813 waren nach einer Belagerung von 120 Tagen von 20,000 M. Besatzung nur noch 7500 am Leben.

Besborodko (Alexander, Fürst v.), Staatssecretair unter der Regierung Katharina II. und Paul I., war anfangs Secretair bei dem Feldmarschall Rumjanzow, den er auf seinen ersten Feldzügen gegen die Türken begleitete. Dann ward er bei der Kanzlei als Cabinetssecretair angestellt. Die russ. Sprache hatte er vollkommen in seiner Gewalt, schrieb sehr rein und hatte eine große Geschicklichkeit, schnell etwas schriftlich abzufassen. Einst erhielt er den Befehl, eine Ukase zu entwerfen, vergaß aber den Auftrag und erschien, ohne sie geschrieben zu haben. Die Kaiserin foderte sie, und B., ohne sich lange zu besinnen, zog aus der Schreibtafel ein leeres Blatt Papier und las die Ukase ab, als wenn er sie vor Augen hätte. Die Kaiserin, damit sehr zufrieden, verlangte das Blatt zur Unterschrift, und war sehr erstaunt es leer zu finden, machte ihm aber über seine List und Nachlässigkeit keinen Vorwurf, sondern ernannte ihn zu ihrem Geheimrath und 1780 zum Staatssecretair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Hier genoß er das ganze Vertrauen Katharina's, ward sehr mächtig und reich, und verband sich mit der Familie Woronzoff, wodurch er ein geheimer Gegner Potemkin's ward. Um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzusetzen, die Potemkin abgebrochen hatte, sandte ihn 1791 die Kaiserin nach Jassy, und B. schloß den Frieden zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiserin ab. Nach seiner Rückkehr stieg sein Ansehen immer mehr; allein bald verdrängte ihn der Günstling Plato Suboff, und B. verlor seinen Einfluß, ohne grade in Ungnade zu fallen. Als Paul I. auf den Thron gelangte, erhob ihn dieser in den Fürstenstand und wählte ihn 1797, um ein Bündniß zwischen Rußland und England gegen Frankreich zu schließen. B. starb in Petersburg zu Anfange 1799.

Beschauung (Contemplation) heißt die innerliche Anschauung, oder derjenige Zustand, in welchem der Geist, allen äußern Eindrücken entzogen, mit den im Innern erscheinenden Bildern und Begriffen ganz beschäftigt ist. Vorzugsweise aber wird von Beschaulichkeit oder Contemplation gesprochen, wo dieser Zustand anhaltend ist, wenn man also bei den Erscheinungen des Innern lange verweilt und sich gleichsam in sich selbst versenkt; ferner wenn es Gegenstände der übersinnlichen Welt sind, oder das Verhältniß der sinnlichen zur übersinnlichen und ihr Untergang in jener es ist, was der Geist auf solche Weise vorstellt und anschaut. Ein **beschauliches Leben** ist ein solches, welches überwiegend der innern Betrachtung gewidmet ist. Hier liegt einerseits die Gefahr der Verirrung durch Phantasie und eine Schwelgerei in Gefühlen, mithin der Schwärmerei, andererseits die Einseitigkeit der innern Richtung und der Abwendung von dem thätigen Leben sehr nahe, wenn die Kraft des Denkens und ein reges Pflichtgefühl nicht entgegenwirkt. Von den meisten orient. Völkern wurde die Contemplation für das wesentliche Element der Religion angesehen. In dem Charakter dieser Völker lag der Keim zum beschaulichen Leben, und von ihnen wurde es auch im 3. Jahrh., mit den gnostischen und neuplatonischen Ideen der Erhebung über die Sinnenwelt bereichert, in die christliche Religion übergetragen, bis es sich endlich durch das Mönchswesen verkörperte. In einem weltlich gesinnten Zeitalter will man dagegen von einer Sammlung des Gemüths in sich selbst, welche immer die Contemplation voraussetzt, gar nichts wissen. Übrigens ist das Leben des Denkers oder Philosophen vorherrschend ein contemplatives oder betrachtendes im guten Sinne. Wenn aber Aristoteles dieses für besser hielt als ein praktisches, Chrysipp der Stoiker dagegen das thätige oder praktische Leben vorzog, so übersahen Beide, daß es eine Anlage oder einen Beruf zur Speculation und eine Anlage zum Geschäftsleben gibt, wonach sich die Verfolgung der einen oder der andern Richtung bestimmt.

Beschicken heißt in der Hüttenkunde die Erze untereinander mit Flüssen und andern Zuschlägen vermengen, um sie zu den Hüttenprocessen vorzubereiten; im Münzwesen, auch bei den Gold- und Silberarbeitern und bei den Zinngießern,

den reinen edlern Metallen (Gold, Silber, Zinn) so viel von einem geringern Metalle (Silber, Kupfer, Blei) zusetzen, daß sie dadurch den verlangten geringern Gehalt oder Werth bekommen. (S. Legiren.)

Beschneidung heißt die bei mehren südl. Völkern herrschende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuschneiden. Das älteste Volk, wo diese Sitte herrschte, sind die Ägypter, welche beide Geschlechter in ihrem 14. Jahre beschnitten, so auch die Araber und Äthiopier. Noch wird sie bei den Urbewohnern Ägyptens, selbst bei den christlichen Kopten, auch bei den Abyssiniern, die sich gleichfalls zum Christenthume bekennen, und bei andern afrikan. Völkern, welche sie gleich den Abyssiniern von den Ägyptern empfangen zu haben scheinen, gefunden. Bei den Juden wird diese uralte Sitte, durch die sich die Nachkommen Abraham's von andern Völkern unterscheiden sollen, als ein von Gott angeordneter Gebrauch, jedesmal acht Tage nach der Geburt vollzogen. Der Beschnittene wird dadurch gleichsam eingebürgert, zu einem Mitgliede des Volkes Gottes geweiht. Moses fand sie schon bei seinem Volke und bestätigte sie. Die mohamm. Beschneidung ist wahrscheinlich ein uralter ismaelitischer Gebrauch, welchen Ismaeliter und Israeliter von ihrem gemeinschaftlichen Vater Abraham erhalten haben. Mohammed hat im Koran kein Gebot der Beschneidung gegeben, sie war schon Sitte seines Volkes und ward von demselben mit dem Islam zugleich in allen den Ländern, wo dieser Glaube Eingang fand, als ein heiliger Gebrauch eingeführt. Grund und Ursprung dieses Gebrauchs lassen sich nicht mit Sicherheit erörtern. Wenigstens ist es sehr zweifelhaft, ob er einen ärztlichen oder diätetischen Grund gehabt habe.

Beschreibung (descriptio) ist die sprachliche Darstellung eines Gegenstandes durch Angabe mehrer sowol wesentlicher als zufälliger Merkmale desselben. Die Beschreibung eines Gegenstandes gibt das Eigenthümliche seiner Erscheinung; die Erklärung geht auf das Allgemeine und Wesentliche, wodurch der Gegenstand zu begreifen ist. Die Beschreibung eines Begriffs aber wird in der Logik, zum Unterschiede von der eigentlichen Begriffserklärung (Definition), diejenige Art der Erklärung genannt, welche eine unbestimmte Mehrheit seiner Merkmale angibt, oder, nach Andern, das Allgemeine an dem Concreten, d. i. an den besondern Gegenständen, in welchen der Begriff enthalten ist, darstellt. Die prosaische Beschreibung, wozu die wissenschaftliche und logische gehört, bezweckt das Verständniß des Gegenstandes, d. i. die deutliche Vorstellung und Unterscheidung von andern. Sie darf nicht mit der Erzählung, mit der sie jedoch oft Hand in Hand geht, verwechselt werden, indem die letztere einen Gegenstand nach Dem darstellt, was mit ihm in der Zeit vorgeht, und folglich Veränderungen, Begebenheiten, Ereignisse zum Inhalt hat, die Beschreibung aber sein Bestehen und Verhalten in Raum und Zeit zur Anschauung bringt, und mithin die neben- und miteinander bestehenden Theile desselben angibt. Im Besondern sind die Gegenstände der Beschreibung Werke der Natur und Kunst, einzeln und in Verbindung, sowie körperliche und geistige Zustände und Charaktere. Treue und möglichste Anschaulichkeit sind die Haupterfodernisse derselben. Die poetische Beschreibung oder Schilderung will durch Zusammenfassung mannichfaltiger die Phantasie anregender Merkmale zu einem Ganzen das Gefühl auf eine bestimmte Weise in Bewegung setzen, und löst ihre Aufgabe um so sicherer, je lebendiger und geistreicher sie zu individualisiren versteht. Sie ist unmittelbar, wenn sie einen Gegenstand des äußern oder innern Sinnes durch seine eigenthümlichen Merkmale, mittelbar oder indirect, wenn sie einen nicht sinnlichen Gegenstand durch sinnliche Merkmale oder umgekehrt schildert. Ein Gedicht, dessen Zweck die ästhetische Beschreibung eines Ganzen ist, heißt ein beschreibendes Gedicht; im engern Sinne nennt man so das beschreibende Gedicht, das einen Naturgegenstand zum Stoffe hat. Da die Sprache das Gleichzeitige nur successiv darstellen kann, so wird dadurch der Umfang des beschreibenden Gedichts beschränkt und die Darstellungsart eigenthümlich modificirt. Die Alten

kannten es als besondere Dichtungsart nicht und mischten daher Beschreibungen nur in andere Dichtungsarten ein. Auch in neuerer Zeit ist gegen die Selbständigkeit einer besondern beschreibenden Dichtform nicht ohne Grund Bedenken erhoben worden. Die meiste Vorliebe für diese leicht langweilig werdende Gattung findet man bei den Engländern.

Besessene (daemoniaci, obsessi), nannte man gewisse Kranke, deren Übel erschreckend, das Gemüth zerrüttend, unheilbar und seinen Ursachen nach unbegreiflich erschien, besonders Epileptische, Hysterische und Wahnsinnige, und man nahm an, daß ein oder viele Dämonen in solchen Unglücklichen ihr Wesen trieben. Dieser Wahn ist uralt und findet sich in allen Religionen des Alterthums, besonders hat er in denen geherrscht, welche ein Princip und Reich des Bösen annahmen. Die Juden bildeten ihn eigenthümlich aus. Doch war er keineswegs allgemein und übereinstimmend unter ihnen. Das Evangelium Johannis erwähnt keine Dämonischen, und Josephus deutet sie im röm. Sinne von Solchen, welche von den Geistern böser Menschen in Besitz genommen worden seien. Übrigens haben weder Christus noch die Evangelisten die ganze jüdische Meinung von jenen Krankheiten bestätigen wollen. In der ersten Kirche war der Glaube an dämonische Besitzung allgemein, und die Beschwörung derselben machte sogar einen Theil der kirchlichen Liturgie aus. Aus ihr ging er als ein Merkmal echter Kirchlichkeit auch in die katholische über. Aber auch unter den Protestanten verlor sich der Glaube an Dämonen nie ganz. Gegen sie schrieben vorzüglich Balth. Bekker und Semler (s. d.). Auch in der neuesten Zeit wollte dieses Dämonenwesen hier und da wieder aufleben.

Besitz (possessio), einer der wichtigsten Begriffe im Recht. Der Besitz ist an sich ein thatsächliches Verhältniß, die Verbindung einer Person mit einer Sache, vermöge deren jene im Stande ist, die letzte zu ihren Zwecken zu brauchen. Das wirkliche Innehaben und Brauchen einer Sache, das Ausüben eines Rechts gibt den Besitzstand. Die Thatsache des Besitzens ist aber in verschiedenen Formen gedenkbar, und hat eine verschiedene Bedeutung, je nachdem der Besitzer selbst die Absicht mit seinem Besitze verbindet, die Sache für sich zu haben, als die seinige zu behalten, oder nicht, und nachdem diese Absicht eine rechtmäßige Grundlage hat, oder nicht. Der bloße thatsächliche Besitz eines äußern Gegenstandes, ohne Rücksicht auf eine Absicht des Besitzers ist Innehabung (nuda detentio), welche lediglich bei einem körperlichen Gegenstande und in einem körperlichen Verhältnisse, z. B. wenn Jemand eine Sache in der Hand oder in seinem Gewahrsam hat, sich denken läßt. Davon unterscheidet sich der ideale Besitz, welcher auch ohne körperliche und physische Innehabung fortdauert, sowol an einem Gegenstande, welchen man nicht unmittelbar körperlich in Gewahrsam haben kann, wie ein Haus, ein Stück Land, als auch indem der Besitz durch einen Andern, dem die Sache geliehen, verpachtet ist u. s. w., fortgesetzt wird. Zu dieser Form des Besitzes gehört auch das Ausüben eines Rechts, welches zwar kein Besitz in eigentlichem Sinne, aber doch etwas Ähnliches ist, und in gewissen Beziehungen den Schutz des Staats genießt. Diese analoge Anwendung der rechtlichen Begriffe und Grundsätze vom Besitz auf dergleichen Rechtsverhältnisse ist oft sehr weit ausgedehnt, aber von der neuern Rechtswissenschaft wiederum sehr beschränkt worden, doch erkennt z. B. das franz. Recht bei Familienverhältnissen den Besitz (possession d'état) insoweit an, daß es darauf sieht, ob eine Person als Ehegatte, Sohn, Tochter u. s. w. öffentlich in der Familie behandelt worden ist. Auch bei Ämtern, Präbenden, Würden läßt ein Besitz sich annehmen, welcher eines Schutzes fähig ist. Der Besitz als bloße Erscheinung oder Thatsache, wie ihn auch Derjenige hat, welcher nur für einen Dritten, als Pachter, Commodatar, oder ohne alles Recht besitzt, wird Naturbesitz genannt und dem Civilbesitz entgegengesetzt, welcher mit der Absicht des Inhabers verbunden ist, die Sache als die seinige zu besitzen, oder doch ein Recht an derselben zu haben. Ein solcher Be-

sitz (Rechtsbesitz) muß daher auch eine rechtmäßige Grundlage (justa possessionis causa, Besitztitel) haben, welche ein Recht zum Besitz gibt (jus possidendi) und ohne welche die sonst aus dem Besitz fließenden Rechte (jura possessionis) nicht stattfinden. Ein Besitzer, welcher selbst die Unzulänglichkeit seines Besitztitels kennt, ist ein unredlicher Besitzer (malae fidei possessor), und ist für Alles, was sich während seines unredlichen Besitzes mit der besessenen Sache ereignet, verantwortlich. Der wichtigste Vortheil des Besitzes ist, daß er für rechtmäßig gilt, bis das Gegentheil erwiesen wird, also Niemand seinen Besitztitel anzugeben schuldig ist, sondern erwarten kann, daß ein Anderer ein Recht zur Sache selbst nachweist; daß daher der Staat den Besitz schützt, und jede einseitige Störung wieder aufhebt; daß endlich der Besitz, wenn er lange genug fortgesetzt wird, sich in Recht verwandelt, und die entgegenstehenden Eigenthumsansprüche Anderer durch Verjährung verloren gehen; denn da Niemand im Staate sich selbst helfen, sondern die Entscheidung und Hülfe des Richters anrufen soll, so darf auch der unrechtmäßige Besitzer nicht eigenmächtig daraus vertrieben werden, und schon die röm. Rechtsverfassung hatte in den Interdicten ein einfaches und abgekürztes Verfahren, um in gewissen Fällen den Berechtigten schnell zum Besitze zu verhelfen, den gestörten Besitz aber wiederherzustellen. Das kanonische Recht hat diesen Schutz des Besitzes in der Spolienklage und Einrede noch wirksamer ausgebildet, und in dem deutschen Rechte ist noch die Beschützung im neuesten ruhigen Besitze (des letzten Jahres) hinzugekommen, wobei auf den Rechtsgrund des Besitzes gar nicht, sondern ganz allein auf die Thatsache desselben und die Störung gesehen wird (possessorium summariissimum). Da der Besitz so große Vortheile gewährt, so ist es auch sehr wichtig, durch sinnliche Merkmale die Gewißheit herzustellen, wer der eigentliche Besitzer sei. Dies ward die Veranlassung, den Übergang des Besitzes von einer Hand in die andere und die Ergreifung des Besitzes mit mancherlei in die Augen fallenden Symbolen und Feierlichkeiten zu umgeben, z. B. dem Aushauen eines Spans aus der Thür eines Gebäudes, dem Ausstechen eines Stückes Erde oder Rasen und andern Handlungen des Eigenthums. In manchen Fällen ist gerichtliche Übergabe nöthig geworden. Der Besitz muß nicht auf eine fehlerhafte Weise erlangt sein, wenn er seine Wirkung thun soll, d. i. nicht heimlich, nicht gewaltsam, nicht bittweise; sich aber in demselben, wenn er gewaltsam gestört wird, mit Gewalt zu behaupten, ist keine unerlaubte Selbsthülfe. Gegen das bessere Recht, welches ein Anderer auf eine Sache erweist, darf der Besitz freilich nicht schützen; da aber dem Staate daran liegt, daß die Eigenthumsverhältnisse nicht in ewiger Unsicherheit sind, so ist das System der Ersitzung und Verjährung eingeführt worden, vermöge dessen Foderungen und Rechte in einer angemessenen Frist geltend gemacht werden müssen, oder für aufgegeben angesehen werden. In manchen Fällen, wo nach dem strengen Recht der Römer nicht sofort Eigenthumsrechte ertheilt werden konnten, gaben die Richter einen vorläufigen Besitz (bonorum possessio), welcher durch den Ablauf der gesetzlichen Zeit zum festen Recht wurde. Die Hauptquelle für die Lehre vom Besitz ist bei uns noch immer das röm. Recht. Mit großem Unrecht setzt man auch der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt oft den Besitz, z. B. der Steuerfreiheit, entgegen. Die Foderungen der höhern Gerechtigkeit können durch den längsten Besitzstand nicht gehindert werden. Vgl. Savigny's classisches Werk: „Vom Besitze" (5. Aufl., Gieß. 1827).

Besprechen, s. Magie.

Bessarabien, eine Provinz im südl. Rußland, 44° 10′—48° 30′ Ö.L., 45° 15′—48° 13′ N. Br., am schwarzen Meer, zwischen dem nördl. Arm der Donau, dem Pruth und dem Dniester, von 786 □M. Flächeninhalt, mit 700,000 Einw. Die Provinz ist ziemlich fruchtbar, leidet aber Mangel an Holz und Wasser; erbaut viel Getreide und treibt Schaf- und Pferdezucht. In dem Districte Akjerman gibt es auch Salinen; die dortigen Salzseen können jährlich bis 50 Mill. Pud Salz liefern. Die meisten Einwohner sind Walachen, Zigeuner und Ta-

taren; doch haben sich nach und nach über 7000 fremde Colonistenfamilien angesiedelt, die meist Deutsche sind und sich zur protestantischen Kirche bekennen. Die Hauptstadt ist Kischenew, Sitz eines griech. Bischofs, mit 20,000 Einw.; am Dniester liegen die Festungen Choczim, Bender, an der Mündung desselben Akjerman, und am nördl. Donauarm Ismail und Kilianova. Die Bewohner B.'s gehorchten der Pforte nur, wenn sie Lust hatten, lebten ziemlich frei, bis durch den Frieden von Bukarescht 1812 diese Provinz mit Rußland vereinigt ward, welches dort ein bedeutendes Grenzheer unterhält.

Bessel (Friedr. Wilh.), Astronom und Professor der Astronomie in Königsberg seit 1810, mit dem Prädicate Geheimer Regierungsrath, geb. 22. Jul. 1784 in Minden, trat, 15 Jahre alt, als Lehrling in eine der ersten Handlungen in Bremen. Hier erregte der Verkehr mit dem Meere bei ihm die Neigung zur Geographie, später zur Nautik, und er suchte sich aus Büchern einige mathematische Kenntnisse anzueignen. Da er bald zur Astronomie überging, so leitete ihn diese zu fernern Studien. Er verwandte dazu die Nächte, indem die Tage andern Geschäften gehörten. Eine astronomische Arbeit verschaffte ihm Olbers' Bekanntschaft, welcher ihn von nun an mit Rath unterstützte. Auf dessen Empfehlung ging B. nach Lilienthal zu Schröter und verwaltete dort vier Jahre die Stelle eines Inspectors der der göttinger Universität gehörenden Instrumente. Von hier nach Königsberg berufen, baute er 1812—13 die Sternwarte, welche, in diesen Unglücksjahren entstanden, ein Denkmal des wissenschaftlichen Geistes der preuß. Regierung bleiben wird. Bis 1819 war die königsberger Sternwarte mit engl. Instrumenten ausgerüstet, in diesem Jahre gewährte aber das Ministerium ihr die Mittel, sich mit neuen Reichenbach'schen Instrumenten von der höchsten Vollkommenheit zu versehen. Außer mehren zerstreuten Abhandlungen lieferte B. eine Schrift „Theorie der Störungen der Kometen" (Königsb. 1810), und gab „Fundamenta astronomiae deducta ex observ. J. Bradley" heraus, ein Werk, welches die Resultate aus Bradley's Beobachtungen enthält. Für unsere Zeit suchte B. durch eigne Beobachtungen und durch strenge Kritik der Methoden und Instrumente die nothwendige Sicherheit herbeizuführen und überhaupt im Vaterlande des Kopernicus den Sinn für mathematische und astronomische Wissenschaften wieder zu wecken. Sehr verdienstlich waren seine „Tabulae Regiomontanae reductionum observationum ab a. 1750 usque ad a. 1850 computatae" (Königsb. 1830). Von seinen „Astronom. Beobachtungen auf der Sternwarte zu Königsberg" erschien die 15. Abth., v. 1. Jan. — 31. Dec. 1829, Königsb. 1830.

Bessières (Armand), Herzog von Istrien und Marschall von Frankreich, war 1751 geboren. Frühzeitig trat er als gemeiner Soldat bei dem franz. Heere ein und hatte sich 1796 bis zum Hauptmann aufgeschwungen, als ihn Bonaparte zum Commandanten seiner Guiden bei der italien. Armee ernannte. Durch Muth und Tapferkeit trug er am 4. Sept. 1796 viel zum Siege bei Roveredo bei, ward hierauf mit den eroberten Fahnen an das Directorium gesandt und kehrte als Oberst zur Armee zurück. Er begleitete Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten und kehrte wieder mit ihm zurück. Nach der Revolution vom 18. Brumaire ward er Brigade-, und sehr bald Divisionsgeneral. Als solcher hatte er den Befehl über die Guiden zu Pferde von der Consulargarde und ward nach Napoleon's Thronbesteigung Marschall. Gegen Ende des Jahres 1805 folgte er der Armee nach Deutschland und hatte großen Antheil am Feldzuge von 1805, der so glänzenden Erfolges war. Durch kühnes Vordringen mit den Garden, die er großentheils befehligte, zeichnete er sich besonders bei Austerlitz aus. Auch in dem preuß.-franz. Feldzuge von 1806 focht er sehr glücklich, namentlich in der Schlacht bei Eylau, wo er die kühnen Cavalerieangriffe des Großherzogs von Berg kräftig unterstützte. Bei der Zusammenkunft Napoleon's und Alexander's auf dem Niemen ward ihm die Auszeichnung, den Kaiser zu begleiten. Später erhielt er das Commando eines

Theils der Armee in Spanien; bei dem Wiederausbruche aber des Kriegs mit Östreich 1809 den Oberbefehl über die franz. Cavalerie; bei Wagram ward er verwundet. An Bernadotte's Stelle übernahm er dann das Commando der Nordarmee, gab aber dasselbe sehr bald wieder ab. Mit der großen Armee machte er 1812 und 1813 den Feldzug nach Rußland und Sachsen. Beim Recognosciren vor der Schlacht bei Lützen am 1. Mai 1813 fand er seinen Tod durch eine Kanonenkugel; sein Leichnam ward nach Paris gebracht. Obschon B. durch persönliche Tapferkeit und Entschlossenheit ausgezeichnet war, so fehlte es ihm doch an den Talenten eines großen Feldherrn.

Besteck, in der Schiffahrtskunde, der vom Steuermann auf der Seekarte bemerkte Ort, wo dieser vermeint, auf der See zu sein. Die Seefahrer nennen daher ein Besteck machen, wenn sie den Ort, wo sie zu sein muthmaßen, auf der Seekarte bezeichnen. Dies pflegt alle drei Stunden zu geschehen, und es muß ein Jeder, wenn er vom Steuer abgelöst wird, in seinem Tagebuche, nach Schifferweise, den Besteck aufzeichnen.

Besteuerung, s. **Abgaben** und **Steuerfreiheit**.

Bestimmung des Menschen. Wozu bin ich da, und was soll aus mir werden? Diese Fragen sind unstreitig die wichtigsten, welche der Mensch sich selbst vorlegen kann. Die Antwort darauf kündigt ihm seinen Beruf oder seine Bestimmung an, welche überhaupt nichts Anderes ist als der vernünftige Gebrauch, den er von seinen Kräften machen soll, oder schlechthin der Zweck seines Daseins. Der Mensch hat Neigungen und Kräfte in seiner Natur, die unaufhörlich nach etwas ringen. Dieses Ziel seines Bestrebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Besitz desselben seinen Zustand zu verbessern. Auf diese Weise begehrt er Gesundheit, Reichthum, Schönheit, Ansehen u. s. w. Diese Güter aber sind veränderlich und hinfällig, und obgleich sie den Zustand des Menschen eine Zeit lang verbessern oder zu verbessern scheinen, so kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Der Grund davon ist, weil sie nicht vollkommen in der Macht des Menschen stehen, und alles Bemühen, ihnen eine stete Fortdauer zu geben, vergeblich ist. Die Stoiker bezeichneten sie daher als Dinge, welche als nützlich vorgezogen zu werden verdienen. Sie machen die äußere Bestimmung des Menschen aus, inwiefern derselbe ein Glied der Sinnenwelt ist. Bei dieser äußern Bestimmung, welche nach Epikur's System darin bestand, sich das Leben möglichst angenehm zu machen, blieb dieser Philosoph stehen. Er würde Recht gehabt haben, wenn der Mensch nur ein Sinnenwesen wäre. Allein seine moralische Natur bestimmt den Preis der Güter nicht nach der Annehmlichkeit des sinnlichen Lebens allein, sondern nach vernünftigen Bestimmungs- und Erkenntnißgründen. Das Bewußtsein seiner selbst, welches ihn über das Thier erhebt, lehrt ihn sich selbst und die ihm verliehenen Kräfte, sowie die wesentliche Aufgabe der Menschheit kennen, und verpflichtet ihn, die Idee der Menschheit durch treue Ausbildung und Anwendung seiner individuellen Kraft in den besondern Verhältnissen, in welche ihn die Natur gestellt hat, auf eigenthümliche Weise zu verwirklichen. Und hierin liegt im Allgemeinen die Bestimmung jedes Menschen. Sie umfaßt daher alle Seiten der menschlichen Thätigkeit; sie vernichtet nicht die sinnliche Natur, stellt sie aber unter die Herrschaft der Vernunft. Zunächst jedoch geht sie auf die Hervorbringung und Befestigung einer uneigennützigen Liebe des Guten, d. i. des Vernunftmäßigen im Handeln, die nur durch Kampf mit sinnlichen Neigungen erworben werden kann. Diese Bestimmung des Menschen haben die größten Denker wissenschaftlich zu entwickeln gesucht, z. B. Fichte in der Schrift: „Die Bestimmung des Menschen" (Berl. 1800, 2. Aufl., 1825). Aber auch schon die Alten, z. B. Cicero in der Schrift, „De finibus", haben Untersuchungen darüber angestellt.

Bestreichen (flankiren) heißt eine aufgestellte Truppe, ein Festungswerk oder eine Verschanzung von der Seite beschießen. Des nächtlichen Feuers und Ge-

brauchs der Kanonen wegen müssen bei der Vertheidigung zweier befestigten Linien, welche einander bestreichen sollen, selbige senkrecht aufeinander stehen. In diesem Falle ist die Vertheidigung rechtwinklig; machen aber die beiden Linien einen spitzigen Winkel miteinander, so ist sie einbohrend. Jene vertheidigt den Graben und hindert also den Übergang über denselben; diese beschießt die Breche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geschieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten, so dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang sein.

Bestücheff (Riumin Alexei, Graf von), russ. Reichskanzler, geb. zu Moskau 1693, begleitete als Cavalier die russ. Gesandtschaft zu dem utrechter Frieden, ward Gesandter am engl. Hofe, hierauf kais. russ. Oberkammerjunker und Gesandter am dän. Hofe. Die Kaiserin Anna machte ihn zum Geheimrath und Cabinetsminister. Nach der Entsetzung des Herzogs von Kurland jedoch, dem er während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentschaft ausgewirkt hatte, kam er in Verhaft. Die Kaiserin Elisabeth aber setzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenstand und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Auf diesem Posten bewies er sich als einen Freund des Hauses Östreich, und brachte, vermöge seiner Abneigung gegen den preuß. Hof, 1756 das merkwürdige Bündniß zwischen den beiden Kaiserhöfen zu Stande, leitete auch den Krieg wider Preußen ein. Als eine Unpäßlichkeit der Kaiserin ihn deren Tod befürchten ließ, suchte er, wie man glaubt, ihre Erbfolgeverordnung umzustoßen, den Großfürsten, Peter Fedorowitsch, von dem er gehaßt wurde, von der Thronfolge auszuschließen und dieselbe auf den Prinzen Paul Petrowitsch zu bringen. In dieser Absicht schrieb er an den General Apraxin, der die russ. Truppen befehligte, daß er unverzüglich mit dem Heere aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that solches grade nach der für die Russen so glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägerndorf. Die Kaiserin erholte sich indessen wieder und erfuhr den Rückzug ihres Heers. B. wurde nun 1758, als des Hochverraths schuldig, aller seiner Würden entsetzt und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwiesen. Seine Verbannung währte auch unter der Regierung Peter III. fort. Erst Katharina II. setzte ihn 1762 mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in seine vorigen Würden ein, brauchte ihn aber nicht in Staatsangelegenheiten. Während seiner Verbannung schrieb er: „Auserlesene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Trost eines jeden unschuldig leidenden Christen zusammengetragen“, die auch ins Deutsche übersetzt wurden. B. starb 1766.

Betastung, s. Sinn und Gefühl.

Betel (piper betle), ein kletternder Strauch in Ostindien, der zur Gattung des Pfeffers gehört. Er hat einen rothen Saft, seine Blätter sind scharf zugespitzt, herzförmig, fünf- bis siebennervig, haben einen sehr bittern Geschmack. Die Früchte wachsen auf langen Ähren. Er ist vorzüglich deshalb merkwürdig, weil er als Hauptbestandtheil einer Mischung, die man in seinem Vaterlande sehr häufig kaut, den Namen gegeben hat. Sie ist aus Betel, Tabacksblättern und gelöschtem Kalke zusammengesetzt. Männer und Weiber von allen Ständen führen diese Mischung in einer besondern Büchse bei sich und bedienen sich ihrer unaufhörlich. So reichen die Ostindier einander die Betelbüchse, wie die Europäer die Tabacksdose, zum Zeichen der Freundschaft dar; der Geringere darf den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkauen überhaupt in gewissen Fällen zu unterlassen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Übrigens stärkt der Gebrauch des Betels die Speicheldrüsen und Verdauungswerkzeuge, sowie er überhaupt die Hautausdünstung vermindert und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der übermäßigen Absonderung des Schweißes zu entstehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, sondern auch die andern Ausleerungen backsteinroth und zerfrißt bei zu häufigem Gebrauch die Zähne. Ebenso gebraucht man in Indien den piper malamiri und siriboa.

Beten heißt ursprünglich so viel als bitten, mit dem Unterschiede, daß beten

sich nur auf die Gottheit, von der man etwas bittet, bezieht. Auch in der griech., lat. und franz. Sprache findet jene Verwandtschaft bei den gleichbedeutenden Wörtern statt. In einem tiefern Sinne aber ist beten, d. h. Gott als gegenwärtig seine Gedanken vortragen, nur der christlichen Religion eigen. (S. Gebet.) Die Griechen und Römer, wie alle heidnische Völker, breiteten die Hände beim Beten aus, eben weil sie beteten, um zu empfangen. Diese alte Art zu beten behielten die Christen anfangs bei, veränderten aber diese Haltung nachher, indem sie, um die Stellung des Heilandes am Kreuze nachzuahmen, die Arme gleich weit ausspreizten, wobei sie sich bei Stunden langen Gebeten sehr oft die Arme durch ihre Diener stemmen und halten ließen. Später legte man auch die Arme kreuzweise übereinander und ahmte so die orient. Bitte der Unterthänigkeit und Demuth nach; dann hob man blos die übereinander gelegten halb hohlen Hände, bis es endlich zu unserm jetzt üblichen Händefalten kam, das im Alterthume sowol ein Zeichen des tiefsten Schmerzes als der Herabwürdigung war. Die Mohammedaner richten sich beim Gebete nach Morgen, nämlich nach der Gegend, wo der Prophet begraben liegt; die griech. Christen thun dasselbe, um nach dem heiligen Grabe gewendet zu beten.

Betfahrt heißt das Pilgern zu einem Heiligenbilde, wobei geopfert wird. Dann nennt man auch die öffentlichen Processionen Betfahrten, bei welchen die Bilder der Heiligen mit Gesang, Fahnen und Kreuz durch die Felder getragen werden, um ihren Schutz und Segen für die Früchte zu gewinnen. Da dieses gewöhnlich drei Tage vor Himmelfahrt geschieht, so hat diese Woche den Namen Betfahrt- oder Betwoche, und die drei Tage vor Himmelfahrt haben den Namen Bettage bekommen.

Betglocke heißt das Zeichen, welches mit einer Glocke zu bestimmten Zeiten zum Beten gegeben wird. Der Gebrauch der Glocken zu diesem Zwecke besteht schon seit dem 13. Jahrhundert. Gregor IX. verordnete zuerst, daß während des Messelesens, und Innocenz XXII., daß gegen Abend durch drei Glockenschläge die Christenheit zum Gebet aufgefodert werde. Die Betglocke hieß später auch die Türkenglocke, weil durch Calixtus VI. 1455 befohlen und seit 1542 in Deutschland allgemein eingeführt wurde, in den Mittagsstunden ein Zeichen mit der Glocke zum Gebet gegen die Türken zu geben.

Bethesda, das ist: Ort der Barmherzigkeit, hieß der Teich bei Jerusalem, welcher sonst nirgend als beim Johannes Cap. 5 erwähnt wird. In den fünf Hallen oder bedeckten Gängen desselben hielten sich viele Kranke auf, welche, nach Johannes' Berichte, auf die Bewegung des Wassers warteten, um sich darin zu baden. Wahrscheinlich nach einer jüdischen Volksmeinung läßt jene Erzählung diese Bewegung durch einen Engel bewirken, der zu einer gewissen Zeit in den Teich steigt und den Kranken, welcher nach dieser Bewegung zuerst in das Wasser kommt, gesund macht. Schon die Kirchenväter, namentlich der dichterische Paraphrast des Johannes, Nonnus, erklären diese Erscheinung auf natürliche Weise. In neuerer Zeit schrieb man die Wirkung dieses Wassers entweder der mineralischen Kraft desselben, oder dem Umstande zu, daß das Blut der im Tempel geopferten Thiere in den Teich floß.

Bethlehem, ursprünglich Ephrata, jetzt Beth el ham, 1) der Geburtsort Christi, ein Dorf, früher eine Stadt, in Syrien, eine Meile südwestl. von Jerusalem, an einem ganz mit Weinstöcken und Ölbäumen bedeckten Berge, wohin eine Wasserleitung führt, mit 300 Häusern und 2500 griech. und armen. Einw., welche hölzerne Rosenkränze und mit Perlmutter eingelegte Crucifixe für die Pilger verfertigen und sehr guten weißen Wein bauen. An dem Orte, wo angeblich Christus geboren wurde, steht eine Kirche, welche aber nicht die Kaiserin Helena, sondern Justinian erbaut hat. Sie ist der h. Maria zur Krippe (di presepio) gewidmet, und man zeigt in derselben noch ein Becken von Marmor, in welches Christus als Kind gelegt worden sei. B. ist auch der Geburtsort David's, weshalb es sehr oft Königsstadt heißt. 2) **Bethlehem**, die Hauptniederlassung der evangelischen Brüdergemeinde in Nordamerika, eine 1741 gegründete Stadt in der pennsylvan. Grafschaft

Northampton am Einfluß des verschiedene Mühlen treibenden Manakissy in den Lehigh, 11 Meilen nordwestl. von Philadelphia, Sitz eines Bischofs, mit einer schönen Kirche und 1500 Einw., welche deutsch sprechen und Manufacturisten sind. Die drei verschiedenen Häuser für unverheirathete junge Männer, Mädchen und Witwen zeichnen sich durch die in ihrem Innern herrschende fast klösterliche Zucht aus. In die damit verbundenen zweckmäßigen Kostschulen werden auch Kinder anderer christlichen Glaubensverwandten aufgenommen. 3) Bethlehem oder Bedlam, s. London.

Bethlehemiten oder bethlehemitische Brüder nannten sich 1) eine Mönchsgesellschaft zu Cambridge im 13. Jahrh., welche Dominikanerkleidung trugen; dann 2) ein Mönchsorden, der 1659 durch Peter von Betancourt in Guatemala gestiftet, 1673 zuerst bestätigt wurde, Kapuzinerkleidung trug und der Regel des Augustin folgte; 3) die Anhänger des Hieronymus Huß von der Bethlehemskirche in Prag, wo dieser predigte.

Bethlen (Gabriel), gewöhnlich, nach der altungar. Gewohnheit, die Taufnamen den Familiennamen nachzusetzen, Bethlen Gabor genannt, geb. 1580, aus einem angesehenen oberungar., auch in Siebenbürgen begüterten Geschlechte, welches die protestantische Religion angenommen hatte. Bei den Unruhen in Siebenbürgen, während der Regierungen Siegmund's und Gabriel's, aus dem Hause Bathori, wußte B. sich unter den Großen des Landes Freunde zu machen, und nach dem Tode der beiden unglücklichen Fürsten, 1613, gelang es ihm, sich mit türk. Hülfe zum Fürsten von Siebenbürgen erwählen zu lassen, da das Haus Östreich damals nicht in der Lage war, seine Ansprüche auf dieses Land gegen ihn zu behaupten. Als 1619 die böhm. Stände sich gegen Östreich auflehnten, verband sich B. mit ihnen, drang mit einem starken Heer in Ungarn ein, eroberte Presburg, bedrohte Wien und ließ sich am 25. Aug. 1620 zum Könige von Ungarn erwählen. Als jedoch das Glück den kais. Waffen günstig geworden war, schloß B. mit Ferdinand Frieden und verzichtete auf das Königreich und den kön. Titel, wogegen ihm sieben ungar. Gespanschaften nebst der Stadt Kaschau überlassen und die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor zugesagt wurden. Aber schon 1623 griff der unruhige Fürst wieder zu den Waffen und drang mit 60,000 M. bis gegen Brünn in Mähren vor, ward aber, als die Vereinigung mit den Truppen des Herzogs Christian von Braunschweig nicht gelang, bewogen, 1624 einen Waffenstillstand einzugehen und, unter den vorigen Bedingungen, aufs Neue Frieden zu schließen. Ein wiederholter Friedensbruch, den B. 1626 mit dem Grafen von Mansfeld verabredet hatte, blieb ebenfalls, da Letzterer von Wallenstein geschlagen ward und von allen Hülfsmitteln entblößt in Siebenbürgen ankam, ohne weitere Folgen. B. endete sein unruhiges und thatenreiches Leben am 5. Nov. 1629. Durch ein Testament empfahl er sein Land und seine kinderlose Witwe, eine geb. Prinzessin von Brandenburg, der Obhut des röm. Kaisers Ferdinand II., ernannte den türk. Kaiser zum Vollstrecker seines letzten Willens, und vermachte Jedem derselben, sowie dem röm. Könige, Ferdinand III., ein schönes Pferd mit kostbarem Geschirr und 40,000 Dukaten an baarem Gelde.

Bethmann (Friederike Auguste Konradine), eine der größten Zierden unter Deutschlands Schauspielerinnen, geb. 24. Jan. 1766 zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, herzoglicher Beamter war. Nach dem Tode desselben verheirathete sich ihre Mutter mit dem Schauspieldirector Großmann. Dieser ging mit seiner Familie 1779 in die Rheingegenden, wo sich die Tochter mit dem durch sein reiches Talent allgemein beliebten Komiker Unzelmann verheirathete und die Bühne betrat. Ihre angenehme Stimme machte, daß sie sich zuerst in der Oper versuchte, die sie auch späterhin nie ganz aufgab. Bald erhielt sie durch Gesang und Spiel in muntern und naiven sowol als empfindsamen Rollen großen Beifall, und ward nebst ihrem Gatten nach Berlin gerufen, wo sie sich nach und nach immer mehr ausbildete. Sie ließ sich

1803 von ihrem Gatten scheiden, verheirathete sich mit dem Schauspieler Bethmann und starb 1814. Eine wahrhaft schöpferische Phantasie, ein tiefes und zartes Gefühl, ein scharfer Verstand vereinigten sich in ihr mit einem mehr zarten als starken Körper, einer ausdrucksvollen, doch nicht schönen Gesichtsbildung, und einer Stimme, welche durch Biegsamkeit und Wohllaut geschickt war, das Gemüth im Innersten zu bewegen und mit seltener Vollkommenheit die leisesten Abstufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen. Sie gehörte unter die seltenen Erscheinungen unserer Bühne, deren Talente sich allseitig zur Vollendung entwickelt hatten, besonders seit Iffland ihr Muster ward. Sie war im Trauerspiel wie im Lustspiel gleich ausgezeichnet. Ihr höchster Triumph war das Naive. Ihr Spiel war überall voll Seele und unverkünstelter Natur, ihr feiner Takt in Auffassung alles Dessen, was zur Darstellung einer Persönlichkeit gehört, bewundernswürdig. Sie verstand die dem Schauspieler so wichtige Kunst, sich nicht nur passend, sondern ideal und charakteristisch zugleich zu kleiden, so vollkommen, daß sie immer eine anziehende Erscheinung gewährte. Ihre Declamation verdiente als Muster aufgestellt zu werden, indem sie von steifem Prunk und affectirter Betonung, sowie von falsch verstandener Natürlichkeit und nachlässiger Behandlung der Rede gleichweit entfernt war.

Betonung, s. Accent.

Betrug (dolus, fraus) heißt die Bestimmung eines Andern zu irgend einer Handlung oder Unterlassung durch eine ihm beigebrachte falsche Vorstellung. Geschieht dies aus guter Absicht, so spricht man von einem frommen Betruge (pia fraus), der auch dann ausgeübt wird, wenn dem Volke irgend ein falscher Glaube aufgedrungen, irgend ein Blendwerk, z. B. ein künstlich veranstaltetes Wunder vorgemacht, wenn ihm die Wahrheit vorenthalten, oder wenn es vorsetzlich in Irrthum und Aberglauben erhalten wird. Je höher und wichtiger der Zweck ist, zu welchem man glaubt einen solchen Betrug brauchen zu müssen, desto pflicht- und zweckwidriger ist derselbe. Im bürgerlichen Verkehr ist Betrug ebenso unerlaubt als unsittlich, und es kann durch Betrug keine gültige Verpflichtung eines Andern erlangt werden. Ein sonst seiner Form nach verbindlicher Vertrag kann, wenn er durch Betrug bewirkt worden, in den nächsten zwei Jahren durch die Klage wegen Betrugs (actio doli) angefochten und dem Betrüger, wenn er auf Erfüllung klagt, immer noch die Einrede des Betrugs entgegengesetzt werden. Eine kleine List (solertia cum dissimulatione) wird jedoch nicht für unrechtmäßig gehalten. Unredlichkeit in der Erfüllung eines Vertrags oder einer Verbindlichkeit gibt nur ein Recht auf vollständige Erfüllung zu klagen; ein Verbrechen ist der Betrug nur dann, wenn die Wahrheit zum Schaden eines Einzelnen oder des Publicums und in Verhältnissen, wo Jemand auf dieselbe ein Recht hat, entstellt wird. Hierher gehört Verfertigung falscher, oder Verfälschung echter, zumal öffentlicher Urkunden, die auch dann strafbar ist, wenn ein Einzelner dadurch nicht beschädigt wird. Betrug, welcher nicht als ein bestimmtes Verbrechen, z. B. Fälschung, Meineid, Bigamie, Falschmünzen u. s. w. gesetzlich ausgezeichnet wird, heißt im röm. Rechte Stellionat. Sowie der Betrug eine große Mannichfaltigkeit von Fällen unter sich begreift, so ist auch die Strafe sehr verschieden von der Todesstrafe, womit einige Gesetzgebungen die Urkundenfälschung, das Falschmünzen, Bigamie u. s. w. bedrohen, bis zu geringen Gefängniß- und bloßen Geldstrafen herab.

Bettelei. So heilige Pflicht es auch für einen Jeden und für den Staat ist, sich Derjenigen anzunehmen, welche durch Alter, Krankheit und Mangel an Arbeit außer Stand gesetzt worden, sich zu ernähren (res sacra miser), so groß ist auch die Pflicht, das müßige Umherziehen und Einsammeln der Almosen vor den Thüren zu verhindern. Das Bettlerleben erhält für Die, welche einmal die Scham überwunden haben, einen gefährlichen Reiz und ist die Pflanzschule der tiefsten Verdorbenheit und der größten Verbrechen. Den Sommer bringen die Bettler von Profession „im Lande" zu, und haben in den Wäldern ihre bestimmten Versammlungs-

orte, Feuerplätze, den Winter suchen sie ein nothdürftiges Obdach in den Dörfern, Hirten- und Gemeindehäusern, lassen sich auch vorsätzlich aufgreifen und in Arbeits- und Armenhäusern versorgen. Ein großer Theil dieser Menschen ist wirklich heimatlos, und es kann diesem Landstreicherwesen daher nur durch Gesetze ein Ende gemacht werden, wodurch einem jeden Menschen eine Heimat gegeben wird, die ihn versorgen muß, wenn er wirklich bedürftig ist, wo er aber auch in Aufsicht gehalten und zur Arbeit genöthigt werden kann. Reichliche Almosen ohne System gegeben, vermehren nur die Zahl der Müßiggänger, verstellten Kranken und Bettler von Gewerbe, die eine Plage und Pest der Gesellschaft und ein Vorwurf für den Staat sind. (S. Almosen.)

Bettelmönche oder Mendicanten heißen in der katholischen Kirche die Mönche der Klöster, welche ihrer alten Regel zufolge durchaus kein Eigenthum besitzen durften, sondern von milden Gaben, die ihnen entweder zu bestimmten Zeiten verabreicht oder von ihnen außerhalb des Klosters eingesammelt wurden, leben sollten. Ihre erste Begründung fällt in den Anfang des 13. Jahrh.; schnell nacheinander entstanden damals die Dominikaner-, Franziskaner-, Augustiner- und Karmeliter-Bettelorden. Schon 1227 sah sich die Kirchenversammlung zu Lyon zu der Bestimmung genöthigt, daß außer den einmal bestehenden weiter kein Bettelorden gegründet werden dürfe. Gleichsam zur Entschädigung für ihre strenge Ordensregel erhielten die Bettelmönche von den Päpsten wichtige Privilegien. Sie genossen vollständige Freiheit von aller weltlichen und bischöflichen Gerichtsbarkeit, hatten die Befugniß, außerhalb des Klosters von Jedem Almosen zu fodern, und konnten überall ohne Rücksicht auf Parochialverhältnisse der Pfarrer predigen, Beichte hören, Messe lesen und päpstliche Ablässe verkaufen. Die Mönche, welche das Einsammeln der Almosen zu besorgen hatten, hießen Terminanten, das Betteln selbst nannte man Terminiren, und zum Behufe desselben unterhielt man in den Städten eigne Termineihäuser. Obschon die Stiftung neuer Mönchsorden wiederholt durch Kirchenversammlungen untersagt worden war, so wußten sich doch mehre seit dem Anfange des 16. Jahrh. entstandene Institute dieser Art dadurch, daß sie eine gemeinnützige Thätigkeit als ihre Bestimmung angaben, die päpstliche Genehmigung zu verschaffen und jenes Verbot dadurch zu umgehen, daß sie sich regulirte Chorherren des h. Augustinus nennen ließen, die schwarze Kleidung der Weltgeistlichen trugen und auf diese Weise keinen neuen Mönchsorden bildeten. Dergleichen Vereinigungen eifrig zu unterstützen fanden sich die Päpste um so mehr veranlaßt, da durch die Reformation alle Orden bedeutend geschwächt waren. Aus dieser Zeit stammen die Theatiner, Barnabiten, Somasker, die Väter der christlichen Lehre zum katechetischen Volksunterrichte, in Frankreich die Väter und Priester vom Oratorium, die Lazaristen, Bartholomäer, Piaristen und barmherzigen Brüder. Wie gleich anfangs das Klosterleben der Mönche Anlaß zu ähnlichen Verbindungen unter Jungfrauen gegeben hatte, so war dies auch bei den Bettelorden der Fall, und bald zählte jeder derselben auch Jungfrauen unter seinen Gliedern, welche mit den Mönchen Gelübde und Kleidung theilten und nur von der priesterlichen Wirksamkeit ausgeschlossen blieben. Für die Privilegien des röm. Hofes blieben die Bettelmönche nicht unerkenntlich; sie waren stets die treuesten Anhänger und eifrigsten Vertheidiger der röm. Curie. Einzig und allein von Rom abhängig, bewährten sie die Stärke ihrer hierarchisch-militairischen Verfassung mit einem Erfolg, der bei der Regierung großer Körperschaften nur durch Einheit der gebietenden Macht und blinden Gehorsam sich erreichen läßt. In dem Verhältnisse, wie die Strenge ihrer Regel nachließ, ist auch ihr Ansehen gesunken; ja sie wollen selbst da nicht gedeihen, wo ihnen in den neuesten Zeiten, wie in Östreich, Baiern und Köthen, die Aufnahme von Novizen wieder gestattet und sie, da alles Betteln aufgehoben ist, vom Staate unterhalten werden.

Bettinelli (Saverio), Literator, geb. zu Mantua 1718, studirte unter den Jesuiten daselbst und zu Bologna, trat 1736 in das Noviziat dieses Ordens, und

lehrte von 1739—44 die schönen Wissenschaften zu Brescia. Schon hier machte er sich durch einige für Schulübungen abgefaßte Poesien bekannt. In Bologna, wo er Theologie studirte, fuhr er fort, sein dichterisches Talent auszubilden, und schrieb für das Theater des Collegiums seine Tragödie „Jonathan". Seit 1751 war ihm die Direction des adeligen Collegiums zu Parma anvertraut; er leitete hier besonders die historischen und poetischen Studien und die theatralischen Übungen. Acht Jahre verweilte er daselbst, während welcher er jedoch mehre Städte Italiens besuchte. Hierauf machte er größere Reisen durch Deutschland und Frankreich, und ward überall mit den geistreichsten Männern bekannt. Endlich kehrte er nach Italien zurück, und blieb in Verona bis 1767, beschäftigte sich mit Predigen und Unterricht, und bekehrte die Jugend in der Kirche zu Gott und in seinem Hause zum guten Geschmack. Nach der Aufhebung der Jesuiten, 1773, ging er in seine Vaterstadt zurück, wo er seine literarischen Arbeiten mit erneutem Eifer wieder vornahm. Noch als ein Greis von 90 Jahren behielt er die Fröhlichkeit und Heiterkeit seines Geistes, und starb endlich 1808 mit der Fassung eines Philosophen und den Empfindungen eines religiösen Mannes. B. gab mehre Schriften heraus; die Gunst der Frauen suchte er sich namentlich durch den „Briefwechsel zwischen zwei Frauen", die „Briefe an Lesbia über die Epigramme", und endlich die „Vierundzwanzig Gespräche über die Liebe" zu erwerben. 1799 begann er eine vollständige Ausgabe seiner Werke (Venedig 1801, 12 Bde., 12.). Das Werk: „Risorgimento negli studj, nelle arti e ne' costumi dopo il mille" (3 Bde.), ist etwas oberflächlich, doch fehlt es darin nicht an neuen und richtigen Ansichten; besser ist die auch in Deutschland bekannt gewordene Abhandlung: „Dell' entusiasmo nelle belle arti"; das meiste Aufsehen machten die „Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi", von denen nur ein Band erschienen ist; auch verwickelten die darin ausgesprochenen Ansichten ihn in viele Streitigkeiten. Seine „Poesie" (3 Bde.) enthalten 7 poemetti, 16 Briefe in Versen, Sonette, Canzonen u. s. w. Ohne sich darin als großen Dichter zu zeigen, ist er immer zierlich und geistreich. Vgl. Napione's „Vita dell' Abbate Sav. B." (Turin 1819).

Bettung, s. Batterie.

Beurtheilung überhaupt ist die Bestimmung der Wahrheit und des Werthes oder Unwerthes einer Sache nach Gründen. Die Denkkraft, insofern sie nicht blos Begriffe formell verbindet oder trennt, sondern das Wahre und Unwahre, Gute und Böse, Nützliche oder Schädliche u. s. w. eines bestimmten Gegenstandes erkennt und durch Urtheile bestimmt, wird Beurtheilungskraft genannt. Die Beurtheilung fodert daher Einsicht in den Gegenstand und mancherlei Kenntnisse, sowie die Fertigkeit im Urtheilen überhaupt.

Beutel ist in der Türkei eine eingebildete Münzsorte, so genannt nach den Beuteln, in welchen der Schatz im Serail aufbewahrt wird. Ein Beutel betrug sonst 500 Löwenthaler; jetzt aber rechnet man auf den Beutel Silber 500 und auf den Beutel Gold 30,000 Piaster, von denen in der neuesten Zeit 3 den Werth von $2^2/_3$ preuß. Silbergroschen haben.

Beutelthier, Beutelratte (didelphis bei Linné, marsupialia bei Cuvier), ist eine Ordnung der Säugthiere der neuen Welt, welche ihren Namen davon erhielt, daß die meisten von ihnen einen eignen Beutel haben, welcher die Zitzen umgibt, und daß die Jungen, welche höchst unvollkommen geboren werden, in diesem, wie in einer zweiten Gebärmutter, ihre vollkommene Ausbildung erhalten, indem sie anfangs mit den Zitzen gleichsam verwachsen sind. Auch die männlichen Beutelthiere zeichnen sich dadurch aus, daß das Scrotum vor der Ruthe hängt und diese nach hinten gerichtet ist. Im übrigen Bau, namentlich hinsichtlich der Zähne, weichen die in dieser Ordnung vereinigten Thiere mitunter sehr voneinander ab. Man hat deshalb die einzige Gattung Linné's in neuerer Zeit in viele zerspalten. Die meisten sind Raubthiere und gehen Nachts ihrer Nahrung nach. Als Hauptart kann das

Opossum (D. virginiana) betrachtet werden. Es ist von der Größe einer Katze, der Pelz schwarz und weiß gemischt, die Ohren halb schwarz und halb weiß. Es ist in ganz Amerika heimisch und vorzüglich dem Hausgeflügel sehr gefährlich. Die Jungen gelangen schon 26 Tage nach der Empfängniß in den Beutel und sind dann nur einen Gran schwer, fast gestaltlos, keine Spur von Bewegung zeigend, sodaß man nicht begreift, wie sie an die Zitzen kommen, wenn nicht die Mutter sie daran legt. Fest an dem Beutel hängen sie zwei Monate. Eine andere Art (D. Petaurus) hat zwischen den Vorder= und Hinterbeinen eine Haut, wie das fliegende Eichhörnchen, welche ihm dazu dient, größere Sprünge zu thun. Der Konla (lipurus cinereus) grau, schwanzlos, auf Bäumen und in Höhlen lebend, trägt seine Jungen auf dem Rücken.

Bevölkerung, Volkszahl, Volksmenge. In engerm Sinne ist Bevölkerung nicht die Zahl des Volkes, sondern das Verhältniß, in welchem die Zahl der Bewohner zu dem Raume steht, auf welchem sie leben. Diese Bevölkerung ist außerordentlich verschieden. Es gibt auf der Erde noch große Länderstriche, wie im Innern von Amerika, Neuholland u. s. w., welche der Fuß eines Menschen vielleicht noch nie betreten hat, andere, welche sehr sparsam und dürftig bewohnt sind. Auf der Fläche einer Quadratmeile wohnen in Belgien über 7000 Menschen, in Irland beinahe 6000, im eigentlichen England, ohne Wales, 5438, in Deutschland 3303, in Frankreich 3261, in der östr. Monarchie 2620, in Preußen 2580, in Spanien 1651, dagegen in den fruchtbaren Ländern des Osmanenreichs in Europa nur 951, in Asien etwa 500, in Afrika, z. B. Ägypten, 185, im europ. Rußland 643, im asiat. Rußland überhaupt 48, in Sibirien 10, in Schweden und Norwegen 285, in dem großen Continent von Neuholland, welches an Fruchtbarkeit im Durchschnitt Europa übertrifft, nur 8. Man sieht leicht ein, daß ein Theil dieser Verschiedenheit auf dem Klima beruht, indem die Erde höchstens bis zum 60° N. und S. Breite zum Ackerbau geeignet ist; darüber hinaus aber dürftige Viehzucht, Fischfang und Jagd dem Menschen nur eine kümmerliche und unsichere Existenz gewährt, während in den Tropenländern einige Quadratruthen Land hinreichen, um die physischen Bedürfnisse einiger Familien zu befriedigen. Eine andere Ursache der ungleichen Dichtigkeit der Bevölkerung liegt aber in der größern oder geringern Aufklärung des Volkes und, was damit fast identisch ist, in den Vorzügen oder Mängeln der Verfassung und Verwaltung des Staats. Je mehr Rechtssicherheit in einem Volke ist, je mehr für seine Erziehung durch gute Schulen gesorgt wird und je sittlicher das Verhältniß der Familien geordnet ist, desto regelmäßiger wird auch die Bevölkerung zunehmen. Es ist auch hier zu bemerken, daß das wahre Wohl der Völker durchaus nur auf moralischen Grundlagen ruht, was so oft vergessen wird. Die Erde ist nach und nach bevölkert worden, und die Wiege des Menschengeschlechts, wenigstens eines großen Theils, im hohen Asien zu suchen. Von da aus haben sich die Völker in großen Zügen, wie Ströme, über die Länder der Erde ergossen. Ob aber das ganze Menschengeschlecht mit allen seinen Varietäten von Einem Paare abstammt, oder ob mehr als eine Urfamilie vorhanden gewesen ist, wird weder von der Geschichte noch von der Naturwissenschaft jemals genügend beantwortet werden können, und hat auch keine Wichtigkeit für Moral und Recht. Denn der Anspruch auf menschliches Recht wird durch menschliche Bildung, Fähigkeit der Gedankenmittheilung, durch articulirte Sprache und Anlage zur Vernunftentwickelung begründet, und ist für Alle gleich, so verschieden auch die Stufe ist, welche Völker und Einzelne in der Ausbildung ihrer menschlichen Anlagen erreicht haben. Wenn auch die Sage, welche auf ein einziges erstes Menschenpaar zurückweist, nicht buchstäblich zu nehmen wäre, so wären darum doch alle Menschen, Weiße und Schwarze, Rothe und Braungelbe Eines Ursprungs, und in rechtlichem Sinne Brüder und gleichen Rechtes. Aber es ist auch durchaus kein entscheidender Grund vorhanden, die Abstammung Aller von einer Urfamilie zu

verwerfen. Die Bevölkerung der Erde hat im Ganzen immer zugenommen, wenn auch in manchen Ländern ein Abnehmen der Fruchtbarkeit, Erdbeben, Pest, Krieg, schlechte Verwaltung plötzliche oder allmälige Verminderung der Volksmenge bewirkt haben; wie denn Deutschland durch die Pest in der Mitte des 14. Jahrh. und durch den dreißigjährigen Krieg außerordentlich geschwächt und um viele Millionen Menschen ärmer geworden ist. Dagegen hat sich Irland im Laufe eines Jahrhunderts von zwei auf acht Millionen Menschen vermehrt. In der Volkszahl liegt die physische Macht und Größe eines Volkes, die aber um so stärker ist, je schneller sie auf einen Punkt zum vereinigten Handeln zusammengebracht werden kann. Ein kleineres, aber stark bewohntes Land ist daher stärker als dieselbe Volkszahl auf einem großen Raume zerstreut. Dagegen besitzt ein Staat, welcher das Maximum seiner Bevölkerung noch nicht erreicht hat, in der Ausdehnung seines Landes das Mittel, ohne Erweiterung der Grenzen, also ohne Eroberung seine Kräfte zu vermehren, und sich durch Zunahme der Bevölkerung auf eine weit höhere Stufe der Macht zu erheben. Wenn Rußland seine europ. Länder (mit Einschluß von Polen auf 75,000 □M.) auf eine Bevölkerung von 2500 Menschen auf einer Quadratmeile erhebt, so wird es dadurch allein ein Reich von nahe an 200 Millionen Menschen. Da dieses keinem Zweifel unterliegt, so waren ältere Politiker der Meinung, daß Vermehrung der Bevölkerung die wichtigste Aufgabe der Staatsklugheit sei; ein Grundsatz, welchen vorzüglich von Sonnenfels in dem Werke: „Grundsätze der Policei, Handlung und Finanz" (3 Bde., Wien 1765) und im „Handbuch der innern Staatsverwaltung" (Wien 1798) aufstellte. Es ist auch unleugbar, daß schwach bevölkerte Länder keinen sicherern und schnellern Weg zu größerm Wohlstande und Zuwachs an Kraft einschlagen können, als eine naturgemäße, nicht übereilte Vermehrung ihrer Bevölkerung. Aber eine übertriebene künstliche Vermehrung durch Anlockung von Colonisten, welche entweder nicht mit der gehörigen Freigebigkeit und Sorgfalt behandelt werden, oder diese Sorge nicht verdienen und daher in Noth und Armuth untergehen, hat keinen wahren Werth, wie die deutschen Ansiedelungen in Spanien, in Rußland, Brasilien u. s. w. gelehrt haben. Zudem ist ein Vorrath von culturfähigem Lande für ein bereits mäßig bevölkertes Land ein Schatz für die Zukunft, wenn die Bevölkerung anfängt zu dicht zu werden. Bei der Sorge für die Vermehrung der Bevölkerung darf nur nicht aus den Augen gesetzt werden, daß diese etwas blos Physisches, das Moralische aber die Hauptsache ist. Es kommt nicht auf die Zahl des Volkes, sondern darauf an, wie es mit der Bildung des Geistes und Charakters beschaffen ist. Ein freies, Recht und Ehre liebendes Volk ist auch tapfer, arbeitsam, mäßig; ein wahrhaft aufgeklärtes Volk läßt sich nicht durch Lüge und Volksverführer zu religiösem oder politischem Fanatismus hinreißen, ist aber durch Offenheit und Gründe zu regieren und einer hohen Begeisterung für das Vaterland fähig. Ein solches Volk ist stärker als ein der Zahl nach zehnmal größeres. Gegen das einseitige Princip, daß Vermehrung der Bevölkerung unbedingt ein Zweck der Regierung sein müsse, haben Andere, vorzüglich Malthus in seinem Werke: „An essay on the principle of population" (3. Aufl., Lond. 1806; deutsch von Hegewisch, 2 Bde., Altona 1807) die Behauptung aufgestellt, daß die Bevölkerung eines Landes übermäßig werden könne, wenn die Zahl der Einwohner größer werde, als das Land ernähren könne. In dieser Lage müßte dann entweder der Bevölkerung Einhalt gethan werden durch Eheverbote, oder es müßten Auswanderungen eintreten, sowol freiwillige als von der Regierung veranstaltete. Obgleich nun die Möglichkeit einer Überfüllung der Erde mit Menschen nicht zu leugnen ist, so sind wir doch von einem solchen Zeitpunkte noch so weit entfernt, daß sich das Eintreten desselben nicht in Jahrtausenden vorhersehen läßt, zumal da auch die Erfindung neuer Productionsmittel keine Grenzen hat. Aber auch für einzelne Länder ist der Beweis einer Übervölkerung nicht zu führen, weil ein freier Handel immer noch gegen Industriewaaren die nö-

thigen Nahrungsmittel aus dem Auslande herbeischaffen kann, und man nur dafür zu sorgen braucht, daß nicht ein kleiner Theil der Nation, z. B. die Grundeigenthümer in England durch hohe Zölle auf ausländisches Getreide, die übrigen zwingen könne, für ihn zu arbeiten. Irland könnte seine 8 Millionen Einwohner und mehr wol noch ernähren, wenn der Boden nicht in den Händen weniger großen Besitzer wäre, und die Kirche durch den Zehnten dem armen Arbeiter seinen Lohn hinwegnähme. Auch hier gilt, was schon Plinius sagte, und ein Jahrhundert nach ihm noch viel wahrer wurde: „Die großen Güter haben Italien zu Grunde gerichtet" (latifundia Italiam perdiderunt). Aber auch in Beziehung auf die Bevölkerung gibt es nur ein einziges richtiges Princip, und das ist moralische Bildung des Volkes, Heiligkeit der Familie. Ohne sie helfen Eheverbote nichts, man müßte denn den Mord unehelicher Kinder gut heißen wollen. Nur moralische Selbstbeherrschung setzt dem Naturtriebe Schranken.

Bewässerung, Gegensatz von Entwässerung. Das Verfahren, wodurch man den an Feuchtigkeit Mangel leidenden Feldern und Wiesen aus benachbarten Bächen, Flüssen oder Teichen das zum bessern Gedeihen der darauf stehenden Pflanzen nothwendige Wasser zuführt. Im Allgemeinen ist die Kunst der Bewässerung noch sehr in der Kindheit, und ihre freie Ausübung durch manches Hinderniß, besonders das große Vorrecht der Mühlen, fast unmöglich. Die vollkommensten Wässerungsanstalten in Europa findet man bis jetzt in der Lombardei, besonders in den drei Provinzen Mailand, Lodi und Pavia.

Beweglichkeit heißt überhaupt die Fähigkeit sich zu bewegen, und ist als solche eine Eigenschaft aller Körper; im engern Sinne die größere Leichtigkeit der Bewegung. Diese Fähigkeit zur willkürlichen sowol als zur unwillkürlichen Bewegung ist bald größer, bald geringer. Die Muskelbildung überwiegt in dem erstern, die Fett- und Säftebildung in dem andern Falle. Dort sind überdies die Muskeln feiner, zarter, röther, hier gröber, härter, dunkler. Die größere Beweglichkeit ist gewöhnlich auch mit einem reizbarern Nervensysteme verbunden, fälschlich aber wird diese Eigenschaft in den Begriff von Beweglichkeit aufgenommen. Eine größere Beweglichkeit ist oft ererbt oder auch angeboren, wenn die Ältern entnervt sind. Sie ist besonders größer in dem kindlichen und jugendlichen Alter, in dem weiblichen Geschlechte, bei sanguinischem oder cholerischem Temperamente, in trockenen und warmen, aber auch in sehr kalten Klimaten, bei Bergbewohnern. Außerdem macht der Genuß von spirituösen Getränken, von gewürzten oder sonst reizenden Speisen die Menschen beweglicher. Selbst die willkürliche Übung hat auf viele Bewegungen einen großen Einfluß, wenn sie auch die beweglichere Constitution nicht grade erzeugen möchte. Solche Individuen haben überhaupt eine größere Krankheitsanlage denn die äußern Einflüsse werden leichter und in höherm Grade empfunden. Insbesondere wird das Gefäßsystem leicht von Fiebern ergriffen, die Lunge und andere Organe von Entzündungen. Auch die acuten Hautkrankheiten kommen häufiger vor, und alle diese Krankheiten steigern sich gewöhnlich zu einem hohen Grade. Aber auch zu Krämpfen aller Art disponirt eine größere Beweglichkeit sehr gewöhnlich. Endlich werden die Kräfte dieser Individuen leicht erschöpft, und die Lungensucht ist sehr häufig zu beobachten. Daher ist unter diesen Verhältnissen viel Sorgfalt in der Lebensweise nothwendig. Reize jeder Art müssen so viel als möglich vermieden und eingeschränkt werden.

Bewegung eines Körpers ist die Veränderung seines Ortes, Ruhe ein Verharren an einem Orte im Raume; absolute Bewegung die Ortsveränderung in Beziehung auf einen ganz festen Punkt, relative Bewegung die Ortsveränderung in Bezug zu einem gleichzeitig bewegten Körper; demnach befinden sich z. B. zwei auf der Erde still stehende Menschen in absoluter Bewegung, weil beide von der Erde durch den Raum fortgetragen werden, aber in relativer Ruhe zueinander, weil ihr Ortsverhältniß dasselbe bleibt. Gleichförmige Bewegung ist eine solche, deren

Geschwindigkeit sich gleich bleibt, d. h. bei welcher der Körper in gleichen Zeiten gleiche Räume zurücklegt, wie der Zeiger einer Uhr; ungleichförmige Bewegung, wo die Geschwindigkeit entweder wächst oder abnimmt, und hiernach entweder beschleunigte oder verzögerte Bewegung, wovon der Fall der Körper und das Aufsteigen aufwärts geworfener Körper Beispiele geben; gleichförmig beschleunigte oder verzögerte Bewegung, wo die Geschwindigkeit in gleichen successiven Zeittheilen immer um gleiche, ungleichförmig beschleunigte oder verzögerte Bewegung, wo sie um ungleiche Größen zu= oder abnimmt; einfach nennen wir die Bewegung, wenn sie ihren Ursprung einer einfachen Kraft, zusammengesetzt, wenn sie denselben mehren gleichzeitig wirkenden Kräften verdankt. Von den reinen Verhältnissen der Bewegung handelt die Phoronomie, von den Gesetzen aber, nach welchen Bewegungen durch Kräfte, welche die Ursache jeder Bewegung sind, zu Stande kommen, die Dynamik, welche einen besondern Zweig der Mechanik ausmacht. Ehe man die Mechanik als Wissenschaft kannte, war die Bewegung meistens nur ein Gegenstand philosophischer Erörterungen. Man könnte ganze Bände mit den leeren Streitigkeiten füllen, zu welchen dieses Wort in den philosophischen Schulen Gelegenheit gegeben hat. Schon über die Definitionen desselben konnte man nicht einig werden. Unter der großen Menge derselben war die des Aristoteles die berühmteste, aber auch die unverständlichste. Nicht minder haben die Alten die verschiedenen Gattungen der Bewegung abgehandelt, obschon sie nicht einmal die Bewegung eines fallenden Steines kannten. Sie unterschieden wahre und scheinbare, natürliche und unnatürliche, absolute und relative, eigentliche und uneigentliche, innere und äußere Bewegungen u. s. w. Die unnatürlichen Bewegungen z. B. sind, nach Aristoteles, diejenigen, welche auf die Körper des Himmels wirken, daher diese Bewegungen mit denen auf der Erde nichts gemein haben sollen. Andere nicht minder berühmte Philosophen leugneten sogar die Existenz, ja die Möglichkeit aller Bewegung. Erst seit Galilei's Entdeckung über den Fall der Körper ward die Lehre von der Bewegung eine auf Mathematik gebaute Wissenschaft.

Bewegung der Erde heißt gewöhnlich die tägliche Rotation der Erde um ihre Achse mit Ausschluß aller übrigen Bewegungen der Erde. Sie ist in der Geschichte des menschlichen Geistes dadurch merkwürdig, daß er sich hier zum ersten Male vom Scheine los machte und eine Sache als falsch erkannte, die seit Jahrhunderten nicht nur für wahr, sondern auch gleichsam für heilig gehalten wurde. Einige alte Griechen hatten wol auch von dieser Bewegung der Erde gesprochen, aber sie nicht nachgewiesen, daher ihre Philosopheme wieder vergessen wurden. Die größten Astronomen des Alterthums, Ptolemäus, Hipparch und Andere kannten diese Bewegung nicht. **Kopernicus** (s. d.) stellte sie zuerst als erwiesene Wahrheit auf.

Unsere Erde dreht sich in 24 Stunden Sternzeit, oder, was Dasselbe ist, in 23 Stunden, 56 Minuten, 4 Secunden, 0,913 Tertien mittlerer Sonnenzeit um ihre Achse. Da der Halbmesser der Erde 859,44 geographische Meilen beträgt, so ist die Geschwindigkeit jedes Punktes des Erdäquators so groß, daß er in jeder Secunde 0,063 Meilen zurücklegt, also nur wenig größer als der Schall, der in jeder Secunde 1038 par. F. oder 0,045 geographische Meilen durchläuft. Nahe an 70mal größer ist aber die jährliche Geschwindigkeit der Erde, mit welcher sie ihre Bahn um die Sonne zurücklegt, denn hier geht die Erde in einer Secunde durch 4,17 Meilen. Unvergleichbar geschwinder endlich ist das Licht, welches in einer Secunde schon 41,900 Meilen macht, und daher den Umkreis unserer Erde oder eine Reise um die Welt in einer Zeit vollendet, die nicht einmal so groß ist als jene, welche wir brauchen, unsere Augenlider zu schließen. Wahrscheinlich sind aber die eben erwähnten Bewegungen nicht die einzigen von denen, welche die Erde hat. Der Mittelpunkt unsers Planetensystems, die Sonne, bewegt sich in dem Weltraume und zieht auf diesem Wege alle ihre Planeten mit sich, sodaß das ganze System sich um einen an=

dern Punkt des Himmels bewegt, der vielleicht selbst wieder beweglich ist, und daß die eigentliche Totalbewegung der Erde die eines sehr zusammengesetzten Epicykels ist. Wir kennen bisher nur die beiden ersten Partialbewegungen der Erde, die tägliche um ihre eigne Achse und die jährliche um die Sonne. Da wir die Sonne und alle Gestirne des Himmels täglich von O. gen W. um uns gehen sehen, so schrieb man diese Erscheinung einer wahren Bewegung des Himmels, den man sich als eine hohle Kugel dachte, um die in seiner Mitte ruhende Erde zu. Allein diese Erscheinung wird offenbar auch dieselbe bleiben, wenn wir annehmen, daß der Himmel ruhe und dafür die Erde sich in entgegengesetzter Richtung, von W. nach O., um ihre Achse bewege. Es kommt nun darauf an, zu entscheiden, welche von diesen beiden Erklärungen jener Erscheinung die wahre ist. Alles aber vereinigt sich, die letzte für die richtige anzunehmen. Denn erstens ist es viel wahrscheinlicher, daß der kleinere Körper sich drehe, als der ungleich größere. Wenn wir unserer Erde diese Geschwindigkeit von 0,063 Meilen in einer Secunde nicht geben wollen, so müssen wir dem Uranus eine Geschwindigkeit von mehr als 10,000 Meilen, und selbst den nächsten Fixsternen schon eine Geschwindigkeit von mehren Millionen Meilen in einer Secunde geben, obschon viele von diesen Himmelskörpern selbst wieder viel tausendmal größer sind als unsere Erde. Zweitens müßten sich, wenn die erste Erklärung die richtige wäre, alle Himmelskörper ohne Unterschied genau in derselben Zeit um die ruhende Erde bewegen und zwar, gegen alle Regeln der Mechanik, die entferntern viel schneller als die nähern. Drittens müßte die Kraft, welche alle diese Bewegungen in so ungeheuern Entfernungen hervorbringt, in der kleinen Erde ruhen, die schon gegen mehre einzelne jener Körper als ein ganz unmerkbarer Punkt verschwindet, wie man denn z. B. schon aus der Sonne allein über 1,400,000 solche Kugeln, wie unsere Erde ist, machen könnte. Viertens ist nicht einmal die Erde, der man eine so ganz unbegreifliche Kraft zuschreiben müßte, der Mittelpunkt jener Bewegung des Himmels, die vielmehr in unter sich parallelen Kreisen um die zu beiden Seiten ins Unendliche verlängerte Achse der Erde vor sich geht, sodaß also die Kraft, welche diese Bewegung des Himmels erzeugt, in einer blos eingebildeten Linie liegen soll. Fünftens findet man durch directe Versuche mit den Pendeln, daß die Anziehung der Erde, welche sie auf alle Körper an ihrer Oberfläche äußert, unter den Polen am größten ist, und daß sie immer kleiner wird, je näher man zu dem Äquator kommt, eine Erscheinung, die sich nur aus der Umdrehung der Erde und aus der daraus entstehenden Centrifugalkraft erklären läßt, die natürlich am Äquator am größten sein muß. Sechstens zeigen die Versuche Guglielmini's in Bologna und Benzenberg's in Hamburg und in dem Kohlenschachte zu Schlebusch in der Grafschaft Mark, daß frei fallende Körper bei einer Fallhöhe von nahe an 55 F. beinahe eine Linie ostwärts von der Verticallinie abweichen, was ebenfalls mit der Erklärung der Bewegung der Erde von W. gen O. sehr gut übereinstimmt. Endlich werden noch alle diese Beweise durch die Analogie unserer Erde mit den andern Planeten bestätigt. Beinahe bei allen Planeten bemerkt man diese Rotation um ihre Achse, und zwar in derselben Richtung von W. gen O. Bei den meisten derselben sehen wir, daß ihre kreisförmige Scheibe an den beiden Polen abgeplattet ist, was nur eine Folge ihrer Rotation sein kann. Allein dieselbe Abplattung an den beiden Polen wird auch an unserer Erde bemerkt, wie directe Messungen derselben und Pendelbeobachtungen außer allen Zweifel gesetzt haben. Man hat eingewendet, daß wir diese Bewegung der Erde fühlen müßten, wenn sie in der That stattfände. Allein was sollen wir von ihr fühlen? Etwa die Stöße derselben, die nicht existiren, da grade diese Bewegungen der Planeten um ihre Achsen vielleicht die einzigen in der Natur sind, die mit immer gleicher Geschwindigkeit und ohne alle Unregelmäßigkeit vor sich gehen. Fühlen wir denn die Bewegungen eines Schiffes, wenn es sanft und ruhig über den glatten Spiegel des Wassers hingleitet, und

schließen wir nicht vielmehr die unserer Empfindung ganz unmerkliche Bewegung desselben aus den scheinbaren Veränderungen, die wir an den Gegenständen des Ufers bemerken, an welchem wir vorüberfahren, sowie wir hier, in diesem großen Schiffe der Erde, die Bewegung desselben auch allein an den Veränderungen des Himmels, aber nicht an uns selbst bemerken. Andere wenden ein: Wie ist es möglich, daß wir nach 12 Stunden den Kopf unten und die Füße oben haben sollen, etwa wie die Fliegen an der Zimmerdecke, ohne von dieser sonderbaren Lage auch nur etwas zu bemerken? Ist es denn aber nicht selbst für diese Leute bereits ausgemacht, daß wir Antipoden haben, die, wie ihr Name schon sagt, ihre Füße gegen die unsern, also ihren Kopf abwärts gerichtet haben. Als Cook gegen die Antipoden von England kam, kehrte auch er seine Füße gegen diejenigen seiner Landsleute, die in ihrem Vaterlande zurückgeblieben waren, selbst wenn sich die Erde nicht gedreht hätte. Wer dies leugnen wollte, dürfte auch nicht zugeben, daß irgend einmal ein Schiff eine sogenannte Reise um die Welt gemacht habe. In der That stehen unsere Antipoden mit ihren Füßen gegen uns, aber sie stehen dessenungeachtet ebenso aufrecht als wir selbst. Denn was nennen wir denn aufrecht stehen? doch wol: mit den Füßen gegen die Erde, und mit dem Kopfe gegen den Himmel gerichtet sein. Ganz wie wir, so stehen auch unsere Antipoden. Oben nennen wir, was weiter von der Erde weg, und unten, was ihr näher ist; dieselbe Bedeutung haben diese Worte auch bei unsern Gegenfüßlern, die daher ebenso auf ihren Füßen stehen wie wir, wenngleich ihr Kopf nach ganz andern und selbst nach entgegengesetzten Punkten des Himmels gerichtet ist. Der Regen fällt bei ihnen ebenso von dem Himmel zur Erde, also abwärts, wie bei uns, wenngleich die Richtung desselben von derjenigen, die er bei uns hat, verschieden ist. Darin kommen beide Richtungen überein, daß sie beide gegen den Mittelpunkt der Erde hin sehen, und das ist eben die Hauptsache, darum sagen unsere Antipoden mit demselben Rechte wie wir, daß der Regen von oben herab falle. Und warum fällt er herab, d. h. also: warum fällt er zur Erde hin? Doch wol offenbar, weil ihn, hier wie dort, die Erde anzieht. Aber, heißt es ferner, warum fallen denn nicht auch die Sonne und alle Sterne zur Erde herab, wenn diese Alles anzieht? So können aber nur Diejenigen fragen, welchen die so einfache und natürliche Idee noch ganz fremd ist, daß alle Körper ihre Stelle nicht ändern können, ohne dazu durch irgend eine Kraft gezwungen zu sein. Die Sterne sind in jenen Räumen des Himmels, wo wir sie erblicken, nicht befestigt, und dieses ist auch nicht nöthig, weil nichts da ist, was sie aus ihrer Stelle bringen könnte. Es ist genug, daß sie irgend einen Ort einnehmen, um ihn fortan immerdar zu behaupten. Der Stein auf unserer Erde fällt, weil er von der Erde angezogen wird; aber die Sterne werden von ihr nicht angezogen, weil sie viel zu weit von ihr entfernt sind und weil die Erde viel zu schwach ist, um in dieser Ferne auf sie wirken zu können. Was endlich die geringen Einwürfe gegen die tägliche Bewegung der Erde betrifft, die man aus der heiligen Schrift nehmen wollte, so sind sie der Art, daß sie in unsern Zeiten keiner weitern Widerlegung mehr bedürfen. Die zwei vorzüglichsten Gegner dieser Lehre waren Tycho Brahe und Riccioli. Der Erstere wurde wol von seiner Eitelkeit verführt, mit seinen andern wahrhaft großen Verdiensten um die Astronomie sich nicht zu begnügen, sondern auch noch als der Erfinder eines neuen Weltsystems zu glänzen, das ihm zugleich den großen Vortheil gewährte, mit der damals herrschenden Partei gemeine Sache zu machen. Der Letztere aber scheint seinen Krieg gegen die Kopernicaner, nach dem Geiste seines Ordens, aus ganz andern Gründen geführt zu haben, und wenn man seine zwei dicken Foliobände durchgelesen hat, so kann man sich der Überzeugung kaum erwehren, daß er an seine sogenannten Widerlegungen selbst nicht glaubte und im Grunde ein heimlicher Kopernicaner war.

Bewegung, als politischer Parteiname. Partei der Bewegung heißen Diejenigen, welche den gegenwärtigen Zustand der Völker ungerecht oder unerträg-

lich finden und durch kräftige, tief eingehende Reformen verbessern wollen. Ihre Gegner sind von doppelter Art: 1) Diejenigen, welchen der gegenwärtige Zustand Vortheile bringt, in deren Besitz sie sich schützen wollen, und welche jede Untersuchung der Rechtmäßigkeit jener Vortheile abweisen, weil der Besitz selbst schon das Recht sei. Diese nennen sich neuerdings Conservative; sie huldigen der unbedingten Stabilität und decken sich mit dem Schilde der Legitimität. 2) Diejenigen, welche zwar die Nothwendigkeit der Reformen zugeben, auch die Hände dazu bieten, aber nur eine richtige Mitte dabei behaupten, d. h. nicht nur übertriebenen und gewaltthätigen Maßregeln (Revolutionen) widersprechen, sondern auch zuweilen aus Mangel an Einsicht und Kraft gerechten, aber entschiedenen Abänderungen entgegen sind. Daraus entsteht denn die Halbheit, welche von jeher den Beifall aller beschränkten Köpfe gefunden, aber auch das wahre Gute mehr als offener Widerspruch gehindert hat. Aber auch die Partei der Bewegung zerfällt in mehre Fractionen. Die Einen wollen langsam, aber desto sicherer vorschreiten; die Andern feuriger lieber das Alte einreißen als ausbessern. Auch die Partei der Bewegung wird des Egoismus, eigennütziger Zwecke beschuldigt; nicht um Verbesserung, sondern um Befriedigung des Ehrgeizes und der Habsucht soll es ihnen, als revolutionnairen Volksverführern, zu thun sein. Das Gericht über die Gesinnung hält kein irdischer Richter. Aber was allen Parteien, auch den Redlichen unter ihnen, nöthig ist, ist Maßhalten im Meinen und Handeln, damit nicht das höchste Recht sich in höchstes Unrecht verkehre.

Beweis ist im Allgemeinen die Darlegung der Wahrheit oder Unwahrheit einer Sache aus Gründen. Sein Zweck ist, etwas zur Gewißheit zu bringen. Im logischen Sinne ist ein Beweis die Ableitung eines Satzes aus unbezweifelten Gründen in gehöriger Verknüpfung. Beweise beruhen daher ihrer Form nach auf Schlüssen, deren Prämissen die Beweisgründe (argumenta) sind. Unter ihnen ist derjenige Satz, worauf bei dem Beweise Alles ankommt, der Hauptgrund (nervus probandi). Die Wahrheit eines Beweises beruht daher auf der Wahrheit der Vordersätze und auf der Richtigkeit ihrer Verknüpfung mit dem, was bewiesen werden soll, nach logischen Regeln. Auf letztern beruht die Strenge des Beweises. Man geht bei dem Beweise entweder von dem Schlußsatze oder dem Satze, den man beweisen will, aus, oder man fängt bei den Vordersätzen an, und läßt den Schlußsatz zuletzt folgen. Das Erstere ist die analytische Art zu beweisen, das Andere die synthetische. Gewährt nun der Beweis vollkommene Gewißheit, welche die Möglichkeit des Gegentheils ausschließt, so heißt er apodiktisch; bleibt aber das Gegentheil noch möglich, so ist er nur Wahrscheinlichkeitsbeweis, wozu Induction und Analogie gehört. In Hinsicht auf die Quelle der Beweisgründe sind die Beweise rationale (a priori), oder empirische (a posteriori), oder endlich gemischte. Die Beweise a priori entstehen, wenn die Überzeugung, welche durch den Beweis hervorgebracht wird, als ein Ergebniß aus der Einsicht in den Zusammenhang allgemeiner Begriffe und Grundsätze betrachtet werden muß; Beweise a posteriori beruhen auf der Erfahrung, mithin auf eigner Wahrnehmung oder Zeugnissen, wohin auch der historische Beweis gehört. Bei den Beweisen a priori erkennt man nicht blos, daß die Sache wahr ist, sondern auch, warum sie wahr ist; bei den Beweisen a posteriori hingegen fehlt das Warum. Die Beweise a priori folgern das Dasein oder Nichtdasein einer Sache aus dem Gesetze oder der Wirkung, welche aus der Ursache hervorgeht. Die Beweise a posteriori schließen die Wahrheit oder Falschheit der Regel aus der Aufzählung der gegebenen Fälle. Wenn ein Beweis a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, so ist er ein dogmatischer (discursiver, akroamatischer) Beweis. Man rechnet dahin auch die transscendentalen Deductionen. Wird aber der Begriff zugleich für die äußere Anschauung construirt, wie z. B. die Geometrie thut, so heißt er inductiv oder anschaulich, und sein Resultat anschauliche Gewißheit oder Evidenz,

welche alle Möglichkeit des Gegentheils abschneidet und den Verstand zum Beifallgeben zwingt. Die Beweise sind ihrer Form nach ferner entweder directe oder indirecte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache gradezu aus den sie bedingenden Gründen darthut, so ist dies ein directer oder ostensiver Beweis; wenn aber aus der Falschheit des Gegentheils auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, so ist dies ein indirecter oder apagogischer Beweis. Dieser letzte Beweis kann zwar Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit hervorbringen. Daher ist dieser Beweis nur eine Nothhülfe. Sein Vorzug aber besteht darin, daß der Widerspruch durch ihn deutlicher einleuchtet. In Ansehung des nächsten Zweckes, den man sich bei Beweisen vorsetzt, werden diese in Beweise ad veritatem und ad hominem eingetheilt. In jenen stellt man den objectiven Beweisgrund auf, in diesen zeigt man nur, daß Jemand wegen seiner Annahmen etwas als wahr zugeben müsse, wie z. B. wenn man gegen einen Zweifler aus Demjenigen, wozu er sich wider Willen und gezwungen bekennen muß, etwas beweist. Logische Fehler des Beweises sind falsche Voraussetzungen oder solche, die bezweifelt werden können (petitio principii); der Sprung im Beweisen, wenn zwischen den Beweisgründen und dem zu Beweisenden kein bündiger Zusammenhang stattfindet und wesentliche Beweisglieder fehlen, die sich nicht von selbst verstehen; zu wenig oder zu viel beweisen, was auf Unvollständigkeit der Beweisgründe oder auf Mangel an Bündigkeit beruht, oder darauf, daß man das zu Beweisende nicht genau kennt oder beim Beweisen nicht im Auge hat; endlich Cirkelbeweis, wenn man, was besonders bei Beweisen durch zusammengesetzte Schlüsse vorkommt, etwas aus Gründen beweist, die von dem zu beweisenden Satze nicht wesentlich verschieden sind. Zu unterscheiden ist endlich der gemeine Beweis, wie er im gewöhnlichen Leben vorkommt, von dem wissenschaftlichen, der auf Principien zurückgeht. Der wahrhaft speculative Beweis ist derjenige, welcher nicht durch Gründe, die außer der Sache liegen, sondern durch Entwickelung der Idee selbst geführt wird.

Wenn im bürgerlichen Rechtsverfahren die Parteien die factischen Thatsachen, worauf jede von ihnen ihre Ansprüche an die andere, sowie ihre Einwendungen gegen diese Ansprüche stützt, dem Richter vorgetragen und zugleich gegenseitig erklärt haben, welche von diesen Thatsachen sie zugestehen oder ableugnen (Gegenstand des ersten Verfahrens im gemeinen deutschen Processe und des status causae et controversiae im preußischen), so müssen sie dem Richter die Wahrheit des Geleugneten, insofern aus den behaupteten Thatsachen wirklich ein Recht abgeleitet werden kann, beweisen; und dieser Theil des Processes heißt das Beweisverfahren. Der Richter setzt ihnen dazu eine Frist, wenn diese nicht schon durch das Gesetz bestimmt ist, binnen welcher sie den Beweis antreten oder gewärtigen müssen, daß auf die vorgetragenen Thatsachen bei der Entscheidung keine Rücksicht genommen wird (sich am Beweis versäumen). Um nicht ganz zwecklose Handlungen zu veranlassen, legen einige Proceßordnungen den Richtern die Pflicht auf, schon beim Erkenntniß auf Beweis diejenigen Thatsachen (Beweissatz, thema probandi) zu bestimmen, auf welche bei der Entscheidung etwas ankommen kann, wie dies auch in Preußen, jedoch durch einfache Decrete, geschieht, welche nicht rechtskräftig werden und also immer wieder abgeändert werden können; andere überlassen den Parteien selbst die Auswahl und nöthigen dadurch sie selbst und besonders ihre Sachwalter, Alles, auch das Unerhebliche, in die Beweisführung mit aufzunehmen. Die Form der Beweisführung ist in den Proceßordnungen bestimmt, am strengsten in Sachsen, wo die Reihe aller einzelnen zur Sprache gekommenen Thatsachen in ein künstliches Gebäude einzelner Sätze, deren jeder mit: Wahr oder: Nichtwahr anfängt (Beweisartikel), gebracht werden und zugleich dem gegenseitigen Beweise (der vorgetragenen Einreden, und der Gegengründe gegen die Argumentation des Beweisführers) vorgebaut werden muß (Elisivartikel, sofern sie die Einreden oder Repliken entkräften), und der Gegentheil setzt diesem ein ebenso künstliches Gebäude (den Ge-

genbeweis) entgegen, wozu er der Regel nach berechtigt ist. In Preußen ist diese Form viel einfacher, indem der Richter selbst nach Anleitung des status causae die vorgeschlagenen Beweismittel (Urkunden, Augenschein, Zeugen, Begutachtung durch Sachverständige) benutzt, die Zeugen verhört, ohne daß die Parteien deshalb eigne Schriften übergeben. Eine geschickte, alles Nöthige und nichts Überflüssiges enthaltende Anlegung des Beweises ist das größte Kunststück des Advocaten, aber selbst kenntnißreiche und geübte Sachwalter scheitern sehr oft an dieser Klippe. Beweismittel sind die schon genannten und die Eideszuschiebung. Gehen sie direct auf die zu erweisende Thatsache, so ist der Beweis ein natürlicher; künstlich (artificiell) nennt man ihn, wenn er nur andere Thatsachen aufstellt, welche zu einem Schlusse auf das eigentliche Beweisthema berechtigen sollen. Da ein Beweis nicht immer vollständig geliefert werden kann, so spricht man von vollen und halben, weniger und mehr als halben Beweisen, die dann durch Erfüllungseide des Beweisführers ergänzt oder durch Reinigungseide des Gegners weggeräumt werden können. Der Streit über den Beweis, dessen Förmlichkeit, Erheblichkeit, Zulässigkeit der Beweismittel u. s. w. macht einen eignen Abschnitt des Processes, das Productions- und Reproductionsverfahren aus, welches in Preußen ganz hinweggefallen ist. Die Theorie des Beweises ist in dem System des Processes einer der wichtigsten Theile. In Criminalsachen ist von einem solchen Beweise nur bei dem Anklageprocesse die Rede, wo der Ankläger ihn zu führen hat. Dies ist in England und Frankreich der Fall; das übereinstimmende Urtheil von zwölf Männern wird aber in England nicht für einen Act des Richteramts, sondern für ein Beweismittel gehalten. Im deutschen Inquisitionsproceß wird kein Beweis geführt, sondern der Richter sucht den Angeschuldigten zu Ablegung eines Geständnisses zu bewegen, und sucht sowol zu diesem Behufe als auch zu Begründung eines Urtheils gegen einen beharrlich leugnenden Angeklagten alle Beweismittel auf, welche er ausfindig machen kann. Genau genommen, gibt aber doch nur das Geständniß, wenn es frei und ernstlich abgelegt ist und mit den übrigen Umständen übereinstimmt, einen vollkommenen und regelmäßigen Beweis.

Bewußtsein ist Wissen um das Sein; doch muß hierbei unterschieden werden das Bewußtsein als sich entwickelndes Vermögen und als Zustand. Der Mensch wird nicht mit Bewußtsein geboren, und Derjenige, der schon zum Bewußtsein gekommen ist, ist doch nicht immer im Zustande des Bewußtseins, d. h. er weiß nicht immer um sich. Diejenigen Zustände aber, in welchen das Bewußtsein unterbrochen ist, sind tiefer Schlaf und Ohnmacht. Die Erfahrung lehrt uns, daß wir uns der Veränderungen in uns bewußt sind, oder doch bewußt sein können. Dies macht unser empirisches Bewußtsein aus. Nach demselben sind wir uns also der abwechselnden Zustände, unserer angenehmen und unangenehmen Empfindungen, überhaupt alles Desjenigen, was in uns gedacht und empfunden wird, bewußt, und unterscheiden diese von den vorhergehenden Zuständen. Da nun aber diese Zustände immerfort wechseln, so muß mit ihnen auch dieses Bewußtsein abwechseln; es ist also das empirische Bewußtsein wandelbar. Nun lehrt Kant und seine Schule: Alles empirische Bewußtsein hat eine nothwendige Beziehung auf ein transscendentales Bewußtsein, d. h. ein solches, welches vor aller Erfahrung vorausgeht. Dies ist das Bewußtsein unser selbst, oder die ursprüngliche Apperception. Nach derselben muß in unserer Erkenntniß alles Bewußtsein zu einem Bewußtsein unser selbst gehören. Dieses ist nun die Bedingung der Möglichkeit aller Vorstellungen, daß wir uns nämlich a priori der durchgängigen Identität unser selbst in Ansehung aller Veränderungen, die zu unserm innern Leben gehören, bewußt sind. Es ist die bloße Vorstellung Ich, als die Bedingung der Einheit und des nothwendigen Zusammenhangs aller Vorstellungen. Daher ist der Satz, daß alles verschiedene empirische Bewußtsein in einem eignen Selbstbewußtsein verbunden sein müsse, der schlechthin erste formale Grundsatz unsers Denkens überhaupt. Aber genauer be-

trachtet, ist dieses sogenannte transscendentale Bewußtsein nur das allgemeine, welches jedem empirischen Bewußtsein zum Grunde liegt, und selbst zum Bewußtsein erhoben eine höhere Stufe des Bewußtseins bildet. Alles Bewußtsein nämlich, als das Wissen um das Sein und unsere Thätigkeit, entspringt und entwickelt sich in der Fortbildung dieser Thätigkeit. Die erste Stufe des Bewußtseins ist daher das unmittelbare oder sinnliche Bewußtsein, das Bewußtsein der Objecte und in seiner Ausbildung der Außenwelt, welches in der Entwickelung der Empfindungsthätigkeit, als der nach Außen gehenden Thätigkeit, entspringt und auch das natürliche Bewußtsein genannt werden kann, insofern der Mensch es ohne angestrengte Selbstthätigkeit und gleichsam von selbst erlangt. Reflectirt von der Außenwelt wird nun die innere Thätigkeit, verschieden von den äußern Gegenständen, vorgestellt, und im Gegensatz der Außenwelt bildet sich die innere; das Bewußtsein erhebt sich durch Denken, d. i. Unterscheidung des Allgemeinen und Besondern, zum Selbstbewußtsein, und zwar zunächst zum verständigen Selbstbewußtsein, welches den Gegensatz von Subject und Object festhält. Wenn sich aber das Denken über diese Gegenstände zu der Idee des Absoluten erhebt, da entspringt das vernünftige oder wahre Selbstbewußtsein, das Bewußtsein des Göttlichen, das sich dem Menschen durch die Ideen der Vernunft offenbart. Sonach ist das Bewußtsein nicht die abstracte Voraussetzung, sondern das immer weiter ausgebildete Resultat des Vorstellens und Wollens. Daß uns etwas in das Bewußtsein tritt oder, mit andern Worten, daß wir uns etwas bewußt werden, dazu bedarf es immer einer in gewissem Grade ausgebildeten Vorstellungsthätigkeit und gewisser organischer Bedingungen, von welchen die Beschaffenheit der Vorstellungsthätigkeit abhängig ist, nämlich eine gewisse Unabhängigkeit von störenden äußern Einwirkungen. Auf der Identität des Bewußtseins aber, oder daß es ungeachtet seines Wechsels immer dasselbe bleibt, beruht auch die Identität unserer Persönlichkeit.

Bey oder **Beg** ist der Titel der türk. Befehlshaber einzelner Provinzen, die im Range unter den Paschas stehen.

Beza (Theod.), eigentlich de Bèze, unter den Wortführern der reformirten Kirche im 16. Jahrh. nächst Calvin an Geist und Einfluß der ausgezeichnetste, geb. aus adeligem Geschlecht zu Vezelay in Burgund am 24. Jun. 1519. In Orleans unter Melchior Volmar, einem der Reformation ergebenen deutschen Philologen, wissenschaftlich gebildet und früh mit der alten classischen Literatur vertraut, wurde er schon 1539 als eleganter lat. Dichter durch muthwillige und witzige Gedichte („Poëmata", Par. 1548, und in spätern Nachdrücken „Poëmata juvenilia"), über die er manche bittere Vorwürfe erfuhr, bekannt. Um gleiche Zeit, wo er als Dichter auftrat, ward er Licentiat der Rechte und hierauf durch seine Familie nach Paris gezogen. Von seinem Oheim erhielt er dort die Anwartschaft auf dessen einträgliche Abtei Froidmont und lebte von den Einkünften zweier einträglicher Pfründen und dem Nachlasse eines Bruders ziemlich locker. Seine schöne Gestalt, seine Talente und seine Verbindungen mit den vornehmsten Familien öffneten ihm die glänzendsten Aussichten. Von seinen Ausschweifungen zog ihn eine 1543 heimlich geschlossene Ehe zurück, und eine schwere Krankheit brachte ihn zu dem Entschlusse, sich ganz dem Dienste der reformirten Kirche zu widmen. Alle Vortheile seiner Lage zu Paris aufgebend, ging er nach seiner Genesung 1549 mit seiner Frau nach Genf und nahm bald darauf eine Professur der griech. Sprache zu Lausanne an. Während der zehnjährigen Verwaltung dieses Amtes schrieb er ein tragikomisches Drama: „Le sacrifice d'Abraham" (Lausanne 1550), das viel Beifall fand, hielt zahlreich besuchte Vorlesungen über den Brief an die Römer und die Briefe Petri, aus denen später seine oft und jedes Mal verbessert herausgegebene lat. Übersetzung des N. Test. hervorging, vollendete Marot's „Traduction en vers françois des psaumes" (Lyon 1563) und erlangte so sehr das Vertrauen der reformirten Schweizer, daß sie ihn 1558 einer Gesandtschaft an die protestantischen Fürsten Deutschlands beiordneten,

deren Fürsprache bei dem franz. Hofe die Befreiung der in Paris verhafteten Reformirten auswirken sollte. Im folgenden Jahre wurde er zu Genf als Prediger und bald auch als Professor der Theologie der thätigste Gehülfe Calvin's, dem er sich bereits durch mehre Schriften über die Bestrafung der Ketzer durch die Obrigkeit, zur Rechtfertigung der Verbrennung Servet's, und heftige, bis zur Unart satirische Streitschriften über die Prädestinationslehre und das Abendmahl gegen Castalion, Westphal und Heßhuß als treuer Anhänger seines Lehrbegriffs empfohlen hatte. Sein Talent zum Unterhandeln mit den Großen der Erde nahm die reformirte Kirche nun vielfältig in Anspruch. Bei dem Könige Anton von Navarra zu Nerac vermittelte er Begünstigungen der reformirten Franzosen, und nach dessen Verlangen trat er 1561 bei dem Religionsgespräch zu Poissy als Sprecher seiner Partei mit einer Kühnheit, Geistesgegenwart und Gewandtheit auf, die ihm die Achtung des franz. Hofes erwarb. In Paris predigte er oft vor der Königin von Navarra, dem Prinzen Condé und in den Vorstädten. Bei dem Colloquium zu St.-Germain 1562 sprach er stark gegen die Bilderverehrung, begleitete dann, nach Ausbruch des Bürgerkrieges, den Prinzen Condé als Feldprediger und kam bei dessen Verhaftung zum Admiral Coligny. Nach dem Vertrage 1563 trat er in Genf wieder in seine Ämter ein, fuhr fort, in theologischen Abhandlungen für die reformirte Kirche zu kämpfen, und galt nach Calvin's Tode 1564, wo er dessen Nachfolger ward, als der erste Theolog dieser Kirche, leitete die Synoden der franz. Reformirten zu Rochelle 1571 und zu Nismes 1572, wo er sich Morel's Antrag auf Änderung der Kirchenzucht widersetzte, ging 1574 in Geschäften des Prinzen Condé an den pfälzischen Hof und maß sich 1586 bei dem Religionsgespräch zu Mömpelgard mit den würtemb. Theologen, besonders mit Jakob Andreä. Als 69jähriger Greis noch lebhaft und rüstig, heirathete er 1588 seine zweite Frau und wußte mit gewohnter Kraft der Wahrheit und des Witzes die Angriffe und Verleumdungen zurückzuschlagen, die seine Feinde, abtrünnige Glaubensgenossen, wie Bolsec, Lutheraner, und besonders die Jesuiten gegen ihn häuften. Diese sprengten 1597 aus, er sei gestorben und vorher in den Schoos der katholischen Kirche zurückgekehrt. Der Greis widerlegte sie in einem Gedicht voll jugendlichen Feuers und wies die Versuche des h. Franz von Sales, ihn zu bekehren, sowie die lockenden Anerbietungen des Papstes standhaft zurück. Noch 1600 begrüßte er im genfer Gebiete den König Heinrich IV. und starb am 13. Oct. 1605 an Altersschwäche. Durch entschiedenes Eingehen in die strengen Grundsätze Calvin's, in dessen Geiste er der genfer Kirche kräftig und thätig vorstand, hatte er sich zum Haupte seiner Partei emporgeschwungen und 40 Jahre das Ansehen eines Patriarchen genossen, ohne dessen Zustimmung kein wichtiger Schritt geschah. Um Einheit, Dauer und Festigkeit in seiner Kirche zu erhalten, opferte er seine eignen Meinungen den einmal angenommenen Calvin's auf und leistete ihr durch seine vielseitige Gelehrsamkeit, seinen beharrlichen Eifer, seinen gewandten Geist, seine glänzende Beredtsamkeit und selbst durch den Eindruck seiner noch im Alter überlegenen Persönlichkeit die wichtigsten Dienste. Er vertheidigte ihre Lehren mit geübter Kunst, Bestimmtheit und genialem Feuer, oft auch mit unbarmherziger Schärfe und Derbheit. Unter seinen vielen Schriften schätzt man noch jetzt die exegetischen und eine „Geschichte der Reformirten in Frankreich von 1521—63", welche auf gründlichen Forschungen beruht, die aber, da sie ohne Namen erschienen ist, von Vielen nicht für sein Werk erachtet wird. Sein Briefwechsel mit Calvin befindet sich in der Bibliothek zu Gotha.

Bezeichnung. Die Bezeichnung ist durch das ganze Gebiet der Mathematik von der größten Wichtigkeit. Die alten Griechen kannten sie noch nicht in der Ausdehnung, wie sie jetzt gebraucht wird. Die Potenzen, Wurzeln, Logarithmen, die trigonometrischen Functionen, die Ausdrücke für Differentialien, Integralien u. s. w. gehören zu den vorzüglichsten Bezeichnungen der Mathematik. Besondere und zugleich besonders nützliche haben eingeführt Hindenburg in der

Schrift: „Über combinatorische Analysis und Derivationscalcul" (Lpz. 1803) und Arbogast: „Du Calcul des dérivations et de ses usages dans la théorie de suites et dans le calcul différentiel" (Strasb. 1800, 4.). Diese Operationen durch schickliche Bezeichnungen der Größen machen einen wesentlichen Theil der mathematischen Sprache aus, da sie nicht nur die Quantität, sondern auch die Form und Verbindung der zu betrachtenden Größen ausdrücken, und ohne sie würde die Analyse durchaus nicht den hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf welcher wir sie jetzt erblicken. Einmal eingeführte und allgemein angenommene Bezeichnungen sollten sorgfältig beibehalten werden, weil sie die gegenseitige Verständlichkeit befördern. Um so auffallender ist, daß selbst Lagrange in seiner „Théorie des fonctions analytiques" (2. Aufl., Par. 1813) die überall angenommenen und sehr zweckmäßigen Bezeichnungen der Differentialrechnung durch eine neue ersetzen wollte.

Bezifferung. Wenn der harmonische Inhalt eines Tonstücks, nachdem er in seine Grundaccorde aufgelöst worden ist, zum Behufe des Generalbaßspielers oder Desjenigen, der eine vollstimmige Musik auf einem Klavierinstrumente durch Accorde begleitet, durch Zahlen und andere Zeichen über den Noten der Grundstimme (Baß) angedeutet wird, pflegt man dies die Bezifferung zu nennen. Da zu den Tönen einer Grundstimme ganz verschiedene Folgen von Accorden stattfinden können, so sieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundstimme bei solchen Tonstücken ist, wobei man, wie z. B. bei den Kirchencantaten, gewohnt ist, den Generalbaß zu spielen und dadurch die harmonische Begleitung zu verstärken. Die Bezifferung einer Grundstimme besteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, dessen sich der Tonsetzer bei dieser oder jener Note des Basses bedient hat, vermittels der sie bezeichnenden Zahlen anschaulich macht. Dies geschieht auf folgende Weise. Wenn z. B. der Ton des Basses c heißt, so muß angegeben werden, zu welchem Accorde dieser Ton gehört, ob zu C-dur, C-moll, F-dur, F-moll u. s. w. Ist nun der Accord C-dur, d. h. ist er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave besteht, so ist es hergebracht, daß dieser Dreiklang entweder gar nicht oder doch nur mit der Zahl 3 bezeichnet, und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundton c die große Tertie, also e genommen werden solle, wobei sich dann die Quinte und Octave von selbst ergeben. Soll aber dieser Grundton c den Mollaccord andeuten, so setzt man über dieses c ein b, und dies b zeigt in diesem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden solle, wo sich alsdann die Quinte und Octave abermals von selbst ergeben. Auf gleiche Weise wird auch der Sextenaccord blos mit 6, und der Septimenaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieser aber außer der Septime noch die Tertie und Quinte enthält. Alle übrigen Accorde lassen gleichfalls die Terz und Quinte des Grundaccords weg und setzen nur die nöthigen Zahlen, z. B. $\substack{6\\4}$ (wo es undeutlich würde, bliebe eine Zahl weg); $\substack{6\\5}$ (die Terz wird nicht angegeben); $\substack{4\\3}$ (die Sexte wird nicht bezeichnet), und $\substack{4\\2}$ (wo wieder die Sexte hinzugedacht wird) findet sich öfter allein durch 2 angedeutet u. s. w. Sind die Accorde aber Molltöne, so wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b gesetzt, wo alsdann statt h, b, statt a, as u. s. w. gespielt wird. Das Durchstreichen der Zahlen drückt das Kreuz oder die Erhöhung des Intervalls aus. Bei größern Aufführungen und Kirchenstücken läßt man jetzt die Generalbaßbegleitung größtentheils weg. Neuerdings bezeichnet man auch einfachere kleine Musikstücke, besonders beim ersten Singunterricht, ganz durch Ziffern und singt nach ihnen wie nach den Noten.

Bezoarsteine sind rundliche, verschiedentlich gefärbte, aus mehren schaligen Lagen bestehende Concretionen, die sich in den Magen oder Eingeweiden verschiedener Thiere, besonders der Bezoarziegen, einiger Gazellen, des Guanoco und Vicugna u. s. w., aus Haaren und Pflanzenfasern, wahrscheinlich in Folge einer schlechten Verdauung, bilden. Man theilt sie in gemeine, in occident. und in

orient. ein. Die orient., welche für die kostbarsten gehalten werden, haben eine sehr glatte und glänzende Oberfläche, eine schwärzlich-grünliche, grauliche oder bläuliche Farbe und sehr dünne und zarte Lagen, die fast wie die Schalen der Zwiebeln übereinander liegen. Die Alten legten den Bezoarsteinen, aus Unkunde des wahren Ursprunges, allerlei wunderbare Heilkräfte bei; jetzt werden sie nur noch in Apotheken, bei Droguisten und Naturaliensammlern als seltene Naturspiele gefunden.

Bhagăvit Gita, s. Indische Literatur.

Bhavabhūtis, ein ind. Dichter wahrscheinlich des 8. Jahrh., schrieb in der Sanskritsprache ein Drama, „Malatimadhavae fabulae", so benannt nach den beiden Hauptpersonen desselben, Malati, der Tochter eines Ministers des Königs von Padmavati, und Madhavas, dem Sohne eines Großen im Dienste des Königs von Viderbha. Eine Darlegung der Fabeln nebst einigen Scenen gab zuerst Colebrooke in den „Asiatic researches", Bd. 10, in engl. Übersetzung; das Ganze Wilson im „Theater der Hindus". In der Ursprache erschien ein Theil desselben durch Lassen (Bonn 1832).

Bialowiser Heide (Bialowicz), ein europ. Urwald im lithauischen Gouvernement Grodno von 30 □M. Waldfläche, mit Inbegriff der dazu gerechneten Umgebung, 31½ M. lang, 27 M. breit und 112 M. im Umfange, durchströmt von den drei Flüssen Narwa, Narewka und Bialowiczonka. In demselben liegen nur drei kleine Dörfer. Das Innere dieser Wildniß bewohnen Auerochsen, Elenthiere, Bären, Wölfe, Luchse und Eber. Während des poln. Freiheitskampfes sammelten sich hier in den ersten Tagen des Monats April 1831 die Patrioten aus Grodno, weil sie in der Stadt von den Russen zu streng beobachtet wurden, zum Aufstande, brachten ihren Feinden von hier aus empfindliche Verluste bei und hemmten nicht wenig den Übergang des russ. Feldmarschalls am Bug.

Bianchīni (Francesco), geb. zu Verona am 13. Dec. 1662, machte in dem Collegium der Jesuiten seinen Cursus, beschäftigte sich in der Folge mit Mathematik und Zeichnenkunst, studirte seit 1680 in Padua Theologie, Mathematik, Physik, Anatomie und mit Vorliebe Botanik. Für die geistliche Laufbahn bestimmt, begab er sich nach Rom und studirte dort die Rechtswissenschaft, ohne jedoch die frühern Lieblingsstudien aufzugeben. Er verband sich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und trieb mit Eifer die griech., hebr. und franz. Sprache. Die Alterthümer wurden ein Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen. Er brachte ganze Tage unter den alten Denkmälern zu, die er mit ebenso viel Geschmack als Geschicklichkeit zeichnete, war bei allen Nachgrabungen zugegen, besuchte alle Museen. Als nach Innocenz XI. Tode der Cardinal Ottoboni unter dem Namen Alexander VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, verlieh dieser B. eine reiche Pfründe und ernannte ihn zum Aufseher und Bibliothekar seines Neffen, des Cardinals Pietro Ottoboni. Papst Clemens XI. setzte diese Gunstbezeigungen fort und erwählte ihn zum Secretair der mit der Kalenderverbesserung beschäftigten Commission. B. bekam den Auftrag, in der Kirche Sta. Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte diese schwierige Arbeit, bei welcher Maraldi ihm half, glücklich zu Stande. Auf einer Reise durch Frankreich, Holland und England faßte er die Idee, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie nach dem Muster derjenigen zu ziehen, welche Cassini mitten durch Frankreich gezogen hatte. Er beschäftigte sich acht Jahre auf seine Kosten damit; allein andere Arbeiten zerstreuten ihn und das Werk blieb unvollendet. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „La storia universale provata co' monumenti e figurata co' simboli degli antichi" (Rom 1694, 4.); „Iscrizioni sepolcrali della casa di Augusto" (Rom 1727, Fol.). B. starb am 2. März 1729; sein Vaterland ließ ihm in dem Dom zu Verona ein Denkmal errichten. Mit der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit verband er Bescheidenheit und die gefälligsten Sitten.

Bias, einer der sieben Weisen, geb. zu Priene in Jonien gegen 570 v. Chr. Er war ein praktischer Weiser, beschäftigte sich thätig mit den öffentlichen Angelegenheiten und wandte seine Gesetzkenntniß zum Nutzen seiner Freunde an, indem er für sie vor Gericht sprach oder ihre Streitigkeiten als Schiedsrichter schlichtete. Sonst scheint er ein liebenswürdiger Misanthrop gewesen zu sein. Von seinen Glücksgütern machte er einen sehr edeln Gebrauch. Da die Niederlage des Krösus und die Eroberung Lydiens durch Cyrus die Jonier sehr beunruhigte, welche einen Angriff des Siegers besorgten, rieth er ihnen, sich mit ihrem Eigenthume einzuschiffen und sich auf Sardinien niederzulassen; aber seine Meinung ward nicht befolgt, und nach vergeblichem Widerstande wurden die Jonier von den Feldherren des Cyrus unterjocht. Die Einwohner von Priene selbst, welches Mazares belagerte, beschlossen, mit ihren Kostbarkeiten die Stadt zu verlassen. Bei dieser Gelegenheit antwortete er einem seiner Mitbürger, der sich wunderte, daß er keine Anstalt zu seiner Abreise machte: „Ich trage Alles bei mir". B. blieb in seinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter starb. Seine Landsleute bestatteten seinen Leichnam prachtvoll und ehrten sein Gedächtniß, und seine Sittensprüche und Lehrsätze standen lange in hohem Ansehn.

Bibbiēna (Fernando), Maler und Baumeister, geb. zu Bologna 1657, ein Sohn des Malers und Architekten, Giovanni Maria Galli, der sich nach seiner Geburtsstadt in Toscana Bibbiena nannte. Schon als Kind zeigte B. die glücklichsten Anlagen für die Kunst. Carlo Cignani leitete seine Studien. Die architektonischen Zeichnungen und die Beschäftigung mit der Geometrie flößten ihm große Neigung für die Architektur ein. Seine ersten Bauwerke fanden Beifall; dies bewog den Herzog Rainuccio Farnese, ihm die Erbauung eines Lusthauses zu Colorno und die Verschönerung der dortigen Gärten zu übertragen. Sein Ruf stieg schnell, er wurde nach Barcelona berufen und darauf machte ihn der Herzog von Parma zum Vorsteher seiner Schauspielhäuser, mit dem Titel seines ersten Malers und Architekten. Dann berief ihn Karl VI. nach Wien. Mehre schöne Gebäude wurden in Östreich nach seinen Zeichnungen aufgeführt. In seinen Theatermalereien hat er den fehlerhaften und verworrenen Styl des Borromini u. A. noch weiter getrieben; dennoch sind seine Arbeiten im Ganzen groß und durch geschickte Behandlung der Perspective ausgezeichnet. Seine Compositionen waren genau und geistreich, die Ausführung fest, sein Colorit ahmte den Stein vortrefflich nach; aber er hatte weder den Reichthum noch die Abwechselung der Tinten eines Pannini, Servandoni u. A. Seine Schriften beweisen seine gründlichen Kenntnisse. Er ward zuletzt blind, starb 1743 und hinterließ ein Werk: „Architettura perspettiva" (2 Bde., Bologna 1725 und 1731, Fol.). Seine drei Söhne verbreiteten die Kunst ihres Vaters durch ganz Italien und Deutschland; Antonio bekleidete das Amt seines Vaters bei Kaiser Karl VI., Giuseppe starb zu Berlin, und Alessandro im Dienste des Kurfürsten von der Pfalz.

Bibel, vom griech. Worte *βιβλία*, d. h. Schriften, wurde seit dem 4. Jahrh. die Sammlung der Schriften genannt, welche die Juden und Christen als die Quelle ihrer Religion und als das wichtigste und heiligste Buch verehren. Chrysostomus gebrauchte diesen Namen zuerst, während man früher diese Sammlung heilige Schrift oder überhaupt Schrift nannte. Die ganze Sammlung zerfällt in zwei Haupttheile, nämlich das Alte und das Neue Testament, oder die Schriften des alten und des neuen Bundes. Jene umfassen die Urkunden des heiligen Bündnisses, welches Gott mit dem israelit. Volke schloß, diese die Schriften der Evangelisten und Apostel oder des zwischen Gott und der ganzen Menschheit durch Jesum Christum aufgerichteten Vertrags. Daß man die Offenbarungen und göttlichen Belehrungen an die erhabene Idee eines Bundes knüpfte, geschah schon im patriarchalischen Zeitalter. So bestätigt Gott 1 Mos. 15, 4 die dem Abraham gegebene Verheißung der Geburt des Isaak und des Besitzes von Palästina durch

einen feierlichen Vertrag. Mit diesen frühern Verheißungen, welche die Patriarchen sowol für sich als für ihre Nachkommenschaft von Gott erhalten hatten, stand die Gesetzgebung auf Sinai und die darauf beruhende mosaische Religionsverfassung in genauem Zusammenhange. Auch diese wird, dem göttlichen Willen gemäß, ausdrücklich als ein Bündniß zwischen Gott und dem hebr. Volke dargestellt; ein Bündniß, welches die Hebräer heilig verpflichtete, den Jehovah als den einigen wahren Gott allein anzubeten und seine Gebote getreu zu halten, indem ihnen von Gott zugleich die Verheißung zu Theil wurde, daß er sie, wenn sie ihm treu und gehorsam bleiben würden, als sein auserwähltes Volk lieben und begnadigen wolle. Bei der genauen Verbindung zwischen der mosaischen Religionsanstalt und der höhern vollkommenern christlichen Offenbarung, welcher die mosaische, dem Plane der göttlichen Weltregierung gemäß, zur Grundlage und Vorbereitung dienen sollte, kann es uns nicht befremden, daß auch Jesus und die Apostel die neue Religionsanstalt ein neues und vollkommneres Bündniß nannten, durch die Vermittelung Christi zwischen Gott und dem gesammten Menschengeschlechte ohne allen Unterschied der Nation aufgerichtet. In diesem Sinne ist in den Schriften des N. T. an mehren Stellen von einem alten und neuen oder von einem ersten und zweiten Bündnisse die Rede. Es war demnach sehr natürlich, daß man diesen Bundesschriften gradezu den Namen διαθήκη, d. h. Bündniß oder Vertrag, beilegte. Der Name Testament aber, der schon bei Tertullian zu Ende des 2. Jahrh. vorkommt, entstand durch den Sprachgebrauch einer alten lat. Übersetzung der Bibel, der sogenannten Vulgata, welche das Wort διαθήκη durch testamentum übersetzte. Das A. T. ward von den Juden in drei Theile getheilt, das Gesetz, die Propheten und die Hagiographa, d. h. heilige Schriften überhaupt. Das Gesetz enthielt die fünf Bücher Mosis, nämlich Genesis, Exodus, Leviticus, Numeri und Deuteronomium. Zu den Propheten zählte man die geschichtlichen Werke, das Buch des Josua, das der Richter, die beiden Bücher des Samuel und die der Könige, dann die prophetischen Schriften des Jesaias, Jeremias, Ezechiel und die zwölf kleinern Propheten, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jona, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Zacharia und Maleachi. Zu den Hagiographis wurden gerechnet die Psalmen, die Sprüche Salomon's und das Buch Hiob, dann das Hohelied und der Prediger Salomon's, das Buch Ruth, die Klaglieder und Esther und endlich Esra, Nehemia, die beiden Bücher der Chronik und des Propheten Daniel. Später erst ordnete man die Bücher des A. T. zweckmäßiger und theilte sie, wie noch gegenwärtig in den lat. und deutschen Bibeln geschieht, in historische, prophetische und poetische Schriften, indem man die Hagiographa unter die ersten Classen vertheilte. Die Bücher des N. T. werden sehr verschieden eingetheilt; am natürlichsten ist die Eintheilung in historische Schriften, Briefe und das prophetische Buch. Zu den erstern gehören die Evangelien des Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, sowie die Apostelgeschichte. Zur zweiten Classe werden die (13) Briefe des Paulus, die (2) des Petrus, die (3) des Johannes, der des Jacobus, des Juda und der an die Hebräer gerechnet. Die dritte Classe bildet die Offenbarung des Johannes (Apokalypse). Als ein Anhang zum A. T. sind die Apokryphen (s. d.) zu betrachten; zu ihnen gehören das Buch Judith, die Weisheit Salomon's, das Buch Tobias, Jesus Sirach, Baruch, die beiden Bücher der Makkabäer, die Stücke in Esther, die Historie von der Susanna und Daniel, vom Bel zu Babel, das Gebet Asariä, der Gesang der drei Männer im feurigen Ofen und das Gebet Manasse. Sie schließen sich in Hinsicht ihres Inhalts an das A. T. an und füllen gleichsam die Lücke zwischen dem alten und neuen Bunde aus, indem sie uns mit dem Geiste des Judenthums nach dem Exile vertraut machen. Die historischen Bücher des A. T. liefern eine mythenreiche, aber keineswegs fabelhafte Urgeschichte des Menschengeschlechts und dann die Geschichte des hebr. Volks bis gegen die Mitte des 5. Jahrh.

v. Chr.; die prophetischen Schriften enthalten Ermahnungen, Drohungen und Weissagungen und sind in dem Zeitraume vom 9. bis zur Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. verfaßt; die poetischen Bücher stammen aus sehr verschiedenen Zeiten, sie gehören sämmtlich der lyrischen Gattung an und zeichnen sich durch Erhabenheit und Begeisterung für Religion, Vaterland und Liebe aus; die Apokryphen endlich sind sämmtlich in dem Zeitraume von 300 v. Chr. bis 100 n. Chr. geschrieben. Das N. T. bildete sich seit der Mitte des 1. bis gegen das Ende des 2. Jahrh., obschon mehre Jahrhunderte hindurch noch gestritten ward, welche Schriften als kanonisch (s. Kanon) zu betrachten seien. Das A. T. ist, mit Ausnahme einiger chaldäisch abgefaßten Stellen im Daniel und Esra, in hebr., die Apokrypha und das N. T. in griech. Sprache geschrieben, doch sind Mehre der Meinung, daß die Apokryphen ursprünglich hebr. oder chaldäisch, das Evangelium des Matthäus in hebr., das des Johannes in aramäischer, und das des Marcus in koptischer Sprache geschrieben und daß diese Schriften erst später in die griech. übertragen worden seien. Allzu gewagt aber war es, als der berühmte Hardouin vermuthete, daß die meisten neutestamentlichen Schriften in lat. Sprache abgefaßt seien. Die Sprache des N. T. weicht in Hinsicht der Wortbedeutung, Wortstellung und des Styls vielfach vom Altgriechischen ab und richtet sich in vielen Beziehungen nach dem hebr. Sprachgebrauche, weshalb man sie hebraisirend nennt. Doch lange Zeit wollten viele biblische Ausleger dies nicht zugeben, sondern behaupteten hartnäckig, um der göttlichen Eingebung nichts zu vergeben, die Reinheit der griech. Sprache des N. T., weshalb sie Puristen, ihre Gegner aber Hebraisten genannt wurden.

„Die große Verehrung, welche der Bibel gewidmet wird, verdankt sie ihrem innern Werthe. Sie ist das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol für alle übrigen aufstellt, seine Geschichte an die Entstehung des Weltalls anknüpft und durch eine Stufenreihe geistiger und irdischer Entwickelungen in die entferntesten Regionen der unermeßlichen Ewigkeit hinausführt. Auch liegt Jedem vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieses wichtigen Werks der geschichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergestalt innig verknüpft ist, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche." So würdigt Göthe in der „Farbenlehre", Bd. 2, die welthistorische Wichtigkeit und unendliche Anwendbarkeit zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse aller Völker und Zeiten, welche die Bibel vor jedem andern Buche voraus hat. Betrachten wir sie auch nur, wie er, als Mittel zur Entwickelung des menschlichen Geistes, so müssen wir doch bekennen, daß alles Große, Edle und Wahre, was die Geschichte aufweisen und unsere Vernunft entdecken kann, in dem Geiste, der uns aus der Bibel anspricht, in seiner höchsten Vollendung sich darstellt. Noch viel höher steht die Bibel als Urkunde der wahren Religion. Zwar gab es wahre Religion, ehe die Bücher der Bibel entstanden und gesammelt wurden. Auch ohne sie wußte Israel vom einigen Gott, dessen Gebote, Verheißungen und Warnungen es aus dem Munde seiner Propheten vernahm. Das Evangelium kam durch mündlichen Vortrag Jesu und seiner Apostel an die Menschen und theilte sich längere Zeit nur in dieser Gestalt und angeknüpft an die Auslegung des A. T. mit, und nur erst nach und nach wurden die Schriften des N. T. aufgezeichnet und durch Abschriften weiter verbreitet. Aber lauter und rein wurden Geschichte und Lehre der Offenbarung allein durch diese Schriften erhalten. Im Gegensatze der katholischen Kirche, welche den Laien die Bibel entzieht, den Geistlichen nur den Gebrauch der sogenannten Vulgata verstattet, dem Papste allein die Befugniß ertheilt, die heilige Schrift zu erklären, und neben der Bibel noch die Überlieferung als Quelle ihres Glaubens aufstellt, ward durch die Reformation die Bibel als die einzige echte Quelle der religiösen Überzeugung anerkannt, in der Landessprache den Laien in die Hand gegeben, den Geistlichen das Studium derselben in der Originalsprache empfohlen, die Erklärung ganz frei gegeben und aus der Bibel der göttliche Geist des Urchristen-

thums wieder ins Leben gerufen. (S. **Protestantismus.**) Die mannichfaltigen Abweichungen aber der theologischen Systeme sind blos Folge verschiedenartiger Auffassung des mit sich selbst einigen christlichen Geistes, der aus der Bibel spricht; sie ist und bleibt das Läuterungsmittel aller religiösen Begriffe und Empfindungen.

Die Aufgabe der Kritik ist es, zu untersuchen, was die biblischen Schriftsteller selbst geschrieben haben oder was unter ihrer Aufsicht aufgezeichnet worden ist; erst wenn durch sie die ursprüngliche Gestalt des Textes ausgemittelt ist, kann die Auslegung ihr Werk beginnen. Als durchaus nicht wesentlich zum Texte gehörig und erst im Laufe der Zeit entstanden, sind zu betrachten die Unterscheidungszeichen und Accente, und im A. T. noch überdies die Vocale, die Eintheilung der Bibel nach Leseabschnitten, Capiteln und Versen, sowie die Über= und Unterschriften der einzelnen Schriften. Die Verseintheilung ward im A. T. zugleich mit der Accentuation wahrscheinlich zuerst in den poetischen Schriften eingeführt; Hieronymus führte Abschnitte ein, indem er die prophetischen und poetischen Schriften in größere und kleinere (cola und commata), die historischen aber blos in größere Abschnitte eintheilte. Die Bezeichnung der Verse durch Zahlen brachte Robert Stephanus um 1518 in die Vulgata; beim hebr. Texte findet sie sich zuerst in der Ausgabe des Athias (Amst. 1661). Im N. T. theilte zum Behuf des Vorlesens gegen Ende des 5. Jahrh. Euthalius zuerst die Apostelgeschichte und die Briefe in sogenannte Stichen, weshalb man die Ausgaben des N. T., in welchen diese Stichen angegeben waren, stichometrische nannte. Aus diesen Stichen entstanden später die Unterscheidungszeichen, die mit der gegenwärtigen Versabtheilung gar keine Ähnlichkeit haben. Diese ist eine Erfindung des Robert Stephanus und findet sich zuerst in seiner Ausgabe des N. T. vom J. 1551. Sie ist sehr nachlässig, oft den Sinn störend oder gar widersinnig; doch dies kann nicht befremden, da Stephanus diese Eintheilung während einer Reise, die er zu Pferde machte, entwarf. Die noch jetzt im A. und N. T. übliche Capiteleintheilung soll nach Einigen von Hugo von St.=Caro, nach Andern von Stephan Langthon um 1220 eingeführt worden sein. Auf den hebr. Text wurde sie zuerst 1525 durch Daniel Bomberg angewendet und im N. T. hat sie schon die complutensische Polyglotte von 1514; Capito in seiner Ausgabe des N. T. (Strasb. 1524) theilte zuerst den griech. Text in bezifferte Capitel. Die Zeit der Entstehung der größern Leseabschnitte läßt sich nicht genau nachweisen, sie mag schon sehr früh eingeführt worden sein, der Pentateuch war in Paraschen, die Propheten in Hephtharen und das N. T. in Perikopen eingetheilt.

Daß der Text der Bibel mehrfach entstellt sei, liegt in der Natur der Sache und wird deutlich bewiesen durch die bedeutende Masse verschiedener Lesarten, obschon viele protestantische Theologen, welche an der wörtlichen Inspiration festhielten, solche Meinung lange Zeit durchaus nicht theilen wollten. Alle falsche Lesarten der Bibel scheinen absichtlos, aus Irrthum entstanden zu sein, denn es läßt sich durchaus nicht nachweisen, daß diese Schriften entweder durch die Juden oder durch die Irrlehrer oder endlich durch die röm.=katholische Kirche absichtlich verfälscht worden, obschon allen diesen namentlich früher von mehren Seiten ein solcher Vorwurf gemacht wurde. Zur Wiederherstellung des alttestamentlichen Textes in möglichster Reinheit dienen die Handschriften, deren keine aber über das Jahr 1000 hinaufreicht, in andern Schriften angeführte Stellen, z. B. im Talmud und den Rabbinern, die früheſten nach Handschriften gedruckten Ausgaben und alte Übersetzungen, wie die des Aquila, Theodotion und Symmachos, von denen aber nur noch Fragmente vorhanden sind, die syr., die chald. Umschreibungen des Arkelas und Jonathan und die lat. Vulgata. Die Ausgabe des A. T. von Athias (Amst. 1661) ward die Quelle für die meisten folgenden Ausgaben, z. B. Leusden's (Frankf. a. M. 1692), Jablonsky's (Berl. 1699), Opitz's (Kiel 1709, 4.) und Michaelis' (Halle 1720); ganz nach jener wurden abgedruckt die Ausgaben von van der Hoogt (Amst. 1705), Schmidt (mit lat. Übersetzung, Lpz. 1740, 4.), Simonis (Halle

1752 und öfter), Kennicot (Orf. 1776) und Hahn (Lpz. 1831). Die verbreitetste Handausgabe ist die von Reineccius (Lpz. 1725 und öfter). Eine Auswahl von verschiedenen Lesarten enthalten die Ausgaben von Döderlein und Meißner (Lpz. 1793) und von Jahn (3 Bde., Wien 1807). Zur kritischen Berichtigung des neutestamentlichen Textes sind viel mehr Hülfsmittel als beim A. T.; die Handschriften sind aus einer viel frühern Zeit, es gibt genauere Übersetzungen, auch werden viel mehr Stellen aus dem N. T. bei den Kirchenvätern angeführt und von ihnen erklärt. Die älteste Handschrift des N. T. ist die im Vatican zu Rom aufbewahrte, sie stammt aus der ersten Hälfte des 5. Jahrh.; ihr zunächst steht der sogenannte Codex Alexandrinus, der 1628 durch den Patriarchen von Konstantinopel an den König Karl I. von England geschenkt wurde und jetzt im brit. Museum aufbewahrt wird. Die ersten gedruckten Ausgaben des N. T. in der complutensischen Polyglotte von 1514, und die des Erasmus seit 1516 haben sehr geringen kritischen Werth; sie liegen den Ausgaben aus der Officin des Stephanus (Par. 1546 und öfter) zum Grunde, bis Theodor Beza eine neue Bearbeitung des N. T. besorgte (Par. 1565), die vorzüglich durch die in Hinsicht ihres Äußern so gefälligen Elzevir'schen Ausgaben (Leyd. 1624, 16.; 1633, 12., und öfter) ungemein verbreitet wurden. Diese Elzevir'schen Ausgaben standen lange Zeit, ungeachtet der kritischen Werthlosigkeit, in hohem Ansehen und wurden beinahe für heilig und unantastbar gehalten. Eine neue Bahn in der neutestamentlichen Kritik brach Mill (Orf. 1707, Fol.). Nächst ihm lieferten Hauptrevisionen des Textes Bengel (Tüb. 1734, 4.), Wetstein (2 Bde., Amst. 1751 fg. B. 1, 2. Aufl., Rotterd. 1831), Matthäi (12 Bde., Riga 1783—88), und Griesbach (2 Bde., Halle 1774 fg., 2. Aufl. 1796—1806, 3. Aufl., B. 1, Berlin 1827). Die besten Handausgaben des N. T. sind von Knapp (2 Bde., Halle 1797, 3. Aufl. 1824), und von Schott (Lpz. 1805, 3. Aufl. 1825). Um die Auslegung des biblischen Textes haben fast alle Zeitalter sich Verdienste erworben. (S. Exegese.) Früh schon erkannte man die Nothwendigkeit, die Bibel in fremde Sprachen zu übertragen. Die große Verbreitung der griech. Sprache im Orient seit Alexander dem Großen machte eine griech. Übersetzung des A. T. nothwendig, die im 2. Jahrh. v. Chr. zu Stande kam; man nennt sie die Septuaginta oder die Übersetzung der 70 Dolmetscher. Als um die Geburt Christi in Palästina und Babylonien die hebr. Sprache durch die chaldäische fast gänzlich verdrängt worden war, erschienen die chald. Targums d. h. Übersetzungen, die jedoch mehr Umschreibungen sind. Nach der Begründung der christlichen Kirche, als die Septuaginta in derselben allgemein angenommen ward, dachten die Juden auf eine eigne Übersetzung, sie ward im 2. Jahrh. von Aquila begonnen, der an Symmachus und Theodotion Nachahmer fand, doch von allen ihren Arbeiten sind nur noch Fragmente vorhanden. Von den Christen ward fast gleichzeitig zu Anfange des 3. Jahrh. die Bibel in die lat. und syr. Sprache übersetzt. Die älteste lat. Übersetzung nennt man gewöhnlich Itala; an ihre Stelle trat gegen Ende des 4. Jahrh. die von Hieronymus verbesserte Übersetzung, die sogenannte Vulgata, welche auf dem Concilium zu Trident am 27. Mai 1546 als die einzige beglaubigte Übersetzung anerkannt wurde, aus welcher allein namentlich alle Beweisstellen anzuführen seien. Die syr. Übersetzung, deren Entstehung ganz in Mythen gehüllt ist, nennt man gewöhnlich Peschito. Ins Äthiopische ward die ganze Bibel etwa im 4. Jahrh. übersetzt, nachdem zur Zeit Konstantin des Großen bei den Äthiopiern die christliche Religion Eingang gefunden hatte. Zu Ende des 4. Jahrh. ward die Bibel durch den Bischof Ulphilas ins Gothische, zu Anfange des 5. Jahrh. ins Armenische, etwas später ins Georgische, im 9. Jahrh. ins Slawische, gegen Ende des 10. Jahrh. durch den Abt Alfrich ins Angelsächsische übersetzt. In den Polyglotten findet man zur leichtern Übersicht mehre dieser Uebersetzungen nebeneinander gedruckt. Als zuerst die Waldenser, indem sie als das geeignetste Mittel zur Verbreitung vernünftiger Religionskenntniß das Über-

tragen der Bibel in die Landessprache erkannten, zu diesem Behufe dieselbe gegen Ende des 13. Jahrh. in die altfranz. Sprache übersetzen ließen, ward dies 1299 durch Papst Innocenz III. verboten; allein dessenungeachtet entstanden sowol vor, als namentlich nach der Reformation auch in katholischen Ländern eine Menge Bibelübersetzungen in der Landessprache. Nach der Reformation aber haben sich in den Ländern, wo dieselbe Eingang fand, sowie in neuern Zeiten durch die Bibelgesellschaften die Übersetzungen dermaßen gemehrt, daß fast alle Völker, welche sich der Segnungen des Evangeliums erfreuen, die heilige Schrift in ihrer Muttersprache lesen können. Mit Übergehung aller dieser Übersetzungen gedenken wir nur derer, welche Deutschland angehören. Die erste deutsche Bibelübersetzung ist zu Strasburg um 1466 gedruckt, und man zählt bis zum Erscheinen von Luther's Übersetzung des N. T. (Wittenb. 1522, Fol.) 12 verschiedene Ausgaben. Die erste vollständige Ausgabe von Luther's Bibelübersetzung erschien zu Wittenberg 1534 und ward von ihm wiederum durchgesehen in der Ausgabe vom Jahre 1541. Diese Übersetzung liegt fast allen andern zu Grunde, welche für die nichtdeutschen Länder, die die Reformation der Kirche einführten, nöthig wurden. Luther war aber auch unter Allen, die jemals die Bibel zu übersetzen versuchten, der glücklichste; ihm gebührt in Hinsicht der Verdeutschung derselben der höchste Ruhm. Denn obgleich man in neuern Zeiten in den Sinn der biblischen Schriften tiefer eingedrungen ist, als es zu Luther's Zeiten möglich war, so ist doch seine Bibelübersetzung noch von keiner neuern an Kraft, Würde und Einfachheit übertroffen worden; sein Verdienst ist, daß die Bibel wieder zu Dem wurde, was sie ursprünglich gewesen war, nämlich zum Volksbuche. Vgl. Palm's „Historie der deutschen Bibelübersetzung Lutheri" (Halle 1772, 4.), und Marheineke, „Über den religiösen Werth der deutschen Bibelübersetzung Luther's" (Berl. 1815). Nach Luther's Vorgange übersetzte Hieron. Emser das N. T. (Dresd. 1527, Fol.), Dietenberger (Mainz 1534, Fol.), und Eck (Ingolst. 1537) das A. und N. T.; allein obschon fast bloße Nachahmungen der Luther'schen Übersetzung, sind sie in einer so barbarischen Sprache geschrieben, daß sie unmöglich neben Luther aufkommen konnten. Alle diese Übersetzungen, sowie die von Ulenberg (Köln 1630, Fol.), Braun (3 Bde., Augsb. 4.) und Widemann (Regensb. 1819) sind nach der von der röm. Kirche anerkannten Vulgata übersetzt. Andere katholische Übersetzer der Bibel banden sich nicht an die Vulgata, wie dies bei den deutschen Übersetzungen des A. und N. T. von Brentano und Dereser (7 Bde., Frankf. a. M. 1796—1800) und Karl und Leander van Eß (N. T. Braunschw. 1807, Sulzb. 1820 und öfter, A. T. Sulzb. 1822), des N. T. von Mutschelle (2 Bde., München 1789 fg.) und Fischer (Prag 1794) der Fall ist. Unter den deutschen Übertragungen der Bibel in der protestantischen Kirche bezeichnen wir als die vorzüglichsten die von Seiler (N. T., Erl. 1781, neue Aufl. 1805), Stolz (N. T., Zürich 1781, neueste Aufl. Hanov. 1820), Michaelis (A. und N. T., 4 Bde., Götting. 1789—90, 4.), von Thieß (N. T., 4 Bde., Lpz. 1790—1800), Hezel (N. T., Lpz. 1809), Kelle (A. T., 3 Bde., Freib. 1815—19) und Augusti und de Wette (A. und N. T., 6 Bde., Heidelb. 1809—14). Das meiste Aufsehen erregte in neuester Zeit Dinter's „Schullehrerbibel" (N. T., 4 Bde., Neust. a. d. Orla 1815, 3. Aufl. 1828; A. T., 5 Bde., 1828). Unter den Handausgaben der Luther'schen Bibelübersetzungen sind die verbreitetsten die der Canstein'schen Bibelanstalt in verschiedenen Drucken und Formaten; unter den neuern Drucken zeichnen sich rühmlich aus die Stereotypenbibel von Tauchnitz und von Barth in Leipzig, sowie die, welche zum Andenken an das Confessionsjubiläum im J. 1830 von Meinhold in Dresden gedruckt und von Ammon mit einer Vorrede begleitet ward. Vgl. Artikel „Bibel" in Ersch und Gruber's „Encyklopädie", von Gesenius, besonders gedruckt zu Leipzig 1823.

Bibelgesellschaften. Ein Geistlicher aus dem Fürstenthum Wales,

den zunächst der Mangel der wallisischen Bibel nach London führte, gab die Veranlassung, daß am 7. März 1804 zu London die brit. und ausländische Bibelgesellschaft (The british and foreign bible society) gestiftet wurde. Bibelgesellschaft nannte sie sich, weil sie die Verbreitung der Bibel zu ihrem Zwecke machte; britisch sollte sie sein, weil sie ihre Wirksamkeit zunächst auf die Armen Großbritanniens richtete; aber auch ausländisch, weil sie, so weit ihre Kräfte zureichen würden, Bibeln in allen Sprachen nach allen Gegenden der Welt zu liefern sich vorsetzte. Um denselben eine desto allgemeinere Brauchbarkeit zu geben, sollten die von der Gesellschaft zu vertheilenden Bibeln ohne Zusätze und Erklärungen sein. Noch in demselben Jahre war die erste allgemeine Versammlung in London, welche den ihr vorgelegten Plan einmüthig annahm. Lord Teignmouth ward bald darauf zu ihrem Präsidenten gewählt, und mehre Bischöfe, Lords und Parlamentsglieder nahmen Stellen als Vicepräsidenten an. Bis 1829 hatten sich in allen Theilen Großbritanniens 630 ähnliche Anstalten gebildet und an die erstere als Muttergesellschaft angeschlossen, um diese mit Geldbeiträgen zu unterstützen und dagegen von ihr mit Bibeln versorgt zu werden. Außerdem bestehen noch viele Bibelgesellschaften unter den geringern Volksclassen, deren Glieder wöchentlich einen halben oder ganzen Penny erlegen, um sich, ihren Kindern oder noch Ärmern eine Bibel zu verschaffen. Auch in Deutschland, in der Schweiz (zu Basel 1804), in Holland, Preußen, Rußland, Schweden (zu Stockholm 1809), Dänemark, ja selbst in den übrigen Welttheilen, zu Philadelphia 1808, Calcutta 1811, Colombo auf Ceylon 1812, Bombay 1813, Neuyork 1816, Madras 1820, zu Sidney in Neusüdwales und auf Vandiemensland haben sich ähnliche Bibelgesellschaften gebildet, welche mit der engl. in Verbindung getreten sind. Vgl. Owen's „Geschichte der Bibelgesellschaften" (aus dem Engl., Lpz. 1824). Der 24. Jahresbericht der brit. und ausländischen Bibelgesellschaft zu London vom 31. Mai 1828 meldete, daß sie sich mit dem Drucke der Uebersetzung der Bibel in 147 Sprachen und Dialekten beschäftigt habe, darunter 57, in welchen die Bibel vor der Stiftung des Vereins noch *nicht* gedruckt worden ist. Sie vertreibt diese Übersetzungen sowol einzelner biblischer Bücher als des ganzen N. T. in Sprachen und Mundarten der Völker von Mittel- und Ostasien, von Kalkutta und Madras aus, in den Sprachen der Levante und des nördl. Afrika, von Smyrna, Malta und andern Depots am mittell. Meere aus, und unterstützt sämmtliche Bibelgesellschaften des Continents von Europa. Sie unterhält Agenten fast in allen Theilen der bewohnten Erde, die auf ihre Kosten reisen, um die schicklichsten Wege der Bibelverbreitung auszumitteln, geschickte Übersetzer und Handschriften älterer Übersetzungen für ihre Zwecke zu gewinnen. So erwarb Pinkerton in Paris für sie fertige Übersetzungen der Bibel in nordasiat. und tibetan. Mundarten nebst den dazu gehörigen Schriftformen, welche aus den Archiven der Propaganda zu Rom unter Napoleon nach Frankreich gebracht wurden. Auch an dem Drucke des serbischen N. T. in Leipzig hat sie Antheil. Die schwierigste Übersetzung war die in die Sprache der Eskimos. Die jährliche, durch die Einnahmen vollkommen gedeckte Ausgabe, die sie auf diese allgemeine Bibelverbreitung verwendet, betrug in den ersten Jahren ungefähr 500,000 Thaler. Schon in den Jahren 1814—26 hatte die Gesellschaft 4,303,395 Bibeln, N. T. oder einzelne biblische Bücher vertheilt. Dabei sind die Vertheilungen selbständiger Töchtergesellschaften und der noch zahlreichern Privatvereine, deren man 1828 1445, und unter diesen 600 weibliche zählte, nicht inbegriffen. Auch für die Land- und Seemacht Englands und für die Versorgung absegelnder Handelsschiffe mit Bibeln haben sich Gesellschaften gebildet, deren Thätigkeit nicht weniger den Eifer und Aufwand Englands für diesen Zweck beurkundet. Im J. 1825 traten in den großbrit. Bibelgesellschaften mancherlei Störungen ein, die auf die übrigen in- und ausländischen Bibelgesellschaften nachtheilig einwirkten. Endlich wurde in einem Comité zu London der Beschluß gefaßt, daß man von nun

an nur die kanonischen Bücher der heil. Schrift mit Ausschluß der Apokryphen vertheilen und den auswärtigen Gesellschaften keine Bibeln und Geldunterstützungen mehr verabreichen würde, wenn sie nicht versprächen, die Bibeln ohne Apokryphen zu verbreiten. Viele Bibelgesellschaften auf dem Festlande, namentlich die berliner, haben dieser Foderung nicht entsprochen, indem sie lieber keine engl. Unterstützung mehr beziehen als verstümmelte Bibeln vertheilen wollten. In Deutschland bestanden 1817 folgende Hauptbibelgesellschaften: zu Regensburg seit 1805; zu Hanover, zu Berlin; zu Dresden, welche außer einer Stereotypausgabe der deutschen Bibel auch eine Bibelausgabe in wendischer Sprache für die Lausitz besorgt hat; zu Frankfurt a. M.; zu Stuttgart, Hamburg, Karlsruhe, Weimar, Bremen, Lübeck, Schleswig, Schwerin, Ratzeburg, Eutin, Braunschweig u. s. w. In Baiern blieb die Bibelverbreitung durch die Bemühungen Einzelner beschränkt, dagegen wurden von den katholischen Übersetzungen des N. T. von Goßner und van Eß bis 1821 schon gegen 180,000 Exemplare unter die Katholiken in Deutschland und der Schweiz vertheilt, und viele davon kamen auch in die östr. Staaten. Jede Hauptbibelgesellschaft hat ihre Hülfsgesellschaften; die protestantische Schweiz hat eine eigne Bibelgesellschaft; ebenso das Königreich der Niederlande, das auch seine Colonien mit Bibeln versorgt; zu Paris entstand am 6. Dec. 1818 eine Bibelgesellschaft für die Protestanten in Frankreich, welche bei verhältnißmäßig geringen Mitteln — denn 1820 nahm sie nicht mehr als 58,212 Francs ein — ihr Augenmerk vorzüglich auf die Versorgung der Schulen, Hospitäler und Gefängnisse gerichtet hat, die aber, weil auch Katholiken Bibeln von ihr annehmen, an der papistisch-jesuitischen Partei in Frankreich ein starkes Gegengewicht fand. Schweden, wo die Hauptgesellschaft in Stockholm ist, hat sehr viele Bibeln vertheilt; auch Norwegen und Dänemark folgten diesem Beispiele, und letzteres hat jetzt Hülfsgesellschaften in Island und Westindien. Die russ. Bibelgesellschaft zu Petersburg wetteiferte mit der engl. und ließ die Bibel in 31 Sprachen und Mundarten der Völker Rußlands drucken, unter ihnen auch eine in neuruss. Sprache, da die Kirchenübersetzung die für Nichtgeistliche unverständliche slawonische ist. Diese neuruss. Übersetzung findet unter dem Landvolke großen Beifall und klärt es auf über Unechtheit der vielen abergläubischen Gebräuche, die das Christenthum der griech. Kirche verunstalten. Sie wird daher einen Kampf der Partei des kirchlichen Christenthums gegen die Bibelchristen veranlassen, der sich kaum anders endigen kann als mit einer allmäligen Reformation der griech. Kirche. Deshalb ist auch die Geistlichkeit zum Theil gegen die Bibelverbreitung, und es kam in entferntern Gouvernements schon zu Verfolgungen eifriger Bibelleser. Die kalmück. Evangelien und pers. N. T. finden viel Abgang; auch für die Burjäten, mongolische Lamadiener am Baikalsee, ward mit Hülfe zweier junger Burjäten von hoher Geburt, welche zu Petersburg das Christenthum angenommen haben, eine Übersetzung der Bibel gearbeitet; zu Irkutsk, Tobolsk, unter den Tscherkassen, Georgiern und donischen Kosacken haben sich Hülfsgesellschaften gebildet; von Odessa aus werden die Bibeln in die Levante verbreitet. Die durch den Erzbischof von Gnesen veranlaßte Bulle Pius VII. vom 28. Jun. 1816 gegen die Verbreitung der Bibel hinderte die Polen nicht, eine eigne Bibelgesellschaft in Warschau zu errichten. In Östreich erschien 1817 ein Verbot der Bibelverbreitung durch solche Gesellschaften, und die in Ungarn schon bestehenden wurden unterdrückt. Italien, Spanien und Portugal thaten noch nichts für diese Sache, die Engländer haben aber zur See und von den Inseln aus diesen Nationen Bibeln in ihren Sprachen mit Erfolg zugeführt. In Nordamerika wirkt seit 1816 eine große amerik. Bibelgesellschaft mit ihren Töchtergesellschaften, deren Zahl sich 1829 auf 630 belief. Sie druckt Stereotypbibeln für die Töchtergesellschaften zur unentgeltlichen Vertheilung unter die Armen, und hält den Grundsatz fest, erst jede Familie in den

Vereinigten Staaten zu versorgen, ehe sie ihre Bemühungen auf das Ausland ausdehnt; doch hat sie Südamerika und Ceylon, die Sandwichinseln und Griechenland mit Bibeln versorgt. Seit ihrer Stiftung hat sie 700,000 Bibeln vertheilt. Die Colonien wetteifern für diese Sache; auch Haiti hat dazu die Hände geboten. Ein gleicher, weithin wirkender Eifer für die Verbreitung der Bibel regt sich im südl. Afrika und in Ostindien, wo mehre Druckereien Bibeln in den Landessprachen liefern; selbst die Inseln an der Ostseite Asiens werden nicht übersehen. In den Niederlanden bemerkt man eine brüderliche Vereinigung der verschiedenen Confessionen für diesen Zweck, die auch in andern Ländern von gemischter Religion durch das Zusammentreten der Bibelgesellschaften bewirkt worden ist. Sie tragen überhaupt viel dazu bei, unter Christen von allen Parteien das Gefühl ihrer Gemeinschaft in den wichtigsten Überzeugungen anzuregen. Was dadurch sowol unter den Völkern der Christenheit, als unter den Heiden, die das Christenthum auf diesem Wege kennen lernen, an richtiger Religionserkenntniß, Frömmigkeit und Verbesserung der Sitten gewonnen werden kann, übersteigt alle Berechnung. In der Geschichte der sittlichen und religiösen Bildung des Menschengeschlechts muß eine so weitumfassende Verbreitung der Bibel Epoche machen, da schon ihre Übersetzung in Sprachen, denen bisher alle Literatur, ja meistentheils auch die Schreibekunst *fehlte*, eine höchst bedeutende welthistorische Wichtigkeit hat. Die Bibelgesellschaften binden sich an das Fundamentalgesetz, die Bibel ohne Abänderung kirchlich geltender Übersetzungen und ohne Anmerkungen auszugeben, was allerdings Zwiespalt und störende Einseitigkeit am besten von dieser Sache der ganzen Christenheit abzuhalten im Stande ist. Alle Gegner der Bibel sind auch Gegner der Bibelgesellschaften; man darf aber nicht umgekehrt schließen. Wenigstens müssen Diejenigen gehört werden, welche größern Fleiß auf die Übersetzung der Bibel gewendet wissen wollen, als es in vielen, besonders asiat. Übersetzungen bei jenen Gesellschaften geschehen ist, und die behaupten, daß Verbreitung des Buchstabens der Schrift nicht das Einzige sei, wodurch man das Evangelium fördern solle, und daß die Zahl der verbreiteten Exemplare der Bibel ein noch sehr zweideutiges Zeugniß für die Verbreitung christlicher Erkenntniß sei. Indeß darf man nicht zweifeln, daß die innere Kraft des göttlichen Wortes unaufhaltsam fortfahren wird, den Segen der ewigen Wahrheit über die ganze bewohnte Erde zu verbreiten.

Bibelverbot. Ein unter den streitigen Punkten zwischen der röm. und der protestantischen Kirche besonders wichtiger Gegenstand, welcher auch tief in das kirchliche Leben eingegriffen hat, war das Bibelverbot der erstern. Die heilige Schrift wurde vom Anfange der Kirche an als Grundlage der Kirche und Erkenntnißquelle der Offenbarung geehrt, und es lag niemals im Sinne derselben oder ihrer Vorsteher, den Gebrauch der heiligen Schrift im Volke in irgend einer Weise zu verhindern. Besonders wurde das Vorlesen biblischer Bücher und Stellen in den kirchlichen Versammlungen als ein wesentlicher Theil dieser Zusammenkünfte angesehen. Dieses Geschäft hatten Kleriker niedern Ranges, die man Anagnosten oder Lectoren nannte, zu besorgen. Die Redner der alten Kirche, vor Allen Chrysostomus und Augustinus, haben fortwährend daran erinnert, daß mit dem Anhören der Schrift auch eignes Lesen und Forschen verbunden sein müsse. Privatpersonen, wie Pamphilus, ein Presbyter von Cäsarea, im Anfange des 4. Jahrh., und dann die christlichen Kaiser von Konstantin an sorgten auch für die Verbreitung von Abschriften der heil. Bücher, wenngleich natürlicherweise beiweitem die meisten biblischen Handschriften immer den Kirchen angehörten. Die hin und wieder sich findenden Warnungen der Kirchenväter vor Misbrauch der heil. Schrift stehen durchaus nicht im Widerspruche mit der Anfoderung an Alle, sie zu lesen. Erst die Anmaßung des Klerus und die Hierarchie konnten auf den Gedanken kommen, den Gebrauch der heil. Bücher im Volke zu beschränken, theils um demselben ein Bildungsmittel zu entziehen, theils um es sicherer an die Autorität der Kirche und der Tradition zu fesseln; end-

sich auch, um dem Klerus selbst hierin einen Vorzug vor dem Volke zu gewähren. Das aber, was man gemeiniglich Bibelverbot genannt hat, ist in dreierlei Maßregeln hervorgetreten, eigentliche Bibelverbote hat es nicht gegeben. Es wurde nämlich zuerst durch Gregor VII. die lat. Sprache als Kirchensprache festgestellt, und somit auch das Schriftlesen in den Versammlungen nur in dieser Sprache gutgeheißen; ferner wurde in Bezug auf die Waldenser zu Toulouse 1229 und dann gegen Wiklef und dessen Partei das eigne Besitzen und Lesen der Schrift ohne kirchliche Auslegung untersagt, und endlich die anerkannte lat. Bibelübersetzung, die Vulgata, immer entschiedener als kirchlicher Originaltext hervorgehoben. Die trident. Kirchenversammlung, veranlaßt hiervon zu sprechen, wählte absichtlich einen vieldeutigen Ausdruck, indem sie jene Übersetzung die „authentische" nannte. Aber über das Bibellesen im Volke hatte sie doch nichts verordnet. Dieses geschah erst bei der Herausgabe des ersten „Index librorum prohibitorum", sogleich nach dem Concilium. Indessen wurden die damaligen Bestimmungen, daß der Gebrauch der Bibel dem Ermessen der Bischöfe in allen einzelnen Fällen überlassen bleiben solle, späterhin immer von Seiten des röm. Stuhles geschärft. Die Herausgabe des N. T. mit praktischen Anmerkungen durch Paschasius Quesnel gab Anlaß, in der Bulle Unigenitus Dei filius (s. d.) 1713 die röm. Grundsätze über den Gebrauch der heil. Schrift im Volke von Neuem bestimmt auszusprechen. Neue Verordnungen gingen aus von den Päpsten Pius VII., Leo XII. und Pius VIII. Sie blieben dabei stehen, daß es gefährlich sei, dem Volke die Schrift gradezu freizugeben, und daß deshalb keine andern Übersetzungen der Bibel in die Muttersprache in Umlauf kommen dürften als solche, welchen eine Auslegung aus den Kirchenvätern beigegeben sei und die der röm. Stuhl gebilligt habe. Indessen war und ist weder die Stimme der Theologen in der röm. Kirche noch das Volk selbst diesen röm. Bestimmungen jemals günstig gewesen. Manche Vertheidiger der röm. Satzungen fanden einen erfreulichen Stützpunkt in den Meinungen und Äußerungen einiger protestantischen Theologen, welche gegen ein freies und allgemeines Bibellesen gerichtet waren.

Biber (castor fiber). Dieses kunstreiche Thier, zur Classe der Nager gehörig, mit plattem schuppigen Schwanz und Schwimmfüßen, findet man in Europa fast überall an Seen und an Flüssen, welche weite Wälder durchströmen, wie in Preußen, Polen, Oberbaiern, an der Elbe u. s. w., häufiger aber noch in Nordamerika, besonders Canada. Es sieht einer Wasserratte ähnlich, hat aber die Größe eines Hundes. Von seiner Kunstfertigkeit im Bauen ward früher Vieles erzählt; so sollten in Canada sich oft mehre Hunderte zu einem gemeinschaftlichen Baue vereinigen, Bäume fällen und sie in die Erde schlagen, mit Zweigen durchflechten und auf diese Weise einen Damm bilden. In diesem Damme sollte sich jeder eine Wohnung von mehren Gemächern und drei Stockwerk Höhe erbauen, die Fußböden mit Moos belegen, die Wände glätten u. s. w. Allein ein neuerer engl. Reisebeschreiber, Hearne, der viele Biberbaue untersucht hat, bemerkte von Kunstfertigkeit dieser Art nichts. Sie leben in Uferhöhlen und richten sich, wie jedes Thier, dieselben bequem zur Wohnung ein. Indessen ist zu berücksichtigen, daß ein gemeinschaftlicher Bau der Biber schon deshalb selten sein mag, weil sie durch die Jagd so vermindert worden sind, daß sie in größerer Anzahl sich nicht mehr zusammenfinden. Das Fleisch des Bibers wird gegessen, und sein Schwanz, der dick, fett und fischartig ist, gilt als Leckerbissen. Die Biber- oder Castorfelle geben ein treffliches Pelzwerk, besonders werden die Haare zu Hüten verwendet, die gewöhnlich Castorhüte genannt werden. Man theilt sie im Handel in Winter- und Sommer-, fette und Seidenbiber, unter denen vorzüglich die letzten, welche aus Canada kommen, geschätzt sind. Die meisten liefert die engl. Compagnie an der Hudsonsbai, viele auch Rußland. Auch die Haare geben einen besondern Handelsartikel ab. Das **Bibergeil**, eine ölige Feuchtigkeit, die sich in eignen Drü-

sen unter der Vorhaut der Ruthe, beim Weibchen in der Scheide sammelt, wird als ein krampfstillendes Mittel gebraucht. Man unterscheidet russ. oder moskowit., das bessere, und canadisches oder engl., das geringere.

Biberich, Marktflecken mit 2200 Einw. und herzoglich nassauisches Lust- und Residenzschloß, die schönste Fürstenburg am Rheine, deren Bau unter dem Fürsten Johann Ernst, gest. 1719, begonnen und von Karl August, gest. 1753, vollendet wurde. Der mit Säulen von inländischem Marmor umreihte Speisesaal, oder das Rundeel, ruht auf einem Gewölbe, worunter die Kirche sich befindet. Der große Schloßgarten, in südl. Fülle prangend, ist in altem und neuem Geschmacke mit verschiedenartigen Lustgängen und Teichen geschmückt. Die vom verstorbenen Herzog auf den Grundlagen der ehemaligen mosbacher Burg am Ende des Gartens neu erbaute Burg enthält schätzbare Denkmale nassauischer Fürsten, besonders aus der Kirche des aufgehobenen Klosters Eberbach. Von der Amöneburg, zwischen Biberich und Castell, ist nichts mehr übrig als die Spur eines Römercastells, und hier möchte wol der zweite Rheinübergang des Cäsar gegen die Sueven, auch der des Agrippa gegen die Katten, denen er nach Abzug der Ubier diese Gegend überließ, stattgefunden haben.

Bibliographie — **Bibliognosie**, auch **Bibliologie** — beschäftigt sich mit der innern und äußern Kenntniß der Bücher und kann, dieser doppelten Beziehung gemäß, in eine wissenschaftliche und materielle eingetheilt werden. Die wissenschaftliche betrachtet die Bücher nur nach ihrem Inhalte und hat bei der bald blos berichtenden, bald zugleich kritischen und beurtheilenden Verzeichnung derselben den Zweck, jeden Gelehrten mit den vorzüglichsten Büchern seines Fachs bekannt zu machen. Bibliographien in diesem Sinne des Worts (auch Literaturen und Bibliotheken genannt) sind gewöhnlich in systematischer Form abgefaßt. Zu denjenigen Wissenschaften gehörend, deren Wachsthum ebenso sehr durch äußere Begünstigungen als durch richtige Grundsätze ihrer Bearbeiter bedingt ist, erkennt die Bibliographie noch immer Frankreich als ihr Mutterland an. Wenn auf der einen Seite der große Reichthum der täglich wachsenden öffentlichen Bibliotheken, die liberalste Darbietung derselben für den allgemeinen Gebrauch, die bedeutende Anzahl ansehnlicher Privatsammlungen und ein lebendiger Verkehr mit Büchern aus allen Zeiten und Ländern äußere Begünstigungen seltener Art bieten: so ist es auf der andern Seite der praktische Sinn der Nation, welcher die Leistungen ihrer Bibliographen zu den angemessensten Befriedigungen wesentlicher Bedürfnisse erhebt. So war Brunet's „Manuel du libraire" das erste gelungenere Werk, welches in alphabetischer Form das Kostbarste der Literaturen aller Zeiten und Völker umfaßte, Barbier's „Dictionnaire des ouvrages anonymes" die erste zuverlässige und genießbare Bearbeitung dieses Gegenstandes, Renouard's „Catalogue d'un amateur" der erste Spiegel und gewiß für lange Zeit der einflußreichste Codex der franz. Sammlerrücksichten, die „Bibliographie de la France" das erste Muster, wie der jährliche Zuwachs der Literatur am zuverlässigsten registrirt werden kann, der nicht minder gelungenen einzelnen Leistungen Peignot's, Petit-Radel's, Renouard's (über die Aldinen) u. a. zu geschweigen. Nur eines jener Vortheile kann sich die engl. Bibliographie rühmen, des Reichthums an öffentlichen und Privatsammlungen. Aber der Gebrauch derselben ist theils sehr beschränkt, theils gar nicht gestattet, und Kleinigkeitskrämerei, Geschmack- und Formlosigkeit, Curiositätensucht und sklavisches Hingeben an die bizarresten bibliomanischen Moden des Tags lassen die engl. Bibliographen zu keiner Selbständigkeit und zu keiner wahrhaft nützlichen Thätigkeit gelangen. Die allgemeinern bibliographischen Werke von Adam Clarke („Bibliographical dictionary", 1820) und Rob. Watt („Bibliotheca britannica", 1819) sind verunglückte Compilationen; in den vermischten Sammlungen von Belon („Anecdotes of literature", 1807), Brydges („British bibliographer", 1818; „Censura literaria", 1805), Savage („The librarian", 1808)

u. a. fehlt es an aller Auswahl und häufig auch an Gründlichkeit und tieferer Kenntniß; Ottley's („Inquiry into the origin and early history of engraving", 1816) und Singer's („Researches into the history of playing cards", 1816) Werke, welche in sehr wichtige Punkte der Bibliographie einschlagen, dienen nur zum Beweise, daß es ihren Verf. an aller Kritik mangelt, und läßt man sich endlich von dem Druck, Papier und Kupfern der Dibdin'schen Werke („Typographical antiquities", 1810; „Bibliotheca Spenceriana", 1814; „Bibliographical Decameron", 1817; „Tour in France and Germany", 1821) nicht bestechen, so wird man die Ungründlichkeit und Geschmacklosigkeit ihres Urhebers nicht verkennen können, der seinen einzigen Stolz darin sucht, den bibliomanischen Launen der Vornehmern unter den engl. Sammlern sklavisch zu fröhnen. Wenig unterstützt von öffentlichen, fast ganz entblößt von Privatsammlungen, haben die deutschen Gelehrten, blos auf das eigentlich wissenschaftliche Bedürfniß hinblickend, mit ernster Thätigkeit die Bibliographie zu fördern gesucht. Dankbar erkennt die neuere deutsche Bibliographie Ersch als ihren Vater an, der sie sowol durch das umfassendste Werk seiner Art: „Allgemeines Repertorium der Literatur" (1793—1807), als auch durch sein „Handbuch der deutschen Literatur" recht eigentlich technisch begründet hat. Vorzüglich reich ist sie an Literaturen einzelner Wissenschaften, und die griech. und lat. Schriftstellerkunde, sowie die Kenntniß der alten Drucke, ist von den Deutschen begründet worden. Den ersten deutschen Versuch eines allgemeinern bibliographischen Werks lieferte Ebert, der zugleich im 10. Stück des „Hermes" eine Kritik der gesammten neuern deutschen Bibliographie gegeben hat, in seinem „Allgemeinen „Bibliograph. Lexikon" (2 Bde., Lpz. 1821—30, 4.). Die ital. Bibliographie ist nicht mehr, was sie zu Mazzuchelli's, Audiffredi's und Tiraboschi's Zeiten war. Auf den öffentlichen Bibliotheken herrscht fast allgemein große Lauigkeit, die Privatsammlungen werden immer seltener, und die kostbaren der Grafen Cassano-Serra und Melzi in Neapel und Mailand sind erst kürzlich nach dem Alles verschlingenden England verkauft worden. Am meisten haben die Italiener für Provinzialbibliographien geleistet, wie Moreni's „Bibliografia ragionata della Toscana" (1805), Gamba's „Serie de' testi" (1812) und seine „Serie degli scritti impressi in dialetto veneziano" (Venedig 1832, 16.) und die von G. di Simone besorgte „Collezione delle opere in dialetto napoletano" (3 Bde., Neapel 1826) beweisen. Die Holländer, Spanier und Portugiesen sind in neuerer Zeit für die Bibliographie fast ganz unthätig gewesen, aber die rühmlichste Auszeichnung verdient des wackern Bentkowski „Polnische Literatur" (1814). Der Graf Zechenyi gab einen Katalog aller ungar. Werke heraus (Pesth 1799—1807). Speciellere Erwähnung verdienen J. A. Nösselt's „Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in der Theologie" (4. Aufl., Lpz. 1800, und Simon's Forts., Lpz. 1813), E. Chr. Westphal's „Anleit. zur Kenntniß der besten Bücher in der Rechtsgelahrtheit" (3. Aufl., Lpz. 1791), C. F. Burdach's „Literatur der Heilwissenschaft" (2 Bde., Gotha 1810), W. Gf. Ploucquet's „Literatura medica" (4 Bde., Tüb. 1808, 4.), J. G. Meusel's „Bibliotheca historica" (Lpz. 1782—1802, 11 Thle. in 22 Bdn., unvollendet), Dessen „Literatur der Statistik" (2 Bde., Lpz. 1816), F. W. A. Murhard's „Literatur der mathematischen Wissenschaften" (5 Bde., Lpz. 1797), F. Bd. Weber's „Handbuch der ökonomischen Literatur" (2 Bde., Berl. 1803, nebst Suppl. 1809), G. R. Böhmer's „Bibliotheca scriptorum historiae naturalis" 7 Bde., Lpz. 1785—99), Alb. Haller's Bibliotheca botanica (2 Bde., Zürich 1771, 4.), anatomica (2 Bde., Zür. 1774, 4.), chirurgica (2 Bde., Bern 1774, 4.) und medicinae practicae (4 Bde., Bern 1776 fg., 4.) u. a. m. Auch gut geordnete und fleißig gearbeitete Verzeichnisse von Bibliotheken, welche sich in einzelnen Fächern auszeichnen, können mit Nutzen gebraucht werden. (S. Bücherkataloge.) Allgemeinere und mehr historische Anleitungen zum Studium der Bibliographie enthalten M. Denis' „Einleitung in die Bücherkunde" (2 Bde., Wien 1795, 4.),

Achard's „Cours de bibliographie" (3 Bde., Marseille 1807), Th. Hartwell Horne's „Introduction to the study of bibliography" (2 Bde., Lond. 1814) und Gabr. Peignot's „Dictionnaire raisonné de bibliologie" (3 Bde., Par. 1802—4). — Die materielle Bibliographie, oft vorzugsweise Bibliographie genannt, betrachtet die Bücher nach ihrer äußern Beschaffenheit, ihren Schicksalen und andern historischen Umständen, und hat ihre Ausbildung vorzüglich in Frankreich und England erhalten. Von den einzelnen Zweigen der materiellen Bibliographie (s. auch Bibliomanie) mögen hier Erwähnung finden: die Kenntniß der alten Drucke (Incunabeln, oder, wenn von classischen Schriftstellern die Rede ist, editiones principes), über welche das Hauptwerk G. Wfg. Panzer's „Annales typographici" (11 Bde., Nürnb. 1793—1803, 4., geht bis 1536) sind, mit welchem jedoch die noch etwas weiter gehenden und nicht bloße Buchtitel enthaltenden „Annales typographici" von Maittaire (11 Bde., Haag 1719 fg., 4.) und Hain's „Repertorium bibliographicum" (Bd. 1 u. 2, Stuttg. 1826—31) zu verbinden sind. Ausführlichere Beschreibungen einzelner alten Drucke liefern Serna Santander's „Dictionn. bibliogr. du 15ième siècle" (3 Bde., Brüssel 1805), Fossius' „Catalogus codicum sec. 15. impressor. bibliothecae Magliabechianae" (3 Bde., Flor. 1793, Fol.) u. a. m. Die Kenntniß der seltenen Bücher, welche wegen der Zufälligkeiten und des unsichern Grundes, auf welchem sie beruht, schwieriger ist als man gewöhnlich glaubt, und nur zu leicht in oberflächliches Geschwätz und Willkürlichkeiten ausartet, haben mehr entstellt als gefördert J. Vogt's „Catalogus librorum rariorum" (Frankf. und Lpz. 1793) und J. Jak. Bauer's „Bibliotheca libror. rarior. universalis" (12 Bde., Nürnb. 1770—91); werthvoller, aber unvollendet (bis zum Buchstaben J) ist David Clement's „Bibliothèque curieuse" (9 Bde., Gött. 1750—60, 4.). Auch mögen hierher die Verzeichnisse der in der röm. Kirche verbotenen Bücher (Indices librorum prohibitorum et expurgandorum) gerechnet werden. Zur Entdeckung der Verfasser anonym und pseudonym erschienener Schriften dienen außer der unbehülflichen und unbibliographischen Compilation des Vinc. Placcius: „Theatrum anonymor. et pseudon." (Hamb. 1708 fg., nebst Mylius' Suppl. 1740 fg.), Barbier's durch Genauigkeit und weise Sparsamkeit sich empfehlendes „Dictionnaire des ouvrages anon. et pseudon." (4 Bde., Par. 1806—9), (doch blos franz. und lat. Schriften enthaltend. Endlich gibt es mehre vermischte Sammlungen von Beschreibungen seltener Bücher, besonders die von F. G. Freytag („Analecta lit.", Lpz. 1750; „Apparatus lit.", 3 Bde., Lpz. 1752; „Nachrichten von seltenen und merkwürdigen Büchern", Th. 1, Gotha 1776), M. Denis („Merkwürdigkeiten der Garelli'schen Bibliothek", Wien 1780, 4.). Welche wichtige Quelle für die Bibliographie die gelehrten Zeitschriften sind (s. Literaturzeitungen), bedarf keiner Erinnerung.

Bibliomanie, ein aus dem Griech. in der neuesten Zeit gebildetes Wort, entspricht zwar dem deutschen Worte Büchersucht, wird aber in unsern Tagen mit einer Nebenidee verbunden, welche der Sache ein wo nicht edleres, doch kunstgerechteres Ansehen gibt, während Bibliophilie, Bücherliebe, einen geringern Grad der Sammlerlust bezeichnet. Der echte Biblioman im jetzt üblichen Sinne des Worts kauft nicht ohne Auswahl Alles zusammen, was ihm vor die Hand kommt, sondern sammelt nach gewissen Rücksichten, legt aber dabei auf außerwesentliche und zufällige Umstände und Beschaffenheiten der Bücher einen vorzüglichen Werth, und läßt sich bei dem Ankaufe mehr durch diese als durch den wissenschaftlichen Gehalt, oder doch wenigstens in gleichem Grade mit letzterm bestimmen. Diese Rücksichten beziehen sich theils auf sogenannte Collectionen, theils auf Schicksale und Alter der Bücher, theils auf das Material derselben. Die Collectionen oder Sammlungen von Büchern, welche als zusammen gehörig betrachtet werden, weil sie einen gewissen, den Bibliomanen wichtigen Gegenstand betreffen, oder in einer gewissen beliebten Manier gearbeitet, oder in einer berühmten Druckerei erschienen

sind, sind zum Theil noch am meisten wissenschaftlich belehrend. Dahin gehören Sammlungen von Ausgaben der Bibel (die vollständigste zu Stuttgart) oder einzelner Classiker (z. B. über Horaz und Cicero auf der Stadtbibliothek zu Leipzig, über Sleidan's Commentarien auf der dasigen Universitätsbibliothek, über Virgil in der Trew'schen Bibliothek zu Altorf), der Elzevir'schen Republiken (dresdener Bibliothek), der Ausgaben in usum Delphini und cum notis variorum; der von der Crusca angeführten Ausgaben ital. Classiker, der bei Aldus, Comino in Padua und Bodoni gedruckten Bücher, der bei Maittaire, Foulis, Barbou, Brindley, Baskerville und zu Zweibrücken erschienenen Ausgaben der Classiker u. a. m. Früher am meisten gepflegt, aber jetzt weniger an der Tagesordnung, sind Sammlungen von Büchern, welche durch ihre Schicksale merkwürdig sind, wohin seltene (ehemalige beträchtliche Sammlungen von Engel und Salthon, von den noch bestehenden die verhältnißmäßig stärkste zu Dresden), verbotene, wegen merkwürdiger Verstümmelungen gesuchte u. a. Bücher gehören. Noch immer allgemein gesucht sind indessen die in den frühesten Zeiten der Buchdruckerkunst erschienenen Bücher (Incunabeln), insbesondere die ersten Ausg. (editiones principes) classischer Schriftsteller. Am gewöhnlichsten aber bezieht sich der Luxus der Bibliomanen auf das Material der Bücher. Mit unerhörten Preisen werden oft bezahlt Prachtausgaben, von Kupferwerken farbige Abdrücke und Abdrücke avant la lettre, Exemplare, die mit Miniaturen und schön gemalten Anfangsbuchstaben verziert sind, oder auf Pergament (beträchtlichste Sammlung derselben die 1815 versteigerte von Mac-Carthy; an einem eignen bibliographischen Werke über diesen Gegenstand arbeitet van Praet in Paris), auf Papier in ungebräuchlichen Stoffen („Oeuvres du Marq. de Villetto", Lond. 1786, 16.), auf verschiedenen Papierversuchen (Fr. E. Bruckmann's „Historia naturalis asbesti", Braunschw. 1727, 4., auf Asbestpapier), auf farbigem Papier (in Italien gewöhnlich blau, in Frankreich rosenfarbig, in ältern deutschen Büchern gelb, seltener grün; Verzeichniß derselben in Peignot's „Répertoire des bibliographies spéciales", Par. 1810), auf großem, d. h. mit sehr breitem (von den echten Bibliomanen oft nach Zollen und Linien bestimmtem) Rande versehenen Papier, oder mit Gold, Silber und andern Farben gedruckt („Fasti Napoleonei", Par. 1804, 4., ein Exemplar auf blauem Velinpapier mit goldenen Buchstaben; „Magna Charta", Lond., Whitaker 1816, Fol., drei Exemplare auf purpurfarbenem Pergament mit goldenen Buchstaben), oder deren Text ganz in Kupfer gestochen ist (Verzeichniß derselben bei Peignot a. a. O.). In Frankreich und England ist auch der Einband ein Gegenstand dieses Luxus geworden. In ersterm Lande sind vorzüglich die Einbände von Derome und Bozerian geschätzt, in letzterm die von Charles Lewis und Roger Payne, von dessen Arbeit die Bibliothek des Lord Spencer unter andern den glasgower Äschylus von 1795 besitzt, dessen Einband 16 Pf. Sterl. 7 Schill. kostete. Überhaupt wird in London in diesem Stücke eine solche Verschwendung getrieben, daß ein prachtvoller Einband des Macklin'schen Bibelwerks (4 Folbde.) in rothem oder blauem Saffian 75 Guineen, und Boydell's große Ausg. des Shakspeare (9 Bde. mit den großen Kpfn.) 132 Pf. St. kostet. Oft ist selbst der Schnitt des Buchs mit den saubersten Gemälden verziert. Auch durch Sonderbarkeiten aller Art suchte man bisweilen den Einbänden einen eigenthümlichen Werth zu geben. Der Buchhändler Jeffery zu London ließ Fox's „Geschichte Jakobs II.", mit Anspielung auf den Namen des Verf., in Fuchsleder (fox-skin), und der bekannte engl. Biblioman Askew ein Buch sogar in Menschenhaut binden. Die dresdner Bibliothek besitzt mehre in vergoldetes Messing, und die königsberger Schloßbibliothek 20 in Silber gebundene Bücher (gemeiniglich die silberne Bibliothek genannt), welche mit großen und schön gravirten Goldplatten in der Mitte und auf den Ecken reichlich besetzt sind. Zur äußern Ausschmückung gehört auch die Einfassung der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien (exemplaire réglé), ge-

wöhnlich von rother Farbe: eine Sitte, die man schon in frühern Drucken, namentlich ..i den bei Stephanus erschienenen, findet. Das ehemals sehr übliche Illuminiren der Kupfer ist dagegen, wenn es nicht der Inhalt derselben nothwendig macht (z. B. bei naturhistorischen oder das Costum betreffenden Werken), jetzt abgekommen, weil die Farben die Kunst des Grabstichels verbergen. Daher werden auch z. B. illum. Exemplare von Dürer'schen Holzschnitten weniger geschätzt, als solche, denen man ihre ursprüngliche Gestalt gelassen hat. Wie groß indessen auch die Menge der künstlichsten Erfindungen, durch welche immer ein Biblioman den andern zu übertreffen suchte, sein mag, so waren sie doch fast alle erschöpft, bis man endlich auf den sublimen Einfall gerieth, manche Werke durch Hinzufügung von Kupferstichen, welche zwar den Text des Buchs erläutern, übrigens aber nicht im Mindesten zu demselben gehören, zu bereichern, und so sich auf diese Art einzige Exemplare zu verschaffen. So bietet Longman in London eine solche illustrated copy von dem sonst ganz gewöhnlichen „Biographical dictionary of all the engravers" von John Strutt (2 Bde., Lond. 1785—86, 4.), aus, welche bis zu 37 Groß-Foliobdn. angeschwellt ist und nicht weniger als 2000 Pf. St. kosten soll; auch die dresdner Bibliothek verwahrt aus früherer Zeit ein ähnliches Exemplar von Buddeus' „Historischem Lexikon". Unter den Versteigerungen, in welchen sich die Ausschweifungen der Bibliomanen besonders zeigten, behauptet die der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh zu London, 1812, einen Rang, der ihr nie wird streitig gemacht werden können. Alles wurde in derselben mit fast unglaublichen Preisen bezahlt (es ist bekannt, daß die erste bei Valdarfer 1471 erschienene Ausg. des Boccaccio um 2260 Pf. St. wegging), und zu ihrem Andenken ward im folgenden Jahre ein Bibliomanio-Roxburgh-Club gestiftet, dessen Präsident Lord Spencer ist, und der sich jährlich am 13. Jul., dem Jahrestage des Verkaufs des Boccaccio, in der St.-Albans Tavern versammelt. Ein Seitenstück dieses Vereins ist der Ballantyne-Club in Schottland. Es bedarf wol keines weitern Beweises, daß in der Bibliomanie, die ihre erste kunstmäßige Ausbildung gegen das Ende des 17. Jahrh. in Holland erhielt, die Engländer jetzt einen Rang behaupten, den ihnen weder die Franzosen noch Italiener, und noch weniger die kleine Zahl von Sammlern im Süden von Deutschland streitig zu machen vermögen. Zu gleicher Zeit haben sie auch das freilich etwas zweideutige Verdienst, in Th. Frognall Dibbin's „Bibliomania or book-madness" (Lond. 1811, womit desselben „Bibliographical Decameron", 3 Bde., Lond. 1817, zu verbinden ist) die sonderbarsten Einfälle, auf welche ein reicher Sammler nur immer gerathen kann, in ein System gebracht zu haben.

Bibliothekar kann nur Derjenige genannt werden, der mit gründlichen und umfassenden Sprach- und Sach- (vorzüglich literarischen und historischen) Kenntnissen versehen, von unermüdlichem Fleiße und strenger Ordnungsliebe belebt, von echt praktischem Sinne und Geiste für das höhere Geschäftsleben durchdrungen und mit historischer Unbefangenheit und Ruhe ebenso sehr der Vergangenheit als der Gegenwart lebend, beiden Theilen der Bibliothekswissenschaft, der Einrichtungs- wie der Verwaltungskunde, im Ganzen wie im Einzelnen genügend zu entsprechen vermag. Nur ein entschiedener innerer Beruf und eine mehrjährige und gewissenhafte theoretische und praktische Vorbereitung kann zur würdigen Erreichung dieses bei weitem nicht nach seiner ganzen Wichtigkeit erkannten Zieles führen. Denn es ist endlich Zeit einzusehen, daß die Bibliotheken keineswegs todte Rüstkammern, sondern in ihrer Art ganz Dasselbe sein sollen, was Universitäten und Schulen in der ihrigen sind — in voller Kraft sich regende und (wenigstens in ihrem nächsten Kreise) nach allen Seiten hin wohlthätig spendende Bildungsanstalten. Die kön. Bibliothek zu Paris leuchtet in dieser Beziehung allen ähnlichen Anstalten als Muster vor. Desto größer aber ist die Verbindlichkeit der Oberbehörden deutscher Bibliotheken, künftig keinen Bibliothekar ohne strenge Prüfung anzustellen, sein Amt nicht mehr zu einer Sinecure oder Versorgung unbrauchbarer Subjecte herab-

zuwürdigen, ihm durch einen angemessenen Gehalt das ungetheilte Hingeben an seinen Beruf möglich zu machen und ihn endlich nicht als gewöhnlichen Officianten, sondern mit derjenigen Achtung und dem Vertrauen zu behandeln, welches jedem gründlichen und vielseitig gebildeten Gelehrten gebührt. Vgl. Ebert's „Bildung des Bibliothekars“ (Lpz. 1820).

Bibliotheken. Die älteste Bibliothek wird fabelhafterweise dem ägypt. Könige Osymandyas zu Memphis zugeschrieben. Unter den Griechen legte Pisistratus zu Athen zuerst eine Bibliothek an, welche Xerxes nach Persien abführen, Seleucus Nikanor aber wieder nach Athen zurückbringen ließ. Am berühmtesten war im Alterthum die alexandr. Bibliothek. (S. Alexandria.) Nach Rom brachten die ersten Bibliotheken Ämilius Paulus und Lucullus als Kriegsbeute. Die erste öffentliche Bibliothek stiftete Asinius Pollio, zum Theil ebenfalls aus gemachter Beute. Eine sehr bedeutende Bibliothek legte Julius Cäsar an und übergab die Einrichtung dem gelehrten Varro. Augustus stiftete zwei Bibliotheken, von denen die eine Palatina hieß, weil sie im Tempel des Apollo auf dem palatin. Hügel stand, die andre sich im Porticus der Octavia befand und daher Octaviana hieß. Nero's Brand richtete mehre Bibliotheken zu Grunde. Domitian ließ sie wiederherstellen. Auch Trajan legte eine sehr berühmte Bibliothek an. Publius Victor, der die Stadt Rom im 4. Jahrhundert beschrieb, zählt 28 öffentliche Bibliotheken in Rom; außerdem gab es große Privatbibliotheken. Diese Schätze wurden zerstört oder verstreut, theils durch die verwüstende Völkerwanderung, theils durch die Bilderstürmer. Im 9. und 11. Jahrh. wurden durch den oström. Kaiser Basilius Macedo und durch die gelehrte Komnenische Kaiserfamilie mehre Büchersammlungen, besonders in den Klöstern auf den Inseln des Archipelagus und auf dem Berge Athos, angelegt. Die Araber hatten zu Alexandria eine ansehnliche Bibliothek von arab. Büchern. Almamun ließ auch viele griech. Handschriften aufkaufen und nach Bagdad bringen. Im Occident wurden vorzüglich seit der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. auf Karl's des Großen Ermunterung Bibliotheken angelegt. In Frankreich war eine der berühmtesten in der Abtei St.-Germain de Près zu Paris; in Deutschland die Bibliotheken zu Fulda, Korvey, und seit dem 11. Jahrh. zu Hirschau. In Spanien hatten die Araber im 12. Jahrh. 70 öffentliche Bibliotheken, wovon die zu Cordova 250,000 Bde. enthielt. Auch in England und Italien wurden mit großem Eifer Büchersammlungen angelegt, namentlich von Richard Aungervyle, Petrarca, Boccaccio und Andern. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst konnte dies leichter und mit mindern Kosten geschehen. Nikolaus V. gründete die Vaticanbibliothek, der Cardinal Bessarion vermachte seine treffliche Bibliothek der Marcuskirche zu Venedig. Vgl. Petit-Radel's „Recherches sur les bibliothèques anciennes et modernes jusqu' à la fondation de la Bibl. Mazarine“ (Par. 1819). Mit Recht sieht jede Regierung die Erwerbung einer bedeutenden Bibliothek jetzt als Ehrenpflicht an, und die Oeffentlichkeit und Vermehrung derselben als unerläßlich. Statistische Angaben ändern sich daher mit jedem Jahre. Ausgezeichnet zu werden verdienen: die kön. Bibliothek zu Paris (über 350,000 gedruckte Bücher und 70,000 Handschriften), die Centralhofbibliothek zu München (über 400,000 Bücher und 9000 Handschriften), die kais. zu Petersburg (300,000 Bücher und 11,000 Handschriften), die kais. zu Wien (300,000 Bücher und 12,000 Handschriften), die akademische zu Göttingen (gegen 300,000 Bücher), die kön. zu Dresden (über 220,000 Bücher, 150,000 Dissertationen und kleine Schriften nicht gerechnet, und 2700 Handschriften), die kön. zu Kopenhagen (130,000 Bücher und 3000 Handschriften), im Escurial (130,000 Bde. und treffliche arab. Handschriften), die kön. zu Berlin (250,000 Bde. und 4600 Handschriften), die akademische zu Prag (130,000 Bde. und 8000 Handschriften), die kön. in Stuttgart (116,000 Bde.), die vaticanische zu Rom (30,000 Bücher und 40,000 Handschriften), die ambrosianische zu Mailand (60,000 Bücher und 15,000 Handschriften), die

Bibliothek zu Bologna (150,000 Bücher und 9000 Handschriften), die Magliabechi'sche zu Florenz (150,000 Bücher und 9000 Handschriften), die königl. zu Neapel (130,000 Bücher). In England sind die beiden größten Bibliotheken die Bodlejanische in Oxford (500,000, nach Andern nur 250,000 Bde. und 30,000 Handschriften) und die Bibliothek des brit. Museums zu London (180,000 Bücher und gegen 60,000 Handschriften) u. s. w. Vgl. Ebert „Über öffentliche Bibliotheken" (Freib. 1811); Desselben „Geschichte und Beschreibung der kön. öffentl. Bibliothek zu Dresden" (Lpz. 1822); Wilken's „Geschichte der kön. Bibliothek zu Berlin" (Berl. 1828); Hänel, „Catalogi librorum mscpt., qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Hispaniae, Lusitaniae, Belgii, Britanniae asservantur" (Lpz. 1829, 4.); über die ital. Bibliotheken Blume's „Iter Italicum" (3 Bde., Berl. 1824 und Halle 1827—30) und über die polnischen Lelewel's „Ältere poln. Bibliographie" (2 Bde., Wilna 1823—26).

Biblische Alterthumskunde oder **Archäologie** heißt die Wissenschaft, welche die biblischen Alterthümer, die Verfassung, Sitten und Gebräuche derjenigen Völker behandelt, unter welchen die biblischen Schriften entstanden, oder auf die sie sich beziehen. Die bürgerlichen Verhältnisse, die gottesdienstlichen Einrichtungen, die Gewohnheiten des häuslichen Lebens, die heiligen Orte, die Trachten und Geräthschaften, sowie alle übrige Dinge des äußern Lebens machen den Gegenstand dieser Wissenschaft aus. Die Kenntniß der biblischen Alterthümer ist zur richtigen Schriftauslegung ganz unentbehrlich, da durch sie allein eine große Anzahl Stellen Aufklärung erhalten. Obschon die Alterthümer des hebräischen Volkes den vorzüglichsten Theil derselben ausmachen, so muß darin doch auf stammverwandte semitische Völkerschaften Rücksicht genommen werden, deren in der Bibel Erwähnung geschieht. Fast allgemein ist es aber Sitte, Das, was über andere Völker zu sagen ist, nur beiläufig an die hebr. Archäologie anzuknüpfen; doch dürfte es viel zweckdienlicher sein, die Archäologie eines jeden Volkes einzeln zu betrachten. Die Hauptquellen der biblischen Alterthumskunde sind das A. und N. T., Nebenquellen die Bücher des Josephus „Über jüdische Alterthümer" und „Vom jüdischen Kriege", sowie die des Philo, bei deren Gebrauche aber große Vorsicht nothwendig ist, damit nicht die Sitten der spätern Zeit auf die frühere übergetragen werden; dann die spätern jüdischen Religionsbücher, der Talmud und die Rabbinen, deren Zuverlässigkeit und Reinheit der Angaben ganz besonderer Prüfung zu unterwerfen sind; die griech., röm. und arab. Schriftsteller, und endlich die Kunstdenkmäler und die Berichte Reisender. Die früheste Bearbeitung der hebr. Alterthumskunde verdanken wir Thomas Goodwin in der Schrift: „Moses et Aaron s. civiles et ecclesiastici ritus antiquitatum Hebr." (zuerst engl. Oxf. 1616, dann lat. von Reiz, Bremen 1679). Unter den spätern Bearbeitungen dieser Wissenschaft erwähnen wir als die vorzüglichsten: Warnekros' „Entwurf der hebr. Alterthümer" (Weim. 1782, 3. Aufl. 1832); Jahn's „Biblische Archäologie" (5 Bde., Wien 1796—1805); Bauer's „Lehrbuch der hebr. Alterthümer" (Lpz. 1797); de Wette's „Lehrbuch der hebr.-jüdischen Archäologie" (Lpz. 1814, 2. Aufl. 1830); Desselb. „Alterthümer des israel. Volks" (Berl. 1817) und Rosenmüller's „Handbuch der biblischen Alterthumskunde" (Lpz. 1823).

Biblische Dogmatik oder **Theologie** nennt man die reinhistorische Darstellung der Religionsbegriffe der heiligen Schrift ohne alle Rücksicht auf die Lehre der Kirche, wie sie nach und nach sich ausgebildet hat. Nach der Verschiedenheit der Zeit, aus welcher die biblischen Bücher stammen, und des Geistes, der sich in ihnen ausspricht, umfaßt die biblische Dogmatik drei Hauptsysteme, nämlich die Religion der Hebräer vor dem Exil oder den Hebraismus, die Religion der Juden nach dem Exil oder den Judaismus, und die des N. T., des Christianismus oder, wie man es öfters nennt, des biblischen Christenthums. Das letztere ward zuerst seit der Reformation im Gegensatze zur katholischen Kirche und dem Lehr-

begriffe derselben durch die protestantische Kirche, dann durch die Pietisten gegen die scholastische Dogmatik und endlich im 18. Jahrh. durch die orthodoxe Kirche als ein Damm gegen die immer freiere Beurtheilung des kirchlichen Dogma dargestellt. Viele aber gingen bei diesen Untersuchungen noch tiefer zurück und forschten nach dem Urchristenthum; sie suchten die Idee und einfachste Lehre Jesu selbst auf, indem sie schon bei den Aposteln, wenn auch nicht gradezu Verfälschung, doch Modification der ursprünglichen Lehre für möglich hielten und zum Theil annahmen. Eine andere Bedeutung hat der Name Urchristenthum in der röm.=katholischen Kirche erhalten, und es wird in ihn gewöhnlich der Begriff der Tradition gelegt. Während man aber früher unter biblischer Dogmatik nur die Zusammenstellung und Auslegung biblischer Beweisstellen verstand, hat sich durch das religiöse Interesse, die wirklich biblische Lehre genau kennen zu lernen, diese theologische Disciplin in neuern Zeiten immer selbständiger ausgebildet und ist in dieser Rücksicht trefflich bearbeitet worden. Bei den Strenggläubigen der protestantischen Kirche, denen die symbolischen Bücher die Richtschnur ihres Glaubens sind, und in der röm.=katholischen Kirche, welche außer der Bibel noch die Tradition als Quelle ihres Glaubens betrachtet, blieben, wie sich leicht ermessen läßt, biblische Theologie und biblische Theologen und Christen etwas verrufen. Bloße Bearbeitungen der biblischen Beweisstellen enthält Zachariä's „Biblische Theologie" (fortgesetzt von Vollborth, 5 Bde., 3. Aufl., Gött. 1774—86), Hufnagel's „Bibl. Theologie" (2 Bde., Erl. 1785—89) und Ammon's „Bibl. Theologie" (3 Bde. 2. Aufl. 1801—2), umfassender aber sind die Darstellungen in Bauer's „Theologie des A. T. (Lpz. 1796), Desselben „Biblische Theologie des N. T." (4 Bde., Lpz. 1800—2), Kaiser's „Biblische Theologie des N. T. (2 Bde., Erl. 1813 fg.), de Wette's „Bibl. Dogmatik" (Berl. 1818) und Baumgarten=Crusius' „Grundzüge der biblischen Theologie" (Jena 1828).

Biblische Einleitung heißt die Wissenschaft, welche die Geschichte der einzelnen biblischen Bücher, sowie der ganzen Sammlung kritisch untersucht, weshalb man auch gewöhnlich von einer historisch=kritischen Einleitung spricht; sie zerfällt ihrer Natur nach in die allgemeine und besondere Einleitung. Während sich jene über den geistigen und literarischen Zustand, über Sprache und Schrift des hebr. Volkes in den verschiedenen Perioden; über die Sammlung, Anordnung und das kirchliche Ansehen der biblischen Bücher, als eines abgeschlossenen Ganzen (Kanons); über die Schicksale des Originaltextes, die Veränderungen desselben und die Mittel ihn in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen; über die Handschriften, alten Übersetzungen und andere zur Schriftauslegung dienlichen Hülfsmittel verbreitet, fallen der besondern Einleitung die Erörterungen über die Verfasser, die Zeit der Entstehung, die Glaubwürdigkeit (Authenticität) und Integrität der einzelnen biblischen Bücher, über den Zweck, Inhalt und die besondern Schicksale derselben anheim. Schon Augustinus im Anfange des 5. Jahrh. in seiner „Doctrina christiana" und Cassiodorus im 6. Jahrh. in dem Buche „De institutione divinarum scripturarum" gaben etwas einer biblischen Einleitung Ähnliches; treffliche Vorarbeiten zu derselben lieferten im 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. nach dem Vorgange Hottinger's, Leusden's und Buxtorfs die Engländer Brian Walton in dem „Apparatus biblicus" (herausgegeben von Heidegger, Zürich 1723) und Richard Simon in der „Histoire crit. du V. T." (Par. 1678, 4.), „Histoire crit. du texte du N. T." (Rotterd. 1689, 4.) und „Histoire crit. des versions du N. T." (Rotterd. 1690, 4.) und andere hierher bezüglichen Schriften. Carpzov in der „Introductio ad libros canonicos V. T." (Lpz. 1721, 4.) gab der biblischen Einleitung den Namen und die äußere Form. Doch erst durch die freiern Untersuchungen protestantischer Theologen, namentlich Semler's, über die Bibel um die Mitte des 18. Jahrh. bildete sie sich zu ihrer jetzigen Form und dem gegenwärtigen Umfange, obschon man noch immer über die Grenzen derselben verschiedener Meinung ist, indem Einige nicht nur die apokryphischen Bücher, sondern auch alle exegetischen

Hülfswissenschaften, wie biblische Geschichte, Geographie, Archäologie u. s. w. in den Plan derselben aufnehmen. Nach Eichhorn, der zuerst in der „Einleitung in das A. T." (3 Bde., Lpz. 1780—83), und „Einleitung in die apokryphischen Schriften des A. T." (Lpz. 1795) die Bahn brach, haben sich um die Einleitung in das A. T. besonders verdient gemacht de Wette durch die „Beiträge zur Einleitung in das A. T." (2 Bde., Berl. 1806 fg.) und das „Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in das A. T." (2. Aufl., Berl. 1823), Jahn in der „Einleitung in die göttlichen Bücher des alten Bundes (3 Bde., 2. Aufl., Wien 1802 fg.), Augusti im „Grundriß einer historisch-kritischen Einleitung in das A. T." (Lpz. 1806) und Gesenius in der „Geschichte der hebr. Sprache und Schrift" (Lpz. 1815, 2. Aufl., 1827). Unter den gründlichsten Forschungen in Beziehung auf das N. T. zeichnen wir aus Michaelis' „Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes" (4. Aufl., Götting. 1788); Hänlein's „Handbuch der Einleitung in die Schriften des N. T." (3 Bde., 2. Aufl., Erl. 1801—9), Schmidt's „Historisch-kritische Einleitung in das N. T." (2 Bde., Gießen 1804 fg.) und Hug's „Einleitung in die Schriften des N. T. (2 Bde., Tübing. 1808). Die Einleitung in die Schriften sowol des A. als des N. T. verband Bertholdt in dem Werke „Historisch-kritische Einleitung in sämmtliche kanonische und apokryphische Schriften des A. und N. T. (6 Bde., Fol. 1812—19), und de Wette im „Lehrbuche der historisch-kritischen Einleitung in die Bibel A. und N. T. (Bd. 1, 3. Aufl., 1829; Bd. 2, 2. Aufl., 1830).

Biblische Erdbeschreibung oder **Geographie** ist die Wissenschaft, welche sich über die natürliche Beschaffenheit und die Verfassung der Länder verbreitet, die der Schauplatz der heiligen Geschichte, d. h. theils der Begebenheiten des jüdischen Volks, theils der ersten Begründung und Verbreitung des Christenthums gewesen sind. Sie beschreibt Palästina, gibt aber zugleich von den an Palästina grenzenden Ländern und von den Provinzen des röm. Reichs Nachricht, in welche das Christenthum während des apostolischen Zeitalters Eingang fand. Quellen der biblischen Geographie sind außer den biblischen Büchern die Schriften des Josephus, des Strabo, Plinius, Ptolemäus, Stephanus von Byzanz, Eusebius, das „Onomasticon urbium et locorum scripturae sacrae", welches Hieronymus aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte, und mehre geographische und geschichtliche Werke der Araber. Im engern Sinne versteht man unter biblischer Erdkunde auch zuweilen eine Zusammenstellung der geographischen Kenntnisse und Meinungen, welche sich in den biblischen Büchern finden. Die besten Aufschlüsse über diese für den Schriftausleger höchst wichtige Hülfswissenschaft geben Bachiemoe's „Historische und geograph. Beschreibung von Palästina (aus dem Holländ. übersetzt von Maas, 2 Bde., Lpz. 1766—78); Ysbrand von Hamelsveld's „Biblische Geographie" (aus dem Holländ. übersetzt von Jänisch, 3 Bde., Hamb. 1793—96), Bellermann's „Biblische Geographie" (2. Aufl., 3 Bde., Erf. 1804), und Röhr's „Palästina" (6. Aufl., Zeitz 1831).

Biblische Geschichte heißt die historische Darstellung der in der Bibel enthaltenen Erzählungen. Sie unterscheidet sich insofern von der Geschichte des hebr. Volkes, daß sie zugleich die Urgeschichte der Menschheit, die Geschichte anderer in der Bibel erwähnter Völker und endlich die Geschichte Jesu und der ersten christlichen Zeiten umschließt. In keiner Wissenschaft sind so viel unnütze und werthlose Zusammenstellungen gemacht worden, als in der biblischen Geschichte. Die ältern Bearbeiter derselben gaben sie gewöhnlich als eine trockene Einleitung zur christlichen Kirchengeschichte; andere hoben mehr die praktische Seite derselben hervor und stellten die biblischen Personen als Muster auf, wie das durch Heß in der „Geschichte der Israeliten vor den Zeiten Jesu" (12 Bde., Zürich 1776—88), Niemeyer in der „Charakteristik der Bibel" (5 Bde., Halle 1775—82) und Greiling im „Leben Jesu von Nazareth" (Halle 1813) und den „Biblische Frauen" (2 Bde., Halle

1814 fg.) geschehen ist. Mit Benutzung der anderweitigen Quellen wurde die biblische Geschichte bearbeitet durch Prideaux (2 Bde., Lond. 1716 und 1718; deutsch, Dresd. 1721, 2. Aufl., 1726, 4.), Shuckford (3 Bde., Lond. 1728—38; deutsch, 2 Bde., Berl. 1731—38, 4.), Lardner (4 Bde., Lond. 1764—67, 4.) und Bauer (2 Bde., Nürnb. 1800—4.).

Bicètre, Schloß und Dorf in der Nähe von Paris, dessen Lage auf einem Hügel eine der schönsten Aussichten auf Paris, den Lauf der Seine und die Umgegend gewährt. Das Schloß erbaute Ludwig XIII. zu einem Aufenthalt für die Invaliden. Als Ludwig XIV. später das große Invalidenhaus (Hôtel royal des invalides) erbauen ließ, wurde B. zu einem Hospital mit 4000 Betten umgestaltet, wozu es sich durch seine gesunde Lage vorzüglich eignet. In dasselbe werden nur kranke alte Männer, die das 70. Lebensjahr angetreten haben, aufgenommen. Diese alten Leute werden mit der größten Sorgfalt verpflegt und fertigen, um doch eine Beschäftigung zu haben, Arbeiten aus Holz und Knochen, die unter dem Namen Bicêtrearbeiten durch ganz Frankreich bekannt sind. Da man früher Mangel an Wasser litt, so ward 1733 in einen Felsen ein 297 F. tiefer Brunnen gegraben, der B. reichlich mit Wasser versorgt. Auch gibt es daselbst seit der Revolution 1789 ein großes Gebäude für unheilbare Wahnsinnige und eine Art von Zuchthaus (maison de force) für Libertins, Betrüger u. s. w., in welchem man sie auf nützliche Weise zu beschäftigen sucht; sowie seitdem das Depot der zu den Galeeren verurtheilten Verbrecher, die nach den Kriegshäfen transportirt werden, sich hier befindet.

Bidassōa, Grenzfluß Spaniens und Frankreichs, entspringt auf span. Boden, wird von Vera an Grenzfluß und ist von Biriatou an schiffbar, bildet die Fasanen- oder Conferenzinsel, wo 1659 der pyrenäische Friede geschlossen wurde, und fällt zwischen Hendaye und Fuentarabia in den Ocean. Auf der span. Seite des Flusses befindet sich auf dessen Thalrand eine vortheilhafte Stellung bei St.-Marcial, welche die große Straße von Bayonne deckt. Hier schlugen 8000 Spanier am 31. Aug. 1813 noch einmal so viel Franzosen, welche diese Position, um S.-Sebastian zu entsetzen, forciren wollten.

Bidpai oder **Pilpai** wird gewöhnlich als alter pers. Fabeldichter angeführt. Das ihm zugeschriebene Werk ist weit berühmt im Morgenlande und im Abendlande, und vielfach übersetzt und bearbeitet. Es ist ind. Ursprungs, und noch in der Sanskritsprache vorhanden, in mehren Redactionen, deren eine den Titel „Pantschatantra" (die fünf Bücher), die andere den Titel „Hitopadesa" (Freundesrath) führt. Der „Hitopadesa" ist im Original mehremale herausgegeben, neuerdings von Schlegel und Lassen (Bonn 1829—31) und ins Englische übersetzt von Wilkins (Bath 1787). Der Inhalt desselben besteht darin, daß ein Weiser, Namens Wischnu sarma, den Söhnen eines Königes belehrende Erzählungen vorträgt. Der ind. „Pantschatantra" ward unter dem pers. Könige Chosru Nuschirwan gegen 540 n. Chr. durch den pers. Arzt Barsûje in die Pehlwisprache übersetzt; doch diese Bearbeitung scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Die Pehlwiübersetzung aber ward durch Abd alla ben el mokaffa unter dem Abbassidischen Khalifen El manssûr gegen 770 ins Arabische übersetzt. Diese arab. Übersetzung führt, von zwei darin auftretenden Schakalen, die Benennung „Kelila und Dimna". Sie ist im arab. Originaltext ohne Übersetzung herausgegeben von Silvestre de Sacy (Par. 1816). In der Vorrede dieser arab. Bearbeitung tritt ein Weiser Bidpai oder Baidaba auf, dessen Name unstreitig nur eine Verstümmelung des ind. Namens Weidawa, oder des ind. Wortes Widwa, d. i. Weiser, ist. Der Grieche Simeon Seth übertrug die arab. Bearbeitung gegen 1080 in das Griechische, unter dem Titel „Stephanites" und „Ichnelates"; dies griech. Werk ist auch herausgegeben und übersetzt unter dem Titel „Specimen sapientiae Indorum veterum". Der Rabbi Joel übersetzte die arab. Bearbeitung in das Hebräische und verwandelte den Namen Bidpai in Sandebad; sein Werk ist durch den Juden Johann von Capua in das

Lateinische übersetzt, unter dem Titel „Directorium humanae vitae". In das Neupersische ward das arab. Werk „Kelila und Dimna" mehremal übersetzt, z. B. durch Abul maali nasr alla gegen 1120 und durch Hossein Waës Käschefi, gegen 1520. Des Letztern Bearbeitung führt den Titel „Anwâri scheili", d. i. kanopische Lichter, zu Ehren des Fürsten Achmed Scheili, und ist im Originaltext erschienen zu Kalkutta 1805. Auch Abul fasl, Wesir des Großmogol Akbar, gegen 1600, verfaßte eine neupers. Bearbeitung unter dem Titel „Ejâri dânisch", d. i. Prüfstein der Weisheit. Die pers. Bearbeitung „Anwâri scheili" ward in das Türkische übersetzt gegen 1540 durch Ali Tschelebi, Professor zu Adrianopel, unter dem Titel „Humajûn nâmeh", d. i. kaiserliches Buch. Auch in die meisten abendländ. Sprachen ist das Werk übertragen, z. B. nach einer franz. Bearbeitung ist die deutsche Übersetzung gefertigt, die unter dem Titel „Abu schalem und sein Hofphilosoph, oder die Weisheit Indiens" (Lpz. 1778) erschien. Eine neuere deutsche Bearbeitung gab Weber (Nürnb. 1800) heraus. Über die Geschichte dieses berühmten Buches vgl. die Vorrede Silvestre de Sacy's zu seiner Ausgabe des „Kelila und Dimna".

Bielshöhle, auch Mehlloch genannt, in der Nähe der **Baumannshöhle** (s. d.), welche sie aber an Sehenswürdigkeiten übertrifft, am rechten Ufer der Bode in dem Berge, welcher Bielstein heißt. Sie hat 11 Abtheilungen, welche 646 ¾ braunschw. Fuß (den Fuß zu 12 Zoll gerechnet) in der Länge betragen. Der Eingang liegt 101 Fuß über die Sohle des Flusses erhoben. Über und neben der Decke der vierten, fünften und sechsten Höhlenabtheilung streicht noch eine Höhle weg und bildet gleichsam eine obere Etage des Höhlengebäudes, die von der siebenten am bequemsten bestiegen werden kann. Unter den vielen Figuren, welche der Tropfstein und Stalaktit gebildet hat, sind das Orgelwerk in der achten und das wellenförmige Meer in der neunten Höhle die bemerkenswerthesten. Die Bielshöhle wurde 1762 entdeckt, aber erst 1788 durch einen gewissen Becker zum bequemen Besuchen eingerichtet, welcher dafür von der Regierung das Privilegium erhielt, sie allein zeigen zu dürfen. Auf dem Bielstein wurde ehemals der Götze Biel verehrt. Unter dem Rasen findet sich noch das Mauerwerk, welches den Standort des Götzen ehemals umgab.

Bienen (Immen), **Bienenzucht**. Diese durch Kunsttrieb, Ordnungsliebe und Fleiß so merkwürdigen Insekten aus der Ordnung der Glasflügler sind von den Menschen schon früh unter die Hausthiere versetzt worden, werden aber auch noch in vielen Ländern, z. B. in Polen, Rußland u. s. w., im wilden Zustande angetroffen, wo sie in hohlen Bäumen wohnen und sich durch ihre größere Stärke und dunklere Farbe von den zahmen unterscheiden. Der Haushalt der Bienen ist bewunderungswürdig, jedoch noch nicht genau genug beobachtet, um alle ihre Eigenthümlichkeiten, über die noch viele Widersprüche herrschen, genau angeben zu können. Sie leben in zahlreichen Gesellschaften, Stöcken oder Schwärmen, zusammen, wovon jede aus ungefähr 20,000 Arbeitsbienen, 1600 Drohnen und einem Weibchen, der Königin oder dem Weisel, besteht. Erstere, die kleinsten, sind wie die Königin mit einem Stachel versehen; sie bilden den Staat und verrichten die zu dessen Erhaltung nothwendigen Arbeiten, sammeln Wachs und Honig und erbauen aus jenem mit wunderbarer Geschicklichkeit Zellen zur Aufbewahrung des Honigs und zur Ausbildung der Brut, die sie ernähren und pflegen. Den Honig bereiten sie aus dem Zuckerstoff der Blumen, und tragen ihn in ihrem Magen nach Hause, wo sie ihn in den Zellen ablegen. Das Wachs scheiden sie vom Honig ab, und schwitzen es durch eine zwischen den Ringen des Hinterleibes und dem Magen liegende netzförmige Haut aus, wo es in dünnen Blättern zum Vorschein kommt. Die gelben Klümpchen, welche man die Bienen an den Füßen heimtragen sieht, und die theils aus gesammeltem Blüthenstaub, theils aus einer harzigen Materie bestehen, sind nicht, wie man früher glaubte, das Wachs, sondern dienen zu einem andern Behuf, und zwar ersterer zur Nahrung für die junge Brut, die andere zur Befestigung der

Zellenränder, sowie zum Verkitten aller Ritzen und unnöthigen Öffnungen. Die Drohnen sind größer als die Arbeitsbienen, und haben keinen Stachel; ihre Hauptbestimmung scheint die Befruchtung der Königin zu sein. Die Begattung findet außer dem Stocke beim Schwärmen statt. Kurz darauf sterben sie, oder werden von den Arbeitsbienen umgebracht. Die Königin ist größer als die übrigen Bienen; ihre Bestimmung ist, das Geschlecht fortzupflanzen. Sie legt des Jahrs wol 30—40,000 Eier, in jede Zelle eins, woraus nach drei Tagen fußlose Larven kriechen, die von den Arbeitsbienen bis zur völligen Ausbildung verpflegt werden. Diese erfolgt bei den Mutterbienen in 16, bei den Arbeitsbienen in 20, und bei den Drohnen in 24 Tagen nach dem Legen des Eies. Die Königin ist die Seele des ganzen Stocks; ihr huldigen alle andern; neben ihr wird keine zweite geduldet; entstehen bei einer Brut mehre, so bilden sie entweder mit ihrem Anhange neue Schwärme und wandern mit diesen aus, oder sie werden umgebracht. Regelmäßig entwickelt sich alle Jahre in einem jeden Stocke ein neuer Schwarm; entstehen aber zwei bis drei, so wird dadurch der Mutterstock nachtheilig geschwächt. Kommt die Königin durch irgend einen Zufall um, so stirbt oder zerstreut sich oft der ganze Stock. Ereignet sich jedoch dieses zu einer Zeit, wo sie Brut von Arbeitsbienen, die noch nicht drei Tage alt ist, haben, so können sie den Verlust der Königin dadurch ersetzen, daß sie mehre, gewöhnlich drei aneinander stoßende Zellen von Arbeitsbienen zu einer Königinzelle vereinigen, darin nur eine Larve lassen und diese mit vorzüglicher Sorgfalt verpflegen, woraus sich dann eine neue Herrscherin entwickelt. Es spricht dies für die Behauptung Einiger, daß die Königin nur zwei Arten von Eiern, männliche (Drohneneier) und weibliche lege, und es blos von der Zelle, worin letztere gelegt und von der Art, wie die Larven verpflegt werden, abhänge, ob aus ihnen eine Königin oder Arbeitsbienen entstehen sollen. Das Ei aus einer Arbeitszelle in eine Königinzelle gelegt, gibt eine Königin, und so umgekehrt ein Ei aus einer Königinzelle in eine Arbeitszelle eine Arbeitsbiene. Sonach wären die letztern nichts anderes als Weibchen mit verkümmerten Geschlechtsorganen. — Unter **Bienenzucht** versteht man nun die zweckmäßige Wartung und Pflege der zahmen Bienen. Man theilt sie in Wald- und Gartenbienenzucht, und letztere wieder in die natürliche und künstliche ein. Die künstliche unterscheidet sich von jener dadurch, daß man bei ihr die Zahl der Stöcke nicht durch natürliche, sondern durch künstliche Schwärme, sogenannte Ableger, zu vermehren sucht. Zu einer guten und glücklichen Bienenzucht gehört Aufmerksamkeit, Sorgsamkeit und vorzüglich Liebe zu diesen nützlichen Thierchen. Die Geschäfte dabei sind nicht schwierig, oft angenehm, dürfen aber keinen Augenblick versäumt werden. Wichtig zu einem glücklichen Gedeihen sind vornehmlich: 1) der Bienenstand, der trocken und von Störungen fern sein muß, 2) das Bienenhaus, das geräumig, gehörig geschützt und mit seiner vordern offenen Seite wo möglich nach S. O., niemals nach W. gerichtet sein muß, und 3) die Bienenwohnungen, die entweder von Holz oder von Stroh, auch wohl Weiden, entweder stehend oder liegend sind. Die liegenden von Stroh, welche aus mehren gleich weiten aneinander zu setzenden Strohkränzen bestehen, die sogenannten theilbaren Lagerkörbe, möchten allen andern vorzuziehen sein. Vgl. Huber: „Sur les abeilles" (2 Bde., Par. 1814); Knauf's „Herbst-, Winter- und Frühlingsabende" (Jen. 1820) und Friedr. von Ehrenfels, „Die Bienenzucht" (Prag 1829). Trefflich besang der Florentiner Giov. Rucellai, gest. zu Rom 1526, die Bienen in einem besondern kleinen ital. Gedichte: „Le api", das zuerst 1539 in Druck erschien.

Bienenrecht, der Inbegriff der zum Besten der Bienenzucht erlassenen landesherrlichen und obrigkeitlichen Gesetze und das darin gegründete Recht. Die Bienen werden nach dem röm. Rechte zu den wilden Thieren, nach dem alten Sachsenrechte zu den Gewürmen, und nach verschiedenen Provinzialgesetzen zu dem gezähmten Viehe gezählt, oder dem Geflügel angereiht. Auf seinem Eigenthum ist Jeder Bienen zu halten befugt, insofern den Nachbarn dadurch kein wesentlicher

Schaden zugefügt wird, oder von Andern ein Verbietungsrecht gezeigt werden kann. Auf fremdem Grund und Boden ist aber zur Anlegung eines Bienenstandes die Einwilligung des Grundeigenthümers erfoderlich, und der Ertheilung derselben können weder die Hutungsberechtigten noch andere Immeker oder Bienenväter, welche in der Gegend bereits Bienenstellen haben, widersprechen, wenn die letztern kein besonderes Verbietungsrecht erweisen können, darin begründet, daß durch die zu nahe Anlage des neuen Bienenstandes ihren ältern Stellen Schaden und Nachtheil zugefügt werde. Wider die Aufnahme fremder Bienen hat in der Regel kein Widerspruch statt, weil es dem Besitzer einer Bienenstelle freistehen muß, sein Eigenthum selbst oder durch Verpachtung zu benutzen. Die Abgaben, Zehnten u.s.w., welche von den Bienen entrichtet werden, beruhen auf Herkommen und auf besondern Gesetzen, nach welchen man auch sowol die Strafe des Bienendiebstahls überhaupt als die verschiedenen künstlichen Arten desselben zu beurtheilen hat. Wer sogenannte Heer- oder Raubbienen mit Gift oder auf andere Weise tödtet, muß zwar den Eigenthümer derselben entschädigen, aber er begeht dadurch kein criminelles Verbrechen. Gegen den Herrn der Raubbienen kann übrigens der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenersatz nicht klagen, weil nach den Erfahrungen und Beobachtungen verständiger Bienenkenner der Letztere gewöhnlich selbst Schuld an der Beraubung seiner Bienen ist. Allein auf die zahmen jungen Bienenschwärme hat der Eigenthümer des Mutterstocks ein ausschließendes Recht, und er kann sie auch auf fremdem Grund und Boden, gegen Ersatz der dadurch verursachten Beschädigungen, verfolgen und daselbst einfangen. Hat jedoch der Eigenthümer des Mutterstocks die Verfolgung des jungen Schwarmes aufgegeben oder aufgeben müssen, weil er gänzlich aus den Augen verschwunden ist, so kann der Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf welchem der Schwarm sich gesetzt hat, denselben einfangen oder dessen unentgeltliche Herausgabe fodern, wenn ihn ein Dritter, ohne des Grundherrn Vorwissen oder wider dessen Willen, eingefangen hat. Wer hingegen seines Nachbars Bienen verbrennt, weil sie um seinen Stock schwärmen, ist zum Schadenersatz verpflichtet. Der Waldbienenstock endlich gehört zu Waldnutzungen, mithin kann nur der Waldeigenthümer darauf rechtlichen Anspruch machen.

Bier. Wenn gemalztes Getreide mit Wasser extrahirt, dem Auszuge eine verhältnißmäßige Quantität Hopfenextract zugesetzt und das Ganze durch die erfoderliche Menge Hefen in Fermentation gebracht wird, so entsteht nach vollkommener Gährung ein klares weinartiges Fluidum, welches man Bier nennt. Die Kunst des Bierbrauens ist sehr alt, und schon seit länger als 2000 Jahren kennt man den Gebrauch dieses Getränks. Der griech. Dichter und Satiriker Archilochus, der ungefähr 700 v. Chr. lebte, so wie Äschylus und Sophokles (400 v. Chr.) nennen es Gerstenwein. Diodor von Sicilien (50 v. Chr.) in seiner „Geschichte" und Plinius (70 v. Chr.) an mehren Orten der „Naturgeschichte" gedenken ebenfalls dieses Getränkes. Letzterer erzählt, daß dasselbe auf verschiedene Weise zubereitet würde, ja daß es eine Art desselben gäbe, welche noch geschickter als der Wein selbst wäre, die Menschen trunken zu machen. Auch erwähnt er, daß dieses Getränk in Spanien celia und ceria, in Gallien und in andern Provinzen des röm. Reiches aber von Ceres, der Göttin des Getreides, und vis, die Gewalt, cerevisia genannt werde, besonders bei den alten Deutschen in Gebrauch gewesen sei und bei diesen ebenfalls cerevisia geheißen habe. Die ersten Erfinder aber des Biers sollen die Ägypter sein und solches von vorzüglicher Güte zu Pelusium gebraut worden sein. Später war das Bier in Ägypten ganz unbekannt, und erst die franz. Expedition soll das Bierbrauen wieder in Aufnahme gebracht haben. Übrigens bleibt noch unerörtert, ob und inwiefern das Bier der Alten mit dem unserigen, besonders mit dem starken Hopfenbiere, eine Vergleichung aushalten dürfte. Das deutsche Wort Bier leitet man am wahrscheinlichsten vom lat. bibere, d. h. trinken, ab. Es gibt eigentlich nur zwei Hauptsorten von Bier: weißes Bier, das Luftmalz oder sehr gelind ge-

darrtes Weizenmalz zur Grundlage hat, und entweder mit keinem oder sehr wenigem Hopfen gebraut, und braunes Bier, das aus Darrmalz, größtentheils Gerstenmalz, mit einem mehr oder mindern Zusatze von Hopfen bereitet wird. Man gebraucht auch wol Luft- und Darrmalz unter verschiedenen quantitativen Verhältnissen mit einander gemengt, um die hellbraunen Biere zu produciren. Unzählig sind die Veränderungen, welche man bei dem Biere findet, und welche nicht allein in der verschiedenen Menge und Beschaffenheit der Materialien, sondern auch in der Verschiedenheit des Verfahrens ihren Grund haben. Auf diese Weise entstehen Kräuterbiere, denen man das gewürzhafte Wesen einiger Kräuter, Samen oder Wurzeln beigemischt hat, von denen sie Geschmack, Geruch und Kräfte annehmen; Buttel- oder moussirende Biere, welche vor Endigung der Gährung in kleine Gefäße, z. B. steinerne Krüge, abgezogen, mit einigen Gewürzen versetzt und wohl verschlossen in kühlen Kellern aufgehoben werden. Von den vielen Bieren, welche als Handelsartikel in Menge aus- und eingeführt werden, sind vorzüglich das engl. Ale, der engl. Porter, das bamberger, schweinfurter und regensburger, wie überhaupt das bair. Bier, das brabanter Bier, die braunschw. Mumme, die goslar. Gose, das köstritzer, das merseburger, die Lager- und Märzbiere des meininger Oberlandes, das danziger u. a. m. zu bemerken. Das Bier, ein wohlschmeckendes, gesundes und nährendes Getränk, auch zur Zurichtung mancher Speisen, zu Essig, in der Medicin u. s. w. gebraucht, muß, wenn es gut sein soll, neben seiner eigenthümlichen Farbe hell wie Wein sein, beim Einschenken einen Schaum hervorbringen, etwas bitter schmecken, nicht blähen, durch die Harnwege schnell abgehen, durch die Destillation vielen brennbaren Geist geben und die wenigst freie Säure haben. Zu den Hauptgebrechen desselben gehören: das Trübewerden, welches gemeiniglich von der schlechten Malzung des Getreides abhängt; die Nachgährung auf den Fässern, welche ihren Grund in der auflösenden Wirkung des Biers gegen die der gelagerten Hefe hat; das Sauerwerden, welches eine Folge der hohen Temperatur der Atmosphäre und der zu häufig erfolgten Einwirkung des Sauerstoffes auf die gährende Masse ist; das Schalwerden, welches entweder aus einer schlechten Verwahrung der Gefäße oder einer zu hohen Temperatur des Aufbewahrungsortes entsteht, wodurch in beiden Fällen das kohlenstoffsaure Gas, welches vorher mit dem Biere zusammenhing, und ihm einen pikanten Geschmack, sowie die Eigenschaft zu moussiren ertheilte, daraus entweicht u. s. w. Was endlich die Zuträglichkeit seines Genusses betrifft, so sind die leichten schäumenden Biere nur im Frühjahre und bald nachdem sie gebraut worden, gut und sowol Gesunden als Kranken zuträglich. Die leichten braunen Biere, wenn sie gut bereitet, gehörig mit Hopfen gekocht und gut ausgegohren sind, empfehlen sich besonders als tägliches, den Durst stillendes Getränk; die starken, schweren, geistigen Biere, welche eine vollständigere Kochung und Gährung durchgangen sind, sind ebenso berauschend und noch nahrhafter als der Wein, wollen aber mit Mäßigkeit getrunken sein, und sagen nur gesunden Menschen, die nicht an Vollblütigkeit leiden, gut zu. In der Natur der Sache liegt es, daß alle Biere, die mit berauschenden und betäubenden Vegetabilien, als Post, Kokkelskörnern, Koriander, Mohnsaft u. s. w. verfälscht sind, höchst nachtheilig auf die Gesundheit wirken.

Biester (Joh. Erich), erster Bibliothekar an der kön. Bibliothek zu Berlin, geb. 17. Nov. 1749 zu Lübeck, wo sein Vater ein wohlhabender Seidenhändler war, zeigte früh Neigung für Sprachen. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, unter Overbeck's Leitung, einen guten Grund gelegt, studirte er in Göttingen die Rechte. Allein seine Lieblingsfächer blieben Literaturgeschichte, Sprachen, Kritik, Geschichte. In seiner Vaterstadt begann er die juristische Praxis und arbeitete nebenbei an der „Rostockschen gelehrten Zeitung“, nachher an der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“. Im J. 1773 ging er nach Bützow als Privatdocent an der

Hochschule, lehrte Sprachen, Geschichte und sogenannte schöne Wissenschaften und ward 1774 Doctor der Rechte. Doch schon 1775 legte er sein Amt nieder, machte eine Reise nach Berlin, hielt sich dann in Meklenburg und Lübeck auf und wurde 1777 zu Berlin Privatsecretair bei dem die Künste und Wissenschaften eifrig befördernden Minister von Zedlitz. Als Haus- und Tischgenosse dieses edlen Mannes kam er mit den ausgezeichnetsten Männern Berlins und des Auslandes in Berührung. Am innigsten verband er sich mit Gedike. Sie unternahmen 1783 gemeinschaftlich die „Berlinische Monatsschrift", welche vornehmlich durch B.'s Thätigkeit und Verbindungen eine der gehaltvollsten Zeitschriften wurde, die damals erschienen, und die er von 1791 an allein fortsetzte. Als Bibliothekar an der kön. Bibliothek zu Berlin, wozu er 1784 ernannt wurde, erwarb er sich bedeutende Verdienste. Er ordnete die Bibliothek, öffnete sie dem allgemeinen Gebrauche und war unablässig bemüht, durch zweckmäßige Ankäufe sie zu bereichern. B. starb 1816. Auch übersetzte er Barthélemy's „Reise des jungen Anacharsis" ins Deutsche und begleitete sie mit Anmerkungen (7 Bde., Berl. 1792—93).

Bièvre (Marschall, Marquis von), bekannt durch seine witzigen Calembourgs, geb. zu Paris um 1747, diente im Corps der Musquetiere, einer adeligen Leibgarde der Könige von Frankreich. Als er Ludwig XV. vorgestellt ward, äußerte dieser den Wunsch, einen Calembourg von ihm zu hören. „Donnez-moi un sujet, Sire", sagte B. — „Faites-en un sur moi." — „Sire, le roi n'est pas un sujet", war die Antwort B.'s. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit reiste er 1789 in die Bäder nach Spaa und starb zu Anspach 1792. Nachdem er verschiedene Unterhaltungsschriften, das Trauerspiel „Vereingetorix" (Par. 1770) und den „Almanach des calembourgs" (Par. 1771), herausgegeben hatte, brachte er das Lustspiel in Versen „Le séducteur" (Par. 1783) auf die Bühne, welches sich lange auf dem Repertoire erhalten hat, wiewol das Stück in Plan und Ausführung ganz verfehlt ist. Sein letztes Lustspiel „Les réputations" (1788) fand durchaus keinen Beifall. Eine Sammlung seiner Witzspiele: „Bièvriana", gab Deville 1800 heraus.

Bigamie heißt die Eingehung einer zweiten Ehe, während ein Theil oder auch beide schon durch eine noch bestehende Ehe gebunden sind. In der Bigamie kann ein doppeltes Verbrechen liegen: Betrug gegen den andern Theil, wenn dieser die frühere Ehe nicht kennt, und das eigentliche der Entheiligung der Ehe. Die ältern Gesetze waren hierin sehr streng und sprachen meistens die Todesstrafe aus. Neuere Gesetze bestrafen die Bigamie jedoch immer härter als den Ehebruch, mit öffentlicher Arbeit, Zuchthaus, Festung von mehren Jahren. In England ist 1829 die Todesstrafe wegen Bigamie abgeschafft und in Transportation oder zweijähriges Gefängniß verwandelt worden.

Bignon (Louis Edouard), geb. 1771 zu Meillerate im Depart. der Niederseine, studirte zu Paris im Collège Lisieux und bekannte sich schon 1789 zu den Grundsätzen der Constitution, wurde aber 1793 geächtet, weil er ein Feind aller gewaltsamen Maßregeln war, und ging deshalb zur Armee. Seit 1797 arbeitete er im diplomatischen Fache. In Berlin, wo ihm die kön. Familie viel Huld erwies, war er 1801 als Legationssecretair, und 1802 und 1803 als Geschäftsträger, dann von 1803—6 bevollmächtigter Minister am kasseler Hofe, wo er noch am Tage vor der Schlacht bei Jena dem Kurfürsten einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich vorschlug, den aber der Kurfürst ablehnte. Nach dem Einrücken der franz. Truppen in Berlin wurde er zum kais. Commissair bei den preuß. Behörden ernannt. Hierauf leitete er die allgemeine Verwaltung der Domainen und Finanzen in den besetzten Ländern bis zu Ende 1808. Er versichert, bei diesem harten Geschäft so viel Milde als möglich gezeigt und mehre Beweise des Dankes noch in der Folge erhalten zu haben. Hierauf war er 1809 bevollmächtigter Minister bei dem Großherzog von Baden, als ihn ein kais. Decret aus Schönbrunn zum Generaladministrator in Östreich ernannte. Dann erhielt er eine schwierige Sendung mit geheimen Aufträgen

nach Warschau, wo er fast drei Jahre blieb. Bei der Eröffnung des Feldzuges 1812 trat de Pradt an seine Stelle, und B. ward kais. Commissair bei der provisorischen Regierung in Wilna. Nach dem Rückzuge aus Moskau aber löste er de Pradt in dem Gesandtschaftsposten zu Warschau wieder ab. Hier gelang es ihm und dem Fürsten Poniatowski, den Rückzug des östr. Bundesheeres unter dem Fürsten Schwarzenberg, dann unter dem General Frimont, vier Monate lang hinzuhalten, sodaß sich das zerstreute poln. Heer, etwa 7000 Mann, unter Poniatowski in Krakau wieder sammeln und im Mai bis auf 20,000 Mann verstärkt, durch Östreich nach Sachsen gehen konnte. B. begab sich jetzt in das franz. Hauptquartier nach Dresden und blieb daselbst mit den übrigen Mitgliedern des diplomatischen Corps auch während der Belagerung bis zur Capitulation. Da er mehren fremden Ministern von den Rheinbundsstaaten Pässe verschafft hatte, ließ ihn der Fürst Schwarzenberg durch einen Adjutanten bis Strasburg zu den franz. Vorposten geleiten. Er zuerst meldete bei seiner Ankunft in Paris, am 7. Dec. 1813, dem Kaiser Murat's Abfall. Hierauf lebte er auf dem Lande. Nach der ersten Zurückkunft der Bourbons schrieb er sein „Exposé comparatif de l'état financiel, militaire, politique et moral de la France et des principales puissances de l'Europe" (Par. 1814), in welchem er große Einsichten, sich aber auch als echten Franzosen aus der Napoleon'schen Schule zeigte. Während der hundert Tage ernannte ihn Napoleon zum Unterstaatssecretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und nach der Schlacht bei Waterloo zum Minister dieses Departements. Später ward er von mehren Wahlbezirken zugleich zum Deputirten erwählt. Als solcher sprach er gegen die Ausnahmegesetze und für die Zurückberufung der Verbannten, wobei er die Minister an gewisse geheime Umstände warnend erinnerte, über die er sich aber nicht näher erklären mochte. Auch war er ein eifriger Vertheidiger des Wahlgesetzes. In der Schrift „Des proscriptions" (Par. 1820) schildert er den Kampf der Freiheit mit jeder Art von Tyrannei. Viel Aufsehen machten seine Schriften über publicistische Streitsachen, z. B. „Coup d'oeil sur les démêlés des cours de Bavière et de Bade" (Par. 1818), besonders die Schrift: „Le congrès de Troppau" (Par. 1821) seine „Lettre sur les différends de la maison d'Anhalt avec la Prusse" (Par. 1822), „Les cabinets et les peuples" (3. Aufl., Par. 1824), und die „Histoire de France, depuis le 18 brum. (1799) jusqu'à la paix de Tilsit" (6 Bde., Par. 1830), welche er auf Veranlassung Napoleon's in dessen Testamente, schrieb. In den Juliustagen 1830 ward er von der provisorischen Regierung zum Minister des Auswärtigen ernannt, und am 11. Aug. von Ludwig Philipp zum Mitgliede des Ministerraths; doch hörte dieses Verhältniß im Nov. 1830 wieder auf. Seit dem Siege der Doctrinaire trat B. entschieden zur Opposition, sprach bei mehren Gelegenheiten in der Deputirtenkammer gegen die bei der Leitung der auswärtigen Politik befolgten Grundsätze des Ministeriums, und erhob gegen die Beschlüsse der Bundesversammlung vom 28. Jun. 1832 seine Stimme kräftig durch Wort und Schrift.

Bigot ist Derjenige, der die Äußerlichkeiten der Religion oder das Ceremonielle des Gottesdienstes für das Wesen derselben hält und daran mit übermäßiger Strenge hängt, daher auch gegen Andersdenkende gewöhnlich unduldsam ist. **Bigoterie** ist die ängstliche und übertriebene Beobachtung äußerer Religionshandlungen. Sie ist die Folge einseitiger Ausbildung des Geistes oder auch gedankenloser Angewöhnung. Sie entspringt entweder aus blindem Aberglauben oder aus scheinheiliger Heuchelei. Das Wort **bigot** soll von Raoul, Herzog der Normandie, seinen Ursprung haben. Als er vom König Karl dem Einfältigen mit seinem Herzogthum belehnt ward, sollte er, der eingeführten Sitte gemäß, dem König die Füße küssen. Dessen weigerte er sich aber beharrlich, indem er, der franz. Sprache nicht kundig, nur immer sagte: „No by God". Von dieser Zeit an nannte ihn Karl spottweise Bygod. Während das Wort ursprünglich eigensinnig und unbe-

image
not
available

bringende) Einbildungskraft in Thätigkeit, und hier stellt sich also das Ästhetische von selbst ein, weil der Stoff dadurch, daß die productive Einbildungskraft denselben erst völlig bilden, ihn dann um- und ausbilden und mit dem lebendigen Charakter des Menschlichen ausprägen muß, Bedeutsamkeit erhält und dann, weit entfernt, ein bloßer roher Stoff zu scheinen, vielmehr als einen vollendeten Gegenstand, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes sich darstellt. Diesemnach scheint es, als ob man vorzugsweise nur die sichtbare Darstellung eines körperlichen Gegenstandes ein Bild nennen könne, insofern sich nämlich in dieser Darstellung die productive Einbildungskraft zu erkennen gibt, da hingegen die reproductive Einbildungskraft kein Bild, sondern eigentlich nur eine Abbildung liefert. Jedes Bild muß nothwendigerweise mehr oder weniger Abbildungen enthalten, nicht aber jede Abbildung ist ein Bild. Das Bild nämlich muß zweierlei Eigenschaften in sich fassen, artistische und ästhetische. Durch die artistischen Eigenschaften müssen die Wirklichkeitsfoderungen, durch die ästhetischen hingegen der Schönheitssinn befriedigt werden. Jenes geschieht durch genaue Beobachtung des physischen und physiologischen Bildes; dieses hängt von den Gesetzen der Einbildungskraft selbst ab. Der reproductive Künstler hat Alles gethan, was ihm oblag, wenn seine Darstellung anschaulich, rein objectiv, also dem in der sichtbaren Natur vorhandenen Urbilde getreu und in ihren Verhältnissen richtig ist. Der productive Künstler hingegen hat zwar alle diese Pflichten ebenfalls auf sich, weil sonst seine Darstellung ein Unding sein würde; allein er soll uns noch über dieses Alles eine Gesammtanschauung verschaffen, durch welche allein seine Darstellung als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheinen kann, welches in dieser Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm ist und das Gemüth durch Bedeutsamkeit ergötzt. Endlich gibt es auch ein Bild, welches durch Worte hervorgebracht werden kann. Insofern nun Worte das äußere Werkzeug der Poesie sind, so kann man ein solches Bild ein poetisches nennen. Zum Wesen der Poesie gehört es, Bilder und in Bildern darzustellen. Was man aber hier Bild nennt, hat nur uneigentlich diesen Namen. Bild bedeutet nämlich hier die bloße Vorstellung, welche mittels der Einbildungskraft auf eine Anschauung bezogen wird, sodaß diese den Schein des Seins erhält, welcher dem Bilde, sowie das Sein selbst der Anschauung zukommt; Bezeichnung eines (sinnlichen oder übersinnlichen) Gegenstandes durch einen andern. Hierher gehört sowol der sinnliche als der bildliche Ausdruck in der Poesie (s. d.). Übrigens wird der Gebrauch des Ausdrucks Bild von Vielen auch auf alle andern Künste ausgedehnt. Denn außer der Mimik, welche Einige der Plastik beigesellen, zeigt sich wirklich, daß es Bilder in der Tanzkunst (Tanzbilder, Touren), in der Tonkunst (Tonbilder), sowie in der Rede (Redebilder, Wortbilder) gebe. In allen diesen Künsten pflegt man jedoch Dasjenige, was wir hier Bild genannt haben, auch Figur (s. d.) zu nennen. (S. Musikalische Malerei.)

Der bildliche Ausdruck in der Rhetorik ist dem eigentlichen entgegengesetzt, und besteht darin, daß man sich der Vorstellung eines sinnlichen Gegenstandes, welcher wesentliche und gesetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorstellung gewisser Merkmale des letztern mit desto größerer Leichtigkeit und Wirkung zu erregen, oder doch den Eindruck der durch die eigentliche Bezeichnung schon erregten Vorstellung desselben durch höhere Versinnlichung zweckmäßig zu verstärken. Im weitern Sinne ist auch der sinnliche Ausdruck bildlich, und in diesem Sinne wird oft die poetische Sprache, weil sie das Concrete liebt, Bildersprache überhaupt genannt; obgleich die Poesie nicht blos darin besteht und die wahre Poesie insbesondere mit Anhäufung und Überladung von Bildern nicht besteht. Das Vergnügen an dem bildlichen Ausdrucke entsteht nicht in allen Fällen aus einem und demselben Interesse, denn bald ist es in dem Erkenntnißvermögen, bald in dem Gefühl und Begehrungsvermögen begründet. Oft bedienen wir uns der bildlichen Darstellung, um Wahrheiten und Begriffe ein-

zukleiden, damit wir die Aufmerksamkeit desto sicherer erregen und fesseln, um theils diejenigen Seiten und Merkmale der Gegenstände, die wir vorzüglich in Betrachtung gezogen wissen wollen, desto lebhafter hervorzuheben, theils auch, um über nicht sinnliche Gegenstände Anschaulichkeit zu verbreiten und Leichtigkeit der Einsicht mit dem Vergnügen an Ähnlichkeit zu verknüpfen. Aus dieser Quelle entspringen sinnbildliche Darstellungen, Parabeln, Fabeln und mehre rednerische Figuren. Bei der Wahl der Bilder muß man vorzüglich darauf sehen, daß sie aus einem Kreise von Dingen hergenommen werden, welcher Denen vollkommen bekannt ist, für welche man sie gebraucht, und daß eine wirkliche, dem Gebildeten sogleich einleuchtende Übereinstimmung zwischen ihren Merkmalen und den Merkmalen der eingekleideten Sache herrsche. Das Bild muß überhaupt keine Wirkung hervorbringen, welche derjenigen, die man beabsichtigt, widerstreben würde; sie muß im Gegentheile Gefühle erregen, die mit dem Hauptgefühle, welches man beabsichtigt, übereinstimmen. Man unterscheidet aber, als zwei Classen poetischer Bilder, die Vergleichung (und in ihrer Ausführung auch das Gleichniß und die Parallele), wo das Bild als Gegenbild neben den Gegenstand gestellt wird, von dem Bilde, welches ganz an die Stelle des Gegenstandes tritt, dem Tropus. (S. Tropen.)

Bildende Künste heißen alle Künste, welche durch äußere räumliche Formen überhaupt, und zwar zunächst durch ruhende, darstellen; zu ihnen gehört daher Architektur oder Baukunst, Plastik oder Bildnerei, Malerei nebst Zeichnenkunst, Kupferstechkunst und den ähnlichen Künsten, welche Sichtbares in Flächenanschauung darstellen. Im engern Sinne und fälschlich pflegt man bildende Künste nur die zu nennen, welche durch ruhende Gestalten, vornehmlich organischer Körper, darstellen, besonders Statuenkunst und Basrelief. (S. Abbilden.)

Bilderbrot bezeichnet mehre Arten Backwerk, durch welche man gewisse Figuren gleichsam im Bilde darstellen wollte, wie durch die Stolle ein Wickelkind u. s. w., ferner Prezeln, Martinshörner, Butterzöpfe, Pfann-, Waffelkuchen u. a. Forschungen über den Ursprung dieser Sitte finden sich in Lobeck's „Aglaophamus", Bd. 2. Die Christstollen, Butterzöpfe, Striezel waren ein bei den Saturnalien (s. d.) übliches Backwerk, welches die tändelnde Frömmelei nach und nach in die Gestalt eines Wickelkindes umwandelte, unstreitig dem Christuskinde zu Ehren, zu dessen Geburtsfeier das Weihnachtsfest bestimmt ist. Auch die Martinshörner sind heidnischen Ursprungs, ohne Zweifel so genannt von den alten Opfer- und Trinkhörnern, zur Ehre des Bischofs Martin (s. Martin der Heilige), zu dessen Andenken man sie am Ende des 4. Jahrh. in Frankreich zu backen angefangen haben soll. Die Prezeln halten Einige für eine Nachbildung der Zauberbänder, welche die deutschen Frauen, als sie noch Heiden waren, um Arme und Schienbeine trugen, und welche diese Figur und diesen Namen gehabt haben sollen. Andere leiten ihren Namen von dem lat. Preciunculae (Gebetchen) her, welche die Geistlichen zur Fastenzeit den Kindern zum Auswendiglernen aufgaben, wobei sie diejenigen Kinder, welche gut gelernt hatten, mit einem Backwerk beschenkten, welches den Namen Preciuncula führte, der denn bald in Prezel umgewandelt ward. In Thüringen und Meißen bäckt man sogenannte Hornaffen, welche man vermuthlich auch im Hornung buk, dem Monate, in welchem das Opferhorn von den alten Deutschen am meisten gebraucht wurde.

Bilderdijk (Willem), großer Jurist, vielseitiger Gelehrter, classischer holländ. Dichter, war am 7. Sept. 1756 zu Amsterdam geboren. Seine dem höhern Bürgerstande angehörenden Ältern gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Trotz der schwankenden Gesundheit förderten des Knaben ausgezeichnete Anlagen und seine Wißbegier sehr schnell seine Ausbildung; diese Eigenschaften machten, daß er später Autodidakt ward und jene ihm sein ganzes Leben eigne Originalität gewann, die, an sich so lobenswerth, auch ihre Nachtheile hatte und bisweilen zu irrigen oder boshaften Deutungen Anlaß gab. Auf der Universität Leyden, wo er sich

den Rechtsstudien widmete, nicht allzu lange verweilend, hatte er das Glück, in dem gelehrten van der Keessel einen Lehrer zu finden, der ihn zu dem trefflichen Juristen bildete, als welcher B. sich in mehrjähriger Advocatenpraxis im Haag, in seinen Vorlesungen und als Schriftsteller so rühmlich bewährte. Wir nennen hier nur seine „Observationes et emendationes juris" (erstes Buch, Braunschw. 1806, 1. u. 2. Buch, Leyden 1820). Ein anerkannt redlicher, nur etwas zu schroffer Anhänger des Erbstatthalters, verließ er sein Vaterland nach der Besetzung desselben durch die Franzosen und begab sich nach Braunschweig und dann nach London, wo er vielbesuchte Vorlesungen über Recht, Poesie und Literatur hielt. B. kehrte 1806 nach Holland zurück, als das Land vollkommen beruhigt und eine dauerhafte Ordnung der Dinge begründet schien; er hielt sich an verschiedenen Orten, namentlich zweimal in Leyden auf. König Ludwig ernannte ihn beim Beginn seiner Regierung zu seinem Lehrer in der holländ. Sprache und zu einem der ersten Mitglieder des eben errichteten Nationalinstituts. Seit 1827 in Harlem lebend, starb er daselbst am 18. Dec. 1831. Einem Freunde, der ihm B.'s Tod berichtete, schrieb der brit. Dichter Robert Southey: I shall not see the like again. Von 1776—80 mit mehren Preisen der leydener gelehrten Gesellschaft beehrt, deren Urtheile als vollwichtig galten, war B.'s Ruhm bald begründet. Ein großer Reichthum an Ideen und herrlichen dichterischen Bildern, ein ungewöhnliches Feuer, große Reinheit des Styls und seltene Eleganz der Diction zeichneten seine Dichtungen aus und machten sie zu Gegenständen der Bewunderung seiner Landsleute. Er, Bellamy, Feith, die de Lannoy, van Merken und A. schienen das Jahrhundert der Vondel, Hooft und Cats zu erneuen, ja wegen der fortgeschrittenen Zeit zu überstrahlen. Ein wechselvolles Leben hindurch hat B., als ein wahrer Dichter, sein Genie frei walten lassen. Keine Dichtungsart blieb unversucht, und 90 Bände Poesien sind rühmliche Zeugnisse des Umfangs und der Vielseitigkeit seines dichterischen Geistes. In der didaktischen Poesie werden seine Nachahmungen von Pope's „Essay on man", und Delille's „Homme des champs", da er die Originale nur als Thema behandelt, zu verdienstlichen originellen Werken, sein „De ziekten der geleerden" zeichnet Wissensfülle und eine reiche Sprache, „De starrenhemel" ungewöhnliche Kenntniß und Erhabenheit der Gedanken aus; unter seinen zahlreichen ernsten und moralischen Poesien ist eine meisterhafte Nachbildung des Prediger Salomo; seine Tragödien zeigen den nach den Mustern der besten unter den Alten und Neuen gebildeten Dichter; seine Satiren sind lebhaft und beißend; seine erotischen Poesien vergleichen die holländ. Kritiker mit Catull's, wie seine lyrischen nur mit denen des Horaz und Pindar; seine hohe epische Schöpfung: „Ondergang der eersten wereld", wovon nur fünf Gesänge erschienen sind, zu vollenden ist durchaus unmöglich. Nach der Befreiung Hollands 1813 schrieb er ein Gedicht: „Hollands verlossing", dem an Feuer, Kraft und Begeisterung vielleicht kein Gedicht aus jener denkwürdigen Zeit gleichkommt. B. war ein vielseitiger und gründlicher Kenner vieler todter und lebender, morgen- und abendländ. Sprachen; die holländ. hat er durch seine Schriften gefördert, sie mit Wörtern, Wendungen und neuen Constructionen bereichert und viel zu ihrer höhern Ausbildung beigetragen. Mit den Schriftstellern aller Zeiten und Völker vertraut, hat er selbst in italien. und franz. Sprache gedichtet. Seine Dichtungen in engl. Sprache werden nächstens erscheinen. Seine schönen Übersetzungen und noch zahlreichern Nachbildungen der Neuern, selbst der Orientalen, noch mehr der Griechen und Römer, die von Jugend auf seinen Geist genährt, zeugen von seinem geläuterten und sichern Geschmacke. Die Theorie der schönen Künste hat B. in sehr geschätzten, nur zum Theil im Druck erschienenen Schriften erläutert. Man hat auch Abhandlungen über Geologie, Astronomie und Perspective von ihm. Wie weit er es im Zeichnen gebracht, beweisen mehre zu seinen Schriften von ihm selbst gefertigte Vignetten. Endlich war B., bei Gelehrten ein seltener Fall, ein ausgezeichneter Schönschreiber. Seit langen Jahren beschäftigte er sich mit einer um-

fassenden Darstellung der Geschichte seines Vaterlandes, die er fast vollendet hatte. Sein Freund, Prof. H. W. Tijdeman in Leyden, hat bis jetzt den ersten Band dieses auf 8—9 Bände berechneten Werkes herausgegeben.

Bilderstürmer (Ikonoklasten), im Gegensatze der Bilderdiener (Ikonodulen), wurden diejenigen Christen genannt, welche keine Bilder in den Kirchen dulden wollten. Die Streitigkeiten, welche deshalb in dem 8. und 9. Jahrh. entstanden, sind sehr wichtig in der Kirchengeschichte, da sie einen allgemeinen Aufstand in Italien, die Begründung der päpstlichen Macht in diesem Lande und die Wiederherstellung des röm. Reichs im W. zur Folge hatten. Die Christen der ersten drei Jahrhunderte hatten eine allgemeine Abneigung gegen Heiligenbilder, die sie, wie es scheint, von den Juden geerbt hatten. Die Nachfolger Konstantin's gaben der allmälig zunehmenden Sitte der Bilderverehrung nach, die mit der des Kreuzes und der Reliquien und mit dem Besuchen der Gräber der Heiligen angefangen hatte, von welchen man sich dann Bildnisse und Statuen zum Andenken zu verfertigen pflegte. Diese Andenken wurden aber bald gemisbraucht, und der große Haufe fing an, den Bildern dieselbe Ehre zu erweisen, die früher nur dem Heiligen selbst erwiesen wurde, welchen diese Bilder vorstellen sollten. Man stellte fortwährend brennende, sogenannte ewige Lampen vor ihnen auf, beugte die Knie vor ihnen, erzählte sich Wunder, die sie gewirkt hatten. Zu Ende des 6. Jahrh. waren alle Kirchen und Privathäuser im O. und W. bereits voll von den Bildern der Heiligen, besonders Christus- und Marienbildern. Im Anfange des 8. Jahrh., als diese Art der Andacht in ihrer vollen Blüte stand, verbreitete sich unter den orient. Griechen der höhern Classen die Meinung, daß dadurch das alte Heidenthum unter der Maske der christlichen Religion sich einschleichen wolle. Zu dieser Ansicht trugen vorzüglich die Araber sehr bei, welche, nach den Grundsätzen Mohammed's, alle Bilder verwarfen und die Christen der Abgötterei beschuldigten. Die größten Städte des orient. Kaiserthums wurden nach der Reihe von den Arabern eingenommen, obschon jede derselben ein oder auch wol mehre Bilder von Schutzheiligen besaß, die ihnen Sicherheit gegen die Ungläubigen versprochen hatten. Auch die noch immer mächtigen Gnostiker und Arianer trugen nicht wenig bei, daß der Bilderdienst, den sie als heidnisch verachteten, in immer tiefern Verfall gerieth. Leo III., der Isaurier, ein roher Mensch, aber ein glücklicher Soldat, bestieg den Thron von Konstantinopel; Feind alles Bilderdienstes, wollte er denselben mit Gewalt aufheben, doch war er anfangs noch bedächtig genug, die Sache durch ein von ihm versammeltes Concilium berathen zu lassen. Das Concilium beschloß, die Unzahl von Bildern, die alle Kirchen füllten, zwar nicht wegzuschaffen, sondern zunächst so hoch zu hängen, daß sie von den Gläubigen kaum mehr gesehen werden konnten. Allein dies hinderte Jene nicht, ihre Verehrung fortzusetzen, ja sie schien sogar durch dieses Hinderniß gesteigert zu werden. Nicht gewohnt, Widerstand zu ertragen, und durch den Pöbel gereizt, erließ 726 der Kaiser ein zweites Edict, durch welches alle Bilder, mit Ausnahme der Christusbilder, aus den Kirchen weggebracht werden sollten. Die Statuen wurden zerschlagen, die Bilder verbrannt und die Wände der Kirchen übertüncht, um auch die letzte Spur der Bilderverehrung zu vertilgen. Leo's Sohn, Konstantin Kopronymus, verfuhr mit noch größerm Eifer gegen die Verehrer der Bilder. Auf seinen Befehl versammelte sich das siebente allgemeine Concilium 754 in Konstantinopel und erklärte alle Bildnisse der Heiligen für Blasphemien und Ketzereien, trug auf eine allgemeine Zerstörung derselben durch das ganze Land an und belegte alle Widerspenstigen mit den härtesten geistlichen und weltlichen Strafen. Konstantin machte sich selbst das Vergnügen, bei diesen Strafen persönlich gegenwärtig zu sein und mehre der Verurtheilten mit eigner Hand zu verstümmeln und zu Tode zu martern. Der allgemeine Haß seiner Unterthanen war der Lohn seines wüthenden Eifers, und die Geschichtschreiber seiner Zeit können nicht Ausdrücke genug finden, ihren Abscheu gegen diesen Antichrist [illegible]utdürstigen Tiger und giftigen Dra-

chen, wie sie ihn nennen, auszusprechen. Die Ausführung dieser Befehle war von häufigen Aufständen und Tumulten begleitet, bei welchen die kais. Beamten und der Kaiser selbst oft in große Gefahr kamen. Die über diese Bilderstürmerei erbitterten Griechen rüsteten Flotten und Armeen gegen ihren Monarchen aus; Konstantin wurde selbst von seinem Throne vertrieben, den er aber mit Gewalt der Waffen wieder eroberte. Die Mönche standen an der Spitze aller dieser Empörungen, da ihnen mit den Bildern zugleich das vorzüglichste Mittel geraubt wurde, das Volk im Aberglauben zu erhalten; deshalb wüthete auch der Kaiser gegen die Mönche am furchtbarsten, ließ ganze Orden verjagen und ihre Mitglieder den schmählichsten Tod sterben. Endlich schienen die Griechen müde zu werden und sich unterwerfen zu wollen. Nicht so die Christen im Abendlande, besonders die Bewohner Italiens. In diesem Lande hatten die Päpste schon seit längerer Zeit nach Unabhängigkeit gestrebt, und sie benutzten diese ihnen willkommene Gelegenheit, nun ganz Italien außer dem Bereiche des griech. Kaisers zu erklären, um so mehr, da dieser in den Bildern das Heiligthum der wahren Religion angegriffen und sich als einen Schismatiker und Ketzer gezeigt hätte. Gregor II. und III. erklärten beide Kirchen, die röm. und griech., als getrennt, und trennten dadurch zugleich auch in politischer Hinsicht den Westen von dem Osten. Die beiden Briefe, in welchen Gregor II. diese Trennung ausspricht, sind noch vorhanden. Es heißt darin: der Kaiser solle sich nicht in die geistlichen Angelegenheiten mischen, die er nicht verstehe; wenn er mit seinen Vorschlägen auch nur in den Schulen Italiens aufträte, so würden ihm die Knaben ihre Bücher an den Kopf werfen; er solle schweigen und sich der höhern Macht gehorsam unterwerfen; wenn er das Schwert trage, so sei dem Papste die viel mächtigere Waffe der Excommunication von Gott verliehen; er möge sich in Acht nehmen, bereuen und zittern. Konstantin ließ sich dadurch nicht abschrecken und überzog Italien mit Krieg, dessen unglückliche Folge war, daß die Republik von Rom als unabhängig von dem griech. Kaiser erklärt wurde. Konstantin's Sohn, Leo IV., der 773 zur Regierung gelangte, trat in seines Vaters Fußtapfen, aber nachdem er von seiner Gemahlin Irene 780 vergiftet worden war, führte diese, dem Volkswillen nachgebend, die Bilder wieder ein. Doch nach der Verweisung Irene's im J. 802 fing der Bilderstreit unter ihren bigoten Nachfolgern von Neuem an. Irene's Nachfolger Nicephorus entfernte zwar die Bilder aus den Kirchen, doch durften die Bilderverehrer nicht verfolgt werden. Endlich nach langem und blutigem Streite stellte die Kaiserin Theodora nach der 840 in Konstantinopel gehaltenen Kirchenversammlung den Bilderdienst der griech. Kirche wieder her, welche Verfügung durch eine zweite Kirchenversammlung 870 bestätigt ward. Im occident. Reiche behielt man anfänglich die Bilder nur als Erinnerungszeichen und Andachtsmittel bei. Allein nach und nach entfernte man sich immer mehr von der ursprünglichen Meinung, und das Urtheil des Papstes, welches für den Bilderdienst sprach, fand endlich auch hier Eingang. Beide Kirchen unterschieden hierbei zwischen Anbetung, welche blos dem Göttlichen allein gebühre, und Verehrung, welche nur ein höherer Grad der Achtung sei. Vgl. Schlosser's „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser" (Frankf. a. M. 1812). In den neuesten Zeiten ist der Bilderstreit in religiöser wie in ästhetischer Beziehung erörtert worden. Zu dem Werke von Wessenberg: „Die christlichen Bilder, ein Beförderungsmittel des christlichen Sinnes" (2 Bde., Konstanz 1827) bildet Grüneisen: „Über bildliche Darstellung der Gottheit" (Stuttg. 1828) eine treffliche Gegenschrift.

Bildgießer, s. Rothgießerei.

Bildhauerkunst (Sculptur) oder die Kunst, Körpergestalten mittels des Meißels in harten Massen darzustellen, ist eine Tochter der **Plastik** (s. d.) im engern Sinne; plastisch geformt waren die ältesten Götzenbilder aller Völker. Das schwerere **Schneiden** der Gestalten aus Holz und Elfenbein und das noch schwe-

tere Aushauen derselben aus Stein und das Gießen aus Metall waren die Erfindungen späterer Zeiten. Auch diese Erfindungen wurden durch Religion erweckt; man stellte nur Das vor, was angebetet werden sollte. Im grauesten Alterthume gab es Blöcke und rohe Steine oder Bäthylien, von denen es hieß, sie seien vom Himmel gefallen, was man jetzt Aërolithen oder Meteorsteine nennt. Die Blöcke wurden auch als Grenz- und Marksteine verehrt, und hießen Termen. Die Phönizier, welche den Theut oder Taout verehrten, der ihnen die Buchstaben gelehrt haben soll, stellten denselben in der Gestalt eines Steins an den Grenzen ihres Landes auf. Solche Grenzsteine nannte man Hermä, und daraus entstand bei den Griechen, welche vom 9. bis 7. Jahrh. v. Chr. mit den Phöniziern in häufigem Verkehr standen, der Gott der Wege und der Reisenden, Hermes, dem zu Ehren man Säulen errichtete. Später setzte man auf diese Säulen einen Kopf, und dies ist der Ursprung aller Büsten. Man theilt die Werke der Bildhauerkunst ein in runde, d. i. solche, die von allen Seiten betrachtet werden können, es mögen nun ganze Gestalten, Hermen, Brustbilder, Köpfe, Masken, Vasen, Fußgestelle oder andere Gegenstände sein, und in halbrunde, welche nur zum Theil auf einer Fläche hervortreten. (S. Relief und Basrelief.)

Man findet in der Bibel sehr alte Spuren der Bildhauerei; Laban, mehr als 2000 Jahre v. Chr., hatte geformte Hausgötter, die im Hebräischen Teraphim heißen. In den uralten indischen Höhlen- und Grottentempeln findet man Bildhauereien; z. B. in der Pagode von Elephantine bei Bombay eine riesengroße Bildsäule des Brama. Doch älter als diese Rundgestalten scheinen die meist angefärbten, nicht sehr flachen Reliefs, die in den harten Thonporphyr mit bewundernswerther Schärfe gemeißelt sind. Die Phantasie der Indier war sehr reich, aber sie neigte sich so zum Symbolischen und Allegorischen hin, daß sie nie zu einem reinen Kunststyl gelangten. Höchst bedeutungsvoll sind ihre Bildwerke, aber ohne Schönheitssinn geformt, zeigen sie uns gleichsam eine Mosaik von Ideen. Die prachtliebenden Perser hatten viele technisch bewundernswerth ausgeführte Bildwerke, wie die Ruinen von Persepolis beweisen; aber schon, daß sie nie unbekleidete Gestalten bildeten, hinderte sie, einen richtigen Begriff der menschlichen Formen zu gewinnen. In Assyrien blühte die Kunst unter der Königin Semiramis. Man erwähnt bronzener Statuen, welche die Königin, den Belus und Ninus darstellten. Gleiche Kunstfertigkeit bezeugen die Überbleibsel der in den lebendigen Felsen gehauenen Figuren, welche der Professor Schultz am See Wan entdeckte. In den Gebirgen von Kurdistan fand man uralte Bildwerke, in welchen die Landesbewohner Abbildungen von Khosru und seiner geliebten Schirin sehen und den Sänger und Künstler Ferhad als Bildner nennen. Einen bestimmten Kunststyl gewannen zuerst die Aegypter. Düster und ernst, aber voll tiefen Sinnes waren die Kunstwerke dieses Volkes, ebenso verwandt durch die sie bedeckenden Hieroglyphen mit der Dichtung und Geschichte, als durch die Mumienbilder mit dem Glauben an die Unsterblichkeit. Aber sowie das Todtenreich der Mumien ihnen erst das wahre Dasein schien, so ist die Kunst der Ägypter auch dem Tode verwandter als dem Leben; starr und bewegungslos sind ihre Gestalten, mumienartig. Diesen Charakter haben selbst ihre Isisbilder, die dem uralten Dianenbilde zu Ephesus und der ältesten griech. Kunst überhaupt verwandt sind, während die dienende Anwendung der menschlichen Gestalt bei den Capitälern der Säulen zu Denderah und den seltsam ausgedehnten weiblichen Körpern ebendaselbst, sowie die Vermischung menschlicher und thierischer Formen bei den Sphinxen, dem Anubis u. s. w. augenscheinlich mit der ind. Darstellungsweise zusammentreffen. Wenn wir nun den altgriech. Kunststyl betrachten, so finden wir zuerst symbolische Zeichen, welche die Andacht durch Weihung zum Götterbilde macht, und auch in Griechenland ging die Darstellung in Relief gewiß der Bildung im Runden voraus. Zeichen, wie die alten Gegenstände der Verehrung gewesen waren, besonders bemerklich zu machen, fügte man einen Kopf, Arme, um die At-

tribute zu halten, auch meist den Phallus hinzu, und so entstand die Herme, lange der einzige Gegenstand der Sculptur. Holzschnitzer wagten Kühneres; sie bildeten noch in späterer Zeit heilig gehaltene Bilder, deren roher Form die Verehrung durch wirklichen Schmuck, den man ihnen anlegte, aufhalf. Mit dem Dädalus (s. d.) beginnt eine neue Kunstepoche. Von ihm sagten die Griechen symbolisch, sein göttliches Genie habe gemacht, daß die Bildsäulen gingen, sähen und sprächen. Unter ihm dachte man sich den Kunstmenschen oder Kunsterfinder überhaupt; er war zugleich das Symbol für den ersten Bergmann, daher die Fabel von dem Dädalischen Labyrinth in Kreta, oder den horizontalen Gängen in dem ersten Bergwerk des metallreichen Kreta. Die Künste erblühten in den Tempeln nicht blos durch Bildsäulen, sondern weit mehr noch durch Weihgeschenke, reich verzierte Throne, Kästen, Schilde, Dreifüße und Vasen. Berühmt sind darunter der Kasten des Cypselus in Olympia, aus Cedernholz in Gold und Elfenbein eingelegt, und der Thron des Apollo zu Amyklä, als kolossale Einfassung eines noch ältern Kolosses des Apollo, vom Magnesier Bathykles, etwa im Zeitalter des Solon gearbeitet. Er umfaßte, in 28 Feldern auswendig und 14 Feldern inwendig, den ganzen damaligen Kunstkreis der Götter- und Heldenfabel. Auf diesen zwei Werken findet man eine Unersättlichkeit der Bildung, der die Überschrift überall noch zu Hülfe kommen muß; oft sind die Gegenstände widrig; es ist an Bilderschrift grenzende Allegorie. Die kretischen Meister Dipönus und Skyllis vervollkommneten die Bearbeitung des Marmors. Auf Ägina, zu Samos, Argos und Sicyon wandte man den Erzguß zu Götterbildern, Heroen und Athletenstatuen an, obgleich es häufiger Sitte sein mochte, Bilder aus getriebenem Erzblech zusammenzusetzen. Man heftete sie mit Nägeln zusammen, die wie Schwalbenschwänze geformt waren. Es haben sich noch mehre Werke aus diesem ältesten Zeitraume erhalten. Ihnen zählen Viele die jetzt in München befindlichen äginet. Statuen bei, die ebenso wie viele erhaltene Thonbildnereien von den großen Fortschritten der Künstler zeugen. Unter den Pisistratiden blühte die Kunst immer mehr. Doch seit den pers. Kriegen und in den 20 glücklichen Jahren unter des Perikles Herrschaft gelangte der Kunstsinn zur Reife. In diesem kurzen Zeitraume erhielt Athen köstlichere Kunstwerke, als die Weltherrscherin Rom sich in sieben Jahrh. verschaffen konnte. Die Wirkung der großen Dichter dieser Zeit auf die Kunst war gewiß sehr bedeutend. Es war das Zeitalter der Musterformen und des Idealstyls. Phidias schuf zwei Hauptideale, die Minerva und den Jupiter, die erstere für das Parthenon in Athen; der letztere war der berühmte olympische Jupiter zu Elis. Beide waren in Elfenbein und Gold gearbeitet; der Gott war von vollendeter Ausführung und etwa 40 F. hoch. Sein Thron war herrlich verziert, der Ausdruck Jupiter's selbst war eine Vereinigung von Macht, Klugheit und Milde, er thronte hier als oberster Kampfrichter bei dem Panhellenenfeste. Seine Größe wird uns am anschaulichsten durch die Worte eines Epigrammatisten, welcher sagt: „Die Bildsäule würde das Dach des Tempels wie eine dünne Schale abgestoßen haben, wenn sie je von ihrem goldenen Stuhle aufgestanden wäre." Durch Phidias war nun der Kreis der Idealgestalten eröffnet, der sich für die männlichen Gebilde später in Götter, Halbgötter und Helden theilte; für die weiblichen konnten vielerlei Gestalten sich zum Ideal erheben: 1) die Jungfrau; diese sondern sich wieder nach den zwei Hauptstämmen ab, in: a) die dorisch-kretensische hochgeschürzte, zweimal gegürtete Jungfrau zur Diana, zu Amazonen, Nymphen und Bacchantinnen; b) die attisch-ionische Jungfrau zu den Musen, Kanephoren und Priesterinnen; 2) die Matrone, zum höchsten Ideal in der argivischen Juno, ferner zum Ideal der Ceres, Cybele und später der Nemesis, Fortuna, Pudicitia, Pietas, bis auf die röm. Kaiserinnen und Vestalinnen, sowie die schönen Herculanerinnen in der dresdner Antikensammlung; 3) die Hetäre wurde zum Ideal der Venus Anadyomene erhoben; 4) die Männin (virago) zur Pallas Athene, als krieg- und kunstübende ewige Jungfrau. Zu den männlichen Gestaltungen ge-

hört noch der gymnastische und der athletische Kreis. Polyklet schuf den ersten, indem er zweierlei Jünglingsideale bildete, in seinem Diadumenos, dem Jüngling, der sich selbst die Siegerbinde um das Haupt schlingt, den sanftmüthigen, und in seinem Doryphoros, der kühn die Lanze vor sich hinstellt, den kampflustigen Jüngling. Polyklet bildete auch den berühmten Kanon, das Musterbild aller Proportionen. Den athletischen Kreis bildete zuerst Myron; seine Ringergestalten sind hoch berühmt, besonders sein Diskobolos. Er schuf ferner das diesen Kreis beschließende Ideal des Hercules und formte die Ideale des ganzen Thierreichs. Nun erst, 100 Jahre nach Phidias, 364 v. Chr., ging der hohe oder Idealstyl in den schönen über. Jetzt fingen die eigentlichen Marmorbildner an, Skopas und Praxiteles waren die ersten; sie arbeiteten den Kreis der bacchischen Tänze oder Thyasen; hier wurden die zartesten Formen der Schönheit mit schwärmerischem Wahnsinn verschmolzen. Selbst die thierische Natur erfaßte die Kunst in ihrer höchsten Bedeutsamkeit (Myron's Kuh) und das heiterste sinnliche Leben vereinigt mit geistigem Ausdrucke (des Praxiteles Bacchische Gestalten; seine Eroten und Aphroditen). Er war der Vater einer zahlreichen Künstlerfamilie; nach ihm ging der schöne Styl in den graziösen über, der an Ausdruck und Weihe gewann, was er an Größe verlor. Auf Verhältniß und Ebenmaß hielt man jetzt am meisten. Es war das Zeitalter Alexander's, wo Lysippus einen neuen Weg in der Kunst wählte, indem er viele Portraitstatuen bildete. Er war der Einzige, dem es erlaubt ward, Alexander darzustellen, sowie nur Apelles ihn malen durfte. Diese letzte blühende Periode griech. Kunst fing 336 v. Chr. an. Sie umfaßte den letzten möglichen Kunstkreis, den der idealisirten Königs- und Kriegerfiguren. Lysipp behielt Polyklet's Regeln der Verhältnisse im Auge, aber er machte die Körper schlanker, die Köpfe kleiner, er verwendete auch besondere Sorgfalt auf die Ausarbeitung der Haare. Man rühmt sehr seine geistathmenden Bilder. Die plastische Kunst erhielt durch die Einwirkung der Malerei etwas Empfindsames, dessen höchste Vollendung im Pathetischen die Laokoonsgruppe ist. Der Kolossalgeschmack verbreitete sich und trug viel zum Verfall der Kunst bei, das Überladene hängt genau damit zusammen. Seit den macedon. und syr. Kriegen, 200 v. Chr., fingen die Kunstplünderungen der Römer an. Paulus Ämilius schmückte seinen dreitägigen Triumphzug mit ungeheuern Schätzen von griech. Kunstwerken. Das Forum Romanum ward oft mit kostbaren Teppichen umspannt und zum Theater umgeschaffen, welches dann wol 3000 Statuen zierten; 12,000 standen allein auf dem Capitol. Mit den Kunstwerken wendeten sich auch die griech. Künstler nach Rom, doch die Kunst ward hier *nie heimisch*. Seit den Zeiten des Sylla wuchs die Kunstliebhaberei bis zur Raserei; die letzte Spätblüthe der antiken Kunst bemerken wir in Hadrian's Zeitalter. Höchste Zierlichkeit, Glätte und Vollendung war ihr Charakter. Dieser Geschmack erhielt sich unter den Antoninen mit leiser Ausartung, sank aber ganz unter Severus und dessen Nachfolgern; vor Konstantin dem Großen war die Kunst der Alten völlig untergegangen. Die altchristlichen Darstellungen schließen sich an einen bestimmten Typus an. — Noch immer bleibt Winckelmann trotz vieler Berichtigungen, die nothwendig wurden, das Hauptwerk für alle tiefere Forschung. Vortrefflich zusammengestellt findet man die neuesten Ansichten in Müller's „Handbuch der Archäologie der Kunst" (Bresl. 1830).

Für die neuere Bildnerei war die Baukunst die Pflegerin. Jahrhunderte lang sind die Belege für den Verfall sowol als für die Entwickelung der Bildnerei ziemlich selten. Diptychen, Kirchenkreuze, einzelne Säulen und Sarkophage sind die einzigen Überreste; doch beweisen sie, daß vielerlei Arten der Technik sich erhalten hatten. Man arbeitete in harten Stein, trieb in Blech und goß in Metall. Kleinodienkästen gaben die frühesten Anlässe zur Entwickelung einer mehr künstlerischen Thätigkeit, und Italien ist so glücklich, mehre Proben, besonders der pisaner Bildhauerschule, aufzeigen zu können (Nic. Pisano, Kasten des h. Dominicus

zu Bologna 1225). Doch auch Deutschland besaß gleichzeitig ebenso beachtenswerthe Talente, z. B. Köln (der Hochaltar in Marburg 1290) und dem schönen Brunnen zu Nürnberg (1355—61) hat kaum ein anderes Land gleichbedeutende öffentliche Werke der Sculptur entgegenzusetzen. Die Entwickelung der neuern Sculptur als selbständiger Kunst datirt sich jedoch vom Jahre 1401, wo Ghiberti bei der Preisbewerbung den Sieg davontrug; denn ihr Gebiet richtiger ins Auge fassend, versuchte sie sich seitdem in Aufgaben, die ihr mehr zusagten, und erhob sich dadurch von einer blos dienenden zu einer unabhängigen Kunst. Mit dem Erscheinen der eigentlichen Kunstakademien, wie zu Mailand 1482, kann dies nicht mehr befremden; und die mannichfaltigen Erleichterungen der Technik (Andreas Vorrath, Abgüsse in Gyps 1478) erklären den größern Zudrang. Alle Zweige der Sculptur und Plastik, sowie der Bronzeguß, waren wesentlich ausgebildet, als die neuere Kunst im Anfange des 16. Jahrh. ihre Wiederbelebung feierte. Die damals begeisterte Liebe für die Überreste des Alterthums, die nach Italiens Beispiel bald auf ganz Europa überging, wurde gesteigert durch die glückliche Auffindung werthvoller Monumente, und blieb nicht ohne Einwirkung auf die Übung der Bildnerei, die in der Darstellung der menschlichen Wohlgestalt ihre höchste Aufgabe erkannte. Hätte man unbefangner sich der Natur hingegeben, wie es einige ältere Meister, z. B. Luca della Robbia, Donatello in seinen bessern Werken und selbst der deutsche Peter Vischer thun, so hätten die, wenn auch großartig aufgefaßten, Werke des Michel Angelo doch nicht den Einfluß erlangen können, den sie auf ihre Zeitgenossen übten; denn bei all ihrem Verdienste waren sie in wesentlichen Dingen häufig unwahr und verriethen eine Nachahmung gemeiner Natur. Dazu kam, daß schon in Mich. Angelo's Zeitalter Goldschmiede vorzugsweise sich der Sculptur widmeten, welche den Flitterputz, der in ihren Werken gefällig erschien, auf größere Denkmäler übertrugen, z. B. Benv. Cellini, Jamitzer, und so die Sculptur immer mehr der Einfachheit entfremdeten, welche die schönsten Monumente alter Kunst auszeichnet. Frankreich, das bis zur Stiftung der Schule von Fontainebleau der mittelalterlichen Sculptur treu geblieben war, ergriff nun, durch Primaticcio auf den neuital. Styl hingewiesen, die durch die Schüler Mich. Angelo's beliebt gewordene Darstellungsweise. Aber selbst in den besten Werken, die Joh. Goujon und seine Zeitgenossen aufstellten, herrscht eine unwahre Auffassung der menschlichen Gestalt und ein, man möchte sagen, aufdringlicher Prunk vor. In Italien gab es tüchtige Schüler des Mich. Angelo, z. B. Francavilla, in Oberitalien sehr geschickte Erzgießer, die namentlich im Relief, in Arabesken und einzelnen Gestalten sehr Achtungswerthes geleistet haben. Loretto ist für das Studium dieser Periode so reich an Denkmälern, wie Orvieto für die Kenntniß einer frühern. Torrigiano hatte den neuital. Bildhauerstyl nach England und Spanien übertragen. Deutschland schloß sich gleichfalls an Italiens Beispiel an, artete aber in eine spielende Zierlichkeit aus, die kaum das Vorbild in der Nachbildung erkennen läßt. Nur im Basrelief hat Matth. Kollin aus Muchele in Tirol an Erzh. Maximilian's Grabe zu Salzburg Arbeiten geliefert, die auch das Ausland ihm beneiden mag. Mit dem Verfalle der Baukunst, die sich im Bizarren gefiel, weil sie immer neu sich zeigen wollte, verfiel auch die Sculptur immer mehr. Als der überhäufteste Prunk an den Gebäuden ohne alle Berücksichtigung ihres Organismus verschwendet ward, als man gekuppelte Säulen, gebrochene Simse u. s. w. nicht fremdartig fand, sie gar für schön gelten zu lassen sich gewöhnt hatte, konnten auch Bernini's ohne alle Beachtung des Materials und der plastischen Formgesetze gearbeitete Monumente nicht mehr auffallen, zumal sie bei den Zeitgenossen durch technische Verdienste entschuldigt wurden, die man seit Joh. von Bologna und dem Fiamingo allzu hoch anzuschlagen gewohnt war. Der hochmüthige, durch schlaffe Kritik verwöhnte Sinn der Künstler ging soweit, die trefflichsten Werke alter Kunst noch mehr zu verstümmeln, um sie den angeflickten Restaurationen verwandter zu machen, und die Ei-

telkeit der in Kunst und Wissenschaft den Ton angebenden Franzosen pries diese modernen Ausgeburten einer krankhaften Phantasie, wie die Nachbildungen nackter Leichen auf den Gräbern ihrer Könige durch Paul Pontius Trebati, wie Corradini's verschleierte Gestalten und den im Netze sich abarbeitenden Heiligen zu Neapel von Franc. Queirolo, häufig Kunststücke weitgetriebener Technik, als Triumphe der neuen Kunst über die antike. Es bedurfte der begeisternden Belehrungen Winckelmann's aus den vorhandenen antiken Denkmälern, der richtigern Einsicht in das Wesen der alten Baukunst durch genaueres Studium der altgriech. Überreste, eine Einsicht, die man besonders den Forschungen der Gesellschaft der Dilettanti verdankt, Milizia's Spottes, und endlich des Beispiels einiger tüchtigen Künstler, um die Überzeugung herbeizuführen, daß die Bildhauerkunst in der Mitte des 18. Jahrh. in der tiefsten Versunkenheit trauere. Sergell's Werke, die diese Überzeugung hätten begründen können, blieben beinahe völlig unbeachtet. Glücklicher war Canova, der nicht ganz frei von dem Staube der ihm vorausgehenden Schulen, doch durch seine Werke für die Sculptur von nicht zu berechnendem Einflusse gewesen ist, indem er ihr Liebe und Beachtung wieder verschaffte. In den Jahren seiner scheinbar unbestrittenen Meisterschaft, die glücklich genug mit der Zeit zusammenfiel, wo das republikanische Frankreich die Sculptur als die monumentalste Kunst begünstigte, sah er sich durch Thorwaldsen's aufleuchtenden Genius zu neuen Anstrengungen aufgeregt; und wie schon früher einmal von Italien, ging aufs Neue die Ansicht von dem Werthe der Sculptur, von den Grenzen, die sie sich stecken müsse, von ihren großen Mitteln und von ihrem richtigen Verhältnisse zur Antike aus seinem Atelier aus, indem ein jüngeres, tiefer eindringendes Geschlecht aus Canova's Werken häufig die Belehrungen über Das entlehnte, was vermieden werden müsse. Aufs Neue ist sie in ihr schwesterliches Verhältniß zur Architektur getreten, hat keine der Abkürzungen und keinen Vortheil von der Hand gewiesen, welche die ausgebildete Mechanik unserer Tage besonders für den so sehr gepflegten Metallguß darbot, und ist durch den Rang, den sie wieder in Besitz genommen hat, werth geworden, der Geschichte durch Denkmale vorzuarbeiten, die hoffentlich ihren Meistern bei einer späten Nachkommenschaft noch ehrenvolle Erwähnung sichern. Bis auf Canova ist Cicognara's „Storia della scultura“ (neue Ausg., Prato 1824 fg., 7 Bde. und ein Atlas) herabgeführt, das umfassendste, wenn auch nicht das unbefangenste Werk über die Geschichte der Bildhauerei. Eine gedrängte, England und Frankreich beachtende Übersicht gibt Memes in seinen „Memoirs of A. Canova“ (Edinb. 1825).

Als Anfangspunkt der neuesten Periode der Bildhauerei ist *Winckelmann* zu betrachten, denn durch seine tiefe Einsicht in das Wesen der *alten Kunst* wurde die Beachtung der alten Überreste gesteigert, dem bisherigen Ergänzerunwesen ein Ende gemacht und aus dem rohen Handwerk eine mit Liebe betriebene Kunst. Ein glücklicher Zufall war es, daß ein paar praktische Männer, wie Gavin Hamilton und Cavaceppi zur Seite standen, die seinen in Deutschland besonders Wurzel fassenden Lehren praktische Anwendung sicherten. Am frühsten wirkten sie in Frankreich auf Julien ein; aber noch schwankte überall die Kunst zwischen Ideal und Natur, und charakterlos unbedeutend, ließ sie kalt und diente der Laune des Luxus. Canova war so glücklich, durch die liebevolle Ausführung und die ansprechende Grazie in den großen ihm übertragenen Werken die allgemeine Theilnahme für seine Kunst wieder zu gewinnen. Er bildete eine Schule, die in Italien noch jetzt in d'Este, Marchesi, Ricci u. s. w. fortbesteht. Gegen die Mängel seiner Auffassungsweise hatte die Deutschen Fernow gewarnt, und eine Technik, wie sie bei Zauner in Wien, Schadow d. ä. in Berlin, Ruhl u. s. w. bestand, bedurfte keiner Nachhülfe. Aber die Kunst bedurfte der Veranlassung, sich zu zeigen, und nicht genug kann die fürstliche Ermunterung gepriesen werden, die Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Ludwig von Baiern den deutschen Meistern Schadow, Rauch, Tieck, Wichmann, Eberhardt, Schwanthaler u. A. darboten, eine Ermunterung, die auch für die

so erfreulichen Leistungen von Dannecker, Ohmacht, Schaller, Haller u. s. w. nicht ohne Einfluß blieb. Thorwaldsen, in seiner ganzen Richtung ein Deutscher, brachte durch seinen Aufenthalt in Rom dieses Streben der Sculptur nach ihrer ursprünglichen Bedeutenheit schneller zu einer europ. Anerkennung, als es den mit ihm wetteifernden Künstlern sonst gelungen sein möchte, und ihm befreundete Talente, wie Byström, Freund, Launitz begründeten traditionell in dem Norden von Europa seine Lehre, wo bedeutende Ereignisse im Volksleben durch Monumente der Sculptur verewigt werden sollten. Ein sehr großartiges Auffassen der Aufgaben bemerkt man auch in des Russen Marton vaterländischen Denkmälern. Frankreich arbeitete während der ersten Zeit seiner blutigen Staatsumwälzung auf das Kolossale in Gyps. Napoleon, vertrauter geworden mit dem Eindrucke, den plastische Denkmale auf unbefangene Gemüther üben, förderte mit Liberalität Marmorarbeit und Metallguß. Chaudet, Bosio, Pradier, David Cortot fanden vielfältige Beschäftigung und nahmen meistens Canova zum Muster. England hatte in Denkmälern, mit denen es die Gräber seiner Erlauchten in der Westminsterabtei schmückte, zwar fortwährend Anlaß, auf Entwickelung talentvoller Künstler zu wirken; aber trotz der großen Reihe von Bildhauern, wie Cibber, Rysbrack, Sheemaker, Roubiliac, Wilton, Nollekens wurde doch keiner darunter europäisch. Von mehr als provinziellem Einflusse war Flaxman, nicht sowol als Bildhauer, als durch seine Umrisse. Mit ihm wetteiferten Westmacott, Chantrey, Bailey, deren ausgezeichneten Anlagen nationale Ansichten, welche die Büsten z. B. vorzugsweise begünstigen, nicht eben förderlich sind. Von Spanien, Portugal gibt es nichts zu erwähnen, da man dort unbedingt an Italien sich anschließt, nicht die Selbständigkeit beabsichtigt, die so viele aufblühende Talente in Deutschland, wie Wolf, Rietschel u. A. verheißen.

In Hinsicht des mechanischen und technischen Theils kommen zuerst Stoff und Werkzeug in Betracht. Jener ist bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten ist der Marmor für den Künstler am schicklichsten. Das vornehmste und fast einzige Werkzeug der Bildhauerkunst ist der Meißel, von welchem es verschiedene Arten gibt, z. B. das Spitzeisen, das Zahneisen, den Pickhammer, das Breiteisen, das Rundeisen, Zwergeisen. Zur Arbeit in Marmor sind alle von Stahl und werden mit eisernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandsteine hingegen hat man sie nur verstählt, und treibt sie mit hölzernen Schlägeln. Die feinern Werkzeuge der Bildhauerei sind der Drittbohrer (Findelbohrer), die Raspel; Nebenwerkzeuge die Mensur, das Richtscheit, das Stichmaß und der Krummcirkel (Taster). Bevor aber der Künstler an diese Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Masse geformt haben, deren Weichheit ihm weniger Schwierigkeiten in den Weg legt als die nachher zu bearbeitende härtere. Ein solches Vorbild heißt Modell, vor welchem manche Künstler oft noch eine Skizze verfertigen, welche Das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künstlern vertritt die Skizze nicht selten die Stelle des Modells selbst; andere können hingegen das Letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man sich zu beiden des Thons oder Wachses. Der Thon wäre die geschickteste Masse, Figuren zu bilden, wenn er seine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa in allen Theilen gleichförmig zusammen, in welchem Falle dasselbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde, sondern die kleinen Theile trocknen weit schneller als die größern, und der Leib der Figur, als der stärkste Theil, zuletzt. Das Wachs hat diese Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher das Modell aus Thon oder Gyps und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieser Arbeit auf dem Bossirstuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe desselben, welche sich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, sondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand, mittels der Bossirhölzer, bildet der Künstler die Skizze oder das Modell. Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Bossirhölzern und dem nassen Schwamme weiter,

und ebnet ihn mit dem Pinsel. Nachdem nun der Künstler auf diese Weise der weichen Masse Form gegeben hat, trägt er diese auf die harte Masse über, in welcher das Werk eigentlich dargestellt werden soll. Der Block, welcher bestimmt ist, zu demselben bearbeitet zu werden, steht vollkommen senkrecht auf einem Gestelle, oder dem sogenannten Bossirstuhle, auf welchem er, mittels eines Hebebaums, nach Erfodern umgedreht werden kann. Unweit des Blockes steht, ebenfalls auf einem Bossirstuhle, das Modell. Nachdem nun diese Vorkehrungen sämmtlich getroffen sind, geht der Künstler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier gibt es eine doppelte Art, nach Maßgabe des Modells die Massen zu bearbeiten: die praktische und die akademische. Nach der ersten Art überzieht der Künstler Modell und Block mit einander durchschneidenden Linien, welche auf beiden in gleichen Verhältnissen Vierecke bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleine Viereck des Modells seine Flächenmasse gleichergestalt auf jedem großen Viereck des Blockes an. Da nun aber hierdurch gewissermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, sowie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells bestimmt werden kann, so wird der Künstler seiner künftigen Figur allerdings ein gewisses Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung seines Auges überlassen und muß deshalb beständig zweifelhaft sein, ob er in Hinsicht auf sein Modell zu tief oder zu flach, ob er zu viel oder zu wenig Masse weggenommen. Er ist ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche angezeigt, durch solche Linien zu bestimmen, durch welche er ganz natürlich und ohne die geringste Abweichung ebendieselben Umrisse auf seinem Stein entwerfen könnte. Weil nun auch keine Grenzen der Tiefen gesetzt werden können, so kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen ist, nicht wieder gut gemacht werden. Endlich ist es ein Hauptmangel dieser Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien sich alle Augenblicke weghauen, und ebenso oft, nicht ohne Besorgniß der Abweichung, von Neuem müssen gezogen und ergänzt werden. Diese Ungewißheit nöthigte die Künstler, einen sicherern Weg zu suchen, und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der franz. Akademie in Rom zum Nachbilden der Antiken zuerst erfunden war. Nach dieser befestigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die sogenannte Mensur, welches ein viereckiger Rahmen ist, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifäden herunterfallen läßt. Durch diese Fäden werden die äußersten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der ersten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punkt der äußerste ist, geschehen konnte; sie geben auch dem Künstler ein sinnliches Maß von einigen der stärksten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche sie decken, wodurch er in den Stand gesetzt wird, freier und mit mehr Zuversicht bei seiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige grade Linie nicht genau zu bestimmen ist, so werden ebenfalls die Umrisse der Figur auf diesem Wege sehr zweifelhaft für den Künstler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird sich derselbe jeden Augenblick ohne Leitfaden und ohne Hülfe sehen. Es ist sehr begreiflich, daß in dieser Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren schwer zu finden ist. Um diesem Nachtheile auszuweichen, bemüht man sich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifäden durch Horizontalfäden durchschneiden läßt. Einen neuen, sehr sinnreichen Weg, das richtige Verhältniß der Figuren zu bestimmen, erfand Michel Angelo, worüber Vasari's „Lebensgeschichten der Maler" nähere Nachricht geben. Hat nun der Künstler nach einer dieser Methoden jeden Theil seines Modells nach seiner Lage und seinem Verhältniß an dem Blocke bestimmt, so arbeitet er denselben mit dem Eisen und, nach Erfoderniß

der Umstände, mit dem Bohrer aus. Hierbei geht er von dem äußersten Punkte nach den innern Punkten fort und gründet so die Hauptpunkte der Glieder, Muskeln, Gewänder u. s. w. von allen Seiten. Ist ein Punkt gefunden und, wo es möglich ist, mit dem Bohrer vorgearbeitet, so schlägt der Künstler den überflüssigen Stoff mit dem Spitzeisen aus, läßt jedoch noch etwas stehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich schlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das Eisen darf, damit nicht zu viel Stein abspringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen soll, erhalten, so wird er ausbossirt (mit dem Zahneisen weiter ausgebildet), und die Anlage zu den feinsten und zartesten Theilen gemacht. Die Massen unter den schwebenden oder schwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwischen den Fingern und Füßen, den Falten u. s. w., zu deren Bearbeitung das Spitzeisen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Ausbossiren vermittels des Bohrers und der Raspel weggenommen, welches eine sehr mühsame Arbeit ist. Auf dieselbe Art entstehen auch die Vertiefungen des krausen Hauptthaars, der Nasenlöcher u. s. w. Hierauf schreitet der Künstler zu dem Zähnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneisen alle bisher noch eckig angelegten Theile ab, und gibt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er sich des Tastercirkels, um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modell zu bestimmen. Nun steht das Werk kenntlich da und darf nur rein gemacht, d. h. rein und sauber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteisen, dem Rundeisen und dem Zwergeisen geschieht. Das erste ebnet gemeiniglich das Nackte und alle ebenen Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und das dritte die kleinen schwebenden Theile. Da aber das Eisen den harten Stein nicht völlig ebnet, so muß ihm die Raspel zu Hülfe kommen, welche überdies die feinsten Theile, z. B. die Augenlider, Nägel u. s. w. ausbildet. Nach dem Unterschiede der Flächen werden grade, aufgeworfene, runde, flache und andere Raspeln erfodert. Das Rauhe, welches sie zurücklassen, wird mit feinem Sandsteine abgeschliffen. Besteht das Werk aus Marmor, so erhält dieser zuletzt noch Politur mit gepulvertem Bimsstein, mit einem feuchten Tuche oder mit Zinnasche, oder, was man bei gefärbten Marmorarten am häufigsten thut, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen oder mit Smirgel.

Bildnerei, so viel wie bildende Kunst im engern Sinne, ohne Rücksicht auf das mechanische Verfahren, also Bildformekunst, Bildgießkunst, Bildhauerkunst, Bildschneidekunst, Bildgrabekunst. (S. **Plastik**.) Ihre Producte werden **Bildwerke** genannt.

Bildniß, s. **Portrait**.

Bildung, im weitern Sinne so viel als Gestaltung irgend eines Stoffs, im engern gleichbedeutend mit **Cultur** (s. d.), ist die Entwickelung der menschlichen Anlagen zur Selbstthätigkeit. Letztere ist ein Vorzug, den nur der Mensch, aber, wie die Verhältnisse noch stehen, nicht jeder Mensch haben kann. Eine Menge von innern und äußern Anlässen und Hülfsmitteln müssen sich vereinigen, um den Menschen, das rohe Geschöpf, zum Menschen zu machen und aus dem harten Dienste der Naturnothwendigkeit, in dem es überall seine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Ein milder Himmelsstrich, wo die Natur nicht reich genug ist, um den Menschen der Anstrengung und Uebung seiner Kräfte zu überheben, und doch ergiebig genug, um seine Thätigkeit zu belohnen, scheint vorzüglich zum Sitze der Bildung bestimmt. Hier, wo eine glückliche Mischung der Grundstoffe dem Körper Geschmeidigkeit gibt und den Aufschwung des Geistes befördert, finden wir die gebildetsten Völker der alten und neuen Zeit. Der Ackerbau fesselte sie an bestimmte Wohnörter, das Bedürfniß lehrte sie bauen, der Nachahmungstrieb Gestalten formen und in die Töne der be-

lebten Natur einstimmen. Leid und Freude, Liebe und Dankbarkeit deuteten sie in Denkmälern und Festen an, sprachen sie in Geschichten und Liedern aus, die frühe Ahnung eines göttlichen Lebens in der Natur und die Abbildung ihrer bedeutsamen Körper führte zu Symbolik und Schrift. So gewannen Gefühl und Gedanke den entsprechenden Ausdruck; die Gesellschaft das Werkzeug einer leichten Mittheilung nach allen Seiten; die Kunst den Stoff und Antrieb ihrer Übungen; die That ihren unvergänglichen Ruhm, und die Religion ihre Herrschaft unter den Menschen. Die Mitte des südwestl. Asiens ward die Wiege der Bildung, die uns in ihrem Gange die bekannteste und, als die Mutter der unserigen, die wichtigste ist. Nur an die Zone, doch nicht an bestimmte Länder gebunden, wanderte sie von O. nach W., und die Betriebsamkeit der Bewohner des europ. W. hat allmälig die Schätze des Orients mannichfaltig ausgeprägt und gemeinnützig gemacht. Die freiern Verfassungen der Europäer, die Reibungen und Verbindungen ihrer kleinen Staaten, die Leichtigkeit des Verkehrs auf ihren wegsamern Straßen und Gewässern, ihre öffentlichen Anstalten und gemeinschaftlichen Unternehmungen, ihre religiösen Mysterien und philosophischen Schulen waren wechselsweise Früchte und Beförderungsmittel einer Bildung, die bei den alten Griechen in eigenthümlicher, nirgend übertroffener Schönheit und Rundung erscheint, und zum Unterschiede von der neuen, der sie zum Muster dient, nun die antike heißt. Die Bildung der Alten zeigt sich als ein gesundes Gewächs der Natur und ihrer freien Verhältnisse; ihre Einheit und Übereinstimmung mit sich selbst, ihre Wahrheit und Naivetät, die Sicherheit und das kräftige Behagen, womit sie auf dem Wege der Natur fortschritt, gefällt durch sich selbst. Doch hatte sie mit den Blüten auch das Loos der Hinfälligkeit gemein. Das Vaterland nahmen ihr röm. Unterdrücker, und ihre Götterwelt wich den Grübeleien einer Philosophie, welche, die Natur entgötternd, dem neu aufgehenden Lichte der Religion des Einigen und Unendlichen Bahn machte. In Rom ward die Bildung der Griechen zur Dienerin des ausschweifendsten Luxus. Auch ihre letzten Schatten verschwanden mit dem Falle des röm. Reichs. Die Sitten und Sprachen der german. Sieger verschmolzen mit denen der unterjochten Weichlinge; der dem german. Norden eigenthümliche Adel des Geschlechtsverhältnisses, der ein romantisches Frauenreich schuf, die Lehren und Gebräuche des ihnen bald eingeimpften Christenthums wurden unter der Leitung der Kirche die Grundlagen einer neuen Bildung, bei der die antike, soweit man sie noch aus ihren Resten und Rückerinnerungen kannte, nur ein Gegenstand des geistigen Luxus der Gelehrten und Künstler werden, aber nie in der Mitte des Volks mit ihrer Frische und Lieblichkeit wieder aufleben konnte. Obgleich nun die germanischen Völker, treu der alten Sitte und Sinnesart, eigne Wege gingen und dem Hirtenstabe des Vormunds in Rom nur langsam gehorchen lernten, so wuchsen doch aus ihrer Natur und Landesart ihre Nationaleigenheiten nur in behaglicher Freiheit hervor; das auf diesen wilden Stamm gepfropfte Reis aber, die neuere Bildung, ist ein Erzeugniß bestimmter Absichten und zwangloser Verhältnisse. Sie unterscheidet sich von der antiken insbesondere durch den Umstand, daß sie, weil es den neuen Völkern an Öffentlichkeit des Lebens, an Festen, wo das Schöne der Gegenstand eines allgemeinen Genusses geworden wäre, ja im Ganzen selbst an Sinn dafür gebrach, auch nie die Masse der Völker völlig durchdringen konnte, sondern bis in die neuesten Zeiten ein Vorrecht der höhern Stände und gelehrten Schulen blieb, von denen ihre Denkmäler in Kunst und Wissenschaft ausgegangen sind. Überall von der Anschauung zum Übersinnlichen, vom Bilde zum Begriff durchdringend, geht sie auf Ideale aus, ohne sich wehmüthiger Rückblicke auf die goldene Vorzeit erwehren zu können, wo der Mensch mit der Natur und sich selbst Eins war. Daher die empfindsame Sehnsucht, das mühsame Streben und die ewige Klage der Neuern; daher ihre jeden reinen Genuß verkümmernde Überlegung und Kritik, die sich in Theorien und Planen erschöpfen, die schöne Natur, hinter

der die Weichlichkeit des jetzigen Lebens weit zurückbleibt, wo möglich noch zu überbieten. Aber weder die Unschuld der Urwelt noch die harmonische Schönheit der griech. Bildung werden sie zurückbringen können; der ewige Erzieher des Menschengeschlechts wiederholt sich nicht, jede Epoche seiner Führung bringt neue Epochen zu Tage; auch die Form der neuern Bildung beurkundet auf ihre Weise das Fortschreiten der Menschen. Die unbehaglichen Widersprüche, in welche die Neuern, zugleich rückwärts und vorwärts schauend und immer nach dem Unerreichbaren haschend, sich mit sich selbst verwickelt haben, können friedlich gelöst werden und in ein sicheres, freudiges Streben übergehen, wenn man sich endlich darein ergeben wird, für uns sei nur Trost und Rettung in der Idee, auf die das Christenthum, das mit seinen ewigen Wahrheiten und unendlichen Beziehungen die Hauptgrundlage unserer Bildung ist, hinweist. Und deutlich genug tritt diese Richtung zum Idealen in den bessern Leistungen der Neuern hervor: gründlicher Fleiß, tiefe Forschung, allumfassende Wißbegierde, ein scharfer Verstand, eine des Fernsten und Höchsten mächtige Phantasie und ein Vermögen zu sondern und zusammenzustellen, dem die Alten nur spärliche Anfangsgründe an die Seite zu setzen haben, zeichnen die Werke der neuern Kunst und Wissenschaft aus. Sind auch Michel Angelo und Canova nur geistreiche Zöglinge der antiken Plastik, so wetteifern doch die Heroen der ital., span., engl. und deutschen Dichtkunst rühmlich mit den herrlichsten Alten. Spinoza, Leibnitz, Hemsterhuis, Kant u. s. w. ringen mit Plato und Aristoteles um den Preis der Tiefe und Gründlichkeit, die alte Leier verstummt im Instrumentensturm einer Beethoven'schen Symphonie, und des Zeuxis Trauben verschwinden vor Rafael's Madonnen. Die Vervielfältigung der Schildereien in Holzschnitt und Kupferstich, die Buchdruckerkunst mit ihrem unabsehlichen Einflusse, der Compaß zur Schiffahrt und der Wechselbrief zum Handel sind Erfindungen der Neuern; die Anwendung der Mathematik auf die kunstreichen Arbeiten und Maschinerien, die das Leben erleichtern, die Elemente dienstbar machen und tausend neue Bedürfnisse befriedigen; die Leitung des Blitzes, der Gebrauch des Pulvers bezeugen das neuere Fortschreiten. Ob die sittliche und religiöse Bildung der Menschen bei diesen Fortschritten gewonnen habe, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Alten wußten nur von einer Bildung, die sich durch Gymnastik und Musik (Musik im Sinne der Griechen ist die freie Entwickelung der Seelenkräfte durch die den Musen geheiligten Künste und Wissenschaften) vollenden ließ und zu allen Dingen nützlich war. Die Künstlichkeit der neuern Verhältnisse, die unendliche Vervielfältigung der Bedürfnisse und der Mittel, sie zu befriedigen, hat diesen Einen Stamm in hundert Äste gespalten, und der Einzelne bringt es mit aller Mühe nicht dahin, sie wieder zu einem Ganzen in sich zu vereinigen. Denn nicht genug, daß wir es zugleich auf eine geistige, ästhetische und moralische Bildung anlegen, und bald Verstand und Einbildungskraft im Denken und Zusammenstellen des Wahren und Möglichen, bald diese beiden mit dem Gefühl in der Empfindung und Beurtheilung des Schönen, bald Gefühl und Willen in der Empfindung und Wahl des Guten üben müssen, um unsere Seelenkräfte zu entwickeln: als Schüler der Alten bedürfen wir dazu einer classischen, als Bewahrer der Literatur einer gelehrten und literarischen Bildung; und wo wäre irgend eine Wissenschaft und Kunst, die nicht zu ihrer Pflege eine eigne, allein auf ihr Gebiet berechnete und den Fleiß eines ganzen Menschenlebens in Beschlag nehmende Bildung erfoderte? Ähnliche Ansprüche machen die verschiedenen Stände, Geschäftskreise und Gewerbe der bürgerlichen Gesellschaft; militairische, kameralistische, mercantilische, ökonomische Bildung wird in eignen Erziehungsanstalten erworben. So ist unsere Aufmerksamkeit und Kraft in tausend einzelne Zweige der Bildung zertheilt; wie hätten wir Zeit, den Menschen in uns auszubilden, da wir kaum mit dem Bürger fertig werden? Viele fangen es daher gar nicht mehr auf etwas Höheres an, als was der Zwang der Ver-

hältnisse, der National= und Standesgeist aus ihnen macht, und schwer verbergen sie oft die verletzenden Ecken dieser Einseitigkeit hinter dem Scheine von Bildung, den sie als ein zum äußern Anstande nothwendiges Gesellschaftskleid für die Unterhaltungsstunden anlegen. Aber auch die gesellige Bildung, in der die feinern Cirkel der Franzosen den Ton angaben und die höhern Stände aller europ. Nationen sich verstehen, hat einen edlern Sinn. Sie setzt Einsichten und Kenntnisse, die über Alles, was den Menschen als theilnehmenden Welt= und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein Urtheil erlauben, und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls, eine schnelle und richtige Übersicht der Verhältnisse, eine Leichtigkeit und Übung des Geistes im Gebrauchen der mannichfaltigsten Formen, kurz einen feinen Takt voraus, der jedem Gedanken im Gespräch die rechte Stelle, die anziehendste Bedeutung, den schicklichsten Ausdruck und die heiterste Farbe zu geben weiß, und ungern entbehrt sie die angenehmen Talente und Kunstfertigkeiten, deren sinnvolle Leistungen, bescheiden in den Lauf der Unterhaltung eingeflochten, als Proben von Fleiß und Genie den Geber ehren und die Empfangenden zu höherer Freude stimmen; oder wenn man diese empfehlenden Eigenschaften nicht in hinlänglichem Grade besäße, um der Gesellschaft durch eigne Gaben gefällig zu werden, erfodert sie doch wenigstens eine sich ungezwungen äußernde Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Gute, was sie zur Befriedigung der höhern Bedürfnisse des Geistes darbieten will. Alle Zweige der neuern Bildung fänden in dieser geselligen, Leben, Kunst und Wissenschaft angenehm verschmelzenden, den besten Vereinigungspunkt, gehörten die Kreise, in denen sie einheimisch ist, nicht unter die Seltenheiten. Und auch diese gebildeten Kreise sind nicht ganz frei von dem Einflusse der Eigenheiten, welche die Nationen in Sitte, Stimmung und Lebensweise voneinander unterscheiden, und eben wegen ihrer nicht immer liebenswürdigen Eigenthümlichkeit keineswegs für Merkmale wahrer Bildung gelten können. Was aber die gutgemeinte, kräftig ausgesprochene und unter günstigern Umständen auch wohl zum Theil ausführbare Idee betrifft, diese Volkseigenthümlichkeit durch gewisse ihr angemessene Anstalten für die öffentliche Bildung zum allgemeinen Charakter einer veredelten Menschheit zu erziehen, so läßt sich, weil sie bis jetzt zu wenig Eingang gefunden, noch keine bestimmte Hoffnung darauf bauen. Wie sehr daher auch der allzu freigebige Sprachgebrauch des gemeinen Lebens, welcher jedem in Romanen und Gedichten etwas belesenen, durch feinere Bedürfnisse des Luxus und eine gewisse Höflichkeit vor der niedern Volksclasse ausgezeichneten Mitgliede der Gesellschaft Bildung beilegt, von der Allgemeinheit des Bestrebens, gebildet zu heißen, zeugen mag: so wird es doch, bei dem seltenen Zusammentreffen günstiger Umstände und edler Bestrebungen mit glücklichen Anlagen des Geistes und Herzens, immer nur wenige auserlesene Menschen geben, welche nach einem unserer Bestimmung angemessenen Begriffe von Bildung genannt zu werden verdienen, und wir werden einseitige Bildung, z. B. des Kopfes oder des Herzens, welche gewissermaßen auch Verbildung ist, bei uns häufiger finden als bei den Alten. Bilden heißt ein Bild von Etwas machen, und dies kann, wo es auf Menschenbildung abgesehen ist, kein anderes sein, als das Bild des Menschenideals, oder nach den Ansichten der Religion, das Ebenbild der Gottheit. Bildung in diesem allgemeinen Sinne ist uns daher die durch zweckmäßigen Unterricht und geregelte Selbstthätigkeit zu bewerkstelligende harmonische Entwickelung der gesammten Menschenkraft zur Gottähnlichkeit, und weil diese Aufgabe nur eine unendliche Annäherung verstattet, nennen wir Den gebildet, der bereits glückliche Fortschritte zum Ziele der Menschheit gemacht hat. Eine Bildung, die diesem Begriffe entspricht, wird ebenso sehr den Foderungen der Gesellschaft an das zu bildende Subject Genüge leisten, als sie seinen eignen Geistes= und Herzensbedürfnissen vollkommene Befriedigung gewährt, und es kommt nur darauf an, daß diese Bildung Allen gemein werde, und der Vergeistigungsproceß, in welchem die Menschheit begriffen ist, eine entschiedene Richtung

auf ihren heiligen Endzweck gewinne, um die frommen Wünsche der Weltbürger und Menschenfreunde zur glücklichsten Erfüllung zu bringen. (S. Erziehung.)

Bildungstrieb nennen die Naturlehrer theils überhaupt die hervorbringende und gestaltende Kraft der Natur (vis plastica seu formativa), die in den mannichfaltigsten Gestaltungen der Massen wahrnehmbar wird, theils insbesondere die in den organischen Körpern wirksame Kraft, eine besondere Bildung und Form von Innen heraus anzunehmen (nisus formandi oder nisus formativus). Diese Kraft offenbart sich durch Selbstbildung und Selbsterhaltung eines Körpers, indem er verschiedene Stoffe in sich aufnimmt (die Nahrungsmittel), sich dieselben aneignet, das Fremdartige absondert, sich vergrößert, verlorene Theile wiederherstellt, und so die Gestalt eines organischen Individuums bestimmter Gattung erhält (individuelle Reproduction); ebenso durch Erzeugung eines neuen Gattungsindividuums durch Verbindung zweier Individuen verschiedenen Geschlechts (Fortpflanzung der Gattung, generische Reproduction), indem der organische Körper nur ein Wesen seiner Gattung erzeugt und nicht aus ihr herausgeht. Sie äußert sich also als Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb. Vgl. Blumenbach's Schrift: „Über den Bildungstrieb" (Götting. 1781, 3. Aufl. 1791). Auf eine ähnliche Weise redet man auch von einem geistigen Bildungstriebe, oder einem natürlichen Streben des Menschen, eine geistige Individualität zu erlangen und zu behaupten, seine geistigen Anlagen nach dem Ideale der Menschheit eigenthümlich zu entwickeln und insbesondere die von Außen aufgenommenen Stoffe oder Einwirkungen zu seinen Zwecken mit Bewußtsein zu benutzen und zu bearbeiten; allein dies ist kein Trieb im wahren Sinne des Worts.

Biledulgerid (Bilad el dscherid, Dattelland), von den alten arab. Geographen Castilia genannt, in Nordafrika, im S. des Atlas, ist ein wenig angebaute dürrer Landstrich, der nördl. an Tunis, westl. an Algier und die Sahara und östl. an Tripolis grenzt; er ist an manchen Stellen über 80 Meilen breit. Die einzelnen Oasen werden wie Gärten bestellt. Hauptproducte sind Gerste, die von vorzüglicher Güte ist und zum Karavanenbrei benutzt wird, Datteln, die nirgend so herrlich gedeihen als hier, und tropische Producte im Überflusse, da nur sehr selten Regen, wol aber starker Thau fällt. Die heiße Temperatur mildern am Fuße des Atlas die dort wehenden Winde. Die Bewohner dieser Gegend sind Araber, Berber und Neger; sie treiben Handel und reisen in Karavanen, wozu sie der Kameele sich bedienen, von denen die schnellste aller Arten, welche Jackson Hairi nennt, hier einheimisch ist. Das Hairi legt in einem Tage neun gewöhnliche Tagereisen mit Leichtigkeit zurück. Der Wechsel des Klimas beim Reisen, schlechte Nahrung und epidemische Fieber bringen dem größten Theile der Bewohner sehr frühzeitig den Tod. Unter den wenigen Städten B.'s sind die vorzüglichsten: Tafilelt am Steppenflusse Sis, Hauptsammlungsort der Karavanen; Sedschelmessa an demselben, welche dem Sultan von Marokko zinspflichtig sind; Wurzla, welches zu Algier gehört; Tozer, welches Tunis unterworfen ist, und das unabhängige Gademes, wo sich die Karavanenwege von Tripolis, Tunis, Fez und Marokko kreuzen.

Biliner Sauerbrunnen quillt bei dem Städtchen Bilin in Böhmen in vier Quellen hervor, am Fuße eines hohen Felsens, des biliner Steins oder Bortzen. Die Gegend umher ist bergig. Das Städtchen Bilin an der Bila nebst der Umgegend soll vordem seine eignen Herzoge gehabt haben, die aber von den böhmischen Königen unterdrückt und durch Burggrafen ersetzt wurden. Später kam B. an die kön. Kammer, durch sie ward es wieder zu Lehn gegeben, und seit 1464 sind die Fürsten von Lobkowitz im beständigen Besitze dieser Herrschaft gewesen. Der biliner Brunnen wurde im Anfange des 18. Jahrh. entdeckt, aber erst um die Mitte desselben gefaßt. Die Versendung des Wassers nahm immer mehr zu; während 1779 nur etwa 2700 Flaschen versendet wurden, verschickte man 1786 schon

42,000. Die Brunnen entquellen der Erde ganz rein; der Geschmack ist frisch, kühlend, säuerlich; das Wasser wirft viele Perlen und schäumt, vorzüglich mit Wein und Zucker vermischt; die Wärme der Quelle ist 12° R. Das Wasser enthält nach Steinmann's Untersuchung schwefelsaures Kali und Natron, salzsaures Natron, kohlensaures Natron, Lithion, Strontian, Eisenoxydul und Manganoxydul, basisch phosphorsaure Thonerde und Kalk, ferner Kieselerde, Kohlensäure und atmosphärische Luft. Der vorzüglichste Bestandtheil ist das kohlensaure Natron, und insofern nähert sich das Wasser in seiner Wirkung dem von Selters und Fachingen. Mit Nutzen wird der biliner Brunnen getrunken bei Hypochondrie, Lähmungen, Kopfkrankheiten, bei Faulfiebern, Bräune, Geschwüren, Hautausschlägen, Skrofeln, Scorbut, in gichtischen und solchen Krankheiten, die Erschlaffung zum Grunde haben, bei Krankheiten des Unterleibes, der Brust, der Harnwege u. s. w. Obschon der Brunnen auch an Ort und Stelle getrunken wird, weshalb ein besonderes Gebäude angelegt und die Gegend umher durch Kunst verschönert worden ist, so trinkt man ihn doch auswärts noch stärker, besonders da Teplitz, ein durch seine Umgebung sehr einladender Badeort, nur eine Stunde entfernt ist. Vgl. Reuß, „Die Mineralquellen zu Bilin" (Wien 1808). Zur Herrschaft Bilin gehört auch das Dorf Seidschütz (s. d.) mit seinen Bittersalzquellen.

Bill (billa), welches man von libellus ableitet, heißt der parlamentarische Vorschlag eines Gesetzentwurfs. In der engl. Rechtssprache bezeichnet es jeden schriftlichen Aufsatz; so nennt man einen Wechsel: bill of exchange; einen schriftlich aufgesetzten Kauf über bewegliche Dinge, wodurch nach engl. Rechte das Eigenthum sofort auf den Käufer übergeht: bill of sale u. s. w. Wenn eine Criminalanklage von dem großen Schöffenrecht (grand jury) bei den Assisen statthaft befunden wird, wobei sie natürlich nicht die Richtigkeit der vorgetragenen Thatsachen, sondern nur die Frage untersuchen, ob aus den angegebenen Thatsachen etwas gegen den Angeklagten folgt, so wird auf die Rückseite gesetzt: A true bill (ehedem billa vera). Wenn aber die Schöffen dafür halten, daß die Thatsachen keinen hinlänglichen Verdacht begründen, so schreiben sie darauf: Not a true bill, oder Not found (ungegründet). Im parlamentarischen Style unterscheidet sich eine Bill von einer Motion; diese ist der vorbereitende Antrag zu jener. Eine Motion hat oft auch keine Bill zum Gegenstande, wie ein Antrag, den Zustand des Landes zu untersuchen, eine Adresse an den König zu entwerfen, eine Commission niederzusetzen u. s. w. Jede Motion muß von einem andern Mitgliede des Hauses unterstützt werden (seconded), sonst beschäftigt sich das Haus gar nicht damit. Privatbills, welche irgend eine Verfügung zu Gunsten einzelner Personen oder Corporationen betreffen, z. B. die Naturalisation, oder die Erlaubniß, eine Brücke zu bauen und Brückenzoll zu erheben, können nicht anders als durch eine Petition (ein schriftliches Gesuch) eingeleitet werden, welche von einem Mitgliede des Hauses übergeben, wo es nöthig ist, durch eine Commission geprüft und dann entweder verworfen oder zum Einbringen der Bill verstattet wird. Gesetzvorschlägen über öffentliche Angelegenheiten (public bills) hingegen muß eine Motion vorangehen, d. i. das mündliche Gesuch eines Mitglieds um die Erlaubniß, eine solche Bill einzubringen. Wird diese ertheilt, so wird in einer gehörigen Zeit der Vorschlag schriftlich übergeben. In frühern Zeiten wurden solche Vorschläge in Form einer Bittschrift an den König eingebracht und beschlossen, sie waren also nach unserer Art wirkliche libelli gravaminum et desideriorum. Ein solcher schriftlicher Entwurf hat eine Menge leerer Stellen (blanks) für die Bestimmungen, welche dem Parlamente überlassen werden müssen, als der Zeit, der Summen und anderer quantitativen Punkte. Die Bill wird dreimal in herkömmlichen Zwischenräumen verlesen. Bei dem ersten Verlesen ist hauptsächlich von ihrem Verwerfen im Ganzen die Rede. Nach dem zweiten Verlesen wird sie discutirt, entweder durch eine Commission oder in wichtigen Angelegenheiten durch das ganze Haus, welches sich

in eine Comité verwandelt. Dabei verläßt der Sprecher seinen Stuhl, spricht und stimmt mit, und es wird ein anderes Mitglied zum Vorsitzenden, Chairman, erwählt. Die leeren Stellen werden ausgefüllt, Zusätze und Veränderungen (amendments) gemacht, und oft die Bill ganz umgeschaffen. Ist diese Arbeit beendigt, so nimmt der Sprecher seinen Sitz wieder ein, und der Chairman trägt die berichtigte Bill wieder zur Abstimmung über das Ganze vor. Wird sie durch die Mehrheit angenommen, so wird sie mit sehr großer Schrift auf Pergament geschrieben (engrossed) und nun zum dritten Mal verlesen. Wird hier noch ein Zusatz gemacht, so wird er auf einem besondern Stücke Pergament angeheftet, welches Rider genannt wird. Alsdann wird sie dem andern Hause zugebracht, wo dasselbe Verfahren, mit Ausnahme des Ingrossirens, noch einmal stattfindet. Wird sie hier verworfen, so bleibt die Bill unerörtert; werden aber Zusätze und Veränderungen beschlossen, so werden sie dem andern Hause mitgetheilt, und nöthigenfalls Conferenzen zwischen abgeordneten Mitgliedern beider Häuser veranstaltet. Vereinigen sich die beiden Häuser nicht, so bleibt die ganze Sache ohne Erfolg; die Bill ist durchgefallen (dropped). Die kön. Genehmigung wird entweder vom Könige in Person gegeben, oder der König ertheilt die Resolutionen schriftlich unter dem großen Staatssiegel, welches unter Heinrich VIII. bei der Strafbill gegen die Königin Katharina (Howard, enthauptet 1542) zum ersten Mal geschah, da der König eine solche Zustimmung nicht persönlich geben mochte. Im erstern Falle erscheint der König im Oberhause, das Unterhaus wird an die Schranken gerufen, und nun die Überschriften der Bills mit der Antwort des Königs in den alten normännisch-franz. Formeln durch den Secretair abgelesen. Bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betrifft (public bill), lautet die Bestätigung: Le Roi le veut; bei einer in Privatsachen (private bill): Soit fait comme il est désiré; bei einer Bill, die Bewilligung von Steuern und Taxen oder Anleihen enthält (money bill): Le Roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence et aussi le veut. Die höfliche Formel der Verweigerung ist: Le Roi s'avisera. In Gnadensachen, welche von der Krone ausgehen, z. B. Amnestien, Begnadigungen u. s. w., antwortet das Parlament durch den Parlamentssecretair: Les Prélats, Seigneurs et Commons, en ce présent parliament assemblés, au nom de tous vos autres subjects, remercient très-humblement votre Majesté et prient à Dieu, vous donner en santé bonne vie et longue. Das Recht der Verweigerung übte die Königin Elisabeth sehr häufig. Sie verwarf einst 48 Bills in einer Session. Die Könige aus dem Hause Hanover haben es nie ausgeübt, denn der letzte Fall desselben ist vom J. 1692 von Wilhelm III. Die Regierung sucht ihren Zweck durch die Mehrheit in einem oder dem andern Hause zu erreichen.

Billigkeit (aequitas), ist nach Aristoteles die Verbesserung oder Milderung des strengen Rechts. Die Gerechtigkeit nämlich spricht sich in Gesetzen aus. Es liegt aber in der Natur der Gesetze, daß die besondern Fälle, welche eintreten, durch sie nicht vollkommen umfaßt und bestimmt werden können. Es wird daher, soll eine vernünftige Anwendung des Gesetzes gemacht werden, eine Modification desselben nothwendig. Und diese vernünftige Ergänzung und Verbesserung des äußern Gesetzes oder des Rechts ist die Billigkeit. Schon das Sprüchwort sagt: Das strengste Recht wird oft zum Unrecht. Wer nämlich ein Recht hat und davon eine strenge, buchstäbliche Anwendung machen will, wird dadurch oft das Recht, welches ein Anderer hat und das, worauf er seine Ansprüche stützt, selbst aufheben. Durch wohlwollende Berücksichtigung der besondern Umstände aber, und indem der gesetzlich Berechtigte, z. B. der Gläubiger, seine Rechte nicht zum Schaden des Andern anwendet, sondern etwas von seinem Rechte nachgibt, zeigt sich der billige Mann. Aber eben weil die Billigkeit im einzelnen Falle von der Freiheit und dem Wohlwollen abhängt, so kann man nicht sagen, daß der Andere ein Recht auf Billigkeit habe. Nichtsdestoweniger kann der Gesetzgeber in gewissen Fällen schon

im Voraus auf Billigkeitsgründe Rücksicht nehmen und sie als gesetzliche Bestimmungen feststellen. Von Seiten der Regierung zeigt sich die Billigkeit auch in dem Begnadigungsrecht (s. d.).

Billington (Mistreß), eine ausgezeichnete englische Sängerin. Als Tochter eines umherziehenden deutschen Musikus, Weichsel, in England geboren, übte sie ihr musikalisches Talent schon früh; in ihrem 7. Jahre spielte sie ein Concert auf dem Pianoforte im Haymarkettheater, und im 11. trug sie eins von ihrer eignen Composition vor. Ihr erster, redlicher, aber schwacher Mann, B., Mitglied des Orchesters vom Drurylanetheater, führte sie nach Dublin, wo sie in der Oper auftrat; hier aber gewann ein ausschweifendes Leben solch einen Reiz für sie, daß sie sich demselben ganz ergab. Nach London zurückgekehrt, wurde sie mit einem damals unerhörten Gehalte von 1000 Pfund für die Theaterzeit im Coventgarden angestellt, während sie zugleich den Unterricht des ital. Tonkünstlers Mortellari benutzte. Sie begab sich darauf nach Paris, wo Sacchini sie unterrichtete, und als sie, besser ausgebildet, 1785 nach London zurückkam, stieg ihr künstlerischer Ruhm immer höher. Sie ging 1794 zu ihrer Vervollkommnung nach Italien und sang in Neapel, wo Sacchini seine Oper „Inez de Castro" für sie schrieb. Nach ihres Mannes plötzlichem Tode, der Verdacht gegen sie erregte, trat sie in Venedig und Rom mit großem Beifall auf, heirathete 1799 einen Lyoner, Namens Florissent, und erschien 1801 wieder in London, wo sie nun auf dem Gipfel ihrer Kunst stand. In Allem, was Aug und Ohr fesseln kann, ein außerordentliches Wesen, in vollendeter Entwickelung ihres Talents, mit einer rührend schönen Stimme, eingeweiht in alle Geheimnisse der ital. Tonkunst, stand sie da, eine edle, liebenswürdige Gestalt, die größte Sängerin, die England geboren. Sie spielte abwechselnd in Coventgarden und Drurylane, bis sie sich 1809 von der Bühne zurückzog. Ihr Gatte, durch die Fremdenbill dazu genöthigt, hatte England ohne seine Frau verlassen müssen; sie folgte ihm 1817 und starb zu St.-Artive, einer Villa unweit Venedig, die sie gekauft hatte, am 26. Aug. 1818.

Bingerloch, s. Rhein.

Bingley. Dieser Garrick der holländ. Nationalbühne, 1755 in Rotterdam von wohlhabenden engl. Ältern geb., wurde nach vollendeten Schulstudien für den Handel bestimmt und auf ein Comptoir gebracht; ging aber, von seiner Neigung zum Theater hingerissen, 18 Jahr alt, zu der Gesellschaft des verdienstvollen Corver, betrat 1779 die amsterdamer Nationalbühne, ward jedoch, weil man ihn für einen geborenen Engländer hielt, bei dem Hasse, den damals die ohne Kriegserklärung von den Engländern erfolgte Wegnahme aller Schiffe unter niederländ. Flagge gegen England erregt hatte, ungünstig aufgenommen. Bald besiegte er jedoch alle Vorurtheile, indem er sein Talent auf eine glänzende Weise zu entwickeln Gelegenheit fand. Obgleich die Tragödie stets sein Hauptfach blieb, so gelangen ihm doch nicht minder einzelne Darstellungen im Lustspiele. Er war der franz. Sprache so mächtig, daß er neben den großen franz. Bühnenkünstlern, welche auf ihren Kunstreisen die Niederlande zu besuchen pflegten, auf den franz. Theatern in Amsterdam und Haag oft mit Erfolg auftrat. Seit 1796 dirigirte er eine eigne Schauspielergesellschaft, die vorzüglich in Rotterdam und im Haag spielte und auch andere holländ. Städte besuchte; war jedoch immer bereit, der amsterdamer Bühne in den Rollen auszuhelfen, die nur von ihm gespielt werden konnten. Eine seiner letzten Vorstellungen gab er, unterstützt von der großen Künstlerin Wattier Ziesenis, 1818 in der Rolle des Farnese im Trauerspiel „Maria", von Lalain. In demselben Jahre starb er im Haag.

Binocular-Teleskop nennt man ein Fernrohr mit zwei Ocularen, durch welches man mit beiden Augen zugleich sehen kann. Schon der erste Fernrohrverfertiger, Hans Lippershey in Holland, gewöhnlich Lippersheim genannt, machte mehre solche Fernröhre. Nachdem er nämlich sein erstes Teleskop, mit blos

einem Ocular, den Generalstaaten zur Ansicht und zum Verkaufe vorgelegt hatte, erhielt er von ihnen den Auftrag, noch ein anderes zu fertigen, durch welches man mit beiden Augen zugleich sehen könnte, was er auch 1609 ausführte. Es ist daher irrig, was beinahe allgemein angeführt wird, daß der Kapuziner Rheita diese Erfindung zuerst gemacht habe, weil er sie in seinem sonderbaren Buche: „Oculus Enoch et Eliae" (Antw. 1645, Fol.) zuerst beschrieben hatte. Übrigens sind diese Fernröhre mit zwei Ocularen schon längst und mit Recht außer Gebrauch und blos noch bei einigen Theater- oder Taschenperspectiven üblich, obschon sie auch hier keine Vorzüge vor den gewöhnlichen mit einem Oculare haben.

Binomisch heißt in der Mathematik Alles, was als zweitheilig dargestellt wird, z. B. $a+b$ oder $5-3$, sowie eine dreitheilige Größe $a+b+c$ ein Trinom heißt u. s. w. Der binomische Lehrsatz ist jene merkwürdige Reihe, welche irgend eine Potenz eines Binoms ausdrückt. Für ganze Zahlen haben diese Reihe schon die ältern deutschen Algebraisten, z. B. Stiefel, gekannt; ihre allgemeine Anwendbarkeit aber hat zuerst Newton gezeigt. Sie ist eine der schönsten Entdeckungen und einer der wichtigsten und fruchtbarsten Sätze der ganzen Mathematik. Durch sie kann man auf eine viel bequemere Weise, als dies gewöhnlich geschieht, die Wurzeln jeder Zahl finden. Binomialcoefficienten nennt man die Factoren der vorerwähnten Reihe. Auch sie sind in der Mathematik von großer Wichtigkeit.

Biographie, s. Lebensbeschreibung.

Biologie und **Biometrie**, s. Leben.

Bion, der Smyrnäer genannt, weil er in Smyrna geboren war oder dort das Bürgerrecht erlangt hatte, ein griech. Idyllendichter, von dessen Lebensumständen sich nirgend eine Nachricht findet. Aus der Elegie, welche sein Freund und Schüler Moschos auf seinen Tod gedichtet hat, scheint hervorzugehen, daß er ein Zeitgenosse Theokrit's gewesen (um 284—246 v. Chr.), daß er den letzten Theil seines Lebens in Sicilien zugebracht, und seinen Tod durch Gift gefunden habe. Von den wenigen auf uns gekommenen Gedichten des B. ist der Klagegesang um Adonis das bedeutendste an Umfang; an Lieblichkeit und anmuthiger Schilderung sind die übrigen kleinern Idyllien vorzüglicher, besonders das Hirtengespräch über die Vorzüge der Jahreszeiten. Die Gedichte des B. wurden zuerst, gesondert von Theokrit, und mit dem Moschos herausgegeben von A. van Metkerke (Brügge 1565); mit Theokrit von Valckenaer, Brunck, Schäfer, Gaisford; mit Moschos von Heskin (Orf. 1748), Schier (Lpz. 1752), Harles (Erl. 1780), F. Jacobs (Gotha 1795), Wakefield (Lond. 1795). Übersetzt wurden sie von Maaß (Gotha 1784 und Lpz. 1807), Manso (Lpz. 1784 und 1807), und mit Theokrit von J. H. Voß (Tüb. 1808).

Björnståhl (Jakob Jonas), bekannt durch seine Reisen, geb. 23. Jan. 1731 in der schwed. Provinz Südermanland zu Rotarbo, studirte in Upsala, ging von da als Lehrer in das Haus des Baron Rudbeck und bereiste mit dessen Sohn seit 1767 Frankreich, Italien, die Schweiz, Deutschland, Holland und England. Während seines Aufenthalts in Paris studirte er mit Eifer die morgenländ. Sprachen. Da sein Zögling nach Schweden zurückgekehrt war, wurde B. von Gustav III. bestimmt, Griechenland, Syrien und Ägypten zu bereisen, und erhielt zu gleicher Zeit den Titel eines Professors an der Universität Lund. Auf Kosten des Königs reiste B. 1776 von London aus nach Smyrna und von da nach Konstantinopel, wo er sich zwei Jahre aufhielt, um die türk. Sprache zu erlernen. Nach dieser Zeit setzte er seine Reise fort, erkrankte an der Pest zu Salonichi und starb daselbst 1779. B. hatte eine Beschreibung seiner Reisen in Briefform an seinen Freund, den Bibliothekar Giörwell, gesendet, der sie anfangs in einer Zeitschrift, die in Stockholm erschien, mittheilte, dann aber 1783 besonders herausgab. Dieses von Groskurd (6 Bde., Rostock 1777—84) verdeutschte Werk enthält gelehrte und gründliche Untersuchungen über Münzen, Handschriften, seltene Bücher,

eine große Menge Anekdoten, von denen die anziehendsten diejenigen sind, welche Voltaire betreffen, den er in Ferney besucht hatte; aber seine Bemerkungen und Urtheile über Sitten, Gebräuche, Religion und Literatur sind oft oberflächlich und parteiisch. Er hatte mehr Gelehrsamkeit als Geschmack, mehr Gedächtniß als sichern Takt und Unterscheidungsgabe. Seine von Natur starke und abgehärtete Gesundheit setzte ihn in den Stand, viel zu arbeiten und die größten Beschwerden der Reise zu ertragen.

Biot (Jean Baptiste), Physiker und Astronom, geb. 21. Apr. 1774 zu Paris, machte seine Studien im Collegium Ludwig XIV., und trat dann in Artilleriedienste. Seine Begierde nach höherm Wissen trieb ihn bald nach Paris zurück, wo er an der polytechnischen Schule so lange fortstudirte, bis er Professor in Beauvais wurde. Schon 1800 erhielt er den Ruf als Professor der Physik am Lycée de France in Paris; 1802 ward er zum Mitglied der ersten Classe des Instituts ernannt. Er allein bewog 1804 das Institut, nicht für Bonaparte's Ernennung zum Kaiser zu stimmen. Mit Arago ward er 1806 nach Spanien gesendet, um die Messung eines größern Bogens des Meridians fortzusetzen, mit welcher man die Einführung eines neuen Decimalsystems (s. d.) vorbereiten wollte. Noch vor seiner Abreise ward er zum Mitgliede des Längenbureaus ernannt. Seine Sendung hatte den gewünschten Erfolg. Nach seiner Rückkehr widmete er sich mit neuem Eifer tiefern Forschungen und suchte durch seine Vorlesungen vielseitig zu wirken. Im J. 1816 übernahm er das Fach der mathematischen Wissenschaften für das „Journal des savans". Um noch streitige astronomische Beobachtungen durch Gradmessungen zu berichtigen, unternahm er 1817 eine Reise nach den Orkneyinseln. Seit längerer Zeit ist er aber ziemlich unthätig. Im Gebiete der Physik hat er sich vornehmlich durch seine Untersuchungen über das Licht verdient gemacht. Sein Hauptwerk ist: „Traité de physique expérimentale et mathématique" (4 Bde., Par. 1816; deutsch von Wolf, 2 Bde., Berl. 1818—19, und von Fechner, 2. Aufl., Leipz. 1829); ein faßlich geschriebener Auszug daraus erschien unter dem Titel: „Précis élémentaire de physique expérimentale" (2 Bde., Par. 1818). Unter seinen übrigen Werken sind die vorzüglichsten: „Traité élémentaire d'astronomie physique" (2 Bde., Par. 1805; 2. Ausg., 3 Bde., Par. 1811), „Traité analytique des courbes et des surfaces du second degré" (Par. 1802 und öfters; deutsch von Ahrens, Nürnb. 1817) und „Recherches sur les mouvemens des molécules de la lumière autour de leur centre de gravité" (Par. 1814, 4.).

Birckner (Mich. Gottlieb), bekannt als helldenkender philosophischer Schriftsteller, geb. zu Kopenhagen 1756, verlor sehr früh seine Ältern; doch ein Menschenfreund nahm sich des verwaisten dreijährigen Knaben an, erzog ihn mit väterlicher Sorgfalt und ließ ihn studiren. B. entschied sich für die Theologie, ward Prediger und starb als solcher, nachdem er wenige Tage zuvor einen größern Wirkungskreis und ein einträglicheres Amt erhalten hatte, zu Korsöer auf Seeland. Als Philosoph hatte er sich ganz der Kant'schen Schule ergeben. Er ist Verfasser verschiedener philosophischer Abhandlungen, ward aber vorzüglich durch seine Schriften: „Om Trykkefriheden og dens Love" (Kopenh. 1797 und 1798), welche eine treffliche und gründliche Vertheidigung der Preßfreiheit enthalten, berühmt. Sie erregten ein ungemeines Aufsehen, erlebten mehre Auflagen nacheinander, und erwarben dem Verfasser den ungetheilten Beifall der Nation. Nach B.'s Tode erschienen seine Schriften in einer Sammlung (4 Bde., Kopenh. 1798—1800).

Bird, einer der ersten astronomischen Mechaniker Englands, geb. in Durham, war anfangs Leinweber in seiner Vaterstadt. Hier lernte er in der Werkstätte eines Uhrmachers die Art, Kreise und Räder in gleiche Theile zu theilen, kennen, fand sie sehr unvollkommen und verbesserte sie bedeutend. Von nun an gewann er seinen Unterhalt durch die Verfertigung von Sonnenuhrenblättern, die er viel genauer, als

bisher geschehen war, eintheilte und die daher bald Beifall fanden. Im J. 1745 kam er nach London, wo er sogleich von dem Mechaniker Sisson zur Eintheilung der astronomischen Quadranten gebraucht und durch ihn an den berühmten Graham empfohlen wurde. Wenige Jahre darauf erscheint B. schon als selbständiger Mechaniker mit einem eignen Atelier. Er beschäftigte sich vorzüglich mit der Verfertigung größerer astronomischen Quadranten oder der sogenannten Mauerquadranten, deren er einen für Greenwich von 8 F. Radius, zwei gleich große für Paris, zwei für Oxford, drei für Petersburg, Manheim und Göttingen verfertigte. Sowie B. der Schüler Sisson's und Graham's war, so war er der Lehrer des großen Ramsden, dessen Schüler wieder der noch lebende Troughton, Englands größter Künstler in diesem Fache, ist. Das kön. Längenbureau in London gab B. beträchtliche Summen, um dafür junge talentvolle Männer in seiner Kunst zu unterrichten und die Mittel und Methoden seiner Eintheilungen durch den Druck bekannt zu machen. So entstanden seine beiden Schriften: „The method of constructing mural quadrants" (Lond. 1768) und „The method of dividing astron. instruments" (Lond. 1767). Beide waren für ihre Zeit sehr schätzbar; gegenwärtig ist Reichenbach's Theilung beiweitem vorzüglicher.

Biren (Ernst Joh. v.), s. Biron.

Birken (Siegmund von), vor seiner Erhebung in den Adelstand **Betulius**, ein deutscher Dichter des 17. Jahrh., war am 25. Apr. 1626 zu Wildenstein bei Eger, wo sein Vater Prediger war, geboren. Zu Nürnberg, wohin er sich noch vor beendigtem akademischen Cursus gewendet hatte, gaben Harsdörfer und Clajus seinem poetischen Streben die Richtung, und er ward in den Blumenorden aufgenommen. Nachdem er sich eine Zeit lang in den Jahren 1646 und 1647 an dem Hofe des Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel, als Lehrer der beiden Söhne desselben, Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht, aufgehalten und darauf zu Danneberg die Erziehung einer mecklenburg. Prinzessin geleitet hatte, kehrte er nach Nürnberg, dem Sitze der damals zur Vollziehung des westfäl. Friedens zusammengetretenen Reichsversammlung, zurück. Nach vollzogenem Friedensschlusse erhielt er von dem Fürsten Ottavio Piccolomini den Auftrag, die zur Feier desselben zu veranstaltenden Festlichkeiten zu ordnen, und ward bald darauf vom Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben. Der Blumenorden ernannte ihn nach Harsdörfer's Tode 1658 zum Oberhirten der Pegnitzschäfer. Nicht unempfindlich gegen Auszeichnungen der Art, fühlte er sich doch am meisten durch die Liebe seines ehemaligen Zöglings, des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig, beglückt, der ihm bis zu seinem Tode, welcher zu Nürnberg am 12. Jun. 1681 erfolgte, mit treuer Seele anhing. B. versuchte sich als dramatischer Dichter in allegorischen Festspielen, die von wirklichem dramatischen Talente zeugen, die jedoch ebenso, wie seine lyrischen Gedichte geistlichen und weltlichen Inhalts, denen es übrigens nicht an Gefühl und Phantasie fehlt, durch süßlich-pedantische Spielerei und künstliche Wortbildungen die Schule verrathen, aus der sie hervorgegangen sind. Eine nicht unrühmliche Stelle nimmt B. als Schriftsteller in Prosa ein. Sein „Spiegel der Ehren des Hauses Österreich" (3 Bde., Nürnb. 1668, Fol.), eine im Auftrage des Kaisers Leopold I. unternommene Überarbeitung eines frühern gleichnamigen Werkes von J. J. Fugger, gehört, ungeachtet der Beschränkungen, die ihm dabei von dem wiener Hofe auferlegt wurden, zu den bessern deutschen Geschichtswerken des 17. Jahrh., und seine „Deutsche Rede- Bind- und Dichtkunst", so wenig sie irgend neue Ansichten aufstellt, verdient wenigstens in Hinsicht auf die Sprache einige Beachtung. Seine Gedichte sind aufgenommen in Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.", Bd. 9 (Lpz. 1826).

Birkensaft, der mit dem Beginnen des Frühjahrs in der Birke sich erzeugende Nahrungsstoff, wird frisch als Bier genossen, gibt künstlich bereitet den **Birkenmeth** und **Birkenwein** und dient auch zum Arzneimittel. Um denselben zu gewinnen, bohrt man zur Zeit, ehe noch der ganze Frost aus der Erde ist, in die

Birke nach der Mittagsseite zu etwa zwei Zoll tief ein schräges Loch, und leitet mittels eines Röhrchens den Saft in ein Gefäß. Die Ausbeute eines einzigen Stammes beträgt binnen eines Tages oft zwei bis drei Kannen. Wird das Loch jedesmal durch einen hölzernen Pflock wieder verschlossen und mit Thon oder Harz überklebt, auch jährlich das Abzapfen an derselben Stelle vorgenommen, so leidet der Baum nur sehr wenig. Sehr wohlthätig wirkt der Birkensaft namentlich bei Kranken, welche an der Niere und an Blasensteinen leiden. Bei mäßigem Genusse ist auch der Birkenwein nicht nachtheilig für die Gesundheit.

Birkenstock (Joh. Melchior, Edler v.), geb. zu Heiligenstadt im Eichsfelde am 11. Mai 1738, erwarb sich um das Schulwesen in den östr. Landen unsterbliche Verdienste. Nach Vollendung seiner Studien ging er nach Wien, ward in der geh. Staatskanzlei angestellt, dann zum Hofrath ernannt, und gewann bald großen Einfluß auf die Studien- und Censurangelegenheiten. Unter Joseph II. zum Mitglied der Studiencommission ernannt, war er unablässig bemüht, die Schulen zu verbessern und geläuterte Grundsätze einzuführen. Als die Erziehung aber dem Piaristenorden übergeben wurde, ward er in den Ruhestand versetzt. B. starb am 30. Oct. 1809. Sein gebildeter Geschmack, richtiger Blick und seine humanistische Bildung zeichneten ihn unter den östr. Staatsdienern höchst vortheilhaft aus. Als Schriftsteller hat er sich nur durch seine Gewandtheit, im Lapidarstyle sich auszudrücken, berühmt gemacht.

Birmanisches Reich. Auf der großen Halbinsel östl. vom bengal. Meerbusen erstreckt sich das Reich der Birmanen, früher in die Königreiche Ava, Pegu und Arracan getheilt, nördl. von Ascham, Thibet und China, westl. bis vor dem letzten Kriege mit den Engländern durch eine hohe Bergkette und den Fluß Naaf von den brit. Besitzungen getrennt, mit einer Volksmenge von ungefähr 17 Mill. Im 16. Jahrh. machten sich die Birmanen in Ava unabhängig von Pegu, mußten sich aber 1740 diesem Staate wieder unterwerfen. Alompra, ein tapferer Häuptling, rief an der Spitze einer kleinen Schar das Volk wieder zu den Waffen und nahm 1753 Ava, bis er nach abwechselndem Kriegsglücke Pegu eroberte und seine Herrschaft befestigte. Nach seinem Tode 1760 setzte sein Sohn Nandodschi die von seinem Vater begonnene Verbesserung der innern Verwaltung fort. Schembuan, Alompra's vierter Sohn, der nach einigen Revolutionen 1782 zur Herrschaft gelangte, unterjochte Arracan und zwang 1793 Siam zur Unterwerfung. Er kam um dieselbe Zeit in nähere Verbindungen mit der ostind. Compagnie, und nach einigen Zwistigkeiten ward ein Freundschafts- und Handelsvertrag mit ihm abgeschlossen, welchen Capitain Symes unterhandelte, dessen Reiseberichte wir die erste zuverlässige Kunde von den Birmanen verdanken. Schembuan's Enkel Boa, der 1819 zur Herrschaft kam, unterwarf die nördl. gebirgigen Landschaften von Ascham. Ein Theil der Besiegten floh mit einem Haufen birman. Empörer in das brit. Gebiet und rüstete sich zu einem Angriffe gegen das Birmanenreich. Die brit. Regierung ließ sie entwaffnen, weigerte sich aber, sie auszuliefern oder sie von der Insel Schapuri, wo sie sich festgesetzt hatten, zu vertreiben. Boa suchte die Mahratten und alle ind. Völker zum Kampfe gegen die Briten aufzureizen, foderte endlich von der brit. Regierung die Abtretung des nördl. Bengalens und fiel 1824 in Kadschar ein, das sich unter brit. Schutz begeben hatte. Lord Amherst, der damalige Generalgouverneur, erkannte die große Gefahr, die dem brit. Reiche in Indien drohte, und erklärte den Birmanen den Krieg, welchen der Generalmajor Archibald Campbell so glücklich führte, daß die Feinde im Dec. 1825 einen für sie nachtheiligen Frieden schließen mußten. Boa verweigerte die Genehmigung der vorgeschriebenen Bedingungen, und der blutige Kampf begann im Jan. 1826 von Neuem, bis die Birmanen im Febr. den Frieden anzunehmen gezwungen wurden. Der König mit den goldenen Füßen und den weißen Elefanten, wie sein Titel lautet, mußte der ostind. Compagnie einen ansehnlichen Theil seines Landes abtreten; Ascham erhielt seine

Unabhängigkeit wieder, und die Compagnie ernannte Häuptlinge, welche unter ihrem Schutze die nördl. Landschaften beherrschen sollten, während die wichtige Handelsstadt Ranguhn zu einem Freihafen erklärt wurde. So erhielten die Briten die ganze westl. Küste des Birmanenreichs, und der mächtigste ind. Staat wurde getheilt und geschwächt.

Die Birmanen sind ein schönerer und kräftigerer Stamm als die Hindus, und sehr kriegerisch. Der nördl. Theil des Landes ist gebirgig, und reich an Gold, Silber, Eisen, Blei und andern Metallen, an Arsenik, Schwefel und Naphtha, die reichlich aus der Erde hervorquillt. In den südl., von vielen Flüssen durchströmten Gegenden ist das Marschland ungemein fruchtbar und erzeugt Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Taback, Indigo und alle tropischen Früchte. Schiffsbauholz liefert in Überfluß die in dem feuchten Boden üppig gedeihende Eichenart, der Teakbaum. Überall im Südlande, die Niederungen ausgenommen, dient der Boden zum Getreidebau oder zur Weide. Für den Ausfuhrhandel liefert das Land vornehmlich baumwollene und seidene Zeuche, Glas, Salpeter, Porzellan. Die Birmanen sind geschickte Weber, auch zeigen sie in ihren Bildwerken, besonders den marmornen Götzenbildern, die ein Ausfuhrartikel sind, sowie in ihren Arbeiten in Gold und Silber ungemeine Kunstfertigkeit. Sie treiben vorzüglich mit China einen lebhaften Handel, welchen der gegen 300 Meilen ins Binnenland sich erstreckende Fluß Irrawaddy erleichtert, dessen Ufer mit volkreichen Städten bedeckt sind. Die Beherrscher des Landes beförderten die Zunahme der Volksmenge durch Begünstigung der Ansiedelung von Fremden, durch Duldung aller Glaubensparteien und durch Ermunterung der Ehen zwischen Ausländern und birman. Mädchen. Statt der Münze dienen Stangen von Silber und Blei, die von eignen Gewerbleuten geschmiedet und gestempelt werden. Die Wohnungen der Birmanen dürfen nur von Holz und Bambusrohr gebaut werden, aber gute Löschanstalten schützen diese leichten Gebäude gegen Feuersgefahr. Der Adel unterscheidet sich von den übrigen Volksclassen durch Kleidung, Wohnung und Hausgeräthe, ist in verschiedene Rangstufen getheilt und wird von dem unumschränkten Beherrscher bei wichtigen Angelegenheiten um seine Meinung befragt. Jeder Birmane lernt lesen, schreiben und rechnen. Gewöhnlich schreibt man mit einem eisernen Griffel auf Palmblätter. Die Bücher bestehen aus dünnen Elfenbeintafeln. Die Gelehrten übersetzen häufig engl. Werke, besonders solche, die sich auf Astronomie und Gesetzkunde beziehen. Eine Hauptbelustigung der Birmanen ist das Theater, wo Rede, Tanz und Musik abwechseln. Die Religion des Volkes ist der Buddhaismus. Die Priester der Birmanen sind Mönche, die in Klöstern wohnen, täglich nur einmal essen, zur Ehelosigkeit verpflichtet sind und wegen ihrer Frömmigkeit und Gelehrsamkeit in hoher Achtung stehen, aber jeder Priester, der die Keuschheitspflicht verletzt, wird schimpflich seiner Würde entsetzt. In den Gesetzbüchern der Birmanen werden zuerst allgemeine Rechtsgrundsätze aufgestellt und dann auf die einzelnen Rechtsverhältnisse angewendet. Die Todesstrafe, die gewöhnlich durch Enthauptung vollzogen wird, trifft den Dieb nur, wenn der Werth des Gestohlenen bedeutend ist, aber auch Diejenigen, die zu viel Opium genießen. Nach den Kriegsgesetzen werden Verletzungen des Gehorsams entweder an dem Übertreter selbst oder an seinen Angehörigen gestraft, so unschuldig sie sein mögen. Vgl. Symes' „Account of an embassy to the kingdom of Ava" (Lond. 1800, 4.); „Voyage du capitaine Hiram Cox dans l'empire des Birmans", von Chalons d'Ange (2 Bde., Par. 1824), vorzüglicher als das engl. Original (Lond. 1821); Trant's „Two years in Ava" (Lond. 1827); Anna Judson's „Relation of the American Baptist mission to the Birman empire" (Washington 1823), und des Augenzeugen Major Snodgraß interessante Kriegsgeschichte: „Narrative of the Burmese war" (Lond. 1827, deutsch von Nagel, Hanov. 1830).

Birmingham, nach Manchester die wichtigste Fabrikstadt Englands, in der Grafschaft Warwick, mit 115,000 Einw. früher ohne Sitz und Stimmrecht

im Parlament, wozu es erst durch die Reformbill 1832 berechtigt ward. Von den 85,000 Familien, die man 1821 zählte, waren 81,000 mit Manufactur und Handel beschäftigt. Die Einfarbigkeit der Häuser, welche aus dunkelrothen Mauersteinen erbaut sind, die man nicht übertüncht, gibt der Stadt ein trübes Ansehen, welches durch den dicken Rauch aus den zahlreichen Metallwerkstätten, der über die Stadt hinzieht, noch dunkler wird. B. hat 22 Kirchen und Bethäuser, zwei Synagogen, eine Bell-Lancaster-Schule, mehre Bibliotheken und Wohlthätigkeitsanstalten. Auf dem Markte ist ein Denkmal Nelson's aufgestellt. Die Union, welche sich zu B. in den neuesten Zeiten bildete, war zur Förderung volksthümlicher Zwecke sehr thätig. Die Gegend umher ist sehr bergig und reich an Steinkohlen und Eisen. Zu Anfange des 18. Jahrh. war B. noch ein unbedeutender Ort von etwa 5000 Einw., jetzt ist es der Hauptort für gröbere und feinere Arten von Stahl- und plattirten Waaren, für Knöpfe, Schnallen und Messingwaaren, für Bijouterie, Quincaillerie und lackirte Arbeiten. Schon im J. 1794 betrug der Werth der daselbst und in der Umgegend verfertigten Waaren 34½ Mill. Gulden. Die unter dem Namen der birminghamer bekannten Waaren sind außerordentlich mannichfach, und bewundernswürdig die neuen Erfindungen, welche Einfachheit und Zweckmäßigkeit verbinden und sämmtlich auf Nutzen, Genuß und Bequemlichkeit berechnet sind. Sehenswürdig ist die Verfertigung der Flintenläufe. Ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, welche die Kraft von 120 Pferden hat, zerschmettern die Eisenstäbe, wenn sie aus den Öfen kommen. In einem Augenblicke sind sie in eiserne Bänder verwandelt, um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Flintenmaß bestimmt, die Enden zusammengeschweißt, und so ist der Flintenlauf fast fertig. Während des Revolutionskriegs lieferte die Gewehrfabrik wöchentlich 14,500 Gewehre. In der Nähe von B., aber schon in der Grafschaft Stafford, liegt der Fabrikort Soho, 1764 noch bloßes Haideland, wo man jetzt engl. Kupfermünzen und ausländische für die ostind. Gesellschaft prägt. Vermittels der Dampfmaschinen schlagen acht Knaben in einer Stunde 30—40,000 Stück. Das Gepräge auf beiden Seiten wird durch einen einzigen Schlag vollendet. Auch ist daselbst eine große Fabrik von plattirten Waaren und eine Fabrik von Dampfmaschinen, die Boulton auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat. Vier Öfen verschaffen flüssiges Eisen genug, um Güsse bis auf die Schwere von 200 Ctrn. in einem Stücke auszuführen.

Biron (Charles de Gontaut, Herzog von), Sohn des Marschalls Armand de Gontaut, Baron von B., geb. um 1562, zeigte von frühester Jugend an entschiedene Neigung zum Kriegerstande und war deshalb schon im 14. Jahre Oberst der Schweizergarde. Er ward als Calvinist erzogen; charakterlos hatte er im 16. J. schon zweimal die Religion gewechselt. Die Gunst und Freundschaft des Königs Heinrich IV., dem er mit ebenso viel Ergebenheit als Unerschrockenheit diente, erhob ihn 1592 zum Admiral von Frankreich. Am Hofe wie auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet und deshalb gefürchtet und gepriesen, ward er nach der Wiedereinnahme von Amiens 1598 zum Herzog und Pair von Frankreich ernannt; allein jähzornig, eigensinnig, anmaßend, wie er war, glaubte B. sich für seine Verdienste nicht genugsam belohnt. Die span. Partei, die nach dem Frieden von Vervins 1598 Heinrich IV. nur durch geheime Ränke schaden konnte, benutzte B.'s Misvergnügen. Heinrich hatte diesen zu seinem Botschafter am Hofe zu Brüssel ernannt, um den Erzherzog den Frieden von Vervins beschwören zu lassen. Der span. Hof berauschte ihn durch Feste, Schauspiele und Ehrenbezeigungen; die Weiber wandten alle Künste der Verführung an, und der schwache B. versprach, wenn die Katholiken wieder aufstehen würden, sich mit ihnen zu vereinigen. Mit dem Herzog von Savoyen und dem Grafen von Fuentes schloß er 1599 einen Vertrag, worin er die Waffen gegen seinen Wohlthäter zu ergreifen versprach. Indeß ward dem Herzog von Savoyen 1600 der Krieg erklärt, und B. sah sich genöthigt, das Heer gegen ihn zu führen. Aus Furcht, sein Einverständniß möchte zu sichtbar werden, bemächtigte er sich fast aller

Plätze des Herzogthums, was um so leichter war, da Emanuel auf Schonung gerechnet hatte. Fuentes und der Herzog wagten, B. die Auslieferung des Königs vorzuschlagen; er verweigerte dies, aber ihre Eingebungen machten ihn mit dem Verbrechen vertraut, und als er bei der Belagerung des Forts St.-Katharina bei Genua vermuthen konnte, daß Heinrich die Laufgräben zu besehen kommen würde, ließ er dem Gouverneur sagen, er solle Büchsenschützen stellen, die auf ein verabredetes Zeichen Feuer gäben. In dem entscheidenden Augenblicke jedoch hinderte er den König, sich an den gefährlichen Ort zu begeben. Der Friede mit Savoyen kam 1601 zu Stande; dem Könige hatten die Verhandlungen B.'s mit dem Herzoge von Savoyen und der Zweck derselben nicht ganz verborgen bleiben können, deshalb befragte er B. über seinen Anschlag und versprach ihm Verzeihung. B. gestand Alles, setzte jedoch seine geheimen Unterhandlungen fort. Der König sandte ihn in demselben Jahre an die Königin Elisabeth von England, um ihr seine Vermählung mit Maria von Medici anzuzeigen. B.'s geheime Verhandlungen dauerten nichtsdestoweniger fort; aber sein Vertrauter Lafin ward dem Grafen Fuentes verdächtig und entdeckte, da er für sich selbst zu fürchten anfing und durch eine ihm von B. nicht übertragene Unterhandlung sich beleidigt glaubte, die ganze Verschwörung. Ein freies Geständniß und Reue würden B. gerettet haben, da Heinrich geneigt war, ihm zu verzeihen. Er aber beharrte auf seinem stolzen Leugnen, schlug die ihm angebotene Gnade aus und ward endlich auf der Königin dringende Bitten der Strenge der Gesetze übergeben. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer des Königs ward er verhaftet, in die Bastille gebracht, vor dem Parlamente gerichtet und am 31. Jul. 1602 enthauptet.

Biron (Ernst Joh. von), Herzog von Kurland, geb. 1687, war, wie man behauptet, der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jakob von Kurland und der Sohn eines kurländischen Gutsbesitzers, Namens Bühren. Er studirte zu Königsberg und wußte sich auf eine Stufe des Ansehens zu erheben, die seine Abkunft verbarg. Sein angenehmes Äußere und sein gebildeter Verstand verschafften ihm die höchste Gunst der Herzogin von Kurland, Anna, Nichte des russ. Kaisers; dennoch gelang es ihm nicht, unter den kurländischen Adel aufgenommen zu werden. Als Anna 1730 den russ. Thron bestieg, wurde B., ungeachtet man es ihr zur Bedingung gemacht hatte, ihn nicht nach Rußland kommen zu lassen, von der Kaiserin mit Ehren überhäuft. Er nahm nun, am Hofe eingeführt, den Namen und das Wappen der franz. Herzoge von Biron an und beherrschte unter diesem Namen selbst seine Gebieterin. Stolz und hart, überließ er sich allen Leidenschaften des Hasses gegen die Nebenbuhler seines Ehrgeizes. Die Fürsten Dolgorucky und ihre Freunde waren die ersten Opfer, welche fallen mußten; mehre tausend Menschen ließ er hinrichten und noch viel mehr schickte er in die Verbannung. Man versichert, daß die Kaiserin sich ihm bisweilen zu Füßen geworfen habe, um ihn zu besänftigen, aber Bitten und Thränen derselben waren nicht fähig, ihn zu rühren. Doch brachte die Stärke seines Charakters Thätigkeit und Kraft in alle Theile der Staatsverwaltung des großen Reichs. Anna zwang die Kurländer 1737, ihren Günstling, der 1722 eine Kurländerin aus der Familie Trotta, genannt Treyden, geheirathet hatte, zu ihrem Herzoge zu wählen. Endlich ernannte sie ihn, nachdem sie den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger bestimmt hatte, auf seinen Wunsch zum Regenten. Nach Anna's Tode am 28. Oct. 1740 benahm sich der nunmehrige Regent mit Umsicht und Mäßigung. Bald aber entstand ein geheimer Bund gegen ihn; einverstanden mit der Mutter des jungen Kaisers, ließ ihn der Feldmarschall Münnich durch Manstein in der Nacht vom 19. zum 20. Nov. 1740 in seinem Bette verhaften und auf die Festung Schlüsselburg abführen. Man machte ihm den Proceß, fand aber keine Beweise für die ihm zugeschriebenen Entwürfe zu Gunsten seiner Familie; daher ward sein Todesurtheil in ewige Gefangenschaft verwandelt, sein Vermögen aber eingezogen. Man brachte ihn mit seiner Familie nach Pelim in Sibirien in ein Gefängniß, dessen Einrichtung Münnich selbst angegeben hatte.

Im folgenden Jahre kam Elisabeth, die Tochter Peter's des Großen, durch eine Revolution auf den russ. Thron, B. ward am 20. Dec. 1741 zurückberufen, und Münnich mußte sein Gefängniß einnehmen. In Kasan trafen die Schlitten zusammen; Beide erkannten einander, setzten aber ihre Reise fort, ohne ein Wort zu wechseln. B. lebte nun während Elisabeth's Regierung mit seiner Familie zu Jaroslaw in sehr guten Verhältnissen. Seine, sowie Münnich's Verbannung hob 1762 Peter III. auf. Als Katharina II. den Thron bestieg, erhielt B. 1763 das Herzogthum Kurland zurück, regierte mit Weisheit und Milde, übergab 1769 seinem ältesten Sohne Peter die Regierung und endete am 28. Dec. 1772 sein unruhiges Leben. Vgl. (von Helbig's) „Russ. Günstlinge" (Tüb. 1809); Schmidt-Phiseldek's „Materialien zur russ. Geschichte", Bd. 2, und „Biron's Leben" (Bremen 1742).

Bisamthier, Moschusthier (moschus bei Linné) ist eine Säugthiergattung aus der Ordnung der Wiederkäuer, den Hirschen verwandt, doch ohne Thränenhöhlen vor den Augen, ohne Hörner, und das Männchen mit lang hervorragenden Eckzähnen im Oberkiefer. Die bekannteste, vielleicht einzige Art (M. moschiferus) von der Größe eines halbjährigen Rehes, ist graubraun von Farbe, hat die großen Gebirgszüge in Asien zu seiner Heimat und lebt von Blättern, Beeren und Flechten. Das Männchen hat an der Vorhaut der Ruthe eine eigne Tasche, in welcher die unter dem Namen Moschus oder Bisam bekannte Materie im zweiten Lebensjahre des Thieres sich absondert. Die beste Sorte des Bisams, der als eins der kräftigsten Arzneimittel gebraucht wird, ist der tunquinesische, tibetanische oder orientalische, eine geringere der sibirische, kabardinische oder russische. Jene erhalten wir aus Tibet in runden, mit wenigen Borstenhaaren besetzten Beuteln, welche die Größe eines Taubeneies haben, diese in mehr länglichen, dicht behaarten Beuteln. Der Moschus wird sehr oft verfälscht, da er hoch im Preise steht (ein einziger Beutel 50 Thlr. und drüber). Frisch sieht er röthlichbraun aus und hat die Consistenz einer Latwerge, getrocknet in den Beuteln wird er krümlich, fühlt sich aber fettig an. Er hat einen starken eigenthümlichen Geruch, sein Geschmack ist scharf und bitter.

Biscaya, eine der baskischen Provinzen des Königreichs Spanien, mit 140,000 Einw. und der Hauptstadt **Bilbao** (s. d.). Das alte B., das Vaterland der **Basken** (s. d.), bildete während seiner Selbständigkeit eine mit Castilien vereinigte Herrschaft, deren Regent blos den Titel: Herr von B., führte. Die gesetzgebende Gewalt hatte der Herr und die Junta der Volksdeputirten, die sich regelmäßig, aller zwei Jahre und in außerordentlichen Fällen, unter dem Schatten eines alten Baumes in der Nähe von Guernica versammelte. Sie wurden von allen Bürgern, welche das droit foral hatten, gewählt, mit Ausnahme der Fleischer, öffentlichen Ausrufer und der Fremden, welche hier allein niedere Geschäfte trieben. Die vollziehende Gewalt hatten eine vom Herrn ernannte Magistratsperson und die von der Volksjunta auf zwei Jahre ernannten Deputirten. Die Richter ernannte der Herr, aber die Städte und Dörfer ihre Gemeindebeamten. Auch in Ansehung der Steuern, des Kriegsdienstes und der Truppenverpflegung hatte B. Rechte und Freiheiten (fueros). Ähnliche Vorrechte hatten die beiden andern baskischen Provinzen Alava und Guipuzcoa. Auch sie hatten ihre eignen Junten, die sich jährlich versammelten, und zwar die von Alava in Vittoria. Die fueros waren der Grund, weshalb sich die Biscayer der Einführung der Constitution der Cortes widersetzten.

Bischof ist nach dem Neuen Testamente der Lehrer und geistliche Vorsteher einer christlichen Gemeinde. Die Bischöfe, welche die Apostel selbst eingesetzt oder die Gemeinden, nach der apostolischen Idee von diesem Amte, gewählt haben, waren die Gehülfen und Nachfolger der Apostel in dem Geschäfte der Erhaltung und Verbreitung des Christenthums. Sie führten, wie über die ganze Gemeinde, auch über die andern Beamten derselben, Presbyter und Diakonen, die Aufsicht, ohne jedoch schon den Vorrang und die Diöcesanrechte zu behaupten, die ihnen bei der allmäligen Bildung der Kirchenverfassung zu Theil wurden Aber eben dieses Sy-

stem des Priesterregiments, die fast unumschränkte Herrschaft über die Geistlichen ihrer Sprengel, die Theilnahme an den Angelegenheiten der Staaten, denen sie sich bald durch ihre vorzügliche Bildung und als die ersten Reichsstände wichtig zu machen wußten, die Verwaltung der Kirchengüter, die Vertheidigung ihrer kirchlichen Gerechtsame und ihre weit um sich greifende geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit beschäftigten sie zu sehr, als daß ihnen zu den Pflichten des Lehramts und der Seelsorge noch Lust und Zeit übrig geblieben wäre. Sie behielten sich daher nur gewisse, für besonders wichtig und heilig geachtete Amtshandlungen vor, z. B. die Weihe der Geistlichen, Confirmation der Jugend und Verfertigung des heil. Salböls. Im Mittelalter hielten sie sich auch für die nothwendig beizubehaltenden Geschäfte und für die Aufsicht über das Kirchenwesen eigne Vicarien, genannt Weihbischöfe und Coadjutoren. Solche Bischöfe, die selbst predigten und sich der Seelsorge annahmen, gehören seit dem 7. Jahrh. zu den Seltenheiten. Es bewarben sich daher nicht nur der Adel, sondern selbst Fürsten = und Königssöhne um eine Würde, die ebenso ehrenvoll als einträglich war und auch ritterliche Lustbarkeiten und Lebensgenüsse aller Art erlaubte. Diese Bewerbung des Adels und der Fürsten, welche durch reichliche Schenkungen an die Kirchen und eine politische Begünstigung von Seiten der Kaiser unterstützt wurde, gab besonders den deutschen Bisthümern Glanz und Hoheit. Die deutschen Bischöfe wurden Reichsfürsten und ihr Einfluß auf alle öffentliche Angelegenheiten entscheidend. Die Amtskleidung der Bischöfe kam zuerst unter Konstantin dem Großen auf und hat sich durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten. Sie besteht in einer eigenthümlichen Mütze; dem Krumm = oder Bischofsstabe; einem goldenen Ringe zum Zeichen des Bräutigams oder der Vermählung mit der Kirche Christi; einem Kreuze auf der Brust; der Dalmatica, einem langen weißen Kleide mit kurzen Ärmeln, der Tunica, einem wollenen Unterkleide, dem Rochetum, einer Art Überrock von weißem Linnen mit geschlossenen Ärmeln, der über der Dalmatica getragen wird; der Mozzeta, einer Tunica, die nicht über die Schultern reicht und über der Dalmatica und dem Rochetum getragen wird, dem Pallium, besondern Handschuhen und Fußbekleidungen. Die Reformation verminderte die Zahl der Bischöfe, und wenn auch die höhere Geistlichkeit in den von der katholischen Kirche getrennten nordischen Reichen, Schweden, Norwegen und Dänemark, den bischöflichen Titel beibehielt, so verlor sie doch den bedeutendsten Theil der ehemaligen Einkünfte und Vorrechte. Die schwed. Bischöfe blieben Reichsstände wie die engl., jedoch mit geringem Einflusse. Die engl. Kirche hat ihren Bischöfen noch das meiste Ansehen gelassen und eben darum den Namen der bischöflichen erhalten. Früher hatte die röm. Kirche durch die Eroberungen der Mohammedaner eine Menge Bisthümer, die besonders in den durch die Kreuzzüge eroberten Ländern gestiftet worden waren, verloren; daher die vielen Titularbischöfe, deren Bisthümer in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen, liegen. Der röm. Stuhl pflegt nur höhere Geistliche mit diesem Titel zu beehren. In Folge der Abtretung deutscher Länder an Frankreich wurden 23 Bisthümer aufgehoben; jedoch sind, besondern Verabredungen mit dem röm. Hofe gemäß, in mehren deutschen Staaten wieder Landesbischöfe eingesetzt worden. (S. Concordat und Deutsche Kirche.) Wenn übrigens das Staatsoberhaupt oberster Bischof der im Staate befindlichen Kirchen (summus ecclesiae episcopus) genannt wird, so bezieht sich dies auf die Oberaufsicht und die Oberschutzherrlichkeit, welche die Staatsgewalt in Hinsicht aller im Staate befindlichen Gesellschaften ausübt.

Bischoff (Ignaz Rud.), einer der ausgezeichnetsten Ärzte Wiens, geb. 15. Aug. 1784 zu Kremsmünster in Oberöstreich, wo sein Vater Professor der franz. und ital. Sprache an der dortigen Ritterakademie war. B. erhielt seinen ersten Unterricht in der Hauptschule zu Linz, besuchte dann das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er den philosophischen Cursus machte, und hierauf die Universität, mit

dem Vorsatze, die Rechte zu studiren. Doch bald führte ihn das Studium der Naturwissenschaften, mit denen er sich schon früher eifrig beschäftigt hatte, zu dem der Arzneikunde, der er sich nun ausschließend widmete. Er erlangte 1808 zu Wien die medicinische Doctorwürde und hatte daselbst schon einen bedeutenden Wirkungskreis als praktischer Arzt, als er 1812 die Professur der medicinischen Klinik und speciellen Therapie an der Universität zu Prag erhielt. Die noch in selbigem Jahre in Prag, besonders in dem allgemeinen Krankenhause, ausgebrochene heftige Nervenfieberepidemie führte ihn vornehmlich der medicinischen Praxis zu. Nachdem ihm seit 1816 das Amt eines Primairarztes des allgemeinen Krankenhauses übertragen worden war, folgte er 1825 dem Rufe als kais. Rath, Stabsfeldarzt und Professor der Klinik, Pathologie und Therapie an der medicinisch-chirurgischen Josephsakademie zu Wien. In diesem Wirkungskreise, sowie auch in dem eines der vorzüglichsten praktischen Ärzte der Hauptstadt, suchte er mit redlichem Eifer und unter glücklichem Fortgange sowol die Theorie als auch die Ausübung seiner Wissenschaft zu fördern und zu erweitern, und besonders die schwierige Lehre von den Nervenfiebern durch Hinweisung auf die so häufig mit ihnen verbundene und meist verkannte Hüftdarmentzündung in ein neues Licht zu setzen. Unter seinen Schriften zeichnen wir besonders aus: „Beobachtungen über den Typhus und die Nervenfieber" (Prag 1814); „Die chronischen Krankheiten im weitern Sinne" (Prag 1817); „Grundsätze der praktischen Heilkunde durch Krankheitsfälle erläutert" (3 Bde., Prag 1823—25); „Grundsätze zur Erkenntniß und Behandlung der Fieber und Entzündungen" (2. Aufl., Wien 1830) und „Grundsätze zur Erkenntniß und Behandlung der chronischen Krankheiten" (Wien 1830).

Bischöfliche Kirche, s. Englische Kirche.

Bischofsmütze, gleichbedeutend mit infula, der bei den Römern gewöhnlichen weißwollenen Stirnbinde, mit welcher Priester, Vestalinnen, Bittende, ja selbst Opferthiere erschienen, weil man die Verhüllung des Kopfes für ein Zeichen der Demuth ansah. Als Zeichen ihrer Würde bedienten sich später der Inful die kais. Statthalter, und als solches wurde sie auch seit dem 7. Jahrh. allgemein von den christlichen Bischöfen angenommen. Sie besteht bei diesen aus zwei großen, oben spitz zulaufenden Blättern von Blech oder Pappe, die mit weißseidenem Zeuche überzogen sind. Die Seite, welche nach vorn zu stehen kommt, ist mit einem Kreuze geziert; willkürlich werden sie auch mit Perlen und Edelsteinen besetzt. Die Inful wird auch von Denen, die zum Tragen derselben berechtigt sind, im Wappen geführt. Das Verleihen der Bischofsmütze, was man gewöhnlich *infuliren* nennt, ist ein Vorrecht des Papstes, der außer den Erzbischöfen und Bischöfen zuweilen auch Äbte ausgezeichneter Klöster damit beehrt, die man dann infulirte Äbte nennt.

Bischofsstab, auch **Krummstab**, ein hoher, oben gekrümmter und mit Laubwerk gezierter Stab von Silber oder Gold, den die Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen als Ehrenzeichen ihrer Würde bei Amtsverrichtungen neben sich tragen lassen und der bei dem Wappen der geistlichen Fürsten hinter den Schild gestellt wird, sodaß er über denselben hervorragt. Er war ursprünglich ein hölzerner Hirtenstab, der den Bischöfen als Symbol ihres Berufs bei der Belehnung oder Investitur überreicht wurde, indem man sie als Hirten der Gläubigen betrachtete. Je kostbarer aber der Stab wurde, desto weniger waren Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und andere Geistliche, die später auch mit dem Krummstabe belehnt wurden, ihrer Verpflichtung eingedenk. Nur wenn der Bischof das Volk segnet, nimmt er den Stab selbst in die Hand.

Bischofswerder (Joh. Rud. von), preuß. General und Minister, geb. in Sachsen, studirte seit 1756 in Halle, war dann Kammerherr bei dem Herzog von Kurland, Prinzen Karl von Sachsen, bekam 1759 das Commando einer neu errichteten Jägercompagnie, trat aber nach des Herzogs Tode 1760 in preuß. Dienste, ward 1779 Major und galt unter Friedrich Wilhelm II. Alles am Hofe zu Berlin. Die Neigung, die er Friedr. Wilh., als dieser noch Kronprinz ohne Ein-

fluß war, bewiesen hatte, erwarb ihm dessen dauernde Gunst. Als bevollmächtigter Minister hatte er vielen Theil an dem Congresse zu Szistowe; auch brachte er mit Lord Elgin die Zusammenkunft in Pillnitz zu Stande. Er begleitete 1792 den König während des Feldzugs in der Champagne und ward hierauf als Gesandter nach Paris geschickt, von wo er 1794 zurückkehrte. Nach des Königs Tode 1797 ward er in Ruhestand versetzt und starb im Oct. 1803 auf seinem Landgute bei Berlin. B. war ein rechtschaffener, von aller niedern Rachsucht freier Mann; Feinheit des Geistes, bei aller anscheinenden Gutmüthigkeit und Plumpheit, kann ihm nicht abgesprochen werden; doch hatte er als Staatsmann höchst beschränkte Ansichten. Sein Hang zum Mysticismus, der ihn auch in den Illuminatenorden führte, und seine Geisterseherei waren für das Land von sehr nachtheiligen Folgen; er war es, der den König zu Manchem verleitete, was man diesem zum Vorwurf macht.

Bismark (Friedr. Wilh., Graf von), ausgezeichnet als Krieger, Diplomat und militairischer Schriftsteller, geb. 28. Jul. 1783 zu Windheim in Westfalen, aus einem altadeligen Geschlechte wendischen Ursprungs, trat 1796 als Cornet in das hanöv. Heer. Als aber, beim neuen Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und England, Hanover 1803 durch die Franzosen besetzt und das hanöv. Truppencorps aufgelöst worden war, trat B. in die Dienste des Herzogs von Nassau. Doch schon im Aug. 1804 nahm er seinen Abschied, reiste nach England, nahm in der engl.-hanöv. Legion Dienste und wohnte 1805 der Expedition in Norddeutschland bei. Ein Zweikampf nöthigte ihn 1807 England zu verlassen; er wandte sich nach Würtemberg, wo er bei der Cavalerie angestellt und schon nach sechs Monaten zum Rittmeister befördert wurde. Der Krieg von 1809 gab ihm Gelegenheit, sich auszuzeichnen; seine Kühnheit und Tapferkeit im Gefecht bei Riedau wurden von Napoleon und seinem Könige durch Ertheilung von Ordenszeichen anerkannt. In Rußland war er in allen Gefechten und Schlachten gegenwärtig, an welchem das 3. Corps unter Marschall Ney Theil nahm; oft war er bei gefahrvollen Märschen an der Spitze der Avantgarde. In der Schlacht an der Moskwa am 7. Sept. 1812, wo ihm drei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, übernahm B., nachdem der Oberst seines Regiments, Graf Normann, verwundet, der Oberstlieutenant von Palm getödtet und dasselbe auf 63 Mann zusammengeschmolzen war, den Befehl des Regiments, mit welchem am Abende der Rest des Regiments Prinz Adam vereinigt wurde; beide zählten zusammen noch 123 Mann. Nach dem Übergange über die Bereszina erhielt er den Auftrag, den Rest der würtemb. Armee ins Vaterland zurückzuführen, und kam im Febr. 1813 in der Heimat an. Als die würtemb. Division von Neuem ins Feld rückte, führte B. das erste Chevauxlegersregiment, nahm rühmlichen Antheil an der Schlacht bei Bautzen, zeichnete sich in dem Treffen bei Seiffersdorf durch seine Entschlossenheit aus, weshalb er zum Offizier der Ehrenlegion ernannt wurde, sowie nicht minder bei Jüterbogk am 28. Aug. 1813. In Leipzig wurde B. gefangen, traf aber im Nov. in Würtemberg wieder ein, wo er sogleich, als Würtemberg sich nun für die Alliirten rüstete und Prinz Adam das Commando der Reiterdivision erhielt, diesem als Chef des Generalstabes beigegeben wurde, in welcher Eigenschaft er ein vorzügliches Talent, größere Massen Reiterei zu führen, entwickelte. Dieselbe Stellung wurde ihm 1815 zu Theil, und er fand Gelegenheit, sich bei dem Gefechte, welches die Würtemberger unter den Mauern von Strasburg bestanden, auszuzeichnen, wofür den Zurückgekehrten der Grafentitel belohnte. Während des Feldzuges war B. zum Oberst und Flügeladjutanten des Königs vorgerückt. Kurz darauf, nachdem Wilhelm I. im Nov. 1816 die Regierung angetreten hatte, ward B. mit einer neuen Organisation der Reiterei beauftragt. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo sein Genie für die bessern Einrichtungen der Reiterei die wesentlichsten Dienste leistete. Die treffliche Anordnung, mit halben Zügen zu wenden, die Formirung des fünften Zugs jeder

Schwadron als Schützen oder Flanqueurs, der Entwurf eines neuen Exercierreglements, das der Reiterei große Beweglichkeit verlieh, sind sein Werk, und die dagegen erhobenen Einwendungen widerlegen sich durch den praktischen Beweis, welchen B. mit seinem Regiment für sein System führte. Im J. 1819 ward er zum Generalmajor und Brigadier und im folgenden Jahre zum lebenslänglichen Mitgliede der Kammer der Standesherren, sowie zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister am bad. Hofe ernannt, jedoch mit Beibehaltung seiner Verhältnisse als Commandant der Reiterbrigade. Seine diplomatische Stellung erhielt 1825 eine weitere Ausdehnung, indem er zum Gesandten an den Höfen von Berlin, Dresden und Hanover ernannt wurde. Im J. 1826 ging er auf Einladung des Königs nach Dänemark, und führte sein System in der dän. Armee mit bestem Erfolge ein. Im Sept. 1830 endlich ward er zum Generallieutenant und Commandanten der würtemb. Reiterei erhoben. Seinen literarischen Ruf begründeten zuerst die „Vorlesungen über die Taktik der Reiterei" (Karlsr. 1818, 3. Aufl. 1826), welche als classisch anerkannt ins Französische und zweimal ins Englische übersetzt worden sind. Es folgten „Die Elemente der Bewegungskunst eines Reiterregiments" (Karlsr. 1819, 2. Aufl. 1826) und der „Felddienst der Reiterei" (Karlsr. 1820), der in die franz., engl., ruff. und poln. Sprache übersetzt wurde. Von seiner „Felddienstinstruction für Schützen und Reiter" (Karlsr. 1820) wurden binnen zwei Jahren drei Auflagen nöthig. Das Werkchen: „Der Feldherr nach Vorbildern der Alten" (Karlsr. 1820), bewegt sich originell auf dem Boden der höhern Strategetik. In seinem „System der Reiterei" (Karlsr. 1822), im „Schützensystem der Reiterei" (Karlsr. 1824, 2. Aufl. 1825) und in der „Reiterbibliothek" (6 Bde., Karlsr. 1825) hat B. alle seine Ansichten und Grundsätze über die Reiterei auf Thatsachen gestützt. Den Schlußstein seines ganzen Systems macht die „Ideentaktik der Reiterei" (Karlsr. 1829).

Bison, eine nur in Nordamerika einheimische Abart des Ochsen, die sich durch eine große Erhöhung auf den Schultern und die Länge und Feinheit des wolligen Haares auszeichnet, das auf dem Scheitel in einem dicken Wulst sich erhebt, über Kopf, Hals und Brust zottig herabfällt und einen Bart unter der untern Kinnlade bildet. Früher fast über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten verbreitet, leben diese Thiere, die sich immer weiter von den Menschen entfernen, jetzt nur noch in den unangebauten Gegenden und werden selten östl. vom Mississippi oder nördl. vom Lorenzflusse gefunden. Im Sommer ist der Leib von den Schultern rückwärts mit sehr kurzem und weichem Haare bedeckt und, die zottigen Haare ausgenommen, die Farbe desselben zu allen Zeiten gelbbraun. Die Stiere sind nicht so scheu als die weit kleinern und minder lang behaarten Kühe, welchen mehr nachgestellt wird, weil sie feinere Häute und besseres Fleisch liefern. Menschen greifen sie nicht an, außer wenn sie verwundet sind und von ihrem Verfolger gedrängt werden. Die Begattungszeit dauert vom Jul. bis Sept.; später trennen sich die Kühe in besondern Heerden von den Stieren. Das Kalb verläßt die Mutter selten vor dem ersten Jahre. Der B. hat gröberes Fleisch als der zahme Ochse, es wird aber von Jägern und Reisenden sehr geschätzt, und besonders gilt der Höcker für einen Leckerbissen. Die Indianer schneiden ihn ab, nehmen die Knochen heraus, nähen ein Stück Haut auf den entblößten Theil, sengen die Haare ab und lassen ihn dann in einer in die Erde gegrabenen erhitzten Grube langsam braten. Auf den Wiesen des westl. Gebiets sieht man noch Heerden von Tausenden. Wenn sie weiden, zerstreuen sie sich, bilden aber eine dicht geschlossene Masse, wenn sie sich vorwärts bewegen, und schwimmen in ebenso gedrängten Haufen über breite Flüsse. Vielen Indianerstämmen liefern diese Thiere fast ausschließend Nahrung, Kleidung, Zelte und Hausrath. Eine unermeßliche Anzahl derselben wird jährlich erlegt, und der Indianer, selbst wenn er Fleisch in Überfluß hat, tödtet manches Thier, blos um eine Zunge oder einen Höcker zu gewinnen. Die Häute, besonders der

Kühe, nach der Weise der Indianer zugerichtet, welche die Haare nicht wegnehmen, sind ein trefflicher Schutz gegen die Kälte. Aus dem Wollhaar werden Hüte gemacht, und selbst grobes Tuch.

Bithynien, früher Bebryke nach den inwohnenden Bebryken genannt, ein Land in Kleinasien, durch den thrazischen Bosporus von Europa getrennt, am Pontus Euxinus und Propontis, reicht westl. bis an den Rhyndakos und grenzt südl. an Phrygien. Die vorzüglichsten Städte des Landes waren Chalcedon, Nikomedia, Nicäa, Heraklea, Olbia, Ostakum und Prusa. B. war bis ins 6. Jahrh. v. Chr. ein freier Staat unter eignen Königen. Als der letzte derselben, Prusias, im Kampfe gegen Krösus gefallen war, kam das Land 560 in die Gewalt der Lydier, und beim Untergange des lydischen Reichs 555 an Persien. Der Wiederhersteller der Selbständigkeit des bithynischen Thrones ward unter Alexander's des Großen Herrschaft 334 v. Chr. Bias oder Bas, ein einheimischer Fürst, bei dessen spätern Nachfolger Prusias II. 183 v. Chr. Hannibal Aufnahme fand und sich durch Gift tödtete. Der vorletzte König dieses Stammes war Nikomedes III., der durch Mithridates, den König von Pontus, zweimal vertrieben, aber durch die Römer wieder eingesetzt wurde. Ihm folgte sein Sohn Nikomedes IV., der bei seinem Tode 75 v. Chr. die Römer zu Erben seines Reichs einsetzte, worauf B. mit Pontus vereinigt und durch einen Proconsul regiert wurde. Im 11. Jahrh. ward B. durch die Seldschukken erobert und 1298 durch die Osmanen daselbst ein neues Reich begründet, zu dessen Hauptstadt 1327 Prusa erhoben ward.

Bitsch, eine Stadt mit 2900 Einw. am Fuße der Vogesen, in einer rauhen Waldgegend, auf dem Knoten der von Hagenau, Weißenburg, Saaralbe und Pfalzburg herauführenden Gebirgsstraßen im Departement der Mosel. Die Festung mit tiefen, in Felsen gehauenen Gräben ist von Cormontaigne angelegt. B. kam 1738 mit dem Herzogthum Lothringen an Frankreich. Ein Überfall, den 1800 M. Preußen unter dem Obersten von Wartensleben 1793 im Verständniß mit einem Ingenieuroffizier der Besatzung unternahmen, wo sie schon bis in den nach dem Hause des Commandanten führenden Gang gedrungen waren, schlug fehl, weil der über dem Gange wohnende Artilleriecapitain der Festung, durch das ungewöhnliche Geräusch geweckt, sogleich die offen stehende eiserne Thüre zuwarf und verriegelte, die Preußen aber weder eine Petarde noch eine gefüllte Granate bei sich hatten, um die Thüre aufzusprengen.

Bittersalz (sal amarum oder magnesia sulphurica), ein erdiges, aus Schwefelsäure und Talkerde zusammengesetztes, in zarten haarförmigen, oder starken säulenförmigen Krystallen, Büscheln, Flocken, krystallinischen Körnern und als mehliger Beschlag vorkommendes Salz von weißer, graulicher oder gelblicher Farbe, welches aus den Heilquellen zu Seidschütz, Sedliz, Bilin u. s. w. gewonnen und aus den See- und Kochsalzsolen, z. B. zu Portsmouth, Kreuzburg u. s. w. künstlich bereitet wird. Die verschiedenen Sorten unterscheiden sich voneinander blos durch den mehr oder mindern Beisatz fremdartiger Salze, und im Grunde sind das engl., das seidschützer und andere Bittersalze in ihrer Natur und Wirkung völlig übereinstimmend, sofern keine Verfälschung stattfindet. Eine solche wird gewöhnlich mit Glaubersalz vorgenommen, jedoch leicht erkannt, wenn man einen Theil des verdächtigen Salzes einige Zeit der warmen Sommerluft oder warmen Stubenatmosphäre aussetzt, wo sich bald ein weißer Staub auf der Oberfläche bildet, wenn Glaubersalz beigemischt ist. Das reine Bittersalz muß völlig weiß sein, an der Luft trocken bleiben, bitter-salzig schmecken, und mit concentrirter Schwefelsäure übergossen keine salzsauern Dämpfe entwickeln. Es dient als abführendes Mittel und wirkt etwas gelinder als das Glaubersalz.

Bivouac, vom deutschen Worte **Beiwacht**, nennt man das Lager der Soldaten, ohne Zelte, unter freiem Himmel, wobei ein Jeder völlig angezogen bleibt und sein Gewehr bei sich hat. Schon während des siebenjährigen Krieges, wenn

die Nähe des Feindes das Aufschlagen eines Lagers als gefährlich erscheinen ließ, blieb die ganze Armee auf diese Weise des Nachts in Reih und Glied liegen, um jeden Augenblick sich zum Gefecht aufstellen zu können. Seit dem Revolutionskriege verschwanden nach und nach bei allen Armeen, die engl. ausgenommen, die Zelte, statt deren sich die Soldaten Hütten von Stroh, Baumzweigen u. s. w. bauen. Weil jedoch das Verweilen unter freiem Himmel in kalten und feuchten Nächten der Gesundheit der Truppen, wie der Gegend, wo sie bivouaquiren, gleich schädlich wird, die Wälder zu Grunde richtet und zu dem Ausplündern der nahen Wohnorte Gelegenheit gibt, so hat man zuerst bei der preuß. Armee die Zelte wieder in einigen Übungslagern aufgeschlagen.

Bizarrerie heißt jene Art des ungereimt Seltsamen oder Wunderlichen, wobei man, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die allgemeine Regel aus Willkür verläßt und eine gezwungene Eigenthümlichkeit an die Stelle setzt. Der Bizarre ist ein Wahnwitziger mit Freiheit, und die Eigenthümlichkeit, welche bei dem wirklichen Humoristen und dem Launenhaften Natur ist, ist bei ihm nur erkünstelt. Da im Ästhetischen die Regel, welche man verläßt, um neu und außerordentlich zu sein, die Regel des Geschmacks, mithin die Regel der Urtheilskraft in Beziehung auf das Schöne ist, so entsteht das Bizarre, wenn da, wo das Urtheil hätte walten sollen, eine ungezügelte, der Bildung und Zucht ermangelnde Phantasie eintritt. Der bizarre Geschmack unterscheidet sich von dem eigensinnigen (capricieux) darin, daß dieser aus bekannten Formen willkürlich zusammenwählt und durch unüberlegte Wahl die Regeln der Kunst entstellt; der bizarre Geschmack verschmäht diese Regeln und sucht durch einen Gebrauch außerordentlicher Formen alle Regeln umzustoßen. Der eigensinnige Geschmack, der sich, im Ganzen genommen, nur auf bloße Einzelheiten bezieht, gleicht einem Kinderspiele, das jedoch oft von nachtheiligen Folgen sein kann; der bizarre Geschmack hingegen erzeugt ein System, welches die von der Natur vorgeschriebenen Formen zerstört und die Grundformen der Kunst angreift. Der bizarre Geschmack findet sich weder in der Antike noch bei den großen Meistern der neuern Zeit; der eigensinnige Geschmack hat sich bisweilen ohne den bizarren, dieser hingegen sich nie ohne den eigensinnigen gezeigt. Gemeiniglich entsteht der bizarre Geschmack aus Überdruß des Bessern, öfters jedoch, sowol bei Nationen wie bei Einzelnen, aus dem Überdrusse selbst. Überall, wo sich Bizarrerie zeigte, war sie ein Zeichen des sinkenden Geschmacks; doch oft treibt das Bizarre selbst zu dem Einfachen und Natürlichen zurück, und das ist vorzüglich dann der Fall, wo Ersteres Gegenstand des Witzes und geistreicher Satire wird.

Black (Joseph), Chemiker, geb. 1728 zu Bordeaux von schot. Ältern, studirte zu Glasgow Medicin, wo Cullen, sein Lehrer, ihm Neigung für die chemischen Studien einflößte. Schon in der Abhandlung, die er 1754 bei der Erlangung der medicinischen Doctorwürde vertheidigte, theilte er seine Entdeckungen über die Kohlensäure und die Alkalien mit, die er später in den „Essays, physical and literary“ der literarischen Gesellschaft zu Edinburg 1756 genauer entwickelte. Er zeigt darin das Dasein einer luftförmigen Flüssigkeit, welche er fixe Luft nennt, deren Gegenwart die Ätzkraft der Alkalien und Kalkerden mildert; man kann diese Entdeckung als den Anfang aller derjenigen betrachten, welche die Namen Cavendish, Priestley, Lavoisier u. s. w. unsterblich gemacht und der Chemie eine neue Gestalt gegeben haben. Ebenso bereicherte er 1757 die Wissenschaft mit seiner Lehre von der verborgenen (latenten oder fixirten) Wärme, welche zu so wichtigen Ergebnissen geführt hat. Er ward 1756 an Cullen's Stelle zum Professor der Medicin auf der Universität Glasgow ernannt und 1765 dessen Nachfolger in Edinburg. Sein Unterricht trug viel bei, den Geschmack für die Chemie in Großbritannien allgemein zu machen. Er starb 1799. Auf Lavoisier's Antrag hatte die Akademie der Wissenschaften zu Paris ihn zu einem der acht auswärtigen Mitglieder ernannt. Seine Sitten waren einfach, sein Charakter kalt und zurückhaltend. Als Mediciner

hatte er einen geringen Ruf, als Chemiker schadete er sich durch langen Widerspruch bei Einführung der neuen chemischen Theorien, wiewol er zuletzt ihnen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Seine „Lectures on chemistry" gab Robinson nach B.'s Handschrift (2 Bde., Edinb. 1803, 4.) mit einer Biographie desselben heraus. Zwei Abhandlungen von ihm befinden sich in den „Philosophical transactions" von 1774 und 1791. Zwei seiner Briefe über chemische Gegenstände haben Crell und Lavoisier herausgegeben.

Blackfisch, s. Sepia.

Blackstone (William), Rechtsgelehrter, geb. zu London am 10. Jul. 1723, Sohn eines Seidenwebers, wurde früh verwaist und unter der Pflege eines Verwandten erzogen, bis er 1738 nach Oxford ging, wo er sich bald durch Fleiß und Talente auszeichnete. Er zeigte Geschmack und Anlage für Poesie, entschied sich jedoch bald für die Rechtswissenschaften und schrieb bei seinem Eintritt in die Rechtsschule Middle Temple zu London ein in Dudley's Sammlung abgedrucktes geistreiches Gedicht, den „Abschied eines Rechtsgelehrten an die Muse". Er trat 1746 als Sachwalter vor Gericht auf; allein da ihm das Talent der mündlichen Beredtsamkeit fehlte, gelang es ihm nicht, sich einen bedeutenden Ruf zu erwerben. Dies bewog ihn, sich nach Oxford zu begeben, wo er bereits früher eine Gelehrtenpfründe (fellowship) besaß. Da nach den Einrichtungen der engl. Universitäten keine Vorlesungen über engl. Civil- und Staatsrecht gehalten wurden, so entschloß sich B. diesem Mangel abzuhelfen und eröffnete 1753 Vorlesungen über die Verfassung und Gesetzgebung Englands, die allgemeinen Beifall fanden. Diese glückliche Neuerung brachte einen gelehrten Juristen, Namens Viner, auf den Gedanken, in seinem Testament eine Summe zur Gründung eines Lehrstuhls für das gemeine engl. Recht auszusetzen, und als man nach seinem Tode 1758 die Sache ins Werk setzte, fiel die Wahl für diese Stelle einstimmig auf B. Der Ruhm, den ihm seine mehre Jahre hindurch gehaltenen Vorlesungen erwarben, veranlaßte ihn, wieder als Sachwalter in London aufzutreten, und er gelangte zu hohem Ansehen. Er kam 1761 ins Parlament und gab bald nachher seine Lehrstelle in Oxford auf. Seine Vorlesungen waren die Grundlage seiner berühmten „Commentaries on the law of England", deren erster Band 1765 erschien. Er begnügte sich in diesem Werke nicht mit einer bloßen Erklärung der Gesetze, sondern suchte die Aufgabe einer gründlichen Auslegung derselben zu lösen, und seine Leistung war um so verdienstlicher, da er keine Vorgänger hatte; doch lieferte er nicht sowol eine philosophische Erörterung der Grundsätze des engl. Civil- und Staatsrechts, als eine klare Darstellung und Vertheidigung des bestehenden Systems; und einzelne freisinnige Behauptungen abgerechnet, ist er im Ganzen ein eifriger Verfechter der Vorrechte der Krone und nicht liberal in seinen Ansichten über religiöse Duldung. Er ward in dieser Beziehung in lebhafte Streitigkeiten verwickelt, und fand besonders in Bentham, dessen „Fragment on government" gegen B.'s politische Grundsätze gerichtet war, einen kräftigen Gegner. Sein anhaltender Fleiß untergrub seine Gesundheit. Er starb am 14. Febr. 1780. Die beste Ausgabe seiner 15mal in England aufgelegten und in mehre Sprachen übersetzten „Commentaries" ist von Christian besorgt und 1809 in 4 Bdn. zu London erschienen. Im Auszuge hat es von Colditz (Schleswig 1822) zu übersetzen angefangen.

Blair (Hugh), geistlicher Redner und Schriftsteller, geb. zu Edinburg am 7. Apr. 1718, studirte daselbst Theologie, ward 1743 Prediger und stieg 1758 als Prediger an der Hochkirche in Edinburg bis zur höchsten geistlichen Würde in Schottland. Mit Erreichung dieser Stufe seines praktischen Wirkungskreises eröffnete sich auch sein literarischer. Denn jetzt fing er an, die Ergebnisse seiner Erfahrungen über die Schönheit rhetorischer Composition öffentlich mitzutheilen, und hielt zuerst 1759 öffentliche Vorlesungen über diesen Gegenstand. Die Regierung stiftete 1762 eine besondere Professur der Rhetorik und der schönen Wissenschaften

und übertrug ihm dieselbe. Wir kennen seine Theorie der Beredtsamkeit aus seinen „Lectures on composition" (2 Bde., Lond. 1783, 4.; deutsch von Schreiter, 3 Bde., Liegnitz 1788). Die Bemühungen Macpherson's um die Sammlung und Herausgabe der Ossian'schen Gesänge unterstützte B. thätig und vertheidigte in einer berühmten Abhandlung (deutsch im 3. Bd. der Übers. des Ossian von Denis) die Echtheit jener Dichtungen. Seine Predigten werden als Muster der engl. Kanzelberedtsamkeit angesehen. Sie zeichnen sich durch klare und schöne Darstellung aus, sind aber eher moralische Abhandlungen als eigentliche Predigten. Erst 1777 erschien der erste Theil seiner Predigten, die schon im folgenden Jahre die 10. Aufl. erlebten. Ihnen ließ B. eine andere Sammlung folgen, welche ebenfalls wiederholt aufgelegt wurde. Die beste deutsche Übersetzung lieferten Sack und Schleiermacher. In seinen Amtsgeschäften wirkte er mit bescheidener Mäßigung für die Freiheit und das Wohl seiner Kirche, und starb, in allen seinen Verhältnissen geachtet und glücklich, am 8. Jan. 1801.

Blake (Robert), ein engl. Seeheld, geb. 1599 zu Bridgewater in der Grafschaft Somerset, trug viel dazu bei, daß die engl. Seemacht den hohen Rang erreichte, welchen sie jetzt einnimmt. Er schwächte die Macht der Holländer und Spanier und nahm letztern eine reich beladene ostind. Flotte weg. Cromwell schätzte ihn; da er aber seine Anhänglichkeit an die republikanische Verfassung kannte, ergriff er die Gelegenheit, B. 1657 zu entfernen, um in dem mittell. Meere die Ehre der brit. Flagge aufrecht zu erhalten. Schon B.'s Name reichte hin, den Raubstaaten und den andern benachbarten Ländern Furcht und Achtung einzuflößen. Die Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn, in sein Vaterland zurückzukehren. Er starb 1657 in dem Augenblicke, da seine Flotte in den Hafen von Plymouth einlief. Cromwell ehrte sein Andenken durch ein prächtiges Leichenbegängniß und ließ ihn in der Westminsterabtei beisetzen. Sein Charakter war finster und streng; in jeder Lage blieb er ruhig und kalt.

Blanchard (François), einer der ersten Luftschiffer, geb. 1738 zu Andelys im Departement Eure, übte sich von Jugend auf in mechanischen Künsten und erfand schon in seinem 16. Jahre einen mechanischen Wagen, mit dem er eine Strecke von sieben Stunden fuhr. Diese Erfindung, die er 1778 noch vervollkommnete, empfahl ihn am Hofe zu Versailles. Gleiche Geschicklichkeit zeigte er im 19. Jahre bei einer künstlichen Wassermaschine; endlich erfand er ein fliegendes Schiff, welches durch ein Gegengewicht von 6 Pf. sich 20 F. über die Erde erhob. Willkommen waren ihm die Entdeckungen der Brüder Montgolfier, besonders aber des Professors der Physik Charles zu Paris. B. schiffte, nachdem er schon die erste Luftreise am 4. März 1784 angestellt hatte, 1785 mit dem D. Jefferies über den Canal von Dover nach Calais, wofür er vom Könige von Frankreich durch ein Geschenk von 12,000 und eine Rente von 1200 Fr. belohnt ward. Bei einer in demselben Jahre zu London unternommenen Luftfahrt bediente er sich zum ersten Male des von ihm, oder, nach Andern, von Etienne Montgolfier erfundenen Fallschirmes. Nachdem er viele Luftreisen auch in fremden Ländern angestellt hatte, ward er 1793 auf die Festung Kufstein in Tirol gesetzt, weil man ihm Schuld gab, revolutionnaire Grundsätze verbreitet zu haben. Frei gegeben, machte er 1796 zu Neuyork seine 46. Lufreise. Zu Rouen stieg er 1798 mit 16 Personen in einem großen Luftschiffe in die Höhe, und ließ sich sechs Stunden von dieser Stadt nieder. Im J. 1807 zählte man 66 glücklich von ihm vollbrachte Luftreisen. Er starb am 7. März 1809. — Seine Gattin, geb. 1774, setzte diese Luftreisen fort. Als sie aber im Jun. 1819 in Paris vom Tivoli aufstieg, gerieth ihr Ballon durch ein mitgenommenes und in einer beträchtlichen Höhe angezündetes Feuerwerk in Brand, und die Luftschifferin fand ihren Tod.

Blanco (Bianco), s. **Blanket**.

Blandrāta (Giorgio), einer der bedeutendsten Unitarier des 16. Jahrh.,

geb. zu Saluzzo, war Arzt zu Pavia, floh der Verfolgungen wegen, die seine protestantischen Gesinnungen ihm zuzogen, 1556 nach Genf, wo er sich anfänglich an Calvin anschloß, ging 1558 nach Polen und stand sehr bald an der Spitze der Reformirten. Da er sich jedoch durch unitarische Ansichten verdächtig machte, sah er sich 1563 genöthigt, nach Siebenbürgen zu fliehen, und wurde hier Leibarzt des Fürsten Joh. Sigismund, den er für seine Meinungen zu gewinnen wußte. Seine Klugheit und Umsicht gewann seiner Lehre eine bedeutende Partei und er ward der Stifter der Unitarier in Polen und Siebenbürgen. Durch seinen Neffen, der der katholischen Kirche anhing, ward B. um 1585 ermordet.

Blangini (Giuseppe Marco Maria Felice), Componist, geb. 1781 zu Turin, wo er durch den Abt Ottani, Kapellmeister bei der dortigen Domkirche, seinen ersten Unterricht in der Musik erhielt. Schon von seinem 13. Jahre an begleitete er den Chor dieser Kirche auf der Orgel. In Paris, wo er sich seit 1799 aufhielt und Unterricht im Gesang gab, ward ihm der Auftrag, „Die falsche Dame", eine von Della Maria unvollendet gelassene Oper, zu beendigen. Es geschah mit Beifall, und bald darauf trat er mit „Zelie und Terville", dann „Naphthali" und andern Opern auf. Sowol diese als andere Compositionen von ihm wurden mit Beifall aufgenommen. Seine Concerte, in denen er seinen Gesang mit Geschmack und Ausdruck selbst begleitete, waren der Sammelplatz aller Kenner und Liebhaber der Musik. B. ward 1805 nach München berufen, führte daselbst eine Oper auf, und der König von Baiern ernannte ihn zu seinem Kapellmeister. Doch schon 1806 folgte er dem Rufe als Musik- und Concertmeister der Prinzessin Borghese, worauf ihn 1809 nach Reichardt's Abgange der König von Westfalen nach Kassel berief. Nach Auflösung des Königreichs Westfalen lebte er in München, ließ dort seinen „Trajan in Dacien" aufführen, ging aber nach einiger Zeit nach Paris, wo er sich noch gegenwärtig aufhält. Außer vielen komischen und heroischen Opern besitzen wir von ihm eine Sammlung artiger Romanzen, Notturnos, italien. Arien und besonders lieblicher Duette mit einfacher Fortepianobegleitung, weshalb man ihn in Italien den Anakreon der Musik nennt.

Blankenburg, ein District des Herzogthums Braunschweig von 8 □M. mit 20,000 Einw., bildete mit Ausschluß der ehemaligen Abtei Walkenried bis 1599 eine Grafschaft, die nach dem Aussterben der uralten Dynasten als eröffnetes Lehn an Braunschweig zurückfiel und später zu einem Fürstenthume erhoben wurde, das 1714—31 durch eine besondere herzogliche Linie regiert wurde, nach deren Erlöschen es an Braunschweig-Wolfenbüttel fiel. — Die Hauptstadt des Districts ist **Blankenburg**, am nördl. Abhange des Harzes, mit 3500 Einw. Das hoch und sehr reizend liegende schöne und große Schloß ist jetzt die Sommerresidenz des regierenden Herzogs von Braunschweig. In der Nähe der Stadt liegt die pittoreske ehemalige Bergfeste Regenstein oder Reinstein. Zu B. lebte Ludwig XVIII., nachdem er aus Dillingen hatte fliehen müssen, unter dem Namen eines Grafen von Lille vom Aug. 1796 bis 11. Febr. 1798.

Blankenburg (Christian Friedr. von), geb. 1744 bei Kolberg, ein Verwandter des als Held und Dichter berühmten Kleist, ward in der Militairschule zu Berlin zum Krieger gebildet, diente seit 1761 in Friedrich's Heere und wohnte als Adjutant des Krokow'schen Dragonerregiments im siebenjährigen Kriege verschiedenen Schlachten bei. Wegen seiner zerrütteten Gesundheit nahm er 1777 als Hauptmann seinen Abschied, worauf er zu Leipzig in inniger Freundschaft mit Weiße und Zollikofer lebte. Er übersetzte Vieles aus dem Englischen, am meisten aber widmete er sich der schönen Literatur. B. starb auch zu Leipzig 1796. Von seinen Schriften sind die vorzüglichsten sein, in den Ansichten freilich veralteter: „Vers. über den Roman", und die „Zusätze zu Sulzer's Theorie der schönen Künste" (3 Bde., Lpz. 1796—98).

Blänkern wird das Einzelgefecht der Reiterei, besonders mit Karabiner und Pistolen, genannt, wo der Säbel nur bisweilen als Nachhülfe gebraucht wird.

Es findet besonders bei der Avantgarde und vor dem Beginn eines Treffens statt, und fällt der leichten Cavalerie anheim. Beim Blänkern wird der Trupp zu zweien abgetheilt, mit einer kleinen Reserve, die nebst dem Trompeter bei dem Offizier bleibt. Von jenen zweien reitet der erste auf den Feind zu und feuert sein Gewehr ab, während der zweite (Secundant) halten bleibt und den Feind im Auge behält, um ihm dann entgegen zu reiten und durch seinen Schuß dem ersten Zeit zum Laden zu verschaffen. In der neuern Zeit ist jedoch an die Stelle des Blänkerns das zerstreute Gefecht der Infanterie (Tirailliren) getreten.

Blanket oder **Blanquet** (ital. Carta bianca) heißt eine minder förmliche, unvollständige, nur angedeutete und blos mit der Namensunterschrift, wol auch mit einem Siegel versehene Vollmacht, die der Bevollmächtigte nach dem Umfange des ihm aufgetragenen Geschäfts in rechtlicher Form ausfüllt. Nach dem preuß. Landrechte sind bloße Blankete, auf welchen nur der Name des Machtgebers, ohne Bestimmung des aufgegebenen Geschäfts sich befindet, zu Handlungen, die eine Specialvollmacht erfodern, niemals hinreichend, sowie es überhaupt des möglichen Misbrauchs wegen gefährlich ist, Blankete zu geben, auf welchen nicht genau angegeben ist, in welcher Angelegenheit sie ausgestellt sind. — **In blanco lassen** oder einen **Wechsel in blanco indossiren** heißt in der Kaufmannssprache, auf der Rückseite des Wechsels über der Namensunterschrift Platz lassen, sodaß der Name Desjenigen, an dessen Ordre er gegeben wird, eingeschrieben werden kann. Bei Wechselgeschäften heißt **in blanco stehen**, die Tratten oder Wechsel eines Andern acceptiren, ohne dafür Deckung zu haben; oft auch Vorschuß leisten, ohne gehörig gedeckt zu sein.

Blasenwurm (hydatis taenia bei Linné; cysticercus und coenurus bei Rudolphi) nennt man zwei Gattungen Eingeweidewürmer, deren Kopfbau mit dem der Bandwürmer übereinstimmt. Sie bestehen aus einer Blase, auf welcher theils nur ein, theils mehre Köpfe oder Körper sitzen, und finden sich meist in häutigen Theilen und im Zellgewebe. Von den erstern (cysticercus) ist besonders die Art sehr bekannt und berüchtigt, welche vorzugsweise zwischen den Muskelfibern der Schweine als kleine Blase sitzt und diese Thiere krank macht. Dieser Wurm vermehrt sich außerordentlich, sodaß man ihn im Herzen, in den Augen u. s. w. antrifft. Im wilden Schweine soll er sich aber nicht finden. Eine andere zur zweiten Gattung gehörige, nicht minder merkwürdige, höchst schädliche Art findet sich auf dem Gehirn der Schafe, von dem sie einen Theil zerstört, indem die Blase oft die Größe eines Eis erhält, auf welcher viele kleine ½ Linie lange Würmer sitzen. Es entsteht dadurch die sogenannte Drehkrankheit der Schafe, welche in manchen Heerden und in manchen Jahren eine Menge dieser Thiere wegrafft. Übrigens finden sich Blasenwürmer auch in andern Thieren und selbst im Menschen.

Blasien (St.=), ehemals eine gefürstete Reichsabtei in einem Thale des Schwarzwaldes an dem Flüßchen Alb, jetzt eine Spinnmaschinen= und Gewehrfabrik, sowie der Sitz eines Amtes und einer Oberforstmeisterei. Seinen Ursprung verdankt B. Einsiedlermönchen, welche sich schon sehr früh hier niedergelassen haben sollen; sie nannten sich Brüder an der Alb und ihre Wohnungen Albzelle; erst nachdem sie im 9. Jahrh. die Gebeine des h. Blasius in ihre Verwahrung genommen hatten, gaben sie ihrem Kloster den Namen St.=Blasien. Als eigentlicher Begründer desselben ist aber Reginbert von Seldenburen zu betrachten, der 945 der Gemeinschaft der Brüder zu St.=B. beitrat und ihrem Kloster alle seine Güter einverleibte, worauf 946 der erste Abt gewählt ward. Durch Privilegien der Kaiser, Begünstigungen der Päpste und zahlreiche Schenkungen erlangte B. sehr bald bedeutenden Länderbesitz, und stieg durch die Wissenschaft und die Liebe zu den Wissenschaften mehrer seiner Äbte und Glieder zu hohem Ansehen. B. stand ursprünglich unmittelbar unter dem deutschen Kaiser, nachdem aber 1361 der Erzherzog Leopold von Östreich zum Schirmvogt gewählt worden war, wußte das Haus Östreich diese Würde erblich zu machen. Schon 1405 erhielt der Abt zu B. vom Papste den

Rang eines infulirten Prälaten. Um die frühere Unabhängigkeit wieder zu erlangen, kaufte der Abt Martin I. 1611 die Grafschaft Bondorf, welche ihn zum Mitstand des Reichs machte und ihm den Sitz im schwäb. Grafencollegium sicherte. Östreich aber, um die reiche Benedictinerabtei immer enger an sein Haus zu fesseln, erhob 1746 den damaligen Abt Franz II., sowie alle seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand, mit dem Titel eines kais. Erberzhofkaplans, zugleich ward ihnen der Vorsitz bei den Prälatenversammlungen im Breisgau zugesichert. Nebst den übrigen Klöstern des Breisgaus ward B. 1802 zur Entschädigung des Malteserordens bestimmt, und da dieses nicht zu Stande kam, nach dem presburger Frieden 1805, mit Ausnahme der Grafschaft Bondorf, welche Würtemberg erhielt, an Baden abgetreten, worauf am 25. Jun. 1807 die Aufhebung des Klosters erfolgte. Die Kirche zu B., welche nach dem Plane des Architekten d'Ixnard, dem das Pantheon zu Rom zum Muster gedient hatte, mit ungemeinem Kostenaufwande 1773—83 aufgeführt wurde, war eine der prächtigsten in ganz Deutschland. Nach der Aufhebung des Klosters wurden die herrlichen Marmorsäulen, auf welchen die Kuppel ruhte, die marmornen Altäre, deren neun vorhanden waren, die reichen und kostbaren Verzierungen, selbst das kupferne Dach zu andern Zwecken verwendet, und die Orgel in die katholische Kirche nach Karlsruhe gebracht. Unter den Äbten erwähnen wir als Beförderer der Wissenschaft Otto den Chronikenschreiber, der die Chronik des Bischofs Otto von Freisingen fortsetzte, um die Mitte des 13. Jahrh.; Nikolaus, der sich 1444 auf der Kirchenversammlung zu Basel als guter Redner zeigte; Martinus, gest. 1793, rühmlichst bekannt durch seine geschichtlichen Werke, und endlich den 48. und letzten Abt Bertholdus III., genannt Rottler, der vor seiner Erhebung zu dieser Würde Professor an der Universität Freiburg war; unter den Mönchen aber die Chronisten Chuno, Abt zu Muren, und St.-Frowinus, Abt zu Engelberg im 12. Jahrh.; Martin Steinegg, der 1617 der erste Rector der Universität Salzburg ward; den Geschichtschreiber Marquard Herrgott im 18. Jahrh. und gegen Ende desselben die Geschichtsforscher Ussermann und Neugart.

Blasinstrument, s. Instrument.

Blason, s. Heraldik.

Blässe heißt die weißliche Farbe der Haut, welche vorzüglich im Gesichte bemerkt wird und entweder daher rührt, daß sich eine zu geringe Menge Blut in den Capillargefäßen der Haut befindet, oder daher, daß das Blut selbst zu blaß, d. h arm an rothfärbenden Bestandtheilen, reicher aber an wässerigen ist. Die blasse Farbe mit mancherlei Nuancirungen ist bei manchen Individuen die natürliche; aber diese sind meistens schwächlich, lympathischer Constitution und phlegmatischen Temperaments. Auch Diejenigen, welche dem Lichte und der freien Luft lange entzogen werden und sich in geschlossenen, dunkeln, feuchten Orten befinden, werden, ohne krank zu sein, sehr blaß, weil der Luft- und Lichtreiz der Haut fehlt, die Thätigkeit der Capillargefäße nicht anfacht, vielleicht auch, weil die freie, sauerstoffreiche Luft selbst in der Haut und durch dieselbe auf das hier befindliche Blut wirkt. Am häufigsten bemerkt man die blasse Farbe während und in Folge von bedeutenden Krankheiten oder Verletzungen, namentlich bei der Bleichsucht, beim Scorbut, bei Wassersüchtigen, in der Reconvalescenz, bei heftigen Blutungen und nach der Entbindung. Auch manche Gemüthsbewegungen, z. B. Schreck, Furcht, Gram, unbefriedigte Liebessehnsucht u. s. w., erzeugen einen hohen Grad von Blässe, indem sie einen krampfhaften Zustand in den Capillargefäßen der Haut erregen, welcher den Eintritt des Bluts verhindert und das vorhandene austreibt, oder dadurch, daß sie eine ungleiche Blutvertheilung und Anhäufung desselben auf der venösen Seite veranlassen und vorzüglich die Thätigkeit des Herzens stören, welche in Allem, was sich auf das Blut- und Gefäßsystem bezieht, so wichtig ist. Da die Blässe im Allgemeinen eine Folge geschwächten Zustandes ist, so wird sie auch durch zu anhaltendes Studiren, durch nächtliches Wachen und andere Anstrengungen des Körpers

erzeugt. Auch äußere Einwirkungen auf die Haut veranlassen sie, wie dies bei naßkalter Witterung der Fall ist. Todtenblaß ist die Hautfarbe, wenn der Kreislauf des Blutes ins Stocken geräth, z. B. bei Ohnmachten, oder wenn er im Tode gänzlich aufhört.

Blatt. Blätter nennt man die rings um die gemeinschaftliche Achse der Pflanze und dicht unter den Knospen stehenden, meist in die Länge oder Breite gedehnten und gewöhnlich grün gefärbten Organe, welche sich früher als die Äste entwickeln. Unter den grün gefärbten Theilen der Gewächse sind sie es vorzugsweise, welche den Athmungsproceß der Pflanze verrichten, nämlich während der Nacht Kohlensäure, am Tage aber Sauerstoff aushauchen. Anatomisch betrachtet, besteht das Blatt bei den Monokotyledonen aus nebeneinander liegenden einfachen, bei den Dikotyledonen aus mehrfach verzweigten Spiralgefäßen oder Schraubengängen, welche das Blattnetz (Blattgerüst, Skelet) bilden, aus dem Zellgewebe, das sich in den Zwischenräumen und oft auch zu beiden Seiten des Blattgerüstes befindet, und aus der das Ganze überziehenden Oberhaut oder Epidermis. Man unterscheidet am Blatte: 1) die Blattfläche (lamina) mit ihrer Ober- und Unterseite, dem Hauptstamme der Gefäße, Mittelrippe, und ihren Verzweigungen, Nerven und Adern; 2) den Blattstiel (petiolus), einen Kanal, welcher die Gefäße des Blattes mit denen des Stammes verbindet, am Grunde oft kissen- oder polsterartig aufgeschwollen ist, bisweilen aber auch fehlt, in welchem Falle das Blatt sitzend genannt wird, und 3) die Neben- oder Afterblättchen (stipulae), blatt- oder scheidenartige Organe, die sich am Grunde des Blattes oder Blattstiels und mit letzterm mehr oder weniger verwachsen zeigen. Nur sehr wenigen Pflanzen fehlen die Blätter während ihrer ganzen Lebensdauer, wie dies bei der Flachsseide (cuscuta) der Fall ist. Einige werfen die Blätter sehr zeitig ab, und bei mehren derselben nimmt der Blattstiel alsdann die Form des Blattes an, in welchem Falle er phyllodium genannt wird. Diese Bildung zeigen unter Andern die sogenannten blattlosen Acacien unserer Glashäuser. Bei andern Gewächsen sind die Blätter sehr verkümmert und erscheinen dann als Schuppen, Stacheln u. s. w. Die steifen, linien- oder pfriemförmigen und ausdauernden Blätter der Zapfenbäume, mit einer den Monokotyledonen ähnlichen Vertheilung der Blattnerven, nennt man gewöhnlich Nadeln (folia acerosa). Der z. B. bei den Wicken und ähnlichen Gewächsen über die Spitze des Blattes hervorstehende fadenförmige, oft verzweigte Blattstiel heißt Ranke (cirrhus). Erweitert sich aber dieser Theil am obern Ende in eine Höhlung und erscheint er mit der Blattfläche, welche die Öffnung derselben verschließt, gegliedert, so nennt man diese Blattform, welche die Gattungen nepenthes und sarracenia zeigen, Schlauchblatt oder Schlauch (ascidium). Sonst ist der Blattstiel auch vom Grunde aus oder doch in seinem Verlaufe ästig, und man nennt in diesem Falle den mehre Blättchen tragenden Hauptstamm allgemeinen Blattstiel (petiolus communis); die Äste oder Stiele der Blättchen besondere Blattstiele (petioli proprii oder partiales). Diese Blättchen, auch Fiedern, Fiederblättchen (foliola, pinnae, pinnulae) bilden mit der Verzweigung des Blattstiels das zusammengesetzte Blatt (folium compositum). Je nachdem die Theilungen neben- oder übereinander stehen, oder sich ein- oder mehrmals wiederholen, entstehen eine große Menge verschiedener Blattbildungen, von denen die gefingerten (f. digitata) und gefiederten (f. pinnata) die Hauptformen sind. Die einfachen Blätter, ebenso wie die Blättchen, bieten nun hinsichtlich ihres Umfangs, der Basis, der Spitze, des Randes, der Flächen, der Substanz, des Überzugs mit Haaren, Drüsen u. s. w. sehr zahlreiche Modificationen dar, worüber die botanische Kunstsprache genauere Belehrung ertheilt. Eben so wichtig ist die Berücksichtigung des Ortes, aus dem sich Blätter entwickeln (Samen-, Wurzel-, Stengelblätter u. s. w.), ihrer relativen Stellung, welche sich meist auf eine mehr oder weniger gedrängte Spirallinie, die man sich um den Ast gezogen denkt, zurückführen läßt, und ihrer Dauer. Rücksichtlich der letztern

ist zu bemerken, daß stehenbleibende, immergrüne Blätter, besonders baumartiger Gewächse, vorzugsweise den Tropengegenden, abfallende mehr der gemäßigten und kalten Zone angehören. Das Abfallen der Blätter erfolgt bei allen Pflanzen in einer bestimmten Zeit, in unsern und höhern Breiten auf einmal, indem der Pflanzenwuchs jedesmal im Herbste unterbrochen wird; in der heißen Zone nach und nach, da die einzelnen abgestorbenen Blätter fortwährend durch neue ersetzt werden. Auch der Knospenzustand der Blätter bietet wichtige Verschiedenheiten dar. Man bedient sich derselben zur wissenschaftlichen Unterscheidung unserer Waldbäume im blätterlosen Zustande. Die Färbung der Blätter ist in der Regel das den Augen so wohlthuende Grün; doch kommen auch anders, besonders roth oder gelb gefärbte Blätter vor. Folge einer Schwäche der Vegetation sind die unregelmäßig blaß gefleckten oder gescheckten Blätter, die sich bei einer Menge strauch- und baumartiger Gartenpflanzen finden und durch Stopfen erhalten lassen.

Blattern oder Pocken sind eine fieberhafte Ausschlagskrankheit, welche in ihren Eiterpusteln einen ansteckenden Stoff erzeugt, mittels dessen sie auch bei andern Menschen, welche sie noch nicht ausgestanden haben, entstehen kann. Nach der Ansteckung vergehen ungefähr sieben Tage, ehe das Gift wirkt und die Krankheit ausbricht. Es entsteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel drei Tage dauert; am dritten Tage erscheinen rothe Flecken, zuerst im Gesichte, alsdann auf der Brust, an den Händen und am ganzen Körper, bald in Menge, bald in geringerer Zahl. Dieser Ausbruch dauert gleichfalls drei Tage. Aus den Flecken erheben sich Pusteln, die sich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber währt dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Pusteln an abzutrocknen und in Schorfe sich zu verwandeln, was gewöhnlich am siebenten Tage anhebt. Bei uns entsteht diese Krankheit nie von selbst, sondern blos durch Ansteckung. Das Blattergift steckt jedoch in der Regel nur einmal an, und nicht zu jeder Zeit; es gibt Beispiele genug, daß Menschen bei mehren Blatterepidemien verschont geblieben, erst in spätern Jahren angesteckt worden, ja daß manche ganz davon frei geblieben sind. Nach einigen arab. Schriftstellern kamen die Blattern, sowie die Masern, zuerst aus Äthiopien gegen das J. 572 n. Chr. nach Arabien. Von da brachten sie die im Orient im 8. und 12. Jahrh. geführten Kriege nach Europa, und zwar zunächst nach Spanien und Frankreich und in die diesen zunächst gelegenen Länder. Als Maximilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach dessen Beendigung die Lanzenknechte ihren Weg durch franz. Provinzen wieder nach Deutschland nahmen, wurden durch sie die Blattern 1495 aus Frankreich zuerst nach Deutschland gebracht. Aus Europa verpflanzten sie sich nach Amerika und Afrika; selbst nach Grönland verbreiteten sie sich, 1733, von Dänemark aus. Bei ihrem ersten Erscheinen in einem Lande sind sie viel gefährlicher und richten größere Verheerungen unter den Menschen an, als wenn sie eine Zeit schon geherrscht haben. Auf die Erfahrung, daß diese Krankheit bei uns nur durch Ansteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn diese immer vermieden wird, auch die Krankheit Niemand befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einstigen Verbannung dieser Blatterpest, zu welcher man durch strenge Absonderung der Blatterkranken und durch Errichtung von Blatterhäusern zu gelangen hoffte. Indessen vermochte man dies nicht zu erreichen und versuchte daher das Übel einstweilen zu mindern. Man veranlaßte die Ansteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigstens die Krankheit gemildert und die Gefahr verringert wurde; auch konnte man günstige Zeit und Umstände zur Erweckung dieser Krankheit auswählen. In der Türkei war die Impfung der Blattern schon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte, um die Schönheit der Mädchen zu sichern. Lady Montague brachte die Impfung zuerst nach Europa. Schon in Konstantinopel, wohin sie ihrem Gemahl begleitet hatte, ließ sie ihrem sechsjährigen Sohne die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurück-

kunft nach England, 1722, auch ihrer Tochter. Von da an wurde die Einimpfung der Blattern zuerst in England, jedoch nicht ohne Widerspruch vieler Ärzte, und von dort aus in andern Ländern gebräuchlich, doch nie allgemein, theils weil noch viel Vorurtheil dagegen herrschte, theils weil die Krankheit, obgleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder selbst an den geimpften Blattern starben. In neuerer Zeit hat die viel wohlthätigere und sicherere Impfung der Kuhblattern jene ganz verdrängt. (S. Inoculation, Jenner, Kuhpocken.)

Blattlaus (aphis bei Linné) heißt eine Gattung halbdeckflügliger Insekten, den Cicaden am nächsten verwandt, mit langen Fühlhörnern und dachförmig liegenden Flügeln. Sie sind auch wol unter dem Namen Neffen bekannt, leben in zahlreichen Gesellschaften auf Gewächsen und werden durch das Aussaugen dieser und dadurch verursachtes Absterben sehr schädlich. Ihre Vermehrung ist ungeheuer, denn eine einzige Befruchtung reicht durch neun Generationen, und oft sieht man ein noch nicht vollkommen geborenes Weibchen schon selbst gebähren. Am Hinterleibe haben sie ein paar kleine Röhren, aus denen ein süßer Saft dringt, den die Ameisen begierig aufsuchen. Vergebens hat man eine Menge Mittel zur Vertilgung dieser Insekten vorgeschlagen. Mehre andere Insekten, namentlich die Coccinellen (Siebenpunkt, Gotteskühchen) und Larven der Perlfliegen sind ihre Feinde.

Blattwespe (tenthredo bei Linné) ist eine Gattung wespenartiger Insekten, die zu den Gymnopteren (Glasflüglern) gehört, mit starken Kiefern und die Weibchen mit einem äußerlich sichtbaren Legestachel. Sie legen Eier, aus denen raupenähnliche Larven entstehen, welche sich von den eigentlichen Raupen dadurch unterscheiden, daß sie entweder nur sechs hornartige Füße dicht hinter dem Kopfe und sehr viele oder gar keine Bauchfüße haben, auch fast immer das hintere Leibesende einkrümmen. Sie leben auf verschiedenen Gewächsen und richten oft, wenn sie häufig erscheinen, viele Verwüstungen an, weil die Gewächse, ihrer Blätter beraubt, absterben. Das gilt namentlich von der Fichtenblattwespe (T. pini), welche schon oft ganze Fichtenwaldungen zerstörte. Nicht minder schädlich wird die Rosenblattwespe (T. rosae) den Rosenstöcken, eine andere dem Getreide, dem Weizen, in dessen Stengeln sie lebt. Sehr häufig findet man auch die Stachelbeerbüsche, die Berberitzen u. s. w. von solchen Larven entblättert.

Blauer Montag, in der Handwerkssprache derjenige Montag, an welchem die Gesellen eines Handwerks einen Feiertag machen. Zu Anfange des 16. Jahrh. soll die Gewohnheit stattgefunden haben, des Montags in der ersten Fastenwoche die Kirchen mit violettem oder bläulichem Tuche oder Zeuche auszuschlagen. An diesem Montage machten sich die Handwerksgesellen von der Arbeit frei und sollen ihn von der Farbe der Kirchenverzierung den blauen Montag genannt haben. In der Folge dehnte man diese Arbeitsfreiheit auf alle Montage in den Fastenwochen und späterhin auch auf die Montage aller andern Wochen aus, auf welche man daher jenen ältern Namen übertrug. Wegen des Unfugs, der an den blauen Montagen namentlich im vorigen Jahrhunderte verübt wurde, ward die Feier dieses Tages immer mehr beschränkt und in neuern Zeiten in den meisten Staaten durch Gesetze, welche an manchen Orten ziemlich harte Strafen androhen, verboten.

Blaufarbe, Blaufarbenwerke, s. Kobalt.

Blausäure (acidum borussicum oder hydrocyanicum) ist eine von den wenigen Säuren, in welchen kein Sauerstoff, sondern statt desselben Wasserstoff vorhanden ist, daher sie auch nicht alle chemischen Eigenschaften der übrigen Säuren hat. Ihre Basis ist eine Verbindung von Kohlenstoff und Stickstoff und wird jetzt gewöhnlich als Blaustoff oder Cyan bezeichnet. Diese Säure wird als Product aus thierischen und vegetabilischen Theilen durch Behandlung mit Kali und Säuren gewonnen, kommt aber auch in manchen Pflanzenkörpern, welche den Geruch von bittern Mandeln haben, z. B. in diesen selbst, in den Kirschlorberblättern, Kirsch- und Pfirsichkernen u. s. w. vor und kann als Educt gewonnen

werden. In ihrem reinen Zustande ist sie gasförmig, entzündet sich an der Luft leicht, detonirt mit Sauerstoffgas, brennt mit einer gelblich, blau und roth gemischten Flamme und wird vom Wasser und Alkohol aufgenommen. Wie andere Säuren verbindet sich auch diese mit Metallen, mit den Alkalien und Erden zu verschiedenen Salzen, unter denen das blausaure Eisen als Berlinerblau (s. d.) deshalb bemerkenswerth ist, weil es theils die Veranlassung zur Entdeckung der Blausäure gab, theils zu technischen Zwecken in großer Menge bereitet wird. Für den thierischen Körper ist die reine Blausäure das durchdringendste Gift, was man kennt; sie tödtet schneller als irgend ein anderes, oft in demselben Augenblicke, wo sie in den Magen kommt, ja die kleinern Thiere schon, wenn sie ihnen auf die Zunge oder auf eine wunde Stelle gebracht wird. Einen Vogel tödtet ein einziger Tropfen gesättigter, wässeriger Auflösung; etwa acht Tropfen tödten einen Hund; eine verhältnißmäßig größere Menge den Menschen; doch bestimmt sich die Quantität, welche tödtlich wird, sehr nach der verschiedenen Bereitungsart. Die dem Tode vorhergehenden Erscheinungen bestehen vorzüglich in Starrkrämpfen. Gegen eine große Menge gibt es kein Gegengift; bei geringerer Menge sucht man das Gift zuerst durch Erbrechen wieder auszuleeren, wendet Kalien in nicht vollkommen kohlensauerm Zustande an, um das Gift zu neutralisiren, und gibt Kaffeeaufguß oder läßt, wie Orfila räth, alle halbe Stunden drei oder vier Löffel voll Terpenthinöl in einem Kaffeeaufgusse nehmen. In kleinen Gaben hat man diese Säure, selbst im reinen Zustande, in den neuesten Zeiten gegen manche Krankheiten, z. B. Keuchhusten, Asthma, Lungensucht, Krämpfe u. s. w. mit Nutzen als Arzneimittel angewendet, welches jedoch sehr große Vorsicht erfodert. Vorher wendete man vorzüglich das Kirschlorberwasser (aqua laurocerasi), seines Gehaltes an Blausäure wegen, gegen diese und andere Krankheiten an; der Gehalt desselben an Blausäure bleibt sich jedoch nicht ganz gleich. Freilich aber verliert eine jede Auflösung derselben nach und nach, indem sich die Blausäure bei der Einwirkung der Luft und des Lichtes zersetzt. Vgl. Orfila's „Allgemeine Toxikologie oder Giftkunde", deutsch von Hermbstädt (4 Bde., Berl. 1818) und von Seemann und Karls (2 Bde., Berl. 1831).

Blaustrumpf, ein Spott- und Schimpfname, mit welchem man einen Verräther, Verleumder und niederträchtigen Aufpasser andeutet. Er soll daher rühren, daß einige Herren ihren Liebedienern ehemals blaue Strümpfe zur Livree gaben und daß in manchen Städten die Stadtdiener solche trugen. In England nennt man Blaustrumpf (blue stockings) Frauen, die Gelehrsamkeit pedantisch zur Schau tragen. Der Name stammt von einem ums J. 1780 entstandenen Verein gebildeter Frauen in London, die sich in Abendgesellschaften versammelten, um sich mit gelehrten Männern zu unterhalten. Eins der ausgezeichnetsten Mitglieder, Stillingfleet, trug immer blaue Strümpfe, und ohne den Blaustrumpf ließ sich, wie man gewöhnlich sagte, nie etwas abmachen.

Blech wird im Allgemeinen jedes Stück Metall genannt, welches im Verhältniß zur Länge und Breite sehr dünn ist und welches zu sehr verschiedenartigen Gegenständen verarbeitet wird. Die ganz dünnen Bleche oder Metallblätter nennt man aber Folie (s. d.). Ein gutes Blech muß auf der Oberfläche vollkommen glatt und eben, ohne Beulen, Runzeln und Schiefern, überdies an allen Stellen einer Tafel von vollkommen gleicher Dicke sein. Die Mittel, deren man sich zur Verwandelung der Metalle in Blech bedient, sind zweierlei, nämlich Hammer- und Walzwerke (s. d.); durch erstere entsteht das geschlagene, durch letztere das gewalzte Blech, welches letztere die obigen Eigenschaften in einem höhern Grade als das erstere besitzt. Durch diese Mittel wird Blech aus allen Metallen erzeugt, welche vermöge des gehörigen Grades der Dehnbarkeit zu einer solchen Verarbeitung geeignet sind. Eisenblech wird aus Stäben von weichem, zähem und dehnbarem Eisen (sogenannten Stürzen) angefertigt, indem dieselben, bei stetem Glühen in dem Feuer eines Glühofens, unter Hämmern oder Walzen so lange ausgedehnt werden, bis das

Blech die erfoderliche Stärke erlangt hat. Entweder bleibt nun das Eisenblech, nachdem seine Kanten mit einer Scheere beschnitten, so und heißt alsdann Schwarzblech, oder es wird verzinnt und heißt dann Weißblech. Um dies zu bewerkstelligen, reinigt man zuvörderst die Oberfläche der Schwarzblechtafeln oder des sogenannten Dünneisens mit Essig- oder verdünnter Schwefelsäure, zieht sie dann durch geschmolzenes, in einer eisernen Pfanne befindliches Zinn, läßt das überflüssige, noch nicht erstarrte, ablaufen, und läßt endlich die verzinnten Tafeln nochmals durch recht harte, polirte Walzen laufen. Das Stahlblech streckt man unter Walzen aus und glüht es dabei recht oft aus. Das Kupferblech wird aus den nochmals in Herden umgeschmolzenen Kupferstücken (Hartstücken), entweder unter Hämmern oder unter Walzen, bereitet und dabei nur wenig geglüht. Messing wird, um Blech daraus zu fertigen, zwischen zwei Steinplatten zu Tafeln gegossen und dann kalt ausgewalzt. Man nennt dieses Blech auch Lattun. Tombackblech wird, jedoch im Kleinen, auf dieselbe Weise bereitet. Blei wird kalt zu Blech ausgewalzt. Zink wird ebenfalls ausgewalzt und dabei stets in der Wassersiedehitze erhalten. Zinnblech, sehr dünn Stanniol oder Zinnfolie genannt, wird entweder geschlagen oder gewalzt. Silber- und Goldbleche, die zu Münzen und mancherlei Arbeiten benutzt werden, sind selten breiter als 10—12 Zoll und werden unter Walzen oder Hämmern bereitet. Über Blattgold und Blattsilber s. Goldschlägerei. Platinblech ist ein seltenes Fabrikat. Vergl. Prechtl's „Technolog. Encyklopädie", Bd. 2.

Blei (♄, saturnus), wie Zinn und Kupfer eins der am längsten bekannten Metalle. In der Natur kommt es gewöhnlich mit Schwefel verbunden vor, als Bleiglanz, der meist silberhaltig ist, bisweilen als Oxyd und mit Säuren vereinigt, als schwefelsaures, — Bleivitriol; phosphorsaures, — Grün- und Braunbleierz; kohlensaures, — Weißbleierz, Bleioxyd. Das Verschmelzen der Bleierze findet entweder in Schachtöfen (s. d.) statt oder wird in Flammöfen (s. d.) vorgenommen. Die Anwendung der Flammöfen beschränkt sich indeß gewöhnlich auf die Verarbeitung des reinen Bleiglanzes oder auch des Weißbleierzes, welche alsdann sehr rein und möglichst frei von der Bergart aufbereitet sein müssen; unreine Erze lassen sich dagegen ohne großen Bleiverlust in Flammöfen nicht verschmelzen, und man bedient sich zu ihrer Verarbeitung der Schachtöfen, obgleich man sich derselben auch häufig noch zum Verschmelzen der reinen Bleierze bedient. Gewöhnlich wird das Blei aus dem Bleiglanz ausgebracht, und man kann dazu einen zweifachen Weg einschlagen. Es wird nämlich entweder der Schwefel durch das Rösten möglichst beseitigt, sodaß beim Schmelzen, der sogenannten Röstarbeit, neben dem metallischen Blei auch Bleistein, bestehend aus Schwefelblei und andern Schwefelmetallen, erfolgt; oder man setzt beim Schmelzen Eisengranalien, d. h. gekörntes Roheisen, zu, zu welchem der Schwefel in der Hitze größere Verwandtschaft als zum Blei hat und daher jenen von diesem abscheidet. Man nennt letzteres Verfahren die Niederschlagsarbeit. Auch hat man beide Methoden miteinander verbunden. Das Rösten der Bleierze geschieht entweder in Haufen oder in besondern Öfen (gewöhnlich Flammöfen); die gerösteten Erze werden entweder in Halbhohöfen, Krummöfen, schottischen Öfen (sehr niedrigen Krummöfen) oder in Flammöfen verschmolzen. Zur Niederschlagsarbeit bedient man sich entweder der Krummöfen und der Halbhohöfen, in denen das Schmelzen entweder durch Holzkohlen oder durch Coaks geschieht, oder der Flammöfen. Das producirte Blei heißt Werkblei und wird, wenn es so viel Silber enthält, daß es die Ausscheidungskosten lohnt, auf dem Treibherde geschmolzen. Auf die Oberfläche des schmelzenden Metalles wird unausgesetzt ein Strom atmosphärischer Luft geleitet, damit sich das Blei in Oxyd verwandle, welches als leichtflüssig von dem Treibherde abgeleitet wird, bis das Silber rein ist, welches sich durch seinen eigenthümlichen Glanz (das Blicken) zeigt. Das abgeleitete Oxyd, die Bleiglätte, ist entweder ein verkäufliches Pro-

duct, oder sie wird von Neuem durch Schmelzen mit Kohle (durch das Glättefrischen) reducirt. Das Blei hat eine blaugraue Farbe, vielen Glanz, und wenn es nicht zu schnell abgekühlt worden, so ist es so weich, daß es sich auch in dicken Scheiben, beinahe wie nasses Leder, mit Leichtigkeit biegen läßt. Es ist etwas abfärbend und gibt auf Papier und Leinen einen graphitartigen Strich. Sein specifisches Gewicht ist = 11,4. Es läßt sich zu dünnen Blättern ausstrecken, hat aber wenig Zähigkeit. In der Weißglühhitze kocht es und fängt an, sich zu verflüchtigen. An der Luft verliert es seinen Glanz und verwandelt sich, besonders bei Einwirkung des Wassers, auf der Oberfläche langsam in ein weißes Oxyd, welches in der Hitze braungelb wird. In der Salpetersäure löst sich das Blei mit Leichtigkeit auf, Schwefelsäure greift es nur in der Hitze, und Salzsäure auch in dieser nur wenig an. Nicht allein das Blei an und für sich, sondern auch mehre seiner Verbindungen mit andern Körpern sind technisch wichtig. Die gewöhnlichen Bleilegirungen sind mit Antimon, z. B. die Schriftgießermasse, mit Zinn, wie es häufig zu Gefäßen u. s. w. verarbeitet wird, die als aus Zinn bestehend angegeben werden. Auch die Oxyde und Salze des Bleies sind wichtig. Das graue Oxyd bildet die sogenannte Beinasche, das gelbe die Glätte und das Massicot. Mit Kieselerde und Kali verbunden gibt jene ein farbloses Glas (Flintglas), welches schwerer, klarer und leichtflüssiger als das gewöhnliche ist. Auch wird die Glätte zur Glasur für feinere und gröbere Töpferwaaren genommen, obgleich die Gesundheitspolicei dies verbietet. An der Luft gelind geglüht, erfolgt aus der Glätte die Mennige, eine rothe Farbe, und glüht man vier Theile derselben mit einem Theil Salmiak, so erhält man das kasseler oder Mineralgelb. Setzt man aufgerollte Bleiplatten in bedeckten Töpfen der Einwirkung von Essigdämpfen aus, oder leitet man durch eine Auflösung von basischem essigsauren Bleioxyd kohlensaures Gas, so erhält man das **Bleiweiß** (Schieferweiß, Kremserweiß), eine allgemein angewandte weiße Farbe, die häufig durch Kreide und Schwerspath verfälscht wird, rein aber im Wasser unauflöslich sein muß. Auch der **Bleizucker** (essigsaures Bleioxyd), eine klare, im Wasser leicht auflösliche, süß zusammenziehend schmeckende Substanz, wird wegen ihrer Anwendung in der Färberei fabrikmäßig gewonnen. Dies geschieht, indem man Bleiglätte in destillirtem Essig bis zur Sättigung und durch Zusatz von mehr Essig, um das entstandene basische Salz zu neutralisiren, auflöst; oder indem man zertheiltes Blei durch Befeuchten mit Essig zerfressen läßt und das weiße Bleioxyd in noch mehr Essig auflöst. — Bei dem Sieden löst der aufgelöste Bleizucker viel Bleioxyd auf, wodurch der **Bleiessig** oder das **Bleiextract** entsteht, wovon die Chirurgie Gebrauch macht. Das Blei äußert in den auflöslichen Salzen in etwas bedeutender Menge höchst nachtheilige Wirkungen auf den thierischen Körper; es entsteht eine Art von Verstopfung, eine Lähmung in den Gedärmen und das unter dem Namen der Bleikolik bekannte fürchterliche Reißen. Vergl. Karsten's „System der Metallurgie“, Bd. 5; Schubarth's „Elemente der technischen Chemie“, Bd. 1, Abth. 2; Prechtl's „Technologische Encyklopädie“, Bd. 2.

Bleichen besteht in der Kunst, der Leinwand, Wolle, Baumwolle, Seide, dem Papier, Stroh, Wachs, Öl und andern Dingen ihren Farbestoff zu entziehen und ihnen den möglichsten Grad von Weiße zu geben. Sie beruht auf der Erfahrung, daß organische Körper, wenn das Leben nicht mehr in ihnen wirkt und sie die nöthige Festigkeit und Trockenheit haben, durch die Einwirkung der Luft, des Lichts und der Sonnenstrahlen ihre farbigen Theile verlieren und weiß werden. Daher ist die ältere Art zu bleichen, welche man die Sonnenbleiche nennt, darauf beschränkt, daß man den Gegenstand eine hinlängliche Zeit hindurch dem Einflusse der Atmosphäre und der Sonnenstrahlen aussetzt, und die Einwirkung derselben durch verschiedene Mittel zu befördern sucht. Zu den letztern gehört, bei leinenen und baumwollenen Gespinnsten und Geweben, das vorgängige Einlaugen derselben oder das sogenannte

Beuchen, Bügeln oder Bücken, und das öftere Besprengen und Waschen mit reinem weichen Wasser während des Bleichens. Man fängt das Beuchen der mit reinem Flußwasser entschlichteten leinenen und baumwollenen Zeuche damit an, daß man sie in einer Bütte mit heißer Holz- oder Pottaschenlauge, welche für jede 100 Pfd. des Zeuchs 4—5 Procent Kali gelöst enthält, mehrmals übergießt, die Zeuche dann mit reinem Flußwasser auswäscht, sie hierauf entweder, nach engl. Art, in ein Sauerwasser, das aus einem Theile concentrirter Schwefelsäure und 200 Theilen Wasser besteht, oder, nach holländ. Art, in saure Milch, bei einer Temperatur von 30—36°, 24 Stunden einlegt, worauf sie mit Flußwasser gespühlt, und dann mehre Tage und Nächte auf dem Bleichplatze mit Wasser begossen werden. Dieses Verfahren wird bei leinenen Zeuchen siebenmal, bei baumwollenen viermal wiederholt, und das Alkali der Lauge, sowie der Sauerstoff der Luft und des Wassers wirken gemeinschaftlich, die Zeuche weiß zu machen. Da indeß hierbei die Stärke der Fäden nicht allein durch die alkalische Lauge, sondern auch durch das öftere Benetzen mit Wasser merklich vermindert wird, so wäre zu wünschen, daß das von Lees angegebene Verfahren, die färbenden Stoffe auf mechanische Art von den Flachsfasern zu trennen und alsdann den Flachs, noch ehe er gesponnen wird, durch Waschen in warmem Wasser zu bleichen, allgemein angewandt würde. Um das Bleichen an der Sonne, welches fast einen ganzen Sommer hinnimmt, abzukürzen, schlug zuerst Berthollet 1786 die von Scheele entdeckte oxydirte Salzsäure oder Chlorine (acidum muriaticum oxygenatum) vor, und seitdem ist diese Methode von mehren deutschen, franz. und engl. Chemikern verbessert worden. Jetzt wendet man die oxydirte Salzsäure nicht sowol als Gas, sondern entweder in flüssiger Gestalt, oder in Verbindung mit Kalien und Erden zum Bleichen an, und zwar vornehmlich den oxydirtsalzsauren Kalk, Chlorkalk, weil dieser wohlfeiler als das oxydirtsalzsaure Kali ist. Noch besser als die oxydirtsalzsaure Kalkerde bleicht die oxydirtsalzsaure Talk- und Thonerde. Bei dieser Bleichungsart ist es der an die oxydirte Salzsäure locker gebundene Sauerstoff, welcher den färbenden Kohlenstoff der gebeuchten Zeuche zerstört und solche weiß bleicht; und da hierbei die Trennung des Sauerstoffes von der Salzsäure schneller erfolgt als vom Wärmestoff in dem Sauerstoffgase der Atmosphäre, so geht das Bleichen schneller von statten und man nennt deshalb dieses Verfahren auch Schnellbleiche. Eine noch andere Art ist das Bleichen mit Laugendämpfen, welches Chaptal angegeben hat. Es besteht darin, daß die Zeuche mit einer schwachen Ätzlauge angeschwängert und dann den heißen Wasserdämpfen ausgesetzt werden, die durch den Raum, worin sie eingeschlossen und erhitzt werden, eine höhere Temperatur und stärkere Elasticität annehmen und nun mit Nachdruck durch Hülfe des Kalis auf den färbenden Theil wirken. Das Bleichen der thierischen Wolle, der Seide, des Strohes, der Federn u. s. w. geschieht auf eine andere Art als das Bleichen der vegetabilischen Körper. Man wendet nämlich hier die schwefelige Säure entweder als Dampf oder in flüssiger Gestalt an. Vorher müssen aber die Gewebe kurze Zeit in ganz schwacher kalischer Lauge gekocht, dann in Wasser gewaschen und hierauf erst entweder in flüssige schwefelige Säure getaucht, oder angefeuchtet den Dämpfen des brennenden Schwefels ausgesetzt und zuletzt wieder gewaschen werden. Vgl. Hermbstädt's „Allgem. Grundsätze der Bleichkunst" (Berl. 1804), Westrumb „Über das Bleichen mit Säuren" (Berl. 1819) und Kurer „Die Kunst, vegetabilische, vegetabilisch-animalische und rein animalische Stoffe zu bleichen" (Nürnb. 1831).

Bleichert, s. Rheinweine.

Bleiloth, **Bleischnur** oder **Bleiwurf** heißt das kegelförmige Stück Blei an einem langen Taue, das man ins Meer läßt, um die Tiefe und Eigenschaft des Grundes zu untersuchen. Zu diesem Behufe bestreicht man den untersten concaven Theil mit Unschlitt, wodurch etwas von Sand, oder was sich sonst auf dem Grunde findet, mit heraufgebracht wird. In dieser Gestalt heißt es öfter Senk-

blei, welches nach der Tiefe des Meers 5 — 100 Pfund schwer ist. Das Bleiloth der Maurer, und selbst das, nur durch sorgfältigere Ausarbeitung von diesem verschiedene mehrer Künstler besteht aus einem gleichschenkligen Dreieck von Holz oder Metall, aus dessen Scheitel ein mit einem Gewicht beschwerter Faden über die Basis des Dreiecks frei herabhängt. Gewöhnlich ist an dieser Basis ein Punkt angegeben, auf welchen die Enden kommen müssen, wenn die Basis und somit ihre Unterlage, z. B. die Mauer, horizontal ist. Besser ist es, statt dieses Punktes eine Eintheilung anzubringen, z. B. einen Metallstreifen, der in mehre gleiche Theile getheilt ist und dessen Theilstriche mit Nummern bezeichnet sind. Dann läßt sich nämlich der Nullpunkt der Theilung, der an diesen Instrumenten leicht veränderlich ist, jeden Augenblick sehr genau bestimmen. Zu diesem Zwecke stellt man das Dreieck auf die Unterlage, deren Horizontalität man untersuchen will, so auf, daß die Basis des Dreieckes eine auf jener Unterlage gezogene grade Linie bedeckt. Dann dreht man das Dreieck um, sodaß z. B. seine früher östlich gelegene Seite ostwestlich werde, und stellt es wieder auf jene Linie auf. Beobachtet man in beiden Lagen des Dreiecks den Ort des Fadens an der Eintheilung, und stand der Faden in der ersten Beobachtung z. B. bei dem Punkt a und in der zweiten bei dem Punkt b, so ist der wahre Nullpunkt, auf welchen der Faden schlagen muß, wenn die Unterlage horizontal ist, in der Mitte zwischen jenen beiden. Bleistange oder Balancirstange nennt man die an den Enden mit Blei ausgegossene hölzerne Stange, deren sich die Seiltänzer bedienen, um sich im Gleichgewicht zu erhalten.

Bleistift, ein in Holz sauber und dicht gefaßtes längliches Stück Reißblei, welches zum Zeichnen und Schreiben gebraucht wird. Die Güte der Bleistifte hängt von der Qualität des Reißbleis (plumbago) ab, welches sich am schönsten, feinsten und geschmeidigsten in England zu Keswick in der Grafschaft Cumberland und zu Borrowdale im nördl. Theile der Grafschaft Derby findet, daher auch die engl. Bleistifte vor andern den Vorzug behaupten. Das Reißblei oder Graphit, welches metallischer Art ist, Striche von schönem Silberglanze gibt, nicht zu verwechseln mit dem Wasserblei (s. d.), wird nicht allein zu Bleistiften, sondern auch zu Spitzen auf die Stangen der Blitzableiter, ferner als Anstrichfarbe und zu feuerfesten Schmelztiegeln, die unter dem Namen passauer und ypser Tiegel bekannt sind, u. s. w. benutzt. Die Güte und Echtheit der engl. Bleistifte erkennt man am zinnartigen Glanze des Reißbleis, am Zusammenrollen der Spähne beim Schneiden oder Spitzen, und an der Feinheit des Striches beim Gebrauche. Das deutsche Reißblei, welches bei Passau, Regensburg, Yps, Pfaffenreuth, Schönbüchel und an andern Orten gefunden wird, ist weit gröber und unreiner. Die deutschen Bleistifte, wovon jedoch die echten wiener eine Ausnahme machen und den besten engl. wenig nachgeben, unterscheiden sich von den engl. dadurch, daß das Reißblei schwärzlich aussieht und die Spähne beim Schneiden in schwarzen Staub zerfallen, der die Finger beschmutzt; auch geben sie bei dem Gebrauche ungleiche, rohe, harte, etwas ins Röthliche fallende Striche, lassen sich nicht fein spitzen, sondern bröckeln und sind auch meistens in gemeines Holz gefaßt. Wie jede Sache, die einen starken Vertrieb findet, unterliegen auch die Bleistifte mancherlei Verfälschungen. Man macht solche entweder aus dem Abfalle des Reißbleis, den man mit Schwefel und Kolophonium zusammenschmelzt, oder aus Kohlenstaub, Schwefel und einer Mischung von Harz u. s. w. Inzwischen entdeckt sich der Betrug leicht, denn wenn Schwefel oder irgend ein Harz beigemischt ist, so brennt der geschnittene Stift an einer Lichtflamme, welches das echte Reißblei nicht thut.

Bleiweiß, Bleizucker, s. Blei.

Blendung oder Diaphragma, heißen bei den Fernröhren die kreisförmigen Öffnungen im Innern des Rohres, welche dazu bestimmt sind, das fremdartige oder störende Licht abzuhalten, welches durch das Zurückstrahlen von den Glasflächen

und von den Wänden der Röhre erzeugt wird. Sie werden gewöhnlich an der Stelle des Rohres angebracht, wo die wahren Bilder stehen, welche die Linsen von den äußern Gegenständen erzeugen, und sind meistens nur wenig größer als diese Bilder selbst, da eine größere Öffnung jenes parasitische Licht nicht ganz ausschließen und eine kleinere den Gegenstand nicht ganz übersehen lassen würde. Dasjenige Diaphragma, welches dem Auge zunächst steht, bestimmt zugleich das Feld des Fernrohrs, oder die Fläche, welche man mit dem Fernrohre in einem Blicke übersehen kann. Es muß eine bestimmte Größe haben, weil eine Erweiterung desselben die Gegenstände verwaschen und farbig, also undeutlich zeigen würde. Je stärker die Vergrößerung eines Fernrohrs, desto kleiner ist im Allgemeinen das Feld desselben, daher diese beiden Haupteigenschaften eines jeden Fernrohres einander gleichsam im Wege stehen. — **Blendung**, Blendglas oder Dampfglas, nennt man auch die gefärbten Gläser, welche beim Fernrohr zwischen das Ocular und das Auge gehalten werden, um damit die Sonne zu beobachten, ohne den Augen durch das zu heftige Licht derselben zu schaden. — **Blendung** beim Festungskrieg heißen alle die Vorrichtungen, welche Täuschung des Feindes bezwecken, ihm die Einsicht in einen bestimmten Ort benehmen und Schutz gegen das feindliche Feuer gewähren. Die Blendungen sind sehr verschieden; um dem Feinde zu verbergen, was bei den Kanonen vorgeht, wird eine Faschine quer vor die Schießscharte befestigt, und beim Schießen nach Abfeuern des Geschützes ein aus starken Bohlen zusammengefügter Laden vor die Schießscharte gehoben. Um die Arbeiter in den Laufgräben gegen das feindliche Feuer zu decken, gibt es einfache und doppelte Blendungen. Jene bestehen in einer starken, aus Pfosten und Bohlen, welche nach Außen mit Blech beschlagen sind, verfertigten Wand, die mit Rädern versehen ist, um sie weiter schieben zu können; diese aus großen mit Blockrädern versehenen hölzernen Kasten, die mit Erde und Sand angefüllt sind. Eine andere Art Blendungen in den Laufgräben sind die aus Faschinen gebildeten Wände, welche man Chandeliers nennt. Auch die Deckungen, indem man die gefährlichsten Örter in den Sappen oder auf der Festung mit Balken, Faschinen und Erde bedeckt, heißen Blendungen. — In der Jagdkunde versteht man unter **Blendungen** die Vorrichtungen, um das Wild zu schrecken und es auf einige Zeit in einem bestimmten Districte zu halten. Zu diesem Behufe bedient man sich der sogenannten Feder- oder Tuchlappen und in einigen Gegenden dünner an Fäden gebundener Holzstäbchen, die man Flinkern nennt.

Blenheim oder **Blindheim**, ein Dorf im Landgerichte Hochstädt des bair. Oberdonaukreises, merkwürdig wegen des Siegs, welchen daselbst der Herzog von Marlborough im span. Erbfolgekriege am 13. Aug. 1704 über die Franzosen erfocht. (S. **Hochstädt**.) Die zum Andenken dieses Sieges in der Ortskirche aufgehangenen franz. Fahnen wurden 1805 wieder nach Paris gebracht. Marlborough ward von der Königin Anna und dem Parlamente zum Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste mit einem Schlosse in der Grafschaft Oxfordshire beschenkt, welches nebst dem Marktflecken, bei welchem es liegt, den Namen Blenhemhouse erhielt.

Blick nennt man zunächst die Aufmerksamkeit ankündigende Richtung des Auges auf einen Gegenstand, daher figürlich eine vorübergehende, kurze Betrachtung. Blick heißt dann auch der schnell vorübergehende Schimmer, z. B. ein Blick durch die Wolken. Das Silber auf dem Treibherde thut einen Blick (Silberblick), wenn es, indem das Blei von demselben oder in den Test (ein flaches, irdenes Gefäß, worin man das Silber fein brennt) geht, einen schnellen vielfarbigen Schein von sich gibt. Dann wird auch der Körper, der einen solchen Blick von sich gibt, selbst Blick genannt; so heißt bei den Hüttenleuten diejenige Masse Silber, welche auf einmal blickt, oder so viel auf einmal abgetrieben wird, ein Blick. Endlich verstehen die Maler und Kupferstecher unter **Blicken** diejenigen Theile des Körpers, welche vorzüglich hell erleuchtet sind. **Blickfeuer** sind auf der See ein Signal, eine Losung, indem man Pulver auf dem Verdecke abbrennt.

Blinde, des Gesichts Beraubte. Der Verlust des edelsten Sinnes, mittels dessen der Mensch die ihn umgebende räumliche Welt, die in Licht und Farbe erscheint, sich vorstellt, ist ein ebenso trauriges als häufiges Ereigniß. Die Blindheit ist sowol dem Grade als den Ursachen nach verschieden. Manche Blinde haben noch einigen Schein vom Lichte, können die hellsten Farben und die Umrisse der Körper unterscheiden, andere haben alles Sehvermögen verloren. Manche Menschen sind von Geburt an blind, andere sind es erst durch örtliche Krankheiten der Augen geworden, z. B. durch Entzündung, Vereiterung, Krebs des Augapfels, Flecke, Felle, Gewächse auf der Hornhaut, welche diese ihrer Durchsichtigkeit berauben, Verwachsen der Pupille, Trübung der klaren Flüssigkeit in den Augenkammern, Lähmung der Augennerven u. s. w., oder durch allgemeine Krankheiten des Körpers, heftige Fieber, Nervenfieber, Vollblütigkeit und Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Rothlauf im Gesicht, Blattern, Scharlachfieber u. s. w., oder endlich durch zu starke Anstrengung der Sehkraft und dadurch bewirkte Schwäche der Augennerven, daher manche Handwerker und Künstler leicht um das Gesicht kommen, und in den lange mit Schnee bedeckten, vom Sonnenschein blendenden nördl. Gegenden, sowie in den Sandwüsten Afrikas, häufige Blindheit stattfindet. Im hohen Alter erfolgt zuweilen Blindheit vom Eintrocknen der feinen Flüssigkeiten im Auge, von der Trübung der Hornhaut, der Krystallinse u. s. w. Bei den Blindgeborenen finden gleichfalls mehre Ursachen statt. Bei Einigen sind die Augenlider an den Rändern zusammengewachsen, oder mit dem Augapfel selbst verwachsen, oder es ist eine besondere Haut über die Augen gezogen; bei Andern ist der Augenstern verschlossen, oder zugleich an die Hornhaut gewachsen, oder die Pupillenöffnung nicht an der rechten Stelle, sodaß die Lichtstrahlen nicht in die Mitte des Auges fallen, vieler anderer, zum Theil unerkennbarer Fehler nicht zu gedenken. Die Blindgeborenen haben gar keine Begriffe vom Sehen; alle von diesem Sinne abhängende Vorstellungen sind ihnen unbekannt. Sie fühlen sich deshalb minder unglücklich als Diejenigen, welche erst in spätern Jahren ihr Gesicht verloren haben. Die Erfahrung hat bei manchen Blindgeborenen oder Solchen, welche in der Kindheit schon das Gesicht verloren haben, gelehrt, daß sie sich von allen Gegenständen ganz andere Begriffe machen. Einem jungen Menschen, welchen Cheselden am grauen Staar operirte, kam es in dem Augenblicke, da er sehen konnte, vor, als wenn ihm alle Gegenstände ganz nahe vor die Augen gestellt wären; er konnte keinen Gegenstand von dem andern unterscheiden, so verschieden auch ihre Form war. Gegenstände, die ihm durch das Gefühl schon vorher bekannt waren, betrachtete er mit vieler Aufmerksamkeit, um sie ein andermal wiederzuerkennen: allein er vergaß bald wieder Alles, weil er auf einmal zu viel zu merken hatte. Er wunderte sich sehr, daß die Personen, die er am meisten liebte, nicht schöner waren als die andern. Bei allen den Personen, die lange blind gewesen sind, schärfen sich die andern Sinne desto mehr, vielleicht weil die Zerstreuung wegfällt, welche bei Sehenden bei dem Erblicken so mannichfaltiger Gegenstände stattfindet. Daher ist bei vielen Blinden selbst die innere Seelenthätigkeit verstärkt, und bei vielen entwickeln sich ihre Talente auf bewundernswürdige Weise. Besonders wird das Gefühl und Gehör sehr scharf bei ihnen. So wird von einem Blinden erzählt, der zu Puiseux in Frankreich lebte und Chemiker und Musiker war. Er konnte genau das Ebenmaß der Gegenstände beurtheilen, gab die Nähe des Feuers nach dem Grade der Wärme an, beurtheilte die Anfüllung der Gefäße nach dem Geräusche, welches die Flüssigkeit machte, während er sie aus einem in das andere Gefäß goß, und die Nähe der Gegenstände nach der Einwirkung der Luft auf sein Antlitz. Er bestimmte genau das Gewicht der Dinge, und wie viel ein Gefäß enthalten konnte. Der berühmte Saunderson, Professor der Mathematik zu Cambridge, geb. 1682 hatte in früher Jugend das Gesicht verloren. Er erfand mehre Vorrichtungen sowol in der Arithmetik als Geometrie, um

sein Studium sich zu erleichtern. Er hatte ein so feines Gefühl, daß, wenn er mehre Münzen durch die Finger laufen ließ, er die falschen unterschied, wenn sie gleich so genau nachgemacht waren, daß selbst die Augen des Kenners dadurch betrogen wurden. Da das Bewußtsein gleichsam das Licht des Geistes ist, so wird das Wort **blind** auch figürlich, z. B. blinder Trieb, blinder Glaube, blinder Gehorsam, von dem Mangel an Bewußtsein und selbstthätiger Vernunftkraft gebraucht.

Blindenanstalten. Bei einem Menschen, der des Gesichts entbehrt, müssen andere Sinne in Anspruch genommen werden, um das Auge zu ersetzen. Will er z. B. eine Kenntniß vom Lesen und Schreiben haben, so müssen ihm tastbare Buchstaben gegeben und dann die Hand so lange geführt werden, bis er den Buchstaben nachbilden kann. Soll er eine Kenntniß von der Erdoberfläche erhalten, so müssen ihm erhabene Erdkugeln und Landkarten dargeboten werden. Natürlich geht das Erkennen durch den Fühlsinn weit langsamer als durch den Sehsinn. Beide Sinne sind sich darin grade entgegengesetzt, daß jener von jedem einzelnen Theile nach und nach zur Erfassung des Ganzen aufsteigt, während dieser mit einem Blicke das Ganze überschaut. Man sieht also leicht den Grund ein, warum Blinde nicht in den gewöhnlichen Schulen für Sehende unterrichtet werden können: einmal, weil nicht die dazu nöthigen tastbaren Lehrmittel vorhanden sind, dann aber, weil die sehenden Kinder durch die Langsamkeit des Auffassens der Blinden aufgehalten werden würden. Da nun gleichwol die Blinden keinen unbedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachen und z. B. im preuß. Staate eine Blindengemeinde von mehr als 13,000 Seelen bilden, so hat man besondere Anstalten für Blinde angelegt. Der Unterricht ist vorzüglich auf die allgemeine geistige Ausbildung, wodurch die Blinden aus ihrer Dumpfheit zu vernünftigen Menschen erzogen werden, dann auf Erlernung irgend einer Geschicklichkeit gerichtet, um ihnen einigermaßen ihren künftigen Lebensunterhalt zu sichern. Was das Letzte betrifft, so gibt es vorzüglich zwei Mittel, nämlich Handarbeiten und Tonkunst. Sonach umfaßt der ganze Blindenunterricht drei Zweige: 1) Handwerks-, 2) Kunst- und 3) Wissenschaftsbildung, weil man nicht wissen kann, welche Anlagen in einem Blinden schlummern. Die deutschen Blindenanstalten, sowie die pariser, haben auch wirklich diese allseitige Richtung, wogegen die engl. mehr auf die einseitige Bildung zu Handwerkern ihr Augenmerk nehmen. Den ersten Gedanken zu einer solchen Anstalt für Erziehung Blinder faßte Valentin Hauy, Bruder des berühmten Mineralogen, und zwar angeregt durch das blinde Fräulein von Paradies aus Wien, die 1780 nach Paris kam und sich mit allgemeinem Beifall auf der Harfe hören ließ. Hauy besuchte die geistreiche Jungfrau und fand zu seinem Erstaunen bei ihr mehre Geräthe zum Unterrichte der Blinden, z. B. gestickte Landkarten und eine Handdruckerei, mittels der sie mit dem Bergrathe von Kempelen in Wien und einem gelehrten Blinden, Weißenburg zu Manheim, Briefe wechselte. Im Vergleich mit diesen beiden gebildeten Blinden fühlte sich Hauy schmerzlich betroffen durch die Verachtung, in der die Blinden in Frankreich lebten, wo z. B. ein Schenkwirth auf dem Jahrmarkte zu St.-Ovide zehn arme Blinde auf lächerliche Weise herausgeputzt, mit Eselsohren, Pfauenschwänzen, Brillen ohne Gläser, zu einem possenhaften Tonspiele vereinigt hatte. Auch die schon 1260 durch Ludwig den Heiligen nach seinem ägypt. Kreuzzuge, wobei so viele Krieger an der dortigen Augenpest erblindeten, gestiftete große Blindenanstalt oder das Hospital der 300 (gewöhnlich les quinze-vingts genannt), bot ihm kein erfreuliches Bild geistiger Entwickelung, sondern vielmehr Stumpfsinn und sittliche Versunkenheit dar. So beschloß er, für die Blinden in Frankreich Das zu werden, was der Abbé de l'Epée für die Taubstummen geworden war, und eröffnete 1784 eine Lehranstalt für Blinde, worin dieselben nicht nur in angemessenen Handarbeiten, z. B. Stricken, Spinnen, Seildrehen, Fransenmachen, Papparbeiten, sondern auch in Tonkunst, sowie im Lesen, Schreiben, Rechnen und in andern Wissenschaften

unterrichtet wurden. Er bildete sich dazu eigne Lehrmittel auf die Art, wie er dieselben bei jenen beiden deutschen Blinden kennen gelernt hatte. Zum Lesen hatte er erhabene Buchstaben aus Metall, womit zugleich auf Papier gedruckt werden konnte; zum Schreiben eigne Schreibkasten, wo aufs Papier ein Rahmen mit Drähten, welche die Zeilen trennten, geklappt wurde; zum Rechnen erhabene Ziffern aus Metall und Rechnenbreter, worein diese Ziffern gesteckt werden konnten; zur Erdkunde Landkarten, wo die Gebirge, Flüsse, Städte und Landesgrenzen auf verschiedene Art gestickt waren u. s. w. Zuerst bezahlte eine Gesellschaft von Menschenfreunden ein Kostgeld für 12 Blinde, nachher ward die Anstalt 1791 zur Staatsanstalt erhoben und mit der Taubstummenanstalt vereinigt; als man dies aber unzweckmäßig fand, 1795 von ihr getrennt und 1801 mit dem Blindenhospital der quinze-vingts vereinigt. Da jedoch durch Vermischung der jungen Blinden mit den quinze-vingts eine gänzliche Verwilderung eintrat, ging Hauy voll Verdruß 1806 nach Petersburg, um dort eine ähnliche Anstalt zu gründen. Erst nach dem pariser Frieden 1815 wurde die Anstalt zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt. Nächst Frankreich entstanden die ersten Blindenanstalten in Großbritannien, jedoch nach einem beschränkten Plane, wo sie nicht durch die Regierung, sondern durch Beiträge der Bürger unterhalten werden. Liverpool erhielt 1790 eine Blindenanstalt, worin die Blinden beiderlei Geschlechts in Handarbeiten, Kirchengesang und Orgelspielen unterrichtet werden. Eine zweite entstand 1791 zu Edinburg, worin vorzüglich Korbmachen und Seilerei getrieben wird. Nach demselben Plane ward 1800 die zu London, und nach diesem Muster die zu Dublin, Bristol und Norwich errichtet. In Deutschland ward die erste öffentliche Blindenanstalt zu Berlin, bei Hauy's Durchreise, durch die Unterstützung des Königs gegründet. Zeune ward Vorsteher derselben, dessen Wirksamkeit vorzüglich dahin ging, den Blindenunterricht zu vereinfachen und fürs Leben anwendbarer zu machen. So hat er z. B. statt der sehr zusammengesetzten pariser Schreibkasten mit Riegeln, Klappen und einem Drahtgitter, einfache aus Pappe mit Schnuren eingeführt; statt des langsamen und schwerfälligen Rechnens mit Metallziffern auf einem Rechnenbrete, das Kopfrechnen zu einer großen Fertigkeit zu bringen gesucht, und statt der gestickten Landkarten, die kein naturgemäßes Bild gaben, wirkliche Hochbilder (Reliefs) der ganzen Erdkugel und besonders Deutschlands gegeben, die seitdem sich sehr, auch beim Unterrichte der Sehenden, in mehren Theilen Europas verbreitet haben und die jetzt sehr sauber in einer feinen Pappmasse von Kummer in Berlin angefertigt werden. Die zweite Blindenanstalt in Deutschland entstand zu Wien. Der Begründer derselben ward der Armendirector Klein, geb. 1765, der 1799 nach Wien kam und seit 1804 an einigen blinden Knaben so glückliche Versuche machte, daß er sehr bald, um mehre Blinde seines Unterrichts theilhaftig zu machen, von der Regierung unterstützt, und im J. 1816 sein Institut zu einer öffentlichen Anstalt erhoben wurde. Zu Prag ward eine Blindenanstalt durch den Ritter von Platzer 1808 begründet. Im J. 1809 entstand als Tochteranstalt der berliner die Blindenanstalt in Dresden, deren Stifter, Flemming, sowol als deren erster Vorsteher, Steckling, bei Zeune den Blindenunterricht beobachteten. Sie ward später, verbunden mit einem andern Unterstützungsvereine für Blinde, zur Landesanstalt erhoben und steht seit 1831 unter dem Director Georgi. Seit dem Befreiungskriege von 1813, wo die ägypt. Augenpest so furchtbar unter den europ. Heeren wüthete, entstanden im preuß. Staate nach Zeune's Plane mehre Kriegsblindenanstalten. Ihr Zweck war, die erblindeten Krieger in nützlichen Arbeiten zu unterrichten. Zuerst wurde im Invalidenhause zu Berlin eine solche Werkschule für erblindete Krieger gebildet, welche Zeune und dessen Frau leiteten, und hier gebildete Werklehrer gingen nun in die verschiedenen Provinzen, um da in ähnlichen Anstalten die dortigen blinden Krieger zu unterweisen. Diese Werkschulen sollten nur so lange dauern, bis alle Krieger darin ausgelernt hatten; inzwischen sind zwei der-

selben, die zu Breslau seit 1818 und Königsberg, zur Unterweisung erblindeter Krieger für immer bestimmt worden. In Breslau ist ein Zögling Zeune's, Joh. Knie, Oberlehrer, der die zweckmäßigen tastbaren Lehrmittel für die ebene und sphärische Trigonometrie aus Holz und Blech erfunden hat. Andere Blindenanstalten wurden 1823 zu Gmünd in Würtemberg, 1824 zu Linz, 1826 zu Freisingen in Baiern und 1828 zu Bruchsal in Baden gestiftet. In Amsterdam kam 1808 durch die Freimaurer, zu Zürich 1810 durch die Hülfsgesellschaft und die besonders thätige Mitwirkung des verstorbenen Professors Hirzel, und in Kopenhagen 1811 durch den Verein der Kette nach dem Plane des Professors Brorson eine solche Anstalt zu Stande. Die Blindenanstalt in Petersburg, welche Hauy anlegte, die aber nie recht gedeihen wollte, scheint nach dessen Rückkehr nach Frankreich 1816 vollends in Verfall gerathen zu sein. Außer Deutschland, der Schweiz, Holland und Dänemark, und außer Frankreich, England und Rußland, scheinen keine Blindenanstalten in Europa, und außerhalb dieses Erdtheils überhaupt keine in andern Erdgegenden zu bestehen. Pater Charlevoix sagt zwar, daß in Japan die Reichsurkunden dem Gedächtnisse der Blinden anvertraut würden, und Golownin zählt in der Riesenstadt Jeddo allein 36,000 Blinde, aber keiner von Beiden führt an, daß eine Lehranstalt für dieselben errichtet sei, und so erscheint also der Blindenunterricht nur als eine Blüte europ. Bildung. Vgl. Klein's „Lehrbuch zum Unterrichte der Blinden" (Wien 1819). — **Blindeninstitute** nennt man auch solche Anstalten, worin Blinde und Augenkranke zur Heilung oder zur Versorgung aufgenommen werden, wie deren in Leipzig unter D. Ritterich's, in Erfurt unter D. Fischer's, in Halle unter D. Blasius' Leitung, in Dresden in Verbindung mit der Lehranstalt für Blinde und an andern Orten bestehen.

Blindschleiche (anguis bei Linné), eine nicht giftige Schlangengattung, am ganzen Körper nur mit Schuppen bedeckt, deren bekannteste Art (A. fragilis) fast überall in Europa heimisch ist und sich durch den leichten Zusammenhang des Körpers auszeichnet, indem der Schwanz schon abreißt, wenn man sie nur bei diesem festhält. Sie ist oben gelblich, mit einem schwarzen Längsstreif, unten schwärzlich. Ihre Nahrung sind Schnecken, Regenwürmer und Raupen, weshalb sie als ein nützliches Thier geschont werden sollte.

Blitz oder **Wetterstrahl** heißt ein starker elektrischer Funke, der aus einer Wolke in die andere oder aus derselben in einen andern Gegenstand, z. B. in die Erde, oder auch umgekehrt aus der Erde in die Wolken fährt, wobei er immer den besten Elektricitätsleitern folgt. (S. **Elektricität**.) Die streifenförmige Gestalt, die der Blitz dem Anschein nach hat, rührt blos von seiner schnellen Fortbewegung her, sowie eine in der Luft schnell geschwungene Kohle auch den Eindruck einer feurigen Bahn im Auge erweckt; stillstehend würde er wahrscheinlich immer in Gestalt einer feurigen Kugel gesehen werden, und in der That ist er öfters beim Einschlagen in der Nähe in dieser Gestalt gesehen worden. Das Zickzack, was er gewöhnlich in seiner Bahn beschreibt, erklärt sich am besten aus dem starken Zusammendrücken der Luft, welche der Blitz vor sich hertreibt und welche ihn wegen zu starken Widerstandes nöthigt, wiederholt von seinem Wege abzuspringen. Dabei scheint er wenigstens in manchen Fällen eine innere spiralartige Bewegung zu zeigen; so theilt Yelin eine Beobachtung mit, wo ein aus Drähten zusammengewundener Blitzableiter nach Einschlagen des Blitzes ringsum Brüche zeigte, welche schraubenförmig zusammenhingen, und ähnliche Fälle werden von Andern erzählt. Ueber die Geschwindigkeit des Blitzes läßt sich nach den bisherigen Erfahrungen nichts mit Sicherheit bestimmen. Hellwig glaubt demselben nach seinen, jedoch nicht zulänglichen, Beobachtungen eine Geschwindigkeit von 40—50,000 F. in der Secunde beilegen zu können. Metalle ziehen den Blitz am leichtesten an, und er verläßt eine zusammenhängende Strecke von Metall nur dann, wenn er einen leichtern Weg zur Erde findet, d. h. wenn das übrige Ende der Strecke ihn nicht zur

Erde, sondern in die freie Luft führen würde; wenn die Umwege der metallischen Leitung zu lang sind und er in der Nähe zu einem kürzern Elektricitätsleiter gelangen kann; wenn die metallische Leitung zu dünn ist, sodaß sie nicht die ganze Elektricität, welche der Blitz mit sich führt, fortzuleiten vermag, und wenn zugleich eine reichlichere Leitung sich in der Nähe befindet. Alle diese Umstände sind deshalb bei Anlegung von Blitzableitern zu berücksichtigen. Auch Rauch aus Schornsteinen und überhaupt alle Dämpfe und feuchten Körper ziehen den Blitz an, nicht aber, wie man sich öfters einbildet, ein Luftstrom; daher das Fenster ohne Gefahr bei einem Gewitter geöffnet werden kann. Auch Menschen und Thiere, welche vermöge der Beschaffenheit der in ihnen enthaltenen Flüssigkeiten sehr gute Elektricitätsleiter sind, trifft der Blitz vorzüglich leicht, wenn sie im freien Felde die einzigen hervorragenden Gegenstände sind oder sonst seiner Bahn im Wege stehen; auch springt er leicht von Bäumen oder Steinen nach ihnen ab. Selbst die Gestalt eines Körpers trägt zur Anlockung des Blitzes bei, indem er in jeden Körper um so leichter fährt, je länger sich dieser in verticaler Richtung ausdehnt und je spitziger er ist. Tödtend auf Menschen und Thiere wirkt der Blitz nicht durch innere Zerschmetterungen, die man in der That nach dem Tode nicht vorfindet, sondern, wie es scheint, nur durch starke Erschütterung, welche eine Lähmung des Nervensystems hervorruft. Öfters wirkt er nur betäubend oder partiell lähmend, und dann ist häufig Wiederherstellung der Getroffenen möglich, wozu Reizmittel jeder Art, das Eingraben in frische Erde u. s. w. empfohlen worden sind. Besonders merkwürdig aber ist es, daß nach verschiedenen Beobachtern die Elektricität selbst als sehr wirksames Mittel zur Wiederbelebung angewendet werden kann, und zwar am besten in Form von Erschütterungsschlägen in der Gegend des Herzens. Fothergill erzählt Fälle, wo dies Mittel mit glücklichem Erfolge angewendet wurde, und Partington stellte einen jungen Hund, dem ein elektrischer Schlag auf den Kopf Sinn und Bewegung geraubt hatte, durch kleine Erschütterungen in der Brust wieder her. Die Fälle übrigens sind nicht zu selten, wo vom Blitz Getroffene Lähmungen, von denen sie vorher in Folge anderer Ursachen befallen waren, plötzlich verloren, sowie Dasselbe auch durch starke Entladungsschläge aus leydner Flaschen bewirkt werden kann. Als Derjenige, welcher zuerst um 1750 eine bestimmte Nachweisung von der Identität des Blitzes mit dem elektrischen Funken gab, kann Franklin angesehen werden; doch haben schon vor ihm Wall, Nollet, Winckler und Andere diese Identität mehr oder weniger bestimmt vermuthet. Vgl. Reimarus' classische Schrift: „Vom Blitze“ (2 Bde., Hamb. 1778); dessen „Neuere Bemerkungen vom Blitze“ (Hamb. 1794) und Gehler's „Physikalisches Wörterbuch“ (neue Aufl., Lpz. 1825).

Blitzableiter, Wetterableiter, ist eine Vorrichtung, durch welche entweder die Elektricität der Wolken, als die Ursache des Blitzes, ohne Schlag zur Erde geführt, oder der entstehende Blitz aufgefangen und auf einem bestimmten Wege, ohne Schaden der Gebäude, Schiffe u. s. w. in die Erde oder in das Wasser geleitet wird. Die Erfindung gehört Benj. Franklin. Bei seinen Versuchen über die Elektricität bemerkte er, daß, wenn ein zugespitzter Metalldraht an einen elektrisirten Körper gebracht werde, eine solche Spitze diesem seine Elektricität allmälig, und ohne daß dabei Funken erscheinen, entziehe. Da nun die Wetterwolken elektrisch sind, so glaubte er, daß man ihnen ihre Elektricität, welche den Blitz und das Einschlagen verursacht, nehmen könne, wenn man eine zugespitzte Stange von Metall an den höchsten Theil des Gebäudes befestige und von der Stange einen Draht bis in die Erde hinunterführe, damit die Elektricität der Wolke, welche die Spitze an sich gezogen, in die Erde abgeleitet werde. Franklin's Vermuthung fand sich gegründet, und man hat nach ihm an vielen Orten die Blitzableiter eingeführt, welche anfänglich in einer an dem Gebäude hinab in die Erde geleiteten eisernen Stange bestanden, deren Spitze über dem Gebäude mehre Fuß hervorragte. Nach den bisherigen Erfahrungen ist die beste Einrichtung eines Blitzableiters folgende:

Er besteht aus einer eisernen, einen Zoll starken Stange, deren oberer Theil mit einer 8—9 Zoll langen Spitze von Kupfer versehen, welche, um das Rosten zu verhindern, im Feuer vergoldet ist. Diese Stange (Auffangstange) wird auf der höchsten Stelle eines Gebäudes so befestigt, daß sie wenigstens 5—6 Fuß über dasselbe hervorragt; an diese fügt man einen aneinander genieteten Kupferstreif, 3—4 Zoll breit, der bis zur Erde herab und ungefähr einen Fuß tief in dieselbe hineingehen muß. Der Streif wird genau auf das Dach und die Wand des Gebäudes angenagelt. Richard Watson, der 1816 als Bischof von Llandaff starb, legte 1762 zu Payneshill in England den ersten Blitzableiter an, in Deutschland wurde der erste 1769 zu Hamburg am Jacobithurm errichtet. Man hat in neuern Zeiten Blitzableiter vorgeschlagen, die jene Einrichtung ersetzen sollen. Dahin gehört der von Nicolai angegebene wohlfeile Blitzableiter aus Blechstreifen, der auch bereits, z. B. in Lohmen bei Pirna, ausgeführt worden ist; wogegen die von Lapostolle vorgeschlagenen Blitzableiter aus Strohseilen, die mit Metallspitzen versehen sind, gegründeten Widerspruch fanden, da Versuche gezeigt haben, was schon aus theoretischen Gründen zu erwarten war, daß Strohseile kaum zu den Halbleitern zu rechnen sind und daher nicht als Blitzableiter gebraucht werden können. Vgl. Eytelwein's und Gilly's „Kurze Anleitung, wie Blitzableiter an Gebäuden anzubringen sind" (2. Aufl., Berl. 1802).

Blitzröhren, Blitzsinter, Fulgurit, sind durch Blitz halb zusammengeschmolzene, röhrenförmige Zusammenhäufungen von Quarzkörnern, welche im Sande muldenförmiger Vertiefungen an den Abhängen kleiner Hügel vorkommen. Die Röhren stehen meist senkrecht, sind zuweilen 30 F. lang und manche beinahe einen Zoll weit. Außen sind sie meist mit kleinen zackigen Erhöhungen bedeckt, häufig auch umgeben mit einer Rinde angefritteter Quarzkörner; innen oft überzogen von Glasfluß. Sie sind durchscheinend, von graulicher Farbe, und der sie zunächst umgebende Sand ist roth. Man findet sie besonders in der Senner Haide in Lippe-Detmold, am Regensteine bei Blankenburg, unweit Dresden, zu Nietleben bei Halle an der Saale, zu Pillau bei Königsberg, in Ungarn, zu Drigg in Cumberland und an andern Orten. Vgl. Fiedler's Abh. „Über die Blitzröhren" in Gilbert's „Annalen der Physik", Bd. 55, 61 und 71, und Ribbentrop, „Über die Blitzröhren" (Braunschw. 1830).

Bloch (Marcus Elieser), Arzt und Naturforscher, geb. von armen jüdischen Ältern zu Anspach 1723, wuchs fast ohne allen Unterricht auf, sodaß er in seinem 19. Jahre nicht einmal Deutsch verstand und außer einigen rabbinischen Schriften nichts gelesen hatte. Dessenungeachtet ward er bei einem jüdischen Wundarzt in Hamburg Hauslehrer; hier lernte er die deutsche Sprache, machte den Anfang in Erlernung der lateinischen und erwarb sich einige anatomische Kenntnisse. Das Verlangen, in der Anatomie gründlichere Belehrungen zu erhalten, trieb ihn nach Berlin, wo es ihm durch die Unterstützung seiner dortigen Verwandten möglich ward, sich ganz dem Studium naturhistorischer, anatomischer und medicinischer Wissenschaften hinzugeben. Mit unglaublichem Eifer wußte er zunächst das durch frühere Vernachlässigung Versäumte nachzuholen, sodaß es ihm dann leicht ward, in den verschiedensten Fächern des menschlichen Wissens sich umfassende Kenntnisse anzueignen. B. ward zu Frankfurt an der Oder Doctor der Medicin, lebte hierauf als praktischer Arzt zu Berlin, wo er sowol wegen seiner Gelehrsamkeit als um seines edeln Charakters willen hochgeschätzt wurde, und starb daselbst 1799. Sein größtes Verdienst erwarb er sich durch das Werk: „Allgemeine Naturgeschichte der Fische" (12 Bde., Berl. 1785—95, 4.), mit 432 gemalten Kupfern. Als der Aufwand, den dieses Werk erfoderte, sein Vermögen überstieg, ward er von fürstlichen und andern begüterten Personen unterstützt; den Namen jedes Gönners, auf dessen Kosten eine Platte gestochen wurde, findet man in den letzten sechs Bänden unten angegeben. Unvollendet hinterließ B. ein System der

Ichthyologie, welches nach seinem Tode unter dem Titel: „Systema ichthyologiae iconibus CX illustratum" (Berl. 1801) von Schneider herausgegeben wurde. B.'s Sammlung von Fischen kaufte nach seinem Tode der König von Preußen und schenkte sie der Akademie der Wissenschaften.

Blockhaus heißt in der Befestigungskunst ein aus zusammengeschränkten, oft doppelten Balken bestehendes, mit einer Decke und Schußspalten versehenes Haus für 25—100 Mann, das meistens noch mit Erde überdeckt ist, um es völlig bomben- und feuerfest zu machen. Gewöhnlich ist es einige Fuß in die Erde gesenkt, doch gibt es auch deren von zwei Stockwerken, die selbst einige Geschütze aufnehmen können. Man baut die Blockhäuser in der Regel in Form eines Vierecks oder Kreuzes. Ihr Zweck ist, einer schwachen Besatzung bei wichtigen, sehr exponirten Orten möglich zu machen, dem feindlichen Wurfgeschütz und Sturm bis zum Entsatz zu trotzen. Ebenso braucht man sie als bombenfeste Wachhäuser und letzte Rettungsörter im Innern von Schanzen und in den Waffenplätzen des bedeckten Wegs der Festungen. Auch in den Ansiedelungen an der Grenze Nordamerikas dienen Blockhäuser als Sicherheitsörter, wohin sich die Pflanzer zurückziehen, wenn sie von den Indianern mit Angriffen bedroht werden. Ebenso haben die Franzosen zur Sicherstellung ihrer Niederlassung in Algier Blockhäuser angelegt.

Blockiren heißt eine Festung mit einzelnen, befestigten Posten, durch gute und zweckmäßig aufgestellte Reserven unterstützt, umgeben und ihr jede Verbindung mit Außen abschneiden, um sie durch Mangel an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen zur Uebergabe zu nöthigen. Es ist auf diese Weise schon öfter eine weit stärkere Besatzung durch ein schwächeres Einschließungscorps festgehalten und endlich zu Kriegsgefangenen gemacht worden, wenn die Ortslage nur sonst die Einschließung begünstigt und den Angriff der einzelnen Posten erschwert, denen es bei einem solchen nicht an hinreichender Unterstützung fehlen darf. Ist aber auch die Blockade selten erfolglos, so erfodert sie doch mehr Zeit als jede andere Angriffsweise. Man wendet sie gewöhnlich da an, wo die Umstände keine förmliche Belagerung erlauben, wenn das Armeecorps zu schwach ist den Belagerungsarbeiten zu genügen; wenn es an den erfoderlichen Angriffsmitteln: Geschütz, Munition u. s. w. fehlt; wenn die Lage eines Platzes denselben unangreifbar macht, oder die Einrichtung der Festungswerke zu einem dauernden Widerstande keine Hoffnung zeitiger Eroberung gibt; und endlich wenn die weit vorgerückte Jahreszeit und der in nördl. Gegenden gewöhnliche Frost die Eröffnung der Laufgräben verbietet. Ein Hafen wurde früher dadurch blockirt, daß der Feind eine Anzahl Kriegsfahrzeuge davor aufstellte, sodaß kein Schiff ohne Gefahr aus- und einlaufen konnte. Im Kriege mit Napoleon fingen die Engländer zuerst an, Häfen und ganze Küsten durch eine bloße Erklärung in Blockadestand zu setzen. (S. Continentalsystem.)

Blocksberg, der große Brocken, s. Harz.

Bloemart, bisweilen auch Blom (Abraham), ein niederländ. Maler, geb. um 1565 in Gorkum, starb 1647 in Utrecht. Er lernte die Anfangsgründe der Zeichnenkunst bei seinem Vater, der Ingenieur, Baumeister und Bildhauer war, hatte dann Floris und Frank zu Lehrern, entfernte sich aber von ihrer Manier und schuf sich eine eigne. Er vollendete seine Studien in Paris, wurde Stadtbaumeister in Amsterdam, ließ sich als Maler in Utrecht nieder und malte mehre große Historienbilder, z. B. den Tod der Söhne der Niobe, Thiere, Muschelwerk und besonders Landschaften, welche letztere am meisten geschätzt werden. Im Portraitiren war er nicht stark, sowie man ihm überhaupt Untreue gegen die Natur, in der Nacktheit sowol als in den Gewändern, vorwirft. Auch tragen alle seine Gemälde einige Spuren der Ungeduld. Diese Fehler werden aber durch die Schönheit seines glänzenden Colorits und den Reichthum in der Erfindung weit übertroffen. Vorzüglich groß ist er im Helldunkel. Er war auch Kupferstecher und Formschneider. Seine Werke sind zahlreich. — Von seinen vier Söhnen war Cornelius, geb. zu

Utrecht 1603, der geschickteste. Er war erst Maler, dann Kupferstecher, hielt sich eine Zeit lang in Paris auf und ging dann nach Rom, wo er 1680 starb. Sein Stich zeichnete sich durch Reinheit und Schönheit, durch sanfte Übergänge der Lichter und Schatten, Verschiedenheit und Weichheit der Töne so musterhaft aus, daß er der Schöpfer einer neuen Schule ward, aus welcher Baudot, Polly, Chasteau Speier, Roullet und Andere hervorgingen. Adrian ging nach Rom, erwarb sich als Maler und Kupferstecher Ruhm und starb zu Salzburg durch ein Duell; Heinrich malte blos Bildnisse, und Friedrich hat Vieles mit Beifall nach seinem Vater in Kupfer gestochen, worunter ein Zeichnenbuch in 119 Blättern den meisten Werth behauptet.

Blomfield (Charles James), bekannter engl. Philolog, geb. 1786 zu Bury St.-Edmunds in Suffolk, wo er und sein jüngerer verstorbener Bruder sorgfältigen Unterricht in der alten Literatur von dem gelehrten Mich. T. Becher genossen, unter dessen Leitung die dortige geachtete Grammar-School steht. Von hier ging er 1804 nach Cambridge, wo er sich nicht nur bei den gewöhnlichen Prüfungen, sondern auch in den öffentlichen Disputationen hervorthat und mehre ehrenvolle akademische Auszeichnungen erhielt. Nachdem er den „Prometheus" des Äschylus herausgegeben hatte, ward er 1809 zum Fellow des Trinity-College gewählt. Der Ruf seiner Kenntnisse verbreitete sich, und 1810 gab ihm Lord Bristol die Pfarre zu Quarrington in Lincolnshire. Eine andere zu Dunton verlieh ihm 1810 Lord Spencer aus eignem Antriebe. Dort blieb er etwa sieben Jahre, während deren die 2. Aufl. seines „Prometheus" und Ausg. der „Sieben gegen Theben", der „Perser" und des „Agamemnon" des Äschylus von ihm erschienen. Er besorgte auch eine Ausgabe des Kallimachus, ferner gemeinschaftlich mit T. Rennel die „Musae Cantabrigienses", und 1812 zugleich mit Professor Monk die „Posthumous tracts of Porson". Allein gab er 1814 die „Adversaria Porsoni" heraus. Diese Arbeiten erweckten ihm so viel Wohlwollen, daß ihm Lord Bristol die vereinigten Pfarreien Great- und Little-Chesterford in Essex gab, worauf er die Pfarrstelle in Dunton gegen die von Tuddenham in Suffolk vertauschte. Dem Rufe seiner philologischen und theologischen Kenntnisse hatte er es zu verdanken, daß 1819 der Bischof von London ihn zu seinem Hauskaplan ernannte: eine Wahl, welche allezeit auf einen anerkannt gelehrten Mann fällt, weil er zugleich die Prüfungen der in diesem Sprengel zu ordinirenden Prediger vornehmen muß. B. erhielt bald darauf die Pfründe der St.-Botolphskirche und endlich 1824 den bischöflichen Sitz zu London. Unter seinen neuesten literarischen Arbeiten ist die Fortsetzung seiner Ausgabe des Äschylus die bedeutendste. — Edward Valentine B., Bruder des Vorigen, Philolog, geb. 1788, studirte zu Cambridge und erregte die größten Erwartungen. Unter mehren Preisen, welche er erhielt, ist die Medaille merkwürdig, welche er 1809 für seine schöne Ode „In desiderium Porsoni" bekam. Er reiste 1813 nach Deutschland, erwarb sich eine gute Kenntniß der deutschen Sprache und wurde mit Wolf in Berlin und mit Schneider in Breslau bekannt. Nach seiner Rückkehr erschienen von ihm im „Museum criticum or Cambridge classical researches" (St. 2) Bemerkungen über die deutsche Literatur, welche Beifall erhielten. Die Universität Cambridge ernannte ihn zu einem ihrer Prediger an der St.-Marienkirche. Er fing an, Schneider's „Griechisch-deutsches Lexikon" zu übersetzen, beendigte aber diese Arbeit nicht, vollendete hingegen die Übersetzung von Matthiä's „Griechischer Grammatik", welche aus seiner Handschrift von seinem Bruder zum Drucke befördert und wohl aufgenommen wurde. Als er 1816 mit einem jungen Manne von Stande, seinem Zöglinge, in der Schweiz gewesen war und nach Cambridge zurückeilte, wo man ihn zum Proctor für das folgende Jahr ernannt hatte, setzte er sich zu vielen Beschwerlichkeiten auf der Reise aus, erkrankte und starb im Oct. 1816.

Blondel, vertrauter Diener und Musikmeister König Richard I. (Löwen-

herz) von England um 1190. Während sein Herr von dem Herzog von Östreich gefangen gehalten wurde, durchwanderte B. das gelobte Land und alle Gegenden Deutschlands, wo er vermuthen konnte, daß sich derselbe befinden möchte. Nach Östreich und in die Nähe des Schlosses Löwenstein kommend, hörte er, wie die Sage lautet, daß man daselbst einen vornehmen Gefangenen bewache. Nach vergeblichem Bemühen, ihn zu sehen, stellte er sich einst dem stark vergitterten Thurme gegenüber, in welchem der Gefangene sich befinden sollte, und fing an, eins von den provenzalischen Liedern zu singen, die er vormals mit Richard componirt hatte. Er hatte kaum die erste Strophe geendigt, als eine Stimme aus der Tiefe des Thurms die zweite anfing und bis ans Ende fortfuhr. So entdeckte er seinen König, befreite ihn und erwarb sich den Namen des „getreuen Blondel". Diese Sage wurde zu Grétry's Oper „Richard Löwenherz" benutzt.

Bloomfield (Robert), ein ausgezeichneter engl. Dichter, geb. 3. Dec. 1766 zu Honington, der Sohn eines Dorfschneiders, ging in eine Dorfschule und sollte 1781 bei seinem Bruder in London das Schuhmacherhandwerk lernen. Das Besuchen einiger Bethäuser, einer Debattengesellschaft, des Coventgarden-Theaters und das Lesen mehrer Bücher, Alles führte ihn in eine neue Welt ein, worin sein Geist allmälig sein wahres Element fand. So ward er Dichter, ohne es fast selbst zu wissen. Ein Volkslied, das er nach einer alten Weise gedichtet hatte, „The milk maid", war das erste, was von ihm ins Publicum kam und fand, wie ein zweites: „The sailor's return", einen Platz im „London magazine". Thomson's „Jahreszeiten", Milton's „Verlorenes Paradies" und andere Werke der Art erfüllten seine ganze Seele, und B. wurde der Schöpfer einer Dichtkunst, welche die Engländer in Einzelheiten noch über Thomson's „Jahreszeiten" setzen. Auf dem Lande, wo er sich 1786 kurze Zeit aufhielt, faßte er zuerst die Idee zu seinem Gedichte: „The farmers boy", welches B.'s eigenthümliche Liebenswürdigkeit charakterisirt. Er arbeitete es jedoch unter nicht angenehmen Verhältnissen, als armer Schuhmachergeselle, in einer Dachstube aus. Ein Rechtsgelehrter, Capel Lofft, sah es 1799 zuerst, und entzückt davon, veranstaltete er 1800 den Druck desselben. Es brachte dem Dichter 50 Pfund ein, und als es Beifall fand, noch 200 Pfund, auch gewann er dadurch Gönner und bestimmte Unterstützungen. Fließende Verse, Wärme der Empfindung, richtiges Gefühl des Natürlichen und Rührenden, Kraft der Gedanken und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft sind Thomson und B. gemein; aber in B.'s Gedicht herrscht eine höhere Einfalt als in Thomson's „Jahreszeiten". Noch hat B. eine Sammlung ländlicher Erzählungen und Gedichte herausgegeben. Neben seiner Schuhmacherei verfertigte er auch Windharfen. Später kam er in eine bessere Lage, verlor aber sein Vermögen durch seine Gutherzigkeit; er wurde kränklich, zuletzt blind und starb zu Shefford am 19. Aug. 1823. Vgl. „Zeitgenossen", dritte Reihe, Nr. 18.

Blücher (Gebhard Leberecht von), aus dem Hause Großen-Rensow im Herzogthume Mecklenburg, Fürst von Wahlstadt, preuß. Feldmarschall und Ritter fast aller europ. hohen Militairorden, geb. zu Rostock am 16. Dec. 1742. Beim Beginnen des siebenjährigen Kriegs schickte ihn sein Vater, welcher Rittmeister in hessen-kasselschen Diensten war, nach der Insel Rügen. Hier erregte der Anblick der schwed. Husaren in ihm den Drang, Soldat zu werden; vergebens riethen die Ältern und Verwandte ihm ab; er nahm Dienste als Junker in einem schwed. Husarenregimente; doch gleich in seinem ersten Feldzuge nahm ihn dasselbe preuß. Husarenregiment gefangen, das er in der Folge so rühmlich befehligte. Der Chef dieses Regiments, Oberst von Belling, bewog ihn, in preuß. Dienste zu treten. Es ward ein Tausch mit den Schweden getroffen, und B. als Lieutenant bei demselben Regimente angestellt. Misvergnügt, bei einem Avancement übergangen worden zu sein, nahm er als Rittmeister den Abschied, widmete sich der Landwirthschaft, ward Landrath und erwarb sich durch Fleiß und geschickte Geschäftsführung

den Besitz eines Landguts. Nach dem Tode Friedrich II. trat er als Major in sein altes Regiment wieder ein. Als Commandeur desselben focht er am Rhein 1793 und 1794 mit Auszeichnung; Orchies, Luxemburg, Frankenstein, Oppenheim, Kirweiler und Edesheim in der Pfalz sind Zeugen seiner Thaten. Nach dem für ihn so glorreichen 18. Sept. 1794 bei Leystadt kam er, als Generalmajor, zu dem Beobachtungsheere am Niederrhein. Für den König von Preußen nahm er 1802 Besitz von Erfurt und Mühlhausen. Der Ausbruch des Kriegs 1806 führte ihn am 14. Oct. auf das Schlachtfeld von Auerstädt. Dann folgte er mit dem größten Theile der Cavalerie dem Rückzuge des Fürsten von Hohenlohe nach Pommern in dessen linker Flanke; der Zwischenraum, der Beide trennte, war aber zu groß geworden, nur durch übermäßige Tag= und Nachtmärsche, welche letztere B. nicht wagen zu dürfen glaubte, wäre eine Vereinigung möglich gewesen; unterdessen war der Fürst von Hohenlohe genöthigt worden, sich bei Prenzlau zu ergeben. Dadurch abgeschnitten von Stettin, warf sich B. ins mecklenburgische Gebiet, wo er sich bei Dambeck mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunschweig=Öls führte, vereinigte. Aber sämmtliche Truppen waren zu ermattet, um mit ihnen etwas wagen zu können. Den Großherzog von Berg in seiner linken Flanke, den damaligen Prinzen von Pontecorvo in der Fronte und den Marschall Soult auf dem rechten Flügel, sah B. sich genöthigt, sich hinter der Trave zu setzen, um die drei großen Corps der Franzosen möglichst lange von der Oder abzuziehen. So rückte er in das Gebiet der freien Reichsstadt Lübeck ein. Allein diese Stadt, in Eile etwas befestigt, ward von der Übermacht der andringenden franz. Heere im Sturm genommen. B. hatte mit einigen Truppen sich aus der Stadt gerettet und mußte, aller Mittel zur Vertheidigung oder Flucht beraubt, am 6. und 7. Nov. zu Ratkau, einem lübeckischen Dorfe, sich ergeben. Er that dies jedoch nicht anders als unter der ihm nach vielen Weigerungen zugestandenen Bedingung, bei seiner Unterschrift den Zusatz zu machen, daß „ihm die Capitulation vom Prinzen von Pontecorvo angetragen und von ihm nur wegen Mangels an Munition, Proviant und Fourage eingegangen worden". B. war nun Kriegsgefangener, wurde aber bald gegen den franz. General Victor ausgewechselt und gleich nach seiner Ankunft in Königsberg, an der Spitze eines Corps, zu Schiffe nach dem schwed. Pommern gesandt, um Stralsund vertheidigen zu helfen und die Unternehmungen der Schweden zu unterstützen. Nach dem tilsiter Frieden arbeitete B. in Königsberg und Berlin im Kriegsdepartement. Dann erhielt er das Militaircommando in Pommern, wurde aber später nebst mehren bedeutenden Männern, wie man sagt, auf Napoleon's Veranlassung in den Ruhestand versetzt. An dem Zuge des preuß. Hülfscorps bei dem franz. Heere in Rußland, im Sommer 1812, nahm B. keinen Theil; aber als das preuß. Volk sich gegen Napoleon erhob, da war B., obschon ein Greis von 70 Jahren, einer der Thätigsten. Er erhielt den Oberbefehl über die Preußen und über das russ. Corps des Generals von Winzingerode, welches letztere in der Folge wieder von ihm getrennt wurde. Mit Heldenmuth focht er in der Schlacht von Lützen am 2. Mai 1813. Die Tage bei Bautzen und bei Haynau waren nicht minder ruhmvoll für ihn; als Sieger feierte er die großen Tage an der Katzbach und bei Leipzig. Dort schlug B. das Heer des Marschalls Macdonald und reinigte ganz Schlesien von den Feinden, weshalb sein Heer den Namen des schles. erhielt. Vergebens versuchte Napoleon selbst, den alten Husarengeneral, wie er ihn nannte, in seinem Siegeszuge aufzuhalten. Am 3. Oct. ging B. bei Wartenburg über die Elbe und zwang durch diesen kühnen Schritt auch das große böhmische Heer unter Schwarzenberg und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zu größerer Thätigkeit. In der Schlacht bei Leipzig errang er am 16. Oct. über den Marschall Marmont bei Möckern glänzende Vortheile und drang schon an diesem Tage bis an die Vorstädte Leipzigs vor. Am 18. hatte er, im Verein mit dem Kronprinzen von Schweden, großen Theil an der Niederlage des

Feindes, und am 19. waren es seine Truppen, die zuerst in Leipzig eindrangen. Seine eigenthümliche Schnelligkeit und die Art seiner Angriffe hatten ihm schon zu Anfange des Feldzugs von den Russen den Beinamen „Marschall Vorwärts“ erworben. Von nun an ward es sein Ehrenname im ganzen deutschen Volke. Am 1. Jan. 1814 ging er mit dem schles. Heere, das nun aus zwei preuß., zwei russ., einem hessischen und einem gemischten Corps bestand, bei Kaub über den Rhein, besetzte am 17. Jan. Nancy, gewann am 1. Febr. die Schlacht bei La Rothière und drang gegen Paris vor. Allein seine getrennten Corps wurden von Napoleon geworfen; doch erkämpfte B., obwol mit großem Verlust, den Rückzug nach Chalons. Hierauf ging er bei Soissons über die Aisne, vereinigte sich mit der Nordarmee, siegte am 9. März über Napoleon bei Laon und drang am Ende des Monats, mit Schwarzenberg vereinigt, gegen Paris vor. Der Tag von Montmartre krönte die Großthaten dieses Feldzugs, und am 31. März zog B. in die Hauptstadt Frankreichs ein. Sein König ernannte ihn, zur Erinnerung an den Sieg bei Wahlstadt, zum Fürsten von Wahlstadt und gab ihm eine angemessene Dotation. In England, wohin er im Jun. desselben Jahres den verbündeten Monarchen folgte, empfing ihn das Volk mit Begeisterung. Die Universität Oxford ernannte ihn feierlich zum Doctor der Rechte. Er lebte dann auf seinen Gütern in Schlesien, bis er 1815 abermals den Oberbefehl erhielt, worauf er das Heer schnell in die Niederlande führte. Am 15. Jun. warf sich Napoleon auf ihn, und B. verlor am 16. die Schlacht bei Ligny. Durch den Sturz seines getödteten Pferdes, unter welches er zu liegen kam, gerieth er in Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Nach diesem unglücklichen, aber ehrenvollen Tage zeigte sich die wahre Größe des Feldmarschalls und seines Heers. In dem entscheidendsten Augenblicke der Schlacht am 18. traf B. auf dem Schlachtfelde ein, nahm Napoleon in Rücken und Flanke und erkämpfte im Verein mit Wellington den Sieg bei Belle Alliance oder Waterloo (s. d.). Er schlug den nachgesuchten Waffenstillstand ab, zwang Paris sich zu ergeben, und widersetzte sich bei seiner zweiten Einnahme dieser Hauptstadt nachdrücklich dem im vorigen Kriege ausgeübten Schonungssystem. Für seine neuen Verdienste um Preußen und die allgemeine Sache beehrte ihn Friedrich Wilhelm III., da B. bereits im Besitz aller Würden und Ehrenzeichen war, mit einem eignen für ihn allein bestimmten Ordenszeichen. Es bestand in einem von goldenen Strahlen umgebenen eisernen Kreuze. Nach dem pariser Frieden zog sich der Fürst auf seine Güter zurück. Am 26. Aug. 1819, als am Jahrestage der Schlacht an der Katzbach, ward dem gefeierten Helden auch zu Rostock, seinem Geburtsorte, eine besonders in Deutschland seltene Ehre zu Theil, indem ihm von der Gesammtheit seiner Landsleute, unter Anordnung des engern Ausschusses der mecklenburg. Stände, noch bei seinem Leben ein von Schadow zu Berlin ausgeführtes Denkmal gesetzt ward. Es besteht aus dem in Erz gegossenen kolossalen Standbilde B.'s, auf einem hohen Fußgestelle von fein polirtem Granit. Auch übersandte ihm der Ständeausschuß die bei dieser Gelegenheit geprägte Medaille. B. starb am 12. Sept. 1819, nach einem kurzen Krankenlager, auf seinem Gute Kriblowitz in Schlesien. In Berlin ließ der König die 12 Fuß hohe Bildsäule des Helden, von Rauch modellirt, von Le Quine und Reisinger in Erz gegossen, am 18. Jun. 1826 auf einem 14 F. hohen, mit Reliefs geschmückten Piedestale aufrichten. In Breslau ward seine Statue von Rauch 1827 aufgestellt. Vergl. Varnhagen von Ense's „B.'s Lebensbeschreibung“ (Berl. 1827). Sein ältester Sohn, Graf Franz von B., preuß. Generalmajor, starb am 10. Oct. 1829 zu Köpenick an den Folgen der im Kriege von 1813 erhaltenen Kopfwunden.

Blumauer (Aloys), burlesker Dichter, geb. zu Steier in Oberöstreich am 21. Dec. 1755, studirte in seiner Vaterstadt, trat 1772 zu Wien in den Jesuitenorden, privatisirte daselbst nach der Aufhebung desselben, bis er als Censor angestellt wurde, legte aber diese Stelle nieder, da er die Gräffer'sche Buchhandlung

übernahm, an der er schon seit 1787 einigen Antheil gehabt hatte, und starb zu Wien am 16. März 1798. Seine „Travestirte Aeneide" (3 Bde., Wien 1784, 4. Aufl., Königsb. 1824) erwarb ihm als Dichter ausgezeichneten Ruf. Es ist ein poetisches Zerrbild, reich an Witz und drolligen Verdrehungen. Diese Eigenschaften findet man auch in mehren seiner übrigen zahlreichen Gedichte, in welchen er Bürger oft nachahmt. Sie wurden zuerst durch den von ihm und Raschky herausgegebenen „Wiener Musenalmanach" (1781 fg.) bekannt. Eine vollständige Sammlung derselben erschien in wiederholten Auflagen zu Wien von 1782—87. Einige athmen Feuer und Leben und sind in einer schönen, reinen und männlichen Sprache geschrieben; allein in vielen artet sein Witz in derbe, wol auch gemeine Spaßhaftigkeit aus, die Sprache wird unrein, und das Mechanische des Versbaues ist verfehlt. Seine sämmtlichen Werke erschienen zuerst zu Leipzig in 8 Bdn., 1801—3, dann zu Königsberg (4 Bdch., 1827, 12.) und in München (7 Bde., 1827, 12.).

Blume, Blüte. Mit ersterm Namen belegt man im gemeinen Leben die Blüte derjenigen Gewächse, die man wegen ihrer Schönheit oder ihres Wohlgeruchs in Gärten zieht. Dagegen sagt man Blüte vorzugsweise von Obstbäumen. In der Sprache der Wissenschaft wird Blüte und Blume entweder gleichbedeutend für den Inbegriff der Befruchtungstheile der Pflanze mit ihren eigenthümlichen Hüllen gebraucht, oder man bezeichnet durch Blume vorzugsweise die Blumenkrone, den mittlern oder innern, höher entwickelten und meist lebhaft gefärbten Kreis der Hüllen für die Geschlechtsorgane. Jede vollkommene Blüte der höher organisirten Gewächse oder Kotyledonenpflanzen zeigt zwei Haupttheile, nämlich erstens die mittelständigen Blütentheile, zusammengesetzt: 1) aus dem Stengel (pistillum), dessen Theile Fruchtknoten (germen, ovarium), Griffel (stylus) und Narbe (stigma) sind und als weibliche Blütentheile betrachtet werden; 2) aus dem Staubfaden oder männlichen Blütentheile (stamen), dessen wesentlicher Theil der Staubbeutel (anthera) ist, der sich aber gewöhnlich noch auf einem fadenartigen Träger (filamentum) befindet; 3) endlich aus den, nicht nothwendig vorhandenen, Honiggefäßen (nectaria). Meistens sind Stengel und Staubfäden in einer Blüte vereinigt (Zwitterblüten (flores hermaphroditi). Ist der Stengel nicht vorhanden, so nennt man die Blüte männlich (flos masculus); fehlen dagegen die Staubfäden, so heißt sie weiblich (flos foemineus). Beide letztere Arten der Blüten werden auch eingeschlechtige (flores unisexuales) genannt. Schlagen männliche und weibliche Theile fehl, so ist die Blüte unfruchtbar, geschlechtlos (flos sterilis). Der zweite Haupttheil der vollkommenen Blüten sind die Hüllen, Blütenhüllen (perianthia). Diese blattartigen Theile, welche die Befruchtungstheile unmittelbar und fast immer kreisförmig (concentrisch) umgeben, sind gewöhnlich dreierlei Art: 1) Kelch (calyx), der äußere Kreis; 2) Krone, Blumenkrone, Blume (corolla) und, wenn die Theile getrennt sind, Blumenblätter (petala), der mittlere Kreis und 3) die Nebenkrone (coronula, corona, fauces), der die centralen Blütentheile zunächst umgebende Kreis. Letzterer ist öfters nicht vorhanden, sowie auch Kelch oder Krone bisweilen fehlen, oder verwachsen. In unvollkommenen Blüten (flores incompleti) fehlen alle Blütenhüllen. Wo nebst den Centraltheilen sämmtliche drei Kreise, oder doch die zwei äußern, vorhanden sind, vollkommene Blüte (flos perfectus, completus), ist es leicht, sie zu erkennen, wo aber blos einer sich vorfindet, kann nur eine anatomische Untersuchung und die relative Stellung der Abschnitte in Bezug auf die centralen Blütentheile zu der Gewißheit führen, ob die Blütenhülle Kelch oder Krone ist. Gewöhnlich ist dann Ersteres der Fall und die Blüte heißt dann kronenlos (flos apetalus). Die höher und mehr unter den Blüten stehenden Blätter, Deckblätter (bracteae) genannt, erscheinen oft, z. B. bei dem Wachtelweizen (melamyrum), kronenartig gefärbt, sind aber dadurch, daß sie immer etwas getrennt von den Blütenhüllen stehen, von diesen zu unterscheiden. Andere Schwierigkeiten

in Bestimmung der Blütentheile veranlassen die Misbildungen oder Monstrositäten der Gewächse, die vorzüglich bei der Cultur derselben zum Vorschein kommen. Eine der gewöhnlichsten in Rücksicht der Blüten, welche übrigens von Laien und Liebhabern für schön gehalten wird, ist das Vollwerden oder Gefülltsein. Diese Erscheinung wird von zu reichlicher Nahrung der Pflanze veranlaßt und besteht darin, daß die Organe, welche regelmäßig zu Staubfäden werden sollen, auf einer unvollkommenern Bildungsstufe stehen bleiben und Blumenblätter darstellen. Dies ist auch der Grund, weshalb vollkommen gefüllte Blüten nie reife Samen geben. (S. Befruchtung.) Die Blüten, als die vollkommensten Organe der Pflanzen, deren Entwickelung die Periode der höchsten Entfaltung des Individuums anzeigt, bieten verhältnißmäßig die festesten Kennzeichen dar und sind demnach in den Systemen, künstlichen sowol als natürlichen, vorzugsweise berücksichtigt worden. Es ist folglich ohne diese Theile kein vollkommenes Gewächs mit Sicherheit zu bestimmen. Einfügung, Zahl oder Gestalt der Theile sind vorzüglich zu berücksichtigen; dagegen Größe, Farbe und Geruch weniger sich gleichbleibende Merkmale liefern. In allen diesen Rücksichten bieten die Pflanzenarten die größte Verschiedenheit dar. Die Art des Ansitzens der Blüten auf den Verzweigungen des Stammes, deren letzte, welcher die Blüte unmittelbar und ohne Blätter zu tragen eingefügt ist, man Blütenstiel (pedunculus) nennt, liefert ebenfalls wichtige Charaktere. Der Inbegriff dieser Verschiedenheit hinsichtlich der Anheftung und des Standes der Blüten zueinander heißt Blütenstand (inflorescentia). Fehlt der Blüte der Stiel, so heißt sie sitzend (flos sessilis). Sind eine Menge solcher sitzender Blüten in eine kugelige oder halbkugelige Masse zusammengedrängt, so nennt man diesen Blütenstand, wie ihn z. B. die Sonnenrosen und Astern zeigen, zusammengesetztes Köpfchen (capitulum compositum) und die ausgebreitete Achse desselben Blütenboden (receptaculum). In den Blütenknospen ist besonders die Art, wie die Blütenhüllen zusammengelegt und geordnet sind, zu berücksichtigen. Man nennt dies Knospenlage oder Zusammenhaltung (aestivatio, praefloratio) und es gibt dieselbe für Gattungen und Familien wichtige Unterscheidungszeichen. Die größte bekannte Blüte ist die der Rafflesia Arnoldi R. Brown, eines ostind. blattlosen Schmarotzergewächses auf Wurzeln der Cistusarten. Sie mißt 2½ Fuß im Durchmesser. — Blume wird vielfach im figürlichen Sinne gebraucht. In der Chemie belegt man mit diesem Namen die feinsten Theile der Körper in trockener Gestalt, nachdem solche das Feuer von den gröbern Theilen durch Sublimation ausgeschieden hat; so geben das Laugensalz, das Spießglas, der Arsenik, Benzoe, Wismuth, Schwefel, das Zinn, Zink u. s. w. Blumen. — In der Jägersprache heißt Blume der Schwanz des Rothwildes und des Hasen, während man beim Fuchs und Wolf nur die Spitze des Schwanzes darunter versteht. — Beim Weine bezeichnet man durch Blume den Wohlgeruch desselben, was die Franzosen, namentlich bei Burgunderweinen, durch bouquet ausdrücken.

Blumen (künstliche), werden aus Federn, Papier, feinem Pergamente, Leinwand, Battist, Taffet, Sammet, Stroh, feinen Holz- und Hornspähnen, leonischen Blättchen, Biscuit, vorzüglich aber aus den Coconshäuten der Seidenwürmer verfertigt, und dienen zum weiblichen Putze, zur Verzierung der Zimmer, der Altäre, Heiligenbilder, Leichen, zum Schmucke bei Kindtaufen, Hochzeiten u. s. w. Frankreich und Italien waren lange Zeit im Besitze des Alleinhandels mit dieser Waare, und man nannte vorzugsweise die aus den Coconshäuten fabricirten italien. Blumen, weil sie in Italien zuerst aufkamen. Jetzt werden aber künstliche Blumen auch zu Wien, Triest, Presburg, Prag, Berlin, Nürnberg, Fürth, Hamburg, Brüssel, Leipzig, Dresden und an andern Orten in großer Vollkommenheit verfertigt. Die Brasilier haben eine besondere Fertigkeit, die glänzenden Blumen ihres Vaterlandes täuschend aus Federn nachzubilden. Der natürliche

Geruch wird zuweilen den künstlichen Blumen und Blumenverzierungen durch das Benetzen mit wohlriechenden Ölen und Essenzen gegeben.

Blumenbach (Joh. Friedr.), der Nestor der Universität Göttingen, einer der bedeutendsten philosophischen Naturforscher, geb. am 11. Mai 1752 zu Gotha, studirte in Jena und in Göttingen, wo er 1775 das medicinische Doctorat, 1776 die Aufsicht über das Naturaliencabinet der Universität und eine außerordentliche, sowie 1778 eine ordentliche Professur der Medicin erlangte, und später zum Obermedicinalrath ernannt wurde. 1783 unternahm er eine Reise nach der Schweiz, und später eine nach England, wo ihm besonders das Wohlwollen des berühmten Banks sehr nützlich war. Er besitzt, außer vortrefflichen naturhistorischen Werken und Kupferstichen, herrliche naturhistorische Sammlungen, unter welchen die Schädelsammlung in ihrer Art einzig ist. Am 19. Sept. 1825 feierte B. sein Doctorjubelfest, wobei außer mehren Glückwünschungsschriften auch eine Medaille ihm überreicht und das Capital zur Begründung eines fortdauernden Reisestipendiums, das seinen Namen führen soll, niedergelegt wurde. Am 26. Febr. 1826 wurde das 50. Jahr seiner Ernennung zum Professor der Universität Göttingen gefeiert, wozu Loos in Berlin die Jubelmedaille verfertigt hatte. Groß sind B.'s Verdienste, die er sowol durch seine Schriften als durch seine vielseitigen, zahlreich besuchten Vorlesungen um die philosophische Behandlung der Naturwissenschaften sich erwarb. Schon seine erste Schrift, die Inauguraldissertation: „De generis humani varietate nativa" (Gött. 1775, 4., 4. Aufl., 1795; deutsch von Gruber, und franz. von Chardel, Par. 1806) machte den Verfasser in der gelehrten Welt rühmlichst bekannt und sie allein schon würde seinen Namen auf die Nachwelt gebracht haben. Sein, freilich in einzelnen Ansichten schon veraltetes, Hauptwerk ist das „Handbuch der Naturgeschichte" (Gött. 1780, 12. Aufl. 1831). Die Schrift: „Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft" (Gött. 1781, 3. Aufl. 1791), machte durch die darin aufgestellten Ansichten über das Entstehen organischer Körper großes Aufsehen. Als musterhafte Handbücher gelten fortwährend seine „Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers" (Gött. 1786, 2. Aufl. 1806); seine „Institutiones physiologicae" (Gött. 1787, 4. Aufl. 1821; deutsch von Eyerel, Wien 1789 und 1795, franz. von Pugnet, Lyon 1797, engl. von Elliotson, 2. Aufl., zuerst mit einer Schnellpresse gedruckt 1818; auch ins Holländische und Spanische übersetzt) und sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie" (Gött. 1805, 3. Aufl. 1824), durch welches letztere für diese Wissenschaft zuerst in Deutschland die Bahn gebrochen wurde. Auf seine Schädelsammlung gründet sich die „Collectio craniorum diversarum gentium illustr.", mit Kupfern, von welcher (Gött. 1790—1820, 4.) sechs Lieferungen erschienen sind.

Blumenhandel in Holland. Harlem war in frühern Zeiten der Hauptsitz dieses Handels. In Holland herrschte 1636 und 1637 ein wahrer Blumenschwindel; wie jetzt in Staatspapieren, so speculirte man damals in Blumen, namentlich Tulpen. Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht besaß, für unerhörte Summen, mit der Bedingung, selbige dem Käufer in einer festgesetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige Semper Augustus bezahlte man 13,000 Gldn., und für drei dergleichen zusammen 30,000 Gldn., für 200 Aße von derselben 4500 Gldn., für 400 Aße Admiral Lieffenshoek über 4000 Gldn., für Admiral Enkhuizen über 5000 Gldn. u. s. w. Für einen Viceroi gab man: 2 Last Weizen, 4 Last Roggen, 4 fette Ochsen, 8 Ferkel, 12 Schafe, 2 Oxhoft Wein, 4 Tonnen Achtguldenbier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pf. Käse, ein Bündel Kleider und einen silbernen Becher. In derselben Zeit gewann Jemand in Amsterdam in vier Monaten über 68,000 Gldn. bei diesem Handel. In einer einzigen holländ. Stadt sollen über 10 Mill. Tulpenzwiebeln verkauft worden sein. Als aber die Käufer sich weigerten, die vorbedungenen Summen zu zahlen, und als die Staaten am 27. Apr. 1637 bestimmten, daß dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden

sollten, stürzten die tollen Preise auf einmal, und man konnte nun eine Semper Augustus um 50 Gldn. haben. Dennoch waren auch nachher die Summen die man durch Hervorbringung neuer und seltener Tulpengewächse gewann, nicht unbedeutend, und noch jetzt findet man in den Verzeichnissen der harlemer Blumisten die Preise von 25—150 Gldn. für einzelne seltene Tulpen. Bis zur franz. Revolution zogen die harlemer Blumisten ihre Tulpenzwiebeln vornehmlich aus Ryssel (Lille) und andern Städten Flanderns, wo sich die Geistlichen mit Erziehung derselben beschäftigten, nachher trieben sie dies Geschäft selbst; doch ist der ganze Tulpenhandel nicht mehr von sonderlicher Bedeutung. Aber auch nach dem Verfall desselben verlor Alkmaar den Ruf nicht, die ersten Liebhaber und Kenner von Blumengewächsen zu besitzen. Vermögende Personen trieben die Zucht der Blumen, besonders der Hyacinthen. Theils von diesen, theils von auswärts her, versahen sich die Blumisten nicht nur mit Hyacinthen, sondern auch mit Ranunkeln, Aurikeln, Nelken, Anemonen u. a. m., die allmälig zahlreicher bei ihnen bestellt wurden. Das Geschäft gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Harlem ist bis jetzt der Stapelplatz der schönsten Waare dieser Art geblieben. Die Hyacinthen fingen erst 1730 an recht beliebt zu werden. Man bezahlte in diesem Jahre für Passe non plus ultra 1850 Gldn., und für $^1/_{16}$ Ophir, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein paar Stüber kostet, 275 Gldn. 1776 stand der harlemer Blumenhandel in einem hohen Flor, und noch 1785 gab man für den Marquis de la Coste 750 Gldn. Seitdem sind die Preise der Hyacinthen ebenfalls sehr gesunken, wiewol man in den Verzeichnissen auch noch einzelne doppelte Hyacinthen mit Preisen von 25—100 Gldn. aufgeführt findet. Die sehr verbreitete Liebhaberei, allerlei Blumen, und besonders Hyacinthen, im Winter auf Gläsern und in Töpfen zu ziehen, hält diesen Handel noch aufrecht. Zwischen Alkmaar und Leyden sind über 20 Morgen Landes (zu 600 Ruthen) allein den Hyacinthen gewidmet, die in dem sandigen und lockern Boden ganz vorzüglich gedeihen. Noch zählt man in und um Harlem viele Blumenhändler. Sie haben Versendungen nach Deutschland, Rußland, England u. s. w., selbst bis nach der Türkei und dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Jetzt ist theils durch die Zeitumstände, theils aber auch dadurch dieser Handel sehr verdorben worden, daß einzelne harlemer Blumisten übermäßig große Partien Zwiebeln allenthalben in Commission geben und in Auctionen und sonst verschleudern lassen. Außer den angeführten versenden die Harlemer noch Tazetten, Jonquillen, weiße Lilien, Martagons, Iris, Fritillarien, Krokus und andere Blumengewächse, auch allerlei Sämereien, Obstbäume und Treibhausgewächse. Erwähnung verdient die einträgliche, viele Familien nährende Cultur der Rosen bei Noordwyll in Südholland, wo man längs der Dünen ansehnliche Rosenfelder sieht.

Blumenorden, s. Pegnitzorden.

Blumenspiele, s. Jeux floraux.

Blumensprache. Es ist bekannt, daß die Morgenländer, als Freunde der Allegorie, gern in Bildern reden und schreiben. Sie besitzen darum auch eine Kunst, ihren entfernten Freunden die geheimsten Gedanken ihrer Seele und die verborgensten Wünsche ihres Herzens ohne alle Charaktere mitzutheilen. Diese geheime Sprache scheint von den eingekerkerten morgenländischen Frauenzimmern erfunden worden zu sein. Denn diese haben bei ihren wenigen Beschäftigungen und Zerstreuungen Muße genug, ihren Phantasien freien Lauf zu lassen. Darum ist diese Sprache zwar schön und sinnig, aber auch sehr eingeschränkt und willkürlich. Nur Herzensangelegenheiten können durch sie abgehandelt werden. Sie besteht in der Kunst, einen Strauß von natürlichen Blumen, die alle nach einer geheimen Bedeutung gewählt und geordnet sind, zu binden. Einen solchen Strauß nennt man **Selam**. Da jedes Land seine eigenthümlichen Blumen und Kräuter, sowie seine besondern Begriffe vom Schicklichen und Unschicklichen, von

Schwächen und Stärken der Leidenschaften hat, je nachdem sein Klima kälter oder wärmer, seine Sitten verfeinerter oder roher sind, so wird man nicht nur in jedem Lande andere Sträußer binden und binden müssen, sondern auch in einem und demselben Lande wird jede Blume anders sprechen, wenn sie von einer andern Person gebraucht wird. Denn in der Bezeichnung der Bedeutung jeder Blume findet ja die größte Willkür statt. Übrigens bedarf es bei der Blumensprache keines tiefen Forschens; die Natur selbst wird die beste Lehrerin. Richtet man sich nach einer bestimmten aufgezeichneten Blumensprache, so darf man nur das beigefügte Verzeichniß der Bedeutung jeder Blume nachsehen, und man wird diese Blumensprache verstehen. Die Hauptregel hierbei ist: wohl zu beachten, daß die erste Blume rechter Hand einen Gedanken ausdrückt, und daß sie umgekehrt, d. h. den Stiel dieser Blume nach oben gerichtet, das Gegentheil andeutet, z. B. eine Rosenknospe mit ihren Dornen und Blättern heißt: Ich fürchte, aber ich hoffe. Wenn man diese Knospe umkehrt, so will man damit sagen: Man muß weder fürchten noch hoffen. Doch muß man auch die verschiedenen Modificationen eines Gedankens nicht unbeachtet lassen; man kann sie durch die nämliche Blume andeuten. Wenn man z. B. von der Rosenknospe die Dornen abstreift, so heißt dies: Es ist Alles zu hoffen; pflückt man aber die grünen Blätter ab, so will man damit sagen: Es ist Alles zu fürchten. So kann man das symbolische Zeichen fast aller Blumen durch ihre Lage oder durch die Beraubung ihres Schmuckes vervielfältigen. Die Ringelblume z. B., an den Kopf gebracht, deutet Geisteskummer an; an das Herz gelegt, Liebesgram; auf die Brust, Langeweile. Das Wort Ich bezeichnet man, mit Bezug auf das Symbol der Blume, wenn man letztere rechts hinneigt; das Wort Du, wenn man sie links herabsinken läßt. Wenn man seiner Freundin sagen wollte: Warum weintest du, meine Liebe, gestern im Geheim auf dem Balle? — so müßte man einen Strauß von folgenden Blumen binden: Ein Gänseblümchen, Rosmarin, Reseda, rother Levkoie, violetter Sommerlevkoie, eine Wicke, Iris, Tuberose. Hätte sie diese Antwort zu geben: Ich weinte um einen entfernten Freund, einen Offizier, der zu Felde gegangen ist, und fürchte seinen Tod, — so würde sie folgende Blumen nehmen müssen: Narcisse, Rosmarin, Thymian, eine weiße Hyacinthe, eine Ranunkel, eine Kaiserkrone, Krausemünze, Salbei und Himmelsschlüsselchen. Vgl. „Die Blumensprache, oder Symbolik des Pflanzenreichs", nach dem Franz. der Frau Charlotte de Latour, von Müchler (Berl. 1820); „Selam, oder die Sprache der Blumen" (2. Aufl., Berl. 1821). Die in der Türkei und den Harems wirklich übliche Blumensprache hat jedoch eine ganz andere Einrichtung. Es wird dabei Rücksicht genommen auf den Namen der Blume. Die Blume bezeichnet eine Phrase, deren Schlußwort mit dem Namen der Blume reimt, auf folgende Weise: Der Klee heißt türkisch Jundscha und bezeichnet die Phrase „Sewerim seni ôlundscha", d. h. ich liebe dich bis zum Sterben; die Bohne heißt Bakla und bezeichnet die Phrase „Al beni sakla", d. h. nimm mich und behalte mich; die Hyacinthe heißt Sünbül und bezeichnet die Phrase „Ben aglarmi sen gül", d. h. ich weine, lache du. Vgl. „Fundgruben des Orients", Bd. 1 und 2. Es gibt aber auch eine Blumensprache ohne Blumen. Dies ist nämlich ein Ausdruck, eine Sprache, reich an Bildern und Allegorien. Auf diese Weise wäre jeder bildliche Ausdruck eine Blume, und ein Aufsatz, ein Buch, das ganz in Allegorien geschrieben wäre, würde Blumensprache in dieser Bedeutung enthalten. Da aber die Blumen immer etwas Schönes, etwas Angenehmes anzudeuten pflegen, so würde jede schöne und angenehme, selbst blumenlose Sprache dennoch auch eine Blumensprache genannt werden dürfen. Da endlich das Sprechen durch die Blume im gemeinen Leben so viel heißt als geheimnißvoll thun, reden, so würde auch jede geheimnißvolle, dunkle Sprache in einem gewissen Sinne eine Blumensprache genannt werden können.

Blumenstück nennt man in der Malerei eine Darstellung von Blumen.

worin diese ein Kunstwerk für sich ausmachen. Solche Darstellungen, wobei täuschende Wahrheit nur das nächste Erreichbare ist, werden zwar gewöhnlich nur zu den untergeordneten Arten der Malerei gezählt; allein sie können dennoch unter einem höhern Charakter als dem der Nachahmung erscheinen und durch sinnige Wahl, Beleuchtung und Anordnung ein wahres ästhetisches Verdienst erlangen. Als die berühmtesten Blumenmaler nennen wir Huysum, Rachel Ruysch, Seghers, Verendael, Mignon, Faers, Roepel, und unter den Neuern Senff in Rom, Knapp und Wentzel in Wien, Danner in Ludwigsburg, Meyerhofer, Nachtmann, Mattenheimer und Lebschée in München und Tittelbach in Dresden. (S. Malerei.)

Blumenuhr nennt man einen durch Blumen hervorgebrachten Zeitmesser. Bekanntlich öffnen und schließen sich die Blumen theils nach dem hellen oder dunkeln Wetter, theils nach der Länge oder Kürze des Tages. Die merkwürdigsten aber zeigen zu bestimmten Stunden des Tages Blüten, besonders früh und Abends, und diese sind vorzüglich geeignet, um aus ihnen eine Blumenuhr zusammenzusetzen. Zu diesem Behufe wählt man Blumen, welche von Sonnenaufgang an regelmäßig eine Stunde blühen und dann sich verschließen, stellt neben diese andere, welche in der nächsten Stunde blühen und sich schließen und sucht auf die Weise alle Stunden des Tages durch Blumen vertreten zu lassen, welche nur zu bestimmten Stunden blühen. Linné stellte zuerst eine solche Blumenuhr im Garten zu Upsala auf.

Blut, die rothe, in den Adern thierischer Körper befindliche Flüssigkeit, findet sich in allen Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fischen, bei den letztern beiden Thierclassen aber mit dem wichtigen Unterschiede, daß der Wärmegrad ihres Bluts nicht so hoch ist als bei den erstern, daher sie auch kaltblütige, jene aber warmblütige Thiere genannt werden. Die Insekten und Würmer haben statt des Bluts einen Saft von weißlicher Farbe, den man weißes Blut nennt. Das Blut enthält zwei verschiedene Stoffe, die sich beim Gerinnen voneinander scheiden: das Blutwasser, eine wässerige eiweißhaltige Substanz, und den Blutkuchen, eine dicke, schleimige Masse, der eigentlich die rothe Farbe zukommt und die viel schwerer ist als jene. Die letztere läßt sich wieder in zwei verschiedene Bestandtheile trennen, in den Cruor, oder eigentlichen rothen Theil des Bluts, und in die gerinnbare Lymphe, welcher das Gerinnen des Blutes zuzuschreiben ist. Der Cruor besteht aus phosphorsaurem Eisen mit etwas Eiweißstoff verbunden und die Röthe des Bluts ist einem kohligen, verbrennlichen Stoffe zuzuschreiben. Jüngere Thiere haben einen viel weißern Faserstoff als ältere und stärkere Thiere; diese aber weit mehr Stickstoff im Blute als jene. Bei veränderter Nahrung der Thiere findet man veränderte Bestandtheile im Blute; auch ändern solches Krankheiten um. Bei kranken Thieren ist das Eiweiß des Bluts weicher als bei gesunden, und aus diesem erzeugt sich die Entzündungshaut auf dem Blute kranker Thiere. In hypersthenischen Krankheiten ist Überfluß, in asthenischen Mangel an Faserstoff. Außerhalb des Körpers geht mit dem Blute bald eine auffallende Veränderung vor; es fängt an zu gerinnen, und geht hernach zuerst in eine saure, dann in eine faule Gährung über. Bei zu Tode gejagten Thieren, oder denen, die der Blitz erschlug, gerinnt das Blut nicht. Das Blut der Vögel hat eine höhere Röthe, es ist wärmer als das der Säugthiere und gerinnt schneller an der Luft. Das Blut der Amphibien und Fische gerinnt schwer. Durch starke Vergrößerungsgläser bemerkt man in dem Blute des lebendigen Thieres, oder in frischgelassenem Blute, daß es, besonders der Cruor, aus kugelförmigen Bläschen, den sogenannten Blutkügelchen, besteht, deren Größe etwa den dreihundertsten Theil einer Linie beträgt. In dem, wennschon nur kurze Zeit stehenden Blute bemerkt man sie nicht. Sie sind die Wirkung des im Blute herrschenden Lebens; je kräftiger und gesunder das Thier ist, desto mehre Blutkügelchen bemerkt man in dem Blute desselben. Sie zeigen gleichsam den Übergang vom gestaltlosen Flüssigen zur Urform der ersten organischen Bildung an. Für das Leben des thierischen Körpers ist das Blut von der größten Wichtigkeit, und man kann es füglich

als den Quell des Lebens ansehen, deshalb wurde es auch von vielen Philosophen des Alterthums als der Sitz der Seele angenommen. Das Blut setzt nach und nach die für die Erhaltung und das Wachsthum des Körpers erfoderlichen Nahrungssäfte durch eine Menge hierzu geeigneter Gefäße ab und wird durch den in die linke Schlüsselbeinblutader einströmenden Milchsaft ersetzt, der sich dort in Blut verwandelt. Der **Blutumlauf** ist gleichsam die Grundlage und erste Bedingung des Lebens. Mit dem Aufhören der Bewegung des Bluts hört alles Leben und folglich jede übrige Verrichtung des thierischen Körpers auf. Das Herz, der Mittelpunkt des Blutumlaufs, hat eine doppelte Bewegung, welche unaufhörlich wechselt; die eine ist zusammenziehend, die andere erweiternd. Mit dem Herzen sind zwei Arten von Kanälen verbunden, wovon die eine Schlagadern, die andere Blutadern heißt. (S. **Adern**.) Der Umlauf des Bluts geht mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vor sich; strömte es mit gleicher Geschwindigkeit gerade und ohne Krümmungen fort, so würde es in einer Minute ungefähr 149 Fuß durchlaufen. Diesen Grad von Schnelligkeit hat das Blut aber nur in den nahe am Herzen befindlichen größern Kanälen; je weiter es sich vom Herzen entfernt, desto mehr nimmt auch jene Geschwindigkeit ab. Man kann in einem erwachsenen Menschen von gewöhnlichem Bau eine Blutmasse von 24—30 Pfund annehmen. Vgl. Wedemeyer's „Untersuchungen über den Kreislauf des Bluts" (Hanov. 1828).

Blutbereitung, s. **Assimilation**.

Blutegel (hirudo medicinalis), der gemeiniglich schwarze, fingerlange, federkieldicke, zu den Anneliden gehörige Wasserwurm, mit walzigem, etwas niedergedrücktem Leibe, der nach vorn etwas dünner wird, und hier den Mund mit dreischneidenden Kiefern, aber hinten einen Saugnapf hat, womit er sich fest hält; der Bauch ist gelb gefleckt, auf dem Rücken befinden sich acht gelbe, schwarze, rothe Längenstreifen. Er bewegt sich dadurch fort, daß er sich ausdehnend und zusammenziehend bald mit dem Munde, bald mit dem hintern Saugnapfe festklebt. Längs den Seiten hat der Blutegel viele Löcher zum Athemholen, welche mit Bläschen in der Nähe der Gefäße in Verbindung stehen; an der Brust sind zwei Löcher hintereinander, durch das vordere geht die Ruthe, durch das hintere die Eier, von denen sich mehre in einer gemeinschaftlichen, schwammartigen Hülle befinden. Die Blutegel leben in Teichen und sumpfigen Bächen wahrscheinlich von kleinen Thieren und von dem Blute, das sie den Fischen aussaugen. Außerdem haben sie aber auch den Trieb, den warmblütigen Thieren so viel Blut auszusaugen, daß sie zum Sprüchworte geworden sind. Darum wendet man sie in der Medicin, um Blut zu lassen, an, sammelt sie in großer Menge und bewahrt sie mit Sorgfalt in den Apotheken in großen Gläsern auf. Sie machten in der neuesten Zeit an mehren Orten einen nicht unbedeutenden Handelsartikel nach England und Frankreich aus. Die Anwendung derselben hat vor dem Aderlaß die Vortheile, daß eine geringere, aber freilich nicht ganz genau zu bestimmende Menge Blut aus den Capillargefäßen der Haut (nicht aus größern Gefäßen, wie beim Aderlaß) und an Stellen gelassen werden kann, wo dies auf eine andere Weise nicht zu bewerkstelligen ist. In Entzündungen und Blutcongestionen sind sie oft nützlicher als Aderlässe, die unterdrückten Blutungen der Hämorrhoiden und Menstruation sucht man durch Blutegel zu ersetzen, und wendet sie oft auch an, um eine Ableitung des Bluts von wichtigen bedrohten Organen zu Stande zu bringen. Das Anlegen der Blutegel geschieht dadurch, daß man sie mit der Hand, oder in Leinwand, Papier, oder vermittels eines kleinen Gläschens dahin hält, wo sie saugen sollen, und sie, wenn dies geschieht, so lange in Ruhe läßt, bis sie von selbst abfallen. Dies geschieht gewöhnlich erst, wenn sie durch das aufgenommene Blut drei= bis viermal größer und dicker geworden sind und sich deshalb kaum mehr bewegen können. Sollen sie früher entfernt werden, so streut man ihnen ein wenig Küchensalz auf den Rücken, wo sie dann sogleich abfallen und das eingesogene Blut von sich geben. Die kleinen dreieckigen Wunden,

welche sie hinterlassen, bluten gewöhnlich noch eine längere Zeit fort; manchmal unterhält man dieses Nachbluten und verbindet alsdann die Wunden, indem ein wenig Schwamm auf die Wunde gelegt und durch Heftpflaster befestigt wird. Alsdann erfolgt die Vernarbung gewöhnlich in kurzer Zeit. So einfach nun auch dieses Verfahren ist, so viele Umstände können sich doch ereignen, welche das Anlegen der Blutegel beschwerlich machen; bald wollen diese nicht saugen, bald geschieht es unter heftigen Schmerzen, und Diesem begegnet man, wenn man die Stelle sehr rein wäscht und mit Milch oder Zuckerwasser befeuchtet; bald ist die Nachblutung so reichlich, daß sie sich auf die gewöhnliche Art nicht hemmen läßt. Oft bleibt an den Stellen, wo die Blutegel gesaugt hatten, ein schwärzlicher, grüner, gelber Fleck von in die Haut ausgetretenem Blute zurück; bisweilen gehen auch die Wunden in Entzündung und Eiterung über. Ein gefährlicher Zufall ist es, wenn Blutegel beim Trinken im Wasser verschluckt werden, oder bei Mangel an Aufmerksamkeit in die Nase, den Mund oder andere Öffnungen des Körpers hineinkriechen. Sie saugen sich dann innerlich an und bewirken oft gefährliche Blutungen. Kennt man die Veranlassung solcher Blutungen, so scheint das Salzwasser das zweckmäßigste und sicherste Hülfsmittel zu sein. Vgl. Knolz's „Naturhistorische Abhandlung über die Blutegel und ihren medicinischen Gebrauch" (Wien 1820); und Müller's „Naturhistorische Beschreibung nebst praktischen Regeln über den medicinischen Blutegel" (Berl. 1830).

Blüte, Blütenzeit nennt man die nach dem Klima sehr verschiedene, sonst aber ziemlich bestimmte Periode der Entfaltung der Blütenknospen. Sie erfolgt entweder nur einmal im Leben der Pflanze (plantae monocarpicae, einfrüchtige Gewächse) und zwar im ersten Jahre (pl. monocarpica annua, einjähriges einfrüchtiges Gewächs), oder im zweiten Jahre (pl. monocarpica biennis, zweijähriges einfrüchtiges Gewächs), oder endlich, jedoch nur bei einigen Arten, z. B. dem Pisang, nach mehren Jahren (pl. monocarpica perennis, ausdauerndes einfrüchtiges Gewächs), indem nach der Blütenentwickelung und erfolgter Samenreife die Pflanze abstirbt; oder die Blüte entwickelt sich öfter. Dies geschieht aus krautartigen Stengeln, wenn diese jährlich von Neuem aus der dauernden Wurzel hervortreiben (wurzelfrüchtige Gewächse, plantae rhizocarpicae oder herbae perennes), dann auch aus haltbaren ausdauernden Stengeln (stengelfrüchtige Gewächse, pl. caulocarpicae) oder Sträucher und Bäume (frutices arbores). Die stengelfrüchtigen Pflanzen nennt man Sträucher, wenn sie von unten aus ästig bleiben; Bäumchen (arbusculae) oder Bäume, wenn sie im spätern Alter die untern Äste abwerfen und eine geringere oder bedeutendere Höhe erreichen. So dient demnach die Blütenentwickelung auch zur Bestimmung der Dauer der Gewächse.

Bluter nennt man Personen, deren Constitution so beschaffen ist, daß selbst bei leichten Verletzungen der Blutverlust sehr schwer oder gar nicht gestillt werden kann, sodaß sie sich zu Tode bluten.

Blutgefäße, s. Adern.

Blutgeld war der verhaßte Name für die Belohnung, welche in England Angeber und Zeugen in verschiedenen Criminalfällen bekamen. Es ist tief in dem Wesen der engl. Criminalverfassung gegründet, daß die Strafrechtspflege ohne den Willen der Beschädigten und Zeugen ihren Zweck nicht erreichen kann. Um den mangelnden Eifer für das Allgemeine zu ersetzen, nahm man den Eigennutz zu Hülfe, und durch verschiedene Gesetze von 1692, 1694, 1699, 1707, 1720, 1741 und 1742 wurden Belohnungen von 10 — 50 Pf. St. für Diejenigen ausgesetzt, durch deren Zeugniß Straßenräuber, Falschmünzer und Diebe überführt werden würden. Jedes Mal, daß eine solche Schärfung stattfand, war in Großbritannien eine unruhige Zeit, wo sich die sogenannten Jakobiten regten. Wenn die politischen Verbrecher sich vermehrten, so glaubte man zu bemerken, daß auch die Privatverbrechen zunähmen. Bei gewissen Diebstählen, z. B. Einbruch, Pferdediebstählen, sollte vermöge des Gesetzes von 1699 Derjenige, welcher den Verbrecher ergrei-

fen und überführen würde, außer baaren 40 Pf. St. noch ein Certificat erhalten, wodurch er von den Kirchspieldiensten (Armenaufseher, Kirchenvorsteher u. dgl.) frei wurde. Solche Freischeine, auch Galgenscheine (Tyburn tickets) konnten verkauft werden, weil sie sonst Dem, der sie zum zweiten Male erhielt, nichts mehr geholfen hätten, und wurden in großen Städten, wie zu Manchester, zu einem hohen Preise von 250—300 Pf. verkauft. Die Summe der Belohnungen (ohne die Tyburn tickets) betrug 1798 in den 40 Grafschaften Englands 7700 Pf. und 1813 war sie auf 18,000 Pf. gestiegen. Der Misbrauch, welcher aus diesem System entstand, war unerhört. Policeiofficianten machten ein Gewerbe daraus, arme, unwissende und leichtsinnige Menschen, besonders Ausländer, zu Verbrechen, vornehmlich zum Ausgeben falscher Münzen zu verführen, um dann durch die Angabe derselben das Blutgeld zu verdienen. So gestand 1756 ein gewisser M'Daniel ein, daß er 70 Menschen durch sein Zeugniß das Todesurtheil zugezogen habe. Er wurde mit zwei Andern vor Gericht gestellt, aber dabei von dem Volke, welches glaubte, daß sie losgesprochen werden würden, so gemishandelt, daß alle drei todt auf dem Platze blieben. Ein gleicher Fall kam 1792 vor, wo 20 Menschen die Opfer eines gewinnsüchtigen Angebers geworden waren. Ein neuerer Fall 1817 erregte um so größern Unwillen, da die vier Policeibeamten, die eine solche Verschwörung gegen das Leben armer Menschen gemacht hatten, zwar wirklich zum Tode verurtheilt, aber vermöge juristischer Subtilitäten von den 12 Richtern (den vereinten Mitgliedern der drei Obergerichte in Westminster) freigesprochen wurden und ohne alle Strafe blieben. Sie hatten mehre arme Weiber verleitet, falsche Münzen auszugeben, und sie dann auf der That ergriffen. In andern Fällen suchten dergleichen Menschen ein geringes Verbrechen in ein größeres zu verwandeln, z. B. wenn Einem der Arbeitsbeutel gestohlen worden war, so wurde beschworen, daß er mit Bändern oder Schnüren am Arme fest gebunden gewesen und mit Gewalt losgerissen worden sei, wodurch der Dieb zu einem Räuber und, statt einer Gefängnißstrafe, zum Galgen verurtheilt wurde, der Angeber aber das Blutgeld von 50 Pf. erhielt. Ein empörender Fall der Art trug sich gleichfalls 1817 zu, wo zwei Soldaten, die im Scherz mit einem andern um eine Wette von einem Schilling gerungen hatten, auf Anstiften eines Policeibeamten als Räuber zum Tode verurtheilt und nur mit großer Mühe von dieser unverdienten Strafe befreit wurden. Geringe Verbrechen wurden von den Policeibeamten verschwiegen und die Thäter im Auge behalten, bis sie, wie sie es nannten, 40 Pf. wogen. Für die zur Verurtheilung hinreichende Anzeige von dem Ausgeben falscher Banknoten, worauf Todesstrafe steht, zahlt die Bank 30 Pf. und für die Anzeige falscher Münzen 7 Pf. Eine Menge Menschen sind auf diese Weise geopfert worden; die Policeibeamten kannten die Verfertiger falscher Noten und Diejenigen recht wohl, welche sich ein eignes Gewerbe daraus machten, Weiber und junge Leute erst zum Ausgeben falscher Noten zu verführen und dann der Policei in die Hände zu liefern; allein sie schonten diese eigentlichen Urheber des Verbrechens, als gute Kunden, und gaben die Verführten an, welche von den Geschworenen auf den leisesten Verdacht verurtheilt und ohne Gnade zum Tode geführt wurden. Alderman Wood erzählte im Parlamente, daß er 1818 bei einer Visitation im Gefängnisse 13 Menschen gefunden habe, meist Irländer und Deutsche, welche von Andern falsches Geld erhalten hatten, um Brot zu kaufen, dabei ergriffen und ohne auf ihre Behauptung zu hören, daß sie die Falschheit der Münzen nicht gekannt hätten, verurtheilt worden waren. Durch eine Parlamentsacte (58. Georg III., c. 70) wurden 1818 diese Belohnungen abgeschafft, allein in Ansehung der Banknoten blieb das Unwesen, wie es war.

Bluthochzeit (pariser) oder **Bartholomäusnacht**, das ruchlose Werk der Katharina von Medici und mehrer franz. Großen unter Karl IX. Könige von Frankreich, in der Nacht vom 24. zum 25. Aug. 1572. Nach dem Tode Franz II. ward **Katharina von Medici** (s. d.) Regentin für ihren zehnjährigen Sohn,

Karl IX., und fand sich jetzt bewogen, der Partei des Herzogs Franz von Guise (s. d.) zum Trotz, den Reformirten ein Duldungsedict zu geben. Die Guisen dagegen überredeten das Volk, daß die katholische Religion in der größten Gefahr sei, und aufs Grausamste wurden die Hugenotten (s. d.), an deren Spitze der Prinz von Condé (s. d.) stand, gemishandelt. Beide Parteien griffen zu den Waffen; die Guisen suchten span., Condé engl. Unterstützung. Von beiden Seiten machte man sich der abscheulichsten Grausamkeiten schuldig, doch schloß man einen Nothfrieden. Um desto freier regieren zu können, ließ Katharina ihren Sohn, als er das 14. Jahr angetreten hatte, für mündig erklären. Zwar war der Herzog von Guise bei der Belagerung von Orleans meuchelmörderisch getödtet worden; allein sein Geist lebte in seinem Hause fort, welches den Admiral Coligny für der Urheber dieses Meuchelmordes hielt; auch sahen die Hugenotten bald ein, daß die Königin sie haßte, dies bewog Condé und Coligny, ihre Maßregeln zu nehmen. Auch der König, den man überredet hatte, daß es auf sein Leben abgesehen sei, faßte einen unversöhnlichen Haß gegen die Hugenotten. Der Hof suchte indeß Zeit zu gewinnen und sich des Prinzen und des Admirals durch List zu bemächtigen; dieses schlug fehl, und die Feindseligkeiten fingen heftiger an. In der Schlacht von Jarnac, 1569, wurde Condé gefangen und als Kriegsgefangener von dem Hauptmann von Montesquiou erschossen. Coligny sammelte die Reste des geschlagenen Heers; der junge Prinz Heinrich von Bearn, der nachmalige König Heinrich IV., seit Condé's Tode das Haupt der Reformirten, wurde zum obersten Feldherrn erklärt, und Coligny führte im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, welcher die Ermordung seines Vaters zu rächen schwur, den Oberbefehl. Allein es fehlte ihm an Geld, und er wurde geschlagen. Der darauf folgende scheinbar vortheilhafte Friede zu St.-Germain-en-Laye am 8. Aug. 1570 schläferte sowol den Admiral Coligny, der des Bürgerkriegs müde war, wie die übrigen Häupter der Hugenotten ein. Der König schien sich gänzlich von dem Einflusse der Guisen und seiner Mutter losgerissen zu haben; er rief den alten Coligny, die Stütze der Hugenotten, an seinen Hof und ehrte ihn als Vater; die feinsten Mittel wurden angewandt, dieser Täuschung das Ansehen von Wahrheit zu geben, und die vornehmsten Hugenotten wurden durch die am 18. Aug. 1572 vollzogene Vermählung der Schwester des Königs an den Prinzen von Bearn nach Paris gelockt. Zwar warnten Einige den Admiral; dieser aber glaubte nicht, daß der König einen Meuchelmord durch das ganze Land anbefehlen werde, und doch war es so. Am 22. Aug. ward der Admiral durch einen Schuß aus einem Fenster im Schlosse verwundet; der König eilte zu ihm und schwor, ihn zu rächen. Aber noch an demselben Tage ward der König von seiner Mutter überredet, daß der Admiral ihm nach dem Leben trachte. „Bei dem Tode Gottes!" soll er ausgerufen haben, „man tödte den Admiral, aber nicht ihn allein, sondern alle Hugenotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!" Die Nacht darauf hielt Katharina Rath und bestimmte die Nacht auf den Bartholomäustag, zwischen dem 24. und 25. Aug. 1572, zur Ausführung. Nach der Ermordung Coligny's (s. d.) gab eine Glocke auf dem Thurme des kön. Schlosses, in der Stunde der Mitternacht, den versammelten Bürgercompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung aller Hugenotten. Der König selbst schoß vom Schlosse herab auf die Vorübereilenden. Der berühmte Ramus, der den Empirismus und die Aristotelische Philosophie bekämpfte, wurde von den fanatischen Studenten, den Schülern des ihm feindlichen Charpentier, ermordet, sowie auch der berühmte Bildhauer Jean Goujon, weil man ihn mit einem seiner Gehülfen, der Calvinist war, verwechselte. Der Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß sie in die Messe gingen und scheinbar zur katholischen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit veranlaßten kön. Befehle auch die Provinzen zu einem gleichen Blutbade, und wenn auch in einigen die Beamten sich schämten, die ihnen zugegangenen Mordbefehle zu veröffentlichen, so fanden sich doch blutgierige, fanatische Menschen genug, welche 30

Tage lang in fast allen Provinzen die größten Abscheulichkeiten begingen, sodaß man annehmen kann, daß an 30,000 Menschen hingeopfert wurden. Zu Rom löste man die Kanonen, der Papst schrieb ein Jubeljahr aus, verordnete eine Procession in der Ludwigskirche und ließ das Te Deum singen. Diejenigen von den Hugenotten, welche sich gerettet hatten, flüchteten in unwegsame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung; aber während derselben erhielt er die Nachricht, daß ihn die Polen zum Könige gewählt hätten. Er schloß am 6. Jul. 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugenotten Amnestie und in gewissen Städten Religionsübung. Vgl. Curths, „Bartholomäusnacht" (Lpz. 1814); vorzüglich Wachler, „Die pariser Bluthochzeit" (Lpz. 1824, 2. Aufl. 1828); Audin „Hist. de la Ste.-Barthélémy d'après les chroniques et les manuscrits du 16ième siècle" (Par. 1829) und Schiller's „Geschichte der Unruhen in Frankreich bis zum Tode Karl IX." in den „Sämmtlichen Werken", B. 16.

Blutrache heißt die noch jetzt bei den Arabern und andern Völkern Asiens, Afrikas und Amerikas, auch vor Kurzem noch in Corsica herrschende Sitte, einen Mord von Seiten der Verwandten des Ermordeten durch den Tod des Mörders oder seiner Verwandten zu rächen. Sie ist in der Regel die Pflicht des nächsten Anverwandten des Ermordeten. Der Vater rächt den Sohn und dieser jenen, der Bruder den Bruder u. s. w. Oft wird sie Jahre lang gesucht und gegenseitig fortgesetzt, und verwickelt nicht selten ganze Stämme in die langwierigsten Fehden, deren Aussöhnung meist höchst schwierig ist. Sie ist eine Folge des engern Bandes des Familienverhältnisses, welches im Naturstande einen überwiegenden Einfluß hat, und verschwindet deshalb auch in dem Maße, wie sich die bürgerlichen Verhältnisse befestigen und das Leben schützen.

Blutregen oder **Blutthau** nennt man rothe Tropfen, oder im weitern Sinne auch andere Substanzen, welche entweder wirklich aus der Atmosphäre herabgefallen sind, oder deren Erscheinen doch vom Volke aus Unkenntniß aus der Atmosphäre abgeleitet worden ist. Erscheinungen dieser Art finden sich schon seit den ältesten Zeiten aufgezeichnet. Dahin lassen sich einige Stellen im Homer deuten; auch die röm. Geschichtschreiber erwähnen mehre solche Fälle, und in den neuesten Zeiten sind dergleichen vorgekommen, wiewol hier der terrestrische Ursprung meist erweislich war. Mit besonderer Sorgfalt hat Ehrenberg alle bis jetzt bekannten Fälle dieser Art gesammelt und kritisch zusammengestellt in Poggendorfs „Annalen", Bd. 18. Bei einer nähern Untersuchung ergibt sich, daß der Blutregen seinen Ursprung verschiedenen Ursachen verdanke. In manchen Fällen scheint durch die Luft fortgeführte rothe Erde, welche sich den atmosphärischen Niederschlägen beimengte, seine Farbe verursacht zu haben. Auch ist ziemlich bekannt, daß Bienen und Schmetterlinge, diese beim Auskriechen aus der Puppe, jene beim ersten Ausfliegen im Frühjahr oder nach lang anhaltendem rauhen Wetter, mehre Tropfen rother Flüssigkeit fallen lassen, deren Menge oft überrascht, und Gewitter begünstigen regelmäßig das Auskriechen der Schmetterlinge. Diesen Umstand erkannte Peiresc als Ursache eines Blutregens, der im J. 1608 zu Aix in Frankreich das Volk sehr aufregte, und mehre andere sogenannte Blutregen haben sich später von derselben Ursache herrührend gezeigt. In der Mitte desselben Jahrhunderts beobachtete Swammerdam auf einer Reise nach Frankreich blutartiges Wasser. Bei näherer Untersuchung fand er, daß es durch eine zahllose Menge kleiner rother Wasserflöhe gefärbt war. Infusorien von rother Farbe haben in andern Fällen dieselbe Erscheinung hervorgerufen. In vielen Fällen hängt auch die rothe Farbe der Gewässer, des Schnees, die rothen Flecke auf Gewächsen, Brot u. s. w., die man nach oberflächlichem Anblick blutartiger Natur halten könnte, von der durch besondere Umstände begünstigten Erzeugung kleiner pilz- oder schimmelähnlicher rother Gewächse ab, deren Organisation durch das Mikroskop erkannt wird.

Blutsauger, s. Vampyr.

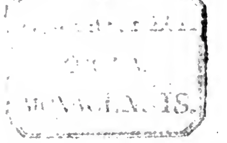
Blutschande, Incest, heißt Befriedigung des Geschlechtstriebes zwischen nahen Blutsverwandten, Ältern und Kindern, sowie Geschwistern. Es ist viel darüber gestritten worden, ob schon die Natur diesen Verbindungen widerstrebe, was sich wol ebenso wenig behaupten läßt, als bestritten werden kann, daß die Sittlichkeit, ein natürliches Gefühl, sich dagegen erklärt. So viel will man bemerkt haben, daß ein fortgesetztes engeres Zusammenhalten der Familien durch Verheirathung mit nahen Verwandten ungünstige Wirkungen, Schwäche und Weichlichkeit hervorbringt. Die christliche Kirche befolgt noch im Ganzen die mosaischen Eheverbote, ist aber von der frühern Ausdehnung, welche bis zum siebenten (oder 14.) Grade ging, wieder zurückgekommen. Blutschande im eigentlichen Sinne kann nur zwischen Ältern und Kindern und Geschwistern begangen werden, und wurde in vielen ältern Gesetzen mit dem Tode bestraft. Die neuern Gesetzgebungen strafen mit Gefängniß und Zuchthaus; das franz. Strafgesetzbuch bestraft nur die Ältern, welche ihre Kinder oder Enkel misbrauchen, mit zwei- bis fünfjährigem Gefängnisse.

Blutsfreundschaft, Blutsverwandtschaft, steht der bloßen Verschwägerung entgegen, und ist die Verbindung, welche durch die Abstammung von einem gemeinschaftlichen Stammvater hervorgebracht wird. (S. Verwandtschaft.)

Blutstein, ein harter, schwerer, reichhaltiger, gewöhnlich braunrother Eisenstein, ohne bestimmte Form, der häufig in Böhmen, Schlesien, Sachsen, auf dem Harze und an andern Orten gebrochen wird; der beste aber kommt von Compostella in Spanien. Er dient vielen Metallarbeitern als Polirmittel; auch gebraucht man ihn zu Tuschen auf Porzellan, zum Färben des Glases und zum Abschleifen feiner Stahlwaaren.

Bluttaufe nannte man den Tod der Märtyrer (s. d.) des Christenthums, welche noch nicht getauft waren. Name und Begriff kam ursprünglich aus dem N. T., wo einige Mal „getauft werden" von Elend und Noth gesagt wird. Früh aber verbanden sich mit diesem Namen die Vorstellungen von der Erhabenheit des Märtyrerthums, weshalb Tertullian, der Bluttaufe zuerst in der angegebenen Bedeutung gebrauchte, und nach ihm die andern Lehrer der christlichen Kirche diese Art der Taufe zur Vergebung der Sünden für viel wirksamer erachten als die Wassertaufe.

Blutzehent, oder auch Fleischzehent, heißt die an manchen Orten eingeführte, höchst drückende, namentlich die Verbesserung der Viehzucht hindernde Abgabe der Unterthanen an ihre Obrigkeit oder Geistlichkeit, welche darin besteht, daß sie von allen jungen Thieren, wie Kälbern, Lämmern, Ferkeln, Gänsen, Hühnern u. s. w. das zehnte, oft aber auch schon das fünfte Stück an die Zehentberechtigten abgeben oder einen bestimmten Geldsatz dafür bezahlen müssen.



Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

A.

	Seite
A	1
Aachen (Burtscheid)	—
Aachener Congreß im J. 1818 s. Congresse und Quadrupel-Allianz	2
Aachener Friedensschlüsse	—
Äakus	3
Aargau	—
Aasgeier	—
Abälardus (Peter)	—
Abati (Niccolo)	4
Abbas, Abbassiden	—
Abbé, Abbé commandataire	5
Abbilden	—
Abbot (Charles), s. Colchester	—
Abbreviatoren	—
Abbreviaturen	—
Abbt (Thomas)	6
Abdera	—
Abdication	—
Abdruck	7
Abel (Jak. Friedr. von)	—
Abel (Karl Friedrich — Leop. Aug.)	—
Abeliten	8
Abend	—
Abendmahl	—
Abendmahlsgerichte, s. Ordalien	11
Abendpunkt	—
Abendröthe	—
Abensberg	—
Abenteuerlich	11
Aberdeen (George Gordon, Graf)	12
Aberglaube	—
Aberli (Joh. Ludw.)	13
Aberwitz	—
Abgaben	—
Abgabenfreiheit	20
Abgar	22
Abgott, Abgötterei	—
Abguß	—
Abhärtung	23
Abildgaard (Nicolai Abr.)	—
Ab intestato erben, s. Erbfolge	24
Abiponer	—
Abirrung des Lichtes	—
Ablaß	—
Ablauf, Ablaufen	26
Ablösung der Belastungen des Grundeigenthums	—
Abnorm	28
Åbo	—
Abolition	29
Aborigines	—
Abplattung der Erde	—
Abprotzen, s. Kanone	—
Abracadabra	—
Abraham	30
Abraham a Sancta Clara	31
Abrahamiten	—
Abramson	—
Abrantes (Herzog von), s. Junot	32
Abraxassteine, Abraxasgemmen	32
Abruzzen	—
Absalon, Bischof	33
Abschatz (Hans Aßmann, Freih. von)	—
Abschied	34
Abschnitt	—
Absicht	—
Absolut	35
Absolution	—
Absolutismus	—
Absorbentia	—
Abspannung	—
Abstammung des Menschengeschlechts	36
Abstand	37
Absteigende Linie	—
Abstract	—
Abstufung	38
Absurd	—
Abt	—
Abtakeln, s. Takel	40
Abukir	—
Abulfeda (Ismail)	—
Abulgasi, s. Dschingis-Khan	41
Abwechselung	—
Abweichung	—
Abwesend	—
Abydos	42
Abyssinien, s. Habesch	—
Abzehrung, s. Atrophie	—
Abzugsgeld	—
Acapulco	43
Acceleration	—
Accent	—

Seite
Accept, s. Wechsel und Wechselrecht . 45
Accessit . —
Accidens . —
Accise . —
Accommodation . 46
Accompagnement, s. Begleitung . 47
Accord . —
Accord, s. Vergleich und Falliment . 49
Accouchement, s. Geburtshülfe . —
Accreditiren . —
Accusationsproceß . —
Acerbi (Giuseppe) —
Achäer . —
Achat, s. Quarz . 50
Achelous . —
Achenwall (Gottfr. — Sophie Eleon.) —
Acheron, Acherusien —
Achilles . —
Achilles Tatius . 52
Achmet III. . —
Achromatisch . —
Achse . —
Acht . —
Acker . 54
Ackerbau . —
Ackergesetze, s. Agrarische Gesetze . 56
Ackermann (Konrad Ernst — Sophie) —
Ackermann (Rud.) —
Acosta (Gabr.) . 57
Acre (St.-Jean d') 58
Act . —
Act, Acte, Acten . —
Acta Eruditorum . 59
Acta Sanctorum . —
Actenversendung . 60
Actie . 61
Action . —
Actium . 62
Activ und passiv . —
Activhandel . 63
Acton (Jos. — Jean) —
Actor . —
Actuarius . —
Acupunctur . 64
Acutus, s. Accent . —

Seite
Adagio . 64
Adalbert, Aldebertiner —
Adalbert der Heilige 65
Adalbert (Erzbischof) —
Adam . 66
Adam von Bremen —
Adamberger (Maria Anna — Antonie) 67
Adamianer . —
Adams (John), s. Pitcairninseln . —
Adams (John) . —
Adams (John Quincy) . 69
Adams (Sam.) . 70
Adamsapfel . —
Adams Peak . —
Adanson (Michel) —
Adäquat . 71
Adcitation . —
Addington (Henry), s. Sidmouth . —
Addison (Jos.) . 72
Adel . 73
Adelskette . 78
Adelung (Joh. Christoph) . —
Adelung (Friedr. v. — Karl v.) . 79
Adept, s. Alchemie 80
Aderlaß . —
Adern . 82
Adersbacher Gebirge 84
Adhäsion, s. Anziehung . —
Adhäsion . —
Adiaphora . —
Ädilen . 85
Adjectiv . —
Adjudication . 86
Adjunctus . —
Adjustiren, Adjustirwage . —
Adjutant . —
Adler . —
Adlersparre (Georg) 87
Adlerzange . 88
Ad libitum . —
Admet, s. Alceste . —
Administration . —
Admiral, Admiralsflagge, Admiralschiff, Admiralität, Admiralschaft . 89

Seite
Adolf von Nassau . —
Adonai . 90
Adonis . —
Adonisch . —
Adoptianer . —
Adoption . 91
Adrastea . —
Adrastos . —
Adresse . 92
Adrianopel . —
Adrianopel (Friede zu) —
Adriatisches Meer . 94
Adule . —
Advent . 95
Adverbium . —
Advocat, Advocati ecclesiarum, Advocatus diaboli . —
Aërianer . 97
Aërodynamik . —
Aërolithen, s. Meteorsteine . —
Aëromantie, Aërometrie, Aëronautik —
Aërostat . —
Aërostatik . 99
Affe . —
Affect . 100
Affectation . —
Affiliation . 101
Affinität . —
Affirmativ, s. Positiv —
Afghanistan . —
Afrancesados, s. Josefinos . 102
Afranius (Lucius) —
Afrika . —
Afrikanische Gesellschaft . 108
After . 109
Afterlehn . —
Aga . —
Agamemnon . —
Aganippe . 110
Agapen, s. Liebesmahle . —
Agathias, s. Anthologie —
Agathodämon, s. Dämon . —
Agathokles . —

Seite
Agathon . . . 111
Agave . . . . —
Agende, s. Kirchenagende . . . —
Agent, s. Gesandte, Factor . . . 112
Agesilaus . . . —
Ägeus . . . —
Aggregat . . . —
Aggteleker Höhle . —
Agincourt (J. Bapt. Louis Georg Seroux d') . . . 113
Ägide . . . . —
Ägina . . . . —
Agio 115
Ägisthus, s. Agamemnon . . —
Aglaia . . . . —
Aglar, s. Aquileja . —
Agnano . . . —
Agnaten . . . —
Agnes, die Heilige . —
Agnesen-Rollen . 116
Agnesi (Mar. Gaëtana — Mar. Theresia) . . . —
Agnition . . . —
Agnoëten, s. Monophysiten . . . —
Agnus Dei . . . 117
Agon, Agonistiker . —
Agrarische Gesetze —
Agraviados, s. Spanien . . . —
Agricola (Cnej. Jul.) —
Agricola (Georg) . —
Agricola (Joh.) . 118
Agricola (Joh. Friedrich) . . . —
Agricola (Martin) —
Agricola (Rud.) . 119
Agriculturchemie . —
Agriculturystem, s. Physiokratisches System . . . —
Agrionia . . . —
Agrippa (M. Vipsanius) . . . —
Agrippa (Heinr. Cornelius) von Nettesheim . . . 120

Seite
Agrippina . . . 120
Ägypten . . . —
Ägypten (Landung und Feldzug der Franzosen in) . . . 128
Ahnen, Ahnenprobe 131
Ahnung . . . 132
Ahriman, s. Dämon —
Aiguillon (Arm. Vign. Duplessis Richelieu, Herzog v.) . . —
Aix . . . . . —
Ajaccio 133
Ajax Oileus, Ajax Telamonius . . —
Akademie . . . —
Akalephen . . . 136
Akatholici . . . —
Akbar . . . 137
Akenside (Mark) . —
Akephali . . . —
Åkerblad (Joh. Dav.) —
Akjerman . . . 138
Akoemeten . . . —
Akoluthen . . . —
Akotyledonen . . . 139
Akridophagen, s. Heuschrecken . . —
Akrostichon . . —
Aktinien . . . —
Akustik . . . —
Alabaster, s. Gyps 140
Alamanni (Luigi) . —
Ålands-Inseln . 141
Alarich . . . —
Alaun . . . 142
Alb (die schwäbische) —
Alba (Ferd. Alvarez von Toledo, Herzog von) . . —
Albalonga . . . 144
Albani (Francesco) —
Albani (Familie — Annibale — Alessandro — Giovanni Francesco — Giuseppe) . . . —
Albanien . . . 145
Albano . . . 146
Albany . . . —
Albany (Luise Mar. Karol., oder Aloysia, Gräfin — Elisab. Philipp. Claudine, Fürstin von Stolberg-Gedern) —

Seite
Albatros . . . 147
Alberoni (Giulio) . —
Albert von Bollstädt 148
Albert (Kasimir, Herzog von Sachsen-Teschen) . 149
Albertusthaler, Albertiner . . . —
Albigenser . . . —
Albini (Franz Jos., Freiherr von) . 150
Albinos, s. Kakerlaken 151
Albinus (Bernh. Siegfried) . . . —
Albion, s. Wittekind —
Albion . . . . —
Alboin . . . . —
Albrecht I., deutscher König . . . 152
Albrecht II., Herzog von Östreich . 153
Albrechtsberger (Joh. Georg) . . . —
Albuera . . . 154
Albufera . . . —
Album . . . . —
Albuquerque (Alfonso von) . . . . —
Albus 155
Alcalde oder Alcaide —
Alcantara . . . —
Alcäus . . . . —
Alceste . . . . —
Alchemie . . . —
Alcibiades . . . 157
Alcides, s. Hercules 159
Alciphron . . . —
Alcudia (Manuel de Godoy, Herzog von — Luis) . . —
Alcuinus (Flaccus) 160
Aldegonde (Philipp von Marnix) . 161
Aldegrever (Heinr.) —
Aldenhoven (Schlacht bei) . . . —
Alderman . . . 162
Aldinen . . . —

	Seite
Aldini (Antonio — Giorgio)	163
Aldobrandinische Hochzeit	—
Alekto, s. Eumeniden	—
Alemannen	—
Alembert (Jean-le-Rond d')	164
Alençon	165
Aleppo, s. Haleb	—
Alesia	—
Alessandria	166
Aleuten	—
Alexander der Große	—
Alexander Newskoi	170
Alexander Severus	—
Alexander VI.	171
Alexander I. Pawlowitsch	—
Alexander von Aphrodisias	178
Alexandersbad	—
Alexandria	—
Alexandriner	179
Alexandrinische Bibliothek	—
Alexandrinischer Codex	180
Alexandrinische Schule	—
Alexei Petrowitsch	182
Alexisbad	—
Alexius Komnenus, s. Komnenen	—
Alfieri (Vittorio, Graf)	—
Alfons III.	184
Alfons X.	—
Alfort	185
Alfred	—
Algardi (Alessandro)	186
Algarotti (Francesco, Graf)	187
Algebra	—
Algen	188
Algier	189
Ali Abi Taleb	193
Ali (Pascha von Janina)	194
Älianus der Taktiker	195
Älianus (Claudius)	—
Alibi	196
Alicante	—
Alimente	197
Aliquotisch	—
Alix (Jacq. Alex. Franç.)	—
Alk	—
Alkali	—
Alkalimeter	198
Alkaloide	—
Alkman	—
Alkmäon	—
Alkmene	199
Alkmer (Heinr. v.), s. Reinecke der Fuchs	—
Alkohol, Alkoholometer	—
Alkoran, s. Koran	—
Alla breve	—
Allah	200
Alle für Einen und Einer für Alle	—
Allegorie	—
Allegorische Auslegung	202
Allegri (Gregorio)	203
Allegro	—
Allemande	—
Allerchristlichste Majestät	—
Allergetreuester (Sohn der Kirche)	—
Allerheiligen	—
Allerheiligstes	204
Allianz	—
Alligationsrechnung	—
Alligator, s. Krokodil	—
Alliteration	—
Allodium	205
Allopathie, s. Homöopathie	—
Allori (Alessandro — Christoforo	—
Allrunen	—
Alluvionsrecht	206
Almanach	—
Al marco	—
Almeida	—
Almosen	207
Aloe	—
Aloger	208
Aloiden	—
Alp, Alpdrücken	—
Al pari	—
Alpen, Alpenweiden	—
Alpenstraßen	210
Alpheus	211
Alt	—
Altai	—
Altar	—
Altdorfer (Albrecht)	212
Altenburg	—
Altenstein	213
Altenstein (Karl Freiherr von Stein zum)	—
Altenzelle	215
Alter	—
Altera pars Petri	218
Alter ego	—
Alterniren	—
Alter Styl	—
Alterthum, Alterthümer, Alterthumskunde, Alterthumswissenschaft	—
Althäa	220
Altona	—
Altranstädter Friede	—
Altwasser	221
Alxinger (Joh. Baptist v.)	—
Amadeisten, s. Franziskaner	222
Amadis	—
Amalfi	223
Amalgam, Amalgamirwerk	—
Amalia (Anna, Herzogin von Sachsen-Weimar)	224
Amalthea	225
Amalungen	—
Amaranth	—
Amathos	—
Amati (Familie)	—
Amazonen, Amazonenfluß	226
Amberg	—
Amberger (Christoph)	—
Amboina, s. Gewürzinseln	—
Ambra, Amber	—
Ambras, Amras	227
Ambrosia, s. Götterspeise	—
Ambrosianische Bibliothek	—

	Seite
Ambrosius, Ambrosianischer Lobgesang	228
Ameisen	—
Ameisenbär	229
Ameisenlöwe	—
Amen	—
Amerigo Vespucci	230
Amerika	—
Amethyst, s. Quarz	235
Amianth, s. Asbest	—
Amiens	—
Amiens (Friede zu)	—
Ämilius (Paulus)	236
Amiot	—
Amman	—
Amme	—
Ammianus Marcellinus	237
Ammon	238
Ammon (Christoph Friedr. v.)	—
Ammoniak, s. Salmiak	240
Ammoniten	—
Ammonius	—
Amnestie	—
Amöneburg	241
Amor	—
Amoretti (Carlo — Mar. Pellegrina)	242
Amortisiren	—
Amos	242
Ampelius (Lucius)	—
Amphiaraos	—
Amphibien	243
Amphibolie	—
Amphibrachys, s. Rhythmus	—
Amphiktyonengericht	—
Amphimacrus, s. Rhythmus	—
Amphion	—
Amphitheater	244
Amphitrite	—
Amphitruo	—
Amplification	—
Amputation	245
Amsdorff (Nik. von)	—
Amsterdam	—
Amt	248
Amt der Schlüssel	—
Amulet	—
Amusette	249
Ana	—
Anabaptisten, s. Taufgesinnte	—
Anacharsis	—
Anachoret	—
Anachronismus	250
Anadyomene	—
Anagoge	—
Anagramm	—
Anakoluthon	—
Anakreon	251
Anakrusis	—
Analekten	—
Analogie	251
Analysis	252
Analytik	253
Anamorphose	254
Ananas	—
Anapäst	—
Anapher	—
Anarchie	—
Anathema	—
Anatocismus	—
Anatomie	—
Anatomische Präparate	256
Anaxagoras	257
Anaximander	—
Anaximenes	258
Anbruch	—
Ancillon (David — Charles — Friedr.)	—
Anchises	259
Ancona	—
Andacht	260
Andante	261
Andes, s. Cordilleras de los Andes	—
Andocides	—
Andorra	—
Andover	—
André (Christian Karl)	—
Andreä (Jakob)	262
Andreä (Joh. Valentin)	—
Andreas der Heilige	264
Andréossy (Antoine Franç., Graf)	—
Andrieux (François Guillaume Jean Stanisl.)	—
Androide	265
Andromache	—
Andromeda	—
Andronicus, s. Livius	—
Androphag, s. Anthropophag	—
Äneas, Äneas Sylvius	—
Äneas Sylvius, s. Piccolomini	266
Anekdote	—
Anemometer	—
Änesidemus	—
Aneurysma	267
Anfossi (Pasquale)	—
Angeboren	—
Angelfischerei	268
Angeln	—
Angelo (Michel)	—
Angelus Silesius	270
Angenehm	—
Angerona	—
Angesicht	—
Angiologie, s. Anatomie	271
Anglaise	—
Anglesey (Henry William Paget, Marq. von)	—
Anglicanische Kirche, s. Englische Kirche	272
Angoulème (Louis Antoine de Bourbon, Herzog von)	272
Angoulème (Marie Therese Charlotte, Herzogin von)	273
Angriff	—
Angst	275
Anhalt	—
Anich (Peter)	276
Ankarström (Joh. Jak.)	277
Anker	—
Anklage	278
Ankylosis	—
Anlage	279
Anlage, Disposition	—
Anländung	—
Anleihe	280
Anmuth, s. Grazie	283
Anna die Heilige	—

Artikel	Seite
Anna (Königin von England)	283
Anna Iwanowna	284
Annaberg	285
Annalen	—
Annaten	—
Anneliden	—
Anno der Heilige	286
Annomination	—
Annuität	—
Annunciaten, s. Franziskaner	287
Anodyna	—
Anomalie	—
Anomöer, s. Arianer	—
Anonym	—
Anordnung	—
Anorganisch, s. Organ	288
Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe)	—
Ansatz	289
Anschauung	—
Anschauungslehre	290
Anschlag	—
Anselm	291
Ansgar	—
Ansicht	292
Anson (George)	—
Anspach	293
Anspielung	—
Ansprechen	—
Anstand	294
Anstand (Jagdk.)	—
Ansteckende Krankheiten	—
Antanaklasis	295
Antar	—
Antarktisches Land	—
Antäus	—
Antediluvianisch	—
Antenor	—
Anteros	296
Anthem, s. Antiphonie	—
Anthologie	—
Anthropolithen	297
Anthropologie	—
Anthropomorphismus	—
Anthropophag	298
Antibacchius, s. Rhythmus	299
Antichrese	—
Antichrist	—
Antigone	300
Antigonus	—
Antigonus Carystius	—
Antik, Antike	301
Antilegomena	304
Antillen	—
Antilochus	—
Antilope	—
Antimachos	305
Antimon, s. Spießglanz	—
Antinomie	—
Antinomismus	306
Antinoos	—
Antiochia	307
Antiochus (A. Soter — A. der Große — A. Epiphanes — A. Asiaticus)	—
Antiope	308
Antiparos, s. Paros	—
Antipater	—
Antipathie	—
Antiphon	309
Antiphonie	—
Antiphrasis	—
Antipoden, s. Gegenfüßler	—
Antiqua	—
Antiquare	—
Antiquitäten, s. Alterthümer	310
Antispast, s. Rhythmus	—
Antisthenes	—
Antistrophe, s. Strophe	—
Antithese	—
Antitrinitarier	—
Antoinette (Marie Antoinette Josephe Johanne), Königin von Frankreich	311
Antonello von Messina, s. Ölmalerei	312
Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius)	—
Antoninus (Marc Aurel)	313
Antoninus Liberalis	314
Antonius (Marcus)	—
Antonius der Heilige	316
Antonius von Padua	317
Antonomasie	—
Antraigues (Emanuel Louis Henri Delaunay, Graf d')	—
Antwerpen	318
Anubis	320
Anville (d'), s. Danville	321
Anweisung	—
Anwurf	—
Anziehung	—
Anzugsgeld	322
Äolier	323
Äolsharfe	—
Äolus	—
Äon	—
Aorta, s. Adern	—
Apagogischer Beweis, s. Beweis	—
Apanage	—
Apareille	324
Apathie	—
Apel (Joh. Aug.)	—
Apelles	—
Apenniner	325
Apertur	326
Aphelium	—
Aphorismen	—
Aphrodite, Aphrodisia	—
Aphthonius	—
Apianus	327
Apicius (M. Gabius)	—
Apis	—
Apodiktisch	328
Apogäum	—
Apojovium	—
Apokalypse, s. Offenbarung	—
Apokalyptiker	—
Apokatastase	—
Apokrisiarius	—
Apokryphen	329
Apollinaris, Apollinaristen	—
Apollo	330

Seite

Apollo (der Alexandriner) 331
Apollodor, s. Malerei —
Apollodor (der Grammatiker) . . . —
Apollodor (der Baumeister) . . . —
Apollonikon . . . 332
Apollonius von Perga —
Apollonius von Rhodos . . . . . —
Apollonius von Tyana (A. Dyskolos, A. der Sophist) —
Apolog . . . . . —
Apologeten . . . . —
Apologetik . . . 334
Apologie . . . . —
Apono (Peter) . —
Apophthegma . . —
Apoplexie, s. Schlagfluß —
Aporetiker, s. Skeptiker . . . . . —
Aposiopesis . . —
Apostasie, s. Häresie —
Apostel . . . . . —
Apostelbrüder . . 335
A posteriori, s. A priori . . . . —
Apostolisch . . . . —
Apostolisches Symbolum . . . . . —
Apostoolen, s. Taufgesinnte . . . . —
Apostroph . . . . —
Apostrophe . . . —
Apotheke, Apothekergewicht, Apothekertaxe 336
Apothekerkunst . —
Apotheose . . . 338
Appell . . . . . —
Appellation . . 339
Appellationsgerichte 340
Appenzell . . . 342
Appetit . . . . —
Appiani (Andrea — Giuseppe) . . —
Appianus . . . 343
Appische Straße . —
Appius (Claudius Crassinus) . . —

Seite

Applicatur, s. Fingersetzung . . . 344
Appoggiato . . —
Approchen, s. Laufgräben . . . . —
Approximation . —
April 345
Aprilschicken . . —
A priori . . . —
Apsiden . . . . —
Apulejus (A. Lucius) —
Apulien . . . 346
Aquäduct . . . . —
Aquarell, s. Wasserfarben . . . 347
Aquatinta . . . —
Aqua Tofana . . —
Äquator . . . 348
Aquaviva, s. Jesuiten 349
Aquila . . . . —
Aquileja . . . —
Äquilibrisch . . —
Äquinoctialstürme . —
Äquinoctium . . —
Äquipollenz . . 350
Aquitanien . . . —
Äquivalenz . . . —
Ära, s. Chronologie —
Arabeske, s. Grotteske —
Arabici . . . . —
Arabien . . . . —
Arabische Literatur und Sprache . . . 353
Arabischer Meerbusen, s. Rothes Meer 357
Arachne . . . . —
Arachnides . . . —
Arago (Dominique François) . . . —
Aragon 358
Arak . . . . . —
Arakatscha . . . —
Aral . . . . . —
Aranda (Pedro Pablo Abaraca de Bolea, Graf von) . . 359
Aranjuez . . . . —
Aräometer . . . —
Ararat 360
Aratus von Sicyon —
Aratus aus Soli . —
Araucos . . . . —

Seite

Arbeit 361
Arbeitshäuser . . 363
Arbeitslohn . . . —
Arbela 364
Arbiter . . . . —
Arbitrage . . . —
Arc (Jeanne d'), s. Jeanne d'Arc . —
Arcade . . . . . —
Arcadius . . . . —
Arcanum, Arcani disciplina . . 365
Arcesilaus . . . —
Archaismus . . . —
Archangelsk . . . 366
Archäologie . . . —
Arche 367
Archenholz (Joh. Wilh. v.) . . —
Archi 368
Archidiakonus . . —
Archilochus . . 369
Archimandriten . 370
Archimedes . . . —
Archipelagus . . 371
Architektonik, Architektur, s. Baukunst . . . —
Architrav, s. Säule —
Archiv . . . . . —
Archon . . . . . —
Archytas . . . . —
Arcole . . . . . —
Arçon (Jean Claude Eleonore le Michaud von) . . 372
Ardennen . . . . —
Ardey . . . . . —
Are . . . . . . —
Arelat . . . . . —
Aremberg (Herzogthum — Prosper Ludwig — Paul — Peter von) . —
Arena, s. Amphitheater . . . 373
Arendt (Martin Friedr.) . . . —
Areopagitische Theologie, s. Dionysius Areopagita 374
Areopagus . . . —

	Seite
Ares, s. Mars	374
Arethusa	—
Aretin (Adam — Georg — Christoph, Freih. v.)	—
Aretino (Pietro)	375
Argens (Jean Baptiste de Boyer, Marquis d')	376
Argenson (Boyer, Marquis d')	377
Argent	378
Argentan	—
Argentinische Republik, s. Buenos-Ayres	—
Argiphontes	—
Argolis	—
Argonauten	379
Argos	380
Argos, s. Argolis	381
Arguelles (Augustin)	—
Argumentum	—
Aria	—
Ariadne	382
Arianer	—
Arie	383
Ariman, s. Dämon	384
Arimaspen	—
Arion	—
Ariosto (Lodovico)	385
Aristänetus	386
Aristäos	—
Aristarchus von Samos	—
Aristarchus von Samothrace	—
Aristäus	—
Aristides der Gerechte	387
Aristides (Älius)	—
Aristipp	388
Aristobulus	—
Aristokratie	389
Aristokratismus	—
Aristophanes	393
Aristophanes von Byzanz	394
Aristoteles	395
Aristoxenus	397
Aristyll	—
Arithmetik	—
Arius, s. Arianer	397
Arkadien	—
Arkadier (Akademie der)	398
Arkebuse	—
Arkon	—
Arktisch	—
Arkwright (Sir Richard)	399
Arlay	—
Armada	—
Armatolen und Klephten	400
Armbrust	—
Armee, s. Heer	401
Armencolonien	—
Armenien	402
Armenische Literatur	404
Armenschulen	405
Armenwesen	406
Armfelt (Gust. Mor., Baron)	409
Arminianer, s. Remonstranten	410
Arminius, s. Hermann	—
Armorica	—
Arnaud (François Thomas Baculard d')	—
Arnauld (Antoine — Robert — Antoine	—
Arnault (Antoine Vincent — Lucien Emile)	411
Arnaut	412
Arnd (Joh.)	—
Arndt (Ernst Moritz)	413
Arne (Thomas Augustin)	414
Arnheim	—
Arnim (Ludw. Achim von)	—
Arnobius der Ältere	415
Arnobius der Jüngere	—
Arnold von Brescia	416
Arnold (Joh.)	—
Arnold (Christoph)	417
Arnoldi (Johannes v.)	—
Arnoldisten, s. Arnold von Brescia	418
Arnould (Sophie)	—
Arnsberg	418
Arpeggio	—
Arpent, s. Maße und Gewichte	419
Arras	—
Arrende	—
Arrest	—
Arrhidäus	420
Arria	—
Arrianus	—
Arrièregarde	421
Arrighi, Herzog von Padua	—
Arroba, s. Maße und Gewichte	—
Arrosiren	—
Arschin, s. Maße und Gewichte	—
Arsenik	—
Arsinoe	422
Arsis, s. Rhythmus	—
Artaxerxes (Longimanus — Mnemon — Ochus)	—
Artemidorus der Geograph	—
Artemidorus Daldianus	423
Artemidorus der Grammatiker	—
Artemis, s. Diana	—
Artemisia (Königin von Karien — Königin von Halikarnaß)	—
Artemon, Artemoniten	—
Arterien, s. Adern	—
Artesische Brunnen	—
Artigas (José d')	424
Artikel	425
Artillerie	—
Artischocke	430
Artus	—
Arundelianischer Marmor, s. Marmorchronik	—
Arzneikunde	—
Arzt	—
As	432
Asbest	433
Ascanius	—

Artikel	Seite
Ascendenten, s. Absteigende Linie	433
Ascension, s. Aufsteigung	—
Ascension (Insel)	—
Asceten	—
Aschaffenburg	434
Asche	435
Äsche	—
Aschenkrug, s. Urne	—
Aschermittwoch	—
Äschines (der Sokratiker — der Akademiker)	—
Äschines der Redner	436
Äschylus	—
Asen, s. Nordische Mythologie	437
Ashanti	—
Asiatische Gesellschaften und Museen	438
Asien	439
Asioli (Bonifacio)	445
Askanien	446
Askariden	—
Asklepiaden	—
Asklepiadeische Verse	447
Äskulap	—
Asmai	448
Asmannshäuser Wein	—
Asmodi	—
Äsopus	449
Asopus	—
Asow, Asowsches Meer	—
Aspasia	—
Aspecte	450
Asper	451
Aspern und Eßlingen	—
Asphyxie, s. Scheintod	—
Assas (Nicolas Chevalier d')	—
Assassinen, s. Ismaeliten	452
Assecuranz	—
Assemani (Joseph Simon — Joseph Aloysius — Stephan Erodius)	—
Assiento	453
Assignat	—
Assignation	—
Assimilation	453
Assisen	454
Association	457
Association der Ideen	—
Assonanz	458
Assumption	—
Assyrien	—
Ast	459
Astarte	—
Asteriscus	—
Asthenie	—
Ästhetik	—
Ästhetisch	461
Astorga (Emanuele d')	462
Asträa	—
Astrachan	—
Astralgeister	463
Astrognosie	—
Astrolabium	464
Astrologie	—
Astronomie	465
Asturien	469
Ätzung	470
Asyl	—
Asymptote	—
Asyndeton	—
Atalanta (von Arkadien — von Pyros)	471
Ataraxie, s. Skepticismus	—
Ate	—
Atellanen	—
Ath	—
Athalia	472
Athamas	—
Athanasius der Heilige	—
Athanasianisches Symbolum, s. Nicäa	474
Atheismus	—
Athem	—
Athen	475
Athenagoras	480
Athenäus	—
Athene, s. Minerva	—
Äther	—
Äthiopier	—
Athleten	481
Athmen	—
Athos	—
Ätiologie, s. Pathologie	482
Atlanten	482
Atlantis	—
Atlantisches Meer	—
Atlas	—
Atmometer	483
Atmosphäre	—
Atmosphärische Luft, s. Gasarten	484
Atmosphärologie	—
Ätna	—
Ätolien	485
Atomen	—
Atonie	486
Atreus	—
Atriden, s. Agamemnon	—
Atrophie	—
Atropos, s. Parzen	487
Attacca	—
Attentat	—
Atterbom (Daniel Amadeus)	—
Attika	488
Attika (Bauk.)	490
Attila	—
Attische Philosophie	492
Attitude	—
Attraction, s. Anziehung	493
Attribut	—
Atys (der Phrygier — der Trojaner — der Lydier)	495
Ätzkunst, s. Kupferstecherkunst	—
Ätzstein, s. Kali	—
Aubaine (droit d')	—
Auber (David François Esprit)	496
Aubry de Montdidier	497
Auburn	—
Auckland (William Eden, Baron)	—
Auctor	498
Audh	—
Audebert (Jean Baptiste)	—
Audianer, s. Anthropomorphismus	499
Audienz	—
Auditeur	—
Auditor	—

Seite

Audran (Gérard — Claude — Germain — Benoit — Jean — Louis) . . 499
Aue 500
Auerbach . . . —
Auersberg (Fürsten und Grafen von — Karl — Anton Alexander —
Auerstädt (Schlacht bei), s. Jena (Schlachten bei) 501
Aufbereitung . . —
Aufenthalts- oder Sicherheitskarten . 502
Auferstehung . . —
Auffodern . . . —
Aufführung . . 503
Aufgang der Sterne 504
Aufgebot . . . —
Aufkauf . . . 505
Aufklärung . . —
Auflage . . . —
Auflösung . . . 506
Aufmerksamkeit . —
Aufnehmen, s. Messung . . . 507
Aufriß . . . . —
Aufrollen . . . —
Aufruhr . . . —
Aufschrift . . . 508
Aufstand, s. Aufruhr und Insurrection —
Aufsteigende Linie, s. Absteigende Linie —
Aufsteigung . . . —
Auftritt, s. Schauspiel —
Auge . . . . —
Augenheilkunde . 510
Augenlid . . . 511
Augenmaß, s. Messungen . . . . —
Augenpflege . . —
Augenpunkt . . 513
Augereau (Pierre François Charles), Herzog von Castiglione —
Augias, s. Hercules 514
Augsburg . . . —
Augsburgische Confession . . . 515
Augurn . . . . —

Seite

August 516
August I., Kurfürst von Sachsen . —
August II. (Friedrich), Kurf. von Sachsen 519
August III. (Friedr.), Kurf. von Sachsen 522
August (Emil Leop.), Herzog zu Sachsen-Gotha . . . 524
August (Friedr. Wilh. Heinr.), Prinz von Preußen . . 526
Augustinus (Aurelius), Augustiner . . —
Augustinus, Apostel der Engländer . 527
Augustulus (Romulus Momyllus) 528
Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavius) —
A und O . . . 531
Aunoy (Marie Katherine Jumelle de Berneville, Gräfin v.) . . . 532
Aurelius Victor, s. Victor . . . . —
Aureng-Zeyb . . —
Aurengabad . . 533
Aurich . . . . —
Aurikel . . . . —
Aurora 534
Ausbeute . . . —
Ausbruch . . . —
Ausdehnung, s. Expansion und Elasticität —
Ausdruck . . . —
Ausdünstung . . 535
Ausfall . . . 537
Ausgabe . . . —
Ausgeding . . . —
Ausgrabungen . . —
Auslegung, s. Exegese, Hermeneutik . 539
Auslieferung . . —
Ausnahmegesetze . 540
Ausoner, Ausonia . 542
Ausonius (Decius Magnus) . . —
Auspicien, s. Augurn 543
Aussatz . . . —

Seite

Ausschnitt . . . 543
Außenwerke . . —
Ausspielungsgeschäft 544
Ausstattung, s. Aussteuer . . . —
Ausstellung . . 545
Aussteuer . . . 546
Aussüßen . . . —
Auster . . . . —
Austerlitz (Schlacht und Waffenstillstand) 547
Austrägalinstanz . 550
Australasien . . 551
Australien . . . —
Australocean, s. Südsee 555
Auswanderung . . —
Auswechselung der Kriegsgefangenen, s. Kriegsgefangene 557
Ausweichung . . —
Auszehrung, s. Schwindsucht . 559
Autenrieth (Johann Heinr. Ferd. v.) —
Auteuil . . . . —
Authentie . . . 560
Auto da Fe, s. Inquisition . . . 561
Autodidakten . . —
Autographisch . . —
Autokratie . . . —
Autolycus . . . —
Automat . . . —
Autonomie . . 562
Autopsie . . . —
Auvergne . . . —
Auzout (Adrian) . —
Ava . . . . . —
Avanien . . . 563
Avantgarde . . . —
Avant la lettre, s. Kupferdruck . . . —
Avaren . . . . —
Avarie, s. Haverei . —
Avellino . . . —
Ave Maria, s. Englischer Gruß . . 564
Aventinus (Joh.) . —
Aventurin . . . —
Averno . . . . —
Averrhoes . . . —

	Seite
Avers, s. Münzkunde	565
Avianus (Flavius)	—
Avicenna	—
Avienus (Festus Rufus)	—
Avignon	—
Avila	566
Axel, s. Absalon	—
Axiom	—
Axum	567
Ayrer (Jak.)	—
Azara (Jos. Nic. von)	568
Aziluth	—
Azimuth	—
Azincourt (Schlacht bei)	569
Azoren	—
Azymiten	570

B.

	Seite
B	—
Baader (Joseph — Clemens Ludwig — Franz Xaver von)	—
Baaken	571
Baal	—
Babirussa	572
Babo (Franz Joseph Maria v.)	—
Babrius, s. Äsopus	—
Babur, s. Mongolen	—
Babylonien	—
Baccalaureus	574
Bacchius, s. Rhythmus	—
Bacchus, Bacchanalien	—
Bacchylides	576
Baccio della Porta	—
Bacciocchi (Felice Pasquale—Maria Anna Elisa Bonaparte)	—
Bach (Joh. Sebastian — Joh. Christoph — Wilh. Friedemann — Karl Phil. Emanuel — Joh. Christoph Friedr. — Joh. Christian)	577
Bachaumont (Franç. le Coigneux)	578
Backhuysen (Ludolf)	—
Baco (Roger)	579
Bacon (Francis, Baron von Verulam)	580
Bacon (John)	583
Badajoz, (Friede zu)	—
Baden (Großherzogthum — Landstände)	—
Baden (in Baden — in Niederöstreich — in der Schweiz)	589
Baden (Friede zu), s. Rastadt	591
Baden (Jak. — Soph. Luise Charlotte — Gustav Ludwig — Thorkil)	—
Baden-Baden (Ludw. Wilh., Markgr. v.), s. Ludw. Wilh. I.	592
Bäder	—
Badeschwamm	594
Baert (Jean)	—
Baffinsbai	595
Bagdad	—
Baggesen (Jens)	596
Bagno	598
Bagnocavallo	—
Bahama- oder Lucayainseln	—
Bahia	—
Bahrdt (Karl Friedr.)	—
Bahrrecht, s. Ordalien	599
Bai	600
Baiern (Königreich — Landstände)	—
Baillot (Pierre)	611
Bailly (Jean Sylvain)	—
Baireuth (Fürstenthum, s. Anspach — Stadt)	612
Baize	—
Bajaderen	613
Bajá	—
Bajazet I.	—
Bajazzo	614
Bajonnet, s. Bayonnet	—
Bajus (Michael)	—
Balanen	614
Balbek	—
Balboa (Vasco Nuñez de)	615
Balde (Jakob)	—
Balduin III.	616
Baldung (Hans)	—
Balearen	—
Balkan	617
Balkh	—
Ball	—
Ballade und Ballate, s. Romanze	—
Ballast	618
Balle (Nicolai Edinger)	—
Ballei	—
Ballenstedt	619
Ballet	—
Ballhorn (Joh.)	—
Ballistik	620
Ballotage	—
Ballspiel	—
Balsame	—
Balsamiren	621
Baltimore	—
Baltisches Meer	622
Balzac (Jean Louis Guez de)	623
Bamberg (Stadt und Bisthum)	—
Bambocciaden	624
Bambus	—
Ban	—
Banat	625
Banca	626
Banda, s. Gewürzinseln	—
Banda (Musik)	—
Banda oriental, s. Montevideo und Uruguay	—
Bandello (Matteo)	—
Bande noire	627
Bänder	—
Banderien	—
Bandettini (Teresa), s. Improvisatoren	628
Bandit	—
Bandwurm	—
Baner (Joh.)	629
Bank	—

Seite
Bank (Kriegsbaukunst) . . . 638
Bankassignationen, s. Assignationen . —
Bankiers . . . . —
Banknoten . . . 639
Bankrott, s. Falliment —
Banks (Sir Joseph) —
Bann, s. Kirchenbann und Acht . . 640
Banner (Joh.), s. Baner . . . —
Banner . . . . —
Banquet . . . . —
Banz . . . . . —
Baphomet . . . 641
Baptist, s. Taufgesinnte . . . . —
Bär . . . . . —
Bär (Kriegsbaukunst) . . . 642
Baratier (Jean Philippe) . . . . —
Barattohandel . . 643
Barbarelli (Giorgio), s. Giorgione . . —
Barbaresken . . . —
Barbarismen . . 648
Barbie du Bocage (Jean Denis) . —
Barbier (Anton Alexander) . . . . —
Barbieri (Giovanni Francesco), s. Guercino . . —
Barbour (John) . 649
Barcarolla . . . —
Barcelona . . . —
Barclay (John) . 650
Barclay (Robert) . —
Bardale . . . 651
Barden . . . . —
Bardesanes . . . —
Bardiet . . . 652
Bardili (Christoph Gottfr.) . . . —
Barfüßermönche . 653
Baring (Alexander — Franc. — Thom. — Henry — George) —
Bariton 654
Barka . . . . . —

Seite
Barke 654
Barker (Edmond Henry) . . . —
Barkochba (Simon) 655
Barbaam . . . . —
Barlow (Joel) . . —
Barmen . . . 656
Barmherzige Brüder und Schwestern, s. Brüderschaften . 657
Barnabas . . . —
Barnabiten . . . —
Barnave (Ant. Pierre Joseph Maria) . —
Barneveldt (Joh. van Olden), s. Oldenbarneveldt . . —
Barocci oder Barozzi (Federico) . . 658
Barock . . . . —
Barometer . . . —
Baron (Michel) . 660
Baron, Baronet . —
Baronius (Cäsar) . 661
Barras (Paul François Jean Nicolas, Vicomte de) . 662
Baratterie . . . 663
Barre (Münzwesen) —
Barre (Engl. Gerichtsverf.) . . —
Barrier (Bertrand, Baron de Vieuzac) . . . . —
Barri (Marie Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), s. Dubarri . . 664
Barrieretractat . . —
Barrikaden . . . —
Barros (Joaõ de) . —
Barrow (Isaak) . 665
Barrow (John) . 666
Barry (James) . —
Bart . . . . . —
Bartels (Joh. Heinr.) . . . 667
Barth-Barthenheim (Geschlecht — Johann Bapt. Ludw. Ehrenreich, Graf von) . . . 668

Seite
Barthel . . . 668
Barthélemy (Jean Jacques) . . . 669
Barthélemy (François) . . . 670
Barthez (Paul Jos.) —
Bartholin (Kaspar — Thomas) . . 671
Bartholomäer . . —
Bartholomäus . . —
Bartholomäusnacht, s. Bluthochzeit . —
Bartolozzi (Francesco) —
Barton (Elisabeth) 672
Bartsch (Joh. Adam Bernh. v. — Friedr. Jos. Adam) . . —
Baryt, Barytum . 673
Baryton, s. Bariton —
Basalt . . . . —
Baschkiren . . . 674
Basculesystem . . —
Basedow (Joh. Bernh.) . . . —
Basel (Stadt und Canton) . . 675
Basel (Kirchenversammlung zu) . 676
Basel (Friedensschlüsse zu) 679
Basilika . . . . —
Basilides, s. Gnosis 680
Basilisk . . . . —
Basilius, Basilianer —
Basis . . . . . —
Basken 682
Baskerville (John) —
Basrah 683
Basrelief . . . . —
Baß 684
Bassanello . . . —
Bassano . . . . —
Basselisse, s. Tapeten —
Basse taille . . . —
Bassethorn . . . —
Bassompierre (François de) . . . 685
Basson, s. Fagott . —
Bastard . . . . —
Bastia . . . . . —
Bastille 686
Bastion 687

	Seite
Bastonnade	687
Bataillon	—
Batalha	688
Bataver	—
Batavia	—
Bath	689
Bathori (Wenzelin — Opos — Stephan — Stephan III. — Christoph — Sigismund — Andreas — Gabriel)	690
Bathos	—
Bathyllos (aus Alexandrien — aus Samos)	691
Batist	—
Batocken	—
Batoni (Pompeo Girolamo)	—
Batrachier	—
Batrachomyomachia	692
Batterie	—
Batteux (Charles)	693
Battuecas (Las)	694
Bauart	695
Bauchredner	—
Baudin (Nicolas)	696
Bauerhof	—
Bauernkrieg	697
Bauernstand	698
Baukunst	699
Baum	706
Baumannshöhle	707
Baumgarten (Siegmund Jakob)	—
Baumgarten (Alexander Gottlieb)	708
Baumschlag	—
Baumwerke	709
Baumwolle	—
Baumwollengarne, s. Twiste	710
Baumwollenspinnmaschinen, s. Spinnmaschinen	—
Baumwollenzeuche	—
Bause (Joh. Friedr. — Juliane Wilh.)	—
Bautzen	711
Bautzen und Wurschen (Schlacht bei)	—
Bavius und Mävius	713
Bayard (Pierre du Terrail, Herr v.)	—
Bayer (Joh.)	715
Bayle (Pierre)	—
Baylen	717
Bayonne	—
Bayonnet	718
Bazar	719
Beatification	—
Beaton oder Bethune (David)	—
Beattie (James)	720
Beaucaire	—
Beauharnais (François, Marquis de)	—
Beauharnais (Alexander, Vicomte de)	—
Beaumarchais (Pierre Augustin Caron de)	721
Beaumont (Francis) u. Fletcher (John)	722
Beaune	723
Beaune (Florimond)	—
Bebung	—
Beccaria (Giovanni Battista)	—
Beccaria (Cesare Bonesano, Marchese di)	724
Becher (Joh. Joach.)	—
Bechstein (Joh. Matthäus)	725
Bechteltag	—
Beck (Christian Daniel)	—
Becken	726
Becker (Wilh. Gottl.)	—
Becker (Rud. Zach.)	727
Becket (Thomas)	728
Beckmann (Joh.)	729
Beda	—
Beddoes (Thomas)	—
Bedeckter Weg	730
Bedingung	—
Bedlam, s. London	731
Beduinen	—
Bedürfniß	732
Beelzebub	—
Beer (Meyer — Michael)	—
Beerdigung	733
Beethoven (Ludw. van)	—
Befana	735
Befestigungskunst, s. Kriegsbaukunst	—
Befriedigung	—
Befruchtung	—
Befugniß	736
Beg	—
Begas (Karl)	—
Begehrungsvermögen	737
Begeisterung	—
Beghatden, s. Beguinen	—
Begierden	—
Beglaubigungsschreiben, s. Gesandte	—
Begleitung	—
Beglerbeg	738
Begnadigung	—
Begräbniß	—
Begriff	739
Begrüßung	740
Beguinen, Begutten	742
Behaim (Martin)	743
Behandlung	—
Behr (Wilh. Jos.)	—
Beichtbrief	744
Beichte	745
Beichtsiegel	—
Beil (Joh. Dav.)	—
Beilager	746
Beilbrief	—
Beilegen	—
Beiram	—
Beireis (Gottfr. Christoph)	—
Beispiel	747
Beitöne	—
Beiwerk	748
Beiwort	—
Beizen	—
Bekenner	749
Bekker (Balthasar)	—
Bekker (Immanuel)	—
Bekker (Elisabeth)	750
Bekleidungsmaterialien	—
Bel, s. Baal	—
Belagerung	—

Seite
Belehnung . . . 751
Beleidigung . . . —
Belem . . . —
Beleuchtung . . . 752
Belfast . . . —
Belgien . . . —
Belgrad . . . 755
Belial . . . —
Belidor (Bernard Forest de) . . . —
Belisar . . . 756
Bell, s. Lancaster's und Bell's System . . . 757
Belladonna . . . —
Bellamy (Jakob) . . . —
Bellarmin (Robert) . . . —
Belle-Alliance, s. Waterloo . . . —
Bellegarde (Graf v.) . . . —
Belleisle (Charles Louis Auguste Fouquet, Graf v.) . . . 758
Bellerophon . . . —
Bellevue . . . 759
Bellini (Giacomo — Gentile — Giovanni) . . . —
Bellman (Karl Michael) . . . —
Bellona . . . 760
Belloy (Pierre Laurent Buyrotte de) . . . —
Bell-Rock . . . 761
Belt, großer und kleiner . . . —
Beludschistan . . . —
Belvedere, s. Bellevue . . . 762
Belzoni (Giambatista) . . . —
Bembo (Pietro) . . . 763
Ben . . . 764
Benares . . . —
Benda (Franz) . . . 765
Benda (Georg) . . . 766
Bendavid (Lazarus) . . . —
Bender . . . 767
Benedict der Heilige . . . —
Benedict XIV. . . . 768
Benedictbeurn . . . 769
Benedictiner . . . —
Benediction . . . 770
Benevento . . . —
Bengalen, s. Indien . . . 771

Seite
Bengel (Joh. Albr.) . . . 771
Benjowsky (Mor. Aug., Graf v.) . . . —
Benningsen (Levin August Theophile, Graf v.) . . . 772
Bruno der Heilige . . . 773
Bensley (Thomas) . . . 774
Bentham (Jeremy) . . . 775
Bentheim (Grafschaft — Fürst Emil — Alexius — Wilhelm) . . . 776
Bentivoglio (Cornelio) . . . 777
Bentley (Richard) . . . —
Benzel-Sternau (Christian Ernst, Graf v. — Gottfried, Graf von) . . . 778
Benzenberg (Joh. Friedr.) . . . 779
Benzoe . . . —
Beobachtung . . . 780
Béranger (Pierre Jean de) . . . —
Berberei, s. Barbaresken . . . 781
Berbice . . . —
Berchtesgaden . . . —
Berchtold (Leopold, Graf v.) . . . 782
Bercy . . . 783
Beredtsamkeit . . . —
Berengar von Tours . . . 784
Berenhorst (Georg Heinr. von) . . . —
Berenice . . . —
Beresford (William, Baron B., Herzog v. Elvas und Marquis von Campo Mayor) . . . 785
Beresina . . . —
Berettini (Pietro), s. Cortona (Pietro di) . . . 786
Berg . . . —
Bergakademien . . . 787
Bergamo . . . —
Bergasse (Nicolas) . . . 788
Bergbau, Bergbaukunde, Bergbaukunst, s. Bergwerke . . . 788

Seite
Berge . . . —
Bergen, Bergelohn . . . 791
Bergen . . . —
Bergen op Zoom . . . —
Bergerac . . . 792
Berggerichte . . . —
Berghem (Nikolaus) . . . —
Bergisches Buch, s. Concordienformel . . . 793
Bergman (Torbern Olof) . . . —
Bergprofil . . . 794
Bergrecht . . . —
Bergregal . . . 795
Bergstraße . . . 796
Bergwerke . . . —
Bergwerkskunde, s. Bergwerkswissenschaften . . . 801
Bering (Vitus) . . . —
Beringsstraße . . . —
Berka . . . 802
Berkeley (Georg) . . . —
Berlichingen (Götz von) . . . 803
Berlin . . . —
Berlinerblau . . . 809
Berme . . . 810
Bern . . . —
Bernadotte, s. Karl XIV. Johann . . . 813
Bernardin de Saint-Pierre, s. Saint-Pierre . . . —
Bernauer (Agnes) . . . —
Bernburg . . . —
Berner (Friedr. Wilh.) . . . —
Bernhard von Clairvaux . . . 814
Bernhard, Herzog von Weimar . . . —
Bernhardi (August Friedr.) . . . 816
Bernhardiner, s. Cistercienser . . . —
Bernhardsberg . . . —
Berni (Francesco) . . . 817
Bernini (Giovanni Lorenzo) . . . 818
Bernis (Franç. Joach.

	Seite
de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de)	819
Bernoulli (Jakob — Johann — Nikolaus — Daniel — Johann — Johann — Jakob)	820
Bernstein	821
Bernstorff (Joh. Hartwig Ernst Graf v. — Andr. Peter — Christian)	822
Berri (Charles Ferd., Herzog v. — Karoline Ferdinande Luise Herzogin v.)	824
Berruguate (Alonso)	825
Berserker	—
Berthier (Alexander)	826
Berthold	—
Berthollet (Claude Louis, Graf von)	827
Berthoud (Ferdinand — Ludwig)	—
Bertoli (Giovanni Domenico, Graf)	828
Berton (Henri Montan)	—
Bertrand (Henri Chretien, Graf)	—
Bertuch (Friedr. Justin)	829
Beruf	830
Bervic (Charles Clement)	—
Berwick (James Fitz-James, Herzog v.)	—
Beryll, s. Smaragd	831
Berzelius (Jakob)	—
Besançon	832
Besatzung	—
Besborodko (Alexander, Fürst)	833
Beschauung	—
Beschicken	—
Beschneidung	834
Beschreibung	—
Besessene	835
Besitz	—
Besprechen, s. Magie	836
Bessarabien	—
Bessel (Friedr. Wilhelm)	837
Bessières (Armand), Herzog von Istrien	—
Besteck	838
Besteuerung, s. Abgaben u. Steuerfreiheit	—
Bestimmung des Menschen	—
Bestreichen	—
Bestucheff (Riumin Alexei, Graf von)	839
Betastung, s. Sinn und Gefühl	—
Betel	—
Beten	—
Betfahrt	840
Betglocke	—
Bethesda	—
Bethlehem	—
Bethlehemiten	841
Bethlen (Gabriel)	—
Bethmann (Friederike Aug. Konradine)	—
Betonung, s. Accent	842
Betrug	—
Bettelei	—
Bettelmönche	843
Bettinelli (Saverio)	—
Bettung, s. Batterie	844
Beurtheilung	—
Beutel	—
Beutelthier	—
Bevölkerung	845
Bewässerung	847
Beweglichkeit	—
Bewegung	—
Bewegung der Erde	848
Bewegung (Partei b.)	850
Beweis	851
Bewußtsein	853
Bey oder Beg	854
Beza (Theodor)	—
Bezeichnung	855
Bezifferung	856
Bezoarsteine	—
Bhagavit Gita, s. Indische Literatur	857
Bhavabutis	—
Bialowiser Haide	—
Bianchini (Francesco)	—
Bias	858
Bibbiena (Fernando — Antonio — Giuseppe — Alessandro)	858
Bibel	—
Bibelgesellschaften	863
Bibelverbot	866
Biber	867
Biberich	868
Bibliographie	—
Bibliomanie	870
Bibliothekar	872
Bibliotheken	873
Biblische Alterthumskunde	874
Biblische Dogmatik oder Theologie	—
Biblische Einleitung	875
Biblische Erdbeschreibung	876
Biblische Geschichte	—
Bicètre	877
Bidassoa	—
Bidpai oder Pilpai	—
Bielshöhle	878
Bienen, Bienenzucht	—
Bienenrecht	879
Bier	880
Biester (Joh. Erich)	881
Bièvre (Marschall, Marquis von)	882
Bigamie	—
Bignon (Louis Ed.)	—
Bigot	883
Bilanz	884
Bilbao	—
Bild	—
Bildende Künste	886
Bilderbrot	—
Bilderdijk (Willem)	—
Bilderstürmer	888
Bildgießer, s. Rothgießerei	889
Bildhauerkunst	—
Bildnerei	897
Bildniß, s. Portrait	—
Bildung	—
Bildungstrieb	901
Biledulgerid	—
Biliner Sauerbrunnen	—
Bill	902
Billigkeit	903

Seite
Billington (Mistreß) 904
Bingerloch, s. Rhein —
Bingley —
Binocular-Teleskop —
Binomisch 905
Biographie, s. Lebensbeschreibung —
Biologie und Biometrie, s. Leben —
Bion —
Björnståhl (Jakob Jonas) —
Biot (Jean Baptiste) 906
Birckner (Mich. Gottlieb) —
Bird —
Biren (Ernst Joh. v.), s. Biron 907
Birken (Siegmund v.) —
Birkensaft —
Birkenstock (Johann Melchior, Edler von) 908
Birmanisches Reich —
Birmingham 909
Biron (Charles de Gontaut, Herzog von) 910
Biron (Ernst Joh. von) 911
Bisamthier 912
Biscaya —
Bischof —
Bischoff (Ign. Rud.) 913
Bischöfliche Kirche, s. Englische Kirche 914
Bischofsmütze —
Bischofsstab —
Bischofswerder (Joh. Rud. v.) —
Bismark (Friedr. Wilh. Graf v.) 915
Bison 916
Bithynien 917
Bitsch —
Bittersalz —
Bivouac —
Bizarrerie 918
Black (Joseph) —
Blackfisch, s. Sepia 919
Blackstone (William) —
Blair (Hugh) —
Blake (Robert) 920
Blanchard (François) —
Blanco, s. Blanket —
Blandrata (Giorgio) —
Blangini (Giuseppe Marc. Mar. Felice) 921
Blankenburg —
Blankenburg (Christian Friedr. von) —
Blänkern —
Blanket 922
Blasenwurm —
Blasien (St.-) —
Blasinstrument, s. Instrument 923
Blason, s. Heraldik —
Blässe —
Blatt 924
Blattern 925
Blattlaus 926
Blattwespe —
Blauer Montag —
Blaufarbe, Blaufarbenwerke, s. Kobalt —
Blausäure —
Blaustrumpf 927
Blech —
Blei 928
Bleichen 929
Bleichert, s. Rheinweine 930
Bleiloth —
Bleistift 931
Bleiweiß, Bleizucker, s. Blei —
Blendung —
Blenheim oder Blindheim 932
Blick, Blickfeuer —
Blinde 933
Blindenanstalten 934
Blindschleiche 936
Blitz —
Blitzableiter 937
Blitzröhren 938
Bloch (Marc. Elieser) —
Blockhaus 939
Blockiren —
Blocksberg, der große Brocken, s. Harz —
Bloemart oder Blom (Abraham — Cornelius — Adrian — Heinrich — Friedrich) —
Blomfield (Charles James — Edward Valentine) 940
Blondel —
Bloomfield (Robert) 941
Blücher (Gebhard Leberecht von — Graf Franz) —
Blumauer (Aloys) 943
Blume, Blüte 944
Blumen, künstliche 945
Blumenbach (Joh. Friedr.) 946
Blumenhandel in Holland —
Blumenorden, s. Pegnitzorden 947
Blumenspiele, s. Jeux floraux —
Blumensprache —
Blumenstück 948
Blumenuhr 949
Blut —
Blutbereitung, s. Assimilation 950
Blutegel —
Blüte, Blütenzeit 951
Bluter —
Blutgefäße, s. Adern —
Blutgeld —
Bluthochzeit (pariser) 952
Blutrache 954
Blutregen —
Blutsauger, s. Vampyr —
Blutschande 955
Blutsfreundschaft —
Blutstein —
Bluttaufe —
Blutzehent —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.